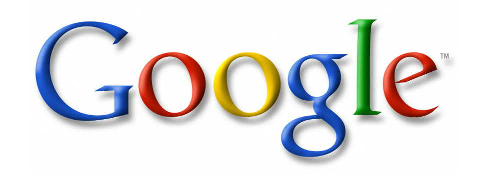
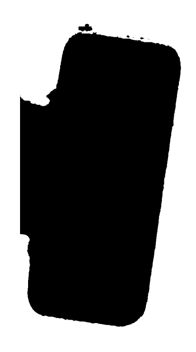





VE
RI
TAS

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1845.

Erster Band.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1845.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—181, Beilage Nr. 1, Literarischer Anzeiger Nr. I—XIV.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.

Register.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 1. —— 1. Januar 1845.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Alle Mitarbeiter haben neue Chiffren erhalten.

Mysterien-Literatur.

1. Eugen Sue's Mysterien von Paris. Übersetzt von u. s. w. u. s. w. u. s. w.
2. Die wahren Geheimnisse von Paris. Von Vidocq. Deutsch von L. Meyer.
3. Die Geheimnisse von London. Von Sir Francis Trollopp. Übersetzt von L. Eichler.
4. Die Geheimnisse von Wien. Von Julian Chownitz. Zwei Bände.
5. Geheimnisse aus der vornehmen Welt, dem Volks- und Klosterleben in Wien, Prag und Pesth. Von einem Unbekannten. Zwei Bände.
6. Mysterien von Berlin. Von L. Schubar.
7. Die Mysterien von Berlin. Von August Braß.
8. Geheimnisse von Petersburg. Ein Roman aus der Gegenwart.
9. Die Geheimnisse von Hamburg.
10. Die Geheimnisse von Amsterdam.
11. Geheimnisse von Altenburg.

Der Schneeball, wenn er Bewußtsein hätte, denkt nicht daran, daß er zur Lawine wird, die Hütten fortreißt, Wälder zerdrückt und Dörfer und Thäler überschüttet. Die Geschichte des Schneeballs wiederholt sich tausendfältig in der moralischen Welt, und das Vergnügen der kleinen Historiker von ehemals war es, den Leuten zu erzählen, wie alle große Ereignisse aus kleinen zufälligen Umständen erwachsen seien. Es war eine große Lust, das Große aufs Kleine zu reduciren. Als Eugen Sue seine „Mystères" schrieb — nein anfing; denn ihn selbst überkam es anders im Fortarbeiten, im Fortrollen, als er vorausgedacht, sein Werk wurde ihm selbst unter den Fingern ein verschiedenes von seinem ersten Plane —, als er daran schrieb, hatte er schwerlich gedacht, daß er eine Lawine ins Thal stieß, deren Wirkungen die moralische Welt in seinem Vaterlande und halb Europa erschüttern würden, und deren Gesumme und Gebrause uns noch jetzt in die Ohren dröhnt.

Was er gewollt hat, als er die Feder eintauchte, wissen wir nicht. Er hat es, aller Wahrscheinlichkeit nach, selbst nicht bestimmt gewußt. Jetzt versichert er es uns zwar, und wir glauben, daß er es selbst ernstlich glaubt. Es ist eine Macht über ihn gekommen, die ihn fortgerissen hat, eine Macht, die stärker ist als der Wille, eine Macht, die, wenn nicht alles, doch vieles Große in der Welt geschaffen hat, eine Macht, die sich in der ganzen Weltgeschichte geltend macht und die der belebende Geist der Poesie ist. Eine Dichtung, die nichts mehr wird, als was der Dichter, als er die Feder spitzte, sich dachte, wird selten ein Gedicht, das die Zeit überdauert. Es ist der Geist, der im Schaffen über den Poeten kommt, der ihn fortreißt, der das Unwillkürliche zur Nothwendigkeit setzt, was die Poesie über das poetische Rechnungsexempel erhebt. In mancher Beziehung erinnert Sue in seinen „Mystères de Paris" uns an Cervantes, als er den „Don Quixote" schrieb. Wohlverstanden und vorausgeschickt: wir wollen damit keinen Vergleich weder beider Werke noch beider Autoren anstellen. Cervantes' Werk schwebt ebenso hoch in den luftigen Räumen der Poesie als Sue's „Mystères" sich an die Materie und den Schmuz der Erde anklammern, und es ist nur selten, daß es ihm gelingt, sich davon zu lösen und eine höhere Sphäre zu erreichen. Aber der Schaffungsproceß hat einige Verwandtschaft. Cervantes ging von einer Idee aus, die im Grunde genommen sehr dürr ist, und kaum, ohne Zuthaten, ohne neue Zuströmungen, mehr Stoffes als zu einer witzigen Novelle geboten hätte. Aber sein dichterischer

Genius verkörperte diese Idee alsbald so kräftig, frisch und eigenthümlich, eine solche Mannichfaltigkeit von körnigen, poetischen Gestalten sprang aus der Erde vor ihm und neben ihm auf, daß sie ihn mit fortrissen und mit Blumengewinden, in lustigem Reigenklang, mit losen Scherzen und tief-ernsten Bildern den dürren Faden seinen Lesern und ihm selbst verbargen. Er gewann dadurch den Muth, weiter zu gehen, und Bände folgten den Bänden, und jeder blieb frisch und neu. Cervantes' Werk ist das Werk einer Reihe von Jahren, und während seine ersten Bücher von ganz Spanien verschlungen und bewundert wurden, sann er noch über die folgenden nach, und die Theilnahme, die Kritik, welche sie erweckten, blieben nicht ohne ermunternden und leitenden Einfluß auf die Fortsetzung, wie er denn sich und sein Werk zuletzt mithandelnd aufführt.

Das ist mit Sue in ungleich höherm Maße der Fall. Was er schrieb, ging sogleich in die Publicität über; er hatte kaum die Feder ausgewischt, so lasen schon die Pariser auf den noch feuchten Bogen der „Débats" was sie auf das Papier niedergeschrieben. Da konnte die Aufmerksamkeit, die Theilnahme, die lobende und die tadelnde Kritik des Tages nicht ohne bedeutenden Einfluß auf den Schriftsteller bleiben. Etwas Ähnliches, eine solche Wechselwirkung zwischen Publicum und Autor in einem längern Werke, ist vielleicht nie vorgekommen. Er konnte hinhorchen was gefiel, was misfiel, welche Charaktere, welche Richtungen besonders ansprachen, und der speculative Kopf, der fast jeder französische Schriftsteller ist, fand leichte Arbeit, sich die Gunst des Publicums zu erhalten oder womöglich noch zu steigern, indem er nur der Lust und Neugier seiner Leser zu folgen brauchte. Mochte er nicht auch ausgesprochene Vermuthungen, welche Wendung eine Katastrophe, ein Charakter nehmen könne, mit anhören, und mit einem Male war ihm gegeben, es war gefunden, wonach er selbst noch suchte? Diese Fabrikationsthätigkeit, der ältern Literatur in ihrer Ehrbarkeit fremd, gehört heute nicht so ausschließlich, als wir anzunehmen geneigt sind, Frankreich an. Wo wird nicht gehascht nach den leisen Luftzügen der Neigung, des Kitzels im Publicum! Der Schriftsteller ist nur zu oft der obligate Componist der Melodien, welche es sich vorsummt. Mich erinnert dies an das erste Auftreten eines jungen Schriftstellers aus meiner Bekanntschaft, der jetzt auch schon gestorben ist. Als ganz junger Mensch befand er sich vor etwa 20 Jahren, ein stummer Begleiter eines ältern Verwandten, in einem namhaften deutschen Bade, wo eine Schauspielergesellschaft ihre Vorstellungen gab und die Theilnahme der Tischgesellschaft im Curhause auf sich zog. An jedem Mittage wurden die Darstellungen des vorigen Abends, in Ermangelung anderer Gespräche, sehr lebhaft besprochen. Am Orte erschien zwar ein Tageblatt, welches sich aber bis da mit Theaterkritiken nicht abgegeben hatte. Plötzlich brachte es Recensionen über die Stücke und die Darsteller, welche von der Gesellschaft mit großer Aufmerksamkeit gelesen wurden, und von Einzelnen mit um so größerer, als sie darin ihre eigenen Ansichten mit klaren Worten wiedergegeben fanden. Man fragte nach dem geistreichen Kritiker, aber er war nicht zu entdecken. Sein Ansehen stieg mit jedem Tage, denn jeden Mittag fand Jeder im Blatte gedruckt, was er selbst gestern Abend über das Schauspiel gedacht und gesprochen. Der unbekannte Kritiker war ein ausgezeichneter Mann, da Jeder sich in ihm wiederfand; denn Niemand kam auf den Gedanken, daß er selbst das Original sei, und die gedruckten Artikel nur die Copie, der Nachhall seiner Worte. Und doch war es so, wie später der Oheim des jungen Menschen zu seiner großen Verwunderung und Belustigung entdeckte. Sein schweigsamer Neffe, ein Knabe von kaum 15 Jahren, dem man bis da kaum in der Gesellschaft erlaubt hatte, ein lautes Wort zu sprechen, hatte als stummer Zeuge die Gespräche der Erwachsenen aufmerksam angehört und treu in sich aufgenommen. Als einem damaligen Berliner gehörte ihm Theaterkritik zum täglichen Brot, und über Nacht schrieb er sie auf, brachte sie in Form einer Recension und übersandte sie am frühen Morgen dem Redacteur, dem es immer ein willkommener Beitrag war. Daß die Badegäste, was doch ihnen gehörte, für fremdes Eigenthum hielten, und höchst zufrieden waren, wenn sie in dem gedruckten Urtheil ihr eigenes, gesprochenes wiederfanden, durfte man doch dem geschickten Copisten nicht zum Vorwurf machen. Der Knabe hatte nur ein gewagtes Spiel mit der Kritik gespielt, und er konnte nicht dafür, daß die ältern Leute sich von einem Kinde bei der Nase herumführen ließen.

Sue hat während der Fortsetzung seiner „Mystères" viel gehört und gelernt und als geschickter Mann die Winke nicht unbeachtet gelassen. Das Publicum erkannte in seinen „Mystères" die edle Absicht, das Elend des pariser niedern Lebens Denen, die helfen könnten, vors Auge zu führen, es half ihm weiter; es kappte hier die angesponnenen Fäden ab, indem es ihnen wenig Aufmerksamkeit zeigte, und spornte ihn dort an, indem es vor den verschlossenen Thüren neugierig den Mund aufsperrte: Was wird da herauskommen, was wird daraus werden? Sue hatte an pittoreske Scenen aus dem Jammer und der Verruchtheit des Lebens in den niedern, vielleicht auch schon anfangs der höhern Sphären gedacht, ein kleiner Roman mochte zugeschnitten sein, an den sie sich anreihen sollten, aber schwerlich hatte er schon im Sinne, ein Compendium des ganzen socialen Elends zu geben, welches von oben herab drückt und unten am tiefsten empfunden wird. Dazu führte ihn erst die Theilnahme der Leser, die Bedeutung, welche man seinen Skizzen gab. Solche Aufmerksamkeit des Publicums verdiente wieder seine Aufmerksamkeit für dasselbe, die er denn redlich abgetragen hat.

Am deutlichsten spricht dafür der Roman selbst. In den ersten, trefflich entworfenen und geschickt bis in die kleinsten Details ausgeführten Capiteln findet man die Anlage zu einem Roman, der mehr werden sollte als

er geworden ist. Im Verlauf der Geschichte tritt er immer mehr in den Hintergrund, wird nur dann und wann wieder vorgenommen und geht endlich in der bekannten grass-barock-sentimentalen Weise aus, als der Autor, mit seinem andern Thema fertig, nun nicht mehr wußte, was er mit dem reservirten Stoffe machen sollte. Erfunden war es, der Vorrath mußte ausgeschüttet werden. Sue selbst nennt seinen Roman einen schlechten Roman. Wir können ihm nicht widersprechen, obgleich sich darüber viel sagen ließe, wozu hier nicht der Raum ist. Aber verwundern könnte man sich doch, daß deutscherseits die Kritik noch gar nicht auf das Compliment geantwortet hat, welches er unserer Nation, unsern Regierungen und Fürsten damit gemacht hat. Die Dei ex machina; die beglückenden Menschenwohlthäter, die im Stillen, unerkannt umhergehen und das Elend des Volkes belauschen, um plötzlich hervorzutreten, in ihre vollen Börsen greifend Geld auszuschütten und mit einem Bischen Sonnenschein ein Intermezzo in das Elend zu bringen, sind eine uralte schlechte Romanerfindung, die vorzugsweise unter uns Deutschen gepflegt wurde. Es sind die Alten Überall und Nirgend, die Abällino u. s. w. Aber in den socialen Regionen ist es Usance, dafür britische Lords zu nehmen. Unermeßliche Schätze und eine gehörige Portion Grille oder Spleen sind die Fundamente, die man dort in der Wirklichkeit gegeben findet. Aber der Franzose, dem der Deutsche bis dahin wenn kein Vandale, doch nur ein idealistischer Träumer war, erwählt zu seinem Deus ex machina einen Deutschen, und sogar einen deutschen Fürsten! Fühlte denn Niemand diese Artigkeit, diesen indirecten Lobspruch auf unser Vaterland heraus: ein Fürst unsers Bundesstaats hat ein so friedliches Land, so beglückte Unterthanen, daß er gar nichts mehr bei sich zu beglücken, zu regieren, zu bessern findet, und nun für seine Beglückungs- und Thätigkeitslust eine Sphäre zu suchen nach Paris geht und dort in allerhand Verkleidungen in die Cloaken und in die Salons dringt, um Menschen zu studiren, die Misbräuche, die Verkehrtheiten der Einrichtungen zu bessern!

Wie nahe lag hier eine andere Aufgabe für den Dichter, eine wie verführische; freilich nicht für den, welcher dem großen Publicum gefallen wollte, einige Hunderttausend Exemplare absetzen und ein reicher Mann werden. Es mußte ein Dichter sein, der sich über sich selbst erhob und die freie Höhe gewann, wo die Misere und Glanz und Glück unter ihm wie ein bunter Teppich lag, der diese Schattirung haben muß. Dieses Menschenbeglückungsexperiment, diese geheimnißvolle Thätigkeit, dieses Ausspannen und Anspannen aller Kräfte, über die ein Mensch gebietet — um als Einzelner zu ändern, was das Product des Allgemeinlebens, der Geschichte, der menschlichen Bildung, der Gesellschaft ist, welche Ironie schließt dies in sich! Der tugendhafte Prinz Rodolphe, welche Marionettenpuppe hätte er werden können, ein wie ganz anderer Don Quixote, wenn — sein Schöpfer es gewollt hätte. Ja, Niemandem war es so gegeben als Hrn. Sue, mit seinen Lesern zu spielen. Er, der vom Tag zum Tage schrieb, der stündlich wiederhorchte, welchen Effect das Geschriebene hervorgebracht, wie hätte er sein Publicum irre führen, dupiren können!

Er wollte es nicht. Fern sei es, ihn darum zu tadeln. Er hätte selbst ein Anderer sein müssen als er ist; von Cervantes' Humor ist in ihm keine Spur, obgleich der große Spanier selbst ein sehr ernster Mann war. Freilich, er hätte auch auf diesem Wege tiefe, ernste, belehrende Wahrheiten ins Werk setzen können, belehren und bessern. Aber es war nicht seine Richtung. Er wollte nur aufmerksam machen auf die Gebrechen der socialen Einrichtungen, auf die tiefen, entsetzlichen Klüfte, auf die grauenvollen Bodensätze von Elend, Verbrechen, Verwilderung, die sich unter der glänzenden Oberfläche einer großen, schönen, gerühmten Hauptstadt, der Metropole der Cultur, ihres Focus, von wo die Strahlen in alle Welt sich ergießen, verbergen. Es ist ihm zum Theil gelungen; schon während seiner Arbeit. Wer verargt ihm, daß er in die Hände klatscht, oder nein, daß er, in stolzem Selbstbewußtsein, die Arme übereinander schlägt und den Angriffen, von woher sie kommen, nichts entgegensetzt als die Worte: Ich habe erreicht, was ich wollte, was wollt ihr mehr? Was kann überhaupt ein Mensch mehr wollen?

Eugen Sue ist nicht der Erste, der sich nach gethaner Arbeit aus ihrer Wirkung die Motive einredet, die ihn dazu getrieben. Diese Selbsttäuschung ist kein Verbrechen, sie ist rein menschlich. Wer kann von sich sagen, daß er immer frei blieb! Ist sie doch mit eine Potenz, die uns zum Bessern, zur edlern Entwickelung unserer Kräfte hinreißt. Um so weniger sträflich erscheint sie bei ihm, der noch während der Arbeit zu der Überzeugung kam, daß er dahin einlenken müsse, um zum Ziele zu gelangen, wohin das Publicum glaubte, daß er steuere. Aus einer freien Dichtung wurde so das Compendium, welches wir vor uns haben, welches so außerordentlich durch die gebildete Welt gewirkt hat, eins des menschlichen Elends und der socialen Verkehrtheiten, an das man nun nicht mehr, nachdem diese Tendenz ihm klar wurde, die ästhetischen Foderungen eines Kunstwerks anlegen darf.

Er hat im Anfange nicht gewußt, was er wollte, sagten wir, was er ins Leben setzte. Er war der Schneeball, der wider Willen zur Lawine wurde. Ist dies auch etwas Ungewöhnliches? Nein, wenn nicht etwas Alltägliches, doch nur der natürliche Proceß aller außerordentlichen Wirkungen. Der Schneeball fällt nur und wird nur zur Lawine nach den ewigen Naturgesetzen. Nur wo auf den Bergabhängen viel Schnee aufgehäuft liegt, der hinab muß, wo die Bäche, die aus ihm hervorbrechen, den natürlichen Abfluß nicht bewirken, ballt er sich und wird ein Ungethüm. Ist es in der sittlichen Welt anders? Die Ursache ist in den Verhältnissen gegeben, zumal bei allen großen, moralischen Reinigungsprocessen; alsdann genügt ein äußerer, an-

scheinend zufälliger Umstand, die Massen in Bewegung zu setzen, und der Strom, der Sturm ist da, dessen Entstehen dem Kurzsichtigen dann ein Wunder scheint. Eugen Sue hat nichts Neues entdeckt, Hunderte vor ihm haben auf die Kehrseite des glänzenden Lebens der französischen Hauptstadt aufmerksam gemacht, auf diese furchtbaren Cloaken, deren Pestgeruch selbst bis in die parfumirten Salons drang und den zarten Nerven ein vorübergehendes Übelbefinden erregte. Wer es wissen wollte, wie es dort stand, konnte es wissen. Er nur zuerst wagte es, mit feinen Glacehandschuhen den Koth anzugreifen und die Wirklichkeit in die Dichtung zu übersetzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

La Russie envahie par les Allemands. Notes recueillies par un vieux soldat, qui n'est ni pair de France, ni diplomate, ni député. Paris 1844.

Bei dem Interesse, das man, namentlich seit dem Werke des Hrn. v. Custine, in Deutschland an Rußland nimmt, kann auch die vorliegende Schrift die Beachtung des deutschen Publicums um so mehr für sich in Anspruch nehmen, als dieselbe sich mit Deutschland selbst beschäftigt. Der Hauptzweck des Verf. besteht nämlich darin, die Berührungen zwischen Deutschen und Russen historisch anzugeben, ihren Ursprung (seit den Zeiten Iwan's IV.) nachzuweisen, den gegenseitigen Haß der Deutschen und Russen (der Verf. versteht übrigens hier unter den Erstern nur die Deutschen in Rußland) sowie den Einfluß des deutschen Elements auf Rußland und auf dessen einzelne Regenten, und das Übergewicht, welches die Deutschen zu verschiedenen Zeiten in Rußland gehabt haben, darzustellen. Manches Andere, was gelegentlich mit in den Kreis der Betrachtung gezogen wird, z. B. über die Verhältnisse der Fürsten Deutschlands zu den Slawen, Unterdrückung der Letztern durch Erstere, Blicke auf Polen, gute Rathschläge und Wünsche für dieselben, ist gleichfalls wohl geeignet, das Interesse des Lesers anzuregen und wach zu halten. Dieses Interesse, das die Schrift in der Hauptsache offenbar hat, ist übrigens nicht blos in der Vergangenheit begründet, sondern knüpft sich zugleich an die unmittelbare Gegenwart selbst. Denn noch heutzutage berühren sich in Rußland das deutsche und das nationale Element in friedlicher Weise, und der Verf. ist nicht abgeneigt, dem deutschen Einflusse in Rußland, und selbst auf den Kaiser Nikolaus, eine Art Übergewicht zuzugestehen, wofür er manche Details beibringt. Er ist im Ganzen gut unterrichtet und wohlmeinend, nur daß der französische Nationalstolz hier und da dem Schelme in dem Nacken sitzt und ihm eins abgibt. Dabei ist er gegen Deutschland in der naivherrsch- und habsüchtigen Manier der Franzosen, die das linke Rheinufer nie ganz vergessen können, nicht immer gerecht und unparteiisch, und besonders was die auch hier zur Sprache gebrachte Frage des Panslawismus und die panslawistischen Bestrebungen Rußlands anlangt, ist dies der Fall. Der Verf. scheint in dieser Hinsicht in die Verhältnisse der Gegenwart nicht recht eingeweiht zu sein, oder er spielt die Rolle des Brutus, weil er von den französischen Intriguen in den Slawenländern der europäischen Türkei nur zu gut Kenntniß hat. 1.

Miscellen.

Ein vollständiger Petronius.

Heinrich Meibom, Professor der Medicin, der Geschichte und Poesie zu Helmstedt und nachmals Stadtphysikus zu Lübeck (gest. 1700), hatte in einer Reisebeschreibung gelesen, daß ein vollständiger Petronius in Bologna aufbewahrt werde, den der Verfasser mit eigenen Augen gesehen und bewundert habe. Auf seiner Reise nach Italien hatte daher Meibom nichts Angelegentlicheres zu thun, als die vermeintliche literarische Seltenheit an Ort und Stelle aufzusuchen. Der Arzt Capponi in Bologna, an den Meibom sich gewendet hatte, bestätigte auf Befragen die Angabe des Reisebeschreibers und führte den hierüber höchst erfreuten Meibom nach einer Kirche, mit der Erklärung, hier werde derselbe den verheissenen Schatz finden. Meibom, hierüber etwas betroffen, stellte die Frage, wie es möglich sei, daß ein so übel berüchtigtes Buch an einem so heiligen Orte aufbewahrt werde? „Ei was Buch, entgegnete Capponi — hier ja ist die Kirche des heiligen Petronius, in welcher dessen Leichnam als Reliquie vollständig aufbewahrt wird, wie in der bezogenen Reisebeschreibung ganz richtig angeführt ist und wie Sie nun selbst gleich sehen werden." Meibom, voll Ärger über die fehlgeschlagene Hoffnung, ein vollständiges „Satiricon" des T. Petronius Arbiter zu finden, empfahl sich jedoch, ohne weiter einen Schritt in die Kirche zu thun. 2.

Historische Anekdote.

Bei Gelegenheit eines der Gefechte, welche im J. 1792 vor Mainz zwischen den Preußen und Franzosen statthatten, bemerkte der König von Preußen einen französischen Grenadier, welcher, obgleich mit Wunden bedeckt und von Feinden umringt, sich nicht ergeben wollte. Der König, von der heldenmüthigen Vertheidigung des Soldaten bewegt, befiehlt, denselben mit Schonung seines Lebens gefangen zu nehmen, und läßt ihn dann vor sich führen. „Vous êtes un brave homme", sagt der König zu dem vor ihm erscheinenden Franzosen, „c'est dommage que vous ne vous battiez pas pour une meilleure cause." Der Soldat der Republik, welcher, obschon durch die unerwartete Unterhaltung mit dem Könige etwas überrascht und eingeschüchtert, dennoch seine republikanischen Grundsätze nicht verleugnen will, findet nach einigem Bedenken einen Ausweg, den er mit militairischer Freimüthigkeit einschlägt. „Citoyen Guillaume", erwidert er dem Könige, „nous ne serions pas d'accord sur ce chapitre là, parlons d'autre chose." Die originelle Anrede citoyen Guillaume machte nicht weniger Glück bei dem Könige selbst als bei dessen Gefolge. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 2. — 2. Januar 1845.

Mysterien-Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Die Wirkung hat alles Maß, nach der bisherigen Erfahrung, überschritten. Durch die Vermittelung der Poesie ist, was bisher nur den Leidenden selbst und wenigen Menschenfreunden, Beamten und wer der Sache sich sonst annahm, bekannt war, zur Allgemeinkenntniß gekommen. Das große Publicum schaudert, indem es mit Begierde liest. Es freut sich, daß es so nicht leidet, also hat es einen Genuß. Einige geben sich der Tröstung hin, daß es doch wol nicht ganz so arg sei, als der Dichter es gemalt, weil er ein Dichter ist; Andere hoffen, das Spiegelbild werde Die zur Thätigkeit anregen, welche helfen können, anders als der Prinz Rodolphe, denn die Dei ex machina sind aus der Mode wie aus der Wirklichkeit verschwunden. Das Entsetzliche, Gräßliche, Haarsträubende und doch so Alltägliche, Nothwendige ist vor die Tribune der Öffentlichkeit geführt, an die Stufen der Verwaltung, des Thrones, der Policei und der Humanität. Die Dichtung hat es dahin geführt; sie hat das Ihre gethan, mehr kann sie nicht, sie muß das Weitere dem erweckten Gefühl des Gemeingeistes überlassen.

Hier kann sie ruhen, und auch wir könnten sie ruhen lassen, denn es ist nicht Aufgabe der Kritik, zu untersuchen, ob und was in Paris von nun an für die Armen, für die Verbrecher gethan werden wird, ob man die scheinheiligen Notare besser überwachen, die Ehegesetze ändern und von so manchem Vorurtheil abkommen wird, welches zerstörend auf Glück und Frieden vieler Tausende einwirkt. Aber die Kritik, unterstützt vom Erfolge, hat schon mehr gethan, sie hat das Urtheil gefällt, daß Eugen Sue etwas Großes, Ungeheures vollbracht, daß er endlich und zuerst ein Werk geliefert, welches längst die Aufgabe der Poesie gewesen, welches der neuern Literatur erst die Bahn eröffne, in welcher sie sich fortan zu bewegen habe. Diese Kritik nimmt also an, daß er erstens die bestimmte Absicht, aufzudecken und zu bessern, von vorn herein gehabt, dann, daß er seine Aufgabe gelöst und sein Werk vollbracht habe. Wer so etwas leistet, muß als Muster den Andern voranstehen; sie sind verbunden, ihm zu folgen, und wer es nicht thut, irrt von dem rechten Wege ab. Das sind sehr viel Schlüsse aus Einem glücklichen Erfolge. Um deshalb wäre es auch für die Kritik Pflicht, den Erfolg selbst zu prüfen, um die Folgerichtigkeit der Schlüsse daraus zu beurtheilen. Aber gesetzt, es war seine Absicht, und er hat sie erreicht; angenommen, die Übelstände seien von ihm zuerst aufgedeckt worden, und, wir wollen Alles zugeben, man werde sich nun beeifern in Paris, König und Volkstribunen bis zum letzten Policeibeamten und zur untersten Magistratsperson, ihnen abzuhelfen — was hat dies mit der Poesie zu thun? Wenn sie einmal zu einem löblichen Zwecke nebenher gearbeitet hat, und ihre Arbeit ist ihr gelungen, ist sie darum verpflichtet, immer und immer auf derselben Stelle und nach demselben Ziele hin zu arbeiten. Thorheit! Doch, weshalb darum Worte verlieren. In wessen Augen die Poesie nur eine dienende Magd ist, wie soll man ihm beweisen, daß sie eine Göttin ist und von Uranfang war, die frei hinfliegt über Paläste und Hütten und kein Gesetz erkennt, weshalb sie ehemals nur gern an den Thronen, jetzt lieber am häuslichen Herde verweilt, als das der Laune. Sie hat sich jetzt mit dem Volke verschwistert, sie hat den Kothurn bei Seite geworfen, weil er zu hoch war für die kleinen Menschen, weil sie von da herab die Gefühle und Leiden des Menschengeschlechts nur in der Vogelperspective sahen. Das ist sehr hübsch von der Poesie, und sie ist mit voller Liebe und Glück in die stillen Winkel der Hütten gedrungen und hat die Seufzer der Armen in süßen, mächtig wirkenden Tönen wiedergegeben, aber es ist kein Grund vorhanden, sie darum an die Schwelle der Hütten anzubinden und ihr künftig andere Ausflüge zu verwehren. Wie lange sie bei ihrer Laune bleiben wird, ist eine Frage in die Zukunft.

Auch Eugen Sue war nicht der erste Dichter oder Novellist, der in diese Mysterien der Armuth, des Elends, in die Werkstätten der Verbrechen hinabstieg. Ohne das Beispiel, welches Boz in England gab, wären seine Mysterien schwerlich entstanden. Es ist zu bedauern, daß er nicht strenger in seine Fußstapfen getreten ist, wenn sich so etwas machen ließe. Jeder folgte seiner Natur. Mit echtem Dichtergeiste, mit der ganzen schönen Unwillkürlichkeit seines frischen Sinnes tauchte sich der Brite in sein Volksleben, athmete dort dieselbe

Luft, sprach, dachte, trank, fühlte mit dem Volke, welches er schildert. Schildert? Nein, er rief es zum zweiten Leben auf, es lebt neu verkörpert und doch dasselbe in seinen „Pickwickiern". Ist das nicht eine Wirklichkeit, aber nicht mit Koth gemalt, mit kräftiger, glänzender Farbe, aus dem Rahmen springende Figuren, denen man in die Wangen kneifen möchte, eine Wirklichkeit mit so wenigen Worten hingestellt, als Sue dazu Seiten braucht! Und er blieb Dichter, mehr Dichter als viele hochgerühmte seines Vaterlandes, indem er so die grasse Wirklichkeit in die Poesie übersetzte. Umgekehrt wie der Franzose, er wollte nur abconterfeien, was ihm im Leben begegnete, aber der Genius in ihm ordnete und fügte es zum Gedicht. Er verweilt nicht in der Misère, im Grauenhaften, er faltet uns die ekelhaften Lappen der Armuth nicht aus, daß wir alle Flecken und Löcher sehen und den faulichten Geruch athmen; er eilt schnell weiter, wo er weiß, daß es genug ist, und der Eindruck bleibt doch. Sein froher Sinn lehrt ihn, wo es nur geht, die heitere Seite abgewinnen zu lassen, hier weilt er am liebsten; aber er erschrickt auch nicht vor der Aufgabe gegenüber. Doch entrückt er das Grauenvolle und Gräßliche gern in das Gebiet des Märchens, um sein Gemälde nicht zu trüben. In diesen Apartés welche Meisterschaft! Wie athmet darin der echte Dichter! Und doch auch da, wie weiß er dem Humor ein bescheidenes, aber immer passendes Plätzchen anzuweisen. Er beleidigt nie das Gefühl. Es ist englische Natur, und Jener ist ein Franzose, wird man uns antworten. Nun ja, so ist es; aber die Poesie ist ein Allgemeingut, und keine Nation ist davon ausgeschlossen.

Eugen Sue, wie er uns aus seinen frühern Dichtungen erscheint, ist eine trübe Natur. Er suchte von je an nur die Disharmonien des Lebens auf, und wo er sie nicht fand, erfand er sie. Welche diabolische Caricaturen stellte er in seinem „Atar Gull" auf. Wahrer ist er in seiner „Mathilde", weil er den Stoff aus dem nächsten socialen Leben seiner Stadt gewählt, ihn also sein Publicum besser controliren kann; wie hat er aber auch hier die äußerste Grenze des Möglichen schon berührt! Conflicte, wie er sie schildert, mögen vorgekommen sein, aber selbst im pariser Leben gehören sie zu den Seltenheiten, zu den Ausnahmen von der Regel. Daß ein solcher Mann, der in den Dissonanzen der Natur schwelgt und mit Vergnügen sich ergeht in den Verhältnissen, wo die Zerwürfnisse der Gesellschaft auf die Spitze getrieben sind, sich die Schilderung der wahrhaften Noth im Volke zur Aufgabe stellt, könnte von vorn herein ein Mistrauen gegen ihn erwecken. Er hat, wenn nicht die Lust, doch den Trieb, den dunkeln Instinct, Verkehrtheiten, Gräßliches, haarsträubende Unnatur zu finden. Besorgen dürfte man, daß er hineinlegt, was er nicht findet, denn die Manie des Sammlers steigert sich bis zum Betruge. Aber nein; in der Berührung mit der Wirklichkeit wächst und kräftigt sich sein Sinn für die Wahrheit. Der Verf. der „Mystères de Paris" erfindet, lügt, dichtet nicht; die Schauer des wirklich Beobachteten ergreifen ihn so, daß er der Wahrheit in den Hauptzügen treu bleibt. Der Koth der Gassen und der Koth des Lasters, die Verworfenheit der Gefallenen und Verbrecher, die hohle glänzende Schale über Sündhaftigkeit und Verbrechen in den höhern Kreisen der Gesellschaft, Alles ist wahr, das Conterfei von Erlebtem, nur räumlich und zärtlich in engere Grenzen zusammengerückt. Im Ausfüllen dieses Jammers überkam ihn selbst der Schauer vor demselben, der Respect vor einem Elend, das er vielleicht nur berühren wollte, die Stimme des Publicums jauchzte ihm zu, und er wurde sein Historiker.

Aber wie? Wahr ist Alles, wenn es nicht gerade so geschehen ist, so kann es doch so geschehen sein; aber nicht in dem Zusammenhange. Diese grellen Züge wiederholen sich nicht so gedrängt, so massenhaft in der Wirklichkeit. Dies wenigstens ist die Zuthat, die Erfindung des Romandichters. Ob er darum zu tadeln ist? Gewiß nicht; denn wenn er wirken wollte, wie er beabsichtigt, mußte er so verfahren. Das, was er schildert, ereignet sich nicht im Laufe weniger Tage, sondern im Verlaufe von Jahren, vielleicht in Jahrzehnden, an den verschiedensten Örtlichkeiten. Also was that er? Er dichtete. Nehmen wir das Wort in seinem ursprünglichen Sinne, er kehrte, drängte zusammen, was getrennt stand, er componirte, er agirte als Künstler. Als solchen sind wir gehalten ihn zu betrachten. Es geht nicht anders.

Die, welche dem Verf. der „Mystères de Paris" den lautesten Beifall zollten, möchten nur seine Eigenschaft als Portraitmaler, als Historiker in usum populi gelten lassen. Was wäre aus den „Mystères" geworden, welche andere niedere Wirkung hätten sie geübt, wenn er auf langen Fäden zwischen vielen Nullen einige Zahlen gebracht hätte? Die Poesie übt ihr ewiges Recht gerade wo man es ihr antasten will am evidentesten aus. Sie läßt eine Weile mit sich spielen, dann schlägt sie dem Spielenden in den Nacken und spricht: Thor, ich bin doch dein Herr! Ohne als Dichter aufzutreten, hätte Sue nimmermehr diese Erfolge gehabt. Als Dichter ihn zu betrachten ist daher unerlaßlich. Da aber stehen schon seine Ankläger gerüstet und wollen ihn ohne Gnade verdammen. Wie hat er gesündigt gegen die Ästhetik, wie hat er Stoffe aus dem Chaos heraufbeschworen, die vor der heitern Kunst ewig dort ruhen sollten, wie hat er die Leidenschaften, das Gräßliche bis auf die äußerste Grenze des Möglichen und darüber hinaus geführt, wie hascht er nach nervenerschütterndem Effect, wie malt er in Koth und docirt dabei langweilig, und wie ist sein ganzes Gemälde nichts Anderes als die alte Wollust und der alte Teufel daneben, damit sein Werk den Frommen und den Kindern der Welt zugleich gefalle. Und er hat nichts zu seiner Entschuldigung zu sagen als: Ich habe doch das Gute gewollt.

Wir sind nicht so streng. In einer Übergangsperiode, auf welcher sich unsere Literatur befindet, muß man alle Richtungen anerkennen, welche sich selbst geltend machen,

alle mit Aufmerksamkeit verfolgen, welche eine neue Bahn einschlagen. Gegen Die wollten wir oben das Wort erheben, welche die Kunst und die Poesie nur zur dienenden Magd machen; aber die strengen Ansprüche der Ästhetiker weisen wir ebenso entschieden von diesem Standpunkte aus zurück. Sue wollte wirken, und in guter Absicht. Ihm war da mehr erlaubt als einem Dichter der guten alten Zeit; denn wir leben in einer andern Zeit. Er wollte erschüttern, gönnt ihm darum den Effect; er wollte die große, theilnahmlose Masse aufregen, da mußte er mit grellen Strichen, mit brennenden Farben auftragen, er durfte sich auch vor Dem nicht scheuen, was sonst verbannt war aus den heitern Räumen der Kunst. Wir stehen auf einer Übergangsperiode auch in der Literatur, das ist unwiderstreitbar. Das Reich der Heroen ist aus, von den Höhen der Menschheit steigen wir hinab zu ihren Tiefen. Wie die historischen Romane andere jetzt geworden, wie sie nicht mehr die Helden, sondern das Volk, seine Freuden, Leiden, seine Rechte zum Gegenstand haben, so ist auch unser socialer Roman nicht mehr auf die sublimirten Empfindungen und Schicksale der Salons hingewiesen, sondern er sucht die ursprüngliche Wahrheit im Leben des Volks, wo es von der allgemeinen Cultur noch nicht abgeglättet ist; und selbst da ist noch Stoff für den aufmerksamen Beobachter, denn etwas von der alten Natur oder Roheit, Eigenes hat sich überall erhalten. Sind die Romane von Seatsfield, oder wer es sei, Boz, die Auerbach'schen „Dorfgeschichten" nicht novellistische Gemälde, welche ein neues Genre begründen? Für diese neue Gattung wird sich erst eine neue Form herausbilden. Aber auch diese wird ihre Kunstgesetze haben, die man nicht ungestraft übertritt. Ihre Ästhetik ist nur noch nicht ausgebildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über „Ahasverus" von Quinet.

Die vorhergegangenen Werke Quinet's berechtigten uns, „Ahasverus" im voraus der Philosophie der Geschichte zuzugesellen. Wenn diese Erwartung nun auch erfüllt ist, so erfüllt sie sich anders als wir gedacht hatten. Obwol dieses Drama die Dauer der Welt und der Menschheit umschließt und alle großen Reiche in ihm wie Personen auftreten, so zeigt doch der Autor keineswegs einen geregelten Gang der Ereignisse, weniger noch ein geschichtliches Gesetz oder einen göttlichen Plan. Ein einziger Gedanke umhüllt, wie ein Trauerflor, das ganze Werk: die Verneinung des Fortschritts. Diese Verneinung aber ist die der Geschichte, denn die Geschichte ist in ihrer höchsten Bedeutung nur der Ausdruck des Fortschritts. Der Fortschritt ist der Flug der moralischen Kräfte der Wahrheit entgegen, welche Wahrheit das Gute einschließt. Existirt das Gesetz des Fortschritts nicht, so hat die Geschichte keinen Sinn mehr. Der Autor gesteht, daß „Ahasverus" aus seiner Seele geflossen, Ausdruck seiner Verzweiflung ist. Diese Worte haben uns kalt gelassen. Die Verzweiflung ist Mode geworden, auch begegnet man so vielen Verzweiflungen, die vortrefflich schlafen nnd noch besser essen, daß uns kein Mitgefühl mehr zuzumuthen ist. Indeß kann hier die Verzweiflung geduldet werden, denn es handelt sich um eine Welt ohne Zweck, um eine endlose Pilgerschaft. Daß unser individuelles Leben, so voll von Wünschen, nur ein grausamer Scherz der Vorsehung sein soll, ist allerdings ein verzweiflungsvoller Stoß. „Ahasverus", der Typus der Menschheit im Allgemeinen, verneint für sich und für Alle den Fortschritt im Leben oder, um uns besser auszudrücken: den Sinn des Lebens. Verstehen wir uns: daß ein Jeder bis auf einen gewissen Punkt seine moralischen Kräfte entwickeln kann, wird nicht geleugnet. Aber daß diese Entwickelung uns um einen Schritt dem Ziele näher rücke, daß unsere Seele gleich einer Schale von der Tugend und dem Glück gefüllt werden könne, daß wir auf dem Calvarienberge unsers Lebens ausrufen dürften: „Es ist vollbracht!" das wird geleugnet. Für Quinet ist die Welt eine übereilte Improvisation, eine schlechtgebaute Phrase, ein Nonsens, was etwa ebenso viel bedeutet, als daß Gott die Erde nicht geschaffen hat; oder auch daß unser Leben ein Traum des ewigen Geistes, eine Art Alpdrücken ist. Ganz zerrissen, ganz athemlos sind wir nach 544 Seiten zu dem Resultat gekommen, daß nach Quinet zu urtheilen: Worte ein System bilden; Alles unwahr, Alles wahr ist; Das, was gesagt werden kann, auch gedacht wird u. s. w.

Von diesem Resultat in die Mitte des Werks zurücktretend, herrscht überall ein seltsames Schwanken. Thatsachen sind angedeutet und nicht ausgesprochen. Was die eine Hand gebaut, zerstört die andere. Das Werk scheint aus mehren unvereinbaren Systemen zusammengesetzt. Aber diese Widersprüche bilden die Idee des Autors: ein zorniger zügelloser Unglaube, der durch das Drama stürmt. Es scheint im Willen des Verf. zu liegen, allen Einflüsterungen sich hinzugeben und für keine sich zu entscheiden. Mit der Person des Heilands verbindet er ein erstes Interesse. Bei seinem Erscheinen erhebt sich der Orient und sendet ihm seine Könige. Christus zu fluchen ist das größte Verbrechen und wird in der Person des Ahasverus auf das fürchterlichste bestraft. Wie bedeutungsvoll ist diese Strafe! Er muß beständig ein Ziel verfolgen, das er nie erreicht; er muß im Leben dem Leben nachjagen, muß verzweiflungsvoll auf einem uferlosen Ocean schwimmen; kann nirgend Stärkung, nicht einmal in der Liebe finden. Aber Christus selbst, der doch dem Leben eine bestimmte Richtung gibt, der Richter hienieden ist, Christus selbst wird in „Ahasverus" gerichtet. Die Hölle erbebte in Freude, denn Christus erblickte seine Mission als Täuschung; ihm hat nur von der Erlösung geträumt; er versinkt in Schmerz, indeß uns, dem Leser, das Herz über den Autor, über diese grausenhafte Mystification bluten muß.

In dem Alles verschlingenden System des Autors ist Alles vergebens. Wir sehen in Ahasverus den Unglauben ohne Glauben schänden, den Skeptismus skeptisch verspotten und den menschlichen Geist, wie ein gehetztes Wild, in eine Verzweiflung stürzen, in der wir ihn wimmern und stöhnen hören.

Ein Umstand könnte uns an dem Ernste des Autors zweifeln machen, es ist die Verunstaltung einiger biblischen Thatsachen. Quinet konnte, aus seinem skeptischen Gesichtspunkt, Christus seiner Strahlen berauben, er durfte Gott nicht seine Doctrin nehmen, wenn er ihm seine Barmherzigkeit ließ. Mit welchem Recht hat der Autor sein Drama in ein anderes Evangelium als das christliche eingerahmt? Mit welchem Recht, fragen wir noch einmal, hat er die Idee des Jüngsten Gerichts verunglimpft? Umsonst würde hier der Autor die Freiheit der freien Dichtung geltend machen. Wollte er ernst sein, mußte er wahr und correct bleiben. Ist er nicht ernst, warum spricht er von Verzweiflung? Nichts hindert, daß in einer poetischen Seele die Verzweiflung Poesie werde, aber nie darf sie der Gegenstand eines Scherzes sein. Und was ist in der That scherzhafter als die Idee, sämmtliche Nationen im Himmel richten zu lassen? Was trägt mehr den frivolen Charakter an sich, als diesem Gericht alle Haltbarkeit zu rauben und in den Mund der Vorsehung die Sentenz des Dichters und die Meinung des Journalisten zu legen? Komischer noch ist der Gedanke, daß der Autor in die Ewigkeit hinein ausrufen läßt, daß er ein Franzose ist. Gibt es denn keine Wahr-

heit in Ahasverus? Es gibt ihrer viele in ihm, viele jener Wahrheiten, von denen unsere Literatur überströmt. Aber er vergißt die Eine; die, daß die angeborenen Bedürfnisse, die Gott uns gegeben, uns verliehen worden sind, um uns zu befriedigen, daß jedes Gesetz seine Erfüllung, jede Kraft ihre Bestimmung finden wird. Die Verzweiflung, die Ahasverus vorstellt, ist eine hochmüthige Verzweiflung, so hochmüthig, daß er die Heilung, im Fall sie ihn demüthigen könnte, verschmähen würde. Was würde der Autor sagen, wenn wir ihm für sein dickes Buch ein Arzneimittel verschreiben würden? Quinet denkt vielleicht, daß eine Krankheit, die auf 600 Seiten beschrieben wurde, ein ebenso langes Recept bedarf? Glücklicherweise darf der Arzt kürzer als der Kranke sein. Die Vorschrift würde ganz einfach heißen: den Leidenschaften zu entsagen, mäßig, gerecht und gläubig zu sein.

Wir haben noch nichts von Quinet's Werk als Kunstproduct gesagt. Andere haben es würdig gelobt. Wir wissen indeß nicht, ob sie es mehr bewundert haben als wir. Es ist uns in der That wie der blitzende Rubindolch der orientalischen Fürsten vorgekommen. Nie sind mit mehr Nachlässigkeit erhabenere Bilder verschwendet worden. Der Stil schimmert in tausend Farben. Die zügellose Metapher überspringt alle Grenzen, schafft die unglaublichsten Vergleiche und mischt in Alles ihre zahllosen Launen. Wie war es möglich, einen so von Gold und Perlen strotzenden Stoff so weich zu weben? Mit hinreißender Zärtlichkeit strömt das Gefühl über die Unterredungen mit Rahel um ihren Joseph. Zuweilen ist die Sprache hier und da wie vom Scherz angehaucht. Die Ausdrücke: Staub der Kaiserreiche, Sternengebüsch, aufgehäufte Berge, aus denen der Ewige sich einen Sitz macht u. s. w., kommen mit fast übertriebener Vorliebe gebraucht vor. Das kolossale Bild ist nicht immer groß, und die Einbildungskraft ermüdet durch die Contraste, wenn sie sich zu oft wiederholen. 4.

Neugriechische Literatur.

Von dem Griechen A. Samurkassis, der mit Rangawis und N. Lewadevs im J. 1842 ein, seiner Vollständigkeit wegen besondere Anerkennung verdienendes „Λεξικὸν γαλλο-ἑλληνικόν" herausgab, erschien in Athen 1844 „Στοιχεῖα γαλλικῆς γραμματικῆς" (Elemente der französischen Grammatik), wobei der Verf. die besten französischen Grammatiken benutzte und Beispiele aus der französischen und neugriechischen Sprache beifügte. Das Buch ist für Lehrer und Schüler der französischen Sprache bestimmt, und wegen der darin befolgten zweckmäßigen Methode vorzüglich brauchbar.

Der Grieche Nik. Pappadukas gab unter dem Titel: „Ὁ Σόλων" eine Sammlung der auf uns gekommenen Gesetze der Athenienser in neugriechischer Übersetzung und mit Anmerkungen heraus, denen er die Seegesetze der Rhodier und der Kaiser von Konstantinopel hinzufügte (Hermupolis auf der Insel Syra, 1844). Die Zusammenstellung hat nicht nur für Juristen, sondern auch für Hellenisten besondern Werth.

Eine „Γραμματικὴ τῆς γερμανικῆς γλώσσης" (Grammatik der deutschen Sprache), von Karl Fabricius, früherm Lehrer an dem Gymnasium zu Nauplia (Athen 1844), gewährt der griechischen Jugend ein brauchbares Hülfsmittel zur Erlernung der Anfangsgründe der deutschen Sprache. Sie ist, auch wenn sie tiefern Bedürfnissen nicht entspricht, doch klar und faßlich ausgearbeitet, und nimmt zugleich Rücksicht auf die Syntax der deutschen Sprache.

Die bereits vor einigen Jahren geschriebene, schon früher angekündigte Widerlegungsschrift des Professors an der Universität zu Athen, A. G. Lesbias, gegen Fallmerayer ist nunmehr in altgriechischer und lateinischer Sprache erschienen (Athen 1843). Sie sucht zwar die bekannte Fallmerayer'sche Hypothese weniger aus dem historischen Gesichtspunkte und mit historischen Gründen zu widerlegen, als mit Rücksicht auf gewisse altgriechische, den gegenwärtigen Bewohnern Griechenlands eigenthümliche Sitten und Gebräuche, Volksmeinungen u. dgl., sowie mit Bezug auf die, der Grundlage nach offenbar altgriechische Sprache der gegenwärtigen Griechen als unhaltbar darzustellen; indeß ist sie gerade in dieser Hinsicht, und weil es sich hierbei um unleugbare Thatsachen und Wahrnehmungen der Gegenwart handelt, um so mehr geeignet, die Meinung Fallmerayer's als übertrieben erscheinen zu lassen, und nicht nur entschiedene Zweifel an der Richtigkeit derselben, sondern auch die Überzeugung zu begründen, daß eine, wenn auch nicht unvermischte Verwandtschaft zwischen den heutigen Griechen und den alten Hellenen denn doch angenommen werden müsse. Im Einzelnen unterläßt der Verf. nicht, auf offenbare Widersprüche Fallmerayer's, auf gewaltsame Deutungen und Folgerungen, auf das eifrige Bemühen desselben, auch nur scheinbare Gründe für seine Meinung aufzufinden, gebührend aufmerksam zu machen, um auch von dieser Seite her über diesen ganzen Gegenstand und diese, für die Gegenwart und überhaupt nicht unwichtige Frage gehörig aufzuklären. Mag es sein, daß man hin und wieder mit einseitigen Gründen gegen die Meinung Fallmerayer's aufgetreten ist, weil man, ohne Kenntniß der Geschichte des Mittelalters oder ohne weitere Rücksicht darauf, sich nicht entschließen konnte und wollte, in den heutigen Griechen etwas Anderes als die unmittelbaren Nachkommen der alten Hellenen zu erkennen; aber ebenso gewiß ist es, daß man auch von der andern Seite, durchaus nicht frei von vorgefaßten Meinungen und Vorurtheilen, mit Einseitigkeit den Gegenstand aufgegriffen und behandelt hat, und nur zu sehr bemüht gewesen ist, die Sache selbst als abgemacht ansehend, auf eine scheinbare, gewaltsame, oft unredliche Beweisführung sich zu beschränken. Iliacos intra muros peccatur et extra! gilt vornehmlich auch hier, und auch hier wird die Wahrheit, die nur in der Mitte liegt, sich nach und nach feststellen, nur mit der Modification, daß im Allgemeinen das griechische Element in der christlichen Bevölkerung der europäischen Türkei, nicht das slawische als das vorherrschende anzusehen sei.

Von dem unermüdlichen Dichter der Neugriechen, Alexander Sutsos, erschienen 1843 in Brüssel zwei politische Dramen: „Ὁ Πρωθυπουργός" (Der Minister-Präsident) und „Ὁ ἀπαθὴς ποιητής" (Der unerschütterliche Dichter), die die öffentlichen Zustände Griechenlands in den letzten Jahren zum Gegenstande haben und auf deren Verbesserung abzwecken. Namentlich ist es dem Dichter auch hier um Bekämpfung der Fremdherschaft, um Vertreibung der Baiern, um eine Constitution für Griechenland und um alle mit derselben und mit der nationalen und politischen Selbständigkeit Griechenlands überhaupt nothwendig zusammenhängenden Foderungen zu thun. Der 3. (15.) Sept. 1843 hat davon allerdings Manches erfüllt; manches Andere aber nach außen hin, Vieles jedoch auch nach innen, was das eigentliche Volks- und Staatsleben und dessen Veredlung und Erstarkung anlangt, bleibt der Gewährung der Zukunft überlassen.

Durch das von Ulrichs herausgegebene „Λεξικὸν λατινοελληνικόν" (Lateinisch-griechisches Wörterbuch) in drei Bänden (Athen 1843) ist, bei der anerkannten Nothwendigkeit des Studiums der lateinischen Sprache für die Griechen, einem unleugbaren Bedürfnisse in einer, dem deutschen Namen auch in Griechenland zur Ehre gereichenden Weise abgeholfen worden. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 3. —— 3. Januar 1845.

Mysterien-Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 2.)

Schon im Vergleich mit den eben genannten Schriftstellern werden wir gewahr, worin Sue fehlte. Er blieb nicht Herr seines Stoffes, nicht der Meister, der über seinem Werke schwebt. Er selbst ist in ein solches Labyrinth gerathen wie das der engen, schmalen Winkelgassen des Marais von Paris, die er schildert, in ein Labyrinth von verschlungenen Erfindungen, die er nicht mehr auf einfache, natürliche Weise zu lösen weiß. Er vergißt die vielen Fäden, und wenn er sich erinnert, daß er sie zusammenknüpfen muß, geschieht es in willkürlicher, oft ungeschickter Weise. Wohl ließe sich denken, daß ein Dichter alle diese Greuel- und Jammerscenen in ein Gemälde verwebte, und doch nicht selbst im Schlamme stecken bliebe, daß er eine heitere Höhe gewänne, von wo herab die Disharmonien wieder in einer gewissen Harmonie erschienen. Eine Theodicee zu liefern war freilich nicht Sue's Wille, aber auch ohne diesen Glauben läßt sich beim Glauben an das Gesetz der Nothwendigkeit und Vergeltung eine gewisse Harmonie herstellen, welche das Drückendste, das Gefühl Verletzende sänftigt. Auch er hat diese Nothwendigkeit gefühlt, aber es ist eine ebenso altmodische als willkürliche Weise, wie er dem Elend beispringt. Der Deus ex machina muß es thun, und die volle Börse ist das Mittel, das nie versagt; daneben auch die fürstliche Stellung desselben, die selbst in Paris von Einfluß ist. Besser schon ist der Gedanke, daß sein Prinz eine Helfershelferin erwählt und eine Art Comité stiftet, um den Nothleidenden unter die Arme zu greifen, psychologisch schön ist es, daß er seine Freundin lehrt, ein Vergnügen, eine Anregung darin zu suchen, und daß Menschenhelfen der feinen Pariserin zur Erquickung, zum Bedürfniß wird. Aber der Gedanke greift nicht durch; er steht, wie so vieles Andere, lose und vereinzelt da. Um so weniger konnte aber der Dichter bei der Masse von Personen, Thatsachen, Scenerien und Intriguen zu der nöthigen Einheit und Oberherrlichkeit über seinen Stoff kommen, als er sich in die Details hineinwühlt, und oft so in den Schilderungen stecken bleibt, daß es eines Kraftaufwandes bedarf, sich daraus loszureißen, was denn zuweilen schroff genug geschieht.

Um Die zu widerlegen, die da meinen, es sei genug gethan, die Wirklichkeit abzuconterfeien, brauchen wir eben nur auf Sue's „Mystères" hinzuweisen. Er selbst fühlt sich gedrückt von der aufgerührten Masse von Schmuz, Elend und Widerwärtigem, er schnappt nach Luft, und die Poesie reicht dem Verlangenden mitleidig die Hand. Ein Wesen, das so tief in den Koth gesunken wie Fleur de Marie, kann nicht mehr die zarten reinen Empfindungen für das Blumenleben haben; darin sind alle Psychologen einig. Aber Niemand schilt ihn um diesen Verstoß gegen die Wahrheit. Wie die Goualeuse nach freier Luft sich sehnt, nach einem Bischen Sonnenschein, wie sie ihre Blumen hinausträgt bis zum Blumenmarkt, um den armen verkommenden Geschöpfen einmal die Gesellschaft ihres Gleichen zu verschaffen, so auch der Dichter. Das Unbewußte hat seine Rechte geübt, er muß dichten, um sich von der Wirklichkeit zu erholen, und er hat schon gedichtet. Auch Alfred Pipelet und seine unübertreffliche Gattin sind solche Erholungen nach einer andern Seite, der humoristischen, hin. Wozu, wenn es Portiers dieser Art gibt, und wir wollen es nicht bestreiten, sind sie nöthig zu dem Gemälde des menschlichen Elends in Paris, wozu wenigstens in dieser Breite und Ausführlichkeit? Fast noch mehr als bei der Goualeuse wich er hier von seiner Intention ab, er hat sich selbst vergnügt, und der Humor überkam ihn in einer Art, wie er bei französischen Dichtern selten ist. Hors d'Oeuvres! kann mit Recht die Utilitätskritik sagen, aber deutliche Zeichen dafür, daß Eugen Sue selbst fühlte, wie mit der Wirklichkeit allein nichts gethan ist, auch bei seinem Zwecke. Er glaubt, oder Andere glauben, er habe allein dadurch gewirkt, daß er die Noth und die Übelstände des wirklichen Lebens nackt und baar in die Dichtung übersetzte, aber er ist seinem Instinct gefolgt und hat erstens einen sehr verwickelten, spannenden Roman mit grellen Katastrophen geliefert, dann die Empfindsamkeit und endlich den Humor zu Hülfe gerufen, und aus allen diesen Bestandtheilen zusammen ist Das geworden, was in den Boudoirs und in den gebräunten Händen der Hökerinnen auf dem Markte entzückt, hinreißt, abstößt und eine Revolution in der Literatur hervorgerufen hat.

Nichts natürlicher, als daß die „Mystères" Nachfol-

ger bekamen. Jede moralische Revolution dröhnt durch die Welt, und hier kam noch hinzu die Aussicht auf Gewinn. Wer fühlte sich nicht berufen, Mysterien oder Geheimnisse zu schreiben, denn jeder Ort hat seine Mysterien. Und was bedurfte es mehr, als Elend und Verbrechen in seiner Stadt zu kennen, vielleicht einen Blick in die Zerwürfnisse und geheimen Sünden der höhern Stände geworfen zu haben, das frisch und warm zu Papier zu bringen und, um einen unzweifelhaften Stempel auf das Werk zu drücken, einige wirkliche Anekdoten von bekannten Personen einzustreuen? Die Bändezahl aus der Mysterien-Literatur ist schon sehr groß, die Mehrzahl nach dem Recept gearbeitet, welches man aus Sue's „Mystères" sich zusammenstellte, und das Resultat — daß nun unter den Zwergen ein kleiner Mann als Riese erscheint. Sue hat gedichtet, hier sehen wir vor uns einen Haufen meist von Fabrikarbeit. Von allen Nachahmungen hat keine sein Buch erreicht. Denn alle vermeinten, es sei damit abgethan, das Leben in seinen ekeln, gemeinen, grauenhaften Erscheinungen aufzufassen, es so treu und grell, wie sie es fanden, wiederzugeben, um den geistigen Zusammenhang, um die innere Materie, die Nothwendigkeit, sich wenig zu kümmern, das dunkle Gemälde in seinem Grau in Grau, und die Poesie Poesie sein zu lassen, denn Geheimnisse aus dem Leben hätten mit der Poesie nichts zu schaffen. Andere fanden auch wol, daß es bequem sei, gewöhnliche Romane, die in ihrem Pulte lagerten, als Mysterien ans Licht treten zu lassen. Wenn sie nur in der Gegenwart spielten, ließ sich ihnen leicht etwas einflicken und ankleben, was sie der Mysterien-Literatur einbürgerte. Fodern werden Sie und Ihre Leser nicht, daß ich die gesammte Schar der Nachzügler Seite für Seite durchgelesen, aber ich habe mehre ganz gelesen und alle durchblättert. Von vielen sind erst nur Hefte erschienen, aber ich zweifle, daß die Literatur bedeutend verlieren würde, wenn eine Fortsetzung unterbliebe. Ist es doch möglich, daß schon im Augenblicke, wo dieser Aufsatz gedruckt erscheint, die Aufmerksamkeit nachgelassen hat; denn es ist das tröstliche Naturgesetz, daß alle großen Fehler sich selbst corrigiren. Die Übersättigung erstickt und vernichtet den gefährlichen Trieb.

Hielt man in Paris dafür, daß Eugen Sue die Mysterien der Stadt nicht erschöpft habe, daß er nicht der rechte Mann gewesen, sie aufzufinden? Der rechte Mann war da, der Alles kannte, Vidocq. Und es erschienen „Die wahren Geheimnisse von Paris" mit seinem Namen. Nach einem unverbürgten Gerüchte, welches die Zeitungen mittheilten, sei irgend Jemand, der Zutritt zu den Polizeiarchiven der Hauptstadt hatte, der wahre Verf. des Buches gewesen. Aber trotz seines documentirten Werths habe der Buchhändler nicht gewagt, es zu verlegen, da dem Werke ein Autorname fehle, welcher dem Sue's entgegengesetzt werden könne. Nach einigem Umhersinnen habe man gefunden, daß nur der große Vidocq dem großen Sue die Spitze bieten könne, und der Verleger erklärte, es nur dann anzunehmen, wenn Vidocq seinen Namen hergäbe. Dieser, befragt, erbat sich das Manuscript zur Einsicht, denn auch in Paris gibt Niemand leichtsinnig seinen Namen her, besonders einen solchen Namen. Vidocq behielt das Manuscript sehr lange, ohne Erklärung. Endlich erfolgte die stillschweigende Erklärung, daß er es gar nicht herauszugeben gesonnen sei. Man hatte es ihm ja als Eigenthum angetragen. Der Schlüssel zur verschlossenen Thür war bekannt, aber es war nur ein goldener Schlüssel, und der Verleger soll sich endlich entschlossen haben zu der schweren Ausgabe. Für 6000 Francs, wenn ich nicht irre, soll der alte Speculant sich endlich bereit erklärt haben, die Schrift nebst seinem Namen herzugeben. Die Anekdote klingt nicht unwahrscheinlich; möglich indeß auch, daß sie nur erfunden wurde, um eine Geschichte zu haben, welche die Aufmerksamkeit auf das Buch lenkte. In Paris ist man darin nicht verlegen, und das flectere si nequeo etc. hat volle Gültigkeit. Eine solche Empfehlung that diesen „Wahren Geheimnissen" noth, denn ein takt- und geschmackloseres Compositum hat die französische Literatur selten hervorgebracht. Um deswillen wären wir geneigt zu glauben, daß wirklich ein ehemaliger Held der Nachschlüssel und des Brecheisens der Verfasser sei, einer, der früher aus eigener Erfahrung und Compagnonschaft, später als Policeivigilant die Sippschaft der französischen Gauner kennen gelernt hat. Denn nicht in die Noth und das Elend des Volkes und der Gesellschaft, sondern in die Diebeshöhlen und Werkstätten der weitverbreiteten Gaunerzunft führen uns diese Mysterien ein. Für den Criminalisten und Policeimann ist da viel zu lernen, ihre weitverzweigten Verbindungen, ihre Schliche und Ränke, ihre großartigen Betrügereien, ihre Verbindungen mit Männern, die in den höchsten Gesellschaftskreisen glänzen, ihre Künste, wie sie den Nachforschungen der Policei entgehen, wie sie sich in den Provinzen rekrutiren, wie sie die nächste beziehen, wenn die andere ausgeplündert ist, wie sie junge Leute von Anlage verführen, die niedere und die hohe Schule ihrer Kunst, wie ihr Gemeinwesen selbst zerfällt in politische Parteiungen, wie die kleinen Diebe in immerwährender Abhängigkeit von den größern und glücklichern stehen, wie in der Regel nur jene ergriffen werden, diese aber frei ausgehen, wie jene in Ingrimm gegen diese drückende Aristokratie knirschen, wie aber alle ihre Versuche, sich zu emancipiren, nur zu ihrem Verderben ausschlagen. Wir haben gar keinen Grund, an der Wahrheit und Wirklichkeit aller Mittheilungen zu zweifeln, in vielen Fällen werden sogar die wahren Namen der Gauner genannt sein, und wir wiederholen, daß das Werk für Die, welche sich zu hüten, und noch mehr für Die, welche auf die Diebe ein wachsames Auge haben müssen, von großem Werthe sein kann. Aber weshalb gab der Verf. nicht die Wahrheit allein? Er hat seine Mittheilungen in ein Romangewand gekleidet, aber so schlecht, daß es auf jeder Seite abfällt. Als Novelle ist das Werk ganz ungenießbar, weil dem Verf. nicht weniger als Alles zum Dich-

ter, auch im gewöhnlichsten Sinne, fehlt. Wenn Sue in den Details sich verliert, so bleibt dieser vom Anfang an darin stecken, ohne nur ein Mal den Kopf ins Freie zu bringen. Wenn Sue sich selbst verschlingt in dem mit zu-vielen Fäden gesponnenen Intriguennetz, so liegt dieser erdrückt unter einer Ballenmasse von Sackleinewand, durch die er sich mühsam Wege bahnt, und immer wieder, wenn er ans Freie will, fällt ihm eine neue Masse auf die Schultern. Ihm fehlt die erste nothdürftigste Gabe eines Romanschreibers, seine Personen, die Gegenstände zur Anschaulichkeit zu bringen; nichts von feinern, psychologischen Zügen, von geistigen Fäden, nichts von Heiterkeit, kein Trost für dieses Meer von Verderbtheit und Ruchlosigkeit, in dem wir versinken.

Und warum doch die Dichtung zu Hülfe gerufen, um diesen stinkenden Morast in die Lesewelt einzuführen? Weil sie nur Romane liest? Ist das nicht wieder ein Zugeständniß, der Poesie gebracht! Die Kunst vermittelt; darum erkenne man ihre Rechte an. Schnöder aber als hier ist es wol nie geschehen. Die ganze Romanausstattung besteht in einigen Stereotypschilderungen regnichter Novemberabende und dergleichen, pikanter Örtlichkeiten, faden Liebesabenteuern mit Banalphrasen und einem endlosen verwickelten Dialog, mit Einschachtelungen, die kein Ende nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Gesellschaften in Belgien.

Für Deutschland ist die Zeit der literarischen Gesellschaften zu Ende, und so möchte es wol mit jedem Lande sein, dessen Literatur sich zu einer gewissen Höhe emporgeschwungen hat. In Belgien dagegen stehen diese Vereine eben noch in vollster Blüte, und ihnen dankt die flämische Bewegung einen guten Theil der Fortschritte, welche sie in den letzten Jahren machte.

Von jeher zeigte sich in den Niederlanden eine anderswo nirgend gefundene Vorliebe für literarische Associationen; die Rederykkammern sind das sprechendste Zeugniß dafür. Größere Städte besaßen ihrer vier und fünf, kleinere zum mindesten zwei, jedes größere Dorf eine. Herrschte auch stets und herrscht auch noch bis heute ein recht reges Leben in ihnen, dann wirkten sie doch immer nur mehr conservativ als progressiv; die Sprache fand in ihnen stets Schutz, wenn Frankreich seine Hand nach ihr ausstreckte, um ihr den Fuß auf den Nacken zu setzen, aber es blieb nur bei dem Schutze; selbst dürfte man mit Grund behaupten, daß sie in diesem Asyle eher rückwärts ging als vorwärts. Sie hatte in ihm dasselbe Schicksal wie das Deutsche in den Gesellschaften der Meistersänger.

Bis heute leben mehre dieser Kammern noch in ihrer uralten Form fort; sie haben noch ihre Prinzen, ihren Hauptmann, ihren Dichtmeister und Kunstrichter und schreiben noch von Zeit zu Zeit ihre glänzenden poetischen Wettstreite aus, wie dies in den beiden letzten Jahren noch in Ostende, Dixmuiden, Beurne und Eecloo der Fall war.

Neben ihnen erhoben und erheben sich nun noch frische junge Vereine, die entweder der Literatur ausschließlich oder der Literatur und dem Theater geweiht sind, und diesen wollen wir hier einen kurzen Überblick widmen.

Bald nach dem Ausbruche der englischen Revolution fühlte man in den flämischen Theilen Belgiens, wie sehr man sich über die Folgen derselben getäuscht, und sah die ganze Verwaltung des Landes in den Händen geborener Franzosen oder Frankreich ergebener Söldlinge. Die Fläminge waren zerstreut und eingeschüchtert, und nirgend sah man eine Aussicht für die Wiederherstellung der Sprache in ihre alten und natürlichen Rechte; nur in dem Estaminet, der Schenke noch fanden sich jeden Abend die flämischen Freunde zusammen und konnten ihren Klagen Luft machen, sich einander mittheilen. Das Volk nahm bald Theil an der Sache und interessirte sich für sie; das ermuthigte einige jüngere Schriftsteller, und diese beriethen sich untereinander, welche Hülfe die beste sein möchte. Zusammentreten und zusammenhalten und also dem Feinde fest gegenübertreten, darin sah man die einzige Rettung, und um dies zu bewirken, erhob sich zuerst in Gent der Literaturverein, welcher nun noch den Wahlspruch führt: De tael is gansch het volk (Die Sprache ist ganz das Volk). Fünf Männer bildeten ihren ersten Kern, ein Präsident, ein Secretair, ein Tresorier, der übrigens noch keine Tresors zu hüten hatte, und ein Bibliothekar, der erst auf Bücher für seine Bibliothek wartete. Diese Fünf ließen Diplome auf eigene Faust drucken und ernannten Mitglieder, zuvörderst wirkliche in Gent selbst, und dann auch correspondirende. Die französische Partei wollte sich fast todtlachen ob des Unternehmens, doch die fünf Freunde ließen sich dadurch nicht abschrecken und gingen rüstig ihres Weges weiter. Sie hielten mit ihren neuen Mitgliedern wöchentliche Versammlungen, in welchen sie einander ihre Producte vorlasen und über weitere Mittel zum Schutze der guten Sache beriethen. Bald sahen sie Willems in ihrem Kreise, und endlich ihn gar als Ehrenpräsidenten des jungen Vereins. Nicht lange darauf gewannen sie das Feuilleton der alten „Gazette van Gent“ als Organ für ihre Arbeiten, und von da ab standen sie fest und es verstummte das Hohngelächter ihrer Gegner nicht nur durchaus, sondern diese kamen selbst schon in Sorge über die reißenden Fortschritte, welche die flämische Sache nun mit jedem Tage mehr machte. Ein schöneres Zeugniß konnte es nicht wohl für die Gesellschaft geben, und in ihrer Freude darüber ging sie an eine schon weit gewagtere Unternehmung, namentlich an die Herausgabe einer eigenen literarischen Zeitschrift, des „Kunst- en letterblad“. Jedes ihrer Mitglieder nahm eine gewisse Zahl von Actien zu 25 Fr., und auf diese gegründet, erschien das neue Blatt, und auch darin glückte der Verein, denn als am Ende des Jahres der Redacteur, Snellaert, Rechnung ablegte, ergab sich nach Abzug der Druck- und Versendungskosten schon ein Überschuß von mehren hundert Francs. Nun konnte man seine Wirksamkeit schon weiter ausdehnen und schrieb eine Preisfrage aus, als deren Gegenstand eine kurze Geschichte der Regierung Mariens von Burgund gewählt wurde und deren bester Löser eine Denkmünze von 300 Francs Werth empfangen sollte. Mehre Arbeiten liefen ein; doch, obwol verschiedene bedeutendes Verdienst hatten, es wurde keine gekrönt und nur einer ein Ermuthigungspreis zugewiesen. Die Strenge, welche die Gesellschaft hier zeigte, offenbarte sich gleichfalls in allen kritischen Übersichten des „Kunst- en letterblad“, die meistens Snellaert zum Verfasser hatten. Unbarmherzig geißelte der die Zöpfe, die stets noch mit dem Rimram fortfuhren, der schon seit zwei Jahrhunderten jedes nur etwas fein fühlende Ohr zerrissen hatte, und die Zöpfe, zum ersten Mal aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, erklärten ihm den Krieg und bombardirten ihn mit Briefen, welche Snellaert statt aller Antwort öffentlich mittheilte. Dann aber wurde auch die junge Literatur vorgenommen, und da gab es denn auch viel Geruf und Geschrei, doch störte das Snellaert nicht. Er konnte zuweilen selbst nicht umhin, dem Einen oder Andern der Gesellschaft eine derbe Lection zu geben, denn unter den Mitgliedern gehörte mehr denn einer noch in seiner ganzen Richtung der altrhetoricalen Schule an, und trotzte manch jüngerer allzu sehr der Kraft seiner Flügel. Dies brachte eine Art Hemmung zuwege, und am Ende sah Snellaert sich allein an der Redaction und hatte in Gent nur Blommaert und Willems noch zu

scheinend zufälliger Umstand, die Massen in Bewegung zu setzen, und der Strom, der Sturm ist da, dessen Entstehen dem Kurzsichtigen dann ein Wunder scheint. Eugen Sue hat nichts Neues entdeckt, Hunderte vor ihm haben auf die Kehrseite des glänzenden Lebens der französischen Hauptstadt aufmerksam gemacht, auf diese furchtbaren Cloaken, deren Pestgeruch selbst bis in die parfumirten Salons drang und den zarten Nerven ein vorübergehendes Übelbefinden erregte. Wer es wissen wollte, wie es dort stand, konnte es wissen. Er nur zuerst wagte es, mit feinen Glacéhandschuhen den Koth anzugreifen und die Wirklichkeit in die Dichtung zu übersetzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

La Russie envahie par les Allemands. Notes recueillies par un vieux soldat, qui n'est ni pair de France, ni diplomate, ni député. Paris 1844.

Bei dem Interesse, das man, namentlich seit dem Werke des Hrn. v. Custine, in Deutschland an Rußland nimmt, kann auch die vorliegende Schrift die Beachtung des deutschen Publicums um so mehr für sich in Anspruch nehmen, als dieselbe sich mit Deutschland selbst beschäftigt. Der Hauptzweck des Verf. besteht nämlich darin, die Berührungen zwischen Deutschen und Russen historisch anzugeben, ihren Ursprung (seit den Zeiten Iwan's IV.) nachzuweisen, den gegenseitigen Haß der Deutschen und Russen (der Verf. versteht übrigens hier unter den Erstern nur die Deutschen in Rußland) sowie den Einfluß des deutschen Elements auf Rußland und auf dessen einzelne Regenten, und das Übergewicht, welches die Deutschen zu verschiedenen Zeiten in Rußland gehabt haben, darzustellen. Manches Andere, was gelegentlich mit in den Kreis der Betrachtung gezogen wird, z. B. über die Verhältnisse der Fürsten Deutschlands zu den Slawen, Unterdrückung der Letztern durch Erstere, Blicke auf Polen, gute Rathschläge und Wünsche für dieselben, ist gleichfalls wohl geeignet, das Interesse des Lesers anzuregen und wach zu halten. Dieses Interesse, das die Schrift in der Hauptsache offenbar hat, ist übrigens nicht blos in der Vergangenheit begründet, sondern knüpft sich zugleich an die unmittelbare Gegenwart selbst. Denn noch heutzutage berühren sich in Rußland das deutsche und das nationale Element in friedlicher Weise, und der Verf. ist nicht abgeneigt, dem deutschen Einflusse in Rußland, und selbst auf den Kaiser Nikolaus, eine Art Übergewicht zuzugestehen, wofür er manche Details beibringt. Er ist im Ganzen gut unterrichtet und wohlmeinend, nur daß der französische Nationalstolz hier und da dem Schelme in dem Nacken sitzt und ihm eins abgibt. Dabei ist er gegen Deutschland in der naivherrsch- und habsüchtigen Manier der Franzosen, die das linke Rheinufer nie ganz vergessen können, nicht immer gerecht und unparteiisch, und besonders was die auch hier zur Sprache gebrachte Frage des Panslawismus und die panslawistischen Bestrebungen Rußlands anlangt, ist dies der Fall. Der Verf. scheint in dieser Hinsicht in die Verhältnisse der Gegenwart nicht recht eingeweiht zu sein, oder er spielt die Rolle des Brutus, weil er von den französischen Intriguen in den Slawenländern der europäischen Türkei nur zu gut Kenntniß hat. 1.

Miscellen.

Ein vollständiger Petronius.

Heinrich Meibom, Professor der Medicin, der Geschichte und Poesie zu Helmstedt und nachmals Stadtphysikus zu Lübeck (gest. 1700), hatte in einer Reisebeschreibung gelesen, daß ein vollständiger Petronius in Bologna aufbewahrt werde, den der Verfasser mit eigenen Augen gesehen und bewundert habe. Auf seiner Reise nach Italien hatte daher Meibom nichts Angelegentlicheres zu thun, als die vermeintliche literarische Seltenheit an Ort und Stelle aufzusuchen. Der Arzt Capponi in Bologna, an den Meibom sich gewendet hatte, bestätigte auf Befragen die Angabe des Reisebeschreibers und führte den hierüber höchst erfreuten Meibom nach einer Kirche, mit der Erklärung, hier werde derselbe den verheißenen Schatz finden. Meibom, hierüber etwas betroffen, stellte die Frage, wie es möglich sei, daß ein so übel berüchtigtes Buch an einem so heiligen Orte aufbewahrt werde? „Ei was Buch, entgegnete Capponi — hier ja ist die Kirche des heiligen Petronius, in welcher dessen Leichnam als Reliquie vollständig aufbewahrt wird, wie in der bezogenen Reisebeschreibung ganz richtig angeführt ist und wie Sie nun selbst gleich sehen werden." Meibom, voll Ärger über die fehlgeschlagene Hoffnung, ein vollständiges „Satiricon" des T. Petronius Arbiter zu finden, empfahl sich jedoch, ohne weiter einen Schritt in die Kirche zu thun. 2.

Historische Anekdote.

Bei Gelegenheit eines der Gefechte, welche im J. 1792 vor Mainz zwischen den Preußen und Franzosen statthatten, bemerkte der König von Preußen einen französischen Grenadier, welcher, obgleich mit Wunden bedeckt und von Feinden umringt, sich nicht ergeben wollte. Der König, von der heldenmüthigen Vertheidigung des Soldaten bewegt, befiehlt, denselben mit Schonung seines Lebens gefangen zu nehmen, und läßt ihn dann vor sich führen. „Vous êtes un brave homme", sagt der König zu dem vor ihm erscheinenden Franzosen, „c'est dommage que vous ne vous battiez pas pour une meilleure cause." Der Soldat der Republik, welcher, obschon durch die unerwartete Unterhaltung mit dem Könige etwas überrascht und eingeschüchtert, dennoch seine republikanischen Grundsätze nicht verleugnen will, findet nach einigem Bedenken einen Ausweg, den er mit militairischer Freimüthigkeit einschlägt. „Citoyen Guillaume", erwidert er dem Könige, „nous ne serions pas d'accord sur ce chapitre là, parlons d'autre chose." Die originelle Anrede citoyen Guillaume machte nicht weniger Glück bei dem Könige selbst als bei dessen Gefolge. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 2. —— 2. Januar 1845.

Mysterien-Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Die Wirkung hat alles Maß, nach der bisherigen Erfahrung, überschritten. Durch die Vermittelung der Poesie ist, was bisher nur den Leidenden selbst und wenigen Menschenfreunden, Beamten und wer der Sache sich sonst annahm, bekannt war, zur Allgemeinkenntniß gekommen. Das große Publicum schaudert, indem es mit Begierde liest. Es freut sich, daß es so nicht leidet, also hat es einen Genuß. Einige geben sich der Tröstung hin, daß es doch wol nicht ganz so arg sei, als der Dichter es gemalt, weil er ein Dichter ist; Andere hoffen, das Spiegelbild werde Die zur Thätigkeit anregen, welche helfen können, anders als der Prinz Rodolphe, denn die Dei ex machina sind aus der Mode wie aus der Wirklichkeit verschwunden. Das Entsetzliche, Gräßliche, Haarsträubende und doch so Alltägliche, Nothwendige ist vor die Tribune der Öffentlichkeit geführt, an die Stufen der Verwaltung, des Thrones, der Polizei und der Humanität. Die Dichtung hat es dahin geführt; sie hat das Ihre gethan, mehr kann sie nicht, sie muß das Weitere dem erweckten Gefühl des Gemeingeistes überlassen.

Hier kann sie ruhen, und auch wir könnten sie ruhen lassen, denn es ist nicht Aufgabe der Kritik, zu untersuchen, ob und was in Paris von nun an für die Armen, für die Verbrecher gethan werden wird, ob man die scheinheiligen Notare besser überwachen, die Ehegesetze ändern und von so manchem Vorurtheil abkommen wird, welches zerstörend auf Glück und Frieden vieler Tausende einwirkt. Aber die Kritik, unterstützt vom Erfolge, hat schon mehr gethan, sie hat das Urtheil gefällt, daß Eugen Sue etwas Großes, Ungeheures vollbracht, daß er endlich und zuerst ein Werk geliefert, welches längst die Aufgabe der Poesie gewesen, welches der neuern Literatur erst die Bahn eröffne, in welcher sie sich fortan zu bewegen habe. Diese Kritik nimmt also an, daß er erstens die bestimmte Absicht, aufzudecken und zu bessern, von vorn herein gehabt, dann, daß er seine Aufgabe gelöst und sein Werk vollbracht habe. Wer so etwas leistet, muß als Muster den Andern voranstehen; sie sind verbunden, ihm zu folgen, und wer es nicht thut, irrt von dem rechten Wege ab. Das sind sehr viel Schlüsse aus Einem glücklichen Erfolge. Um deshalb wäre es auch für die Kritik Pflicht, den Erfolg selbst zu prüfen, um die Folgerichtigkeit der Schlüsse daraus zu beurtheilen. Aber gesetzt, es war seine Absicht, und er hat sie erreicht; angenommen, die Übelstände seien von ihm zuerst aufgedeckt worden, und, wir wollen Alles zugeben, man werde sich nun beeifern in Paris, König und Volkstribunen bis zum letzten Policeibeamten und zur untersten Magistratsperson, ihnen abzuhelfen — was hat dies mit der Poesie zu thun? Wenn sie einmal zu einem löblichen Zwecke nebenher gearbeitet hat, und ihre Arbeit ist ihr gelungen, ist sie darum verpflichtet, immer und immer auf derselben Stelle und nach demselben Ziele hin zu arbeiten. Thorheit! Doch, weshalb darum Worte verlieren. In wessen Augen die Poesie nur eine dienende Magd ist, wie soll man ihm beweisen, daß sie eine Göttin ist und von Uranfang war, die frei hinfliegt über Paläste und Hütten und kein Gesetz erkennt, weshalb sie ehemals nur gern an den Thronen, jetzt lieber am häuslichen Herde verweilt, als das der Laune. Sie hat sich jetzt mit dem Volke verschwistert, sie hat den Kothurn bei Seite geworfen, weil er zu hoch war für die kleinen Menschen, weil sie von da herab die Gefühle und Leiden des Menschengeschlechts nur in der Vogelperspective sahen. Das ist sehr hübsch von der Poesie, und sie ist mit voller Liebe und Glück in die stillen Winkel der Hütten gedrungen und hat die Seufzer der Armen in süßen, mächtig wirkenden Tönen wiedergegeben, aber es ist kein Grund vorhanden, sie darum an die Schwelle der Hütten anzubinden und ihr künftig andere Ausflüge zu verwehren. Wie lange sie bei ihrer Laune bleiben wird, ist eine Frage in die Zukunft.

Auch Eugen Sue war nicht der erste Dichter oder Novellist, der in diese Mysterien der Armuth, des Elends, in die Werkstätten der Verbrechen hinabstieg. Ohne das Beispiel, welches Boz in England gab, wären seine Mysterien schwerlich entstanden. Es ist zu bedauern, daß er nicht strenger in seine Fußstapfen getreten ist, wenn sich so etwas machen ließe. Jeder folgte seiner Natur. Mit echtem Dichtergeiste, mit der ganzen schönen Unwillkürlichkeit seines frischen Sinnes tauchte sich der Brite in sein Volksleben, athmete dort dieselbe

wirft blitzend seine Schlaglichter darauf; der Autor lacht und klatscht in die Hände, wie er das Publicum täuscht, während du im Schatten deiner engen schmuzigen Gassen umherschleichst, gewissenhaft nach neuem Elend suchend, um gründlich zu werden. Er braucht nicht zu suchen, er greift in den vollen Topf alter und neuer Anekdoten, und findet spielend, was er finden will. Außer daß der Roman ein vortrefflicher Roman in seiner Art ist, ist er ein bitteres Pasquill, eine Dichtung ohne Erhebung, sittliche Ruhe, und ein Gemälde, das alle glänzenden Eigenschaften hat, aber keine Wahrheit. Hätte ihn ein Engländer wirklich geschrieben? Das müßte ein seltener Engländer sein, der Alles verkennt, was in seiner Nation Großes, Schönes und Edles seit Jahrhunderten sich erhielt, der nur die verderbte Aristokratie und den ruchlosen Pöbel, aber nicht die Bürgertugenden und den häuslichen Herd des Familienheiligthums kennt. Ein echter Engländer würde, bei diesem Standpunkte, wenigstens bitter sein; so war es Byron. Dieser aber kann vor Witz nicht einmal zum gründlichen Haß gedeihen, zu dem Haß, der einen Charakter verräth.

Deutschland durfte natürlich nicht zurückbleiben, Das nachzuahmen, was in Paris Gültigkeit hatte; wie unsere Pflicht ist, schritten wir voran und überboten uns selbst. Wenn noch nicht jede Stadt ihre Mysterien edirt hat, so beruht das wol nur in zufälligen Umständen, und den Mangel zu ersetzen, haben wir von mancher Stadt drei bis vier verschiedene Ausgaben ihrer Mysterien oder, wie man sie, drollig genug, bei uns getauft hat, Geheimnisse. Den Vorrang im Bericht geben wir der alten Kaiserstadt.

Wer wollte abstreiten, daß in Östreich und seiner kaiserlichen Hauptstadt der Mysterien viele sind? Wer aber getraut sich Kenntniß und Takt genug zu, sie zu schildern! Was ruht auf diesem von Gott gesegneten Boden, Fluch oder Segen. Daß Wien zu Deutschland steht eben wie es steht, daß es wol eine Kaiserstadt ist, eine mächtige, üppige, reiche Stadt, die Hauptstadt eines Kaiserstaats, aber nicht die Hauptstadt von Deutschland, nicht das Herz, aus dem das Blut der Intelligenz, des Gewerbfleißes, des Handels durch Deutschland pulst. Nein, daß wir darauf hinschauen, mit Wohlgefallen und mit Bedauern, mit Neid und mit Selbstzufriedenheit. Daß wir dahin wallfahrten wie zu einem fremden Zauber, uns wohl sein lassen und mit den Vergnügten vergnügt sind, aber heimisch finden wir uns nicht. Und daß die Geister darin, die getränkt und genährt sind von den Wohlgerüchen, dem Duft, der sinneberauschenden Luft, doch auswandern in die Fremde, d. h. in das andere Deutschland, um ihren Empfindungen Worte zu leihen? Daß dies Östreich, dies Wien so viele begeisterte Sänger ins Leben rief: — aber ihre Lieder singen sie draußen und nur als Widerhall schallen sie nach ihrem Geburtsort zurück? Wer diese Mysterien schildern könnte und wollte, Mysterien, so schmerzlich für das deutsche Vaterland, aber freilich ungleich geistiger, poetischer als alle die, in welche Sue uns blicken ließ.

Die beiden Bücher, welche uns vorliegen, lösen diese Aufgabe nicht, sie gehen vielmehr abseits von derselben. Es sind die „Geheimnisse von Wien" und die „Geheimnisse aus der vornehmen Welt, dem Volks- und Klosterleben in Wien, Prag und Pesth". Jenes, das sich vorzugsweise mit einigen Gaunergeschichten in Wien beschäftigt, ist nach des Verf. eigenem Geständnisse mehr Fiction als Historie, und er räumt ein, daß es in Wien nicht so ist, wie es in dem Buche geschildert worden. Der Verf. hat es nur mit der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit zu thun und ruft die Policei auf, solche Mysterien, wie er sie denuncirt, wo sie dieselben fände, aufzudecken und aufzuheben. Das Buch scheidet, nach dieser Erklärung, aus dem Bereich unserer Mysterien-Literatur aus, und wir können es dem Leser überlassen, sich selbst ein Urtheil darüber zu bilden.

Näher der Aufgabe kommen die „Geheimnisse aus der vornehmen Welt". Der Verfasser oder die Verfasserin hat eine Ahnung von den geheimen Klüften gehabt, welche mit Rosen überdeckt sind, aber er hütet sich wol, das aufzudecken, was besser verborgen bleibt. Wir sagen, eine Ahnung, denn mehr ist es nicht. Er bleibt an der verschlossenen Thür des Mysteriums stehen, von alter deutscher Pietät, von ängstlicher Scheu erfüllt, zufrieden, wenn er einmal an der Klinke rüttelt; er hat seinen Muth gezeigt, und kann dann getrost auf und davon laufen. Diese Geheimnisse haben einige Verwandtschaft mit denen von London. Auch hier ist eine Masse von Anekdoten, von skandalösen Ereignissen aus der vornehmen Welt, aufgesammelt und compilirt, Anekdoten, die sämmtlich wahr sein mögen — wir erinnern uns wenigstens selbst vor Jahren diese und jene gehört zu haben —, aber eine allgemeine Wahrheit geht daraus noch nicht hervor. Da erscheint die eingemauerte Gattin eines vornehmen Mannes, die erst nach langen Jahren, und auch da nur heimlich, aus ihrer Haft befreit wird, weil angesehene Männer durch die Entdeckung compromittirt würden; da verschwinden Personen, deren Aussagen man fürchtet; Gesunde werden in Irrenhäuser gebracht; vornehme Roués schließen heimliche Ehen, bringen die Kinder ins Findelhaus und verleugnen nachher die Gattin, indem sie die Zeugen bestechen; zu früh Begrabene werden bei Gelegenheit eines Gräberdiebstahls gerettet (warum? weiß man nicht, es wäre denn, um vor dem unvorsichtigen Zufrühbegrabenwerden zu warnen) und im Schottenkloster zu Wien spukt ein ruchloser Priester als Libertin, Giftmischer und Fälscher. Alles Das mag wahr sein, aber ein Facit wird daraus nicht gezogen. Dazu ist der Verf. selbst auch viel zu scheu und zu gutmüthig und zu patriotisch-östreichisch. Er will damit seinen Adel nicht anklagen, daß er so sei, wie die Magnaten und Staatsmänner und Geistliche, die er schildert; nein, das sind nur böse Ausnahmen von der guten Gesammtheit, und schnell, aus Furcht, Jemand könne ihm diese Intention beilegen, lenkt er ein und sagt:

Wie die Bürger stolz sind auf ihren reichen östreichischen Adel, der so human und nobel ist, liebenswürdig gegen die

Künstler und nur stolz gegen den armen und gemischten Adel des übrigen Deutschlands, der sich dem östreichischen Adel gleichstellen möchte und es nicht kann, der da viel gebildeter zu sein glaubt und doch unter sich keinen Grün, Lenau, Friedrich Schwarzenberg und Bellinghausen hat.

Auch wir glauben, daß im östreichischen Adel ein gesunder Kern steckt, daß die dortigen Magnaten nicht alle heimliche Ehen schliessen und die Gattinnen nachher verstoßen, daß sie nicht heimlich ihre Rivale umbringen und ihre Gattinnen lebendig vermauern, noch daß vornehme Staatsmänner, wie hier der Fürst Wigand, dazu das Auge zudrücken, oder gar die Mitwisser entführen, ins Irrenhaus sperren lassen, oder von einem Schottenpriester Gift kaufen. Aber weshalb denn diese skandalösen Anekdoten und Geschichten zu einem Roman verweben und ihnen den Namen „Geheimnisse aus der vornehmen Welt" geben? Dies deutet auf eine Absicht, vor der in der Ausführung der Verf. einige Angst bekommen und nun Alles thut, den Verdacht, daß er gegen die Aristokratie ein Pasquill schreiben wollen, zu beseitigen. Da wird denn gelobt, was nur zu loben ist, vom Kaiser und Fürst Metternich herab bis zu den untersten Policeibeamten, und wir bekommen in den Kauf hinein vollständige Programme von den Plätzen und Anzügen der hohen Herrschaften bei einem Hofconcert, nach der Reihe von I bis X, und von dem Einzuge Kaiser Ferdinand's in Prag u. s. w. So weit von der Intention, es ist ein verschluckter Athemzug. Was den Roman betrifft, so ist er begebenheitreich, breit, hier und da nicht uninteressant, aber zerflossen, ohne ein energisch verschlungenes Band. Die Theile fallen lose auseinander, keine Begebenheit entwickelt sich aus der andern, und auch die psychologischen Entwickelungen lassen die tiefern Blicke in die Menschennatur vermissen, obwol einzelne recht gut ausgeführt sind. In der abgeglätteten weichen Schreibart glaubt man dann und wann eine Damenhand zu erkennen, aber gerade die weiblichen Figuren — Charaktere kann man nicht sagen — sind besonders farblos und saftlos. Alle schön, gutmüthig, weich, verzeihend, sind es nur verschiedene Kleider über ein und dasselbe Modell gezogen. Um dem Roman den Anstrich der Wirklichkeit zu geben, treten viel lebende Personen, mit Namen genannt, darin auf, natürlich nur in Nebenacten. In Wien mag dieser Umstand der Lecture viel Pikantes leihen. Beachtenswerth für künftige wahre Mysterien Wiens ist folgende Stelle:

Ein Bewohner des sächsischen Erzgebirges, ein Böhme oder Ungar vom Lande, ein Irländischer, würde die wiener Armuth noch Wohlhabenheit nennen; denn selbst der Ärmste in Wien geht nicht hungerig zu Bette. Wer arbeiten will, findet Arbeit, wer betteln geht, gute Leute, die ihm etwas geben, wer betrügen möchte, findet ebenfalls sein Terrain. Geborgt, gestohlen, betrogen wird in Wien tüchtig; aber Einbrüche kommen selten vor, Raubmord fast nie, und die Diebe, meist Dienstboten, welche Geld zu Putz und fürs Lotto brauchen, werden immer bald entdeckt.

(Der Beschluß folgt.)

Noch ein Wort über Niccolini's „Arnaldo da Brescia".

In Nr. 133 des „Magazin für die Literatur des Auslandes" ist ein Aufsatz über meine Kritik des Niccolini'schen Trauerspiels „Arnaldo da Brescia" in Nr. 275—279 d. Bl. f. 1844, worauf ich nur Weniges zu erwidern mich veranlaßt fühle. Der Hr. .p. spricht mir die Befähigung ab, über Werke der italienischen Dichtkunst mein Urtheil zu geben, und dies leitet er aus zwei unrichtig übersetzten Citaten her, in deren einem das Wort nicht fehlt, in dem andern aber ich in der Eile verso statt vero gelesen habe. Ob das erste ein Schreibfehler von meiner Seite oder ein Druckfehler *) ist, kann ich dem Hrn. .p. nicht beweisen, da ich seinetwegen mein Manuscript nicht mag von Leipzig kommen lassen, und da ihm daran zu liegen scheint, daß es wirklich ein Fehler sei, damit er daraus auf meine „total falsche Auffassung" einen Schluß machen könne, so mag ich ihm auch die Freude nicht verderben. Das andere ist aber offenbar ein ganz grober Fehler, den nicht einmal meine Versicherung entschuldigen kann, daß ich meine Aufmerksamkeit so ganz auf das Trauerspiel als Ganzes, auf seine Tendenz, seine Stellung in der italienischen dramatischen Literatur, seine Vorgänger und Folgen gerichtet hatte, daß mir an einem einzelnen Vers, der noch dazu nicht das Geringste entscheidet, nicht viel lag. Ein Fehler ist es doch. Ich habe noch mehr Stellen aus dem Trauerspiel übersetzt, die also Hr. .p. alle richtig befunden zu haben scheint. Daß er mir wegen des einen Versehens die Befähigung zu einem Urtheil abspricht, das mit diesem Vers gar nichts zu thun hat, verräth nebst manchen vorausgehenden Andeutungen, wonach er in mir den Katholiken herausgespürt hat, eine Art von Leidenschaft, bei welcher die Wissenschaft sich niemals wohl befunden hat. Doch ich lasse diese kleinlichen Erörterungen beiseite und füge nur noch etwas hinzu, was auch in diese Kategorie gehört, daß Hr. .p. sich irrt, wenn er meint, mein ganzer Aufsatz sei nur gegen jenen Ausspruch in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" gerichtet, daß das Niccolini'sche Stück von Shakspeare'scher Anlage sei; ich habe dazu höchstens eine Seite verbraucht, diesen Ausspruch zurückzuweisen. Es kann wol Niemandem weniger als mir einfallen, irgend ein italienisches Trauerspiel nach dem Maßstabe des britischen Genies zu beurtheilen, nachdem ich die ganze dramatische Literatur der Italiener genau durchstudirt habe.

Hr. .p. verlangt, daß man die moderne dramatische Literatur der Italiener nicht weichlich, phrasenreich und undramatisch nennen solle, weil man die literarische Entwickelung des Volks im engsten Zusammenhang mit seiner politischen Entwickelung berücksichtigen müsse, und daß besonders dieses Werk, weil es eine protestantische Tendenz habe, auch nur aus protestantischem Gesichtspunkt betrachtet werden müsse. Da ich das nicht gethan habe, nennt er meine Kritik von Vorurtheil befangen. Aber im Gegentheil, ist es nicht ein Zeichen von Vorurtheil, wenn man, ehe man an die Beurtheilung eines Werkes geht, vonvornherein alle entschuldigenden Umstände berücksichtigt, alle politischen Hindernisse, die einem Volke die richtige Ausbildung seiner dramatischen Literatur raubten oder erschwerten, in die Wagschale wirft, und nun aus gutmüthiger Billigkeit ein Drama vortrefflich findet, weil einmal jenes Volk kein besseres hervorbringen kann? Ist es nicht Befangenheit, wenn ein Protestant ein Drama deswegen, weil es protestantischen Geist athmet, vortrefflich nennt und Dem, der anderer Meinung ist, katholisches Vorurtheil vorwirft? Gibt es denn katholische und protestantische Trauerspiele? Gibt die Tendenz, die einer Partei ganz gut gefallen kann, dem Werke seinen ästhetischen Werth? Auf welcher Seite liegt also hier die Befangenheit und das Vorurtheil? Wenn ein Volk, aus vielen Gründen und keineswegs blos weil sein Land der Sitz der

*) Allerdings ein Druckfehler, da das Wort nicht sich in dem Manuscript befindet. D. Red.

Hierarchie ist, noch kein echtes musterhaftes Trauerspiel hervorgebracht hat, so müssen wir dies besonders bei den bis in die untersten Classen so durchaus poetischen Italienern im höchsten Grade bedauern; macht aber unser Bedauern oder die Kenntniß der hemmenden Ursachen ein Trauerspiel besser? Wohin geräth Hr. .p. mit seiner Kritik, wenn er aus bloßem Mitleid mit der unglücklichen politischen und kirchlichen Stellung der Italiener seit vielen Jahrhunderten her eine Tragödie für ausgezeichnet hält, weil eben jene Stellung keine bessere zugelassen hat? Es muß doch allgemeine Gesetze der dramatischen Kunst geben, denen sich die Producte aller Völker unterwerfen müssen, nicht aber ein besonderes Kunstgesetz für ein Volk, das sich einer geringern politischen Entwickelung erfreut als ein anderes. In einem Trauerspiel, es mag gedichtet werden in welchem Land es wolle, kommt es hauptsächlich auf die Durchführung einer tragischen Handlung an, und wo diese schon im zweiten Act geschlossen und überhaupt in den Hintergrund gestellt ist, das Stück selbst aber mühsam durch Monologe und Dialoge über dasselbe Thema bis zu Ende des fünften Acts hingezogen wird, da ist es in seiner ganzen Anlage verfehlt, und dieser Mangel kann durch keine Lyrik ersetzt werden. Ich halte es für Vorurtheil, wenn man sich durch den lyrischen Schwung, die schöne bilderreiche Sprache, den rhetorischen Pomp, lauter Eigenschaften, die zum wenigsten einem Trauerspiel durchaus nicht wesentlich sind, so blenden läßt, daß man deswegen ein in seiner ganzen Anlage verfehltes Werk für vortrefflich hält; noch mehr halte ich es für Vorurtheil, wenn man die Tendenz eines Kunstwerks bei seiner Beurtheilung hauptsächlich in Anschlag bringt. Fällt denn die Tendenz bei irgend einem Kunstwerk ins Gewicht und kann sie ihm den Werth geben? Dann hätten wir Deutsche uns in der letzten Zeit einer Menge von vortrefflichen Werken zu rühmen, die nach ihrem ästhetischen Werthe Niemandem recht zusagen wollen. Wie tief muß die dramatische Kunst bei einem Volk stehen, wo Parteirücksichten, gleichviel von welcher Art, einer nach dramatischen Gesetzen ganz verfehlten Tragödie eine hohe Bedeutung geben müssen; und wie tief müßte eine Kritik stehen, welche zugibt, daß ein Kunstwerk nicht durchaus seinen Zweck in sich selbst habe und nicht nach seinem eigenen Gesetz, sondern nach den Wünschen irgend einer Partei beurtheilt werde. Ich habe in meiner Kritik sehr gern zugegeben, daß sich in Niccolini's Trauerspiel sehr viele Stellen von hoher lyrischer Schönheit finden, aber die Lyrik gibt bei der Beurtheilung eines Dramas nirgend den Ausschlag. Das Vorherrschen der Lyrik ist ein Grundfehler bei fast allen Tragödien der Italiener, und Hr. .p. kann, wenn er diesen Zweig der Literatur einmal durchgehen will, eine Menge schöner lyrischer Stellen selbst bei den Marinisten des 17. Jahrhunderts finden. Wenn er aber deren Tragödien deswegen für vortrefflich halten will, so kann er sich dabei nur auf seinen eigenen Geschmack, nicht aber auf allgemein gültige Gesetze berufen. **E. Ruth.**

Ein unlängst aufgefundener Brief Voltaire's an den Jesuiten Vionnet.

Niemand hat, glaube ich, jemals die Biegsamkeit des Hof- und Weltmanns in höherer Vollkommenheit besessen als Voltaire; seine Gewandtheit in dieser Beziehung geht bis zur Perfidie. (Man entschuldige das Wort, das die Franzosen allein besitzen, wie die Eigenschaft, die es bezeichnet.) Wer hat je feinere, unnachahmlichere Schmeicheleien ausgesprochen als die, welche Voltaire an Friedrich den Einzigen und Katharina von Rußland richtete, während er auf der andern Seite die Macht der Throne durch den Einfluß seiner Feder auf alle Weise zu untergraben suchte.

Der nachfolgende, vor kurzem aufgefundene und bis jetzt ungedruckt gebliebene Brief Voltaire's an den Jesuiten Vionnet in Lyon, welchem der Verf. der „Semiramis" für die Zueignung einer von jenem Geistlichen geschriebenen Tragödie „Xerxes" dankt, liefert durch die Äußerungen des berühmten Schriftstellers über die Gesellschaft Jesu einen interessanten Beitrag zur Charakteristik desselben in dem obigen Sinne.

Zueignungsschreiben des Pater Vionnet an Voltaire.

Mein Herr!

Ich habe nicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein; ich besitze weder den Ruf noch die Talente, welche erfoderlich wären, um es zu sein. Sie aber sind von der ganzen Erde als der Held und Meister der Literatur in Frankreich gekannt. Dieser Titel scheint mich zu berechtigen, Ihnen die Huldigung eines ihrer treuesten Bewunderer zu überreichen.

Ein eigenthümlicher Umstand hat mich bestimmt, eine Tragödie drucken zu lassen, deren Gegenstand derselbe ist, welchen Herr v. Crébillon benutzt hat; ich schmeichle mir nicht, daß dieselbe die Ehre verdient, welche ich ihr erweise, indem ich sie Ihnen übermache; aber Sie würden mir eine große Ehre erzeigen, wenn Sie die Gewogenheit haben wollten, sie zu lesen und mir dadurch zu beweisen, daß Sie die Gefühle der tiefen Ehrfurcht genehmigen, mit denen ich bin, mein Herr, Ihr ganz unterthäniger und gehorsamer Diener

Lyon, den 1[illegible]. Nov. 1749. Vionnet.

Antwort Voltaire's, mit welcher er dem Pater Vionnet seine „Semiramis" überschickt.

Ich habe die Ehre, verehrungswürdiger Vater, Ihnen einen sehr geringen Beweis der Dankbarkeit für ein sehr schönes Geschenk zu geben. Ihre lyoner Manufacturen sind besser als die unserigen; aber ich biete dar, was ich habe. Es scheint mir, daß Sie ein größerer Feind Crébillon's sind als ich — Sie haben seinem „Xerxes" größern Schaden gethan als ich seiner „Semiramis"; wir ziehen Beide gegen ihn zu Felde. Ich bin seit langer Zeit schon unter der Fahne Ihrer Gesellschaft — Sie haben keinen geringern Soldaten, aber es gibt auch keinen treuern; Sie erhöhen in mir noch diese Anhänglichkeit durch die besondern Gefühle, welche Sie mir für sich einflößen und mit denen ich die Ehre habe, mein ehrwürdiger Vater, achtungsvoll mich zu zeichnen als Ihren ganz unterthänigen und gehorsamen Diener Voltaire. 3.

Literarische Notiz aus England.

In England hat sich unter dem Vorsitze der Bischöfe von Lincoln, Salisbury, Exeter, Norwich, Bangor und St. Davids eine Gesellschaft zur Herausgabe von Quellenschriften über englische mittelalterliche Theologie und Kirchengeschichte gebildet. Nach dem Prospectus, der nur privatim vertheilt worden ist, beabsichtigt die Gesellschaft die Veröffentlichung folgender Werke: 1) Die vollständigen Werke des Giraldus Cambrensis, des wichtigsten Geschichtschreibers der walisischen Kirche. 2) Die Briefe Eadmer's, des Freundes und Vertrauten des Bischofs Anselm, nach dem einzigen vorhandenen Manuscript. 3) Das theologische Wörterbuch des Dr. Gascoigne, Kanzlers der Universität Oxford (gest. 1457), ein Wikliffit und der einzige kirchengeschichtliche Schriftsteller seiner Zeit. Sein Werk, welches in einem einzigen Manuscript in der Bibliothek des Lincoln-Collegiums vorhanden ist, ist seit Wale, der einige jetzt im Britischen Museum aufbewahrte Auszüge daraus machte, nicht weiter benutzt worden. 4) Das Leben, die Briefe und die Regel des heiligen Columbanus (gest. 615), Verfasser der ersten Mönchsregel in England. 5) Die Briefe Alcuin's, des Freundes Karl's des Großen, mit einigen noch ungedruckten Briefen vermehrt. 6) Das Leben, die Briefe und die Regel des Erzbischofs Lanfranc. 7) Eine Sammlung von Chroniken und Urkunden, die sich auf die Geschichte des Erzbisthums von Canterbury beziehen. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 5. — 5. Januar 1845.

Mysterien-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 4.)

Von Berlin aus sind drei oder vier Mysterienwerke, so viel ich mich entsinne, angekündigt. Augenblicklich liegen uns nur zwei derselben vor, „Mysterien von Berlin" von L. Schubar (deren erster Theil sogar schon von einem dritten, unveränderten Abdruck spricht) und die „Mysterien von Berlin" von August Braß, letztere mit Illustrationen. Mysterien von Paris sind es nicht, weil Berlin nicht Paris ist, weil hier kein großartiges, tief verschlungenes Volksleben sich entwickelt, weil Berlin selbst nicht die Hauptstadt des Landes Brandenburg, sondern Hauptstadt des Staats Preußen ist, weil seine Bevölkerung ein Mischvolk ist, aus allen Provinzen, welches nicht aus brandenburgischen Elementen, sondern durch die Intelligenz, die Bureaukratie und den Hof zu der Einheit gelangt ist, welche es jetzt in Anspruch nimmt. So sind auch seine Proletarier zusammengehäufelt aus allen Winden, wie denn eine seiner Vorstädte, wo sie vorzugsweise wohnen, ihren Namen von den Zuzüglern aus dem Voigtlande bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat. Die Policei ist in beständigem Abwehrkampf gegen die brotlos Brot- und Beschäftigungsuchenden, ohne doch dadurch der ins Enorme wachsenden Armuth Grenzen setzen zu können. Die wahren Mysterien Berlins sind in dem städtischen Armenbudget mit Zahlen am deutlichsten beschrieben. Die Bürgerclasse mag einen Charakter gewonnen haben, der Charakter der Armen ist ein angeflogener. Sie sind ein Abschaum der Bildung in den höhern Ständen. Seiner Zeit hatte das Theater sich der komischen Seite dieses sogenannten Volkes bemächtigt, und die berliner Witze blühen noch in der Nante-Literatur. Ihre Nachtseiten hat man erst jetzt, seit die Mysterien-Literatur im Gange ist, betrachtet. Was findet man? Ach sie sind furchtbar, aber nicht eigenthümlich. Solche Verbrechen und solche Verbrecher erzeugt jede große Stadt. Solches Elend in den Hütten der Vorstadt, in den Kellerwohnungen und unter den Dächern ist — vielleicht nicht in Wien, aber in Paris, London, allüberall in volkreichen Städten zu Hause, mit Ausnahme derer, wo die warme Sonne sich der Armen erbarmt. Der Einzelzüge, welche das verbrecherische Berlin charakterisiren, werden wenige sein. Vielleicht nur der freche Hohn, den man Witz nennt, und die Gutmüthigkeit, welche sich auch unter der entartetsten Classe nicht ganz verleugnet. Eine erstarrte Ruchlosigkeit, wie sie der pariser, eine kannibalische Roheit, wie sie der londoner Bösewicht an der Stirn trägt, kommt hier nur als Ausnahme vor. Es ist ein zähes, verworfenes, aber doch auch ein weiches Geschlecht, welches der Rührung sich nicht ganz verschließt.

Beide Mysterienschreiber kommen in mehren Punkten überein. Für Beide ruhen die Mysterien nur in der untern Pöbelclasse, Beide verweilen bei dem Auswurf der Bevölkerung, bei der in Lumpen verhüllten Misère, welche sich in den Vorstädten, in den winddurchfegten Häusern verbirgt, und bei Denen, die schon die Zuchthäuser ein, zwei Mal oder öfter besucht haben und unter der besondern Vigilanz der Policei stehen. Sind dies berliner Mysterien? Es sind die öffentlichen, weltbekannten Lasterschulen, die allerwärts zu finden sind. Aus den Policeiacten Mysterien schreiben! Warum nicht auch aus den Berichten der Armenärzte, der Bettelvögte. Darin hat doch Sue den Kern getroffen, daß er wenigstens versucht hat, den nothwendigen Zusammenhang des Luxus, der Sittenlosigkeit und Sittenstrenge, der Depravation und des Vorurtheils in den höhern Ständen mit der Entartung und dem Elend der niedern Volksclassen ahnen zu lassen. Solche Fäden würden sich dem aufmerksamen Beobachter auch in Berlin herausstellen. Schwieriger freilich, denn hier sind es nicht kaltherzige, egoistische Nabobs, die den eigenen Bruder, weil er der jüngere ist, auf ihrer Schwelle verschmachten lassen, nicht Wucherer, die den Armen das Mark auspressen, keine scheinheiligen Notare, die anvertraute Gelder unterschlagen, oder gar ihre Gläubiger meuchelmorden lassen, keine ungerechten Richter, keine hochmüthigen, üppigen Magnaten, welche ihren Einfluß zur Unterdrückung der Unschuld benutzen, keine Coterie von Lüstlingen, welche ihre Opfer in den Thurm von Nesle schleppen; nein, nichts von alle Dem, keine Aristokratie, die drückt, keine übermäßigen, üppigen Reichen, deren schwelgerisches Leben den Dorn tiefer ins Herz der Darbenden drückt, gerechte Richter, wohlwollende Beamte, Humanität, wenig oder keine veraltete Institutionen

welche Leben und Weben hindern, und dazu ein König, der jeder Bitte zugänglich ist und ein Herz für die Nothleidenden hat, und Vereine, Gesellschaften zur Besserung, zur Krankenpflege, zur Enthaltsamkeit, Stiftungen über Stiftungen für das Elend — und doch Elend und Noth in grauenerregender Fülle! — Woher? Ja, wer das fände, könnte die Mysterien von Berlin schreiben. Das ist aber eine Aufgabe, die zur Zeit noch außer den Grenzen der Novellistik liegt.

Beide Schriftsteller verweben mit ihren Genrebildern einen Roman, der nicht viel bedeuten will, Beide machen Abstecher auch in das höhere Leben der Gesellschaft, wo sie aber wenig heimisch scheinen und mehr nach Hörensagen, nach ältern Büchern als aus eigener Anschauung schildern. Die höhere berliner Gesellschaft ist so farblos, daß jeder zu starke Ton, den man aufträgt, die Unwahrheit verräth. In Negationen, im Vermeiden des Anstößigen, des Ausgesprochenen, des Eckigen, schleppt sich die gefällige Conversation hin, sie empfängt ihre Wärme und ihr Licht nur und allein von der allgemein verbreiteten Intelligenz. Seit aber die Parteien schärfer hervortreten, im politischen wie im religiösen Leben, wird die Unterhaltung immer vorsichtiger, um den Frieden nicht zu stören und den Anstoß zu vermeiden. Es muß daher auch ein sehr geschickter, durchgebildeter und kenntnißreicher Novellist sein, der sich wagt, hier ohne Anstoß treu zu sein. In den Jahren ändert sich das natürlich; es gab eine Zeit des Theater- und Kunstenthusiasmus, wo der Becher überschäumte und der Dichter stark auftragen durfte und doch wahr blieb. Den heutigen Standpunkt der berliner Societät haben beide Schriftsteller nicht erfaßt, woran, beiläufig gesagt, nicht viel verloren ist. Sie begaben sich nur auf das Feld, weil es, nach andern Vorgängen, nicht ganz zu vermeiden war, und halten sich dann an einiges Eckige und einige Auswüchse, welche in den Bereich ihrer Beobachtungen gerade fielen. Beide Schriftsteller bringen nicht mehr als sie finden; ihre Erfindung ist unbedeutend; aber Beide, und das ist zu loben, versuchen wenigstens psychologische Entwickelungen und Erklärungen des moralisch Empörenden. Sie gefallen sich nicht in der Ausmalung des Entsetzlichen und Widerwärtigen, sondern sind eher bemüht, menschliche Motive aufzufinden, welche den Verbrecher allmälig zu seiner gegenwärtigen Versunkenheit geführt haben.

In dieser Beziehung haben sogar die Schubar'schen Mysterien einen Werth, welcher den Sue'schen abgeht. Bei dem Letztern sind die eigentlichen Bösewichter sammt und sonders pechschwarz und radical (denn die gute Eigenschaften haben, wie der Chourineur u. A., sind eigentlich keine Bösewichter, sondern urspünglich gesunde Naturen, die nur durch Leidenschaftlichkeit zu Fall kamen); hier sehen wir mannichfache Abstufungen, und selbst bei Denen, die schon auf der untersten Stufe stehen, haben sich einige gute Eigenschaften erhalten. Er bemüht sich, darzuthun, wie auch gute Menschen durch den Conflict der Umstände, durch verderblichen Umgang allmälig in den Abgrund der Gemeinheit versinken mögen. Die Sprache ist gehalten, die Darstellung nicht unedel, die Handlung zwar durch bis jetzt vier Bände gezerrt und mannichfach eingeschachtelt, aber doch einfach, man sieht den rothen Faden, der zu einem guten Ende führen soll. Die Braß'schen Mysterien sind dagegen sehr complicirt angelegt, es scheint fast, als habe er sich auch darin Sue zum Muster genommen, wie er denn mit einer ängstlichen Gewissenhaftigkeit zu Werke geht. Er will ein Compendium des Elends und der Verbrechen in Berlin geben und scheint dazu wirklich Studien gemacht zu haben, um überall möglichst treu zu sein und nichts auszulassen. Sein Roman ist fast noch unwahrscheinlicher als der seines Rivalen, und auch darin, daß der vornehme Vater seine Tochter unter den Verlorenen aufsuchen muß, gibt sich eine zu unfreie Imitation der französischen Mysterien kund; indessen schadet es dem Eindruck wenig, er ist in den einzelnen Scenen der Wirklichkeit getreuer als Schubar, und während wir ihm auf seinem bedächtigen Gange Schritt für Schritt folgen, bekommen wir den gewissenhaften Sammler gewissermaßen lieb um seines Fleißes und Eifers willen. Wenn er sich aber über die Scholle hebt und freier wird, könnte der Verf. einst mehr leisten.

Man hat über beide Bücher sehr hart als dürftige Nachahmungen geurtheilt. Freilich geht ihnen die schöpferische Phantasie ab, die Sue bewährte, freilich ist der Roman unbedeutend, und wenn wir das Facit ziehen, sind es nur Genrebilder aus einer Sphäre, die wir fast bis zum Überdruß und Ekel jetzt kennen gelernt haben. Aber wir durchblättern sie doch mit Vergnügen und auch nicht ohne Interesse, weil wir uns dabei bewußt wurden, wie ganz anders der deutsche Geist einen Gegenstand auffaßt als der französische. Vertrauen, Liebe, Hoffnung, Ehrlichkeit der Gesinnung! Wie der Deutsche selbst seinen Teufel zu einem gutmüthigen machte, so muß er auch seinen Spitzbuben etwas von guter Gesinnung abgeben. Er ist zu barmherzig, sie ganz und gar zum Teufel zu schicken; auch sie können sich ja noch bessern. Dies Zutrauen sollten wir ehren! Übrigens glauben wir gern, daß beide Verf. nicht allein an den Roman, an den Effect und den Sinnenkitzel, sondern im Ernst daran gedacht haben, durch ihre Darstellung auf Misbräuche, Elend und Scheußlichkeiten zu möglicher Abhülfe aufmerksam zu machen.

Noch liegen uns vier andere Mysteriensammlungen vor, die von Petersburg, Amsterdam und Hamburg und „Geheimnisse von Altenburg". Da sie insgesammt auf starke Lieferungen angelegt scheinen, wäre es unbillig, nach dem ersten oder zweiten Heftchen schon jetzt sie besprechen oder gar beurtheilen zu wollen. Die „Hamburger Mysterien" verbitten sich dies sogar ausdrücklich durch den Mund der Verlagshandlung, bis sämmtliche Hefte erschienen sind, da hier ein Roman geboten werden solle, der alle Nachbildungen der „Mystères" hinter sich lassen werde! „Geheimnisse von Altenburg" sind ein hübscher Spaß.

Ist die Mysterien-Literatur allüberall von Nutzen oder

zum Schaden? könnte man zum Schluß an uns die Frage stellen. Es nutzt Alles, was anregt, aufregt und vorwärts bringt. Es ist ein großer Stoß gegeben, ein neuer Kreuzzug der Humanität, um die Noth der Armen, der Verbrecher nicht mehr durch das Fernglas und in der Vogelperspective, sondern in ihrer eigensten Sphäre, aus ihrem Kern heraus zu beobachten und die Mittel zur Abhülfe aufzusuchen. Zu diesem Kreuzzuge der Zeit hat die Poesie, die nicht außer der Zeit stehen darf, ihr Contingent geliefert. Es war ihre Pflicht. Im Übrigen sind wir, wie gesagt, keine ästhetischen Rigoristen, die da meinen, es sei eine Entweihung, ein Verderb der Poesie. Wer entweiht, wer verdirbt die Poesie? Niemals verjähren ihre Rechte. 7.

Neueste literarische Erscheinungen in Paris.

Das oft wiederholte Wort: „Wir leben im Zeitalter der Monumente", findet auch auf die heutige Literatur seine Anwendung. Sie ist nicht nur bemüht, Persönlichkeiten durch Biographien und Nekrologe zu verewigen, sondern zieht auch vergessene Ereignisse aus dem Staube der Vergangenheit hervor, bringt unergründete Verhältnisse von einst und jetzt unter die Lupe der Öffentlichkeit und sucht selbst schnell vorübergegangene Stimmungen, Völker- oder auch bloße Privat-Gedanken zu fixiren, wenn nicht von neuem zu beleben, indem sie denselben mit Wichtigkeit ihre Stelle in der Geschichte anweist, ihren Motiven nachspürt, alle ihre Beziehungen ermittelt und auf ihre Folgen hindeutet. Kurz, das historische Moment ist in der heutigen Literatur durchaus vorwaltend. Das anhaltend lebhafte Interesse, welches das Lesepublicum allen Erzeugnissen auf dem Felde der Geschichte entgegenträgt, ruft ihrer immer mehre hervor. In den pariser Buchhandlungen wimmelt es in diesem Augenblicke von Geschichtswerken, von denen ich hier nur die hervorragendsten anführen will.

Von den die Vergangenheit beleuchtenden verdient besondere Erwähnung: „Trois magistrats français du seizième siècle", von E. Faye de Brys. Die drei in ihrem Leben und Wirken trefflich geschilderten Beamten jener Zeit sind: Antoine Duprat, Kanzler des Königs Franz I., Guy du Faur, Sieur de Pibrac, und Jacques Faye, Sieur d'Espeisses, Beide Parlamentspräsidenten. Sie setzten in einer Epoche, in der Aufmerksamkeit und Kräfte aller um den französischen Thron Stehenden von den gewaltigsten Ereignissen, wie die Schlacht von Pavia, die Bartholomäusnacht und die Formirung der Ligue, absorbirt wurden, geräuschlos, doch deshalb nicht weniger nachdrucksvoll, das von Ludwig XI. begonnene Werk der Centralisation der Macht fort und wurden so die Vorarbeiter Richelieu's. Der Verf., der zum ersten Mal als Historiograph auftritt (denn die Art seiner Auffassung und Darstellung erhebt ihn durchaus über den Standpunkt eines bloßen Biographen), bekundet ein nicht unbedeutendes Talent für das Portrait. Er führt Zeit und Personen lebendig und handelnd dem Leser vor das Auge, wie er sie sieht. Er aber sieht sie durch eine farbige Brille, und die Farbe ist katholisch-legitimistisch. Der Eifer für sein politisches und namentlich für sein religiöses Credo verleitet ihn hin und wieder zu Ungerechtigkeiten; als solche müssen namentlich seine Ausfälle gegen den Protestanten L'Hôpital qualificirt werden. Dies entschiedene Anerkennen der weltlichen und kirchlichen Autorität, dies öffentliche Bekennen zur Fahne des Grafen Montalembert ist heute in Frankreich nicht ohne Bedeutung, wo einerseits der Kampf zwischen dem katholischen Klerus und der dem Volke die (protestantische) Geistesfreiheit vindicirenden Universität so viele Köpfe erhitzt, und wo andererseits noch täglich Broschüren erscheinen wie „Une visite à Goritz", vom Grafen Larochefaucauld, und „Souvenirs de Belgrave-Square, dédiés à tous *les flétris* et à tous ceux qui regrettent de ne pas l'être", von M. A. Johanet. Letztere ist, wie der Titel schon anzeigt, eine etwas verspätete Demonstration gegen das schmähliche Brandmal (flétrissure), welches die Deputirtenkammer in ihrer Antwortadresse auf die letzte Thronrede allen Royalisten aufzudrücken wagte. Die rastlose geheime Thätigkeit der heute fast allgemein für abgestorben gehaltenen Karlistenpartei enthüllt der kürzlich beendigte Proceß gegen den Prinzen von Montmorency-Robecq, den Herzog d'Escars, Cherbonnier de la Guènerie und Andere, in welchem ein förmlich organisirtes und bis in die Provinzen verzweigtes Complot zur Sprache kam, das nichts weniger zum Zwecke hatte, als Ludwig Philipp in Neuilly oder in den Tuilerien zu überfallen, zu entthronen oder nöthigenfalls zu tödten und Heinrich V. zum Könige von Frankreich zu proclamiren. Es ist daher nicht ohne Interesse, die hauptsächlichsten legitimistischen Parteischriften mit aufmerksamem Auge zu verfolgen und den sonderbaren Spuk des Gespenstes zu beobachten, das seit der Affaire der Rue des Prouvaires im J. 1832 immer noch nicht aufhört, im alten Staatsgebäude umherzupoltern.

Kehren wir jedoch zur Betrachtung der neuesten historischen Erscheinungen zurück, so fällt uns zunächst ein Buch in das Auge, welches, eine kaum vergessene Streitfrage zwischen Frankreich und Deutschland wieder aufnehmend, ebenfalls den Royalisten beider Länder in die Hände arbeitet. Es ist betitelt: „Réunion de l'Alsace à la France", vom Baron Hallez-Claparède (Paris 1844). Die alte Rheinfrage ist hier wieder zur Sprache gebracht; das Sujet des großen Völkerduetts von 1840, in welchem Victor Hugo und Niklas Becker die Solostimmen sangen und das die militairischen Franzosen mit Waffengeklirr, die musikalischen Deutschen mit Liedercompositionen begleiteten, ist hier vom Geschichtspunkte aus im Interesse Frankreichs nochmals betrachtet. Der Verf. will darthun, wie der Besitz des Elsaß der französischen Regierung stets als überaus wichtig erschienen, wie es ihr endlich gelungen, ihn zu erwerben, und daß er seitdem eine wesentlich französische Provinz geworden. Er schreibt zu dem Ende eine detaillirte Geschichte des Elsaß, und diese führt ihn weit in die Anfänge der Geschichte Deutschlands und Frankreichs zurück. So behandelt er namentlich ausführlich die Reformationsperiode, den Dreißigjährigen Krieg und die Politik Richelieu's und Ludwig's XIV. Die von ihm mitgetheilten Documente sind theilweise sehr interessant, die Hauptpersonen gut charakterisirt. Luther, Mansfeld, Tilly, Wallenstein, Gustav Adolf, Bernhard von Weimar, Turenne, Condé, die Marschälle von Luxembourg und Créqui sind treffend portraitirt, ihr Eingreifen in ihre Zeit lebendig dargestellt und die Hauptereignisse ihres Jahrhunderts kunstvoll um sie gruppirt. Im Ganzen jedoch dürfte dem patriotischen deutschen Leser eine oft nicht undeutlich hervortretende, sehr antigermanische Gesinnung störend entgegentreten, welche zuweilen selbst den Charakter einer Herausfoderung annimmt. Die Einleitung, welche den Inhalt des ganzen Buchs in den Hauptsachen zusammenfaßt, ist zugleich der die Gegenwart zunächst berührende Theil desselben, die von der rein geschichtlichen Darstellung getrennte Polemik. Da hier nicht der Ort ist, auf dieselbe näher einzugehen, so beschränken wir uns, zur Bezeichnung ihres Charakters, auf die Anführung des Schlusses genannter Einleitung. Nach einem flüchtigen Blicke auf den gegenwärtigen Zustand Deutschlands drückt der Verf. den Wunsch aus, daß die deutsche Staatenmosaik zu einem Ganzen umgeschmolzen werden möge, und sieht darin „ein Pfand des Heils für Europa, des Friedens für die ganze Welt". Jedenfalls aber, fährt er fort, ist das linke Rheinufer Frankreichs natürliche Grenze und wird über kurz oder lang auch seine wirkliche sein; „la paix ou la guerre nous réndra le Rhin".

Von dem höchst interessanten historischen Werke des Vicomte de Beaumont-Vassy: „Histoire des états européens

depuis le congrès de Vienne", ist kürzlich der zweite Theil erschienen, welcher Schweden und Norwegen, Dänemark und Preußen behandelt, während der erste Theil Holland und Belgien enthält. Da der Verf. seinen Plan auf 10 Theile entworfen hat und mit einiger Gemächlichkeit zu arbeiten scheint, so dürfte der Zeitpunkt der Beendigung noch in weiter Ferne liegen. Die beiden vorliegenden Theile sind mit der äußersten Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit bearbeitet. Der Verf. bemüht sich überall den Standpunkt des unparteiischen, leidenschaftlosen Historikers festzuhalten; er hat sein sehr reichhaltiges Material mit Umsicht geordnet und mit ruhiger Hand zu einem anschaulichen Bilde zurechtgelegt. Der Text sowol als die pièces justificatives enthalten eine große Menge sehr interessanter Documente, Briefe und Actenstücke, die dem Verfasser namentlich dann bis in die kleinsten Details zu Gebote gestanden zu haben scheinen, sobald er die Relationen eines der genannten Staaten mit Frankreich behandelt. Für Deutschland dürfte die letzte Hälfte des zweiten Theils, welche die Geschichte Preußens seit dem Wiener Congresse umfaßt, ganz besonderes Interesse haben. Den Eigenschaften des Verf. als Conservativer und guter Katholik, seinem augenscheinlichen Bemühen, ein bloßer Erzähler abgemachter Dinge zu sein, gesellt sich noch hinzu, daß er ein Franzose ist. Und in dieser letzten Qualität schreibt er, ohne es zu ahnen, Dinge, die ein preußischer Conservativer kaum zu denken wagt. So erscheint die neueste Geschichte Preußens, vom französischen Gesichtspunkte aus mit Offenheit und Naivetät dargestellt, in einem ganz neuen, nicht sehr vortheilhaften Lichte. Der Verf. ist wohl unterrichtet, er verfolgt mit aufmerksamem Auge die innere Geschichte Preußens, die Ausbildung der in seinem Schoose erwachten Ideen, und legt den Finger überall ohne Scheu auf die wunden Stellen der preußischen Cabinetspolitik. So schildert er sehr wahr die Reformation der preußischen Politik im J. 1815, d. h. ihre Bekehrung vom Liberalismus; dann die strengen Maßregeln gegen die Universitätsverbindungen und sonstige geheime Gesellschaften, die Wirkung der französischen und belgischen Revolution von 1830 auf Preußen, dessen Politik in Bezug auf Polen, die Volksunruhen in Berlin, die Ordonnanzen gegen die Juden, und namentlich sehr scharf und ausführlich die Zerwürfnisse der Regierung mit dem Papste und dem Erzbischofe von Köln. Wiewol er nach dem Tode Friedrich Wilhelm's III. sagt, er fühle die Nothwendigkeit, eine Regierung, die erst von 1840 datire, mit Rückhalt zu beurtheilen, so spricht er doch sehr frei über die Huldigungseide Friedrich Wilhelm's IV., über den Preßzwang, und kann bei der Besprechung der preußischen auswärtigen Politik als guter Franzose einige Seitenhiebe auf England und Östreich nicht unterdrücken. Natürlich kommen auch Irrthümer, besonders in Bezug auf preußische Nationalität und Volksstimmung vor, und wenn er z. B., die neuesten politischen Fragen in Preußen berührend, sagt: „Überall ist die Meinung zu Gunsten des constitutionnellen Fortschrittes stark ausgesprochen und macht sich trotz der Strenge der Censur Luft, aber — der König von Preußen ist weise und die deutschen Völkerschaften sind ruhig und klug!" so ist wol Mancherlei dagegen einzuwenden. Dieser zweite Theil schließt mit folgender Prophezeiung: „Früh oder spät wird das deutsche Reich unter einem andern Namen wieder auferstehen; früh oder spät werden alle diese Völker, welche dieselbe Sprache sprechen und gleiche Sitten haben, ein und dasselbe Volk bilden und, wie sie es mit ihren industriellen Interessen (im Zollvereine) gethan, so auch ihre politischen Interessen centralisiren."

Die gewaltsame Besetzung der kleinen Insel Mogador durch die Franzosen hat wie durch einen Zauberschlag in Paris eine ganze historische Literatur über die französischen Besitzungen in Afrika hervorgerufen. Während der Bischof von Chalons den Sieg der französischen Truppen durch achttägige Gebete in seinem Sprengel zu feiern befiehlt, während der Minister des Innern die Herren Depaulis und Domard beauftragt, die Schlacht am Isly und das Bombardement von Tanger durch Medaillen zu verewigen, richten die allezeit fertigen pariser Publicisten natürlich auch ihre Blendlaterne auf jenen Punkt, der so allgemeines Interesse erregt. Überall erscheinen Bücher, Broschüren und Almanache über die afrikanischen Besitzungen, fast allen jedoch fühlt man es an, daß sie unter dem Eindrucke der Tagesereignisse entstanden sind; der Stempel der Leidenschaftlichkeit und Flüchtigkeit ist ihnen mehr oder weniger deutlich aufgedrückt. Eine Ausnahme macht das Werk des Herrn Rey über Marokko, welches die Resultate mehrjährigen Aufenthalts in Afrika mittheilt. Desgleichen ist das Buch des Deputirten A. Desjobert: „L'Algérie en 1844", mit mehr Gründlichkeit geschrieben. Erwähnenswerth ist außerdem noch die „Histoire de Maroc" von H. Paillet und „Une promenade à Maroc" von Charles Didier. Hr. Paillet macht interessante statistische Zusammenstellungen, gibt genaue topographische Details und merkwürdige Nachrichten über die Administration, die religiösen Gebräuche und den Handel der Marokkaner. Seine Raisonnements sind flüchtig und schwach. Die Franzosen gefallen sich darin, ihren langwierigen Krieg gegen Abd-el-Kader mit dem der Römer gegen Jugurtha zu vergleichen und die Eindrücke, die beide Feldzüge in Rom und in Paris hervorbrachten, in Parallele zu stellen. Beide, sagen sie, fingen im Osten an und zogen sich allmälig nach Westen, bis sie endlich Mauritanien selbst berührten, und der numidische König wußte dann den maurischen geschickt in sein Interesse zu ziehen. Die Negociationen der Römer mit Letzterm hatten ebenfalls die Auslieferung Jugurtha's zum Gegenstande. Beide Kriege haben acht Jahre gedauert, und einer der letzten und entscheidendsten Schläge im Jugurthinischen Kriege wurde in der Nähe des Flusses Mulucha, unweit des heutigen Isly, geführt. Solche Spielereien werden dann in den Journalen ausgeführt und weiter fortgesponnen.

Neben dieser historischen Literatur stehen die Reisebeschreibungen und berühren sie an mehren Punkten. Unter den neuern Erscheinungen dieser Art erregt das allgemeinste Interesse: „La Havane" (3 Bde.), von der bekannten Gräfin Merlin (der Verfasserin der „Creolin" u. s. w.). Sie erzählt in 36 Briefen ihre ganz persönlichen Reiseereignisse und Eindrücke, die jedoch durch das Darstellungstalent der Verf. und ihren romantischen Charakter das Gewand und Interesse eines guten Romans erhalten. Viele der Briefe sind an bekannte Personen, als Châteaubriand, Rothschild, Prinz Friedrich von Preußen u. s. w. gerichtet; diese Adressen jedoch stehen mit dem Inhalte der Briefe in keinem andern Zusammenhange als etwa die einem Buche vorgeschriebene Widmung mit diesem selbst. Die Briefe enthalten geistreiche Frauenplaudereien über Amerika, seine Geschichte, Literatur, Politik, Nationalökonomie u. s. w. Auch diesem Buche fehlt es nicht an der Zugabe der pièces justificatives, welche ihm einen bleibenden historischen Werth verleihen.

Von der viel gelesenen „Voyage en Italie" des Deputirten Fulchiron, in vier Bänden, ist soeben eine zweite durchgesehene und vermehrte Auflage erschienen. Der Werth dieses Werks ist anerkannt, daher wir uns aller weitern Bemerkungen darüber enthalten dürfen. Wenn wir nun noch erwähnen, daß von der „Histoire de l'Espagne depuis Philippe II", von Weiß, soeben auch der zweite Theil erschienen ist und die durch den ersten erregten günstigen Erwartungen vollständig befriedigt hat, so glauben wir hiermit eine gedrängte, doch möglichst vollständige Übersicht der bedeutendsten literarischen Erscheinungen in Paris auf dem Gebiete der Geschichte und Reisebeschreibung geliefert zu haben.

8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 6. —— 6. Januar 1845.

1. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Dritte Abtheilung. Zusätze und Berichtigungen. Jena, Frommann. 1844. Gr. 8. 3 Thlr.

2. Herr von Hormayr und die Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Pièce aus den Politischen Predigten des Dr. Faber. Leipzig, Engelmann. 1844. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wir haben die beiden ersten Abtheilungen der „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege" in einem frühern Jahrgange dieser Blätter bereits angezeigt.*) Die große politische und historische Wichtigkeit dieses Werks haben wir damals schon anerkannt und können wir uns daher hier auf das früher Gesagte beziehen. Ehe wir uns nun zu dem Inhalte der dritten Abtheilung wenden, müssen wir der Polemik gedenken, welche über den Verfasser und Herausgeber des Werks und über seine Berechtigung zur Veröffentlichung der darin enthaltenen wichtigen Urkunden entstanden ist.

Es war vorauszusehen, daß diese Veröffentlichungen nicht überall gut aufgenommen werden würden. Während die größten politischen Charaktere und die edelsten Männer der damaligen Zeit durch ihre eigenen Briefe dem deutschen Volke wieder in Erinnerung gebracht wurden, stellte sich uns auch wieder die ganze Jämmerlichkeit, Feigheit und Selbstsucht so vieler der damaligen Machthaber und Diplomaten vor Augen. Wir sahen, mit wie unendlichen Schwierigkeiten jene großen Männer nicht blos gegen den äußern Feind zu kämpfen gehabt, sondern wie eben in Deutschland selbst verrätherischer Sklavensinn und engherzigste Selbstsucht ihnen überall hindernd im Wege gestanden. Auch erfahren wir daraus, was wir freilich schon wußten, aber doch nicht in so lebendiger Darstellung der handelnden Personen selbst gelesen hatten, daß eben die Kleinmüthigen, die Selbstsüchtigen, die Verräther und Franzosenfreunde sogleich herbeieilten, als der Sieg gegen ihre Absicht und ohne ihr Zuthun erfochten war, und die Früchte des Sieges für sich zu pflücken verstanden, während die eigentlichen Helden mit Undank belohnt und beiseite geschoben, das Volk aber in manchen theuern und gerechten Hoffnungen betrogen wurde. Da dieser Verlauf der Sache noch bis in die Gegenwart fortwirkt, ja die jetzigen politischen Zustände Deutschlands größtentheils auf dieser Wendung der Dinge beruhen, so war es nicht zu verwundern, daß manches böse Gewissen durch solche Heraufbeschwörung großer Todten, die man für immer begraben glaubte, schwer verletzt und gereizt wurde. Die Angriffe auf den Verfasser waren daher natürlich, und glücklicher- oder unglücklicherweise gab dessen Persönlichkeit und Verfahrungsweise so viele unleugbare Blöße, daß, wenn auch nicht im Wesentlichen, doch wenigstens in Nebensachen ein nicht unglücklicher Guerrillaskrieg in Journalen und Broschüren gegen ihn unterhalten werden konnte. Es verlohnt sich schon der Mühe, die Anklagen ins Auge zu fassen und das Einflußreiche sowie das Bewiesene von dem Gleichgültigen und Unbewiesenen zu trennen.

Daß der Herausgeber resp. Verfasser der bekannte Historiker v. Hormayr war, ist gewiß gleich bei der ersten Ansicht des Werks Niemandem zweifelhaft gewesen. Sein Stil, seine bekannten Sympathien und Antipathien, vor Allem seine sehr sichtbar und ganz ungehörig in den Vordergrund tretende Persönlichkeit zeigten es deutlich genug. Wenn wir vom Herausgeber und Verfasser zugleich sprachen, so kommt das daher, weil Hr. v. Hormayr Beides zugleich ist. Das Werk zerfällt nämlich seinem Inhalte und Werthe nach in zwei sehr ungleiche Theile. Der erste Theil, der ihm seine große historische, politische und ethische Bedeutung gibt, besteht eben aus dem Briefwechsel unserer großen Männer aus der Zeit der Befreiungskriege, eines Stein, Gneisenau, Gruner, Nugent, Münster u. A. Dieser Theil ist ganz unschätzbar und für die Herausgabe dieser Reliquien gebührt Hrn. v. Hormayr der Dank jedes Deutschen, gleichviel ob das reine Motiv der Wahrheits- und Vaterlandsliebe allein oder auch nebenbei persönliche und minder lautere Beweggründe ihn dazu bestimmt haben. Die andere Hälfte des Werks dagegen ist eigene Zuthat des Hrn. v. Hormayr. Das Werk hätte nun sicher an Einheit gewonnen, wenn diese Aufsätze, Reflexionen u. s. w. ganz weggeblieben wären. Der Eindruck eines Briefes von Stein, in dem jedes Wort ein Mann ist, wird z. B. sehr durch das darauf folgende historisch-diplomatische Gesalbader — anders können wir die Zuthaten des Hrn.

*) Vgl. Nr. 121—123 und Nr. 167 und 168 f. 1842 d. Bl.
D. Red.

v. Hormayr nicht nennen — geschwächt. Während wir uns in diesem Augenblicke durch die glühende Vaterlandsliebe, die gewaltige Thatkraft und den wahrhaftigsten, lautersten Beruf Stein's erhoben und begeistert fühlen, kann uns die auf den folgenden Seiten sich breit machende Selbstgefälligkeit und Ruhmredigkeit Hormayr's diese Stimmung nur stören und abschwächen. Als wir die ersten beiden Abtheilungen des Werks anzeigten, haben wir uns daher auch nur mit dem eigentlichen Inhalte desselben, mit jenen Reliquien unserer ersten und besten Männer beschäftigt, und haben die eitle Zuthat Hrn. v. Hormayr's als irrelevant und nicht mitzählend ganz beiseite liegen lassen. Da aber jetzt die Tagesliteratur sich auch mit diesen beschäftigt und den Versuch gemacht hat, die mannichfachen Schwächen und Unlauterkeiten dieses Herrn auf den eigentlichen Kern des Buchs mit überzutragen, so sehen wir uns veranlaßt, eine etwas schärfere Sonderung und Trennung dieser beiden Momente des Buchs eintreten zu lassen.

Der Versuch, mit demselben zweideutigen Lichte das ganze Buch zu beleuchten, welches nicht ganz mit Unrecht auf die Person und Verfahrungsweise des Hrn. v. Hormayr fällt, ist besonders laut und heftig durch den Pseudonymen Dr. Faber in seinen „Politischen Predigten" gemacht. Der Abdruck dieser Angriffe in einem Werke hat noch nicht genügend geschienen, sondern Dr. Faber hat jetzt den Theil seiner sogenannten „Politischen Predigten", der sich auf die „Lebensbilder" bezieht, nochmals in einer besondern Broschüre veröffentlicht. Fassen wir die Vorwürfe, die er Hrn. v. Hormayr macht, etwas näher ins Auge.

Zuerst beschuldigt er denselben des Bruchs eines ausdrücklich gegebenen Ehrenwortes. Er thut dieses freilich nur indirect, wahrscheinlich um sich einer Injurienklage und daraus entspringender bürgerlicher Strafe zu entziehen. Er sagt nämlich nicht: Hr. v. Hormayr hat sein Ehrenwort gebrochen; sondern er argumentirt folgendermaßen: Hr. v. Hormayr kann unmöglich der Verf. der „Lebensbilder" sein, denn die „Lebensbilder" enthalten Manuscripte mit dem Nachlasse des Grafen Münster; Hr. v. Hormayr hat aber dem Grafen Münster sein Ehrenwort gegeben, nichts von dessen Papieren, in welche ihm Einsicht gestattet war, zu veröffentlichen. Da nun unmöglich angenommen werden kann, daß Hr. v. Hormayr sein Ehrenwort brechen könne, so können die „Lebensbilder" also auch nicht von ihm herrühren. Hr. Dr. Faber ist jedoch ebenso fest davon überzeugt wie jeder Andere, daß Hormayr die „Lebensbilder" herausgegeben hat, seine ganze Broschüre ist einzig allein nur gegen Hormayr gerichtet; edler und männlicher wäre es daher wol gewesen, wenn er seine Beschuldigung nicht so verclausulirt hätte, aber freilich kann man an die Subjectivität des Dr. Faber solche Anfoderungen nicht machen.

Worauf stützt sich nun die Behauptung, daß Hormayr das dem Grafen Münster gegebene Ehrenwort gebrochen habe? Wie Dr. Faber sagt, auf einen Brief, den er selbst gelesen habe. Ein solcher Brief Hormayr's existire, worin er dem Grafen das Versprechen gäbe, die aus seinem Archive ihm anvertrauten Papiere nicht zu veröffentlichen. Wiewol wir nun dem pseudonymen Dr. Faber auch nicht das mindeste Zutrauen schenken, aus mannichfachen psychologischen Gründen sogar glauben, daß er wol fähig sei, eine Thatsache dreist zu behaupten, an der auch nicht das Mindeste wahr sei, so sind wir in diesem Falle doch überzeugt, daß ein solcher Brief und ein solches Versprechen wirklich vorhanden ist. Dr. Faber pocht viel zu sehr auf denselben, er scheint auf die Auffoderung, einen solchen zu produciren, zu sehr zu warten, als daß wir nicht annehmen müßten, daß es in seinem Plane läge, einen solchen vorzuzeigen. Aber eine ganz andere Frage ist die, ob ein solcher Brief auch wirklich Das beweist, was er beweisen soll, den Ehrenwortbruch von Seiten Hormayr's? Und das müssen wir nach den Vorlagen bestimmt in Abrede stellen. Die dritte Abtheilung der „Lebensbilder" gibt uns darüber die deutlichsten Nachweise. Es mag nämlich der Fall gewesen sein, daß Graf Münster anfangs Hrn. v. Hormayr blos zu seiner Privateinsicht jene Papiere anvertraut habe; nur auf dieses anfängliche Verhältniß bezieht sich dann jenes Versprechen, was wir einmal als wahr annehmen wollen. Später aber ging Münster auf Hormayr's Vorschlag, demzufolge Hormayr den Antheil Münster's an dem Befreiungskriege historisch bearbeiten und veröffentlichen und namentlich sich zu diesem Zwecke seiner Correspondenz als redendes Document bedienen sollte, vollständig ein. Durch eine spätere Verabredung wurde also die frühere Verabredung aufgehoben und Hormayr seines Wortes entbunden. Es ist dieses nicht blos Vermuthung, sondern es wird dieses aus den Bruchstücken, welche Hormayr von seiner Correspondenz mit Münster in der dritten Abtheilung der „Lebensbilder" veröffentlicht, auf das unzweifelhafteste bewiesen. Wollte man nun auch gutmüthigerweise annehmen, daß der edle pseudonyme Dr. Faber vor dem Erscheinen dieser dritten Abtheilung eine solche spätere Verabredung nicht einmal vermuthet habe, was freilich seiner Billigkeit und seinem Talente zu conjecturiren wenig Ehre machen würde, so ist es doch ein starkes Stück, daß derselbe seine Behauptung vom gebrochenen Ehrenworte auch dann noch festzuhalten wagt, nachdem er eingestandenermaßen diese dritte Abtheilung bereits gelesen hatte. Dazu gehört allerdings mehr als eine blos dreiste Stirn und mehr als blos leichtfertige, unüberlegte Medisance. Eine solche schamlose und lügenhafte Bosheit ist etwas ganz Unerhörtes und ein Zeichen von der tiefsten Verderbniß unserer Presse. Wir sind wahrlich nicht blind gegen die Schwächen Hormayr's und werden im Verlaufe dieses Aufsatzes noch Gelegenheit genug haben, auf sie zurückkommen zu müssen. Einen directen Ehrenwortbruch, der sich schwarz auf weiß beweisen ließe, hätten wir aber schon seiner Klugheit nicht zugetraut, wenn wir ihn auch moralisch dazu befähigt hielten, was ebenfalls nicht der Fall war. Dem

großen Publicum aber, welches mehr Broschüren und Zeitungsartikel liest als dickbändige Bücher und schwerfällig geschriebene, verwirrt zusammengestellte Hormayr'sche Aufsätze und Actenstücke, und auf welches eben die Verleumdungen des Dr. Faber berechnet waren, diesem können wir die Versicherung geben, daß an einem eigentlich gebrochenen Ehrenworte Hormayr's kein wahres Wort ist. Dagegen wollen wir gleich zugeben und es als wahrscheinlich herausstellen, daß Hormayr bei Publication jener Actenstücke wol nicht immer ganz im Sinne Münster's verfahren sein mag, und sich dabei von seiner besondern Vorliebe und Abneigung habe leiten lassen.

Wir gehen zu einer zweiten Anschuldigung über. Dr. Faber behauptet, daß Hormayr die meisten Briefe verfälscht und mit Zusätzen von seiner eigenen Hand bereichert habe. Er beruft sich dabei auf die Originale, die er selbst eingesehen habe, und gibt uns ein mehre Seiten langes Verzeichniß der Veränderungen und Einschiebsel, die sich in den „Lebensbildern" finden, in den ursprünglichen Manuscripten aber fehlen. Er citirt Seite und Zeile ganz genau, sodaß wir nicht umhin können, diesen Vorwurf als begründet anzunehmen. Namentlich aus zwei Gründen glauben wir, daß Dr. Faber hier nicht von der Wahrheit abgewichen ist, und daß alle jene Veränderungen, wie sie citirt, wirklich und nicht erdichtet sind. Einmal würde die Lüge doch gar zu leicht zu beweisen sein, und zweitens, und das ist der Hauptgrund, würde Dr. Faber, wenn er einmal den vergeblichen Versuch machen wollte, das Publicum mit Unwahrheiten zu hintergehen, nicht von lauter so ganz unwesentlichen Veränderungen berichtet haben, die im Wesentlichen in dem Sinne und der Meinung der geäußerten Ansichten und Urtheile auch nicht das Mindeste verändern. Für den Augenblick, wenn man das Seiten lange Verzeichniß dieser sogenannten Verfälschungen sorgsam gesammelt vor sich liegen sieht und die aus dem Zusammenhange gerissenen Worte nicht mit den „Lebensbildern" vergleicht, wird man nämlich allerdings etwas frappirt. Sieht man aber in den „Lebensbildern" nach und stellt nach der Angabe des Dr. Faber die ursprüngliche Lesart in ihrem Zusammenhange wieder her, so stellt sich heraus, daß Hormayr wenigstens den Sinn keines einzigen Briefes, nicht einmal eines einzigen Satzes, verändert hat, daß vielmehr alle jene Klagen, alle jene Ausbrüche des Unmuthes und jene schweren Anschuldigungen, die Stein, Gneisenau, Nugent u. A. gegen die damaligen Cabinete aussprechen, nach wie vor dieselben bleiben. Hormayr hat nur manche Ausdrücke, die ihm für das jetzige Publicum undeutlich zu sein schienen, durch einzelne Wortzusätze oder durch Wahl einer andern Benennung verständlicher zu machen gesucht und auf manche Andeutungen näher hingewiesen. Er gibt dies auch selbst in der dritten Abtheilung zu. Diese Verfahrungsweise wollen wir nun keineswegs billigen, denn wäre sie erlaubt, so ließe sich zuletzt gar keine Grenze ziehen, und der Willkür des Herausgebers von historischen Documenten wäre Thor und Thür geöffnet. Namentlich sollte ein Historiker wie Hormayr doch wissen, daß man bei dem Abdrucke historischer Documente nie wortgetreu genug, bis zum Komma und zum Punktum aufs i, verfahren kann. Bei alledem aber bleibt das Verfahren des Dr. Faber immer höchst arglistig, indem er uns ein Verzeichniß von Veränderungen gibt, darüber gewaltigen Lärm schlägt und dabei die Versicherung ertheilt, daß sie alle vom wesentlichsten Einflusse auf den eigentlichen Inhalt seien. Er hat ganz richtig conjecturirt, daß die meisten Leser sich nicht die Mühe geben würden, in den „Lebensbildern" selbst nachzuschlagen und zu untersuchen, ob denn nun wirklich durch jene Zusätze eigentliche wesentliche Gedankenveränderungen bewirkt worden seien, sondern daß sie beim Anblicke eines so großen Registers nun ohne weiteres der ganzen historischen Glaubwürdigkeit der „Lebensbilder" das Urtheil sprechen würden. Welche absichtlich falsche Schlüsse er auf jene Abänderungen Hormayr's baut, davon wollen wir hier nur ein grandioses Beispiel anführen.

S. 238 läßt sich Stein in einem Briefe, datirt Prag 14. Sept. 1813, über seine Plane in Beziehung auf die Reorganisation Deutschlands aus, sobald die Franzosen besiegt und vertrieben sein würden. Als zu erstrebendes Ziel nennt er unter Anderm: „Verstärkung der Macht des Kaisers, Wiederherstellung von Preußen, Verminderung der Macht der Stände, Zerstörung des Rheinbundes" u. s. w. Hormayr hat nun hier das Wort Stände in Fürsten umgewandelt. Es braucht wol kaum bemerkt zu werden, daß Stein allerdings die Reichsstände, die Fürsten, damit meinte, an die Landstände konnte er natürlich gar nicht denken; ohnehin war es nicht möglich, deren Macht damals noch zu vermindern, indem dieselbe ohnehin schon auf Nichts reducirt war. Hormayr hat also den Sinn keineswegs verändert, wenn er für jetzige Leser, denen bei dem Worte Stände freilich zuerst die jetzigen Landstände einfallen können, das Wort Fürsten substituirte. So ungebildet und einfältig ist Dr. Faber nicht, daß er das nicht gewußt hätte, auch kennt er die Ansichten und die Ausdrucksweise Stein's aus den frühern Briefen hinlänglich genug, um nicht zu wissen, was Stein mit den Ständen, deren Macht verringert werden müsse, gemeint hat. Was thut er trotzdem? welchen Schluß zieht er gegen seine bessere Überzeugung aus diesem Ausdrucke, blos um das Publicum zu täuschen und Hormayr Verfälschung des Sinnes vorwerfen zu können? Er sagt: „Dieses ist ein Beweis, daß Stein nicht unbedingt zum Symbol constitutionneller Freiheit gewählt werden darf." Pfui! welche absichtliche Verdrehung, welche arglistige Beschmuzung des Andenkens eines großen Mannes! Wer ist nun moralisch der eigentliche Falsarius, Hr. v. Hormayr, der das Wort verändert, oder Dr. Faber, der den Sinn entstellt? Wenn Stein auf noch größere Verminderung der Macht der Landstände bestanden hätte, dann freilich kann er „nicht unbedingt zum Symbol constitutionneller Freiheit gewählt" werden, aber

umgekehrt muß er alsdann zu dem unbedingten Symbole der allerabsolutesten Fürstengewalt ausersehen werden, als der Einzige, der in einem Momente an noch größere Unterdrückung staatsbürgerlicher Freiheit dachte, wo nicht einmal ein Schatten derselben mehr existirte, und wo selbst ein Gentz, ein Metternich u. A. einen solchen Gedanken gar nicht zu denken wagten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Intorno tre celebri intagliatori in legno Vicentini. Memoria di *Giambatista Baseggio*. Edizione seconda con emendazione e giunte. Bassano 1844.

Welche erfreuliche Richtung in unsern Zeiten die Forschungen im kunstgeschichtlichen Gebiete genommen haben, liegt am Tage; denn ein lebensvoller Organismus objectivster Beziehungen entwickelt in und vermöge seiner selbständigen Einheit eine Fülle eigenthümlicher Gliederungen als sich darstellende wissenschaftliche Resultate. Eins von diesen eigenthümlichen Momenten vorbesagter wissenschaftlicher Art wird nun auch gebildet durch das immer klarer hervortretende Interesse an Forschungen über den Formschnitt und dessen Geschichte. Es ist demnach auch im Sinne dieses Interesse, daß die literarischen Erzeugnisse im Gebiete der Formschnittskunde zur gehörigen Anzeige gebracht werden, besonders auch wenn sie von Ausländern und im Auslande erschienen sind, und so sei denn auch hier das oben genannte Schriftchen mit einigen kurzen Bemerkungen angezeigt. Auf das Einzelne, was uns das Schriftchen bringt, genau einzugehen, würde hier wol der Ort nicht sein, es sei daher hier nur Eins besprochen, wo der Hr. Verf. seine Ansicht über mehr allgemeine Verhältnisse ausspricht, die wesentlich seinen Gegenstand berühren.

Denjenigen, deren Natur und darauf gegründete Cultur es mit sich bringt, daß sie die Kunstgeschichte als Moment der Ästhetik selbst auffassen, was denn doch wol nöthig ist, wenn die Kunstgeschichte als ein Zweig am Baume des Lebens grünen soll, kann es nicht gleichgültig sein, wie durch Geist und gründliche Studien hierzu befähigte Männer eine Kunstthätigkeit auffassen, welche einst berufen war, in dem an Kunstgestaltung so reichen 15. und 16. Jahrhundert eine bedeutende Rolle zu spielen. Daher denn der lebhaft aufgeregte Meinungsstreit über die Eigenthümlichkeit der Malerformschnitte, d. h. ob große Maler, von denen wir bestimmt bezeichnete Holzschnitte besitzen, auch selbst das Formschneidemesser zur Hand genommen haben, oder ob sie blos die Zeichnungen dazu lieferten. Daß ein solcher Streit eigentlich gar nicht hätte entstehen dürfen, da ja für die Eigenhändigkeit ausdrückliche Zeugnisse von Zeitgenossen vorhanden sind, glaube ich schon an einem andern Orte hinreichend nachgewiesen zu haben, und ich will hier nur aussprechen, daß auch unser Hr. Verf. sich auf eine geistreich in den Gegenstand eingehende Weise für die Eigenhändigkeit erklärt. Durchdrungen von der Würde formschneiderischer Kunstübung widerspricht er auf das entschiedenste der Behauptung, als sei diese Kunstausübung nur ein gefühlloser, mithin unfreier Mechanismus, und sagt dabei unter Anderm: „Fu già quistione assai sbattuta quella che i pittori di primo ordine abbiano intagliato anche in sul legno. Il Bartsch non voleva assolutamente, ma molti scrittori dottissimi che vennero in appresso, condotti da inquisizioni sottili, e da osservazioni giuste, dimostrarono senza dubbiezza che più e più volte anche i pittori grandi si dilettarono d'intagliare in legno." (S. 9.)

Das Übrige, was uns dies Schriftchen bringt, gehört einer Besprechung an, die mehr in das Einzelne zu gehen hat, als es hier am Orte wäre, und es sei darüber nur bemerkt, daß es auch in dieser Hinsicht der Aufmerksamkeit gründlicher Sammler zu empfehlen ist. **A. E. Umbreit.**

Zur polnischen Literatur.

Unter den polnischen Buchhandlungen hat sich in den letzten Jahren die Buchhandlung von Zawadzki in Wilna sowol durch die Schönheit und Correctheit als auch durch die Anzahl der von ihr ausgegangenen Werke hervorgethan. Eins der bedeutendsten Werke, die sie unternommen hat, zugleich eins der verdienstlichsten der neuern polnischen Literatur, ist der „Obraz bibliograficzno-historyczny literatury i nauk w Polsce", der seit 1840 erscheint und von dem bis jetzt zwei starke Bände vollendet in Heften und der dritte fast vollendet vor uns liegen. Es enthält dieses Werk einen mit dem angestrengtesten Fleiße, großer Sorgfalt und Genauigkeit und umfassender Kenntniß der polnischen Literatur angefertigten Katalog aller seit der Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum J. 1830 in Polen erschienenen Werke, sowol polnischer als auch nichtpolnischer, ebenso derjenigen, welche von Polen verfaßt und im Auslande herausgegeben worden sind. Dem Verzeichnisse sind viele sehr schätzbare bibliographische und literarhistorische Anmerkungen, auch interessante Auszüge aus seltenen Werken beigefügt. Bis jetzt ist erst ein kleiner Theil des ganzen Feldes der Literatur überschritten. Der erste Band des Werkes enthält das Verzeichniß der in Polen erschienenen griechischen und lateinischen Classiker und überhaupt eine Übersicht Dessen, was in Bezug auf altclassische Literatur in Polen geschehen ist. Es ist nicht unbedeutend, denn das Werk verzeichnet in diesem Abschnitte 915 Nummern. Darauf folgt ein Verzeichniß der über Literaturgeschichte, Bibliographie, Druckereien handelnden Schriften, sowie der Schulprogramme und periodischen Schriften. Es reicht bis Nr. 2192. Im zweiten Bande folgt die reiche theologische Literatur, hier werden die vielen und jetzt so seltenen polnischen Bibelübersetzungen, die Bekenntnißschriften der polnischen Protestanten, Socinianer, griechischen Christen u. s. w. verzeichnet, eine Reihe von mehr als 3000 Werken. Im dritten Theile soll nach dem Beschlusse der Theologie die historische Literatur folgen. Der Herausgeber, Adam Jocher, ist bei der wilnaer Bibliothek angestellt, er hat seiner Arbeit die bekannten Werke von Janocki, Bentkowski, Ossolinski, Bandtke zum Grunde gelegt. Sollte ihm auch manches polnische Werk entgehen, so wird es doch, nachdem das Ganze übersehen werden kann, leicht sein, die Lücken auszufüllen.

Bei Zawadzki in Wilna erscheint auch eine Sammlung der europäischen dramatischen Meisterwerke in Übersetzungen von Korzeniowski und dem Professor an der Universität zu Charkow, Walicki. Der erste Theil enthält Goethe's „Faust", übersetzt von Walicki, mit Beifügung der Musik des Fürsten Radziwill und der Stahlstiche nach Flachsmann.

Ein sehr verdienstlicher Übersetzer ist der bekannte Dichter Odyniec; er hat soeben zwei neue Theile seiner Übersetzungen, welche Byron's „Mazeppa" und „Die Jungfrau von Orleans" von Schiller enthalten, veröffentlicht. Schon früher hat er mehre Gedichte Byron's und Walter Scott's übersetzt.

Der historisch-genealogische Atlas von dem Grafen Las Cases hat in Polen eine Bearbeiterin, Regina v. Korzeniowska, gefunden, welche ihrer Bearbeitung, die in Wilna 1844 erschienen ist, mehre Tafeln über die polnischen, russischen und böhmischen Regenten und über die Herzoge von Pommern und Kurland beigefügt hat. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 7. — 7. Januar 1845.

1. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Dritte Abtheilung.
2. Herr von Hormayr und die Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Pièce aus den Politischen Predigten des Dr. Faber.

(Fortsetzung aus Nr. 6.)

Der dritte Vorwurf, den Dr. Faber Hrn. v. Hormayr macht, besteht darin, daß derselbe einen entschiedenen Haß gegen den Fürsten Metternich hege, einen Haß, der ihn sogar verleitet habe, ganze Urkunden voll der schwersten Beschuldigungen gegen diesen erlauchten Staatsmann zu fabriciren und den „Lebensbildern" als echt einzuverleiben.

Diese entschiedene, ja leidenschaftliche Abneigung gegen den Fürsten Metternich blickt nun freilich, wir möchten sagen, fast in jeder von Hormayr geschriebenen Zeile deutlich durch. Dieser östreichische Staatsmann ist Hormayr ein eigentlicher Pfahl im Fleische; der Ärger über dessen hohe Stellung und glückliche Carrière scheint das Gefühl zu sein, welches ihn nicht zur Ruhe kommen läßt und sein Alter verbittert. Vergeblich bemüht sich Hormayr in der dritten Abtheilung der „Lebensbilder", diesen Vorwurf, wenn es anders ein Vorwurf ist, von sich abzulehnen. Selbst während er sich entschuldigt und sich mit sauersüßer Miene abquält, seine Unparteilichkeit auch in dieser Beziehung durch einiges gespendetes Lob zu documentiren, blickt doch die leidenschaftliche Stimmung gegen diesen Staatsmann aus allen Ecken hervor; jeder Satz, der mit solch gezwungenem Lobe anfängt, rundet sich am Ende fast immer zu einem bittern Tadel ab. Es ist gar nicht zu verkennen, daß Hr. v. Hormayr die Herausgabe dieser Documente vorzüglich dazu benutzt hat, um seinem Zorne gegen Hrn. v. Metternich Luft zu machen. Mit einer wahren Wollust macht er jede bittere Kritik Stein's, Nugent's oder Münster's über das Benehmen Metternich's bekannt und beutet dieselbe in seinem Commentare dazu so recht con amore aus. Selbst die kleinen Veränderungen, die Dr. Faber ihm nachweist, sind fast alle darauf berechnet, einen mehr oder weniger versteckten Tadel, dessen Sinn den jetzigen Zeitgenossen etwa entgangen sein sollte, deutlicher hervorzuheben. Es scheint uns, als wenn Überzeugung und das Gefühl persönlicher Kränkung an diesem Zorne so ziemlich gleichen Antheil haben. Hormayr ist von einem glühenden Ehrgeiz und von einer Überschätzung seiner Fähigkeiten, mittels welcher seine Phantasie ihm bereits eine der ersten Weltrollen als Führer der östreichischen Politik vorgespiegelt hatte, ganz gewiß nicht freizusprechen. An dem Freiheitskriege der Tiroler hatte er einen sehr thätigen Antheil genommen, obgleich es schon ein eitler Irrthum genannt werden muß, wenn er sich als die eigentliche Seele, als den Haupthebel und das Factotum desselben betrachtet und bei jeder Gelegenheit darstellt. Im J. 1813 wollte er diese Rolle wiederholen und das östreichische Gouvernement, welches ängstlich zögerte, gegen dessen Willen zu einem schnellen Bruche mit Frankreich fortreißen. Durch den Ausbruch eines Aufstandes in Tirol wollte er es compromittiren und — eine wenigstens nicht unwahrscheinliche Absicht — den Fürsten von Metternich stürzen und seine Rolle selbst einnehmen. Ausgezeichnetere und edlere Männer wie er selbst, unter Andern der herrliche Erzherzog Johann, der Abgott der Tiroler, scheinen diesem Plane nicht fremd gewesen zu sein. Allein Metternich und der Kaiser Franz bekamen Wind davon; die Folge war, daß Hormayr und seine Genossen nun entschieden in Ungnade fielen, Ersterer sogar mehre Jahre auf einer Festung büßen mußte. Wenn nun jeder edlere Deutsche auch mit jenem Plane sympathisiren wird, so kann man es doch auch nur natürlich finden, will man anders billig sein, daß vom Standpunkte des Kaisers und des Ministers aus jene Politik hinter dem Rücken des Cabinets als etwas Strafwürdiges betrachtet wurde. Hormayr hat aber diese Strafe, wodurch seine phantastischen Hoffnungen auf eine welthistorische Laufbahn für immer zerstört und seinem aufstrebenden Fluge die Flügel arg beschnitten wurden, weder dem Kaiser Franz noch dem Fürsten Metternich je vergeben können, denn daß er überhaupt nicht der Mann zu solcher Rolle sei, daß über kurz oder lang doch eine Katastrophe eingetreten sein würde, die ihn von seinem Sonnenwagen herabgestürzt und zur Erde niedergeschmettert haben würde, das erlaubt ihm seine Bescheidenheit nicht einzusehen. Später trat er in bairische Dienste, in die Dienste des Erbfeindes des Hauses Östreich, und derselbe Mann, der 1809 den Baiern feindlich gegenüberstand und gewiß nichts dagegen gehabt

hätte, wenn es zur Strafe für den Verrath an Deutschland, für die thätige Theilnahme an dem Unterdrückungs- und Eroberungskriege gegen Tirol aus der Reihe der Staaten verschwunden wäre, macht jetzt den Panegyriker und unbedingt lobhudelnden Advocaten dieses Landes. Ja, sollte man es denken, in dem ganzen dreibändigen Werke, das so voll ist von den heftigsten Vorwürfen gegen die damalige französirende Politik der deutschen Fürsten, worin so lebhaft der Grundsatz verfochten wird, daß man lieber zu Grunde gehen, mit dem Schwerte in der Hand hätte fallen müssen, als sich zur Unterdrückung seiner Stammes- und Vaterlandsgenossen herzugeben, in demselben Werke ist auch nicht ein leiser Tadel gegen die Rolle ausgesprochen, die Baiern damals gespielt hatte. Daß Hr. v. Hormayr also nur solche Documente veröffentlichte und nur solche Commentare dazu geschrieben hat, die mit seinen Privatneigungen und Abneigungen zusammenstimmten; daß wir in den Motiven desselben keineswegs allein das heilige Feuer des unerbittlichsten Rechtssinnes und einer Catonischen Vaterlandsliebe zu suchen haben — diesen Vorwurf des Dr. Faber können wir daher nicht umhin ebenfalls als begründet anzuerkennen.

Ein ähnliches Verhalten wie zu Baiern beobachtet Hr. v. Hormayr gegen Hanover. Während er rechts und links gegen alle deutsche Staaten bittere Seitenhiebe austheilt und auch die neuesten Erscheinungen der strengsten Kritik unterzieht, geht Hanover völlig frei aus, Hanover, welches doch dem edeln Vaterlands- und Rechtsfreunde namentlich seit den letzten acht Jahren vielleicht mehr Stoff zu einer strengen Kritik geboten hätte als alle übrigen deutschen Länder zusammengenommen. Dieses offenbar parteiliche Stillschweigen für Hanover unterläßt jedoch Dr. Faber zu rügen, was uns nicht Wunder nimmt, da es bekannt ist, welche Feder es ist, die sich hier unter der Maske des Dr. Faber versteckt hat.

Nachdem wir jedoch nun dem Dr. Faber in allem Begründeten Recht gegeben und Hrn. v. Hormayr keineswegs geschont haben, so müssen wir dagegen auch erklären, daß der Hauptvorwurf, die Unterschiebung falscher Documente, völlig aus der Luft gegriffen, daß auch nicht der leiseste Grund, der nach einem Beweise schmeckt, dafür angegeben ist. Dr. Faber hat hier vorzugsweise jenes Gutachten im Auge, welches von Santander vom 26. April 1813 datirt ist, angeblich einen in der englischen Armee auf der pyrenäischen Halbinsel dienenden Stabsoffizier zum Verfasser hat und welches eine sehr scharfe Kritik des Charakters des Kaisers Franz und insbesondere des Fürsten Metternich enthält. (Abth. 2, S. 56—64.) Den einzigen Grund, den Dr. Faber für die Unechtheit dieses Actenstücks anführt, ist der Umstand, daß es in dem Nachlasse des Grafen Münster nicht enthalten sei. Hormayr aber sagt ausdrücklich, daß er noch andere ihm zu Gebote stehende Documente, die auf die damaligen diplomatischen Zustände ein Licht würfen, veröffentlicht und sich nicht allein auf das Archiv des Grafen Münster beschränkt habe. Diese Angabe muß man gelten lassen, so lange bis der Gegenbeweis geführt ist; die bloße Behauptung Dr. Faber's: „ich halte dieses Document für unecht und in böswilliger Absicht geschmiedet", ohne alle weitere äußere und innere Begründung, ist, gelind ausgedrückt, frivol und gewissenlos. Die innern Gründe dagegen, abgesehen davon, daß man Hrn. v. Hormayr bei all seiner Animosität und Parteilichkeit doch ein solch eigentlich absichtliches Falsum durchaus nicht zutrauen kann, sprechen vielmehr ganz für die Echtheit desselben. Das ganze Gutachten trägt den Stempel der damaligen Zeit, es ist mitten in Hoffnung und Furcht über die mögliche Wendung der Dinge geschrieben. Außerdem ist es mit einer Klarheit, Nüchternheit und Einfachheit abgefaßt, wie der pretiöse und überladene Stil Hormayr's nie etwas Ähnliches hervorgebracht hat. Dr. Faber gibt ja selbst zu, daß Hormayr nicht eine Zeile schreiben könne, die ihn nicht sogleich verriethe. Wünschenswerth wäre es freilich gewesen, wenn es dem Herausgeber gefallen hätte, sowol den Namen des Schreibers als auch Dessen, an den das Gutachten gerichtet war, zu nennen. Dem sei aber nun wie ihm wolle, jedenfalls ist der Inhalt dieses Gutachtens vom höchsten Interesse, und wir erlauben uns, etwas näher darauf einzugehen.

Nicht leicht sind über einen Staatsmann die Urtheile der Zeitgenossen so verschieden gewesen wie über den Fürsten Metternich. Ein Theil erhebt ihn bis zum Himmel, nennt ihn ohne weiteres den größten Staatsmann des Jahrhunderts, betrachtet ihn als den Hercules, der der Hydra der Revolution den Kopf abgeschlagen und Europa vor allgemeiner Anarchie und Barbarei bewahrt habe. Ein anderer Theil sieht in ihm dagegen den Mann, der sich der fortschreitenden Cultur, dem Aufschwunge zu einem höhern Staatsleben mit nur zu glücklichem Erfolge entgegengesetzt hat, der hauptsächlich schuld daran ist, wenn Egoismus, Vorrechte und engherzige Vorurtheile noch über Gemeinsinn, Vaterlandsliebe und freiere Weltanschauung den Sieg davontragen. Unsere Ansicht ist folgende. Der Fürst Metternich ist in der alten diplomatischen Schule des vorigen Jahrhunderts gebildet. Diese Schule stammte ganz aus den privilegirten Ständen. Große Gewandtheit und Feinheit des Benehmens, genaue Kenntniß der Schwächen der Menschen, und wie denselben beizukommen sei, die Kunst, auf den Eigennutz derselben mit richtiger Berechnung sowol Plane als Mittel zu bauen, List, Schlauheit und weltliche Klugheit lassen sich derselben gewiß nicht absprechen. Adel, Geistlichkeit und Höflinge regierten damals, und standen sich bei diesem Regimente nicht schlecht. Durch eine Menge neuer Ideen über Zweck des Staats, über Berechtigung des übrigen Theiles der Unterthanen u. s. w. wurde dieses Regiment mit all seinen äußern persönlichen Vortheilen später in Frage gestellt, und es begann ein erbitterter Kampf zwischen der sogenannten Volkspartei, welche das Staatsleben nach diesen Ideen geordnet wissen wollte, und zwischen der Partei, die im Besitze jener Vortheile war und die Ansicht hegte, daß die

Welt auch noch auf die alte Weise fortbestehen könne und ihres eigenen Bestens wegen fortbestehen müsse. Dieser Kampf währt bekanntlich noch heutzutage fort. Nicht zu verkennen ist es, daß der Fürst Metternich der Führer und das Haupt jener letztern Partei ist. Mit bewunderungswürdiger Klugheit hat er in allen Ländern alle Elemente jener Bevorrechteten unter seiner Führung zu vereinigen gewußt. Er verstand es, diese Partei zu organisiren und die gewaltigen ihr zu Gebote stehenden Mittel auf ein festes Ziel hinzulenken, auf die Behauptung des Bestehenden. In vielen Ländern hatte diese Partei bereits alle Hoffnung aufgegeben, sie bestand nur noch aus vereinzelten Trümmern, und selbst da, wo sie noch im Besitze der Macht war, herrschte doch weder Einigkeit unter ihr noch Klarheit über ihr Ziel und über ihre Mittel. Metternich's Verdienst war es gewiß zum größten Theile, daß alle sogenannten Aristokraten sich jetzt unter einem Paniere sammelten, daß alle Cabinete sich jetzt plötzlich einig und festverbündet die Hand reichten. Ebenso war es gewiß sein Verdienst, daß er die geeignetsten und durchgreifendsten Vertheidigungsmittel anzugeben und mit sicherer Hand zur Ausführung zu bringen wußte, Mittel, die bis heute wenigstens äußerlich ihres Zweckes nicht verfehlt haben. So erklären sich die verschiedenen Ansichten über Metternich sehr natürlich; so erklärt es sich, wie ein Theil ihn als Personification der höchsten Staatsweisheit, der andere ihn vorzugsweise als das eigentliche Princip des Widerstandes betrachtet. Worin aber alle übereinstimmen, das ist die Anerkennung einer außerordentlichen Klugheit und Beharrlichkeit.

Wir vermeiden es absichtlich, einen höhern ethischen Maßstab bei dieser Kritik anzulegen. In der Politik entscheidet ja einmal nach der Ansicht der meisten Menschen der Erfolg, und in gewisser Beziehung ist das auch wahr. Nämlich wenn man nur nicht den Erfolg für den nächsten Augenblick allein in Anschlag bringt, sondern auch an die Fortwirkung der Erscheinungen und Thaten für die Zukunft und an ihr unendliches, unberechenbares Eingreifen in den spätern Lauf der Weltgeschichte denkt. So weit, auf die späteste Zukunft, brauchen wir aber nicht einmal zurückzugreifen, wenn wir das Metternich'sche System nach dem Maßstabe des Erfolgs messen wollen.

Nicht zu leugnen ist es, daß in einem Zeitraume von 30 Jahren der Fürst Metternich nichts wie Siege erfochten hat. Jeder Schlag ist ihm gelungen, jede Maßregel hat er durchgesetzt. Aber auf der andern Seite ist auch nicht zu leugnen, daß die Gegner, obwol immer besiegt, doch darum nicht entmuthigt sind, daß sie zu immer neuen Versuchen und Angriffen bereit sind, und daß ihre Kräfte keineswegs in diesem Zeitraum abgenommen haben, sondern vielmehr mit jedem Tage wachsen. Gleich jenem Riesen erstehen sie immer, zur Erde geworfen, stets neu gestärkt; in den Lüften den Gegner zu erdrücken, wie Herrules es that, ist dem Fürsten noch nicht gelungen. Nun fragt es sich, ob das ein durchaus weises politisches System sein kann, welches nach dreißigjähriger Arbeit, nach dreißigjährigen Siegen immer noch auf dem qui vive steht, und dem es noch nicht gelungen ist, festen, friedlichen Boden zu fassen und einzuwurzeln in den Zuständen und der Gesinnung der Zeit. Die Politik des östreichischen Staatsmannes ist offenbar rein negativer Art gewesen; nur abwehrend, verneinend, nie schöpferisch, erobernd. Unendlich gewandt in den Hülfsmitteln des Augenblicks, ist es ihm doch nie gelungen, die Quelle zu verstopfen, aus der den Gegnern immer neue Kräfte zuströmen. Sobald ein Loch gestopft wurde, öffneten sich immer zwei neue; es war eine rastlose, athemlose Arbeit des Flickens und Ausbesserns. Alle Pumpen auf dem lecken Schiffe waren in beständiger Bewegung, Ströme von Wasser wurden aus den Räumen herausgeworfen, aber der Leck selbst wurde nicht gestopft, er vergrößerte sich zusehends, und es fragt sich, ob die Pumpen im Stande sein werden, auf die Länge die heranschwellenden Wasser zu bewältigen; es fragt sich, ob man das Weltmeer auspumpen kann?

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungen aus Algerien, von Clemens Lamping. Oldenburg, Schulze. 1844. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der Verf., dem als großherzoglich oldenburgischen Lieutenant das einförmige Garnisonsleben unerträglich geworden, nahm 1839 seine Entlassung und zog, nach kriegerischen Abenteuern lüstern, nach Spanien, und da hier der Vertrag von Bergara soeben dem Kampfe ein Ende gemacht hatte, weiter nach Algerien, wo er als Volontair, wie jeder andere Legionnaire auch, in der Fremdenlegion Dienste nahm und es mit der Zeit bis zum Voltigeur-Corporal brachte.

War diese militairische Laufbahn des Verf. zwar vielfältig eine entbehrungsreiche, so kann indessen doch nicht füglich behauptet werden, daß sie eine besonders interessante, durch außerordentliche Begebenheiten sich auszeichnende gewesen sei.

Denselben lauwarmen Charakter tragen auch die Erinnerungen an solche, indem der vorliegenden Schrift ebenso der Schmuck anziehender Darstellungsweise in einem höhern Sinne als jener Reiz der Naivetät mangelt, wodurch die einfache Erzählung der Lebensbegegnisse weit minder Gebildeter so oft ein ganz eigenthümliches Interesse gewinnt. Der Verf. theilt manche nicht uninteressante Einzelheiten über die Eigenthümlichkeiten der Märsche und Gefechte mit, denen er beigewohnt hat, manche seiner geäußerten Ansichten sind ganz wahr und treffend; aber man merkt überall nur zu deutlich, daß demselben sehr ruhiges norddeutsches Blut in den Adern wallte, was sogar nicht einmal durch den Glutwind der Wüste in besondere Aufwallung gebracht zu werden vermochte, und daß er seine Schilderungen afrikanischen Lebens und Webens erst am Jahdebusen aus bereits verblichenen Erinnerungen niedergeschrieben hat.

Daß der Verf. nach vollendeter Irrfahrt wieder glücklich heimkehrte und sogar seine frühere Stellung wiedererlangte, freut uns aufrichtig, und letztere wird ihm nunmehr durch die Erinnerungen an jene wol weniger langweilig erscheinen. Daß aber der Verf. diese Erinnerungen weiter als innerhalb des Kreises seiner Freunde, Kameraden und langförder Bekannten zu verbreiten unternahm, können wir unsererseits jedoch nur als einen — wenn auch leicht verzeihlichen Misgriff betrachten; obgleich wir die dabei unverkennbar an den Tag gelegte Wahrheitstreue des Verf. als eine recht anerkennungswerthe zu bezeichnen uns veranlaßt finden. 10.

Miscellen.

Der Fürst von Pückler sagt in seinem zweiten Bande „Aus Mehemed Ali's Reich" *) von den Ansichten des Vicekönigs in Betreff der türkischen Geistlichkeit: „Einige Äußerungen zeigten mir genugsam, daß Mehemed Ali mit der Geistlichkeit, die bei den Muselmännern einen großen Theil der Gerichtsbarkeit ausübt und überhaupt einen dem Staate gefährlichen Einfluß besitzt, ebenso unzufrieden ist und sich ebenso durch sie die Hände gebunden fühlt, als der Sultan zu Konstantinopel, auch überhaupt jede Geistlichkeit, mit solcher Macht versehen, für alle Gouvernements als höchst schädlich und verderblich ansieht. Gelänge eine Reform in dieser Hinsicht, so wäre dem Orient mehr dadurch geholfen als durch alle übrigen, denn ganz abgesehen davon, ob man dadurch in religiöser Hinsicht viel gewonnen habe oder nicht, war der politische Vortheil unermeßlich, daß durch die Reformation der christliche Priesterstand größtentheils in seine wahren Schranken zurückgewiesen oder diesen doch näher gebracht wurde." An einer spätern Stelle heißt es in klaren Worten: „Unsere Zeit, die doch ein wahrhaft Positives im Glauben nicht mehr hat und es sich aus neuem Stoff erst wieder wird gestalten müssen, sollte sich wenigstens des einzigen Gewinnes, der ihr jetzt noch bleibt, nicht begeben — nämlich des wesentlich kritischen Geistes, der sich über veraltete Vorurtheile jeder Art insoweit zu erheben weiß, daß er sie zwar als historisch Vergangenes und damals Nothwendiges zu ehren versteht, sie aber auch im orthodoxen Glauben wieder aufwärmen zu wollen, nur als eine vergebliche und krankhafte Bemühung ansieht." Ein besonders reizender Theil des Inhalts dieses zweiten und des folgenden dritten Bandes „Aus Mehemed Ali's Reich" ist die Einführung der abyssinischen Sklavin, der schwarzen Schönheit, welche der Fürst mit den wärmsten Farben schildert; seitdem er sie erkauft, spielt sie in allen weitern Reisevorgängen mit, eine liebenswürdige, romantische Erscheinung, die auch besonders dadurch fesselt, daß sie, wiewol Sklavin, doch kaum Dienerin heißen kann, sondern abwechselnd als das Kind, als die Freundin, als Mündel des Fürsten erscheint, der ein zärtlicheres Verhältniß zu ihr nie bekennt oder wenigstens in romantisches Halbdunkel geschickt verhüllt. Aller Vermuthung nach ist dies die nämliche Abyssinierin, die dem Fürsten aus Ägypten nach der Lausitz gefolgt und in Muskau gestorben ist, wo der fürstliche Park nun ihr Grabmal zeigt. 11.

Die Engländer besitzen merkwürdigerweise außer den berühmten Männern dieses Namens noch drei Dichter, die Walter Scott, Samuel Rogers und James Grahame heißen und früher als die Erstern gelebt haben. Proben ihrer Dichtungen finden sich in Southey's „Lates english poets". Alle Drei lebten zwischen dem Ende des 17. und dem des 18. Jahrhunderts. Walter Scott war der Verf. der „History of the right honourable name of Scott", die so oft von seinen großen Verwandten Sir Walter angeführt wird; seine Verse sind aber nicht viel werth. Samuel Rogers war ein Geistlicher und veröffentlichte 1782 zwei Bände gewöhnlicher vertraulicher Briefe. James Grahame der Erste war ein Schotte, wie sein berühmter Namensgenosse, der Verf. von „The sabbath"; alle seine Werke sind in Anderson's Dichtersammlung aufgenommen worden, aber es ist zu vermuthen, daß sie nie mehr gelesen werden. „Es ist gewiß merkwürdig", bemerkt ein englisches Journal hierzu, „daß die Natur ihre «ungeübte Hand» erst an diesen drei obscuren Walter Scott, Samuel Roger und James Grahame versucht hat, bevor sie zuletzt solche Dichter wie unser theurer Sir Walter Scott, unser verehrlicher Freund, Ehren Samuel Rogers, und der zu wenig gekannte, aber geborene Dichter, James Grahame, zu Wege bringen konnte. Wir können jedoch nun sicher sein, daß die Natur diese Namensformen zerbrochen, wenigstens sind sie versprochen worden, und ein guter Hexenmeister wiederholt nie ein gelungenes Kunststück." 12.

*) Wir berichten nächstens ausführlicher über dieses Werk. D. Red.

Ein Werk des Genies.

Ein Bauer aus einem Dorfe in der Nähe der im südlichen Frankreich am Tarn gelegenen Stadt Alby hat vor kurzem ein neues Beispiel geliefert, daß das wahre Genie sich durch alle Hindernisse hindurch Bahn zu seinem Ziele bricht. Sieurrat, jener Bauer, der weiter keine Bildung hat, als daß er mangelhaft lesen kann, ward durch eine ihm in die Hände fallende Beschreibung der berühmten Thurmuhr von Strasburg in solche Begeisterung versetzt, daß er beschloß, ein jenem großen Werke ähnliches hervorzubringen. Voll von diesem Plane verkauft er sein kleines Grundstück und schafft mit dem Ertrage des Verkaufs das ihm unentbehrliche Handwerkszeug an. Nach fünfjähriger rastloser Arbeit bringt er, ohne andere Hülfe als seinen Willen und sein Genie, ein Werk zu Stande, welches vollkommener ist als das Vorbild desselben.

Die aus der Hand Sieurrat's hervorgegangene Uhr setzt durch einen bewunderungswürdig einfachen Mechanismus eine Menge von Zeigern in Bewegung, welche die Stunden an den verschiedenen Punkten der Erdkugel, die Monate und Tage angeben; die vier Evangelisten und die zwölf Apostel erscheinen, um die Viertel- und vollen Stunden anzukündigen, der Hahn kräht zur Stunde, wo Petrus seinen Herrn und Meister verleugnete, kurz, das Werk erregt durch seine ganze Zusammenstellung und namentlich durch seine außerordentliche Einfachheit und unübertreffliche Genauigkeit das Staunen der Menge und die Bewunderung der gelehrtesten Mechaniker und Mathematiker.

So durch die Stimme der sachverständigsten Richter des vollkommenen Erfolgs seiner Unternehmung versichert, packt Sieurrat seine Uhr ein und reist mit derselben nach Paris, um dort die Früchte seiner Arbeit zu ernten; er miethet ein Quartier und bietet das Wunder der öffentlichen Neugierde dar, aber nur wenige Personen zieht der in der ungeheuern Weltstadt verhallende schwache Ruf des unbekannten Künstlers an, und nach drei Monaten schon sieht derselbe sich außer Stande, seine Miethe zu zahlen, und er muß den Schmerz erfahren, den unerbittlichen Hauswirth Beschlag auf die meisterhafte Schöpfung legen zu sehen.

So weit geht der Bericht, den einige französische Blätter über diesen Gegenstand erstatten. Hoffen wir, daß in einer Stadt, welche sich der Mittelpunkt der neuern Civilisation zu sein rühmt, dem genialen Manne sich bald eine befreundete Hand rettend nahen werde.

Anekdote aus dem Leben Mézeray's.

François Eudes, genannt de Mézeray, jener durch seine wechselvollen Schicksale und durch die Originalität seines Charakters mindestens ebenso sehr als durch seine Schriften bekannte „Historiograph von Frankreich", war außerordentlich empfindlich gegen die Kälte. Eines Tags begegnet dem Gelehrten Patru, einer seiner Bekannten, bei starkem Frostwetter auf der Straße. „Wie geht es Ihnen bei diesem Wetter?" ruft der Freund dem vom Froste geschüttelten Historiker zu, welcher mit eiligen Schritten seinen Weg fortsetzt. „J'en suis à L. mon cher ami", antwortete der Gefragte, ohne sich aufhalten zu lassen. Erst später erhielt Patru durch einen andern Freund Mézeray's den Schlüssel zu den räthselhaften Worten des Letztern. Der Historiograph hatte, sobald der Winter herankam, auf der Lehne seines Armsessels stets 12 Paar wollene Strümpfe aufgehängt, welche mit den Buchstaben des Alphabets von A bis M gezeichnet waren. Sobald der frostige Mann das Bett verlassen hatte, prüfte er sein Thermometer und zog so viel Nummern seiner Strümpfe übereinander als der Kältegrad des Tages seiner Meinung nach erfoderte. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 8. —— 8. Januar 1845.

1. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Dritte Abtheilung.
2. Herr von Hormayr und die Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Pièce aus den Politischen Predigten des Dr. Faber.

(Beschluß aus Nr. 7.)

Es ist bekannt, wie Gentz, dieser eifrige und geschickte Hülfsarbeiter des Fürsten, schon gleich nach dem Ausbruche der Julirevolution in völlige Verzweiflung gerieth, daß er schon damals die verfochtene Sache als eine verlorene betrachtete und alle Hoffnung aufgab. Freilich hatte er zu früh verzweifelt, noch war der Augenblick des Unterliegens nicht gekommen, aber — sollte diese Verzweiflung nicht ein Seherblick in die Zukunft gewesen sein?

Betrachten wir zuerst den heutigen Zustand des östreichischen Kaiserstaats. Ist es gelungen, dieses Reich, welches aus vier verschiedenen Hauptvölkern besteht, zu einem organischen Ganzen zu vereinigen? So unendlich schwer diese Aufgabe war — sicher hatte Niemand von allen Ministern einen schwierigern Stand als eben der östreichische —, so würde ein wahrhaft großer Staatsmann doch den Versuch gemacht, er würde auf dieses Ziel hingearbeitet haben. Fürst Metternich hat es nicht gethan; er hat sich damit begnügt, die aufstrebenden Nationalitäten niederzuhalten, keine einzige, nicht einmal die herrschende, die deutsche, zur Entwickelung ihres Lebens und zum Bewußtsein ihrer Kraft kommen zu lassen. Nur in dem gemeinsamen politischen Schlafe der vier Nationen bestand ihre Einheit. Diesen Schlaf durch strengste Überwachung so lange wie möglich zu erhalten, darin bestand das System der östreichischen Regierung. Aber die Völker können nicht ewig schlafen. Das ist nicht die Politik des großen Staatsmannes, daß er denkt wie Ludwig XV.: „Wenn es nur so lange noch geht wie ich lebe; mein Nachfolger mag zusehen, wie er sich aus der Affaire zieht", oder wie die Dubarry: „Après nous le déluge." Und in der That, eine sehr beneidenswerthe Erbschaft hinterläßt der Fürst seinem Nachfolger nicht. Ist auch äußerlich in Östreich Alles beim Alten geblieben, in der Gesinnung, in den moralischen Zuständen sind doch große Veränderungen vorgegangen. Schon reiben sich die Ungarn die Augen; die Slawen träumen einen unruhigen Morgenschlaf von einer großen slawischen Monarchie; die Italiener wachen schon lange, während sie sich stellen, als wenn sie schlafen; nur bei den Deutschen scheint der Schlaftrunk noch zu wirken. Aber es ist wider die moralische Ordnung der Dinge, wenn ein Volk das herrschende ist, was geistig zurückbleibt. Nur der höhern Intelligenz, dem regern Leben und Streben, der größern politischen Bildung gebührt die Herrschaft. Nur dadurch, daß die Deutschen voranschritten in der Entwickelung eines tüchtigen Staatslebens, nur in dem Bewußtsein der übrigen Völker, daß sie von deutschen Provinzen lernen könnten, daß ihnen von dort aus Heil und Segen käme, war ein freiwilliger Anschluß und Unterwerfung, ja vielleicht Verschmelzung zu erwarten.

Blicken wir auf das übrige Deutschland, so sehen wir, wie der Fürst, besorgt um den Schlummer der östreichischen Völker, auch jede Störung, die aus der Nachbarschaft herübertönen könnte, im Keime zu ersticken suchte. Um kein böses Beispiel den Östreichern zu geben, mußte Deutschland in der Entwickelung seines öffentlichen Staatslebens gehemmt werden. Auch dieses ist bis zu einem gewissen Grade gelungen, aber nur bis zu einem gewissen Grade. Noch bestehen die strengen Beschlüsse gegen die Presse, aber werden sie noch so ausgeführt wie vor 20 Jahren? Noch immer werden die constitutionnellen Berechtigungen der Kammern in Frage gestellt, aber geschieht es noch mit derselben Sicherheit und mit demselben Erfolge wie vor 20 Jahren? So sehen wir auch hier, daß der Erfolg nur ein augenblicklicher gewesen, und daß dem Metternich'schen Systeme schwerlich eine Zukunft zu prophezeien ist. Mit wie ganz andern Gefühlen muß sich ein Staatsmann zum letzten Schlafe niederlegen, wenn er, wenn auch im Einzelnen oft besiegt, doch sein System im Allgemeinen Fortschritte machen sieht, wenn er daraus die beseligende Überzeugung ziehen kann, daß er auf dem rechten Wege gewesen ist und fördernd und schaffend in die Geschichte der Menschheit eingegriffen hat. „Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle." In der That, darin besteht alle menschliche und staatsmännische Weisheit, daß man nur solche Zwecke verfolgen soll, die sich im Alter bewähren, wovon man im Alter die

Früchte heranreifen sieht. Man hat den Fürsten Metternich oft auch als den glücklichsten Staatsmann gepriesen: ob er es jetzt in seinem Bewußtsein noch wirklich ist? Nemo ante mortem beatus, sagen die Alten.

Jener edle und wahrhaft große Gegner Metternich's, der Freiherr von Stein, bei dessen Namen uns immer ein Schauer der Verehrung überläuft, er mußte zwar abtreten, er wurde von Metternich und seinen Freunden besiegt, aber er hinterließ eine Idee, ein System, welches in den Gedanken und der Gesinnung der Menschen unsterblich fortwirkt und welches zuletzt siegend sein Panier über dem Grabe des Entschlafenen schwingen wird. Welche Idee, welches fortwirkende, unsterbliche System wird uns Fürst Metternich hinterlassen?

In den „Lebensbildern" ist nun eine weit schärfere und leidenschaftlichere Kritik der Metternich'schen Politik, sowol in Bezug auf ihren allgemeinen Charakter als auf die einzelnen damals wichtigsten Punkte enthalten. Eine nähere Beleuchtung dieser letztern würde diese Besprechung zu sehr verlängern. Um zum Schlusse zu kommen, bemerken wir nur noch, daß sich Dr. Faber zum Vertheidiger und Lobredner des östreichischen Cabinets aufgeworfen hat. Es braucht wol nicht bemerkt zu werden, daß dieser Dr. Faber ein freiwilliger und kein gedungener Partisan ist. Die glückliche Rolle, die Gentz gespielt, scheint viel Verführisches zu haben. Alle Augenblicke treten Bewerber um dieselbe auf, welche durch unberufene Parteinahme sagen zu wollen scheinen: Ich wäre vielleicht ebenso gut wie jener Gentz zu gebrauchen. Jedoch sind sie alle nicht von der Façon, als daß ein so gebildeter und feiner Geschmack wie der des Fürsten Metternich sich mit ihnen befassen könnte. Die Broschüre des Dr. Faber ist nichts als eine fehlgeschlagene Speculation des Dr. Zimmermann, der bekanntlich seine Feder der hanoverschen Regierung zur Disposition stellte und nun, da man sie nicht mehr braucht, eine anderweitige Beschäftigung sucht.

Die dritte Abtheilung der „Lebensbilder" steht übrigens den beiden ersten an Wichtigkeit weit nach. Die darin enthaltenen diplomatischen Urkunden sind früher schon durch den Druck bekannt geworden und beleuchten auch nur Nebenpartien des Befreiungskriegs. Charakteristische Briefe der Männer, die damals die Geschichte machten, fehlen in dieser Abtheilung gänzlich. Den größten Raum nimmt das diplomatisch-historische Geschwätz des Hrn. v. Hormayr ein, welches wir schon früher gewürdigt haben und was besser ungedruckt geblieben wäre. Eine vierte Abtheilung werden wir demnach wol nicht zu erwarten haben.

F. von Florencourt.

Briefe aus und nach Kurland während der Regierungsjahre des Herzogs Jakob. Mit Rückblicken in die Vorzeit. Von Otto v. Mirbach. Zwei Theile. Mit Kupfern. Mitau, Lucas. 1844. Gr. 8. 4 Thlr.

Wenn es sich darum handelt, die Geschichte eines kleinen, nur in wenig Beziehungen merkwürdigen, bald untergegangenen Staats zu schreiben, und wenn man eine solche Darstellung nicht für Fachgelehrte, sondern für ein gebildetes und speciell betheiligtes Publicum zu liefern hat, so kann man keine glücklichere Form wählen als Hr. v. Mirbach in seinen kurischen Briefen. Der Verf. schrieb für seine Freunde in Kurland, und die vorgedruckte Subskriptionsliste weist nur Namen seiner Landsleute auf. Er glaubt, daß das Ausland seiner Arbeit nur ein geringes Interesse abgewinnen werde; doch meinen wir, daß sein Werk von Allen, welche Sinn für geschmackvolle und unterhaltende Geschichtschreibung haben, mit Vergnügen gelesen werden dürfte, um so mehr als die Briefe sich nicht lediglich auf Kurland beschränken; sie sind zum Theil aus Polen, Frankreich, Holland, Rußland geschrieben, und mit bemerkenswerthen Thatsachen jener Zeit hat der Verf. Schilderungen von Sitten und Gebräuchen der genannten Länder verwebt, wodurch das Ganze eine angenehme Mannichfaltigkeit erhält.

Der Verf. hat zum Anfangspunkte seiner Briefe das Jahr 1672 gewählt; Kurland kam damals in nähere Berührung mit den Mächten des westlichen Europa. Holland nämlich, bedroht mit einem Kriege von den verbündeten Königen von Frankreich und England, Ludwig XIV. und Karl II., denen sich der Kurfürst von Köln und der Fürstbischof von Münster, später sogar Schweden anschloß —, Holland, damals wirklich in Noth, hatte sich durch die Vermittelung des Kurfürsten von Brandenburg auch an dessen Schwager, den Herzog von Kurland, gewendet und mit dessen Erlaubniß drei vollständige Regimenter im Herzogthume werben lassen. Unter dem Befehle des damaligen Erbprinzen und nachmaligen Herzogs Friedrich Kasimir war dieses Hülfscorps im Frühlinge 1672 von Libau abgesegelt und im Sommer desselben Jahres mit dem Vortrabe der münsterschen Truppen bei Lier zusammengetroffen. Über die Kriegsthaten der Kurländer in jenen Gegenden ist allerdings nicht viel zu sagen; wie aber schon bemerkt, sind dieselben nur ein Anknüpfungspunkt für interessantere Mittheilungen.

Das Leben des kurländischen Adels war damals und wol noch viel später eben nicht sehr erbaulich; Jagen, Schmausen und Zechen waren seine Hauptbeschäftigungen, wilde Raufereien an der Tagesordnung. Merkwürdig ist die große Leichtigkeit, mit welcher das im Duell häufig vergossene Blut gesühnt wurde; es bedurfte hierzu nur einiger Ceremonien bei dem Begräbnisse des Getödteten. Ein Herr v. Grotthuß wurde von einem andern Edelmann im Zweikampf erschlagen; unter dem Vortritte des Thäters, der in ganz schwarzen Trauerkleidern mit bloßem, aufgestreiftem Arme und den blanken Degen in der Faust zwischen zwei Edelleuten vor der Leiche herging, trug man den Sarg bis unter die Kanzel, woselbst man ihn niedersetzte. Der Pastor loci hielt die Leichenpredigt und ließ hierauf singen: „Aus tiefer Noth ꝛc." Der Thäter stand unterdessen zwischen den beiden Edelleuten, die ihre bloßen Degen kreuzweis vor ihm hielten. Über denselben gaben der Bruder des Entleibten und sein Mörder einander die Hände, empfingen hierauf das Abendmahl und blieben gute Freunde, wie sie es zuvor gewesen waren. Die Sache war vor Gott und der Welt abgethan.

Die Art, wie bisweilen Streitigkeiten und Händel unter den Edelleuten geschlichtet wurden, erinnert an die Geschichte einer Besitzergreifung, die sich vor einigen Jahren in einem reichsgräflichen Ländchen Norddeutschlands, wenn auch mit etwas weniger Abscheulichkeit, doch nach ebenso faustrechtlichen Principien, zugetragen hat. Diese neuere Geschichte ist allgemein bekannt; die kurische, die im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts vorgefallen, hat der Verf. in den herzoglichen Archiven gefunden und erzählt dieselbe folgendermaßen: „Ein Herr Alexander v. Offenberg, Besitzer eines Gütchens im Oberlande und Cornet in polnischen Diensten, überfällt mit Hülfe einiger Polen vom jenseitigen Dünaufer am hellen, lichten Tage einen Herrn Ernst von Brunnow in seinem Hofe Stabliten, tractirt ihn, wie es in der Citation heißt, mit Schlägen ins

Gesicht, bringt ihm mit einer vorgehaltenen Pistole die Schlüssel ab und erschließt oder erbricht Kisten und Kasten, Speicher, Kleeten und Schränke und bemächtigt sich besonders der Siegel und Briefe und aller für Stabliten sprechenden Privilegien; hierauf wird die edle Hausfrau Tekula v. Brunnow, nachdem sie zuvor aller ihrer Kleider bis auf ein weißes Kamisölchen und einen einzigen Unterrock, auch ihrer mit Gold gefüllten Taschen beraubt worden, jämmerlich aus dem Hofe geschleppt und das Thor hinter ihr zugemacht, sodaß die edle Frau bei finsterer Abendzeit und großer Nässe und Kälte sich hat salviren müssen. Er, der Gutsherr, wird salva venia bis aufs Hemd entkleidet, auf einen Stuhl gesetzt, mit Stricken bald angezogen, bald losgelassen, mit Daumschrauben gequält und so lange auf gut henkermäßig tractirt und mit ihm hantiert, bis er die Schlüssel zum baaren Gelde herlangt, worauf man ihm salva venia seine Hosen zuwirft, ihn nach einem Moraste schleppt und dergestalt mit Zaunpfählen und Prügeln bearbeitet und durchholt, daß er keinem Menschen mehr ähnlich gewesen ist, man auch keinen Laut von ihm gehört und für todt gehalten hat. Hr. v. Brunnow, obgleich an allen Gliedmaßen seines Leibes scheußlich zugerichtet, erholt sich indessen nach geraumer Zeit durch Gottes Gnade, kriecht durch Sümpfe, Gesträuche und Wälder und erreicht endlich Selburg, wo er seine Klage bei dem Oberhauptmann Ernst v. Rönne anbringt, der auch sogleich seine Ministerialen nach Stabliten an den Cornet Offenberg absendet. Dieser aber hat förmlich Posseß vom Gute genommen, zeigt höhnend dem Ministerialen den Ort, wo er seinen Feind gemishandelt, und bedauert nur, daß er Herr und Frau v. Brunnow nicht rein todtgeschlagen und massacrirt habe, was indessen noch ganz gewiß geschehen müsse und werde. Noch in derselben Nacht hat der Cornet Alles und Jedes, sogar die Wanduhr und die eingemauerten Brau- und Branntweinkessel abführen lassen, sich aber doch zu gleicher Zeit zu absentiren für gut gefunden. Ob er auf die Criminalcitation in loco et termino erscheinen werde, steht dahin."

Die kurischen Bauern sind auch jetzt noch keine beneidenswerthen Leute; damals war der Druck, unter welchem sie lebten, grenzenlos. Der Edelmann hatte die unumschränkteste Gewalt über sie; in besondern Fällen berief derselbe einen Rath von benachbarten Gutsbesitzern, und diese verhängten über den Angeklagten die härtesten Leibes- und Lebensstrafen, welche dann auch ohne weiteres vollzogen wurden. „Die Bauern", berichtet ein Zeitgenosse, „wohnen in elenden, geringen Häuserchen, worinnen nur eine Rauchstube, worinnen auch ihr truckenes Brot und schlechter Trank, welcher aus Wasser besteht, so sie auf Träbern gegossen, stehen lassen und Patak heißt, sammt Sauerkraut verwahrt wird. Nehmen auch das Wasser von den Birken, wenn sie fließen, oder von ihren Landesäpfeln, semmes abolus, zum Unterschiede vom deutschen Apfel, sintemal die Deutschen diese sowie die fürnehmsten Kräuter im Garten ins Land gebracht. Kleie, Weißbrot kennen sie nicht. Weizen und Roggen kochen sie, wie man den Schweinen fürzugeben pflegt, und richten es mit Hanfsamen oder Hanfmilch zu, welches ihr einziges Condimentum oder Gewürz ist. Die Bauern sind ein armes, elendes Volk, welches der Dienstbarkeit dermaßen unterworfen, daß Alles, was die Edelleute an denselben ausüben wollen, vor gut gehalten wird, also daß selbige mit 15 Paar Ruthen gestrichen, oder wofern einer grob gesündigt, daß er schwere Strafe verwirkt, pflegt der Herr mit den Nachbarn zu berathen und nach den gewöhnlichen Statuten, die Jeder geschrieben besitzt, läßt er ihm durch den Scharfrichter Hand oder Kopf abschlagen, oder in seinem Hofe an einem Baume aufhenken." (Die vollkommenste Entwickelung der Patrimonialgerichtsbarkeit!) „Es ist aber nicht vermuthlich, daß ein Herr so tollen Gehirns wäre, daß er sich muthwillig der Dienste des Bauern, daran ihm gelegen, und absichtlich berauben werde. Mit Frembden wird gar wenig Federlesens gemacht, sintemal die Edelleut einen solchen, der auch nichts Überwichtiges begangen, ohne Weitläuftigkeit oder Proceß abschmieren oder mit Ruthen streichen und fortjagen lassen." (Grundzüge einer Fremdenbill, die wir im 19. Jahrhundert wiederfinden und die sich besonders gegen missliebige ausländische Schriftsteller sehr probat erwiesen.)

Doch wußten sich die armen Leibeigenen von Zeit zu Zeit durch tolle Festlichkeiten zu entschädigen, wie z. B. bei den Hochzeiten. „Nachdem das Verlöbniß", erzählt der gedachte Zeitgenosse, „auf beiden Seiten geschehen und man gefressen und gesoffen, wird von beigefügten Freunden die Braut nach des Bräutigams Hause geführt und einem vor ihr hergehenden, aufgehobenen Stekken, an welchem ein rothes oder blaues Tuch gebunden, und wird mit dem Bräutigam in ein Stübchen, Kleete genannt, eingesperrt, um sich einander auf die Probe zu stellen. Nach zwei Stunden kommen die Verwandten mit kurzen Stekken in der Hand, und muß der Bräutigam mit einem behenden Sprung entwischen, sonst wird er wacker abgeschmiert. Die Braut wird examinirt. Ist sie unzufrieden, wird der Bräutigam mit Patak begossen und fortgejagt. Es stehet nämlich zu merken, da die Endursach des Heiraths Kinder sind, als worin ihre Wohlfahrt besteht, daß die Burschen lieber ein Mätchen nehmen, so bereits zwei oder drei Kinder gehabt, als eine reine Marielle, ja wenn sie eine solche nehmen müssen, zittern und beben sie, weil sie fürchten, sie möchte, um Kinder zu zeugen, unbequäm seyn. Ist aber Alles gut abgelaufen, so wird ein grüner Baum auf das Haus gestellt und gefressen und gesoffen von Dem, was der Bräutigam vermag. Nach der Mahlzeit stellen sich die Weiber und die Mariellen auf einer langen Bank, richten allerhand Leibesbewegungen und Possen an, welches bei ihnen der Tanz ist, weichen jedoch von ihrer Stelle nicht; die Männer singen lustig herumb, springen und hüpfen mit übermäßigen Leibesbewegungen, keiner von seinem Orte weichend, bis Alles rein verzehret. Das Essen und Trinken muß Tag und Nacht auff dem Tische stehen. Da werden denn solche unzüchtige, unfläthige Lieder gesungen, daß sie der Teufel selbst nicht schändlicher fürbringen möchte. Eine Messalina müßte einen Abscheu vor solchen Epicurschen Versen und Leben haben." — „Seynd übrigens die Bauern der Superstition und dem heydnischen Aberglauben sehr ergeben, verehren besonders die Laima, welche, wie die Juno lucina, in Kindesnöthen helfen soll. Neben dieser haben sie auch die Dácla, so die kleinen Kinder einwiegt, und die Ligho. Seynd diese unruhig und schreien sie nach der christlichen Taufe, meynen die Letten, das Kind sei unzufrieden mit dem christlichen Namen und benennen's nach irgend einem Vogel, als Habicht oder Schwalbe, oder nach den Eigenschaften, so sie den Töchtern wünschen, besonders in der Nacht mit Feuer herumzufliegen. Sollen auch viele lettische Weiber Hexen und des Teufels Künsten ergeben seyn."

In Betreff des Theiles, welcher von nicht kurländischen Angelegenheiten handelt, ist unter Andern die aus Lester's „London und Paris im Jahre 1674" entnommene Parallele zwischen diesen beiden Städten recht interessant; es ist darin auch von Molière die Rede. „Er starb in seinem Beruf auf dem Theater, als er im «Malade imaginaire» den Scheinkranken machte. Der Hof ist untröstlich, die Stadt in Trauer, und nur die Geistlichkeit erfreut. Sie hatte dem lebenden Dichter den scheinheiligen «Tartuffe» nicht vergeben können und wollte ihre Rache selbst an dem Todten auslassen; denn ohne den ausdrücklichen Befehl des Königs wäre der ehrliche Molière, obgleich er mehr Gutes gestiftet als mancher Priester, nicht einmal ehrlich begraben worden. «Ich möchte wol wissen», soll der König zum Prinzen von Condé gesagt haben, «warum die geistlichen Herren so großen Anstoß an Molière's «Tartuffe» und gar keinen an allen den unsittlichen und gottlosen italienischen Stücken nehmen?» «Sire», antwortete Condé, «die Italiener beleidigen nur Gott, Molière entlarvt aber die Scheinheiligen, die weniger verzeihen als der liebe Gott, qui au fond est un bon diable.»"

Haben wir auch in diesen Proben nur den ethnographischen Gehalt des Buches angedeutet, so ist doch der historische

nicht minder beachtungswerth. Über Kurlands frühere Geschichte, seine Beziehungen zu Schweden und Polen und besonders in Betreff des Herzogs Jakob als Fürst und Kaufmann hat Hr. v. Mirbach die besten Quellen benutzt. Das Ganze empfiehlt sich durch Form und Inhalt als eine wohlgelungene Arbeit. 13.

Bibliographie.

Arnim, F. v., 100 neue Märchen, im Gebirge gesammelt. 1stes Bändchen. Charlottenburg, Bauer. 1844. Kl. 8. 17½ Ngr.

Bauer, E., Die constituirende Versammlung vom October 1789 bis zur Flucht Ludwig's XVI. 1ste Abtheilung. Charlottenburg, Bauer. 1844. 8. 25 Ngr.

Beck, K., Gedichte. Neue, durchaus umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. Berlin, Voß. 1844. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Böckh, A., Über das Verhältniss der Wissenschaft zum Leben. Eine akademische Einleitungsrede zur Feier des Geburtsfestes Friedrich Wilhelm's IV. Berlin, Veit und Comp. 1844. 4. 10 Ngr.

Buchmann, J., Populairsymbolik, oder: Vergleichende Darstellung der Glaubensgegensätze zwischen Katholiken und Protestanten nach ihren Bekenntnißschriften. Zwei Bände. 2te verbesserte Auflage. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Danzel, W., Über die Ästhetik der Hegel'schen Philosophie. Hamburg, Meißner. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Dobschall, J. G., Diesterweg, seine Ankläger und seine Vertheidiger vor dem Richterstuhle der wahren Pädagogik. Ein Beitrag zur Beförderung der Einigkeit im Geist unter den verschiedenen Parteien unserer Volksbildner. Liegnitz, Kuhlmey. 8. 1844. 15 Ngr.

Spanische Dramen, übersetzt von C. A. Dohrn. 4ter Theil. Berlin, Nicolai. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Elvenich, P. J., Actenstücke zur geheimen Geschichte des Hermesianismus. Ein Briefwechsel nebst Beilagen. Breslau, Graß, Barth und Comp. 8. 15 Ngr.

Die Emancipirte. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1844. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gall, F. v., Paris und seine Salons. Zwei Bände. Oldenburg, Schulze. 1844—45. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Giehne, F., Studien und Skizzen aus der Mappe eines Zeitschriftstellers. Karlsruhe, Braun. 1844. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hansen, A., Beiträge zur Geschichte der Völkerwanderung. 1ste Abtheilung: Osteuropa nach Herodot mit Ergänzungen aus Hippokrates. Dorpat, Model. 1844. Gr. 8. 25 Ngr.

Heger, M., Die Rücksicht der Volksschule auf ihre Zöglinge als künftige Staatsbürger. Rede. Dresden, Arnold. 1844. 8. 2½ Ngr.

Hoffmann (von Fallersleben), Spenden zur deutschen Literaturgeschichte. 2tes Bändchen: Adam Puschmann, Bartholomäus Ringwaldt, Mart. Opitz, Benj. Schmolck, Joh. Christ. Günther, Dan. Stoppe, einige Vor-Opitzianer. Leipzig, Engelmann. 1844. 8. 25 Ngr.

Höfling, J. W. F., Die Lehre Tertullian's vom Opfer im Leben und Cultus der Christen. Erlangen, Bläsing. 1844. Gr. 8. 5 Ngr.

Horter, J., Die Enthaltsamkeitssache ein christliches Missionswerk. Predigt. Görlitz, Heinze und Comp. 1844. Gr. 8. 2 Ngr.

Jakob van der Nees. Von der Verfasserin von Godwie-Castle. Drei Theile. Breslau, Max und Comp. 1844. 8. 6 Thlr.

Geographisch-historische Kirchen-Statistik der katholischen Schweiz. Von einem katholischen Geistlichen. 1stes Heft. Schaffhausen, Brodtmann. 1844. Gr. 8. 10 Ngr.

Kölle, F., Einige Anliegen Deutschlands. Besprochen. 2ter Theil. Stuttgart, Hallberger. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Komus. Etui-Repertoir für deutsche Bühnen und Privat-Theater. Sammlung kleiner Lustspiele, herausgegeben von K. v. Mainau. 3tes Bändchen: Hydropathie auf der Eisenbahn, von E. Milius. Breslau, Kern. Kl. 16. 5 Ngr.

Kruse, F., Russische Alterthümer Erster Bericht über die Hauptresultate der im Jahre 1843 gestifteten Centralsammlung vaterländischer Alterthümer an der Universität zu Dorpat. Dorpat, Model. 1844. Gr. 8. 22½ Ngr.

Kunstmann, F., Die lateinischen Pönitentialbücher der Angelsachsen, mit geschichtlicher Einleitung herausgegeben. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1844. Gr. 8. 26¼ Ngr.

Lampadius, W. A., Was sind Fortschritte im Geiste der Reformation? Eine Zeitfrage, auf Grund der heiligen Schrift beantwortet. Leipzig, Klinkhardt. 1844. Gr. 8. 2½ Ngr.

Lenau, N., Gedichte. Zwei Bände. 1ster Band 7te Auflage, 2ter Band 5te Auflage. Stuttgart, Cotta. 1844. 16. 3 Thlr. 15 Ngr.

Loning, A., Das spanische Volk in seinen Ständen, Sitten und Gebräuchen, mit Episoden aus dem karlistischen Erbfolgekriege, nach eigener Anschauung und Quellen. Hanover, Hahn. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Marlinski, A. (Bestuschew), Gesammelte Schriften. Aus dem Russischen von P. Löbenstein. 1ster Band: Ammalat-Beck. Eine Erzählung aus dem Kaukasus. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr.

— — Derselben 2ter Band: Mullah-Nur. Eine Erzählung aus dem Kaukasus. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Menzel, K. A., Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte. 11ter Band: Die Zeit Friedrich's II. und Maria Theresia's. Breslau, Graß, Barth und Comp. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Müller, H., Das nordische Griechenthum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europas. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Neumann, H., Das letzte Menschenpaar. Gedicht. Torgau 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Riemeyer, G. F., Über die Ursachen, Fortschritte und Wirkungen der Handlung und über den Einfluß des Handels und der Handelssysteme auf Nationalglück und Unglück. 3te Auflage. Hanover, Helwing. 1844. Gr. 8. 20 Ngr.

Ovid's Heroiden. 1ster bis 15ter Brief, metrisch übertragen von J. Henning. Hamburg, Meißner. 1844. 8. 15 Ngr.

Raumer, K. v., Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. 4te verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 8. 6 Ngr.

Ruckmich, W., Ulrich von Hutten. Ein Gedicht. Karlsruhe, Gutsch und Rupp. 1844. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schleyer, Über die neutestamentliche Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe. Mit Rücksicht auf die neuesten Bearbeitungen dieses Gegenstandes von Prof. Werner und Kirchenrath Paulus. Eine exegetische Abhandlung. Freiburg im Br., Wagner. 1844. 8. 3¾ Ngr.

Storch, L., Max von Eigl. Roman. Drei Bände. Leipzig, Mayer und Wigand. 8. 5 Thlr.

Trummer, C., Vorträge über Tortur, Herenverfolgungen, Vehmgerichte und andere merkwürdige Erscheinungen in der hamburgischen Rechtsgeschichte. 1ster Band. Hamburg, Meißner. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Becqueray, J. L., Alexander, oder der Friedefürst und sein Testament. Kein unzeitiges Wort über Somnambulismus und die Wiedervereinigung der verschiedenen Glaubensbekenntnisse. Koblenz, Reiff. 1844. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 9. —— 9. Januar 1845.

Neueste Literatur über Skandinavien.

Erster Artikel.

Skizzen aus dem Norden. Von Theodor Mügge. Erster und zweiter Band. — A. u. d. T.: Reise durch Skandinavien. Zwei Bände. Hanover, Kius. 1844. Gr. 12. 4 Thlr.

Würden wir nicht von der Rücksicht zurückgehalten, daß diese Blätter erst kürzlich über die staatlichen Verhältnisse Norwegens einen ausführlichen Bericht erstattet haben*), so hätten wir Veranlassung, lange Auszüge aus dem vorliegenden Werke, des Dankes unserer Leser gewiß, mitzutheilen. Des Verf. Reise durch Skandinavien rechtfertigt, was wir nach seiner literarischen Stellung an Ansprüchen und Erwartungen dazu mitbringen durften. Sie nimmt ohne Bedenken einen Platz unter den Reiseberichten ein, welche der deutschen Durchbildung und der deutschen Unbefangenheit, dem anerkannten Ernst und Forschungsgeist unsers Volks und dem jungen Streben nach politischer Einsicht und praktischer Bedeutsamkeit zur Ehre gereichen. Voreingenommenheit und Vorurtheil, die Klippen, welche Engländer und Franzosen in ihren Reiseberichten im Allgemeinen so selten glücklich umschiffen, fällt von dem deutschen Reisenden in der Regel ab, sobald er den Postwagen besteigt; er ist, was der Reisende allerdings in gewissem Maße sein soll, ein geborener Kosmopolit und bringt zu seinem Geschäfte somit einen natürlichen Vorzug mit, der, wenn ihm anders seine Phantasie nicht einen Streich spielt, ihm den Vorrang vor seinen fremdländischen Mitbewerbern sichern muß. Nur vor der angeborenen Systemsucht und vor seiner Phantasie hat der deutsche Reisende sich mehr als jene zu hüten, welche in der Regel an Beidem einen entschiedenen Mangel leiden.

Der Verf. gehört einer bekannten Schule, Meinungsfraction, Verein oder wie sollen wir sagen — an; er hielt und hält sich zu den Jungen Deutschen, die an den vaterländischen Einrichtungen in Staat und Gesellschaft viel zu tadeln finden; indessen war er niemals einer der Vordringendsten in dieser Meinung. In seinem hier vorliegenden Werke zeigt sich ein achtbares Streben, sich zu unterrichten, bevor er urtheilt, ein starker Sinn für Unparteilichkeit und das Bemühen, sein Urtheil rein zu finden und es den Foderungen der Kritik gemäß zu begründen. Wir wollen nicht behaupten, daß ihm dies immer gelungen sei — denn unser Geist ist wie der Körper ein gebrechlich Ding —, ja wir können nicht leugnen, daß er uns öfters und gerade bei den wichtigsten Materien vielmehr Gründe für einen entgegengesetzten Schluß genug dargebracht hat, um von seiner Meinung abzuweichen: — allein das eifrige Streben nach Wahrheit und wohl erwogenem Urtheil ist da und muß auch von dem Abweichenden anerkannt werden. Für Natur und Gesellschaft ist sein Auge offen, seine Auffassung ist lebhaft, ohne exaltirt zu sein, und seine Seele nimmt das Idyll der schönen Natur rein auf und gibt sie ohne Krampf wieder.

Ein vielbewanderter Geist und genügende Wissenschaft verkünden sich in jedem Abschnitt dieses mit Ernst und Ergründung geschriebenen Reiseberichts, und was ein gebildeter Ausdruck an Mitteln der Darstellung bietet, wird in demselben nirgend vermißt. So gehört dies Buch dem männlichen Geiste der Forschung mehr als der oberflächlichen Schönwissenschaft an und macht auf eine nachhaltige Würdigung Anspruch. Wir haben in diesem Buche zu rühmen, daß es durchaus nicht geistreich sein will, und ebenso wenig rednerisch und darauf bedacht, irgend eine Überzeugung im Sturm erobern zu wollen. Dagegen ist es von der ersten bis zur letzten Seite ununterbrochen anziehend, belehrend, unterhaltend und reich an Abschnitten, welche der Historiker, der Statistiker, der Geologe und der Naturfreund auszusondern und sich anzumerken Veranlassung finden wird. Dies zu seinem Anerkenntniß, und nun zur Darstellung seines Inhalts.

Das Reiseziel des Verf. ist Norwegen. Er liebt dies Land, wie er eingesteht, deshalb, weil in ihm jeder Bauer ein geborener Freiherr ist. Hier möchten wir ihm ein Halt! zurufen. Aus seinem Berichte geht zur Genüge hervor, daß es der unfreien Leute, der Abhängigen, der Gedrückten, der Armen, Besitzlosen, ja der Elenden selbst auch in Norwegen viele gibt. Liegt nun nicht in seinem Satze eine arge Täuschung? Ist es nicht vielmehr wesentlich und völlig gleichgültig, ob die Aristokratie, die drückende, hemmende nämlich, Freiherr heißt

*) Vergl. zwei Artikel von D. G. von Ekendahl: „Norwegen in statistischer, historischer und constitutioneller Hinsicht betrachtet", in Nr. 108—110 und 211—213 d. Bl. f. 1844.
D. Red.

oder Odelbauer, Edelmann hier — Odelbauer dort? Wir fragen alle enthusiastischen Bewunderer der freiesten, d. h. der norwegischen Verfassung, ob sie in diesem Namen an sich etwas entdecken, das wesentlich sei? Und hiermit begegnen wir allen jenen Täuschungen, zu denen ein Name in Betreff der norwegischen Verfassung Anlaß gegeben hat und fortwährend gibt, mit dem Satze: der norwegische Odelbauer ist dem Wesen nach der deutsche Freiherr, ganz, völlig und durchaus. Die norwegische Verfassung beruht auf dem Grundgedanken in der Landrepräsentation, mehr wie die badische und würtembergische; die Intelligenz hat weniger Eintritt in das Storthing als in jenen Ländern; die Ausschließlichkeit ist strenger dort wie hier. Nur daß ein Wort die Täuschung gibt. Wir werden daher Anlaß haben, die norwegische Freiheit in andern Elementen zu suchen als in diesem Worte.

Doch wir greifen unserer Aufgabe vor. Ist auch Norwegen, das er so trefflich kennen lehrt, des Verf. Reiseziel, so erreicht er dieses Ziel doch erst auf manchem Umwege. Er reist von Stralsund nach Kopenhagen. Zwei kleine, schlechte Dampfschiffe sind diesem Dienste gewidmet, und wir fragen mit dem Verf.: Hat denn die erste Hafenstadt Preußens, Stettin, keine directe Verbindung mit Dänemark, mit Norwegen nöthig, sodaß diese dreieckige Fahrt von der Ostseeküste nach Ystad in Schweden, nach Kopenhagen und von hier nach Norwegen genügt? Die Fahrt in jenen schlechten kleinen Schiffen schildert der Verf. geradezu als abscheulich.

Zunächst wird von Kopenhagen ein farbenreiches und lebendiges Bild entworfen. Die Hauptstadt, zu groß und zu üppig für ein Land von 1,300,000 Einwohnern, ist ganz ein Werk der Kunst und der Absicht. Sie hat als Handelsstadt kein Hinterland und ist als Hauptstadt der Magen, der nur verschlingt: sie ist der Staat, und der Rest ohne Bedeutung. Das active Leben concentrirt sich auf einigen Stellen — dem Königs-Neumarkt; das Übrige ist still und öde. Vergnügungssucht ist das herrschende Moment in den Bewohnern. Täglich entführen Hunderte von Stuhlwagen und Omnibus die Kopenhagener in den schönen Buchenwald des Thiergartens und die übrigen frischen und reizenden Lustorte, wo eine gutmüthige Fröhlichkeit ihren Sitz hat. Es ist viel Bildung in dieser Hauptstadt anzutreffen, und vor allen Dingen, die Bildung dringt „tiefer" in das Volk ein als bei uns. Die Geister, die Männer, welche der Nation zur Ehre gereichen, Öhlenschläger, Thorwaldsen sind jedes Dänen Stolz; jedes Kind kennt sie und spricht von ihnen. An des Letztern Hauptwerken, den zwölf Aposteln in der Frauenkirche, dem Alexanderzug im Schlosse hängt das Auge jedes Hauptstädters mit Entzücken. Außer ihnen und dem Museum der nordischen Alterthümer gibt es aber nicht viel Sehenswerthes in Kopenhagen. Eine schreckliche Antiquität ist die rothblonde Haarflechte der Königin Gunhild, Harald Haarfager's Weib, jener nordischen Niobe, die, nachdem ihre fünf Söhne im Kampf um Norwegens Unabhängigkeit erschlagen, als Zauberin gepfählt und in einen Sumpf in Jütland versenkt wurde, wo sie unlängst, nach fast tausendjährigem Schlummer, beinahe ganz erhalten, entdeckt worden ist, noch durchbohrt von dem gabelförmigen Knüttel, der ihr den Tod gab.

Der Verf. gibt eine lebensvolle Skizze der dänischen Geschichte und des merkwürdigen Königsgesetzes, jener beispiellosen Revolution, bei der ein Volk freiwillig alle seine Rechte in die Hand eines Königs abschwor, der danach gar nicht strebte. Aus dieser Vernichtung aller Volksrechte rüttelte erst Struensee die Nation wieder auf; allein die Bernstorff beschwichtigten den erwachten Trieb durch kräftige und gute Verwaltung. Erst die Noth der jüngsten Vergangenheit erweckte wieder einzelne strebende Geister. Die Dänen sind im Besitz einer eigenthümlichen Art von Preßfreiheit, sind stolz auf diesen Besitz und blicken mit einer gewissen Verachtung auf das censirte Deutschland. Es verlohnt der Mühe, den Grund zu diesem Stolze zu prüfen; denn nichts ist geeigneter, uns über die Bedeutung des Verlangens nach einer nur durch „Strafgesetze" eingeschränkten Preßfreiheit aufzuklären als eine Vergleichung unserer Preßzustände mit den dänischen. In Dänemark hat man, was in Deutschland so allgemein gewünscht wird. Vorweg gestehen wir zu, daß die dänische Preßgesetzgebung das Verdienst hat: „vernunftgemäßer" zu sein als die unserige. Dies sei abgethan! Fragen wir nun aber nach dem praktischen Erfolg dieser der Idee nach bessern Gesetzgebung, so scheint es nicht, daß wir die Dänen zu beneiden haben. Die Presse ist ohne Censur in Dänemark, d. h. zunächst für die inländischen Angelegenheiten; zur Besprechung ausländischer Verhältnisse bedarf es der Concession und der Censur. Hiernächst folgt die Schranke, welche drohende, harte Strafgesetze dem Freimuth entgegenhalten, und in letzter Instanz die Entziehung der Schreibbefugniß für den bei Preßprocessen verurtheilten Schriftsteller. Hier liegt das Caveto! für die deutschen Wünsche; die Rücksicht, die unsere heutigen Zustände in Deutschland vollauf in die Schranken treten läßt mit den dänischen, obwol jene „vernunftgemäß" heißen. Was ist die Folge jener dänischen Preßfreiheit gewesen? Daß fast alle Geister von Bedeutung nach Erstehung schwerer Bußen von dem Redactionsgeschäfte längst entfernt sind, daß Orla Lehmann, Ploug u. A. sich hinter einem Lazzarone verbergen müssen, der, wie sich neulich erwies, weder lesen noch schreiben kann; daß der Redacteur des „Corsaren" bei Wasser und Brot im Gefängniß saß u. s. w. Wir meinen, daß einem solchen „vernunftgemäßen" Zustande der Dinge nicht viel Vorrang vor dem Verhältniß diesseit der Eider zukommt, das so Vielen für ein vernunftwidriges gilt. Abgesondert von allem Diesen steht nun noch die Frage: Von welcher Presse ist mehr für den wahren Fortschritt in der Gedankenwelt, im Staat, in der Gesellschaft erwirkt worden, von der dänischen oder von der deutschen? und die unbefangene Beantwortung dieser Frage muß, dünkt uns, den Ausschlag geben —

für unsern Zustand, bei dem wenigstens die wahre Wissenschaft unangefochten durchgeht. Denn während die deutsche Presse dem Privilegienkram, der Bevormundung der Communen, den Classenrechten mehr und mehr ein Ende macht, blühen alle diese Dinge unter der freien dänischen Presse — nach dem eigenen Bekenntniß des Verf. — aufs üppigste fort. Also auch hier — lassen wir uns durch Worte nicht täuschen; das Wesen der Dinge wird in einem Worte nicht gefangen!

Wir übergehen den ziemlich trostlosen Holstein-Schleswigschen Streit, dem der Verf. ein langes Capitel widmet. Die Sache ist die, daß Dänemark auf keinen Fall Schleswig mit Holstein gehen läßt, andererseits auf die liberalen Wünsche Schleswigs nicht eingehen darf, obwol es sofort eine Sinnesänderung in diesem Lande hervorbringen würde, ginge man auf sie ein.

Der Verf. reist nach Helsingör, um von dort nach Gothenburg und Christiania zu gehen. Er hat in Helsingör zu warten und füllt die langen Stunden mit einer Abhandlung über das historische Recht des Sundzolls aus. Der Sundzoll war von jeher ein Zankapfel für Dänemark, ist es zur Stunde noch und wird es wol noch lange bleiben, da abgesehen von seinem Ertrag (der 1842 1,843,677 Thlr. betrug) noch ganz andere Rücksichten auf seine Erhaltung hinwirken. Dieser treffliche Finanzquell fließt mit jedem Jahre reichlicher zu; denn im J. 1815 passirten 8815, 1827 13,016, 1839 16,175 und 1843 14,945 Schiffe den Sund. Den Foderungen der Ostseestaaten stellt Dänemark die Unmöglichkeit entgegen, diese Einnahme zu entbehren. So schlecht dies Argument auch ist, so wirksam ist es doch. Dazu kommt, daß Rußland einer-, England andererseits dem Sundzoll günstig sind, ersteres, weil es in dem Herrn des Sundes einen nutzbaren Verbündeten besitzt, und letzteres, weil es den Verkehrsaufschwung fürchtet, der Preußen, Schweden, den Ostseestaaten aus der Aufhebung des Sundzolls erwachsen müßte. Hiernach möchten die angeknüpften Verhandlungen wol ziemlich hoffnungslos erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte des zweiten Pariser Friedens für Deutschland. Aus Actenstücken, von A. F. H. Schaumann. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verf., welcher sich in seinen Schriften bis dahin nur mit einem Ordnen und Gestalten deutscher Geschichte in der ersten Hälfte des Mittelalters beschäftigt und sich in diesen Studien durch einen bewunderungswürdigen Scharfsinn und die Gabe, durch glückliche Combination und feine Kritik mit geringen Mitteln das Ungewöhnliche zu leisten, ausgezeichnet hat, betritt in der vorliegenden Schrift mit gleicher Sicherheit das Gebiet der modernsten Geschichte und Politik.

Von den hier gebotenen Actenstücken sind einzelne schon früher veröffentlicht, aber einmal von ihnen nicht alle mit der hier gegebenen Vollständigkeit, und sodann in deutschen und ausländischen Zeitungen, Pamphlets und Sammlungen verschiedener Art zerstreut und deshalb kaum die erfoderliche Übersicht gestattend; die meisten erscheinen hier zum ersten Male. Wir übergehen den Inhalt des ersten Buchs, in welchem der Verf. einleitend die Stellung der verbündeten Mächte untereinander und zu den verschiedenen Parteien, in die Frankreich zerfiel, sowie die äußern, auf den Abschluß des Friedens einwirkenden Zustände und Ereignisse mitunter mit schneidender Schärfe auseinandersetzt, und wenden uns zu der im zweiten Buche gebotenen Übersicht der diplomatischen Verhandlungen, welche zu Paris zwischen den bevollmächtigten Ministern von England, Rußland, Östreich und Preußen gegen das Ende des Julius eröffnet wurden. Daß Namens Frankreichs Talleyrand an diesen Conferenzen nur höchst selten Theil nahm, genügte allerdings, um das Nationalgefühl der Unterthanen Ludwig's XVIII. zu kränken, hatte aber der Hauptsache nach darin seinen Grund, daß der Fürst von Benevent sich bereits früher mit Wellington und Kapodistria über die Grundzüge des Friedens verständigt hatte. Das ergibt sich im Wesentlichen schon aus dem ersten Memoire, auf das wir hier stoßen, in welchem Kapodistria mit einem überflüssigen Aufwande von Scharfsinn den Beweis zu führen versucht, daß die Einigung der Verbündeten nur einen Kampf mit Napoleon, nicht aber mit Frankreich oder gar mit Ludwig XVIII., der während der Hundert Tage stets als Herrscher anerkannt sei, zum Zwecke gehabt habe; daß man sich deshalb in allen Hauptbeziehungen auf die Tractate des ersten Friedens von Paris und auf die in Wien gefaßten Conferenzbeschlüsse zu beschränken und hinsichtlich Frankreichs, mit welchem man sich im Frieden befinde, mit einer mäßigen Entschädigung zu begnügen habe.

Den Grund dieses eigenthümlichen Einverständnisses in Betreff Frankreichs findet der Verf. einfach darin, daß England und Frankreich eine Vergrößerung Östreichs oder Preußens mit Nachdruck zu hintertreiben suchten. Daher die durchaus schiefe Stellung, welche, mit den beiden letztgenannten Mächten, dem besiegten Lande gegenüber Deutschland einnahm, dessen Interessen der geniale W. v. Humboldt kräftigst zu vertreten suchte, indem er auf die Erstarkung Deutschlands, auf die Schwächung Frankreichs drang. Hierin fand er jedoch bei Metternich keine Unterstützung, der zunächst nur auf Frieden und Einheit sann und, indem er die Foderungen Preußens und Rußlands auf eine bequeme Weise zu verschmelzen suchte, die Rolle des Vermittlers übernahm. Selbst für Hardenberg waren die Vorschläge Humboldt's insoweit zu eingreifend, als sie unmittelbar gegen die von Rußland ausgesprochenen Principien gerichtet waren. Daß die nie schlummernde Eifersucht zwischen Östreich und Preußen auch hier sich geltend machte, daß Preußen auf das ihm gebliebene Mittel verzichtete, durch festes Anschließen an die Niederlande und die kleinern deutschen Staaten zu einer imponirenden Macht zu erstarken, daß das kräftige, die Wünsche und Hoffnungen Deutschlands vertretende Memoire des würtembergischen Ministers Grafen von Wintzingerode wenig Berücksichtigung fand, Gagern's entschiedene Sprache unbeachtet blieb, garantirte den Freunden Frankreichs den Sieg und hinderte für Deutschland die Erwerbung Lothringens und des Elsasses. Man ließ dem Gegner, was man edeln deutschen Fürstenhäusern nicht gönnte. Frankreich sollte im Allgemeinen unverkürzt bleiben, nicht weil man dies aus Gründen der Politik für eine Nothwendigkeit erachtet hätte, wie man es vom Publicum angesehen wissen wollte, sondern damit die Macht eines der größern deutschen Staaten keinen erheblichen Zuwachs erhalte.

Das dritte Buch führt die Überschrift „Patriotische Phantasien". Der in der Einleitung dieses Abschnitts ausgesprochene Wunsch, von der Kritik den Bescheid zu vernehmen, „daß die Hinzufügung von solchen Dingen, die sich von selbst verstehen, eigentlich ganz unnöthig gewesen sei", wird schwerlich in Erfüllung gehen. Wünsche und Ansichten, die unabweisbar dem Schreiber wie dem Lesenden sich aufdrängen, führen eben dadurch den Beweis ihrer Wahrheit und Dringlichkeit und können deshalb, so lange sie andererseits vornehm ignorirt werden weil ein leichtes Zugeständniß des einen Punktes tief ein-

greifende Consequenzen nach sich ziehen muß, nicht oft genug klar und bestimmt ausgesprochen werden. Eine Menge von interessanten und hochwichtigen Bemerkungen reiht sich hier aneinander, scheinbar harmlos hingeworfen, bei genauerer Beachtung aber ein innig verbundenes Ganzes bietend und von einer ernsten deutschen Gesinnung zeugend. Aus den Besprechungen der Vergangenheit streifen die Schlaglichter in die Gegenwart und Zukunft und beleuchten ohne Schonung manche wunde Stelle des politischen Lebens von Deutschland, deren Dasein man so gern ableugnen möchte. Dahin rechnen wir die Erörterungen über den Congreß zu Wien und die Bundesacte, deren häufig unbestimmte Fassung der Ergänzung durch die Praxis eine zu reiche Gelegenheit bot, vor allen Dingen über die Stellung der kleinern deutschen Staaten zu den beiden gebietenden Mächten Östreich und Preußen, über das Versäumniß, Deutschland sichere und naturgemäße Grenzen zu geben, über die Bemühung, der geistigen Bewegung in Deutschland, wie sie durch die Zeit und den Ruf der Fürsten ins Leben getreten war, Stillstand zu gebieten.

Bleiben wir zunächst bei einem dieser Punkte stehen, bei welchem der Verf. nicht ohne Grund mit Vorliebe verweilt. Widersetzten sich Rußland und England den Foderungen von Östreich und Preußen in Betreff einer bedeutenden Verkleinerung Frankreichs, so ist gewiß, daß letztern in den hierüber gehaltenen Berathungen die Majorität nicht gefehlt haben würde, wenn sie verlangt hätten, „daß auch die kleinern Staaten zu den Verhandlungen mit zugezogen würden, sei es auch nur zusammen mit einer einzigen Plenarstimme". Und war etwa diese Theilnahme an den Friedensunterhandlungen den kleinen Fürsten nicht ausdrücklich zugesagt? Oder war sie, der Billigkeit nach, nicht eine unmittelbare Folge des mit gemeinsamen Kräften geführten Kriegs? Aber freilich würden sich Folgen von der höchsten Bedeutung an das Zugeständniß der Plenarstimmen geknüpft haben, Folgen, die namentlich den beiden größern deutschen Mächten die beabsichtigte Stellung zu den kleinern Fürstenhäusern nicht gestattet haben würde.

Über diesen Gegenstand, der nothwendig eine Discussion über die politischen Lebenselemente Preußens und des in neuerer Zeit nicht ohne Plan und Absicht falsch beleuchteten Östreichs herbeiführen mußte, läßt sich der Verf. (S. 272—287) mit rücksichtslosem Freimuth aus. Er trennt sich ungern von der Auseinandersetzung der politischen Rechte der kleinern Staaten, die bekanntlich zusammen ein ungleich größeres Contingent zu halten verpflichtet sind als Östreich oder Preußen in ihrer Eigenschaft als Bundesglieder, und die eben deshalb wol wichtig genug sind, „um auch eine Anerkennung bei der politischen Debatte in Anspruch zu nehmen". Es würden, setzt der Verf. hinzu, die rein deutschen Interessen den Grenzstaaten gegenüber die genügende Geltung gewinnen können, wenn die Regierungen derselben, wofür schon 1815 Stimmen laut wurden, sich insoweit untereinander einigten, „daß sie in Beziehung auf äußere Verhältnisse als eine neue zusammengehörige europäische Großmacht wirklich daständen, eine Macht, welche alsdann im Stande wäre, bei allen diplomatischen Verhandlungen in Europa das rein deutsche Element ohne Zumischung gehörig zu vertreten".

Man sieht, es sind Fragen vom höchsten Gewicht, um welche es sich handelt. Wie scharf dieselben begründet sind, wie die mit Sicherheit zu erwartenden Einwürfe gegen dieselben im voraus erledigt werden, kann dem aufmerksamen Leser im Verlauf dieser reichhaltigen Eröterung nicht entgehen. *) 14.

*) Über das soeben erscheinende Werk des Freiherrn H. C. v. Gagern: „Der zweite Pariser Frieden" (2 Theile), berichten wir nächstens. D. Red.

Notiz.

Das „Athenaeum" über Freiligrath.

Freiligrath's Glaubensbekenntniß hat auch die Aufmerksamkeit der englischen Presse erregt. Die Engländer, längst im Besitz der politischen Güter, um deren Erlangung bei uns in allen Kreisen ein heftiger, hartnäckiger, unnachgiebiger Kampf stattfindet, vermögen sich von der Innerlichkeit, die geheimsten Tiefen des Wesens unsers Volks ergreifenden Gewalt dieser geistigen Bewegung keinen oder nur einen schwachen Begriff zu machen, und ihr Urtheil muß deshalb über eine Erscheinung wie die Zeitgedichte Freiligrath's mehr oder weniger schief ausfallen. Das „Athenaeum", welches im Allgemeinen mit der vollsten Anerkennung von den dichterischen Gaben Freiligrath's spricht und eingesteht, daß in diesen neuen Erzeugnissen seiner Muse „selbst Dinge, die in unaufrichtigem Munde widerlich und schal werden, durch die innerliche Gewalt, womit sie sich in des Dichters Geist versenkt, eine neue Gestalt gewinnen", theilt die auch bei uns oft gehörte Ansicht, daß die Dichtkunst sich beschmuze und in Lumpen hülle, wenn sie, ob auch aus Überzeugung und Vaterlandsliebe, sich in politische Kämpfe mische. „Wir sind nicht des Glaubens", äußert das „Athenaeum", „daß jeder Dichter das Sprachwerkzeug für den Geist seiner Zeit abgeben und deshalb seine Stimme und sein Organ ihren bürgerlichen Interessen aus dem Grunde leihen soll, weil die Dichtkunst der Spiegel des Menschenlebens selbst und diese Angelegenheiten gegenwärtig der Athem seines Lebens sind, weshalb es angemessen erscheine, sie, die Dichtkunst, zum Spiegelglas zu machen, um jedes verworrene Bild der Tagespolitik wiederzugeben; wir glauben im Gegentheil, daß der Dichter und sein Werk zu etwas Anderm berufen sind; — daß er in den Wirrnissen der Partei vom Wege abzuirren im Stande ist, daß gröbere Waffen für solchen Kampf hinreichen können und daß die süße Stimme des Gesangs nicht für solche schrille Mistöne geschaffen wurde." Dies scheint freilich von dem Briten, der seine „rougher arms" in seinen Parlamenten, seinen Volksversammlungen, seinem politischen Clubwesen, seiner unbeschränkten politischen Presse und andern dergleichen Einrichtungen nicht entbehrt, sehr verständig und altklug gesprochen, obwol seine eigenen größten Dichter: die Byron, die Thomas Moore, der ältern nicht zu gedenken, anderer Meinung gewesen zu sein scheinen, und einige ihrer anerkanntermaßen herrlichsten Dichtungen der Theilnahme an jenen so mistönenden politischen Krämpfen ihre Entstehung verdanken; aber unsern deutschen Dichtern, die mit ihrem Volke noch nach der Freiheit des „geflügelten Werkzeugs des Gedankens", des Worts, der ersten und einzigen „Waffe" des Geistes, ringen müssen, einen Vorwurf daraus machen zu wollen, daß sie ihre Stimme nicht „bürgerlichen Interessen", sondern den höchsten menschheitlichen, um die es sich hier handelt, leihen — beweist, daß man über dem Kanal von dem Wesen und der Bedeutung des Geisterkriegs, der auf deutschem Boden gegenwärtig geführt wird und der alle Kräfte und Begabungen in Anspruch nimmt, keine Ahnung hat, auch wenn der Verf. jenes Artikels durch das Zusammenwerfen der Namen von Heine, Börne und Herwegh als „Schildträger des Jungen Deutschland", von deren dichterischen Verdiensten „man keine hohe Meinung fassen könne", und durch die Behauptung, daß die meisten dieser politischen Dichter das „Zeichen des Thieres" auf der Stirn trügen, nicht hinlänglich gezeigt hätte, daß eine gründliche Kenntniß der Verhältnisse der neuern Literatur, so weit sie mit dem politischen Stande der Dinge in Berührung stehen, ihm abgeht, obwol, nach den glücklichen metrischen Übersetzungen einiger Gedichte Freiligrath's zu urtheilen, er unserer Sprache mächtig ist. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 10. —— 10. Januar 1845.

Neueste Literatur über Skandinavien.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 9.)

Durch das im Sturm rasende Kattegat, eins der schlimmsten Meere die es gibt, trägt das Dampfschiff in schauerlicher Nacht den Reisenden nach Gothenburg. Die öde Klippenküste, ohne fruchttragendes Erdreich, rechtfertigt den Satz, daß böse Mächte sie hingeschleudert. Noch eine Sturmnacht, und der Dampfer erreicht den malerischen, milden Christianfjord, mit wald- und sonnenbedeckten Bergen umgürtet. Schön kündigt sich Norwegen dem Reisenden an, und schön ist es in der That. Die tiefblaue Flut des Fjord, hier von sanftbewegten Bergen, dort von wilden Klippen umringt, Thäler voll Wiesenschmelz, Saaten, freundliche Wohnstätten, wo der Dampfer anhält; darüber tiefer Wald, darunter kräuselnde Wellen — alles Dies erinnert wol an die Rheinfahrt mehr als an die Nähe des 60. Breitengrades. Der Weg des Dampfers führt an dem Marineetablissement Horten vorüber, dessen kostspielige Erhaltung in Norwegen viele Gegner hat. Horten gegenüber liegt der kleine Ort Moß, wo am 14. Aug. 1814 die Convention geschlossen ward, welche die Schwesterkronen Schweden und Norwegen verband. Man weiß, wie glücklich die norwegischen Staatsmänner bei diesem Anlaß operirten; die gewandteste Diplomatie hätte es nicht besser vermocht, obwol eingeräumt werden muß, daß die schwedischen Commissaire nicht eben viel handelten. Die Verfassung von Eidsvold wurde angenommen, und mit ihr waren den Norwegern alle Mittel gegeben, den spätern, immer wiederholten Versuchen König Karl Johann's, die Demokratie zu brechen, mit voller Wirkung zu widerstehen. Das „Unglück" war einmal geschehen, und die bittere Frucht der „Noth" mußte genossen werden. Den Hergang dieses für Norwegen entscheidenden politischen Ereignisses berichtet der Verf. weiterhin auf eine anziehende, obwol nicht neue Art. Tiefer in den Fjord hinein liegt Drammen, durch seinen Holzhandel reich und wichtig, und umher die schönen Thäler von Holmestrand, die fruchtbaren Landstriche Laurwig und Jarlsberg mit herrlichen Buchenwäldern, endlich die Festung Aggerhuus und im Hintergrunde des 18 Meilen tiefen Fjord Christiania. Auf diesem reizenden Wege hat der Reisende den charakteristischen Bau dieses seltsamen Landes im Wesentlichen schon kennen gelernt. Eine zerrissene 300 Meilen lange Klippenküste, die dem Meere in breiten Busen und schmalen Feldkanälen, von 2—4000 Fuß hohen dunkeln Bergen umringt, überall den Eintritt öffnet, sodaß Ebbe und Flut und die Ungeheuer der Tiefe des Weltmeers bis an den Grat der Fjellen herandringen, die den Westen vom Osten des Landes trennen; oft schmale Gerinne, in denen kein Ausweg zu finden ist; zuweilen breite Becken, die Natur der schönsten Landseen darstellend, häufig von einmündenden Thälern, die sich nach der Bergwüste hinaufziehen, eins vom andern durch schmale Dämme getrennt, der Sitz der Bodencultur und des Landreichthums, umringt; überall die Aussicht auf die Hochgebirge und ihre ewigen Scheedome und Gletscher eröffnet, von Wasserstürzen umrauscht, den prachtvollsten und größten der alten Welt; die Thäler, so weit sie culturfähig sind, mit einzelnen Meiereien, Ganeds, zierlich und malerisch besetzt bis an die Grenze des ewigen Winters; am Fuß der Klippen Fischerstädte und Dörfer, ein Reichthum an Yachten und Barken auf jedem Fjord; die größten derselben von kleinen, aber gewandten Dampfern durchzogen: — dies ungefähr ist der Charakter des südlichen Norwegens in allgemeinen Zügen. Weiter hinauf gegen Nordland, über Drontheim hin, nach Lofoden und endlich bis an den Endsitz europäischer Cultur, bis Bodöe und Hammerfest hin, findet der Dampfer seinen Weg durch immer einsamer werdende Klippenstraßen, eine immer großartiger, aber auch grausiger gestaltete Natur, wo der Gletscher endlich bis an die Salzflut reicht und nur noch einzelne Kaufmannsetablissements mit daranschaukelnden Barken, einzelne Fischtrockenplätze mit ihren langen Stangengerüsten, einzelne Pfarrwohnungen und Sorenskriverämter (Gerichtssitze) die gänzliche Öde unterbrechen, die nur durch den reichen Ertrag, den diese Stellen gewähren, bewohnbar wird. Zuletzt am Schluß einer 360 Meilen langen Wasserstraße durch Klippen und braune Felsmassen hin, dicht unter der Grenze des ewigen Schnees liegt Hammerfest über dem 70. Breitengrad, ein wunderbarer Handelsort, wo wir mit deutschen, däni-

schen Schauspielern die letzten Spuren der gewohnten Lebensformen enden sehen.

Doch kehren wir nach Christiania zurück; denn bis dahin, daß uns der Verf. an diesen letzten Schlußpunkt der europäischen Gesellschaft entführt, haben wir des Anziehenden viel von ihm zu hören. Christiania ist, wie alle norwegischen Städte, ganz (?) von Holz gebaut, denn Holz ist als ein schlechter Wärmeleiter geeignet, warme Wohnungen zu bilden. Im Innern dieser Häuser, mit hohen Zimmern, Fluren, Flügelthüren und hellen Glasscheiben, ahnet man freilich kaum, daß der ganze Bau aus Balken besteht, von innen und außen mit Planken bekleidet und mit Ölfarbe angestrichen. Allein man kann sich die Wirkung eines Brandes in einer so gebauten Stadt denken! Der alte, kleine Ort Opslo ist jetzt zu einer Stadt von 30,000 Einwohnern angewachsen, die hinter ihrem schönen und sichern Hafen den ganzen Hintergrund und das Fjord umkränzt und links und rechts an dem Höhenzuge unregelmäßig aufsteigt. Die königliche Residenz, ihrer Beendigung nahe, und von den einfachen Landeskindern vielfach getadelt, bildet das einzige architektonisch beachtenswerthe Gebäude; denn sehenswerthe Kirchen besitzt Christiania nicht. Es ist der einzige Ort Norwegens, der nicht dem Handel seine Blüte verdankt und in dem der Salonton des übrigen Europa seinen Widerhall findet. Der Sitz der Regierung und des Storthing, die Universität, die Bildungsanstalten für das ganze 6000 Quadratmeilen große Land, die Vereinigung aller Capacitäten in Wissenschaft, Bildung und Landesregierung machen aus Christiania eine in Norwegen isolirte Erscheinung. Was man in diesem Lande als „Aristokratie" bezeichnen kann, findet sich hier beisammen, und in natürlicher Folge hiervon bildet diese Stadt daher eine Art Widerspiel zu dem ganzen dem demokratischen Elemente huldigenden Lande. Die patriotische Partei, Pfarrer und Landeigenthümer, werfen Spott und Verachtung auf sie, und ihre Organe, das „Morgenblatt", vom Staatsrevisor Daa redigirt, oder des Dichters Wergeland „Volksblatt", beide bis in die fernsten Gebirge dringend, geißeln Sein und Leben der Hauptstadt mit nie ruhender Satire. Zu seiner Vertheidigung hat sie Munch's „Constitutionnellen", auf dessen Seite Bildung, Geschmack und Talent vergeblich kämpfen; denn der Norweger ist einmal ein alter, unverbesserlicher Republikaner und muß dies seiner Natur nach bleiben. Ein Land, in dem die Städte wie junge exotische Pflanzen erscheinen, in dem das Mannsgefühl der Freiheit in jedem Bauernsohne mitgeboren wird, in dem das Hauptgewicht der Regierung und der Gesetzgebung auf dem freien Bauer ruht, kann nicht anders als republikanisch gesinnt sein. Gegen diese breite Grundlage der Verfassung vermag die Aristokratie der Beamten und größern Grundbesitzer nichts; und hierin liegt der Mangel der norwegischen Verfassung. Schon Falsen und Christie, die Haupturheber derselben, erkannten, daß der Intelligenz ein zu geringer Spielraum zugemessen sei, wenn jeder Besitzer von 300 Thlr. Landwerth, ja jeder Pachter eines solchen, Wahlherr und Wählbarer sei; allein ihre Bemühungen, zu einer Milderung dieses strengen Princips zu gelangen, ihre Kämpfe gegen ihr eigenes Werk blieben erfolglos. Selbst die Versuche, die beiden Kammern des Storthing gleich durch den Wahlact zu trennen, blieben fruchtlos, und nach wie vor spaltet sich das Storthing selbst in das Odelsthing und in das Lagthing.

Der Reisende ist ein großer Bewunderer der norwegischen Verfassung, und er hat darin recht, wenn er nachweist, daß den Lebensbedingungen des Landes, dem Charakter der Bewohner, der Lage des Staats keine andere so entsprechend, keine andere ihnen so förderlich sein würde als gerade diese. Wir wollen dies Alles unbestritten lassen, aber eines offenbaren und handgreiflichen Fehlschlusses müssen wir ihn durch seine ganze Darstellung hin in einem Raisonnement zeihen, das nur allzu häufig wiederkehrt. Trifft er nämlich auf irgend eine lobwürdige Einrichtung, auf eine Probe der Nationalkraft, z. B. bei Errichtung der Universität, auf irgend ein Zeichen der Blüte, des Fortschritts, auf achtbare Unabhängigkeit des Geistes, männliche Kraft, männlichen Stolz, Wohlsein und Zufriedenheit der Einwohner: so ruft er sofort mit triumphirendem Tone aus: „Das ist die Frucht der Freiheit, die Frucht einer freien Verfassung." Begegnet ihm dagegen Armuth und Elend, Druck einer gesellschaftlichen Classe auf die andere, Verfall, Geist der Ausschließlichkeit, Privilegienliebe, verderbliche Parteiung, Kleben am Veralteten, schlechte Gesetzgebung u. s. w.: so ruft er nicht minder: „Hier kann nur die Freiheit helfen, jene Mutter aller Trefflichkeit." Wer sieht nicht, daß der Verf. hier einen auffallenden Mangel an guter Logik an den Tag legt? War die Verfassung im ersten Falle die Mutter alles Löblichen, so muß auch das Unlöbliche auf ihre Rechnung gebracht werden. Genügte sie in den 30 Jahren ihres Daseins, jene Vorzüge zu erzeugen, so mußte sie auch genügen, diese Mängel abzustellen. Doch nein! die Sache steht anders. Die „Naturbedingungen" des Landes und seiner Bewohner riefen jene Vorzüge und diese Mängel hervor und werden sie stets wieder erzeugen. Die Verfassung an sich bildet die Menschen nicht um, außer insoweit, als sie auf die Dinge Einfluß übt. In den Dingen aber wird „Gut und Übel" sich stets mischen, und es ist eitler Traum, in irgend einer Lage der Dinge nur Vorzug erblicken, gegen den Mangel aber sich verblenden zu wollen. An zahllosen Stellen seines Buchs klagt der Reisende über die Trägheit, den Mangel an Trieb zum Bessern, das Haften am Alten und Hergebrachten, der sich in Norwegen überall hinderlich zeige. Die Verfassung ändert dies nicht ab. Nun denke sich der Berichterstatter einmal — nur für einen Augenblick — eine mächtige, eine aufgeklärte, eine kräftige Regierung, die die schlummernde Industrie durch Vorbild und Gesetz, durch Musteranstalten, durch Anlage gewerblicher Etablissements aus öffentlichen Mitteln nach vernünftigen Grundsätzen erweckte und erhöbe. Würde eine solche nicht mehr

gegen jene Nationaluntugend der Trägheit vermögen als die Verfassung? Wir meinen doch, und glauben überall, daß der Verf. von Dem, was er Constitution nannte, zu viel erwartet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Erziehungsanstalt in Hofwyl bei Bern in der Schweiz.*)

Durch Privatmittheilungen, Journalartikel und ein paar Broschüren veranlaßt, wendete ich meine Aufmerksamkeit wieder Hofwyl zu, woselbst ich vor einigen und zwanzig Jahren Lehrer gewesen war, das ich aber seit langer Zeit aus den Augen verloren hatte. Ich wollte mich mit eigenen Augen von dem gegenwärtigen Zustande der Anstalten, die sich bedeutend entwickelt haben sollten, überzeugen, und so benutzte ich denn die Herbstferien zu einer Reise dahin. Nachdem ich eine Woche lang dort gewesen bin, fange ich an, die Eindrücke, die ich empfangen, zu sammeln, sie zu einem Bilde zu gestalten, und ich sehe, indem ich damit beschäftigt bin, Züge zu einer Physiognomie zusammentreten, welche interessant genug zu werden verspricht, um Allen, die für Jugendbildung im Allgemeinen und für Volkserziehung im Besondern einige Theilnahme empfinden, zur Betrachtung dargeboten werden zu können. Von welcher Seite man Hofwyl nahen mag, von Bern oder von Basel, von Solothurn oder Zürich, von jeder bietet es einen anmuthigen Anblick dar. Es liegt mitten auf dem fruchtbaren Hügellande, welches sich zwischen Hochalpen und Jura ausbreitet, hoch genug, um, wo nicht Wald und Gebirge zu nahe herantritt, stundenweit gesehen zu werden, und umgeben von fruchtbaren, sorgfältig benutzten Feldern und Gärten, welche Jeden, dessen Blick nur einigermaßen dafür gebildet ist, sogleich in dem Besitzer den rationellen Musterwirth errathen lassen, dessen Name einst neben dem eines Thaer mit Ruhm genannt wurde und der noch als der Lehrer ausgezeichneter Landwirthe oder Landwirthschaftslehrer geehrt zu werden verdient. Allein wie die eigentlichen Wirthschaftsgebäude, so stattlich und zweckmäßig eingerichtet sie auch sind, gar sehr in den Hintergrund gedrängt werden durch zahlreichere, zum Theil stattlichere Gebäude, die keinen landwirthschaftlichen Zweck verrathen, so zog mich das landwirthschaftliche Hofwyl, obwol es die Grundlage des pädagogischen ist, nicht so an wie dieses. Das letztere, das pädagogische, umfaßt jetzt vier bleibende Institute: eine Kleinkinderbewahranstalt, eine landwirthschaftliche Armenschule, eine Realschule und eine höhere Bildungsanstalt.

Die Kleinkinderbewahranstalt, welche vielleicht diejenige ist, die ihrem Begriffe am meisten entspricht, besteht nur aus ungefähr zehn Kindern, welche bei schlechtem Wetter in einem geräumigen Saale, bei gutem im Hofe oder Garten unter Aufsicht spielen, thätig erhalten, aber durchaus nicht, wie das bei so vielen überfüllten Kleinkinderschulen Deutschlands fast zum nothwendigen Übel geworden ist, geschult werden.

Die landwirthschaftliche Schule für Arme verdient nach wie vor als Musteranstalt für Armenerziehung betrachtet zu werden, obgleich die Sorge für Entwickelung der übrigen Anstalten und für Errichtung einer ähnlichen, von denen ich weiter unten reden werde, gerade im Augenblicke vorzuherrschen schien. Meiner Überzeugung nach ist jedoch die landwirthschaftliche Armenschule wenn auch nicht die wichtigste Anstalt, doch eine mindestens ebenso wichtige und Hofwyl in demselben Maße charakterisirende wie jede der außerdem vorhandenen Anstalten. Überhaupt erscheint eine Bildung armer Knaben zur Landwirthschaft und durch dieselbe als die passendste, welche ihnen nur gegeben werden kann, und es sollten überall ähnliche Anstalten errichtet werden. Aus Hofwyls landwirthschaftlicher Armenschule sind schon viele tüchtige Meisterknechte, Lehrer und Vorsteher ähnlicher Anstalten hervorgegangen, obwol es in ihr, zweckgemäß, durchaus nicht darauf angelegt ist, ein hohes Ziel eigentlicher Schulkenntnisse zu erreichen. Für diese werden nur die von der Arbeit übrigbleibenden Nebenstunden verwendet, und nichtsdestoweniger sind auch in diesen schon gar Manche dazu angeregt worden, sich in den eigentlichen Schulkenntnissen immer weiter und weiter auszubilden, bis sie selbst als Lehrer an Elementar- und Realschulen auftreten konnten. Hofwyls Realschule besitzt selbst einige tüchtige Lehrer, welche aus der landwirthschaftlichen Armenschule hervorgegangen sind. Dies ist der beste Beweis, daß die Art und Weise, wie die jungen Leute zu tüchtigen Bauerknechten zunächst herangebildet werden, keine einseitige, beschränkte, abrichtende und geisttödtende ist. Vielmehr zeigt derselbe Umstand zugleich, wie man die Jugend in und zu einem besondern Berufe erziehen und dennoch geistig erwecken, ja Diejenigen, die dazu befähigt sind, über die Schranken des besondern Berufs hinaus einem höhern, allgemeinern, selbst wissenschaftlichen Ziele entgegenbilden kann. Interessant und nachahmungswürdig wird sich daher jedenfalls das Beispiel herausstellen, welches Hr. v. Fellenberg mit einer „Landwirthschaftlichen Erziehungsanstalt für Söhne wohlhabender Bauern und Landwirthe" geben wird. Schon hat er eine halbe Stunde von Hofwyl, auf den sogenannten Rüti-Gütern bei Zollikofen, die erfoderlichen Gebäude aufgeführt und die sonst nothwendigen Vorbereitungen getroffen; und es ist kaum zu zweifeln, daß ihm, dem eine 40—50jährige Erfahrung gerade in diesem Zweige der Jugenderziehung wie keinem Andern zur Seite steht, gelingen werde, was man in Baiern, Würtemberg und andern deutschen Ländern mit den Landbau- und Landwirthschaftsschulen anstrebt, ohne schon die gehörigen Erfahrungen gemacht zu haben. Das Misliche, welches die meisten ähnlichen Anstalten haben, wenn auch sonst ihre Einrichtung und Führung zweckmäßig ist: daß ihre Zöglinge nämlich in Umgebungen und unter Einwirkungen leben müssen, die ihren künftigen Verhältnissen ganz unangemessen sind, dieses Misliche wird hier jedenfalls vermieden werden.

Eine weitere Anstalt, welche man in Hofwyl antrifft, ist die sogenannte Mittel- oder Realschule. Sie hat im Wesentlichen dieselbe Bestimmung wie die ähnlichen Anstalten Deutschlands, und sie erreicht in ihren obern Cursen auch ungefähr dasselbe Ziel. Sie bewahrt sich ebenso sehr vor der Einseitigkeit bairischer Gewerbschulen, in denen Zeichnen, Mathematik und alle übrigen Kenntnisse auf ein trauriges Minimum herabdrücken, als vor einseitiger Bevorzugung modern-linguistischer Bildung, wie sie Hr. Dr. Mager beliebt. Von neuern Sprachen wird mit gehörigem Nachdruck Französisch und dann auch Englisch betrieben und dabei die grammatische Methode mit der praktischen, Fertigkeit bezweckenden, in glückliche Verbindung gesetzt. Ein Vortheil, den Hofwyl hier vor andern Anstalten besitzt, besteht darin, daß sich unter den Zöglingen eine nicht unbeträchtliche Anzahl geborener Franzosen und Engländer befinden, welche selbst in den Spiel- und Erholungsstunden Anlaß und Gelegenheit zum Französisch- und Englischsprechen bieten.

Endlich befindet sich in Hofwyl auch eine Bildungsanstalt, welche sich mit unsern Gymnasien, wenn sie nämlich zugleich Erziehungsanstalten sind, vergleichen läßt. Zwar herrschen die alten Sprachen in dieser Anstalt nicht so vor wie auf unsern Gymnasien; man legt es nicht gerade auf Lateinsprechen und Griechischschreiben, wol aber darauf an, eine Gymnastik des Geistes an diesen Unterricht zu knüpfen und die Zöglinge so weit zu fördern, daß sie mit Gewandtheit und Lust die Classiker lesen und durch diese Lecture Geist, Gemüth und Geschmack bilden können. Es werden aber an dieser Anstalt Mathematik und Naturkunde, Geographie und Geschichte und ebenso neuere Sprachen ebenfalls gebührend berücksichtigt und als geistbildende

---

*) Die nachstehende Mittheilung ist bereits Ende September abgefaßt und noch vor dem Tode des Stifters der Anstalten zu Hofwyl bei uns eingegangen. D. Red.

Lehrgegenstände behandelt, und man darf sagen, daß, wer diese Anstalt von seinem 8. oder 10. Jahre an bis zum 18. oder 20. Jahre durchgemacht hat, sich einer wahrhaft liberalen Bildung — das Wort liberal im edelsten Sinne genommen — rühmen darf. Freilich auf ein Abiturientenexamen ist nicht losgearbeitet worden, und es könnte leicht sein, daß ein Zögling von Hofwyl, wie er geht und steht, wenn er sich vorher nicht noch für ein solches Examen zustutzen läßt, dasselbe nicht bestehen würde. Aber an wirklicher Geistesbildung, an Geschick, sich einem Fachstudium mit Erfolg zu widmen, selbst ein Gelehrter zu werden, aber auch irgend einen andern höhern Lebensberuf zu wählen und in denselben sich leicht zu finden: darin dürfte ein Zögling Hofwyls, ein solcher nämlich, der den dortigen Bildungsgang durchgemacht hat, gegen unsere, von Examen zu Examen gejagten, fast nur für die Examina lernenden Gymnasialschüler eher im Vortheil als im Nachtheil sein. Wer seinen Söhnen eine echt liberale Bildung geben lassen will und hierzu in seiner Familie oder Nähe nicht Gelegenheit hat, der schicke ihn nach Hofwyl, und zwar um so eher, als die Bedingungen, unter welchen in Bildungsanstalten die Erziehung, die sittliche Erziehung der Jugend gefördert werden kann, hier die günstigsten sind. Zuerst kommt die herrliche, gesunde Lage in Betracht, in welcher die durchaus zweckmäßig eingerichteten Gebäude für den Unterricht wie für die Wohnung sowol der Lehrer als der Schüler aufgeführt sind. Mit diesen günstigen Vorbedingungen verbindet sich dann die musterhafte Lebensordnung und durchaus sorgsame Leitung der Knaben und Jünglinge. Von Morgens fünf Uhr bis Abends neun Uhr hat jede Stunde, ja jede halbe Stunde des Tages für jeden Zögling ihre Bestimmung, sodaß Unterricht, eigene Verarbeitung des Unterrichts, Erholung und Spiel in wohlthätiger Abwechselung aufeinander folgen. Daß es an Unterricht im Zeichnen und in der Musik so wenig fehlt als an gymnastischer Übung und der so nothwendigen täglichen Bewegung in freier Luft, versteht sich von selbst. Ebenso ist die Beköstigung eine zwar einfache, aber durchaus vortreffliche und dabei natürlich an feste Zeiten gebundene; die Folge davon ist, daß die jungen Leute alle ein blühendes Ansehen haben. In Bezug auf Erziehung werden die strengsten sittlichen Grundsätze befolgt; die Behandlung der Zöglinge ist eine ernste, aber liebevolle, und man sucht Ungebührlichkeiten so viel wie möglich durch Wachsamkeit zuvorzukommen oder sie doch gleich im Keime zu ersticken, daher denn Strafen überhaupt, insonderheit aber strengere, nur als höchst seltene Ausnahmen vorkommen. Der Gehorsam, welcher hierdurch erzielt wird, ist nicht jener knechtische und soldatische, den wir in unsern öffentlichen Schulen schon um der Massen willen, mit denen wir es zu thun haben, anstreben müssen; er stellt sich mehr als eine Folgsamkeit dar, welche aus Überlegung und aus der Einsicht hervorgegangen ist, daß es Recht und Pflicht sei, den allgemeinen Geboten der Sittlichkeit, der Ordnung und des Fleißes und den Anfoderungen des Erziehers dazu nachzukommen. Die oberste Leitung der Erziehung hat der edle Greis Fellenberg sich selbst vorbehalten, und mit Recht; doch haben die einzelnen Anstalten noch ihre besondern Vorstände und mehre Lehrer, welche die Erziehung und sittliche Beaufsichtigung der Zöglinge zu ihrer besondern Aufgabe sich gemacht haben. So wird es möglich, der Menge Herr zu werden, die übrigens nicht so übermäßig ist. In beiden höhern Anstalten — die Armenanstalt und die Kleinkinderschule ausgenommen — befinden sich durchschnittlich 80—100 Zöglinge. Diese sind nun schon in zwei große Hälften getheilt, die dann wieder unter ihren besondern Lenkern und Leitern stehen.

Noch muß ich ein Wort über die religiöse Erziehung sagen, die man in unsern zelotischen Zeiten als eine unkirchliche und widerkirchliche hat verdächtigen wollen. Die Sache verhält sich einfach so. Es sind Zöglinge aller Confessionen in der Anstalt beisammen, und hieraus folgt von selbst die unabweisliche Aufgabe, daß Alles vermieden wird, was irgend den Frieden, den religiösen Frieden des Hauses stören könnte. Zwar erhalten die Knaben verschiedener Confessionen von Geistlichen ihrer Confession den speciellern Unterricht, und die confirmirten Zöglinge werden angehalten, von Zeit zu Zeit den gottesdienstlichen Handlungen ihrer Kirche, wozu in der Nachbarschaft Gelegenheit ist, beizuwohnen, Messe zu hören, zur Beichte und zum heiligen Abendmahl zu gehen; aber daneben ist ein sonntäglicher Gottesdienst für die Anstalt als solche angeordnet, welcher abwechselnd von einem katholischen und von einem protestantischen Geistlichen; aber so gehalten wird, daß dabei nur das Gemeinsamchristliche zur Sprache kommt. Was ist nun wol Vernünftiges gegen diese Einrichtung vorzubringen? Oder will Jemand das Gemeinsamchristliche aller Confessionen leugnen oder behaupten, dasselbe sei nicht reich und tief genug, um wahrer Andacht, Erbauung und Stärkung zu allem Guten immer neue Lebenskraft zu verleihen? Wollte Gott, es wären überall von Staats wegen solche gemeinsamchristliche Andachten angeordnet neben den sonderchristlichen Gottesdiensten! Sie wären das beste Mittel gegen den confessionellen Hader, der überall wieder angeschürt und, wenn man nicht ernstliche Maßregeln gegen den Unfug ergreift, nur zu bald zur verderblichen Flamme auflodern wird. Nein, gerade um dieser vernunftgemäßen, wahrhaft christlichen und gottgefälligen Hervorhebung des Gemeinsamchristlichen neben dem Confessionellen, dem sein Recht dadurch nicht verkümmert wird, verdient Hofwyl doppelte Anerkennung, und gerade darin stellt es, wie in so manchem Andern, ein Musterbild auf, welches überall nachgeahmt werden sollte. 15.

Literarische Notizen aus England.

Ein neuer Roman von Horace Smith.

Horace Smith, durch seinen Roman „Brambletye House“ und andere als geschickter Novellist bekannt, hat in „Arthur Arundel; a tale of the English revolution“ (3 Bde., London 1844) jene Geschicklichkeit neuerdings und in hohem Maße bewährt. Bedeutende Geschichtsstudien müssen vorausgegangen sein. Man sieht das an der Leichtigkeit, mit welcher die Hauptpersonen in die Ereignisse verflochten werden. Da ist nichts Herbeigezogenes, nichts Gezwungenes. Wie die Geschichte sie aufführt, so der Verf. Auch reden und handeln seine Personen wie wirkliche Menschen und unterscheiden sich voneinander, wie das im Leben der Fall ist. Jede hat ihre Eigenthümlichkeiten, ihre Fehler und ihre Tugenden. Keine ist vollkommen, und das ist schon ein Bürge für die geschichtliche Wahrheit. Arthur Arundel ist einer der besten Romanhelden, die je gezeichnet worden sind, Mathilde, seine Geliebte, ein schönes, stolzes Mädchen und doch ganz Zartheit und weibliche Milde.

Eine Schrift für die Jugend von Marryat.

Es fehlt der englischen Literatur nicht an vortrefflichen Schriften für die Jugend. Aber unerwartet ist die Vermehrung derselben durch Capitain Marryat in dessen: „The settlers in Canada“ (2 Bde., London 1844). Auch Erwachsene werden das Buch mit Vergnügen lesen. Doch geschrieben und besonders geeignet ist es für „junge Leute“. Es erzählt in wahrhaft graphischen Schilderungen die vielen Zufälligkeiten, denen die ersten englischen Colonisten in Canada ausgesetzt waren, zu einer Zeit, „wo noch keine Dampfschiffe den Strömungen und Untiefen trotzten, wo die Indianer Ober- und viele Theile von Untercanada inne hatten und wilde Thiere der gefährlichsten Art jede Niederlassung bedrohten“. Der Faden, an welchen die Ereignisse gereiht sind, ist die Geschichte eines mit seiner Familie dahin ausgewanderten Engländers, Namens Campbell, der am See Ontario erst sein Zelt aufschlägt, dann seine Hütte, später sein Haus baut. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 11. —— 11. Januar 1845.

Neueste Literatur über Skandinavien.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 10.)

Die Universität mit ihren 18 trefflich besoldeten Professoren und 600 Studenten ist eine schöne Probe von Dem, was auch ein armes Land vermag, wenn der Nationalwille sich auf einen Punkt gemeinsam richtet. Freilich sieht es mit der deutschen Philosophie, die nur einen einzigen Lector hat, der Hegel für einen Narren erklärt, übel genug aus. Im Übrigen ist das Unterrichtswesen im ganzen Lande völlig frei, wie der Verf. behauptet, weil ein freies Volk in dieser Beziehung keiner Leitung durch die Regierung bedarf! Aber auch hier schließt der Verf. übereilt. Denn wenn der Norweger im Ganzen genommen überall die genügende Schulbildung bekundet, so ist dies wieder mehr im germanischen Blut, in der Einsamkeit des Landes, in seinem langen Winter, wo der Vater den Sohn belehrt, zu suchen, als in jener Freiheit, die z. B. in Spanien und in Italien die Wirkung haben müßte, daß die Volksstände ohne allen Schulunterricht erwüchsen. Von fast allen gebildeten Norwegern wird das Deutsche wenn auch nicht gesprochen, doch verstanden; die Volkssprache ist fast ganz das Dänische, nur stärker und härter betont; im Gebirge herrscht dagegen der uralte Dialekt, den Städtern selbst unverständlich.

Die Abhängigkeit Norwegens von der Industrie des Auslandes ist ein schwerer Vorwurf für das Volk. Ganz Nordland erscheint wie eine Commandite von Hamburg, das ihm Rock und Hemde, Hut und Mütze, Mobilien, Hammer und Axt, kurz was nur zur Lebensnothdurft gehört, Jahr aus Jahr ein zusendet, und dessen Probe- und Musterreiter von Stavanger bis Hammerfest und von Bergen nach Friedrichshall das Land durchstreichen. Norwegen ist überhaupt das Land der Commis voyageurs; denn der Geschäftsfreund des hamburger Handelsherrn in Bergen, Drontheim, Christiansund hat wiederum seine Commis voyageurs, die bis in die Finnmarken und bis in die Klippenwüste des Polarkreises dem einsamen Kaufmann an den Fjords seine Waaren anpreisen und zuführen, für die jener sich mit Fischen und Thran bezahlt macht. Nichts natürlicher bei dieser Lage des Verkehrs und der Nothwendigkeit eines langen Credits, als daß alle Erzeugnisse der Industrie in ungemein hohen Preisen stehen und daß Norwegen ein sehr theures Land ist. Verwaltung und Rechtspflege sind so einfach geordnet, wie es den patriarchalischen Zuständen des Landes entspricht. Die 17 Ämter des ganzen Landes stehen unter ebenso vielen Amtleuten, die neben der Civilverwaltung zugleich die Gerichtsprocuratur führen. Unter ihnen stehen 45 Vögte. Die Vogteien zerfallen in Kirchspiele, deren jedes einen Lensmann an seiner Spitze hat, oft die einzige obrigkeitliche Person auf viele Meilen umher. In den Städten ist ein Byvoget Policeichef, Bürgermeister und Richter erster Instanz zugleich; neben ihm in größern Orten ein Steuerdirector. Die Justiz verwaltet zunächst ein Landgericht, oft aus dem Sorenscriver (geschworener Schreiber) allein bestehend. Die Sorenscriver sind die Angel der Verfassung; ihr Ansehen, ihr Gehalt ist bedeutend und erhebt sich meistens bis auf 3—4000 Species. Das Storthing zählt immer eine Anzahl derselben unter seinen Mitgliedern. Falsen, der Entwerfer der Verfassung, Präsident des Storthing, später des Höchsten-Gerichts, war Sorenscriver; die ersten Redner des Storthing, Sorensen z. B., sind gewöhnlich solche geschworene Schreiber, deren es 66 im ganzen Lande gibt. Über dem ersten Richter steht das Stiftsgericht, meistens von drei Beisitzern gebildet; die dritte Instanz macht das Höchste-Gericht in Christiania, zugleich oberster Criminalhof. Für die beiden ersten Instanzen ist Mündlichkeit und Öffentlichkeit Princip; auf dem Lande wird gewöhnlich zwei oder drei Mal im Kirchspiel, meist im Pfarrhause, Gericht gehalten; die Geistlichkeit aber hat ihren überwiegenden Einfluß dazu benutzt, sich einen privilegirten Gerichtsstand zu erhalten.

In Norwegen sind Kaffeehäuser, Clubs, öffentliche Vergnügungsorte in entschiedenem Miscredit; sie zu besuchen, beschädigt den Ruf. Selbst die Hauptstadt hat daher kaum ein paar Conditoreien als Anstalten dieser Art aufzuweisen. Dagegen besitzt Christiania ein stehendes Theater, das fremde Schauspieler und Operisten ausbeuten. Die Geselligkeit ist einfach, höflich, treuherzig; jeder fremde Gast empfängt sein „Willkommen in Norge" in einem vollen Glase. Schmausereien zwar

sind selten; allein man liebt zu trinken, und meist auf englische Art. Köstlich sind die Umgebungen Christianias, der Blick vom Eggeberg, etwa 500 Fuß hoch, über Stadt, Hafen und Fjord, der Blick auf die 1200 Fuß hohen Felsenlehnen umher mit weißen Sennhütten auf ihren Gipfeln. L. v. Buch hat diese Aussicht mit der des Comersees verglichen, ein Urtheil, dem der Verf. nicht beistimmt. Die braunen Gneusfelsenlager, das dunkle Grün der Tannen, die aus ihren Rissen emporschießen, der dunkle Fjord selbst bedingen einen andern landschaftlichen Charakter.

Von diesen Reizen scheiden wir, um uns mit dem Reisenden durch Tellemarken in die Einsamkeiten der hardanger Gebirge und zu den Naturwundern, die sie enthalten, zu wenden. Wir müssen es ihm vorweg zum Ruhme nachsagen, daß er sich die Bereisung dieses geheimnißvollen Felsenlandes nicht leicht gemacht hat. Ohne Mühe und Anstrengung, Entbehrung und Noth zu scheuen ist er zu Allem vorgedrungen, was eine vollkommene Kunde des Landes zu sehen nöthig machte. Er hat mehr gesehen als andere Reisende, und fürwahr mit gutem Humor, ja mit Lust nicht geringe Schwierigkeiten überwunden und nicht geringe Entbehrungen ertragen. Von den Fjorden und Wieken her (daher Wikinger) hat er es nie gescheut, unwegsame Felsgebirge mühevoll zu ersteigen, in Sturm auf gebrechlicher Barke, schwer gefährdet, seine Wanderung fortzusetzen, Sumpfmoore auf Fjellen zu durchwandern, um zu seltenen Natursceenen zu gelangen. Er wurde meistens reich belohnt.

Die meisten Reisenden gehen von Christiania auf der besten Straße des Landes in Carriolwagen in sechs Tagen am Mjösensee hin und durch Guldbransdalen und das Dovregebirge u. s. w. nach Drontheim und haben dann, so meinen sie, Norwegen gesehen. Nicht so der Verf. Sein Reiseplan geht durch die hardanger Gebirge nach Bergen-Stift, dem Lande der Wasserfälle, der Gletscher, der größten Naturwunder. In Norwegen gibt es keine Diligenzen und Schnellposten; die gewöhnliche Reiseart ist die mit dem Schüßbonden, Postbauer. Im ganzen Lande haben nämlich die Gemeinden die Pflicht, den Reisenden weiter zu schaffen (schüssen, altdeutsch), sei es zu Wagen, zu Boote oder mittels Führer zu Fuß. Wo irgend möglich, ist der Skyds (Post) eingerichtet, und von Meile zu Meile wohnt ein Skydskaffer, der diese Post beschafft. Er ist zugleich Gjestgiver (Gastwirth) und hält das Schüßbuch. Drei Stunden muß der Reisende gesetzlich warten; darüber, kann er klagen; sendet er Vorboten, so erfolgt seine Abfertigung rascher, aber die Reise wird um das Doppelte theurer. Im Ganzen genommen ist auch der gewöhnliche Skyds theuer; man bezahlt etwa 32 Schillinge (etwa ½ Thlr.) für die norwegische Meile (anderthalb deutsche). Das Carriol ist meistens ein bloßes offenes Holzgestell auf zwei Rädern, in dem man, ohne die geringste Bequemlichkeit, von den unermüdlichen kleinen gelben norwegischen Pferden steile Felsstraßen abwärts über Steingerölle hin im Galopp geschleudert wird. Eine solche Reise ist etwas Anderes als eine Fahrt im Schnellpostwagen. Der Weg von Christiania nach Crogleven führt anfangs an dem Fjord hin; dann wendet sich die Straße steile Höhen hinauf durch Tannenwälder nach Bärum hin. Unzählige rauschende Wasserstürze, welche Mühlen treiben, künden schon hier die Natur des Hochgebirgs an. Der berühmte Felsenvorsprung von Ringerige, 1500 Fuß über dem Tyrifjord steil erhoben, gewährt ganz die Überraschung, wegen derer er in verdientem Ruf steht; lieblich, mild, fruchtbar dehnt sich die Landschaft bis zu den ewigen Schneekolossen hin vor ihm aus. Über den Holsfjord, in dem der Heimskringla zufolge König Halfdan mit allen seinen Leuten ertrank, geht es nach Sundsvolden mittels des Wasserschüß, der ganz wie die Landpost eingerichtet ist. Bald zeigt sich der mit mächtigen Holzblöcken ganz erfüllte Drammen. Jenseit liegt das schöne Thal Modum, mit dem berühmten Höhnevoß (Wassersturz) und den Fabriken von Blaufarbe, die dem berliner Banquier Benecke v. Grodizberg gehören. Drammen selbst besteht wie die meisten Fjordstädte aus einer langen, schmalen Straße, von 8000 Einwohnern bewohnt. So rauh und wild die Gegend von Hougsund erscheint, so fällt das Thermometer, wie größtentheils in Norwegen, doch nicht so tief als wir glauben. Überall ist der Winter mehr durch seine Dauer als durch tiefe Temperatur lästig. In Christiania beträgt die mittlere Temperatur 5° R., in Berlin 6¹/₇ und selbst im höchsten Norden, auf Mageröe, in Tromsöe, hart am Nordcap, fällt das Thermometer in der Regel nicht unter 12—15 Grad; aber freilich gibt es auch Localitäten, wo 30 Grad Kälte nichts Seltenes sind. Das Meer und die Barken der Fjords sind stets offen; Fruchtbäume tragen bis zum 64. Grad reife Früchte, Gerste gedeiht bis zum 70. Grad, und in Tromsöe (70°) blühen Reseda und Rittersporn. Mit dem 70. Grade schließt die Vegetation, die Birke wird Zwergstrauch, die Fichte schleicht am Boden hin, und in Hammerfest, 71 Grad, wird mit Mühe die Kartoffel zur Blüte gebracht. Mild ist besonders Drontheim, wo unter 63° 15′ eine Kälte über 12 Grad selten ist. Hierin mag es liegen, daß man in ganz Norwegen die Hülfsmittel vermißt, die selbst Deutschland gegen den Winter besitzt, doppelte Fenster und Thüren, Windöfen u. s. w.; man hat dort nur eiserne oder die alten Öfen ohne Züge.

In einem finstern Thalkessel liegt das silberreiche Kongsberg zwischen Felsen von Hornblendeschiefer. Das Bergwerk stand 1820 zum Verkauf; der Staat foderte 73,000 Species; Hr. Benecke bot darauf, da zeigte sich plötzlich eine reiche Ader, die mit einem einzigen Schuß 2050 Mark gediegenen Silbers darstellte; die Verhandlungen gingen zurück; der Ertrag hob sich von 2000 auf 7000 Mark und betrug 1840 30,000 Mark, und der reine Überschuß ergab 200,000 Species, mit fortwährender Zunahme. Nahe dabei ist der prächtige Labrofall. Hier ist der Sitz des großartigsten Holzhandels im Lande; dagegen ermangelt Norwegen gänzlich der Steinkohle, dem

Aufschwunge der Fabrikation so unentbehrlich. Mit dem Eintritt in die hardanger Berge vereinsamt das Land mehr und mehr. Die Gaards (Höfe) trennt ein immer weiterer Zwischenraum. Diese Gaards, die Sitze der Odelbauern, bestehen meistens aus mehren Gebäuden, Wohnhaus, Vorrathshaus, Gasthaus, und gleichen den deutschen Rittergütern im Kleinen. Ordnung und Wohlstand gehen mit patriarchalischer Sitte, Bildung der Bewohner, die ihre Rechte kennen und vertreten, Hand in Hand; die Tracht ist malerisch, der Menschenschlag kräftig und schön; in den Wohnungen wird mit hardanger Decken und Pelzwerk ein stattlicher Luxus angetroffen. Das schwertartige Messer, das kurze, weiße Beinkleid und die grüne Jacke stehen dem jungen Landmann trefflich; ganz Norwegen aber trägt die rothe elberfelder Wollmütze. Unermeßliche Porphyrlager umgeben Bolkesjoe, von wo der Weg nach Graver am Tindsee führt. In dieser Wildniß hausen Luchs und Bär; es ist das Land der Riesensagen und der zauberkundigen Kinder der Nacht, die Thor's Hammer erschlug; die zerklüfteten Felsentrümmer gelten für Stücke ihrer Wehrungen; ein wol 1000 Fuß hoher Felsspalt entstand, als ein Riese mit dem einen Fuße ausglitt, da er über den Tindsee schreiten wollte, und bildete jene unheimliche düstere Gasse zwischen 3000 Fuß hohen Felsen. Ein riesiger Menschenschlag umwohnt noch heute diesen See. Schon hier beginnt die einzige Nahrung der Menschen in Fladbröd, Haferbrot, einem faden und zähen, ungenießbaren Gebäck, und aus Milch zu bestehen; höher hinauf, in den Seterhütten (Sennen) wird selbst dies zur Seltenheit, und Milch und Trockenkäse, übel und schmuzig zubereitet, bilden die einzige Nahrung. Oben auf der Felsenkette zeigte sich zum ersten Male der riesige Gausta-Gipfel in Pyramidengestalt; mit seiner Doppelspitze die höchste Erhebung des hardanger Gebirgs. Weiter hin in Ingolfsland, seinem Gaard, wohnt noch heute der von Steffens in den „Vier Norwegern" gezeichnete Eistein Hansen, den zu besuchen eine Gewissenspflicht jedes literarischen Reisenden geworden ist; sein Sohn Torkel diente den Reisenden als Führer. Der alte Eistein gilt noch jetzt für einen starken Mann; aber Steffens hat ihn idealisirt; sein Ruf ist eher der eines alten Schlaukopfs, der seinen Vortheil zu wahren weiß, obwol er kein reicher Mann ist. Der ungeheure Felsen, aus dem Norwegen besteht, zeigt seine Natur nirgend deutlicher als in der Nähe der Gausta, ein Chaos übereinander gestürzter Felsblöcke. Zerklüftung, furchtbare Schuttstürze, Felstrümmer umgeben ihn, und das ganze Hochland besteht aus solchen. Und dennoch — keine Spur vulkanischer Bildung, kein Basalt, kein Trachyt, keine Erinnerung eines Erdbebens, als im höchsten Nordland. Mit Recht ist die neueste Geologie von der Annahme einer oder einiger großen Revolutionen zurückgekommen und stützt sich mehr auf innere Erhebung und auf eine Reihe von Verwandlungen durch Wasserdurchbrüche, Zusammensturz in Folge von Durchsickerung u. s. w. Mit dieser Annahme würdigt sie das Alter und die nie endende Geschäftigkeit der Erde besser als die frühern Hypothesen thaten.

Hier nun beginnt das Land der Wasserfälle. Von allen Seiten stürzen sie als Cascaden, als Bogenfälle, als Schaumbäche von den Felsenwänden hernieder und durchtönen mit ihrer Donnerstimme das ewige Schweigen dieser starren Natur. Der Rinkan, von der Maanelf gebildet, macht seine Rauchsäulen eine Stunde weit sichtbar: es ist eins der herrlichsten Naturschauspiele, wie der Strom 480 Fuß hoch in einen Kessel daniederstürzt, aus dem er in Dampfwirbeln wieder emporwallt. Der Verf. gibt eine lebensvolle Schilderung davon und erzählt die Marien-Sage, die sich an ihn knüpft. Die Beschwerden der Reise wuchsen von hier an mit jedem Schritt; mühsam wurden die Seterhütten aus losen Steinen erreicht, in denen die rüstigen Sennerinnen und die Kinder der Heerdenbesitzer den Sommer in einem traumähnlichen Zustande verbringen. Aber bis hierher dringt in Norwegen der Trieb und die Macht der Bildung, und diese Kinder der Wildniß können nicht blos lesen, sondern fühlen auch den Drang dazu. Im Übrigen aber ist die Natur auf das höchste Maß der Einfachheit der Bedürfnisse zurückgeführt. Wir wissen schon, daß der Verf. geneigt ist, alle diese Verhältnisse im besten Lichte zu sehen. Allein, wie kommt es denn, daß das menschenarme Norwegen im Jahre 1843 über tausend Menschen durch Auswanderung verlor? Bis zum Mjösvand folgte ein höchst beschwerlicher Sumpfweg, wie sie auf den Hochebenen der Fjellen häufig angetroffen werden. Die Birke war schon längst zu lästigem Gestrüpp geworden, denn dieser Baum geht nicht aus, wie die Tanne bei 3000 Fuß Höhe und die Fichte etwas später, sondern er setzt sich als Strauch fort, als Zwergbirke. Oft saßen die Pferde darin wie angekettet fest. Endlich zeigte sich der dunkelwellige See Mjösvand, zwischen nackten Fjellen; ein einziger Hof Vaage am Ufer, mit kleinen Ackerstücken voll Gerste umringt. Der Name des Gaard dient in Norwegen zugleich als der der Familie; heißt das Gut z. B. Möen, der Besitzer Niels Herbrand, so nennt sich der Mann Herbrand Möen; sein Sohn nennt sich dann etwa Gullik Nielsen Möen, und der Enkel vielleicht Olaf Gulliksen Möen u. s. w. Ein leckes Boot führte die Reisenden über den See. Wilde Querthäler, oben in Schneefelder ausgehend, öffneten sich auf den See. Beim Thal von Lie begann die Reise über die Eisfelder des hohen Grats, hinüber auf die Westseite des Gebirgs. Eine grausige Natur umgab die Reisenden nun von Argehovd, der letzten bewohnten Stätte, ab. Bis zur nächsten festen Menschenwohnung in Röldal waren drei Tagereisen. Sobald die Quenna überschritten war, begannen langgestreckte Felsenmauern, mit breiten Flächen, den Gesichtskreis zu füllen; diese Mauern mußten erklommen werden, um im Sturm und Regen zu höhern Mauern emporzusteigen; eine verschlagene Jägerfamilie gewährte Obdach. Wilde, schreckliche Zertrümmerung führte zu Schneefeldern, auf denen das wilde Rennthier in Heerden haust. Der Grat des har-

danger Gebirgs besteht aus blauem Thonschiefer, in unzählige Splitter verwittert. Merkwürdig ist das gänzliche Fehlen der Gletscher, während die anstoßenden niedrigern Folgefonden ungeheure Gletschermassen tragen. Endlich war die Wasserscheide überschritten, der Westen that sich auf und senkte sich, Thal auf Thal folgend, nach dem Meere hinab. Eine verlassene Felshütte nahm die Reisenden auf. Am nächsten Tage ging es durch Bivasdalen, Valdalen und Rölldalen stufenweise niederwärts. Sennhütten erscheinen wieder, jubelnd begrüßt nach langer Entbehrung: aber erst Röllдalen hat wieder feste Wohnsitze. Hier fielen die Wasser abermals in Fülle nieder und der Navlovoß bietet einen herrlichen Anblick. Ein Zeichen der Christenheit erscheint, eine kleine Kirche, ein Posthaus folgt, und die Reisenden sind dem Menschenverkehr zurückgegeben; ja, grobe Malereien an den Thüren der Hütten sprechen schon wieder von Kunsttrieb und Zierde des Daseins. Die Ankunft der Reisenden war ein Fest für die Bewohner von Rölldalen, die jene bestaunten und neugierig-gutmüthig mit ihnen weiter zogen. Ein furchtbarer Bergpaß führt abermals nach Saelgestad am Syrfjord, noch einmal bis an den ewigen Schnee reichend. Das Niedersteigen ist ungemein romantisch; der Wanderer hängt Tausende von Fußen über dem schmalen Fjord, neben ihm stürzt der 800 Fuß hohe Tilingevoß nieder; endlich erreicht er Hildalen, das ein Damm (Eide) vom Salzwasser trennt, denn bis hierher bringt die Flut und die Ebbe des Meers. Ein wunderbar schöner Menschenschlag, Kraft mit Grazie paarend, schwarz von Augen und Haar, Musterbilder männlicher Schönheit, umwohnt die höhern Theile des Syrfjord bis Otte hin. Gegenüber ragt der Regneknuten 5200 Fuß hoch den Rücken mit Gletschern bedeckt, die sich durch Folgefonden fortsetzen. Nun folgt ein liebliches Thal dem andern, die Vegetation, der Anbau wächst, und in Ullensvang prangen riesige Kirschbäume mit Früchten, so nahe an den Gletschern, daß man die Steine der Früchte auf diese schleudern kann. Von Utne aus wurde der berühmte Vöringervoß besucht, von dem wir eine malerische Schilderung erhalten, an welche sich ein reizendes Rundgemälde des lieblichen Eifjord anschließt, bei dem die norwegische Natur ihren vollen Reiz entfaltet. An den Seen von Voß und Evanger geht es nun nach Bergen hin. Fels und Meer gehen hier überall die merkwürdigste Verbindung ein, und das überraschte Auge erblickt oft plötzlich ein Meerschiff mit vollen Segeln, da wo es einen felsumringten Binnensee vor sich zu sehen meint. Endlich ist Bergen erreicht und mit Mühe der einzige Gasthof, das Hôtel d'Angleterre, entdeckt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Über Thiers' Revolutionsgeschichte.

Es ist in der That merkwürdig, wie sich unser verständiges, allwissendes und zugleich doch so ehrliches und leichtgläubiges Publicum imponiren läßt. Mit welcher Ungeduld wurde der „Ewige Jude" erwartet. Und wenn der poetische Messias in Person erschiene, er könnte mit keinem größern Jubel begrüßt werden als die ersten Capitel dieses Romans. Hatten doch die lärmenden Lobposaunen in Paris im voraus auf dieses neue Geistesproduct die Aufmerksamkeit rege gemacht. Man vertraute sich geheimnißvoll die ungeheure Summe, die Sue für sein ungeborenes Geisteskind erhalten sollte, und flugs stürzten sich die zahllosen Übersetzerscharen auf dieses neue Wunderwerk, wie wenn sie Theil haben wollten an dieser reichen Beute, die für unsere beschränkten Schriftstellerbegriffe an das Fabelhafte streifte. Unverwandten Blickes schauen wir nach den neuen Erscheinungen der ausländischen Literatur und reiben uns vergnügt die Hände über unsere vertraute Bekanntschaft mit fremden Verhältnissen. Aber doch wie so manches Meisterwerk, das mit viel größerm Rechte als die ephemeren Erscheinungen der Tagesliteratur dem deutschen Publicum mundgerecht werden könnte, bleibt unbeachtet wie ein unbekannter Schatz. Manche derselben finden erst spät, wenn sie in andern Ländern längst Gemeingut der Nation geworden sind, die gebührende Würdigung, und dies geschieht meistens erst, wenn unsere politischen Blätter mit ernster Miene Lärm geschlagen haben. Dieses schon oft gesehene Schauspiel erneuerte sich jetzt wieder in Bezug auf die Anerkennung der literarischen Verdienste von Thiers. Als gewandter Staatsmann mit wandelbarer Proteus-Natur ließ man den kleinen Mann längst unter den ausgezeichneten Köpfen Europas gelten; aber seine bedeutungsvolle „Histoire de la révolution française" hatte bisher in Deutschland nur einen kleinen Lesekreis gefunden. Und doch ist diese Geschichte, von der bekanntlich ein englischer Staatsmann gesagt hat, es sei eine illustrirte Ausgabe des „Moniteur", wenn auch nicht ein unvergängliches Meisterwerk, doch jedenfalls eine der wichtigsten Erscheinungen, welche die gesammte Literatur der Tagesgeschichte aufzuweisen hat. In Frankreich sind viele Tausende von Exemplaren selbst in die niedern Kreise der Gesellschaft gedrungen, eine Ausgabe folgte der andern, und doch machen ihnen Nachdrücke aller Art den Markt streitig. Unter diesen Umständen war es allerdings zu verwundern, daß von diesem glänzend geschriebenen Werke nur eine und noch dazu nicht sonderlich gelungene Bearbeitung in unserm vielübersetzenden Vaterlande existirte. Aber siehe da, kaum haben unsere politischen Zeitungen über die nahe bevorstehende Erscheinung der Fortsetzung dieses Geschichtswerks, über die kolossale Summe, die der Verf. dafür erhält, über die Gespanntheit, mit der man dieses neue Werk seiner Feder in Frankreich erwartet, förmliche Bulletins ausgegeben, so spitzen unsere fingerfertigen Übersetzer ihre Feder und fallen nun in Erwartung des neuen über das ältere Werk, um dasselbe als etwas ganz Neues aufzutischen. So kommt es denn, daß mit Einem Male drei deutsche Ausgaben dieser Revolutionsgeschichte, welche Kennern der französischen Literatur schon längst lieb war, von verschiedenen Seiten her geliefert werden. Wie viele Übersetzungen werden wir nun erst von dem Werke erhalten, von dem unsere Tageblätter nun schon so unendlich oft geredet haben! 17.

Ludwig Philipp in England.

Der Besuch des Königs Ludwig Philipp in England hat auch zu einer neuen und illustrirten Ausgabe des rühmlichst bekannten Werkes: „Life and times of Louis Philippe, King of the French, by the Rev. G. N. Wright" (London 1844). Veranlassung gegeben. Die trefflich ausgeführten Stiche illustriren einige der merkwürdigsten Scenen aus dem vielbewegten Leben dieses „Odysseus der neuern Regenten". Außerdem hat der Verf. die Gelegenheit benutzt, eingeschlichene Irrthümer zu berichtigen. Eine weitere Bereicherung soll ein Bericht über den Besuch der Königin Victoria in Eu sein. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 12. —— 12. Januar 1845.

Neueste Literatur über Skandinavien.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 11.)

Im zweiten Bande gibt der Verf. ein farbenreiches Bild der ersten Handelsstadt von Norwegen. Auch Bergen, obwol neuer und zierlicher gebaut, ist eine Stadt ganz von Holz, in Einrichtung und Sitte den Geist einer deutschen Colonie verkündend; es ist ein zweites, kleineres Hamburg, nur daß öffentliche Vergnügungen hier weniger beliebt sind als dort und Form und Art des Lebens in Deutschland etwa vor 80 Jahren zurückspiegeln. Handelssinn und Handelsinteressen beherrschen die Bevölkerung, obwol Ole Bull vergöttert wird und die Stadt ein Theater unterhält. Alles in Bergen ist Fischhandel, der mit dem Schmuz, der an ihm haftet, den Gerüchen, die ihm eigen sind, und dem beständigen Regenwetter, das hier herrscht, weder eine heitere noch eine reinliche Stadt entstehen läßt. Nach Bergen kommt der Süden, vom Cap Vincent bis zum Cap Spartivento, um sich mit Stockfisch zu versorgen, der in endlosen Haufen Straßen und Plätze füllt. Hier findet die Nordlandsflotte ihren Markt, wenn sie mit Millionen von Pfunden gefangener Fische beladen von den Lofoden herabkommt, in ihren seltsam gestalteten Fahrzeugen. Von dem Umfange, der Größe dieses Fischhandels ist unter uns wenig bekannt. Wie wunderbar aber ist der dunkle Trieb, vermöge dessen der Hering dreimal im Jahre aus der Tiefe des Meeres an die Oberfläche heraufkommt, sich millionenweise in ganzen Wänden, hundert und mehr Klafter hoch, in die Fjords drängt, sich hier zu Millionen fangen läßt, während sein Erbfeind, der Walfisch, sich quer vor den Ausgang der Fjords lagert, wie ein ungeheuerer Schäferhund Wache hält, dem Menschen dienend und so das ganze Land mit Nahrung versorgend. So unermeßlich ist die Menge dieses Fisches, daß Bergen allein über 300,000 Tonnen davon jährlich ausführt, während Walfische, Delphine, Schellfische, Möven, Seeraben und Fischadler andere hunderttausende verschlingen, und andere im Gedränge ersticken. Die Norweger sind leidenschaftliche Fischer; so mühevoll dieser Beruf, so arm er seinen Mann erhält, kein Fischer verläßt sein Boot, wie kein Senner seine Alp verläßt. Hunger und Liebe halten immer noch die Welt zusammen! In Norwegen ist das Leben fast aller Classen ein beständiger Kampf um das Dasein; aber das Land weist keinen Bettler auf, wie arm der Hirt und der Fischer in ihm auch sei. In Bergen, das außer dem Thurme der Dyveke keine historische Sehenswürdigkeit besitzt, trifft der Verf. neben Ole Bull auch Öhlenschläger, und Christie, den scharfsinnigen Urheber der Freiheit seines Vaterlandes, jetzt Steuerdirector in Bergen. Hier ist eine Bank, deren glänzende Verhältnisse zur Erörterung des Finanzsystems Anlaß geben, das allerdings den Lenkern des Staats zu großer Ehre gereicht. Als Norwegen sich von Dänemark trennte, war es von einer Staatsschuld von mehr als 5 Millionen bedrückt, hatte 2½ Millionen an Dänemark zu zahlen, und sein Papiergeld war ohne Werth. Jetzt ist die Schuld zur Hälfte getilgt, Dänemark längst abgefunden, die directen Steuern sind gänzlich abgeschafft, die Staatseinnahme hat sich mehr als verdoppelt (3½ Millionen Species), die alten Bankzettel sind eingelöst, und die Actien der neuen Bank stehen 150 Procent und gewähren 7½ Procent Dividende. Das vermochte ein armer Staat mit Klugheit und redlichem Willen, von der Ungunst des Klimas hart gedrückt und mit wenig natürlichen Hülfsquellen ausgestattet! Die Frage, ob ein Staat ohne directe Steuern bestehen könne, scheint hier gelöst zu sein. Scharf und rein steht der Protestantismus in Norwegen da; er trotzt den eifrigen Bemühungen des Ultramontanismus und wird ihnen trotzen, wie den Versuchen der Juden, festen Fuß zu fassen. In Norwegen glaubt Jedermann an die Bibel und ihre protestantische Auslegung noch so fest wie in Deutschland vor 100 Jahren.

Man hat häufig gefragt, ob es möglich sei, daß Norwegen seinen Getreidebedarf selbst producire; der Verf. verneint diese Frage, obwol der Getreidebau im Zunehmen begriffen ist. Das Klima — die eisernen Augustnächte — und das Odelsrecht stehen ihm entgegen. Das letztere ist sehr beschränkt worden, und Grund und Boden ist nicht mehr wie sonst unverkäuflich; allein noch jetzt kann der Verkäufer fünf Jahre lang den Kauf rückgängig machen. Ferner ist fast aller fruchtbare Acker Gemeindegut, von dem jeder Bauer der Reihe nach den Ertrag für sich beziehe. So ist die Gleichheit hergestellt, welche träumende Communisten für den Grundpfeiler des Volks-

glücks ausgeben — der Erfolg ist die Vernachlässigung des Bodens! Im J. 1835 gab es in Norwegen 105,000 Landeigenthümer und Pächter, und der Bodenwerth wurde auf 64 Millionen Species geschätzt; er hatte sich in 37 Jahren verdoppelt. Dennoch bedarf das Land einer jährlichen Einfuhr von ungefähr 1 Million Tonnen Korn.

Der Verf. wendet sich nach Drontheim. Im reichen Thale von Voß erfreut eine wilde Alpennatur das Auge; Kornfelder und Höfe folgen sich in dichter Reihe. Von Staleim stürzt der Weg wieder wild und schroff in den Sognefjord hinab. Über dem schauerlichen Narröethal erhebt sich 3000 Fuß hoch der Jordans-Naten, von Sturzbächen umringt. Von hier wird der wilde Fillefjellen erstiegen. Am Sognefjord spielen die alten Heldensagen, die Frithjofssage; hier schatten noch heute die heiligen Haine, und viele Bautasteine zeugen von der alten Kraft. Liebliche Thäler münden in den wilden Fjord, einst Sitze und Reiche der alten Könige, an deren Platz jetzt Kaufherren, Proprietaire und Pfarrer getreten sind. Die alte Kirche von Urnaes hat Dahl abgebildet; in der Umgegend christete Olaf Trygveson die Unterthanen Hakon's, der sie mit dem Schwerte in der Hand den alten Göttern zu opfern zwang.

Dicht am Sognedalsfjord steht ein uralter Bautastein, dessen Lage am Wasser die Hypothese von der Erhebung des Bodens in Norwegen Lügen straft; die Erhebung der schwedischen Küste ist außer Zweifel gestellt; um so merkwürdiger ist es, daß Norwegen an derselben nicht Theil nimmt. Von Justedalen aus beginnt die Ersteigung der Fökule, der höchsten unter den norwegischen Gebirgen, zugleich aber der kürzeste Weg nach Guldbrandsdalen und Drontheim. Die Thiere schwammen durch den Fortunelf und stiegen das jähe Fortunthal hinauf; oben in Optun zeigten sich die Vorberge der Felsenriesen, die Jotunfjellen, der eigentliche Knoten der skandinavischen Gebirge, eine Hochfläche 50 Meilen lang, größtentheils unter ewigem Eise begraben. Aus dieser Fläche steigen Gletscherriesen und schwarze Felsenmassen wie Inseln empor, wo nur der Fanarank (Schneesturm) heult und die Lawine kracht, und die selbst der Jäger flieht. Dies ist das Hochgebirge Norwegens, den Alpen, den Apenninen, den Pyrenäen ganz unähnlich. Über diese Hochfläche ging des Reisenden Weg. Unter den höchsten Tinden nimmt der Goldhöpigen, 8300 Fuß hoch, gewiß einen der ersten Plätze ein; noch höhere sollen tiefer an der Lera und am Visaelf liegen. Unzählbar sind die Gletscher, die in ihrer Menge und Größe nur von Justedals Eisbräen und den Helgelandgletschern in Nordland übertroffen werden. Endlich wird der Anfang von Beverthal erreicht, und rasch stürzt sich nun der Pfad nach Guldbrandsdalen nieder. Man erkennt dies an der abscheulichen Tracht der Bewohner, die in einem Leibrock mit langen Schößen besteht, und mit der rothen Mütze vereint eine höchst komische Wirkung macht. Dies Thal aber gehört zu den größten, schönsten und reichsten im ganzen Lande: eine gut angelegte Straße durchzieht es, reiche Höfe und Pastorate zieren es, Eisenwerke, Hohöfen und Landcultur, von guter Bewässerung unterstützt, geben ihm seinen Wohlstand. Das Thal schließt der Björnekleiver, ein stiller Paß, reich an allen Schauern der nordischen Natur, ein wunderbarer Spalt, der vom Hochgebirge bis zum Meere hinabführt. Hier wächst die wilde Erhabenheit des Gebirgs, mit Zacken, Hörnern, Linden, Kronen, Thürmen, Mauern, Altanen und Wällen gigantisch an, von Schuttstürzen und Gletschern unterbrochen. Das doppelte Romdalhorn, zwei 4000 Fuß hohe Kegel, steigt unnachahmlich kühn und schön in die Luft, und die ganze Scene füllt uns mit Staunen und Bangen. Nicht minder großartig ist der Weg von Horjem nach Vaeblungsnaes am Moldefjord. Die Klippen stellen die Gestalten der alten Heidenpriester dar, die nach dem Volksglauben der heilige Olaf hier in Stein verwandelte, wie denn auch sein Schwert den ungeheuern Felsspalt am Romsdalhorn schlug. Aus dieser herrlichsten Naturscene gelangt der Reisende an den sanften, reizvollen Moldefjord, das Wunder aller Landschaftmaler, die hier aus halb Europa sich zu sammeln pflegen.

Doch wir müssen zum Schlusse eilen, übergehen daher, was der Verf. an malerischen Scenen zwischen Molde und Drontheim uns liefert, und gedenken nur noch seines Aufenthalts in der Krönungs- und alten Hauptstadt des Landes. Der lange, bis 10 Uhr währende Tag (im Monat August) begünstigt die letzten Tagereisen durch das Orkedal, und so wird das einzige Gasthaus von Drontheim verhältnißmäßig bequem erreicht. Drontheim hat nur 12,000 Einwohner, ist jedoch größer und weitläufiger als irgend eine andere norwegische Stadt gebaut; es gleicht Manheim in seiner Stille und Öde. Das kleine Fort Munkholm vertheidigt diese classische Stelle, an deren Besitz stets der des ganzen Landes hing. Der Handel ist unbedeutend, die Bevölkerung stolz einfach, die Sitte patriarchalisch. Wenn die Zahl der Criminalfälle in Norwegen groß erscheint (1837 gab es einen Angeklagten auf 732 Personen), so ist hierbei das alte harte Gesetz, die Bevölkerung der Städte und der Umstand, daß viele Policeivergehen als peinlich betrachtet werden, von Gewicht. In Nordland, wo es keine größern Städte gibt, kam 1837 auf 3457 Bewohner nur ein Angeklagter. Von dem jetzigen Könige erwartet Schweden wie Norwegen eine verbesserte Strafgesetzgebung; die geltende von 1733 ist gänzlich veraltet. Ueberhaupt hofft Jedermann auf den jetzigen König, der in demselben Maße populair und beliebt ist, als Karl Johann es, in Norwegen wenigstens, nicht war. Der Dom von Drontheim, von Bischof Eistein erbaut, ist unstreitig das merkwürdigste Bauwerk im ganzen Lande. Die Stadt besitzt eine der drei gelehrten Kathedralschulen des Landes, das außer diesen vier große Gymnasien und fünf Mittelschulen, Gemeinde- und Sonntagsschulen aber in Menge besitzt. Auf dem Lande gibt es auch ambulirende Schullehrer.

(Der Beschluß folgt.)

Romanlitteratur.

1. Hermine oder der Aprilabend zu Frankfurt. Ein Roman von S. Zirndorfer. Hanau, Edler. 1844. Gr. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Das Attentat einiger jungen Männer auf ein Wachthaus in Frankfurt a. M., von welchem die Zeitungen einmal berichteten, gab dem Verf. Anlaß, Ideen über politische Freiheit und Frauenemancipation, auf verschiedene Personen vertheilt, der Lesewelt vorzuführen, und seine Hermine versteht die Emancipation aus dem Fundamente. Daß es den guten Leuten am Ende schlecht ergeht, bessert eben nichts an einem Romane, welcher seine Ereignisse aus Zeitungen und Journalen, hier und da fast buchstäblich, wohlfeil genug zusammenwürfelt und nichts darthut als die längst bekannte Wahrheit, daß ohne innere Freiheit jede äußere dennoch Ketten bereit habe. Mit dem Erscheinen des Buchs wird die Nachricht verbreitet, der Verf. sei wegen seines Products gefänglich eingezogen. Ob diese Nachricht den Absatz des Buchs befördert habe, wissen wir nicht, jedenfalls aber war sie ein übereilter, in sich selbst puffender Puff. Wollte man alle Schriftsteller, deren Bücher weder in die Literatur noch sonst wohin gehören, festsetzen, so müßte das ganze Gefängnißwesen von Grund aus umgewandelt, vorzüglich aber erweitert werden. Die entgegenstehenden Schwierigkeiten haben daher neben andern Surrogaten auch die Censur hervorgerufen, und wo diese ein Buch wie das vorliegende durchschlüpfen läßt, da liegt es auf der Hand, daß der Staat ruhig an das Publicum appelliren will. In den meisten Fällen schlägt er damit den besten Weg ein.

2. Freuden und Leiden eines Commis Voyageur. Zwei Theile. Stuttgart, Franckh. 1844. 8. 2 Thlr.

Da unser Vaterland gegenwärtig mit Handlungsreisenden aller Farben gesegnet ist und es diesen merkwürdigen Leuten an bunten Abenteuern nicht fehlt, so kann ein Romanschreiber immer schon Notiz von ihnen nehmen. Merkwürdig nennen wir dergleichen Commis, weil sie nicht selten mit einer gewissen Bildung ein gutes Theil Roheit glücklich zu verbinden wissen. Das hat der Verf. dieses Buchs ihnen denn auch richtig abgesehen und führt Scenen an uns vorüber, bei denen er sich genöthigt sieht, in Anmerkungen zu versichern, daß sie buchstäblich wahr seien. Übrigens fehlt es auch nicht an ganz ergötzlichen Schilderungen. Die Darstellung des sogenannten Congresses zu Ehningen mag leicht das Interessanteste im Buche sein. Dieser Marktflecken wird fast nur von Krämern bewohnt, die den größten Theil des Jahres, mit ihrer Waarenkiste auf dem Rücken, durch Würtemberg, Baden und Baiern ziehen, und bei diesen scheinbar armseligen Trödlern stellen sich zwei Mal im Jahre Hunderte von Handelsreisenden ein, die Gelder vom vorigen Congresse einzuziehen und neue Geschäfte, wobei es sich oft um Hunderttausende handelt, abzuschließen. Merkwürdig ist es jedoch, daß die meisten Ehninger ohne Vermögen sind und daher fast das ganze Geschäft auf einem Zutrauen ohne alle Garantie beruht, eine Thatsache, wie sie in solchem Umfange kaum ein zweites Mal in der Handelswelt vorkommen mag. Die Ereignisse, wie sie in einem Wanderleben bunt durcheinander hervortreten, sind im Buche leicht, nicht ohne Geschick verknüpft; die Principien, wenn auch nur oberflächlich, sind ehrenhaft, und da der Leser eine täglich zu controlirende Wirklichkeit vor sich hat, so mag das Buch, zunächst bei der jungen Handelswelt, sich schon Freunde erwerben.

3. Deutsch-historische Romane für das deutsche Volk. Von Karl Reinhold. Drei Bände. Spremberg. 1844. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Buch ist Ernst Houwald, dessen Schriften früher viel gelesen wurden, zugeeignet, und aus den Dedicationsversen ersehen wir, daß des Verf. Glück und Sehnsucht bereits im Grabe ruht und dieses Buch eine Blume desselben sei. Die Blume soll, nach der Vorrede, die mit Recht verrufenen Ritter- und Räuberromane wieder zu Ehren bringen, und für diesen Zweck wird die Specialgeschichte deutscher Städte ausgebeutet, „um den Geschmack des deutschen Volks heranzubilden". „Der bescheidene Verf. mag nicht unter der (sic!) Zahl jener gefeierten Geister genannt werden, welche, um Aufsehen zu erregen, deutschen Sinn, deutschen Glauben in ihren geistreichen Sudeleien mit Füßen treten. Deutsches Fundament, mitunter als Philisterei bespöttelt, leitet seine Feder." Wahr ist es, wir können über Mangel an Ritter- und Räuberromanen nicht klagen; es ist aber billig, zu bezweifeln, daß sie Merkzeichen ausschließlich des deutschen Volks sind, vorzüglich, daß dergleichen deutsches Fundament sei, deutschen Sinn, deutschen Glauben illustrire. Für das Ritter- und Räuberwesen hat das Volk längst keinen Sinn mehr, denn es hat *sich selbst* gefunden, und will man ihm alte Geschichte erzählen, so lasse man die Idee des Romans bei Seite und bewähre wahren Geschmack dadurch, daß man in alter, schlichter, deutscher Weise erzählt. Übrigens geben diese drei Bände, auf Chroniken sich stützend, die Geschichte des „Georg Podiebrad", ferner „Scenen aus dem Siebenjährigen Kriege", mit den Thaten eines Räubers, Namens Lauermann, verschmolzen, und endlich „Die Raubritter von Spremberg", welche früher bereits im „Spremberger Wochenblatte" mitgetheilt sind, und da der Verf. die Philisterei in Schutz zu nehmen scheint, so ist es ihm gewiß angenehm, wenn wir sagen: Es ist Alles eitel Philisterei.

4. Drei Tage aus dem Leben eines züricherischen Geistlichen. Ein geschichtlicher Roman für das Volk. Von Hans Lebrecht. Zürich und Winterthur, Literarisches Comptoir. 1844. Gr. 8. 25 Ngr.

Der Verf., welcher dem Lehrerstande angehören wird, scheint über die schweizerische Geistlichkeit trübe Erfahrungen gemacht zu haben, die er nun hier auf das Leben eines einzigen Pfarrers überträgt. Es sind nur drei Tage dieses Lebens, aber sie fallen schwer ins Gewicht. Der Pfarrer hält sich, wie die Geistlichkeit nicht selten thut, wo es sich um politische Fragen handelt — und sie politisirt gar gern —, zur Aristokratie, ist dabei aufgeblasen von hierarchischem Dünkel, ohne irgend gediegene Kenntnisse, genußsüchtig, durch und durch eine Lüge, weil er unter diesen Umständen doch einmal ein Heuchler sein muß. Das ist ein arges Bild, doch artet es hier in der Darstellung eben nicht in Übertreibung aus, und leider muß eingeräumt werden, daß es dergleichen Exemplare gibt, und daß sie, bei ihrer einflußreichen Stellung zur Gesellschaft, manches Unheil verschulden können, wobei sie meistens schuldlos genug dazustehen wissen. So steht denn auch der Pfarrer Zopf, wie Manches er auch auf dem Gewissen haben sollte, ohne Vorwurf des innern Richters da und heirathet sogar gegen das Ende seiner Tage noch einmal. Mit diesem unerfreulichen Bilde sind die widerwärtigen Verhältnisse zwischen Stadt und Land Zürich, welche bekanntlich bis in die neueste Zeit hereinspuken, engverbunden, Verhältnisse, welche man sich in einem vernünftigen Staate kaum als möglich denken sollte, wenn man nicht wüßte, wie weit entfernt vieler Orten man noch von der Idee eines vernünftigen Staats ist. Der 20. Mai 1804 gibt ein Bild jener Zopf-, Perücken-, Prügel- und Hinrichtungszeit, wie wir sie auch wol in Deutschland gekannt haben, wo man einen Menschen, den man allenfalls ganz einfach einsperren konnte, wenn man glaubte, seine Freiheit werde den Staat zertrümmern, wie ein Wild zu Tode hetzte oder, wenn er dabei leben blieb, schmachvoll hinrichtete. Hier hat ein junger Landmann die Rechte der Stadt Zürich angetastet, und da nur die Stadt Rechte, das Land dagegen nur Pflichten hatte, so ist er ein Verbrecher. Dem Unglücklichen gelingt mit seiner Mutter die Flucht; nur wenig fehlt und er ist gerettet. Dies Wenige liegt in der Hand des Pfarrers, und er ist verloren. Während er Nachts im Walde meuchlerisch erschossen wird und seine Mutter ihr Unglück im Wasser erstickt, geht's beim Pfarrer, der ein Kind taufen läßt, gar lustig her. Der zweite Tag ist der 22. Nov. 1830, welcher dem Lande den Sieg über die Stadt gab. Die

Julirevolution im Nachbarlande trug auch hier reiche Frucht: völlige Freiheit und Gleichheit zwischen Stadt und Land, Revision der Verfassung und Sanction derselben durch das Volk, Preßfreiheit und manches Andere, lange begehrt, lange verweigert, wird errungen, und Pastor Zopf hat es nicht hindern können. Dazu kostet der in Berlin Ausschweifungen studirende Sohn schweres Geld, und im Hause ist auch nicht Alles, wie es sein sollte. Das wirft den guten Zopf nieder; er erkrankt schwer und phantasirt von alten Geschichten des Jahres 1804. Indessen erholt er sich doch so weit wieder, um auf der Hochzeit seiner Tochter sich ein Räuschchen zu trinken und dem heillosen Neuerungsteufel ein Pereat zu bringen. Wieder sind zwölf Jahre hingegangen: Aristokratie und Hierarchie hatten Zeit genug, sich thätig zu erweisen, um an den 1. Mai 1842, den Wahltag, Hoffnungen zu knüpfen, und schon am frühen Morgen versucht Zopf einen ehrlichen Hofbesitzer zu beschwatzen, damit den Liberalen, Straußen, Radicalen eine Stimme entzogen werde. Trotz aller aufgewendeten Mittel siegen die Straußen, und obgleich es den Conservativen gelingt, im großen Rathe zwei, drei Stimmen mehr zu haben als die Liberalen, schließt das Buch doch mit der Überzeugung: „Jene alte Aristokratie von 1804 kann und wird im Canton Zürich nie wieder erstehen." Wünschen wir, daß diese Überzeugung stets eine Wahrheit bleibe, indem es gelingt, die verschiedenen Stände möglichst im Gleichgewicht zu erhalten, es ist aber schwer! Obgleich dem Verf. nicht eigentlich der Vorwurf zu machen ist, daß er seine Stellung misbrauche, so würde sein Buch in künstlerischer Beziehung und selbst in seiner politischen Wirkung gewonnen haben, wenn er seinen Standpunkt außer den Parteien gewählt hätte. Das mag nun freilich in der Schweiz, durch und durch zerklüftet von Staats- und Glaubensparteien, nicht leicht sein; so mag es denn schon als Vorzug angesprochen werden, daß der Verf. ehrlich genug ist, mit seiner Gesinnung nicht zurückzuhalten, und da diese Gesinnung eine ehrenhafte ist, so wollen wir die zwitterhafte Gestalt des Buchs, schwankend zwischen Geschichte und Dichtung, ohne der einen wie der andern befriedigend genug zu thun, nicht weiter tadeln. Es ist für das (Schweizer-)Volk bestimmt, und dieses mag sich das Einzelne wie das Ganze des Buchs nach seinem Sinn zurecht legen.

18.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Politische Flugschriften.

Unter der großen Anzahl politischer Träumereien, die in einer aufgeregten Zeit wie Pilze aufzuschießen pflegen, verdienen nur wenige einige Beachtung. Wir nehmen in der That nur selten Notiz von diesen ephemeren Erscheinungen, deren Verf. meistens einen Anlauf nehmen, als wollten sie die Welt aus ihren Angeln heben, um ihr eine neue Gestalt zu geben, und die dann, wenn es ihnen überhaupt gelungen ist, einige Aufmerksamkeit zu erregen, bald wieder der Vergessenheit anheimfallen. Indessen dürfen wir hier wol einmal von unserer Gewohnheit abweichen und einen Augenblick bei einer politischen Flugschrift verweilen, deren Inhalt freilich auch nicht viel mehr als gutgemeinte politische Schwärmerei ist, die aber gerade der wohlgemeinten Gesinnung wegen, die sich in ihr an den Tag legt, vortheilhaft von der großen Menge socialer und politischer Tageserscheinungen sich unterscheidet. Der Titel derselben lautet: „Justice et liberté, le code des nations", von Michel Solimène. Der Verf. geht von dem Grundsatze aus, daß die ideale Welt ebenso gut wie die sinnlich-wahrnehmbare ihre bestimmten, unwandelbaren Gesetze hat, nach denen sie regiert wird. Er bemüht sich nun, die Principien aufzusuchen, auf denen das staatliche sowie das gesellschaftliche Leben beruht. Seiner Überzeugung gemäß sind die Menschen geschaffen, um vermöge einer zweckmäßigen Organisation der socialen und politischen Beziehungen einer fortwährenden Vervollkommnung ihres Zustandes entgegengeführt zu werden. Einen Urzustand und die Bildung der Gesellschaft in Folge eines socialen Vertrags nimmt der Verf. nicht an. Der Naturzustand des Menschen ist für ihn der gesellschaftliche Zustand, und die Grundlage desselben sind die Gerechtigkeit und die Freiheit. Die Regierungsformen sind gleichgültig, wenn nur diese beiden großen Principien festgehalten werden. Eine monarchische Verfassung kann die Völker so gut wie eine republikanische glücklich machen und der Vollkommenheit mehr und mehr entgegenführen. Man sieht schon aus diesen wenigen Andeutungen, wie gemäßigt und vernünftig die Ansichten des Verf. sind. Ebenso umsichtig und ruhig, wie er in der Aufstellung der allgemeinen Grundsätze ist, zeigt er sich auch in der Anwendung derselben auf die gegebenen Verhältnisse. Nirgend stachelt ihn die Lust, überall tabula rasa zu machen. Ja, hier und da ist er fast ein allzu eifriger Vertheidiger des politischen Status quo. Indessen scheinen ihm doch mancherlei Verbesserungen in den Constitutionen sowol als vorzüglich in den gegenseitigen Beziehungen der Völker nothwendig. Die Vorschläge zur Verwirklichung derselben hat er in einem Code niedergelegt, der aus 440 Artikeln besteht. Er will denselben übrigens zugleich als die Grundlage jedes politischen Systems, als die natürliche Basis aller und jeder Politik angesehen wissen. Wir haben darunter viel gesunde Ansichten und hochherzige, wohlgemeinte Gedanken gefunden, aber freilich läßt sich nicht leugnen, daß wol hier und da manche hohle Phrase, die nur so aussieht als bedeute sie etwas, mit unterläuft. An manchen Stellen wird man, so praktisch das Ganze gehalten ist und so wenig der Verf. im Allgemeinen sich auch in eitlen Dunst hüllt, doch unwillkürlich an die famöse Erklärung der Menschenrechte erinnert.

Eine Stimme aus dem Volke über die Pflichten und die Stellung der Arbeiter.

Wie viele Opfer haben nicht schlechtverdaute Kenntnisse, Selbstüberschätzung und dann Schmerz über unerfüllte Erwartungen, besonders in Frankreich, wo der Arbeiterstand in einem so gefährlichen Gährungsprocesse begriffen ist, hingerafft! Wir haben selbst schon Gelegenheit gehabt, einige derselben in d. Bl. zu erwähnen. So erinnern wir uns eines rechtschaffenen und braven, aber höchst ehrgeizigen Buchdruckers, der, weil er im Stande gewesen war, ein Werk über den Arbeiterstand zusammenzustellen, sich zu einer glänzenden Laufbahn berufen glaubte. Als seine hohen Erwartungen nicht verwirklicht wurden, zog er es vor, sich selbst den Tod zu geben, als daß er ein ruhiges Leben, wie es in seiner Gewalt stand zu führen, fortsetzte. Wir erhalten jetzt ein Werk über die Verhältnisse der Arbeiter („Le livre de l'ouvrier, ses devoirs envers la société, la famille et lui-même"), das gleichfalls von einem Buchdrucker herrührt, aber in dem ein ganz anderer Geist weht. Während die Schrift jenes Selbstmörders von communistischen Ideen getränkt war, waltet hier die Idee der Mäßigung, der Selbstbeschränkung und der Genügsamkeit. Der Verf., Egron, hält es für seine Pflicht, jetzt, nachdem er sich von den Geschäften zurückgezogen hat und vom Ertrage seines Fleißes lebt, den Arbeitern die goldenen Regeln ans Herz zu legen, die ihm die Ruhe seines Gewissens, die Achtung seiner Mitmenschen und einen gewissen Wohlstand verschafft haben. Aber dies ist nicht das einzige Verdienst dieser wohlmeinenden Schrift. Die Leiter größerer Manufacturen sowie alle Diejenigen, welche mit einer größern Anzahl von Arbeitern in Berührung kommen, können aus derselben manchen ersprießlichen Wink schöpfen, der für eine vernunftgemäße Organisation der Arbeit von Werth ist.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 13. — 13. Januar 1845.

Neueste Literatur über Skandinavien.
Erster Artikel.
(Beschluß aus Nr. 12.)

Trotz des heranbrechenden Herbstes, den furchtbare Regenstürme vorahnend ankündigen, entschließt sich der unternehmende Reisende zu einer Dampfschiffahrt nach dem Nordcap. Der „Prinz Gustav" machte seine letzte diesjährige Fahrt, die hin und zurück bis Hammerfest 14—15 Tage einnimmt und einen Weg von 372 Meilen beträgt. Es war ein ziemlich gewagtes Unternehmen, aber wir danken dem Verf., daß er es ausgeführt hat; denn dieser Theil seiner Reiseschilderung gehört zu den allergelungensten und anziehendsten des ganzen Werks. Auf dieser Reise bis über den 71. Grad nördlicher Breite verläßt die Natur nach und nach ihr eigenes Werk, die Erde; mit jeder Minute der Breite zieht sie ihre fürsorgende Hand mehr und mehr von Land und Menschen ab; eine eigene Spannung, bange Ängstlichkeit bemächtigt sich unserer, indem wir Zeugen dieser wachsenden Verlassenheit werden, und mit erleichterter Brust sehen wir den Reisenden endlich sein unglückliches Ziel — Hammerfest — erreichen, über das hinaus der Mensch aufhört ein Mensch zu sein, und die Natur den ihr feindlichen Kräften keinen Widerstand mehr leistet. Dieser Schilderung des Verf. kommt eine Art dramatischen Interesses zu, die sie in hohem Grade anziehend, daneben aber auch nicht minder neu und lehrreich macht. „Man hat kein vollständiges Bild von Norwegen, wenn man diese öden Nordlandsküsten, diese Salten und Lofoden, diese große, unheimliche, schreckende Natur nicht kennt, so wüst und vereinsamt, daß der Gedanke, hier für immer wohnen zu müssen, zum Wahnsinn treiben könnte, und doch so groß und staunenswerth, daß man diese Eindrücke genossen zu haben um Vieles nicht entbehren möchte." In wilder Sturmnacht, am 2. Sept., löste der „Prinz Gustav" seine Anker. Bis Valdersund blieb Jedermann seekrank. Die Reise geht von Fjord zu Fjord; selten durchschneidet der Dampfer das offene Meer. Palissadenartige Felsenreihen, Inseln, furchtbar zerrissene, mäanderische Schereküsten rauben fast immer den Anblick des offenen Meeres. Unter den Reisegefährten war der Pfarrer von Kautokaino, der Seelenhirt des letzten Kirchspiels Europas, nahe am Nordcap, Herr Zedlitz; sonst fehlte es auch nicht an Beamten, Vögten, Sorenscrivern und ihren Damen. Je weiter gen Norden hin, desto einsamer wurden die Küsten; sie sind die Welt der Vögel, des Eidervogels, der am Strande weilt und dessen gefährliche Jagd eine Fabel ist, des Lomm und des ganzen Alkengeschlechts, der Lundvögel, der Polartaucher u. s. w., hier Hauptquellen des Wohlstandes. Durch das Klippengewirr hin schwang der Dampfer seine Räder manche einsame lange Stunde, bis die grausige Öde der Nordlandsfelsen erscheint, nur unterbrochen von den einzelnen Kaufmannsetablissements, den Versorgern der ganzen Landschaft umher, den Pfarrstellen, den Sitzen der Sorenscriver an den Fjords. Hier gibt es Pfarreien, deren Einkünfte, in Fischzehnten entrichtet, bis zu 600 Species und mehr steigen und ihren Mann in kurzer Zeit reich machen, daher der Natur zum Trotz auch immer gesucht sind. An 33 Stationen, meist einsamen Kaufmannshäusern, vor denen eine nordische Yacht sich neigt, hält der Dampfer an, liefert Waaren und Briefe ab und setzt dann mit schnellen Rädern seinen Lauf fort; zuweilen aber machen Flut und Sturm solche Stellen unerreichbar. Packhäuser auf hohen Pfahlwerken stehen am Ufer, und Wartende grüßen und bringen Blumensträuße, die sie, stolz auf ihre Zucht, vorzeigen. Die wildere Felsennatur des höhern Nordlands beginnt mit dem Sieben-Schwestergebirg in der Vogtei Helgeland, unter dem 65. Grad; sieben nackte Felskuppen, über 3000 Fuß hoch steil aus den Meereswogen aufsteigend. Alstahaug an ihrem Fuße ist noch hoch von Wald umkränzt; unten schließt sich ein kornreiches Thal an. Der Verf. besuchte einen der Proprietaires, und glaubte in seinem Hause, bei Musik und am Bostontisch, fast in Deutschland zu sein. Seltsamerweise hört man in Norwegen wenig Volksgesang. So reich das Schwesterland Schweden an Volksliedern ist, so arm ist Norwegen daran, und die wenigen einheimischen Nationallieder sind eintönig und reizlos. Wunderbare Naturgebilde geben weiterhin Stoff zu einer schönen Sage: die drei aufeinander folgenden Fjellen, Torghatten, der riesige Reiter, der Hestmann. Später erscheinen Helgelands blaue Gletscher, die Insel Laröe, der einzige Ort in Norwegen, wo Erinnerungen an Erdbeben vorkommen; Grimmsfjord und Saltenfjord mit seinen Wirbeln folgen; endlich wird

Bodöe, ein Ort, der an 500 Einwohner zählt, Hauptstadt in Nordland, erreicht. Grüne Felder, liebliche Birken- und Ellernwäldchen und eine brennende Sonne, eine Straße ins Land hinein, Cabriolets, Reiter, Damen auf denselben, ließen vergessen, daß man hier unter dem 66. Breitengrad war, eine Höhe, wo im östlichern Rußland die Erde längst aufgehört hat, ein Wohnplatz für gebildete Menschen zu sein. Hier zeigte sich den Reisenden zuerst ein herrliches Nordlicht. Nun wird der Westfjord durchfurcht und die Lofoden werden erreicht. Die seltsame Inselgruppe, in 3000 Fuß hohen Hörnern und Spitzen aus dem Meere emporwachsend, ist das Paradies der Fischer. Hier besonders, mitten im Winter, werden diese unbegreiflichen Massen von Fischen gefangen, welche die Nordlandsflotte im Frühjahr nach Bergen bringt, das sie verpesten und von wo aus sich ganz Europa mit Stock-, Klipp- und Schellfisch versorgt. Hier auf Ost-Vangöe und Scraaven kommen in 3000 Booten, mitten im Grauen des Winters, über 20,000 Menschen zusammen, um diese unermeßliche Menge von Fischen theils in 20 Klafter langen Netzen, theils an 500 Klafter langen Leinen, welche mit 1000—1200 Angeln eine jede besetzt sind, zu fangen, um damit dem Kaufmann ihre Jahresschuld, dem Pfarrer seinen Decem zu bezahlen und von neuem Credit wieder ein Jahr lang zu leben; denn zum Capitalbesitz bringt es der arme, verschuldete Fischer niemals. Hohe Stangengerüste, zum Trocknen der Fische, und zahllose Hütten füllen dann die ganze Bucht von Ortsvaag. Erst wenn die Gerüste ganz gefüllt sind, verkauft der Fischer den Fisch, der dann gesalzen und Klippfisch wird; denn für 120 solcher erhält er 1½ Species, während der getrocknete Stockfisch ihm 3 Species bringt. Die Leber gibt den Thran, der Rogen den Köder zum Sardellenfang; der Staat aber bezieht an 8000 Species für Pacht. So unermeßlich nun ist die Menge der Fische, daß in guten Jahren während des Monats Februar allein auf 24 Millionen Pfund Fisch, und jährlich wenigstens 16 Millionen Fische hier gefangen werden. Der gesammte Fischfang Norwegens aber stellt einen Capitalwerth von 2½—3 Millionen Species dar. Welch eine Hülfe für ein kornarmes Land, und wie sorgt die Natur, die, was sie dem Lande an Ertragfähigkeit entziehen muß, dem Meere zuzusetzen weiß! Gegen die wilde Erhabenheit des Westfjord kommt später nichts mehr auf. In dem Gewirr von Sunden bis Tromsöe hin spritzt der Walfisch oft seine Fontainen empor. In Trondenaes auf Hindöe ist eine 800 Jahre alte Kirche und ein Seminar, vorzüglich für junge Lappen bestimmt. Dies Volk aber, wie es scheint zum gänzlichen Untergange bestimmt, vereitelt alle Bemühungen der Regierung; es läßt vom Schmuz und Nomadenleben nicht ab und bleibt aller Cultur unzugänglich, besonders deshalb, weil es ihm an einer gemeinsamen, Allen verständlichen Sprache ganz fehlt, und jede Gamme (Familie) ihren eigenen Dialekt spricht. Zum Glück ist der ganze Volksstamm höchstens noch 10,000 Köpfe stark, wovon 5000 auf Norwegen kommen mögen. Sie zerfallen in drei Stämme, Berglappen, die Aristokratie des Volks, die Herren und Hirten des Rennthiers, ein kräftiger und lebhafter Menschenschlag und eher einem Hauch der Civilisation zugänglich; Waldlappen, die von der Jagd leben, und Seelappen, schwache, elende Fischer; alle aber sind von dem Norweger tief verachtet, ja ihm verhaßt. Der Verf. besucht eine Gamme, aus Hütten auf Pfählen bestehend, eine Horde daneben, in der die Rennthiere zwei Mal des Tages gemolken werden, Hunde, die den Wald von Geweihen, die Thiere mit knisternden Füßen und sanften, klugen Augen, zusammentreiben; Schmuz und Unflat überall. Im Herbst sind die Thiere feist und ihr Fleisch ist dann beliebt; mitleiderregend aber ist die Art, das Rennthier zu schlachten, indem ihm ein Messer tief in die Brust gestoßen wird, darin bleibt, bis das gefesselte Thier, sanft umherblickend, zittert, sinkt und verendet. Die Zahl der gezähmten Rennthiere wird in Finnmarken auf 100,000 geschätzt. Die Berglappen wandern in den sechs Kirchspielen Finnmarkens auf und nieder, ihre nördlichste Kirche ist Kjelwig auf Mageröe, zwei Meilen vom Nordcap. Der Pfarrer von Kautokaino hat einen Sprengel von 50 Meilen Länge und drei Wohnsitze in diesem: am Porsangerfjord, in Karasjok und in Kautokaino, wo die Hauptkirche ist. Wer diese schreckliche Welt ohne Baum und Strauch, diese braunen Sümpfe, diese zerklüfteten Felsenhäupter gesehen hat, der versteht, weshalb zwei Pfarrer von Kautokaino hintereinander in Tiefsinn verfielen, sodaß nun Niemand länger als sechs Jahre hier weilt. Durch diese Wüste macht nur der Winter zu reisen möglich; nur das Rennthier kann sie durchfliegen. Im sargähnlichen Schlitten, in Pelze verhüllt, das Rennthier am Zugstrange davor befestigt, das Lenkseil um den Arm gewickelt, jagt es leicht über diese Höhen und Senkungen, wenn man das Umstürzen des Schlittens nicht achtet und es zu verbessern weiß. Es besteht hier eine Rennthierpost. Der Führer fährt voran, der Reisende folgt; aber wehe ihm, wenn er sein Thier durch Strafen böse macht; das Rennthier kehrt um, steigt auf die Hinterläufe und hämmert mit den Vorderfüßen auf den hülflosen Reisenden, bis es seine Rache hat.

Unter 69 Grad 38 Minuten begegnet uns sodann der blühende kleine Ort Tromsöe, auf begrünten, sanften Abhängen gelegen, von Birkengebüschen umringt, die nicht ahnen lassen, daß der Winter hier eine zehnmonatliche Dauer hat. Die Stadt hat jetzt an 1900 Einwohner, während L. v. Buch kaum 400 antraf. Menschlicher Fleiß und Ausdauer feiern hier wahre Triumphe, der Handel blüht; holländer, hamburger und russische Schiffe beladen sich hier mit Fischen und Thran und bringen Mehl, Hanf und alle Bedürfnisse der Civilisation; der Staat aber bezieht aus dieser Colonie an 35,000 Species jährlichen Steuern. Eine Realschule für ganz Finnmarken besteht unter des Directors Lange Leitung; hier wohnen der Bischof und der Amtmann. Wunderbar wilde Fjorde durchkreuzt der Dam-

ger weiter; die Eispyramiden vom Jökelfjord und vom Oxfjord ziehen sich bis an den großen Stiernösund hin, und majestätische Gletschermassen bezeichnen genau den 70. Breitengrad, wo sie bis zum Wasserspiegel hinabsteigen. Hier endet denn auch diese Naturbildung. In einer furchtbaren Sturmnacht ward der Altenfjord erreicht, an dem Engländer ein Kupferbergwerk gegründet haben, aus dem die Ortschaft Kaafjord entstanden ist. Die Arbeiter, 6—700 an der Zahl, sind Quänen oder Finnen; allein aller Anstrengung zum Trotz kränkelt die Anlage, und es steht zu fürchten, daß ohne die Hülfe des Staats dieser Herd der Bildung am Altenfjord allmälig erlösche. Merkwürdig ist, daß hier das Thermometer sehr selten unten 15° sinkt, sodaß man nicht einmal Doppelfenster in den Wohnungen kennt.

Ein voller Breitengrad trennt Kaafjord von Hammerfest, allein er genügt, die letzten Spuren der Vegetation zu vertilgen. Auf den Fjellen ist Alles öde und kahl, kaum sproßt noch in geschützten Spalten ein schwaches Zwergbirkenreis. Hier haust der Walfisch und die Lodde, der Seestint und der Sey hängt auf Stangengerüsten zum Trocknen aus. Endlich wird der Strömmersund durchschnitten, und der Dampfer, einer ausgesendeten Taube gleich Nachrichten aus einer bessern Welt bringend, langt endlich in der Bucht von Hammerfest an. Dieser trostlose Menschensitz, 1787 gegründet, hatte 1820 gegen 200, jetzt nahe an 600 Einwohner und ist also auch im Aufblühen begriffen. Russen vom Weißen Meere, in elenden Yachten von Planken mit Weidenruthen befestigt, durchschneiden dies wilde Meer und herrschen in seinem Hafen; seine Kaufleute senden Schiffe auf den Walroßfang nach Spitzbergen. In Hammerfest dauert die Winternacht acht Wochen hindurch, von Schneelicht und Nordlicht schwach erhellt; ebenso lange dauert der Tag ohne Nacht, und die mitternächtige Sonne zeigt dann oft 18° Wärme. Aber selbst dieser lange Tag kann auf Qualöe nichts mehr hervorbringen außer ein wenig Kartoffelkraut und die Blätter der Moltebeere. Alles Andere ist öder Gneusfels, mit rothen Granaten in weißen Feldspatingstellen durchsetzt. Mit Hammerfest verglichen ist der Alten schön, dort blüht noch eine Blume, dort grünt noch Rasen; hier aber strotzt nur der öde Fels. Und doch wohnt der Mensch hier, besonders der deutsche Mensch, den nicht Nord- nicht Südpol schreckt, und der sich am Nordcap im deutschen Walzer dreht. Das eigentliche Nordcap ist noch 12 Meilen von Hammerfest entfernt; allein die Reise im Boot war nicht mehr zu wagen und der Verf. sah es daher nicht; es ist übrigens ein Fels wie alle andern hier umher, durch nichts als den Begriff hervorgehoben. Am 22. Sept. war der Reisende wieder in Drontheim, von wo wir ihn seine Rückreise über den Kjölen durch die Urwälder Jämtlands und das „monarchische" Schweden, das sich ebenso durch Fläche des Landes wie durch die Lebensform, welche die Regierung dem Volkssinne aufgedrückt hat, entschieden von Norwegen unterscheidet, weiter fortsetzen lassen. Er hat uns lange beschäftigt; allein sein Buch verdient es, daß wir ihm eine aufmerksame Stunde gewährten. Er ist, wenn irgend einer, ein unterhaltender Reisender, leicht, frisch und lebhaft, wo wir ihn so zu finden wünschen; ernst, tiefblickend, gründlich, wo wir Belehrung bei ihm suchen. Bei diesen Eigenschaften ist es gestattet, gewisse Vorurtheile ihm mit billigem Auge nachzusehen, gewisse Ausfälle und Seitenhiebe, selbst wenn sie das Vaterland treffen, nicht allzu hoch zu nehmen und im Ganzen genommen an seinem fleißigen, gut geschriebenen und lebhaften Reiseberichte sich von Grund aus zu erfreuen.

Zur Belehrung der Zweifler an der Trefflichkeit der norwegischen Constitution ist diese zum Theil sonderbare und vielfach ganz abweichende Urkunde in 112 Paragraphen angehängt, nachdem die Geschichte ihrer Entstehung schon im ersten Bande gut und anziehend vorgetragen war. Eine recht gute Specialkarte und ein Verzeichniß der Hauptreisewege in Norwegen sind gleichfalls als dankenswerthe Beilagen hinzunehmen, und so empfange der Verf. denn unsern Dank für das Gelieferte im Ganzen und im Besondern, als Zeichen unserer wohlverdienten Theilnahme.*) 19.

Richardus Tertius.

Viel Neugier wurde rege bei der Nachricht, daß der Shakspeare-Verein in London beschlossen habe, zwei Theaterstücke drucken zu lassen, von welchen das eine in lateinischer, das andere in englischer Sprache geschrieben sei, die beide Richard III. zum Gegenstand hätten und beide älter als die Shakspeare'sche Tragödie seien. Das Erscheinen des Bandes, worin diese beiden Stücke, kann die Neugier beruhigen, täuscht sie aber vielleicht hier und da mindestens zur Hälfte, indem das englische Drama ein schon bekanntes, weder mehr noch weniger ist als ein wörtlicher Abdruck des 1594 gedruckten Stücks: „The true tragedie of Richard the Third." Desto bemerkenswerther ist das lateinische, jetzt zum ersten Male nach einem Manuscripte in der Bibliothek des Emmanuel-Collegium zu Cambridge veröffentlichte Stück. Auch das kein neuer Fund, aber doch eine nun zugänglichere Curiosität. Das fragliche Manuscript, gut und deutlich geschrieben, enthält die Namen der Acteurs, englische Randbemerkungen und Bühnenanweisungen, nicht den Titel, welcher sich vor einer Abschrift auf der Cambridger Universitätsbibliothek befindet und folgendermaßen lautet:

Thomae Legge legum doctoris
Collegii Caio-Gonevillensis in
Academia Cantabrigiensi
Magistri ac Rectoris,
Richardus Tertius Tragedia trivespa
Habita Collegii Divi Johnis
Evangeliste
Comitii Bacchelaureorum
Anno Domini 1579.
Tragedia in tres acciones divisa.

---

*) In spätern Artikeln, die wir bald liefern zu können hoffen, werden wir über Mügge's „Schweden im Jahr 1843", das die zweite Abtheilung von dessen „Reise durch Skandinavien" bildet, sowie über neuere Schriften über Skandinavien von Eduard Boas, Heinrich Laube, Theodor von Wedderkop und Treumund Welp berichten.
D. Red.

Verfasser ist also Doctor Thomas Legge, der 1593 Vice-Kanzler der Universität war und das Stück zum Behuf der Aufführung vor Königin Elisabeth gedichtet haben soll. Außer „Richardus Tertius" ist von ihm noch eine andere Tragödie: „Die Zerstörung Jerusalems". Sir John Harrington in seiner „Apologie of poetrie" (1591) sagt bei Erwähnung der Aufführung von „Richard III.": „Und ich meine, daß unter den Tragödien, anderer berühmten Tragödien zu geschweigen, der in St.-John's in Cambridge gegebene «Richard III.» sogar den Tyrann Phalaris rühren und alle tyrannisch gesinnte Männer erschrecken müßte." Dr. Legge starb 1607, und sein Portrait sowie ein ihm errichtetes Denkmal sind noch im Cajus-Collegium, zu dessen Vorsteher der Stifter ihn ernannt hatte. Es gilt für entschieden, daß Legge den Stoff zu seinem Trauerspiele aus Hall's „Chronicle" genommen, der seinerseits die Ereignisse aus der Zeit Richard's III. Sir Thomas Moore's „Tragical history of Richard III." nacherzählt, sodaß das Legge'sche Werk, obschon es als ein lateinisches Declamatorium seine Verdienste hat, doch eigentlich nur eine scholastische Paraphrase von Moore's Historie ist. Daß Shakspeare dem Dr. Legge auch nur einen einzigen Gedanken abgeborgt, läßt sich nicht erweisen. Vor jedem Acte steht der Inhalt, und den Schluß macht ein Epilog, in welchem die Vereinigung der weißen und rothen Rose verkündet und der Königin Elisabeth eine ungeheure Lobrede gehalten wird. Sowol die Menge der dramatis personae als die Genauigkeit der mitunter sehr lustigen Bühnenanweisungen berechtigen zu der Vermuthung, daß weder Mühe noch Kosten gespart worden sind, das Stück der hohen Zuschauerin würdig in Scene zu setzen und nebenbei der geschichtlichen Autorität möglichst treu zu bleiben. So stimmt die Anweisung für die Scene, wo die Königin nach ihrer Flucht in die Freistätte von Westminster daselbst entdeckt wird, „her 5 daughters and maydes about her, sitting on packen, fardells, chests, cofers; the Queene sitting on ye ground with fardells about her", fast wörtlich mit der graphischen Beschreibung in Hall's „Chronicle" überein. Shakspeare läßt bekanntlich am Ende des zweiten Acts die Königin sammt dem jungen Herzoge von York vom Erzbischofe blos in das Asyl geleiten. Legge hat die ganze Scene gegeben. Bei ihm schließt der erste Act mit einem großen Aufzuge, wobei die unglückliche Jane Shore auf dem Wege nach St.-Paul's Buße thut. Es heißt in der Anweisung: „Shore's wife in her petticotte, haveinge a taper burninge in her hande." Der zweite Act endet mit Richard's Krönung, und nach dem „stewe" oder Programm zu urtheilen, muß dabei gewaltiger Pomp entwickelt worden sein. Der dritte und letzte Act zeigt den schnellen Sturz Richard's von seiner „bad eminence", seine Niederlage und seinen Tod auf dem Blachfelde von Bosworth. Den wohlbekannten Vers, der Abends vor der Schlacht an Norfolk's Zelt geheftet worden:

Jockey of Norfolk, be not so bold,
For Dickon thy master is bought and sold,

hat Dr. Legge übersetzt:

Norfolciensis inclyte,
Nil coeperis audacius:
Nam venditus Rex pretio
Richardus Heros perditur.

Als weitere Probe der Latinität stehe hier der Schluß der Rede des

Stanleus ad Milites.
Properate, solvite patriam tyrannide,
Ut verus haeres regna teneat Angliae.
Pugnabit adversus scelus virtus pia.
Pugnate tantum, vestra cum victoria
Si vincitis, patria tyranno libera
Medios in hostes ruite passu concito.

16.

Konrad Ott. Eine biographische Skizze von J. Honegger. Glarus, Schmid. 1844. 8.

Der am 13. Dec. 1842 zu Zürich verstorbene Konrad Ott hat sich in Deutschland durch die zwei Bände seiner „Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's" (Leipzig 1843) bekannt gemacht und ein aufrichtiges Bedauern erregt, daß durch den frühen Tod eines so reich begabten Schriftstellers viele schöne Hoffnungen zerstört sind. Gegenwärtig haben wir nun einen Nekrolog vor uns, der mit unverkennbarer Freundeswärme schildert, was das Vaterland, der Lehrstuhl und die Historiographie an Ott verloren haben und der seinem liebevollen Herzen, seiner biedern Gesinnung, seinem begeisterten Ringen nach Wahrheit und der durch nichts zu besiegenden Kraft seiner Treue das größte Lob spendet. Wir vermögen dies Alles nicht näher zu beurtheilen, da uns der Verstorbene nur aus jenem einen Werke bekannt geworden ist, glauben aber gern den Worten des Hrn. Honegger, der den schriftlichen Nachlaß Ott's zur vollständigen Benutzung gehabt hat, und mit denen auch andere Nachrichten übereinstimmen.

20.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Turgot's nationalökonomische Werke.

Wir haben bereits früher in d. Bl. eine werthvolle Bibliothek der ausgezeichnetsten nationalökonomischen Schriften („Collection des principaux économistes") besprochen. Diese interessante Sammlung, deren Anfang damals uns nur vorlag, hat seitdem ruhig ihren Fortgang gehabt, und es sind davon bis jetzt schon acht Bände, die des Beachtenswerthen viel enthalten, erschienen. Wir können hier auf den Inhalt dieser Reihe nicht näher eingehen, wollen es uns aber nicht versagen, wenigstens auf den dritten und vierten Band der ganzen Sammlung hinzudeuten. Diese Theile, die auch unter besonderm Titel erschienen sind („Oeuvres de Turgot. Nouvelle édition classée par ordre de matières, avec les notes de Dupont de Nemours, augmentée de lettres inédites, de questions sur le commerce et d'observations et de notes nouvelles", von Eugène Daire und H. Dussard), werden von keinem Staatsmanne — auch von den Besitzern der frühern Ausgabe von Turgot's gediegenen Werken nicht — unbefriedigt aus der Hand gelegt werden. Diese neue Sammlung zeichnet sich selbst vor der Ausgabe, die von Dupont de Nemours besorgt ist, sowol durch größere Vollständigkeit als auch durch zweckmäßigere Anordnung vortheilhaft aus. Die biographisch-literarische Notiz über Turgot von Daire verräth eine genaue Bekanntschaft mit den Zuständen und Verhältnissen des vorigen Jahrhunderts und einen unbefangenen Blick.

Über die Schwierigkeiten der französischen Sprache.

Unter der zahllosen Menge von grammatischen und lexikologischen Schriften über die französische Sprachwissenschaft oder mehr noch Sprachmeisterei halten wir es um so mehr für unsere Pflicht, auf die neue und vermehrte Ausgabe eines Werks aufmerksam zu machen, welches dem Besten, was auf diesem abgeweideten Felde erschienen ist, beigezählt zu werden verdient. Wir meinen die dritte Auflage von J. Ch. Marty-Laveaux's „Dictionnaire raisonné des difficultés grammaticales et littéraires de la langue française", eine Schrift, die zwar schon längst die gebührende Beachtung gefunden hat, die aber in ihrer neuen Gestalt noch dringender empfohlen werden kann. Bei dieser neuen Ausgabe sind nicht nur einzelne Flecken getilgt, Lücken ausgefüllt, Berichtigungen angebracht, sondern der Gelehrte, dem wir sie verdanken, hat sich durch Berücksichtigung aller neuern Forschungen und durch mühsames Zusammentragen zerstreuter Bemerkungen von Werth ein wesentliches Verdienst erworben. Das ganze Werk wird in seiner neuen Gestalt 40 Lieferungen enthalten.

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 14. —— 14. Januar 1845.

Jena und Leipzig. Novelle in zwei Theilen von A. v. Sternberg. Berlin, Lesecabinet. 1844. Kl. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der deutsche Roman scheint in einer eigenthümlichen Entwickelungsperiode begriffen zu sein: der Inhalt verwächst die Form. Der Recke reckt sich aus den hergebrachten Gewändern, das Handgelenk ragt aus dem Aermel hervor, über dem Rücken platzen die Nähte, das Futter geht in Fetzen auf. Man sieht, die Poesie hat kein Gewand, das ganz unvermerkt mit dem Körper wachse, wie einst — der Legende nach — der heilige Rock in Trier, oder wie der Pelz der Schafe, die in Heerden dorthin zogen. Der Poet begnügt sich nicht mehr mit dem unerschöpflichen, aber einfachen Inhalte des menschlichen Herzens. Dies Herz selbst hat sich vielmehr von dem bewegten Weltleben hinreißen lassen, und der Dichter, der ihm folgt, verirrt sich mit ihm in alle Richtungen eines unbefriedigten Daseins. Die einfachen Fragen des Herzens, die an den ausgerupften Strahlenblättchen einer Sternblume ihre frohe oder betrübende Antwort finden, genügen dem Poeten und befriedigen den Leser nicht mehr. Die Verwickelungen der bürgerlichen Gesellschaft, die Bestrebungen der Völker, die Täuschungen der Politik, die Fragen der Philosophie, die Anschauungen fremder Länder und stürmender Meere, die Sehnsucht nach neuen Offenbarungen, und was Alles unser Leben in Drang und Schwanken setzt, verlocken den Poeten, der in seinen Abspiegelungen des Lebens, wie schon jener alte lateinische Dichter, nichts Menschliches sich fremd halten mag. Und während so mit den weit und weiter ringelnden Kreisen unserer Bildung und Interessen sich die Aufgaben des Dichters erweitern, nimmt doch auch die Unruhe des poetischen Schaffers und die Ungeduld des übersättigten Lesers zu, sodaß Dieser nicht mehr gehörig genießt, was Jener selten mehr recht zu Stande bringt: ein umfassendes, ruhig gereiftes, kunstvoll ausgeführtes Zeit- und Lebensgemälde.

Diese Betrachtungen wurden dem Ref. bei der neuesten Novelle v. Sternberg's recht lebendig. Indem sich der Poet der Zeitstimmung hingibt und eine politische Novelle schreibt, hat er noch keinen bedeutendern Stoff in leichtern Bändchen, keinen gediegenern Zeitinhalt in so stückweiser Form abgethan. Zwar nennt er es selbst eine flüchtige Skizze und lehnt es von sich ab, den Tumult der Waffen, den Sturm der Siege zu schildern, an welche die Namen Jena und Leipzig erinnern. Er will die Tafeln der Geschicke, bedeckt mit Heldennamen, nicht enthüllen, sondern es nur mit wenigen Personen, und auch hier nicht so sehr mit ihren äußern Schicksalen zu thun haben als mit dem Kampfe, der in ihrem Geiste und Gemüth, angeregt durch eine große Zeit, sich bildet. (Vgl. Thl. 2, S. 150.)

Das mag des Poeten Absicht gewesen sein, v. Sternberg's, der bei einer ihm eigenen Unruhe poetischen Schaffens einem so mächtigen Stoffe gern aus dem Wege gehen mochte: aber der Stoff überwältigte eher seine Feder, als diese den Stoff bewältigte. Was der Poet gegeben hat, ist unter der Hand etwas Anderes geworden als es beabsichtigt sein mochte. Wir finden weniger ein blos ruhig entwickeltes Seelengemälde etwa im Vordergrund einer so bedeutenden Zeit, als vielmehr einzelne Bewegungen jener Zeit selbst, solche, die der Sternberg'schen Feder besonders zusagten, ohne daß man etwa einen mächtigen Einfluß dieser Zeitbewegungen auf die Entwickelung der Novelle wahrnähme. Diese steht vielmehr wiederholt still und läßt sich unter den mit Behagen geschilderten Zeiterscheinungen ganz vergessen. Auch sind die Momente der Seelenentwickelung sehr einfach. Es begegnet dem Dichter das Eigene, daß uns die Bruchstücke, die er aus jener Zeit gibt, mehr interessiren als das ganze Geschick seiner Personen, und daß der Faden dieses Geschicks an jenen Schicksalen selbst zu Stücken geht. So wenig Personen es sind, so zweifelhaft werden wir, für wen wir uns eigentlich interessiren sollen. Am wenigsten möchten wir es für den Helden, das heißt, von der Zeit an, da es ein Doppelheld ist, aus einer adeligen Hälfte an dem jungen v. Selbitz, und aus einer bürgerlichen, dem jungen Walt, zusammengewachsen. Es ist wahr, was sich nach dem Unglück bei Jena gen Leipzig hin Großes in jener Zeit gestaltete, kam durch den innigen Verband von Adel und Bürgerthum zu Stande. Doch hat v. Sternberg dies schwerlich in seinem Doppelhelden symbolisiren wollen; denn er weiß zu sehr, daß Symbole kein rechtes Romanfleisch und Blut haben. Mit so viel Vorliebe

der Poet auch die adelige Heldenhälfte behandelt, bleibt uns doch immer der Wunsch, der bürgerliche Anfangsheld möchte isolirt geblieben sein. Wie anziehend war er für uns, als wir den jungen Jäger durch Wald und Mondschein nach Hause begleiteten, wo er der zärtlichen Mutter in die Nachtkleider und ins Bett half, um dann noch die Mitternacht auf dem adeligen Schlosse zuzubringen, am Billard und vor dem Sopha, wo die drei reizenden Frauen mit dem drallen, etwas täppischen, aber schönen Burschen so lüstern und muthwillig spielen. Wenn dann später die leichtfertige Gräfin den Jüngling mehr und mehr an sich lockt und so berückt, daß er sich in der Nacht wider sein kindliches Herz und die ärztliche Warnung vom Sterbebette der Mutter wegstiehlt, um aus den Armen der verführischen Frau mit peinigendem Bewußsein zur Leiche der Mutter zurückzukehren: welch ein glücklicher Wurf war das zu einer Novelle, zu einem Roman, hinter dem sich die anziehendste Perspective durch eine so merkwürdige Zeit öffnete! Dieser herrliche Wurf geht in der Schlacht bei Jena mit verloren, da sich unserm einfachen Helden als Offizier mittels Wundenblutes ein adeliger Kamerad anklebt, ein seltsamer Charakter, so leidenschaftlich und eifersüchtig auf Freundschaft wie Andere auf Liebe versessen, eine nach Ruhm stürmende Heldenhälfte, die den durch sündhaftes Bewußtsein gebeugten Mithelden Walt an sich reißt und festhält.

Ebenso auffallend kündigt sich bald darauf eine neue Hauptperson der Novelle an, eine junge Dame, die unser Heldenpaar mit beißenden Vorwürfen wegen der verlorenen Schlacht bei Jena verblüfft, mit Zeichen des Hasses, aus dem sich die leidenschaftlichste Neigung zu dem liebeskalten v. Selbitz entwickelt. Beide Liebende täuschen sich selbst über ihre dunkle Leidenschaft, indem sie einander quälen, ja indem sich Euphrosine sogar einem alten Commandanten vermählt, den sie patriotisch zu lieben wähnt. Von nun an steht die Geschichte vor einem interessanten Briefwechsel still, der zwischen einem jungen Kriegskameraden und der bekannten Frau von Krüdener, die den Verwundeten gepflegt hatte, geführt worden. Ref. kann nicht genau sagen, wieviel Schalkhaftigkeit Sternberg's dabei im Spiel ist, daß jene fromme Dame sich von ihrem Pflegling ausdrücklich die Geschichte seiner Sinnlichkeit und seiner Liebeshändel mittheilen läßt. Sie antwortet darauf stets sehr betroffen und mit guten Ermahnungen, bis ihr denn doch die Bekenntnisse des freimüthigen Gesellen und sein unchristlicher Lebensverstand zu derb und dick kommen. Dennoch wird sie nicht beleidigt, sondern bricht den Briefwechsel mit den frömmsten Wünschen für den geliebten Sohn ab, den sie umarmt und auf dessen Wange sie tausend feurige Küsse drückt. Der lächelnde Leser bleibt ungewiß darüber, ob der fromme Glaube oder die — mütterliche Liebe der Dame stärker sei.

Nach dieser für sich stehenden Episode spinnt sich die Novelle in der etwas seltsamen Freundschaftsschwärmerei unsers Heldenpaares langsam weiter. Diese Alles verzehrende Freundschaft hindert jedoch den jungen Selbitz nicht, etwas klarer über sein Interesse für die Gemahlin des alten Commandanten zu werden; auch dem jungen, schwermüthigen Walt bleibt noch Gelegenheit, die sittsame Tochter eines Pfarrers, um den er sich früher verdient gemacht hat, zum Falle zu bringen. Der Verf. scheint sich hierbei ein verhängnißvolles Unglück gedacht zu haben; da er diese active Verführung Walt's, wie früher dessen passive, in die Nähe einer Leiche versetzt: dort vor die Leiche der Mutter, hier neben die Leiche des kecken Kameraden, den Frömmigkeit und Liebe der guten Frau v. Krüdener unbekehrt gelassen haben.

Der zweite Theil der Novelle bringt Tagebuchblätter des reisenden v. Selbitz und einen Briefwechsel zwischen der jungen Commandantin und der früher erwähnten Gräfin. Der Verf. versucht, wie man sieht, alle Formen erzählender Mittheilung, um einen so reichen Stoff, wie ihn jene Zeit bietet, zu packen und einheitlich zu gestalten. Indeß sieht man ihm dabei durchaus keine Anstrengung an; vielmehr bleibt er immer der liebenswürdige Autor, der, was er nicht mit riesigen Armen überwältigen kann, mit anmuthigen Beinen überspringt. Schon durch die abwechselnden Formen der Erzählung, des Tagebuchs, des Briefwechsels, und ebenso durch die Zwischentitel der einzelnen Abtheilungen zeigt er uns, daß er es nicht auf einen Guß absieht; wenn nur die Bruchstücke, zwischen denen sich unbemerkt ein Zeitraum von sieben Jahren versteckt, anziehend und bedeutend bleiben. Und das bleiben sie!

Wir befinden uns jetzt unerwartet am gothaer Hofe vor dem Herzoge, der einem Kreise von Damen einen galanten Roman vorliest oder vielmehr absingt, wobei seine Finger mit den Ohren eines Bologneserhündchens spielen. Der Fürst, in seidene Shawls gehüllt, mit Spangen an den entblößten Armen auf die Polster des Sophas hingelehnt, räthselhaft, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, ennuyirt sich an den politischen Nachrichten. Was geht mich das kleine Herzogthum Gotha an! ruft er ärgerlich. Dies kleine Gemälde — man kann es ein Cabinetsstück in eigenem Sinne nennen — ist politisch so charakteristisch als es pikant dargestellt ist. Gegen diesen Hof, wo französische Generale bei Tafel die Herren spielen, und man am Schlachtabende tanzt, Charaden löst, küßt und lacht, wie sticht die winterliche Landschaft um das kurische Haff ab, die der Reisende durchzieht, der schauervolle Weg, den der unglückliche König von Preußen gegangen ist, hinter ihm sein blühendes Reich, sein Erbe, das Land seiner Jugend, die stolze Krone, die der Ruhm ihm eroberte und ihm als köstliches Angebinde in die Wiege legte, die Erde, die so viele Sieger und Helden erzeugte, das Haus seiner Väter, Alles, Alles hinter ihm, die Beute des Siegers, und vor ihm — nichts als eine endlose Schneewüste, ein paar zerfallende Hütten, ein grauer, nebelvoller Horizont, ein weites, grausenvolles, kaltes Grab.

Ein Besuch der ehemaligen Wohnung Kant's, auf

einem Streifzuge nach Königsberg, gibt dem jungen Selbitz Anlaß zu philosophischen Betrachtungen. Dies ist kein müßiger Zug, sondern allerdings charakteristisch für die damalige Blütenzeit unserer Philosophie. Des Poeten leichte Feder streift dabei die Aufgaben der philosophischen Forschung und die Berührungspunkte des Gedankens und der That. Vortrefflich, mit Bezug sowol auf die damalige Noth der Zeit als auf das heutige Bedürfniß der Nation, sagt Sternberg:

Ich weiß, daß Deutschland einen Vorrath großer und schöner Ideen hegt; Jahrhunderte haben an der Vergrößerung dieses Schatzes gearbeitet, aber es sind kostbare Priestergewänder, die nie auf den Leib eines lebenden Mannes gekommen, die immer nur vorgezeigt, nicht angelegt werden. Versuch' es Einer und lass' einen solchen diamant- und perlengestickten Talar auf der nackten Brust ruhen, über einem stürmisch und heiß arbeitenden Herzen, und mit diesem Talar geschmückt, flattere er hinaus und stürme in das Gefecht des Tages, in den Kampf der Völker und zeige sich als Priester und Held! Wie wird die edle Glut der Edelsteine blitzen in der heißen Sonne des Tages, wie süß flimmern werden der Perlen jungfräuliche Blüten im Glanze der Mondnacht! Aber es bleibt Alles im Kirchenschrank. Das Gezücht der Motten wandelt darauf hin und her, vor Unmuth erblindet der helle Schmuck! Deutschlands Einheit und Gemeinsinn ist auch so ein versteckt gehaltenes Priestergewand! Wüßte man es zu finden und zöge es gerade jetzt Einer an, er müßte Wunder thun; aber so sind wir geknechtet, und warten der Lakaienlivrée, die uns die Hand des Siegers zuwerfen wird.

Ein anderes pikantes Gemälde, das des leichtfertigen Hofhaltes zu Kassel unter König Jérôme, gibt Armide in einem Briefe an Euphrosine. Die aristokratische Frau, die das kindische Treiben um den König kokettirend mitmacht, kann es doch nicht lassen, über den ungelenken Herrscher und sein Herkommen zu spotten. Ach mein Schatz, ruft sie aus, wie wäre es, wenn du wieder hinter meinem Wagen aufsprängest, denn da ist doch eigentlich dein Platz. Die ganze verächtlich-liebenswürdige Leichtfertigkeit einer damaligen sinnlichen Weltfrau ist in diesen Briefen von einer competenten Feder gezeichnet.

Die folgenden nebeneinander gestellten Stücke: „Die Schlacht von Eylau", ein lebhaftes, anschauliches Gemälde; „Der Tugendbund", wenig einweihend in diese geheime Bewegung von damals, und „Der Aufruf zu den Waffen", führen die Novelle kaum und fast nur in Nebenpersonen weiter, zeichnen aber desto lebhafter jene allgemeinen Erscheinungen der Zeit. Es gehört zu den Launen Sternberg's, gerade die ernste Bewegung der damaligen Waffenbegeisterung mit heitern Farben zu malen. Köstlich ist der Humor im Briefe des Amtmannssohns Friebel an seine Schwester; wenn auch der kindisch umherschauende Enkel und sein Großvater mit dem dicken Bauche, Beide dem königlichen Aufrufe folgend, ziemlich karikirt nebeneinander gestellt und keineswegs die würdigsten Repräsentanten jener nationalen Begeisterung sind. Freilich durchdrang diese Begeisterung hauptsächlich die Kreise des Volks, und Sternberg's Augenglas, im Salon so gefürchtet, richtet sich nicht gern nach jenen Regionen. Er findet sich lieber mit der komischen Seite jener großen Bewegung ab.

Endlich kommen wir mit einem letzten Sprunge nach Leipzig, und zwar über ein altes einsames Schloß, auf welchem Euphrosine, jetzt Witwe des alten Commandanten, ihre überspannte geheime Leidenschaft mit schwermüthiger Geistesabspannung büßt, bis sie an den politischen Briefen ihres von Kassel gekommenen Arztes Seybold sich so weit wieder aufrichtet, um gen Leipzig zu reisen, wo sie die in einer Kirche ausgestellte Leiche des geliebten Mannes, des jungen Selbitz, findet. Auch Walt ist neben dem Freunde geblieben, und der Poet ist endlich den Doppelhelden los, der ihm doch dann und wann so schwer wurde, daß er ihn abwechselnd, Hälfte um Hälfte, fortschleppte oder auch zuweilen ganz beiseite liegen ließ. Euphrosine ist nach ihrem traurigen Fund aus der Kirche verschwunden, und man erfährt aus einem Briefe Armidens, daß sie wahnsinnig geworden ist. Mehr als dieser Ausgang verletzt der frivole Brief Armidens selbst, mit welchem die Novelle schließt. Wahrlich die galante Dame ist nicht jung und reizend genug geblieben, um so das letzte Wort zu behalten. Es soll ihr nichts helfen, wenn sie auch ihre Diamanten, die Jérôme's Namen und Krone tragen, neu in Fassung setzen läßt, um auf dem ersten Hofballe neu uniformirt zu erscheinen. Wir würden ihr rathen, Betschwester zu werden, wenn sie uns nicht mit der Äußerung zuvorgekommen wäre: „Man sagt, es soll jetzt Alles sehr fromm und sehr sittlich werden! Recht schön, da will ich vorher recht geschwind sterben. Langweile sollt ihr mir nicht machen!"

So viel ist gewiß, v. Sternberg hat in seiner Zeichnung der damaligen aristokratischen Gesellschaft seinen vornehmen Leuten nicht geschmeichelt. Darin liegt ein anzuerkennendes Verdienst dieser seiner politischen Novelle, daß er überall die Verderbniß der höhern Gesellschaft durchblicken läßt, die in Staat und Familie dem eindringenden Feinde so viel Vorschub that, die hochmüthigen Vorurtheile der Männer und die leichtfertige Gesinnung der Frauen. Treffend ist, im Briefe des jungen Selbitz an den Grafen, der selbsüchtige Dünkel und Hochmuth des Adels kurz vor den ersten Misgeschicken der preußischen Waffen bezeichnet, und was daselbst von den widersprechenden Interessen der Cabinete und der Nationen bemerkt wird, darf mit allem Fug liberal heißen.

So holt denn diese jüngste Novelle v. Sternberg's die poetischen Vortheile, die er nach dem ersten, mit dem Namen „Andreas" bezeichneten Abschnitte aufgegeben hat, durch politische Bedeutsamkeit einigermaßen wieder ein. Es bleibt ein durch Geist und Stil glänzendes Buch, dem es auch an echtpoetischen Einzelheiten nicht fehlt. Jene kleinen üppig-reizenden Situationen und jene duftig-frischen Naturbilder, die im Buche zerstreut sind, schlingen sich wie ein schönes, farbenreiches Gewind um die lose nebeneinander gestellten Partien der Novelle. Schade, wir müssen es wiederholen, daß es der Feder,

die so reizende poetische Bilder hinzeichnete, an Ausdauer fehlen mußte, ein so glücklich angelegtes Gemälde jener Zeit auszuführen! 21.

Luther's Wiederkunft und Ansprache an das Geschlecht dieser Zeit. Berlin, Gumprecht. 1844. Gr. 8. 20 Ngr.

Diese „dem deutschen Vatervolk" von dem ungenannten Verfasser und Herausgeber gewidmete Schrift ist inhaltreich und zeitgemäß. Sie muß daher, besonders weil sie Letzteres ist, allen wahren Protestanten nachdrücklich empfohlen werden; denn die Protestanten unserer Tage bedürfen der Ansprache Luther's um so mehr, je mehr die Römlinge — die Römlinge in der katholischen, aber leider! auch in der evangelischen Kirche — mit frechem Übermuthe ihr Haupt erheben, uneingedenk der Zeiten, in denen wir leben, uneingedenk des großen, von Luther begonnenen Werks, das wir — nicht vollendet haben! Die Protestanten bedürfen dieser Ansprache Luther's heutzutage um so mehr, je mehr es noth thut, daß sie sich ermannen, sich aufraffen und wachen, damit ihnen ihre Krone nicht geraubt werde. Denn ernstlicher (wenn man nur auf die mancherlei Zeichen der Zeit, namentlich auch in Deutschland, in Östreich und Baiern, aber auch anderswo, achtet!) als früher gehen die Römlinge der katholischen Kirche gegenwärtig damit um, die alte Herrschaft über die Völker und Fürsten wiederzuerlangen, die Freiheit des Evangeliums wieder in Ketten zu schlagen und die Anhänger der evangelischen Kirche zu verführen und zu ihren Sklaven zu machen; und dergleichen Römlinge finden sich auch unter Solchen, die sich äußerlich zur evangelischen Kirche bekennen; es finden sich auf dem Wege zu ihnen auch Männer, denen evangelische Lehrstühle, evangelische Kanzeln und geistliche Würden anvertraut sind. Darum sehet euch vor und seid wachsam! Darum bedarf es heißen und unermüdlichen, aber offenen und ehrlichen Kampfes gegen die Römlinge in der Nähe und in der Ferne! Darum ist es nöthig, daß sich die protestantische Kirche aller Orten ernstlich prüfe, was seit Luther's Zeiten an dem von ihm begonnenen Werke ferner geschehen, ob es in seinem Sinne und nach den Bedürfnissen der Zeit fortgesetzt worden, und was uns obliege, in diesem Sinne und in Gemäßheit dieser Bedürfnisse gegenwärtig dafür zu thun. Für diese Zwecke kann die vorliegende „Ansprache" Luther's, die uns an seinem Leben und Wirken nachweist, was er für seine Kirche und für das deutsche Volk gethan und begonnen, und in der Luther's kräftiger Geist und kräftiges Wort selbst zu uns spricht — für diese Zwecke kann sie, recht verstanden und gewürdigt, unendlich segensreich wirken. Wir wünschen ihr deshalb recht viele, vornehmlich aber auch — die rechten Leser! 1.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Über die Stellung und Bedeutung der Pairskammer.

Wenn der Umstand, daß die Polen in Folge schmerzlicher Verluste in aller Herren Ländern sich umherzutreiben genöthigt sind, nothwendigerweise auf eine allmälige Abschleifung und Vernichtung ihrer Nationalität hinwirken muß, so hat das babylonische Exil, in dem dieses regsame Volk Jahre lang schmachtet, wenigstens das Gute, daß es mit immer größerer Leichtigkeit sich die Bildung, die Künste und Wissenschaften anderer Völker aneignen lernt. Dies wird noch erleichtert durch die große Gewandtheit, fremde Sprachen zu erlernen und sich in die Individualität eines fremden Volks hineinzuleben, welche die Polen mit den übrigen Slawen gemeinschaftlich haben. Wenn je noch einmal ein neues Polen entsteht, so würden in demselben, wofern die verschiedenen Trümmer des alten Polenreichs vereinigt würden, die verschiedenartigsten Bildungselemente verschmolzen werden. Wohin wir immer blicken, sehen wir Polen Theil nehmen an der geistigen Bewegung verschiedener Nationen. Ja es gibt deren, die in mehren Ländern gleich heimisch sind und die zwischen verschiedenen Völkern in wissenschaftlicher Beziehung ein Vermittelungsamt übernehmen. Zu den Polen, die sich als Schriftsteller in deutscher und französischer Sprache mit gleicher Leichtigkeit bewegen, gehört vorzüglich Aug. Cieszkowski. Derselbe hat sich als geistreicher Schüler Hegel's und besonders als Apostel der Lehre dieses großen Philosophen unter seinen Landsleuten rühmlichst bekannt gemacht. Weniger bekannt sind seine literarischen Leistungen in französischer Sprache. Sie beziehen sich, abgesehen von einigen kürzern Abhandlungen philosophischen Inhalts, meistens auf die Besprechung politischer Fragen. Sein letztes Werk, von dem wir Kunde erhalten haben und das erst vor kurzem im Buchhandel erschienen ist, führt den Titel: „De la pairie et de l'aristocratie moderne." Die Regungen der Demokratie, die sich in allen Ländern mehr oder weniger fühlbar machen, und die das frühere Bett des Volkslebens längst überflutet haben, scheinen es um des politischen Gleichgewichts willen nöthig zu machen, daß auch das conservative Element gekräftigt und gestärkt wird. Verschiedene Mittel, wie dies geschehen könne, sind in Vorschlag gekommen; einige davon sind sogar im politischen Leben wirklich versucht; aber kein einziges hat sich wirksam genug gezeigt. Das Königthum allein kann dem mächtigen Drange der demokratischen Flut keinen genügenden Widerstand leisten. In England schart sich um den Thron eine starke, kräftige Aristokratie, die in der Pairskammer oder im Oberhause vertreten wird. Auch in Frankreich hat man dem Adel und besonders der Pairskammer, als der ersten Repräsentantin des conservativen Elements, durch verschiedene künstliche Mittel eine größere politische Bedeutung zu geben gesucht. Aber hier haben sich die Verhältnisse ganz anders gestaltet. Nachdem man einmal die Thorheit begangen hat, die erbliche Pairswürde abzuschaffen, hat es seine eigenthümlichen Schwierigkeiten, dieser Institution ein neues Leben einzuhauchen; denn wenn der „Siècle" für seine Keckheit auch 20,000 Fr. Strafe gezahlt hat, so bleibt sein Wort, die Pairskammer sei ein Invalidenhaus, unter den jetzigen Umständen immer noch eine Wahrheit. Es gibt jetzt nur zwei Mittel und Wege, die Wichtigkeit der Pairie wieder aufzurichten, indem man entweder sie in ihrer Erblichkeit wiederherstellt oder daß man eine Art von Wahl, wie sie in Bezug auf die Deputirtenkammer besteht, einführt. Dem Grafen v. Cieszkowski scheinen beide Auskunftsmittel ungenügend, und er bringt deshalb, nachdem er im ersten Theile seiner Schrift ihre Haltlosigkeit nachgewiesen hat, einen dritten Weg in Vorschlag, welcher seiner Ansicht nach allein zum gewünschten Ziel zu führen im Stande ist. Er räth nämlich, eine ähnliche Wahlmethode in Anwendung zu bringen wie die ist, deren sich die gelehrten Akademien bedienen, um ihre Lücken zu ergänzen; die verschiedenen Mitglieder sollten also, wenn ihre Zahl nicht vollständig wäre, sich durch freie Wahl ergänzen. Dem Könige bliebe in diesem Falle blos das Recht der Sanction. Ob und inwieweit dieser Vorschlag, von dem der Verf. sich, wie gesagt, sehr viel zu versprechen scheint, neu ist, wagen wir nicht zu entscheiden; ebenso wenig wie wir uns ein Urtheil über seine Anwendbarkeit oder über die Nachtheile, welche aus seiner Verwirklichung entspringen könnten, erlauben. Uns genügt es, diese Ansicht hier einzuregistriren. Sehr beherzigenswerth scheint uns Das, was der Verf. über die revolutionnairen Unruhen der Gegenwart sagt, und wir pflichten ihm mit besonderer Bezugnahme auf Frankreich vollkommen bei, wenn er am Schlusse seines Werks sagt: „Il serait bien temps de clorre l'ère critique des révolutions pour entrer dans celle des évolutions organiques." 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 15. —— 15. Januar 1845.

Clemens Brentano's Frühlingskranz, aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Erster Band. Charlottenburg, Bauer. 1844. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

An dieses neue Buch Bettina's bin ich nicht ohne Zagen, nicht ohne Scheu gegangen. Nach Vorempfindungen, mit denen man eine Lecture beginnt, färben sich die Stimmungen auch während derselben. Ich muß also jene andeuten, um über diese Rechenschaft zu geben. Einer Autorschaft, die das subjective Belieben auf den Altar erhebt, die gesetzlose Laune des freien innern Menschen keck genug dicht an die Gedanken Gottes heranrückt, braucht man im Grunde nichts Anderes entgegenzuhalten als die ebenso ungebundene Empfindung, Einfall gegen Einfall, Willkür gegen Willkür. Es wandelt mich jeder Zeit vor dem zweiten, dritten, vierten Werk einer poetischen Frau eine Besorgniß an, eine Besorgniß, die sich auf den Glauben stützt, die Schöpfergabe des Weibes sei mit einem einzigen, mit dem ersten Erzeugniß erledigt. Ich will hier nicht die Behauptung wagen, das Weib könne nur Einmal eine wirkliche tiefe Liebe fühlen; es würde zu weit führen. Aber in ihren Umarmungen mit Gott Apoll kann die Frauennatur nicht wechseln, kann sie nur Einmal ihr inneres Selbst schöpferisch zu Tage bringen. Nur der Mann ist dieser Proteus, der immer wechselvoll als ein immerfort Neuer und Frischer zur Welt der Erscheinungen tritt, auf ganz verschiedenen Punkten den geheimen Quell des Lebens sucht und findet. Das Weib entdeckt keine neuen Welten; sie entdeckt nur ihre eigene Natur, die Gesetze ihrer eigenen Ordnung. Die Bekenntnisse der Frauen sind in der Regel mit einem einzigen Wurf erledigt. Es thut mir immer leid, wenn sie Nachträge dazu liefern, wie die Gräfin Hahn-Hahn nach ihrer „Faustine", in der sie schon den ganzen Widerstreit des Weibes zur modernen Gesellschaftswelt auf ihrem Standpunkte vollauf erschöpfte. Sind die literarischen Frauen in der Composition erfinderisch, so werden sie monoton und wiederholen sich wie unsere Romanschriftstellerinnen. Haben sie Geist genug, sich in ganz neue Sphären zu werfen, so verlieren sie das Beste und das Einzige, was sie haben, sich selbst, wie George Sand, in deren spätern Erzeugnissen ihre eigene Natur nicht mehr zu finden ist. Das Thema des Weibes ist nur das Weib. Ist ein einziger Wurf gelungen, mit dem sich uns die Natur einer Frauenseele enthüllte, so erscheint uns jeder spätere Versuch zur Nuancirung derselben Eigenthümlichkeit entweder verunglückt oder überflüssig. Das Wunder einer besondern Offenbarung wird nicht leicht zum zweiten Male glaublich, und manche weibliche Autorschaft, die man mit Recht in erster Position schön fand, steht oft genug in neuen Gewändern vergeblich Modell.

Doch wozu dies Alles? Bettina hat ja mit diesem „Frühlingskranz" keine Schöpfung dichterischer Kunst, sondern ein Vermächtniß geben wollen, indem sie die Jugendbriefe des Bruders zusammenstellte und die ihrigen zwischenschob! Ich weiß, daß es so genommen werden soll, weil es so gegeben wurde. Die beiden Motti auf dem Titelblatte bestätigen es, in welchem Sinne dies Buch der Lesewelt überliefert wurde. Es sind Worte Clemens Brentano's, die auf den Werth seiner brieflichen Jugendergüsse hindeuten. Er schrieb 1805 aus Heidelberg:

> Und, liebes Kind, bewahre meine Briefe, lasse sie nicht verloren gehen, sie sind das Frömmste, Liebevollste, was ich in meinem Leben geschrieben; ich will sie einstens wieder lesen und in ihnen in ein verschlossenes Paradies zurückkehren. Die Deinigen sind mir heilig.

Und 1808 schrieb er der Schwester aus Holland:

> Verliere keinen meiner Briefe, halte sie heilig, sie sollen mich einst an mein besseres Selbst erinnern. Wenn mich Gespenster verfolgen, und wenn ich todt bin, so flechte (Bettinischer Imperativ für: flicht) sie mir in einen Kranz.

In dieser Werthhaltung der Einfälle, der Launen, der Willkür, die in einer tiefern Brust nur wie leise Zuckungen kommen und schwinden, liegt etwas Krankhaftes. Ich weiß wol, daß es Naturen gibt, die für die Entäußerung ihres Besten und Schönsten keine andere Form als die Form des Briefes, die Form der gesetzlosen Zufälligkeit fanden. Und zu diesen Naturen werden vorzugsweise die weiblichen zu rechnen sein. Aber der Mann, selbst wenn er Dichter ist, das heißt von seinen Empfindungen fast wie ein Weib beherrscht wird, kann sich in dieser Auflösung und Zerpflückung seiner selbst nicht gefallen, er sucht für seine innere Welt nach Gestaltung, und indem er sie ordnet, findet er die Kunstform. In seinem Denken und Fühlen soll die

Laune sich zum Humor, der Einfall sich zur Nothwendigkeit, der Zufall sich zum Gesetz erheben. Er soll es, das heißt: er wird es, wenn die gesunde Natur in ihm sich frei, einfach und fest gliedert und selbst bestimmt. Man hätte den Manen Clemens Brentano's einen angemessenern Dienst erwiesen durch eine Zusammenstellung seiner besten Dichtungen. In ihnen liegen die Momente seiner Eigenthümlichkeit, denn sie sind die Erzeugnisse seiner guten Stunden. Was die Nebenstunde als Geplauder, Vertraulichkeit und Gekose absetzt, ist meist entweder nur unsichere Vorarbeit oder abgeschwächter Nachklang. Bettina hat freilich dafür gesorgt, diese an sie gerichteten Ergüsse aus der Jugend des Bruders zu würzen, aber diese Würze ist oft allzu sichtlich ihre eigene Zuthat. Clemens spricht nicht blos im Bettina'schen Stil, und dieser Stil ist kein Brentano'scher Familientypus, sondern die bekannte Eigenthümlichkeit des „Kindes"; Clemens hält in seinen Briefen auch lange Reden, die den Stempel jener Tagebücher tragen, welche Frau v. Arnim in Berlin zu führen pflegt. Bettina hat sich jetzt den Geist des Bruders citirt, um mit ihm im begeisterten Tempo einen neuen phantastischen Wettanz zu halten. Als sie Goethe auf das Postament in ihrem Tempel stellte, da war er es, um den sie bald als Bacchantin, bald als Bajadere die Linien ihrer kreisenden Bewegung zog. Dann war die stille sanfte Klosterfrau Günderode ihr Idol, das sie wie ein Opfer ihrer Launen schmückte, indem sie sie zu feiern gedachte. Mit dem Hrn. Bürgermeister und dem Hrn. Pfarrer führt sie zuletzt in ihrem Königsbuche ein parodirendes Pas de trois auf, das gelungener gewesen wäre, hätte sie den ehrbar-komischen Menuetschritt, der hierbei nöthig schien, besser festgehalten. Aber sie schüttet ihren Inhalt fast immer so hin, als fehlte ihr aller Sinn für Gestaltung, und damit alle Fähigkeit zur Berechnung ihrer Wirkungen. Der Clemens spricht mitunter in einer Trunkenheit der Sinne und der Phantasie, wie wir sie nur an Bettinen gewohnt sind. Sie gießt ihm die heiße Lava ihrer Gefühle in die Adern, und er muß jugendliche Beiträge zu ihrer somnambulen Naturreligion liefern. Wir kennen ihn als novellistischen Höllen-Breughel, kennen seine gespenstische Romantik, kennen ihn als Dichter der Mitidika, jenes wunderherrlichen Zigeunermädchens in den „Wehmüllern", dessen Rolle Bettina selbst gern spielte. Wir wissen, daß Clemens Brentano alte schlichte Volksmärchen wiedererzählt, ihren simpeln Holzschnitt literarisch gleichsam mit bunten Arabesken und goldenen Initialen verbrämte. Wir wissen, daß der seltsame Kopf mit der afrikanischen Glut in der Seele von der Sucht nach allerlei romantischer Ungeheuerlichkeit erfüllt war; wir kennen ihn, nachdem seine Lebensgeister müde geworden, als den Beichtvater jener wunderseligen Nonne, als den Verf. des „bittern Leidens Jesu Christi", das seine Gottgeweihte an den Malen ihres Leibes aufwies. Das Alles wissen wir von Brentano, aber wir kannten ihn bisher nicht als Schwätzer, der je nach augenblicklicher Lust und Laune viel Dampf in die Luft verpufft. Wir hielten ihn für einen Schatzgräber im Gebiet der Nachtseite des Seelenlebens, aber nicht für einen eiteln Gutschmecker, der sich wie Bettina die Tafel mit Gerichten aus eigener Phantasie besetzt, nicht für einen Doppelgänger von Schauspieler und Kritiker, der den Leuten eine Rolle vorführt und um sie zu bewahrheiten sich selbst applaudirt. Sind die lyrischen Ergüsse in rhythmischer Form, die uns hier und da der Briefwechsel bietet, von seiner Seite, so war er der dichterische Schwätzer, als der er uns in diesen haltlosen Nebeleien hypermusikalischer Anregung erscheint. Sind die langen Lobreden auf Bettina wirklich seinen Briefen aus jener Zeit, wo Bettina ein wirkliches Kind war, entnommen, nun so war er anders, als wir ihn bisher aus seinen Dichtungen gekannt. Das hat man von der leidigen Schubladenauskramerei bei merkwürdigen deutschen Männern! Man will sie feiern, indem man ihre Einfälle bis in die stillsten Schlupfwinkel ihrer Seele verfolgt, und man würdigt sie herab.

(Der Beschluß folgt.)

Paris und seine Salons von Ferdinand von Gall. Mit Grundrissen des Schlosses von Versailles. Zwei Bände. Oldenburg, Schulze. 1844. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Verf. ist dem größern Publicum bereits durch die Herausgabe seiner „Reise durch Schweden im Sommer 1836", der Bühnenwelt und Allen, welche sich am Aufschwunge der neuen dramatischen Literatur und der Bühne selbst interessiren, im vorigen Jahre durch die vielbesprochene Broschüre: „Der Bühnenverstand", in welcher er seine eigene Erfahrung als Intendant des großherzoglichen Hoftheaters in Oldenburg, sein Urtheil über die deutschen Bühnenverhältnisse und die Mittel zur Belebung derselben klar auseinandersetzt, und neuerdings durch die von ihm vermittelte Berufung des dramatischen Dichters Julius Mosen zum Dramaturgen rühmlich bekannt und werth geworden. Durch dieses neuere Werk, welches er dem Publicum übergibt, hat er sich ein besonderes Verdienst erworben, welches wir um so freudiger anerkennen, je klarere Blicke er uns in die pariser Verhältnisse verschafft hat. Etwas Neues über Paris? wird man fragen, aber das Werk selbst wird darauf die Antwort nicht schuldig bleiben. Hier kann nur ein allgemeines Urtheil über eine solche Frage und das darauf antwortende Wort abgegeben werden. Um den Weg dazu zu finden, dürften einige vorbereitende Erörterungen nothwendig sein. Schon die Unzahl der Werke, welche in Deutschland über Frankreich und insbesondere über das in Paris concentrirte französische Leben erscheinen, ist ein Beweis von der Wichtigkeit, welche die dortigen Zustände für uns haben. Es wird uns schwer, es eingestehen zu müssen, aber Frankreich war seit seiner Concentrirung zum modernen Staate das Herz des Continents und ist es noch. Alle politischen Lebensströme gehen von ihm aus und kehren dorthin zurück, — und was ist die Politik anders als die Geschichte selbst im Moment der Gegenwart? Wie Frankreich dazu kommt, der Mittelpunkt der modernen Geschichte zu sein? Diese Frage beantwortet eben die Geschichte selbst. Wir wollen uns nicht scheuen, einige Schritte in ihre unterirdischen Gänge hineinzuwagen. Das Mittelalter ging unter an der Bildung der alten Welt, welche im ersten christlichen Jahrtausend bis zu einem unvertilgbaren Funken, der noch unter der Asche heimlich fortglomm, vernichtet war. Das Mittelalter hatte seine

Blüte in den Kreuzzügen erreicht; die Zerstörung Konstantinopels durch die Osmanen befreite aus dem Staube und der Asche den Geist der alten Welt, welcher von flüchtigen griechischen Gelehrten in die gebildeteste Stadtrepublik nach Florenz zu den Mediceern geflüchtet wurde. Mit Recht nennt man diese Zeit, welche nunmehr beginnt, die Renaissance. Mit dem Studium hellenischer Philosophie und Kunst erwachte damals zuerst wieder die Idee von Nation und Vaterland, und vom Staate in der Rechtsgleichheit. Wie vor diesem Gedanken das romanische und germanische Mittelalter zusammenbrach, ist hier nicht zu erörtern. Die Bildung des absoluten Staats gedieh in Italien nur bis zur Verneinung des Bestehenden, jedoch in Machiavelli bis zum Verständniß über die Mittel, mit welchen die neugewonnene Staatsidee verwirklicht werden müsse — nämlich durch das absolute Fürstenthum. Diese machiavellistische Idee rettete sich von ihrer Niederlage in Italien durch Katharina v. Medici, die einzige Tochter Lorenzo's v. Medici, nach Frankreich, um dort mit den rücksichtslosesten Mitteln das absolute Herrscherthum, und endlich bis zu seiner Spitze in dem Ausspruch Ludwig's XIV.: „Der Staat bin ich!" auszuprägen. So war nur ein Schritt zu dem Ausspruche der Revolution: „Der Staat ist der Regent, und Regent ist das Volk!" So gewaltig war diese neue, realisirte Idee, daß sie von selbst das alte, morsche deutsche Kaiserthum zerschmettern mußte, und dieser Vorsprung, welchen das in ihr concentrirte Frankreich vor den Völkern des Continents voraus hat, macht es von selbst zum Herrschenden, nicht nur in Tracht, Sitte und Sprache, sondern auch durch seine Politik, selbst wenn es einmal besiegt ist, wie der wiener Congreß davon das naivste Bekenntniß abgelegt hat. So lange die umliegenden Völker dieselbe Idee von der Einheit des Staats nicht vollständig gelöst haben, wird Frankreich auch ihr Schicksal sein; denn die aus dem Proceß der Weltgeschichte hervorgehende Idee ist Macht und Glück, ist das Schicksal der Völker selbst. Sie werden durch sie entweder herrschend oder beherrscht. So lange außerhalb Frankreichs diese Idee nicht zum Durchbruche gelangen kann, so lange wird jede neue Phase der Verwirklichung derselben in Frankreich das Schicksal von Europa bedingen. So lange aber dies der Fall ist, richten sich die Blicke aller Völker auf den Mittelpunkt dieses Processes, auf Paris.

Das Werk des Verf., welches wir hier besprechen, hat jedoch vor allen übrigen, welche im Laufe dieser Jahre erschienen sind, das seltene, große Verdienst, daß es uns die unverfälschtesten, klarsten Daguerreotypen der pariser gesellschaftlichen Zustände gibt. Der Verf. war aber auch wie noch kein Schriftsteller vor ihm von den Verhältnissen begünstigt, die pariser Gesellschaft in allen Nuancen, von der feinsten Crême bis in die entsetzlichste Spelunke hinein kennen zu lernen. Das Werk ist in Briefe abgetheilt; es sind jedoch mehr Capitel, welche nur hier und da durch die Anrede an den Leser die Briefform annehmen, dadurch aber den Reiz des Unmittelbaren erhalten. Der Verf. genießt im Leben durch Stand und Rang eine bevorzugte Stellung, welche ihm von selbst Zutritt zu den höchsten und ausgezeichnetsten Personen und den Eintritt in die exclusivsten Gesellschaften vermittelte. Er hat davon den umfassendsten Gebrauch gemacht und heimlich das ganze deutsche Lesepublicum zugleich miteingeführt, ohne irgendwie oder irgendwo indiscret gewesen zu sein. Da der Verf. die Personen und Verhältnisse in ihrer eigenen Gestalt und Farbe objectiv vor uns hinstellt, so werden wir selbst da nicht irre, wo wir seine Meinung nicht theilen können oder wollen, da ja doch das eigene Urtheil uns nicht von ihm verkümmert wird. Seine Schilderung ist so unmittelbar, so naiv, wenn auch immer elegant, daß wir oft an die antike Darstellungsweise erinnert werden, und doch ist der bekannnte Ausspruch: „Der Stil ist der Mensch!" nur selten so wahr gewesen als bei dem Lesen dieses Werks. Wir fahren mit dem Verf. wie mit dem liebenswürdigsten Reisegefährten in Paris gegen Abend ein, wir befinden uns, wir wissen nicht wie, plötzlich in dem Mittelpunkte der civilisirten Welt. Mit kurzen schlagenden Worten: Die französische Revolution ist die Mutter unserer Gegenwart! stellt er uns die historische Bedeutung von Paris vor die Augen. Wir streichen gleich nach unserer Ankunft durch die Straßen der Stadt, machen mit ihm Halt bei der Vendômesäule, erlauschen das Gespräch zweier Franzosen neben uns und ihr Urtheil über Ludwig Philipp und blicken wie durch einen Riß in der Erdrinde hinein auf den Vulkan der Zukunft, auf welchem Paris steht. Am Morgen darauf eilen wir mit unserm Reisegefährten auf die Concordienbrücke und lassen uns von seinem wunderbaren Ortssinn das Panorama von Paris vorzaubern. Nun stehen wir auf festem Grund und Boden; uns ist die Bühne bekannt, auf welcher der Verf. die pariser Zustände vor und von den zunächst betheiligten Personen auseinandersetzen läßt. An uns vorüber ziehen der König und die Deputirten bei der Eröffnung der Deputirtenkammer, wir sehen und hören Thiers zwei Mal schwören: „Je jure", und da dies überhört wird, bei nochmaligem Aufrufe seines Namens: „Je jure!" Wir sehen den König aus der Deputirtenkammer zurückkehren und zugleich den Mangel der gewöhnlichsten Achtung vor ihm bei der aufmarschirten Nationalgarde. Wir streifen von neuem durch die Straßen und befinden uns endlich gedankenvoll auf dem Kirchhofe des Père Lachaise, das tosende Paris zu unsern Füßen. Wir lassen uns mit dem Verf. bei Hofe präsentiren und stehen vor der königlichen Familie. Tags danach haben wir Regenwetter, wir sitzen daheim und lassen uns das Palais-Royal mit Bleistiftstrichen auf das Reißbret zeichnen und das Gebäude mit allen Façaden und den großen Colonnaden, und dahinter die unzähligen Boutiquen, Caffés und Restaurationen vor die Seele zaubern, so lebendig, daß es uns vorkommt, als flanirten wir selbst unter der Colonnade mit hundert andern Müßiggängern und Fremden herum. Von hier aus führt uns unser Freund in die Tuilerien, wo gestern Abend großer Neujahrsempfang statt fand. Wir befinden uns mitten unter den gestickten Röcken und Aufwartenden und erkennen leicht in den gewöhnlichen schwarzen Fracks die Deputirten, welche sich so auszuzeichnen gedenken. Um 9 Uhr erscheint die königliche Familie; es ist uns, als hörten wir den viel- und gutunterhaltenden Ludwig Philipp sprechen; er ist unermüdlich in der Unterhaltung; und doch fühlen wir auch hier keine Ehrfurcht vor ihm. Und nun besuchen wir Salons und Ball durcheinander. Wir befinden uns auf glattem Parquet, jetzt sind wir im Salon des Minister-Präsidenten, dann auf dem Ball in den Tuilerien; wir drängen und werden gedrängt, lernen den Seehelden Sidney Smith, Jussuff-Bei und andere historische Notabilitäten kennen; wir besuchen die Herzogin von Abrantes, die geistreiche Frau, welche so Herrliches erlebt hat, um im Alter im Dunkel der Armuth und zuletzt im Elende zu sterben, und finden bei ihr als Trösterin eine Dame, welche in anderer Weise die glücklichste und unglücklichste ihres Geschlechts gewesen ist, die Gräfin Guiccioli, die Geliebte von Lord Byron.

Von der untergegangenen Größe werden wir plötzlich in die Gesellschaft der herrschenden Kaste, die der Geldmenschen, und zwar zu Madame Salomon R.....ld auf den Ball in ihrem prachtvollen Hôtel geführt. Wir finden auch hier, wie überall, das Ennui der pariser Gesellschaft, das Ennui der Windstille vor dem Gewittersturm. Bald sind wir wieder unter den Zuhörern auf der Tribune in der Deputirtenkammer, Thiers spricht wunderbar geistreich und gewandt, hinreißend, doch ohne Erfolg; auch er ist inwendig nichtig und kraftlos, weil charakterlos. Wir suchen Zerstreuung und Erfahrung im Salon der östreichischen Botschaft, dem angenehmsten Vereinigungsorte der „Gesellschaft". Hier sehen wir den griechischen Gesandten, General Kolettis, welcher seitdem eine Rolle in Athen gespielt hat; auch der Herzog von Nemours tritt uns hier entgegen, diese unfreundliche, verschlossene, düstere, dy-

nastische Gestalt, welche erst in der nächsten Zukunft ihre furchtbare Energie entwickeln dürfte; — er haßt und wird gehaßt. Er geht an uns vorüber, und ein feiner Franzose flüstert in unser Ohr: „Wenn der junge Mann Herzog von Orleans hieße, so könnte Frankreich in 10—20 Jahren wieder eine Revolution bevorstehen!" und seitdem ist Orleans gestorben, und Nemours wird Regent von Frankreich. Die Schilderung dieses Charakters ist in dem Werke des Verf. meisterhaft gelungen. Doch wir fühlen das Bedürfniß, uns vom Ennui der Gesellschaft in den Salons zu erholen, wir besuchen die Kunstausstellung im Louvre, um uns von neuem an den unzähligen Schlachtstücken zu ermüden; denn die Franzosen müssen entweder Schlachten schlagen oder malen. Sehr treffend ist das Urtheil des Verf. (Bd. 1, S. 190—191) über die gegenwärtige Malerei in Frankreich. Auf den Maskenbällen des Carnevals blüht uns endlich die Unsittlichkeit der jetzigen pariser Zustände in die Höhe; man muß hier zwischen den Zeilen lesen können, um hinter dem zarten Schleier des Stils das Verderben der verdorbenen Banquiersherrlichkeit zu ahnen. Wir verzeihen dem Verf. gern die schönen Abenteuer, welche er dort erlebt und so offenherzig und lächelnd erzählt. Wir besuchen mit ihm doppelt gern die musikalischen Soiréen bei Herrn Sch.......r und die italienische Oper, in welcher vor uns die Mademoiselle Grisi und Madame Persiani auftreten und uns zur Bewunderung hinreißen, und die berühmtesten pariser Theater, um das günstigste Urtheil über die französischen Schauspieler mit dem Verf. zu gewinnen. Paris wird hier wie überall eine politisch und social zur Geltung gebrachte Bildung voraus haben. Ohne bürgerliche keine poetische Freiheit, wie uns unfreie Staaten belehren, wo die Bühne nicht einmal die Freiheit hat, Gestalten aus der vaterländischen Geschichte und aus der Verwandtschaft der Landeshoheit zu reproduciren. Dennoch wird die herrschende Gesellschaft der Geldmacht und der auf sie gestützten Diplomatie dasselbe Schicksal mit ihrem Vorbilde in Paris theilen, ein finsterer Geist schleicht durch die hellen, glänzenden Säle, und der Ernst der Zukunft blickt zu den Fenstern herein in die müden Gesichter. So schön obenhin betrachtet das Leben in den Salons der Lady R., der eleganten Frau v. A—a, des Herrn Baron J. v. R—d, des Präfecten des Seine-Departements, bei Mr. T—e, der Frau v. R—a und Andern ist, doch verläßt uns das unheimliche Gefühl nicht, welches auf der Straße und in den düstern Spelunken aus den Augen des Elends uns zuerst beschlichen hat.

Das Werk des Verf. wird einst zur Erklärung der pariser Gegenwart dienen müssen, wenn der Geist einer neuen Zeit mit einem Zauberschlage die pariser Zustände und die ganze Weltlage geändert haben wird. Dem Werke ist im Anhang 1 ein Führer durch das Historische Museum von Versailles nebst einem Plane dazu beigegeben, sodaß jedem Besucher von Versailles, welcher die Glorie der französischen Geschichte in Bildern studiren will, dieses Buch in der Hand zu wünschen ist. Im Anhang 2 gibt der Verf. ein gründlich motivirtes Urtheil über die Anklagepunkte ab, welche von den Franzosenfeinden fortwährend erhoben werden, und kommt zu dem Schlusse, daß sie großentheils falsch sind, weil sie auf Vorurtheilen beruhen; das Durchgreifendste dürfte in den Worten enthalten sein:

„Es liegt nämlich ganz in dem Interesse Vieler, welche den Geist des Fortschritts zurückdämmen möchten, systematisch Frankreich verächtlich zu machen und dem Volke Widerwillen gegen Frankreich künstlich einzuimpfen, weil sie recht gut wissen, daß dort die Quelle aller principiellen politischen Bewegung ist. Gerade weil Frankreich an die Spitze der geschichtlichen Bewegung getreten ist, so sucht man geflissentlich alle Sympathie für das Land zu ersticken, man täuscht selbst gegen besseres Wissen die Masse, um nur nicht mit den sogenannten destructiven Principien eine Verbindung hervorzurufen. Das Systematische des Verfahrens, Frankreich lächerlich zu machen, ist unleugbar. Man zieht absichtlich Einzelheiten heraus, trennt dieselben von ihrem Boden, auf welchem sie eine völlig organische Nothwendigkeit sind, um Frankreich als ein Land der Anarchie und gesellschaftlichen Auflösung darzustellen, wobei uns unheimlich zu Muthe sein müsse."

Dieses Urtheil ist aber um so beachtenswerther, je weniger sich der Verf. Mühe geben mochte, seine Vorliebe für Deutschland und seine Zustände zu verhüllen. Er wollte nur gerecht sein, und dieser Vorsatz ist ihm so gut gelungen, daß es Einem bei der Lecture des Werks ordentlich wohl wird. Kann der Ref. auch nicht überall dem Verf. beistimmen, insbesondere bei seinem Wunsche, daß die jetzige Friedenszeit eine segensreiche sei, und daß in der Zukunft Deutschland und Frankreich immer mehr sich freundlich anerkennen werden, ohne einander zu irritiren, so haben wir doch wenigstens überall seine heitern Wünsche getheilt. Das Werk selbst kann Jedem empfohlen werden, welcher mit Nutzen sich einige Zeit in Paris aufzuhalten gedenkt, noch mehr aber Allen, welche in Paris gewesen sind und ihre Ansichten durch Das, was das klare Auge eines Andern gesehen hat, ergänzen mögen. 22.

Literarische Notiz.

Physioglyphik.

Ein sehr curioses Buch ist Ubton's „Physioglyphics" (London 1844), eine Sammlung in London gehaltener Vorlesungen. Was der Titel bedeuten soll und das Buch enthält, dürfte am kürzesten und sichersten aus folgender Stelle der ersten Vorlesung zu ersehen sein: „Ich beginne demnach mit meinen Bemerkungen über die hebräische Sprache, nicht blos weil dieselbe, wie ich voll zu erweisen im Stande, die Original- und Ursprache, sondern um Vieles mehr, weil sie mit unsern höchsten und theuersten Interessen auf das unzertrennlichste verknüpft ist und spätere Bemerkungen sich auf diese Interessen wesentlich beziehen werden. Entdeckt und ausgefunden habe ich also, daß das Hebräische eine Sprache ist, welche zwar wegen ihres heiligen Charakters vorzugsweise eine hieroglyphische heißen kann, die aber wegen der natürlichen Berührungen, worin sie von mir erweislich zu allen übrigen Sprachen steht, deren vorherrschender Typus sie in dieser Hinsicht ist, ich mir erlauben muß, eine im höchsten Grade physioglyphische zu nennen. Darunter verstehe ich, daß sowol ihre Buchstaben als die Laute dieser Buchstaben in der Natur begründet, sie, mit Einem Worte, natürliche Typen und ihre Ausdrucks- und Beziehungsfähigkeiten auf die, ob wirklichen oder idealen, Capacitäten der besondern Naturgegenstände beschränkt sind, welche sie ausdrücken und bezeichnen oder darstellen sollen." Nun folgen eine Menge Belege, die allerdings etwas für sich zu haben scheinen. Nur kann Ref. sich darüber kein Urtheil anmaßen. Den Schluß des Buchs macht eine Nachschrift, ein „Lady's postscript", wie der Verf. sagt, und insofern mit Recht, als die Postscripte der Damen oft das Wichtigste ihrer Briefe enthalten. Er verkündet nämlich, daß er die Dreitheilung eines Winkels und die Quadratur des Cirkels entdeckt habe, jedoch beide Geheimnisse à la Capitain Warner nicht veröffentlichen werde, ohne garantirte ansehnliche Belohnung. Was ihm nicht zu verdenken. Er nennt die Summe nicht, und den deutschen Gelehrtenvereinen kann das sehr gleich gelten. Eine „ansehnliche" Summe in England wäre für sie präsumtiv eine unerschwingliche. Ref. will aber aufmerken, ob ein englischer Verein sich ködern läßt. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 16. —— 16. Januar 1845.

Clemens Brentano's Frühlingskranz, aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 15.)

Wir kennen schon zur Genüge diese wunderbare Bacchantin Bettina, wir kennen sie nach ihren frühern Mittheilungen und haben auch die Grenzen gefunden, wo sie aufhört, geistig schön zu sein. Es ist uns also hier in diesen Briefen an Clemens nicht neu, wenn dies „Käthchen unsers Jahrzehnds" über den Federviehmarkt läuft und über die Barbarei der Menschen phantasirt, die ihrem Egoismus selbst die Sänger des Waldes opfern. „Verphantasire dich nicht mit dem Gärtner!" ruft der Bruder ihr (S. 234) zu. Vielleicht war sie nahe daran, einen Naturburschen mit dem Glorienschein ihrer eigenen Anschauungen zu adonisiren. Es läßt sie nun einmal nicht ruhen und sie muß innerlich jauchzen vor Vergnügen. Dies freudige Durchrauschen aller ihrer Lebensadern bezeichnet sie uns und macht ihre Erscheinung zum beispiellosen Phänomen in deutscher Literatur. Sie denkt sehr kühn und keck, denn der Dämon der Heiterkeit gibt ihr Flügel; sie faßt scharf, sie hat tiefe Blicke, aber der musikalische Geist in ihr überflutet schnell wieder jede klare Gestaltung ihrer innern Schau. Ihre Seele ist in immerwährend bangender Bewegung, aber sie springt nach einer Musik herum, die nur sie selbst hört. Auf das Centrum der Dinge kommt sie nicht, sie schweift an den Peripherien umher; das Gesetz ihrer eigenen Bewegung findet sie nicht, sie gibt uns nur immer das allerdings staunenswerthe Schauspiel der centrifugalen Schwingungen der Phantasie. Darum aber ist jede stille, tiefe, klare, wenn auch simple Frauennatur, kommt sie zum Bewußtsein ihrer selbst, diesem schamanenhaft tobenden Kinde Bettina überlegen. Eine solche simple Natur findet das Gesetz ihrer Bewegungen und beugt sich vor dem Geiste, dem sie sich angehörig fühlt. Die Amazone Bettina gehört Niemandem an, sie scheint das freie Weib zu sein, sie gibt Athletenkünste zum Besten und läßt uns doch wider ihren Willen den alten Glauben festhalten, daß das Weib nicht in der Entwickelung der Stärke ihre wahre Kraft offenbare. Clemens übernimmt mitunter die Rolle der einfachen Wahrheit, die um ihre Freiheit weiß, aber sie nicht zügellos in Willkür geltend macht. Er spricht an einer Stelle seiner brieflichen Mittheilungen von der Sitte, als derjenigen Macht, der sich das Weib mit freier Entschließung unterordnet, indem sie die Sphäre der Gewohnheit erwärmt, durchdringt, belebt und befruchtet, nicht sie umstößt, ohne ihr eine andere Ordnung unterzubreiten. Ich weiß nicht, wie weit Bettina dies brüderliche Geständniß in wachen Momenten als Wahrheit anerkennt, oder es sich und der Schwärmerei ihrer fessellosen Gelüste gegenüber blos als Contrast aus den Briefen des Bruders hinstellt. Er schreibt (S. 305):

Mein Wunsch wäre es beinahe, daß du mehr in den gewöhnlichen frankfurter Schlendrian kämst, damit du das Auffallende in deinem Betragen etwas unterdrücktest, denn durch dies Auffallende kannst du leicht einstens noch viel Verdruß haben, nicht als wäre es deswegen schlecht an sich, nein, es ist nur hinderlich und steht oft und bei dem Weibe fast immer im Wege, Gutes zu wirken. Die Sitte kann keinem Menschen erlassen werden; sie ist eine Art Allerweltsprache, ohne die man nie verstanden wird; doch soll der Mensch in sie ebenso wenig von Jugend auf hineingeleimt werden als er ganz unfähig für sie werden darf. Aber schön ist, wenn sie der Mensch mit freiem Willen angreift, sie durch die schöne Eigenthümlichkeit seines Daseins veredelt, und so allen Andern in dieser allgemeinen Sprache sich selbst liebenswürdig und verständlich macht. Jede gänzliche Verschließung des Menschen ist verderblich und hat etwas Fürchterliches und Unnatürliches, um so mehr, wenn sie nicht ganz freiwillig, sondern durch eine äußere schmerzliche Berührung mit der Welt hervorgebracht ist, die aus Unfähigkeit oder Unbildung entstand; denn in dem Zusammenhang besteht die ganze Größe der Welt und an ihr können wir uns allein stärken und bilden. Wer sich diesem Zusammenhang entzieht, muß ein großes reiches Leben zurückgelegt haben, das er nun ausbilden und verarbeiten will, oder er muß sich von seinen Wunden heilen wollen; so kann er zu entschuldigen sein, wenn er zurücktritt. Aber Jener, der durch Ungewohnheit oder Ungeschicklichkeit im Umgang mit Schmerz und Sehnsucht nach eben der Welt, der er sich nicht anpassen kann, sich zurückzieht und auf sich selbst reducirt, der verdient bei allen übrigen Verdiensten doch von dieser Seite für einen unvollkommenen, ungeschickten Menschen gehalten zu werden, und wird mit Recht ausgelacht, wenn er seiner Unbeholfenheit den Namen der Zurückgezogenheit oder der Betrachtung geben will. So lange, liebe Bettina, als die Einsamkeit dir noch anklebt als Widerwille gegen die Gesellschaft, mußt du dich nach den Menschen umsehen und alle Mittel anwenden, dich von allen Menschen geliebt zu machen. Das Leben des Weibes ist fester und unbeweglicher als das Leben des Mannes, das Weib berührt die Menschen näher und muß Segen über ihre Umgebung verbreiten. Was frommt es dir, wenn dann

und wann ein geflügelter Denker an dir vorübereilt, der dich grüßt und weiter eilt und dir die Sehnsucht unbefriedigter Liebe zurückläßt! Ich weiß nicht, welches Bild schöner ist, ein Marienbild von einem trefflichen Meister, das in einer kleinen Dorfkirche vergessen hängt, aber vor dem fromme und unschuldige Menschen beten, oder eine herrliche Natur in den Händen von Barbaren, die dann und wann von einem durchreisenden Kunstkenner oder von einem reisenden Engländer bewundert wird. Jenes wird nie verkannt und immer gewürdigt, diese wird selten erkannt und jeder Dünkel brüstet sich mit ihr. Ich wünsch. es daher herzlich, liebe Bettina, daß du auch verkehrtere Menschen und gewöhnliche durch deinen Umgang, durch eine einfache, durchaus sittliche Erscheinung, die ohne aufzufallen alle die Rechte der Liebenswürdigkeit und Güte geltend macht, erfreuen mögest. Du rettest dadurch mich von Vorwürfen, und machst, daß deine Liebe zum Schönen nie als eine Zuflucht erscheint, sondern als ein freies, schönes Erheben, das wie die Andacht und Religion neben dem stillen häuslichen Leben steht.

Mit dieser Stelle widerlegt Bettina ihre eigene Natur oder zeigt uns wenigstens, wie viel ihr fehlt, um an ihr eine weibliche Gestalt voll stiller, tiefer Wahrhaftigkeit zu haben. In andern Briefen spricht Clemens mehr in ihrer Weise und erfüllt uns mit der Besorgniß, als habe sie ihm aus ihrem Tagebuche manches von ihren „Revolutionsgedanken", wie sie selbst ihre Einfälle nennt, untergeschoben, in derselben Art, wie sie Goethe'sche Gedichte in ihre Prosa auflöste und die Geburt des Dichters als das Secundaire angab, oder in ihrem Buch „Günderode" sich die merkwürdigsten Anticipationen und Verstöße gegen die Zeitrechnung erlaubte. Einmal angenommen, alle diese Briefe und Ergüsse seien freie Erzeugnisse, wäre zugleich die Berechtigung zu solcher dichterischen Licenz eingeräumt, aber diese Mittheilungen aus Bettina's Tagebüchern fußen doch wieder zu sehr auf Erlebnissen und wirklich gepflogenen Briefwechseln, sie verlören einen guten Theil ihrer Wirkung, hielte man sie nicht heran an die Wirklichkeit deutscher Personen und Zustände. In dieser Zwitterhaftigkeit schwanken sie nun einmal und haben darin ihren Reiz und ihren bedingten Werth. So läßt sich auch nicht auseinanderwirren, was in diesem „Frühlingskranz" der Jüngling Clemens wirklich zu jener Zeit ihr schrieb oder was sie aus späterer mündlicher Mittheilung ergänzte, oder aus ihrem Eigenen ihm soufflirt haben mag. Auf ein langes kosendes Gespräch mit den flüsternden Lindenblüten vor dem Fenster, das sie dem Bruder brieflich überliefert, entgegnet ihr dieser, er sei in ihr sinniges Geplauder vernarrt, und so beginnt denn auch in diesem neuen Buche von neuem das alte Fastnachtsspiel mit dem Götzendienst des Genius im Menschen, hinter dem doch im Grunde eine Sentimentalität steckt, von der wir unser Zeitalter frei wünschen müssen.

Das erste Bedenken, ob diese Briefe zwischen Clemens und Bettina überhaupt geschrieben, das heißt gewechselt, oder vielmehr später frei componirt, wenigstens stark versetzt und überarbeitet seien, wird uns gleich zu Anfang rege. Diese Briefe sind sämmtlich ohne Datum, aber die Mittheilungen lehnen sich an Ereignisse der französischen Revolution. Der emigrirte Herzog von Choiseul wohnt mit Bettina Brentano in derselben Straße zu Frankfurt. Er guckt zum Fenster 'naus, läuft simpel zum Bäcker und holt sich 'ne pure Semmel. Der blinde Herzog von Aremberg kommt jeden Nachmittag zu Brentano's, mit einem großen Pack Revolutionsblätter von Sieyes, Mercier, Pétion u. A., die „mit großem Ernst am Weltgeschick weben". Was Bettina da hört, „klingt ein in ihre verneinende Seele gegen Alles, was sie in der Welt gewahr wird und hebt den Schleier von aller Verkehrtheit". Abends, wenn Alle fort sind, spricht die Großmama mit Bettina über Mirabeau; sie nennt ihn einen Kometen, der Alles entzünde, was sich ihm nähere. Das Große in ihm verstehen lernen, sagt die Großmama, adele die Seele. Sie macht Auszüge aus seinen Briefen, gibt der Bettina eine Nadel, um damit in das Heft zu stechen. Welchen Satz sie trifft, den soll sie als Gedankenspruch bewahren. Diese Sätze hatte die Großmama selbst alle gesammelt und war überzeugt, Bettina werde mit der Nadel nicht unrecht stechen. Und „das Kind" stößt auf den Ausspruch des großen Redners: „Die Macht der Gewohnheit ist eine Kette, die selbst das größte Genie nur mit vieler Mühe bricht!" Und die Großmama stutzt, ob Bettina den Satz nicht nur selbst erfunden habe. Der Leser stutzt nicht; er ist längst an allerlei kleine Wunder gewöhnt, und selbst wo er lächeln muß über des Zufalls sinnige Spielereien, da fühlt er sich doch von den Schwingen eines ungewöhnlichen Geistes gehoben und getragen. Jener Satz hat für den Herd der Revolution wie für den Schoos des Friedens seine schlagende Wahrheit, und ist er schon gar sehr ein Bettina'scher Glaubensartikel, so liegt er ganz innerhalb der Gedankenkreise Mirabeau's. Der Satz ist nicht erfunden, aber vielleicht die ganze Situation, in der er hier zu Tage kommt. Hier steht er! sagt Bettina, als die Großmama stutzt; ich bin nicht Mirabeau, fügt sie hinzu, aber sein Geist ist mir ins Blut gegangen, er wird mich ewig mahnen, nicht von der Gewohnheit abzuhängen. „Doch, Clemens", schreibt sie dem Bruder, „der Mirabeau! Ich wollt', ich stünd' vor ihm; weißt du? Denk' ich an ihn, fühl' ich mein Gesicht brennen. Mit aller Sehnsucht meiner Arme, meiner Augen, ja mit Allem, was umfassend ist in mir, möcht' ich seine Knie umschlingen! Des großen Helden, der auf seine Lippe nimmt das Geschick des Volks und es entzündet, es anfacht mit seines Mundes Hauch!" Das sind des „Kindes" eigene Worte. Sie klingen wie Begeisterung für den Lebenden, den noch im Kampf Befangenen. Und Clemens sagt ihr in einem Briefe, sie solle mit der Großmama in Gottes Namen ja alle fliegenden Blätter und Reden der Nationalversammlung durchstudiren, sich unter den Männern der Revolution ihren Helden wählen und zu ihm und für ihn beten. Wir wissen, wie Bettina in ihren sogenannten Briefen an Goethe für das Jahr 1809 ihre begeisterten Reden und Hymnen über Hofer, Speckbacher und die tiroler Helden sang, wie sie mit den mächtigen Worten einer Göttin des pythischen Apoll an die hohe Dichterbrust des Greises

klopfte, der sich aus alle den „verschlingenden Wirren der Welt“ in sich selbst zurückzog, während von den Bergen die Feuer der Freiheit loderten. Wir kennen diese Hymne, und so lange noch ein Blutstropfen für die Freiheit der Völker fließt, werden diese Gesänge unsern Pulsschlag beflügeln. Es stört uns auch nicht, zu wissen, daß es eben nur Gesänge sind, in denen nachträglich das Herzklopfen des dichterischen Gefühls laut wird. Die Dichter mit ihren weichen Herzen kommen immer erst nachträglich, wenn ein großes Leid der Welt schon ausgeblutet hat. Aber Bettina will nun auch für die Helden der Revolutionsfreiheit mit dem lodernden Feuer der augenblicklichen Erregung gefühlt haben! Die Briefe an Clemens sollen uns das bekunden, oder vielmehr sie sollen es nicht, denn Bettina ist fern von Allem, was Prunk heißt; diese Ergüsse sollen der Welt ganz naiv, aber stürmisch genug zeigen, wie man für eine große Sache empfinden müsse. Sie thun es nicht in der Weise wie ihre tiroler Briefe, die sie an den deutschen Dichter richtet. Es fehlt hier die intimere Sympathie. Daß die Begeisterung für Mirabeau erst sehr spät in die Briefe hineingetragen, beweist vielleicht auch die etwas nüchterne captatio benevolentiae, die sich nicht an den Bruder, sondern an den öffentlichen Leser wendet und mit den Worten: „Du meinst, ich sei überspannt, ich wolle affectiren“, nicht ganz geschickt dazwischenläuft. Es fehlt nicht an glücklichen Einzelheiten und lebendigen Einfällen, mit denen sich Bettina's Sympathie mit der Bewegung des Volks in Scene setzt. Sie liest dem Herzog von Aremberg ein französisches Actenstück über die Volkssouverainetät vor, und der emigrirte Mann, der ohnedies physisch blind ist, schläft darüber ein. An Mirabeau knüpft sie fortgesetzt und fast ausschließlich ihr großes starkes Mitgefühl für die Sache der Welterneuerung in jener Epoche der Menschheit. Sie bekommt vom Antlitz ihres Helden eine Silhouette zur Hand, wie es damals Mode und Stil war, in Begleitung mit Lavater's physiognomischer Note. Dieser gottselige Cicerone des menschlichen Gesichts fand keinen Geschmack an Mirabeau's Zügen, er legte also keine Bedeutendheit hinein, sondern nahm sie als Symbol einer geistigen Caricatur, als Ausdruck einer Verschrobenheit der Seele. Mirabeau's Nase bezeichnete nach dem Dafürhalten dieses gesichterkundigen Exegeten nicht den Helden, der kühn einen großen Entwurf festhalten könne, der Grammatiker des menschlichen Antlitzes nennt sie kurzweg eine veritable rohe Bauernnase. Schwülstige Lippen, die so matt in den Winkeln herabhängen, sagte Lavater, könnten keine Tugend verrathen, sein Auge sei zwar feurig, aber „von finsterer Vermessenheit“; auf der Stirn throne nicht Heldenmuth, sondern „schamvergessene Gewaltsamkeit“, und der Zug, der durch die ganze Physiognomie des Mannes laufe, spreche markant die Caricatur des Genies, nämlich eine Exaltation aus, die an Narrheit grenze. Dem Gesichte Mirabeau's gilt, däucht mir, die famose Lavater'sche Devise: „Schwindelnd an der Narrheit Abgrund.“ Über diese Definition der Gesichtszüge ihres Helden, obschon sie wider Willen Wahres verräth, ist nun Bettina nicht empört blos, sondern rasend. „Pockengruben hat er!“ ruft sie, „meinetwegen, was ficht mich's an! Hineinbetten will ich mich in die Gruben seines Denkens, ja in diesen Pockengruben möcht' ich begraben sein!“

Diese, abmal spielerische, doch groteske Raserei des phantastischen „Kindes“ ist ganz in dem Anschein und scheint ganz in der Absicht hingestellt, als sei dies eine Empfindung, die dem Lebenden, dem noch Ringenden und Kämpfenden gegolten habe. Sie trägt ganz das Feuerzeichen einer heißen Gegenwart und des brennenden Moments, der sie geboren. Aber Mirabeau starb zu Anfang April des Jahres 1791. Und wenn Bettina, die Jungfrau, für die lebendigen Helden der Nationalversammlung geschwärmt hätte, so müßte Frau v. Arnim in Berlin eine siebzigjährige Dame sein. Was nicht gut annehmbar erscheinen möchte. Auch kommt uns alsbald aus den Briefen selbst die Kunde, Lavater habe kurz vor seinem Tode in einem Berichte an die Frau Großmama jenen Ausspruch über Mirabeau gethan und diese briefliche Mittheilung des Propheten von Zürich sei schon drei Jahre alt. Lavater starb aber erst 1801, wie wir wissen an den Folgen eines Schusses, den er bei der Wiedereroberung Zürichs durch Masséna von einem französischen Soldaten auf der Gasse erhielt. Sind wir nun plötzlich durch jenes Geständniß über das Alter des Briefs in das Jahr 1804 versetzt, so stehen wir auf Grund und Boden der Kaiserzeit. Und deren Vorläufer drängen sich uns mit ihren lebendigen Interessen unter den Ereignissen jener Zeit am nächsten auf. Als Bettina den Briefwechsel mit dem Bruder eröffnet, ist das linke Rheinufer schon französisch, der luneviller Friede hat von 47 Reichsstädten nur sechs übrig gelassen, die Verschwörung gegen den ersten Consul ist schon die Thürangel geworden zwischen alter und neuer Wendung der Dinge, Enghien ist eben erst erschossen, Georges guillotinirt, Moreau verbannt. Von alle Dem, was doch die Zeitungen als Neuestes brachten und die Seele des erwachenden Mädchens Bettina als Nächstes und Drängendstes erfüllen mußte, ist in ihren Tagebuchsblättern und brieflichen Ergüssen gar nicht die Rede. Sie schwärmt ganz allgemein und nachträglich für die Helden der Nationalversammlung, an die unter dem schwülen Gewitterhimmel, den fast jeder Tag mit neuen Wolken heraufführte, keine lebendige, mit dem Tag beschäftigte Menschenseele damals mehr dachte. Erst die poetische Recapitulation der Frau v. Arnim konnte sich eine Begeisterung für die ersten Leiter der großen Bewegung anschüren.

Es fällt mir, indem ich dies ermittele, nicht ein, den Werth dieser Begeisterung für die Helden des neuen Jahrhunderts herabzustellen. Ich wollte nur die Ursprünglichkeit dieser Empfindungen in Zweifel ziehen. Poetischen Werken schaden Anachromismen nichts; aber hier schwärmt kein naives Mädchenherz, sondern die Matrone durchfühlt noch einmal ihre Jugendzeit und fügt

den Briefen aus jener Zeit nachträglich bei, was sie jetzt erst bei der Fülle und der Tiefe eines altgewordenen, aber noch immer jung empfindenden Herzens in sich verspürt. Ein Mädchen, das im heißen Drang jener Tage so gefühlt wie Bettina gefühlt haben will, hätte der Welt nicht blos Worte, auch Thaten einer modernen Jungfrau von Orleans gezeigt. F. G. Kühne.

Literarische Notizen aus England.

Eine Miß Helen Hyams hat unter dem Titel „The candidate for favour" (London 1844) eine gemischte Sammlung Originaldichtungen und prosaische Erzählungen herausgegeben, deren letztere hauptsächlich in Übersetzungen aus dem Deutschen bestehen. Die englische Kritik macht Deutschland die Artigkeit, zu sagen, das Deutsche sei in dem Buche das Beste, und zu widersprechen wäre unartig. Indessen enthalten die Poesien doch einiges Hübsche, was seinerseits sich übersetzen ließe. Als kurze Probe:

Cupid's Inquiry.

„Dear grandpapa", said little Cupid,
As Zeus the flaming lightbolt hurl'd,
„Methinks the folks are very stupid
In yonder place, they call the world.

For how they tremble at thy thunder
And shrink from yonder blaze of light,
Impelled by awe, dismay or wonder,
Each feeling merging in affright.

But, leaving out some rare exception,
When I discharge my sharpest dart,
No bosom shrinks from its reception,
Nor quails till it has reached the heart.

Now, mighty Jove, thou know'st full well,
My arms can even make thee shake,
Then why, until they feel my spell,
Don't mortals at my weapons quake?"

Wer Windsor zu besuchen gedenkt, versorge sich mit „Notices of Windsor in the olden time" (London 1844), denn das Büchelchen bezeichnet Alles, was das schöne Schloß Sehenswerthes enthält. Wer eine Geschichte von Windsor zu lesen wünscht, verschaffe sich dasselbe Büchelchen, denn es erzählt diese Geschichte von der ältesten Zeit bis zum Schlusse des 17. Jahrhunderts ebenso graziös als ausführlich. Wer nach Hofanekdoten lüstert, der kaufe oder borge genanntes Büchelchen, denn es bietet deren eine beträchtliche Zahl. Wer ein nettes, elegantes Büchelchen zu besitzen wünscht, für den ist gedachtes jist the thing. Und wer seine Bibliothek mit einem dem Prinzen Albert dedicirten Buche bereichern will, dem sei hiermit mehrerwähntes empfohlen. .16.

Bibliographie.

Aristophanes, Lustspiele. Übersetzt und erläutert von H. Müller. 2ter Band. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts. Mit geschichtlichen Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von J. E. Pipitz und G. Fink. 1ster Band: Memoiren der Frau Roland. Mit einer Einleitung: Die Frauen in der Revolution. 1ster Theil. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 1844. 8. 1 Thlr.

Bukofzer, J., Maimonides im Kampf mit seinem neuesten Biographen Peter Beer. Berlin, Schnitzer. 1844. Gr. 8. 20 Ngr.

Corpus Constitutionum Germaniae, oder die sämmtlichen Verfassungen der Staaten Deutschlands, mit den beiden Grundverträgen des Deutschen Bundes und deren wesentlichen Ergänzungen. Herausgegeben von P. A. Guido v. Mayer. 1ste Lieferung. Frankfurt a. M., Brönner. 1844. Schmal 4. 1 Thlr.

Dielitz, T., Deutsches Liederbuch. Berlin, Schultze. Gr. 16. 7½ Ngr.

Fränkel, A., Das moderne Judenthum, die Franfurter Reformfreunde und die neue Zeit. Ein Beitrag zur Kritik religiöser und socialer Zustände der Gegenwart. Reutlingen, Mäcken Sohn. 1844. 11⅓ Ngr.

Gagern, H. C. Freih. v., Der zweite Pariser Frieden. Zwei Theile. — A. u. d. T.: Mein Antheil an der Politik. V, 1, 2. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr. 18 Ngr.

Offene Gedanken über den Eid nach Preußischem Gesetz und Gerichtsverfahren. Charlottenburg, Bauer. 1844. 8. 15 Ngr.

Offenes Glaubensbekenntniß der christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde zu Schneidemühl in ihren Unterscheidungslehren von der römisch-katholischen Kirche, d. h. der Hierarchie. Angehängt ist das Gesuch der Gemeinde an die königl. hohe Regierung zum Bromberg um Anerkennung. Bromberg, Levit. 1844. 8. 5 Ngr.

Hesekiel, G., Ludwig Anton von Bourbon, Herzog von Angoulême, nachmals Dauphin und Großadmiral von Frankreich. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 10 Ngr.

Kennedy's, Miß Grace, Sämmtliche Werke. Aus dem Englischen von H. Clemen und W. Pirscher. Drei Bände. 3te Auflage. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1844. Kl. 8. 2 Thlr.

Klippel, G. H., Historische Forschungen und Darstellungen. 2ter Band: Lebensbeschreibung des Erzbischofs Ansgar, kritisch bearbeitet. Bremen, Geisler. Gr. 8. 1 Thlr.

Köstlin, C. R., Neue Revision der Grundbegriffe des Criminalrechts. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 Thlr.

Lasaulx, v., Über den Eid bei den Römern. Würzburg, Voigt und Mocker. 1844. Gr. 4. 10 Ngr.

Montan, F., Bilder aus dem Bergmannsleben. Berlin 1844. 8. 10 Ngr.

Das alte Passional. Herausgegeben von *K. A. Hahn.* Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein Plan, die Nationalschulden aller Nationen Europas zu tilgen. Berlin, Schnitzer. 1844. 8. 3¾ Ngr.

St.-Hilaire, Marco de, Napoleon im Bivouac, in den Tuilerien und auf St. Helena. Bisher ungedruckte Anekdoten über die Familie und den Hof des Kaisers. Aus dem Französischen. Leipzig, Expedition der Signale. 1844. Gr. 12. 1 Thlr.

Schack, A. F. v., Spanisches Theater. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 12. 3 Thlr. 5 Ngr.

Der Schiffbruch, oder der Christ in der Drangsal. Erzählung. Aachen, Cremer. 1844. 12. 11¼ Ngr.

Sonnenburg, A., Tellus oder die vorzüglicheren Thatsachen und Theorien aus der Schöpfungsgeschichte der Erde. Für Freuude der Naturwissenschaft allgemein fasslich dargestellt. Bremen, Geisler. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Stuckert, L. K., Sämmtliche lyrische Gedichte. 2te Auflage. Karlsruhe, Macklot. 1844. 8. 20 Ngr.

Torffstecher, W., Blätter der Liebe. Neue Ausgabe. Berlin, Hayn. 1844. 12. 15 Ngr.

Die Umtriebe der Jesuiten in Sachsen und ihre Kirche zu Annaberg. 2te, durch neue Belege, Stimmen aus der Gegenwart und ein offenes Sendschreiben an den apostolischen Vicar in Sachsen Bischof F. L. Mauermann und den königl. Hofprediger J. Dittrich, vermehrte Auflage. Leipzig, Brauns. 1844. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Zollverein mit seinen Ostseehäfen und Hamburg. Von A. S....r. Berlin, Springer. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 17. —— 17. Januar 1845.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Daß die Zeitrichtungen auf dem Gebiete der Politik und der Intelligenz mit der Literatur in engster Verbindung und in Wechselwirkung stehen, ist eine bereits so allgemein anerkannte und durch wissenschaftliche Erscheinungen so leicht zu erweisende Thatsache, daß es für den aufmerksamen Beobachter der Zeit und für Den, der ihrer Zustände und Bewegungen kundig ist, einer besondern Beweisführung gar nicht bedarf. Die Schwingungen des Zeitrades sind aber rascher als je; die Regungen der Geister und Gemüther sind lebendiger als in irgend einer Epoche der Menschheit; in keinem Zeitalter war es so schwierig als in dem gegenwärtigen, ruhig, unparteiisch und mit Erfolg zu beobachten, zu arbeiten, der Gefahr auszuweichen, daß man nicht von dem Strome erfaßt und bewußtlos mit fortgerissen werde; daß man die Kraft des Geistes und der Intelligenz nicht atomistisch zersplittere und sich in egoistischer Selbstzufriedenheit lieber mit dem Scheine der Wirksamkeit als mit dem wirklichen und rühmlichen Effect begnügen lasse. Und insbesondere ist es die Aufgabe, die Pflicht der Wissenschaft, daß sie die Besonnenheit nicht verliere, stets ihres Ursprungs aus dem menschlichen Geiste, dem Funken der Gottheit, eingedenk sei. Dann wird sie auch ihrer höchsten Bestimmung nicht vergessen: sie soll die Menschheit, die Staaten, die Geister beherrschen und erleuchten, aber niemals die herabgewürdigte Dienerin ihrer Leidenschaften sein. Und so oft sie diese niedrige Rolle spielte, wirkte sie verderblich: verwirrte die Geister, entzweite die Gemüther. Aus dem soeben Gesagten läßt sich nun auch der Schluß ziehen, daß dieselbe es gleichmäßig unter ihrer Würde finden müsse, dem Zeitgeiste zu fröhnen oder umsichtslos ihm entgegenzutreten. In dem weiten Kreise des socialen Lebens ist eine große Menge von Ursachen und Wirkungen in einer ununterbrochenen bald raschern, bald langsamern Thätigkeit; diese steht aber keineswegs in einer solchen Abhängigkeit von dem Menschen, als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist, vielmehr erfährt derselbe ihren bestimmenden und lenkenden Einfluß in einer viel größern Ausdehnung und Mannichfaltigkeit, als er sich selbst bewußt wird oder zugesteht. Und die Bemerkung, die Quetelet in seinem merkwürdigen Buche „De l'homme" macht: „Es ist in der Geschichte der Wissenschaften eine bemerkenswerthe Thatsache, daß man, je aufgeklärter man wurde, um so mehr die dem Menschen zugeschriebene Macht schwinden sah", ist auch an unserer Stelle wahr, dessenungeachtet aber bleibt es immer eine Aufgabe für den Menschen, vermöge der Freiheit und der hohen Bestimmung seines Geistes, auf der einen Seite sich von dem Andrange der in steter Wechselwirkung begriffenen Dinge nicht fortreißen zu lassen, auf der andern Seite aus verblendungsvoller Widersetzlichkeit und Überschätzung seiner Kräfte keinen Kampf gegen jene Dinge anzunehmen, der früher oder später zum Verderben ausschlagen muß. Darum ist es von Wichtigkeit, daß die Geister sich vereinigen, theils im Bewußtsein ihrer göttlichen Verwandtschaft, theils in der Erkenntniß der überlegenen Wirksamkeit einträchtigen Strebens: die Eintracht gibt in jedem Verhältnisse Stärke. Und diese Stärke vermag denn auch das Edle, was in einer echt wissenschaftlichen Bildung und deren nothwendigen Bestrebungen liegt, mit um so sichererm und dauerhafterm Erfolg im socialen Leben zu verbreiten, Gegensätze auszugleichen und gewisse Verhältnisse zu bezwingen, die nur darum die Aussicht auf den Sieg eine Zeit lang hatten oder ihn wirklich davontrugen, weil ihnen keine durch Eintracht starken und durch Tüchtigkeit der Gesinnung und der Intelligenz unbesiegbaren Geister die Stirn boten. Die echte Wissenschaftlichkeit, vereint mit der Herrschaft über die Sprache, mag sie schriftlich oder mündlich auf dem Felde des Kampfes erscheinen, ist in jeder civilisirten Gesellschaftsverbindung eine Macht, eine Macht, die früher oder später ihre Triumphe zu feiern Gelegenheit hat. Die alte Welt liefert Zeugnisse genug dafür, und die Neuzeit hat bereits deren auch so viele aufzuweisen, daß man zu der Hoffnung sich erheben darf, sie werde solche Triumphe in noch größerer Zahl und in noch glänzenderer Weise aufzuführen im Stande sein: die Kraft der civilisirten Völker unserer Tage ist noch frisch und mannhaft genug, um jene Hoffnungen verwirklichen zu können.

Die einzelnen Wissenschaften sind sich aber weder gleich rücksichtlich ihrer Befähigung, Intelligenz zu erzeugen, noch rücksichtlich der Gesellschaftskreise, in deren

Mitte sie mit Erfolg zu wirken vermögen. Heben wir die Geschichte hervor, die uns hier zunächst liegt, so wird Niemand in Abrede stellen können, der eine richtige Ansicht von ihr hat, daß ihr in den beiden Beziehungen, die soeben angedeutet wurden, einer der ersten Plätze eingeräumt werden müsse. Sie führt den Menschen nicht nur zu dem Menschen und zum Nachdenken über sich selbst und über die unsichtbare Macht, von deren überlegener Größe und Weisheit sie ihm die klarsten Beweise liefert, sondern gibt ihm auch ganz besonders Veranlassung, das Staatsleben zu betrachten, Vergleichungen zwischen den einzelnen Zeitaltern und Völkern anzustellen und zu der Einsicht zu gelangen, daß von dem politischen Leben ebenso die Tugend gefodert und die Leidenschaft verdammt werde wie von dem Gesetzbuche der Sittlichkeit. Und diese Lehren können in der untersten und höchsten Sphäre der Gesellschaftsverbindung gleichmäßig zur Anschauung gebracht werden. Wie wünschenswerth dies aber namentlich in unserer Zeit sei, wird Jeder einsehen, der ihre Bestrebungen, ihre Gegensätze und die Verschiedenheit der Ansichten über die Vergangenheit und Gegenwart kennt. Soll jedoch der Zweck erreicht werden, so muß sich die Geschichtswissenschaft unabhängig zeigen, die reine Wahrheit fest ins Auge fassen und ein Zusammenwirken der Befähigten eintreten. Daher sind theils Geschichtsvereine, theils solche Institute von Werth, die in regelmäßiger Wiederkehr geschichtliche Arbeiten von gleichgesinnten, mit der Wissenschaft und Aufklärung es redlich meinenden Männer veröffentlichen. Und diese Institute, wenn sie mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit geleitet wurden, haben sich bereits vielfach erprobt und ebenso langdauernde als allgemeine Anerkennung gefunden: ein Beweis, daß sie weitverbreitete Wünsche und Bedürfnisse zu befriedigen berufen und geeignet sind. In die Kategorie der factischen Beweise für unsere soeben ausgesprochene Behauptung gehört unbezweifelt auch das „Historische Taschenbuch", dessen neuester Jahrgang uns vorliegt mit dem Auftrage, über seinen Inhalt unsern Lesern einen treuen und gewissenhaften Bericht abzustatten. Dieser Inhalt ist folgender:

1. Aus der Geschichte der ersten Ansiedelungen in den Vereinigten Staaten. Von Talvj.
2. Ludwig Tieck. Zur Geschichte seiner Vorlesungen in Dresden. Von C. G. Carus.
3. Der Verrath Wallenstein's an Kaiser Ferdinand II. Von R. Roepell.
4. Aufenthalt in Paris im Jahr 1810. Von K. A. Varnhagen von Ense.
5. Ueber den Proceß der Templer und die gegen ihren Orden erhobenen Beschuldigungen. Von W. G. Soldan.
6. Über Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans. Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Vereine den 27. Jan. 1844. Von F. von Raumer.
7. Über Verfassung und Geschichte der Städte in Belgien seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts bis zur Einverleibung des Landes in die französische Republik. Von W. A. Arendt.

Die Entdeckung Amerikas ist in mercantilischer, politischer und culturhistorischer Beziehung von außerordentlichen Folgen gewesen, und ihre Entwickelung nach einem Zeitraum von bereits 350 Jahren nicht nur nicht abgeschlossen, sondern sogar in unaufhörlicher Erweiterung begriffen. Die Geschichtswissenschaft hat unsers Wissens die interessante, aber allerdings auch schwierige Aufgabe, jene Folgen genetisch in ihrem ganzen Umfange darzulegen, noch nicht gelöst; denn die Abhandlung von Gentz: „Über den Einfluß der Entdeckung Amerikas auf den Wohlstand und die Cultur des menschlichen Geschlechts", im fünften Bande seiner Schriften nach der Ausgabe von Weick enthalten, kann jetzt um so weniger für genügend angesehen werden, da sie zu den frühern Schriften jenes allbekannten Publicisten gehört, also in eine Zeit fällt, seit welcher das behandelte Thema an Umfang und Bedeutung nicht wenig zugenommen hat. An Materialien aber und Beiträgen fehlt es so wenig, daß gerade eine der größern Schwierigkeiten darin bestehen möchte, dieselben zu beherrschen und zu verarbeiten. Dagegen ist die jüngste Zeit ergiebig gewesen an Werken, die sich mit der Entdeckung des amerikanischen Continents, besonders seiner südlichen Hälfte, beschäftigen. Auch die vorhistorische Zeit dieses Erdtheils ist in neuester Zeit der Gegenstand ziemlich lebhafter und von merkwürdigen Resultaten begleiteter Untersuchungen gewesen. Doch damit haben wir es hier nicht zu thun: die erste Abhandlung beschränkt uns auf die ersten Colonisirungsversuche der Engländer in Nordamerika. Die Geschichten derselben sind in Deutschland wenig bekannt; um so willkommener darf jene Abhandlung genannt werden, die unsere in dieser Beziehung noch so mangelhaften Kenntnisse zu bereichern im Stande ist; denn die historische Darstellung der englischen Niederlassungen in Nordamerika von John Marshall, welche der Lebensbeschreibung des Präsidenten Washington zur Einleitung dient (1805), ist ebenso wenig allgemein bekannt als sie jetzt noch ausreichend befunden werden kann. Am Ausgange des Mittelalters war die iberisch-romanische Bevölkerung der pyrenäischen Halbinsel durch religiösen Bekehrungseifer, durch das Bewußtsein ihrer Kraft in Folge der Besiegung der arabischen Herrschaft, durch den Länder- und Gelddurst in die lebhafteste Bewegung gerathen; die großen Entdeckungen, die Wunder und Pracht der neuen Länder, die Hoffnung auf unermeßlichen Gewinn steigerten sie ins Unglaubliche; die Phantasie vertrat die Stelle der Kenntnisse, und ihren Träumen ward die Zuverlässigkeit der Verstandesbeweise zugesprochen. Der continentale Osten war durch die Türken verschlossen, die belebte Thatkraft der europäischen Völker richtete sich daher nach dem geöffneten Westen: die Romantik der Kreuzzüge ward auf die Bahnen des Meeres versetzte. Die vom westlichen Europa ausgegangene Begeisterung theilte sich auch dem anglosächsischen Volksstamme mit. Wies schon Englands maritime Lage seine Bevölkerung aufs Meer, so richtete ein Theil derselben mit Sehnsucht seine Blicke nach den neuentdeckten Ländern, um entweder die dorthin geträumten Goldschätze zu heben oder ein Asyl für sein verfolg-

tes Gewissen daselbst zu finden. Während aber die romanische Bevölkerung nach der südlichen Hälfte Amerikas strömte, ging die englische nach den nördlichen Theilen desselben. Und diese Theilung der neuen Welt ist in ihren Folgen ebenso scharf und charakteristisch hervorgetreten als in Europa: sie ist entscheidend für das Geschick von ganz Amerika und dessen Inselsystem geworden. Die geschichtlichen Ereignisse, welche Talvj erzählt, fallen in die Zeiten der Elisabeth und ihres Nachfolgers Jakob I. Die Hauptperson der Erzählung ist der Capitain Thomas Smith, den man allerdings schon aus Marshall's Darstellung kennt, aber keineswegs in der Romanhaftigkeit des Lebens und der Thätigkeit, wie er uns bei Talvj erscheint. Verbindet man damit die nicht minder romanhafte Erscheinung Pocahonta's, der Tochter eines amerikanischen Häuptlings, so hätte ein Romanschreiber, wenn er diese beiden Persönlichkeiten zum Mittelpunkt eines Romans machte, gewiß einen ebenso anziehenden als ergiebigen Stoff zu seiner Verfügung. Die Quelle, welche Talvj ihrer historischen Arbeit zum Grunde legte und die uns vorzüglich in die ersten Ansiedelungsversuche von Virginien versetzt, ist eine Selbstbiographie Smith's, die 1629 zu London unter folgendem Titel erschien: „The true travels, adventures and observations of Captaine John Smith in Europe, Asia, Africke and America, beginning about the yeare 1593 and continued to this present 1629. Together with a continuation of his generall history of Virginia, Summer Isles, New England and their Proceedings since 1624 to this present 1629. As also of the new Plantations of the Great River of the Amazons, the Isles of St. Christopher, Nevis and Barbadoes in the West Indies." Ein wörtlicher Abdruck dieses Werks erschien zu Richmond 1819. Die Abenteuer, Lebensrettungen und Irrfahrten Smith's grenzen oft an das Unglaubliche; und dennoch liegt kein Grund vor, in die Treue und Glaubhaftigkeit seiner Selbstbiographie Mistrauen zu setzen. Man wird aber um so mehr an die Erzählung gefesselt, weil Smith nicht blos als thatkräftiger, sondern zugleich auch als redlicher und von den meisten Roheiten seiner Zeit freier Mann uns überall entgegentritt. Verbindet man damit die Geschicklichkeit, mit welcher Talvj die Erzählung durchgeführt hat, so wird man unsere Versicherung, daß dieselbe vom Anfange bis zu Ende zu fesseln vermöge, vollkommen erklärlich finden: mag der Leser dem historischen oder dem ästhetischen Interesse zugethan sein, er wird in beiderlei Beziehung sich befriedigt sehen.

Auf ein ganz anderes Gebiet führt uns die zweite Abhandlung. Daß sie nicht ohne Werth sei, dafür bürgen die Namen Tieck und Carus. Um die Veröffentlichung dieser Abhandlung zu rechtfertigen, sagt der Verf. derselben:

Tieck's Vorlesen erhielt eine Art von europäischem Ruf, und eben weil es mehr als so viel Anderes gewirkt hat, den Sinn für eigentlich classischen Geschmack in der Literatur zu entwickeln, so halte ich es für eine unerlaßliche Pflicht, dazu beizutragen, daß das Gedächtniß dieser Lecturen nicht untergehe und daß in der Geschichte den Mittheilungen ein bleibendes Andenken erhalten werde, denen man an und für sich, weil sie auf die Geschichte der Bildung der Nation gewirkt haben, ein historisches Interesse nicht absprechen kann.

Die Bemerkungen, welche der Verf. namentlich an die Lecture von Stücken Shakspeare's und Goethe's angeknüpft hat, sind unmittelbare Gefühlsergießungen, welche durch die Trefflichkeit der Stücke und des Vorlesers in der Seele des Zuhörers erzeugt wurden, und beabsichtigen darzuthun, wie werthvoll es sei, sich nicht nur selbst in die Tiefen der Meisterwerke der Alt- und Neuzeit zu versenken, sondern sie auch durch meisterhaften Vortrag den Zuhörern so vor die Seele zu führen, daß sie ihre ganze Größe und Kunstherrlichkeit zu erkennen vermöchten. Ein unbestreitbares Verdienst bleibt es allemal, welcher Weg auch eingeschlagen werden möge, die besten und edelsten Schriftwerke ausgezeichneter Geister in den verschiedenen Kreisen der menschlichen Gesellschaft nicht blos zu verbreiten, sondern zugleich auch verständlich und fruchtbar zu machen. Wird dadurch nicht ihre höchste Bestimmung wesentlich gefördert, Erziehungs- und Bildungsmittel der menschlichen Gesellschaft zu sein? Zugleich ist dies auch die geeignetste Maßregel, dem Schlechten und seinen Wirkungen zu begegnen. Allein wie viel bleibt in dieser Beziehung bei uns noch zu wünschen übrig! Und folgende Worte des Verf. sind uns wie aus der Seele geschrieben:

Gott, was lesen doch Alles Menschen in unsern Tagen! Und wie könnte so viel Schlechtes producirt werden, wenn nicht auch das Schlechteste seinen Leserkreis fände! Ja ich muß hier auf eine besondere Schwäche oder, wie ich es lieber nennen möchte, eine besondere Treulosigkeit vieler unserer Gebildeten kommen, daß sie häufigst, obwol gegen die Vorzüge des Vortrefflichen gar nicht unempfindlich, doch auch dem Unbedeutenden, Verfehlten, ja dem Nichtigen so oft ein längeres Gefallen wirklich zuwenden können. Mir scheint nämlich, daß in gewissen Beziehungen Liebe und Haß gar nicht zu trennen sind. Wer recht liebt, muß auch des Hasses fähig sein, d. h. des Hasses gegen das Unschöne, Schlechte, Gemeine. Im Leben mag es recht und schön und im höhern Sinne unerlaßlich sein, daß wir uns nie zum Haß gegen Personen hinreißen lassen, daß wir vielmehr in allen den eingeborenen, wenn auch oft seltsam verdeckten göttlichen Funken ehren, ja lieben; aber wenn es blos vom Verhältniß gegen Erscheinungen, Productionen, Thaten sich handelt, in welchen ein schwaches, mangelhaftes, irregeleitetes, verfehltes Wollen sich beurkundet, so muß das Misfallen entschieden hervortreten und wird sich oft, wenn dergleichen Irrsal das Große und Treffliche stört und verdeckt, bis zum Haß steigern müssen. Hier ist es nun, wo eine gewisse Toleranz leicht in Alliance übergeht, denn selbst der mit Besserm genährte Geist gewöhnt sich zuletzt auch an eine niedrigere Sphäre. Nein! wer an Modekupferchen, manierirtem Kram, modernen Lithographien und dergleichen wirklich mit einer gewissen Freude sich unterhalten kann, der sage nicht, daß er nachher wieder Rafael und Tizian mit wahrer Liebe betrachten und in sich aufnehmen könne. Darum eben muß der wahre echte Mensch immer und immer wieder zum Vortrefflichen zurückkehren, er muß sich darin einleben, er muß sich von ihm immer lebendiger und voller durchdringen lassen, und nur so wird er den Lebensathem in sich einziehen, den eine reinere Atmosphäre des Geistes uns zu gewähren im Stande ist.

Bei dieser Stelle erschien uns die Verwirklichung eines Wunsches, den wir schon öfters ausgesprochen, daß

nicht nur in wissenschaftlich bereits gebildeten Kreisen, sondern auch in solchen Sphären des Volks Vorträge und Vorlesungen gehalten werden möchten, die für das Edlere und Bessere überhaupt empfänglich sind, wiederum in ihrer besondern Wichtigkeit. Und wir dürfen wol keinen grossen Widerspruch befürchten, wenn wir behaupten: viele Deutsche wissen bewunderungswürdig viel, aber das deutsche Volk weiss noch sehr wenig! Auch sollten die Edelsten und Besten sich die Ehre oder vielmehr das schöne Verdienst nicht nehmen lassen, öffentlich in Versammlungen aufzutreten, und in denselben entweder die besten Erzeugnisse der deutschen Literatur durch Erklärung und richtige Deutung dem Volke verständlich machen und seinem Geiste und Herzen möglichst nahe bringen oder durch freie Vorträge ihr überlegenes geistiges Capital in seiner ganzen Wirkungskraft wuchern lassen. Diese Bestrebungen dürften ungleich mehr leisten als die wohlgemeintesten Volksbüchervereine. Versuche der Art sind allerdings in der neuesten Zeit mehrfach gemacht worden, doch nicht immer, wie es scheint, mit dem nöthigen Takte, indem man z. B. da, wo schöne Kräfte mit Rührigkeit auftraten, sich der politischen Seite des Lebens zu sehr zuwendete. Dieses Letztere mag zu seiner Zeit und in der rechten Weise gethan ebenfalls sehr gut und wünschenswerth sein, führt aber nur nicht dahin, wohin nach Tieck's Ansicht und Beispiel die Sache geführt werden soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Fromme Wünsche für Italien.

Wem hätte das Herz nicht geblutet, wenn er den gegenwärtigen traurigen Zustand Italiens mit der reichen Vergangenheit dieses herrlichen Landes verglich? Wer hätte nicht von ganzer Seele gewünscht, diesen Sitz aller schönen Künste wieder zu seinem frühern Glanze zurückgebracht zu sehen? Unzählige Plane sind entworfen. die alle dahin abzweckten, der jammervollen Lage, in der Italien jetzt schmachtet, ein Ende zu machen; aber alle diese frommen Wünsche sind an der unerbittlichen Nothwendigkeit gescheitert. Wir erhalten jetzt einen neuen Weheruf, neue Vorschläge, neue Reformationsideen, die verhallen werden wie Alles, was früher schon hierüber gesagt ist. Sie sind niedergelegt in einer Schrift: „Des espérances de l'Italie; ouvrage traduit de l'italien, avec notes et préface", von P. S. Leopardi. Es sind nicht etwa demagogische Schwärmereien, keine revolutionnairen Träumereien, wie sie in den Köpfen Mazzini's und seiner Partei spuken. Der Verf. wird nicht wie jene unglücklichen Opfer überspannter Freiheitsideen in schöner Schwärmerei sein Leben für eine todtgeborene Idee aufs Spiel setzen und mit propagandischen Gedanken an Italiens Wiedergeburt herantreten. C. Balbo, so heißt er, ist, was man einen ernsten Schriftsteller heißt, kein Schwärmer, kein Phantast. Er behandelt seine Frage mit Ruhe, Besonnenheit und Mäßigung. Nirgend trübt Parteibefangenheit seinen Blick, und die Illusionen der Exaltirten sind ihm fremd. Erst nachdem er mit Unparteilichkeit, mit unerbittlicher Festigkeit, aber auch ohne Übertreibung den traurigen Zustand seines Vaterlandes aufgedeckt, alle Wunden befühlt und untersucht hat, erst dann sinnt er den Heilmitteln nach, die ihm geeignet scheinen. Das größte Hemmniß der freiern Entwickelung Italiens scheint ihm Östreich. Seiner Ansicht nach lastet dieser Staat wie ein Alp auf der ganzen Halbinsel, von der er nur einen Theil eigentlich im Besitz hat. Wie kann Östreich entfernt werden? ist also die erste Frage, die der Verf. sich aufwirft. Er will nichts weniger als den Geist der Revolution heraufbeschwören. Alles soll vielmehr auf friedlichem Wege geschehen; der innere Zerfall der Türkei, dessen verlöschendes Leben nur durch künstliche Mittel kläglich gefristet wird, scheint ihm bei dieser Operation die besten Dienste leisten und die günstigste Gelegenheit bieten zu können. Östreich soll also für den Verlust, den es durch eine Räumung Italiens zu erleiden hätte, in der Türkei reichlich entschädigt werden. Dies ist eigentlich der Grundgedanke, auf dem der ganze Plan Balbo's beruht, die Basis, welche das ganze Gebäude seiner Vorschläge und Ideen trägt. Inwieweit dieser Gedanke den Keim der Verwirklichung in sich trägt, wagen wir nicht zu entscheiden. Wenn Östreich einmal so auf anständige Weise entfernt ist, so wird, wie der Verf. keinen Anstand nimmt zu glauben, sich mit Leichtigkeit eine Conföderation der verschiedenen Parteien bewerkstelligen lassen. Selbst die Fürsten werden sich beeilen, die italienische Nationalität wieder aufrichten zu helfen. Sie sind dazu genöthigt, wenn sie nicht wollen, daß ihnen der Revolutionsgeist über den Kopf wachse. Mit besonderer Ausführlichkeit verbreitet sich der Verf. über die wichtige Frage, welche Rolle dem Papste in der angenommenen Föderation zukomme. Balbo ist im Ganzen der Hierarchie durchaus nicht zuwider. Er glaubt, daß die theokratische Macht mit dem Fortschritt und der Idee der Freiheit keineswegs im Widerspruche stehe. Der Übersetzer und Bearbeiter Leopardi nimmt sich in seinen Noten zum Texte besonders der Reformation an, die der Verf. als den Sündenbock alles Unheils hinstellt.

Archäologische Journalistik.

Das Studium der Archäologie gewinnt in Frankreich immer mehr und mehr Boden. Das sicherste Kennzeichen dafür ist die große Anzahl von Werken aller Art, die über diese Wissenschaft täglich auftauchen und die ungewöhnliche Verbreitung, welche derartige Schriften zu finden pflegen. Wenn speculative Buchhändler, d. h. solche, die mehr auf Gewinn als auf Ruhm speculiren, sich selbst in umfassende Unternehmungen archäologischen Inhalts einlassen, so kann dies immerhin für einen Beweis gelten, daß diese Wissenschaft beim großen Publicum bedeutend in der Gunst steigt. Es gibt bereits mehre periodische Schriften, die ausschließlich der Alterthumskunde gewidmet sind; aber dessenungeachtet tauchen deren täglich neue auf. So ist uns vor kurzem die erste Lieferung eines neuen archäologischen Journals zugekommen, für dessen Gediegenheit schon der Name des Herausgebers hinreichend bürgt. Derselbe heißt Didron, und der Titel lautet: „Annales archéologiques." Jeden Monat soll ein Heft von 3—4 Quartbogen erscheinen. Didron, welcher Secretair der historischen Comités auf dem Unterrichtsministerium ist, hat sich bereits durch gediegene wissenschaftliche Arbeiten über verschiedene Partien der Alterthumskunde einen rühmlichen Namen gemacht. Wir wünschen dem Unternehmen, dessen Leitung dieser verdiente junge Gelehrte übernommen hat, auch in Deutschland eine recht weite Verbreitung. Vielleicht wäre es geeignet, hier, wo die archäologischen Studien beim größern Publicum immer noch keinen recht lebhaften Anklang finden wollen, anregend zu wirken; denn leider ist, wie der geistreiche Vischer kürzlich in den „Jahrbüchern der Gegenwart" treffend nachgewiesen hat, die populaire Archäologie bei uns noch neu zu schaffen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 18. —— 18. Januar 1845.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Sechster Jahrgang.

(Fortsetzung aus Nr. 17.)

Die Abhandlung Roepell's, den Verrath Wallenstein's an Kaiser Ferdinand II. betreffend, nach einer lateinischen akademischen Gelegenheitsschrift, die aber nicht im Buchhandel erschienen ist, überarbeitet, lenkt unsere Aufmerksamkeit auf ein historisches Ereigniß, das in der neuesten Zeit die Federn der Historiker in lebhafte Bewegung gesetzt hat. Die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs ist neuerdings eine Parteisache geworden, theils in politischer, theils in kirchlicher Beziehung. Als die Repräsentanten derselben dürfen die Werke von Barthold und vom bairischen Freiherrn v. Aretin angesehen werden. Während aber Barthold und Andere, die im Wesentlichen mit ihm einverstanden sind, obschon Protestanten, gleichwol von ihrem politisch-nationalen Standpunkte herab die protestantische Politik und ihre gefeiertsten Helden schwer anklagen, ja sogar in die allerdings lange Reihe der selbstsüchtigsten Charaktere verstoßen, Andere dagegen aus derselben Reihe zu Ehren zu bringen bemüht sind, vertheidigt ebenfalls ein Protestant, Förster, einen katholischen Helden des Dreißigjährigen Kriegs mit allen Waffen historischer Kritik, historischer Wahrheitsliebe und scharfsinnig combinirender Dialektik so unermüdlich gegen die schwersten Anklagen katholischer Höfe und gegen die katholische Schriftstellerwelt, daß ihm jeder Unbefangene wenigstens den Ruhm hohen wissenschaftlichen Verdienstes zusprechen wird. Bis auf Förster galt Wallenstein's Hochverrath in der Meinung der wissenschaftlichen Geschichtswelt so gut wie ausgemacht.*) Zweifel wagte man entweder aus politischen Rücksichten nicht auszusprechen, oder es fehlte der historische Boden, auf den man den Anker des Zweifels mit Sicherheit hätte werfen können. Äußerungen selbst östreichischer Fürsten, welche als Anekdoten im Umlauf waren und die Schuld Wallenstein's zweifelhaft erscheinen ließen, konnten der wissenschaftlichen Geschichtschreibung natürlich keinen sichern Anhaltepunkt gewähren, und Bemerkungen, wie man sie bei einem Zeitgenossen Wallenstein's, Ricci, zu lesen Gelegenheit hatte, z. B.: „Eum ab omni culpa alienum prudentiores sapientioresque censebant", oder „Ducis crimen esse longe minus atrox, quam ipsius inimici paulo malignioribus animis figurarent", Worte, welche Ferdinand II. in den Mund gelegt werden, wurden entweder übersehen oder waren nicht geeignet, weitere Aufklärung zu geben, da sie der urkundlichen Unterlagen ermangelten. Erst nach beinahe zwei vollen Jahrhunderten erleuchtete die Fackel der historischen Kritik im Bewußtsein ihrer hohen Bestimmung, auch dem Feinde Gerechtigkeit zu verschaffen, die Nacht, die über einem Ereignisse schwebte, welches die Zeitgenossen, so sehr auch ihre Gemüther durch Krieg, Waffen und Elend abgestumpft waren, mit Entsetzen erfüllte. Förster trat nämlich zuvörderst mit einer großen Anzahl von noch ungedruckten Briefen Wallenstein's hervor (3 Bde., Berlin 1828—29), die größtentheils dem Archive der Familie von Arnim zu Boitzenburg entlehnt waren, und auf diese sowol als auf andere archivalische Quellen gegründet erschien dann von demselben eine „Biographie des Herzogs von Friedland" (Potsdam 1834). Als unzweifelhaftes Resultat gilt ihm die Schuldlosigkeit Wallenstein's; Liebe zum Frieden hat des vermeintlichen Verräthers Handlungsweise bestimmt. Und diese Liebe zum Frieden, dieses Streben, mit Ausschluß der Fremden Deutschland durch einen dauerhaften Friedensschluß zu beruhigen und auf diese Art seinen vieljährigen Leiden ein Ende zu machen, gibt den Aufschluß über des Herzogs im höchsten Grade verdächtiges Benehmen während der letzten anderthalb Jahre seines Lebens. Nur von ihr geleitet knüpft Wallenstein jene Verhandlungen mit den Protestanten an, er will Sachsen und Brandenburg gewinnen, um nach deren Abfall die Schweden entweder vertreiben oder zu einem billigen Frieden nöthigen zu können. Aber dieses Streben entfremdet ihm die spanisch-italienische Partei des Hofs, es entfremdet ihm einen großen Theil der höhern Offiziere, denen natürlich an einem Frieden nicht gelegen sein kann, da sie vom Kriege leben als Ritter des Stegreifs; und diese Partei nun, noch unterstützt vom Kurfürsten Maximilian und das Gefühl der Unterordnung, welches bei Kaiser und Hof in Folge der Capitulation Wallenstein's bei Übernahme des Generalats hervortreten mußte, bewirkt durch Entstellung der Handlungen Wallenstein's, die sie hinterlistig nach Wien berichtet, erst den Sturz und dann die Ermordung des Herzogs.

*) Die Hauptquellen waren bis dahin Khevenhiller's „Annales Ferdinandei" und Seciana's Bericht über Wallenstein's Tod in Murr's „Beiträgen" u. s. w.

Es konnte nicht fehlen, daß der historische Proceß, den Förster, auf ganz neue und höchst wichtige Actenstücke gestützt, gegen die bisherige Meinung über seinen Clienten siegreich durchgeführt zu haben glaubte, allgemeines Aufsehen selbst in den höchsten Kreisen erregte. Zwar wußten Röse in seiner Biographie Bernhard's des Großen von Sachsen-Weimar, v. Freiberg in Buchner's „Neuen Beiträgen zur vaterländischen Geschichte" und v. Aretin in „Baierns auswärtigen Verh." Gegenbeweise aufzubringen, und auch Söltl in seiner Biographie der Elisabeth Stuart vermochte sich nicht für Förster zu erklären; allein in den namhaftesten Geschichtswerken ist der Einfluß von Förster's Forschungen und Resultaten in der Beurtheilung der Katastrophe, welche den Friedländer traf, deutlich sichtbar: Loebell, v. Raumer und K. Adolf Menzel liefern den Beweis. Mag immerhin, so lautet in der Hauptsache ihr Ausspruch, der friedländische Herzog eines höchst zweideutigen Benehmens sich schuldig gemacht haben, mag er selbst, als er sich umgarnt sah, zu verrätherischen Unterhandlungen mit Östreichs Feinden gedrängt worden sein, so liegen gleichwol keine schriftlichen Beweise vor, die ihn unmittelbar treffen, er ist ungehört verurtheilt worden, man hat einen politischen Mord begangen: die Schuld trifft eifersüchtige, habgierige, jesuitische Feinde, sie steigt bis in die nächste Umgebung Ferdinand's II. hinauf, ja selbst Dieser hat seine Hände von dem Blute des Ermordeten nicht rein gehalten. So stand im Wesentlichen die Sache, als der ungarische Graf Mailáth (1842) im dritten Bande seiner „Geschichte des östreichischen Kaiserstaats" mit gewaltigen Waffen Förster's Verfahren und Resultate angriff: der Friedländer ist nach Verdienst seiner Thaten und verrätherischen Plane gefallen, auf Ferdinand II. lastet keine Schuld. Theils die Art des Angriffs, theils der Triumph, den man errungen zu haben glaubte, machten es für Förster zur Pflicht, ja zur Ehrensache, nicht zu schweigen. Daher sein neuestes Werk, das vor uns liegt: „Wallenstein's Proceß vor den Schranken des Weltgerichts" u. s. w. (Leipzig 1844). Wir müssen unsere Leser auf das Schlußcapitel dieses Werks verweisen, um selbst zu prüfen, mit welcher Gründlichkeit, Wahrheitsliebe und Ruhe die Vertheidigung geführt worden sei. Nur die Schlußworte erlauben wir uns hier mitzutheilen, damit unsere Leser von dem Standpunkte unterrichtet werden, auf dem nach Förster's Meinung Wallenstein's Proceßsache vor dem Richterstuhle der Geschichte zur Zeit gedacht werden müsse:

> Wallenstein, obschon von keinem weltlichen Richter überwiesen, verurtheilt oder gerichtet, fiel als ein Opfer seiner eigenen Schuld; allein seine Schuld war nicht die, deren man ihn gewöhnlich anzuklagen pflegt, er hat weder mit Schweden, Sachsen und Frankreich Hochverrath wider den Kaiser angesponnen, noch hat er zu Pilsen mit seinen Offizieren zur Rebellion sich verschworen. Nicht des Verraths seiner Partei hat er sich schuldig gemacht, seine Schuld war vielmehr die, daß er dieser Partei angehörte. Seine Schuld war, daß er, ein geborener Böhme und Protestant, den evangelischen Glauben, für welchen Huß den Feuertod erlitten, abschwor und zum Verräther an den Freiheiten und Rechten wurde, welche Böhmen in blutigen Kämpfen sich errungen hatte; seine Schuld war, daß er, obgleich er selbst deutscher Reichsfürst war, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der deutschen Fürsten vernichten und den Kaiser zum absoluten Herrn erheben wollte; seine Schuld war, daß er minder im offenen Kampfe als durch betrügliche Ränke und unredliche Künste einer machiavellischen Politik seine Feinde zu besiegen suchte; seine Schuld war, um es mit Einem Worte auszusprechen, daß er nicht der geistigen Bewegung, die vorwärts treibt und schreitet, sich anschloß, sondern der rückwärtsschreitenden, welche den angebrochenen Tag in die alte Nacht zurückzuführen vermeint.

Hr. Roepell, zu dessen Abhandlung wir jetzt zurückkehren, konnte Förster's soeben besprochenes Werk noch nicht benutzen; und es wäre auch die Frage, ob er durch dasselbe von seiner Ansicht, die eine der Förster'schen entgegengesetzte ist, würde abgebracht worden sein. Er glaubt den vorliegenden Urkunden und Thatsachen keine künstliche Deutung geben zu dürfen, und nimmt psychologische Gründe, die aus Wallenstein's Leben und Charakter entlehnt sind, zu Hülfe, um das Schuldig über ihn aussprechen zu können. Wenn er aber in der Schlußbemerkung ebenfalls äußert: „Wallenstein fiel durch eigene Schuld", so ist die Übereinstimmung mit Förster nur scheinbar; denn während der Letztere dies so versteht: Wallenstein fiel, weil er versteckt handelte und seine Handlungen dadurch dem Verdachte wirklicher Schuld preisgab, heißt dies im Sinne des Erstern: Wallenstein fiel, weil er, obwol der Schuld sich bewußt, nicht rasch und entschlossen genug handelte, um dem Falle zu entfliehen. In diesen wenigen Worten liegt aber die ganze Schwierigkeit der Sache und ihrer Entscheidung. Alle gestehen ein: der Friedländer hat mit Schweden, Sachsen und Frankreich im Geheimen und ohne Vorwissen des Kaisers unterhandelt; dies geschah, meint Förster, um den Frieden zu erzwingen, der Eine war genöthigt sich zu fügen, wenn die Übrigen gewonnen waren; doch Keinem sollte von vornherein klar werden, daß er nur als Mittel zum Zwecke zu dienen bestimmt sei. Nein, sagen die Gegner, es geschah aus Selbstsucht, ungemessenem Ehrgeiz; auf den Trümmern des Kaiserhauses wollte sich der Friedländer einen Thron errichten. Wallenstein's Charakter, die Art, wie man sich seiner zu entledigen suchte, und die Zustände eines Mannes, der so Gewaltiges will, als Wallenstein's Widersacher voraussetzen, sprechen unsers Bedünkens für Förster. Doch wird Roepell's Abhandlung selbst seinem Gegner der Beachtung werth erscheinen. Daß wir übrigens so lange bei dieser Sache verweilt haben, geschah nach dem Grundsatze, von dem wir auf das lebhafteste überzeugt sind: sollten auch Jahrtausende bereits auf dem Grabe eines Verstorbenen lagern, die Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit soll dennoch nicht verstummen, und es gehört zu den Pflichten wie zu den Triumphen der Wissenschaft, daß sie jene Stimme, sollte sie ermatten, wiederum ins Leben zurückrufe.

Über die drei folgenden historischen Arbeiten können wir unsern Bericht ziemlich kurz fassen. Von Varnhagen v. Ense's Gesinnungen gegen Napoleon, das Kaiserreich, gegen die neue Adelswelt und gegen die Franzosen überhaupt sind

bekannt genug und bedürfen deshalb ebenso wenig wie seine Darstellungsweise unsererseits einer besondern Charakteristik. Mannichfaltig sind die Bilder und Scenen, die dem Leser in der vorliegenden Beschreibung des Aufenthalts in Paris (1810) vorgeführt werden: Bibliotheken, Kunstsammlungen, Persönlichkeiten, Salons, Volksleben, Volksstimmung, Curiositäten treten in buntem Wechsel auf. Zu loben wird wenig gefunden, und was des Lobes werth erscheint, erhält dasselbe, wie es uns vorgekommen ist, nicht ohne ein gewisses Widerstreben von Seiten der Feder des Verf. Weiter vermögen wir die Wißbegierde unserer Leser nicht zu befriedigen; diese Befriedigung kann nur durch die Lecture des Ganzen erzeugt werden.

Dr. Soldan, Derselbe, der die gelehrte Welt bereits mit einer interessanten „Geschichte der Hexenprocesse" beschenkte (1843), bietet uns wiederum eine recht belehrende Abhandlung über den weltberüchtigten Proceß des Tempelherrnordens in Frankreich. Die Geschichtsliteratur läßt uns hier eine gleiche Bemerkung wie bei Wallenstein's Proceß machen. Während nämlich bis auf die neuern Zeiten katholische Historiker, denen sich selbst v. Hammer-Purgstall anschloß, aber von dem Franzosen Raynouard siegreich bekämpft ward, den Orden für schuldig erklärten, übernahmen protestantische Historiker die Vertheidigung desselben, wie die Namen Leibnitz, Thomasius, Herder, Münter u. A. beweisen. Bei den Erstern waren unstreitig politische und hierarchische Rücksichten sowie Quellenmangel nicht ohne Einfluß. Diesem letztern ist nun in den neuesten Zeiten gründlich abgeholfen worden. Wenn nun gleichwol zwei berühmte protestantische Historiker, Wilcke in seiner „Geschichte des Tempelherrnordens" (3 Bde., Leipzig 1826—35) und Schlosser in seiner „Weltgeschichte" (4. Bd. 1. Thl., Frankfurt a. M. 1839) dergestalt wieder zur frühern Anklage zurückgekehrt sind, daß der Letztere ein bedingtes, der Erstere aber ein unbedingtes Schuldig aussprechen zu müssen glaubte, so kam es darauf an, auf den Grund der veröffentlichten Actenstücke mit Unparteilichkeit den Gegenbeweis zu führen. Dies hat nun unser Verf. unternommen, und wie wir glauben, mit dem günstigsten Erfolge, wobei ihm übrigens die Originalacten, die Michelet (Paris 1841) zuerst veröffentlichte, während wir sie früher nur in einer etwas mangelhaften Übersetzung Moldenhawer's (Hamburg 1792) besaßen, Dienste leisteten. Wir bedauern mit dem Verf., daß ihm das wichtige Werk von Maillard de Chambure noch nicht zugänglich gewesen ist. Auch ist er im Irrthum, wenn er in einer Anmerkung schreibt, daß dieser französische Historiker blos aus einer Handschrift zu Dijon geschöpft habe. Er schöpfte nicht nur aus den Archiven zu Dijon, sondern auch aus den Bibliotheken Corsini in Rom, in Paris und aus den Archiven des Ordens. Nach den Arbeiten, die wir von dem Verf. kennen, zu urtheilen, müssen wir wünschen, demselben noch recht oft auf dem Wege historischer Forschungen zu begegnen.

Es ist ein eigenthümlicher Zufall, daß der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch" nicht weniger als drei Abhandlungen enthält, welche die Ungerechtigkeit von drei verschiedenen in der Geschichte berüchtigten Justizmorden, die ihren Grund in politischen Verhältnissen hatten, darzuthun bemüht sind; denn daß die schmähliche Verurtheilung der Jungfrau von Orleans, deren Proceß Hr. v. Raumer zum Gegenstande der sechsten Abhandlung des Taschenbuchs gemacht hat, einen wesentlichen Grund in dem politischen Hasse habe, der damals Frankreich und England entzweite, das darf als unbezweifelt angesehen werden. War ja doch jenes Mädchen das Werkzeug gewesen, wodurch die englisch-burgundischen Racheplane gegen die in Frankreich herrschende Dynastie in der Hauptsache vereitelt worden waren. Und Rache an diesem weiblichen Wesen zu nehmen, schien die einzige und befriedigende Genugthuung zu sein, welche die Feinde ihrem Ingrimm über vereitelte Plane verschaffen zu können vermeinten. In Deutschland ist die Jungfrau von Orleans mehr von der poetischen als von der historischen Seite bekannt. Und es ist deshalb verdienstlich, daß Hr. v. Raumer die Geschichte der Dichtkunst gegenüber geltend gemacht hat. Auch möchte wol nur gelehrten Geschichtskennern eine der Hauptquellen: „Notices et extraits des manuscripts de la Bibliothèque du Roi", sowie der fünfte Band von Michelet's „Histoire de France" (Paris 1841) bekannt sein. Einiges ist jedoch in der neuesten Zeit auch in Deutschland zur weitern Verbreitung der Kenntniß jenes historischen Dramas geschehen. Görres schrieb „Die Jungfrau von Orleans nach den Proceßacten und gleichzeitigen Chroniken" (Regensburg 1834), und übersetzt ward aus dem Französischen Roy's „Geschichte der Johanna d'Arc, genannt die Jungfrau von Orleans" (Quedlinburg 1842), womit zu verbinden ist „Die Jungfrau von Orleans, nach dem Berichte eines Augenzeugen", von Joh. Voigt in Nr. 165 d. Bl. f. 1838. Daß Hr. v. Raumer für die völlige Schuldlosigkeit der Gemordeten stimme und das ganze Verfahren als ein monströses bezeichne, kann nach der Klarheit, in welcher die Acten nunmehr vorliegen, nicht anders erwartet werden. Und die Worte, womit er seine Darstellung schließt, sind gewiß sehr wahr:

> Unparteiische Forschung zeigt: daß die Jungfrau zu den edelsten und seltensten Gestalten gehört, welche durch das volle Licht der geschichtlichen Wahrheit nicht, wie so oft, verlieren, sondern in jeder Beziehung gewinnen.

(Der Beschluß folgt.)

Percy Bysshe Shelley's poetische Werke in Einem Bande. Aus dem Englischen übertragen von Julius Seybt. Mit Shelley's Bildniß. Leipzig, Engelmann. 1844. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Verlagshandlung ist in Einer Hinsicht besser gewesen als ihr Wort. Sie zeigte 1840 beim Erscheinen der ersten

den Briefen aus jener Zeit nachträglich bei, was sie jetzt erst bei der Fülle und der Tiefe eines altgewordenen, aber noch immer jung empfindenden Herzens in sich verspürt. Ein Mädchen, das im heißen Drang jener Tage so gefühlt wie Bettina gefühlt haben will, hätte der Welt nicht blos Worte, auch Thaten einer modernen Jungfrau von Orleans gezeigt. **F. G. Kühne.**

Literarische Notizen aus England.

Eine Miß Helen Hyams hat unter dem Titel „The candidate for favour" (London 1844) eine gemischte Sammlung Originaldichtungen und prosaische Erzählungen herausgegeben, deren letztere hauptsächlich in Übersetzungen aus dem Deutschen bestehen. Die englische Kritik macht Deutschland die Artigkeit, zu sagen, das Deutsche sei in dem Buche das Beste, und zu widersprechen wäre unartig. Indessen enthalten die Poesien doch einiges Hübsche, was seinerseits sich übersetzen ließe. Als kurze Probe:

Cupid's Inquiry.

„Dear grandpapa", said little Cupid,
As Zeus the flaming lightbolt hurl'd,
„Methinks the folks are very stupid
In yonder place, they call the world.

For how they tremble at thy thunder
And shrink from yonder blaze of light,
Impelled by awe, dismay or wonder,
Each feeling merging in affright.

But, leaving out some rare exception,
When I discharge my sharpest dart,
No bosom shrinks from its reception,
Nor quails till it has reached the heart.

Now, mighty Jove, thou know'st full well,
My arms can even make thee shake,
Then why, until they feel my spell,
Don't mortals at my weapons quake?"

Wer Windsor zu besuchen gedenkt, versorge sich mit „Notices of Windsor in the olden time" (London 1844), denn das Büchelchen bezeichnet Alles, was das schöne Schloß Sehenswerthes enthält. Wer eine Geschichte von Windsor zu lesen wünscht, verschaffe sich dasselbe Büchelchen, denn es erzählt diese Geschichte von der ältesten Zeit bis zum Schlusse des 17. Jahrhunderts ebenso graziös als ausführlich. Wer nach Hofanekdoten lüstert, der kaufe oder borge genanntes Büchelchen, denn es bietet deren eine beträchtliche Zahl. Wer ein nettes, elegantes Büchelchen zu besitzen wünscht, für den ist gedachtes jist the thing. Und wer seine Bibliothek mit einem dem Prinzen Albert dedicirten Buche bereichern will, dem sei hiermit mehrerwähntes empfohlen. .16.

Bibliographie.

Aristophanes, Lustspiele. Übersetzt und erläutert von H. Müller. 2ter Band. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts. Mit geschichtlichen Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von J. E. Pipitz und G. Fink. 1ster Band: Memoiren der Frau Roland. Mit einer Einleitung: Die Frauen in der Revolution. 1ster Theil. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 1844. 8. 1 Thlr.

Bukofzer, J., Maimonides im Kampf mit seinem neuesten Biographen Peter Beer. Berlin, Schnitzer. 1844. Gr. 8. 20 Ngr.

Corpus Constitutionum Germaniae, oder die sämmtlichen Verfassungen der Staaten Deutschlands, mit den beiden Grundverträgen des Deutschen Bundes und deren wesentlichen Ergänzungen. Herausgegeben von P. A. Guido v. Mayer. 1ste Lieferung. Frankfurt a. M., Brönner. 1844. Schmal 4. 1 Thlr.

Dielitz, T., Deutsches Liederbuch. Berlin, Schultze. Gr. 16. 7½ Ngr.

Fränkel, A., Das moderne Judenthum, die Frankfurter Reformfreunde und die neue Zeit. Ein Beitrag zur Kritik religiöser und socialer Zustände der Gegenwart. Reutlingen, Mäcken Sohn. 1844. 11¼ Ngr.

Gagern, H. C. Freih. v., Der zweite Pariser Frieden. Zwei Theile. — A. u. d. T.: Mein Antheil an der Politik. V, 1, 2. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr. 18 Ngr.

Offene Gedanken über den Eid nach Preußischem Gesetz und Gerichtsverfahren. Charlottenburg, Bauer. 1844. 8. 15 Ngr.

Offenes Glaubensbekenntniß der christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde zu Schneidemühl in ihren Unterscheidungslehren von der römisch-katholischen Kirche, d. h. der Hierarchie. Angehängt ist das Gesuch der Gemeinde an die königl. hohe Regierung zum Bromberg um Anerkennung. Bromberg, Levit. 1844. 8. 5 Ngr.

Hesekiel, G., Ludwig Anton von Bourbon, Herzog von Angoulême, nachmals Dauphin und Großadmiral von Frankreich. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 10 Ngr.

Kennedy's, Miß Grace, Sämmtliche Werke. Aus dem Englischen von H. Clemen und W. Pirscher. Drei Bände. 3te Auflage. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1844. Kl. 8. 2 Thlr.

Klippel, G. H., Historische Forschungen und Darstellungen. 2ter Band: Lebensbeschreibung des Erzbischofs Ansgar, kritisch bearbeitet. Bremen, Geisler. Gr. 8. 1 Thlr.

Köstlin, C. R., Neue Revision der Grundbegriffe des Criminalrechts. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 Thlr.

Lasaulx, v., Über den Eid bei den Römern. Würzburg, Voigt und Mocker. 1844. Gr. 4. 10 Ngr.

Montan, F., Bilder aus dem Bergmannsleben. Berlin 1844. 8. 10 Ngr.

Das alte Passional. Herausgegeben von *K. A. Hahn.* Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein Plan, die Nationalschulden aller Nationen Europas zu tilgen. Berlin, Schnitzer. 1844. 8. 3¾ Ngr.

St.-Hilaire, Marco de, Napoleon im Bivouac, in den Tuilerien und auf St. Helena. Bisher ungedruckte Anekdoten über die Familie und den Hof des Kaisers. Aus dem Französischen. Leipzig, Expedition der Signale. 1844. Gr. 12. 1 Thlr.

Schack, A. F. v., Spanisches Theater. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 12. 3 Thlr. 5 Ngr.

Der Schiffbruch, oder der Christ in der Drangsal. Erzählung. Aachen, Cremer. 1844. 12. 11¼ Ngr.

Sonnenburg, A., Tellus oder die vorzüglicheren Thatsachen und Theorien aus der Schöpfungsgeschichte der Erde. Für Freunde der Naturwissenschaft allgemein fasslich dargestellt. Bremen, Geisler. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Stuckert, L. K., Sämmtliche lyrische Gedichte. 2te Auflage. Karlsruhe, Macklot. 1844. 8. 20 Ngr.

Torffstecher, W., Blätter der Liebe. Neue Ausgabe. Berlin, Hayn. 1844. 12. 15 Ngr.

Die Umtriebe der Jesuiten in Sachsen und ihre Kirche zu Annaberg. 2te, durch neue Belege, Stimmen aus der Gegenwart und ein offenes Sendschreiben an den apostolischen Vicar in Sachsen Bischof F. L. Mauermann und den königl. Hofprediger J. Dittrich, vermehrte Auflage. Leipzig, Brauns. 1844. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Zollverein mit seinen Ostseehäfen und Hamburg. Von A. S....r. Berlin, Springer. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 17. — 17. Januar 1845.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Daß die Zeitrichtungen auf dem Gebiete der Politik und der Intelligenz mit der Literatur in engster Verbindung und in Wechselwirkung stehen, ist eine bereits so allgemein anerkannte und durch wissenschaftliche Erscheinungen so leicht zu erweisende Thasache, daß es für den aufmerksamen Beobachter der Zeit und für Den, der ihrer Zustände und Bewegungen kundig ist, einer besondern Beweisführung gar nicht bedarf. Die Schwingungen des Zeitrades sind aber rascher als je; die Regungen der Geister und Gemüther sind lebendiger als in irgend einer Epoche der Menschheit; in keinem Zeitalter war es so schwierig als in dem gegenwärtigen, ruhig, unparteiisch und mit Erfolg zu beobachten, zu arbeiten, der Gefahr auszuweichen, daß man nicht von dem Strome erfaßt und bewußtlos mit fortgerissen werde; daß man die Kraft des Geistes und der Intelligenz nicht atomistisch zersplittere und sich in egoistischer Selbstzufriedenheit lieber mit dem Scheine der Wirksamkeit als mit dem wirklichen und rühmlichen Effect begnügen lasse. Und insbesondere ist es die Aufgabe, die Pflicht der Wissenschaft, daß sie die Besonnenheit nicht verliere, stets ihres Ursprungs aus dem menschlichen Geiste, dem Funken der Gottheit, eingedenk sei. Dann wird sie auch ihrer höchsten Bestimmung nicht vergessen: sie soll die Menschheit, die Staaten, die Geister beherrschen und erleuchten, aber niemals die herabgewürdigte Dienerin ihrer Leidenschaften sein. Und so oft sie diese niedrige Rolle spielte, wirkte sie verderblich: verwirrte die Geister, entzweite die Gemüther. Aus dem soeben Gesagten läßt sich nun auch der Schluß ziehen, daß dieselbe es gleichmäßig unter ihrer Würde finden müsse, dem Zeitgeiste zu fröhnen oder umsichtslos ihm entgegenzutreten. In dem weiten Kreise des socialen Lebens ist eine große Menge von Ursachen und Wirkungen in einer ununterbrochenen bald raschern, bald langsamern Thätigkeit; diese steht aber keineswegs in einer solchen Abhängigkeit von dem Menschen, als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist, vielmehr erfährt derselbe ihren bestimmenden und lenkenden Einfluß in einer viel größern Ausdehnung und Mannichfaltigkeit, als er sich selbst bewußt wird oder zugesteht. Und die Bemerkung, die Quetelet in seinem merkwürdigen Buche „De l'homme" macht: „Es ist in der Geschichte der Wissenschaften eine bemerkenswerthe Thatsache, daß man, je aufgeklärter man wurde, um so mehr die dem Menschen zugeschriebene Macht schwinden sah", ist auch an unserer Stelle wahr, dessenungeachtet aber bleibt es immer eine Aufgabe für den Menschen, vermöge der Freiheit und der hohen Bestimmung seines Geistes, auf der einen Seite sich von dem Andrange der in steter Wechselwirkung begriffenen Dinge nicht fortreißen zu lassen, auf der andern Seite aus verblendungsvoller Widersetzlichkeit und Überschätzung seiner Kräfte keinen Kampf gegen jene Dinge anzunehmen, der früher oder später zum Verderben ausschlagen muß. Darum ist es von Wichtigkeit, daß die Geister sich vereinigen, theils im Bewußtsein ihrer göttlichen Verwandtschaft, theils in der Erkenntniß der überlegenen Wirksamkeit einträchtigen Strebens: die Eintracht gibt in jedem Verhältnisse Stärke. Und diese Stärke vermag denn auch das Edle, was in einer echt wissenschaftlichen Bildung und deren nothwendigen Bestrebungen liegt, mit um so sichererm und dauerhafterm Erfolg im socialen Leben zu verbreiten, Gegensätze auszugleichen und gewisse Verhältnisse zu bezwingen, die nur darum die Aussicht auf den Sieg eine Zeit lang hatten oder ihn wirklich davontrugen, weil ihnen keine durch Eintracht starken und durch Tüchtigkeit der Gesinnung und der Intelligenz unbesiegbaren Geister die Stirn boten. Die echte Wissenschaftlichkeit, vereint mit der Herrschaft über die Sprache, mag sie schriftlich oder mündlich auf dem Felde des Kampfes erscheinen, ist in jeder civilisirten Gesellschaftsverbindung eine Macht, eine Macht, die früher oder später ihre Triumphe zu feiern Gelegenheit hat. Die alte Welt liefert Zeugnisse genug dafür, und die Neuzeit hat bereits deren auch so viele aufzuweisen, daß man zu der Hoffnung sich erheben darf, sie werde solche Triumphe in noch größerer Zahl und in noch glänzenderer Weise aufzuführen im Stande sein: die Kraft der civilisirten Völker unserer Tage ist noch frisch und mannhaft genug, um jene Hoffnungen verwirklichen zu können.

Die einzelnen Wissenschaften sind sich aber weder gleich rücksichtlich ihrer Befähigung, Intelligenz zu erzeugen, noch rücksichtlich der Gesellschaftskreise, in deren

Mitte sie mit Erfolg zu wirken vermögen. Heben wir die Geschichte hervor, die uns hier zunächst liegt, so wird Niemand in Abrede stellen können, der eine richtige Ansicht von ihr hat, daß ihr in den beiden Beziehungen, die soeben angedeutet wurden, einer der ersten Plätze eingeräumt werden müsse. Sie führt den Menschen nicht nur zu dem Menschen und zum Nachdenken über sich selbst und über die unsichtbare Macht, von deren überlegener Größe und Weisheit sie ihm die klarsten Beweise liefert, sondern gibt ihm auch ganz besonders Veranlassung, das Staatsleben zu betrachten, Vergleichungen zwischen den einzelnen Zeitaltern und Völkern anzustellen und zu der Einsicht zu gelangen, daß von dem politischen Leben ebenso die Tugend gefodert und die Leidenschaft verdammt werde wie von dem Gesetzbuche der Sittlichkeit. Und diese Lehren können in der untersten und höchsten Sphäre der Gesellschaftsverbindung gleichmäßig zur Anschauung gebracht werden. Wie wünschenswerth dies aber namentlich in unserer Zeit sei, wird Jeder einsehen, der ihre Bestrebungen, ihre Gegensätze und die Verschiedenheit der Ansichten über die Vergangenheit und Gegenwart kennt. Soll jedoch der Zweck erreicht werden, so muß sich die Geschichtswissenschaft unabhängig zeigen, die reine Wahrheit fest ins Auge fassen und ein Zusammenwirken der Befähigten eintreten. Daher sind theils Geschichtsvereine, theils solche Institute von Werth, die in regelmäßiger Wiederkehr geschichtliche Arbeiten von gleichgesinnten, mit der Wissenschaft und Aufklärung es redlich meinenden Männer veröffentlichen. Und diese Institute, wenn sie mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit geleitet wurden, haben sich bereits vielfach erprobt und ebenso langdauernde als allgemeine Anerkennung gefunden: ein Beweis, daß sie weitverbreitete Wünsche und Bedürfnisse zu befriedigen berufen und geeignet sind. In die Kategorie der factischen Beweise für unsere soeben ausgesprochene Behauptung gehört unbezweifelt auch das „Historische Taschenbuch", dessen neuester Jahrgang uns vorliegt mit dem Auftrage, über seinen Inhalt unsern Lesern einen treuen und gewissenhaften Bericht abzustatten. Dieser Inhalt ist folgender:

1. Aus der Geschichte der ersten Ansiedelungen in den Vereinigten Staaten. Von Talvj.
2. Ludwig Tieck. Zur Geschichte seiner Vorlesungen in Dresden. Von C. G. Carus.
3. Der Verrath Wallenstein's an Kaiser Ferdinand II. Von R. Roepell.
4. Aufenthalt in Paris im Jahr 1810. Von K. A. Varnhagen von Ense.
5. Ueber den Proceß der Templer und die gegen ihren Orden erhobenen Beschuldigungen. Von W. G. Soldan.
6. Über Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans. Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Vereine den 27. Jan. 1844. Von F. von Raumer.
7. Über Verfassung und Geschichte der Städte in Belgien seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts bis zur Einverleibung des Landes in die französische Republik. Von W. A. Arendt.

Die Entdeckung Amerikas ist in mercantilischer, politischer und culturhistorischer Beziehung von außerordentlichen Folgen gewesen, und ihre Entwickelung nach einem Zeitraum von bereits 350 Jahren nicht nur nicht abgeschlossen, sondern sogar in unaufhörlicher Erweiterung begriffen. Die Geschichtswissenschaft hat unsers Wissens die interessante, aber allerdings auch schwierige Aufgabe, jene Folgen genetisch in ihrem ganzen Umfange darzulegen, noch nicht gelöst; denn die Abhandlung von Gentz: „Über den Einfluß der Entdeckung Amerikas auf den Wohlstand und die Cultur des menschlichen Geschlechts", im fünften Bande seiner Schriften nach der Ausgabe von Weick enthalten, kann jetzt um so weniger für genügend angesehen werden, da sie zu den frühern Schriften jenes allbekannten Publicisten gehört, also in eine Zeit fällt, seit welcher das behandelte Thema an Umfang und Bedeutung nicht wenig zugenommen hat. An Materialien aber und Beiträgen fehlt es so wenig, daß gerade eine der größern Schwierigkeiten darin bestehen möchte, dieselben zu beherrschen und zu verarbeiten. Dagegen ist die jüngste Zeit ergiebig gewesen an Werken, die sich mit der Entdeckung des amerikanischen Continents, besonders seiner südlichen Hälfte, beschäftigen. Auch die vorhistorische Zeit dieses Erdtheils ist in neuester Zeit der Gegenstand ziemlich lebhafter und von merkwürdigen Resultaten begleiteter Untersuchungen gewesen. Doch damit haben wir es hier nicht zu thun: die erste Abhandlung beschränkt uns auf die ersten Colonisirungsversuche der Engländer in Nordamerika. Die Geschichten derselben sind in Deutschland wenig bekannt; um so willkommener darf jene Abhandlung genannt werden, die unsere in dieser Beziehung noch so mangelhaften Kenntnisse zu bereichern im Stande ist; denn die historische Darstellung der englischen Niederlassungen in Nordamerika von John Marshall, welche der Lebensbeschreibung des Präsidenten Washington zur Einleitung dient (1805), ist ebenso wenig allgemein bekannt als sie jetzt noch ausreichend befunden werden kann. Am Ausgange des Mittelalters war die iberisch-romanische Bevölkerung der pyrenäischen Halbinsel durch religiösen Bekehrungseifer, durch das Bewußtsein ihrer Kraft in Folge der Besiegung der arabischen Herrschaft, durch den Länder- und Golddurst in die lebhafteste Bewegung gerathen; die großen Entdeckungen, die Wunder und Pracht der neuen Länder, die Hoffnung auf unermeßlichen Gewinn steigerten sie ins Unglaubliche; die Phantasie vertrat die Stelle der Kenntnisse, und ihren Träumen ward die Zuverlässigkeit der Verstandesbeweise zugesprochen. Der continentale Osten war durch die Türken verschlossen, die belebte Thatkraft der europäischen Völker richtete sich daher nach dem geöffneten Westen: die Romantik der Kreuzzüge ward auf die Bahnen des Meeres versetzte. Die vom westlichen Europa ausgegangene Begeisterung theilte sich auch dem anglosächsischen Volksstamme mit. Wies schon Englands maritime Lage seine Bevölkerung aufs Meer, so richtete ein Theil derselben mit Sehnsucht seine Blicke nach den neuentdeckten Ländern, um entweder die dorthin geträumten Goldschätze zu heben oder ein Asyl für sein verfolg-

tes Gewissen daselbst zu finden. Während aber die romanische Bevölkerung nach der südlichen Hälfte Amerikas strömte, ging die englische nach den nördlichen Theilen desselben. Und diese Theilung der neuen Welt ist in ihren Folgen ebenso scharf und charakteristisch hervorgetreten als in Europa: sie ist entscheidend für das Geschick von ganz Amerika und dessen Inselsystem geworden. Die geschichtlichen Ereignisse, welche Talvj erzählt, fallen in die Zeiten der Elisabeth und ihres Nachfolgers Jakob I. Die Hauptperson der Erzählung ist der Capitain Thomas Smith, den man allerdings schon aus Marshall's Darstellung kennt, aber keineswegs in der Romanhaftigkeit des Lebens und der Thätigkeit, wie er uns bei Talvj erscheint. Verbindet man damit die nicht minder romanhafte Erscheinung Pocahonta's, der Tochter eines amerikanischen Häuptlings, so hätte ein Romanschreiber, wenn er diese beiden Persönlichkeiten zum Mittelpunkt eines Romans machte, gewiß einen ebenso anziehenden als ergiebigen Stoff zu seiner Verfügung. Die Quelle, welche Talvj ihrer historischen Arbeit zum Grunde legte und die uns vorzüglich in die ersten Ansiedelungsversuche von Virginien versetzt, ist eine Selbstbiographie Smith's, die 1629 zu London unter folgendem Titel erschien: „The true travels, adventures and observations of Captaine John Smith in Europe, Asia, Africke and America, beginning about the yeare 1593 and continued to this present 1629. Together with a continuation of his generall history of Virginia, Summer Isles, New England and their Proceedings since 1624 to this present 1629. As also of the new Plantations of the Great River of the Amazons, the Isles of St. Christopher, Nevis and Barbadoes in the West Indies." Ein wörtlicher Abdruck dieses Werks erschien zu Richmond 1819. Die Abenteuer, Lebensrettungen und Irrfahrten Smith's grenzen oft an das Unglaubliche; und dennoch liegt kein Grund vor, in die Treue und Glaubhaftigkeit seiner Selbstbiographie Mistrauen zu setzen. Man wird aber um so mehr an die Erzählung gefesselt, weil Smith nicht blos als thatkräftiger, sondern zugleich auch als redlicher und von den meisten Roheiten seiner Zeit freier Mann uns überall entgegentritt. Verbindet man damit die Geschicklichkeit, mit welcher Talvj die Erzählung durchgeführt hat, so wird man unsere Versicherung, daß dieselbe vom Anfange bis zu Ende zu fesseln vermöge, vollkommen erklärlich finden: mag der Leser dem historischen oder dem ästhetischen Interesse zugethan sein, er wird in beiderlei Beziehung sich befriedigt sehen.

Auf ein ganz anderes Gebiet führt uns die zweite Abhandlung. Daß sie nicht ohne Werth sei, dafür bürgen die Namen Tieck und Carus. Um die Veröffentlichung dieser Abhandlung zu rechtfertigen, sagt der Verf. derselben:

Tieck's Vorlesen erhielt eine Art von europäischem Ruf, und eben weil es mehr als so viel Anderes gewirkt hat, den Sinn für eigentlich classischen Geschmack in der Literatur zu entwickeln, so halte ich es für eine unerlaßliche Pflicht, dazu beizutragen, daß das Gedächtniß dieser Lecturen nicht untergehe und daß in der Geschichte den Mittheilungen ein bleibendes Andenken erhalten werde, denen man an und für sich, weil sie auf die Geschichte der Bildung der Nation gewirkt haben, ein historisches Interesse nicht absprechen kann.

Die Bemerkungen, welche der Verf. namentlich an die Lecture von Stücken Shakspeare's und Goethe's angeknüpft hat, sind unmittelbare Gefühlsergießungen, welche durch die Trefflichkeit der Stücke und des Vorlesers in der Seele des Zuhörers erzeugt wurden, und beabsichtigen darzuthun, wie werthvoll es sei, sich nicht nur selbst in die Tiefen der Meisterwerke der Alt- und Neuzeit zu versenken, sondern sie auch durch meisterhaften Vortrag den Zuhörern so vor die Seele zu führen, daß sie ihre ganze Größe und Kunstherrlichkeit zu erkennen vermöchten. Ein unbestreitbares Verdienst bleibt es allemal, welcher Weg auch eingeschlagen werden möge, die besten und edelsten Schriftwerke ausgezeichneter Geister in den verschiedenen Kreisen der menschlichen Gesellschaft nicht blos zu verbreiten, sondern zugleich auch verständlich und fruchtbar zu machen. Wird dadurch nicht ihre höchste Bestimmung wesentlich gefördert, Erziehungs- und Bildungsmittel der menschlichen Gesellschaft zu sein? Zugleich ist dies auch die geeignetste Maßregel, dem Schlechten und seinen Wirkungen zu begegnen. Allein wie viel bleibt in dieser Beziehung bei uns noch zu wünschen übrig! Und folgende Worte des Verf. sind uns wie aus der Seele geschrieben:

Gott, was lesen doch Alles Menschen in unsern Tagen! Und wie könnte so viel Schlechtes producirt werden, wenn nicht auch das Schlechteste seinen Leserkreis fände! Ja ich muß hier auf eine besondere Schwäche oder, wie ich es lieber nennen möchte, eine besondere Treulosigkeit vieler unserer Gebildeten kommen, daß sie häufigst, obwol gegen die Vorzüge des Vortrefflichen gar nicht unempfindlich, doch auch dem Unbedeutenden, Verfehlten, ja dem Nichtigen so oft ein längeres Gefallen wirklich zuwenden können. Mir scheint nämlich, daß in gewissen Beziehungen Liebe und Haß gar nicht zu trennen sind. Wer recht liebt, muß auch des Hasses fähig sein, d. h. des Hasses gegen das Unschöne, Schlechte, Gemeine. Im Leben mag es recht und schön und im höhern Sinne unerlaßlich sein, daß wir uns nie zum Haß gegen Personen hinreißen lassen, daß wir vielmehr in allen den eingeborenen, wenn auch oft seltsam verdeckten göttlichen Funken ehren, ja lieben; aber wenn es blos vom Verhältniß gegen Erscheinungen, Productionen, Thaten sich handelt, in welchen ein schwaches, mangelhaftes, irregeleitetes, verfehltes Wollen sich beurkundet, so muß das Misfallen entschieden hervortreten und wird sich oft, wenn dergleichen Irrsal das Große und Treffliche stört und verdeckt, bis zum Haß steigern müssen. Hier ist es nun, wo eine gewisse Toleranz leicht in Alliance übergeht, denn selbst der mit Besserm genährte Geist gewöhnt sich zuletzt auch an eine niedrigere Sphäre. Nein! wer an Modekupferchen, manierirtem Kram, modernen Lithographien und dergleichen wirklich mit einer gewissen Freude sich unterhalten kann, der sage nicht, daß er nachher wieder Rafael und Tizian mit wahrer Liebe betrachten und in sich aufnehmen könne. Darum eben muß der wahre echte Mensch immer und immer wieder zum Vortrefflichen zurückkehren, er muß sich darin einleben, er muß sich von ihm immer lebendiger und voller durchdringen lassen, und nur so wird er den Lebensathem in sich einziehen, den eine reinere Atmosphäre des Geistes uns zu gewähren im Stande ist.

Bei dieser Stelle erschien uns die Verwirklichung eines Wunsches, den wir schon öfters ausgesprochen, daß

nicht nur in wissenschaftlich bereits gebildeten Kreisen, sondern auch in solchen Sphären des Volks Vorträge und Vorlesungen gehalten werden möchten, die für das Edlere und Bessere überhaupt empfänglich sind, wiederum in ihrer besondern Wichtigkeit. Und wir dürfen wol keinen grossen Widerspruch befürchten, wenn wir behaupten: viele Deutsche wissen bewunderungswürdig viel, aber das deutsche Volk weiss noch sehr wenig! Auch sollten die Edelsten und Besten sich die Ehre oder vielmehr das schöne Verdienst nicht nehmen lassen, öffentlich in Versammlungen aufzutreten, und in denselben entweder die besten Erzeugnisse der deutschen Literatur durch Erklärung und richtige Deutung dem Volke verständlich machen und seinem Geiste und Herzen möglichst nahe bringen oder durch freie Vorträge ihr überlegenes geistiges Capital in seiner ganzen Wirkungskraft wuchern lassen. Diese Bestrebungen dürften ungleich mehr leisten als die wohlgemeintesten Volksbüchervereine. Versuche der Art sind allerdings in der neuesten Zeit mehrfach gemacht worden, doch nicht immer, wie es scheint, mit dem nöthigen Takte, indem man z. B. da, wo schöne Kräfte mit Rührigkeit auftraten, sich der politischen Seite des Lebens zu sehr zuwendete. Dieses Letztere mag zu seiner Zeit und in der rechten Weise gethan ebenfalls sehr gut und wünschenswerth sein, führt aber nur nicht dahin, wohin nach Tieck's Ansicht und Beispiel die Sache geführt werden soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Fromme Wünsche für Italien.

Wem hätte das Herz nicht geblutet, wenn er den gegenwärtigen traurigen Zustand Italiens mit der reichen Vergangenheit dieses herrlichen Landes verglich? Wer hätte nicht von ganzer Seele gewünscht, diesen Sitz aller schönen Künste wieder zu seinem frühern Glanze zurückgebracht zu sehen? Unzählige Plane sind entworfen. die alle dahin abzweckten, der jammervollen Lage, in der Italien jetzt schmachtet, ein Ende zu machen; aber alle diese frommen Wünsche sind an der unerbittlichen Nothwendigkeit gescheitert. Wir erhalten jetzt einen neuen Weheruf, neue Vorschläge, neue Reformationsideen, die verhallen werden wie Alles, was früher schon hierüber gesagt ist. Sie sind niedergelegt in einer Schrift: „Des espérances de l'Italie, ouvrage traduit de l'italien, avec notes et préface", von P. S. Leopardi. Es sind nicht etwa demagogische Schwärmereien, keine revolutionnairen Träumereien, wie sie in den Köpfen Mazzini's und seiner Partei spuken. Der Verf. wird nicht wie jene unglücklichen Opfer überspannter Freiheitsideen in schöner Schwärmerei sein Leben für eine todtgeborene Idee aufs Spiel setzen und mit propagandischen Gedanken an Italiens Wiedergeburt herantreten. C. Balbo, so heisst er, ist, was man einen ernsten Schriftsteller heisst, kein Schwärmer, kein Phantast. Er behandelt seine Frage mit Ruhe, Besonnenheit und Mässigung. Nirgend trübt Parteibefangenheit seinen Blick, und die Illusionen der Exaltirten sind ihm fremd. Erst nachdem er mit Unparteilichkeit, mit unerbittlicher Festigkeit, aber auch ohne Übertreibung den traurigen Zustand seines Vaterlandes aufgedeckt, alle Wunden befühlt und untersucht hat, erst dann sinnt er den Heilmitteln nach, die ihm geeignet scheinen. Das grösste Hemmniss der freiern Entwickelung Italiens scheint ihm Östreich. Seiner Ansicht nach lastet dieser Staat wie ein Alp auf der ganzen Halbinsel, von der er nur einen Theil eigentlich im Besitz hat. Wie kann Östreich entfernt werden? ist also die erste Frage, die der Verf. sich aufwirft. Er will nichts weniger als den Geist der Revolution heraufbeschwören. Alles soll vielmehr auf friedlichem Wege geschehen; der innere Zerfall der Türkei, deren verlöschendes Leben nur durch künstliche Mittel kläglich gefristet wird, scheint ihm bei dieser Operation die besten Dienste leisten und die günstigste Gelegenheit bieten zu können. Östreich soll also für den Verlust, den es durch eine Räumung Italiens zu erleiden hätte, in der Türkei reichlich entschädigt werden. Dies ist eigentlich der Grundgedanke, auf dem der ganze Plan Balbo's beruht, die Basis, welche das ganze Gebäude seiner Vorschläge und Ideen trägt. Inwieweit dieser Gedanke den Keim der Verwirklichung in sich trägt, wagen wir nicht zu entscheiden. Wenn Östreich einmal so auf anständige Weise entfernt ist, so wird, wie der Verf. keinen Anstand nimmt zu glauben, sich mit Leichtigkeit eine Conföderation der verschiedenen Parteien bewerkstelligen lassen. Selbst die Fürsten werden sich beeilen, die italienische Nationalität wieder aufrichten zu helfen. Sie sind dazu genöthigt, wenn sie nicht wollen, daß ihnen der Revolutionsgeist über den Kopf wachse. Mit besonderer Ausführlichkeit verbreitet sich der Verf. über die wichtige Frage, welche Rolle dem Papste in der angenommenen Föderation zukomme. Balbo ist im Ganzen der Hierarchie durchaus nicht zuwider. Er glaubt, daß die theokratische Macht mit dem Fortschritt und der Idee der Freiheit keineswegs im Widerspruche stehe. Der Übersetzer und Bearbeiter Leopardi nimmt sich in seinen Noten zum Texte besonders der Reformation an, die der Verf. als den Sündenbock alles Unheils hinstellt.

Archäologische Journalistik.

Das Studium der Archäologie gewinnt in Frankreich immer mehr und mehr Boden. Das sicherste Kennzeichen dafür ist die große Anzahl von Werken aller Art, die über diese Wissenschaft täglich auftauchen und die ungewöhnliche Verbreitung, welche derartige Schriften zu finden pflegen. Wenn speculative Buchhändler, d. h. solche, die mehr auf Gewinn als auf Ruhm speculiren, sich selbst in umfassende Unternehmungen archäologischen Inhalts einlassen, so kann dies immerhin für einen Beweis gelten, daß diese Wissenschaft beim grossen Publicum bedeutend in der Gunst steigt. Es gibt bereits mehre periodische Schriften, die ausschliesslich der Alterthumskunde gewidmet sind; aber dessenungeachtet tauchen deren täglich neue auf. So ist uns vor kurzem die erste Lieferung eines neuen archäologischen Journals zugekommen, für dessen Gediegenheit schon der Name des Herausgebers hinreichend bürgt. Derselbe heisst Didron, und der Titel lautet: „Annales archéologiques." Jeden Monat soll ein Heft von 3—4 Quartbogen erscheinen. Didron, welcher Secretair der historischen Comités auf dem Unterrichtsministerium ist, hat sich bereits durch gediegene wissenschaftliche Arbeiten über verschiedene Partien der Alterthumskunde einen rühmlichen Namen gemacht. Wir wünschen dem Unternehmen, dessen Leitung dieser verdiente junge Gelehrte übernommen hat, auch in Deutschland eine recht weite Verbreitung. Vielleicht wäre es geeignet, hier, wo die archäologischen Studien beim grössern Publicum immer noch keinen recht lebhaften Anklang finden wollen, anregend zu wirken; denn leider ist, wie der geistreiche Vischer kürzlich in den „Jahrbüchern der Gegenwart" treffend nachgewiesen hat, die populaire Archäologie bei uns noch neu zu schaffen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 18. —— 18. Januar 1845.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Sechster Jahrgang.

(Fortsetzung aus Nr. 17.)

Die Abhandlung Roepell's, den Verrath Wallenstein's an Kaiser Ferdinand II. betreffend, nach einer lateinischen akademischen Gelegenheitsschrift, die aber nicht im Buchhandel erschienen ist, überarbeitet, lenkt unsere Aufmerksamkeit auf ein historisches Ereigniß, das in der neuesten Zeit die Federn der Historiker in lebhafte Bewegung gesetzt hat. Die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs ist neuerdings eine Parteisache geworden, theils in politischer, theils in kirchlicher Beziehung. Als die Repräsentanten derselben dürfen die Werke von Barthold und vom bairischen Freiherrn v. Aretin angesehen werden. Während aber Barthold und Andere, die im Wesentlichen mit ihm einverstanden sind, obschon Protestanten, gleichwol von ihrem politisch-nationalen Standpunkte herab die protestantische Politik und ihre gefeiertsten Helden schwer anklagen, ja sogar in die allerdings lange Reihe der selbstsüchtigsten Charaktere verstoßen, Andere dagegen aus derselben Reihe zu Ehren zu bringen bemüht sind, vertheidigt ebenfalls ein Protestant, Förster, einen katholischen Helden des Dreißigjährigen Kriegs mit allen Waffen historischer Kritik, historischer Wahrheitsliebe und scharfsinnig combinirender Dialektik so unermüdlich gegen die schwersten Anklagen katholischer Höfe und gegen die katholische Schriftstellerwelt, daß ihm jeder Unbefangene wenigstens den Ruhm hohen wissenschaftlichen Verdienstes zusprechen wird. Bis auf Förster galt Wallenstein's Hochverrath in der Meinung der wissenschaftlichen Geschichtswelt so gut wie ausgemacht.*) Zweifel wagte man entweder aus politischen Rücksichten nicht auszusprechen, oder es fehlte der historische Boden, auf den man den Anker des Zweifels mit Sicherheit hätte werfen können. Äußerungen selbst östreichischer Fürsten, welche als Anekdoten im Umlauf waren und die Schuld Wallenstein's zweifelhaft erscheinen ließen, konnten der wissenschaftlichen Geschichtschreibung natürlich keinen sichern Anhaltepunkt gewähren, und Bemerkungen, wie man sie bei einem Zeitgenossen Wallenstein's, Ricci, zu lesen Gelegenheit hatte, z. B.: „Eum ab omni culpa alienum prudentiores sapientioresque censebant", oder „Ducis crimen esse longe minus atrox, quam ipsius inimici paulo malignioribus animis figurarent", Worte, welche Ferdinand II. in den Mund gelegt werden, wurden entweder übersehen oder waren nicht geeignet, weitere Aufklärung zu geben, da sie der urkundlichen Unterlagen ermangelten. Erst nach beinahe zwei vollen Jahrhunderten erleuchtete die Fackel der historischen Kritik im Bewußtsein ihrer hohen Bestimmung, auch dem Feinde Gerechtigkeit zu verschaffen, die Nacht, die über einem Ereignisse schwebte, welches die Zeitgenossen, so sehr auch ihre Gemüther durch Krieg, Waffen und Elend abgestumpft waren, mit Entsetzen erfüllte. Förster trat nämlich zuvörderst mit einer großen Anzahl von noch ungedruckten Briefen Wallenstein's hervor (3 Bde., Berlin 1828—29), die größtentheils dem Archive der Familie von Arnim zu Boitzenburg entlehnt waren, und auf diese sowol als auf andere archivalische Quellen gegründet erschien dann von demselben eine „Biographie des Herzogs von Friedland" (Potsdam 1834). Als unzweifelhaftes Resultat gilt ihm die Schuldlosigkeit Wallenstein's; Liebe zum Frieden hat des vermeintlichen Verräthers Handlungsweise bestimmt. Und

diese Liebe zum Frieden, dieses Streben, mit Ausschluß der Fremden Deutschland durch einen dauerhaften Friedensschluß zu beruhigen und auf diese Art seinen vieljährigen Leiden ein Ende zu machen, gibt den Aufschluß über des Herzogs im höchsten Grade verdächtiges Benehmen während der letzten anderthalb Jahre seines Lebens. Nur von ihr geleitet knüpft Wallenstein jene Verhandlungen mit den Protestanten an, er will Sachsen und Brandenburg gewinnen, um nach deren Abfall die Schweden entweder vertreiben oder zu einem billigen Frieden nöthigen zu können. Aber dieses Streben entfremdet ihm die spanisch-italienische Partei des Hofs, es entfremdet ihm einen großen Theil der höhern Offiziere, denen natürlich an einem Frieden nicht gelegen sein kann, da sie vom Kriege leben als Ritter des Stegreifs; und diese Partei nun, noch unterstützt vom Kurfürsten Maximilian und das Gefühl der Unterordnung, welches bei Kaiser und Hof in Folge der Capitulation Wallenstein's bei Übernahme des Generalats hervortreten mußte, bewirkt durch Entstellung der Handlungen Wallenstein's, die sie hinterlistig nach Wien berichtet, erst den Sturz und dann die Ermordung des Herzogs.

*) Die Hauptquellen waren bis dahin Khevenhiller's „Annales Ferdinandei" und Secinna's Bericht über Wallenstein's Tod in Murr's „Beiträgen" u. s. w.

Es konnte nicht fehlen, daß der historische Proceß, den Förster, auf ganz neue und höchst wichtige Actenstücke gestützt, gegen die bisherige Meinung über seinen Clienten siegreich, durchgeführt zu haben glaubte, allgemeines Aufsehen selbst in den höchsten Kreisen erregte. Zwar wußten Röse in seiner Biographie Bernhard's des Großen von Sachsen-Weimar, v. Freiberg in Buchner's „Neuen Beiträgen zur vaterländischen Geschichte" und v. Aretin in „Baierns auswärtigen Verh." Gegenbeweise aufzubringen, und auch Söltl in seiner Biographie der Elisabeth Stuart vermochte sich nicht für Förster zu erklären; allein in den namhaftesten Geschichtswerken ist der Einfluß von Förster's Forschungen und Resultaten in der Beurtheilung der Katastrophe, welche den Friedländer traf, deutlich sichtbar: Loebell, v. Raumer und K. Adolf Menzel liefern den Beweis. Mag immerhin, so lautet in der Hauptsache ihr Ausspruch, der friedländische Herzog eines höchst zweideutigen Benehmens sich schuldig gemacht haben, mag er selbst, als er sich umgarnt sah, zu verrätherischen Unterhandlungen mit Östreichs Feinden gedrängt worden sein, so liegen gleichwol keine schriftlichen Beweise vor, die ihn unmittelbar treffen, er ist ungehört verurtheilt worden, man hat einen politischen Mord begangen: die Schuld trifft eifersüchtige, habgierige, jesuitische Feinde, sie steigt bis in die nächste Umgebung Ferdinand's II. hinauf, ja selbst Dieser hat seine Hände von dem Blute des Ermordeten nicht rein gehalten. So stand im Wesentlichen die Sache, als der ungarische Graf Mailáth (1842) im dritten Bande seiner „Geschichte des östreichischen Kaiserstaats" mit gewaltigen Waffen Förster's Verfahren und Resultate angriff: der Friedländer ist nach Verdienst seiner Thaten und verrätherischen Plane gefallen, auf Ferdinand II. lastet keine Schuld. Theils die Art des Angriffs, theils der Triumph, den man errungen zu haben glaubte, machten es für Förster zur Pflicht, ja zur Ehrensache, nicht zu schweigen. Daher sein neuestes Werk, das vor uns liegt: „Wallenstein's Proceß vor den Schranken des Weltgerichts" u. s. w. (Leipzig 1844). Wir müssen unsere Leser auf das Schlußcapitel dieses Werks verweisen, um selbst zu prüfen, mit welcher Gründlichkeit, Wahrheitsliebe und Ruhe die Vertheidigung geführt worden sei. Nur die Schlußworte erlauben wir uns hier mitzutheilen, damit unsere Leser von dem Standpunkte unterrichtet werden, auf dem nach Förster's Meinung Wallenstein's Proceßsache vor dem Richterstuhle der Geschichte zur Zeit gedacht werden müsse:

Wallenstein, obschon von keinem weltlichen Richter überwiesen, verurtheilt oder gerichtet, fiel als ein Opfer seiner eigenen Schuld; allein seine Schuld war nicht die, deren man ihn gewöhnlich anzuklagen pflegt, er hat weder mit Schweden, Sachsen und Frankreich Hochverrath wider den Kaiser angesponnen, noch hat er zu Pilsen mit seinen Offizieren zur Rebellion sich verschworen. Nicht des Verraths seiner Partei hat er sich schuldig gemacht, seine Schuld war vielmehr die, daß er dieser Partei angehörte. Seine Schuld war, daß er, ein geborener Böhme und Protestant, den evangelischen Glauben, für welchen Huß den Feuertod erlitten, abschwor und zum Verräther an den Freiheiten und Rechten wurde, welche Böhmen in blutigen Kämpfen sich errungen hatte; seine Schuld war, daß er, obgleich er selbst deutscher Reichsfürst war, die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der deutschen Fürsten vernichten und den Kaiser zum absoluten Herrn erheben wollte; seine Schuld war, daß er minder im offenen Kampfe als durch betrügliche Ränke und unedliche Künste einer machiavellischen Politik seine Feinde zu besiegen suchte; seine Schuld war, um es mit Einem Worte auszusprechen, daß er nicht der geistigen Bewegung, die vorwärts treibt und schreitet, sich anschloß, sondern der rückwärtsschreitenden, welche den angebrochenen Tag in die alte Nacht zurückzuführen vermeint.

Hr. Roepell, zu dessen Abhandlung wir jetzt zurückkehren, konnte Förster's soeben besprochenes Werk noch nicht benutzen; und es wäre auch die Frage, ob er durch dasselbe von seiner Ansicht, die eine der Förster'schen entgegengesetzte ist, würde abgebracht worden sein. Er glaubt den vorliegenden Urkunden und Thatsachen keine künstliche Deutung geben zu dürfen, und nimmt psychologische Gründe, die aus Wallenstein's Leben und Charakter entlehnt sind, zu Hülfe, um das Schuldig über ihn aussprechen zu können. Wenn er aber in der Schlußbemerkung ebenfalls äußert: „Wallenstein fiel durch eigene Schuld", so ist die Übereinstimmung mit Förster nur scheinbar; denn während der Letztere dies so versteht: Wallenstein fiel, weil er versteckt handelte und seine Handlungen dadurch dem Verdachte wirklicher Schuld preisgab, heißt dies im Sinne des Erstern: Wallenstein fiel, weil er, obwol der Schuld sich bewußt, nicht rasch und entschlossen genug handelte, um dem Falle zu entfliehen. In diesen wenigen Worten liegt aber die ganze Schwierigkeit der Sache und ihrer Entscheidung. Alle gestehen ein: der Friedländer hat mit Schweden, Sachsen und Frankreich im Geheimen und ohne Vorwissen des Kaisers unterhandelt; dies geschah, meint Förster, um den Frieden zu erzwingen, der Eine war genöthigt sich zu fügen, wenn die Übrigen gewonnen waren; doch Keinem sollte von vornherein klar werden, daß er nur als Mittel zum Zwecke zu dienen bestimmt sei. Nein, sagen die Gegner, es geschah aus Selbstsucht, ungemessenem Ehrgeiz; auf den Trümmern des Kaiserhauses wollte sich der Friedländer einen Thron errichten. Wallenstein's Charakter, die Art, wie man sich seiner zu entledigen suchte, und die Zustände eines Mannes, der so Gewaltiges will, als Wallenstein's Widersacher voraussetzen, sprechen unsers Bedünkens für Förster. Doch wird Roepell's Abhandlung selbst seinem Gegner der Beachtung werth erscheinen. Daß wir übrigens so lange bei dieser Sache verweilt haben, geschah nach dem Grundsatze, von dem wir auf das lebhafteste überzeugt sind: sollten auch Jahrtausende bereits auf dem Grabe eines Verstorbenen lagern, die Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit soll dennoch nicht verstummen, und es gehört zu den Pflichten wie zu den Triumphen der Wissenschaft, daß sie jene Stimme, sollte sie ermatten, wiederum ins Leben zurückrufe.

Über die drei folgenden historischen Arbeiten können wir unsern Bericht ziemlich kurz fassen. Von Varnhagen v. Ense's Gesinnungen gegen Napoleon, das Kaiserreich, gegen die neue Adelswelt und gegen die Franzosen überhaupt sind

bekannt genug und bedürfen deshalb ebenso wenig wie seine Darstellungsweise unsererseits einer besondern Charakteristik. Mannichfaltig sind die Bilder und Scenen, die dem Leser in der vorliegenden Beschreibung des Aufenthalts in Paris (1810) vorgeführt werden: Bibliotheken, Kunstsammlungen, Persönlichkeiten, Salons, Volksleben, Volksstimmung, Curiositäten treten in buntem Wechsel auf. Zu loben wird wenig gefunden, und was des Lobes werth erscheint, erhält dasselbe, wie es uns vorgekommen ist, nicht ohne ein gewisses Widerstreben von Seiten der Feder des Verf. Weiter vermögen wir die Wißbegierde unserer Leser nicht zu befriedigen; diese Befriedigung kann nur durch die Lecture des Ganzen erzeugt werden.

Dr. Soldan, Derselbe, der die gelehrte Welt bereits mit einer interessanten „Geschichte der Herenprocesse" beschenkte (1843), bietet uns wiederum eine recht belehrende Abhandlung über den weltberüchtigten Proceß des Tempelherrnordens in Frankreich. Die Geschichtsliteratur läßt uns hier eine gleiche Bemerkung wie bei Wallenstein's Proceß machen. Während nämlich bis auf die neuern Zeiten katholische Historiker, denen sich selbst v. Hammer-Purgstall anschloß, aber von dem Franzosen Raynouard siegreich bekämpft ward, den Orden für schuldig erklärten, übernahmen protestantische Historiker die Vertheidigung desselben, wie die Namen Leibnitz, Thomasius, Herder, Münter u. A. beweisen. Bei den Erstern waren unstreitig politische und hierarchische Rücksichten sowie Quellenmangel nicht ohne Einfluß. Diesem letztern ist nun in den neuesten Zeiten gründlich abgeholfen worden. Wenn nun gleichwol zwei berühmte protestantische Historiker, Wilcke in seiner „Geschichte des Tempelherrnordens" (3 Bde., Leipzig 1826—35) und Schlosser in seiner „Weltgeschichte" (4. Bd. 1. Thl., Frankfurt a. M. 1839) dergestalt wieder zur frühern Anklage zurückgekehrt sind, daß der Letztere ein bedingtes, der Erstere aber ein unbedingtes Schuldig aussprechen zu müssen glaubte, so kam es darauf an, auf den Grund der veröffentlichten Actenstücke mit Unparteilichkeit den Gegenbeweis zu führen. Dies hat nun unser Verf. unternommen, und wie wir glauben, mit dem günstigsten Erfolge, wobei ihm übrigens die Originalacten, die Michelet (Paris 1841) zuerst veröffentlichte, während wir sie früher nur in einer etwas mangelhaften Übersetzung Moldenhawer's (Hamburg 1792) besaßen, Dienste leisteten. Wir bedauern mit dem Verf., daß ihm das wichtige Werk von Maillard de Chambure noch nicht zugänglich gewesen ist. Auch ist er im Irrthum, wenn er in einer Anmerkung schreibt, daß dieser französische Historiker blos aus einer Handschrift zu Dijon geschöpft habe. Er schöpfte nicht nur aus den Archiven zu Dijon, sondern auch aus den Bibliotheken Corsini in Rom, in Paris und aus den Archiven des Ordens. Nach den Arbeiten, die wir von dem Verf. kennen, zu urtheilen, müssen wir wünschen, demselben noch recht oft auf dem Wege historischer Forschungen zu begegnen.

Es ist ein eigenthümlicher Zufall, daß der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch" nicht weniger als drei Abhandlungen enthält, welche die Ungerechtigkeit von drei verschiedenen in der Geschichte berüchtigten Justizmorden, die ihren Grund in politischen Verhältnissen hatten, darzuthun bemüht sind; denn daß die schmähliche Verurtheilung der Jungfrau von Orleans, deren Proceß Hr. v. Raumer zum Gegenstande der sechsten Abhandlung des Taschenbuchs gemacht hat, einen wesentlichen Grund in dem politischen Hasse habe, der damals Frankreich und England entzweite, das darf als unbezweifelt angesehen werden. War ja doch jenes Mädchen das Werkzeug gewesen, wodurch die englisch-burgundischen Racheplane gegen die in Frankreich herrschende Dynastie in der Hauptsache vereitelt worden waren. Und Rache an diesem weiblichen Wesen zu nehmen, schien die einzige und befriedigende Genugthuung zu sein, welche die Feinde ihrem Ingrimm über vereitelte Plane verschaffen zu können vermeinten. In Deutschland ist die Jungfrau von Orleans mehr von der poetischen als von der historischen Seite bekannt. Und es ist deshalb verdienstlich, daß Hr. v. Raumer die Geschichte der Dichtkunst gegenüber geltend gemacht hat. Auch möchte wol nur gelehrten Geschichtskennern eine der Hauptquellen: „Notices et extraits des manuscripts de la Bibliothèque du Roi", sowie der fünfte Band von Michelet's „Histoire de France" (Paris 1841) bekannt sein. Einiges ist jedoch in der neuesten Zeit auch in Deutschland zur weitern Verbreitung der Kenntniß jenes historischen Dramas geschehen. Görres schrieb „Die Jungfrau von Orleans nach den Proceßacten und gleichzeitigen Chroniken" (Regensburg 1834), und übersetzt ward aus dem Französischen Roy's „Geschichte der Johanna d'Arc, genannt die Jungfrau von Orleans" (Quedlinburg 1842), womit zu verbinden ist „Die Jungfrau von Orleans, nach dem Berichte eines Augenzeugen", von Joh. Voigt in Nr. 165 d. Bl. f. 1838. Daß Hr. v. Raumer für die völlige Schuldlosigkeit der Gemordeten stimme und das ganze Verfahren als ein monströses bezeichne, kann nach der Klarheit, in welcher die Acten nunmehr vorliegen, nicht anders erwartet werden. Und die Worte, womit er seine Darstellung schließt, sind gewiß sehr wahr:

Unparteiische Forschung zeigt: daß die Jungfrau zu den edelsten und seltensten Gestalten gehört, welche durch das volle Licht der geschichtlichen Wahrheit nicht, wie so oft, verlieren, sondern in jeder Beziehung gewinnen.

(Der Beschluß folgt.)

Percy Bysshe Shelley's poetische Werke in Einem Bande. Aus dem Englischen übertragen von Julius Seybt. Mit Shelley's Bildniß. Leipzig, Engelmann. 1844. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Verlagshandlung ist in Einer Hinsicht besser gewesen als ihr Wort. Sie zeigte 1840 beim Erscheinen der ersten

Lieferung an, das ganze Werk solle in vier Lieferungen ausgegeben werden, und nachdem 1842 die zweite mit gleicher Bemerkung gefolgt war, bringt jetzt die dritte, doppelt starke, den Schluß des Werks. Wenn dagegen die versprochene Vorrede vermißt wird, so kommt dafür das anfangs an die Bedingung, „sollte das Unternehmen den gehofften Beifall finden", geknüpfte Portrait des Dichters. Ob es ähnlich ist, weiß Ref. nicht. Zwei oder drei Bildnissen Shelley's, die er in England gesehen, ähnelt es wenig. Dort hatte der Dichter keine so widrig stierenden Augen, und keinenfalls unterstützt das Portrait das Anführen (S. XIII), daß er „von fast mädchenhafter Schöne" gewesen. Das Leben Shelley's, worin dies steht, enthält nichts Neues, ist wol auch nur übersetzt.

Hat die Verlagshandlung ihr Versprechen lobenswerth gelöst — wie der Übersetzer seine Aufgabe? Denn hier kann von der Beurtheilung seines Originals, von der Werthbestimmung eines Dichters nicht die Rede sein, dessen Asche — in erster Bedeutung dieses Wortes, da seine an den Strand geworfene Leiche nach Quarantainegesetz verbrannt wurde — seit 1822 auf dem Kirchhofe der Protestanten in Rom, an der Pyramide des Cestius, an der Stelle ruht, die er selbst bezeichnet hat als

— morsche Mauern, die die träge Zeit,
Wie Feu'r den knorrigen Block, langsam vernichtet, —

eines Dichters, dessen Werke schon vor 20 Jahren gelobt und getadelt, aber mehr und mit besserm Rechte gelobt als getadelt worden sind, dem sein Vaterland in der großen Dichterversammlung einen Platz neben Byron angewiesen, und dessen Gesänge, obwol jetzt zum ersten Male vollständig ins Deutsche übertragen, doch bereits früher zum Theil verdeutscht worden sind und schwerlich Einem in Deutschland fremd sein dürften, der für Poesie im Allgemeinen und für englische Literatur insbesondere Sinn und Muße hat. Die Schwierigkeiten einer Übersetzung leuchten von selbst ein, und für den Fleiß und die Befähigung des Übersetzers zeugt das geleistete Ganze. Dennoch will es Ref. bedünken, als habe Hr. Seybt seine schwere Arbeit sich bisweilen zu leicht gemacht auf Kosten des englischen Originals und der deutschen Sprache. Belege hat Ref. viele angemerkt. Aber kein aufmerksamer Leser braucht weit zu lesen, um sie selbst zu finden. Den wenigsten Anstoß, wie allerdings auch im Verhältniß die wenigsten Schwierigkeiten, bieten die reimlosen Gedichte: „Königin Mab", „Alastor", „Der entfesselte Prometheus", „Die Cenci", „Hellas", „Oedipus Tyrannus". Eingemischte gereimte Stellen mögen in Abrechnung kommen. Da ist der Sinn meist richtig aufgefaßt, oft sehr glücklich wiedergegeben, die Sprache rein, der Ausdruck edel, die Copie dem Originale ebenbürtig. Nicht so, mindestens beträchtlich seltener so in den Reimgedichten, deren größere „Rosalinda und Helena", „Julian und Maddalo" und „Die Empörung des Islam". Namentlich in letzterm sind der Kraft und Verständlichkeit, der richtigen Wortfügung und selbst der Grammatik unserer lieben deutschen Sprache zahlreiche Hekatomben als Opfer gefallen. Klänge es nicht zu bös, weil Beispiele wegbleiben müssen, so möchte Ref. das Gesagte in Bezug auf die „Kleinern Gedichte", acht Jugendgedichte, dann nach den Jahren geordnete Gedichte aus 1816 bis mit 1822, überzeugt, nicht zu viel zu thun, verdoppeln. Da ähnelt Manches einem invita Minerva gefertigten Pensum eines schläfrigen Secundaners der englischen Classe — matt, kalt und eisig. Und doch ist die Mehrzahl dieser kleinen Gedichte voll Munterkeit und echt lyrischer Wärme, also die oft stümperhafte Nachbildung dreifach auffällig und sechsfach zu beklagen. Wird Hr. Seybt zu seiner Rechtfertigung entgegnen, Shelley sei auch über Rhythmus und Reim oft mit rascher Feder weggeeilt? Das ist er, nicht zu leugnen. Und wem die Rechtfertigung genügt, der wird mit dem Übersetzer deshalb nicht rechten. Nur glaubt Ref., er hat darin sein Original übertroffen. 23.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Das Unterrichtswesen in Frankreich.

Wir haben aus der großen Menge von Schriften aller Art, welche täglich mit Bezugnahme auf die schwebende Frage des Unterrichtswesens erscheinen, bisher immer nur die wichtigsten ausgegriffen und zur Kenntniß des deutschen Publicums gebracht. So müssen wir denn auch einer neuen Erscheinung gedenken, die sich würdig an die hervorragenden Productionen dieser Literatur anreiht. Sie führt den Titel: „Etudes historiques et critiques sur l'instruction secondaire, considérée dans ses rapports avec l'état, l'université, le clergé et les familles, suivies d'un projet de loi avec exposés des motifs, addressé à MM. les membres des chambres législatives et de la réfutation du rapport de M. le duc *de Broglie* par *P. E. Gasc*." Dieses Werk verdient sowol um seines eigenen Inhalts willen als auch seines Verfassers wegen alle Berücksichtigung. Derselbe steht nämlich, wenn wir nicht irren, an der Spitze eines ausgedehnten und bewährten Erziehungsinstituts und hat sich bereits als pädagogischer Schriftsteller durch einige Werke praktischen sowie theoretischen Inhalts bekannt gemacht. Diese neue Schrift reiht sich an ein früheres Werk über den Primairunterricht an, das aus der Feder desselben Verf. geflossen ist.

Beiträge zur Kenntniß von Cuba.

Unter den wenigen wissenschaftlichen Leistungen der Spanier in der neuesten Zeit ragt das treffliche Werk Ramon de Sagra's über die Insel Cuba hervor. Diese gediegene Arbeit ist nun auch vor kurzem ins Französische übertragen und somit einem größern Kreise zugänglich gemacht. Diese Bearbeitung führt den Titel: „Histoire physique, politique et naturelle de l'île de Cuba, par Ramon de Sagra. Traduction de M. S. Berthelot." Die zwei Bände, welche uns vorliegen und welche die erste Abtheilung des ganzen Werkes ausmachen, umfassen die physische und politische Geschichte der Insel. Dieser reiche Stoff ist folgendermaßen vertheilt: Der erste Band enthält außer einer Einleitung die Geographie, das Klima und die Bevölkerung, der zweite die Agricultur, den Handel und einen Anhang. Zu demselben Werke gehören übrigens noch folgende Abtheilungen: 1) Botanique. Plantes cellulaires par *Camille Montagne*; 2) Reptiles *par Cocteau* et *Bibron*; 3) Foraminifères par *Alcide d'Orbigny*. Jedenfalls reiht sich dieses Werk den großartigen Arbeiten eines Humboldt würdig an.

Über die Gewerbeausstellung zu Paris.

Unter der großen Anzahl von Broschüren, Werken, Gedichten, Aufsätzen aller Art, welche die großartige Ausstellung zu Paris im J. 1844 hervorgerufen hat, wollen wir nur eine Schrift hervorheben. Der Titel derselben lautet: „Histoire de l'exposition industrielle de 1844 par un comité spécial de redaction sous la direction de M. *Gabalde*." Das ganze Werk, das aus zwei starken Bänden besteht, verdient wirkliche Beachtung, und wir halten es um so mehr für unsere Pflicht, selbst noch nachträglich auf dasselbe aufmerksam zu machen, da auch die Ausstellung zu Berlin sich von Seiten französischer Gelehrten und Industriellen eines so lebhaften Interesses erfreut hat. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 19. — 19. Januar 1845.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Sechster Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 18.)

Die letzte Abhandlung: „Über Verfassung und Geschichte der Städte in Belgien", welche Hrn. Arendt zum Verfasser hat, ist nicht nur von bedeutendem Umfange, sondern auch von besonderm Werthe: sie ist ein schöner Beitrag zur Geschichte des Städtewesens nach Ablauf des Mittelalters. Sie ist um so dankenswerther, weil „die Geschichte der belgischen Städte seit ihrer Entstehung bis zur Herrschaft des Hauses Östreich in den Niederlanden, obgleich nach allen Seiten hin inhaltsreich und wichtig, doch im Allgemeinen wenig bekannt und noch weniger bearbeitet ist". Der Verf. benutzte nicht nur die reiche Quellensammlung, welche der Generalarchivar des Königreichs Belgien Gachard in den Jahren 1834 und 1835, dann wieder 1838 und 1839 in fünf Bänden in französischer Sprache veröffentlicht hat, sondern auch noch ungedruckte Urkunden, die ihm durch städtische und Staatsbehörden zugänglich gemacht wurden. In keinem Lande hat das Städteleben des Mittelalters in seiner Eigenthümlichkeit und Kraft so tief in die Neuzeit herein sich erhalten als in Belgien: es lag der Grund davon nicht blos in der ursprünglichen lange genährten Lebenskraft jener Städte, sondern auch in der eigenthümlichen Stellung des ganzen Landes zu Spanien und später zu Östreich. Und dadurch, daß die belgischen Städte so nahe an unsere Zeit heran ihr mittelalterliches Wesen und Leben bewahrt haben und der Beobachtung durch das In- und Ausland zugänglich blieben, welches Letztere die Zeiten, die sie noch repräsentirten, schon längst hinter sich hatte, dem beinahe sogar das Andenken an dieselben verloren gegangen war, gewährt uns ihre klar vorliegende Geschichte die Möglichkeit, wie durch einen Spiegel in das allgemeine Städteleben des entferntern Mittelalters hindurchzuschauen. Denn Das, was wir von den Zuständen und dem Charakter der deutschen Städte, namentlich der rheinischen und hanseatischen, während des Mittelalters wissen, stimmt im Allgemeinen so vielfach mit den Erscheinungen in den belgischen Städten überein, daß man daraus den Schluß ziehen kann, wie gewisse Charakterzüge des Bürgerlebens besonders in der zweiten Hälfte des Mittelalters weit verbreitet waren. Übrigens sind trotz aller theilweise gewaltsamen Umgestaltungen noch nicht alle Fäden zerrissen, die in das Mittelalter hinaufführen. Bei mehr als einer Stelle der in Rede stehenden Abhandlung wurden wir an die Verhältnisse und jüngsten Vorfälle in Hamburg erinnert.

Wir hatten uns nun anfänglich vorgenommen, einen Auszug von Hrn. Arendt's so belehrender Abhandlung hier mitzutheilen. Wir mußten jedoch davon abstehen, theils wegen des Raums, theils deshalb, weil wir doch nur ein mattes und ungenügendes Bild von dem Ganzen zu geben im Stande gewesen sein würden. Wir wollen daher sowol die Geschichtsfreunde als die gelehrten Geschichtskenner auf die Arbeit selbst aufmerksam gemacht haben: Keiner von ihnen wird unbefriedigt bleiben. Nur mit einer einzigen vielleicht sehr Wenigen bekannten Erscheinung auf dem Gebiete des belgischen Städtelebens wollen wir unsere Leser noch bekannt machen, um so lieber, weil es eine Seite desselben betrifft, die der Hervorhebung gar wohl würdig ist. Wie einstens der olympische Sieger hohe Ehre und Freude in Haus, Familie und Vaterstadt brachte, so erzählt der Verf. nach Gachard Folgendes:

> Eine nicht unbedeutende außerordentliche Ausgabe der belgischen Städte beruhte auf einem sonderbaren, aber höchst volksthümlichen, noch jetzt bestehenden Gebrauche. Wenn ein Stadtkind den ersten Platz bei dem auf der Universität Löwen alljährlich stattfindenden großen Concurse erhalten hatte oder, wie man sagte, Primus geworden war, so bereitete ihm die Stadtobrigkeit bei seiner Rückkehr am Ende des akademischen Jahres einen höchst feierlichen Einzug. Der Magistrat an der Spitze aller Corporationen zog ihm entgegen, Ehrengeschenke wurden ihm übergeben, Reden und Glückwünsche an ihn gerichtet und ein großes Banquet auf dem Rathhause beschloß das Fest. Die Städte wetteiferten in Pracht und Aufwand bei solchen Gelegenheiten, die dadurch verursachten Ausgaben betrugen gewöhnlich mehre Tausend Gulden.

Zuletzt noch folgenden Wunsch. Da die Geschichte des Zunftwesens der Niederlande, trotz seiner historischen Merkwürdigkeit und Bedeutsamkeit für die Erklärung früherer Zustände, so gut wie noch gar nicht bearbeitet ist, so würde sich Hr. Arendt gewiß sehr verdient machen, wenn er diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit und

geschickte Feder zuwenden wollte. Die Anerkennung des Verdienstes würde nicht fehlen, um so weniger, weil die mannichfaltigste Bekanntschaft mit dem Städtewesen des Mittelalters dem Historiker so wünschenswerth erscheinen muß.

Karl Zimmer.

Ein Wort über den literarischen Industrialismus in Frankreich und namentlich über die Einführung des „Feuilleton“ in die politischen Blätter dieses Landes.

Wenn einem großen Theile Deutschlands die französische Industrie ihrer Ausdehnung und Vielseitigkeit nach bis jetzt noch mit Recht als Gegenstand der Nacheiferung hingestellt wird, so gibt es doch mehr als Einen Zweig derselben, in Beziehung auf den ich meinen Landsleuten den von Herrn Tobias Witt an Herrn Till gerichteten weisen Rathschlag zurufen möchte: „Geb' Er nur fleißig Acht, wie es die Narren machen, und mach' Er es anders.“

Es handelt sich hier weder um die Industrie des Menschenhandels, welcher, durch das Stellvertretungssystem in die französische Armee eingeführt, die Reihen derselben mit dem schlechtesten Theile der Bevölkerung des Landes füllt*), noch auch um den kleinen Privathandel, welchen in Frankreich die Deputirten mit ihren Stimmen treiben, noch ferner um die Fabrikation falscher Nachrichten, mittels welcher an der pariser Börse täglich bedeutende Summen gewonnen werden, noch um manchen andern gleich unschuldigen Trafik, der im Lande der höchsten Civilisation blüht, sondern es handelt sich diesmal um den Industrialismus, dem in Frankreich die Literatur im Allgemeinen und namentlich der die Schlußcolonnen der politischen Blätter einnehmende Roman huldigt.

Was würden jene mittelmäßigen, trägen Geister, Racine, Corneille, Molière, Voltaire, jene von den Heroen der neuern Literatur längst vergessenen Schriftsteller sagen, die nach dem Rathe Boileau's endlos an ihren Werken feilten, bevor sie dieselben dem Publicum überlieferten, was würden sie sagen, wenn man ihnen vertrauen könnte, daß die jährliche Hervorbringung von zehn bis zwölf Bänden eine keineswegs übertriebene Aufgabe für einen heutigen Bücherfabrikanten ist, ja, daß unlängst in einem einzigen Jahre unter dem Namen eines und desselben Schriftstellers 22 Bände in Octav und zwei Dramen das Licht der Welt erblickten! Wie würden sie aber noch mehr erstaunen und sich klein und lächerlich vorkommen, wenn sie, die, oft in Dürftigkeit lebend und nur den Eingebungen des Genies folgend, nach Unsterblichkeit strebten, ihre Nachfolger gleich Nabobs auf seidenen Polstern ruhen und bei einer Einnahme von 30—50,000 Francs wie die großen Herren früherer Zeiten leben sähen!? Es würde vor allen Dingen jenen alten Vorkämpfern auf dem Boden der französischen Literatur einleuchten, wie uns selbst, daß unter solchen Umständen die Quantität der Waare die Qualität ersetzen müsse.

Damals war in Frankreich die Größe und Würde der Literatur das erste Gesetz derselben, und der edle Drang ihrer Bekenner war nach dem Wahren und Schönen gerichtet, während gegenwärtig der kaufmännische Geist der Literatoren diesen den Gewinn als einziges und höchstes Ziel zeigt.

Der unersättliche Drang eines blasirten Zeitalters nach dem Neuen und Ungewöhnlichen, nach nur die Phantasie oberflächlich kitzelnden und bei dem Leser keine Art von geistiger Anstrengung erzeugenden Werken ist jenem mercantilischen Sinne so günstig und der Literatur so verderblich wie möglich. Daher denn diese Sündflut nie zur Reife gedeihender, von den Verf. ebenso schnell hingeworfener wie von den Lesern ohne Nachdenken verschlungener Tageserzeugnisse, daher in den letztern diese Verzerrungen der Natur, die als lebendige Antithesen die moralische Schönheit unter der Hülle des Lasters, die Keuschheit unter dem Scheine der Ausschweifung darstellen, daher diese die traurige Wirklichkeit unendlich hinter sich zurücklassenden Unthaten und Verbrechen, welche vor den Augen des abgestumpften, nur durch solche Schauspiele noch zu erregenden Lesers sich entwickeln, daher die Bereitwilligkeit des Autors, die Tendenz seines Werkes einem jeden noch so flüchtigen und zweideutigen Erfolge aufzuopfern, daher eine unter dem Vorwande neuer Effecte alle Gesetze der Sprache umstoßende Behandlung derselben, ein in wunderbaren Verrenkungen und gothischen Formen sich hinwindender Stil, daher Begebenheiten, die aller Wahrscheinlichkeit Hohn sprechen, daher auf die Mehrung der Bogenzahl hinzielender endloser Wortschwall ohne Gedanken, sowie jene dramatischen Erzeugnisse, die nur für die Ausbreitung glänzender Decorationen und für die durch die letztern erregte und das Haus füllende Neugierde des Publicums geschrieben sind.

Die Bücher werden heutzutage in Frankreich in derselben Art von den Buchhändlern bestellt und von den Schriftstellern fabricirt, wie Bestellungen von Handelshäusern an Fabriken gerichtet und von diesen ausgeführt werden. Hat ein Autor einige „vogue“, so macht der Buchhandel sich ihn streitig, er folgt dem Schicksale der Versteigerungen, denn er fällt jedes Mal dem Meistbietenden zu. Der Handel wird in der Weise abgeschlossen, daß der Literat sich vor dem Notar verbindlich macht, bis zu einem bestimmten Termin so viel Bände von so viel Seiten und diese zu so viel Zeilen zu liefern; die Übereinkunft erstreckt sich zuweilen selbst bis auf die Zahl der Absätze im Text, deren der Autor sich sonst, um die Quantität der Waare zum Nachtheile des Käufers zu vermehren, im Übermaße bedienen könnte. Man sehe nur, um sich zu überzeugen, daß diese letztere Angabe kein Scherz sei, den Proceß, den Alphons Karr vor einiger Zeit gegen den Buchhändler Curmer geführt und zur Belustigung seiner Leser in einer der letztern Nummern seiner „Guêpes“ selbst mitgetheilt hat. Hat der Autor die Bestellung, mit allen nöthigen Clauseln versehen, angenommen, so muß er zur bestimmten Zeit seine Bogenzahl liefern, eben so, wie ein Tuchfabrikant für eine Armee eine gewisse Stückzahl Tuch zu dem festgesetzten Termine bereit halten muß. Ob die Stunde der Inspiration für den Verf. des bedungenen Werks geschlagen, ob dieses seine Reife erhalten und also wirklich beendigt sei, darauf kommt es nicht an; das lesende Publicum ist nicht schwierig und begnügt sich mit der Waare, wie sie eben geboten wird, um sie, nachdem der Drang nach dem Neuen einen Augenblick befriedigt ist, wieder zu vergessen; der Autor hat geschrieben, der Buchhändler gezahlt, das Publicum gelesen, es ist Alles geschehen, was geschehen mußte, und Alle sind zufriedengestellt. Ja, dies System macht sich in Frankreich in solchem Umfange geltend, daß die Kritik der Geistesproducte sich meist auf eine bloße Beurtheilung des Kaufpreises derselben beschränkt.

In keinem Theile der französischen Literatur aber macht sich diese Abhängigkeit von materiellen Umständen so ausschließlich geltend wie in einem noch ziemlich neuen Genre derselben, dem unter dem Namen des „Feuilleton“ in den Schlußcolonnen der politischen Blätter auftretenden Romane.

Das Feuilleton ist eine Erfindung, welche den politischen Journalen durch die Hoffnung an die Hand gegeben worden ist, dadurch die Zahl der Leser zu vermehren. Die Neuheit der Einrichtung entsprach anfangs dem Zwecke derselben, und selbst später fesselte das Feuilleton vielleicht noch manchen weniger ernsten Leser, der es den politischen Nachrichten vorzog. Der Kritiker aber sieht hier die Sachen des täglich [illegible]

---

*) In Frankreich kann sich ein Jeder vom Militairdienste befreien, wenn er eine Summe von 8—1200 Francs für einen Stellvertreter aufwenden will. Es hat sich auf Grund dieser Einrichtung eine Classe von Unterhändlern gebildet, welche allgemein „marchands d'hommes“ genannt werden und sich gegen Zahlung der gesetzlichen Summen verpflichten, für ihre Committenten Stellvertreter zu finden.

menden Verfalls der romantischen Literatur in Frankreich sich umfassender entfalten als irgendwo anders; hier ist das literarische Fabrikgeschäft in seiner höchsten Blüte. Man denke sich ein geräumiges Geschäftslocal, in welchem an einem langen Tische die literarischen Handwerker sitzen, um, laut Verabredung mit der Redaction irgend eines Journals der Hauptstadt, zu einem drei, vier und mehre Monate vorhaltenden und von dem Principal des Geschäfts mit seiner Namensunterschrift zu versehenden Feuilleton, Jeder in seiner Specialität, mitzuwirken. So verfertigt in einer Uhrfabrik der Eine nur die Cylinder, der Andere die Spindeln, ein Dritter die Spiralfedern u. s. w., während der Fabrikherr schließlich seine Firma auf das fertige Uhrwerk graviren läßt. In der Uhrfabrik aber geht wenigstens aus dem rohen, noch unbearbeiteten Material die in das Ganze innig eingreifende Form des einzelnen Stücks hervor; in der Feuilletonsfabrik dagegen ist das Verdienst der Arbeiter oft weniger groß, indem altes Material, wie es eben vorgefunden, meist nur aus- und zusammengeflickt wird, so gut es eben gehen will. Das eine Mitglied der Association hat z. B. die Aufgabe, einen Wust alter Romane, Memoiren, Novellen u. s. w. zu durchstöbern und aus demselben herauszufinden, was etwa aufgewärmt dem Geschmacke des für Feuilletons schwärmenden Publicums dargeboten werden möchte. Ist die Wahl getroffen, so läßt dieser erste Feuilletonist den Fund an seinen Nachbar gelangen, der die einleitenden Naturschilderungen zu liefern beauftragt ist; dieser nun beginnt etwa folgendermaßen *): „Die Sonne sandte an einem Tage des Septembers 182... glühende Strahlen in das spanische Thal Aran herab; ich weiß es, ich; denn an diesem Tage durchstreifte ich dasselbe mit einem Freunde. Die Sonne war unerträglich; die Schlangen bäumten ihre geringelten Leiber auf den von der Hitze versengten Steinen auf; nichts unterbrach die dumpfe Einsamkeit des Thals, nichts als einige gleich Nestern der Adler auf den Felsen schwebende Dörfer und das leichte Geräusch der Garonne; rund umher war keine Wohnung zu sehen. Links ragten kaum die Dächer der kleinen Stadt Lez über die Höhe hervor; wir schritten ohne Führer durch die g a s t l i c h e Gegend. Wolken von Blei stiegen langsam an den Höhen herab; der Donner hallte, wie eine ferne Artillerie, in den Bergen wider; die Luft kündigte das Herannahen eines Gewitters an; verzehrendes Feuer regnete bereits vom Himmel, als wir bei dem Dorfe Bososte anlangten" u. s. w.

Man sieht, daß in dieser gelungenen Schilderung Jedermann leicht Befriedigung für seinen Geschmack findet und daß Fielding's vorsichtiges Verfahren, den Lesern die Vorrede zu seinen Romanen darzureichen, wie ein Wirth den eintretenden Gästen die Speisekarte, damit dieselben vorher entscheiden, ob die Schüsseln nach ihrem Gefallen sind, hier ganz überflüssig erscheint. Wem z. B. die strahlende Sonne im Thale Aran lästig ist, der mag sich an die bleiernen Wolken halten, die an den Bergen umherklettern; wer die dumpfe Einsamkeit liebt, lasse die die Gegend belebenden und auf glühenden Steinen sich bäumenden Schlangen gewähren; wer die unbewohnten Länder vorzieht, dem gestattet der Autor rund umher keine Wohnung zu sehen, während ein Andersdenkender in Lez, Bososte und in den auf den Felsen schwebenden Dörfern leicht ein Unterkommen findet; der Naturforscher kann überdem noch aus der Schilderung entnehmen, daß das Brüllen des Donners mit ziemlicher Gewißheit auf ein nahendes Gewitter schließen läßt; das Endresultat aber ist jedenfalls dieses, daß der geneigte Leser durch die ihm vorgeführten Bilder sich in einer höchst ernsten, ja graulichen und dem Fortgange der Erzählung angemessenen Stimmung befindet. Hat nun A die Aufgabe der Einleitung somit bestens gelöst, so läßt er das Manuscript an B, seinen Nachbar zur Linken, weiter gehen.

*) Die beispielsweise angeführten Stellen sind französischen Feuilletons in wörtlicher Übersetzung entlehnt.

Diesem liegt es ob, den Helden oder die Heldin in die Erzählung einzuführen; er fährt fort:

„Wir traten mit dem herabstürzenden Regen in die Herberge oder Posada des Orts. An der Erde kniete, mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt, Catrina, die kaum achtzehnjährige Tochter des Wirths. O, sie war verführisch, Catrina, sie war schön, von einer Schönheit, die ohne Zweifel Niemand bestritten haben würde, die mich aber überraschte; denn ich habe sie gesehen, ich selbst, die junge Spanierin von Bososte, ich habe sie gekannt ...... O, wenn ihr sie betrachtet hättet, mit ihrer Wespentaille, mit ihren großen Augen, die von Elfenbein und Ebenholz gebildet zu sein schienen, mit ihren Zähnen, die weißer als das Weiße ihrer Augen waren, mit ihrem Fuße einer Andalusierin, mit ihrer kleinen Schelmennase (nez lutin), wenn ihr einen Blick auf ihren vorspringenden und gerundeten, kaum unter einem rothblauen Tuche verborgenen Busen geworfen hättet, oh, eure Einbildungskraft hätte eine Eisgrube sein müssen, oder ihr hättet, wie ich, gesagt: Catrina ist sehr schön!"

Der Regen führt nun glücklicherweise auch eine Karavane von Gitanos an die Thür des Wirthshauses, und die Beschreibung des in das Zimmer tretenden Anführers derselben bleibt nicht hinter der Catrina's zurück.

„Zwei lange, breite und dicke Backenbärte liefen unter seinem Kinn zusammen und umgaben sein männlich gebräuntes Gesicht; man hätte sagen mögen, der schöne Kopf eines Arabers, in die Mähne seines Rosses eingefaßt; seine dunkle Stirn war groß und offen und seine Augen — großer Gott! — welche Augen! zwei Tigeraugen, was weiß ich, schlimmer noch als alles Das! Sie blitzten durch das Haar seiner dicken Augenbrauen, sie funkelten wie zwei glühende Kohlen unter einem trockenen Zweige, ihre Lichtströme blendeten wie der Strahl eines Feuergewehrs mitten in der Nacht, wie ein durch eine Thürritze dringender Sonnenstrahl! Sein Name war Juan, sein Vaterland eine Höhle der Pyrenäen" u. s. w. *)

Der zweite Romantiker überläßt nun die Fortsetzung der Arbeit seinem Nachbar, welcher, weil die Gitanos häufig Brei von Maismehl essen, etwa eine Anekdote aus der Regierungszeit Heinrich's IV. zu liefern hat; denn dieser volksthümliche König fand jenes ihm von einem Bauer der Pyrenäen dargebotene Gericht nicht übel. Dann fährt D, der vierte Mann am Tische, dem die plötzlichen Unfälle, die geheimnißvollen und schauderhaften Scenen obliegen, dergestalt fort:

„Ich war an das Fenster getreten, der Regen fiel mit verminderter Heftigkeit auf die Erde herab — plötzlich glitt eine menschliche Gestalt, wenige Fuß unter uns, durch den Garten der Posada hin und verlor sich im dichten Nebel. Ich hörte ganz nahe neben mir einen Seufzer, der mich zusammenschauern ließ; als ich mich umsah, bemerkte ich Catrina, die sich mit langsamen und vorsichtigen Schritten entfernte."

So geht die Arbeit die Reihe herum. Soll das Feuilleton für mehre Wochen und Monate ausdauern, so stirbt der Held an der Schwindsucht, und Gott weiß, was der arme Teufel an Widerwärtigkeiten während seiner langen Krankheit zu erdulden hat; ist die Länge des Romans nur auf wenige Nummern des Journals berechnet, so ist der Held eines plötzlichen Todes gewiß, und es steht der Fabrik zu diesem Zwecke das ganze Arsenal gebräuchlicher Mittel, als Zweikampf, Dolch, Sturz mit dem Pferde, Arsenik u. s. w., zu Gebote; mit der Heldin wird demnächst geziemend verfahren, welches letztere Geschäft in der Regel die Sache des Principals ist; dieser schreibt dann als Einleitung allenfalls die bedeutungsvollen Worte nieder: „Ich nahe mich dem Ende dieser langen Erzählung", und setzt, nach Hinzufügung des Erfoderlichen, seinen Namen unter das Werk.

Wenn nun so der Roman zum Schlusse gediehen ist, wird er an die betreffende Redaction eingegeben, welche nicht er-

*) Ebenfalls, wie alle folgenden Beispiele, wörtlicher Auszug.

mangelt, zum Schutz ihres kostbaren Eigenthums dabei die gewohnte, die Neugierde stachelnde Warnungstafel aufzurichten: „Der Nachdruck dieses Romans wird hiermit untersagt und würde gesetzlich verfolgt werden."

So sehr diese Darstellung einer scherzhaften Übertreibung gleichen mag, ist dieselbe doch auf strenge Wahrheit gegründet. Aber abgesehen von dem verderblichen Einflusse, den eine solche fabrikmäßige Erzeugung der Geistesproducte auf die Literatur im Allgemeinen äußern muß, gibt namentlich der Roman in Gestalt von Feuilletons selbst in den Fällen, wo er aus einer lautern Quelle entsprungen sein sollte, zu mannichfachen besondern Betrachtungen Anlaß, und seine Ausschließung aus den Spalten der deutschen politischen Blätter spricht für den richtigen Takt ihrer Redactionen.

Zuerst nämlich erfüllt die Mischung des Ernsten und Frivolen in einem politischen Journale keineswegs ihren eigentlichen, ursprünglichen Zweck, die Zahl der Leser zu vergrößern. Nur die Frauen unterwerfen sich, ihrer Individualität nach, allenfalls der freiwilligen Qual, von Tag zu Tag sich tropfenweise die Entwickelung einer Erzählung reichen zu lassen, eine Art der Mittheilung, die überdies noch den Nachtheil hat, daß die Unterbrechung eines einzigen Tages den Zusammenhang stört und den Zauber bricht, wenn ein solcher überhaupt vorhanden gewesen. Die Männer, welche die politische Lecture lieben (und alle ohne Ausnahme gehören in Frankreich zu dieser Kategorie), lesen, wie ich mich hinlänglich davon zu überzeugen Gelegenheit gehabt habe, fast nie die Feuilletons; die Frauen bleiben somit die fast ausschließlichen Anhängerinnen dieser Art von Literatur, und sie sind es nicht, welche die Abonnenten der Journale bilden. Wenn die Frauen aber die Feuilletons lesen, so geschieht dies sicherlich zu ihrem großen Nachtheile; denn selten ist der Inhalt derselben in den französischen Blättern geeignet, eine Frau in dem Wege ihrer häuslichen Pflichten als Gattin und Mutter zu bestärken, und der tägliche Genuß dieser wurmstichigen, nur durch ihre trügerische Außenseite verführenden Früchte muß auf die Länge in hohem Grade demoralisirend wirken.

Die Zusammenstellung ferner zweier ihrem Charakter nach so verschiedenen Erzeugnisse der Literatur, wie es die von dem Augenblicke lebende und durch ihren raschen Gang sich auszeichnende Verhandlung über die Tagesbegebenheiten und das nur durch den Fleiß und die Feile des Verf. seine volle Weihe erhaltende Werk der Phantasie es sind, eine solche Zusammenstellung kann entschieden nur zum Nachtheile des einen oder andern der beiden genannten Geistesproducte bestehen; denn man muß nicht glauben, daß das Feuilleton stets als ein fertiges Ganzes der Redaction des Journals zugeht; in sehr vielen, wenn nicht in den meisten Fällen geht die Bearbeitung des erstern mit dem Berichte über die politischen Zustände der Gegenwart gleichen Schritts fort, und der Autor, welcher sich zu Lieferung einer solchen literarischen Beigabe verstanden hat, spinnt seinen Faden von Charakteren und Intriguen so gut und namentlich so lang als möglich; ob der Arbeiter in der wünschenswerthen Stimmung sei oder nicht, ob er die nothwendige Zeit habe, seine unfertige, nur aus dem Groben herausgearbeitete Schöpfung einer Durchsicht zu unterwerfen, darum handelt es sich nicht; weiß ich doch von einem der Koryphäen des belletristischen Paris, der zuweilen an einer unüberwindlichen Trägheit leidet, daß ein Commis des auf Beiträge harrenden Journals sich gewöhnlich Morgens vor dem Bette des gähnenden und sich vergebens sträubenden Autors mit der Weisung des Redacteur en chef einfindet, nicht vom Platze zu weichen, bis Jener seine schuldige tägliche Spende von sich gegeben.

Auch hat die Erfahrung erwiesen, daß selbst ausgezeichnetere Talente in diesem industriellen, dieselben immer fertigen Handwerkern gleichstellenden Treiben alle Spannkraft des Geistes und alle Wärme der Phantasie verloren haben und sozusagen untergegangen sind. Ist nun aber das Feuilleton auch vor der zu seinem Abdrucke bestimmten Zeit von dem Verf. zu Ende gebracht worden, so ist dieser dennoch gezwungen, die Abtheilungen seiner eine bloße Zugabe bildenden Arbeit nicht dem Inhalte derselben anzumessen, sondern dem jedesmal von dem politischen Theile des Blattes übrig gelassenen Raume anzupassen, d. h. dem Zufall anheimzugeben.

So entspricht also das Feuilleton keinem seiner Zwecke, und die Art, wie es in neuester Zeit behandelt worden ist, wirft einen Schatten auf die Literatur des Landes, dessen Kind es ist.
3.

Notiz.

Der Vulkan Soufrière in Sta.-Lucia.

Der Verf. des jüngst erschienenen Werks: „Sta.-Lucia, historical, statistical, and descriptive", von H. H. Breen, erklärt diesen feuerspeienden Berg auf der England zugehörigen, in der Nähe der französischen Besitzung Martinique liegenden Insel Sta.-Lucia für die größte Naturmerkwürdigkeit. Er liegt eine halbe Stunde von der gleichnamigen Stadt und zwei Meilen östlich von den sogenannten Pitons, zwei ungeheuern pyramidenförmigen Felsen, die, an der dortigen Bai liegend, einen höchst merkwürdigen und malerischen Anblick gewähren. Der Krater des Vulkans befindet sich in einer Höhe von 1000 Fuß über der Meeresfläche zwischen zwei kleinen, ganz von Vegetation entblößten Hügeln. Er nimmt einen ziemlich großen Raum ein und ist mit Schwefel, Alaun, Asche und andern vulkanischen Erzeugnissen überdeckt, in deren Mitte mehre kesselförmige Vertiefungen im beständigen Zustande des Aufsiedens zu sehen sind. In einigen derselben ist das Wasser wunderbar klar; aber in den größern ist es ganz schwarz und siedet zwei bis drei Fuß hoch empor, indem es fortwährend dichte Wolken von Schwefeldampf ausstößt, die einen unerträglichen und erstickenden Geruch verbreiten. Wegen der Schwüle der umgebenden Luft ziehen diese Wolken gewöhnlich nach den Gipfeln der Hügel empor und stoßen dort in horizontaler Richtung, je nachdem der Wind geht, ab. Wenn man drei Minuten auf einem Fleck gestanden hat, fühlt man selbst durch die stärkste Fußbekleidung die unterirdische Hitze, ein Umstand, der darauf schließen läßt, daß der vulkanische Herd sich nicht auf die siedenden Quellen beschränkt. Man darf auch nur etwa 18 Zoll bis zwei Fuß in die Oberfläche des Bodes graben, um zu sehen, daß das Wasser hervorquillt und eine neue Quelle bildet. Dann und wann brechen aus freien Stücken dergleichen neue Quellen hervor, dann fangen die kleinern an blos Blasen zu werfen, und beruhigen sich dem Anschein nach allmälig ganz. Der Soufrière besitzt jedoch eine Eigenthümlichkeit, die er mit keinem andern Vulkan theilt, weshalb er weder mit dem Ätna, dem Vesuv noch andern Vulkanen, die entweder wegen der Stärke und Gewalt ihrer Ausbrüche oder ihrer schrecklichen Erhabenheit in ruhigem Zustande berühmt sind, verglichen werden kann: er übertrifft nämlich alle durch die ununterbrochene Fortdauer seines vulkanischen Processes. Selbst der Geyser auf Island, dem er am meisten gleicht, wirft nur in Zwischenräumen seine siedenden Wasserstrahlen, während der Soufrière in beständigem, obwol weniger heftigem Ausbruche sich befindet. Wie Solches vor 300 Jahren der Fall war, so noch heute, und Gleiches wird wahrscheinlich in 300 Jahren auch noch stattfinden. Aus dem chaotischen Ansehen der ganzen Umgegend, insbesondere der beiden Pitons, darf man ohne Zweifel schließen, daß diese Gegend einst der Mittelpunkt einer schrecklichen Naturerschütterung war; jedoch läßt sich nicht ermitteln, wann dies geschah. Jedenfalls trat sie lange vor Entdeckung der Insel durch die Europäer ein, denn selbst unter den Ureinwohnern, den Karaiben, lebte in keiner Sage die Erinnerung eines solchen Ereignisses.
12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 20. —— 20. Januar 1845.

Die Neujahrsfeier in Schottland.

Nach englischer Quelle.

Der letzte Tag des alten und der erste des neuen Jahrs werden über ganz Schottland gewöhnlich mit großer Festlichkeit begangen. Dieselbe trug bis vor kurzem noch den Charakter freiester Ungebundenheit: die ausgelassenste Lustigkeit beherrschte die meisten Gemüther und gab der Zeit den Namen der Daft days *), d. h. der Narren-Tage. Der einzige Tag, der um dieselbe Zeit noch in einigem Ansehen stand, war der sogenannte Handsel monday, d. h. der erste Montag des neuen Jahrs, an welchem man seinen Freunden und besonders den Kindern Geschenke — handsels **) — zu machen pflegte. Dieser Bescher-Montag war auch ein beliebter Tag für Familienzusammenkünfte und ist es noch in manchen Gegenden auf dem Lande; doch ist in diesem Falle gewöhnlich der der alten Sitte entsprechende Tag vorgezogen.

Weihnacht und Zwölft-Nacht, die in England so bedeutsam sind, findet in Schottland gar keine Beachtung, ja die letztere bleibt nicht blos unbeachtet, sondern ist selbst unbekannt. Dies ist offenbar eine Folge der unablässigen Bestrebungen der Presbyterianer, ein Jahrhundert nach der Reformation, alle Weihnachtsfeier auszutilgen. Nur in den Hochlanden und in großen Städten unter den Familien der Episcopalkirche wird das Fest der Geburt Christi noch in Ehren gehalten; in den Tieflanden aber kennt das Volk nur noch wenige leise Spuren der Tradition, die an seinen Charakter als einen heiligen Festtag erinnern. Die Knaben haben einen Reim:

> An Christmeßnacht den Spieß ich dreht',
> Verbrannt die Finger — das noch ihr's seht.

Oder der folgende Vers, der auf das Fest hinweist:

> Jul ist gekommen und Jul verschwand,
> Und festlich ging's von hinnen,
> So nimmt Jock wieder den Flegel zur Hand
> Und Jenny muß wieder spinnen.

Schottland hat auch zu seiner Zeit an den alten religiösen Gebräuchen Theil genommen, mit denen der Landmann Weihnachten an der Feuerseite zu feiern pflegte; und von den darauf bezüglichen Reimen finden sich gleichfalls noch manche in dem Munde der Knaben.*) Aber dies Alles sind nur schwache Erinnerungen an das alte schottische Weihnacht- oder Jul-Fest, und doch dienen sie als ein Beispiel der Bestätigung für Coleridge's Behauptung, daß es schwer sei, Das, was einmal gewesen ist, gänzlich auszurotten. Sie zeigen, daß selbst hohe religiöse Principien nicht hinreichen mögen, die einfachste bäurische Sitte, wenn sie wirklich Sitte war, gänzlich zu unterdrücken. Auch alte Balladen spielen auf die heiligen Tage des Juls an:

> Als die heiligen Jultag' kamen
> Und die Nächte lang und finster,
> Da kamen auch ihre zwei Söhne herein,
> Und die Hüte waren von Birken.
>
> The Clerk's twa sons of Owsenford.

Es muß hier bemerkt werden, daß Weihnachten (Christmas) in Schottland nur Jule genannt wurde, ein Wort, welches auch in einigen Theilen Englands bewahrt worden ist. Die Gerichtshöfe hatten ihre Jule-Ferien; das Volk war darauf bedacht, sich gute Kleider zu halten „for Pace and Jule"; und ein Sprüchwort sagt: „Grün Jule macht einen fetten Kirchhof", obgleich, beiläufig, neuere Statistiker die Thatsache erwiesen haben, daß die Sterblichkeit immer bei einem sehr strengen Winter am größten sei. Daß Jule oder Jol das große jährliche Fest der alten Skandinavier war, eine Zeit von unbegrenztem Feiern, Trinken und Tanzen, ist bekannt; später ward dann das Fest der Geburt des Heilands darauf gepfropft, um die Gebräuche und Feste des Volks so wenig als

*) Das schottische daft, mit taub verwandt, ist sonst merry, giddy; hier ausdrücklich durch mad erklärt.

**) Handsel ist sonst der Handkauf, das erst gelöste Geld. (Burns: Hansel Throne, der neu bestiegene Thron.) Es wird also auch oben nicht schlechthin wie present zu fassen sein, sondern wie eine Art Weihgabe für das Neujahr.

*) So existirte im Norden der Gebrauch, Weihnachten nach der Predigt, selbst in der Kirche, Ule, Ule (d. i. Jule) zu rufen, als ein Zeichen der Freude; und die geringere Sorte des Volks durchläuft die Straßen singend:

> Jule, Jule, Jule,
> Three puddings in a pule;
> Crack nuts and cry Jule!

Dies erinnert an das englische Sprüchwort: It is good to cry Jule (oder Ule) at other men's costs. Im Schottischen heißt es: A Jule feast may be quit at Pasche, d. h. one good turn deserves another.

möglich zu stören, und der Name des alten Festes ward für das neue behalten.

Gehen wir indessen von Weihnachten zu Hogmanay fort, so kommen wir von dem Schatten zu dem wesentlichen Körper. Hogmanay ist der allgemeine Volksausdruck für den letzten Tag des Jahrs. Es ist dies ein Tag hoher Festlichkeit für Jung und Alt, besonders natürlich für die Jungen, die keinem der sogenannten Daft days halb so viel Theilnahme widmen als diesem. Die Kinder der ärmern Classen des Volks wickeln sich regelmäßig an dem Morgen dieses Tags in ein großes Laken, welches vorn doppelt genommen wird, sodaß es eine ungeheure Tasche bildet, und ziehen in kleinen Scharen durch die Straßen, an die Thüren der Reichern, um ein Stückchen Haferbrot (oaten bread) zu betteln. Jedes Kind erhält einen viereckigen Schnitt des Haferkuchens (wozu im günstigen Falle etwas Käse hinzukommt), und dies heißt ihr Hogmanay. In Erwartung reichlicher Ansprüche dieser Art sind die Hausfrauen manche Tage vorher beschäftigt, eine gehörige Menge Kuchen anzuschaffen; und von einem bestimmten Individuum wird ausdrücklich versichert, daß sie häufig an 12 Scheffel Mehl in Kuchen verbacken habe. Wenn die Kinder sich der Thür nähern, rufen sie Hogmanay, und das ist für sich schon eine genügende Ankündigung ihrer Foderung, obwol es auch noch andere Worte gibt, die gelegentlich für denselben Zweck gebraucht werden; so heißt es unter Anderm:

Hogmanay, Trollolay,
Give us of your white bread, and not of your grey!

Was die ursprüngliche Bedeutung des räthselhaften Wortes Hogmanay oder des noch unerklärlichern Trollolay sei, ist von schottischen Alterthumsforschern vielfach untersucht und besprochen worden *), wie uns scheint, ohne genügendes Resultat. So hat man Beides, um einiges anzuführen, aus den Worten Homme est né und trois Rois là, corrumpirt geglaubt, und sich neuerdings gewöhnlich bei der Ansicht beruhigt, daß das erste Wort aus „Au gui menez!" (d. i. To the mistletoe go! Zu der Eichenmistel geht!) entstanden wäre, welches Vermummte früher in Frankreich an Weihnachten gerufen haben sollen. Dabei sei es ferner gebräuchlich gewesen, ohne Umstände in die Häuser zu dringen, allerlei Possen zu spielen und, um Geld und Lebensmittel bettelnd, zu rufen: „Tire-lire (mit Rücksicht auf eine kleine Geldbüchse, die sie trugen), maint du blanc, et point du bis", was den obigen Worten:

Hogmanay, Trollolay,
Give us of your white bread, and not of your grey!

für sehr gleichkommend erachtet wird.

An demselben sogenannten Hogmanay-Morgen wurden die folgenden Verse gesungen:

Steht auf, Hausfrau, und schüttelt eure Federn,
Und thut uns nicht für Bettler halten;
Denn wir sind Kinder zum Spielen gekommen,
Steht auf und gebt uns unser Hogmanay.

Oder, von anderm Charakter:

Steht auf, Hausfrau, und seid bereit
Eu'r Brot zu theilen an Die, die hier:
Es kommt, daß ihr gestorben, die Zeit,
Und braucht nicht Brot hinfort noch Bier.

Alberner erscheint das Folgende; indessen, selig ist Der, der wenig erwartet, denn er wird nicht getäuscht werden:

Meine Schuh sind gemacht von schlechtem Fell,
Hinter der Thür kann ich nicht wohnen;
Die Zung' thut weh, d'rum sing' ich nicht;
Ich fürcht', man wird mich wenig lohnen.

Das beliebtste von allen aber geht viel kürzer und hübscher gerade auf den Punkt der Hauptsache zu: es lautet so:

Mein Fuß ist kalt, mein Schuh ist dünn,
Gebt mir ein Stück, — so lauf ich hin!

Es ist keine uninteressante Scene, während des Vormittags alle die Kinder reich beladen nach Hause eilen zu sehen, jedes mit seiner ungeheuern Schürze, die wie ein dicker Bauch vor ihm hängt, vollgestopft mit Kuchen, und kaum im Stande, unter der Last zu watscheln. Solch eine Masse von Almosen ist keine unbeträchtliche Zugabe zu dem Haushalte des Armen, und trägt gar wol dazu bei, die Zeit ihres Namens würdig zu machen.

In den Hochlanden hat sich noch in der ersten Nacht des neuen Jahrs ein merkwürdiger abergläubischer Gebrauch erhalten, von dem in den Tieflanden keine Spur existirt. Jung und Alt versammeln sich in dem Hause eines wohlhabenden Pachters; einer der Stärksten aus der Gesellschaft nimmt eine getrocknete Kuhhaut, die er hinter sich herzieht. Die Übrigen folgen nach und schlagen die Haut mit Stecken, indem sie dabei singen:

Collin a chuilig,
Bhuigh bhoichin,
Buol in chraichin,
Callich si chuil,
Callich si chiel,
Callich cli in ceun im tennie,
Bir na da Huil,
Bir na Gillie,
Chollin so!

Welches wörtlich übersetzt so heißen soll:

Hug man a',
Yellow bag,
Beat the skin,
Carlin in neuk,
Carlin in kirk,
Carlin ben at the fire,
Spit in her two eyes,
Spit in her stomach,
Hug man a'.

Nachdem sie dreimal rund um das Haus gegangen sind, machen sie alle vor der Thür Halt, und Jeder spricht einen extemporirten Reim, in dem er die Gastfreundschaft des Wirths und der Wirthin preist; worauf sie dann reichlich mit Brot, Butter, Käse und Whisky regalirt

*) S. „Archaeologia Scotica" und Brand's „Popular antiquities", herausgegeben von Ellis, Bd. 1, S. 247–250.

werden. Ehe sie dann das Haus verlassen, verbrennt noch einer aus der Gesellschaft den Brusttheil einer Schafshaut und hält ihn an die Nase jedes Einzelnen, damit Alle es riechen, um gegen Zauber und Hexerei dadurch gesichert zu sein.

(Der Beschluß folgt.)

Italienische Zustände, geschildert von C. J. A. Mittermaier. Heidelberg, Mohr. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mit Vergnügen begrüßen wir dieses neueste Werk des berühmten Verfassers, welches die Frucht sehr ausgedehnter, mühsamer, aber von wahrer Liebe, ja oft Begeisterung für die Sache geleiteter Studien ist. Der Verf. hat Italien bereits sieben Mal in den verschiedenen Bildungsstufen und mit vielseitig gereiften Ansichten nicht nur bereist, wie tausend Andere, sondern durchforscht, und man sieht aus seinem Werke, daß er durch seine außerordentlichen Kenntnisse, durch seine praktische Richtung, durch seine feine Beobachtungsgabe mehr als irgend Jemand befähigt und berechtigt war, eine Schilderung des Landes und seiner Bewohner zu geben. Dazu kommt noch, was den gewöhnlichen Beurtheilern Italiens meistens fehlt, eine genaue Kenntniß der Sprache und Literatur jenes Volks, deren Geschichte uns so manche Aufschlüsse über die Entstehung jetziger Zustände gibt, der Staats- und Rechtsgeschichte, besonders aber eine, dem Ref. wenigstens sehr erklärliche Vorliebe für das schöne Land und seine naivheitern, in vieler Hinsicht sehr liebenswürdigen Bewohner. Diese Vorliebe bewog ihn, an vielen unbedeutend vorkommenden Erscheinungen nicht vornehm vorüberzueilen, sondern sie zu beachten, mit andern Erscheinungen, mit frühern Zuständen, mit der ganzen Geschichte der Entwickelung in Verbindung zu bringen, und auf diese Art den Charakter des Volks, seine Kräfte, Hoffnungen, seine Zukunft zu beurtheilen. Dies ist es, was bis jetzt den meisten Kritikern Italiens gefehlt hat, die nicht blos der Häuser, Gemälde und alten Thürme wegen hingezogen sind, sondern auch den Menschen auf das Visir genommen haben, und nun nach einem zweimonatlichen Durchflug über Alles wegwerfend urtheilen, was sie nicht wie bei sich daheim fanden. Daher wird dieses Buch in der Geschichte der Beurtheilung Italiens Epoche machen, weil es einmal von den ins Unendliche getriebenen Lobhudeleien der Kunstgegenstände abzieht und auf die interessantere, freilich auch viel schwierigere Aufgabe hinweist, den Menschen zu beobachten; und es wird eine große Frucht dieses Werks sein, wenn es bewirkt, daß die leichtgemachten Kunstrichter einmal zum Schweigen, und die eigentlichen tiefern Studien über Italien, in welchen wir, im Vergleich mit Frankreich und England, fast noch ganz neu sind, in den Gang gebracht werden. Es ist sehr dankenswerth, daß ein Mann wie der Verf. die Beobachtung des Volks in den verschiedenen Classen, wie er selbst sagt, zum Hauptgegenstande seiner Studien gemacht hat. Er fand unter den Classen, die den Kern eines Volks ausmachen, sehr schöne Anlagen, hohe Bildungsfähigkeit, schnelle Auffassungskraft, praktischen Sinn, lebhafte Phantasie, technische Fertigkeit, und unter den höhern Classen eine erstaunliche Menge von Männern, welche in allen Fächern der Literatur als vorzügliche Schriftsteller glänzen, welche nicht der hohen Reitjagd, sondern den hohen Studien obliegen, welche mit Uneigennützigkeit für die Verbesserung der Zustände des Volks unermüdlich sind. Wenn ihn vielleicht seine Vorliebe zuweilen zu einer Art von Optimismus führt, so muß man bedenken, daß der berühmte Verf., wie Alle, die eine neue Bahn brechen, zu einer gewissen Polemik genöthigt war, um nur erst die eingewurzelten und uns tiefgelehrten Deutschen bequem gewordenen Vorurtheile zu beseitigen.

Gleich in der Einleitung werden sehr richtig die vielen unbesonnenen, übertriebenen und albernen Schilderungen und Notizen getadelt, die uns als Früchte eines zweimonatlichen Durchflugs von Reisenden aufgetischt werden, die nicht einmal die Sprache, noch weniger das Volk verstehen. „Wir erklären mit Entschiedenheit", sagt der Hr. Verf., „daß ein großer Theil dieser Vorstellungen über Italien auf Vorurtheilen beruht, und die Schilderungen jener Reisenden das Product der Unkenntniß des Landes und der Einseitigkeit der Auffassungsweise sind. Mit Recht beklagen die Italiener, daß so viele Ausländer, welche Italien besuchen, sich nicht die Mittel verschaffen wollen, die Zustände des Landes und das Volk kennen zu lernen, und nur nach den Eindrücken urtheilen, welche die Bekanntschaft mit Gastwirthen und solchen Personen, deren der Reisende am meisten bedarf, oder die Schilderungen der Landsleute jener Reisenden auf sie machen. Wir haben auf unsern Reisen manchen Landsmann gefunden, der in Italien nur mit Deutschen, die seit mehren Jahren in Italien lebten, Umgang hatte und die untreuesten Vorstellungen über das italienische Volk von jenen Männern erhielt." Dieses Vorurtheil rührt von einer gewissen Classe in Italien, die allerdings verdorben, gewinnsüchtig, betrügerisch ist, von der Classe der Facchini, Fiacres, Vetturini, Schiffer her. Daß aber diese eben hauptsächlich durch die Fremden verderbt wurden, und diese also so wenig als andere Länder Grund zur Klage haben, ist Seite 7 und 8 sehr gut ausgeführt.

Der §. 2 gibt Beobachtungen über die Charaktereigenthümlichkeiten der Italiener. Kein anderes Volk hängt so an der Natur seines Landes, die aber auch so ausnehmend freigebig gegen die Bewohner ist, und bei keinem andern lassen sich die Eigenthümlichkeiten mehr aus den klimatischen Verhältnissen entwickeln, wie hier die Mäßigkeit, Reizbarkeit, Beweglichkeit, geistige Empfänglichkeit. Mit vollem Recht ist der ziemlich allgemeine Vorwurf der Trägheit abgewiesen, der Jeden in Erstaunen setzen muß, welcher jenes rührige Volk nur einigermaßen kennt. Dieses Vorurtheil mag von dem dolce far niente herrühren, das einige Reisende über die Alpen herübergebracht haben, oder von der Siesta, die manche Reisende viel besser mitgemacht hätten, um sich vor den Sonnenstichen zu bewahren, die man hier und da in ihren Urtheilen bemerkt. Die Italiener sind im Gegentheil äußerst fleißig; dies kann man in den Ländern, wo sie nicht durch die Verhältnisse gehemmt werden, täglich in ihrer Landwirthschaft, in ihrer Industrie, ihrem Handel beobachten, oder auch von fern in den großen Werken ihrer Gelehrten, den mühsamen Forschungen, dem merkwürdigen Sammlerfleiß bewundern, welche von unbesiegbarer Ausdauer zeugen.

Aus der Beweglichkeit und Weichheit des Charakters wird auch der sehr lobenswerthe Wohlthätigkeitssinn abgeleitet, aber ebenso der aus dem Mitleid hervorgehende Schutz, den die verfolgten Verbrecher bei dem Volke finden. Hierdurch wird die große Zahl von Verbrechen erklärt, deren die meisten nicht angezeigt und nicht bestraft werden. Zu diesem Grunde kann Ref. nach seinen Erfahrungen noch als zweiten die große Abneigung der Italiener gegen Policei und criminalistische Proceduren anführen. Der Italiener schafft sich gern selbst Recht und steht dem Unterdrückten gern bei. Sobald aber bei einem ernsten Conflict die Policei sich in der Ferne zeigt, so stiebt alles Volk auseinander, um nicht als Zeuge vor Gericht belangt zu werden. Auf diese Art war es in Livorno 1841 allein möglich, daß ein wahnsinniger Schuster mit seinen Gesellen, die er für jeden Mord und jede Verwundung gut belohnte, ein ganzes Jahr die Stadt in Schrecken setzen konnte, und die Policei selbst erklärte Fremden, die ihr darüber Vorwürfe machten, jenes als den einzigen Grund des Mislingens ihrer Thätigkeit.

Das bei dem Italiener so stark hervortretende Bewußtsein seiner Persönlichkeit und hohe Selbstgefühl ist natürlich nicht vergessen, und während der Verf. hierbei den nach

Italien Reisenden in Beziehung auf höfliches Betragen einen guten Wink gibt, stellt er auch dem deutschen Adel in dem italienischen ein nachahmungswürdiges Muster vor Augen. „Während man in Deutschland“, sagt er unter Anderm, „nicht selten durch die Härte der Behandlung, durch den Ton, mit welchem der Vornehme den Niedrigen seine geringere Stellung fühlen läßt, ebenso empört wird als durch die Servilität und Kriecherei, welche niedrige Volksclassen gegen die Vornehmen an den Tag legen, bemerkt man in Italien (wenigstens in den meisten Gegenden) ein weit zarteres Verhältniß. Man muß zur Ehre des Adels von Italien und der hochstehenden Beamten sagen, daß in ihrem Benehmen ein gewisses Wohlwollen gegen Niedrige und ein gutmüthiger Ton zu Grunde liegt, mit welchem auch der Vornehme den Ärmern anständig behandelt, während der Niedrige zwar höflich und anständig, aber ohne alle gemeine Kriecherei den Hochgestellten gegenüber steht.“

Der Sinn für Öffentlichkeit, womit die große Lust an heitern Festen, der feine Kunstsinn in den niedersten Volksclassen, der Pomp in der religiösen Feier zusammenhängt, ist S. 20—30 weiter durchgeführt, dabei die Schattenseite desselben, der geringe Sinn für das Familienleben, nicht vergessen, wobei auch die ziemlich allgemeine Erziehungsart der Töchter in Klöstern und ihre willkürliche Verheirathung an ungeliebte Gatten einen Theil der Schuld trägt. Mit vollem Recht hat aber der Verf. den Vorwurf der Immoralität von den Italienern abgewälzt und den fremden Müßiggängern die Hauptschuld in dieser Hinsicht gegeben. Wenn wir ihm indessen zugeben, daß, was die Moralität betrifft, die jetzige Zeit durchaus nicht mit dem 15. und 16. Jahrhundert verglichen werden darf, so können wir ihm nicht beistimmen, wenn er die zur Unsittlichkeit ausgeartete derbe Sinnlichkeit jener Zeit als Ausnahme betrachtet. Denn von dieser zeugt nicht nur das „Decamerone“, sondern eine unzählige Menge von Schriften, besonders solchen, welche von dem Leben der verschiedenen Stände, selbst der höchsten geistlichen Würdeträger berichten. Daß äußerst frivole Lustspiele geschrieben wurden, bewiese noch nicht die allgemeine Unsittlichkeit, wol aber, daß sie vor Päpsten, Cardinälen, Fürsten, Großen und Damen mit großem Beifall und wiederholt aufgeführt wurden.

Der §. 3 (Stand der Ansichten in Italien über politische Zustände) bespricht die Mängel, über welche besonders manche Klagen laut werden. Die Verfassungs- und Verwaltungsarten sind hier nur kurz berührt, weil sie der Verf. in einer besondern Schrift entwickeln will. In Hinsicht auf Ständeverhältnisse wird dem italienischen Adel ein sehr schönes und wohlverdientes Lob gespendet, und manche Eigenschaften desselben angeführt, die ihn hoch über den der andern Länder erheben und immer daran erinnern, wie einst Italien schon durch Cultur blühte, als andere Staaten noch in Finsterniß und Roheit versunken waren. Die gegründetste Klage mag der dortige Buchhandel führen, der gegen seine beiden Todfeinde, den Nachdruck und die Censur, und zwar politische und geistliche Censur, kaum bestehen kann. Der Inhalt dieses §. führt den Verf. besonders auf die Nationalität der Italiener, von welcher früher gar keine Rede sein konnte, die aber doch jetzt anfängt Bestand zu gewinnen und welche, wenn einmal das Gefühl dafür überall durchgedrungen und ausgebildet ist, noch zu großen unberechenbaren Wirkungen führen kann. Über den Einfluß der Franzosen in Italien in neuerer Zeit hätten wir den Verf. gern etwas ausführlicher vernommen. Dieser Einfluß läßt sich nicht so schnell ableugnen. Wenn er in Hinsicht auf Regierung, Verwaltung, Justiz der einzelnen Länder nicht zu bemerken ist, wenn man gegen die erobernden Franzosen ein beleidigtes Nationalgefühl geltend macht und manche Einrichtung gern hat wieder abschaffen sehen, die an die Zeit der Fremdherrschaft erinnerte: so ist deswegen der Einfluß nicht aufgehoben, sondern gerade der geistige, still wirkende, nicht berechenbare bei dem Volke desto stetiger. Eroberungen werden wol zurückgewiesen, nicht aber Beispiele, und so oft sich die Franzosen am meisten um ihre innern Angelegenheiten bekümmert haben, ist ihr Einfluß am stärksten gewesen. In den italienischen Ländern, in welchen freisinnige Regierungen französische Blätter zulassen, kann man wol den Eifer bemerken, mit welchem die verschiedenen Classen den Gang der dortigen innern Angelegenheiten verfolgen. Zum Schluß des §. werden noch einige Schriftsteller angeführt und der Inhalt ihrer Werke mitgetheilt, welche sich über die politische Gegenwart und Zukunft Italiens verbreiten. Die Mehrzahl der politischen Schriftsteller hofft für die Verbesserung der italienischen Zustände, wie dies von je her ein charakteristischer Zug der Italiener war, auf eine Rettung von außen, auf ein unvorhergesehenes Ereigniß; doch ist es erfreulich zu sehen, daß auch Viele darin übereinstimmen, daß das Hauptstreben auf die moralische und intellectuelle Bildung des Volks gerichtet werden müßte.

Der §. 4 gibt die verschiedenen Ansichten über die Gründung eines italienischen Zollvereins, in welchem man das eifrige Streben vieler ausgezeichneter Staatsmänner für die Verbesserung des innern Haushalts anerkennen muß. Die reiche Literatur über diesen Gegenstand wird allen Staatsökonomen willkommen sein. Ebenso die höchst interessanten statistischen Nachweisungen über die Ein- und Ausfuhr der einzelnen Länder, die Producte des Bodens und der Industrie, woraus man den innern Reichthum Italiens und das große Ziel, das dem italienischen Handel zu erreichen vorsteht, ersehen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Poetische Übersetzungen.

Man wird den Franzosen nicht mehr den Vorwurf machen können, daß sie den Meisterwerken fremder Literatur nicht die gebührende Aufmerksamkeit zollten. Was Deutschland, oder England, oder Spanien und Portugal nur irgend Ausgezeichnetes an literarischen Productionen aufzuweisen haben, ist bereits in einer oder mehren Übersetzungen in die französische Literatur eingeführt. Wenn diese Bearbeitungen auch nicht durchweg tadelfrei zu nennen sind, so gewähren sie doch immerhin eine ersprießliche Kenntnißnahme der fremden Schöpfungen, und bei steigender Concurrenz können die Flecken und Mängel, die sie noch an sich tragen, auch immer mehr und mehr getilgt werden. Unter den zahlreichen Übersetzungen fremder Dichterwerke, welche fortwährend erscheinen, verdient besonders eine zum Theil recht gelungene Bearbeitung der berühmtesten epischen Dichtung der Portugiesen hervorgehoben zu werden. Sie führt den Titel: „Les Lusiades ou les Portugais par *Camoens*; traduction de *J. B. J. Mellie*, revue par *Dubeux*.“ Von besonderem Interesse ist die literarisch-biographische Notiz, welche dieser fleißigen Arbeit beigegeben ist. Sie rührt von Charles Magnin her, welcher unzweifelhaft der gründlichste Kenner der portugiesischen Literatur ist, den Frankreich aufzuweisen hat.

Sämmtliche Werke von Lamennais.

Es sind vor kurzem die ersten Bände einer neuen Ausgabe der gesammelten Werke Lamennais' erschienen. Diese Gesammtausgabe ist auf zehn Bände berechnet. Sogar die neueste Flugschrift des exaltirten Verf.: „La voix de prison“, soll in dieselbe mit aufgenommen sein; ob aber die berühmten „Esquisses d'une philosophie“ der Sammlung einverleibt werden, möchten wir fast in Zweifel ziehen, wenigstens wird ihrer in der ausführlichen Ankündigung, die zugleich eine Art von Inhaltsverzeichniß bildet, nicht gedacht. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 21. —— 21. Januar 1845.

Die Neujahrsfeier in Schottland.

(Beschluß aus Nr. 20.)

Wir haben nun noch von den Guizards (Wizards), d. h. den Vermummten, zu sprechen, die mit ihrem Maskenspiele einen wesentlichen Zug in der Physiognomie eines schottischen Neujahrstags bilden. Diese Personnagen pflegen sich am Weihnachts-, Hogmanay-, Neujahrs- und Handsel-Montag-Abend öffentlich zu zeigen. Diejenigen Knaben, welche etwas Stimme zu besitzen sich rühmen können, haben nun schon Wochen lang die Sammlung „ausgezeichneter neuer Lieder", welche wie ein Bündel Lumpen unter dem Fenster liegt, durch ihre Finger gehen lassen, und da sie nun im Stande sind, „Barbara Allan" oder das „Wee cot-house and the wee kailyardie" herzuleiern, so beschließen sie, die Rolle von Guizards zu spielen. Zu diesem Ende kleiden sie sich in alte Hemden, die ihren Vätern gehören, und setzen Mützen, wie die eines Bischofs gestaltet, von braunem Papier aufs Haupt — die sie von dem Abte von Unverstand geborgt zu haben scheinen. An die Mütze wird nun ein Bogen desselben Papiers befestigt, der vorn niederfällt und das ganze Gesicht bedeckt und verbirgt, außer wo Öffnungen eingeschnitten sind, um Mund, Nasenspitze und Augen durchblicken zu lassen. Jeder dieser singenden Guizards ist nach der Weise alter Ritter von einer Art von dienendem Geiste begleitet, der sich als Mädchen zu kleiden pflegt, eine alte Frauenmütze auf dem Kopf, einen Besen in der Hand hat und gewöhnlich „Bessie" genannt wird. Bessie geht vor ihrem Principal her, öffnet alle Thüren, wo er seine Gesangskunst produciren will, und beschäftigt sich während des Gesangs damit, den Flur mit ihrem Besen zu kehren oder solcherlei Possen zu spielen, mit denen sie die Inwohner unterhalten zu können meint. Die gewöhnliche Belohnung für diese Unterhaltung ist ein halber Penny, aber es gibt auch solche, die über die unglücklichen Guizards herfallen und sie aus dem Hause prügeln. Aber die mögen nur am nächsten Allerheiligen ein wachsames Auge auf ihren Kohlgarten haben.

Die Guizards beschränken sich aber keineswegs auf dieses Herumwandern und Singen; ihre bedeutendern Thaten tragen vielmehr einen schauspielartigen Charakter. Man hat ein kleines rohes und groteskes Drama, welches sie an jedem der obgenannten Abende aufzuführen pflegen und welches sich in verschiedenen Bruchstücken und Versionen noch in allen Theilen Niederschottlands vorfindet.

Die handelnden Personen, nie weniger als drei, zuweilen auch sechs, gehen costumirt von Haus zu Haus und begnügen sich gewöhnlich, die Küche zu ihrer Bühne zu wählen, wo sich in Häusern, in denen noch der Genius eines guten Humors waltet, die ganze Familie zu versammeln pflegt.

Sir W. Scott, der ein besonderes Vergnügen darin fand, alte Sitten und Gebräuche aufrecht zu erhalten und, ohne seiner Würde zu nahe zu treten, zu der einfachsten Sitte herabzusteigen, hatte unveränderlich eine Truppe Guizards, die zu Abbotsford wie zu Ashestiel dieses Spiel vor seiner Familie aufführen mußten. Das Folgende, welches wir nach besten Kräften übersetzt haben, soll ein erträglich vollständiger Text sein.

Galatian, ein Neujahrsstück.

A. Personen:

1. Zwei Fechter oder Ritter, deren einer der schwarze Ritter, der andere Galatian (auch Galatius oder Galgacus) genannt wird, und abwechselnd John.
2. Ein Doctor.
3. Eine vierte Person, welche, dem griechischen Chore vergleichbar, die sprechende und erklärende Rolle übernimmt, gewöhnlich Talking man genannt.
4. Ein junger Mann, als Nebenrolle.
5. Judas, der Börsenträger.

B. Costume.

Galatian ist in ein gut vollständig Hemde gekleidet, in der Mitte mit einem Halstuche umwunden, von dem ein hölzernes Schwert herabhängt. Auf dem Haupte trägt er einen zugespitzten großen Hut von weißem Papier, der entweder mit menschlichen Profilen ausgeschnitten oder mit kleinen Pfennigfiguren überklebt ist. Der schwarze Ritter ist dagegen eine fürchterlichere Erscheinung: sein Anzug besteht wo möglich aus Tartan (einer Art dicken Wollenzeuchs), einer alten Cavaleriemütze, und weißen Strümpfen, ganz mit rothem Bande umwunden. Ein künstlicher Bart erhöht sein schrecklich Ansehen. Der Doctor kleidet sich in abgetragene schwarze Kleider, wie man sie eben haben kann, und trägt einen Hut, der allem Anscheine nach einer benachbarten Vogelscheuche entwendet ist.

Sprecher tritt auf und spricht:

Fort mit Spinnrocken
Und fort mit Garnwinden,

Fort mit den Stöcken
Und Rädern den geschwinden!
Raum für Kränze, und Raum wo ich sing',
Und ich will euch zeigen das schönste Ding,
Das je zur Weihnachtszeit gescheh'n.
Großkopf und Kleinwitz hinter der Thür steh'n, —
Doch unsers Gleichen ist nie zuvor geseh'n!
— Zeig dich, schwarzer Ritter!

Schwarzer Ritter tritt auf und spricht:

Hier kommt der schwarze Ritter,
der große König von Macedonien,
Der hat die ganze Welt sich unterjocht,
ausgenommen Caledonien.
Als ich nach Schottland kam, da ward
Herz und Muth mir kalt,
Zu seh'n das kleine Völkchen
so stark und so gewalt,
So stark und so gewaltig, so frank und so frei!
— Nun rufe mir Galatian zu fechten herbei!

Galatian tritt auf und spricht:

Hier komm' ich Galatian, Galatian
that man mich nennen;
Schwert und Schild an der Seit', ich hoff'
ich werd' das Spiel gewinnen.

Schwarzer Ritter.

Das Spiel, Herr, das Spiel Herr
ist nicht in eurer Macht,
In kurzem hab' ich dich durch Hieb
und Stich wol still gemacht.
Mein Haupt ist von Eisen,
mein Herz ist von Stahl.
Mein Schwert ist ein Ferrara,
kennt seine Pflicht zumal.

(Sie fechten. Galatian überwältigt fällt.)

Nieder Jack, nieder auf
die Erde müßt ihr geh'n!
Oh! oh! was ist von mir gescheh'n?
Ich hab' getödtet Bruder Jack,
mein's Vaters einz'gen Sohn!

Sprecher.

Hier sind zwei blut'ge Kämpen,
die fochten nie vorher,
Wir kommen ihn zu befreien, —
was könnten wir denn mehr?
Galatian ist todt nun,
und auf der Flur gelegen, —
Ihr werdet leiden, fürcht' ich,
gar sehr noch seinetwegen.

Schwarzer Ritter.

's war gewiß nicht ich, Herr,
bin schuldlos am Verbrechen;
Der junge war's hier hinten,
der wußt' so schön zu stechen.

Der junge Mann antwortet:

O ihr abscheulicher Schurke!
Die Schuld auf mich zu schieben!
Meine beiden Augen waren geschlossen, Herr!
als jener junge Mann geblieben.

Schwarzer Ritter.

Wie waren die beiden Augen geschlossen denn,
da ihre doch sahet zu?
Wie waren die beiden Augen geschlossen, da
ihre Schwerter schlugen zu!
— Ist da wol ein Doctor zu finden?

Sprecher.

Ruft her den Doctor Patt,
Den besten in der Stadt!

Doctor tritt auf und spricht:

Hier kommt ein Doctor Freie, so gut
wie Schottland ihn gegeben,
Mein Fach zu lernen that ich mich
in allen Ländern bestreben,
Und kehrte nun zu Schottland heim,
die Todten zu beleben.

Schwarzer Ritter.

Was könnt ihr heilen?

Doctor.

Ich heile Ausschlag und Scorbut,
Ob einer sieben Jahr' im Grab geruht,
Geb' ich ihm den Verstand zurück.
Und wär' sie ein sechzigjährig Weib,
Geb' ihr 'nen sechzehnjähr'gen Leib.

Schwarzer Ritter.

Was willst du haben, diesen Todten zu heilen?

Doctor.

Zehn Pfund.

Schwarzer Ritter.

Ist nicht ein Pfund genug?

Doctor.

Nein.

Schwarzer Ritter.

Sind nicht drei — fünf — sieben — neun genug?

Doctor.

Ja! neun — genug mag's sein,
Und dazu ein Quart Wein!
Ich hab' eine kleine Flasch' Inker Pinker im Rock;

(zur Seite zu Galatian):

Nimm davon einen Tropf!
Bei dem Hocus Pocus und der magischen Berührung
meines kleinen Fingers.
Steh auf, John!

Galatian erhebt sich, aufschreiend.

O weh, mein Rücken!

Doctor.

Was fehlt eurem Rücken?

Galatian.

Da ist ein Loch d'rin, daß ihr zehnmal eure
Faust d'rin umdrehen könnt.

Doctor.

Wie kommt ihr dazu?

Galatian.

Indem ich für unser Land focht.

Doctor.

Wie viele tödtetet ihr?

Galatian.

Ich tödtete alle die Schufte, bis auf einen,
der lief und wollte nicht steh'n.

(Die ganze Gesellschaft tanzt, Galatian singt):

Oh einst war ich todt, Herr,
doch nun bin ich am Leben;
Gesegnet sei der Doctor,
der ihm mich wiedergegeben.

Nun geben wir All' uns die Hände
und fechten nimmermehr.
Und wollen gute Brüder sein,
wie wir gewesen bisher.

Judas, tritt auf mit dem Sacke, sprechend:

Hier komm' ich Judas, und Judas heiß' ich auch;
Steckt ihr kein Silber in meinen Sack,
um Gotteswillen denkt an unsern Bauch.
Als ich auf das Schloß kam, da klopft' ich an die Thür,
Doch sie nahmen die Schlüssel und öffneten nicht mir.
Ich that mich auch nach Osten und Westen hin bewegen,
Auch dahin, wo Wolken Erbsen und Bohnen regnen,
Wo Pächter die Häuser mit Nadel und Haarnadel decken, —
Ich hab' geseh'n die Gänse in Holzschuhen geh'n,
Die Schweine die Luft durchfliegen, —
Unsre Herzen sind von Stahl, unser Leib
weich wie Zeuch, —
Habt ihr was zu geben, her damit sogleich!

Schlußgesang der Gesellschaft.

Gesegnet sei der Hausherr und die Herrin schön,
Und die Kleinen sämmtlich, die den Tisch umsteh'n.
Voll Geldes ihre Taschen, voll Bier die Flaschen —
Lustige Weihnacht und frohes Neujahr!

Es läßt sich nachweisen, daß auch in manchen Theilen Englands ein Spiel, welches dem obigen, dessen Varianten wir übergehen, in vieler Beziehung ähnlich, ja theilweise gleich war, von jungen Leuten, Mummers oder Old Father Christmas' boys genannt, aufgeführt ward. Man wählte dazu eben den Weihnachtsabend, an dem ja auch in Deutschland Ähnliches früher vorzukommen pflegte. Die handelnden Personen in dem erwähnten englischen Stücke, welches einen etwas größern Umfang hatte, waren Alexander der Große, der König von Ägypten und Prinz Georg, der Sohn des Letztern, der mit dem Ersten kämpft. Und weiter finden wir ein anderes Spiel erwähnt, welches St.-Georg heißt und noch heutzutage am Neujahr in Cornwall aufgeführt werden soll, ganz in der Weise des obigen Galatian, dem es ebenso nahe stehen soll, als die verschiedenen Versionen des letztern sich untereinander gleichen. Schon diese weite Verbreitung bei der Übereinstimmung weist auf ein hohes Alter hin, wüßten wir auch nicht, daß ähnliche Feierlichkeiten schon in frühester Zeit ausdrücklich durch die Kirchenconcile verboten wurden. Den Königen aus dem Hause Plantagenet wurde stets zu Weihnachten mit solchen Spielen aufgewartet, die bis in die Zeit der Elisabeth eine der hauptsächlichsten Weihnachtsvergnügungen bildeten. Unser „Galatian", schließt der Herausgeber nach Sprache und Versbau, gehört wol in den Anfang des 16. Jahrhunderts.

Wir erlauben uns zum Schlusse noch darauf aufmerksam zu machen, daß die Guizards, an deren Herumziehen und Singen in den Häusern der Wohlhabenden wir in der obigen Darstellung die allmälig eintretende Aufführung kleiner Schauspiele geknüpft sehen, eben nichts Anderes sind als die in manchen Gegenden Deutschlands noch kürzlich (vielleicht noch?) vorkommenden sogenannten Sterngucker, die zwar ihr Wesen besonders am heiligen Dreikönigsabende zu treiben pflegten (auf den als die ursprüngliche Zeit auch oben Allerlei hinweist), übrigens ganz auf dieselbe Weise gekleidet waren. Charakteristisch sind besonders das übergeworfene weiße Hemde und die spitze Bischofsmütze. Auch wir haben von ihnen, wenn nicht Schauspiele, doch noch allerlei Lieder erhalten.

Albert Hoefer.

Italienische Zustände, geschildert von C. J. A. Mittermaier.

(Beschluß aus Nr. 20.)

Der §. 6 enthält die Criminalstatistik des lombardisch-venetianischen Königreichs, der Königreiche Neapel, Sardinien, des Kirchenstaats und des Großherzogthums Toscana. Mit besonderm Interesse verweilt der Verf. bei letzterm Land, wo durch die milde und liberale Regierung auch das Volk menschenfreundlicher und gesitteter geworden ist. Schon 1838 wurde hier die öffentliche mündliche Gerichtsverhandlung eingeführt, wonach die rechtsgelehrten Richter am Schlusse nach innerer Überzeugung (ohne Angabe von Gründen) das Urtel zu fällen haben, und die Todesstrafe nur dann erkannt werden kann, wenn sie durch Einstimmigkeit als verdient erklärt wird. Seit 1831 hat in Toscana keine Hinrichtung stattgefunden, und zwar aus Gründen, welche andere Nationen, die sich so gern vornehm über die Italiener erheben, sehr tief beschämen. „Die Ereignisse", berichtet hierüber der Verf., „bei den letzten im J. 1829 und 1830 in Pisa und Florenz stattgefundenen Hinrichtungen sind von so ernster Art, daß der Regent, von dessen Ausspruch die Entscheidung der Frage über die Vollziehung der Todesstrafe abhängt, in der Erinnerung an die Scenen der Vergangenheit unwillkürlich zurückschaudern muß, durch die Bestätigung des Todesurtels ähnliche Erscheinungen, welche der Strafgerechtigkeit nicht günstig sind, in das Leben zu rufen. Bei der Hinrichtung in Pisa hatte die Unzufriedenheit des Volks sich so heftig ausgesprochen, daß nur mit Mühe der Scharfrichter, der das Urtel vollziehen sollte, der Wuth des empörten Volks, das die Vollziehung misbilligte, entzogen werden konnte. In Florenz hatte bei der letzten Hinrichtung die Misbilligung der Todesstrafe sich so ausgesprochen, daß der Tag der Hinrichtung als ein Tag der allgemeinen Trauer galt. Viele Einwohner hatten die Stadt verlassen; die Straßen, durch welche der Trauerzug zog, waren fast leer, und die geringe Zahl der Bewohner, welche am Hinrichtungsplatze gegenwärtig waren, zeigte dem aufmerksamen Beobachter, wie wenig das Volk an jenem Acte der Gerechtigkeit einen Gefallen fand." Hiermit vergleiche man einmal die Hinrichtungen in Deutschland oder gar in England, und den Zudrang des armen und reichen Pöbels zu denselben. In Toscana haben sich seit Abschaffung der Todesstrafe die Verbrechen nur vermindert.

Im §. 7 (uneheliche Kinder, Kinderaussetzungen, Selbstmorde, Geisteskrankheiten) liest man mit Erstaunen die große Zahl der Selbstmorde in Italien, die freilich im Vergleich mit andern Ländern immer noch ein günstiges Verhältniß herausstellt, die man aber in dem schönen heitern Lande gar nicht erwartet. Allerdings sind dabei auch viele Fremde mitgerechnet, welche die Langweile, der Überdruß, die Reue über ein schlecht angewendetes Leben oder über unglückliche Speculationen auch dorthin verfolgt. Sehr merkwürdig ist die Angabe, daß in neuerer Zeit sehr oft religiöse Zweifel die Ursache von Geistesverwirrungen sind, und daß in allen Irrenanstalten viele Geistliche vorkommen, welche aus religiösen Grübeleien und durch angestrengtes Studium, Alles verständig zu erklären, wahnsinnig wurden.

Im §. 8 wird dem menschenfreundlichen Sinne der Italiener bei Anführung der vielen Wohlthätigkeitsanstalten ein verdientes Lob gegeben. Doch ist dies gewiß eine der schwachen Seiten des italienischen Lebens, indem die sehr ausgedehnte Unterstützung der Armen auch die Zahl dieser Armen

vermehrt und die Privilegien der Bettelei wie im römischen Gebiete die Zahl der müßigen Bettler ins Ungeheure ausdehnen, sodaß man dort bald von selbst wird genöthigt sein, die Unterstützungen zu beschränken, damit die Leute nur wieder Lust zur Arbeit bekommen. Wenn man hier liest, daß in Rom 3855 Familien tägliche Unterstützung aus den Almosenfonds erhalten, und daß zu diesen Fonds allein das schändliche Lotto jährlich 30,000 Scudi beiträgt, so kommt man, da das Lotto hauptsächlich auf die Armen Jagd macht, beinahe auf den Gedanken, daß diese großentheils von ihrem eigenen Gelde leben, ohne zu arbeiten. Hier wird ein Loch gemacht, um das andere zuzustopfen. So machen auch die Anstalten für die Aussteuerung armer Mädchen nur die Vermehrung der Findelhäuser nothwendig. Der Verf. sagt daher: „Wirft man einen Blick auf die bisher mitgetheilten Nachrichten, so ergibt sich ein ungeheurer Reichthum, der, indem er dem Wohlthätigkeitssinne der Italiener Ehre macht, nothwendig die Frage veranlaßt, ob jene reichhaltigen Schätze so verwaltet und verwendet werden, wie der erhabene Zweck dies fodert, und ob diese Anstalten die Früchte tragen, welche so leicht durch sie hervorgebracht werden könnten. Wir können keine dieser Fragen unbedingt bejahen, wenn wir auch nach den sorgfältigen Erkundigungen und eigenen Beobachtungen der meisten dieser Anstalten bezeugen müssen, daß in einzelnen Staaten die Regierungen Vieles gethan haben, um Misbräuchen entgegenzuwirken und den Anstalten eine bessere Einrichtung zu geben. . . . . . Vergleicht man den oben geschilderten Reichthum der Wohlthätigkeitsanstalten mit der großen Zahl der Bettler in Italien, so muß man es beklagen, daß die vielfachen Unterstützungen den Müßiggang befördern, die Energie und die Lust, sich selbst etwas ehrlich zu verdienen, schwächen und die Einbildung arbeitsscheuer Leute nähren, daß die Wohlthätigkeitsanstalten dazu bestimmt seien, die Armen, die nicht arbeiten wollen, zu unterstützen, und daß diese ein Recht auf Unterstützung haben."

Der letzte und wichtigste § ist dem Volksunterricht und der Ausbreitung der Bildung überhaupt gewidmet. Hier ist allerdings ein erfreulicher Fortschritt im Ganzen bemerklich, besonders in der Lombardei, in welchem Lande allein auch die Ältern streng und durch Geldstrafen angehalten werden, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Auch in Sardinien bessert es sich, weniger in Parma, wo der vierte Theil der Gemeinden noch gar nichts von Schulen weiß. In Toscana wird sehr viel gethan, aber nur in den Städten ist es bis jetzt der Regierung gelungen, den bessern Eifer rege zu machen. In Florenz fehlt es nicht an Schulen aller Art. Dort sind vier Knabenschulen, eine für arme Mädchen, eine Erziehungsanstalt in einem Kloster für geringere Mädchen, drei Anstalten des wechselseitigen Unterrichts und eine vortreffliche Anstalt für Mädchen aus den höhern Ständen (deren Vorsteherin die verwitwete Großherzogin ist), außer vielen besuchten Privatanstalten. Eine Erwähnung hätte hier noch der würdige Abbate Lambruschini verdient, der eine blühende Erziehungsanstalt einige Miglien von Florenz errichtet hat und dort besonders durch Erziehung tüchtiger Lehrer sich um die Ausbreitung der Volksbildung große Verdienste erwirbt. Dazu trägt auch hauptsächlich sein pädagogisches Journal „Guida dell' educatore" bei, in welchem er die deutschen Erziehungsgrundsätze in Toscana zu verbreiten sucht, und zu diesem Zweck hat er selbst deutsche Lehrer an sich zu ziehen gewußt. In Rom und Neapel hat den Verf. wahrscheinlich der gute Wille, den er auch dort für den Fortschritt bemerkte, zu der Billigkeit vermocht, einen ziemlich dichten Schleier über die dort noch großen Mängel in der Volksbildung zu werfen.

Wir scheiden von dem Verf. mit hoher Achtung vor seinem Bemühen, die Deutschen endlich einmal Italien kennen zu lehren und die vielen albernen Vorurtheile durch Anbahnung einer gründlichen Kenntniß der moralischen und industriellen Zustände des Landes zu verscheuchen. Wenn wir den dortigen Zustand der Volksbildung, den übergroßen Einfluß der Geistlichen, die Hindernisse, die durch diese und durch Aberglauben und Vorurtheil der Bildung entgegenstehen, beklagen, so blicken wir doch nur, um nicht zu sicher über unsere geistigen Fortschritte zu werden, auf den ungenähten Rock in Trier und auf den Skandal, der dort wochenlang ganz ungestört vor sich gegangen ist. Wie Vieles hat dagegen das italienische Volk voraus, was wir hochachten und mit Beschämung über ähnliche Zustände bei uns dort lernen müssen. Mit dem größten Dank ist es also anzuerkennen, daß ein Mann von den umfassenden Kenntnissen und ausgedehnten Hülfsmitteln des Verf. die Deutschen aus ihrer Unwissenheit über Italien herausgerissen, daß er kein Wort vom Apollo von Belvedere und der Venus von Medici gesagt, aber uns gründliche Untersuchungen über den Geist, die Thätigkeit, die reichen Mittel und Talente des Volks gegeben hat, und mit Verlangen sehen wir der Erfüllung seines Versprechens entgegen, in einem folgenden Hefte die politischen und Verwaltungseinrichtungen, die kirchlichen Zustände, die Gesetzgebung und Rechtspflege, den Zustand der Landwirthschaft und die Verhältnisse der ackerbauenden Classe in den verschiedenen Staaten Italiens zu schildern.

C. Ruth.

Literarische Notizen aus England.

Ein Engländer über Gräfenberg und Prießnitz.

Ein englischer Arzt, Robert Hay Graham, hat unter dem Titel: „Graefenberg; or a true report of the water cure", eine Schrift erscheinen lassen, worin er aus den zu Gräfenberg als Patient gemachten Erfahrungen und Studien zu beweisen sucht, daß Dasjenige, was an der Wasserheilkunst wirklich gut und anwendbar ist, von einsichtsvollen praktischen Ärzten in England längst gekannt und in Anwendung gebracht wurde, während das einzige Ursprüngliche in dem Verfahren Prießnitz's darin bestehe, daß er demselben eine Theorie der Krankheit zu Grunde lege, die, weil auf bloßen Voraussetzungen eines völlig unwissenschaftlichen Mannes beruhend, eine offenbare Abgeschmacktheit sei. Zugleich wird dem berühmten Wasserarzt eine an Brutalität grenzende Rücksichtslosigkeit gegen seine Patienten schuld gegeben und zur Unterstützung dieses Vorwurfs die Geschichte einer jungen Engländerin erzählt, die durch seine falsche ärztliche Behandlung gestorben sein soll. Aus der ganzen Schrift geht hervor, daß ihr Verfasser trotz der Absicht, sich selbst einer Wassercur zu unterwerfen, mit den Vorurtheilen eines gewöhnlichen englischen Arztes nach Gräfenberg gekommen und vom ersten Augenblick an gegen Prießnitz persönlich eingenommen, ganz natürlich sich in seiner Heilung sowol wie in seinen übrigen Erwartungen getäuscht sehen mußte.

12.

Ein neuer Roman von Cooper.

Fortsetzung und Beschluß des in Nr. 327 d. Bl. f. 1844 erwähnten Cooper'schen Romans: „Afloat and ashore; or, The adventures of Miles Wallingford" (London 1844), hat nicht warten lassen und ist noch in demselben Jahre erschienen unter dem Titel: „Lucy Hardinge" (3 Bde.). Das Ganze dürfte zu Cooper's glücklichsten Leistungen gehören. Wie Miles jeder Zoll ein Seemann, so ist Lucy jeder Zoll ein Weib. Außerdem geben Hunderte von Seiten aufs neue Zeugniß, daß in der Beschreibung von Seegefechten und Seelandschaften, in der Schilderung tiefer und ernster Gefühle, in der Sondirung des menschlichen Herzens, in Skizzen von Sitten und Gebräuchen, in Gewandtheit des Ausdrucks und natürlicher Reihenfolge der Begebenheiten Cooper keinen Nebenbuhler zu fürchten braucht.

16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 22. — 22. Januar 1845.

Napoleon Bonaparte, Kaiser der Franzosen. Geschichtlicher, nach den besten Quellen bearbeiteter Versuch von Fr. von Rath. Eingeführt durch F. C. Schlosser. Zwei Theile. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1843. Gr. 8. 3 Thlr. 11¼ Ngr.

Es gehört unstreitig zu den erfreulichen Folgen des langen Friedenszustandes, dessen Europa genießt, daß eine Anzahl durch Welt und Bücher gebildeter Offiziere die geschichtliche Kenntniß unserer Tage durch lehrreiche Schriften militairischen Inhalts gefördert hat. Männer wie der Erzherzog Karl, die Generale Jomini, Grolman, Clausewitz, Londonderry, Müffling u. A., haben durch die Schilderung der von ihnen zum großen Theile selbst erlebten Begebenheiten nicht blos der Kriegskunst nützlich sein wollen, sondern sie sind es auch für Alle geworden, die Geschichte schreiben und für die Belehrungen der Männer vom Fache empfänglicher sind als für bloße Tiraden und anekdotenartige Bücher. Weniger sind unsere tüchtigen Kriegsmänner — und wir erkennen hierin die Bescheidenheit des wahren Verdienstes — mit solchen Darstellungen aufgetreten, die nicht rein militairisch sind, wo wir indessen als ein glänzendes Beispiel des Gegentheils die „Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich" vom General v. Schütz durchaus nicht unerwähnt lassen dürfen. Mit besonderer Theilnahme gedenken wir daher jetzt eines Buchs, das, wennschon hauptsächlich militairischen Inhalts, doch auch andere Gegenstände der Staatseinrichtung in seinen Kreis gezogen hat, das die wichtigste Periode der neuern Geschichte umfaßt und einen echt deutschen Charakter trägt. Hat nun ferner Varnhagen v. Ense („Zur Geschichtschreibung und Literatur", S. 96) mit Recht gefodert, daß der Geschichtschreiber Napoleon's auch einige Kenntniß von kriegerischen Dingen haben müsse, so sehen wir diese Foderung jetzt auf das Beste befriedigt. Denn Hr. v. Rath, Hauptmann in würtembergischen Diensten, hat in dem vorliegenden Werke eine ruhige, anständige und unparteiische Geschichte Napoleon's geschrieben, in ihr durch gründliche militairische Studien das Wesentliche der einzelnen Kriegsunternehmungen klar und anschaulich in das Licht gesetzt und auch die übrigen Seiten in dem Leben und der Regierung des Kaisers keineswegs übergangen, sondern dabei gutes Urtheil und sichern Takt beurkundet, wenngleich hier nicht eine solche Vollständigkeit bezweckt werden konnte als in dem ausgezeichneten Wachsmuth'schen Werke. Demnach erscheint uns dies Buch ganz des Lobes würdig, mit dem es der berühmte Vorredner ausgestattet hat, ja wir erachten dasselbe nebst Wachsmuth's Buche für vollkommen ausreichend, um die gegenwärtige Zeit über die großen Begebenheiten, unter denen sie herangewachsen ist, zu belehren, ihr ein fast überall wahres Bild derselben zu geben, und ihr Männer und Ereignisse ohne Parteilichkeit darzustellen, sodaß künftig Niemand mehr nach französischen Büchern oder nach den, aus ihnen allein geschöpften deutschen Compilationen zu greifen braucht, um sich über die Geschichte seit dem Jahre 1789 zu unterrichten. Für weitere Forschungen bieten die reichhaltigen Nachweisungen bei Wachsmuth genügenden Stoff. Hr. v. Rath konnte sich hier nur auf das Wichtigere beschränken (im ersten Theile sind fast gar keine Quellen angeführt, mehr im zweiten), wie es die Einrichtung seines Buchs mit sich brachte. Diese beiden handlichen Theile sind also großer Verbreitung werth, und wir beklagen daher nur das Eine, daß der hohe Preis einer so wünschenswerthen Sache ein wesentliches Hinderniß in den Weg legen wird.

Ref. will sich weder auf ein ausführliches Inhaltsverzeichniß noch auf die Nennung der besten, vom Verf. in der Vorrede aufgeführten und gebrauchten Hülfsmittel einlassen. Das Erste würde gar nicht im Verhältniß mit dem uns gegönnten Raume stehen, die Richtigkeit der letztern aber verbürgt Schlosser's Lob und die bekannte Trefflichkeit der Bücher; nur gegen die zu reichliche Anführung der Capefigue'schen Schriften erklärt sich der Vorredner, meint aber doch, daß der Einfluß dieser „Scharteken" auf das Rath'sche Buch nicht bedeutend gewesen sei. Auch von des Russen Danilewski Denkwürdigkeiten hält Schlosser nicht viel, aber dafür hat sie Hr. v. Rath auch nur an solchen Stellen benutzt, wo eine entschiedene Vorliebe für Rußland nicht hervortritt. Abgesehen also hiervon wollen wir jetzt nach einigen allgemeinen Gesichtspunkten das Buch zu charakterisiren suchen.

Hier gedenken wir nun zuerst der durch besondere Klarheit und Bündigkeit der Sprache ausgezeichneten Schlachtbeschreibungen, als der Kämpfe bei Toulon, der

Schlachten bei Lodi, Arcole, Jena, Aspern, Borodino, Dresden, Etoges und Vauchamps, Laon, Paris und Belle-Alliance. Am kürzesten sind verhältnißmäßig die Gefechte und Schlachten in Spanien beschrieben, vollständiger die in Rußland, Italien, Frankreich und Deutschland, nur meinen wir, daß die Schlachten bei Groß-Beeren, Dennewitz, an der Katzbach und der Sturm auf Leipzig am 19. Oct. 1813 einer größern Berücksichtigung werth waren, sowie wir es dem Patriotismus des Verf. nicht verargt haben würden, wenn er das von den Würtembergern bestandene und so oft unrichtig geschilderte Treffen bei Montereau etwas ausführlicher im Texte, und nicht blos in einer Anmerkung besprochen hätte. Wenden wir uns nun zu dem Feldherrn, der die meisten der genannten Schlachten gewonnen hat, so erkennen wir in Hrn. v. Rath zwar durchaus keinen parteiischen Lobredner Napoleon's, aber ebenso wohl den mit der größten Achtung für dies gewaltige Feldherrntalent erfüllten Mann. Wir müssen hier seine eigenen Worte einschalten:

Napoleon verstand meisterhaft und mit seltenem Talente längst bekannte oder wieder in Vergessenheit gerathene Grundsätze und Regeln anzuwenden und zu benutzen. Seine größte Kunst bestand darin, seine Truppen auf strategisch-wichtigen Punkten in möglichst großer Anzahl schnell zu concentriren, um dadurch seine Gegner zu überraschen und ihnen auf solchen Punkten stets überlegen zu sein; ebenso gut verstand er es, seinen Feind auf dem kürzesten Wege zur Schlacht zu zwingen, diese so lange, wenn der erste Anfall ihm nicht gleich den Sieg verschaffte, durch unausgesetzte Angriffe fortsetzen zu lassen, bis sein Gegner alle seine Reserven ins Gefecht verwickelt hatte, um dann mit einer gewaltigen, aus allen Waffen zusammengesetzten Colonne seiner besten, bis jetzt zurückgehaltenen Truppen, den Durchbruch der erschütterten feindlichen Linie fast immer im Centrum zu erzwingen und den geschlagenen Feind nicht wieder zu Athem kommen zu lassen.

Weiter wird angegeben, wie die Conscription, das Requisitionssystem, die Unbeschränktheit in Führung des Oberbefehls, die Nichtachtung der Menschenleben ihm zu vielen Siegen verholfen hatten, wie er aber dadurch auch vom Glücke verzogen war und im Unglück nicht die nöthigen Gegenanstalten zu treffen wußte. Die Belege hierzu finden sich im ganzen Buche: wir bemerken nur, daß der erste Feldzug Napoleon's in Italien, der Krieg mit Preußen 1806 und sein Vertheidigungskampf in Frankreich 1814 nach Hrn. v. Rath die glänzendsten Erscheinungen seiner Feldherrngröße aufzuweisen haben. Wie gerecht derselbe gegen den Kaiser ist, zeigt sich in vielen Beispielen. Wir wollen nur anführen, daß jene schmähsüchtigen Angriffe auf Napoleon, als habe er Pichegru und Toussaint-Louverture im Gefängnisse ermorden lassen, mit vollem Rechte zurückgewiesen sind; daß Napoleon mit Wärme gegen die Beschuldigung, in Jaffa viele hundert Pestkranke vergiftet zu haben, in Schutz genommen wird; daß weder seine Abreise aus Ägypten noch seine Trennung von dem Heere in Rußland als feige Flucht dargestellt ist, sondern als eine durch die Rücksicht auf das französische Reich gebotene Nothwendigkeit; daß der Tadel, Napoleon habe die Schlacht bei Moskau zu früh abgebrochen, allseitig beleuchtet, und daß endlich die Beschuldigung, als habe er zu seiner eigenen Rettung die frühzeitige Sprengung des leipziger Brückchens am 19. Oct. 1813 befohlen, gründlich widerlegt ist. Wo aber dem berühmten Feldherrn Misgriffe und Fehler nachzuweisen sind, da geschieht auch dies mit der edeln Mäßigung, welche überhaupt eine Zierde dieses Buchs ist und ganz im Sinne Grolman's, der („Geschichte des Feldzugs 1814 im östlichen Frankreich") bemerkt hat, es sei nichts leichter als einem Feldherrn nach erfolgten Begebenheiten nachzuweisen, wie er anders hätte handeln können, indem man sich in dem Besitze so vieler Bestimmungsgründe für ihn befindet, die ihm zur Zeit seines Handelns abgingen. So zeigt es sich in den Betrachtungen über die Begebenheiten nach der Schlacht bei Smolensk, über Napoleon's Marsch nach Moskau, über den damaligen Mangel an Einheit in den französischen Operationen, über den Abschluß des Waffenstillstandes bei Poischwitz im Sommer 1813. Nicht weniger werden die strategischen Fehler Napoleon's im October 1813, und in den Entschlüssen nach dem 21. März 1814 aufgedeckt; das Abenteuerliche des Entschlusses, die Schlacht bei Leipzig am 18. Oct. 1813 anzunehmen, wird ebenso wenig beschönigt als die Misgriffe und falschen Combinationen, welche den Verlust der Schlacht bei Belle-Alliance trotz aller Anstrengungen der französischen Truppen herbeigeführt haben.

Ein ganz besonderes Verdienst hat sich aber Hr. v. Rath dadurch erworben, daß er nicht Alles und Jedes hat genau wissen und mit der größten Sicherheit aufklären wollen; denn mit vollem Rechte hat er eingesehen, daß, wennschon eine ansehnliche Reihe von Jahren zwischen der Gegenwart und den von ihm geschilderten Begebenheiten liegt, Vieles doch noch immer dunkel bleibt. Dies gilt z. B. von der Schlacht bei Eylau, von der es bei den widersprechendsten Berichten fast unmöglich ist ein klares Bild zu liefern; von den eigentlichen Ursachen und Umständen, die Ferdinand VII. von Spanien und die Prinzen seines Hauses zu einer so schmählichen Verzichtleistung auf ein so großes Reich bewogen haben; von den Ereignissen auf dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland, wo der Verf. ganz besonders auf die Mittheilungen des Prinzen Eugen von Würtemberg in der „Östreichischen Militair-Zeitschrift" vom J. 1841 aufmerksam gemacht hat. Ferner gehört hierher die Erwähnung der während des Waffenstillstandes 1813 geführten diplomatischen Verhandlungen, Napoleon's fünftägiges Verweilen im Schlosse zu Düben vor der Leipziger Schlacht, und Ney's räthselhafte Schlachtführung bei Quatre-Bras am 17. Juni 1815. In einem ähnlichen Gefühle der Vorsicht und bescheidenen Maßhaltung ist auch über das weniger rasche Vorgehen der Verbündeten im April 1813 und über das Benehmen des Kronprinzen von Schweden im J. 1813 (hier fast zu schonend) geurtheilt und die Meinung gewürdigt worden, als habe sich Wellington vor der Schlacht bei Ligny von den Franzosen überfallen lassen; nicht minder mild heißt es von den neuen preußischen, in den Rheingegenden erst ausgehobenen

Truppen, „sie hätten sich nach der Schlacht bei Ligny verlaufen". Der Übergang der sächsischen und würtembergischen Truppen bei Leipzig ist ebenfalls frei von aller französischen Parteisucht und Entstellung erzählt worden; die ungnädigen, undeutschen Äußerungen aber, mit welchen König Friedrich I. von Würtemberg das Ereigniß aufnahm, mochte Hr. v. Rath aus begreiflichen Gründen nicht gern den „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege" entlehnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Ritter und Bauer. Roman in vier Büchern von J. F. Lentner. Drei Bände. Zweite Auflage. Magdeburg, Baensch. 1844. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

So viel dem Ref. bekannt ist, führte sich der Verf. durch sein von der Kritik günstig aufgenommenes „Tiroler Bauernspiel" zuerst beim Lesepublicum ein. Wie dieses einer nicht fernen Vergangenheit angehört, so sehen wir uns durch das vorliegende Buch in das 12. Jahrhundert und in Zustände versetzt, die sich fort und fort auf dieser Erde wiederholen, so lange es Reiche und Arme, also ein Recht der Macht geben wird. Wie lange? Band 3, S. 256, wird gesagt: „Einmal wird der Bauer neben dem Ritter gehen und die Herrenmacht sich vermählen dem willigen Gehorsam, und es wird eine gute Ehe geben. Das ist Gottes Wille längst, aber er führt alle Zeit die Menschen auf weiten Wegen, damit sie am Ziel erkennen, was sie hartnäckig verworfen am Anfang ihres Wanderns." Das ist ein frommer Wunsch! Hier und da findet er bei Einzelnen einmal Erfüllung: so lange aber der beste Staat noch nicht gefunden ist, wird auch die Macht ein Recht bleiben, und Misbrauch derselben von Denen ertragen werden müssen, die nach den eingewurzelten Begriffen nur leben sollen, um für Andere zu arbeiten. Mit seiner Macht weiß der reiche Herzog Welf, Oheim des Löwenherzogs Heinrich, nichts anzufangen als sie in Wollust zu baden. Er verstößt sein Weib, seine Retterin aus Weinsberg und dafür fortlebend in Sag' und Sang; er verführt Weiber und Jungfrauen und heftet den Mord an seine Fußstapfen; er stiftet und begabt Klöster, um den innern Richter zu bestechen, und findet doch endlich, nachdem seine Reichthümer verschleudert, seine schmarotzenden Freunde von ihm gewichen, seine Augen erblindet sind, eben nur da Liebe, Ruhe, Frieden, wo er Haß gesäet hatte. Das ist mit wenigen Worten der Grundton des reichen Lebensbildes, welches der Verf. vor uns aufrollt. Die Anlage und Durchführung desselben ist einfach und kunstreich, nirgend ist auf den Effect hingearbeitet, dennoch weiß der Verf. zu überraschen, und vorzugsweise ist das im letzten Bande, wo Alles erfüllt werden muß, was die ersten ahnen ließen, der Fall. Dabei ist die Zeichnung des Menschen und der Natur musterhaft, man sieht, der Verf. ist in Beidem zu Hause. Eins nur möchten wir sagen. Er hat es in diesem Buche dem Leser nicht leicht gemacht, sich sogleich, wie man zu sagen pflegt, zu interessiren. Der pragmatische, sichere und streng gemessene Gang durch das Labyrinth der verschiedenartigsten Verhältnisse läßt den Verf. gar oft bei einem Gedanken, einem Bilde, einem Gefühle verweilen, wo es den Leser weiterzukommen drängt, um Licht in den sich häufenden Räthseln zu sehen, und so setzt er sein Buch dem Schicksale der englischen Romane aus, von denen die praktischen Inselleute meistens nur den dritten Band kennen, weil dieser Resultate gibt. Außerdem möchte die Sprache dieses Buchs auch nicht eben Jedermanns Sache sein. Sie bezeugt freilich ein redliches Studium des Altdeutschen: allein es ist nun einmal eine solche Lesehast, die mit der Zeit auch zugleich das Buch möglichst rasch todtschlagen möchte, eingerissen, daß es unbequem fällt, bei einem unbekannten Worte verweilen und seinen Sinn im Glossar aufsuchen zu müssen. Jene goldene Zeit, wo wir Veit Weber und seine Genossen mit wahrhafter Pietät lasen, ist nun einmal unwiderruflich dahin, und davon abgesehen meinen wir auch, daß der Gebrauch solcher Wörter nicht eben wesentlich beitrage, der Darstellung den altdeutschen Grundton zu geben. Dieser liegt schon in der Sache selbst, die ein Dichter nicht mit modernem Sprachflitter verderben wird; auch halten wir uns überzeugt, daß nur an wenigen Stellen ein altdeutsches Wort eigentlich nothwendig war. Dasselbe ungefähr läßt sich von den oft gebrauchten Provinzialismen sagen, auch sind die einen wie die andern zum großen Theile nicht geeignet, durch Wohllaut zu versöhnen, oder die Sprache der Gegenwart zu bereichern. Wir wollen übrigens mit dieser Ansicht weniger einen Fehler als einen Überfluß bezeichnet haben.

2. Der Roué. Modernes Genrebild von August Jäger. Zwei Bände. Reutlingen, Kalbfell-Kurtz. 1844. 8. 1 Thlr. $18\frac{3}{4}$ Ngr.

Der Verf., welcher außer einigen Romanen auch das „Leben des Fürsten Pückler-Muskau" schrieb, holt das Terrain, die Wiege seines Helden, aus der bekannten Jean Paul'schen Geographie, und beschreibt die Haupt- und Residenzstadt Scheerau noch anschaulicher wie ihr Erfinder. Der Hof daselbst hat genau das legitime Ansehen von 1770, wo die Nachäfferei des pariser Hofs außer sich selbst nichts sah als Leute, die man unter dem Namen „Unterthanen" begreift, denen als solchen also nur Pflichten zugestanden wurden. Der Held des Romans, Napoleon von Zabern, verzogen von einem schwachen Vater, einer verschrobenen Mutter, einem an vielen Dingen bankrott gewordenen Oheim, macht in Halle und Berlin, zuletzt aber in dem Himmelreich aller zum Gesindel Inclinirenden, in Paris, die glücklichsten Fortschritte auf der Bahn eines unnützen Patrons; er spielt in London eine geheimnißvolle Rolle, aus welcher er als vollendeter Hofmann hervorgeht, und nun sicher nächstens Minister in Scheerau wird. Einige Breite und Unklarheit in manchen Partien abgerechnet, ist das Buch, auf Kenntniß der Lebensverhältnisse und Derer, welche diese cultiviren, gegründet, recht unterhaltend, selbst unterrichtend, und da dasselbe sich nur als „Genrebild" gibt, welchem freilich jene mehr der Erzählung zusagende Breite entgegensteht, so mögen sonstige, höhere Ansprüche immerhin schweigen.

3. Zigeuner und Edelleute. Ein Roman von A. Th. Woeniger. Mit vier Federzeichnungen von Hosemann. Zwei Bände. Berlin, Simion. 1844. 8. 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Eine ganz gewöhnliche Geschichte, wo ein Kind, welches dem zweiten Sohn eines Grafen im Wege steht, Zigeunern übergeben wird, endlich aber doch zu seiner Erbschaft gelangt und dann europamüde nach Amerika geht. Dazu leitet die Darstellung noch an manchen Gebrechen: Gruppirung und Entwickelung sind unbefriedigend, die Sprache ist nachlässig, incorrect, und die eingestreuten Zigeunerbrocken sind überflüssig. Die junge Zigeunerin Cölina wollen wir uns gefallen lassen mit ihrer aufopfernden stillen Liebe; indem wir nach der Wahrheit nicht fragen, können wir die Möglichkeit zugeben. Einige Scenen sind schön, ergreifend durch sich selbst, nicht durch ihre Behandlung.

4. Der Student von Coimbra. Novelle aus der neuern portugiesischen Geschichte. Nach dem Portugiesischen des G. Centazzi von A. F. H. Leipzig, Weidmann. 1844. Gr. 12. 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Die große Vergangenheit Portugals hat dem Volke nichts gesagt: es zehrt von dem Golde, welches jene Zeit gewährte, oder gefällt sich in Schmuz und Armuth. Gewerbe, Handel, Kunst, Wissenschaft — Alles, was den Menschen erst zum Menschen macht, liegt wie Schutt danieder, unfertig wie seine Häuser und Paläste. Nichts ist bezeichnender für den armseligen Zustand als die vom Übersetzer des obigen Buchs

angeführte Thatsache, daß es kaum möglich sei, von einem Handwerker ein Stück Arbeit ganz vollendet zu bekommen. Daß es unter solchen Umständen auch mit der Literatur in Portugal trostlos genug beschaffen sein müsse, kann selbst dem mit literarischen Gegenständen nicht Vertrauten schon daraus deutlich werden, daß unsere Übersetzer, denen in neuerer Zeit bekanntlich kein Land dieser Erde unzugänglich bleibt, doch bisher aus Portugal nichts zu bringen wußten. Das vorliegende Buch mag nun als Maßstab dienen, wie es damit zunächst auf dem Felde der Novellistik beschaffen sei, und in dieser Beziehung müssen wir uns dem Übersetzer sehr verpflichtet bekennen. Der Verf. zeigt sich einsichtsvoll und mit der Literatur anderer Völker nicht unbekannt: gleichwol ist das Werk, welches er eine Novelle nennt, eigentlich nichts weiter als ein Tagebuch, oder eine jener weitläufigen Erzählungen, wie sie bei uns als verunglückte Nachtreter der „Insel Felsenburg" bis gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts Mode waren. An eigentliches inneres und äußeres Leben ist kaum zu denken, und wo etwas darzustellen wäre, wird in einer Weise berichtet, welche den Gegenstand als bekannt voraussetzt. Das erschwert denn namentlich eine klare Auffassung des kriegerischen Theils im Buche, jener Kämpfe um und für den Thron, den Dom Miguel zu behaupten suchte. Gewiß aber hat das Buch, vom politischen Standpunkte aus betrachtet, für Portugals Gegenwart seinen guten Werth. Der Verf. bekennt sich nämlich überall als getreuer Anhänger der Königin Doña Maria, und wird daher mit seinem Buche ihrer Partei sehr willkommen sein. 18.

Literarische Notizen.

Das „Athenaeum" über den Empfang des Kaisers von Rußland in England.

Bei Gelegenheit der Kritik eines über Rußland erschienenen Werkes spricht sich das „Athenaeum" folgendermaßen über die Aufnahme aus, die Kaiser Nikolaus bei seiner Anwesenheit in England hätte finden sollen: „Wir können es nicht gut heißen, daß man dem Kaiser von Rußland während seiner letzten Anwesenheit nicht die öffentliche Meinung vernehmlich gemacht hat. Nicht in der Hoffnung, daß etwas Ersprießliches für Rußland daraus erfolgt sein würde, sondern zur Ehre unsers eigenen, vergleichsweise freien und glücklichen und aufgeklärten Volkes, hätten wir solches gewünscht. Einer der hauptsächlichsten Zwecke des Besuchs des Kaisers war, die Meinung zu erkaufen (the purchase of opinion); und er hat für sein Geld so viel davon erhalten, daß er ohne allen Zweifel eine stark verminderte Meinung von deren Werth in seine eisige Heimat mit zurückgenommen hat. Wir spielen freilich nicht auf seinen Empfang von Seiten Derer an, deren unmittelbarer Gast er war; dort tauchte die Frage gar nicht auf, und wenn es geschah, so mochte sie eine unwidersprechliche Antwort erhalten. Aber das Sittengefühl der Völker ist der Courtoisie der Höfe nicht verhaftet; und es steht einem Volke nicht wohl an, unter allen Kronen einen gleichen Anspruch auf Ehrerbietung (to respect) zu erblicken. Bei der fraglichen Gelegenheit hätte von einem freien und seiner sittlichen Würde bewußten Volke zwar mit Anstand und Würde, aber doch gezeigt werden müssen, daß man einen Unterschied mache. Die Gelegenheit, eine große Lehre zu ertheilen, wo sie gefühlt und verstanden worden wäre, ist schlimmer denn verloren gegangen, denn wir fürchten, man hat die Lehre umgekehrt gelesen. Von alle Dem, was in dem Herzen der Engländer gegen den Kaiser lebt, sah derselbe nichts. Das Land, das er beherrscht, ist ein solcher Flecken der Gesittung an der Schwelle Europas und der Kaiser ein solcher Alp an dessen Herzen, Alles liegt so finster, so kalt, so hoffnungslos unter seinem Scepter, während die Nationen rund umher im Lichte wandeln; das System seiner Politik ist so ungestalt (monstrous) und unerträglich für Ohren, in denen «die Rechte der Menge» vertraute und geheiligte Worte und «das göttliche Recht» der Zwingherren ein vergessener Lehrsatz; der Mann selbst ist endlich so kaltblütig, so ruhig, so systematisch, so unaussprechlich grausam, daß er den Abscheu, welchen diese Dinge einflößen, in jenem ehrfurchtgebietenden Spiegel, dem Antlitz eines großherzigen Volks hätte lesen müssen. Wir müssen bei dem Gedanken erröthen" — — Doch der Schluß ist der Art, daß der deutschen Presse wol kaum gestattet würde, eine solche Apostrophe wiederzugeben.

Die chinesische Schrift.

Die chinesische Schriftsprache besteht in einem vollkommen gedankenbezeichnenden System der Kalligraphie. Da dabei das phonetische Element gar nicht in Betracht kommt, so können sich alle die Völker, welche sich dieser Schrift bedienen, mittels derselben schriftlich miteinander verständigen, auch wenn sie ganz verschiedene Sprachen sprechen und in mündlicher Rede sich gar nicht verstehen, wie denn die Bewohner von dem eigentlichen China, von Cochin-China, von Japan und Korea, deren Sprachen völlig stammfremd in Bezug zueinander sind, sich mittels derselben ihre Gedanken schriftlich mittheilen können. Um diese Eigenschaft jener Schrift sich zu veranschaulichen, darf man nur an unsere arabischen Ziffern denken, deren Sinn von allen europäischen Nationen verstanden wird, wenn auch z. B. der Italiener die Bezeichnung 22 mit venti-due, der Böhme mit dwa a dwadcet, der Engländer mit twenty-two, der Deutsche mit zweiundzwanzig ausdrückt. Diese Gemeinverständlichkeit, welche bei uns blos den Zahlenzeichen zukommt, haftet der ganzen Schrift der Chinesen für alle Völker, die sich ihrer bedienen, an. In ähnlicher Weise können unsere Musiknoten überall von Denen gelesen werden, die musikalisch sind. Ein Missionar bezeichnet die chinesische Schrift daher sehr richtig, wenn er bemerkt, sie befähige, „Worte zu malen und zu dem Auge zu sprechen". Bekanntlich dachte schon der große Leibnitz daran, eine für alle Gebildete verständliche Gesammtsprache aufzufinden. Der englische Bischof Wilkins hat in einer der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften eingereichten Denkschrift: „Essay towards a real character, and a philosophical language", das Chinesische als vollkommen geeignet zu einem allgemeinen Mittel schriftlicher Mittheilung vorgeschlagen. So könnte sich am Ende die Besorgniß, die Rotteck am Schlusse seiner Weltgeschichte ausdrückt, daß die chinesische Cultur zu uns herüberschreiten werde, doch noch zum Theil erfüllen, obwol im andern Sinne und nicht als Rückschritt, sondern als Fortschritt, der die berüchtigte Folge des Thurmbaues zu Babel wenigstens in etwas ausgleicht. 12.

Colonialfragen.

Wir haben schon öfters bei Besprechung der Colonialinteressen Frankreichs Gelegenheit gehabt, Jules Lechevalier zu erwähnen, der sich durch eine Reihe sehr gehaltreicher Abhandlungen über diesen wichtigen Gegenstand hervorgethan hat. Durch diese namhaften Leistungen wurde auch die Aufmerksamkeit der Minister auf diesen Publicisten gelenkt. Wir erhalten jetzt den Anfang eines auf Staatskosten gedruckten Berichts über eine Reise, welche Lechevalier im Auftrage des Ministeriums während der Jahre 1838 und 1839 auf den Antillen und in Guiana unternommen hat. Derselbe wird drei starke Foliobände umfassen. Er führt folgenden Titel: „Rapport sur les questions coloniales adressé à M. le duc de Broglie, président de la commission coloniale, à la suite d'un voyage fait aux Antilles et aux Guyanes pendant les années 1838 et 1839 par Jules Lechevalier. Publié par ordre de S. Exc. l'amiral baron de Mackau, ministre secrétaire d'état de la marine et des colonies. Documents et pièces justificatives. Tome I, partie I, pièces écrites et recueillis pendant le voyage. Enquêtes." 17.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 23. —— 23. Januar 1845.

Napoleon Bonaparte, Kaiser der Franzosen. Geschichtlicher, nach den besten Quellen bearbeiteter Versuch von Fr. von Rath. Eingeführt durch F. C. Schlosser. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 22.)

Noch höher aber als die gerühmten Tugenden ist die Rechtlichkeit und historische Treue anzuschlagen, mit der der Verf. bemüht gewesen ist, die unzähligen Unrichtigkeiten und Fabeln aus dem Bereiche seiner Erzählung zu verbannen, durch die zuerst Napoleon selbst, dann die Männer seiner Umgebung, die an ihrem Herrn glaubten Alles loben zu müssen, und hierauf eine Sippschaft deutscher Schriftsteller die Geschichte entstellt haben. Was man den Franzosen allenfalls nachsehen kann, verdient bei Deutschen den lautesten Tadel, wenn radicale, unzufriedene Heimatlose die Thaten des Kaisers in Prosa und in Versen gefeiert haben, ein gewisser C. J. Heyne die Geschichte desselben für die Völker deutschen Sinnes und deutscher Zunge schreibt und Hoche sogar vor zwei Jahren des fanatischen Alexander Dumas Geschichte Napoleon's für deutsche Schulen bearbeiten konnte! Wie edel tritt dagegen bei Hrn. von Rath die deutsche Gesinnung hervor; er ist nur gerecht gegen sein Vaterland, wenn er die Wahrheit über Napoleon sagt, und hat somit den besten Commentar zu Karl v. Raumer's Aufsatz „Napoleon und Deutschland" im ersten Theile der „Kreuzzüge" (Stuttgart 1840) geliefert. Was unserm Vaterlande aus Napoleon's Welteroberungsplanen zugute gekommen ist und wie die von ihm im Einzelnen ausgestreute Saat schöne Früchte getragen hat, ist von Hrn. v. Rath mit bündiger Kürze zusammengestellt, aber auch die zahllosen Leiden, die durch ihn über dasselbe gekommen, und die auf das tiefste verletzten Nationalitäten sind in der anständigen Sprache der Wahrheit verzeichnet. Daher sagt er mit voller Wahrheit, die jetzt so häufig von der jüngern Generation verkannt wird, daß 1813 die deutschen Völker nicht nach Erlangung constitutionneller Verfassungsformen begierig gewesen wären, sondern daß der Trieb der Selbsterhaltung in seiner edelsten Äußerung und Richtung sie gegen Frankreich geführt habe, und daß die Begeisterung und Thatkraft in Nord- und Mitteldeutschland wegen des größern Drucks weit feuriger gewesen sei als in dem materiell weniger heimgesuchten Süddeutschland.

Unter den mit höchster Vorsicht zu benutzenden Quellen für die Geschichte Napoleon's stellt Hr. von Rath des Kaisers eigene Denkschriften von St.-Helena oben an, in denen alle Angaben das Gepräge der größten Parteilichkeit tragen, weil er durch sie die Welt täuschen wollte, in der er seine Rolle noch nicht ausgespielt zu haben glaubte. So ist es z. B. der Fall bei Schilderung der von den Franzosen über Gebühr erhobenen Schlacht bei Lodi; bei dem Tadel Murat's über dessen Benehmen in Rußland 1812, wo Napoleon behauptet, durch seine Anwesenheit würde Alles erhalten worden sein; bei der Angabe der lächerlich geringen Anzahl von 70,000 Mann, über die Napoleon habe zu Anfang des Feldzugs von 1813 zu gebieten gehabt, oder bei der Erwähnung der 25,000 Mann, die Hieronymus Napoleon nach der Schlacht bei Belle-Alliance gesammelt hätte, während es nur 3000 Mann gewesen sind; endlich bei seinen Beschwerden über die Verletzung des Gastrechts gegen ihn von Seiten der englischen Regierung. Nicht minder billigen wir es, daß Hr. von Rath bei Ausmittelung der numerischen Stärke der einzelnen Heere sich nicht blos an die französischen, sehr unsichern Quellen gehalten und daß er vor allen die Bulletins ihres lügenhaften Schmucks entkleidet hat, worin er wiederum mit Wachsmuth zusammengetroffen ist. So zeigt sich denn jetzt in der mit besonderer Ausführlichkeit beschriebenen Schlacht bei Marengo, daß Napoleon eigentlich auf kein Ereigniß seiner langen Kriegslaufbahn weniger selbstthätig eingewirkt habe; die fünftägigen Gefechte in Baiern zu Anfang des Feldzugs von 1809 erscheinen nicht mehr in ihrer französischen Umhängung als Hauptschlachten, obgleich noch genug übrig bleibt, um Napoleon's ausgezeichnetes Feldherrntalent zu erkennen; die dramatischen Berichte vom Tode des Marschalls Lannes und des Großmarschalls Duroc tragen hiernach einen sehr apokryphen Charakter; die von Haß und Grimm erfüllten Reden Napoleon's, als sei er stets der unschuldige, angegriffene Theil gewesen, zeigen sich als Lügen und Verdrehungen der Wahrheit. Da sich nun bekanntlich Napoleon ganz besonders darin gefiel, seine Gegner herabzusetzen und zu verkleinern, so ist des Hrn. v. Rath

Unparteilichkeit ebenfalls in dieser Beziehung anzuerkennen. Er bewährt überall guten Willen, auch das Fremde und Feindliche nach Billigkeit gelten zu lassen, so bei Vandamme's Niederlage in der Schlacht bei Kulm, bei Bourmont's Übergang zu den Verbündeten, bei Marmont's Benehmen vor der Einnahme von Paris, auf welche Männer die Anhänger Napoleon's nicht Schmähungen genug häufen konnten. Ganz besonders aber zeigt sich seine Gerechtigkeit bei den Kriegen der von Napoleon besiegten Völker und Feldherren, so in den Schlachten bei Jena und Wagram, von denen die erstere mit vorzüglicher Genauigkeit beschrieben ist, sodaß der Ungrund vieler von den Feinden Preußens über dessen unglückliches Heer ausgegossenen Beschimpfungen daraus hervorgeht. Solche Abschnitte verdienen daher die besondere Aufmerksamkeit der Leser. Nicht minder gilt dies von den Stellen über Hudson Lowe und über den Aufenthalt des Kaisers auf St.-Helena. Napoleon hat nicht leicht einen Widersacher mit größerer Unwürdigkeit und Gemeinheit behandelt als den englischen Gouverneur, und da diese Schmähungen noch immer geneigte und gläubige Leser finden, so ist Hrn. v. Rath's Darstellung um so zweckmäßiger, da sie den Gouverneur nicht überall entschuldigt, aber auch den Grund seines Benehmens in dem bittern Hasse und in der geflissentlichen Beleidigung von Seiten Napoleon's findet. Wir lesen unter Anderm (Th. 2, S. 347):

> Es dürfte ihn doch wol nur der Vorwurf treffen, daß er bei einem ängstlichen, argwöhnischen, reizbaren und wol auch rachsüchtigen Charakter sich in den zu Napoleon's Bewachung vorgeschriebenen Maßregeln zu strengern Formen hinreißen ließ, als sie eigentlich in den Absichten der englischen Regierung lagen, und seine Anordnungen dadurch in Napoleon's Augen zu der härtesten Tyrannei machte.

(Der Beschluß folgt.)

Friedrich von Sallet.

Gesammelte Gedichte von Friedrich von Sallet. Breslau, Schulz. 1843. 16. 1 Thlr.

Auf dem Titelblatte steht mit einer Handschrift, in welcher ich die des Dichters zu erkennen glaube: „zu bald gefälliger Recension vom Verf." Unten auf dem Titelblatt steht die gedruckte Jahreszahl 1843, und heute erst, ein Jahr darauf, kommt mir, der ich allerdings nicht gemeint war, durch Ihre Vermittelung das Buch zu. War es inzwischen bei Andern, und sie zögerten, bis — vielleicht weil sie des Dichters Lebenslied lasen, das lautet:

So viel Lieder will ich singen,
Als der Frühling Blüten schafft,
Die in üpp'ger Jugendkraft
Duftend aus den Knospen dringen.

So viel Gläser will ich trinken,
Als auf blumenreicher Au
Von des Morgens hellem Thau
Tropfen in den Kelchen blinken.

So viel Küsse will ich stehlen,
Als am Himmel Sterne sind.
Gib sie willig nur geschwind,
Liebchen, ohne viel zu zählen!

So in ewig jungem Streben,
Niemals alternd, werd' ich alt.
So viel Blätter sind im Wald,
So viel Jahre will ich leben.

bis er noch mehr Lieder gesungen, mehr Gläser getrunken, mehr Küsse gestohlen, bis mehr Blätter im Walde gewachsen und mehr Jahre ihn gereift? — Zu spät! Schon zum zweiten Male grünt der Rasen auf seinem Grabe, und das Wort des Lobes oder Tadels, der Theilnahme oder der Rüge, das Ihr sammeln zu dürfen glaubtet auf gelegenere Zeit, erreicht ihn nicht mehr. Das carpe diem, darf man es auch der ästhetischen Kritik vorhalten? Der, ich meine der wahren, in letzter Instanz richtenden wol eigentlich nicht. Sie hat das Recht, oder vielmehr es ist ihr ingeborenes Sein, ihre Bestimmung, daß sie erst über Todte, oder vollkommen fertige Erscheinungen, ihr Urtheil fällt; aber was wir wol sonst im Alltagsleben Kritik nennen, die Recensirverpflichtung, dürfte sich den alten Spruch dann und wann auch zu Gemüthe ziehen. Was ist ein Lyriker? Er singt, wie es aus der Seele aufsteigt, er singt, damit es widerklingt, jetzt gleich; wie es aus voller Brust schallt, soll es widerhallen. Das Echo soll die Töne nicht einpacken und nicht, nach Stunden oder nach Jahren, erst wieder herausgeben. Daß die Lieder nach Jahrhunderten wieder und noch gesungen werden könnten, daran denkt doch der Wenigste, wenn er singt; daß es Pflicht sei, das so Gegebene auch so zu empfangen, und — den Wein auszutrinken, so lange er schäumt, kam mir in den Sinn, als mich jene Worte von der Hand eines Todten an eine mögliche Vergeßlichkeitssünde erinnerten. Aber es soll damit kein allgemeiner Vorwurf gegen unsere Kritik ausgesprochen sein. Umgekehrt, wir in der Fortschritts-, in der hitzigen Erwartungsperiode sind ebenso geneigt, jedes neue Talent, besonders das lyrische, zu würdigen und zu bewundern, als, wenn es einen Augenblick stille zu stehen und unsere Erwartungen nicht zu befriedigen scheint, es rasch wieder aufzugeben.

Sallet ist gewürdigt worden, als er noch lebte, wirkte, vielleicht nicht ganz in dem Maße als sein reines Streben es verdiente; aber sein Anwalt vor den Lebendigen darf nicht klagen, daß er unerkannt und ungerühmt ins kühle Grab sank. Sein schöner Name fing gerade hell zu klingen an, als die Todtenglocke ihn abrief, und wenn außer seinem frühen Tode etwas zu beklagen wäre, so ist es, daß er von der Kritik mehr gewürdigt wurde als vom großen Publicum. Nicht daß dieses ihn miskannte, aber es blieb im Verhältniß zu seiner Kraft, Gesinnung und seinen Leistungen gleichgültiger als recht war. Friedrich v. Sallet verdient wenn nicht gesungen, doch gelesen und mit dem ganzen Inhalte seiner Liedergabe beim deutschen Volke bekannter zu werden als er es ist.

Sallet war allerdings ein Lyriker, der sang wie es ihm aus der Seele aufstieg, aber es ist ein weit tieferer Hintergrund da als die augenblickliche Stimmung. Ein Sänger, der aus ernster, geläuterter Gesinnung dem tiefsten Ernst, welcher ihn begeistert, Laute geben muß. Dieser Ernst ist kein chaotisches Gewühl schmerzlicher Verstimmung über die Dinge wie sie sind, es ist ein gereimtes Bewußtsein, eine innere Klarheit, die sich in Klagen freilich, aber in hellen, lautern Klagen und mit der Hoffnung Luft macht, daß es besser werden müsse. Er ist ein politischer Dichter, ein durchgebildeter Liberaler in Dem, was Staatsleben und kirchliches Wesen betrifft. Er verwirft so scharf wie je Einer, der in Reimen oder in Prosa sprach, das traditionnelle Gerüst, auf dem unser Staatsleben und unsere Kirche ruht, er hält mit keinem Gedanken hinterm Berge, aber doch unterscheidet er sich im Ausdruck von den meisten Dichtern seiner Meinung. Er verspottet nicht, es ist nicht wilder Hohn, der in ihm dämonisch aufjauchzt; er ist radical, und will doch nicht, was gegen ihn ist, unter die Füße treten; er jubelt nicht in der Vernichtungswuth, sondern im süßen Bewußtsein einer ideellen bessern Welt, die einst zur Erscheinung kommen werde. Die Parallele zwischen ihm und

Chamisso, auch mit Gaudy, macht sich von selbst. Dichterisch stehen Beide bedeutender da: Sallet fehlt die energische Kraft des Ausdrucks, welche Jenem eigen ist, und der kecke Muthwille, die joviale Lust, mit welcher Dieser die Gegenstände bändigt; mit Einem Wort, ihm fehlt die Poesie Beider, welche sich von selbst verkörpert und immer den schlagendsten Ausdruck trifft. Ihm fehlt der errungene Adel, das Pathos der Darstellung, durch das Chamisso hinreißt, die körnige, beißende, bunte Sprache, durch welche Gaudy die Empfindung kitzelt. So klar er in sich ist, ringt er doch noch mit den Worten, und oft hinkt der Ausdruck dem Sinne nach. Aber es ist kein wildflammendes Strohfeuer, was plötzlich erlischt, kein wilder Anlauf, wo ihm plötzlich der Athem ausgeht, kein Heraufschrauben der Empfindung, kein hohles Überbieten der Töne. Er ist immer seiner Sache gewiß; auf einem tiefen Strome als erfahrener Schiffer, als bewährter Schwimmer treibt er vorwärts, und läßt die Kraft scheinbar nach, so weiß er, sie kommt wieder. Dies Durchdrungensein von seiner Wahrheit, die Abwesenheit aller Eitelkeit, die feste Zuversicht auf die Gerechtigkeit seiner Sache machen ihn stark. Er bildet sich immer mehr aus, er wird sicherer im Fluge, und er würde weit mehr geworden sein als er ist, wenn ihm ein längeres Leben geschenkt wäre.

Aber schon wie er ist, bleibt er eine der beachtenswerthesten Erscheinungen einer strebenden Zeit, eine der edelsten, erfreulichsten. Er hat Das errungen, daß auch seine Gegner ihn achten mußten; achten die reine, lautere Gesinnung, die sich aus seiner Totalität, die sich in jedem Gedichte, in jedem Verse ausspricht. Er fodert nicht heraus, er verletzt nicht das Gefühl. Mild ist er wie ein Sieger, der die Besiegten schonen darf; denn er hat in seiner Ideenwelt den Sieg davongetragen. Wenn ihn auch die Wehmuth überschleicht, daß er noch nicht so ist und nicht die Aussicht hat zu werden, wie er wünscht, ist doch auch sein Spott nur mild. Sein Don Quixote

will die Welt beschützen,
Will Gewalt und Unrecht strafen;
Doch die Welt will stille sitzen,
Will geknechtet sein und schlafen.

Und für Ritter, Eisenfresser,
Fand er nichts als Eseltreiber,
Für Prinzessinnen und Schlösser
Kneipen und gemeine Weiber.

Weil er schön die Welt sich dachte
Und sie fand so gar erbärmlich,
Ist er nun der Ausgelachte,
Als verrückt und geistesärmlich.

Daß der Bursch selbst, hohl und nüchtern,
Sancho Pansa, seiner spottet,
Ob er gleich, gezähmt und schüchtern,
Knechtisch hinterher ihm trottet.

Und der edle Ritter reitet
Fort und fort durch manch Jahrhundert,
Stets zu hoher That bereitet,
Stets als toller Narr bewundert.

Und Begeist'rung ist sein Name.
Stets getäuscht in Götterwerken,
Muß er endlich selbst mit Grame
Seines Thuns Verrücktheit merken.

Denn gar elend sind die Zeiten,
Und die Thatkraft ist vertaget.
Darum scheint verrückt den Leuten,
Was die Zeiten überraget.

Auch der Gedanke muß spielen können, wenn er sich zwischen Traum und Wachen in das Gefühl des Volks hineinspielen will. Der Dichter muß sich zuweilen gehen lassen können, absichtslos, kindisch dem Klugen, dem Blitz der Laune und des Gefühls folgen — das ist das ewige Götter- und Herrenrecht der Poesie. Dies kann Sallet nicht, und eben um deswillen mag es sein, daß er minder im Publicum bekannt ist. Als eine Zeit lang in Schwaben das alte Minneliederthum sich wieder neu aufzuthun schien, gab das Blatt, das vom Zweige fiel, ein Gedicht ab, bis es auf die Erde kam. Diese Periode ist nun wieder vorüber, aber sie fand in dem Volke, das nicht immer ernst sein, das gern mit Gefühlen spielen mag, Anklang, zum Beweis dafür, daß unsere heutige Anfoderung an die Dichtkunst allzu strenge ist, die Foderung, daß der Dichter stets, und keinen Augenblick anders, seine Zeit und ihre ernsten Aufgaben vor Augen haben solle. Diese Aufgabe in vollen Ehren, aber die Poesie verträgt keine Schnürleiber und Gängelbänder; sie läßt sich so wenig einen Zopf anbinden, als sie immer geneigt ist, auf den gesattelten Hippogryphen zu steigen, um der Sonne entgegen zu fliegen. Sie ist ein dämonisch Kind, das an seinem Rechte trotzig festhält, und sein erstes Recht ist die Freiheit. Sallet war kein Dichter jener naturspielerischen Periode, es war für ihn Aufgabe seiner Natur, nur das für ihn allein Wahre, Höchste zu singen. Um den Beifall ist es ihm nicht zu thun, es ist die Sache, die ihn treibt. Man wird mir entgegnen, daß wir Deutsche einen Dichter haben, einen hochverehrten, ja den höchstverehrten im eigentlichen deutschen Volke, der auf denselben Wegen ging. Auch Schiller spielte nie; auch er war nur von heiliger, ernster Begeisterung durchdrungen, wenn er dichtete, und doch ward er der Liebling des Publicums, und gerade um deswillen. Ich will nicht einwenden, daß Schiller's Zeit nicht mehr unsere Zeit ist, der Ernst der Überzeugung wird immer, so lange wir Deutsche bleiben, seine treuen Anhänger finden, und das ist keine schlimme Eigenschaft unserer Volksthümlichkeit; ich will nur andeuten, daß Schiller nicht allein philosophirte, wenn er dichtete, sondern auch schuf, daß er Gestalten ins Leben rief, welche die Phantasie unserer Jugend entflammten und mächtig auf unsere Bildung eingewirkt haben. Sallet hat nur gedichtet, nicht geschaffen. Er starb jung, in der Reife seines schönen Geistes; aber wir wissen nicht, ob er als Dichter nicht mehr Eigeneres noch hätte schaffen können. Und auch wie er ist, wie er sich in seiner Verlassenschaft uns überliefert, liegt so viel Verwandtes in ihm mit Schiller als Liederdichter, was, unsers Dafürhaltens, ihn unserm Volke immer näher bringen muß.

Ist das Gedicht „Der Komet" nicht ein Hymnus, in welchem man einen Geistesverwandten zu hören meint:

Ich war ein schöner Stern in meinem Kreise,
Umsaust von kühn gemess'nen Harmonieen,
Und in den Riesenhymnus stimmt' ich leise,
Befriedigt, daß auch mir ein Klang verliehen.

Im Hymnendonner Maß und hohe Stille,
Im wilden Umschwung leiser Ordnung Walten.
Da faßte mich ungöttlich trotz'ger Wille,
Die Weltmusik für Leierei zu halten.

Der alte Gott schien kindisch und voll Schwäche
Sein hirnlos Lieblingsliedlein abzuklimpern,
Und ich, im Busen frische Liebesbäche,
Soll mit am altersschwachen Takte stümpern? u. s. w.

In seinen Romanzen, Legenden und Balladen erinnert er freilich weniger an den Meister, denn die pathetisch hüpfende Form Schiller's ist unserm heutigen ästhetischen Gefühle entgegen; aber auch Sallet hat keine gefunden, die uns anspricht und der eigenthümlichen Richtung seines Geistes entspricht. Ebenso wenig ist er glücklich, wenn seine Darstellungsweise an Humor streifen soll, z. B.

So auf dem lahmen Esel schalen Werkeltagstrebens
Sitz' ich, 'ne traurige Figur auf traurigem Vieh,
Verkehrt, Schwanz in der Hand, und treib' und stoße vergebens,
Der Esel ruckt und bockt, doch vorwärts geht es nie.

Besser und leichter bewegt er sich in dem „Epigrammatischen und Lehrhaften":

Fort mit den Stöcken
Und Rädern den geschwinden!
Raum für Kränze, und Raum wo ich sing',
Und ich will euch zeigen das schönste Ding,
Das je zur Weihnachtszeit gescheh'n.
Großkopf und Kleinwitz hinter der Thür steh'n, —
Doch unsers Gleichen ist nie zuvor geseh'n!
— Zeig dich, schwarzer Ritter!

Schwarzer Ritter tritt auf und spricht:

Hier kommt der schwarze Ritter,
der große König von Macedonien,
Der hat die ganze Welt sich unterjocht,
ausgenommen Caledonien.
Als ich nach Schottland kam, da ward
Herz und Muth mir kalt,
Zu seh'n das kleine Völkchen
so stark und so gewalt,
So stark und so gewaltig, so frank und so frei!
— Nun rufe mir Galatian zu fechten herbei!

Galatian tritt auf und spricht:

Hier komm' ich Galatian, Galatian
that man mich nennen;
Schwert und Schild an der Seit', ich hoff'
ich werd' das Spiel gewinnen.

Schwarzer Ritter.

Das Spiel, Herr, das Spiel Herr
ist nicht in eurer Macht,
In kurzem hab' ich dich durch Hieb
und Stich wol still gemacht.
Mein Haupt ist von Eisen,
mein Herz ist von Stahl.
Mein Schwert ist ein Ferrara,
kennt seine Pflicht zumal.

(Sie fechten. Galatian überwältigt fällt.)

Nieder Jack, nieder auf
die Erde müßt ihr geh'n!
Oh! oh! was ist von mir gescheh'n?
Ich hab' getödtet Bruder Jack,
mein's Vaters einz'gen Sohn!

Sprecher.

Hier sind zwei blut'ge Kämpen,
die fochten nie vorher,
Wir kommen ihn zu befreien, —
was könnten wir denn mehr?
Galatian ist todt nun,
und auf der Flur gelegen, —
Ihr werdet leiden, fürcht' ich,
gar sehr noch seinetwegen.

Schwarzer Ritter.

's war gewiß nicht ich, Herr,
bin schuldlos am Verbrechen;
Der junge war's hier hinten,
der wußt' so schön zu stechen.

Der junge Mann antwortet:

O ihr abscheulicher Schurke!
Die Schuld auf mich zu schieben!
Meine beiden Augen waren geschlossen, Herr!
als jener junge Mann geblieben.

Schwarzer Ritter.

Wie waren die beiden Augen geschlossen denn,
da ihre doch sahet zu?
Wie waren die beiden Augen geschlossen, da
ihre Schwerter schlugen zu!
— Ist da wol ein Doctor zu finden?

Sprecher.

Ruft her den Doctor Patt,
Den besten in der Stadt!

Doctor tritt auf und spricht:

Hier kommt ein Doctor Freie, so gut
wie Schottland ihn gegeben,
Mein Fach zu lernen that ich mich
in allen Ländern bestreben,
Und kehrte nun zu Schottland heim,
die Todten zu beleben.

Schwarzer Ritter.

Was könnt ihr heilen?

Doctor.

Ich heile Ausschlag und Scorbut,
Ob einer sieben Jahr' im Grab geruht,
Geb' ich ihm den Verstand zurück.
Und wär' sie ein sechzigjährig Weib,
Geb' ihr 'nen sechzehnjähr'gen Leib.

Schwarzer Ritter.

Was willst du haben, diesen Todten zu heilen?

Doctor.

Zehn Pfund.

Schwarzer Ritter.

Ist nicht ein Pfund genug?

Doctor.

Nein.

Schwarzer Ritter.

Sind nicht drei — fünf — sieben — neun genug?

Doctor.

Ja! neun — genug mag's sein,
Und dazu ein Quart Wein!
Ich hab' eine kleine Flasch' Inker Pinker im Rock;

(zur Seite zu Galatian):

Nimm davon einen Tropf!
Bei dem Hocus Pocus und der magischen Berührung
meines kleinen Fingers.
Steh auf, Sohn!

Galatian erhebt sich, aufschreiend.

O weh, mein Rücken!

Doctor.

Was fehlt eurem Rücken?

Galatian.

Da ist ein Loch d'rin, daß ihr zehnmal eure
Faust d'rin umdrehen könnt.

Doctor.

Wie kommt ihr dazu?

Galatian.

Indem ich für unser Land focht.

Doctor.

Wie viele tödtetet ihr?

Galatian.

Ich tödtete alle die Schufte, bis auf einen,
der lief und wollte nicht steh'n.

(Die ganze Gesellschaft tanzt, Galatian singt):

Oh einst war ich todt, Herr,
doch nun bin ich am Leben;
Gesegnet sei der Doctor,
der ihm mich wiedergegeben.

Nun geben wir all' uns die Hände
und fechten nimmermehr.
Und wollen gute Brüder sein,
wie wir gewesen bisher.

Judas, tritt auf mit dem Sacke, sprechend:

Hier komm' ich Judas, und Judas heiß' ich auch;
Steckt ihr kein Silber in meinen Sack,
um Gotteswillen denkt an unsern Bauch.
Als ich auf das Schloß kam, da klopft' ich an die Thür,
Doch sie nahmen die Schlüssel und öffneten nicht mir.
Ich that mich auch nach Osten und Westen hin bewegen,
Auch dahin, wo Wolken Erbsen und Bohnen regnen,
Wo Pächter die Häuser mit Nadel und Haarnadel decken, —
Ich hab' geseh'n die Gänse in Holzschuhen geh'n,
Die Schweine die Luft durchfliegen, —
Unsre Herzen sind von Stahl, unser Leib
weich wie Zeuch, —
Habt ihr was zu geben, her damit sogleich!

Schlußgesang der Gesellschaft.

Gesegnet sei der Hausherr und die Herrin schön,
Und die Kleinen sämmtlich, die den Tisch umsteh'n.
Voll Geldes ihre Taschen, voll Bier die Flaschen —
Lustige Weihnacht und frohes Neujahr!

Es läßt sich nachweisen, daß auch in manchen Theilen Englands ein Spiel, welches dem obigen, dessen Varianten wir übergehen, in vieler Beziehung ähnlich, ja theilweise gleich war, von jungen Leuten, Mummers oder Old Father Christmas' boys genannt, aufgeführt ward. Man wählte dazu eben den Weihnachtsabend, an dem ja auch in Deutschland Ähnliches früher vorzukommen pflegte. Die handelnden Personen in dem erwähnten englischen Stücke, welches einen etwas größern Umfang hatte, waren Alexander der Große, der König von Ägypten und Prinz Georg, der Sohn des Letztern, der mit dem Ersten kämpft. Und weiter finden wir ein anderes Spiel erwähnt, welches St.-Georg heißt und noch heutzutage am Neujahr in Cornwall aufgeführt werden soll, ganz in der Weise des obigen Galatian, dem es ebenso nahe stehen soll, als die verschiedenen Versionen des letztern sich untereinander gleichen. Schon diese weite Verbreitung bei der Übereinstimmung weist auf ein hohes Alter hin, wüßten wir auch nicht, daß ähnliche Feierlichkeiten schon in frühester Zeit ausdrücklich durch die Kirchenconcile verboten wurden. Den Königen aus dem Hause Plantagenet wurde stets zu Weihnachten mit solchen Spielen aufgewartet, die bis in die Zeit der Elisabeth eine der hauptsächlichsten Weihnachtsvergnügungen bildeten. Unser „Galatian", schließt der Herausgeber nach Sprache und Versbau, gehört wol in den Anfang des 16. Jahrhunderts.

Wir erlauben uns zum Schlusse noch darauf aufmerksam zu machen, daß die Gulzards, an deren Herumziehen und Singen in den Häusern der Wohlhabenden wir in der obigen Darstellung die allmälig eintretende Aufführung kleiner Schauspiele geknüpft sehen, eben nichts Anderes sind als die in manchen Gegenden Deutschlands noch kürzlich (vielleicht noch?) vorkommenden sogenannten Sterngucker, die zwar ihr Wesen besonders am heiligen Dreikönigsabende zu treiben pflegten (auf den als die ursprüngliche Zeit auch oben Allerlei hinweist), übrigens ganz auf dieselbe Weise gekleidet waren. Charakteristisch sind besonders das übergeworfene weiße Hemde und die spitze Bischofsmütze. Auch wir haben von ihnen, wenn nicht Schauspiele, doch noch allerlei Lieder erhalten. **Albert Hoefer.**

Italienische Zustände, geschildert von C. J. A. Mittermaier.

(Beschluß aus Nr. 20.)

Der §. 6 enthält die Criminalstatistik des lombärdisch-venetianischen Königreichs, der Königreiche Neapel, Sardinien, des Kirchenstaats und des Großherzogthums Toscana. Mit besonderm Interesse verweilt der Verf. bei letzterm Land, wo durch die milde und liberale Regierung auch das Volk menschenfreundlicher und gesitteter geworden ist. Schon 1838 wurde hier die öffentliche mündliche Gerichtsverhandlung eingeführt, wonach die rechtsgelehrten Richter am Schlusse nach innerer Überzeugung (ohne Angabe von Gründen) das Urtel zu fällen haben, und die Todesstrafe nur dann erkannt werden kann, wenn sie durch Einstimmigkeit als verdient erklärt wird. Seit 1831 hat in Toscana keine Hinrichtung stattgefunden, und zwar aus Gründen, welche andere Nationen, die sich so gern vornehm über die Italiener erheben, sehr tief beschämen. „Die Ereignisse", berichtet hierüber der Verf., „bei den letzten im J. 1829 und 1830 in Pisa und Florenz stattgefundenen Hinrichtungen sind von so ernster Art, daß der Regent, von dessen Ausspruch die Entscheidung der Frage über die Vollziehung der Todesstrafe abhängt, in der Erinnerung an die Scenen der Vergangenheit unwillkürlich zurückschaudern muß, durch die Bestätigung des Todesurtels ähnliche Erscheinungen, welche der Strafgerechtigkeit nicht günstig sind, in das Leben zu rufen. Bei der Hinrichtung in Pisa hatte die Unzufriedenheit des Volks sich so heftig ausgesprochen, daß nur mit Mühe der Scharfrichter, der das Urtel vollziehen sollte, der Wuth des empörten Volks, das die Vollziehung misbilligte, entzogen werden konnte. In Florenz hatte bei der letzten Hinrichtung die Misbilligung der Todesstrafe sich so ausgesprochen, daß der Tag der Hinrichtung als ein Tag der allgemeinen Trauer galt. Viele Einwohner hatten die Stadt verlassen; die Straßen, durch welche der Trauerzug zog, waren fast leer, und die geringe Zahl der Bewohner, welche am Hinrichtungsplatze gegenwärtig waren, zeigte dem aufmerksamen Beobachter, wie wenig das Volk an jenem Acte der Gerechtigkeit einen Gefallen fand." Hiermit vergleiche man einmal die Hinrichtungen in Deutschland oder gar in England, und den Zudrang des armen und reichen Pöbels zu denselben. In Toscana haben sich seit Abschaffung der Todesstrafe die Verbrechen nur vermindert.

Im §. 7 (uneheliche Kinder, Kinderaussetzungen, Selbstmorde, Geisteskrankheiten) liest man mit Erstaunen die große Zahl der Selbstmorde in Italien, die freilich im Vergleich mit andern Ländern immer noch ein günstiges Verhältniß herausstellt, die man aber in dem schönen heitern Lande gar nicht erwartet. Allerdings sind dabei auch viele Fremde mitgerechnet, welche die Langweile, der Überdruß, die Reue über ein schlecht angewendetes Leben oder über unglückliche Speculationen auch dorthin verfolgt. Sehr merkwürdig ist die Angabe, daß in neuerer Zeit sehr oft religiöse Zweifel die Ursache von Geistesverwirrungen sind, und daß in allen Irrenanstalten viele Geistliche vorkommen, welche aus religiösen Grübeleien und durch angestrengtes Studium, Alles verständig zu erklären, wahnsinnig wurden.

Im §. 8 wird dem menschenfreundlichen Sinne der Italiener bei Anführung der vielen Wohlthätigkeitsanstalten ein verdientes Lob gegeben. Doch ist dies gewiß eine der schwachen Seiten des italienischen Lebens, indem die sehr ausgedehnte Unterstützung der Armen auch die Zahl dieser Armen

vermehrt und die Privilegien der Bettelei wie im römischen Gebiete die Zahl der müßigen Bettler ins Ungeheure ausdehnen, sodaß man dort bald von selbst wird genöthigt sein, die Unterstützungen zu beschränken, damit die Leute nur wieder Lust zur Arbeit bekommen. Wenn man hier liest, daß in Rom 3855 Familien tägliche Unterstützung aus den Almosenfonds erhalten, und daß zu diesen Fonds allein das schändliche Lotto jährlich 30,000 Scudi beiträgt, so kommt man, da das Lotto hauptsächlich auf die Armen Jagd macht, beinahe auf den Gedanken, daß diese großentheils von ihrem eigenen Gelde leben, ohne zu arbeiten. Hier wird ein Loch gemacht, um das andere zuzustopfen. So machen auch die Anstalten für die Aussteuerung armer Mädchen nur die Vermehrung der Findelhäuser nothwendig. Der Verf. sagt daher: „Wirft man einen Blick auf die bisher mitgetheilten Nachrichten, so ergibt sich ein ungeheurer Reichthum, der, indem er dem Wohlthätigkeitssinne der Italiener Ehre macht, nothwendig die Frage veranlaßt, ob jene reichhaltigen Schätze so verwaltet und verwendet werden, wie der erhabene Zweck dies fodert, und ob diese Anstalten die Früchte tragen, welche so leicht durch sie hervorgebracht werden könnten. Wir können keine dieser Fragen unbedingt bejahen, wenn wir auch nach den sorgfältigen Erkundigungen und eigenen Beobachtungen der meisten dieser Anstalten bezeugen müssen, daß in einzelnen Staaten die Regierungen Vieles gethan haben, um Misbräuchen entgegenzuwirken und den Anstalten eine bessere Einrichtung zu geben. . . . . . Vergleicht man den oben geschilderten Reichthum der Wohlthätigkeitsanstalten mit der großen Zahl der Bettler in Italien, so muß man es beklagen, daß die vielfachen Unterstützungen den Müßiggang befördern, die Energie und die Lust, sich selbst etwas ehrlich zu verdienen, schwächen und die Einbildung arbeitsscheuer Leute nähren, daß die Wohlthätigkeitsanstalten dazu bestimmt seien, die Armen, die nicht arbeiten wollen, zu unterstützen, und daß diese ein Recht auf Unterstützung haben."

Der letzte und wichtigste § ist dem Volksunterricht und der Ausbreitung der Bildung überhaupt gewidmet. Hier ist allerdings ein erfreulicher Fortschritt im Ganzen bemerklich, besonders in der Lombardei, in welchem Lande allein auch die Ältern streng und durch Geldstrafen angehalten werden, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Auch in Sardinien bessert es sich, weniger in Parma, wo der vierte Theil der Gemeinden noch gar nichts von Schulen weiß. In Toscana wird sehr viel gethan, aber nur in den Städten ist es bis jetzt der Regierung gelungen, den bessern Eifer rege zu machen. In Florenz fehlt es nicht an Schulen aller Art. Dort sind vier Knabenschulen, eine für arme Mädchen, eine Erziehungsanstalt in einem Kloster für geringere Mädchen, drei Anstalten des wechselseitigen Unterrichts und eine vortreffliche Anstalt für Mädchen aus den höhern Ständen (deren Vorsteherin die verwitwete Großherzogin ist), außer vielen besuchten Privatanstalten. Eine Erwähnung hätte hier noch der würdige Abbate Lambruschini verdient, der eine blühende Erziehungsanstalt einige Miglien von Florenz errichtet hat und dort besonders durch Erziehung tüchtiger Lehrer sich um die Ausbreitung der Volksbildung große Verdienste erwirbt. Dazu trägt auch hauptsächlich sein pädagogisches Journal „Guida dell' educatore" bei, in welchem er die deutschen Erziehungsgrundsätze in Toscana zu verbreiten sucht, und zu diesem Zweck hat er selbst deutsche Lehrer an sich zu ziehen gewußt. In Rom und Neapel hat den Verf. wahrscheinlich der gute Wille, den er auch dort für den Fortschritt bemerkte, zu der Billigkeit vermocht, einen ziemlich dichten Schleier über die dort noch großen Mängel in der Volksbildung zu werfen.

Wir scheiden von dem Verf. mit hoher Achtung vor seinem Bemühen, die Deutschen endlich einmal Italien kennen zu lehren und die vielen albernen Vorurtheile durch Anbahnung einer gründlichen Kenntniß der moralischen und industriellen Zustände des Landes zu verscheuchen. Wenn wir den dortigen Zustand der Volksbildung, den übergroßen Einfluß der Geistlichen, die Hindernisse, die durch diese und durch Aberglauben und Vorurtheil der Bildung entgegenstehen, beklagen, so blicken wir doch nur, um nicht zu sicher über unsere geistigen Fortschritte zu werden, auf den ungenähten Rock in Trier und auf den Skandal, der dort wochenlang ganz ungestört vor sich gegangen ist. Wie Vieles hat dagegen das italienische Volk voraus, was wir hochachten und mit Beschämung über ähnliche Zustände bei uns dort lernen müssen. Mit dem größten Dank ist es also anzuerkennen, daß ein Mann von den umfassenden Kenntnissen und ausgedehnten Hülfsmitteln des Verf. die Deutschen aus ihrer Unwissenheit über Italien herausgerissen, daß er kein Wort vom Apollo von Belvedere und der Venus von Medici gesagt, aber uns gründliche Untersuchungen über den Geist, die Thätigkeit, die reichen Mittel und Talente des Volks gegeben hat, und mit Verlangen sehen wir der Erfüllung seines Versprechens entgegen, in einem folgenden Hefte die politischen und Verwaltungseinrichtungen, die kirchlichen Zustände, die Gesetzgebung und Rechtspflege, den Zustand der Landwirthschaft und die Verhältnisse der ackerbauenden Classe in den verschiedenen Staaten Italiens zu schildern.

C. Ruth.

Literarische Notizen aus England.

Ein Engländer über Gräfenberg und Prießnitz.

Ein englischer Arzt, Robert Hay Graham, hat unter dem Titel: „Graefenberg; or a true report of the water cure", eine Schrift erscheinen lassen, worin er aus den zu Gräfenberg als Patient gemachten Erfahrungen und Studien zu beweisen sucht, daß Dasjenige, was an der Wasserheilkunst wirklich gut und anwendbar ist, von einsichtsvollen praktischen Ärzten in England längst gekannt und in Anwendung gebracht wurde, während das einzige Ursprüngliche in dem Verfahren Prießnitz's darin bestehe, daß er demselben eine Theorie der Krankheit zu Grunde lege, die, weil auf bloßen Voraussetzungen eines völlig unwissenschaftlichen Mannes beruhend, eine offenbare Abgeschmacktheit sei. Zugleich wird dem berühmten Wasserarzt eine an Brutalität grenzende Rücksichtslosigkeit gegen seine Patienten schuld gegeben und zur Unterstützung dieses Vorwurfs die Geschichte einer jungen Engländerin erzählt, die durch seine falsche ärztliche Behandlung gestorben sein soll. Aus der ganzen Schrift geht hervor, daß ihr Verfasser trotz der Absicht, sich selbst einer Wassercur zu unterwerfen, mit den Vorurtheilen eines gewöhnlichen englischen Arztes nach Gräfenberg gekommen und vom ersten Augenblick an gegen Prießnitz persönlich eingenommen, ganz natürlich sich in seiner Heilung sowol wie in seinen übrigen Erwartungen getäuscht sehen mußte.

12.

Ein neuer Roman von Cooper.

Fortsetzung und Beschluß des in Nr. 327 d. Bl. f. 1844 erwähnten Cooper'schen Romans: „Afloat and ashore; or, The adventures of Miles Wallingford" (London 1844), hat nicht warten lassen und ist noch in demselben Jahre erschienen unter dem Titel: „Lucy Hardinge" (3 Bde.). Das Ganze dürfte zu Cooper's glücklichsten Leistungen gehören. Wie Miles jeder Zoll ein Seemann, so ist Lucy jeder Zoll ein Weib. Außerdem geben Hunderte von Seiten aufs neue Zeugniß, daß in der Beschreibung von Seegefechten und Seelandschaften, in der Schilderung tiefer und ernster Gefühle, in der Sondirung des menschlichen Herzens, in Skizzen von Sitten und Gebräuchen, in Gewandtheit des Ausdrucks und natürlicher Reihenfolge der Begebenheiten Cooper keinen Nebenbuhler zu fürchten braucht.

16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 22. —— 22. Januar 1845.

Napoleon Bonaparte, Kaiser der Franzosen. Geschichtlicher, nach den besten Quellen bearbeiteter Versuch von Fr. von Rath. Eingeführt durch F. C. Schlosser. Zwei Theile. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1843. Gr. 8. 3 Thlr. 11¼ Ngr.

Es gehört unstreitig zu den erfreulichen Folgen des langen Friedenszustandes, dessen Europa genießt, daß eine Anzahl durch Welt und Bücher gebildeter Offiziere die geschichtliche Kenntniß unserer Tage durch lehrreiche Schriften militairischen Inhalts gefördert hat. Männer wie der Erzherzog Karl, die Generale Jomini, Grolman, Clausewitz, Londonderry, Müffling u. A., haben durch die Schilderung der von ihnen zum grossen Theile selbst erlebten Begebenheiten nicht blos der Kriegskunst nützlich sein wollen, sondern sie sind es auch für Alle geworden, die Geschichte schreiben und für die Belehrungen der Männer vom Fache empfänglicher sind als für bloße Tiraden und anekdotenartige Bücher. Weniger sind unsere tüchtigen Kriegsmänner — und wir erkennen hierin die Bescheidenheit des wahren Verdienstes — mit solchen Darstellungen aufgetreten, die nicht rein militairisch sind, wo wir indessen als ein glänzendes Beispiel des Gegentheils die „Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich" vom General v. Schütz durchaus nicht unerwähnt lassen dürfen. Mit besonderer Theilnahme gedenken wir daher jetzt eines Buchs, das, wennschon hauptsächlich militairischen Inhalts, doch auch andere Gegenstände der Staatseinrichtung in seinen Kreis gezogen hat, das die wichtigste Periode der neuern Geschichte umfaßt und einen echt deutschen Charakter trägt. Hat nun ferner Varnhagen v. Ense („Zur Geschichtschreibung und Literatur", S. 96) mit Recht gefodert, daß der Geschichtschreiber Napoleon's auch einige Kenntniß von kriegerischen Dingen haben müsse, so sehen wir diese Foderung jetzt auf das Beste befriedigt. Denn Hr. v. Rath, Hauptmann in würtembergischen Diensten, hat in dem vorliegenden Werke eine ruhige, anständige und unparteiische Geschichte Napoleon's geschrieben, in ihr durch gründliche militairische Studien das Wesentliche der einzelnen Kriegsunternehmungen klar und anschaulich in das Licht gesetzt und auch die übrigen Seiten in dem Leben und der Regierung des Kaisers keineswegs übergangen, sondern dabei gutes Urtheil und sichern Takt beurkundet, wenngleich hier nicht eine solche Vollständigkeit bezweckt werden konnte als in dem ausgezeichneten Wachsmuth'schen Werke. Demnach erscheint uns dies Buch ganz des Lobes würdig, mit dem es der berühmte Vorredner ausgestattet hat, ja wir erachten dasselbe nebst Wachsmuth's Buche für vollkommen ausreichend, um die gegenwärtige Zeit über die grossen Begebenheiten, unter denen sie herangewachsen ist, zu belehren, ihr ein fast überall wahres Bild derselben zu geben, und ihr Männer und Ereignisse ohne Parteilichkeit darzustellen, sodaß künftig Niemand mehr nach französischen Büchern oder nach den, aus ihnen allein geschöpften deutschen Compilationen zu greifen braucht, um sich über die Geschichte seit dem Jahre 1789 zu unterrichten. Für weitere Forschungen bieten die reichhaltigen Nachweisungen bei Wachsmuth genügenden Stoff, Hr. v. Rath konnte sich hier nur auf das Wichtigere beschränken (im ersten Theile sind fast gar keine Quellen angeführt, mehr im zweiten), wie es die Einrichtung seines Buchs mit sich brachte. Diese beiden handlichen Theile sind also grosser Verbreitung werth, und wir beklagen daher nur das Eine, daß der hohe Preis einer so wünschenswerthen Sache ein wesentliches Hinderniß in den Weg legen wird.

Ref. will sich weder auf ein ausführliches Inhaltsverzeichniß noch auf die Nennung der besten, vom Verf. in der Vorrede aufgeführten und gebrauchten Hülfsmittel einlassen. Das Erste würde gar nicht im Verhältniß mit dem uns gegönnten Raume stehen, die Richtigkeit der letztern aber verbürgt Schlosser's Lob und die bekannte Trefflichkeit der Bücher; nur gegen die zu reichliche Anführung der Capefigue'schen Schriften erklärt sich der Vorredner, meint aber doch, daß der Einfluß dieser „Scharteken" auf das Rath'sche Buch nicht bedeutend gewesen sei. Auch von des Russen Danilewski Denkwürdigkeiten hält Schlosser nicht viel, aber dafür hat sie Hr. v. Rath auch nur an solchen Stellen benutzt, wo eine entschiedene Vorliebe für Rußland nicht hervortritt. Abgesehen also hiervon wollen wir jetzt nach einigen allgemeinen Gesichtspunkten das Buch zu charakterisiren suchen.

Hier gedenken wir nun zuerst der durch besondere Klarheit und Bündigkeit der Sprache ausgezeichneten Schlachtbeschreibungen, als der Kämpfe bei Toulon, der

zeichniß der im Jahre 1842 und 1843 in Deutschland debitirten katholischen Bücher, Musikalien ꝛc. Mit Angabe des Formats, der Bogenzahl, des Verlegers, der Preise in Thalern und Gulden. Braunsberg 1844. 8. 12½ Ngr.

Franz, M. G., Grundriß der Lehre vom Menschen in seinem Einzelleben wie in seinem Gattungs- und Eheleben. Nordhausen, Schmidt. 1844. Gr. 8. 10 Ngr.

Gasparin, Gräfin, Versucht Euer Glück in Paris. Eine christliche Erzählung. Aus dem Französischen. Tübingen, Fues. 1844. 8. 7½ Ngr.

Gedichte eines Königsberger Poeten. Königsberg, Theile. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. 21ste Lieferung. 2te Hälfte. Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter, von W. Wachsmuth. 4ter Theil. Hamburg, Perthes. Gr. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.

Hagen, E. L., Die pfarramtlichen Besoldungen vom Standpunkte der Moral und der christlichen Religion, sowie der Geschichte, Politik und Ökonomie betrachtet. Ein Versuch, hierdurch die über die Angemessenheit der geistlichen Besoldungstheile verschiedenen Meinungen zu einigen; nebst Vorschlägen zu einer von der Zeit gefoderten Umwandlung und Verbesserung derselben; mit besonderer Rücksichtnahme auf das Großherzogthum Weimar und die übrigen sächsischen Lande. Neustadt a. D., Wagner. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Hasse, H. G., Geschichte des Anfangs der politischen Einheit Deutschlands. Nach den Quellen bearbeitet, nebst einer kritischen Schlußabhandlung und zwei Zugaben. Nebst einem Vorwort von J. Körner. Schneeberg 1844. 8. 15 Ngr.

Heusler, A., Bürgermeister Wettstein's eidgenössisches Wirken in den Jahren 1651—66. Ein Vortrag vor der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Nebst einem Vortrage J. C. Zellweger's. Basel 1844. Gr. 8. 10 Ngr.

Jeitteles, J., Eine Reise nach Rom. Mit einer biographischen Skizze desselben von A. Lewald. Siegen, Friedrich. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kalisch, Poetische Erzählungen. Siegen, Friedrich. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Karl, A., Die Aufgabe der Ehegesetzgebung in Preußen, entwickelt an der „Darstellung der in den preußischen Gesetzen über die Ehescheidung unternommenen Reform". Leipzig, Fritzsche. 1844. 8. 20 Ngr.

Kilzer, W., Feierklänge. Siegen, Friedrich. 1844. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die Kirche Christi in ihrer Gestaltung auf Erden. Ein Versuch zur Berichtigung verschiedener Irrthümer. Zürich, Meyer und Zeller. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Kothe, H., Bosco. Teufeleien des 19. Jahrhunderts. 1stes Heft. Mit dem Portrait und Facsimile des Magiers. Leipzig, Thomas. 1844. 8. 10 Ngr.

Leberecht, F., Ein Wort zur Prüfung an alle Freunde der Gerechtigkeit und Wahrheit, insbesondere an alle Kenner und Freunde des Volksschulwesens. Oldenburg, Schulze. 1844. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Lehnert, J. H., Das Leben Friedrich Wilhelm III. Königs von Preußen in Paretz. Nach eigener Anschauung und Erfahrung dargestellt. Potsdam, Horvath. 8. 12½ Ngr.

Leisentritt, Conservativismus, Liberalismus und conservativer Liberalismus. Briefe aus Königsberg. Königsberg, Theile. 1844. Gr. 8. 10 Ngr.

Lengerke, C. v., Bilder und Sprüche. Königsberg, Theile. 1844. Gr. 8. 22½ Ngr.

— — Eine Vision. Im Jubeljahr der Albertina. Königsberg, Theile. 1844. Gr. 8. 2½ Ngr.

Liederbuch für deutsche Gesellen. Berlin, Oehmigke. Gr. 16. 7½ Ngr.

Mahnrufe eines christlichen Streiters. Erlangen, Heyder. Gr. 12. 10 Ngr.

Mellin, G. H., Geschichte Oscar's I. Königs von Schweden und Norwegen. Aus dem Schwedischen. Mit Oscar's Bildniß. Berlin, Morin. Gr. 12. 1 Thlr.

Möller, J. F., Paul Gerhardt's Ehrengedächtniß in Gräfenhaynichen. Gesänge und Altargebete, Predigt und Reden zur Einweihung der aus Liebe ihm gestifteten Gottesacker-Kapelle. Magdeburg, Heinrichshofen. 1844. Gr. 8. 5 Ngr.

Pestalozzi's Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk. Die zwei ersten Theile, in einem Bande nach der ursprünglichen Ausgabe neu gedruckt. Mit 13 Federzeichnungen von H. Bendel und 1 Musikbeilage. Zürich, Meyer und Zeller. 1844. 4. 1 Thlr.

Rebus-Almanach. 1ster Jahrgang. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Rodt, E. v., Die Feldzüge Karl's des Kühnen, Herzogs von Burgund, und seiner Erben. Mit besonderem Bezug auf die Theilnahme der Schweizer an denselben. 2ter Band. Schaffhausen, Hurter. 1844. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Rosenbaum, J., Über die physische Erziehung. An gebildete Ältern. 1stes Wort: Das Säuglingsalter. Leipzig, Gebauer. 1844. Gr. 16. 6¼ Ngr.

Satori (Neumann), J., Camilla, Prinzessin von Bisignano, oder: Die Rache. Roman. Drei Theile. Danzig, Gerhard. 1844. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Scherenberg, C. F., Gedichte. Berlin, Enslin. 16. 20 Ngr.

Schieß, J. H., Der Mensch vor, bei und nach seiner Bekehrung. Dargestellt in drei Betrachtungen. Zürich, Hanke. 1844. 8. 2½ Ngr.

Seidl, J. G., Laub und Nadeln. Zwei Bände. 2te vermehrte Auflage. Wien, Pichler. Gr. 12. 1 Thlr. 25 Ngr.

Stängel, K., Das deutsche Postwesen in geschichtlicher und rechtlicher Beziehung von seinem Ursprunge bis auf die neueste Zeit, nebst Erörterungen über das Verhältniß Preußens zu dem §. 13 des Reichsdeputationsschlusses von 1803; über das Postrecht Würtembergs und das rechtliche Verhältniß der Post zu Eisenbahnen. Stuttgart, Schweizerbart. 1844. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Steffens, H., Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben. 9ter und 10ter Band. Breslau, Max und Comp. 1844. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Vilmar, W., Die Kurhessische Kirche. Eine vorläufige Antwort auf eine Conventsfrage. Kassel, Bohné. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Virey und die Aristokraten, oder Mexiko im Jahre 1812. Vom Verfasser des Legitimen ꝛc. Drei Theile. 2te durchgesehene Auflage. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 5 Thlr.

Vulliemin, L., Geschichte der Eidgenossen während des 17. und 18. Jahrhunderts. Aus dem Französischen. 3ter Theil. — A. u. d. T.: J. v. Müller's, R. Glutz-Blotzheim's und J. J. Hottinger's Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft, fortgesetzt von L. Vulliemin. 10ter Band. Zürich, Orell, Füßli und Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wallmann, J. C., Johann von Leyden. Eine Geschichte fürs Volk. Quedlinburg, Franke. 1844. 12. 7½ Ngr.

Wedderkop, T. v., Bilder aus dem Norden, gesammelt auf einer Reise nach Dänemark und Schweden. Zwei Theile. Oldenburg, Schulze. 1844—45. Gr. 12. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Wegelin, K., Neue Beiträge zur Geschichte des sogenannten Appenzellerkrieges vom Jahre 1405—1408. Nach gleichzeitigen, noch unbenutzten Stadt St. Gallischen Quellen bearbeitet. — A. u. d. T.: Die Stadt St. Gallen in ihrem politischen Leben und Treiben zu Anfang des 15. Jahrhunderts St. Gallen, Huber und Comp. 1844. 8. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 25. — 25. Januar 1845.

Julius Mosen als Lyriker.

Gedichte von Julius Mosen. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der lyrische Kreis der Minnesänger liegt uns gänzlich fern, er ist losgerissen von allen den Bewegungen der neuern Literatur, unsere lyrische Unmittelbarkeit beginnt erst nach dem Dreißigjährigen Kriege. Uhland ist noch am eigenthümlichsten in jene alten Sagen hinübergewachsen. Es mag Einigen auffallen, daß ich die Lyrik, die Poesie des unendlichen Selbstbewußtseins oder der Freiheit des Individuums, in bestimmte Kreise abzuschildern suche, allein so gut wie der Baum in Ringen wächst, so auch eine Nation in ihren Thaten, in ihren Gedanken, in ihrer Gefühlsweise. Ein Weckherlin mit seinem Schmerze für das Vaterland, ein Günther mit seinem subjectiven Drange mitten im Zwang pedantischer Schulen und mit seinem moralischen Bankrott im Herzen stehen uns und unsern Gefühlen weit näher als der stille Wald- und Liebestraum der Minnesänger, als die Ruhe ihrer klaren Liedernacht, als der Schein ihrer lieblichen Sterne. Die Minnesänger hatten gewiß einen weit größern Genuß beim Dichten ihrer Lieder als wir, ihnen genügte zur Anerkennung ein poetischer Wettkampf, ihnen genügte als Lohn ein Becher funkelnden Weins, ein Kuß von einer schönen Frau, eine Blume von der Geliebten; unsere Lyrik jagt unaufhörlich vorwärts, die Ruhe der Beschaulichkeit und des Genusses ist ihr nicht mehr vergönnt, die engen Schranken, in denen man sich für einen Ritt über die rothe Baida und für die Minne mit einer „hehren Frouve" über Alles hinaus begeisterte, sind lange gefallen, jedes Lied ist jetzt kaum etwas Anderes als eine Zuckung in einem großen Kampfe, in einem gewaltigen Schmerze.

Aber die Lyrik ist immer da. Sie ist der echte Proteus, welche den Deutschen auf allen Kreuzgängen seiner Geschichte begleitete, welche ihn tröstete, als das Epos ihn lange verlassen hatte und das Drama ihm nicht kommen wollte. Die Lyrik ist das echt deutsche Element, allen Zuständen, allen Nöthen des Deutschen gefügig. Wie fährt der Sturm jetzt über das Land, wie durchbohrt der Schmerz alle Verhältnisse und Zustände unserer Gegenwart, wie sucht der Skepticismus alle poetischen Illusionen und der erwachte staatliche Sinn allen poetischen Trieb zu vernichten; der Industrialismus uniformirt Alles, vor uns steht eine sorgengraue Zukunft und, seht, die deutsche Lyrik, die deutsche Trösterin, blüht immer und immer. Sie blüht noch fort als stille Blume im Waldthal, aber sie wagt sich auch als Möve an die donnernden Wogenberge unserer Zeitbewegung, sie setzt sich als Königsadler auf die Kuppen der neuern Geschichte und legt einen Panzer um ihren weichen, üppigen Busen, an dem sonst nur gekoset ward und getändelt.

Es ist nichts weniger als ein Zufall, daß die Lyrik in unserer deutschen Literatur überall und zu allen Zeiten am reichsten hervorquillt, man mag spotten über die vielen Bände schlechter lyrischer Gedichte, welche fast jeder Tag hervorbringt, aber in dem ewigen Hervorsprudeln des lyrischen Elements liegt eine tiefe Bedeutung. Der Deutsche ergreift in der Lyrik die innere Einheit seiner Nation und seines Volksgeistes, welcher sich nach außen hin nirgend nachdrücklich und einig repräsentirt. Der Deutsche ist nirgend einiger als eben in seiner Lyrik. In allem Innern, in allem rein Menschlichen, ja auch gemein Deutschen, sofern es abstract ist, in allem Subjectiven, in allem Lyrischen verstehen die Deutschen sich ganz vorzüglich, kein Volk versteht sich darin so klar und bestimmt wie sie. Sie retten sich in den Himmel der Lyrik, weil ihnen ein anderer Himmel verschlossen ist; bei den Griechen war die Poesie in unmittelbarer Einigkeit mit dem Staatsleben, bei dem Deutschen wächst die Lyrik aus dem Moder der Hoffnung, aus dem verzweifelten Ringen nach einem historischen Dasein heraus, aus der Gruft eines Münsters, aus den Trümmern ehrwürdiger Königsburgen, aus dem Schmerze der Individuen, welche alle Volksfreiheit entbehren müssen. Bei den Deutschen hat die Lyrik eine ganz andere Bedeutung als bei den Engländern und bei den Franzosen. Der gewöhnliche Engländer und Franzose wird viel seltener in eine lyrische Stimmung hineingerathen, er fühlt sich in der nationalen Bewegung der Geschichte, es ist ihm die Realität, es ist ihm die Öffentlichkeit des historischen Daseins gegeben, er richtet seinen Blick auf den Staat, auf die Politik, auf das Leben, auf die

Räder der Geschichte. Wo wäre aber der Deutsche, der nicht lyrische Gedichte geschrieben hätte? Es ist eine stille Verzweiflung, welche den Deutschen in seinen nebelhaften Träumereien aufgehen läßt, es ist die große Klage des unglücklichen deutschen Bewußtseins, welches an der Geschichte, an der Politik, am Staate, an sich selbst verzweifelt und sich aus der Unfreiheit des beschränkten, bevormundeten bürgerlichen Lebens in den Äther hinaufzuheben bemüht ist. Und selbst das bornirte Subject, welches sich einbildet Lyriker zu sein, welches überall dem Abfall unserer Cultur nachstöbert und, da in der modernen Lyrik für den Ausdruck der Empfindungen so viele Fälle vorhanden sind, nur eine rein formelle Thätigkeit äußert, selbst dieses bornirte Subject, welches unsern Büchermarkt unermüdlich mit einer Menge lyrisch sein sollender Gedichte überwässert, ist an seine lyrischen Reproductionen durch die Verzweiflung herangetrieben, welche durch unser Leben geht, und ein jeder Band lyrischer Gedichte, seien sie noch so ohnmächtig und geistlos, muß als eine Klage des unglücklichen deutschen Bewußtseins angesehen und betrachtet werden. Wie wir dann in der Lyrik unsern Schmerz ausgießen und unser Unglück bei ihr verträumen, so hat unsere Lyrik auch die schönsten Blüten unsers Volkslebens getragen. Wir haben unserer Lyrik Alles anvertraut, all unsere Schmerzen und Freuden, sie ist der rechte Grenzkreis unsers Volks geworden. Die neue Zeit begann bei uns mit der Regeneration der Lyrik, als die Deutschen auch in der Lyrik das Bewußtsein ihrer Einheit verloren hatten, als sich die lyrischen Landsmannschaften einander pedantisch gegenüber standen, kannte und ahnte Niemand ein deutsches Volk; erst als Goethe in der Lyrik wieder das deutsche Volksbewußtsein concentrirte, fing ein neues Leben an, es dämmerte ein großer Morgen. Betrachten wir nun unsere Geschichte von Goethe an bis auf unsere Zeit, so ist sie wirklich mehr ein lyrischer Blütengarten, ein üppiges Feld voll Rosen und Vergißmeinnicht als eine wirkliche, wahre Geschichte. Während die Völker um uns sich es sauer werden ließen, gaben wir gründlichen Unterricht in der Philosophie, und bei der einzigen Volksthat dieses für die deutsche Poesie so reichen Zeitraums, bei dem Freiheitskampfe, fällt einem die Körner'sche Lyrik weit eher ein als die Schlacht bei Leipzig. Die großen politischen Thaten anderer Völker wurden von uns nur als literarische Phänomene oder als lyrische Anknüpfungspunkte aufgefaßt und betrachtet, der reale Boden der Geschichte ging immer wieder in lyrische Gefühlsweisen oder Capricen auf, und statt der Juno sind Wolken umarmt worden.

Eben aber weil unsere Lyrik uns so entsetzlich viel erstreben und alle unsere Kämpfe verarbeiten muß, ist sie auch von viel tieferer Bedeutung und voll tiefern Gehalts. Ein deutscher Lamartine hätte Alles, was der französische von der Tribune aus in ganz Frankreich hineinrief, in politischen Gedichten niedergelegt und überwunden. Die deutsche Lyrik ist am Ende unsere einzige historische Macht — man wird den Zollverband doch nicht an die Stelle der deutschen Lyrik setzen wollen? — aber wir wollen nicht hoffen, so hoch und herrlich und so verlockend diese Macht auch erscheinen mag, daß sie es immer bleiben wird, das deutsche Volk wird auch die politischen Kinderschuhe austreten und Mann werden, und indem die Lyrik dann nicht mehr Alles ist, wird sie aus der krankhaften Überreizung und Verkünstlichung, in welche sie geführt worden, ohne Überspanntheit und Selbstquälerei auf den einfachen Ausdruck des Lebens, auf das saftvolle, markige Princip des Natürlichen zurückgeleitet werden.

Wir haben es hier mit Julius Mosen zu thun. Mosen gehört nicht zu jenen Dammbrechern in der Literatur, welche eine neue Welt hervortreiben und sogleich vor allem Volke als Propheten anerkannt werden müssen. Sie gebären das Allerheiligste licht und rein wieder, welches verunstaltet worden war, und müssen nicht als Individuen, sondern als große historische Mächte beobachtet werden. Sie gehören nicht der Zeit an, sondern die Zeit gehört ihnen, sie sitzen erhaben über den Wolken wie Zeus, und spielen mit Donnerkeilen und Blitzen, sie brechen ihrem eigenen Strome gewaltig und unbekümmert um die Äußerlichkeiten Bahn, aber die Zeitbewegung folgt ihnen mit allen ihren Flüssen, Flüßchen und Bächen und findet durch sie das hohe unendliche Meer. Unsere Zeit scheint solcher neuen historischen Mächte wenigstens in der Lyrik nicht sehr bedürftig zu sein, die jungen Individuen, welche Goethe die Anempfindenden nennt, sprechen das deutsche lyrische Bewußtsein vollkommen und nach allen Richtungen aus, unser Drama dagegen muß von einer solchen historischen Macht seine Regeneration erwarten. Zu jenen anempfindenden Naturen gehört auch Julius Mosen. Unsere Zeit ist reich an solchen verdienstlichen Erscheinungen; ihnen wird freilich das Durchdringen zur Anerkennung weit schwerer und mühsamer als jenen großen Gestalten, welche autokratisch verfahren; sie sind Individualitäten, sie haben die Aufgabe, als solche zu wirken und weiter zu bilden, und wenn sie, je nach ihrer größern oder kleinern Kraft, unter den trüben Reflexen der Gegenwart und unter den hin- und herwogenden Discussionen und Kämpfen auch zuweilen als atomistische Punkte erscheinen, so wird der Literaturhistoriker ihnen doch, wo er die Massen überschaut und ordnet, einen verdienstlichen Einfluß zugestehen müssen. Jene großen historischen Mächte reißen sogleich das Ganze mit sich fort, diese anempfindenden Individuen wirken lange und mühsam im Stillen, und es liegt zuweilen der Zenith ihres Wirkungskreises schon hinter ihnen, wenn die Menge anfängt, ihnen jene Achtung zu zollen, welche sie verdienen. Eine der höchsten und adelvollsten Erscheinungen in diesem Kreise ist jedenfalls Uhland. Die Objectivität seiner Dichtungen, die gewaltige Wirksamkeit derselben läßt ihn beinahe den Kreis überspringen und sich zu den Gewalthabern der Poesie gesellen, aber die particulaire Weltanschauung, worin der Dichter vollkommen versenkt ist und welche ihn, ohne Fortentwickelung, in ihrem Bann erhält, schreibet ihn

wieder von ihnen, welche das All in sich aufgenommen haben und weiter treiben. In der That, viele Dichtungen Uhland's können nur die Goethe'schen über sich anerkennen, sie klingen tief in die Seele hinein, man lobt die Gedichte und fragt nicht nach dem Dichter, es liegt der Zauber einer ungemeinen Gegenständlichkeit in ihnen, aber sie suchen den Trotz, die Prallheit, die vollbusige Gesundheit und Kraft der Goethe'schen Lieder durch die träumerische Melancholie zu ersetzen, und wenn Uhland nun auch häufig mit diesem Schmerz, der wie eine Klage durch alte Burgen streicht, einen tüchtigen Humor verbindet, so werden in den Goethe'schen Liedern doch weit tiefere und sittlichere Gefühle angeschlagen als Uhland's partielle Weltanschauung sie bei allem sittlichen Adel zulassen kann. So ist es denn eine Thatsache, daß unser Uhland erst da populair wurde, als die Zeit seiner Schöpfungskraft allmälig abnehmen mußte, aber indem Uhland seine Individualität klar erkannte und mit Bewußtsein nicht aus dem Kreise herausging, in dem er das Höchste geleistet hat, bleibt er ewig jung und ewig einer der schönsten deutschen poetischen Sterne. Anders war es mit Rückert; ihm war früher als Uhland die Anerkennung des Publicums zugefallen; aber er verkannte sich, er gerieth in falsche Bahnen hinein, und indem er sie mit Gewalt und Caprice forcirte, hat er mit dem Verlust der Anerkennung den Kranz verlieren müssen, welcher ihm, und schriebe er Buch auf Buch, schwerlich wieder die Stirn schmücken wird wie in den Tagen des deutschen Freiheitskrieges.

Mosen stammt nun aus jener Periode, als eben Uhland und Rückert das lyrische Panier in allen Thälern, auf allen Bergen für die eben wieder gewonnene oder noch zu gewinnende Unabhängigkeit Deutschlands erhoben, als ein ungestümer Pulsschlag die deutschen Herzen bewegte, als man an Thaten glaubte und das Ideal der deutschen Volksthümlichkeit vielfachen Zauber ausübte. Wohin entschwunden ist jener Traum, wie viele Hoffnungen sind da zerfallen. Wer liest nun noch Schenkendorf's Lieder? Unsere neuere Generation kennt sie kaum noch den Namen nach, und selbst auf den Burschenkneipen, wo sie einst laut erklangen, haben sie Liedern von Herwegh und Hoffmann weichen müssen! Wer singt heutzutage von dem glücklichen Tode in blutiger Schlacht, wer rühmt die „preußischen Heldenlanzen", wer sieht das Ideal deutscher Zukunft noch in Kaiser und Reich, in dem Flattern der zerfetzten schwarz-roth-goldenen Fahne? Wie wehte und klang es in den alten Liedern, und welch eine phantastische Anschauung hatte sich in jener Periode über Deutschland verbreitet! Kaiser Karl der Große, Schwarz-Roth-Gold, Turnerei, der Glaube an Kaiser und Reich lebte zu jenen Zeiten in dem Gemüth der tief erregten Jugend, Schenkendorf sang an Ludwig Jahn:

Wir woll'n das Wort nicht brechen
Und Buben werden gleich,
Woll'n predigen und sprechen
Von Kaiser und von Reich.

und die Anklänge jener Tage finden sich auch hier in den Gedichten Mosen's wieder. Der Säbelschleifer singt von seinem Säbel (S. 91):

Will dich schwenken, will dich schwingen,
Schwingen mit der treuen Hand,
Das verlor'ne zu erringen,
Das verlor'ne Vaterland!
Knabe, dreh' mir um den Stein,
Schärfer muß mein Säbel sein!

Um das freie deutsche Reich,
Ach, um die zertret'ne Ehre,
Nur noch einen guten Streich,
Meine Waffe, meine Wehre!
Knabe, dreh' mir um den Stein,
Schärfer muß mein Säbel sein.

Brüder, rettet das Panier!
Heldentod ist zu erwerben!
Brüder, rettet das Panier,
Und dann laßt mich freudig sterben!
Knabe, dreh' mir um den Stein,
Schärfer muß mein Säbel sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Peter der Große und Leibnitz. Von Moritz C. Posselt. Dorpat, Severin. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir bewundern an diesem Buche Zweierlei, einmal die Kunst des Verf., aus einem immerhin wichtigen, aber an Umfang unbedeutenden Material ein dickes Buch zu machen, und zweitens den Muth des Verlegers. Denn das eigentlich Interessante in demselben sind einige Briefe des großen Leibnitz, welche derselbe in den J. 1713 und 1716 an den Kaiser Peter den Großen auf dessen Veranlassung über die Justiz- und Landesverwaltung im russischen Reiche gerichtet hat. Wie richtig Leibnitz diese Aufgabe erkannte, ist aus beiden Briefen hinlänglich klar, wie er denn z. B. aus Pyrmont unter dem 22. Juni 1716 schreibt: „Ich bin auf eine Gerichtsordnung bedacht gewesen, so das Mittel halte zwischen den europäischen verderblichen Processen und der asiatischen übereilten Willkür, denn gemeiniglich sind bei den christlichen Völkern in Europa mit denen Studien zugleich die langwierigen Processe eingerissen, denen billig im russischen Reiche vorzukommen." Überhaupt zeigt sich Leibnitz durch seine vernünftigen, klaren Rathschläge überall als ein Mann des Staats und des Lebens, wie es der wahrhafte Mann der Wissenschaft immer ist, sodaß auch in diesen Briefen eine neue Entkräftung des Vorwurfs liegt, als wären die deutschen Gelehrten unpraktische Männer.

Beide Briefe sind nun 1842 in der Zeitschrift „Rusky Wiästnik" veröffentlicht und im „Magazin für die Literatur des Auslandes" (1842, Nr. 136, 137) den deutschen Lesern zugänglich gemacht worden, nachdem bereits Erdmann in dem neuesten Bande seiner „Geschichte der neuern Philosophie" auf diese Actenstücke nach einer Mittheilung des russischen Staatsraths v. Turgeniew hingewiesen hatte. Die Briefe waren also in Deutschland nicht mehr unbekannt.

Was hat nun Hr. Posselt hinzugethan? Nichts als eine Menge moralischer, kosmopolitischer und naturphilosophischer Betrachtungen auf 203 Seiten, in denen einzelne historische Stellen und Bezüge sich wie verlorene Posten in einer weiten Oase ausnehmen. Am besten sind die Erörterungen über Peter den Großen, auf den ein russischer Unterthan mit allem Rechte stolz sein kann, aber sein Verhältniß zu Leibnitz hatte bereis Erdmann, zwar mit weniger Worten, aber ganz bezeichnend in das Licht gesetzt. Bedenken wir nun weiter, daß

alle jene Vorschläge Leibnitz's nun eben blos Vorschläge waren und daß sie nicht in das Leben getreten sind, so erscheint es uns ziemlich unpassend, sie mit einer so langen Einleitung zu versehen, die ebenso gut zur Bevorwortung irgend eines andern literarischen oder culturhistorischen Gegenstandes hätte dienen können. Die Schreibart ist nicht immer klar, öfters gesucht und bombastisch.

Wir können nicht glauben, daß dies Buch trotz der berühmten Namen, die es an der Stirn trägt, viele Leser finden werde, und haben es für unsere Pflicht erachtet, Die, welche es als einen Beitrag zur Geschichte des 18. Jahrhunderts betrachten möchten, vor einem Aufwande an Zeit zu warnen. Hoffentlich wird dasselbe von russischen Großen zur Zierde ihrer Bücherzimmer mehr gekauft, wie wir um der schönen Ausstattung desselben durch den Verleger zu wünschen alle Ursache haben.

Interessant ist das Actenstück „Observationes über die Magnetnadel", weil wir daraus ersehen, wie Leibnitz bereits in den ersten Decennien des 18. Jahrhunderts in Rußland Beobachtungen angestellt zu sehen wünschte, wie sie in der neuern Zeit erst auf Alexander von Humboldt's Betrieb ausgeführt worden sind. 20.

Bemerkungen über einige Hülfsmittel zum Studium der französischen Literatur.

Eine kürzlich in Nr. 280 d. Bl. f. 1844 enthaltene Mittheilung über die „Etudes historiques" von Beauvais lasen wir in dem Augenblick, als wir selbst im Begriff waren, der Redaction einige Bemerkungen über dieses Buch einzusenden. Dies kann nun um so mehr unterbleiben, als unser Urtheil über die „Etudes historiques" im Wesentlichen mit dem des Hrn. Ref. übereinstimmt. Nur darauf wollen wir aufmerksam machen, daß einzelne Pièces von untergeordneter Bedeutung unverhältnißmäßig lang sind und besser hätten wegbleiben können. So sind z. B. das 25 Seiten füllende „Tableau de quelques institutions des Mexicains" und ähnliche Stücke sehr wenig angethan, die Theilnahme jugendlicher Leser zu fesseln. Gleichwol verdient Hrn. Beauvais' Buch den Vorzug vor vielen andern Chrestomathien, und namentlich ist es für den Unterricht in höhern Schulen weit brauchbarer als die bekannten „Handbücher der französischen Literatur", welche von Ideler und Nolte, Büchner und Herrmann und Andern herausgegeben worden sind. In der That würde es unbegreiflich sein, wie diese Handbücher bei ihrer Werthlosigkeit für die Jugendbildung in einer Menge von Gymnasien Eingang finden konnten, wenn man nicht wüßte, daß der französische Sprachunterricht auf vielen dieser Anstalten von Lehrern ertheilt wird, die ihn nur als Nebensache betrachten, erst spät angefangen haben, mit dieser Sprache, die über 15 Jahre lang von den preußischen Gelehrtenschulen gesetzlich ausgeschlossen war*), sich zu beschäftigen, und in der Regel für das Gedeihen dieses Lehrgegenstandes keinen hinreichenden Trieb haben. Sehr natürlich ist es unter solchen Umständen, daß man bei der Wahl der Lehrbücher wenig auf eigener Prüfung fußt und sich am leichtesten für solche entscheidet, die bereits ein Renommée genießen, Namen von bekannten Männern an der Spitze tragen und sich durch literarhistorische Zuthaten von den gewöhnlichen Sammlungen unterscheiden. So sind denn jene Handbücher mit ihrer Menge von Biographien und dem bunten Allerlei ihres Inhalts in die Schulen gekommen, wo sie nicht hingehören, und aus denen sie verbannt werden müssen, wenn aus dem französischen Sprachunterricht etwas Besseres werden soll als bisher im Allgemeinen auf Gymnasien geworden ist.

*) Seit dem J. 1815; erst 1831 wurde die allgemeine Wiedereinführung des französischen Sprachunterrichts angeordnet, wenngleich nicht ohne Protestation von Seiten einiger Lehrercollegien, die eine heilige Scheu vor dem franco-gallischen Krame hatten, weil sie nichts davon verstanden.

Eine ausführliche Darlegung unserer Ansichten über diesen Gegenstand würde hier zu weit führen; da indeß die französische Sprache und die Art ihres Studiums ohne Zweifel viele Leser d. Bl. interessirt, so dürften ein paar kurze Andeutungen zur Begründung des eben ausgesprochenen Urtheils hier nicht am unrechten Orte sein.

Den Nutzen eines guten Conversations-Lexikon wird Niemand verkennen; doch wäre es eine arge Verkehrtheit, wenn man einem Jünglinge zum Zwecke gründlicher Ausbildung eine anhaltend fortgesetzte Lecture des Conversations-Lexikon empfehlen wollte. Nun aber sind jene Handbücher weiter nichts als Conversations-Lexika der Literatur, allerdings gut zum Nachschlagen, um über diesen oder jenen Autor eine Notiz zu finden, nicht aber zur Bildung der Jugend. In einem solchen Buche stehen Fragmente aus 30, 40 und noch mehr Schriftstellern; es erstickt in seinem eigenen Überflusse, seine Mannichfaltigkeit ist eine böse Klippe, denn es ist kaum vermeidlich, daß sich viel Uninteressantes und Unpassendes, selbst Anstößiges unter der Masse befindet. Freilich ist des Ungehörigen auch manches durch die Schuld der Herausgeber hineingekommen. So begegnen wir in dem Handbuche von Ideler und Nolte z. B. „Le sénateur" von Béranger; der treffliche Béranger hat manches ganz unverfängliche Lied gedichtet, warum mußte gerade „Le sénateur" aufgenommen werden? In demselben Handbuche stehen Fragmente aus Vitet's „Barricades", die ungefähr auf gleicher Kunsthöhe mit Spieß' dramatisirten Geschichten stehen; ferner der Operntext zu Spontini's „Vestalin", und wenngleich ein französischer Kritiker gesagt hat, dieser Text zeichne sich aus „par cet art heureux de couper le dialogue d'une manière favorable aux effets de la musique", so hindert dies nicht, daß er der Jugend fade und langweilig erscheint. In Büchner's und Herrmann's Handbuch finden wir von Cousin „Du fait de conscience", von Dupin „Plaidoyer pour M. M. Jay et Jouy", auch Bruchstücke aus Lamennais. Will man geltend machen, daß Dergleichen in ein Buch gehöre, dessen Zweck es ist, „ein allgemeines Bild von den Autoren und ihrer schriftstellerischen Thätigkeit zu geben", so lassen wir dies unbestritten, bleiben aber um so mehr bei der Behauptung, daß solche Bücher keinen befruchtenden Einfluß üben und durchaus nicht geeignet sind, die jungen Leute für einen ohnehin vielfach vernachlässigten Unterrichtsgegenstand zu begeistern. Alles dies Fragmentwesen läßt sie kalt; kaum haben sie angefangen, mit einem Schriftsteller bekannt zu werden, so tritt ein neuer ein, von welchem wieder ein paar Bruchstücke abgethan werden, und so lassen sich die Schüler ohne Freude und ohne Eifer von einem Abschnitte zum andern schieben; wenn sie auch dann und wann einmal durch ein schönes Stück aus der Gleichgültigkeit geweckt werden, so sind doch in der Mixtur gar zu viele Bestandtheile, die sie wieder in die alte Apathie versenken. Die beigefügten Biographien lassen die Meisten ganz unbeachtet; auch wäre der Gewinn, den sie davon ziehen könnten, nur ein zweideutiger, da diese isolirten Notizen allenfalls zu einer Vielwisserei führen, nicht aber den Geist und die Entwickelung der französischen Literatur im Zusammenhange erkennen lassen.

Jenes unfruchtbare Vielerlei müßte daher in den Schulclassen bei dem französischen Unterricht ganz aufgegeben werden. Als Goethe (in „Dichtung und Wahrheit") sagte, daß Chrestomathien manche gute Wirkung bei der Jugend hervorbringen können, hat er von den erwähnten Handbüchern nichts gewußt. 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 26. —— 26. Januar 1845.

Julius Mosen als Lyriker.

(Fortsetzung aus Nr. 25.)

Auf dem Pfade unserer begrifflichen Entwickelung sehen wir kalt und kritisch in die stürmischen Traumwellen jener bewegten Tage zurück, in denen das

Schlagt hunderttausendarmig darein,
Es kann nicht genug geschlagen sein,

der Ausdruck der allgemeinen Stimmung war. Es war zwar ein Unglück, daß die Freiheitsbegeisterung unsers Volks sogleich in den Taumel der wesenlosen Romantik überschlug, aber die Thatkraft jener Tage verdient immer eine Anerkennung, und ein Körner in der schwarzen Husarenuniform, hineinsausend in die Schlacht, mag sich kühn neben einen Herwegh mit dem Lorberkranz auf dem Kopf und vor einem champagnerseligen Festessen stellen. Auch Mosen hat in vielen seiner Gedichte jenen klingenden, sausenden Tagen Tribut gezollt und geglaubt, der romantischen Bandagen nicht entbehren zu dürfen. Vielleicht hätte er in vielen seiner Lieder weit mehr Energie ausgedrückt, wäre er nicht wie alle Übrigen auch der Romantik ein Page geworden, denn daß seiner Natur die Energie und tiefe Begeisterung nicht fehlt, läßt sich in einigen Gedichten gewahren, in denen er glücklich und mächtig den Volkston ergreift. Zu unsern modernen Freiheitspoeten gehört Mosen nicht; es liegt eine ganze Bildungsschicht zwischen ihm und ihnen, er ist älter als die Genialität des Jungdeutschthums und als die modernen „Gesinnungspoeten"; aber er ist auch jünger geblieben. Der Stern, welcher seiner Jugend leuchtete, jenes Pathos für die ewige Idee, welches in den Freiheitskriegen unsere Jünglinge gefangen nahm und bezauberte, ist dem Manne bestimmter geworden, ohne sich ganz zu verlieren oder sich auch starr abzuschließen, Mosen ist bis jetzt noch immer ein Werdender und ein Strebender. Der Grundton seines Lebens und also auch seiner Gedichte geht immer in jene Tage zurück, wo man in Körner den höchsten Repräsentanten der deutschen Freiheitsidee erblickte. Diese träumerische Richtung auf das Göttliche, der feste Glaube an Schwarz-Roth-Gold, der Taumel des deutschen Gemüths ist von den Karlsbader Beschlüssen nicht weniger als durch den Heine'schen Libertinismus und Egoismus, der über alle Regungen des Gemüths sich lustig machte, negirt und aufgehoben worden; aber der Stern, unter dem man geboren ist, behält einen dauernden Einfluß für das auch rastlos weiterstrebende Subject, und so mußte es unmöglich sein, daß Mosen ganz und gar jene Einflüsse der Jugend, den romantisirenden Gemüthsflug jener Tage ablegen konnte. Die Zeit nach den und während der Freiheitskriege war mehr für das Pathos der Freiheit und für nationale Unabhängigkeit als für die Weltidee der Freiheit selbst begeistert, darum hat bei ihr so häufig die leere Bewegung des Subjects im Spiegel seiner Eitelkeit stattfinden können, darum trug sie so wenig Früchte; die neue Freiheitspoesie aber, durch die Julirevolution geboren, wurde begründet durch den Glauben an die Macht der Idee und nicht der rohen Gewalt, welche zwar zu jener Zeit nothwendig war und rühmlich, aber bei den unklaren Regungen der Jugend nur zu mannichfach, durch den Taumel der Romantik, von der Idee auf das Äußerliche abführen mußte. In der leeren poetischen Allgemeinheit fehlt dem Worte Freiheit durchaus jedweder Inhalt, und es wird damit nichts mehr als eine vage Stimmung und Absicht ausgedrückt. Von dieser leeren Berauschung, von dieser transcendentalen Freiheitsansicht, welche in der ersten Bildungsperiode Mosen's auffunkeln, ist Mosen jedoch ziemlich freizusprechen; das sächsische Naturell reagirt gegen das allgemeine Miasma, und anstatt die Freiheit nicht auf Erden, sondern im Himmel zu suchen und bei den Wolken zu entdecken, läßt er sich in solche Phantasmen nur wenig ein und beschränkt sich lieber auf den Wunsch und die Foderung, daß Deutschland unabhängig, stark und einig sein solle. Dies läßt sich kräftig hören; eine unerschütterliche Vaterlandsliebe, ein festes Vertrauen auf den deutschen Geist ist ein schöner Grundzug des Mosen'schen Charakters. Siehe z. B. das Gedicht (S. 10):

Frisch, mein Lied.

Frisch, mein Lied, wie Schwerterklang!
Bösem Feind wird angst und bang;
Steig empor an allen Ecken,
Deine Stimm' sei frisch und frei!
Geh', die Trägen aufzuwecken,
Rufe Jung und Alt herbei,
Unermüdlich! Kling' unbändig!
Mach die Herzen all lebendig!

Ist ein Kerker fest und hoch,
Frisch, mein Lied, erklimm' ihn doch!
Wo unschuld'ge Männer liegen
Tief in Ketten und in Nacht,
Wie der Engel sollst du fliegen,
Der auch Petrus frei gemacht,
Und dein Wort soll also schallen,
Daß herab die Ketten fallen.

Schlag' mein Lied, den argen Knecht,
Dem das freie Wort zu schlecht,
Straf' ihn mit dem eig'nen Witze,
Mit dem eigenen Verrath,
Mit der eig'nen Degenspitze,
Mit der eig'nen Übelthat!
Wie ein Glas sein Herz zerspringet,
Dessen eig'nen Ton man singet.

Frisch, mein Lied, wie Wetterschein
In die Männerschlacht hinein!
Wo die jungen Helden streiten
Für das heil'ge Vaterland,
Sollst du an der Spitze schreiten,
Flammen sprüh'n in Herz und Hand,
Wo die schärfsten Zungen fragen,
Die Kanonen Antwort sagen.

Der Unmuth und tiefe Schmerz, daß nicht Alles werden wollte, wie es von der kampferglühten Jugend erwartet war, spricht sich in den letzten Versen auf die Schlacht bei Leipzig aus (S. 32):

Was fragt ihr, Todesgenossen,
Die ihr da unten ruht!
Was half es, daß geflossen
So viel vom rothen Blut.

Wer kann euch Antwort sagen,
Wer sagen solches Leid?
Wohl euch, daß ihr erschlagen,
Daß ihr erschlagen seid.

Viele von Denen, welche in den Tagen des Kampfes von einer hohen Vaterlandsliebe beseelt schienen, waren müde, als der kurze Rausch verflogen war und die Welt eine ganz andere Gestaltung annahm, als sie geträumt hatten. Es fehlte ihnen die Kraft und die innige Wahrheit der Begeisterung und der Vaterlandsliebe; nicht so Mosen. Sein Vaterlandsgefühl war tiefer begründet, er wurde nicht irre wie Jene an der Zukunft des deutschen Volks, er verzweifelte nicht, sondern fuhr fort zu schaffen und zu streben. Er fühlt tief und schmerzlich, daß manche schöne Täuschung verweht ist, aber um so muthiger hebt er das Haupt empor (S. 7):

Was grämest du dich, mein Gemüthe,
Daß dir ein Saitenspiel zersprang,
Und daß vorbei die Rosenblüte
Und der Schallmeien Maienklang?
Das eig'ne Herz muß sich der Mann bezwingen,
Will er das Höchste und sich selbst erringen, —
Das Haupt empor.

Noch wölbet sich der Himmel oben,
Noch braust das Meer in Wogen auf,
Noch hängt die Welt in ihren Kloben,
Noch gehet Alles seinen Lauf;
Und schlägst du drei'n mit Donnerkeilen,
Nicht eine Stunde würde schneller eilen; —
Sei unverzagt.

Hinaus, das harte Leben zu erstreiten!
Abgründe stürzen sich in deinen Weg;
Bist du ein Mann, so lerne vorwärts schreiten!
Scheu nicht die Drachenbrut auf schmalem Steg'!
Es schiert kein Teufel sich um deine Zähren,
Zwei Fäuste hast du, um dich selbst zu wehren; —
Brich deine Bahn!

Mit deinem Herzen laß nicht spielen,
Reiß' los das Kind vom Weiberland,
Lehr' frei zu dieser Zeit es fühlen
Und schlagen für das Vaterland!
Es schreit zu dir — und hörst du nicht sein Jammern?
Es will sich ganz um deine Seele klammern; —
Treu bis zum Tod.

Stehst du zum deutschen Sängerorden,
Denk' nicht an Lohn und Lorberkron!
Das Vaterland ist Bettler worden,
Was fodert noch des Bettlers Sohn?
Er heischt ein Schwert, und todestiefe Wunden,
Die sind ja bald in seinem Dienst gefunden; —
Nur kühn voran!

Die Freiheit schenkt nicht gold'ne Ketten,
Das Vaterland nicht Hof und Haus; —
Lern' auf die Erde dich zu betten
Unter Gottes Himmel hinaus!
Kannst unters Haupt dir mit den Händen greifen,
Und laß vom Sturm ein Wiegenlied dir pfeifen —
Stark, starr und stolz.

Es ist wohlthätig einer so gesunden und tüchtigen Natur zu begegnen, wie sie Mosen geworden ist, einer Natur, die sich den Einflüssen der niedrigsten Verhältnisse und Krisen preisgegeben sieht, ohne darüber zu brechen und zaghaft zu werden. Unsere norddeutschen Poeten haben melancholische Momente, aber die Melancholie ist nicht ihr ganzer Lebensinhalt, sie zerfließen nicht in derselben, wie man es bei den Süddeutschen nur allzu häufig findet. Die Poesie der Norddeutschen geht aus den vielen Widersprüchen hervor, die über den Lebensverhältnissen liegen wie ein Alp, und sie kann nicht zu einer schwäbischen Behaglichkeit kommen. Welche Widersprüche auch in Mosen wach geworden waren nach einer Zeit schönen Traumes, beweist das zuletzt mitgetheilte Gedicht vollkommen: der Poet, der Mann resignirt auf Alles, was den Jüngling lockte, um seiner Überzeugung treu zu bleiben; er weiß, daß Deutschland sein Edelstes verkommen und verderben läßt, aber er folgt den Sternen, die er als die wahren erkannte. Die Unklarheit schwindet, die Erkenntniß tritt ein. Was wir bei Mosen vermissen, das ist der Humor. Ihn können wir nirgend entdecken. Der Humor negirt, Mosen aber spricht sich immer voll ehrlichster Leidenschaft aus, seine Ueberzeugung bleibt bei dem Bewußtsein des Positiven stehen, bei dem Glauben an die Vernunft und den Geist; das negirende Princip, den Muthwillen, der die Popanze der Gewohnheit umschweift und neckt, hat er durchaus von sich ferngehalten, er gibt sich nicht der Negation des Nichtigen, sondern immer nur der Realisirung des Wahren hin, er ist eine durch und durch strenge, spröde, ernste Natur. Als eins seiner schönsten Gedichte in diesem Sinne verdienen die wenigen Zeilen, welche er ins „Gutenberg-Album" schrieb, eine vollkommene Anerkennung:

Deutschland träumt. Vor sei'nen Träumen
Bebt die Welt in allen Räumen,
Stürzt das große Römerreich.
Deutschland träumt — und seine Träume
Wölben sich wie Riesenbäume
Zu dem heil'gen Christendom.
Deutschland träumt. Vor seinen Träumen
Rinnt, zerrinnt die Welt in Schäumen
Und das priesterliche Rom.
Deutschland träumt, — des Todes Band
Streift Minerva von der Hand;
Deutschland träumt; es wird erwachen
Trotz dem Lächeln feiler Spötter,
Trotz dem Wüthen gift'ger Drachen,
Und mit ihm die alten Götter.
Grübelnd und gedankenschwer
Schmiedet Gutenberg den Speer.

Die Freiheitsidee hat es nicht zum wilden Fanatismus gebracht, aber zum höchsten Vertrauen auf den Geist; sie fodert auch nicht jenen Fanatismus, der unter dem Vorwande, für die heiligsten Menschenrechte zu kämpfen, die abscheulichste Despotie ausübt, sie verlangt jene Mannestreue, jene besonnene Begeisterung, welche den Kampf in die Liebe umwandelt, welche den Gang der Geschichte zum Zeugen herbeiruft und wovon alle edeln Menschen beseelt worden zu aller Zeit. Indem Mosen in diesem Gedichte den Glauben an das altdeutsche Dogma durch das Vertrauen auf den Proceß der fortbewegenden Geschichte verfolgt, hat er seinen frühern politischen Standpunkt, die Periode des romantisch-altdeutschen Schwärmers, überwunden und ist er in That und Wahrheit ein moderner Freiheitsdichter geworden. Er faßt Fuß in der Gegenwart, er wurzelt in ihrem eigenen Leben und ist nicht in der Periode der Körner, der Schenkendorf stehen geblieben, er hat die Bewegungen der Zeit alle in sich empfangen und verarbeitet. Es ist bekannt, mit welcher Theilnahme er dem Unabhängigkeitskampfe der unglücklichen Polen folgte, und wenn Mosen's Polenlieder auch an ästhetischem Werthe denen des Grafen Platen nachstehen müssen, so schlug doch namentlich das eine: „Die letzten Zehn vom vierten Regiment", durch seine Unmittelbarkeit und das richtige Ergreifen des Moments in das Herz des deutschen Volkes ein und wendete zum ersten Male das Auge desselben auf Mosen. Freilich wenn wir nur große Thaten und Bewegungen hätten, es würde uns auch an Volksdichtern nicht fehlen, das Volk ist noch immer empfänglich für die Poesie geblieben, aber es mag nichts von Dichtern wissen, die wie Wachteln im grünanstrichenen Bauer singen, es erwartet den Sturmflug der That von ihnen.

Haben wir Mosen nun in seinem strebsamen Fortwandeln aus der romantisch-altdeutschen Periode Schenkendorf's in das Bewußtsein der Gegenwart dargestellt, so ist seiner Ausbreitung nach andern Seiten hin noch nicht erwähnt worden, und wir glauben ihn hier am besten und bestimmtesten zeichnen zu können, wenn wir ihn als Balladen- und Romanzen-, dann als Natur- und endlich als Liebesdichter zu beobachten suchen.

Die epische Lyrik bildet den Übergang von dem Epos in die reine Lyrik und zerfällt wieder in eine Dreiheit von Momenten: in die Ballade, die Rhapsodie und die Romanze, wie sie denn erst selbst als Moment in einer Dreiheit (epische, didaktische und melische Lyrik) ihre rechte Stellung und Andeutung gewonnen hatte. Während in der Ballade der natürliche bestimmte Volksgeist sich offenbart und die Nachtseite des Volksbewußtseins, die träumende Seele des Volks, und sein dämonisches Element, der natürliche Wille, im Gegensatz zu dem höhern, sittlichen Willen lebendig wird, findet die Rhapsodie ihr Element in der Tapferkeit und Kraft des historischen Lebens, die Ballade ist düster, die Rhapsodie hell und freudig, indem sich in ihr der Volksgeist von seiner ersten Unmittelbarkeit befreit, während er endlich in der Romanze sich nicht mehr in seiner Natürlichkeit, sondern in seinem idealen Selbstbewußtsein, in seiner freien Sittlichkeit anschaut und feiert. Die Ballade wandelt einsam und verschleiert, ein spukhaftes Weib, durch die düstern, dämonischen Katakomben des Volksaberglaubens, sie will nicht aus der Natürlichkeit des Gemüthslebens heraus, und bleibt auf wenige Motive hingewiesen, sie liebt das Eintönige, das dunkel Andeutende; die Rapsodie dagegen ist in der thatbefeuerten Welt, in den Schlachten und Kämpfen kühner Helden lebendig, ein stolzer, thatendurstiger Ritter, hoch zu Roß, während die Romanze endlich sich über die Natürlichkeit der einzelnen Nationalitäten weit hinaus dehnt und im Princip der sittlichen Freiheit ihre Wahrheit findet; in ihrem stolzen Kelche sind die herrlichsten Blüten des Mittelalters dargestellt und aufbewahrt worden.

Sehen wir nun, bevor wir speciell an Mosen gelangen, wie sich diese drei Momente unserer lyrischen Epik in der modernen Literatur, auf ihren Hochpunkten dargestellt haben. Unsere modernen Poeten verfahren meistens ganz willkürlich in der Bezeichnung ihrer hier einschlagenden Poesien, sie nennen Ballade, was Romanze ist, und Rhapsodie, was unter die Kategorie der Romanzen gehört. Der Rhapsodie scheint man sich mit der größten Vorliebe zugewendet zu haben, denn in ihr entfaltet sich ein reiches geschichtliches Handeln, und die Bequemlichkeit der Form hat selbst eine Menge Mittelmäßigkeiten in dieses Gebiet hinübergelockt; indessen ist nichts schwieriger, als in dieser einfachen Weise die gewöhnliche prosaische Darstellung zu vermeiden und den Stoff durch die Schöpferkraft der Phantasie und die Gläubigkeit des Gemüths zu verklären. Uhland steht hier in dieser Form der lyrischen Epik als unübertroffen da, und ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich z. B. seinen „Eberhard der Rauschebart" als das Muster einer in jeder Hinsicht gelungenen deutschen Rhapsodie bezeichne. In der Ballade und Romanze sind Goethe und Schiller unsere Vorbilder geworden; Goethe versenkte sich am liebsten in die Unmittelbarkeit und Natürlichkeit des Volksgeistes, er dichtete deshalb die tiefsinnigsten, wie vom Naturgeist selbst gedichteten Balladen, Schiller dagegen konnte nie anders als von einer hellen Idee ausgehen, die dämonischen Schatten der Volksnatürlichkeit schreckten ihn immer zurück, die Romanze wurde für ihn die

edelste und angemessenste Kunstform, und in ihr wußte er mit voller Begeisterung das ideale Selbstbewußtsein, die freie Sittlichkeit des geschichtlichen Geistes darzustellen. Wenn Goethe das Lied vom Erlkönig dichtet, so glaubt man das grauenhafte, höhnische Walten des Naturgeistes zu vernehmen, wenn er das Lied vom König von Thule singt, so ist der Schmerz des alten Königs auf keine sittliche Idee, sondern vielmehr auf eine natürliche Wehmuth begründet; in allen hierher gehörenden Gedichten Schiller's aber ist das Selbstbewußtsein, die ethische Kraft im Menschen verklärt und besungen worden.

Der Andeutungen genug, welche den Unterschied zwischen Ballade und Romanze sowie die Meisterschaft Goethe's in der einen, Schiller's in der andern lyrisch-epischen Form nachweisen mögen; von Ausführlichkeit konnte hier natürlich, wo es nur auf eine Übersicht ankommt, gar keine Rede sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mein Sommer. Reiseerinnerungen aus der Schweiz, Frankreich und Italien. Von Gustav von Heeringen. Zwei Bände. Leipzig, Mayer und Wigand. 1844. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Gebiet der Reiseliteratur ist von fabelhafter Größe und wächst mit jeder Messe. Jeder neue Autor schafft ein neues Genre. Die Thümmel'schen Reisen, echt humoristischer Art, sind der jetzigen Generation wenig bekannt; schon häufiger wird Seume gelesen; aber zwischen Seume und Heinrich Heine liegt ein unbebautes, langweiliges Feld. Heine war Anführer eines großen Schwarms; Laube in seinen „Reisenovellen" zeichnete mehr ins Kleine; Mundt raisonnirt, nach berlinischer Weise, publicistisch und völkergeschichtlich; Gutzkow könnte seine „Briefe aus Paris" auch in seiner Stube in Frankfurt oder Hamburg geschrieben haben. Es gibt sogar Reisebücher mit ganz speciellen Tendenzen; ich nenne nur Kahlert's „Erinnerungen an Italien, besonders an Rom", ein Buch, welches, wie die Vorrede sagt, insonderheit für katholische Reisende geschrieben ist; ein Recensent des Buchs sagte daher, Hr. Kahlert reise auf den Katholicismus. Kohl's Reisen, die sehr instructiv sind, werden mit Recht geschätzt.

Schwerer ist es gewiß, eine Reise durch die Schweiz, Frankreich und Italien zu beschreiben. Wie soll der Reisebeschreiber verfahren? Soll er Tendenzen verfolgen wie Kahlert, oder keine wie Gustav v. Heeringen? Soll er für Reisende oder für Nichtreisende schreiben? Soll er nur erzählend oder auch kritisch schreiben? Soll er die Form des Reichardt'schen „Passagier" mit neuem Geist zu erfüllen suchen, oder den Schatten des Yorick heraufbeschwören? Schwer zu beantwortende Fragen. Wenn ein schriftstellernder Reisender sie sich aufwürfe, würde er wahrscheinlich gar nicht schreiben. Gustav v. Heeringen verfolgt keine Tendenzen in seinen zwei Bänden. Dabei ist große Gefahr, nämlich die, flach, unbedeutend, uninteressant zu werden. Indeß dieser Gefahr unterliegt unser Verf. nicht. Er hat die Absicht, den Leser leicht zu unterhalten, und das gelingt ihm. In mehren Partien ist das Buch vorzüglich ansprechend, zum Exempel wo von Seume und von Voltaire die Rede ist. Die Anläufe, die der Verf. zur Satire macht, namentlich gegen Nicolai und gegen die preußischen naturverachtenden Nationalisten, sind sehr schwach. Im Anfange des Buchs finden wir ein unangenehmes Cokettiren mit fremden Ausdrücken: Worte wie mesquin, seigneurial, Escalade könnten wir im Zusammenhange einer deutschen Erzählung sehr wohl entbehren; der Verf. brachte sie wahrscheinlich von der Reise mit, im Verlauf der Darstellung kommen sie nicht mehr vor. Das Buch liest sich recht leicht; es macht den Eindruck einer fließenden Salonerzählung; wer eine nicht anstrengende Lecture sucht, wird recht angenehm unterhalten. Noch eines wesentlichen Vorzugs müssen wir erwähnen, nämlich es zieht sich durch das Ganze ein streng sittlicher Geist, der sich darin offenbart, daß nichts, was an eine Leichtfertigkeit auch nur von fern hinstreift, darin vorkommt. Alles, was darin über italienisches, französisches, schweizerisches Leben erzählt wird, ist so unanstößig und rein, daß wir dies Buch zur Lecture für junge Frauenzimmer ganz besonders empfehlen müssen. In Frankreich setzt man auf solche durchaus discrete Bücher die Worte: La mère le donnera à la fille. 25.

Notizen aus England.

Die Aussprache der Eigennamen im Englischen.

Wer je Englisch getrieben, weiß, wie unvollkommen die englischen Lautzeichen oder Buchstaben den Lauten der Aussprache selbst angepaßt sind und welche Schwierigkeit deshalb diese Aussprache dem Lernen des Englischen zum mündlichen Verkehr und zum Lesen dem Nichtengländer bereitet, wie auf der andern Seite dieser Übelstand dem Engländer selbst das Erlernen lautrichtigen Schreibens erschwert. Am schlimmsten ist es jedoch mit den Eigennamen, weil die Regeln, welche im Übrigen für die Aussprache aufgestellt werden, für dieselben gar nicht vorhanden zu sein scheinen, oder besser gesagt, weil man die für Aussprache eines Selbst- und Doppellauts geltenden vielfachen Regeln, hier diese, dort eine andere, für einen Namen in Anwendung bringen muß, der geschrieben dem Auge dieselben Lautzeichen darbietet. Eine kleine Flugschrift, die jüngst über diese große Unvollkommenheit und die Mittel derselben abzuhelfen erschienen ist, führt als Beispiel in letzterer Hinsicht den Namen Sir Geart Priese Grough, Baronet of Thove an. Ea in Geart kann auf viererlei Weise ausgesprochen werden und das G in doppelter Weise, sodaß dieser Vorname lauten kann Gaert, Gyrt, Gart, Gert, Dschaert, Dschyrt, Dschart, Dschert. Das ie in Priese kann gleichfalls je nach Analogie von friend, grieve, sieve und cries vierfach, das s entweder scharf wie geese oder stumpf wie in cheese lauten, sodaß dieser Name auf acht verschiedene Arten ausgesprochen werden kann. Das ough in Grough wird, je nachdem es nach thought, though, through, plough, cough, rough, hough oder hiccough lautet, wie Grah, Groh, Gruh, Grau, Grof, Gruf, Gro oder Grup ausgesprochen werden müssen. Das o in Thove kann o, u oder oe lauten und das th hart oder weich, sodaß also der Name jenes ehrenwerthen Herrn sammt seiner Besitzung nach allen möglichen Fällen der Aussprache auf 4608fache Weise ausgesprochen werden könnte und am Ende darunter sich doch nicht die richtige Aussprache befände, was z. B. der Fall wäre, wenn die Leute in der Nachbarschaft des ehrenwerthen Baronets das ou in Grough wie in dem Worte cow ausspräche.

Anekdote.

„Der englische Maler Opie", erzählt sein Kunstgenosse B. R. Haydon in seinen jüngst erschienenen „Lectures on painting and design", welches eine Menge interessanter Charakterzüge aus dem Leben englischer Künstler enthält, „malte einmal einen alten Modegecken. Sobald Letzterer glaubte, Opie sei mit dem Entwerfen seines Mundes beschäftigt, zog er denselben auf die lächerlichste Weise zusammen. Der Maler, ein Mann der gerade heraus war, bemerkte ihm ganz ruhig: «Wenn Sie wünschen, mein Herr, daß ich Ihren Mund ganz auslassen soll, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen.»" 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 27. — 27. Januar 1845.

Julius Mosen als Lyriker.

(Fortsetzung aus Nr. 26.)

Wie sich nun Mosen, mit dem wir es doch speciell zu thun haben, zu dem Allen verhält? Es ist weit mehr die Romanze als die Ballade, in der er Glückliches leistet. Nur manche Gedichte ließen sich unter die Kategorie der Balladen bringen; z. B. „Der Wasserkönig", „Haland", „Rabenlied", „Das Waldweib" u. s. w. Ich theile das beste, den „Schafhirten", mit:

Schafhirt bin ich, dienen muß ich,
Und mein Herr, der reiche Wicht,
Stößt oft grimmig mit dem Fuß mich,
Schlägt mich in das Angesicht,
Schafhirt bin ich — König wieder,
Seh' ich von den Burgen nieder.

Niemand weiß, daß ich gefunden
Einen Stein voll Zaubermacht,
Den ich trag' zu allen Stunden
In der Tasche Tag und Nacht;
Einsam zieh' ich durch die Haide
Mit den Schafen auf die Weide.

Wo vorbei die Wolken schaudern,
Streckt wie Stahl sich meine Hand,
Wo die frommen Vögel plaudern,
Starr' ich weit hinaus ins Land,
Wo die Schafe fröhlich grasen,
Spring' ich frei auf meinem Rasen.

Aus der Tasche heimlich, blöde
Roll' ich meinen Wunderstein,
Und verwandelt ist die Öde
In ein Schloß mit Säulenreih'n, —
Fahnen wehen, Glocken klingen,
Weitauf alle Thore springen.

Schnell die seidenen Gewänder,
Reicht mir her den Blumenkranz!
Schlingt mir hier die gold'nen Bänder!
Rührt die Saiten hell zum Tanz;
An dem Brunnen, in dem Garten
Wird mich meine Braut erwarten.

Die Braut erscheint als stolze, königliche Jungfrau und fragt den armen Schafhirten, warum er gestern nicht gekommen sei; er antwortet, es sei Samstag gewesen:

Von dem Himmel goß der Regen,
Alle Ställe mußt' ich fegen.

Und sie spricht dann voll Erbarmen:
„Muth und Eisen machen frei!"
Und an sich mit beiden Armen
Küßt und drückt sie mich dabei,
Bis ich aufwach', wie vom Schlafen
Mitten unter meinen Schafen.

Und zu ihr, zu ihr alltäglich!
Fürst in Waldeseinsamkeit,
In dem Thal ein Schafhirt kläglich
In dem schlechten Lumpenkleid, —
Und ich weiß nicht: soll ich's wagen,
Oder meinen Herrn erschlagen.

Das dämonische Element ist in dem armen Schafhirten lebendig, düstere Naturgebilde, denen er nicht in freier Sittlichkeit zu widerstehen vermag, lockende Traumgaukeleien nehmen ihn gefangen, dies sind durch und durch die einer Ballade zustehenden Motive; im Widerspruch aber zu ihrer Objectivität verhält sich die Durchführung der ersten Person, das Selbstreden des armen Schafhirten, die ganze Subjectivität in der Durchführung. Die Ballade bleibt immer abgeschlossen, nur einzelne Schmerzenslaute und Gefühlsmomente des Individuums dringen unmittelbar hervor, das Naturleben, das natürliche Bewußtsein des Volks umschleiert in ihr immer den sittlich-freien Willen des Menschen und duldet keine lange Betrachtung. In seinen Romanzen ist Mosen zwar von Uhland ausgegangen, aber seine Romanzenpoesie ist nicht wie diejenige Uhland's dem Mittelalter zugewendet, sondern er sucht in der Romanzenform die sittliche Kraft und den Herzschlag der neuen Zeit zu verherrlichen; alle Mosen'schen Romanzen haben den Grundton der germanischen Freiheitsidee und Ehre tief in sich aufgenommen, aber nur wenige versenken sich in das Mittelalter, welches doch eben dieser Poesieweise eine so große Fülle kräftiger Individualitäten darbietet, sie behalten fast alle den modernen Grund und Boden; selbst die, welche sich eine mittelalterliche Sage zu nutze macht, die „Mähr vom eisernen Heinrich", dessen Herz mit drei Eisenringen umschmiedet ist, muß sich im Schlußverse auf die Gegenwart beziehen lassen:

O, laß dein Herz zerspringen,
Du Mann voll Gram und Leid!
Dein wildes Herz zerspringen
Zu dieser bösen Zeit!

und in einer andern heißt es geradeaus:

Mein Rößlein und die junge Zeit,
Die haben muntern Lauf,
Und graust dir nicht vor Heldenstreit,
So schwinge dich darauf!

Die meisten, wie „Andreas Hofer", „Donay der Verräther", „Der sächsische Tambour", „Die Völkerschlacht bei Leipzig", „Polonia", „Die letzten Zehn vom vierten Regiment" u. s. w. sind auf dem Wahlplatze der Gegenwart, aus ihrer rothen Blüte, aus ihren verkohlten Hoffnungen und Herzen aufgewachsen. Nur die trotzige Gestalt Heinrich's des Löwen hat Mosen zu einem kleinen Romanzencyklus veranlaßt. Das Mittelalter reizt sonst Den nicht mehr, der sich ganz von den Bewegungen dieser Zeit getragen fühlt und auch nur die partielle Weltanschauung Uhland's konnte noch jene köstlichen mittelalterlichen Blüten tragen, welche ewig jung bleiben werden. Es fragt sich nun aber, ob die Form der Romanze für das sittliche Bewußtsein der Gegenwart überhaupt ausreicht und ob sie der richtige Boden ist, auf dem unsere Schmerzen und Hoffnungen poetische Blüten tragen? Am Romanzenton des Mittelalters ist unser Volk durch Uhland vollkommen gesättigt worden, die Nachahmer gaben mehr oder minder nichts Anderes als Spielereien; mag das Mittelalter noch unendlich reich an Stoff sein für die Romanze, das genügt nicht, der Stoff gehört als solcher der Geschichte an und die Romanze hat etwas Anderes zu thun als den geschichtlichen Stoff in Reime zu bringen und aufzubewahren. Dieses hat Mosen empfunden, darum wandte er sich der Neuzeit zu. Genügt aber hier die Romanze? Es lassen sich einzelne schönen Partien hervorheben und in der Romanze darstellen, das hat Mosen namentlich in seinem „Andreas Hofer" herrlich bewiesen, aber die Gegenwart wird in der Romanze nicht mehr ihren poetischen Höhepunkt finden können; sie genügt für das Mittelalter, weil dort nur eine sittliche Bewegung der einzelnen Individualitäten stattfindet, aber sie kann einer Zeit nicht genügen, sie kann die Schmerzen und Wehen einer Periode nicht tragen, welche in der sittlichen Bewegung der Massen ihren Charakter findet, sie bleibt mehr oder minder immer erkünstelt, und soll unserer Zeit ein poetischer Messias erstehen, so muß er sich im Drama oder Epos erheben, eben weil in diesen Formen der Poesie ein Blick über die Massen gestattet ist. Abgesehen von diesen allgemeinen Bemerkungen müssen wir Mosen's Talent für die Romanze anerkennen, und hier eben ist es, wo ihm sein romantischer Hang ganz besonders zu statten kommt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Revelations of Russia, or the emperor Nicholas and his empire, in 1844. By one who has seen and describes. Zwei Bände. London 1844.

Es gibt kein deutlicheres Zeichen, welche Gesinnung in den civilisirten Ländern Europas die öffentliche Meinung in Bezug auf das nordische Riesenreich und seine Entwürfe beseelt, als die Spannung, mit der jeder Veröffentlichung entgegengesehen wird, als die Gier, mit der alles Derartige verschlungen wird, was mit dem Ruf neuer Aufschlüsse und Enthüllungen über das dem Boden der Gesittung dicht in die Seiten gerückte unheimliche Räthsel eines zu allgewaltiger Macht und Einfluß gelangten Barbarenthums, die Abneigung und die Feindschaft gegen dasselbe zur Schau trägt. Was die englische, die französische und belgische wie die deutsche Literatur seit mehren Jahren in dieser Hinsicht hervorgebracht, hat mit Ausnahme einiger wenigen Schriften, die ihren Ursprung meist nur zu deutlich erkennen ließen, beinahe durchschnittlich diesen feindseligen Geist geathmet. Aber seltsamerweise war diesen Darstellungen, den Schilderungen der Eindrücke, welche das Selbstsehen in den Berichterstattern hinterlassen, meistentheils der Ausdruck der Geringschätzung, wol gar der Verachtung beigemischt, man schwelgte in der Aufdeckung so großer und ungeheurer Gebrechen und Schäden, die der politische Riesenleib selbst bei dem ersten Blick an seiner Oberfläche erkennen ließ, und gefiel sich darin, aus diesen Erscheinungen auf seine völlige innere Ohnmacht und chronische Lähmung zu schließen. Zu dieser dem Hasse beigemischten Verachtung paßten freilich sehr wenig die auf der andern Seite sich allenthalben kundgebenden Besorgnisse vor den weitern Entwürfen dieser Macht, Besorgnisse, welche in den Ereignissen der letzten Jahre, in dem ängstlichen Umhersuchen der Diplomatie nach Auskunftsmitteln die Ausführung dieser Entwürfe wenn nicht zu vereiteln, doch weiter hinauszuschieben, nur zu triftige Begründung finden. Diese Sucht der Herabwürdigung der russischen Zustände, wie sie uns in den englischen Werken von Bremer, Jesse, in den französischen des Marquis v. Custine, in Treumund Welp's Skizzen u. s. w. in mehr oder minder auffallender Weise entgegentreten, kann jedenfalls nicht als Beweis gelten, daß sich die öffentliche Meinung im Westen unsers Welttheils in dieser Sache zu dem unbefangenen und festen Urtheil erhoben, was der Gefahr gegenüber, die uns vom Norden droht, Tag für Tag nothwendiger wird. Alle diese mit dem Schmunzeln selbstgefälliger Zufriedenheit erzählten Geschichtchen von der innern Verderbniß und Fäulniß aller Verhältnisse in Rußland, alle beredten Darstellungen desselben als eines „ehernen Kolosses mit thönernen Füßen", sind nichts als ein der eigenen Schwäche ausgestelltes Ohnmachtszeugniß, der Beweis, daß wir einem für gefährlich erachteten Gegner nichts Anderes entgegenzusetzen wissen als Vorwürfe über seine eigenen Mängel und Gebrechen. Es ist dies auf Seiten des Volks oder der öffentlichen Meinung, welche die Ansichten und Herzensergüsse der Schriftsteller mit Beifall aufnimmt, wie gesagt, ein Beweis gleicher Schwäche, wie ihn das Buhlen um Freundschaft oder das diplomatisch schlaue Vermeiden des Zusammenstoßes mit dem erkannten Gegner in den Regionen der Macht liefert. Das obengenannte Werk vermehrt die Anzahl jener Veröffentlichungen, von denen wir soeben gesprochen, und zwar in einer Weise, die seine Vorgänger weit überbietet. Seine Schilderung läuft darauf hinaus, daß dem russischen Reiche in Folge der völligen Verderbniß und Corruption, die unter allen Classen herrsche, eine unentrinnbare und wie es scheint, baldige Auflösung bevorstehe. Läßt die europäische Welt sich in diese Täuschungen einwiegen, so könnte sie freilich eines Tags zu ihrem Schrecken inne werden, daß aus diesem Herde der Fäulniß und des Moders Flammen hervorbrechen, die sich zerstörend über die gesegneten Fluren des Westens wälzen und einer eigenthümlichen russischen Civilisation die Stätte bereiten, welcher Graf Alexander Gurowski, unter gegenwärtigen Umständen nicht ohne den Anschein manches Grundes, die Herrschaft der Zukunft zugesprochen.

Wenn es wahr ist, was der Verf. des erwähnten Werks behauptet, wenn die russischen Selbstherrscher stets empfindlich für die öffentliche Meinung im Europa gewesen sind, so können sie sich gewiß im Geheimen blos Glück gewünscht haben, daß man, wie der Verf. selbst, an Rußland blos Das aufzufinden verstanden hat, was die Besorgniß vor der fernern Entwickelung seiner Macht und Größe nur zu schwächen oder gar als lächerlich erscheinen zu lassen geeignet ist. Es mag überdies dem Engländer sowie dem Franzosen wohl anstehen, diese Geringschätzung vor einem mächtigen, jedoch keineswegs überlegenen, auch ziemlich entfernten Gegner zur Schau zu

tragen und nur hervorzuheben, was den Nimbus, welchen die Ereignisse ihm umgeworfen, zu zerstreuen im Stande ist; bei uns Deutschen aber scheint diese Art, einen sehr gefährlichen Nachbar zu behandeln, um so weniger rathsam, als die Verhältnisse in Deutschland der Art sind, daß sie der Aufspürung und Besprechung der eigenen vielen Mängel und Gebrechen, und gerade derer, die der politischen und nationalen Schwäche vorzugsweise zu Grunde liegen, oft unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen. In dieser Hinsicht schien es viel gerathener, die Macht und Mittel des Feindes eher zu überschätzen als zu unterschätzen und sich wohl zu hüten, zu viel auf die Übertreibungen seiner Schwäche zu bauen.

Doch kommen wir auf das erwähnte Werk zurück, das jedenfalls in Betracht des Thema, das es, und der Art, wie es dasselbe behandelt, seinen Weg längst durch eine deutsche Bearbeitung in das deutsche Publicum gefunden haben würde, wenn die leidige Censur sich der Ehre Rußlands bei uns nicht wie ihrer eigenen annähme und den Buchhandel scheu machte, sich mit dergleichen Dingen zu befassen.

Obwol der Verf. sich das Ansehen gibt und dann und wann mit Bestimmtheit versichert, Alles, was er berichtet, aus eigener Erfahrung geschöpft, überall selbst Einsicht in die Verhältnisse gewonnen zu haben, die er beschreibt, so wird diese Ostentation gerade durch die Mannnichfaltigkeit, die Ausführlichkeit, die bis in die größte Einzelheit gehende Fülle der Thatsachen, die er zusammenträgt, sehr verdächtig, und die offen daliegende Unwahrscheinlichkeit, das Märchenhafte vieler seiner Erzählungen ist nicht geeignet, den hier und dort aufsteigenden Argwohn zu beschwichtigen, daß man es mit einem Machwerk zu thun habe, dessen Verf. die aus vielfachen, oft wol auch zuverlässigen Quellen stammenden, aber sehr häufig übertriebenen Thatsachen unter dem Einflusse der Parteileidenschaft, vielleicht auch des Nationalhasses zusammengestellt habe.

Wie gesagt läuft der Zweck des Verf. darauf hinaus, den russischen Riesen, diesen Popanz der europäischen Politik, seiner glänzenden Gewänder zu entkleiden und ihn in seiner Nacktheit als einen verwesenden Körper hinzustellen, an dem kein Glied mehr zum Bewegen fähig. Schon daß in dem Buch eine Menge alte Geschichtchen, wie die von dem Risse in der berühmten Alexanderssäule, wieder aufgetischt sind, zeigt, daß er es eben mit der Neuheit seiner „Enthüllungen" nicht genau nimmt. Unter Anderm erinnern wir uns auch, die Wette zwischen dem englischen Consul und dem Grafen Orloff schon vor Jahren gelesen zu haben, wie denn so manches andere die „russische Civilisation" sehr ins Lächerliche ziehende Anekdötchen aus alten Zeitungen seinen Weg in diese namenlosen Enthüllungen gefunden haben mag. Jedoch läßt sich keineswegs leugnen, daß er sattsam Neues genug zu Tage fördert, wie denn auch seine Darstellung eigenthümlich anziehend ist. So erzählt er, wo er von der unverschämten Käuflichkeit und Bestechlichkeit spricht, die durch alle Classen und Rangstufen bis an die Stufen des Throns hinauf in Rußland herrschen soll, worüber beiläufig gesagt, so ziemlich alle Reisende, die sich längere Zeit dort aufhalten, übereinstimmen, Folgendes:

„Von der Thür des kaiserlichen Vorzimmers, von den hohen Würdeträgern des kaiserlichen Hofs bis hinunter zur Schildwache vor der Schloßpforte ist Jeder ein Leuteschinder und öffentlicher Räuber, und Alle sind vereint in eine unermeßliche Verschwörung verwickelt, um den einzigen Mann im Reiche zu hintergehen, der nicht erkauft werden kann — den Besitzer dieses Reichs! Man hat, auf die Schwäche der menschlichen Natur hinweisend, in cynischer Weise geäußert, «daß jeder Mensch seinen Preis hat» — eine unbestimmte Behauptung, die wir einst nur insoweit für wahr hielten, daß wir dem unmittelbaren Sinn eine entfernte Bedeutung unterlegten und annahmen, daß jeder Mensch durch eine mögliche Einwirkung auf seine Leidenschaften, Gefühle und Neigungen zu einer Hintansetzung gewissenhafter Pflichterfüllung vermocht werden könnte. Aber in Rußland ist es eine beklagenswerthe Thatsache, daß dieser kurze Satz eine buchstäbliche und allgemeine Anwendung findet, denn *dort hat Jedermann seinen Preis in Geld*. Der Minister, der Richter, der General, der Admiral, die lange Liste der Untergebenen, welche die Glieder dieser Kette ausfüllen, bis hinunter auf den kleinen Tschwornik, den Gerichtsdiener, den Bootsmann, den Butuschnik und den Henker, Alle müssen sie in diesen Vorwurf eingeschlossen werden. Von oben bis hinunter sind alle zugleich verschworen: die Regierung durch Unterschleife, das Volk durch Erpressungen auszurauben, indem sie die Macht, womit sie ein System der Willkür bekleidet, bis hinab auf das letzte Bruchtheil des untergeordnetsten Amtes zum Gegenstand offenkundiger Verkäuflichkeit machen. — — Man hat behauptet, der Kaiser strafe dann und wann nach langen Zwischenräumen dergleichen schlimme Praktiken; aber die Fälle, welche er dazu ausersieht oder welche zu seiner Kenntniß kommen, sind beinahe stets vergleichsweise durchaus nicht so auffallend und die Züchtigung geht als warnendes Beispiel völlig verloren. Hier einige Fälle: In Kronstadt brach im Sommer ein Feuer aus, und es fand sich, daß auf der ganzen Insel kein Pferd aufzutreiben war, obwol der Policeimeister seit Jahren beauftragt und dafür bezahlt war, eine Anzahl dieser Thiere in Bereitschaft zu halten; er wurde zum gemeinen Matrosen degradirt. Die Einsetzung seines Nachfolgers begann mit der Erpressung einer Bestechung! Vor zwei Jahren wurde der Bankcontroleur bei der Staatsschuldentilgung von einem Adjutanten des Kaisers angegangen, ein Haus abzuschätzen, was er bei der Bank als Hypothek übergeben wollte. Der Beamte erwiderte: «Mein Gehalt besteht in 2000 Rubel Papier; zahlen Sie sie mir aus, und ich will es hoch abschätzen, ohne es an Ort und Stelle zu besichtigen, widrigenfalls kann es noch Wochen damit anstehen, und es wird dann unter dem Werthe abgeschätzt.» Der Adjutant hinterbrachte die Sache dem Kaiser; der Beamte ward auf die Galeeren (?) geschickt. Drei Tage darauf ward in demselben Bureau dasselbe Ansinnen an eine andere Partei gestellt!.... Ein armer Adeliger hatte bereits mehre Jahre lang einen Proceß geführt, als er eines Tags von dem Schreiber des Gerichts eine Botschaft erhielt, daß, wenn er nicht dem Gerichtsvorsitzenden 10,000 Rubel zahle, die Sache gegen ihn entschieden werden würde. Der unglücklichen Partei, die nicht so viel Kopeken im Vermögen hatte, fiel es ein, sich an den Grafen Benkendorf zu wenden, den Vorstand der hohen Policei, da man ihr glauben gemacht hatte, daß es diesem Staatsmanne persönlich darum zu thun sei, einmal ein Exempel an einem solchen Gesetzübertreter zu statuiren; überdies war Graf Benkendorf einer der vier oder fünf Beamten im Reiche, welche das Gerücht im Publicum (common rumour, sagt der Engländer, denn public opinion gibt es natürlich in Rußland nicht) als unbestechlich bezeichnete, oder von dem die Russen, wenn sie an das Vorhandensein einer unbedingten Unbescholtenheit durchaus nicht glauben wollen, sagen: «Wir glauben nicht, daß selbst eine solche Summe ihn erkaufen würde.» Der Klageführende erbot sich, dem Grafen die unwidersprechlichsten Beweise über die Käuflichkeit des Präsidenten des Appellationsgerichts zu liefern, und schlug zu diesem Zwecke vor, daß man ihm den Betrag der verlangten Erkaufssumme in Banknoten, die man markiren solle, anvertraue. Er verbürgte, daß man diese bei der Person des Präsidenten finden würde. Der Graf willigte ein. Seit der guten alten Zeit der Regierung Alexander's schließen weder die Schreiber noch die Vicepräsidenten und Präsidenten (Diejenigen, welche an den Gerichtshöfen alle Bestechungen empfangen, die eine unverweilte Entscheidung in Civil- oder Criminalfällen bezwecken) je ihren Handel vor Dritten ab oder nehmen so das Geld in Empfang. Die Furcht vor dem Zorne des Kaisers veranlaßt sie sogar, manche Vorsichtsmaßregeln dabei zu treffen, an die man früher nicht dachte; bei der fraglichen Gelegenheit weigerte sich deshalb der Gerichtspräsident, das Geld in seinem Hause in Empfang

zu nehmen, sondern schlug seinem Manne vor, dieser solle ihn in einem von ihm bezeichneten Gasthause zu Tische laden und dort ihm die bedungene Summe auszahlen. Es muß hier bemerkt werden, daß es in Rußland nichts Ungewöhnliches ist, daß der Richter so behandelt wird.*) Auch ward der Vorschlag des Richters angenommen, und sein gezwungener Wirth bewog einen Gendarmerieoffizier, im anstoßenden Gemach Platz zu nehmen. Der Präsident erschien; er bedeutete seinen Wirth mittels der Fingersprache, daß erst das Geldgeschäft abgemacht werden möchte, bevor man sich zu dem gastronomischen Vergnügen niederlassen wolle; in Folge dessen übergab ihm Jener eine kleine Rolle Banknoten, die der Gast bedächtig zählte und sie dann in seinen Hut steckte. Da dies dem Denuncianten nicht genug schien und er hoffte, daß der Beamte endlich das Geld zu sich stecken würde, so verschob er es, dem geheimen Policeiagenten das verabredete Zeichen zu geben und sie setzten sich zur Tafel. In diesem Augenblick klopfte Jemand; es war der Neffe des Präsidenten, der ihm etwas Geringfügiges von seiner Gattin ausrichtete. Sein Oheim entließ ihn mit einer kurzen Antwort. Gegen Schluß der Mahlzeit schickte er sich selbst an, sich zu entfernen; er warf den Mantel um und setzte den Hut auf, als auf das verabredete Zeichen plötzlich der Gendarmerieoffizier ins Zimmer stürzte und einen Befehl des Grafen Benkendorf, dem jeder Beamte im Reiche gehorchen muß, vorwies, sich durchsuchen zu lassen. «Bemühen Sie sich nicht, zu suchen», rief ihm vergnügt der Edelmann entgegen, «Sie werden die Banknoten im Hute finden.» Die richterliche Person lächelte wohlgefällig und nahm zugleich den Hut ab; er war leer; sein Neffe hatte beim Abschiede den seinen mit seines Oheims Hut vertauscht! So entging der Richter nicht nur der ihm gelegten Schlinge, sondern brachte auch den Köder in Sicherheit und strafte den Angeber doppelt, einmal, indem er den Proceß gegen ihn entschied, und zweitens, weil dieser, da er seine Anklage nicht bewiesen hatte, gehalten war, die von der Policei hergeliehene Summe von 10,000 Rubel zu ersetzen. „Kann man daran zweifeln", setzt der Verf. hinzu, „daß dieser würdige Diener der Gerechtigkeit einen geheimen Wink aus dem Bureau des Grafen Benkendorf erhalten hatte!"

Wer an solchen Geschichten und andern ähnlichen über das Spionenwesen, welches gleichfalls bis in das Innerste der Familien dringt, von der Allwissenheit der geheimen Policei und von den schrecklichen Folgen derselben für Diejenigen, welche ihr volles Herz nicht wahren, Gefallen findet, dem steht in diesen „Revelations" eine reiche Auswahl davon zu Gebote. 26.

*) Der Verf. deutet hierbei auf eins der unterscheidenden Kennzeichen zwischen einem freien Land und dem Lande des stummen und unterwürfigen Gehorsams hin, indem er ausruft: man solle sich einmal vorstellen, daß der Lordkanzler von England mit einer der Parteien, in deren Proceß er eben ein Urtheil zu fällen im Begriff stehe und mit der er in keiner andern freundschaftlichen Beziehung stehe, zu Greenwich ein Gastmahl einnehmen wolle, um sich dort ködern zu lassen.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Verjüngung des Journals „La Presse".

Die jüngste Metamorphose des Journals „La Presse" hat einen Feuerbrand in das Lager der Journalisten geschleudert. Die Herabsetzung des Preises dieses ohnehin schon wohlfeilen Blattes, mit der nicht etwa eine Beschränkung, sondern im Gegentheil eine Erweiterung des Raumes verbunden ist, droht den theurern Journalen mit bevorstehender Verminderung ihrer Abonnenten. Schon als der industrielle Emile de Girardin, der mit Aalglätte seinen Feinden und seinen eigenen Verlegenheiten zu entgehen weiß, seine erste Preisermäßigung bewerkstelligte, schrien die Inhaber der sogenanten großen Journale Zeter, weissagten den Untergang der bessern Journalistik und verfemten den ihnen ohnedies schon verhaßten Urheber dieser ärgerlichen Neuerungen. Die letzte Schwenkung, welche der unstäte Girardin mit seinem Journale jetzt vornimmt, reducirt den Abonnentspreis auf ein so Geringes, daß man in der That nicht begreift, wie sich der Herausgeber Gewinn oder auch nur hinlängliche Einnahmen, um die Kosten zu decken, versprechen kann. Sehr begreiflich ist es, wenn man zur Erklärung dieses Phänomens seine Zuflucht zu den geheimnißvollen Subventionen jener fernen nordischen Macht nimmt, die in der Geschichte der französischen Journalistik eine etwas mystische und fabelhafte Rolle spielt. Vielleicht zählt auch der feinberechnende Publicist, in dessen Händen die eigentliche Leitung der „Presse" ist, vorzüglich auf einen glänzenden Erfolg seines Feuilleton, für das er goldene Berge verspricht. Dies scheint der lockende Köder zu sein, mit dem er seine Abonnenten zu fangen hofft. Alle Schriftsteller, welche beim Publicum in Gunst stehen, werden, wie es in der Ankündigung heißt, ihre Beiträge liefern. Der Name eines Jeden wird mit lauten Posaunentönen begleitet. Daß man auf dem Aushängeschilde Dumas, Balzac und wie die andern flüchtigen Fabrikarbeiter heißen, prangen sieht, kann nicht befremden, denn wo immer ein neues Blatt auftaucht, da machen sich auch diese Herren breit, deren flimmernde und schillernde Producte von den Entrepreneurs mit Gold aufgewogen werden. Räthselhafter schien es, daß Chateaubriand, der schon so oft von seinen Zeitgenossen für immer Abschied genommen hat, daß Lamartine, von dem man gesagt, er wäre wie der Verf. des „Génie du christianisme", ein Tröpfchen Romantik in einem See von Prosa, und einige ähnliche sogenannte „ernstere Schriftsteller", d. h. solche, die man nicht gewohnt ist, ihre leichtfertigen Producte auf offenem Markte meistbietend aushöcken zu sehen, als Mitarbeiter an der verjüngten „Presse" genannt wurden. Wir halten es für überflüssig, in das Detail einzugehen und ausführlich zu erzählen, wie der unternehmende Herausgeber sich das Recht erworben hat, die schon im voraus zum Überdruß besprochenen „Mémoires d'outre-tombe" zuerst in seinem Blatte erscheinen zu lassen. Einige deutsche Blätter haben diese ganze Angelegenheit, die allerdings insofern charakteristisch ist, als sie einen Blick in das freche Treiben der Journalistik gewährt, schon in aller Breite ihren Lesern aufgetischt. Wir begnügen uns, der Polemik, die sich in Bezug auf die vielversprechenden Ankündigungen der „Presse" zwischen mehren Journalen entsponnen hat, nur die Notizen zu entnehmen, daß die „Mémoires d'outre-tombe" allerdings erst, den frühern Bestimmungen ihres Verf. gemäß, nach Chateaubriand's Tode erscheinen werden, und daß Lamartine mit der Ausarbeitung einer umfassenden Geschichte der Girondisten beschäftigt ist, deren erste Erscheinung in der „Presse" stattfinden wird.

Immer wieder über Napoleon.

So außerordentlich reich auch die Literatur über Napoleon und die Geschichte seiner großartigen Unternehmungen ist, so sind wir doch bei der unversieglichen Reichhaltigkeit immer neuer Quellen für die Darstellung dieser Zeit noch weit entfernt, die Geschichte jenes Mannes und seiner Zeitgenossen bereits zu einem gewissen Abschluß gebracht zu haben. Unter der großen Menge von Werken aller Art, welche einer unparteiischen Schilderung Napoleon's und seiner Thaten gewidmet sind, ist eins der vorzüglichsten, die vor kurzem erschienene „Vie publique et privée de Napoléon Bonaparte" von L. G. Michaud. Dieses Werkchen, eigentlich ein Auszug aus der reichhaltigen „Biographie universelle" (Bd. 75, oder Bd. 23 des Supplements), gibt in gedrängter Darstellung ein massenhaftes Material. Der Verf., der früher Hauptmann des Generalstabs war, muß bei der Ausarbeitung seiner Schrift eine große Menge von Memoiren, Staatsschriften und Specialwerken benutzt haben. Übrigens ist er nichts weniger als befangener Lobredner seines Heroen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 28. —— 28. Januar 1845.

Julius Mosen als Lyriker.

(Fortsetzung aus Nr. 27.)

Wir haben Mosen bisher nur als politischen Dichter betrachtet, denn was er im Kreise der Romanze leistet, fällt mit seiner übrigen politischen Lyrik beinahe gänzlich zusammen, und wir wollen nun sehen, wie er sich in die Natur hinauswendet und in der schönen Endlichkeit das Absolute verklärt und feiert. Die auf die Natur gerichtete Lyrik ist, mag man sagen was man will, eine der geheimnißvollsten und tiefsinnigsten Erscheinungen des deutschen Geistes. Die Beengung des bürgerlichen Lebens fällt, das Subject fühlt sich erst frei, wo die Wälder schauern und die Quellen rauschen, hier wird ihm Alles wichtig und in jedem Sonnenstäubchen weiß der wahrhafte Naturdichter einen Anknüpfungspunkt für die das All durchströmende Weltseele zu entdecken. An allen Ecken sucht der Dichter den Schleier zu heben, überall schaut er die ewige Liebe und das geheimnißvolle Leben der heiligen Mutter. Je tiefer die der Natur zugewendete Seite der Lyrik mit dem deutschen Wesen verwachsen ist, je mehr ist hier auch gesündelt und gesündigt worden, und nicht Wenige meinen, jede in Verse gebrachte Naturerscheinung sei ein Gedicht. Aber nur Das ist ein Gedicht, wo dem Geiste die Natur aufgeschlossen ist und überall ihr geheimnißvolles Weben und Wirken durchscheint. Zu der wahren Naturlyrik sind wir erst durch Goethe geführt worden, die Poesie des Mittelalters kannte den Naturgeist nicht, die Natur ward nur zu Arabesken verwendet, später wurde die Natur nur vom ordinairen Standpunkte einer Theodicee aus betrachtet, selbst Brockes, der noch am weitesten ging, wußte sich darüber nicht zu erheben; erst Goethe schlug den Stab in den Felsen, und es sprudelte nun ein helles, heiliges Wasser. Seine Lieder werden immer unsere unerreichbaren Muster bleiben, er sucht in der Natur nicht, wie unsere modernen Dichter, einer subjectiven Stimmung oder Caprice zu begegnen, vielmehr er bleibt durch und durch objectiv und weiß den gewaltigen Naturgeist immer selbst zu beschwören und sich unterthan zu machen; mit Einem Worte, der ganze Goethe lebt sich in jede einzelne Naturerscheinung ganz und gar hinein, während unsere modernen Dichter nicht über die subjective Stimmung hinauskommen und daher die tödtlichste Monotonie und Langweile hervorbringen müssen. In unserer neuern Lyrik hat Lenau jedenfalls nach dieser Seite hin das Vorzüglichste geleistet, und auch Freiligrath würde, freilich in ganz anderer Art, eine besondere Beachtung verdienen.

Wie Mosen nun in das Walten und Weben der Natur hineintritt, das erklärt sich sogleich in dem Einleitungsgedichte der Sammlung:

> Wenn mich die Menschen fast zu Tod gequälet,
> Stieg auf den Berg ich, in den Wald hinein.
> Dort haben mir die Bäume viel erzählet,
> Sie sprachen treulich Trost und Muth mir ein;
> Die Äste streckten sie mit allen Zweigen,
> Zum „Grüß dich Gott“ mir eine Hand zu reichen.

Der Poet tritt nicht in die Natur, um sich sinnig in sie zu versenken, sondern um das Leid und Weh des Menschen zu vergessen beim Wehen der Bäume, beim Rauschen der Quelle. Die objective Versenkung in das Naturleben ist nicht das Fach des Dichters. Auch Goethe trägt den Schmerz der Menschlichkeit an die Natur heran, aber er vertreibt ihn nicht, indem er die Natur anschaut, sondern indem er sich ganz in dieselbe hineinlebt; man braucht nur die schöne Ballade vom Fischer zu lesen:

> O wüßtest du, wie's wohlig ist
> Dem Fischlein auf dem Grund,
> Du kämst herunter, wie du bist
> Und würdest recht gesund,

um zu sehen und zu begreifen, wie Goethe den Menschenschmerz durch die Natur zu besänftigen weiß. Von Mosen kann man nicht eigentlich sagen, daß er in die Natur hineingeht, er bleibt vor derselben stehen und wiederholt sich entweder die Schmerzen, die Bewegungen der Zeit und des Menschengeschlechts, oder er erfreut sich an den einzelnen Arabesken und Wundern, welche die Natur eben bietet und je nachdem seine subjective Stimmung dafür empfänglich ist. Unser Publicum ist durch die Romantiker an die Waldnacht und an das Blätterrauschen gewöhnt worden, und man sieht es, daß Mosen in seinen Naturpoesien mehr der romantischen Spur als seiner Individualität selbst folgt. Mosen bringt in seinen landschaftlichen Bildern eine Melancholie hervor, die an Lenau erinnert, obgleich Mosen älter als dieser ist (S. 120):

Der träumende See.

Der See ruht tief im blauen (?) Traum,
Von Wasserblumen zugedeckt;
Ihr Vöglein hoch im Fichtenbaum,
Daß ihr mir nicht den Schläfer weckt!

Doch leise weht das Schilf und wiegt
Das Haupt mit leichtem Sinn;
Ein blauer Falter aber fliegt
Darüber einsam hin!

eins der schönsten Naturbilder in der ganzen Sammlung; man wird aber die Ähnlichkeit mit Lenau nicht verkennen. Der blaue Falter ist die träumende Seele des Dichters, die des Weltlärms müde ist und im lauten Streben keine Befriedigung findet, sie kann sich aber auch nicht in die Tiefe der Natur versenken, sondern flattert einsam darüber hin, sie spiegelt sich in der Natur und sucht in einer melancholischen Stimmung für das Unmögliche Genuß und Ersatz zu finden. Allein dieses Versunkensein in subjectiven Schmerz der stillen Natur und ihrem theilnahmlosen Leben gegenüber, diese steten Dissonanzen der Menschenseele, wo die Natur blüht und lacht, können nicht auf die Dauer fesseln und anziehen. Selbst bei Lenau, dem jedenfalls ein tieferer Naturblick als Mosen geworden ist, haben sie etwas Ermüdendes bekommen. Wir glauben dem Dichter wohl seine Verstimmung und seine Trauer, aber die Poesie ist etwas Anderes als ein Klageweib, und der Schmerz als solcher, als etwas Vereinzeltes und Vergängliches, hat keinen poetischen Reiz, wenn er nicht durch die Macht der Poesie den Sternenhimmel des Allgemeinen licht und heilig hindurchschimmern läßt. Nur dieser verklärte Schmerz hat wahrhaft poetische Geltung. Wie es aber schon Lenau immer schwer wird, sich über den einzelnen vergänglichen Schmerz, über den schmerzlichen Einfall emporzuheben, so bleibt auch Mosen meistens in dieser schmerzlichen Vereinzelung, und selbst die schönsten seiner Naturlieder pflegen immer wieder dahin zurückzukehren und bei dem hülflosen Gefühl der Vergänglichkeit oder der Ohnmacht sitzen zu bleiben, z. B. das schöne Frühlingslied „Heraus“ (S. 105):

Was ist das für ein Ahnen
So heimlich süß in mir?
Was ist das für ein Mahnen!
Heraus! heraus mit dir!
Du Träumer aus der Wintergruft,
Heraus! heraus zur Frühlingsluft!
Heraus!

Der rothe Finke picket
Ans Fenster wunderlich
Und blickt mich an und nicket,
Als grüßt' er freundlich mich
Und rief: Du finst'res Menschenkind,
Heraus zum frischen Morgenwind!
Heraus!

Sahst du das Hirtenknäblein,
Den Lenz, du kleiner Wicht?
Zerbrich mit deinem Schnäblein
Mir nur das Fenster nicht!
Trieb er schon aus dem Weidenhaus
Die Silberschäfchen klein und kraus
Heraus?

Du meinst: die Fischlein springen
Am warmen Uferrand,
Wir wollten aber singen
So frei durchs ganze Land,
Durch grünen Zaun und Blütenbusch,
Durch Wälder und durch Auen, husch
Hinaus!

Ade mein Frühlingsbote!
Laß mich, laß mich allein!
Grämt' ich mich auch zu Tode,
Bei dir könnt' ich nicht sein;
Denn deine Flügel fehlen mir;
Wie gerne flög' ich doch mit dir
Hinaus!

Warum kann denn der Dichter nicht hinaus? In seiner trüben Stimmung bildet er sich gar ein, er könne den Frühling nicht ohne Flügel genießen. Und woher diese Melancholie, die allenthalben wiederkehrt und den freien Genuß verkümmert? Ja, wenn man das nur herauszubringen wüßte! Der Verdruß über die politische Weltlage kann sich doch unmöglich so weit erstrecken, daß der Dichter schon weinen muß, wenn eine Ammer singt:

Heiße Thränen, die rinnen;
Kleiner, fröhlicher Dieb,
Du im Walde da d'rinnen
Hast du mich immer noch lieb?

Wir glauben einer so ehrlichen Natur wie Mosen recht gern, daß dieser Schmerz etwas mehr ist als eine bloße Caprice des Romanticismus; aber wir rathen ihm, sich davon nicht überwältigen zu lassen und sich von der Lenau'schen Melancholie an die sonnige Herrlichkeit der Goethe'schen Lieder zu wenden; in ihnen sprudeln für ein solches Hinkränkeln die heilsamsten Quellen, und bei ihnen wird man die subjectiven Grillen über das Walten und Weben des Naturgeistes selbst sehr leicht vergessen.

Nun aber endlich knospet und sprosset die Liebe auf. In den Naturgebilden hat der Dichter das ewige Leben nicht festhalten können, er wurde sich immer wieder zurückgegeben, er blieb immer vor ihnen trauernd in seiner Entzweitheit stehen, die Natur vermochte bei Mosen nicht selbständig zu sprechen, sondern er war es immer, der durch sie redete; nun sucht er in der Liebe den Odem des Absoluten um so tiefer in sich hineinzutrinken. Es werden alle Stadien durchlaufen, und man kann nicht verkennen, daß Mosen in seinen Liebesliedern die tiefinnersten Gefühle hervortreibt. Von der ersten Ahnung an:

Ich wüßte wohl zu singen,
Ich sing' es aber nicht;
Mein Herz, das will zerspringen,
Ihr glaubt es aber nicht;

bis zum seligsten Bekenntnisse schauern und wogen die heiligsten Gefühle, und um die Geliebte ganz zu haben, muß der Dichter sich ihr vollkommen hingeben, er darf ihr nichts vorenthalten, sondern allen Eigennutz aufgeben, um den Triumph der höchsten Wonne zu feiern. In diesem Zusammenströmen heiliger Momente fühlt der Dichter wieder in sich regen, was er schon glaubte ver-

loren zu haben, und was es vielleicht war, was ihn der lyrischen Natur gegenüber mit Trauer erfüllte, die Frische des Herzens, die grüne Jugend des innern Lebens (S. 146):

Ich saß zu ihren Füßen,
Ich hielt wol ihre Hand,
Ich hätt' sie mögen küssen;
Mein Herz hat heiß gebrannt
Vor Liebe.

Sie sah herab so wonnig;
Es war um mich gescheh'n;
Ich sah den Himmel sonnig
In ihren Augen steh'n
Vor Liebe.

Zwei glühendrothe Nelken
Trug sie an ihrer Brust,
Sie durften dort verwelken
In kurzer, sel'ger Lust
Vor Liebe.

In Liebespein befangen
Saß ich und sprach kein Wort,
Und als sie heimgegangen,
Saß ich noch immer dort
Vor Liebe.

(Der Beschluß folgt.)

Das Amt Bordesholm im Herzogthume Holstein. Eine statistische Monographie auf historischer Grundlage von Georg Hanssen. Mit einer Karte vom Amte. Kiel, Schwers. 1842. Gr. 8. 2 Thlr.

Wenn diese Blätter jetzt noch mit dieser Schrift hervortreten, nachdem zwei Jahre seit deren Erscheinen verflossen sind, so mag dies von vorn herein ein günstiges Vorurtheil für sie erwecken. Die Anspruchlosigkeit ihres Titels steht mit ihrem innern Werthe in umgekehrtem Verhältnisse.

Es ist die Statistik eine noch zu junge Wissenschaft, um nur die eine Hälfte ihrer Arbeiten bis jetzt schon begonnen haben zu können; auch wird sie in der Regel zu geistlos betrieben, als daß sie im Stande wäre, eines befruchtenden Erfolgs für den Geist ihrer weniger warmen und weniger ausdauernden Verehrer sich zu rühmen. Vorherrschend hat sie sich bis jetzt mit Heeren und Flotten, Zolllisten, summarischen Bevölkerungszahlen u. dergl., welche tüchtig in die Zahlen fallen, befaßt, und ließ zu sehr außer Acht, daß, wenn sie recht brauchbar für Nationalökonomie und Staatswirthschaft werden will, sie sich dem schwierigen atomistischen Geschäfte nicht entziehen dürfe, diejenigen Zustände recht genau zerlegt vors Auge zu bringen, welche die zwar unscheinbare, aber unleugbare Basis aller öffentlichen Verhältnisse bilden: das Leben des Einzelnen für sich und mit Einzelnen, das der Gemeinde und der kleinern Verwaltungsbezirke eines Staats, gewöhnlich Ämter genannt. Freilich lassen sich diese Zustände nur in geringerm Grade aus Aufzeichnungen einzelner Beamten, Bureaux und Collegien ermitteln. Sie erfodern vielmehr die persönliche Erkundigung bei Individuen der einzelnen Stände und selbsteigene Beobachtung der That, das Einsehen in Pfarr-, Untergerichts- und Gemeindearchive u. dergl., das Studium selbst älterer, sich auf die gesammte Landesgeschichte beziehender Urkunden, wenn sie, wie die vorliegende Arbeit, auf historischen Grundlagen beruhen, nicht gleichsam wie ein Deus ex machina dem denkenden Leser sich darbieten sollen. Denn in unserm lieben deutschen Vaterlande, wo durch die Ausbildung der Grundherrlichkeit Duodezstaaten in so üppiger Menge zu frühern Zeiten aufsproßten, deren Regierungen einer großen Zahl nach, besonders die weltlichen, mehr von blos fiscalischen Vorstellungen als von höhern volkswirthschaftlichen und gewerbspolitischen Einsichten sich leiten, Verordnungen über Verordnungen, Veranstaltungen über Veranstaltungen ergehen ließen, die augenscheinlich nur geeignet waren, ein Staatsleben aus der Hand in den Mund zu fristen, und so ein Gemisch von Zuständen erschufen, welche, in das Leben sich einwurzelnd, großentheils noch heute sich geltend machen und die Anwendung allgemeiner Verwaltungsnormen so sehr erschweren; wo ferner die größern Staaten fast alle aus solchen Duodezländchen entstanden sind: hier ist es für den Beamten der Administration sehr oft eine höchst schwierige Aufgabe, sich ein richtiges Bild von den volkswirthschaftlichen Zuständen des seiner obrigkeitlichen Gewalt anvertrauten Districts zu erwerben. Es gehört für ihn eine geraume Zeit dazu, ehe er sich gehörig orientirt, das Wesentliche erkennt, alle bedeutungsvollen Gesichtspunkte in seinen Geist aufgenommen hat, und ist ihm dies geglückt, hat er sich geschäftstüchtig bewiesen, so wird er in ein größeres Amt, ihm in vieler Beziehung eine neue terra incognita, versetzt, und sein Nachfolger hat denselben Weg von neuem zum großen Nachtheil des ihm Anvertrauten durchzumachen. Hier hat nun die Statistik ein unendlich nützliches Gebiet vor sich, sowol für den praktischen Dienst der Staatsverwaltung als für die Vervollständigung des wissenschaftlichen Materials. Als Lehrer der Statistik und politischen Ökonomie an der Universität Kiel fühlte sich nun der Verf. verpflichtet, diesem wichtigen Gegenstande sein näheres Nachdenken zu widmen und nicht blos mittelbar durch Anregung seiner Zuhörer zu künftigen statistischen Arbeiten, sondern auch unmittelbar für diesen Zweck das Seinige zu thun, indem er eine Districtsbeschreibung zu liefern wünschte, welche aus einem vorherrschend nationalökonomischen Gesichtspunkte bearbeitet und alle statistischen Objecte möglichst vollständig behandelnd, als ein durchgeführtes Schema Andern für ähnliche Arbeiten brauchbare, die eigene Mühe erleichternde Winke und Fingerzeige geben könnte. So ist denn, durch die dänische Regierung und die Localbehörden auf sehr liberale und freundliche Weise unterstützt, vorliegende Arbeit, auf welche er alle Muße und Kräfte von Ostern 1841 bis dahin 1842 verwendete, entstanden, und Ref. gesteht, glücklich zur Schmeichelei keine Veranlassung zu finden, die Wissenschaft und das praktische Geschäftsleben dürfen sich sehr gratuliren, dieses musterhafte Schema für ähnliche Arbeiten, und nicht blos in Bezug auf Holstein, sondern für jedes Land zu besitzen, wenn auch hier Einschränkungen, dort Erweiterungen nöthig werden. Hauptsache ist die höchst umfassende Mannichfaltigkeit der Gesichtspunkte und deren bis ins Einzelnste gehende Ausführung, wenngleich dieselbe für den örtlich Fernstehenden bisweilen etwas ermüdend wird, was natürlich dem wissenschaftlichen Werthe nicht den mindesten Eintrag thut. Der Verf. hat dadurch bewiesen, daß er zum Chef eines statistischen Bureau die ausgezeichnetste Befähigung besitzt, und eine solche Stellung ist es, welche wir ihm im Dienste der Wissenschaft recht dringend und bald wünschen. 27.

Bibliographie.

Abriß des Lebens und Wirkens Emanuel Swedenborg's, übersetzt aus der Penny-Encyclopaedia of the Society for the diffusion of useful knowledge; mit neuen Urkunden über Swedenborg's Leben und einer historischen Untersuchung seiner 12 Erfahrungsbeweise für die Unsterblichkeit und fortdauernde Wiedererinnerungskraft der Seele, verbunden mit einer Würdigung der Berichte und Urtheile Stilling's, Klopstock's, Herder's, Kant's, Wieland's und Anderer. Stuttgart, Becher und Müller. Gr. 8. 1 Thlr.

Bergius, C. J., Preußische Zustände. Münster, Oelters. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bommel, C. van, Über die Freiheit des öffentlichen Unterrichts. Oder Darlegung der wahren Grundsätze des öf-

fentlichen Unterrichts, in seinem Verhältnisse zur Religion betrachtet. Ins Deutsche übertragen von J. Wulf. Aachen, Hensen und Comp. Gr. 12. 10 Ngr.

Channing, W. E., Über Unsterblichkeit. Aus dem Englischen übersetzt und mit einem Vorworte von Schücking. Bremen 1844. Gr. 8. 5 Ngr.

Czynsky, Der Bauernkönig und die Jüdin. Übersetzt von F. Funck. Frankfurt a. M., Oehler. 8. 1 Thlr.

Neueste Denkschrift der Würtembergischen Staatsregierung an den römischen Stuhl. Veröffentlicht und beleuchtet, nebst einigen wichtigen Actenstücken. Schaffhausen, Hurter. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Dumas, A., Die drei Musketiere. Deutsch von F. W. Bruckbräu. Drei Bände. Augsburg, v. Jenisch und Stage. 1844. Gr. 12. 3 Thlr.

Erhard, A., Metaphysik. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 20 Ngr.

Erklärung der Fresko-Gemälde am Museum. Nebst einer kurzen Biographie von Cornelius und Schinkel. Berlin 1844. 8. 2½ Ngr.

Festgabe zur 200jährigen Stiftungsfeier des Pegnesischen Blumenordens. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Flygare-Carlén, Emilie, Das Fideicommiß. Ins Deutsche übertragen von Wachenhusen. 1ster Theil. Grimma, Verlagscomptoir. 1844. 8. 15 Ngr.

Die Geheimnisse von St. Petersburg. Ein Roman aus der Gegenwart. 3ter Band. Leipzig, Schrack. 1844. Kl. 8. 1 Thlr.

Gfrörer, A. F., Gustav Adolph, König von Schweden, und seine Zeit. 2te umgearbeitete Auflage. 1ste und 2te Lieferung. Stuttgart, Krabbe. 1844. Gr. 8. 7½ Ngr.

Evangelischer Glaubensschild wider römisch-katholische Anfechtungen, in einer Prüfung der Unterscheidungslehren seinen Glaubensgenossen vorgehalten von E... Stuttgart, Becher und Müller. 8. 7½ Ngr.

Das Goethe-Denkmal in Frankfurt a. M. Mit 3 artistischen Beilagen. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1844. Gr. Lex.-8. 25 Ngr.

Hans Jörgels Reise nach Oberöstreich, Salzburg und Baiern, oder Abenteuer auf einer Fahrt nach Steyer, Kremsmünster, Gmünden, Ischl, Salzburg, Nürnberg, München und zurück, zu Wasser und zu Land, auf Seen und Flüssen, mit Dampf- und ordinairen Schiffen, Gesellschafts- und Eilwagen, mit eigenen Gelegenheiten, und sogar eine Stunde zu Fuß. Ein unentbehrliches Handbuch für Alle, welche auch so reisen wollen. In Briefen an den Schwager Marel in Feselau. Zwei Bände. Wien, Dirnböck. 8. 1 Thlr.

Heffter, W. M., Die Mythologie der Griechen und Römer. 1stes Heft: Die Geschichte der Religion der Griechen. Brandenburg, Müller. Gr. 8. 10 Ngr.

Jacobson, H. F., Antwort auf die Frage: was muß die bevorstehende Provinzial-Synode thun? Königsberg, Tag und Koch. 1844. Gr. 8. 4 Ngr.

Jesuitenbüchlein. Leipzig, Reclam jun. 8. 22½ Ngr.

Kepingen, A., Tongbor, die Hexe von Uralt, oder die Blutnacht auf Rosenstein. Eine vaterländische Geschichte aus den abenteuerlichen Tagen der Ritterzeit. Znaim 1844. 8. 10 Ngr.

Kingston, W., Der Tscherkessen-Häuptling. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. Drei Bände. Grimma, Verlagscomptoir. 1844. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Lehnert, L., Ottokar von Falkenburg. Ein historischer Roman. Liegnitz, Strempel. 1844. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Lengerke, C. v., Herder. Ein Gedächtnißwort, bei Herder's Säcularfeier in der königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg am 25. August 1844 gesprochen. Königsberg, Theile. 1844. Gr. 8. 4 Ngr.

Lever, C. J., Thomas Burke. Roman aus der Zeit des französischen Kaiserreichs. Aus dem Englischen von E. Richard. 3ter und 4ter Band. Aachen, Mayer. 1844. Gr. 12. 3 Thlr.

Libussa. Jahrbuch für 1845. Herausgegeben von P. A. Klar. 4ter Jahrgang. Mit 2 Stahlstichen und 1 lithographirten Ansicht. Prag 1844. Kl. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lindemann, H. S., Die Lehre vom Menschen oder die Anthropologie. Ein Handbuch für Gebildete aller Stände. In zwei Abtheilungen. Zürich, Meyer und Zeller. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Loë, T., Religiöse Harmonien nebst metrischer Übertragung einiger Psalmen David's. Augsburg, Schmid. 1844. Gr. 16. 15 Ngr.

Lichtenberg, M. E. v., Äther und Dunstkreis. Weimar, Hoffmann. Gr. 16. 15 Ngr.

Lowositz, J. B., Der Talmud und seine Beurtheilung. Ein Beitrag zur Verständigung. Königsberg, Theile. 1844. Gr. 8. 5 Ngr.

Ludewig I., Großherzog von Hessen und bei Rhein rc. im Andenken seines dankbaren Volkes. Mit einer Ansicht des Ludewig's-Monuments. Darmstadt, Ollweiler. 1844. Gr. 8. 7½ Ngr.

Maßmann, H. F., Wunderkreis und Irrgarten. Für Turnplätze und Gartenanlagen. Quedlinburg, Basse. 1844. Gr. 8. 10 Ngr.

Mengert, A. F. C., Ist die evangelisch-lutherische Kirche eine neue Kirche oder die alte? Aus den symbolischen Büchern dieser Kirche beantwortet. Stuttgart, Belser. 8. 8¾ Ngr.

Mery, Der Krieg des Nizam, oder die Würgerbanden Indiens. Nach dem Französischen von W. Sauerwein. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Oehler. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Philippi, A., Polyeukt, ein christliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Hamburg, Kittler. 8. 10 Ngr.

Ralph, Die Geheimnisse von Oldenburg, oder Schilderungen Oldenburgischer Zustände. Zwei Hefte. Oldenburg, Schulze. 1844. Gr. 12. 12½ Ngr.

Redenbacher, W., Christliches Allerlei. Gespräche, Selbstgespräche, Betrachtungen, Erzählungen und Geschichten, Sprichwörter und Lieder. Aus den Jahren 1831—34. 1stes Bändchen. Nürnberg, Raw. 1844. 8. 7½ Ngr.

Rée, A., Die Sprachverhältnisse der heutigen Juden, im Interesse der Gegenwart und mit besonderer Rücksicht auf Volkserziehung besprochen. Hamburg, Gobert. 1844. Gr. 8. 22½ Ngr.

Sand, G., Johanna. Deutsch von F. Bruckbräu. Augsburg, Jenisch und Stage. 1844. Gr. 12. 1 Thlr.

Scheibe, A., Waldbäche. Romantische Erzählungen, Märchen und Sagen. Wien, Jasper. 1844. 12. 12½ Ngr.

Schenkel, D., Die confessionellen Zerwürfnisse in Schaffhausen und Friedr. Hurter's Übertritt zur römisch-katholischen Kirche. Zur religiösen Zeitgeschichte. Basel, Schweighauser. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Seydt, D., Daß die Sache des Protestantismus Sache aller Menschenfreunde auf Erden ist. Predigt am Reformationsfeste 1844. Bautzen, Schulze. 1844. Gr. 8. 5 Ngr.

Steffens, H., Was ich erlebte. 1ster und 2ter Band. 2te verbesserte Auflage. Breslau, Max und Comp. 1844. 8. 3 Thlr.

Surcouff, R., Französischer Pirat im 19. Jahrhundert. Roman aus dem Leben. Bautzen, Schlüssel. 8. 24 Ngr.

Trinks, F., und G. Julius, Sylvester Jordan's Leben und Leiden, nach seinen eigenen Schriften und einigen andern Quellen geschildert. Mit Jordan's Portrait. Leipzig, Naumburg. 8. 1 Thlr. 26⅓ Ngr.

Witt, A., Die dritte Jubelfeier der Albertus-Universität zu Königsberg. Königsberg, Theile. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 29. —— 29. Januar 1845.

Julius Mosen als Lyriker.

(Beschluß aus Nr. 28.)

Noch deutlicher spricht sich in dem schönen Gedichte „Vorüber" das neue Leben aus, womit die Liebe den Dichter beseelt hat; dieses Gedicht allein wäre genug, um Mosen eine achtungswerthe Stellung unter den Lyrikern der Neuzeit zu begründen, und ich kann mir deshalb die Mittheilung nicht versagen:

Zwei lichte Augensterne,
Die geben hellen Schein,
Zwei Räthsel nah und ferne,
Die blicken auf mich ein
Aus heimlich wilden Räumen
Wie sommernächtig Träumen.

Gar lange möcht' ich schauen
In dieses Sternenreich
Mit kindlichem Vertrauen
So fromm und still zugleich
Und all' die schweren Peinen
Aus meinem Herzen weinen.

Ich wüßt' von wildem Streben
Und von verlor'nem Ziel
Und von verlor'nem Leben
Der Märchen wunderviel,
Daß bei herzinnerm Kränken
Selbst Sterne niedersänken.

Die Blumen, all die bunten,
Die um mich leuchtend steh'n,
Die wurzeln heimlich unten,
Wo Grabesschauer weh'n,
Verbergen alle Schmerzen
In hellen Blütenkerzen.

Doch leuchte still und heiter,
Du freundlich Sternenlicht,
Dir stört der Sänger weiter
Den Gottesfrieden nicht;
Laß schnell vor deinen Blicken
Sein Bild vorüberrücken.

Hätte unsere moderne Lyrik doch recht viele solcher schönen Liebesblüten. Es gibt der Poeten genug, welche von der Liebe verächtlich reden, aber die Muse mag ihnen vergeben, denn wahrlich, sie wissen nicht was sie thun, und Menschen, welche das höchste und heiligste Gefühl verspotten, ein Gefühl, welches die tiefsten Wunden heilt, solche Leute, und ob sie sich noch so hoch in ihrem Bewußtsein blähen, können nicht als die Vertreter des Menschenthums in seiner Vollkommenheit anerkannt werden, sie sind die Vertreter einer einzelnen, zwar bedeutsamen Richtung, aber nicht die Priester des Menschenthums in seiner Ganzheit, und sie wurzeln nicht auf dem Boden der Poesie, welche den hohen Beruf hat, alles schöne Menschliche auszudrücken. Wo aber kann es noch eine schönere Menschlichkeit geben als in der Liebe?

Die Seligkeit des Besitzes, nach vielen Zweifeln und Schmerzen, wird endlich in dem Gedichte „Bekenntniß" vollkommen schön und wahr ausgedrückt:

So bist du mein, ich halte dich umschlungen
In meiner tiefsten Seele mit Gewalt,
In dir hab' ich mein eig'nes Selbst errungen,
Es ward mein Traum zu freundlicher Gestalt;
Und als ich mich in dich erst ganz verloren,
War ich mir selbst gewonnen und geboren.

Es rauschten wol, eh' ich dich sah, die Bäume,
Und Stern' und Wolke zogen d'rüber hin,
Vorbei die Menschen und die bunten Träume,
Verschlossen und gefesselt war mein Sinn,
Bis deine Arme plötzlich mich umwanden,
Da hatt' ich mich und alle Welt verstanden.

Es war mein Blick, eh' ich dich sah, verhüllet,
Und in mir eine Steppe öd' und leer;
Nun ist das ganze All von dir erfüllet,
Ich sehe nichts, was ich durch dich nicht wär';
Und so muß ich mit innigstem Entzücken
An meine Brust in dir mein Leben drücken.

Hier dichtet nicht mehr die ahnungsvolle, einseitige Sehnsucht, sondern die Sicherheit des Besitzes und des ruhigen Genusses. Durch die Liebe ist die ganze Welt dem Dichter anders geworden, in der Geliebten hat er sein eigenes Selbst wiedergewonnen; das Subject hatte bisher immer die Nothwendigkeit gefühlt, sich zu einem Andern zu machen, und hat sich nun von diesem Andern befriedigt und geläutert zurückempfangen; die Liebe ist nicht mehr ein unbestimmter Morgentraum, sondern eine bestimmte Wahrheit. Sie entbehrt des natürlichen Elements nicht mehr, Kuß und Umarmung ist gestattet, und da die Poesie die Idee nur im sinnlichen Bilde ausdrückt, so kann auch die Liebespoesie des schönen natürlichen Elements, welches Mosen in dem „Bekenntniß" sinnig erhebt und idealisirt, nicht mehr entbehren.

Ich kann nun wohl, nachdem ich Mosen ziemlich genau in seinem poetischen Adergeflechte verfolgt habe, zum Schluß und zum Resultate gelangen. Erscheinungen wie Mosen verdienen eine größere Beachtung als ihnen gewöhnlich gewidmet wird; es redet der Gott der Versöhnung und ein tief inbrünstiges Streben nach den Heiligthümern des Menschenthums aus ihnen und ihren Schöpfungen. Wenn man bedenkt, wie leicht unsere Lyriker verblühen, und Mosen auf seinem mühsamen Gange, in seiner unermüdlichen Strebung betrachtet, so muß man um so höhere Achtung gewinnen vor einer Natur wie die seinige ist, beständig, treu, empfänglich für alles Bedeutende. Unsere jungen Poeten verblühen früh. Es fällt bald ein zerstörender Mehlthau auf ihre Blüten, und sie senken misstimmig das Haupt. Mosen ist seit den Freiheitskriegen überall mitgegangen, er hat überall mitempfunden und mitgesungen und ist immer noch jung und rüstig geblieben. Er hat keine neue Bahnen gebrochen und keine neue Epoche begründet, aber er hat im Kampfe sein Leben gefunden; er hat keine partielle Weltanschauung, wie sie den süddeutschen Lyrikern meistens eigenthümlich ist, er baut sich aber überall an und sucht überall das Weben und Walten des Geistes zu verarbeiten und künstlerisch wieder auszudrücken. Ihm ist über das politische Bedürfniß der Zeit und der Menschheit der feine Sinn für ihre übrigen Gestaltungen nicht verloren gegangen, er kennt weder jenen Freiheitsfanatismus, der sich selbst bis zum Wahnsinn steigern will, noch jene einseitige Naturanschauung, welche alles Ringen des Menschengeistes übersieht und verachtet. Er steht in der Mitte zwischen jenen beiden großen Parteien, welche unsere Lyrik in Besitz genommen haben, und wie er über dem πολιτικον ζωον die Liebe und alle übrigen schönen Ausdrücke der Menschennatur nicht verwarf, so verlor er auch über dem Cultus der Natur und der Liebe nicht das stolze, adelnde Bewußtsein der Freiheit. Von diesem Standpunkte aus betrachtet trägt Mosen eben jene beiden Elemente versöhnend in sich, welche sich jetzt in unserer Lyrik feindlich gegenüberstehen und welche sich doch vereinigen müssen, um einen höhern lyrischen Cultus möglich zu machen als er unter den trüben Reflexen der Gegenwart möglich ist.

Die Zeit jagt vorwärts, der sausende Webstuhl ist in steter Bewegung. Die deutsche Lyrik wird alle Erscheinungen treu und rüstig begleiten; Poesie und Freiheit sind die natürlichsten Verbündeten, aber die Poesie bedarf auch noch anderer Momente als einer Constitution, als einer staatlichen Freiheit! Wollet nur Das nicht vergessen! Gebt euch nicht dem Schwindel hin, als ob ihr schon durch politische Lyrik frei werden könntet! Ihr versündigt euch damit an eurem Volke, ihr laßt wieder, nach alter deutscher Art, den politischen Trieb, ohne daß ihr es merkt, in einem literarischen Phänomen aufgehen und rühmt noch gar eure Thaten und lyrisch-politischen Toaste, die ihr der Zukunft bringt! Seid ihr wirklich gerüstet, die Zukunft, den hereinbrechenden Donner zu erwarten? Wird euch das ernste Riesenweib nicht im Champagnerrausch bei einem Zweckessen überraschen? Lernt die Freiheit wollen und ergreifen, ohne die Poesie wieder zu beschränken, und gestattet dieser schönsten Ausbildung des Göttlichen im Menschen ihre volle Natur und Entwickelung! Laßt sie, wo sie Behagen daran findet, durch Wälder irren und an Quellen träumen, laßt sie immerhin den Cultus der Liebe feiern, wahrlich, sie wird nicht fehlen in der großen Freiheitsschlacht und immer in dem Ringen nach Staat und Recht auch das Allgemeinmenschliche zu neuen Früchten und Gestalten entwickeln. Diese Begeisterung für alles edle Menschenthum eben ist es, welche den lyrischen Gedichten Mosen's, abgesehen von ihrem ästhetischen Werthe, einen noch ganz besondern Zauber verleiht. 28.

Die Pantheismusfrage.

Ungeachtet viele Zeitgenossen in den Bildungen der neuern deutschen Philosophie durchgängige Spuren des Pantheismus erkennen, wollen doch die Anhänger derselben, namentlich der Hegel'schen Philosophie, so wenig wie Hegel selbst, Pantheisten sein, sondern sie behaupten einen höhern Standpunkt gewonnen zu haben als Spinoza, der unter den Neuern am entschiedensten und bündigsten die Lehre hingestellt. So unter Andern hieß es vor einiger Zeit in einer Anzeige von L. Feuerbach's „Wesen des Christenthums":

„Der Pantheismus in der Form des Spinozismus ist überwunden durch die ganze Bewegung des philosophirenden Geistes von Leibnitz bis Hegel. Denn das Absolute wird nicht mehr als unbewegte Substanz gefaßt, der Denken und Ausdehnung inhäriren, sondern es wird begriffen als die sich selbst bewegende, d. h. ihre Unterschiede frei aus sich entlassende, aber dieselben in sich zurücknehmende und darin mit sich selbst zusammenschließende Substanz, d. h. als absolutes Selbstbewußtsein. Dieser Pantheismus ist also unendliche Selbstvermittelung der Substanz, und dadurch über den frühern Pantheismus erhaben. Wir können auch sagen: der Spinozistische Pantheismus faßt das Absolute nur als immanent, und darum nicht als sich selbstbewegend, der Pantheismus der gegenwärtigen Philosophie (der Hegel'schen), wenn man ihn so nennen will, begreift das Absolute als sich selbst zu allen Stufen des Lebens bestimmend, und durch seine Energie sich im unendlichen selbstbewußten Denken ununterbrochen zusammenfassend und in sich zurückkehrend. Dieser Pantheismus ist also gerade um das Moment der Transscendenz reicher, d. h. um die Kraft, über jede bestimmte Gestalt, die er hervorgebracht, durch seine Energie hinauszugehen und sich in diesem Proceß ewig zu erreichen."

Spinoza wird hier überwunden genannt, weil er das Absolute als unbewegte Substanz fasse, dem die Attribute inhäriren. Allein er hat nicht den Begriff der Inhärenz, sondern, wie eingestanden wird, der Immanenz, deren Wesensausdruck die Attribute Denken und Ausdehnung, mit ihren Modis Wille und Verstand, Ruhe und Bewegung sind; worin mithin nicht Selbstbewußtsein und Selbstbewegung sammt dem Hauptbegriff Hegel's, dem Proceß, fehlen. Es sagt freilich Spinoza, die unendliche Substanz, depositis affectionibus, in se considerata, habe weder Willen noch Verstand (also auch kein Selbstbewußtsein); allein dasselbe sagt auch Hegel vom An sich, welches erst durch Selbstvermittelung zum Für sich und Bei sich gelangt, abgesehen also vom Vermittelungsproceß weder Willen, noch Verstand, noch Selbstbewußtsein hat, und durch den Proceß der Menschengeschlechter zum Selbstbewußtsein sich vermittelt. Allerdings ist diese Vermittelung

der Substanz wesentlich, wie Affection, Attribute und Modi es der Spinozistischen sind. Wird demnach der Ausdruck in se considerata (An sich) gebraucht, so bezeichnet er eine Abstraction, welche das Wesen des Einen und Allen einer Absonderung von seinen Eigenschaften, Modis, Vermittelung unterwirft, und nach Hegel ein Sein — Nichts genannt werden mag. Spricht aber die obige Darstellung von Aus sich Entlassen, In sich Zurücknehmen, Sich mit sich Zusammenschließen, so sind dieses Raumbilder, welche das ursprüngliche Eine, sich selbst Gleiche, Denkende und Ausgedehnte, Wollende und Bewegende des Spinoza nicht überbieten, oder einen höhern Standpunkt beurkunden. Soll das Moment der Transscendenz als Bereicherung der Lehre gelten, so ist nicht einzusehen, wie das unendliche Eine und Alle über sich selbst hinausgehen kann, indem es durch diese Möglichkeit Ein Endliches wäre, und im Proceß seines Werdens ein Mehr würde, als es gewesen, also in seinen absoluten Hervorbringungen sich fortwährend nicht erreicht hätte.

Überhaupt sind die Gestaltungen der pantheistischen Lehre merkwürdig. Das All Eins, das Begriffensein der Dinge in Gott scheint höchst einfach und keiner abweichenden Formen fähig, die aber dennoch in Bezug auf den Dualismus des menschlichen Bewußtseins sich entwickeln. Sie wären etwa folgende:

1) Grundbegriff Sein mit Ausschluß des Werdens (Xenophanes);
2) Grundbegriff Werden mit Ausschluß des Seins (Fluß aller Dinge bei Heraklit);
3) Grundbegriff Seinwerden oder Werdensein.

Die letzte Form ist seit Spinoza herrschend. Immanent dem Seinwerden ist Ideales und Reales des Bewußtseins, Bewußtes und Bewußtloses, Geistiges und Körperliches, wie bei Spinoza Denken und Ausdehnung. Nur nach der ältern einseitigen Begriffauffassung möchten strenger Materialismus und Spiritualismus in den Pantheismus eingehen. Nämlich folgendermaßen:

1) die sinnliche Körperwelt ist das Werdende und Veränderliche, ein Bleibendes Unveränderliches ist Schein;
2) das Unsinnliche Substantielle ist das Seiende Unveränderliche, Werden und Veränderung sind Schein.

Für das Seinwerden haben Unveränderliches und Veränderliches, Sinnliches und Unsinnliches, Ideales und Reales gleiche immanente Bedeutung.

Inzwischen gestattet der immanente Proceß des Seinwerdens wieder eine doppelte Auffassung:

1) das Ideale wird aus dem Realen, das Bewußtvolle aus dem Bewußtlosen;
2) das Ideale offenbart, verleiblicht oder verwirklicht sich im Realen, das Bewußtvolle im Bewußtlosen.

Nach beiderlei Ansicht bleibt die Immanenz des Veränderlichen am Unveränderlichen und des Unveränderlichen am Veränderlichen. Deutsche Naturphilosophie hatte die erste Auffassung, neuerdings macht sich die zweite bei Vielen geltend. So sprechen die jüngern Reinhold und Fichte vom Wandelbaren am Unwandelbaren, vom Leiblichen als Wirklichkeit des Geistigen, beide unterschieden und nicht getrennt, zusammenhängend und nicht gemischt, im Verhältniß wie Allgemeines und Besonderes, auch Manifestation des Innern am Äußern, des Unendlichen am Endlichen, des Urbilds am Abbilde genannt. Nach der ersten Ansicht entsteht die Persönlichkeit als Erscheinung, nach der zweiten scheint sie durch in der entstandenen Wirklichkeit.

Für beide Auffassungen pflegt ein doppeltes Bild als Unterlage zu dienen, das Eine bezieht sich auf unmittelbar ergriffene Anschauungen des bewußten Lebens, und gewinnt die Begriffe von Ursache und Wirkung, Bildungstrieb und Gebilde, oder auch — mit Beziehung auf Naturerscheinung — von Emanation, Evolution, Involution; das Andere entspringt aus logischem Begriffverhältniß, aus Abstraction und Reflexion des Verstandes, und erzeugt die Bezeichnungen von Grund und Folge, Allgemeinem und Besonderm, einem Ganzen und seinen Theilen. Beide Bilderreihen verschmelzen auch wol miteinander, dann fallen zusammen Ursache und Grund, Wirkung und Folge, Bildungstrieb und Allgemeines, Gebilde und Besonderes; Ursache, Grund, Bildungstrieb, Allgemeines, als Ganzes; Wirkung, Folge, Gebilde, Besonderes, als Theile. Man könnte sonach einen Anschauungspantheismus, einen logischen Pantheismus und einen Doppelbildpantheismus unterscheiden. Zu letzterm werden die erstern leicht überschlagen wegen Vereinigung des Anschauens und Denkens im erkennenden Bewußtsein, und daraus entspringen die Reden vom allgemeinen und besondern Leben, vom Totalleben und Partialleben, von der ersten Ursache als Urgrunde, vom All als Grund und Ursache der in ihm enthaltenen Theile u. s. w. Selbst Hegel's zunächst logischer Pantheismus spricht von selbständiger Begriffbewegung, also von Ursachlichkeit, lebendigem Wirken, und der Anschauungspantheismus spricht von einem allgemeinen, unendlichen, das besondere Endliche bedingenden Urgrunde, sei dieser nun bewußtlos oder bewußtvoll, materiell oder geistig persönlich gedacht.

Verfolgen wir den Gang dieser pantheistischen Verschiedenheiten näher, so ist Eins und Alles Ausdruck der logischen Abstraction, welche schon bei jedem Begriff eintritt, daher auch der denkende Mensch zwanglos zu diesem Ausdruck hingeführt wird. Jeder Begriff ist ein Eins und Alles, das Letzte bedeutet ein Vieles, nämlich eben alles ihm Angehörige. Eine Menge von Begriffen — Einheiten und Allheiten — sind im Denken zusammengestellt, coordinirt und subordinirt, worin das Abstrahiren und Reflectiren des Denkens besteht. Den abstractesten Begriffen kann kein anderer Begriff unter einem noch abstractern coordinirt werden, ihnen steht blos ihre eigene Negation gegenüber, Sein dem Nichtsein, Etwas dem Nichts. Sein bezeichnet Alles was ist, die in ihm gesetzte Erkenntniß ist nur diese Setzung. Sein als höchste Abstraction von allem Seienden ist in seiner Einheit sich selbst gleich, ohne quantitative und qualitative Differenz. Jegliches Werden ist diesem Begriff unangemessen, weil es quantitative und qualitative Differenzen setzt, sonach die Abstraction aufhebt. Daher ist die Einheit des All nach strenger Auffassung des Xenophanes unveränderlich, ewig, weder begrenzt noch grenzenlos, weder beweglich noch unbeweglich, eine völlige Verneinung des Bestimmten, Verschiedenen. Als solche kann dieser Begriff zu keiner Erklärung des Verschiedenen gebraucht werden, trennt sich sonach von jeder Erfahrung, die ein Bestimmtes mit Unterschieden aufweist, und man muß letztere — nur das Sein als seiend gesetzt — mit Parmenides und Zeno für bloßen Schein halten. Der Name des streng logischen Pantheismus wird dem Eleatischen zukommen.

Gleichwol ist jede Erkenntniß ein Bestimmtes, unter Differenzen Gesetztes, die Einheit des All Aufhebendes, und macht sich als solches in der Erfahrung geltend, ebenso die Veränderung im Gegensatz zum Unveränderlichen. Wie ist diesem Widerspruche zu entgehen? Dadurch, daß man ihn als das Ursprünglichste voraussetzt, das Werden in das Sein hineinschiebt, das Bestimmte in das Bestimmungslose, das Viele ins Eine — was Spinoza gethan. Das All Eins ist dann Sein und Werden zugleich (Indifferenz und Differenz), die Bestimmtheiten gehören dem Letztern, welches aber auch das Erstere ist. Namentlich die bestimmte Differenz im Selbstbewußtsein zwischen Erkennendem und Erkanntem (Subjectiven und Objectiven) fehlt nicht dem Einen und Allen, sie ist nothwendiges Attribut desselben, heißt Cartesianisch bei Spinoza Denken und Ausdehnung. Vermöge solcher Einheit des Widersprechenden scheint eine Erklärung der Differenzen und des Bestimmten gewonnen, und das Sein der Erfahrung mit dem abstracten Sein der Speculation verschmolzen, besonders wenn die Attribute des Seinwerdens wiederum Modos zulassen, die mit Unterschieden der Erfahrung geradehin zusammenfallen. Um aber nicht die sich selbst gleiche Allgemeinheit des

Begriffs einzubüßen, woraus die pantheistische Ansicht hervorging, so wird das Werden selbst — welches doch endlich begrenzt ist — mit einem neuen Widerspruch unendlich gesetzt, und dadurch der frühere Widerspruch gleichsam verdeckt; sodaß nun unendliches Seinwerden, mit unendlichem Denken, unendlicher Ausdehnung, als speculative Lehre hervortreten. Auch der neue Widerspruch — unendliches Erkennen, unendliches Erkannte, sind gänzlich bestimmungslos — bedarf einer Deckung, und findet sie, wenn statt des Unendlichen — einer Verneinung aller Grenze, aller quantitativen und qualitativen Verschiedenheit — das Unbestimmte der Größe und Qualität des Werdens gesetzt, und zugleich mit ihm die Bestimmbarkeit, als logischer Grund des Werdens, der wirklichen Bestimmtheit, angenommen wird. Letztere ist dann natura naturata, jene natura naturans. Als Grund ihrer unzertrennlichen Einheit gilt die nothwendige Causalität des unendlichen Werdens in der Substanz des unendlichen Seins. Treffend sagte Hegel: der Widerspruch sei die Wahrheit der Speculation.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Gelehrte Reisen.

Es ist anerkennenswerth, daß das französische Ministerium des Cultus und Unterrichts der Durchforschung ferner Länder im wissenschaftlichen Interesse seine Aufmerksamkeit zuwendet. Wenn auch nicht alle Reisen dieser Art, welche in letzter Zeit auf Anregung und mit Unterstützung der französischen Regierung unternommen sind, auf gleiche Weise für die Wissenschaften ersprießlich gewesen sind, so geben solche gelehrte Unternehmungen doch immerhin der wissenschaftlichen Regsamkeit Nahrung, und im Allgemeinen ist ihr Gesammtresultat ein erfreuliches. Indem wir einen Blick auf die gelehrten Reisen, welche theils im Werke, theils vor kurzem beendet sind, werfen, kann es uns nicht in den Sinn kommen, hierbei irgend welche Vollständigkeit zu erzielen; denn ein Theil der Unternehmungen, welche auf Kosten und unter der Protection des Staats veranstaltet werden, kommt gar nicht oder nur unvollkommen zur öffentlichen Kenntniß, von andern aber werden die Berichte oft erst sehr spät veröffentlicht. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die Reise des gelehrten Lebas, dessen Einfluß bei der Leitung des Unterrichtswesens sehr bedeutend ist. Seine Reise erstreckte sich über Griechenland und einen großen Theil der Levante und wurde unter besonders günstigen Verhältnissen unternommen. Daher scheint denn das Ergebniß derselben auch sehr beträchtlich zu sein. Besonders reich soll, so viel man vernimmt, die Sammlung griechischer Inschriften ausgefallen sein, welche Lebas bei seiner Wanderung vorzüglich im Auge gehabt hat. Man spricht von 4000 Inscriptionen, die er an allen Orten aufgetrieben hätte und von denen die größere Hälfte noch ganz unbekannt wäre. Weniger ergiebig soll die Reise des Hrn. Charles de Ochoa — nicht zu verwechseln mit dem jungen Spanier, der sich durch die Herausgabe des gelehrten Katalogs der spanischen Handschriften auf der königlichen Bibliothek bekannt gemacht hat — gewesen sein; aber es steht zu erwarten, daß wir von diesem jungen Gelehrten doch wenigstens einige interessante Beiträge der unbekanntern Volksstämme Indiens erhalten werden. J. J. Ampère, der sich schon in verschiedenen Ländern Europas umgesehen und auch Kleinasien, freilich nur auf einem flüchtigen Streifzuge, besucht hat, ist im Begriff, eine Reise nach Ägypten zu unternehmen, welche vorzüglich der sorgfältigsten Untersuchung der Hieroglyphenüberreste gewidmet sein wird. Dieser verdiente Gelehrte wird, wie es heißt, seine Reise aus eigenen Mitteln bestreiten; indessen wird ihm, um dem Reisenden einige Erleichterung zu gewähren, von Staatswegen ein Zeichner beigegeben. Ampère hat sich bekanntlich in verschiedenen Wissenschaften umgethan, und überall hat er sich als einen scharfsinnigen, kenntnißreichen und gewissenhaften Forscher bewährt. Trefflich sind seine Darstellungen aus der nordischen Literatur, für deren Verbreitung in Frankreich er seit dem ersten Erscheinen des „Globe" vorzüglich thätig ist; auch den südlichen Literaturen hat er seine einsichtsvolle Aufmerksamkeit zugewendet und über den Entwickelungsgang des französischen Schriftenthums verdankt man ihm ebenso gediegene als umfassende Werke; ja in den schwierigsten Partien der orientalischen Linguistik hat er sich mit Erfolg versucht. So kann man denn von seinen neuesten Forschungen, die er schon seit geraumer Zeit in der Stille und ohne Geräusch verfolgt, Resultate erwarten, die am Probirsteine der Wissenschaft als gehaltreich befunden werden.

Zeitgeschichte.

Vielleicht ist es gerade die fast sprüchwörtlich gewordene Schwierigkeit der historischen Gestaltung und Darstellung der Zeitereignisse, welche unzählige Schriftsteller reizt und herausfodert, das fortwährende Drängen und Treiben der Zeit, in der wir leben, in immer neuen Werken zu schildern und darzustellen. Nur wenige Historiker, welche sich die Behandlung der neuesten Ereignisse zur Aufgabe gestellt haben, erfreuen sich eines so schnellen und vorzüglich eines so allgemeinen und so glänzenden Erfolgs als Louis Blanc. Andere derartige Werke erregen wieder nur deshalb die öffentliche Aufmerksamkeit, weil ihre Verfasser Antheil hatten an der Gestaltung der gegenwärtigen Verhältnisse und dabei eine bedeutende Rolle gespielt haben. Der größte Theil der Werke aber, welche der Geschichte der Gegenwart oder richtiger der nächsten Vergangenheit gewidmet sind, geht spurlos vorüber und fällt der tiefsten Vergessenheit anheim, wenn sich auch ihre Verf. den Anschein geben, als wollten sie die Räthsel der Gegenwart lösen. Wir fürchten, daß dieses Loos auch folgendem Werke zu Theil werde, welches einen wichtigen Abschnitt des gegenwärtigen Jahrhunderts mit einer gewissen Unparteilichkeit, aber doch nicht ergreifend und gründlich genug geschildert. Es führt den Titel: „Chûte de l'empire, histoire des deux restaurations jusqu'à la chûte de Charles X en 1830", von Ach. de Vaulabelle. Der erste Band erschien schon früher ohne Namen des Verf. und unter einem andern Titel, sodaß der jetzt erscheinende zweite Band sich eigentlich an den Anfang des Werks nicht recht anschließt.

Kritische Ausgabe von Labruyère.

Es sind in neuerer Zeit außerordentlich erfolgreiche Bemühungen angestellt, um den Text einzelner Werke der für classisch anerkannten Autoren, die man meistens auf Treue und Glauben für echt und authentisch angenommen hat, mit Hülfe der Original-Handschriften und älterer Ausgaben von groben Fehlern zu säubern und in seiner ersten reinern Gestalt wiederherzustellen. Wir erinnern hier an die zahllosen Reinigungen, welche Cousin mit eisernem Fleiße auf Grundlage werthvoller Manuscripte an Pascal's unschätzbaren „Pensées" vorgenommen hat. Andere Schriftsteller sind von andern kritisch gesinnten Herausgebern von den zahlreichen Veränderungen entkleidet, durch welche sie von unwissenden und taktlosen Händen im Laufe der Zeit entstellt waren. Wir erhalten jetzt eine neue Ausgabe von Labruyère's unvergleichlichen „Caractères", deren Text an mehr als einer Stelle von der Lesart der gewöhnlichen Ausgaben bedeutend abweicht. Der Herausgeber Lefèvre, dem man bereits eine Reihe von correcten, compacten und gefälligen Ausgaben der vorzüglichern französischen Classiker verdankt, hat bei dieser neuen Edition eine alte Ausgabe vom Jahre 1696, die nach Original-Manuscripten veranstaltet ist, zu Grunde gelegt. Diese neue Ausgabe, die mit einem gefälligen Äußern eine große Correctheit verbindet, hat somit kritischen Werth.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 30. —— 30. Januar 1843.

Portugal. Erinnerungen aus dem Jahre 1842. Mainz, Zabern. 1843. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Um seine Rechnung bei diesem Buche eines berühmten fürstlichen Touristen und Ritters der Legitimität zu finden, der, wenn sein Schwert Feiertag hält, die Feder nicht ungeschickt an die Arbeit sendet, darf man nicht zu viel davon erwarten. Wer sich aber damit begnügt, hin und wieder einen frischen, anregenden Gedanken, ein hübsches Bild, eine lebendige Scene in einem Buch anzutreffen, der wird davon befriedigt sein. Und dies ist um so achtbarer, als wir von unparteiischen Augenzeugen und auf ganz unzweifelhafte Art wissen, daß der Verf., Soldat von Beruf, zu den Bravsten unter den Braven gehört und zu den muthigsten Männern unserer Zeit zählt, und daß er im Lager eines selbst erwählten Herrn Thaten verrichtet hat, die seine tapfere Umgebung staunen machten. Wo dieselbe Hand Schwert und Feder, Lanze und Pinsel führt, sind wir von vornherein zu Neigung und Nachsicht gestimmt, und Beides gar nicht ohne Grund, denn eine zwiefache und heterogene Thätigkeit spricht zu uns wie von einem doppelten Menschengeist, der dem Geschlecht zur Ehre gereicht und an dem er Freude hat. Cäsar, Friedrich der Große und Napoleon waren in demselben Fall, und fehlt dem Verf. auch viel, um den Vergleich mit diesen Heroen zu ertragen, so hat er, wie gesagt, doch Anspruch auf unsere Nachsicht.

Das vor uns liegende Tagebuch fodert nicht gerade eine Prüfung der politischen Nieren des Verf., und da dies Thema überall unerfreulich ist, so übergehen wir es gern und betrachten in ihm nur den Reisenden. Von England her längs der Küste Portugals von Meerdampfrossen vorübergeführt, betritt er die Tajomündung und malt uns zunächst das großartige Panorama, welches hier aller Reisenden Entzücken ist. Er weist ihm seine Stelle an unter den berühmten Naturscenen und bezeichnet seinen Charakter gegenüber den Bildern von Neapel, Genua und Rio. Mit dem letztern hat diese Scene die allmälige Entwickelung gemein, während Neapel und Genua auf einmal überblickt werden und daher frappanter erscheinen. Lissabon, im Hintergrunde dieses Panoramas mit 43,000 Häusern amphitheatralisch über sieben Hügel ergossen, macht auf den Landenden, der an der schönen Plaça do Commerço aussteigt, einen tiefen und günstigen Eindruck. Ihre stellenweise Verödung, der Schmuz einiger Theile, die Monotonie ihrer Architektur werden erst später bemerklich. Von der Natur auf den Menschen übergehend, führt der Verf. uns zunächst einige anziehende Charaktere vor; die Landung Dom Pedro's, jenes rastlosen, stets beginnenden, nie endenden Fürsten, lehrt uns einen Theil der Männer kennen, die das Räderwerk der jüngsten Geschichte von Portugal in Bewegung setzten. Unter ihnen ragt der Herzog von Terceira durch Adel der Gestalt und der Gesinnung, durch Bravour und Einfachheit, Festigkeit der Grundsätze und angenehme Sitte, vor allen Dingen aber durch seine Abneigung gegen Alles, was Intrigue heißt, hervor. Graf Villaflor, jetzt Marschall-Herzog, stellt sich unter so viel erkünstelter Größe als ein wirklicher Heros, als ein beinahe antiker Charakter dar, und mit Vergnügen durchlesen wir den kurzen Abriß seiner Lebensgeschichte, wie der Verf. ihn gibt. Er oder Keiner ist die Stütze des heutigen Throns in Portugal, auf ihm beruht die Hoffnung aller Patrioten in diesem Lande, und es ist erfreulich, diesen Mann, dessen Degen und dessen Rath gleichsam das Schicksal Portugals sind, so einfach, so kindlich-heiter, so natürlich-menschlich zu finden, wie der Verf. ihn und sein Hauswesen uns darstellt.

Die Casen, Lissabons seltsames Fiakerfuhrwerk, die Hunderepublik, die Stadt und die Straßen, das Theater und die Frauen, welche der Reisende vielleicht mit etwas zu viel Galanterie behandelt, indem er ihnen die Vorzüge der Spanierinnen vereint mit denen der Französinnen beimißt, unterbrechen den Bericht seiner politischen Charaktere, die am Ende doch den wahren Werth seines Buchs in sich fassen. Wir wandern mit ihm nach Cintra, L. Byron's berühmtem Eden, das diesem Dichter und seiner allerdings herrlichen Natur einen europäischen Ruf verdankt. Hier lernen wir den Lehrer und Freund des Königs, Hrn. Dietz, und Lord Howard, den Polarstern der portugiesischen Politik, kennen, der die Diplomatik jedoch so „nonchalant" betreibt, daß er seine Villa zuweilen selbst gegen Depeschen seiner Regierung absperrt. Die Schlösser Queluz, der finstere Aufenthalt eines finstern Despoten, Necessidades, welche kaum

„Nothwendigkeiten" eines fürstlichen Haushalts darbieten, und in rascher Ansicht der König und die Königin werden uns vorgeführt. Vom König Ferdinand, dem wärmsten Freund, den die Nation besitzt, wird Das als eine Merkwürdigkeit hervorgehoben, daß er das Portugiesische mit so seltener Vollkommenheit spricht, daß nach dem Zeugniß aller Portugiesen auch nicht die geringste Spur eines fremden Accents wahrnehmbar ist. Die Königin ist eine Habsburgische Gestalt, blond, sanft, des Deutschen mächtig, ohne es jedoch zu sprechen.

Die Gärten und Quintas, das Heer, von dessen äußerer Erscheinung der Reisende sehr Empfehlendes berichtet, die kirchlichen Wirren, die Plage der entlassenen und pensionirten Offiziere, ein Hauptleiden des Landes, die politisirende Geistlichkeit werden uns dargestellt, worauf die Schilderung des zweiten der politischen Dioskuren Portugals, des Herzogs von Palmella folgt. Das Portrait ist minder günstig als das des Herzogs von Terceira; der 62jährige Staatsmann erscheint als ein kampfesmüder, lebemännischer Egoist, der nie politisirt, sich von den Geschäften fern hält und nur dem friedlichen Genuß seiner Ehren und Würden lebt in sichergestellter Popularität, ein italienischer Diplomat aus Machiavelli's berühmter Schule. Eine andere, auch uns leider nur zu wohl bekannte Notabilität, die wir neben ihm erblicken, ist der Nuntius Capaccini, der Heros in den Wirren der Kirche, der Stern der Geistlichkeit, der Mann, der wie Harmodius das Schwert im Myrthenzweige verborgen trägt; Costa Cabral und die politischen Parteien nehmen diesen Männern zur Seite Platz. Man darf nur diese Charaktere fest ins Auge fassen, um von den Elementen des Hoflebens und der Regierung in Portugal ein klares Bild zu erhalten. Die Skizzen der heutigen Zustände in diesem Lande, in denen der Verf. fortfährt, reichen hin, alle Lücken in unserm Wissen auszufüllen, das beständige Wanken und Schwanken der ganzen portugiesischen Erde wird uns klar; es fehlt an einem die Dinge beherrschenden Geiste. Man sei jedoch nicht zu freigebig mit dem Vorwurf wandelbarer Überzeugungen gegen die heutigen Staatslenker. Feste, unbewegliche Grundsätze sind eine achtbare Tugend, sit venia verbo; allein sie sind kein Zeichen eines scharfen Urtheils oder eines warmen Gefühls. Der scharfe, der feine und lebhafte Geist muß vielmehr in unserer Zeit der Widersprüche, indem er hüben und drüben den Misbrauch und und die Übertreibung richtig erkennt, mit seinen Sympathien fast nothwendig in ein beständiges Schwanken gerathen. Das „Juste milieu" ist in Wahrheit das Schiboleth unserer Zeit geworden, und den Erfinder desselben repräsentirt diese Zeit am besten. So starre Sympathien, wie der Verf. sie bekennt, sind daher fast eine Anomalie, und was ihm im Leben begegnet, hat er seiner exceptionnellen Stellung zuzuschreiben. Wer kann auch unwandelbar feststehen, wenn er seine eigenen Überzeugungen hier bis zur Übertreibung verzerrt erblickt oder seine Widersacher plötzlich im Recht sieht! Staatsmännische Festigkeit ist durch die Natur und die Art unserer Zeit zu einer Unmöglichkeit geworden, wenigstens für den Scharfsichtigen. Wer sie von sich behauptet, thut dies, weil er zu den Blinden gehören will. Es ist nicht sehr trostreich, aber wahr, daß der Sehende heutzutage häufig wanken muß.

Der Thiers Portugals, Costa Cabral, Jenem auch äußerlich ähnlich, ein Geist voll Willenskraft und Energie, ein Mann, dem Portugal unendlich viel schuldet, und der, sind die Umstände ihm ferner günstig, seine Wiedergeburt herbeiführen wird, erscheint in des Verf. Schilderung als ein Mann der Berufung und der Zukunft. Seine Lage ist allerdings seltsam und schwierig. Genöthigt, sich auf die Parteien zu stützen, die er bemächtigen möchte, ist er mächtiger in seiner Eigenschaft als Großmeister der Logen wie als Minister des Innern. Die feine geschliffene Form aller Portugiesen von Stande wohnt auch ihm bei; aber die Leidenschaft durchbricht oft diese Form, wenn er in der Kammer, in der er etwa dieselbe Stellung einnimmt wie Nothomb in der belgischen, Angriffe zu bekämpfen hat, wie sie freilich kaum ein Anderer erfährt, bei welchen es, so zu sagen, sich stündlich um Kopf und Kragen handelt. Politischer Muth, dermalen überall, vorzüglich aber in Portugal eine Seltenheit, erhebt den vierzigjährigen Minister über alle seine Gegner, und wahrlich es bedarf desselben, um einer Presse ohne Zügel und einer Kammer, in der trotz jener allgemeinen Geschliffenheit die maßlosesten Schmähungen an der Tagesordnung sind, zu widerstehen. Mit diesem Muthe verbindet sich eine Mäßigung, die in der Epoche, wo Costa Cabral Dictator des Reichs war, in der That bewunderungswürdig erschien. Seine Verdienste als Minister des Innern sind unermeßlich; er hat, der Erste seit Pombal, wieder einen Anfang zu einer geregelten Verwaltung gemacht.

Lebendig und anziehend sind die Zeichnungen, welche der Verfasser von der Corteseröffnung, von den Persönlichkeiten der Wahl- und der Erbkammer Portugals uns darbietet; für solche Schilderungen ist der Verf. offenbar ungemein begabt. Zuerst die Pairskammer, unwürdig im linken Flügel des Klosters von S.-Beato in einer kleinen, schmucklosen Halle, ohne Logen, zusammengedrängt. Hier sehen wir den unermüdlichen Schreier Graf Taipa wüthende Vorwürfe gegen das Ministerium so oft und so unaufhörlich schleudern, daß der alte Herzog von Palmella ihn bisweilen erinnern muß, auch einmal einen andern Redner zu Worte kommen zu lassen. Daneben leiert Graf Lavradio seine unerhörten Schmähungen im heisern Conversationston halblaut her, wodurch sie um so empfindlicher wirken; der Herzog von Palmella spricht einige Worte mit lebhafter Gesticulation, jedoch ohne Würde; dazwischen flötet der schöne Marquis von Loulé, der Liebling der Königinnen, einige zierliche Worte. Der alte zusammengeschossene General Sa da Bandeira, der taub ist und die Reden seiner Gegner von ihren Lippen liest, gebehrdet sich unerklärlicherweise als Chef der Septembristen, stottert und sagt das Gegentheil von Dem, was er sagen will,

wiewol er ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen ist. Und alle diese Herren vergessen, daß sie dem geschmähten Costa Cabral ihre Existenz verdanken, daß ohne ihn von einer Erbkammer in Portugal die Rede nicht wäre. In der Deputirtenkammer geht es noch schlimmer her. „Unter deiner Verwaltung ist alles Concussion und Bestechung“, ruft ihm ein Oppositionsglied entgegen. „Unter der deinigen wurde noch viel ärger gestohlen“, lautet die Antwort. „Nein, du bist der wahre Dieb“, klingt die Gegenrede u. s. w. Unter solchen Angriffen würde selbst Thiers nicht mehr fein und höhnisch lächeln, er würde donnern wie sein Abbild Costa. Alle diese Redensarten sind natürlich nur für die Presse und die Massen berechnet, die sie applaudiren. Das verkehrteste unter allen aber ist das Wahlsystem, welches diese Deputirten sendet. Es steht so ziemlich fest, daß das Ministerium, mittels gut angewendeter Weinspenden, Tabacksregien und Ämter, die Deputirten selbst ernennt, aber um der Presse willen genöthigt ist, die Versammlung mit einigen selbstgewählten Gegnern zu versorgen, welche Opposition machen müssen. Von einem so verkehrten System haben wir Deutsche freilich kaum eine Vorstellung, wir, die wir jedes Ding *ernst* nehmen und wollen, daß das Gesetz eine „Wahrheit“ sei.

(Der Beschluß folgt.)

Die Pantheismusfrage.

(Beschluß aus Nr. [illegible])

Spinoza hat diese unlogische Haltung des logischen Pantheismus durchgeführt und unterscheidet sich dadurch von den Eleaten. Es wird nun die Nacktheit desselben und der nicht ganz zu verdeckende Widerspruch des abstracten Seins und abstracten Werdens einer bildlichen Anschaulichkeit entgegenstreben, die manchen Pantheisten genehm gewesen. Dazu dienen, damit die Anschaulichkeit einen speculativen Charakter nicht verliere, gewisse abstracte Begriffe, die mit der Erfahrung genau zusammenhängen, und obgleich sie selbst nicht anschaulich sind, dennoch für anschaulich gelten. Sie sind Zeit und Raum, als das Begriffmaß anschaulicher Bewegung, dadurch im Zusammenhange mit dem Anschaulichen, und zugleich abstract genug, um sich dem abstracten Seinwerden anzuschließen. Hierauf fußt die Emanationslehre (Fließen ist Bewegung in Zeit und Raum), überhaupt alles Ausfließen, Zurückfließen, Aus sich entlassen, In sich zurücknehmen u. s. w. bei Kabbalisten, Neuplatonikern, heutigen Philosophen; sei es nun, daß aus dem Vollkommensten das Unvollkommene hervorgehe, aus dem Ensoph die erste Welt, zweite Welt u. s. w. — oder aus dem Unvollkommenern das Vollkommenere werde, aus dem dunklen Urgrunde die helle Gestaltung, stets aber zusammenhängend, immanent mit dem Ursprunge. Die Ausdrücke *Selbstoffenbarung*, *Selbstobjectivirung* sagen Dasselbe, nur in einem andern Bilde, nämlich dem Bilde des menschlichen Thuns und Schaffens; sie können auch, hineingeschoben in den allgemeinen Begriff der Causalität oder des nothwendigen Werdens, mit Emanation und Evolution in Zeit und Raum Verbindung eingehen. Um aber Zeit und Raum in ihrer Bestimmtheit nicht der Empirie gleich gelten zu lassen, geschieht die Emanation, Evolution, oder Selbstoffenbarung, Selbstobjectivirung, in *ewiger* Zeit, *unendlichem* Raum, d. h. im Widerspruch, denn Ewigkeit ist Negation aller Zeit, sowie Unendlichkeit Negation alles Raumes. Vermittelnd für beide wird hier wieder die *Unbestimmtheit* der Größe eingeschoben, und aus dieser Unbestimmtheit entstehen dann bestimmte Dinge in Differenzen von andern; durch Hülfe des Bildes gewinnt das abstracte Werden gleichsam Anschaulichkeit, es entsteht aus unbestimmter Zeit und unbestimmtem Raume ein bestimmt Zeitliches und Räumliches, und die Nothwendigkeit des Geschehens ist Grund des Geschehenen.

Formen des bildlichen Pantheismus wären der *Materialismus*, welcher eine unbestimmte Materie in Raum und Zeit als das Erste, der *Intellectualismus*, welcher ein unbestimmtes Erkennen, unbestimmten Verstand als das Erste setzt; dann die *Identitätslehre*, welche ein unbestimmtes *Weder-Noch* an die Spitze stellt. Selbstobjectivirung ließe sich für alle Formen gebrauchen, Evolution entspricht zunächst dem Materialismus, Emanation etwa dem Intellectualismus, Heraustreten aus dem Absoluten der Identitätslehre. Auch haben die Bilder gewechselt, miteinander sich vermischt, und in Folge davon die Formen gleichfalls. So lautet das Bild der Evolution (oder Involution) und des allmäligen Fertigwerdens der Natur wie der höchsten Intelligenz für die Identitätslehre materialistisch.

Ganz aller Bilder ledig wird schwerlich eine Philosophie. Selbst bei dem unbildlichen Spinoza sind Zeit und Raum (in den Attributen des Denkens und der Ausdehnung) kenntlich. Hegel spricht von *Bewegung* des Begriffs, Herbart vom *Steigen* und *Sinken* der Vorstellungen; ja schon die Definition des Pantheismus, als Begriffensein der Dinge *in* Gott, setzt den Raum als Bild, und Dasselbe thut die entgegengesetzte Lehre des Seins der Dinge *außer* Gott. Auch die Sprache führt dies herbei, nur darf ein Philosoph sich hüten, zu viel Gewicht auf Bilder zu legen.

Wenn daher Tholuck einen Pantheismus des *Begriffs*, der *Phantasie*, des *Gefühls* unterscheidet; zum ersten die Eleaten Spinoza, Fichte, Hegel zählt; zum zweiten die Kabbalisten und Neuplatoniker, so ist allerdings ein Unterschied hervorgehoben; nur bleibt zu erinnern, daß *jedes* pantheistische Bild der Phantasie angehört, und die Kabbalisten und Andere blos deswegen mehr Phantasten heißen, weil sie eine immaterielle Intellectualwelt an den Anfang setzen, und Personificationen in derselben annehmen, die vom sinnlichen Gewahrwerden des Seins im Raume entlegener scheinen, wiewol eine unbestimmte Materie ebenso unanschaulich ist als geistige Persönlichkeit. Im mystischen Pantheismus des Gefühls mischen sich Pantheismus und praktische Gesinnung. Letztere nämlich kommt im Pantheismus nicht zur Sprache, der aus Speculation entsprang, die praktische Gesinnung dagegen führt auf eine dualistische Lehre, wie bei Sokrates und Plato. Ihr ist Bewußtsein der Freiheit das Erste, eine Erhebung über Naturdinge, eine Herrschaft über sie nach Zwecken und Absichten. Das Werden und Sein der Handlungen findet seinen Grund in selbstbestimmender Persönlichkeit, dem Gegensatz der Spinozistischen Nothwendigkeit. Mit Zweck und Absicht ist zugleich der Unterschied des Guten und Bösen gesetzt, als etwas *nicht* dem bloßen Eins und All des Seins und Werdens *Immanentes*, sondern *Übergeordnetes*, wofür die Bilder des Raums, der Zeit und der Bewegung unzulänglich erscheinen. Gott, als die höchste Freiheit, Selbstbestimmung, Herrschaft nach guten Zwecken, ist theistisch die höchste Persönlichkeit, nicht identisch mit der Welt, sondern ihr Urheber, Schöpfer, für dessen Schaffen kein Bild der Emanation, Evolution u. s. w. zu gebrauchen. Wenn Mystiker im lebendigen Gefühle diese Überzeugung festhalten und speculativ dieselbe weiter verfolgen, so führt das Bedürfniß der Speculation auf pantheistische, dem Theismus ursprünglich fremde Bilder und geht in dieselben über. Wie wenig überhaupt der Bilder zu entrathen, zeigt der Ausdruck eines *überweltlichen* Gottes, der auf Raum sich bezieht, und doch theistisch nur den Sinn haben kann, in welchem wir von der menschlichen Freiheit als einer über Sinnennatur erhabenen reden, womit keine räumliche Erhabenheit, sondern eine geistige, vom Räumlichen verschiedene ge-

meint wird. Der Begriff von Selbstoffenbarung bleibt dieser theistischen Speculation nicht fremd, inwiefern die Zwecke der Gottheit und ihre Vorsehung in der geschaffenen räumlichen Welt sich kund geben, nicht inwiefern das Wesen Gottes sich in derselben selbst objectivirt, emanirt, evolvirt.

Kraus setzt dreierlei Formen des Pantheismus: den logischen, dessen Urgrund das Sein, den dynamischen, dessen Urgrund die Kraft, den Spinozistischen, dessen Urgrund das Ganze. Ihm scheinen hierbei die Eleaten und Heraklit vorgeschwebt zu haben. Der dynamische steht mit der Freiheitslehre in Beziehung. Kraft ist ein Begriff, den der Mensch durch das Bewußtsein eigener freier Wirksamkeit gewinnt, sowie den Begriff Causalität überhaupt. Verlegt ins Räumliche und Zeitliche und abstrahirt von ihrem Ursprunge, der Selbstbestimmung, sind diese Begriffe aufgefaßt als nothwendiges dynamisches Werden, als Emanation, Evolution u. s. w. — wobei Zweck und Absicht und die Bedeutung des Guten und Bösen fehlen. Hiernach wäre das Dynamische ein Lemma aus der Freiheitslehre des Theismus, umgebildet für pantheistischen Gebrauch; Ganzes aber und Theile bezeichnen ein logisches Verhältniß, und der Spinozistische Pantheismus wäre immer ein logischer, könnte also demselben nicht beigeordnet sein.

Aus diesem Allen erhellt, warum die Formen des Pantheismus selten rein geschieden hervortreten, sondern auf mancherlei Art sich untereinander mischen, wobei nicht allemal leicht ist, die eigenthümliche Mischung zu finden, und gesetzt, es fände sie Jemand, warum denn die Inhaber versichern, es sei nicht das Rechte? Das Schwankende der Formen wird um so schwerer vermieden, weil die Sprache, als Tochter des Logischen und Bildlichen, stets dazu Gelegenheit gibt. Hierin suche man den Grund des Hin- und Herredens über Pantheismus, der Beschuldigungen und Verleugnungen, denen auch die scharfsinnige Untersuchung Jäsche's und ihre historische Durchführung kein Ende machte, wie schon Ritter's Gegenschrift beweist.

Während deshalb Manche der Zeitgenossen ohne Hehl zum Pantheismus sich bekennen, wollen Andere ihn überwunden haben oder hoffen ihn zu überwinden, und es kommt zu fragen: ob Jemand, z. B. Goethe, ein Pantheist gewesen oder nicht. Michelet erklärt: „Feinde der Philosophie nennen die Behauptung der Immanenz des Göttlichen Pantheismus. In diesem Sinne ist aber jede wahre Philosophie Pantheismus, und über den Namen wird sie nicht hadern wollen, obwol sie weit entfernt ist, Alles zu Gott zu machen, indem sie vielmehr Gott nur als den Einen in Allem sehen will." Dagegen sagt J. H. Fichte: „Hegel ist nicht über die Immanenz hinausgekommen, hält den Erdgeist für den Weltgeist." Seien wir gerecht: der Philosophie ist ein Verkehr mit Begriffen, und zwar den abstractesten, natürlich; sie findet auf ihrem Gebiete den Pantheismus, kann zugleich mit Begriffen nicht über Begriffe hinaus; inzwischen merkt der Philosoph, daß er mehr sei als seine Begriffe, und daß diese noch weniger ausreichen für seinen Gedanken des höchsten Wesens. Er ringt mit der Sprache, und sieht sich von ihr in den Begriffskreis wieder hineingezogen, er sucht Bilder, und sie geben kein Genüge; ein fortwährendes Ansetzen und Absetzen durchdringt die Geschichte seiner Wissenschaft, oder ist am Ende diese selbst.

Religion inzwischen wurzelt unvertilgbar im menschlichen Bewußtsein, für unsere abendländische Welt das Christenthum. Christliche Überzeugung ist nicht aus Philosophie hervorgegangen, und noch weniger aus dem Pantheismus. Sie kommt aber mit beiden in Berührung, sobald sie als eine bestimmte Lehre und im Gegensatz mit heidnischer Vorstellungsweise verkündigt und fortgepflanzt wird. So sagt der Apostel Paulus den Athenern (Apostelgeschichte, 17, 28): „In Gott leben, weben und sind wir"; und wo von mancherlei Gaben der Gläubigen die Rede ist (1. Kor., 12, 4—7): „Gott wirkt Alles in Allem"; ja es heißt (Eph., 4, 6): „Ein Gott und Vater unser Aller, der da ist über Euch alle und durch Euch Alle, und in Euch allen" (Röm. 11, 36): „Von ihm, und durch ihn und in ihm sind alle Dinge." Die Ausdrücke lauten ganz pantheistisch, wiewol doch schwerlich Pantheismus der Inhalt des Christenthums sein möchte. Begriffe und Worte folgen ihren Gesetzen, auch wo sie auf das Unbegriffene und Unaussprechliche hinweisen. 24.

Miscellen.

Die Juden, welche bei den Römern überhaupt wenig galten, standen besonders bei denselben in üblem Geruche im eigentlichsten Sinne des Worts. Ammianus Marcellinus nennt sie „foetentes Judaeos", und Martial setzt „den nüchternen Hauch der Sabbathfeirer (jejunia sabbatariorum)" unter die übelsten Gerüche. Der Jesuit Rader in seinem Commentar zu dieser Stelle gibt jedoch, unter Bezugnahme auf die Gedichte des Bischofs zu Poitiers Fortunatus (gest. zu Anfang des 7. Jahrhunderts), die fromme Versicherung:

„Abluitur Judaeus odor baptismate divo."

Rutilius hingegen in seinem „Itinerarium" *) thut, nachdem er über die „obscoena Judaeorum gens" und ihre Religionsgebräuche heftig losgezogen, den der Emancipation der Juden höchst ungünstigen Wunsch:

Atque utinam numquam Judaea subacta fuisset
Pompeii bellis imperioque Titi!
Latius excisae pestis contagia serpunt,
Victoresque suos natio victa premit.

Der römische Satiriker Juvenalis bespöttelt in seiner 14. Satire die den Juden von Moses gegebene Vorschrift:

Non monstrare vias, eadem nisi sacra colenti:
Quaesitum ad fontem solos deducere verpos.

Was soll man nun aber in unserer Zeit zu der Lehre sagen des katholischen Pfarrers zu Bilk, A. J. Binterim, Doctors der Theologie und Mitglieds der katholischen Akademie zu Rom, der in seinen zu Mainz herausgekommenen „Denkwürdigkeiten der christkatholischen Kirche aus den ersten, mittlern und letzten Zeiten" die Gemeinschaft der Katholiken mit Protestanten in kirchlichen Dingen gänzlich verwirft, so zwar, daß er es dem Katholiken zur Sünde anrechnet, mit einem Protestanten zu Tische zu beten oder einem sterbenden Protestanten zur Erquickung auf dem letzten Wege einen Prediger seiner Confession herbeizurufen, oder einem römischen Priester, wenn er einen protestantischen Prediger „Herr Bruder" oder „Herr College" nennt.

Der Arzt Simon Pietre zu Paris (gest. 1689) verordnete in seinem Testamente, man solle ihn nicht in der Kirche begraben, damit die Ausdünstung seines Leichnams den Lebenden nicht schädlich werde. Sein Sohn, Philipp Pietre, Advocat zu Paris, ließ deshalb seinem Vater auf dem Kirchhofe die ehrenvolle Grabschrift setzen: „Simo Pietreus, Doctor Medicinae Parisiensis, vir pius et probus, hic sub dio sepeliri voluit, ne mortuus cuiquam noceret, qui vivus omnibus profuerat."

Der Papst Benedict XII. (gest. 1341) hatte wegen seiner unerschütterlichen Beharrlichkeit bei Dem, was er für christlich hielt, die Liebe der Geistlichkeit verwirkt. Sie setzte ihm die Grabschrift:

Hic situs est Nero, laicis mors et vipera clero,
Devius a vero, cupa repleta mero. 2.

*) Von diesem „Itinerarium" ist erst neuerlich eine französische Übersetzung mit Commentar erschienen von F. Z. Collombet (Paris und Lyon 1842).

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 31. —— 31. Januar 1845.

Portugal. Erinnerungen aus dem Jahre 1842.
(Beschluß aus Nr. 30.)

Von den Kammern springt der Verf. auf den Marstall über, noch jetzt einer der schönsten in Europa, wiewol die 2000 Pferde, welche Johann VI. noch hielt, auf etwa 200 zurückgebracht worden sind. Die Könige von Portugal unterhielten diesen kolossalen Marstall von Alters her zur Bequemlichkeit ihrer sämmtlichen Fidalgos, die Jahr aus Jahr ein sich desselben nach Belieben bedienten. Auf solche Art wurden die Revenuen Indiens verbraucht! Eben dieselben Fürsten sind im Besitz einer merkwürdigen Wagensammlung, wie sie gewiß nirgend sonst gefunden wird. Hier sind noch die Prachtcarrossen des Königs Alfons Henriquez (starb 1185) mit sieben venetianischen Spiegelgläsern und schönster Goldbronze verziert, des Königs Denis (starb 1325) Galawagen, die der Infantin D. Maria, Tochter Philipp's V. und unzählige andere, bis auf Johann VI. herab zu sehen; in der That eine Merkwürdigkeit. Unermeßlich wie der Marstall, dem der Herzog von Terceira vorsteht, war vordem der Hofstaat. Die jetzige Königin war mit ihrem Gemahl längst darüber einig, daß diesem Unwesen ein Ende zu machen sei, das sich wie eine schwere Kette dem einfachen Fürstenpaar fühlbar machte. Der König konnte sich jedoch nicht entschließen, sie zu brechen. Da benutzte die Königin einst seine Abwesenheit, und ein geringes Versehen im Hofhalt verabschiedete diese ganze unzählbare Servidumbre auf einmal, und seitdem ist der portugiesische Hofhalt der einfachste und bescheidenste, den es gibt. Diese Freiheit zu erlangen fehlt es wol selbst sonst hochachtbaren Fürsten an Muth; eine junge Königin besiegte sie darin.

Die Gräfin Hahn-Hahn hat uns schon von der Zahmheit der portugiesischen Stiergefechte ein lebendiges Bild gegeben; der Verf. stimmt mit ihr dahin überein, daß sie nur eine matte Abschattung der spanischen Stierkämpfe sind, für welche unser Berichterstatter übrigens eine große Vorliebe bekundet. Wir müssen ihm zugeben, daß der Reiz der letztern groß ist. Die architektonische Reise durch die Kirchen Lissabons erließen wir dem Verf. gern. Portugal ist ein Land ohne Kirchthürme; Lissabon hat keinen nennenswerthen, das große Oporto besitzt nur einen Thurm — es ist dies wol eine Folge der Erdbeben. Unter den bunten Kirchen der Hauptstadt macht nur die Kathedrale (Sé) überhaupt einen Eindruck. Anziehender sind die Schlösser, unter denen das alte maurische Königsschloß zu Cintra architektonischer und historischer Merkwürdigkeiten voll ist, und an dem von Johann I. ab fast alle portugiesische Könige fortgebaut haben. Hier ist der berühmte Wappensaal, mit den Wappenschildern der 74 ältesten Adelsfamilien des Landes, ein herrliches Museum, einzig in seiner Art, und noch heute macht es den Stolz der Erben jener Namen aus, ihr Wappen in Cintra zu haben; hier ist die kleine Zelle, in der Alfons der Siegreiche 15 Jahre lang so unablässig auf und abschritt, daß die Spuren seiner Schritte sich für immer in dem Steinboden abdrückten; hier ist das Korkkloster mit den Bildnissen der Vicekönige von Indien, jener langen Heldenreihe großer Persönlichkeiten, wie Vasco de Gama, Albuquerque, Juan de Castro, deren Ruhm im Munde des Volks noch heute lebendig ist; dann Penha, Juan de Castro's Landsitz, der Preis unzähliger Siege, und endlich das unermeßliche, wüste, unvollendete Mafra, das die Silberflotten Amerikas verschlang, als die Könige von Portugal in falscher Schätzung ihrer ausgedehnten aber öden Gebiete mit den mächtigsten Fürsten der Erde zu rivalisiren unternahmen.

Über alle diese von dem Verf. mit leichter Feder geschilderten Gegenstände gehen wir flüchtig hin, um ihm auf seinem Ausfluge nach Figueira aveiro, Guimaraes und Oporto zu folgen, der an anziehenden Bemerkungen reich ist. Über Kloster Busaco, Pombal und Leiria, die Klöster Batalha und Alcobaça kehrt er nach Lissabon zurück. Coimbra macht ihm ganz den Eindruck einer mittelalterlichen deutschen Stadt, mit ihren hohen Giebeldächern, vorspringenden Erkern, kleinen Fenstern und dem halbgeistlichen Costume ihrer Studenten, dem Stolz des Ortes. Die Gleichgültigkeit des Volks gegen die Politik, außerhalb der beiden Hauptstädte des Landes und abwärts vom Meere, zeigt sich auch in Coimbra, wo die Studenten ganz den Lebensformen deutscher Studenten ergeben scheinen uud von der Politik nicht mehr Notiz nehmen als dies in Rostock oder Greifswald geschieht. Oporto macht mit seinem großartigen Handelsleben einen bleibenden Eindruck; hier fehlt es nicht an zahlreichen deutschen Etablissements, die im

Ruf des Reichthums stehen. Die Landschaft nach Braga hin ist ziemlich reizlos, die berühmte Kathedrale aber verdient einen Besuch. Von hier vertiefte der Reisende sich in die Schatten der Pinien und Cypressen, welche die Sierra von Busaco erfüllen, die eine Menge der schönsten Naturscenen bei großer Armuth der Bevölkerung darbot. Endlich wurde das unvergleichliche Batalha, das Denkmal des Sieges von Albusarote im Lenathal erreicht, und machte auch auf den Verf. den Eindruck eines der vollendetsten Bauwerke aller Zeiten und aller Länder. Obwol der Plan des Erbauers verloren ging, und von Johann I. bis Alfons V. nach sehr verschiedenen Ideen daran fortgebaut wurde, macht das Ganze durch Kühnheit und Schmuck doch den mächtigsten Eindruck, in dem es dem Dom von Mailand nicht nachsteht. Hier ruhen in einem Gruftsaal Inez und Pedro und ihre drei Kinder. Alcobaça ist nur drei Leguas von Batalha entfernt, und zu Villa nova da Rainha nahm der Dampfer Sartorius die Reisenden in Empfang und führte sie in einem Tage nach Lissabon zurück. Die Erfindung der Dampfschiffe hat besonders der Reisende in der Pyrenäischen Halbinsel zu segnen.

Wir kommen zum Schlußcapitel des Verf., seiner „Heimfahrt". Die Zeitungen der halben Welt haben der bedenklichen Abenteuer erwähnt und sie mit Dichtungen ausgestattet, welche den Reisenden, dem Fürsten Lichnowsky und Grafen Teleky, auf dieser Heimreise in Barcelona zustießen. Wir wollen daher bei diesem Berichte des Fürsten etwas länger verweilen, um das Unserige zur Berichtigung der Thatsachen beizutragen. Der Verf. war von Lissabon mit einem Paß der englischen Gesandtschaft, von dem spanischen Gesandten für mehre Küstenstädte, auch für Barcelona visirt, abgereist. Im Fluge wurden Cadiz, Sevilla, Cartagena, Valencia besucht, und der schlecht gehaltene französische Dampfer Phénicien trug die Reisenden nach der Rhede von Barcelona, das damals in der Gewalt des später so viel besprochenen Schleichhändlers Zurbano stand. Ahnungslos steigen die Reisenden an das Land, allein ein Negerschiffscapitain hat den Behörden bereits hinterbacht, daß ein karlistischer General Barcelona betreten habe. Vor den Xefe politico geführt, wurde der Reisende nach einigem Hin- und Herreden sich selbst überlassen, und nachdem der preußische Generalconsul d'Ogny intervenirt, wurden ihm die Entschuldigungen der höchsten Behörden der Provinz unter allen möglichen Zusicherungen überbracht. Hiermit zufrieden und ohne alles Mistrauen, kehrten die Reisenden am folgenden Tage in die Stadt zurück, als sie am Thor verhaftet und von neuem vor den politischen Chef geführt wurden, der nun den Fürsten für seinen Gefangenen erklärte. Umsonst waren Protestationen und Cautionserbietungen des würdigen Consuls; umsonst die Berufung auf das eigene Wort des politischen Chefs, Gutierrez; man berief sich darauf, daß der Fürst die Waffen in Catalonien geführt, auf den Zustand des Landes, und die Entscheidung in Madrid. Das erste den Reisenden — Graf Teleky blieb freiwillig — angewiesene Gefängniß war ihr Hôtel. Allein im Volke hatte sich das Gerücht verbeitet, der Gefangene sei Niemand anders als Cabrera selbst; und die Pöbelmassen — es war Sonntag — bedrohten den Gasthof mit Sturm. Vergeblich ist es, daß der Fürst sich vom Balcon dem Volke zeigt; denn er wird als karlistischer Anführer erkannt, und die Gefahr wird nur drohender. Es bleibt endlich nichts übrig, als ihn heimlich in das feste Staatsgefängniß San-Paolo, unter Schloß Montjuy, zu entführen. Hier, mit 140 Banditen und schweren Verbrechern aufbewahrt, von diesen mittels einiger Dutzend „cigarros puros" sich täglich einige Stunden Ruhe erkaufend, sonst aber gut behandelt, brachte der Verf. in guter Laune die Tage zu, bis der Pöbel ihn vergaß und der Eilbote von Madrid mit einer Misbilligung des Geschehenen zurückkam. Das Bedenkliche in seiner Lage war nur, daß Zurbano täglich erwartet wurde, und daß dieser Dictator die Vollmacht hatte, jeden Karlisten vor ein Kriegsgericht zu stellen und ohne weiteres erschießen zu lassen. Den Verf. focht dies jedoch nicht an, Jugend und Muth ließen ihn das drohende Geschick vergessen, und er schildert die Tage seiner Haft mit freier und froher Laune. Endlich, nach 15 Tagen kam der Freiheitsbote von Madrid, und Hr. v. Lesseps führte den Geretteten auf die französische Fregatte Venus, mit der er nach fünftägigem Sturm in Toulon landet. Wir dürfen dies Schlußcapitel eines mit Geist und Geschmack geschriebenen Buchs, in dem die beliebte aristokratische Sprachmengerei sich nur etwas zu breit macht, als anziehend und befriedigend bezeichnen und wollen dies Prädicat mit gutem Gewissen selbst rückwärts auf die ganze Schrift hiermit ausgedehnt haben. 19.

Gedichte des blinden Heinrich Weiße.*)

Das Vorwort dieser kleinen Gedichtsammlung sagt uns, daß der Verf., aus Elbing gebürtig, jetzt 25 Jahre alt, seit seinem achtzehnten Jahre erblindet ist, und daß er diese Sammlung herausgebe, um dadurch Mittel zur Erlangung einer ihm noch mangelnden gründlich wissenschaftlichen Bildung zu gewinnen, vermöge deren es ihm künftig vielleicht möglich werde, im Lehrfach eine seinen übrigen Kräften angemessene Stellung im bürgerlichen Leben sich zu erringen.

Das ist ein Motiv, welches der Kritik von selbst die Hände binden müßte, und was wäre verzeihlicher, als wenn sie durch die Vorstellung von der traurigen Stellung eines blinden Dichters zur Milde oder gar zum Lobe seiner Gedichte sich gedrungen fühlte. Was aber wäre unverzeihlicher, als wenn sie einen jungen Mann um seines Unglücks willen lobte und zu einer Laufbahn aufmunterte, für die seine Kräfte nicht gewachsen sind? Auch der Blinde, wenn er als Dichter vor das Publicum tritt und als solcher dessen Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, hat eine Verpflichtung, sich den gültigen Gesetzen zu unterwerfen. Zu unserer Freude darf die Kritik ihm ermunternd die Hand drücken und dem Publicum zurufen: Hier ist ein Talent, welches du beachten und pflegen solltest,

*) Berlin 1843. Im Verlage des Verfassers. Zu beziehen durch die Deutsche Verlagshandlung (C. G. v. Puttkammer) in Berlin.

auch wenn du nicht durch das Unglück, welches es begleitet, dazu angeregt würdest.

Unser blinder Dichter ist kein Homer, auch kein Ossian. Ein Homer und ein Ossian wären Beide überhaupt Unmöglichkeiten für unsere Zeit. Aber es ließe sich denken, daß ein blinder Dichter alle disharmonischen Töne der Unzufriedenheit und der Zerrissenheit aus seiner wunden Brust ertönen ließe, daß er ein weltstürmender Sänger des Weltschmerzes würde. Auffoderung dazu liegt nahe genug, wenn er in seiner Dunkelheit über die verführischen Lieder brütete, welche Dichter, denen Gott das Augenlicht schenkte, so mächtig gerade jetzt ertönen lassen. Aber er hat diese Auffoderung an sich vorübergehen lassen, und wir hören Lieder, mehr Stimmungen aus einem milden, *reinen* Herzen, die wohlklingend, selbst einschmeichelnd wieder zu *unsern* Herzen dringen:

Da stehst du unter der Thür
Und reichst mir noch einmal die Hand; —
Sie zittert. — Was ist es mit dir?
Was macht dich dem Fremden verwandt?

Ich sagen kann ich's dir nicht,
Was dieses Zittern mir gilt;
Wie tief aus der Seele es spricht,
So tief hat den Sinn mir's erfüllt.

Jetzt schließet sich knarrend das Thor
Und trennt mich für heute von dir.
Ich blicke zum Himmel empor —
Er ist dunkel, doch licht ist's in mir.

Er ist ein Dichter, dem einst das helle Sonnenlicht geleuchtet hat, und die Klarheit ist in seiner Seele geblieben. Das weht durch alle seine Versuche, und gibt ihnen einen rührenden Klang. Sehnsucht und Vertrauen verschwistern sich, und er sucht, im schönen Glauben, daß er finden werde. Die „sanguinischen Lieder eines Gedankens", wie er die letzte Abtheilung tauft, werden vielen Anklang unter Gleichfühlenden finden, wenngleich hier die Form vernachlässigt oder noch nicht ausgebildet erscheint. Aber der Blinde ist ein reflectirender Dichter, wie sich das fast von selbst versteht, und in diesen Gedichten, die der Gedanke beherrscht, krystallisirt sich auch die Form schon feiner. Manche Anklänge an den Dichter, welcher die Götter Griechenlands sang, werden sich hier und da entdecken lassen, aber doch singt er:

Schiller — ein rauschender Wein — begeisternd, dem Leben entrückend;
Goethe — ein redender Kuß — zwiefach belebend den Puls.

Welcher Ideenrichtung der Verf. folgt, spricht sich aus dem „Weltgeschichte" überschriebenen Epigramm aus, dessen zweiter Pentameter wol anders ausgefallen wäre, wenn er geschrieben dem Verf. vor Augen gekommen wäre:

Weltgeschichte ist da; doch aber nur erst aus den Windeln,
Denn seit Columbus erst weiß sie, wo der Rücken ihr sitzt.
Aber, Gott sei gedankt, in bester Ordnung ist Alles,
Denn das zappelnde Kind ist schon ein Weilchen getauft.

Auch aus dem Schlußmotto:

Seid die Menschen göttlicher geworden,
Wurden ihre Götter menschlicher.

und aus den Distichen:

Liebe, sie ist die Kraft, das Leben harmonisch zu bilden:
Harmonie in sich selbst heischt sie vom Einzelnen d'rum.

— — —

Harmonie in sich selbst entspringt der Erkenntniß des Guten,
Und das Gute, es liegt keimend in jeglicher Brust.

— — —

Rühmt nicht so hoch die Natur, als könne sie Das Euch ersetzen,
Was Euch vom Menschen nun wird, Harmonie in Euch selbst.

— — —

Denn die Natur, sie bedarf, um etwas zu sein, erst des Menschen,
Etwas und gut ist der Mensch schon an sich selbst als ein Geist.

Mehr Theilnahme, besonders bei der schönen Lesewelt, werden die größern Gedichte finden, die in edler Sprache und oratorischem Schwunge sich ergehen. Dennoch möchten wir darauf weniger die Berechtigung des Verf. zu einer allgemeinen Theilnahme gründen. Diese Gabe ist bestechend, aber sie verklingt zu leicht wieder. Der Verf. hat eine andere Gabe, die der anmuthigen Darstellung erlebter Begegnisse in einer ziemlich durchgebildeten Prosa. Er hat sie in einer schlichten Erzählung dargethan, welche seine eigenen einfachen aber rührenden Schicksale zu lebendiger Anschaulichkeit bringt. Es wiegt sich darauf etwas von Goethe'scher Harmonie. Möge er diese Gabe weiter ausbilden, die ihm nebenher auch zu seinem Fortkommen behülflicher werden dürfte. Er sagt bescheiden, daß er der wissenschaftlichen Ausbildung bedürfe. Er hofft, der Ertrag dieser Gedichte solle ihm die Mittel verschaffen. Wir bezweifeln es, wie wir das deutsche Publicum kennen. Mögen wir uns darin getäuscht haben. Möge auch diese Bescheidenheit zu seinen Gunsten sprechen, denn wir kennen viele Dichter und Schriftsteller, welche sehen, und doch nicht sehen, daß sie der wissenschaftlichen Ausbildung noch bedürften, ehe sie sich vor dem Publicum so zeigen, wie es so häufig geschieht. Hier ist eine innere Bildung, der man dieses Selbstgeständnisses willen wol verpflichtet wäre, zu Hülfe zu kommen, um ihr zu der äußern Bildung zu verhelfen, welche wieder bildet. 7.

Literarische Notizen aus Rußland.

Eins der Institute, durch welche der gegenwärtige Minister der öffentlichen Aufklärung in Rußland seinen Namen verherrlicht hat, ist die archäographische Commission in Petersburg, welche, 1834 gegründet und 1837 erweitert, zum Zweck hat, Manuscripte zu sammeln und drucken zu lassen, welche zur Aufhellung der Geschichte der unter russischem Scepter stehenden Völker beitragen können. Die ersten Mitglieder dieser Commission, die von Anfang an unter der speciellen Leitung des Stellvertreters des Ministers Uwarow, des Fürsten Schirinskoi-Schachmatow stand, waren Paul Strojew, gegenwärtig der vorzüglichste Archäograph und Bibliograph in Rußland, und Berednikow, Mitglied der kaiserlichen Akademie zu Petersburg; später traten Grygorowitsch und Wostokow hinzu. Die Commission besteht jetzt aus ordentlichen Mitgliedern, die ein Gehalt vom Staate beziehen, aus Redactoren, Ehrenmitgliedern und Correspondenten, welche letztere theils im Kaiserthume, theils außerhalb desselben sich aufhalten. Die von den Mitgliedern aufgefundenen Manuscripte werden von den Redactoren oder auch von Correspondenten geprüft; werden sie für wichtig anerkannt, so erhält der Auffinder eine Belohnung, die Manuscripte selbst werden in dem Archiv der Commission in Petersburg niedergelegt, wo die Commission bereits eine bedeutende Anzahl der seltensten Manuscripte beisammen hat, die in Rußland, Litthauen u. s. w. zerstreut gewesen sind. Zuweilen sendet auch die Commission auf ihre Kosten eins der Mitglieder aus, um an bestimmten Orten oder in gewissen Gegenden Nachforschungen nach Handschriften anzustellen. So hat der Professor an der Universität Helsingfors, Solowjew, in Finnland und Skandinavien Nachforschungen angestellt und in Moskau ist Strojew vor Allen thätig. Nach und nach werden die wichtigsten der aufgefundenen Manuskripte gedruckt. Die Redactoren und Herausgeber sind: 1) Berednikow, welcher sich mit der Herausgabe der Chroniken befaßt, 2) Grygorowitsch, ein Geistlicher, Erzieher des verstorbenen Kanzlers Rumianzow, dem die Herausgabe der amtlichen Actenstücke in russischer und rusniakischer Sprache übertragen ist, und 3) Woslokow, der für die Schriften in den übrigen slawischen und nicht slawischen Sprachen bestimmt ist. Nach dem Abdrucke werden die Manuscripte in dem Archive des Ministeriums der öffentlichen Aufklärung niedergelegt. Bis jetzt sind von der Commission herausgegeben worden: „Aktj rossyskoi imperii" (4 Thle., Petersburg 1836). Die älteste Acte ist vom Jahre 1294. Ferner:

„Juristische Acten" (Petersburg 1838). Die älteste ist vom Jahre 1479. „Geschichte von Rußland unter dem Zar Alexi Michalowitsch" (Petersburg 1840), nach einem Manuscripte aus dem 17. Jahrhundert; dann „Historiae russiae monumenta" (Petersburg 1841), „Russische Annalen" (2ter und 3ter Theil, Petersburg 1841) und „Historische Acten" (3 Thle.) Von den Annalen wird der noch erwartete erste Theil die Chronik des Nestor enthalten, zu deren Herausgabe Berednikow an 50 Manuscripte verglichen hat.

Über das Schicksal, das die aus Polen nach Rußland gebrachten Bibliotheken gehabt haben, berichtet der rühmlichst bekannte polnische Historiker Maciejowski in der Beschreibung einer nach Petersburg unternommenen Reise: „Die Bibliotheken, welche nach der letzten Revolution von 1830 fortgebracht worden sind, nämlich die der warschauer und wilnaer Universität, die der warschauer Societät der Freunde der Wissenschaften, die pulawer Bibliothek und einige in Lithauen confiscirte Bibliotheken, bilden mit der schon im vorigen Jahrhundert nach Petersburg geschafften großen Zaluski'schen Bibliothek eine besondere slawische Abtheilung der kaiserlichen Bibliothek in Petersburg. In die an slawischen Werken nicht reiche Bibliothek der kaiserlichen Akademie ist zufällig die nach der Barer Conföderation confiscirte Bibliothek von Nieswiecz gekommen. Ein Theil der pulawer Bibliothek befindet sich in der Bibliothek des kaiserlichen Generalstabs in Petersburg. Dieser ist mit einer Geschichte sämmtlicher Kriege, welche Rußland geführt hat, beschäftigt, und hat sehr viel Material dazu zusammengebracht." 9.

Bibliographie.

Asträa. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1844 und 1845. Herausgegeben von F. v. Sydow. 11ter Jahrgang. Sondershausen, Eupel. 1844. Gr. 12. 1 Thlr.

Die deutschen Auswanderer. Ulm 1844. 8. 5 Ngr.

Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts. Mit geschichtlichen Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von J. E. Pipitz und G. Fink. 1ster Band: Memoiren der Frau Roland. 2ter Theil. Belle-Vue bei Constanz, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 8. 1 Thlr.

— — Derselben 2ter Band: Major Masson's geheime Denkwürdigkeiten über Rußland. Mit einer Einleitung: Russische Geschichten im 18. und 19. Jahrhundert. 1ster Theil. Belle-Vue bei Constanz, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 8. 20 Ngr.

Boost, J. A., Geschichte der Reformation und Revolution von Frankreich, England und Deutschland. 3ter Band: Deutschland. 1ste Abtheilung (von 1517—1648). Augsburg, Rieger. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Brühl, M., Irland und O'Connell. Beiträge zur Kenntniß der neuern Geschichte Irland's. Nebst O'Connell's Proceß. Zugleich als Fortsetzung von Irland's Zuständen alter und neuer Zeit, von Daniel O'Connell. Zwei Theile. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Cornberg, O. Freih. v., Allerhand seltsame Gedichte. Hanover, Schlüter. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Daumer, G. F., Der Anthropologismus und Kriticismus der Gegenwart in der Reife seiner Selbstoffenbarung, nebst Ideen zur Begründung einer neuen Entwickelung in Religion und Theologie. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Dietrich, E. V., Johann Friedrich der Großmüthige, Kurfürst von Sachsen. Jüterbog, Colditz. 1844. Kl. 8. 1 Thlr.

Grundzüge der Geschichte und Verfassung der rheinischen evangelischen Kirche. Neuwied, Lichtfers. 1844. Gr. 8. 7½ Ngr.

Heil.-Rock-Album. Eine Zusammenstellung der wichtigsten Actenstücke, Briefe, Adressen, Berichte und Zeitungsartikel über die Ausstellung des heiligen Rocks in Trier. Leipzig, Mayer und Wigand. 8. 7½ Ngr.

Lange, L., Der Protestantismus in kirchlicher und politischer Hinsicht. Was er eigentlich ist und sein und werden soll. Eine allgemein faßliche und in unsern Tagen nothwendige Belehrung und Warnung für gelehrte und nicht gelehrte Protestanten. Jena, Bran. 1844. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lubojatzky, F., Russische Intriguen. Historischer Roman aus der Gegenwart. 1ster Theil. Grimma, Verlagscomptoir. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Mariensagen in Östreich. Gesammelt und herausgegeben von J. P. Kaltenbaeck. Wien, Klang. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Müller, J., Sendschreiben an den jungen Christen-Verband in Schneidemühl. Berlin, v. Puttkammer. Gr. 4. 2½ Ngr.

Orlich, L. v., Reise in Ostindien, in Briefen an Alex. v. Humboldt und Karl Ritter. Mit zahlreichen zum Theil eingedruckten und theilweise colorirten Abbildungen. Leipzig, Mayer und Wigand. Gr. 4. 24 Thlr.

Neuestes Portfolio. Sammlung politischer, auf die Geschichte der Gegenwart Bezug habender Documente. Aus dem Englischen. 1ste Lieferung. Braunschweig. Gr. 8. 25 Ngr.

Rettig, F. G., Was antworten wir Denen, die unser gutes Recht, am Hause des Herrn zu bauen, in Frage stellen? Predigt. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1844. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Ritter, J. J., Über die Verehrung der Reliquien und besonders des heiligen Rockes in Trier. Eine Vorlesung veranlaßt durch ein Schreiben des Hrn. Johannes Ronge. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Robert, C., Die Slawen der Türkei, oder die Montenegriner, Serbier, Bosniaken, Albanesen und Bulgaren, ihre Kräfte und Mittel, ihr Streben und ihr politischer Fortschritt. Aus dem Französischen übersetzt, erörtert und berichtigt von Marko Fedorowitsch. 2ter Theil. Dresden, Arnold. 1844. Gr. 8. Preis beider Theile 2 Thlr. 15 Ngr.

Der heilige Rock und der Brief des Herrn Johannes Ronge. Leipzig, Michelsen. 8. 7½ Ngr.

Romberg, J. H. F., Ein Wort an meine Gemeinde über die Theilnahme der evangelischen Bekenner an den unterscheidenden Kirchenfesten und Gottesdiensten der römisch-katholischen Kirche. 2te, mit einer die Gegenschrift des Propst Turkowski beleuchtenden Zugabe, vermehrte Auflage. Bromberg, Mittler. 1844. 8. 5 Ngr.

Schegg, P., Die Psalmen. Übersetzt und erklärt für Verständniß und Betrachtung. 1ster Band. München, Lentner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schnelle, S., Kurzer Bericht über den mecklenburgischen Landtag des Jahres 1843. Parchim, Hinstorff. 1844. 8. 1 Thlr.

Schwietering, H., Wie sollen wir nach dem Vorgange Gustav Adolph's unserer bedrängten Glaubensbrüder uns annehmen? Eine Rede. Osnabrück, Meinders. 1844. Gr. 8. 2½ Ngr.

Statuten des evangelischen Vereins der Gustav-Adolph-Stiftung, wie solche in der Versammlung der Abgeordneten am 22. September 1843 zu Frankfurt a. M. angenommen sind. Mitgetheilt und mit einigen Bemerkungen begleitet von P. Sander. 2te Auflage. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1844. 12. 5 Ngr.

Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland. Herausgegeben von H. Schreiber. 4ter Jahrgang mit 3 Tafeln Abbildungen. Freiburg im Br., Emmerling. 1844. 12. 1 Thlr.

Tilly und Wrede. Zur Feier des 8. Octobers 1814. München, Franz. 1844. Ler.-8. 10 Ngr.

Weidner, C., Über den Mangel an Kirchlichkeit. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 12 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 32. —— 1. Februar 1845.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Über die italienische Tragödie.

Wir haben in einem frühern Aufsatz über den Ursprung des italienischen Theaters *) berichtet, und wenden uns nun zur Geschichte der italienischen Tragödie. Dieselbe bietet im Ganzen wenig Abwechselung. Sie zeigt ungefähr dieselbe merkwürdige Erscheinung wie die italienische Lyrik, ein mehre Jahrhunderte dauerndes, fast stetiges Beharren auf demselben Standpunkt, das durch das Einpressen in eine bestimmte unveränderliche Form erzwungen ward. Die Italiener schmiegten sich in diese Form, in diesen unnatürlichen Zustand, mit der Leichtigkeit, womit sie sich in alle aufgedrungenen Zustände zu finden und sie äußerlich anzunehmen wußten. Ich sage äußerlich, denn im tiefsten Innern des Volks keimt doch der rein nationale Zug fort, der sich früher oder später in einer glücklichern Zeit Luft machen und zu einer schönern Blüte gelangen kann. Auf eine solche Messiaszeit deuten die vielen melancholischen Ausrufungen neuerer Dichter wie des Grafen Leopardi hin, die mit tiefer Ahnung des echt nationalen Zugs eine bessere selbständige Entwickelung vorbereiten und, wenn sie einmal richtiger verstanden werden, auch herbeiführen werden. In dem 16. Jahrhundert, der Zeit des Erwachens der dramatischen Kunst, lastete aber auf dem Volk noch das ganze Unglück einer tausendjährigen Fremdherrschaft und ihrer Folgen, das leichte Aufgeben eigener Individualität, das Aufnehmen fremden Willens und fremden Charakters in den eigenen, und besonders der Mangel an derjenigen Energie, die fremde Einflüsse in sich bearbeitet, sich unterwirft und sie nur zu höherer Kräftigung der eigenen Natur gebraucht. Denn Schwäche des Volks ist der Grundfeind einer dramatischen Kunst.

Aber auch äußere Umstände stellten der Ausbildung dieser Kunst unbesiegbare Hindernisse entgegen, und wir stehen nicht an auszusprechen, daß die dramatische Kunst in Italien ganz zur Unzeit ihren Anfang genommen hat. In dem gewöhnlichen Entwickelungsgang des geistigen und künstlerischen Lebens der Völker fällt die Zeit der Tragödie nicht mit dem Epos zusammen. Dies war der Fall bei allen Völkern, welche nicht nachgeahmt, ihre Bildung nicht von längst vergangenen entlehnt, sondern sich mit eigener Kraft naturgemäß entwickelt haben. Die Italiener hatten aber nur eine Erbschaft gut anzuwenden, den reichen Schatz einer alten Cultur zu erhalten und in modernem Geiste fortzubilden, und sie verfielen mit besonderm Eifer gerade sehr früh auf den Kunstzweig, den sie einer viel spätern Kunstperiode hätten aufsparen sollen.

Aber auch andere unglückliche Hindernisse stellten sich der volksthümlichen Entwickelung der tragischen Kunst entgegen. Im Allgemeinen war es schon ein übler Umstand, daß die Italiener feste Regeln für ihre Kunst hatten, ehe diese nur zur ersten Thätigkeit kam. Diese Regeln gehörten einer fremden Zeit, einer ganz fremden Kunst und Anschauungsweise an, waren aber durch einen misverstandenen Enthusiasmus für diese alte Zeit geheiligt worden und unverletzbar, und so seufzte die italienische Kunst schon in ihren innersten Principien unter der Fremdherrschaft. Selbst die Religion, die Urquelle aller Kunstbestrebungen, war in ihrer schönsten und reinsten Thätigkeit theilweise gehemmt, dem Volksbewußtsein gänzlich entrissen, und in der Hand der Hierarchie zu einem Werkzeug der Tyrannei geworden. Nur innerhalb sehr enger, in Zeiten gänzlicher Uncultur festgesetzter Schranken durfte das Volk den mächtigen Trieb seines religiösen Gefühls, seinen Cultus, seine Anschauungsweise entwickeln, und das geistige Bedürfniß der gelehrten Forschung war durch dieselben Schranken in das Labyrinth der Scholastik getrieben worden. Auch die italienische

*) Vgl. Nr. 313—316 d. Bl. f. 1844. D. Red.

Geschichte bot kein Ereigniß dar, welches, durch vereinte Volkskraft herbeigeführt und ausgekämpft, in seinen Folgen erhebend und kräftigend wieder auf das Volksbewußtsein zurückgewirkt, was durch ganz Italien die Nationalität entflammt hätte. Die Erinnerung an die Fremdherrschaft der Römer war ohne lebendigen Keim, denn der römische Charakter war in Italien ganz national. Die Hierarchie, die sich allein mit bewundernswerther Energie entwickelte, war nirgend unpopulairer als in Italien, und lag auch wie eine fremde tyrannische Last auf ihm.

Wohin wir also blicken, sehen wir Druck. Die alten Erinnerungen brachten den Italienern nur einen von fremder Kraft und Größe verübten Druck vor die Anschauung, und ihre eigene Geschichte zeigte ihnen nur vielfache Beschränkungen, die in der Sphäre geistiger Thätigkeit am härtesten waren, und dort die schlimmsten auch auf alle andern Erscheinungen wirkende Folgen gehabt haben. Von der frühesten Zeit an ein eisernes Gängelband gewöhnt, lernte sich der Geist des lebendigsten Volks in einem kleinen Kreise gefallen und herumtreiben, dort eine minutiöse und einseitige Thätigkeit entwickeln, denselben Gegenstand bis über die Erschöpfung hinaus auf dieselbe Art bearbeiten; die Macht der Autorität gewann unumschränkten Einfluß, und eine unselige sklavische Nachahmungssucht war die sichtbarste Folge der unterdrückten Geistesthätigkeit. Daher findet sich in den Werken Derer, die zu freierm Bewußtsein dieses Zustandes gekommen sind, sowie in vielen Volksäußerungen und selbst Volkssitten jener Zug der bittern Ironie, die man im Allgemeinen als den halblauten Nothschrei eines gedrückten Geistes, der sich nicht einmal durch Hülferuf und Klage Luft machen darf, bezeichnen könnte, und die überall unter dem Druck, welcher Art er auch sei, wuchert.

Unter diesen traurigen Umständen hatten die Italiener plötzlich eine Tragödie, ehe sie nur für dieselbe reif waren; denn sie hatten sie, insofern sie sich die Tragödie der Griechen und Römer angeeignet hatten. Ihre ganze Geschichte, ihre Entwickelung, ihre Natur zog sie eigentlich vor der Hand zum Lyrischen hin. Unter allen Künsten waren von jeher gerade die mehr lyrischen, die Malerei und Musik, in der Kunstthätigkeit dieses Volks vorherrschend, und gediehen weit vor allen andern zu meisterhafter Vollkommenheit. Ihre Dichtkunst entstand aus lyrischen Ergüssen, war im ersten Jahrhundert nur Lyrik, und noch immer beweist die ungemessene Anerkennung und Autorität des Petrarca diesen vorherrschenden Zug zur Lyrik, welcher leider durch diesen Dichter ebenso fest gewurzelt als irregeleitet wurde.

Was aber die Ausbildung des Volks im Allgemeinen am meisten hinderte, war der innere Zwiespalt im Charakter desselben, der sich eben hauptsächlich durch die Erbschaft einer früher im Lande gewesenen fremden Cultur erzeugte. Im italienischen Geiste stritten sich alte heidnische Kunst, Anschauungsweise und selbst Religion mit christlicher, volksthümlicher und nationaler Ausbildung um die Herrschaft. Dies zeigt sich am deutlichsten an der schwierigen Entwickelung und unsichern Existenz der Sprache, die noch in dem classischen 16. Jahrhundert zwischen Lateinisch und Italienisch schwankte. So trennte sich die Nation in ihrem geistigen Leben in zwei Parteien. Das Volk machte wie überall seine eigene nationelle Entwickelung durch, welcher allerdings die Trennung von den Gelehrten höchst verderblich war und zur Einseitigkeit führte. Über diesem oder vielmehr außer diesem Kreise webte das charakterlose und unnationale Heer der gelehrten Dichter, welche in einem unnatürlichen Verhältniß mit der nationalen Entwickelung beharrten, sich dieser theils entgegenstemmten und sie verachteten, also ganz bodenlos waren, theils ihr neue Richtungen aufdrangen, die noch nicht an der Zeit, also jener ganz fremd waren. Das Treiben und Streben dieser gelehrten Dichter war nur auf das Alte gerichtet; eine todte Zeit wollten sie heraufbeschwören, und verstanden kaum die todte Form herüberzuziehen.

In solche unglückliche Umstände fiel der Anfang der Tragödie, und es war dem gewöhnlichen Gange der Entwickelung natürlich, daß sie, die hier ganz zur Unzeit kam, zuerst in die Hände der Gelehrten fiel. In diesen Händen war sie denn auch nicht sowol ein Gegenstand der Kunst, ein Erguß des Genies, als vielmehr eine Sache der philologischen Wissenschaft, das Erzeugniß einer krankhaften oder übelgeleiteten Schwärmerei für das Alterthum. Aber wie diese Gelehrten in den übrigen Werken des Alterthums sich mehr an die Worte hielten, und den Geist darüber vergaßen, so war dies unglücklicherweise auch mit dem Trauerspiel der Fall. Daß die Vorzüge der alten Meisterwerke daraus hervorgingen, daß die alten Dichter die Natur studirten, und sie mit schöpferischer Kraft idealisirt uns vor die Augen stellten, das fiel Niemandem ein; desto eifriger zwängte man selbst das wenige Talent in die alte Form, welche bei der geist- und kraftlosen Bearbeitung des Alterthums schon Jahrhunderte lang geherrscht hatte, und durch die misverstandene Poetik des Aristoteles hinreichend eingeprägt und zum Kanon erhoben wär.

Wie unglücklich diese Formherrschaft für die italienische Tragödien-Literatur war, und wie sehr die Trennung der gelehrten Dichter von der nationalen Poesie die nationalschöpferische Kraft gelähmt hatte, die jene alten Fesseln hätte brechen sollen, zeigt sich bis in die neueste Zeit, indem Manzoni, einer der größten neuern Dichter, dessen meisterhafte Schilderungen in seinen „Verlobten" aus der Kraft des tiefsten und innigsten Nationalbewußtseins hervorgingen, doch in seinem Trauerspiel „Carmagnola" sich wieder in die alte Form des griechischen Chors preßte. Und so gibt es, streng genommen, im Allgemeinen keine Geschichte der italienischen Tragödie, sondern sie ist so zu sagen eine unglückliche Fortsetzung, eine matte Wiederholung der misverstandenen griechischen Tragödien, ein geistloses Exercitium nach Aristotelischen Regeln, wobei man nur Das versah, daß Aristoteles in seiner „Poetik" ein schöpferisches Genie voraussetzte, das durch seine

Regeln viel mehr befreit als gefesselt werden sollte. Welcherlei Schatten- und Lichtpartien daher in den griechischen Tragikern vorkommen, die erscheinen auch bei den Italienern, nur daß in der Nachahmung das Licht gar zu schwach ausfällt und oft gänzlich mangelt. Dieser Mangel an griechischem Geist zeigt sich im Allgemeinen an äußerst schwacher, oft ganz widernatürlicher Charakterisirung, an dem Mangel tragischer Kraft und großer, ergreifender, durch den Kampf tragischer Leidenschaften herbeigeführter Verwickelungen, an der unnatürlichen Stellung des Chors, der oft aus Weibern besteht, und doch bei größter Gefahr, beim Eindringen siegender Feinde ganz ruhig auf der Bühne bleibt und durch diese Apathie den Eindruck persönlicher Gefahr, der uns einiges Interesse für den Helden des Stücks geben könnte, durchaus vernichtet. Bei diesem Mangel an Geist läßt sich keine andere als unglückliche Nachahmung voraussetzen, und sie zeigt sich deutlich genug an den alltäglichen Gemeinplätzen, wodurch die sentenzenreichen Dialogen der Griechen wiedergegeben werden sollen; an den heldenmäßigen Gedanken und Versprechungen bei sehr kleinmüthigen Handlungen; an der Menge übelangebrachter Beschreibungen und Gleichnisse, und besonders im Anfang den langen Erzählungen vorhergegangener Ereignisse, die den Zuschauer gehörig in den Moment der Handlung versetzen sollen. Dabei läßt sich denn die Macht der modernen Zeit und Anschauungsweise oft nicht zurückhalten, und mit derselben Schwäche, mit der man die Fesseln des Alterthums trug, ließ man auch in die Reden alter Römer und Karthager neuere Scholastik und ritterliche Zärtlichkeiten sich einschleichen. Das Einzige, was wol diesen Nachahmern eigenthümlich zugehörte, war die Wahl des Gegenstandes, und hierin allein läßt sich eine Abweichung von den Alten und der Einfluß der neuern Zeit wahrnehmen, indem das Christenthum das Gebiet der Mythologie von der Tragödie (mit sehr wenigen Ausnahmen) ausschloß, und dieser das Gebiet der Geschichte, sowol der römischen als auch der einheimischen, anwies.

(Die Fortsetzung folgt.)

Heinrich Zschokke's Ährenlese. Zwei Theile. Aarau, Sauerländer. 1844. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Buch gibt unter dem Titel „Pandora" Briefe an einen Fürsten über Todesstrafen, und außerdem „Die Rose von Disentis", eine Erzählung. Jene Briefe, schon vor 20 Jahren geschrieben, verbreiten sich über alle Erscheinungen im Leben eines Staats, um darzuthun, „daß der Staat es oft leider selbst ist, welcher den größten Theil der gröbsten Verbrechen gesetzlich hervorruft oder veranlaßt". Um zu diesem für den Staat trostlosen, übrigens schon bekannten Resultate zu gelangen, wird der Mensch in seinem Verhältnisse zum Thier und der Natur betrachtet; dann werden Urrecht und bewilligtes Recht festgesetzt, und nun erst wenden wir uns zum Staate, seinem Zwecke, seinem Rechte, womit wir der eigentlichen Aufgabe der Briefe näher kommen. Das Strafen ist durchaus keine willkürliche Menschenerfindung, sondern ein Göttlich geordnetes in der Natur wie in dem Wesen unsers Geistes, damit die Menschheit, genöthigt vom Schmerz, sich aus dem Schlamm ihrer Verthierung zur eigenen Würde erhebe, und erst, wenn der Menschengeist in sich selbst heller, freier und des Göttlichen bewußter geworden ist, erkennt er das Heilige und Heiligende im Zwecke aller Strafen; erkennt er, daß auch die Liebe strafe. Sehen wir uns nun in den folgenden Briefen um, so finden wir, soweit die Geschichte reicht, Civilisation und Demoralisation überall zusammen, und im Steigen der einen wie der andern den Verfall des Staats. Nur der Mittelstand, welcher jedoch nicht auf irgend einen Rang beschränkt ist, bleibt der eigentliche Kern jedes Volks in seinem einfachen geregelten Hauswesen, seinem Wohlthun, seinem Sinn für Gemeinnütziges, seiner Liebe und Treue für Fürsten und Vaterland. Diesen Stand rein und groß zu bewahren ist die wichtigste Aufgabe jeder Regierung. Allein was thun die Verwaltungen? Sie hindern die gleichmäßige Vertheilung des Eigenthums, ohne vor der Anhäufung ungeheuern Vermögens bei Einzelnen zu erschrecken; sie vermehren die Abgaben, weil die Bedürfnisse des Staatshaushalts steigen sollen, und machen das Volk zum Schlachtopfer des Staatsluxus; drängen und schwächen ihre kräftigste Stütze, den Mittelstand, aus welchem die schönsten Stiftungen für das Gemeinwohl stammen, wie sie selten oder nie aus den höhern Ständen hervorgehen. Neben den Witwen-, Waisen- und Sparkassen, neben den Musik- und Gesangvereinen, den Lesegesellschaften, Volksbibliotheken, Mäßigkeitsvereinen, die am beredtesten dafür zeugen, daß die Regierung den Staat nicht ausmache, läßt der Staat Bordelle, Spielbanken, Lotto gedeihen, bezieht Abgaben von patentirten Branntwein-, Wein- und Bierschänken in Fülle, und überweist die in trunkener Betäubung vollbrachten Unthaten den Gerichten. Auf Schule und Kirche darf sich der Staat nicht berufen: wie sie nun einmal sind, können sie die Demoralisation nicht aufhalten. Welche Saiten auch die Kirchendiener anschlagen mögen, die Unzufriedenheit mit der Gegenwart greift immer weiter um sich, macht sich Luft in Opposition, politischer Poesie u. s. w. Dann kommt der Verf. auf die Schoos- und Stiefkinder des Staats. Jene sind eigentlich alle Einwohner; diese Alle, denen der Genuß staatsbürgerlicher Rechte verkümmert ist, also Alle, die einen andern Glauben haben als den der Staatskirche, denn damit sind sie meistens auch in ihrer bürgerlichen Existenz beschränkt, gedrückt, und in dieser Beziehung stehen wir Christen mit den Türken auf gleicher Stufe. Es fehlt an einer christlichen, einer moralischen Staatsordnung, und darin liegt der Grund vieler Verbrechen. Nach dem Allen sind Todesstrafen weder gerecht, noch zweckmäßig, noch unentbehrlich, ja sie sind eigentlich keine Strafe, sondern nur Ende irdischen Ungemachs. Schon die Menge der Selbstmörder erklärt, der Tod sei von allen Schmerzen in der Welt nicht der unerträglichste. Allein der Staat hat ein Recht zum Strafen, es kommt daher nur darauf an, für die Tödtung ein Ersatzmittel zu finden, und dieses gewährt die Blendung des Verbrechers vollständig.

Ref. muß gestehen, er traute seinen Augen nicht bei dieser Wendung der Deductionen, und selbst der Verf. scheint gefühlt zu haben, daß er Empörendes ausgesprochen, denn sichtlich müht er sich ab in Aufzählung der angeblichen Vorzüge seiner Blendung. Allein nach seiner Darstellung des Staats kann diesem, wenigstens in sehr vielen Fällen, nicht einmal das Recht der Strafe überhaupt zugesprochen werden, und auch der Verf. spricht es schon aus, daß der Staat meistens sich selbst strafen müsse statt des von ihm erzogenen Verbrechers. Wenn sodann dem Staat das Recht versagt wird, ein Leben, welches ihn gefährdet, zu vertilgen, so kann er auch kein Recht ansprechen wollen, einen Theil dieses Lebens, und zwar den edelsten, zu vernichten. Wir haben dem Verf. mit Antheil zugeschaut bei Dem, was er aus der Büchse der „Pandora" hervorholte, und mußten ihm in gar manchen Dingen sein gutes Recht einräumen; wir erwarteten, da er nicht als Philosoph, nicht als Staatsmann vor uns aufge-

treten ist, sondern allein als Mensch und Christ, billig in dem Letzten das Versöhnende. Aber — auch hier wird die Pandorabüchse nur geschlossen, nachdem sie das Furchtbarste gegeben hat, ein Ziel ascetischer Tyrannen. Was soll da der Schluß der Briefe? „Christus und seine Jünger, Sokrates und Plato, Columbus und Luther leben und wirken durch die Jahrtausende für und für in der Menschheit beseligend fort!" Ist das vielleicht Hohn?

Wenden wir uns zu der Erzählung „Die Rose von Disentis". Auch diese Erzählung war, nach dem Vorworte, schon vor vielen Jahren angefangen, blieb dann liegen und ist nun wieder hervorgesucht und vollendet. Der Verf. gesteht, was wir lange schon wußten: sein Umgang mit den Musen sei von jeher etwas flatterhaft gewesen und dieser Fehler gehöre zu seinen Lieblingssünden. Das ist eine antiquirte Redensart der Seladonsgalanterie, sie soll ein loser Scherz sein, der, wenn er auch heute, und dem Munde eines Greises überhaupt nicht mehr kleidet, dennoch strenge Wahrheit wenigstens in Bezug auf diese Erzählung ist: sie genügt kaum irgend einer Foderung, die an einen Erzähler gemacht werden muß. Sie ist bald Historie, bald Topographie und Landschaftsmalerei, bald Novelle, bald Schlachtbericht, bald noch vieles Andere, z. B. auch eine Briefsammlung. Wir müssen daher auf künstlerische Einheit in Form und Idee verzichten und, wollen wir einmal lesen, das Ding nehmen wie es eben ist, und dann finden wir manches Ansprechende. Der Schauplatz ist das wenig gekannte Graubünden, die Zeit das Ende des vorigen Jahrhunderts, und wie es damals in Europa beschaffen war, schildert der Verf scharf, kurz, treffend. Ebenso stellt er die Schweiz und zunächst Graubünden auf mit dem ewigen Hader um Macht und Ansehen, der zur Zeit der Erzählung in einen wahrhaften Factionenkampf ausgeartet war. Die Einen wollen Östreich, die Andern Frankreich, und nur eine schwache Partei will das Rechte, nämlich Graubünden selbst und dessen Vereinigung mit der helvetischen Republik. In diesen Kampf sieht sich Florian Prevost verwickelt, der jedoch nichts thun kann als den Ereignissen nachgeben, und so würde seine ganze Laufbahn eine ziemlich überflüssige sein, wenn es ihm nicht gelänge, hier und da einmal Ungerechtigkeit und Grausamkeit abzuwenden. Indessen auch Das gefährdet seine Existenz, und es gelingt einer edeln Dame, ihn vom Schauplatze des Kriegs wegzuschaffen, damit er sich als schützender Begleiter zweier Damen nützlich mache. Die Eine ist vermummt, weil sie einen Krebsschaden im Gesicht haben soll. Das ist für den Leser schon höchst widerwärtig, vorzüglich, da er bald genug ahnen muß, es sei gar nicht wahr, und daß man den Begleiter nur mystificirt. So findet sich denn auch zuletzt in der Vermummten eine Geliebte von Wien her, und es gibt einen Schluß wie auf dem Theater. So haben wir denn eigentlich zwei Geschichten, deren Zusammenhang kaum auf etwas mehr als Willkür beruht, und wenn wir auch die Möglichkeit zugeben, daß die junge Dame ihr friedliches Asyl mit dem rauhen kriegdurchdonnerten Graubünden vertauschen konnte, so ist hier diese Möglichkeit doch in keiner Weise zu künstlerischer Nothwendigkeit erhoben. Bei allen Mängeln der Erzählung bietet sie manches Fesselnde in Darstellung einiger Persönlichkeiten und landschaftlicher Schilderungen, und im Vergleich zu vielen andern Erscheinungen der Tagesliteratur können wir dieser Erzählung den Vorzug schon einräumen, daß sie unterhaltend sei. Mehr will der Verf. nach seinem Vorworte auch nicht.

18.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Deutsche Kunst in Frankreich.

Wir können nicht darüber klagen, als wenn unserer deutschen Kunst, die allerdings in den letzten 20 Jahren einen schönen Aufschwung genommen hat, von unsern Nachbarn und namentlich von den Franzosen die gebührende Achtung nicht geworden wäre. Freilich liegt es nicht in der Art und Weise der Franzosen, sich tief in das Wesen einer fremden Nationalität zu versenken oder anhaltend lange für Kunst oder Wissenschaft eines fremden Volks zu schwärmen. Indessen müssen wir es anerkennen, daß unsere Künstler und Kunstwerke in Frankreich jetzt lebhaft genug gepriesen und bewundert werden. Auch zeugt die große Anzahl von Werken, in denen theils der Stand der deutschen Kunst im Allgemeinen, theils einzelne Richtungen derselben besprochen werden, so ungenügend alle diese Versuche auch im Einzelnen sein mögen, doch dafür, daß das Interesse an unsern Bestrebungen unter den Franzosen wenigstens rege ist. Auch sind einige von den Werken, die wir hierbei im Sinne haben, wirklich ganz anerkennenswerthe Versuche, in den Geist der neuesten Kunstleistungen Deutschlands einzudringen. Dahin rechnen wir vorzüglich des geistreichen Fortoul „Art en Allemagne". Auch Michiels verdient unter Denen, welche als Apostel der deutschen Kunst in Frankreich aufgetreten sind, genannt zu werden. Nachdem nun in verschiedenen einzelnen Werken das Interesse der Nation auf die deutsche Kunst hingeleitet ist, scheint es an der Zeit, die vorläufigen vereinzelten Arbeiten in einem größern Werke zusammenzufassen. Ein solches Unternehmen hat jetzt unter dem Titel „L'Allemagne monumentale et pittoresque" begonnen. Schon daß ein so umfassendes Werk, welches nothwendig mit höchst bedeutenden Kosten verbunden sein muß, erscheint und erscheinen kann, ist ein Zeichen, welches auf eine höchst erfreuliche Weise für die Verbreitung unserer Kunst in Frankreich spricht. In der ganzen Anlage und Ausstattung schließt es sich an das bekannte „L'Espagne monumentale", welches zu den größten Prachtwerken der französischen Bibliographie gehört. Erfreulich ist es auch, daß die französischen Journale, welche der Besprechung von Kunstinteressen gewidmet sind, immer mehr und mehr Deutschland berücksichtigen. Besonders haben wir dies von der seit kurzem erscheinenden „Gazette universelle des beaux arts" zu rühmen. Diesem Blatte, welches aus der kostbaren und ungemein glänzend ausgestatteten Zeitschrift „Les beaux arts" hervorgegangen zu sein scheint, gebührt überhaupt der erste Rang unter allen Kunstjournalen, welche gegenwärtig in Frankreich erscheinen. Man verdankt die Gründung und Leitung dieses Blattes, welches in seiner vielseitigen Richtung wirklich einem fühlbaren Bedürfniß entspricht und eine wahre Lücke ausfüllt, der umsichtigen Thätigkeit des bekannten pariser Buchhändlers L. Curmer, dem tüchtige Redactoren zur Seite stehen. Recht wünschenswerth wäre es, daß dieses Kunstblatt auch in Deutschland eine ausgebreitete Verbreitung fände.

Documente zur Geschichte der französischen Herrschaft in Morea.

Wir haben Buchon's interessante Reiseschilderungen aus Griechenland und der Levante bereits in d. Bl. erwähnt, indem wir andeuteten, daß in denselben neben glänzenden und ansprechenden Skizzen und Schilderungen auch Bemerkungen wissenschaftlichen Gehalts sich vorfänden. Diese Reise war nämlich vorzüglich um historischer Zwecke willen unternommen. Es galt die Auffindung solcher Manuscripte und Denkmäler, welche geeignet sind, auf die Geschichte der französischen Fürstenthümer in Morea, deren Erforschung und Darstellung Buchon sich zur Lebensaufgabe gestellt zu haben scheint, einiges Licht zu werfen. Ein Theil des großen Sammelwerkes, welches die Frucht und das Ergebniß dieser Reise ist, hat bereits im September vorigen Jahres die Presse verlassen und ist von uns in d. Bl. als eine wichtige Erscheinung der historischen Literatur begrüßt worden. Wir haben vor kurzem einen neuen Band dieses interessanten Werkes erhalten. Es ist dies die erste Abtheilung des ersten Bandes, der bis jetzt noch im Rest war. Möge der Verf. Ausdauer genug haben, um diese wichtige Sammlung mit derselben Umsicht und Sorgfalt fortzuführen, die man bei den bisher erschienenen Theilen wahrnimmt.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 33. —— 2. Februar 1845.

Über die italienische Tragödie.

(Fortsetzung aus Nr. 32.)

Die älteste Tragödie der Italiener ist die „Sophonisbe" des Trissino, welche zu Anfange des 16. Jahrhunderts zur Aufführung kam. Die Fabel des Stücks ist aus der Geschichte des Untergangs Kathagos genommen und behandelt speciell das tragische Ende der Sophonisbe, der schönen Tochter Asdrubal's. Gegen die Wahl des Gegenstandes läßt sich nichts einwenden, er eignet sich vortrefflich für den tragischen Kothurn und ist auch später noch mehrmals bearbeitet worden. Asdrubal hatte seine Tochter anfangs dem Masinissa zur Ehe versprochen, um ihn für das Bündniß mit Karthago zu gewinnen. Als dieser aber seinen Einfluß verloren hatte, ward Sophonisbe dem mächtigen Syphax zur Ehe gegeben, und dieser dadurch zum Bunde mit Karthago bewogen. Masinissa aber, nun Todfeind der Punier, vereinigte sich mit den Römern, eroberte sein altes Reich wieder, nahm den König Syphax gefangen und drang in die Hauptstadt Cirtha ein, um an der Sophonisbe, die unschuldig in eine Treulosigkeit verwickelt war, Rache zu nehmen. Allein ihre Reize und Bitten besänftigten seinen Zorn; er nahm sie noch vor der Ankunft der Römer zu seiner Gemahlin. Diese fürchteten aber, daß er, so wie Syphax, durch seine Liebe von ihrem Bündniß abgezogen würde, verlangten die Sophonisbe als Siegesbeute, und Masinissa wußte sie nicht anders als durch den Tod vor der römischen Sklaverei zu bewahren. Was nun die Ausführung betrifft, so hat Trissino in einigen Scenen, besonders in den letzten, ein unbestreitbares Talent für die Tragödie gezeigt, und sich gar nicht als den „geistlosen Pedanten" zu erkennen gegeben, als welchen ihn A. W. Schlegel hinstellt. Die Scene, worin Sophonisbe's Gifttrank und Abschied von ihrem Haus und ihrer Familie erzählt wird, und dann besonders die Scene, wo sie auf der Bühne stirbt, ist mit tragischer Wärme, edler Einfalt und Natürlichkeit gegeben und stellt uns die Heldin in moralischer Größe als das edel duldende Opfer des finstern Zusammenstoßes feindlicher Leidenschaften dar. Was Trissino mit diesem hier geoffenbarten Talent zur Charakterzeichnung bei selbständiger zeitgemäßer Ausbildung in dem tragischen Fache hätte leisten können, läßt sich nun freilich nicht bestimmen, aber gewiß ist, daß die unselige Nachahmung der Griechen seinen Werken unendlich geschadet hat. Zuerst widersteht uns der unnatürliche Chor cirthensischer Frauen, der bei der Handlung gar nichts zu thun hat, sie beständig aufhält, den handelnden Personen in die Rede fällt, blos um Gemeinplätze anzubringen oder das Gesagte noch einmal auf eine andere Art zu wiederholen, oder sich selbst in die Rede der siegenden und plündernden Erbfeinde, der Römer, mischt. Dann hat die Nachahmungssucht alle jene Schwachheiten und Mängel hervorgerufen, die oben im Allgemeinen getadelt wurden. Gleich im Anfange will Sophonisbe im Gespräch mit Erminia den herben Schmerz mildern, der sie Tag und Nacht quält, und fängt (blos weil bei den Griechen auch so lange Einleitungen vorkommen) eine unendliche Erzählung von Dingen an, die Erminia längst weiß; sie berichtet ihr in 99 Versen von der Gründung Karthagos durch Dido, von der allmälig steigenden Macht dieses Staats, von seinen Kriegen mit den von Äneas abstammenden Römern; die geringsten Umstände in dem Kriege Hannibal's werden nicht übergangen; dann wird berichtet, wie Syphax der Römer Feind geworden und wie er sie geheirathet habe, wie darauf Masinissa, durch die Nichterfüllung der Zusage erzürnt, ihr Todfeind und der Bundesgenosse der Römer geworden sei, wie er einen Theil des Reichs erobert, und schon bereit sei, dem Syphax eine Schlacht zu liefern, der sich gegen das römische Heer nur schwach werde vertheidigen können. Zum Schluß gibt sie noch einen Traum zum Besten, der in der ganzen Handlung nichts zu thun hat, als ihre Furcht und Unruhe zu allegorisiren.

Statt nun die Zuhörer für die lange Ermüdung durch gesteigertes Interesse, durch den raschen Fortgang der Handlung, durch Entfaltung der leitenden Charaktere zu entschädigen, läßt der Dichter die Sophonisbe und Erminia in Reime gerathen, die sie von der Handlung und selbst von ihrer Trauer und Furcht über den Ausgang der entscheidenden Schlacht weit abführen; Erminia sucht zu trösten, und die Andere ergeht sich in langen trivialen Klagen über die Bürde ihres hohen Stan-

des, der in der Tragödie gar nicht einmal, sondern nur ihr Gattenverhältniß in Betracht kommt. Dabei kommen gar flache Bemerkungen vor, wie die folgenden:

Erminia.

Der Ruhm und anderes Gute, das die Welt schätzt, befindet sich doch in dem hohen Stand.

Sophonisbe.

Ja, aber solcher Ruhm ist schwach und trüg'risch.
Wohl gefällt das Herrschen,
So lange du es wünschest, scheint dir's angenehm;
Doch hast du's, fühlst du stets davon den Schmerz.
Bald Hunger oder Pest, bald Krieg beschwert dich,
Bald auch die läst'gen Reden deiner Völker,
Gift und Verrätherei;
Und fliehst du Eins, bestürmet dich das And're.

Nach der noch lange fortgesetzten Unterredung über das Für und Wider der Regentenwürde ladet endlich Erminia ihre Königin ein, sich im Gebet zur Gottheit zu wenden, daß diese sie von allem Übel befreien und es auf die Feinde ausgießen möge. Während sie das thun, beklagt der Chor nach seiner Weise das Schicksal der Königin, wenn sie je als Sklavin in rohe Hände fallen sollte. Ein Bote (der zu häufige Gebrauch dieser geschwätzigen Boten, die oft ganz unnöthige Dinge mit unendlicher Weitschweifigkeit berichten, ist ebenfalls eine unglückliche Nachahmung oder vielmehr Übertreibung der Griechen) erzählt hierauf der zurückgekommenen Königin, daß in dem Treffen ihr Gemahl zum Gefangenen gemacht sei, und nur Wenige sich in die Stadt gerettet haben. Sophonisbe gibt sich ihrem Schmerz und ihrer Furcht, Sklavin zu werden, in einigen gelungenen Stellen hin. Der Chor antwortet aber schlecht. Ein anderer Bote meldet, daß die Thore dem Masinissa als künftigem Herrn geöffnet worden seien. Dieser erscheint an der Spitze des Heers. Sophonisbe gibt sich ihm gefangen, bittet ihn aber, sie nicht den fremden Römern auszuliefern. Masinissa (dessen Charakter überhaupt erbärmlich gezeichnet ist) erinnert sich zwar der frühern Beleidigung des Syphax, der Art wie er seine Braut verlor; allein von den Reizen der Königin gerührt, fällt der Afrikaner aus der alten Zeit plötzlich in die Courtoisie der Ritter, und sagt, das Niedrigste sei Damen zu beleidigen und Die zu beschimpfen, die ohne Schutz seien; macht dann eine Beschreibung ihrer Reize, die einen Tiger zum Mitleid bewegen würde, bedauert aber, daß er ihr jenes nicht versprechen kann, da er von den Römern abhänge. Sophonisbe dringt noch stärker in ihn, und verlangt entweder dies Versprechen, oder daß er sie in der äußersten Noth tödten wolle. Dies geht endlich Masinissa mit Handschlag ein. In dieser ganzen langen Unterredung (von 138 Versen) herrscht eine ermüdende Declamation und Redseligkeit, besonders nachher in dem Dank der Sophonisbe und der Betheuerung Masinissa's, daß er nur seine Schuldigkeit gethan habe.

Der Chor erhebt sich nun zu einem lyrischen Gesang, in welchem der Dichter einen hohen Flug und ein echt lyrisches Feuer offenbart; er beginnt mit einer Apostrophe an die Sonne, geht dann zu einigen poetischen Ausführungen über den Satz, daß das Unrecht nicht gedeihen kann, über, und gibt sich nach dem Versprechen des Masinissa den besten Hoffnungen für seine Königin hin. Dieser lyrische Gesang ist nebst der Sterbescene der Sophonisbe das Beste in der ganzen Tragödie. Lälius tritt auf und läßt sich von einem Boten erzählen, daß in dem Palaste Masinissa seine Vermählung mit Sophonisbe mit Gesängen und Lustbarkeiten feiere. Dies ist schon der dritte geschwätzige Bote, der dem Zuschauer die Handlungen erzählt, und den Italienern, die ohnedies stark in Beschreibungen sind, mag diese Nachahmung der Griechen besonders angenehm gewesen sein. Der Alte übergeht nicht den geringsten Umstand; wie Sophonisbe erst geweint, wie Alles zur Trauung vorbereitet worden, wie sie dann zum Priester getreten, was sie gesagt, was der Priester gesagt u. s. w. Masinissa kommt dazu und geräth mit Lälius in Streit über diese Ehe, welcher wieder genau den Griechen nachgeahmt ist, nur daß hier die Helden weniger kühn und mehr mit logischen Gründen disputiren. Lälius reclamirt die Beute für die Römer, Masinissa schützt seine alten Rechte auf seine Braut vor; der Streit wird zuletzt hitzig, und es soll zum Blutvergießen kommen, da tritt der alte Cato auf, beruhigt Beide, überredet sie, sich dem Ausspruche Scipio's zu unterwerfen, und bringt sie so weit, daß sie sich umarmen.

Scipio hat unterdessen von Syphax, der früher Bundesgenosse der Römer war, erfahren, daß die bezaubernde Liebe zu Sophonisbe ihn von seinem Bündniß abgebracht und in die Arme der Feinde der Römer geführt habe. Scipio hegt daher gleiche Besorgniß für den Bundesgenossen Masinissa, und verlangt in einer langen Unterredung, worin er alle sophistischen Gründe erschöpft, daß Masinissa seine Gemahlin ausliefere. Masinissa willigt sonderbarerweise ohne viele Umstände ein und bittet nur um die Erlaubniß, sein Versprechen für die äußerste Noth gegen seine Gemahlin zu erfüllen. Bald darauf wird dem Chor erzählt, daß auch wirklich dieser Erbärmliche, ohne nur irgend einen Versuch zur Rettung gemacht zu haben, seiner Gemahlin Gift geschickt, weil Alles verloren sei; wie dann Sophonisbe den Becher ausgetrunken und vom ganzen Haus Abschied genommen habe. Diese Schilderung ist gut ausgeführt und zeigt der Italiener vorherrschendes Talent zur Malerei vor der Plastik, obgleich die folgende Scene noch besser ist, wo Sophonisbe selbst auf dem Theater erscheint, von ihren Freundinnen und Untergebenen Abschied nimmt, mit rührender Wehmuth ihrer Ältern und der Zukunft ihres Sohnes gedenkt, diesen der Erminia als ein heiliges Vermächtniß übergibt und dann stirbt. Dies ist eine der besten Scenen im ganzen italienischen Theater, voll Wahrheit und Natur, voll Gefühl und Wärme, nur daß die eintönigen Wehklagen der Erminia, die eben wieder der griechischen Nachahmung zu lieb angebracht sind, etwas stören. Überhaupt ist der Charakter der Sophonisbe der einzige mit wahrer Vorliebe und mit Fleiß durchgeführte, während den übrigen

alles Interesse mangelt. Die Römer Scipio, Lälius und Cato sind langweilige Schwätzer ohne Charakter und ohne Kraft, und Masinissa ist ein unnatürliches Gemisch von Muth und Feigheit, von Verliebtheit und Gleichgültigkeit.

Wir haben uns bei diesem ersten Tragiker der Italiener länger aufgehalten, weil er uns zugleich die Kenntniß der meisten übrigen gewährt. Denn der Weg, den er selbst angegeben hatte, wurde nun von einer unendlichen Menge von Tragikern bis zum 18. Jahrhundert betreten, und manche ahmten nicht einmal mehr die Griechen, sondern nur ihre Vorgänger nach, sobald diese bei dem gelehrten Publicum nur irgend einen Erfolg gehabt hatten. Bei der ganzen Arbeit war also nicht sowol ein genialer Geist als vielmehr wie bei dem Sonett nur Witz, Talent zum Anschmiegen in die unabänderliche Form, ein kleinlicher Fleiß im Ausarbeiten der vielen angebrachten Beschreibungen nothwendig, welche Eigenschaften wir denn auch hauptsächlich an ihnen zu bewundern haben. Schon der nächste Nachfolger des Trissino, Rucellai, gibt in seinem „Orest" eine noch viel gewissenhaftere Nachahmung des Euripides, selbst darin, wie ein italienischer Kritiker sagt, daß er im ersten Act die Bühne zweimal leer läßt, was dem Griechen „zum großen Trost aller Nachahmer, die sich zuweilen in ähnlichen Nöthen befinden, widerfahren ist". Und wo er sich von seinem Vorbild entfernt, verfällt er gerade in den langweiligsten Fehler der italienischen Nachahmer, in die entsetzlich lange Einleitung, wie hier Orestes und Pylades die griechische Geschichte seit der Zerstörung von Troja durchgehen, um sich klar zu machen, warum sie nach Kolchis gekommen sind. Die „Rosmunda", bei welcher Rucellai kein eigentliches Vorbild hatte, ist denn geradezu eine Schülerarbeit, die, statt Handlungen darzustellen, nur langweilige Erzählungen derselben gibt. Der fünfte Act z. B. ist nur drei Seiten lang und besteht aus der einzigen Erzählung des Boten von der Ermordung des Longobardenkönigs Alcuin, von der man vorher gar keine Ahnung hat, und aus der kurzen Moral, die dem Chor bei dieser Gelegenheit einfällt. Alamanni trieb gar die Nachahmung so weit, daß man seine „Antigone" eine freie Übersetzung der Sophokleischen Tragödie gleiches Namens nennen könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Memoiren einer babylonischen Prinzessin.

Man trifft doch in London mit allerhand Menschen zusammen. So geschah es mir während meines letzten Dortseins, daß ich zu einer Abendgesellschaft schriftlich auf eine Tasse Thee, mündlich auf eine babylonische Prinzessin geladen wurde, welche demnach die Löwin war. Neben ein wenig Englisch sprach sie ziemlich fertig Französisch, und ich erfuhr, daß sie wirklich eine geborene babylonische Prinzessin sei, jedoch aus einem Stamme asiatischer Christen, und daß sie mancherlei trübe Schicksale erlebt habe. Dieses Allgemeine genügte mir nicht. Ich ersah einen günstigen Moment, den Wirth um Einzelheiten zu bitten. „Morgen ein ganzes Buch voll", antwortete er lächelnd, und am folgenden Morgen schickte er mir, zierlich eingebunden, „zu gefälligem Behalten":

Memoirs of a Babylonian Princess, written by herself, and translated into English. Zwei Bände. London 1844.

Dies also die selbstgeschriebenen und ins Englische übersetzten „Memoiren einer babylonischen Prinzessin", Maria Theresa Asmar, geboren 1804 zu Ninive, wohin ihre Ältern vor der in Bagdad ausgebrochenen Pest sich geflüchtet. Ihre Familie zählt zu den chaldäischen, mit der katholischen Kirche vereinigten Christen, und ihr Oheim, Basilius Asmar, ist — oder war — Erzbischof von Diarbekr. Ihr Vater, Emir Abdallah Asmar, war sehr reich. Allein der Eifer, mit welchem er und die Seinigen dem christlichen Glauben anhingen, diente den mohammedanischen Herrschern häufig zum Vorwande, ihm von seinen Schätzen abzunehmen. Die Memoirenschreiberin scheint eine besonders enthusiastische Christin zu sein. Wenigstens deuten darauf ihre Versuche hin, sowol in Alkusch, wo der Prophet Nahum begraben liegt, als in Bagdad christliche Mädchenschulen zu stiften. Während ihres Aufenthalts in Mossul wurde sie mit der Schwester des Pascha bekannt und benutzte dies, seinen Harem zu sehen. Die davon mitgetheilte Beschreibung ist ganz interessant. Hier einige Stellen:

„Zuerst gingen wir nach den Schlafzimmern, deren eine große Menge. Sie waren meist mit prachtvollen Teppichen belegt, die Betten — in Bagdad gefertigt — aus Palmbaumzweigen und so leicht, daß ich ohne Mühe das Gestell mit Einer Hand aufheben konnte. Das Bett der Favorite des Pascha bestand aus fünf Matratzen, jede mit Seidenstoff von anderer Farbe überzogen und mit Pfaufedern gefüllt. . . . Von hier stiegen wir auf die Dachterrasse, die einen herrlichen Blick bot über die Stadt und deren Umgebung, worunter die immer mehr verfallenden Trümmer der einst mächtigen Stadt Ninive. Auf dem Dache befanden sich drei Zelte von Wachstuch. Durch sie gegen die lästige Sonnenglut geschützt, gaben wir uns ungestört dem wunderschönen Anblicke hin. Dann stiegen wir in den Garten hinab, der von beträchtlichem Umfang und von allen Seiten mit Wasserbächen durchschnitten war, die nirgend über einen Fuß breit, in Marmor gefaßt und mit einer Fülle von Blumen aller Art besetzt, deren Wohlgeruch in jedem Luftzug duftete, besonders der Geruch der Rosenbeete, die verschwenderisch blühten. . . . Nachdem wir eine Stunde an diesem Zauberorte geweilt, führte mich die Fürstin in einen nach dem Garten sich öffnenden Salon, wo ich den Frauen ihres Bruders, des Pascha, 25 an der Zahl, vorgestellt wurde. Außer den Georgierinnen und Circassierinnen waren auch etliche aus Kurdistan. . . . Der Eintritt des Pascha unterbrach unser Gespräch. Alle erhoben sich, ihn zu begrüßen. Er mochte 40 Jahre alt sein, hatte eine hohe, gebietende Gestalt, große, dunkle, feurige Augen und einen dichten, schwarzen Bart, der ihm bis zum Gürtel reichte, wo sein Hanjar oder Dolch hing, mit unebenem Griff, aber funkelnd von Juwelen. Seine Kleidung war reich und seinem Range angemessen. Sein höfliches Benehmen flößte Vertrauen und Achtung ein. . . . Die Fürstin stellte mich ihm als eine Verwandte seines Kerkhea oder Statthalters vor, die ich auch bin, und darauf empfing er mich mit ausgezeichneter Artigkeit und fragte viel nach meiner Familie und meinen Angehörigen, besonders nach meinem Vater, der sich damals auf dem Wege nach Bagdad in Bassorah aufhielt. Die Unterredung mochte eine Viertelstunde gedauert haben, als der Mollah vom Minaret die Gläubigen zum Salat al zohor, zum Mittagsgebet rief. Sofort verabschiedete sich der Pascha, um sich in die nahe Moschee zu begeben. Der Harem betete im Salon. . . . Während ihrer Andachtsübungen beschäftigten sich die Frauen mit etwas, das sie eine Reliquie des großen Propheten nannten, das jedoch weder mehr noch weniger als ein Stück des Sherval oder Beinkleides war, welches Mohammed's Schwester getragen haben soll, in Papier gewickelt und in einer goldenen, reich mit Diamanten ausgelegten Hülse. Inmitten des Gebets küßten sie diese kostbare

Reliquie zu wiederholten Malen und legten sie ebenso oft auf ihre Köpfe. . . . Indessen saß ich ruhig auf dem Divan und sah dem ungewöhnlichen Vorgange mit ungeschmälerter Neugier zu. Als die frommen Gebräuche vorüber, trat ein Sklave ein und kündigte das Mittagsessen an. Dem wurde unverzüglich Folge geleistet. Wir verfügten uns sämmtlich in das Speisezimmer, das wegen der großen Hitze — es war im Juni — eins von den Gemächern war, deren eine Seite ganz nach dem Hofe zu offen ist."

Nicht lange nachher auf der Reise von Mossul nach Tekei in Gesellschaft ihrer Mutter und ihres Bruders, wurde die Prinzessin von räuberischen Kurden angefallen, entging kaum dem Tode und mußte ihren verwundeten Bruder eine weite Strecke tragen. Später lebte die Familie Asmar mehre Jahre ungestört in Mossul, bis neue Religionsverfolgungen ausbrachen und der Vater der Prinzessin starb. Da erwachte in ihr das Verlangen nach einer Wallfahrt nach Palästina, und sie schloß sich einer „Monster"-Karavane an, die außer den benöthigten Kameelen und Pferden an 5990 Personen zählte. In 40 Tagen erreichte sie wohlbehalten Damaskus, mußte aber hier in Folge eines Falles zurückbleiben. Doch fand sich nach ihrer Genesung eine andere Gelegenheit, und gerade vor der heiligen Woche 1826 kam sie in Jerusalem an. Während ihres Verweilens in Palästina gewann Prinzessin Asmar die Freundschaft Amira's, Gemahlin des Emir Beschir, Beherrschers des Libanon, wurde deren Ehrendame und scheint in dieser Stellung fünf äußerst glückliche Jahre verlebt zu haben. Allein der Wunsch, die Hauptstadt der katholischen Welt zu sehen, vermochte sie, den Palast des Emir zu verlassen und zu Schiffe nach Italien zu gehen. Nicht lange in Rom (1832), wurde ihr ein hoher Betrag werthvollen Eigenthums gestohlen. Bald nachher brach der Krieg aus, der mit der Belagerung von Acre und Beirut begann und sie jeder Unterstützung von Seiten ihrer Freunde beraubte. In Folge desselben Kriegs fallirte ein Kaufmann in Beirut, dem sie den größten Theil ihres Vermögens übergeben. Dies und andere Unglücksfälle brachten sie plötzlich vom Reichthum zur Armuth, und in dieser Lage wendete sie sich nach Paris, um durch Unterricht in ihrer Muttersprache ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Wie knapp und schmal es ihr dort ging, erzählt sie folgendermaßen:

„Ich hatte mir in dem Hause einer vornehmen Dame, die ihr Vermögen dem Orient verdankte, eine bescheidene Wohnung gemiethet. Eine Reihe von Unglücksfällen hatte mir mein Letztes geraubt. Ich litt den bittersten Mangel. Meine einzige Hülfe war ein Schüler, dem ich wöchentlich zwei Stunden im Arabischen gab, wofür er mir drei Francs die Stunde bezahlte. Ich hatte mich bemüht, mir in dieser Weise eine Subsistenz zu erwerben, denn ich bin einiger orientalischen Sprachen hinreichend mächtig, sie lehren zu können. Doch jener war mein einziger Schüler. Trotz der Geringfügigkeit dieses Erwerbes wollte ich lieber damit auszulangen suchen als meine Bekannten um Unterstützung ansprechen. Je wie mein Geld sich verminderte, verminderte ich meine Nahrung, bis sie endlich kaum genügte, Leib und Seele zusammenzuhalten. Monatelang hatte ich mir täglich nur Eine Mahlzeit erlaubt, und diese in ein wenig, weil zu arm, mir Feuerung zu kaufen, über der Spirituslampe gekochter Grütze und einem Stückchen Brot bestanden. Meine Noth war jetzt zum Höchsten. Ich hatte monatlich den Betrag von 20 Schillingen (6 Thlr. 20 Ngr.) für meine Wohnung zu entrichten und nahm wöchentlich für die zwei Stunden, die ich Dienstags und Freitags gab, kaum 5 Schillinge ein. So ging Woche auf Woche an mir vorüber. Jeden Tag packte die kalte Faust der Armuth mich fester; die Quelle meines Bluts war fast zu Eis, ich zu einem Schatten geworden. Ich war kaum fähig zu reden, konnte nur mit Anstrengung gehen. Da — ich werde den Tag nie vergessen! es war einer der zwei Tage, an welchen ich zu meinem Schüler ging, der in einem fashionablen Stadtheile wohnte. Seit 30 Stunden hatte ich nichts gegessen, denn ich hatte nicht, mir auch nur ein Stückchen Brot zu kaufen. Mit aller Ungeduld des peinigenden Hungers harrte ich der Stunde des Unterrichts. Es war einer der kältesten Wintertage, und der Schnee lag hoch und der Fluß war zugefroren, als ich mit meiner letzten Kraft mich auf den Weg machte, in vollem Vertrauen, den Preis meiner Mühe zu empfangen, wofür ich mir Nahrung kaufen wollte, mich gegen Verhungern zu schützen. Endlich erreiche ich die Wohnung meines Schülers. Aber was empfand ich bei der Nachricht, daß er eine Einladung zu einem Balle angenommen und deshalb die Lection aussetzen müsse! Er entschuldigte sich tausend Mal wegen der Mühe, die er mir verursacht, und ich zweifle nicht, er meinte es ehrlich. Aber wie fürchterlich waren seine Worte für mich, deren Leben von der kleinen erwarteten Gabe abhing! Mein Herz stand still. Die Stimme klang mir wie mein Grabgeläut. Ich weiß nicht, was ich antwortete; aber ich verließ ihn und schleppte mich fort durch den tiefen Schnee, während jeder Windstoß mir das Blut erstarren und meine Zähne klappern machte."

Später erhielt Prinzessin Asmar noch einige Schüler, auch Zutritt zum englischen Gesandten und zu Hrn. Guizot, auf dessen Rath sie nach England ging, „wo, wie er anzunehmen schien, wegen Englands unermeßlichen Besitzungen im Orient der Fähigkeit, meine Muttersprache zu lehren, sich ein größeres Feld bieten würde". Graf Münster, der Stifter des orientalischen Unterstützungsfonds, nahm sie freundlich auf. Aber schon im März 1841 starb er. Seitdem hat die Prinzessin zwar meist in London gelebt, allein „meine Erwartungen", schreibt sie, „durch Unterricht in meiner Muttersprache und durch Übertragung orientalischer Bücher und Handschriften mir einen festen Erwerb zu sichern, haben sich nicht erfüllt. Möglich, es wäre anders gekommen, hätte es der Vorsehung gefallen, das Leben des gütigen Mannes zu verlängern, der meinem Schicksale so freundliche Theilnahme bezeigte." Möge daher die am Schlusse ausgesprochene Hoffnung „bessere Tage, die mir beschieden", nicht auch eine Täuschung werden! 16.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Zur Monumentalgeschichte von Paris.

Wir haben wiederholt Gelegenheit gehabt, auf verschiedene interessante Werke aufmerksam zu machen, welche der Beschreibung einzelner merkwürdiger Gebäude und Monumente von Paris oder der gesammten monumentalen Geschichte dieser Stadt gewidmet sind. Vom allgemeinsten Interesse war besonders das Sammelwerk „**Les rues de Paris**", das unter Mitwirkung verschiedener beliebter Schriftsteller vom Feuilletonisten Lurine herausgegeben ist. Eigentlicher wissenschaftlicher oder künstlerischer Gehalt ist diesem Werke nicht beizumessen. Desto gehaltreicher und gediegener waren einige Monographien, an die sich ein soeben heftweise erscheinendes Specialwerk über das berühmte Hôtel de Ville anreiht. Dieses neue Werk verdient in jeder Beziehung wirkliche Beachtung. Der Titel dieser interessanten Erscheinung lautet: „**Hôtel de Ville de Paris, mesuré, dessiné et publié par *Victor Calliat*, architecte, inspecteur de l'Hôtel de Ville, avec une histoire de ce monument et des recherches sur le gouvernement municipal de Paris par *Leroux de Lincy*.**" Zwei Lieferungen in Folio mit sechs Tafeln sind uns bis jetzt zu Gesicht gekommen. Der Ankündigung zufolge werden deren zehn erscheinen. Der Name Leroux' de Lincy bürgt allein für den wissenschaftlichen Werth dieses Werks, welches einem in historischer wie in artistischer Beziehung so interessanten Gebäude gewidmet ist. Dieser Gelehrte hat sich durch mehre archäologische wie sprachliche Abhandlungen, z. B. seine umfassende Sammlung französischer Sprüchwörter, vortheilhaft bekannt gemacht. Er ist, wenn wir nicht irren, bei der königlichen Bibliothek beschäftigt. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 34. —— 3. Februar 1845.

Über die italienische Tragödie.

(Fortsetzung aus Nr. 33.)

So ging die Nachahmung durch die lange Reihe der tragischen Dichter aus dem 16. und 17. Jahrhundert fort, und es wäre eine unnöthige Mühe, sie alle zu nennen und ihre Werke zu analysiren. Das Trauerspiel war und blieb Sache der Gelehrten, und je fester sie in diesem schwachen und kranken Zustande beharrten, desto mehr blieben sie von der nationalen Ausbildung geschieden, die ihren eigenen Weg verfolgte und welcher ihrerseits jene Lossagung der gelehrten Dichter ebenso verderblich war. Der sonst in der Geschichte der Wissenschaft bekannte Speroni folgte auch dem Strudel und vermaß sich, ein Trauerspiel zu schreiben, welches wir hier kurz anführen, weil es einen heftigen kritischen Krieg veranlaßt hat. Die Heldin des Stücks, die ihm auch den Namen gab, Canace, die Tochter des Äolus, dient der Venus zu einem ganz besondern Werkzeuge der Rache dafür, daß der Windgott ehemals ihrem Sohn Äneas die Flotte zu Grunde gerichtet hat. Venus bringt durch ihre Macht die arme Canace zu einem blutschänderischen Umgange mit ihrem Bruder Makareus, von welchem sie Mutter eines Knäbleins wird. Nun erst erfährt Äolus das ganze Verhältniß; wuthentbrannt wirft er das Kind den Hunden vor, Canace muß zwischen Gift und Dolch wählen, Makareus stürzt sich bei ihrem Tod in sein Schwert, und Äolus, zu dessen Wuth nun noch die Reue über die zu schnelle That kommt, schwört, daß er sich an den Nachkommen des Äneas fürchterlich rächen wolle. Speroni hat sich etwas von dem breitgetretenen Wege der ängstlichen Nachahmung entfernt, aber nur um ein desto unsinnigeres und monströseres Werk hervorzubringen. So wie die Wahl des Stoffs die Moral empört, so die Ausführung den Geschmack. Den zweiten Prolog hält das den Hunden vorgeworfene Kind der Canace, das als Schatten aus der Unterwelt heraufkommt, während es noch im dritten Acte nur als Fötus existirt und erst im Zwischenact zur Welt kommt. Doch eine Verwegenheit hat Speroni gewagt. Er hat den Chor weggelassen. Aber man merkt ihm die Angst vor Aristoteles an, denn an den Stellen, wo nach jenem Kritiker der Chor stehen sollte, hat er wenigstens das Wort angebracht: Chor fehlt, und am Ende müssen doch alle Winde herbei, um in sehr prosaischen Reden die Verwünschungen des Äolus zu bekräftigen.

Wie verderblich der unumschränkte Einfluß des Aristoteles herrschte, und wie tödtend die zur Natur gewordene Nachahmung der griechischen Tragiker wirkte, läßt sich auch an Tasso's „Torrismondo" ersehen, und im Stück, welches dieser Dichter freilich in einer Zeit schrieb, wo sein Geist durch grausame Behandlung gebeugt und seine productive Kraft durch die unsinnigen Verfolgungen seiner Neider und Feinde so gebrochen war, daß er sich sogar durch die elendesten Kritiken bewegen ließ, sein „Jerusalem" ganz umzuarbeiten. Wenn man in den frühern italienischen Trauerspielen mehr den Euripides als Muster durchschaut, so scheint es, daß in der spätern Zeit des Speroni und Tasso besonders des Sophokles „Ödipus" einen großen Eindruck in Italien gemacht. Dies läßt sich hauptsächlich aus den zwei italienischen Bearbeitungen ersehen, durch die er in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts dem größern Publicum bekannt wurde. Die eine ist eine freie Bearbeitung von Angnillara, die wenig taugte, aber doch ihr Glück machte; die andere eine getreue Übersetzung von dem Venetianer Orsatto Giustiniano. Diese letztere wurde 1585 von den Mitgliedern der Accademia Olimpica zu Vicenza in dem berühmten von Palladio erbauten Theater mit außerordentlichem Pomp aufgeführt, und (was die damalige Auffassung der Idee einer Tragödie charakterisirt) im fünften Act übernahm, um die Täuschung noch besser zu bezwecken, die Rolle des geblendeten Ödipus ein wirklich blinder Mann, Luigi Grotto von Adria, welcher zu jeder Vorstellung auf Kosten der Akademiker nach Vicenza geführt, dort köstlich bewirthet und wieder nach Hause gebracht wurde. Diese Darstellungen erregten nun einen ungemeinen Enthusiasmus für den „Ödipus" und erweckten zu mehren Bearbeitungen und Nachahmungen. In dieselbe Zeit fielen auch die Tragödien von Speroni und Tasso. Aber schon an der Vergleichung der Plane dieser Tragödien erkennt man das große Übergewicht des Letztern, und dieser war von der echt tragischen Idee des „Ödipus" tief ergriffen und zog sie in seine romantische Sphäre herüber. Daher in seinem „Torrismondo" nichts von jener unsinnigen bewußten Blutschande der Geschwister, wie in der „Canace" durch physi-

schen Zwang der Venus geschieht, mit welcher höhern Anordnung sich die beiden Sünder auch vollkommen beruhigen; sondern hier geschieht die Sünde durch ein unglückliches Geschick, wobei allerdings die Leidenschaften der Menschen ihr Theil haben, wofür diese aber auch vollkommene Sühne geben. Torrismondo, ein junger Gothenkönig, geht nach Norwegen, um mit Alvida, der Tochter des dortigen Königs, die Trauung zu vollziehen, und zwar nicht für sich, sondern im Namen seines Freundes Germondo, welchem jene aus Familienrücksichten verweigert worden war. Er erhält die Alvida zur Gattin und will sie nun, unter dem Vorwande, die Hochzeit zu Hause zu feiern, seinem Freunde zu Schiffe zuführen. Auf der Reise aber entbrennt er selbst in Liebe zu Alvida, die ihrem vermeintlichen Gatten alle Zärtlichkeit erweist, und da sie von einem nächtlichen Sturm auf eine einsame Küste verschlagen werden, vergißt er sich mit ihr und wird zum Verräther an der Freundschaft. Er kommt in seiner Heimat an, von Reue gefoltert, kehrt wieder in das frühere gemessene Verhältniß mit Alvida zurück und verschiebt von einem Tage zum andern die Feier der Hochzeit mit ihr, die durch dies wankende Betragen in die größte Unruhe versetzt wird. Unter diesen Umständen trifft plötzlich der Bote des Germondo ein, der dessen Ankunft meldet. Torrismondo beschließt in seiner Angst, dem Freunde seine Schwester, die schöne und tugendhafte Rosmunda, zu geben. Allein während der Zubereitungen zum Feste ergibt sich eine Reihe von schauderhaften Entdeckungen, welche die tragische Katastrophe herbeiführen; daß nämlich Rosmunda nicht seine Schwester ist, sondern daß sie in ihrer Kindheit mit Alvida vertauscht worden ist, welche Letztere also der Norwegerkönig, der sie auch irrthümlich für seine Tochter hielt, ihrem eigenen Bruder zur Gattin gab. Torrismondo eilt zu Alvida, entdeckt ihr das schreckliche Geheimniß und überredet sie, sich von ihm zu trennen und Germondo zu vermählen. Aber sie tödtet sich vor Entsetzen über den Verrath an der Natur. Torrismondo, hierdurch aufs äußerste gebracht, bietet in einem Schreiben seinem Freunde Germondo sein Reich an und bittet ihn, die Stütze seiner unglücklichen alten Mutter zu sein. Hierauf ersticht er sich neben dem Leichnam seiner Alvida.

Diese Tragödie wurde lange Zeit von den Italienern unter ihre besten gezählt. Und wenn sich nicht allein ihre Composition durch die stets sich steigernde Verwickelung tragischer Scenen, gegeneinander wirkende Interessen und Leidenschaften vor vielen übrigen auszeichnet, so erinnert auch die Ausführung in vielen Scenen, der edelgehaltene Charakter der so schwer büßenden Hauptpersonen, die schöne, männliche Sprache und der herrliche Versbau oft an den Sänger der schönsten italienischen Epopöe. Aber Alles verdirbt die unglückliche Unterwerfung unter die Regeln des Aristoteles. Es ist zu bedauern, daß Tasso seine Tragödie nicht 12 Jahre früher, wo er schon den nachher etwas veränderten Plan des Stücks und den ersten Act ausgearbeitet hatte, vollenden konnte. Er war damals noch in der rüstigen Kraft, wie in dem Epos so auch im Drama seinen eigenen Weg zu bahnen.

Das 17. Jahrhundert war, sowie überhaupt für die ganze italienische Poesie, so besonders für das Trauerspiel eine Zeit tiefer Ermattung. Der Hauptzug des italienischen Charakters zum Lyrischen war fortwährend der vorherrschende, bildete sich aber nicht mehr in der Poesie, sondern bei dem immer mehr eintretenden Mangel an Denkkraft in der Musik aus, welcher in der nun leidenschaftlich beliebten Oper die Poesie ganz untergeordnet dienen mußte. So weit hatten es die gelehrten Dichter mit ihrer pedantischen Ausschließung von der Nationalität und der Richtung der Zeit gebracht, daß sie ihren Einfluß auf den Volksgeschmack gänzlich verloren, und sich sogar diesem, zu einer Zeit, wo er so ganz verdorben und verflacht war, unterwerfen mußten. Die italienische Sprache war zwar nun befestigt, Dank der vielen Wortfechtereien der Gelehrten, aber eben durch diese war auf der andern Seite auch die Grammatik über die Poesie gestellt worden, man dichtete oft nur, um das Wörterbuch der Crusca zu bereichern, und jedenfalls hatte ein Dichter keinen Werth, wenn er nicht von jener Wörterakademie anerkannt war. Harmonie und Correctheit der Sprache ist daher oft das Einzige, was an Trauerspielen jener Zeit hervorgehoben werden kann, was aber gerade damals den Ausschlag gab. Das Publicum war nur noch für Genüsse des Ohrs gestimmt und wollte, wenn es keine Oper vor sich hatte, doch immer einen musikalischen Sylbenfall, in den Dialogen Recitative, und durchaus lyrische Chöre, die denn auch oft das Beste am ganzen Stücke waren. Nachdem in den Trauerspielen des Juristen Gravina die unglückliche Nachahmung der Alten durch eine wahre Verknöcherung des Seneca sich erschöpft hatte, brach, wie auch in andern, der herrschende Einfluß der französischen Tragödie über Italien ein, und es läßt sich nach dem oben Gesagten leicht erklären, wie man von jenseit der Alpen gleich von vornherein nichts Besseres zu entlehnen wußte als die Alexandriner. Diese Versart, die der italienischen Sprache ganz jämmerlich steht, führte der Bologneser Martello ein, der zuerst seine Begeisterung für die Meisterwerke des Corneille und Racine kundgab und den Ruhm erlangte, daß die Alexandriner in Italien nach ihm Martellianer genannt wurden. Seine fünf Bände voll Trauerspiele brachten in Italien die französische Manier in vorherrschendes Ansehen, sodaß er sogar eine Schule stiftete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mexico.

Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mexico, besonders in Beziehung auf Geographie, Ethnographie und Statistik. Nach eigener Anschauung und den besten Quellen bearbeitet von Eduard Mühlenpfordt. Zwei Bände. Hanover, Kius. 1844. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Das vorliegende Werk gehört in die Classe der seltenen Schriften, welche Ausführlichkeit mit Gründlichkeit auf das innigste zu vereinigen wissen. Es ist eine gediegene Arbeit, welche mit liebenswürdiger Anspruchlosigkeit sich nur schüchtern

in das bunte Gedränge der literarischen Welt hineinwagt und in der hierdurch veranlaßten Beklommenheit den eigenen Werth fast ganz aus dem Auge verliert. Ein Werk von Bedeutung, das in Geographie, Ethnographie, Statistik und Politik den Männern von Fach nicht weniger eine sehr willkommene Erscheinung sein wird, wie es vollkommen befähigt ist, dem gebildeten großen Publicum ein lebhaftes Interesse abzugewinnen. Umsichtig und genau in allen Angaben und gehaltvoll ausführlich in der Besprechung aller die Erd- und Volkskunde Mericos betreffenden Gegenstände: das sind die Glanzseiten des Buchs. Und zur Erreichung dieser trefflichen Eigenschaften half zunächst eine siebenjährige unmittelbare Anschauung und Durchlebung der mericanischen Staaten und deren Verhältnisse, half aber auch ebenso kräftig ein fleißiges Studium der bedeutendsten Schriften über dieses Land, sowie eine fortwährend unterhaltene Correspondenz mit hochgestellten Freunden des jungen Freistaats.

Des Verf. Fleiß im Herbeischaffen und Verarbeiten des sehr umfangreichen Materials ist nicht weniger zu bewundern als seine dabei an den Tag gelegte vielseitige gründliche Bildung. Mit vorurtheilsfreiem, klarem Auge blickt er auf alle beachtenswerthen Punkte dieses Landes und versteht mit Einsicht und Würde darüber zu sprechen, die Aufmerksamkeit seiner Leser zu fesseln. Gemüthliche Ruhe und Leutseligkeit wohnen friedlich still im ganzen Buche, und diesen edlen Charakterzug weiß er überall, selbst da noch zu bewahren, wo das harte Schicksal der unglücklichen Ureinwohner Mericos Mitleid und Rührung erwecken, das Gemüth gar leicht zu heftigen Ausbrüchen entzünden kann. Feurige Begeisterung ist dem Verf. ebenso fremd wie steife Gelehrtthuerei. Übrigens nimmt er doch auch zuweilen Partei, jedoch stets mit der unbefangensten Offenheit und immer nur da, wo sie jeder aufrichtige Menschenfreund ebenfalls nehmen würde. An geeigneten Stellen zeigt er auch Wärme, ja sogar viel Wärme und versteht recht gut wieder zu erwärmen. Doch herrscht der bedächtig prüfende und berechnende Verstand vor, und in dem Handhaben der Sprache läßt sich eine gewisse Ungeübtheit nicht leicht verkennen. Einen höhern stilistischen Schwung gewinnt der Vortrag nie: — es fehlt der Sprache das südliche Feuer, die entzündende Begeisterung für das Wahre und Schöne in der so wunderbar reich gesegneten Tropenwelt — es fehlt ihr das Poetische, der feine Takt und der Alles bezaubernde Impuls, welcher so beseelend schön und mächtig sich durch des großen Humboldt strenge Wissenschaftlichkeit hindurchzieht. Doch wollen wir hier ja nicht außer Acht lassen, daß des großen Reisenden Höhe noch Jahrhunderte lang ganz unerreichbar allein stehen wird, und daß sie, gerade dieser alleinstehenden Erhabenheit wegen, weder zum Maßstabe noch zum Vergleichungspunkte dienen kann. Wenn nun Ref. dessenungeachtet des großen Erdkundigen vergleichend hier Erwähnung gethan hat, so geschah das wahrlich nicht zur Verkleinerung der Ansicht über die Leistung unsers Verf., sondern einzig aus dem Grunde, weil derselbe mit jenem gefeierten Manne einerlei Thema behandelt und weil er dabei der Alles überstrahlenden Meisterschaft Humboldt stets eingedenk geblieben, ja so stark davon durchdrungen ist, daß er an die Spitze seines Werks Humboldt's eigene Worte stellt, welche dieser schon vor 40 Jahren (1803) in seiner berühmten Schrift über Merico — damals noch Neu-Spanien genannt — ganz für die jetzige Zeit passend, prophetisch wahr ausgesprochen hat.

Merico kennen wir seit langer Zeit nur von der höchst bedauerlichen Seite, worein es durch die schrecklichsten Wirren, Parteiungen und ewigen revolutionnairen Umtriebe versetzt worden ist. Daher freut man sich, wenn sich hier endlich einmal wieder eine Stimme hören läßt, welche den so lange vermißten innern glücklichen Zuständen und Eigenschaften dieses von Natur reich gesegneten Landes das friedliche Wort redet. Durch Hrn. Mühlenpfordt bekommen wir eine vielseitige genaue Beschreibung von der ausgezeichneten Trefflichkeit der Bodenerzeugnisse, von dem unerschöpflichen Reichthum an werthvollen Mineralien. Durch ihn lernen wir die freisinnigen Institutionen sowie die Hauptmomente der neuesten Geschichte dieser jungen Republik aufs genaueste kennen und schätzen. Das Volk schildert er im Ganzen genommen als ein kräftiges, unverdorbenes, welches mit der jetzigen Verfassung zufrieden sei. Den Indianern widmet er vorzugsweise seine Aufmerksamkeit und urtheilt darüber ebenso menschenfreundlich als verständig. Hinter der unheimlichen Verschlossenheit, hinter der so unangenehm stark in die Augen fallenden kalten Abgemessenheit dieser gezwungen bekehrten und civilisirten Ureinwohner weiß der Verf. sehr richtig die allmälig wieder heimkehrende innerliche Zufriedenheit der unglücklichen Menschen mit ihrem sich bessernden Geschicke wahrzunehmen und die erfreulichsten Spuren davon deutlich nachzuweisen. Auch läßt er es nicht an beherzigenswerthen Winken fehlen über die Wichtigkeit der Vorsicht in der Behandlungweise dieser eingebürgerten indischen Stämme; er macht darauf aufmerksam, daß die wahrhafte Aussöhnung von dieser Seite mit der neuen Regierung noch nicht zu einem vollkommen beruhigenden Schlusse gebracht worden sei, daß diese rein farbigen Einwohner beiweitem die größere Volksmenge des Landes ausmachen und geistig und körperlich wohl befähigt sein könnten, sich wieder zu alleinigen Herren ihres Landes zu machen. Übrigens hat der Verf. auch darin recht, wenn er mit besonderer Vorliebe auf Mericos jetzige Regierung blickt, wenn er sich nicht entschließen kann, dieses Land in irgend einer Hinsicht einem andern der neuen Welt nachzustellen, wenn er in ihm sogar Anlagen zu einem der glücklichsten Staaten auf der ganzen Erde gewahrt, und daß zur Realisirung dieser schönen Aussicht hauptsächlich nur der Segen eines dauernden innern Friedens nöthig sei.

Der eigentliche Inhalt des Werks ist in sieben Abschnitte getheilt, wovon der erste sich auf Namen, Lage, Grenzen, Größe, Eintheilung des Staats bezieht. Der zweite bespricht Gebirge, Flüsse, Küsten, Klima, Boden, überhaupt die geologische und physische Beschaffenheit des Landes. Der dritte und vierte ist dem Pflanzen- und Thierreiche gewidmet, der fünfte dem Volke. Der sechste gehört dem Staat und der Kirche. Der siebente bespricht die Verhältnisse des Handels, der Gewerbe und des Bergbaus. Nach einem frühern Plane des Verf. sollte diesem Bande auch noch ein besonderes Capitel über die eigenthümliche Technik des mericanischen Grubenbetriebs und über die Wirksamkeit der fremden (namentlich englischen) Bergbaugesellschaften zu Merico beigefügt werden; indeß ist dies wieder aufgegeben, weil der Verf. eine selbständige Schrift darüber herauszugeben gedenkt. Auch bemerkt er am Schlusse der Vorrede, daß es ihm vielleicht später gestattet sein möchte, noch eine von 18—20 Kupfern begleitete Arbeit über mehre der wichtigsten südmericanischen Alterthümer zu veröffentlichen, namentlich über die prachtvollen Überreste der alten Priesterpaläste zu Mitla im Staate Oajaca, welche von ihm mit möglichster Sorgfalt schon aufgemessen und gezeichnet worden wären. In dieser letztgenannten Schrift würden auch noch mehre nicht unwichtige Notizen für Geschichte und Sagen südmericanischer Volksstämme mitgetheilt werden. Man sieht, der Verf. sucht alle Verhältnisse Mericos so erschöpfend gründlich wie nur möglich zu schildern, und es ist ebenso wahrscheinlich als wichtig und erfreulich für Erd- und Völkerkunde, daß er in der Beschreibung Mericos eine literarische Aufgabe für sein ganzes Leben erhalten habe. Von einer so gewissenhaften, ehrlich deutschen Feder, wie sie dem Verf. eigen ist, läßt sich nichts Anderes als Werthvolles erwarten, daher dürfen sich jene beiden in Aussicht gestellten Ergänzungsschriften schon im voraus der guten Aufnahme versichert halten.

Nach dem kurzen Einleitungsworte, welches Humboldt zu Ehren dem berühmten Werke desselben: „Essai politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne", entnommen ist, werden zunächst die verschiedenen Namen „Neu-Spanien", „Anahuac", „Merico", welche sich auf die Länder der jetzigen Republik bald mehr bald weniger beziehen, historisch und sprach-

lich in Betracht gezogen. Darauf folgt die genaue Angabe der Längen- und Breitengrade, zwischen denen der neue Staat gelegen ist. Dann werden die Inseln, Grenzen und Flächenräume des Landes wenigstens so weit besprochen, als die theilweise sehr unsichern Daten es gestatten wollten. Interessant ist hier das Wort des Verf. über die eigentliche Veranlassung der Trennung von Texas vom Mutterlande, wie empfindlich dieser Bruch vermerkt worden, wie sogar die eifrigsten Versuche angestellt worden, diese ungetreue Tochter sich käuflich wieder zu versichern. Auch Yucatan wird in ähnlicher Weise besprochen. Was die Topographie des Landes betrifft, so stimmt der Verf. der allgemein bekannten Klage bei, daß wir darüber noch wenig Zuverlässiges wissen. In den sämmtlich bekannten Karten sind viele der Hauptflüsse und Städte ganz unrichtig angegeben. Den Schluß dieses ersten Abschnitts bildet eine Besprechung der Eintheilung des Landes nach ältern und neuern Grundsätzen und nach der Handelslage besonders.

Eine sehr detaillirte Beschreibung der Formationen der Oberfläche des Landes bildet den Anfang des zweiten Abschnitts, woran sich zugleich auch eine Untersuchung über den innern Gehalt der Gebirge schließt. Obgleich hierbei die Arbeiten von Humboldt, Sonneschmidt, Gerold, Berghes u. m. A. sehr beachtend erwähnt und benutzt worden sind, so kann der Verf. doch nicht umhin zu gestehen, daß unser Wissen in der geognostischen Structur der mexicanischen Cordilleren immer noch höchst unvollkommener Art ist. Von den wichtigsten Berggipfeln werden Höhe und Lage so genau als möglich bestimmt, und den Beschluß dieser geognostischen Betrachtung macht eine Specialbeschreibung des Vulkans von Jorullo. Ref. hat namentlich diese letztere mit vielem Interesse gelesen und hält Einiges davon der Mittheilung wol werth. Die Lage dieses Berges wird sehr genau mit 18° 53′ 30″ n. B. und 103° 51′ 48″ w. L. bestimmt. Er entstieg in einer einzigen Nacht (vom 28. auf den 29. Sept. 1759) wie durch Zauberschlag der Erde. Der Jesuit Franz Rafael de Landivar hat in seiner „Rusticatio mexicana" (Bologna 1782) die wunderbare Entstehungsart dieses schrecklichen Feuerspeiers besungen. Das in lateinischen Hexametern abgefaßte Gedicht ist aber ebenso wenig wie das betreffende furchtbare Ereigniß selbst zur allgemeinen Kenntniß gekommen. Durch A. v. Humboldt sind uns die ersten Nachrichten darüber mitgetheilt. Das Thal, in welchem nahe bei der Meierei Playa de Jorullo der Hauptpunkt des Vulkans sich erhebt, ist gegen Süden von einer aus Osten nach Westen streichenden Bergkette begrenzt, welche aus tafelförmig abgesonderten Basalten und aus mächtigen Lagern vulkanischer Asche besteht, wodurch zugleich darauf hingedeutet wird, daß hier schon früher unterirdische Feuer gewüthet haben. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts durchströmten das breite Thal zwei Bäche, der Cuitimba und der San-Pedro, von Osten nach Westen. Schon am 29. Juni 1759 wurden die Bewohner der Hacienda San-Pedro de Jorullo, deren reiche Zuckerrohr- und Indigofelder jene Flüßchen künstlich bewässerten, von Erdstößen erschreckt, welche mit einem unterirdischen, aber doch entsetzlich lauten Getöse begleitet waren. Diese Gefahr drohenden Durchbebungen der Erde wiederholten sich 65 Tage lang. „Auch in dem Bergwerksorte Yuguaran", sagt der Verf. „erregten diese Erdstöße den größten Schrecken. Zu Anfang des Monats September schien die Ruhe wiederhergestellt und erhielt sich, bis in der Nacht vom 28. auf den 29., Morgens gegen 3 Uhr, das fürchterliche Krachen aufs neue und heftiger als je gehört ward. Jetzt flüchteten die entsetzten Bewohner der Gegend auf die Höhe von Aguasarco und waren hier Augenzeugen des fürchterlichen Naturereignisses, welches ihre blühenden Felder, ihre friedlichen Wohnungen völlig zu Grunde richtete. Flammen stiegen auf einer Fläche von mehr als einer halben Quadratlegua Ausdehnung allenthalben empor, glühende Felsenstücke wurden zu ungeheurer Höhe emporgeschleudert, und durch eine dicke Aschenwolke, vom vulkanischen Feuer schauerlich erleuchtet, glaubte man die erweichte Erdrinde wie ein bewegtes Meer anschwellen und wogen zu sehen. Ein Landstrich von fast zwei Quadratleguas erhob sich in Form einer Blase, an den Rändern um 30—35, in der Mitte fast regelmäßig anschwellend um 525 Fuß über die ursprüngliche Höhe des Bodens der Playas de Jorullo. Jetzt stürzten sich die Flüsse Cuitimba und San-Pedro in flammende Schlünde hinab, und die Zersetzung ihres Wassers vermehrte die Flammen so, daß sie in der Stadt Patzcuaro gesehen wurden, 19 Leguas in gerader Linie gegen Norden und 4—600 Fuß höher als die Playas de Jorullo, auf einer ausgedehnten Gebirgsfläche gelegen. Im Dorfe Guacana, fünf Leguas westnordwestlich vom Schauplatze des Ausbruchs, fiel noch am 19. Oct. eine solche Menge Asche, daß sie alle Felder bedeckte, alle Feldfrüchte zerstörte, die Bäume umwarf, und Häuser und Kirche unter ihrer Last zusammenzufallen drohten. Undurchdringliches Dunkel herrschte, nur durch das Aufblitzen vulkanischen Feuers und stiebende Funken zeitweise erhellt. Der bei Jorullo entspringende Bach Guacana, sonst ziemlich seicht, schwoll so an, daß er nicht mehr zu durchwaten war und das Dorf zu überschwemmen drohte. Er begann täglich gegen 8 Uhr Abends zu schwellen, stieg fortwährend an bis gegen 10 Uhr des folgenden Morgens und nahm dann wieder ab. Sein Wasser war schmuzig, stinkend, den davon trinkenden Thieren tödtlich. Am 29. Sept. zählte man 47 rasch aufeinander folgende Erdstöße von solcher Heftigkeit, daß es schien, als stöße irgend ein ungeheurer reißender Strom unter der erschütterten Erde. Bis in die Mitte des Octobers dauerten die Stöße fort, obschon schwächer und in immer längern Intervallen. Sie wurden selbst noch im Dorfe San-Pedro de Churumuco, am Ufer des Zacatulaflusses, 18 Leguas südlich von Jorullo, deutlich gefühlt. Die Asche bedeckte damals selbst die Dächer der Häuser zu Queretaro, mehr als 50 Leguas in gerader Linie vom Schauplatze des Ausbruchs entfernt. Im Osten des gehobenen Landstrichs sprangen sechs große Hügel zu Höhen von 1300—1600 Fuß über dem alten Niveau der Ebene auf. Der höchste davon ist der eigentlich sogenannte große Vulkan von Jorullo. Um diese größern Feuerberge her erhoben sich Tausende von kleinen Kegeln, 6—9 Fuß hoch, jeder ein Vulkan, Flammen und Schwefeldampf ausstoßend. Die Indianer, erschreckt von dem furchtbaren Donnern des neuen Vulkans, verließen anfangs alle Dörfer im Umkreise von 7—8 Leguas von den Ebenen von Jorullo. In wenigen Monaten gewöhnten sie sich zwar daran und kehrten zu ihren verlassenen Häusern zurück, aber die Ebenen von Jorullo selbst blieben, sogar auf bedeutende Entfernungen von dem in die Höhe getriebenen Landstriche, dem man den Namen Malpais gegeben, während mehrer Jahre nach der Eruption wegen der daselbst herrschenden großen Hitze völlig unbewohnbar. Die heftigen Ausbrüche des großen Mittelvulkans währten bis in den Monat Februar 1760. Dann wurden sie nach und nach seltener, hörten endlich ganz auf und der Malpais kühlte sich ab."

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Geschichte der Akademie zu Marseille.

Einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kenntniß der literarischen Verhältnisse in der Provinz erhalten wir in einem Specialwerke, welches der Geschichte einer jener gelehrten Akademien, an denen Frankreich einen großen Reichthum besitzt, gewidmet ist. Es ist dies die „Histoire de l'Académie de Marseille depuis l'année 1826 jusq'à l'année 1836", von J. B. Loutard, von der vor kurzem die dritte Abtheilung erschienen ist. Wenn auch dem Werke mit Recht wol der Vorwurf allzu großer Breite gemacht werden kann, so gewährt es doch für Den, welcher die geistige Thätigkeit des Provinziallebens in allen ihren Richtungen gründlich kennen lernen will, manche interessante Seite. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 35. — 4. Februar 1845.

Über die italienische Tragödie.

(Fortsetzung aus Nr. 34.)

Diesem Einbruche strebte der Veroneser Marchese Scipione Maffei sich mit allem Eifer zu widersetzen, der aber zum Unglück für die dramatische Kunst auch wieder mehr Gelehrter als Dichter war. Er setzte zuerst der Flut von französischen Nachahmungen eine Sammlung älterer, fast vergessener italienischer Tragödien entgegen, die freilich auch nichts als Nachahmungen anderer Art waren. Dann suchte er den Corneille durch eine scharfe Kritik seines „Rodogune" von seinem dramatischen Throne zu stoßen, und trat zuletzt mit seiner „Merope" auf, durch die er ein ungemeines Aufsehen machte und auf kurze Zeit seinen Zweck erreichte. Die Fabel zu diesem Stücke nahm er aus dem Hygin. Merope ist die Witwe des messenischen Königs Cresphontes, welcher durch eine Verschwörung der Großen mit zwei Söhnen ermordet worden ist. Den dritten Sohn, Ägisthus, hatte Merope verborgen und dann heimlich zu ihrem Vater geschickt, wo er erzogen wurde. Polyphontes, das Haupt der Verschwörung, hatte die Regierung an sich gerissen und zur Sicherung seines Thrones der Witwe des vorigen Königs, wiewol vergeblich, seine Hand angetragen, unterdessen aber den geretteten Ägisthus überall aufsuchen und durch Belohnungen zur Ermordung desselben aufmuntern lassen. Als der Jüngling erwachsen war, verließ er mit Racheentwürfen seinen Zufluchtsort, kam nach Messenien und verlangte als angeblicher Mörder des Ägisthus von Polyphontes den auf Jenes Kopf gesetzten Preis. Schon vorher hatte aber Merope, die ihren Sohn für ihre Plane benutzen wollte, einen Boten abgeschickt, um ihn zurückzurufen. Dieser kommt indeß mit der Nachricht zurück, daß Jener verschwunden. Die verzweifelnde Mutter läßt den angeblichen Mörder ergreifen, an eine Säule binden, und will ihn in ihrer schmerzlichen Wuth selbst umbringen, wird aber durch die Dazwischenkunft des Königs daran verhindert. Doch am Abend erfährt sie, daß der Unbekannte in dem Vorsaale eingeschlafen ist, eilt mit einer Art hin und will ihm eben den Kopf spalten, als der Bote ihr in die Arme fällt und, während Ägisthus entflieht, der Mutter das Geheimniß ihres Sohnes entdeckt. Um so mehr beharrt Merope auf dem Entschluß, dem König ihre Hand zu verweigern. Doch am folgenden Morgen wird sie gezwungen, mit Jenem zum Altar zu treten, aber im entscheidenden Augenblick von ihrem Sohne befreit, der den König umbringt und nun selbst den Thron besteigt.

Da Maffei den Zweck hatte, wieder zur antiken Tragödie zurückzuführen, so entfernt er jeden romantischen Zug aus seinem Stück, und die einzige Liebe, von welcher es, und zwar ungemein, belebt wird, ist die zärtliche Liebe der Mutter zu ihrem Sohn, welche allen Arten der Leidenschaft den höchsten Grad der Spannung verleiht. Die Rolle der Merope hat er auch mit großer Vorliebe durchgearbeitet und darin oft den echt tragischen Ton getroffen. In den andern Scenen merkt man aber wieder den gelehrten Kritiker durch; sie sind ziemlich frostig, die Charaktere nicht lebendig, und auch die alte italienische Sucht zu umständlichen Beschreibungen kann der Dichter nicht unterdrücken. Mit dieser fand er aber bei dem italienischen Publicum keinen Anstoß, die besser durchgeführten leidenschaftlichen Scenen brachten einen ungewöhnlichen Enthusiasmus hervor, und Maffei's „Merope" herrschte eine Zeit lang unumschränkt in Italien und selbst auch im übrigen gesitteten Europa. Kein Werk wurde in so kurzer Zeit (in 18 Jahren über 30 Auflagen) so vielmal in Italien, Deutschland, Frankreich und England aufgelegt und übersetzt als diese „Merope". Die große Wirkung, die sie hervorgebracht, zeigte sich besonders in der unzähligen Menge von Nachahmungen, die aber wenig werth waren, und unter welchen sich höchstens die vier Tragödien aus der römischen Geschichte von dem Venetianer Antonio Conti durch energische Sprache auszeichnen. Nachdem die Zurückführung zu den Alten eine Zeit lang gelungen und selbst der Chor wieder auf der Bühne erschienen war, trat besonders durch Bettinelli, der die Trauerspiele Voltaire's nachahmte, der französische Einfluß siegend auf. Ein eigentlich italienisches, von fremdem Einfluß freies, aus dem lebendigen Quell der Nationalkraft entsprungenes Trauerspiel war aber noch nicht erschienen und in jener Zeit auch nicht möglich. Die Nation war seit Jahrhunderten erschlafft, und obgleich sie noch immer geistig viel producirte, so merkte man doch an dem Schwulst, an der übertriebenen, kleinlichen Beschreibungssucht und besonders an dem Mangel an Handlun-

gen, daß die Producte nicht aus thatkräftigem Geiste hervorgingen, und hauptsächlich wußten sich die tragischen Dichter nur durch emsiges kritisches Studium der alten und neuen Muster einigermaßen auf die Höhe der tragischen Kunst hinauf zu arbeiten.

Einen in gewisser Art ganz neuen Schwung gab der italienischen Tragödie zuletzt noch Alfieri, ein durch seine Gesinnung und seinen Charakter höchst achtungswerther Mann, der sich aber in seiner Bestimmung als Dichter augenscheinlich vergriff. Ein edler Unwille über die politische Vernichtung und die moralische Schwäche und Gesunkenheit seiner Nation und über den Misbrauch der Souverainetät und die Greuel des Despotismus in seinem Zeitalter, von welchen er auf seinen Reisen vielfach berührt worden war, gab ihm bei seiner Rückkehr erst die Begeisterung für die tragische Muse, die ihm nur als Mittel zu seinem großen Zwecke dienen sollte, seine Nation für seine eigene Liebe zu Recht und Freiheit, für politische und sittliche Größe zu begeistern und einen allgemeinen Aufschwung zu männlicher Kraftentwickelung zu bewirken. Wir sind der Überzeugung, daß er sich in der Wahl des Mittels vergriffen hat, und daß er als Satiriker in dem Tone Juvenal's sich seinem Charakter angemessener ausgebildet und ungleich mehr Erfolg gehabt hätte; denn seine Stücke nähern sich im Ganzen mehr der Juvenal'schen Satire als der Tragödie; es wird uns darin nicht sowol eine tyrannische oder sonst böse Handlung in ihrem ganzen Verlauf plastisch entwickelt, als vielmehr durch Reflexionen und andere Mittel der Abscheu vor denselben erregt und sogar erklärt. Je schwächern Charakter im Allgemeinen die italienische Poesie zu seiner Zeit und vor ihm zeigte, je mehr mit dieser Schwäche die Ausbildung der Sprache gleichen Schritt ging und sich bis zum Süßlichen verweichlichte, desto mehr fühlte er sich gedrungen, zur Heilung dieses Fehlers die Sprache seiner Helden aller Grazie und Weichheit, die Rede aller Bilder und Phantasie zu entäußern. Selbst die Rede der Frauen, selbst die Äußerungen der innigsten Liebe klingen rauh und hart; den erhabensten Grundsätzen, den edelsten Gedanken fehlt aller Reiz des poetischen Gewands, und seine Personen erscheinen uns finster und räthselhaft, weil sie gleichsam nur in abgebrochenen Sätzen redend das innigste Gefühl ihres Herzens zu verschlucken scheinen, um ja nicht in Weichlichkeit zu verfallen. Es ist nicht zu leugnen, daß Alfieri in dieser Hinsicht einen guten Einfluß auf das Theater gehabt hat, der sich erst bei spätern Werken durch die Ausgleichung beider Extreme zeigte; noch weniger ist zu leugnen, daß er mit dem besten Willen und der edelsten Absicht der Regeneration seines Volks durch Entwickelung großartiger Charaktere und antik strenger Grundsätze die Hand ans Werk legte. Aber seine Trauerspiele lassen seinen Fehlgriff eben der guten Absicht wegen um so mehr bedauern. Sie sind dürr und kahl und mögen den Eindruck machen wie die ungeheuern Trümmer an der Grenze der ägyptischen Wüste, denn ihnen fehlt die Seele, wie diesen der belebende Cultus. Das Streben, seine Sprache so kurz und energisch als möglich zu machen, verhinderte ihn vielleicht auch an der bessern Entfaltung der Charaktere, die man gänzlich vermißt. Die Intrigue fehlt entweder gänzlich oder ist so schwach, daß sie kaum als solche erkannt werden kann, und daher geben viele seiner Trauerspiele vielmehr Gemälde als Handlungen. Es mag hier, da zur Analysirung aller Tragödien Alfieri's nicht Raum genug ist, nur eine als Beleg zu unserer Behauptung dienen, und zwar sein „Philipp, König von Spanien", welches Stück von den italienischen Literatoren über den freilich auch nicht vorwurfsfreien Schiller'schen „Don Carlos" gesetzt wird. Im ersten Acte klagt zuerst Isabella, Gemahlin des Königs Philipp, in einem Monolog über ihre unglückliche Lage, da sie ihren Stiefsohn Don Carlos liebt und diese Liebe sowie ihren Kummer vor spähenden Augen verbergen muß. Don Carlos kommt dazu, und sein einfaches Erscheinen ohne Intrigue, ohne Mühe und Maßregel widerlegt eigentlich die vorhergehende Klage über des Königs Eifersucht und Späher. Doch klagt er mit Isabella über das nämliche Thema, dann darüber, daß sein Vater ihn haßt, und er diesen haßt. Sie kommen wieder auf ihre Liebe zurück. Isabella räth ihm, sich zu entfernen, doch das ist ihm unmöglich. So befiehlt sie ihm denn, das Geheimniß ihrer Liebe fest zu bewahren, aber sie nie wiederzusehen. Perez findet seinen Freund Carlos in großer Aufregung und befragt ihn um die Ursache seines Kummers, um seine Feinde. Carlos nennt den König und den Hof, der ihn verleumde und den Haß des Königs vermehre. Perez erbietet sich, bei dem König offen Carlos' Sache zu verfechten, erfährt aber nun, daß Carlos noch einen ganz andern wesentlichen Kummer habe; er dringt vergebens in ihn, sein Herz zu eröffnen, und trennt sich von ihm, ohne etwas zu erfahren. Es wird also in diesem ganzen Act nichts eingeleitet, keine Verwickelung vorbereitet. Im Gegentheil, die einzige Handlung, die durch den Zusammenstoß der Leidenschaft des Königs und seines Sohnes in Aussicht gestellt ist, wird vernichtet, indem Isabella im Gedanken an die Unmöglichkeit einer Änderung des Zustandes sich aller Handlung begibt und auch Carlos einen solchen leidenden Zustand auferlegt. Dieser Act ist also in dem Trauerspiel eigentlich gar nicht, sondern nur dann nothwendig, wenn uns ein Gemälde von den Leiden jener beiden Personen vorgestellt werden soll.

(Der Beschluß folgt.)

Mexico.

(Fortsetzung aus Nr. 34.)

Von der Betrachtung der Gebirge geht der Verf. zu der des Meeres und dessen Küstenstriche, der Flüsse, Binnenseen und Quellen über. Es werden hier die für Hafenanlage höchst nachtheiligen starken Sandablagerungen an den Küsten des mexicanischen Meerbusens besprochen und bei der Gelegenheit bemerkt, daß diese Barras (Sandbänke) keinem Schiffe, welches tiefer als 9—10 Fuß geht, die Annäherung zum Lande gestatten, daß sie der Schiffahrt große Hindernisse in den Weg legen, aber auch zugleich das plötzliche Eindringen einer frem-

den eroberungssüchtigen Seemacht verhindern können. Ein zweites Hinderniß des freien Verkehrs bilden die bösen Nortes, die Nord- und Nordwestwinde, welche zur Zeit der Nachtgleichen an den Küsten des Golfs stürmen. Am schwächsten sind diese Stürme im September und October, am stärksten dagegen im März. Die hieran geknüpfte Beschreibung des allmäligen Entstehens und der schrecklichen Folgen dieser so oft in Orkane ausartenden Winde ist trefflich. Aber auch das Gute dieser Stürme wird nicht verschwiegen. Sie thun den verheerenden mexicanischen Fiebern entschieden Einhalt. Die Flüsse, besonders die schiffbaren, werden ganz speciell besprochen, im Ganzen wird aber hier wenig Neues mitgetheilt.

Den Schluß dieses Abschnitts bilden sehr interessante Untersuchungen über Klima, Jahreszeiten, Erdbeben und Orkane. Die bekannte Eintheilung der Landestheile in drei Classen nach dem Unterschiede der Temperatur wird hierbei einer recht verständigen Prüfung unterworfen. Die Ursachen zu den ebenso häufigen als lebensgefährlichen Krankheiten Mexicos sucht der Verf. nach der gewöhnlichen Weise zu erklären, sodaß er dieselben in Verbindung bringt mit dem ewigen Verwesungsprocesse in den feuchten, brennend heißen Niederungen. Am allermeisten erliegen die unglücklichen Einwanderer diesen pestartigen Übeln. Das gelbe Fieber und das Schwarzbrechen sind die ärgsten Feinde aller Weißen, sie wüthen besonders da mit furchtbar tödtlicher Gewalt, wo sich eine neu eingewanderte Bevölkerung in Masse zusammendrängt.

Die beiden nun folgenden Abschnitte sind durchaus nicht weniger als die vorhergehenden reich an belehrenden Darstellungen, an neuen interessanten Wahrnehmungen und Ansichten. Daher kostet es Ref. keine kleine Überwindung, sich hier der Mittheilung gänzlich zu enthalten. Indeß ist doch auch wieder wahr, daß mit dem bis jetzt Gegebenen sich schon ziemlich genau ein Urtheil über des Werkes Werth bilden lasse, und daß der hier noch gestattete Raum nicht besser genützt werden könne, als zum Durchgehen des fünften Abschnitts, des wichtigsten vom ganzen ersten Bande, mit der Überschrift: „Bevölkerung, ihre Anzahl, ihre Classe, ihr Charakter, Sitten und Gebräuche, Kleidung, Krankheiten.“ Dabei kommt dem Verf. der langjährige Aufenthalt im Lande selbst sowie der ihm ganz besonders eigene Scharfblick in der Beurtheilung des Volks sehr gut zu statten. Der Verf. hat die Bewohner Mexicos wahrhaft lieb gewonnen, er nimmt ebenso aufrichtig Theil an ihren Freuden wie an ihren Leiden, hat ein unparteiisches Auge für ihre guten Seiten und übersieht auch ihre Schwächen nicht. Mit ganz besonderer Vorliebe ist daher dieser ethnographische Theil des Werks abgefaßt, ihm wird ein Raum von 163 Druckseiten gestattet, und er macht also ein Drittel der Größe vom ganzen ersten Bande aus.

Nach sorgfältiger Erwägung und Berücksichtigung der ältern Zählungen und Annahmen wird die Bewohnerzahl Mexicos 9,341,250 gefunden. Eine officielle Angabe des Nationalinstituts der Geographie daselbst vom J. 1839 setzt aber die Einwohnerzahl auf 7,044,140, wobei indeß die Bevölkerung von Texas nicht mitgezählt ist. Aus dieser Betrachtung wird als unmittelbare Folge abgeleitet, daß Mexicos Bevölkerungszunahme verhältnißmäßig sehr langsam von statten geht. Die Ursachen hiervon glaubt der Verf. in den schlimmen Nachwirkungen der starren, unduldsamen Handhabung der Politik zu erkennen, womit bekanntlich Spanien alle seine Colonien zu drücken gewohnt gewesen ist; ferner in den ebenso häufigen als blutigen Bürgerkriegen, in den Proscriptionen, in dem Priestercölibat, in der argen Vernachlässigung der Kinder, besonders bei der untern Volksclasse, in der wunderlichen kirchlichen Meinung, daß dem getauften Neugeborenen kein größeres Glück zu Theil werden könne, als noch im Zustande der reinsten Unschuld in eine höhere Welt versetzt zu werden. Deser zuletzt erwähnte Aberglaube ist besonders tief bei den Indianern eingewurzelt und wird hier Veranlassung zu schrecklich häufigem Kindesmorde.

Bei der Eintheilung der Einwohner bindet sich der Verf. an die gewöhnlichen sechs Abstufungen, welche aus der Vermischung der drei Grundelemente, Amerikaner, Europäer und Afrikaner, in der ersten Folge abstammen. Er macht darauf aufmerksam, wie vor der Revolution die verschiedenen Grade der Mischung dieser Racen eine nicht blos bürgerliche, sondern auch politische Wichtigkeit angenommen hätten, daß aber dieser kleinliche Grund zur Rangordnung jetzt ebenso wenig mehr gelte, wie der Geburtsadel Europas noch Macht habe, sich geltend zu machen; indeß tauche das gar zu tief eingewurzelte Vorurtheil von dem Bessersein der ungemischten weißen Farbe doch immer noch einmal wieder auf. Von den Negern behauptet der Verf., daß sie ungemischt nur sehr selten anzutreffen seien, daß sie sich jetzt, wo die Sklaverei aufgehört, gar bald aus dem Freistaate verlieren werden. Dagegen ist die Zahl der Indianer, die sich rein erhalten, noch außerordentlich groß. Der Verf. zählt 15 verschiedene reine kupferfarbene Stämme und weiß sie genau zu charakterisiren. Wir wollen ihn hier selbst reden lassen:

„Die mexicanischen Indianer haben, wie mit wenigen Ausnahmen alle Urvölker der neuen Welt, eine kupferrothe, mehr oder minder ins Schwärzlich-Braune spielende Hautfarbe, glattes, schwarzes, grobes, sehr glänzendes Haar, hervortretende Backenknochen, langgespaltene, mit dem äußern Winkel unmerklich gegen die Schläfe emporgezogene, meist schwarze und sehr scharfsichtige Augen, breite, flache Lippen und größtentheils etwas stumpfe, aber ausgebildete und keineswegs übelgeformte Nasen. Der Kopf ist eckig, die Ohren groß, die Stirn niedrig und weit in das Gesicht hinab behaart, die Augenbrauen hervorragend mit gut ausgedrückten Bogen, das Gesicht etwas breit, ohne platt zu sein, die Züge, im Profil gesehen, tief ausgefurcht. Die Gesichtslinie ist stark nach hinten geneigt, Stirn und Nasenbein stark zurückgedrückt, stärker als bei den Mongolen, wenn auch weniger als bei den Negern. Das Hinterhauptbein ist weniger gewölbt; die mit dem kleinen Gehirn correspondirenden Hervorragungen sind weniger merklich, die Backenknochen gerundeter, die Augenhöhlen tiefer und die Arme der Unterkinnlade weniger weit auseinanderstehend als bei den Erstern. Die Hirnschale ist gewöhnlich leicht. Die Hautfarbe ist im Allgemeinen dunkler, der Bart, besonders bei einigen Stämmen im mittlern Theile des Landes, stärker als bei den Bewohnern heißer Landstriche des amerikanischen Süden; doch steht er ungleich, in Büscheln, sproßt nur am Kinn und auf der Oberlippe, selten oder nie an den Backen hervor, und pflegt sich gewöhnlich erst im spätern Alter stärker zu zeigen. Wie denn z. B. bei den Indianern in Sonora das Dasein eines merklichen Bartes für das Zeichen eines Alters von mindestens 50—60 Jahren gilt. Die größere oder geringere Hitze des Klimas sowie die mehr oder mindere Bekleidung hat auf die Hautfarbe des Amerikaners nicht den Einfluß, welche sie auf die des Menschen kaukasischen Stammes zu äußern pflegt. Die Bewohner des höhern Norden, der kältesten Gebirgsgegenden sind ebenso braun als die, welche in den heißen Regionen des Süden die brennendsten Striche der Seeküsten bevölkern, und ich habe häufig gefunden, daß die gewöhnlich bekleideten Theile des Körpers eine dunklere Färbung zeigten als die unbedeckten, der Luft und den Sonnenstrahlen beständig ausgesetzten. Nur das Innere der Hände und die Fußsohlen sind stets bedeutend heller gefärbt als der übrige Körper. Die Sammetweiche der Haut haben die Kupferfarbenen mit den Negern gemein, sowie die Schönheit der glänzendweißen, starken, scharfen und dichtgereihten Zähne. Der Körperbau ist bei den meisten Stämmen groß, dabei gedrungen, stämmig, muskulös und in guten Verhältnissen. Misgestalt irgend einer Art ist äußerst selten, und ich habe unter den reinen Indianern nie einen Krüppel angetroffen. Die Jägervölker der Apaches und Cumanches, die Indianer in Sonora und dem höhern Norden zeichnen sich durch hohen, schlanken Wuchs besonders aus. Ein Stamm der Erstern, die Lipanis, haben blondes Haar und sind schöne Leute. Andere

Stämme, zumal im Süden, sind unter der mittlern Größe, wie z. B. die Chatinos mit häßlichen Gesichtern, einige Zweige der Misteros und die Mazateros mit ungewöhnlich großen Köpfen. Die Brust ist hochgewölbt und breit, Schenkel und Wade voll und wohlgerundet. Die Knie stehen auf der innern Seite ein wenig auseinander, die Füße werden beim Gehen etwas einwärts gesetzt. Diese und die Hände sind bei einigen Stämmen groß, bei andern klein, und dann, besonders bei den Frauen, von sehr zierlicher Form. Das Fleisch, zumal jüngerer Leute, ist bei den Kupferfarbenen härter als bei den Weißen. Die Brüste jüngerer Frauenzimmer sind gewöhnlich äußerst fest und straff abstehend, aber spitzer, weniger voll und nicht so schön gerundet als bei den Europäerinnen; auch sieht man bei ihnen nicht selten schlanke Taillen, obgleich sie von keiner Schnürbrust wissen."

Von der weitern Beschreibung wollen wir uns nur noch merken, daß die Indianer vortreffliche Lastträger sind, eine Eigenschaft, welche ihnen der so lange dauernde Fremdherrendruck wohl einprägen konnte. Merkwürdig ist die Art und Weise, wie sie ihre Wanderungen im Lande auszuführen pflegen. Sie reihen sich immer einzeln hintereinander und bewegen sich fast ohne Ausnahme stets in einem kurzen Hundetrabe vorwärts. Wird von einer so dauerlaufenden Reihe der Zuganführer gefragt, so machen plötzlich Alle Halt, und ebenso übereinstimmend fangen auch Alle wieder an zu laufen, wenn dies ihr Vordermann thut. Sie leben sehr mäßig und äußerst einfach, daher ist bei ihnen Krankheit ebenso selten, wie hohes Alter häufig. Nur das Laster der Trunkenheit schleicht sich vielfach in ihre Sitten und richtet wie immer böse Folgen an. Fleischspeise genießt der Indianer selten. Maiskuchen, Schminkbohnen mit Knoblauch gewürzt, Kürbis, grüne Maiskolben sind die gewöhnlichen Speisen. Dazu kommt zuweilen noch gedörrtes Rindfleisch, Schweinefleisch und Schmalz. Das gewöhnliche Getränk dabei ist Pulque oder Tepache, welche beide aus dem gegohrenem Safte der Agave bereitet werden. Das Letztgenannte lieben sie besonders der stark berauschenden Eigenschaft wegen. Wir wollen den Verf. hierüber selbst hören.

„Den Tepache, welcher stark berauschend ist, lieben die Indianer besonders leidenschaftlich, und an Sonn- und Montagen sowie an hohen und niedrigen Festtagen trifft man gewöhnlich in allen indischen Dorfschaften eine große Menge Leute beiderlei Geschlechts in diesem Getränke berauscht an. Außerdem sind ihre berauschenden Getränke noch Branntwein aus Zuckerrohr (Chinguerito) und aus Agavenknollen (Vino Mezcal), und verschiedene Gebräue aus gegohrenem Mais und Manioc (Chicha). Aus dem Mais verstanden die Indianer schon vor der Eroberung eine Menge zuckeriger, säuerlicher und geistiger Getränke zu bereiten; allein damals war der Genuß derselben nur den Vornehmern erlaubt. Jetzt aber ist das ehemalige Vorrecht des indianischen Adels, sich zu berauschen, ein Gemeingut geworden, und Trunkenheit besonders gewöhnlich unter den Indianern, welche das Thal von Tenochtitlan, die Umgebungen von Puebla und Tlascala, die Thäler von Oajaca, überhaupt jene Gegenden bewohnen, in welcher der Maguey vorzugsweise angebaut wird. «Estamos un poco alegres» — wir sind ein wenig lustig — ist die Phrase, mit welcher die Berauschten ihren Zustand anzudeuten pflegen, dessen sie keineswegs glauben sich schämen zu müssen. Sie halten vielmehr bei allen feierlichen Gelegenheiten diesen Zustand für den Culminationspunkt alles Vergnügens, vielleicht weil er sie auf Augenblicke des Druckes vergessen ließ, unter welchem sie von ihrem spanischen Zwingherren gehalten wurden. Übrigens ist Trunkenheit nicht immer straflos. Häufig werden die Trunkenen in den Straßen der Dörfer und Städte aufgegriffen und müssen dann, mit den Füßen in den Block — Cepo — gespannt, ihren Rausch auf dem harten Boden eines Gefängnisses ausschlafen, auch wol einen oder mehre Tage beim Reinigen der Straßen oder bei sonstigen öffentlichen Arbeiten Straffrohnen verrichten."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Enghien's Proceß und Tod.

Über keiner Partie der inhaltreichen Geschichte Napoleon's schwebt ein so eigenthümliches Dunkel als über dem Processe und der Hinrichtung des Herzogs von Enghien. Nicht nur sind die Urtheile über dieses traurige Ereigniß, welches von den Einen als eine unverantwortliche Schandthat Napoleon's, von Andern als ein durch die Umstände gerechtfertigter Staatsstreich aufgeführt wird, äußerst verschieden, sondern die Thatsache selbst wird von den verschiedenen Historikern mit großen Abweichungen erzählt. Es muß deshalb für Jeden, der sich in Bezug auf dieses Ereigniß ein eigenes Urtheil bilden will, erwünscht sein, daß ein bewährter Schriftsteller, der schon in verschiedenen Schriften historischen Inhalts Proben seines kritischen Sinnes gegeben hat, den Tod Enghien's zum Gegenstande specieller und bis auf das Einzelne gehender Untersuchungen macht. Das soeben erschienene Werk: „Recherches historiques sur le procès et la condamnation du duc d'Enghien", von Aug. Nougarède de Fayet (2 Bde.), bietet eine Fülle des interessantesten Materials. Der Verf., von dessen frühern historischen Werken wir besonders die Beiträge zur Kunde der römischen Staatsverhältnisse hervorheben, hat sich bei der Ausarbeitung seines Werkes möglichst objectiv gehalten, sodaß man schon um dieses Umstandes willen, wenn auch sein literarischer Ruf nicht hinreichende Bürgschaft böte, seinen Worten unbedingten Glauben zu schenken geneigt ist. Ungleich leidenschaftlicher und vom Parteigeiste entflammt ist ein anderes Werk von Saint-Cricq, das wir seinem Inhalte nach mit der Schrift Nougarède's in Verbindung bringen können. Es führt den Titel: „Toulouse et Vincennes ou le dernier Montmorency et le dernier Condé, étude d'histoire et de politique." Schon die Zusammenstellung dieses Titels zeigt, daß es bei diesem Werke weniger auf Geschichte und Politik abgesehen ist als auf Parteilärm und Scandal. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 36. —— 5. Februar 1845.

Über die italienische Tragödie.

(Beschluß aus Nr. 35.)

Im zweiten Acte gibt Philipp dem Gomez den Auftrag, in dem Gespräche, das er nun sogleich mit Isabella haben werde, genau auf jede ihrer Mienen Acht zu haben und sie aufzuzeichnen. Man ist also gespannt auf eine wichtige Scene, auf eine tragische Katastrophe, welche die Auflösung der Dissonanz noch weit hinausschieben werde. Isabella erscheint. Philipp nach einer feierlichen Einleitung und einigen verfänglichen Fragen, ob sie den Carlos liebe oder hasse, ob sie ihn als Stiefmutter liebe, macht sie nun zum Richter über ihren Sohn, und berichtet ihr, daß — Carlos mit den aufrührischen Niederlanden zusammenhalte. Also kein Wort mehr von seinem eifersüchtigen Verdacht, und ein Übergang zu einer Sache, die nur in die Politik gehörte, also eine Königin in Spanien gar nichts anging. Indessen Isabella sucht ihn zu überreden, daß er von den Hofleuten getäuscht, daß sein Sohn unschuldig sein, daß dieser in beständiger Furcht sich ihm nicht einmal nähern könne; er solle einmal als Vater zu ihm reden und, finde er ihn schuldig, doch immer mit dem Vaterherzen ihn strafen. Sie ändert auch wirklich des Königs Sinn ganz um (in einer Rede von nur 36 Versen), er beklagt das Schicksal der Könige, die ihr Herz nicht dürfen reden lassen, findet schon seinen Sohn unschuldig und läßt ihn rufen. Diese Änderung ist denn doch gar plötzlich und unnatürlich bei einem mistrauischen König, der nicht nur seinen Sohn wegen Rebellion, sondern auch seine Gemahlin und seinen Sohn wegen Einverständnisses in Verdacht hat. Doch nein, vielleicht ist das Ganze nur Verstellung, denn da Isabella sich bei der Unterredung des Vaters und Sohnes entfernen will, befiehlt ihr Philipp zu bleiben, da sie sich für des Sohnes Tugenden verbürgt habe, und besonders habe sie nur den Namen der Stiefmutter, und könne diesen vergessen haben. Philipp hält seinem Sohne das Vergehen der Rebellion vor, verzeiht ihm aber aus Rücksicht auf seine Mutter und befiehlt ihm, diese stets zu sehen und zu sprechen, damit sie ihn auf der rechten Bahn leiten könne. Carlos unterwirft sich ungern seinem Vater und findet hart, die Verzeihung anzunehmen. Wir gestehen, daß unsere am Anfange des Actes gespannte Erwartung sich in Überdruß aufgelöst hat, denn nichts von Allem, was Philipp's Anordnung zu dem Verhör und die ganze Lage der Dinge, die nun Gegenstand einer leidenschaftlichen Unterredung werden sollte, voraussetzen ließ, ist eingetroffen. Wir müßten denn annehmen, daß Philipp gerade entgegengesetzte Gedanken hegte als er aussprach. Und dies scheint aus der letzten Scene hervorzugehen, die gleich auf jene Verzeihung folgt und die aus lauter fast abgebrochenen Sätzen besteht. Diese Schlußscene, welche von den Italienern für ein Meisterstück erklärt wird, lautet:

Philipp.

Hörtest du?

Gomez.

Ich hörte.

Philipp.

Sahst du?

Gomez.

Ich sah.

Philipp.

O Wuth!

Also der Verdacht?....

Gomez.

Ist nun Gewißheit....

Philipp.

Und ungerecht

Ist Philipp noch?

Gomez.

Denke....

Philipp.

Ich habe gedacht. — Folge mir.

Im dritten Acte wollen wir die zu Anfange vorkommenden wiederholten Klagen Isabella's und Carlos' über ihre Liebe und unglückliche Lage übergehen; sie reden kein Wort von der vorhergehenden Unterredung mit dem König, von den Entwürfen, die darauf zu bauen, oder den Gefahren, die zu vermeiden sind. Dann sitzt aber der Geheime Rath mit dem König zu Gericht; dieser besteht aus Gomez, einer Figur ohne den geringsten Charakter, nicht einmal aus Grundsatz unterwürfig, aus Perez, den wir als den intimsten Freund des Don Carlos kennen lernten und daher nicht begreifen wie er hierher geräth, aus Leonardo, einer ganz unbekannten Person, und aus mehren stummen Personen. Der König klagt seinen Sohn an, er habe in der Nacht nach jener Verzeihungsscene (die Sitzung ist also entweder am fol-

genden Tag, oder Philipp läßt seine Räthe mitten in der Nacht berufen) an des Königs Bett schleichend, den Dolch nach ihm gezückt und schon den Todesstreich thun wollen, als er durch die Stimme eines Herbeieilenden erschreckt worden sei und die Flucht ergriffen, indem er den Dolch fallen lassen. Nun fällt natürlich das ganze Gericht über den Prinzen her, und Jeder weiß ein anderes Verbrechen: daß er von Frankreich Hülfe zugesagt erhalten und ihm dafür mehre Provinzen versprochen, daß er den Cultus verachte, daß er mit den Rebellen in Flandern unterhandle, lauter Dinge, für welche die Todesstrafe erkannt wird. Nur Perez vertheidigt mit Kühnheit seinen Freund. Der König ist darüber erbost, und nachdem das Gericht durch den ganzen Act gesessen hat, schickt er es ohne Resultat weg. Es ist nun zum mindesten erstaunlich für den Zuschauer, der den Prinzen kurz vorher und in den frühern Acten gesehen und nur als einen liebekranken Troubadour kennen gelernt hat, nun plötzlich von Andern seine greulichen Thaten, seine kühnen und weitaussehenden Plane zu vernehmen. Warum hat der Dichter solche Facta nicht benutzt, um seinen Helden wenigstens als eine handelnde Person interessanter zu machen?

Der vierte Act beginnt mit einem Monolog des Don Carlos — wieder über seine unglückliche Liebe. Er muß jene Handlungen im Schlafwandel begangen haben, daß er, so oft er auf die Bühne tritt, nichts mehr davon weiß. Der König stößt mit ihm heftig zusammen, überschüttet ihn erst mit allgemeinen Vorwürfen und rückt zuletzt mit dem Mordversuch heraus. Von Carlos erfährt man nicht, ob die Beschuldigung wahr oder falsch sei. Er wird aber doch zuletzt ins Gefängniß abgeführt. Isabella kommt dazu und wird von Philipp mit einigen Sticheleien auf ihr Verhältniß von dem Vorgang unterrichtet, die sie in große Unruhe versetzen. Unterdessen hat ein anderes Gericht in aller Eile gesessen und das Todesurtheil über Carlos ausgesprochen. Gomez kommt mit der schriftlichen Sentenz, um die Unterschrift des Königs zu holen. Er berichtet Isabella von dem ganzen Vorfall, von Carlos' Mordversuch, den Anklagen Philipp's und dem Todesurtheil; er spricht jetzt mit verrätherischer Wärme von dessen Unschuld, von seiner eigenen Willenlosigkeit gegenüber dem König, und zuletzt verschafft er Isabella auf ihre Bitte Gelegenheit, den Prinzen im Gefängniß zu besuchen (man erfährt nicht durch welche Mittel), und verspricht unterdessen alle Anstalten zu des Prinzen Flucht zu treffen.

Im fünften Acte zuerst wieder ein Monolog des Don Carlos, worin er seine Furcht ausspricht, daß seine Liebe zur Königin möchte verrathen worden sein. Isabella kommt zu ihm, erzählt ihr Zusammentreffen mit Gomez, daß dieser ihren Besuch im Gefängniß möglich gemacht, und selbst nun zu seiner Flucht behülflich sein wolle. Bei dem Namen Gomez erschrickt Carlos aufs äußerste, erklärt seiner Mutter, daß dieser der Vertraute des Königs, daß ihre Liebe nun verrathen und sie Beide verloren seien. Er beschwört sie dringend, sich zu entfernen, um wenigstens sich zu retten. Allein es ist zu spät; der König erscheint und überhäuft sie mit wüthenden Vorwürfen über ihre strafbare Liebe und kündigt ihnen den Tod an. Carlos will die ganze Schuld auf sich nehmen, Isabella aber ihm gleich schuldig erscheinen. Unterdessen bringt Gomez den noch blutenden Dolch, womit Perez auf des Königs Befehl ermordet worden, und die Reihe ist nun an Carlos, der sich mit Verwünschungen gegen Philipp ersticht und Isabella zu gleichem Ende ihrer Qual einladet. Diese greift auch zu, aber Philipp, der nun merkt, daß ihr der Tod willkommen ist, will sie gerade zur Strafe leben lassen. Doch sie entreißt plötzlich dem König seinen eigenen Dolch und ersticht sich auch.

Alfieri ist der letzte Tragiker, der durch seine Eigenthümlichkeit Epoche gemacht hat und der noch immer auf der italienischen Bühne herrscht; denn nach ihm erscheint eine unzählige Menge Nachahmer. Unter den neuesten haben sich wol einige, besonders Pindemonte, durch bessere Charakterisirung der Personen, durch Wahrheit, Wärme und Natürlichkeit der Dialoge sehr vortheilhaft vor den Übrigen ausgezeichnet; allein eine classische Tragödie wird nicht eher zu hoffen sein, als bis die Italiener sich von den Formfesseln befreit und die Nachbildung der Antike in unserer romantischen Zeit in ihrem rechten Sinne begriffen haben werden.

E. Ruth.

Mexico.

(Beschluß aus Nr. 36.)

Über Kleidung und Wohnung wird das allgemein Bekannte gegeben. Charakter und intellectuelle Fähigkeiten der Indianer hat der Verf. besonders sorgfältig geprüft und einer Betrachtung unterworfen. Er redet über diese Gegenstände mit einem sehr edlen menschenfreundlichen Gefühle tiefen Mitleids. Die Indianer standen vor der spanischen Invasion und während der nachfolgenden Druckherrschaft geistig viel höher als jetzt. Sie besaßen eine Gemäldeschrift, mit deren Hülfe sie geschichtliche Ereignisse, gerichtliche Verhandlungen und Entscheidungen, Grenzbestimmungen dem Andenken und der Sicherheit ihrer Nachkommen aufbewahren konnten. Die frommen spanischen Priester haben aus blos christlicher Liebe ihren religiösen Zöglingen diese theuren Andenken glücklicher Tage entrissen und fast alle verbrannt, sie sahen darin ein Hinderniß der schnellen Bekehrung. Von der Länge des Jahres besaßen die Ureinwohner Mexicos eine viel genauere Kunde als die Ägypter, Griechen und Römer; sie verstanden die Einschaltung nach dem Cyklus von 104 Jahren beiweitem besser als diese der Wirklichkeit anzupassen. Sie konnten geographische Karten, Plane von Feldmarken und Ortschaften aufnehmen, Städte, Dämme, Straßen, Brücken, Paläste, Tempelpyramiden bauen, künstliche Bilder und Schmucksachen aus Federn verfertigen, Metalle gewinnen, Hartsteine schleifen und poliren. Eine solche Ausbildung deutet auf ein langes Zusammenleben dieses Volks. „Wie man nun aber auch den Ursprung der alten Sittigung der mexicanischen Völkerschaften zu erklären geneigt sein möge", sagt der Verf., „sie war, vielleicht nie sehr tief in die ganze Masse des Volks eingedrungen, vielleicht nur das ausschließliche Eigenthum eines kleinen Theils desselben, bald nach der Eroberung spurlos verschwunden, und man kann noch jetzt nicht sagen, daß eine neue an ihre Stelle getreten sei. Unter dreihundertjährigem Drucke despotischer Fremdherr-

schaft gingen die alten Kenntnisse und Kunstfertigkeiten, die alten Sitten, die historischen Erinnerungen von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr verloren, ja man zerstörte sie absichtlich. Die wohlhabendsten und gebildetsten Eingeborenen wurden die ersten Opfer der habgierigen und herrschsüchtigen Conquistadores und der grausamen spanischen Politik, christlicher Fanatismus wüthete gegen die indianischen Priester. Diese, bei den Azteken Teopixqui, Diener der Gottheit genannt, waren, scheint es, bei allen mexicanischen Völkerschaften die Bewahrer der geschichtlichen, astronomischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse. In ihrer Verwahrung befanden sich hauptsächlich die Gemäldeschriften, durch welche diese Kenntnisse aufbehalten und fortgepflanzt wurden. Die Spanier verfolgten die Priester und verbrannten und zerstörten die Bilderschriften, wie überhaupt alle zerstörbaren Denkmale. Besonders arg wüthete bald nach der Eroberung der Franciscaner Fray Juan de Zumarraga, erster Bischof von Mexico, vandalischen Andenkens, der ganze Haufen von Schriftgemälden verbrennen ließ, deren Sinn und Bedeutung sein beschränkter Verstand nicht faßte, und die er deshalb für Werke des Satans hielt. Das Volk ward seiner ursprünglichen Unterrichtsmittel beraubt und versank bald in tiefe Unwissenheit, denn es lag nicht im Interesse der Zwingherren, neue Unterrichtsmittel an die Stelle der alten zu setzen. Die mönchischen Glaubensboten, Franciscaner und Dominicaner, anfangs natürlich nur wenig bewandert in den indianischen Sprachen, richteten ihr Augenmerk vorzüglich darauf, nicht, den Indianern Kenntnisse von den Grundsätzen und Lehren des Christenthums beizubringen, sondern sie nur an die Ausübung des katholischen Ceremoniels zu gewöhnen. Als späterhin einige vernünftigere unter diesen Mönchen sich bemühten, nützliche europäische Kenntnisse unter ihren Bekehrten zu verbreiten, fanden sie bei der weltlichen Gewalt, bei den Encomenderos und in den Repartimientos den heftigsten Widerspruch und die größten Hindernisse. Die heutigen Indianer stammen, wie natürlich, größtentheils von der großen Masse, der untersten Classe der alten Völker ab, und diese befand sich denn allerdings schon vor der Eroberung in dem Zustande der Erniedrigung und des Elends, welcher allenthalben Folge des Feudalwesens und des Despotismus ist."

Sind die heutigen mexicanischen Indianer nicht durch Musik und berauschende Getränke aufgeregt, so bewahren sie im Allgemeinen einen schwermüthigen Ernst, ein tiefes Schweigen. Dies ist ein Charakterzug, der sich sogar schon an den Kindern wahrnehmen läßt. Kinder von fünf bis sechs Jahren erscheinen hier schon viel gesetzter und verständiger als bei uns von neun bis zehn Jahren; indeß ist dieser Schein von Gesetztheit doch keineswegs Folge einer raschen oder hohen Geistesentwickelung, und der Anblick dieser trübsinnigen, aller kindlichen Fröhlichkeit und Zutraulichkeit ermangelnden Jugend hat wenig Erfreuliches. Die Ernsthaftigkeit und Verschlossenheit ist übrigens allen Ureinwohnern von ganz Amerika eigen und ward gleich von den ersten Entdeckern der neuen Welt als vorherrschend erkannt. Dagegen möchte Störrigkeit und Eigensinn, ein Charakterzug der jetzigen Indianer, mehr in der spanischen harten Bedrückung ihren Grund haben. „Es ist fast unmöglich", sagt der Verf., „den Indianer zu irgend etwas zu bewegen, was er sich vorgenommen hat, nicht zu thun. Heftigkeit, Drohungen, selbst körperliche Züchtigung helfen ebenso wenig als das Anbieten von Geld oder Belohnungen; eher noch helfen Überredung, Bitten und Schmeichelei. Der mexicanische Indianer liebt es, seinen gleichgültigsten Handlungen ein geheimnißvolles und wichtiges Ansehen zu geben. Regt ein bedeutendes Interesse ihn auf, so bricht er sein gewöhnliches Schweigen, und redet dann wol mit Nachdruck, aber nie mit Feuer. Witz ist bei ihm ebenso selten als Scherz und lautes Lachen, und niemals, selbst wenn er durch den Genuß geistiger Getränke aufgeregt war, habe ich einen Indianer so recht von Herzen lachen hören. Seine ungemeine Charakterstärke läßt ihn seine Leidenschaften, seinen Zorn, seine Rachbegierde lange tief in sich verschließen. Kein Zug verräth äußerlich das im Innern tobende Feuer, bis es plötzlich mit fürchterlicher, zügelloser Gewalt hervorbricht. In diesem Zustande ist der Indianer geneigt, die größten Grausamkeiten, die scheußlichsten Verbrechen zu verüben. Die mexicanischen Eingeborenen ertrugen jederzeit mit vieler Geduld die Neckereien, welche sie von den Weißen zu erleiden hatten und zum Theil noch haben. Sie setzen ihnen Verschlagenheit entgegen, welche sie unter dem höchst trügerischen Scheine von Gleichgültigkeit und Dummheit geschickt zu verbergen wissen. Ungeachtet ihrer langen Sklaverei, ungeachtet der Mittel, welche man angewendet hat, jede geschichtliche Erinnerung den Indianern zu rauben, haben sie doch keineswegs allenthalben ihre ehemalige Größe vergessen. Sie wissen recht gut, daß sie ehemals die alleinigen Herren des Landes waren, und daß jene Creolen, welche es lieben, sich Amerikaner zu nennen, nur die Söhne und Erben ihrer Unterdrücker sind. Ich selbst habe häufig die Indianer, wenn geistige Getränke ihre gewöhnliche Zurückhaltung überwunden, ihre Zunge gesprächiger gemacht hatten, sich dahin äußern hören, daß ja eigentlich sie die Herren des Landes, alle übrige nur fremde Eindringlinge seien, und daß, wenn die Creolen die Spanier verjagen durften, ihnen selbst noch weit eher das Recht zustehe, die Creolen zu verjagen. Möge die eigene Klugheit die Letztern lehren, den Indianern früh genug die ihnen theoretisch zuerkannten gleichen Bürgerrechte auch praktisch zu gewähren, denn ein Aufstand der kupferfarbenen Eingeborenen würde fürchterlich sein, da er, an einem Punkte erst einmal ausgebrochen, sich rasch über das ganze Land verbreiten und ohne allen Zweifel mit der gänzlichen Vernichtung der Weißen enden würde."

Gegen den Vorwurf, welcher gar oft den farbigen Eingeborenen Amerikas gemacht wird, als besäßen sie einen großen Hang zur Unthätigkeit und Trägheit, gegen diesen Vorwurf erhebt der Verf. mit Recht seine Stimme. Er erinnert daran, daß diese unglücklichen Menschen während der drei letzten Jahrhunderte immer die Lastthiere der hochmüthigen weißen Eindringlinge gewesen seien. „Waren es nicht ihre Kräfte, ihre Thätigkeit, die der spanischen Regierung und den Hunderten und aber Hunderten spanischer Abenteurer, welche — pour chercher leur fortune — in Scharen nach Mexico zogen, jene Reichthümer erwerben halfen, welche die Welt in Erstaunen setzten, und in deren Folge Leute der niedrigsten Classe zu Rang und Titel von Baronen und Grafen gelangten? Und welche riesenhafte Bauten, welche bewunderungswerthen Kunstwerke haben sie vor der Zeit der spanischen Invasion ausgeführt! Wie regsam erscheint ihre damalige Thätigkeit, in welcher Blüte standen damals bei ihnen Ackerbau, Handel, manche Gewerbe, selbst manche Wissenschaften!" Ja es ist wahrlich kein Zug edler Menschlichkeit, bei diesen beklagenswerthen Mitmenschen von Trägheit zu reden. Die Scheu vor angestrengten Arbeiten haben alle Nationen heißer Länder; liebt man das dolce far niente nicht ebenso gut in Europa wie in Asien und Afrika? warum soll diese naturgemäße Liebe gerade Amerika zum Vorwurf gereichen? — vielleicht deswegen, weil es weniger als die andern Erdtheile glücklich gewesen ist, sich seine angeborenen Völkerrechte zu bewahren? Man bleibe doch menschlich im Urtheile über so beklagenswerthe Menschen!

Von einer höchst merkwürdigen Sitte dieses Volks redet der Verf. auch noch im Laufe der Charakterschilderung. Wir wollen sie mit einigen Worten berühren. Die Indianer haben oft Gelegenheit, große Geldsummen zu verdienen, von denen sie aber gerade nur so viel verbrauchen, als zu ihrem Unterhalte nöthig ist, das Übrige vergraben sie oder wissen es für die fernere Benutzung ganz untauglich zu machen. Bei Gelegenheit eines Besuchs im Dorfe San-Pedro Totomachapa erzählte der dortige Pfarrer unserm Verf., daß er erst vor kurzem einem sterbenden Indianer die letzten Sacramente gereicht, von dem bekannt gewesen, wie er durch Zucht und Verkauf von Coche-

nikke in den Besitz großer Summen gelangt sei, welche er aber sämmtlich vergraben habe. Des Pfarrers angestrengteste Überredungskunst habe den Sterbenden nicht vermögen können, den Ort anzugeben, wo das Geld vergraben liege, selbst nicht einmal zu Gunsten seiner Kinder. „Nein!“ hatte der halsstarrige Mistreck auf alle Vorstellungen seines Beichtigers geantwortet, „das Geld ist meinen Kindern ganz unnütz. Sie mögen arbeiten, wie ich gethan habe, so werden sie keinen Mangel leiden.“ Ein solcher Ausspruch klingt hart, und man konnte dadurch leicht zu dem Schlusse verleitet werden, als hätten die Indianer ihre Kinder nicht lieb; daß dies aber doch der Fall ist, weiß der Verf. genau nachzuweisen. „Für ihre Kinder“, heißt es S. 247, „hegen die Indianer eine große Liebe, und behandeln sie stets mit großer, wol auch zu großer Milde und Nachsicht. Gleich den Frauen der Birmanen säugen auch die mexicanischen Indianerinnen ihre Kinder, wenn nicht jüngere zu rasch nachfolgen, häufig zwei Jahre und noch darüber. Wie der Reisende Edward Alexander bei Jenen ein Kind sah, welches, nachdem es soeben an der Brust der Mutter gelegen, mit großem Behagen eine Cigarre rauchte, so sah ich selbst in Mexico einst einen Knaben von sieben bis acht Jahren, welcher seiner Mutter ein Bündel Reisig aus dem nahen Walde geholt, diesen mit den Worten abwerfen: «Mamá, quiéro mamar!» Geduldig reichte die Mutter dem Bengel die Brust, welche er stehend aussog. Sonderbar ist, daß die Indianerinnen, wenn sie einmal geboren und Kinder gesäugt haben, die Milch nie mehr ganz aus den Brüsten verlieren und bis in ihr hohes Alter hinauf jederzeit, und zwar auch ohne vorangegangene eigene Niederkunft, Ammendienste zu verrichten im Stande sind, wie ich selbst einige Beispiele davon gesehen habe.“

Das von den Indianern an den Tag gelegte Christenthum ist kaum etwas mehr als äußerer Schein. Auf wirkliche Überzeugung darf hierbei nicht stark gerechnet werden. Überredung, List und Zwang waren bei der Bekehrung die Haupthebel. Eine solche Verbreitung des Christenthums ist einer Entweihung desselben viel ähnlicher als einer wahrhaften Hebung. Die Folgen eines so verkehrten Strebens sind auch nicht ausgeblieben. So hat Vielgötterei noch jetzt, nachdem sich Alles zum Christenthume verstanden, nicht aufgehört. Die Götter der Besiegten sind blos in den Hintergrund gedrängt, um denen der Sieger Platz zu machen. Sagen doch die Indianer ganz unverhohlen selbst: „Wir haben allerdings drei sehr gute, brave, spanische Götter, man hätte uns immerhin auch einige von denen unserer Vorfahren lassen können.“ Ward sagt in seinem berühmten Werk über Mexico: „Die Mexicaner sind sehr gute Katholiken, aber schlechte Christen.“

Von den beiden noch übrigen Abschnitten wollen wir kurz bemerken, daß sie sehr beherzigenswerthe Ansichten und Aufschlüsse über Staat, Kirche, Handel, Gewerbe und Bergbau Mexicos enthalten, daß aber ihre specielle Besprechung hier zu weit führen würde.

Gehen wir nun zu einer summarischen Beurtheilung des zweiten Bandes über. Er behandelt die einzelnen Landestheile und die merkwürdigsten Städte und Dörfer derselben verhältnißmäßig ebenso ausführlich, ebenso gründlich wie der erste den mexicanischen ganzen Staat. Daß der Verf. in dieser Fortsetzung seines Werks gar oft auf schon Besprochenes stoßen müsse, läßt sich mit Wahrscheinlichkeit vorhersehen. Indeß kommen doch keine eigentlichen Wiederholungen vor, obgleich die Gelegenheit dazu nicht fehlt. Durch zeitgemäßes Verweisen auf die betreffenden vorhergehenden Stellen des ersten Bandes wird überall sehr befriedigend abgeholfen. Dadurch geht nun allerdings diesem Bande das Selbständige ab, welches den ersten so vortheilhaft auszeichnete. Wer den ersten Band gelesen, glaubt so befriedigenden Aufschluß über ganz Mexico erhalten zu haben, daß er nicht ohne Befremden auf einen noch umfangreichern zweiten Band blicken kann. Bei näherer Prüfung stellt sich aber gar bald heraus, daß der Verf. für diese Fortsetzung noch sehr viele interessante Punkte zu besprechen aufgespart habe. Ref. macht in dieser Hinsicht ganz besonders auf zwei Abhandlungen aufmerksam, wovon die eine auf die projectirte Niederlassung am Flusse Guasacualco sich bezieht und auf die hiermit in Verbindung stehende Idee der Vereinigung der beiden Meere, die andere aber eine sehr detaillirte Beschreibung der Stadt Mexico zur Absicht hat. Zu bedauern ist es übrigens, daß der Verf. in diesem Bande nichts von Texas sagt. Es gehört diese Provinz allerdings nicht mehr zur Republik Mexico, indeß ist doch auch wieder die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf diesen Jahrhunderte lang mit Mexico verbundenen Landstrich gerichtet, daß man das Schweigen darüber in einer getreuen Schilderung der mexicanischen Lande nicht billigen kann. War doch im ersten Bande fortwährend von ihr die Rede. Als Provinz Mexicos konnte freilich ihrer nicht mehr Erwähnung geschehen, da sie schon seit 1835 sich vom Mutterlande losgerissen und als selbständiger Freistaat von mehren Großmächten anerkannt worden ist, indeß hätte sich ihre specielle Behandlung recht gut zu einem Anhange für die Provinz Yucatan gepaßt, welche bekanntlich 1841 sich ebenfalls vom gesammten Freistaate losgesagt hat und jetzt als alleinstehende Republik betrachtet sein will. Anhänge, Zusätze und Anmerkungen sind doch sonst dem Verf. nicht gerade zuwider.

Mexico ist jetzt eine Centralrepublik, und die frühern „Staaten“ des Föderalsystems sind in „Departements“ umgetauft. Da aber an den Grenzen und Eigennamen dieser einzelnen Landestheile durchaus keine Änderung vorgenommen worden ist, so hat der Verf. es vorgezogen, die alte ihm geläufigere Benennung beizubehalten. Ohnehin wechseln die politischen Zustände Mexicos seit 20 Jahren so rasch, daß man kaum mit einiger Sicherheit auf ein dauerndes Beibehalten des Neuesten rechnen darf.

Der Inhalt dieses zweiten Bandes zerfällt in drei Gruppen. Die erste schließt die fünf östlichen Küstenstaaten in sich, die zweite behandelt außer Alt- und Neu-Californien die sechs westlichen Küstenstaaten, und die dritte bezieht sich auf die acht Innerstaaten, auf Nuevo-Mexico und auf die Länder der freien Indianer im Norden und Nordosten von Mexico. Einigen dieser 24 durch die Territorialeintheilung entstandenen Capitel sind noch Anhänge zugefügt worden, in denen außer den beiden oben schon erwähnten Abhandlungen auch noch das Territorium Tlascala, ferner die Gesetze über den öffentlichen Unterricht, über die Bibliotheken Mexicos und über die Aufhebung der Mission in Californien zur Sprache gebracht werden.

Aus dem Mitgetheilten wird die Reichhaltigkeit und Vortrefflichkeit des Werks sicherlich schon erkannt und hoffentlich auch die Neigung zum Selbstlesen der Schrift erweckt worden sein.

D. H. Birnbaum.

Bibliographie.

Audin, J. M., Geschichte des Papstes Leo X. Aus dem Französischen. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Regensburg, Manz. 8. Vollständig 1 Thlr. 25 Ngr.

Gärschen, E., Die Medicäer oder die Verschwörung der Pazzi. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Würzburg, Etlinger. 1844. Gr. 12. 12½ Ngr.

Hallberg-Broich, T. Freih. v., Deutschland, Rußland, Kaukasus, Persien; 1842—44. Zwei Theile. Stuttgart, Schweizerbart. 1844. 8. 3 Thlr. 11¼ Ngr.

Holtzmann, A., Über den Ablaut. Karlsruhe, Holtzmann. 1844. 8. 17½ Ngr.

Lorent, J. A., Wanderungen im Morgenlande während den Jahren 1842—43. Manheim, Löffler. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schubert, G. H. v., Die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele (ein Nachtrag zu des Verfassers Geschichte der Seele). Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 37. —— 6. Februar 1845.

Vorträge über Ästhetik, für bildende Künstler in der königlichen Akademie für bildende Künste zu Dresden gehalten von Johann Gottlob von Quandt. Leipzig, Hirschfeld. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Im Herbste des Jahrs 1842 starb der damalige Director des dresdner Antikencabinets, Hofrath Hase. Während eines jeden Winterhalbjahrs hatte er den Zöglingen der Kunstakademie allwöchentlich an zwei Abenden kunstgeschichtliche Vorlesungen in einem Saale des Akademiegebäudes gehalten. Man wünschte, daß die jungen Leute solche oder ähnliche Vorlesungen nicht so lange entbehren möchten, als die Directorialstelle am Antikencabinete vacant bliebe, und so veranlaßte die betreffende Behörde, damals noch unter Oberleitung des Staatsministers v. Lindenau, den Hrn. v. Quandt, bekanntlich eins ihrer Mitglieder, als Ersatzmann für den Verewigten einzutreten. Diesem Verlangen entsprach Hr. v. Quandt durch Vorträge, die er im Winter 1842 über den Gegenstand hielt, welchen die vorliegende Schrift in dem Titel bezeichnet, und diese Vorträge sind es, welche des Hrn. v. Quandt jüngstes literarisches Werk bestimmt ist dem Publicum mitzutheilen.

Die Zuhörer bestanden nicht allein aus den Zöglingen der Kunstakademie, sondern auch aus dabei angestellten Professoren, überhaupt den bedeutendsten dresdner Künstlern allen oder doch den meisten. Übrigens fand sich jene indefinissable Zusammensetzung ein, die man das Publicum nennt; dieses jedoch nichts weniger als zahlreich, nur in der Person einiger Repräsentanten, welche den Vortheil des Mitanwesendseins keinen andern Wählern als sich selbst verdankten. Zu letztgedachter Classe der Zuhörerschaft zählt sich Ref. Er hat die Anzeige der Schrift übernommen, erstlich, weil er überzeugt ist, das Buch vor dem Publicum zu besprechen sei in gewissen Beziehungen Niemand befähigt, der nicht ein Zuhörer des Hrn. v. Quandt gewesen, und sodann, weil allem Anscheine nach kein anderer der gewesenen Zuhörer entschlossen ist, sich der angenehmen Mühwaltung zu unterziehen, durch Anzeige der v. Quandt'schen Vorträge die Erinnerung an ebenso würdig als heiter verbrachte Abendstunden neu anzufrischen.

Die Vorträge hatten mancherlei Urtheile zu bestehen, mehr noch aber Anfechtungen; dies leicht begreiflicherweise, denn so bequem man es sich auch mit den Urtheilen machen kann, immer noch viel bequemer kann man es sich mit den Anfechtungen machen. Warum sollte der Abdruck unangefochtener bleiben als die mündlichen Vorträge? Dafür ist keine Wahrscheinlichkeit vorhanden und daher Ref. entschlossen, übersichtlich unter gewisse Rubriken zu ordnen, was ziemlich wirr und vag durcheinander, jedenfalls aber vornehm genug von mancher Fraction des Publicums über die Vorträge gesprochen ward. Leicht und füglich läßt hiermit sich verbinden, was entgegengesetzt Gesinnte Entgegengesetztes äußerten, zum Theil streitend verfochten. Dem Ref. sichert diese Art und Weise der Berichterstattung einen zweifachen Gewinn. Erstlich scheint vor allen andern eine so eingerichtete Berichterstattung geeignet, die selbständigere Theilnahme des Publicums anzuregen, und eine solche der Schrift zuzuwenden ist des Ref. Wunsch. Zweitens wird diese Art des Verfahrens in Hrn. v. Quandt die angenehme Gewißheit hervorrufen, Ärgerniß habe er gegeben, und dessen noch mehr zu geben könne er versichert sein; denn thatsächlich ist nun einmal die Lust an Ärgerniß eine Prädilection des Hrn. v. Quandt, als welche schwarze Nachtseite seine Natur auch durch die Vorrede der angezeigten Schrift in gemüthlich-malitiöser Unbefangenheit vor dem Publicum an das Licht tritt. Möge der Mann dies mit seinem Gewissen ausmachen; jedenfalls glaubt Ref. es vor dem seinigen verantworten zu können, wenn er durch seine Anzeige jener unchristlichen Idiosynkrasie vielleicht einiges Vergnügen bereitet.

Vor allen Dingen eine kürzeste Anzeige des Inhalts. Hr. v. Quandt geht von den verschiedenen Betrachtungsweisen aus, wozu ein Werk der bildenden Kunst Anlaß geben kann, der archäologischen, der technischen und der wahrhaft ästhetischen, die zu einer sich selbst bewußten durch kunstphilosophische Betrachtung wird, welche in der Darstellung eines Künstlers den verkörperten Gedanken des Künstlers wieder erkennt. Hierüber spricht er sich also aus (S. 3):

Die wahre ästhetische Auffassung wäre aber diese, wenn Rafael's Gemälde (die Sixtinische Madonna) in dem Beschauer zur Anschauung würde. Von dem Kunstgelehrten und dem Kunstkenner kann man sagen, daß sie die Kunstwerke besehen, von dem Ästhetiker aber, daß er sie schaut. Ich will hiermit

sagen, daß jene das Kunstwerk als einen Gegenstand sinnlicher Wahrnehmung auffassen, woran sie dann anderweitige Betrachtungen anknüpfen und fortspinnen, und dieser das Bild durch die Sinne in sich aufnimmt und als Wahrnehmung im Gemüthe, als einer Anschauung, als einer innern Wahrnehmung sich bewußt wird.

Die Befähigung für diese Art der Auffassung suchte er in den Zuhörern, sucht er nunmehr in den Lesern zu erwecken, indem er, ohne irgend ein bedeutendes Mittelglied zu überspringen, von Plato's Ideen über das Schöne an bis zu seinen eigenen im J. 1830 erschienenen „Briefen über das Geheimnißvolle der Schönheit" und bis zu der Hegel'schen Philosophie, den weiten Weg verfolgt, welcher einen Ausgangspunkt in den Worten nimmt (S. 141):

Auf der Nothwendigkeit des vernünftigen Denkens, das heißt, daß der Mensch nicht blos sich der Wahrnehmungen der Sinne bewußt wird und aus Vorstellungen Begriffe bildet, sondern was er denkt selbst bestimmt, und zwar, daß die Vernunft entscheidet was er denkt, beruht die Nothwendigkeit der Kunst, welche sodann nicht blos den wahrgenommenen Schein abbildet, sondern das vernünftig gedachte Ding als ein Wirkliches aus dem Geist herausstellt, woran der Geist, der es gedacht, und jeder Andere den Gedanken in seiner Erscheinung wiedererkennen kann. Auf dieser Nothwendigkeit nun beruht das Produciren. Dies echte Produciren macht die Thätigkeit der künstlerischen Phantasie aus. Sie ist das Vernünftige, das als Geist nur ist, insofern es sich zum Bewußtsein thätig hervortreibt, doch, was es in sich trägt, erst in sinnlicher Form vor sich hinstellt. So spricht denn Hegel deutlich aus, was ich vor zehn Jahren sagte und damals für leere Dialektik erklärt wurde. Indeß kommt immer eine Zeit, wo die Wahrheit Anerkennung findet.

Hier nun die erste Anfechtung: Als eine Vermessenheit über alle Vermessenheiten legt man es vielleicht dem Hrn. v. Quandt zur Last, um nicht zu sagen, hat man es ihm zur Last gelegt, sich also mit dürren Worten als den Vorgänger, als einen Johannes der Täufer des großen Hegel prädicirt zu haben, und täuscht Ref. nicht Alles, so harrt hin und wieder man ungeduldig und mit kaum unterdrückter Schadenfreude auf den Augenblick, wo die Hegelianer, so viele ihrer nur sind, die Jagd auf ihn also eröffnen werden, daß dem grimmig Verfolgten des verwandelten Aktäon Schicksal dürfte beneidenswerth scheinen. Indeß diese Anfechtung ist nicht ohne Gegenrede geblieben. Zwar scheint Niemand geneigt, wenn es wirklich dazu kommen und die Jagd eröffnet werden sollte, sich in den Weg zu werfen, wol aber ist jenen Scandalsüchtigen bereits erwidert worden, so lange die Hegelianer stillschweigen und Hr. v. Quandt der Vermessenheit nicht zeihen, am allerwenigsten ihn derselben überführen, sei jeder Nichthegelianer und überhaupt über Das, was Hegel gesagt oder nicht gesagt habe, zu entscheiden Unberufene menschlich und moralisch verpflichtet, vorauszusetzen, es habe Hr. v. Quandt, was er an jener Stelle niedergeschrieben und, wie hiermit feierlich und öffentlich versichert wird, also auch bei dem mündlichen Vortrage wörtlich ausgesprochen, in redlicher Überzeugung niedergeschrieben und ausgesprochen. Eine Selbsttäuschung ist bei redlicher Überzeugung wenigstens nicht zu vermuthen, und darum auch Hr. v. Quandt vorauszusetzender Weise in dem Falle, darauf sich berufen zu können, schon Lessing habe gesagt, Niemand brauche seines Fleißes sich zu schämen, und sein Licht unter den Scheffel zu stellen sei noch zur Zeit keine Bürgerpflicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geist und Leben echter Humanität, dargestellt in drei Trilogien von Heinr. Wilh. Loest. Berlin, Stuhr. 1842. Gr. 8. 2 Thlr.

In Trilogien — das heißt einer Zusammenstellung von drei Stücken — haben griechische Dramatiker den Gesammtumfang einer Fabel darzustellen gesucht; in Triaden gefielen sich spätere Philosophen, um die Vielheit der Dinge aus der Einheit zu entwickeln; und so mag man dem Verf. nicht übel deuten, daß er in drei Trilogien „neue Grundgedanken oder Ideen, welche die Hauptträger des sittlichen Lebens und den wesentlichen Inhalt der geistigen Welt bilden", entwickelt. Sie sind 1) die Wahrheit, das Gute, das Rechte; 2) Weisheit, Schönheit, Stärke; 3) Glaube, Hoffnung, Liebe. Die erste Trilogie wird vom Verf. als Region des reinen Gedankens bezeichnet, die zweite als Anwendung der Ideen, und die dritte als Erhebung in eine Welt, wo Erkennen und Empfinden Eins werden. Durch die letzte „beginnt für die Menschenseele schon auf Erden ein seliges, ihr von je an bestimmtes Leben, bei dessen geistiger Wiedergeburt und Feuertaufe von der Hand der göttlichen Offenbarung drei große Zeugen den heiligen Bund mit Gott besiegeln, die drei von dem Throne des Allmächtigen abgesandten freundlichen Engel: Glaube, Hoffnung und Liebe."

Um dieser Verheißungen willen, die wol Niemanden gleichgültig lassen, wollen wir auf die letzte Trilogie etwas näher eingehen, ungeachtet in den frühern gewiß gleichfalls Viel zu besprechen wäre. Glaube und Wissen sind zwei Mächten zu vergleichen, welche das menschliche Leben beherrschen. Wirksam waren sie immer, oft miteinander in Streit, Verstärkung des Einen scheint Schwächung des Andern, und Ausgleichung ihrer gegenseitigen Ansprüche ist ungeachtet vielfacher Friedensvorschläge bis zur Stunde noch nicht mit Entschiedenheit vorhanden. Der Verf. sagt: „Alle unsere Erkenntniß beginnt mit dem Glauben und endigt mit ihm; zwischen beiden, der Morgen- und Abenddämmerung, liegt das Wissen." Man könnte in demselben Bilde fortfahren: zwischen Abend- und Morgendämmerung liege der Glaube, nämlich die Nacht, und alle menschliche Erkenntniß sei entweder das Licht einer sinkenden Sonne oder einer aufgehenden; den Strahlen der letztern müsse Jeder entgegenblicken und sein Glauben in Wissen zu verwandeln suchen, wofür der Verf. die Möglichkeit einräumt (S. 297). Aber, heißt es, dies sei bei den edelsten Wahrheiten der höhern Welt nicht möglich und gebe Anlaß, den Glauben in seiner eigensten Bedeutung kennen zu lernen. Also:

Wo wir glauben, was gewußt werden kann, ist das Wort in seiner uneigentlichen Bedeutung genommen, und will so viel sagen als Vermeinen oder Vertrauen. So wird es gebraucht bei Vermuthung über die Folgen gewisser Thatsachen, ist also abhängig vom Wissen derselben und einer darauf gestützten Combination. Ebenso bei historischem Wissen von Andern vertrauen wir deren Aussage; und es ist demnach das Vermeinen ein gemischtes Urtheil zwischen Wissen und Glauben, das Vertrauen ein Durchgangspunkt vom Glauben zum Wissen. Der wahre ungemischte Glaube beruht auf keinem bloßen Vermeinen, sondern auf festem Vertrauen; das reine, d. i. vermittelte Wissen auf logischer, nach den Gesetzen des Denkens als nothwendig hervorgehender Überzeugung. Hiernach hat alle historische Wahrheit eine gemischte Grundlage, nämlich von Glauben und Wissen, und reines Wissen kann nur durch das Denkvermögen erlangt werden.

Der Glaube, dem Wissen gegenüber, widerspricht ihm nicht, umfaßt keine Gegenstände, die mit den Wahrheiten der reinen Vernunft nicht in Einklang gebracht werden könnten, sondern der rechte Glaube kann nur ein *vernünftiger* Glaube sein, weil die Vernunft selbst dann, wenn sie die Grenze alles Denkens freiwillig und aufrichtig anerkennt, auch zugleich eingesteht, daß es Wahrheiten geben könne, sogar geben müsse, die hinter dem vor ihr verdunkelten Horizonte ein höheres Leben beginnen lassen, was die ahnende Seele nicht durch Denken allein, sondern auch, und vorzüglich durch Empfinden zu erreichen befähigt sei. Die höchste Erhebung der Empfindung ist eine Stimme der *innern* Offenbarung, welche Wahrheit enthüllt, die weder das fleischliche Ohr vernehmen, noch das Denken erschließen kann. Das Gemüth ist die Wurzel des Glaubens, jedoch des *vernünftigen Glaubens* und der *gläubigen* Vernunft, das heißt: es gibt keinen Glauben, der den ewigen Gesetzen der aus Gott stammenden Vernunft widerspräche, und es gibt auch keine wahrhaft erhellte Vernunft, welche das Bedürfniß des Glaubens abzuleugnen wagen sollte.

Die Unterscheidungen des Glaubens vom bloßen Meinen und die Bestimmungen des eigentlichen Wissens sind richtig genug vom Verf. angegeben, und es macht ihm Ehre, daß er keinen unvernünftigen Glauben empfiehlt. Allein Zerwürfnisse über Glauben und Wissen sind keineswegs dadurch gehoben. Welches sind nämlich die Grenzen des Denkens? Wären sie festgestellt, inwieweit dürfte man sich der subjectiven Empfindung überlassen? Müßte nicht der Inhalt des durch Empfindung Geglaubten wieder im Denken gefaßt werden, obgleich er über die Grenze des Denkens hinausliegt? Ist dies nicht ein Widerspruch, und wie könnte doch der Glaube ohne solche Fassung vernünftig sein? Philosophie, welche hierüber entscheiden müßte, ist mit sich selbst nicht einig.

Inzwischen fährt der Verf. fort: In Bezug auf Empfindung ist das *Ahnen* eine Erfahrungswahrheit. Für die Wahrnehmung des Zukünftigen gesteigert ist es Prophetengabe, und heißt, sofern es sich auf ein Diesseits beschränkt, prophetisches Schauen; erhebt es sich bis zum jenseitigen Leben, so ist es der Glaube in seinem eigentlichsten und höchsten Sinne. Geht der Glaube im Widerstreit gegen das Wissen seinen Weg allein, so wird er entweder Köhlerglaube oder ein ruchloser fanatischer Glaube; nur wo Denken und Empfinden, als Gemüth, also im Einklange miteinander Wissen und Glauben besteht, erblüht die höhere Erkenntniß, die unerschütterliche Wahrheit eines nicht wieder blos in der Idee erfaßten künftigen Lebens, sondern von einem das Leben nach der Idee reich und herrlich ausfüllenden Zustande der Seele. Der Glaube gründet sich auf ein Bedürfniß der menschlichen Natur, auf eine Offenbarung im menschlichen Gemüthe, und weil die Empfindung theils von der Sinnenwelt betäubt werden oder bei *alleinigem* Bestreben der Denkkraft nach Erkenntniß erkalten kann, macht dieser Mangel an Glaubensfähigkeit dem Menschengeschlecht ein Rettungsmittel nothwendig, und ihm ward die unmittelbare sinnlich-geistig zu erkennende Offenbarung von Gott durch die Sendung seines Sohnes Jesu Christi. Die Vernunft ist nicht ungläubig, aber sie zweifelt, und gerade der Zweifel führt sie zur Wahrheit, d. h. zum Anerkenntniß, daß sie sich mit dem Glauben vereinigen müsse; der Verstand zweifelt nicht blos, er ist auch zweifelsüchtig, er bleibt im Zweifel. Leichtgläubigkeit und blinder Glaube sind der Gegensatz des Unglaubens, sie werden leicht ein Raub des Irrglaubens, welcher sich nicht auf einen vernünftigen Gebrauch der Offenbarungseinsicht, sondern auf Zusätze menschlicher Autorität gründet, welche mit der gelungenen Ausbildung des rein Menschlichen in uns nicht wohl zu vereinigen sind. Aberglaube deutet ursprünglich auf eine dunkle Empfindung im Menschen hin, daß er in einer ihm unerklärlichen Verbindung mit übersinnlichen Verhältnissen stehe. Sie ist so tief in der menschlichen Seele gewurzelt, daß die fortschreitende Cultur und ein schon sehr veredelter Aufschwung der Wissenschaft und Philosophie die Verirrung dieser an sich so werthvollen Empfindung nicht zu verhindern und sie mit der Vernunft zu versöhnen vermochte.

Wir kommen mit dieser Auseinandersetzung nicht weiter als vorher. Ahnen ist ein unbestimmter, schwankender Zustand, auf welchen sich schwerlich sicher zu verlassen, und wenn es auch zur Prophetengabe gesteigert wird, erscheinen neben den wahren Propheten die falschen, wobei der Glaube allein nicht entscheiden kann, und das Wissen unzureichend ist, indem der Gegenstand über dessen Kreis hinausliegt. Beide sollen im Einklange miteinander bestehen, aber sie klingen in verschiedenen Tonarten. Ein bloßes Bedürfniß des Glaubens ist den Gegnern desselben für seine Begründung unzureichend, und wenn der Glaube auf gutes Glück seinen Weg fortsetzt, wird er laut Angabe Köhlerglaube oder ruchlos fanatisch, und erkaltet wiederum bei *alleinigem* Bestreben der Denkkraft nach Erkenntniß. Kann denn die Denkkraft etwas Anderes wollen als diese? Weil hieraus Mangel an Glaubensfähigkeit erwächst, hält der Verf. ein Rettungsmittel nothwendig, die äußere christliche Offenbarung. Allein in Beziehung auf sie bleibt dasselbe Verhältniß zwischen dem Glauben und Wissen, daß sie die wahre Offenbarung sei. Vernunft soll zweifeln und der Verstand auch, die erstere aber in Glauben übergehen, der zweite im Zweifel stecken bleiben. Ist nicht jeder Mensch vernünftig, verständig zugleich? Der alte Gegensatz des Glaubens und Wissens wird nur auf andere Weise ausgedrückt. Und da es einen Irrglauben gibt, der sich nicht auf vernünftigen Gebrauch der Offenbarung, sondern auf Zusätze und menschliche Autorität gründet, wer soll darüber das Maß bestimmen? Aberglaube endlich ist nach Angabe des Verf. durch Aufschwung der Wissenschaft und Philosophie bisher unüberwunden. Wir werden sonach von Einem zum Andern gewiesen und suchen vergebens ein ständiges sicheres Verhältniß des Glaubens zum geistigen Leben der Menschheit.

Aber die Sache selbst ist dadurch bezeichnet. Jedes Zeitalter hat seinen Glauben und Unglauben, Irrglauben und Aberglauben. Ist die Glaubensfähigkeit eine Kraft, so sind doch Leichtgläubigkeit und blinder Glaube eine Schwäche; ist der gerechte Zweifel eine Stärke, so ist doch der leichtfertige Unglaube eine Ermattung. Ein Schwanken hinüber und herüber geht durch die Geschichte, die christliche Welt hat Concilien, Päpsten, Bibelworten geglaubt und ihre Aussagen bezweifelt, aus Bejahungen entwickelten sich Verneinungen, und aus Verneinungen Bejahungen. Unsere gegenwärtige Zeit erscheint gegen frühere Jahrhunderte ungläubig und zweifelsüchtig, doch ist sie nicht glaubensleer und zeigt ihre Glaubensstärke besonders in der deutschen Philosophie, welche durch Anwendung gewisser Begriffsformeln das An sich, Für sich und Bei sich, oder durch eine drei Potenzenlehre das Wesen Gottes und der christlichen Offenbarung wissenschaftlich ergründet und erkannt zu haben vertraut. Nicht der Glaube ist hierdurch in Wissen verwandelt, sondern das Wissen selbst von der eigenthümlichsten Glaubensfähigkeit durchdrungen. Und sollte es außerdem uns noch am Irrglauben an menschliche Autoritäten und am Aberglauben über Verbindung mit unsichtbaren Mächten fehlen?

Unser Verf. entwickelt näher seinen christlichen Glauben, er will nicht die Dogmen der einzelnen Kirchen und Secten in Erörterung ziehen, sondern nur die Grundwahrheiten betrachten, und wo möglich dabei zu zeigen versuchen, wie so innig vereint Empfindung und Vernunft den nämlichen Weg gehen. Was die Vernunft nämlich als unumstößliche Nothwendigkeit ermittelt hat, muß vom Glauben bestätigt werden, und was als Glaubenssatz, als besondere Wahrheit gilt, den allgemeinen Denkformen nicht widersprechen. Auffallend genug erscheint sogleich zuerst (S. 324) in dogmatischer Farbe der Glaube an Gott in seiner dreifachen Wesenheit. Nach dem der Vernunft angeborenen Causalitätsgesetze gibt es eine noth-

wendige Grundursache, Gott, in dessen Idee sich darstellen die Kraft des Schaffens in seiner Allmacht, die Kraft des Gedankens in seiner Allweisheit, die Kraft des Lebens in seiner Ewigkeit, Unveränderlichkeit und Unendlichkeit. Gott ist nach christlichem Glauben ein Gott der Allmacht (erste Person), der Liebe (zweite Person), der Allweisheit und Allheiligkeit (dritte Person). Dies ist eine Mysterie, nach der innern Offenbarung von der gläubigen Empfindung erkannt, jedoch nicht *wider* die Vernunft, sondern *über* dieselbe hinaus. Der Verf. gesteht, es werde der Zusammenhang des Inhalts der Mysterie sich in jedem gläubigen Gemüthe wahrscheinlich anders ausbilden, wovon neuerdings Beispiele genug vorhanden sind, allein es möchte doch schwer werden, diese Mysterie des Dreieinigen als eine durch gläubige Empfindung gefoderte zu beweisen, da sie wol näher dem Scharfsinn dogmatischer Speculationen angehört. Entschiedener wird die Persönlichkeit Gottes als eine dem religiösen Glauben unentbehrliche Wahrheit betrachtet, und der Verf. bestimmt sie nach der Vernunft als „das in dem Alles umfassenden Gedanken, jedes besondere Bewußtsein der Vernunftwesen ausströmende Gottesbewußtsein, das nur geistig angeschaut, in irgend einer Gestaltung des Besondern aber nicht erkannt werden kann. Die immer veredeltere reinere Anschauung des Göttlichen, in sich erweiternder und erhebender Erkenntniß des göttlichen Wesens, sucht die Vernunft beim Glauben." Ref. muß gestehen, daß ein Ausströmen des Gottesbewußtseins sehr pantheistisch lautet, und nicht wohl einzusehen ist, wie Anschauung und Erkenntniß des göttlichen Wesens beim Glauben gesucht werden kann. Ähnliche Bedenken erheben sich bei den Artikeln der Vorsehung, der Erlösung, der Unsterblichkeit und einem Zustande künftiger Seligkeit oder Unseligkeit. Die christliche Gläubigkeit verdeckt — was sie von je her bei den Gläubigen gethan — eine Menge von Schwierigkeiten, welche sich bei der Auffassung im Begriff für die Überzeugung entgegenstellen. Kommen diese zur Sprache, dann wird Hülfe gesucht bei einer Dogmatik, die sich dem Glauben unterbaut. Macht Kritik diesen Unterbau wankend, dann sucht der Glaube entweder sich selbst zu helfen, oder eine philosophische Begriffcombination bringt sich mit der Dogmatik in engste Beziehung, um diese auf speculatives Wissen zu stützen, was neuerdings positive Philosophie heißt und im Grunde wieder einen überschwenglichen Glauben an Dogmatik und eigene Machtvollkommenheit voraussetzt. Die Wanderung ginge also vom Glauben zum Glauben, und der Verf. hätte ganz recht mit seinen anfangs geäußerten Worten: „Alle unsere Erkenntniß beginnt mit dem Glauben und endigt mit ihm"; — nur daß dann Erkenntniß nicht eigentlich sich selbst, sondern ein Streben nach derselben bedeutet, welches bei „den edelsten Wahrheiten der höhern Welt" sein Ziel nicht erreicht. Sehen wir dieses wiederkehrend im Laufe der Zeiten, und unter dem Wechsel von Lehrgebäuden, von Begriffen und Empfindungen sich gleichbleibend, so ist es als das Herrschende in der Geschichte — *Menschenschicksal*.

Ist dem Schicksal Alles unterworfen, dann auch das Christenthum in seinem geschichtlichen Dasein, und es möchten sich die Worte des gläubigen Verf. nicht bewähren, Christi Lehre sei „ein so schöpferischer Zusammenbau, eine so vollendete, in sich durchaus geschlossene Religion, in welcher der menschliche Geist keinen Zusatz zu erdenken, keinen Mangel zu entdecken und zu ergänzen befähigt wäre" (S. 369). Gab und gibt es nicht der Zusätze, der Ergänzungen verschiedener Art? Und wenn sie ausgeschieden werden sollen, was gehört zu dem Auszuscheidenden? Die Gläubigen selbst sind darüber nicht einig, das Schicksal macht sich geltend. Gern aber wollen wir einräumen, der „feste unüberwindliche wahre Glaube begeistere die Hoffnung zur freien Entfesselung ihrer Schwingen, und die Phantasie zeichne die Bilder jenes idealen Lebens, das hinter dem Grabe verheißen ist". Gern wollen wir einstimmen in den Preis der christlichen Liebe, mit welchem der Verf. sein Werk schließt, und sie als die Spitze alles Desjenigen, was Liebe heißen kann, kenntlich macht, schon im Instinct der Thiere bemerkbar, dann bei dem Menschen als Sympathie, Geschlechtsliebe, Familienverband, Freundschaft, Vaterlandsliebe, Nächstenliebe, Mitleid und Erbarmen, und endlich Liebe zu Gott. 24.

Zur polnischen Literatur.

Die letzten Nummern des nun schon seit länger als zehn Jahren in Petersburg Polnisch erscheinenden „Tygodnik Petersburski" (Petersburger Wochenblatt) bringen folgende Nachrichten über neue polnische Werke:

In Petersburg ist für das Jahr 1844 ein literarisches Jahrbuch: „Rocznik literacki", von Romuald Podbereski herausgegeben worden. Es enthält manche werthvolle Mittheilungen in Prosa und in Versen von den namhaftesten der neuern polnischen Schriftsteller, wie Kraszewski, Holowinski, Grabowski, Thomas Zan und Andern. Es ist mit den Portraits der Maler Rusiecki und Warszczewski, mit Holzschnitten und Lithographien, welche unter Anderm Scenen aus dem Leben der Weißrussen darstellen, geziert, auch fehlen Musikbeilagen nicht. Der Herausgeber dieses Jahrbuchs verspricht die baldige Herausgabe der Poesien von Thomas Zablocki.

Mit dem neuen Jahre wird ein neues Werk von dem sehr thätigen und gewandten Kraszewski erwartet, es ist das Tagebuch einer Reise, welche derselbe im J. 1843 nach Odessa, dem Budschiak und dem südlichen Rußland gemacht hat; es wird u. d. T. „Wspomnienia Odesy, Jedyssanu, Budzaku" in Wilna in drei Theilen erscheinen. Neben interessanten Mittheilungen über Odessa, dessen Handel, dessen Verbindungen mit Europa und dem Oriente, finden sich in dem Werke Darstellungen aus der Lebensweise der Tataren und geschichtliche Untersuchungen über die tatarischen Völker, welche den Polen wegen ihrer in frühern Jahrhunderten häufigen Einfälle in die Ukraine, in Podolien und Rothreussen nicht wenig interessiren müssen.

Ein in der polnischen Literatur fast einzig dastehendes Werk ist die umfangreiche Beschreibung einer Pilgerreise nach dem gelobten Lande: „Pielgrzymka do ziemi swiętej", von dem Geistlichen Ignatius Holowinski; bereits sind vier Theile dieser Beschreibung erschienen, jetzt wird der fünfte erwartet. Die Polen besaßen bisher nur eine aus dem 16. Jahrhundert stammende, früher sehr gelesene und auch deutsch und lateinisch vorhandene Beschreibung einer Pilgerreise nach Palästina, die von einem Fürsten Radziwill unternommen wurde.

Mit vielem Beifall sind „Pamiątki starego szlachcica Litewskiego" (Denkschriften eines alten lithauischen Edelmanns) aufgenommen worden, lebensvolle Skizzen aus den letzten Zeiten der polnischen Republik. Der zweite, demnächst in Wilna zu erwartende Theil wird den König Stanislaw und Stanislaw Rzewuski zeichnen. Hieran schließt sich eine nationale Erzählung: „Tajkury", von Edward Tarsza. Der Verf. derselben hat sich durch mehre frühere Erzählungen vortheilhaft bekannt gemacht, insbesondere muß die Erzählung „Koliszczyzna i stepy", welche einen Aufstand der Kosacken unter dem letzten polnischen Könige und die Erstürmung des Städtchens Human schildert, den besten polnischen Erzählungen beigezählt werden.

Von dem Grafen Const. Tyzenhaus wird eine „Ornitologia" in zwei Theilen in Wilna gleichfalls in nächster Zeit erscheinen.

Eine der bedeutendsten polnischen Zeitschriften der Gegenwart ist das von Kraszewski gegründete und redigirte, in Wilna erscheinende „Atheneum", das bereits bis zum sechsten Jahrgange gediehen ist und einen Schatz originaler und übersetzter Abhandlungen enthält, die theils von der polnischen Literatur und Geschichte, theils von der ausländischen Literatur handeln. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 38. — 7. Februar 1845.

Vorträge über Ästhetik, für bildende Künstler in der königlichen Akademie für bildende Künste zu Dresden gehalten von Johann Gottlob von Quandt.

(Fortsetzung aus Nr. 37.)

Eine andere Anfechtung: Was sollen der Art Vorträge jungen Kunstakademikern frommen? Bei allen Mitteln, ihre Ausbildung zu fördern, ist das einzig und allein Wichtige, für die Möglichkeit anzustreben, daß Werke hergestellt werden, die nicht unwerth sind, einen Platz neben den Werken der alten großen Meister einzunehmen. Zweifelsohne werden hierzu die jungen Leute am tüchtigsten herangebildet, wenn man sie, soweit Zeit und Umstände es verstatten, den nämlichen Bildungsweg nehmen läßt, den jene großen Meister genommen. Diese aber wurden zu den großen Meistern, die sie gewesen, weil in den Schülerjahren all ihr Fleiß und all ihre Anstrengung einzig dem Technischen zugewendet und den Göttern überlassen blieb, wie viel nach Maßgabe dem Schüler inwohnender höherer Begabung sich dereinst in seinen Werken an ideeller Vortrefflichkeit offenbaren werde. Jene tüchtige Bildung war eine solche, weil sie nicht glaubte zu hoch gestellt zu sein, um aus handwerksmäßiger Bescheidenheit und Mühseligkeit emporzuwachsen. Selbst dem Namen nach wußte man in jenen schönsten Tagen der Kunst nichts von Kunstphilosophie, es gab sogar keine Kunstakademie, geschweige denn Kunstakademien, auf deren Bänken die jungen Gemüther mit der Überschwenglichkeit Platon'scher, v. Quandt'scher, Hegel'scher und anderer hochberühmter Männer philosophischer Institutionen gefüttert wurden.

Bogenlang und in beredtester Form ließe diese Anfechtung sich ausspinnen. Allein die Widersacher machen dies ganz und gar entbehrlich. Man gibt ihnen das Factum und somit den ganzen Angriff zu, der offenbar auf weiter nichts hinausläuft als die allerdings ganz richtige historische Behauptung: Anders hielt man es damals als jetzt, und dabei leistete man damals Das, und jetzt leistet man Das nicht. Was aber, fragt die jener Anfechtung widerstreitende Partei, ist damit gegen Hrn. v. Quandt, seine Vorträge und deren Ersprießlichkeit bewiesen? Denn das factische Argument des Angriffs zugegeben, wird wol auch andererseits Jedermann so viel einräumen, daß die Gleichzeitigkeit einer negativen und einer positiven Erscheinung nicht ohne weiteres berechtigt, anzunehmen, dieselben verhielten sich zueinander wie Ursache und Wirkung. Niemand bestreitet, daß die Feldmeßkunst längst im Stande war bedeutende Aufgaben zu lösen, ehe die Feldmeßkünstler angefangen hatten, der reinen Mathematik mächtig zu sein. Kann und wird man nun wol um deswillen behaupten, der Hals sei der Feldmeßkunst gebrochen worden, weil man später den Feldmeßkünstlern zugemuthet, der reinen Mathematik mächtig zu sein? Geisttödtend ist es, nach unverstandenen Regeln zu verfahren, hingegen nach erkannten höchsten, d. h. in der Organisation des Menschengeistes begründeten Gesetzen zu verfahren die höchste Aufgabe jeder intellectuellen Bestrebung. Da man nicht behaupten wird, hiervon mache die bildende Kunst eine Ausnahme, so wird man auch nicht leugnen, Hr. v. Quandt's Mühwaltung sei ebenso erfolgreich als dankenswerth, sollte sie auch nur eine einzige reichbegabte junge Künstlerseele angeregt haben, nach reinen und absoluten Kunstanschauungen sich Rechenschaft über die concreten Kunsterscheinungen zu geben.

Noch eine Anfechtung: Wer belehren will, sei vor allen Dingen verständlich, er hebe den Zuhörer so weit zu sich empor oder lasse sich so weit zu ihm herab, als es nothwendig ist, damit auch das physisch vernommene Wort des Lehrers als intellectuelle Anschauung in den Schüler übergehen könne. Diese blos vorbereitende, aber ganz und gar unerlaßliche Operation ist überaus schwer, wenn es sich um philosophische Entwickelungen vor einem Auditorium junger Männer handelt, denen größtentheils die streng geschulte formale Geistesbildung fehlt, wie dies der Fall mit der großen Mehrzahl der jungen Kunstakademiker aller Art ist und sein muß, was man auszusprechen gerechtes Bedenken trüge, hätten nicht die Betheiligten guten Grund, sich davon nicht im allermindesten anfechten zu lassen. An dem guten Vorsatze, verständlich zu sein, hat es nun allerdings Hr. v. Quandt nicht fehlen lassen. Denn wir lesen in der Vorrede (S. IV):

> Der Titel des Buchs spricht besonders aus, daß diese Vorträge für bildende Künstler und zwar in der Akademie zu Dresden gehalten worden sind. Daraus kann man schließen, daß diese Vorträge in einer jungen Künstlern faßlichen Sprache gehalten werden mußten, wobei so viel als nur immer möglich

sich der Redner einer philosophischen Terminologie enthalten mußte, wodurch der mystische Reiz der Wissenschaft zum Theil verloren ging, und daß dennoch Vieles zu erklären und wenigstens das Nöthigste aus andern Disciplinen zu besserm Verständniß herbeizuholen blieb, weshalb denn auch eine reinliche Einwirkung auf die Ästhetik zu vermissen sein wird.

Hat er aber wol es der Mühe werth gehalten, den guten Vorsatz auch nur approximativ zur That werden zu lassen? daß er in jener Stelle der Vorrede unmittelbar darauf also fortfährt:

So geht es denn auch ohne Wiederholungen nicht ab, zumal da sich der Redner es zur Aufgabe machte, darzulegen, wie der Geist, einen großen Kreis durchlaufend, seinem andern Sein zu entfliehen suchte und sich selbst im Realen wiederfand, mit welchem ihn die Kunst nun unzertrennlich in ein Einssein aufnahm.

Dies möge auf sich beruhen, denn alle Verständlichkeit ist eine relative; in gewissem Sinne gibt es gar keine Unverständlichkeit, sondern zu Allem, was man so nennt, einen möglichen Schlüssel, und dem Schriftsteller ist es anheimgegeben, zu bestimmen, welches Maß von Fähigkeit zu verstehen er in den Personen voraussetzt, die er zu seinem Publicum rechnet. Wir, so würden jene Widersacher weiter sagen, heben daher hier die am Schlusse der Schrift an die junge Zuhörerschaft der Akademie gerichteten Abschiedsworte hervor (S. 164):

Ich hoffe, was meine Absicht war, Sie mit der Ästhetik versöhnt zu haben, welche nicht den Leib entseelt, wie ich Eingangs versicherte, sondern darthut, wie in der Kunst beide durchaus Eins sind, und das durchaus Seiende das Einssein von Geist und Wirklichkeit ist. Sie werden sich überzeugt haben, daß die Erscheinung des Göttlichen in uns, in dem Menschengeiste, und das Ideal Erscheinung des Göttlichen in der Sinnenwelt ist; und wie glücklich ist der Künstler zu preisen, dem sich das Göttliche in seiner idealen Erscheinung offenbart, und in dessen Werke Wissen und Sein Eins ist! Ich hoffe Sie ermuthigt zu entlassen, da ich Ihnen dargethan habe, daß die Kunst vollbringt, was die Weisheit zu erkennen strebt, wie die Idee in dem Endlichen und für sich seienden Einzelnen das wahrhaft und durchaus Seiende ist.

S. 105 liest man sogar Folgendes:

Das reine Wissen ist ein gegenstandloses Wissen, ist die gänzliche Trennung von Geist und Materie, von Wissen und Sein, wobei das Wissen um das Sein kommt als ein nicht Seiendes (non ens) und das Seiende als das nicht Gewußte betrachtet wird und um das Bewußtsein kommt. Wenn man die Vernunft auf diesen äußersten Punkt der Absonderung treibt, so bleibt nur noch der Ausspruch zu thun übrig, daß der Idee in der Realität nichts congruent sei; denn es verneinen dann Idee und Realität einander als widersprechende Gegentheile, und wir befinden uns hier auf dem der Platonischen Philosophie entgegengesetzten Standpunkte.

Schwerlich würde die Stimmung, in welche, solche Aussprüche vernehmend, junge Kunstakademiker versetzt werden, sich in treffendere Worte einkleiden lassen als die von Sokrates an Diotima gerichteten: „Der Sehergabe bedarf es für Das, was du wol meinst; ich fasse es nicht.“ (Symp. cap. 25.)

Diese Anfechtung hat in den Argumenten, deren es ihr beliebt sich zu bedienen, die Wahrheit, allein weil sie einzig und allein diese Momente hervorhebt, auch nur die halbe Wahrheit für sich und ist darum malitiös ganz und gar. Fragen könnte man, ob es denn nun am Ende ein Unglück sei, wenn die jungen Leute, eben weil sie jene Aussprüche nicht begriffen, sich der Ahnung hingegeben, um das Wünschenswertheste, um Das, was ihren Bestrebungen als immaterieller und höchster Lohn sich bieten könne, habe es eine geheimnißvolle, nicht faßlich in Worten auszusprechende Bewandniß? Wir lassen diese Frage fallen, weil sie Gefahr liefe, für Paradoxiensucht und Muthwillen angesehen zu werden, und machen dagegen die unbestreitbare Wahrheit geltend, daß es für die Zuhörerschaft zuverlässig ein großer Gewinn gewesen, wenn, was ihr Lehrer gemeint, zwar nicht zum klaren, wol aber doch zum ahnenden Verständnisse in ihr sollte durchgebrochen sein. Dafür (den Beweis davon liefert der Abdruck der Vorträge) war wol gesorgt dadurch, daß an namhaften Kunstwerken vielfach die Erläuterung der abstracten Theorie mittels zergliedernder Betrachtung der concreten Productionen gegeben wurde. Zudem wird Niemand der von Hrn. v. Quandt unternommenen Kritik derjenigen Schönheitsrecepte, womit man von Zeit zu Zeit gesucht hat, den bildenden Künstlern unter die Arme zu greifen, den Werth populairer Faßlichkeit absprechen. Kann man es da wol für unverdienstlich in praktischer Hinsicht halten, wenn dem Publicum, für das jene Vorträge zunächst bestimmt waren, ein Grauen aufgegangen, mindestens doch Zweifel gegen Theorien, die um ihrer trivialen Faßlichkeit willen leicht Eingang in unbewachte Gemüther finden? Jedoch auch dies lassen wir dahingestellt, um hier derjenigen Betrachtung uns zuzuwenden, die schwerlich im Bereiche eines Lesers des Buchs, überaus nahe aber einem gewesenen Zuhörer der Vorträge liegt, und schon Eingangs angedeutetermaßen die Veranlassung geworden ist, daß ein solcher sich verpflichtet gefühlt hat, gegenwärtige Anzeige zu übernehmen. Als Veröffentlichung der Vorträge kann das Buch des Hrn. v. Quandt nur in einem gewissen Sinne gelten, in einem gewissen andern aber durchaus nicht. Das ist also gemeint: Vorträge sind, wie sehr richtig in der Vorrede bemerkt ist, keine Vorlesungen. Hr. v. Quandt las nicht vor, sprach nicht, was im Wesentlichen auf Dasselbe hinausgelaufen wäre, die vorher niedergeschriebene und dem Gedächtniß wohl eingeprägte Rede mit affectirter Improvisation, sondern für den vorher erwogenen Gegenstand der Rede wurde das gesprochene Wort im Augenblick geboren. Während Vorlesungen sich nimmermehr mit durchgeführter Täuschung als Vorträge halten lassen, verwandeln die Vorträge sich durch Niederschrift und Abdruck in Vorlesungen, dies auch dann, wenn „die Vorträge“, wie allerdings bei den angezeigten geschehen, und die aufmerksam gewesene Zuhörerschaft einhellig bezeugen kann, „aus lebendiger Erinnerung, oft wörtlich, wie sie gehalten worden, niedergeschrieben sind“. Das geschriebene Wort verhält auch dann sich, wenn der Schreibende zu schreiben versteht — ein Talent, das unserm Schriftsteller Niemand absprechen wird —, zu dem improvisirten Worte des an sich und seine Überzeugungen glaubenden und ihrer Vordersätze mächtigen Mannes von

Geist und Leben, wie die Silhouette zu dem ausgeführten Portrait. Es entsteht bei dem wirklichen Vortrage „zwischen dem Redner und seinen Zuhörern ein Rapport, den man fast für magnetisch halten möchte". Die Folge davon ist, daß für Dasjenige, was mancher Leser nicht ganz versteht, weil er nicht vermag, des Gelesenen sich logisch zu bemeistern, ohne welches Vermögen solchenfalls auch nicht das Quentchen Verständniß möglich ist, dennoch dem Hörer des Vortrags die Möglichkeit eines gewissen andern, nicht selten mehr als das eigentliche, das logische, anregenden Verständnisses bleibt, als worauf vielleicht hingedeutet ist in der schon mitgetheilten Stelle der Vorrede, wo davon die Rede war, wie durch Enthaltung von philosophischen Terminologien zum Theil der mystische Reiz der Wissenschaft verloren gehe. Während in der Regel der wirkliche Vortrag den eben bemerkten Vorzug vor dem abgedruckten hat, der genau genommen kein Vortrag ist, war er ein den Vorträgen des Hrn. v. Quandt höchst eigenthümlicher. Mit ununterbrochener, nicht als Ergebniß eines Entschlusses festgehaltener Aufmerksamkeit fühlte sich der Hörer fortgezogen von dem wirklichen Verständnisse, oder jenem täuschenden, noch in keiner Theorie des Lehrvortrags erörterten, weniger noch bestimmt prädicirten, ahnenden, sich magnetisch mittheilenden, mystischen, für das wir ein Anerkenntniß in den Worten Goethe's finden:

Und soll ich dir noch einen Vorzug sagen,
Den unvermerkt sich dieses Lied erschleicht?
Es lockt uns nach und nach, wir hören zu,
Wir hören und wir glauben zu versteh'n,
Was wir verstehn, das können wir nicht tadeln,
Und so gewinnt uns dieses Lied zuletzt.

(Der Beschluß folgt.)

Die Missionare, oder der Weg zum Lehramte des Christenthums. Von J. B. Kerning. Dresden, Bromme. 1844. 8. 22½ Ngr.

Der Verf. bekämpft in seinem Buche einen Irrthum, der sehr alt und sehr verbreitet ist, nämlich den, daß die Vorbereitung zum christlichen Lehramte durch Schule, Seminar und Akademie, mit Einem Worte also, durch Lehre allein bewerkstelligt werden könne. Er führt an einem Beispiele die Behauptung durch, daß Jeder, der das Christenthum lehren wolle, die Wahrheit desselben auch erlebt haben müsse, das heißt, daß er entweder durch philosophisches Denken, oder in den Ereignissen seines Lebens den Zusammenhang mit dem Christenthum müsse gefunden haben. Mit dem ersten Falle beschäftigt sich die vorliegende kleine Schrift. Sie zeigt an einem Beispiele, daß der Verstand des Christenlehrers nicht blos materiell gebildet werden soll, das heißt, mit Kenntnissen vollgestopft, sondern daß der Lehrer auch eine geistige Beweglichkeit und Gelenkigkeit besitzen müsse, durch die man zur Einsicht in den Grund und Zusammenhang der einzelnen Lehren gelangt. Nur Der, welcher selbst dieser Einsicht sich bemächtigt hat, ist befähigt, Andere das Christenthum zu lehren. Ref. meint, der Verf. hätte nun auch zeigen sollen, inwiefern seine Grundsätze Anwendung finden auf das Geschäft der Heidenbekehrung; das soll vielleicht in einem nachfolgenden Werkchen noch geschehen. Wenn Hr. Kerning im Vorwort darüber klagt, daß seine Ansichten, die er schon früher, freilich in anderer Form, ausgesprochen habe, wenig Eingang gefunden haben, so weiß er ja selbst, daß dies, theilweise wenigstens, seinen Grund in der Divergenz der rationalistischen und der supranaturalistischen Theologie hat. Nun meint der Verf., mit seinem oben angezeigten Werkchen werde es ihm gelingen, ein größeres Publicum zu gewinnen; wir rathen ihm, nicht zu sanguinisch sich großartigen Hoffnungen hinzugeben. Nämlich unsers Verf. theologische Ansichten stehen auf dem Gebiete des rationalistisch begründeten Offenbarungsglaubens. Diese Ansicht enthält nun schon in ihrem Princip eine Inconsequenz; nämlich, wenn ich an eine Offenbarung Gottes glaube, so hat die Vernunft des Menschen an der Offenbarung Gottes gar nichts zu deuten, zu erweitern, noch weniger zu kritisiren, ob etwas davon genommen werden dürfe oder nicht. Was nun Hr. Kerning z. B. über die Wunder Christi oder über die Dreieinigkeit sagt, das ist Alles recht sinnreich und gut, aber doch nicht von so schlagender Wahrheit, daß er verlangen kann, Jedermann solle nun dabei, wie bei einem Gesetz, stehen bleiben. Und am Ende muß doch auch, nach des Verf. Ansicht, die Freiheit des Einzelnen so weit gehen, daß er über dergleichen Punkte in der Weise denken darf, wie sein Verstand ihm gerade das Maß gibt; denn als rationalistischer Supranaturalist will Hr. Kerning doch dem Einzelnen das Denken, das Forschen, das Erweitern des bereits Erforschten nicht verwehren. Ref. hofft, Hr. Kerning werde einsehen, daß er sich über Mangel an Anerkennung zu beklagen nicht Ursache habe. Dazu kommt noch etwas: nämlich die oben bezeichnete theologische Denkweise des Verf., die ich einen rationalistisch begründeten Offenbarungsglauben nannte, gehört jetzt schon einer hinter uns liegenden Periode an; sogar die Strauß'sche Epoche ist vorüber; wir haben selbst Feuerbach schon hinter uns — und alle diese Extravaganzen belehren uns, daß die Kunst schwer sei, das einfach wahre Christenthum zu bewahren. Wenn Hrn. Kerning's Bestreben dahin geht, so wird er sich niemals über Mangel an Anerkennung zu beklagen haben.

Die Darstellung des Stoffs ist ganz ungekünstelt; wir sind überzeugt, der Verf. macht gar keinen Anspruch auf das Lob eines eleganten Stilisten; die Form, deren er mächtig ist, genügt. Ref. hat die Überzeugung, daß die vorbezeichnete kleine Schrift, außer der allgemeinen Wahrheit, die sie lehrt, nämlich, daß die Überzeugung von der Wahrheit des Christenthums erlebt werden müsse, noch mancherlei anderweite Belehrungen enthält. In Missionsanstalten, in Schullehrerseminarien sollte sie verbreitet werden, sie würde kräftig dahin wirken, daß der in diesen Anstalten so häufig grassirenden Pest des Pietismus, des Buchstabenglaubens und der Heuchelei gewehrt werde. Wir fodern den Verf. auf, gegen dieses Unwesen des Mysticismus, das in den Schullehrerseminarien oft den Zöglingen eingeimpft wird, gegen diesen Mysticismus, der wie ein Gift am gesunden Stamme des Christenthums frißt, in die Schranken zu treten; der einfache, gesunde Wahrheitssinn des Verf. wird da gewiß Vortreffliches leisten. 25.

Das englische Parlament. Organisation und Geschäftsverfahren. Historisch-kritische Abhandlung in Bezug auf die heutigen Zustände von Franz Schulte. Berlin, Schlesinger. 1844. Gr. 8. 20 Ngr.

Obschon die Organisation und die Geschäftsführung des englischen Parlaments sowol durch die englischen Werke von Blackstone, Millar, de Lolme und Hallam und durch ihre deutschen Bearbeiter Schmid, Dahlmann und Rüder als durch die selbständigen Werke von Schmalz, Vincke und Beschorner in Deutschland hinlänglich bekannt ist, so können wir es uns doch gefallen lassen, daß Hr. Schulte, der mehre Jahre in England lebte, gleichfalls unternommen hat, über diese Gegenstände ein Büchlein abzufassen. Weit weniger passend erscheint uns die Vorrede, welche, ohne daß man den Zusammenhang mit der Schrift selbst einsieht, sich über deutsche Historiographie ausläßt und wieder das alte Lied anstimmt, daß es

in Deutschland mit wenigen Ausnahmen eigentlich gar keine Geschichtschreiber gäbe. Da lesen wir denn wieder von dem „welken Aussehen" unserer Historiographie, die „eine Zunftpflanze unserer Universitätsmauern" ist, von dem „holprichten Stil" und den „gedrechselten, inhaltlosen Phrasen" unserer Geschichtsbücher, von dem „großen Beinhause", dem das historische Feld in Deutschland gleichen soll, und von ähnlichen Ausfällen, wie sie theils die Unwissenheit, theils die Sucht, etwas Neues zu sagen, manchen jungen Schriftstellern einzugeben pflegt. Um so begieriger sind wir natürlich auf die Geschichte von Großbritannien, die Hr. Schulte herauszugeben verspricht. Unstreitig wird in ihr so viel Glanz der Rede, volksthümliches Wesen und Kenntniß der menschlichen Natur herrschen, daß wir arme Deutsche erst aus diesem Buche erfahren würden, was es denn eigentlich heiße, Geschichte zu schreiben, wenn nicht zum Glücke dafür gesorgt wäre, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Auf den ersten 69 Seiten hat Hr. Schulte die Organisation des Parlaments ganz gut und übersichtlich dargestellt. Dasselbe steht freilich schon in vielen andern Büchern, wir geben also keinen Auszug daraus, hätten es aber für ganz zweckmäßig erachtet, wenn auch die Parlamentsberedtsamkeit hier und da berücksichtigt wäre, wozu das noch immer nützliche Buch von Hegewisch brauchbare Materialien geliefert haben würde. Man darf indeß von einem deutschen Literaten im J. 1844 kaum verlangen, daß er ein im J. 1804 gedrucktes Buch kennen soll. Der zweite Theil des Buchs ist überschrieben: „Summarische Betrachtungen", und beschäftigt sich mit einer Anzahl Dinge, die Hrn. Schulte in der englischen Verfassung nicht gefallen. Dahin gehört die englische Thronrede, das Stimmsystem, die zu lange Dauer des Parlaments, die Reformbill u. A. m., wo der Verf. auch, wie auf S. 113, manche Verbesserungsvorschläge mittheilt. Aber am meisten ergrimmt er über die hierarchisch-aristokratische Selbstsucht, welche das britische Reich bis auf den heutigen Tag regiert hat. „Die Weltgeschichte", sagt Hr. Schulte auf S. 115, „kennt keine Partei, die mit solcher Macht, Klugheit, Consequenz und Humanitätlosigkeit ihre eigennützigen Zwecke verfolgt hätte. Die hierarchisch-aristokratische Oligarchie ist es, welche mit ihren Polypenarmen die Erde von Pol zu Pol umklammert und in alle Cabinete ihre gemessenen Befehle donnert. Letztere sind im Grunde nur ihre Landpfleger und Statthalter. An diesem Fels zerschellte endlich der Siegeswagen Napoleon's. Unter den riesigen Zügen dieser Gorgo brachen die Herzen der größten Staatsmänner, der Witz von Sheridan, die Begeisterung von Fox, die Klarheit von Canning, der Gigantenhumor (!) von Brougham zusammen. Daß ihnen O'Connell 25 Jahre unversteinert gegenübersteht, bekundet die seltene Größe dieses außerordentlichen Mannes." Und dann einige Zeilen weiter: „Hetzet die Freiheit gleich einem blinden Gaule in der Mühle um den ganzen Erdkreis: so lange diese Zwingburg nicht gesprengt ist, wird sie nirgend einen sichern Ruhepunkt finden können." Welch ein Knalleffect!

Zum Schluß erhalten wir noch eine Übersicht der Quellen, aus denen der englische Adel fortwährend neue Lebenssäfte zieht, eine gute Zusammenstellung, die noch praktischer sein würde, wenn es dem Verf. beliebt hätte, die bei uns so oft misverstandenen Ausdrücke Sir, Baronet, Marquis, Viscount u. a. näher zu erklären. Sein Büchlein soll ja auch von Ungelehrten gelesen werden und aus dem dreizehnten Stücke von Küttner's vortrefflichen „Beiträgen zur Kenntniß von England" konnte alles Nothwendige leicht entnommen werden. Das ist zwar ein deutsches Buch, und die Bücher seiner Landsleute scheint Hr. Schulte nicht gern anzuführen. Doch ja! in der Vorrede wird Dahlmann in gerade nicht anständiger Weise getadelt, daß er in seiner „Geschichte der englischen Revolution" Wilhelm III. den Gründer der politischen Freiheit Englands genannt hat. Das sei jener König aber durchaus nicht gewesen, sondern vielmehr der Gegner derselben, soweit es ihm die Umstände und die Klugheit gestatteten. Wir haben das Dahlmann'sche Werk nicht zur Hand, um über die Richtigkeit des Vorwurfs zu urtheilen, da die von Hrn. Schulte angeführten Worte aus dem Zusammenhange herausgerissen sind und wir mit Vielen die Ansicht haben, daß Dahlmann gerade diesen Punkt in seinen Untersuchungen mit Klarheit und Gewissenhaftigkeit behandelt haben wird. 20.

Notizen.

Die Camden Society hat vor kurzem sich wieder durch die auf ihre Kosten veranstaltete Herausgabe eines englischen Geschichtswerks aus der Zeit der Tudor neue Verdienste erworben. Es führt den Titel: „Three books of Polydore Vergil's English History, comprising the reigns of Henry VI., Edward IV. and Richard III., from an early translation preserved among the MSS. of the old Royal Library in the British Museum." Der Herausgeber ist Sir Henry Ellis. Der Verf. war ein geborener Italiener aus Urbino, der sich der literarischen Welt zuerst durch die Abfassung einer Sammlung von Sprüchwörtern bemerklich machte, die unter dem Titel „Proverbiorum libellus" 1498 in Venedig gedruckt erschienen. Es war dies der erste Versuch dieser Art, und zwischen Polydor Vergil und dem gelehrten Erasmus brach später ein heftiger Streit aus, als Letzterer für sein „Adagia" das Vorgangsrecht in Anspruch nahm. Ein anderes seiner Werke: „De inventoribus rerum", welches gleichfalls nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften das erste dieser Gattung war, wurde in mehre Sprachen übersetzt. Im J. 1501 schickte ihn Papst Alexander VI. berüchtigten Andenkens nach England, um dort den ebenso berüchtigten Peterspfennig einzusammeln, und dort blieb er bis kurz vor seinem Tode. Bei Heinrich VII. scheint er hoch in Gunst gestanden zu haben. Er erhielt bedeutende Pfründen und war ein Freund Wolsey's, dem er den Cardinalshut verschaffte. Später fiel er in Ungnade und wurde gefangen gesetzt. Im J. 1517 erhielt er seine Freiheit wieder. Nach einigen andern Werken, die zu seiner Zeit viel Aufsehen machten, verfaßte er, von Heinrich VII. dazu veranlaßt, sein Hauptwerk, die englische Geschichte, die in lateinischer Sprache 1534 zu Basel erschien und Heinrich VIII. zugeeignet war. So großen Werth sie auch in literarischer Hinsicht hat, so wenig darf man ihr den Werth einer zuverlässigen Geschichtsquelle beimessen, da dies Werk im Auftrage eines mächtigen Herrschers und unter dem Einflusse seiner Creaturen von einem Fremden abgefaßt wurde, dem als solchem nicht einmal die Mittel und Wege zu Gebote standen, die eigenthümlichen Verhältnisse des Landes und Volkes kennen zu lernen, die er schildern wollte. Das Ganze ist denn auch nichts als ein Abklatsch der Lesart, wie die Tudor und ihre Partei die Ereignisse und Personen auffaßten. 12.

Die Orientalen — erzählt Miß Roberts in ihrer Reise in Indien — messen die Zeit nach der Länge ihres Schattens. Fragt man Jemanden, wie viel Uhr es ist, so stellt er sich sogleich in die Sonne, hält sich gerade und beobachtet, bis zu welcher Stelle sein Schatten sich erstreckt; dann mißt er mit seinen Füßen die Länge des Raums, den derselbe einnimmt, und wird dadurch in Stand gesetzt, die Stunde mit ziemlicher Genauigkeit zu bestimmen. Auch wünschen die Arbeiter lebhaft, die Länge des Schattens ankommen zu sehen, welche den Augenblick anzeigt, da sie die Arbeit verlassen können. Daher sagt ein Mensch, der müde ist: „Wie lange es doch dauert, ehe mein Schatten kommt!" Wenn man Einen fragt, warum er nicht früher gekommen ist, so antwortet er: „Weil ich auf meinen Schatten wartete." In dem siebenten Capitel und zweiten Verse von Hiob steht geschrieben: „Wie ein Knecht sich sehnet nach seinem Schatten, und ein Taglöhner, daß seine Arbeit aus sei." 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhal

Sonnabend, —— Nr. 39. —— 8. Februar 1845.

Vorträge über Ästhetik, für bildende Künstler in der königlichen Akademie für bildende Künste zu Dresden gehalten von Johann Gottlob von Quandt.

(Beschluß aus Nr. 38.)

Dem, was hier gesagt worden, wird Ref. Credit, den thatsächlich verbürgten Credit durch die Bemerkung verschaffen, daß die heutige Genialität der jungen Künstlerwelt am wenigsten eine solche ist, die aus Respect für einen hochverehrten Mann sich genirt und langweilige Stunden aufopfert. Erhielt nun des Hrn. v. Quandt Zuhörerschaft dessenungeachtet sich in gleicher, vielleicht am Schlusse der Vorträge gesteigerter Frequenz und läßt sich dafür hundertstimmiges Zeugniß anführen, so wird man hoffentlich an die Wahrheit Dessen glauben, was vorstehend berichtet worden. Endlich noch eine Anfechtung: Hr. v. Quandt ist (denn auch an solchen oder ähnlichen Aeußerungen hat es nicht gefehlt) renommistisch beflissen, gegen Diejenigen, welche vornehm auf ihn herabsehen könnten, weil er neben und über Aristoteles und Plato ein selbständiges Urtheil ausspricht, ohne griechisch zu verstehen, sich durch im voraus überbietendes Vornehmbezeigen in Avantage zu setzen. Er sagt Vorrede (S. IV):

> Mit Recht kann man dem Verfasser den Vorwurf machen, daß er keine Kenntniß der classischen Sprachen hat; allein er wird sich sehr gern von Solchen belehren lassen, die besser als Schleiermacher und Buhle Griechisch verstehen und den Plato und Aristoteles tiefer als Jene aufgefaßt haben.

Man gestehe Schleiermacher und Buhle die menschenmöglich richtigste Auffassung des Plato und Aristoteles zu, folgt denn daraus, daß ihre Übersetzungen das Organ für gleichmäßig erschöpfende Auffassung sind? Ein Maler, ebenso vollendet in der Technik als innig vertraut mit allen Schönheiten des Rafael, wird, obschon ihm Pinsel und Leinwand von gleicher Güte als diejenigen zu Gebote stehen, deren Rafael sich bediente, dennoch (so behaupten die Kunstkenner und an ihrer Spitze Hr. v. Quandt) keine sich bis zur Identität erhebende Copie der Sixtinischen Madonna oder Rafael'schen Galatea liefern, also auch seine Copie nie das Original vertreten. Wie vielmehr muß dies von einer Übersetzung gelten, die das Nämliche in einem ganz verschiedenen Stoffe nachzubilden sucht. Unrichtig ist der Aristoteles aufgefaßt. Abgesehen davon, daß (S. 64) kein Bewunderer der Aristotelischen Logik sie „Organon" genannt hat (nur gewisse übrigens gar kein formelles System einer Logik aufstellende Bücher des Aristoteles hat man mit diesem Namen als einem collectiven bezeichnet), daß ferner falsch die S. 95 *) gegebene Begriffsbestimmung der Aristotelischen Kategorien ist: entschiedenes Unrecht thut er dem Aristoteles, wenn er S. 65 behauptet, nach dessen Meinung könne die Kunst nichts erschaffen oder erfinden, sondern blos das von außen dem Geiste durch die Sinne Gegebene ordnen und nachahmen. Mächtig des Griechischen würde bei genauerm Studium er sich überzeugt haben, daß des Aristoteles Mimesis (misbräuchlich Nachahmung in das Deutsche übersetzt) so viel als Darstellung bedeutet. Auch dem Plato ist die rein objective künstlerische Darstellung, wie sie in der Tragödie und im Epos uns entgegentritt, Mimesis (vgl. J. G. Hermann „Poetik des Aristoteles", S. 84); und wie hätte wol Aristoteles auch die Musik unter die nachahmenden Künste stellen können, wenn er an das deutsche Nachahmen und nicht an Darstellung gedacht hätte? Somit gehen Plato und Aristoteles gar nicht in solcher Maße auseinander wie Hr. v. Quandt zu glauben scheint, sondern es wäre derselbe wie auf Plato'sche so auch auf Aristotelische Weise verfahren, wenn er die Frage aufgeworfen hätte: Wie entwickelt der Darstellungstrieb sich in dem Menschen bis zur Kunstproduction und worauf beruht in seinen Elementen und dem Wesen des menschlichen Geistes nach der Genuß, den die Betrachtung von Kunstwerken gewährt?

Auch diese Anfechtung ließe sich des Weitern ausführen, und Ref. wäre vielleicht im Stande, damit sich um so bessern Dank jener Miswilligen zu verdienen, als auch er überzeugt ist, nicht auf eine Nachahmungs- sondern Darstellungstheorie habe Aristoteles es abgesehen gehabt. Denn es würde, denken wir uns den Aristoteles

*) „Schon Aristoteles hatte versucht, Eigenschaften zu erdenken, welche man als nothwendig voraussetzen und allem Denkbaren beilegen müsse, ohne daß die Wahrnehmung diese Eigenschaften überliefere. Diese Grundeigenschaften werden Kategorien genannt, und diese geben den scholastischen Philosophen einen weiten Spielraum zu spitzfindigen Streitigkeiten."

unter die Lebenden zurückgeführt, zuverlässig auch er Mozart's „Quando dal vino" u. s. w. und Bach's „O Haupt voll Blut und Wunden" bewundern lernen und ebenso zuverlässig die Größe seiner Bewunderung mit der Größe der in jenen Tonstücken sich darlegenden künstlerischen Mimesis rechtfertigen, obschon er sich sagen müßte, daß damit weder eines Vogels Schlag noch das Rollen eines Donners, noch sonst irgend ein Naturlaut von den Componisten imitirt sei. Nicht minder, jedoch ohne darum genöthigt zu sein, auch nur ein einziges Wort der „Poetik" zurückzunehmen, würde er sich sagen und sagen müssen, das hier Dargestellte sei weder in Haus noch Garten, in Wald oder Feld der sinnlichen Wahrnehmung geboten u. s. w. Indeß eine solche amplificirende Auseinandersetzung würde nicht weiter führen, als jene Anfechtung bereits in ihrer aphoristisch mitgetheilten Polemik führt; und wohin führt diese? Höchstens zu der Annahme der Möglichkeit, auch Plato könne misverstanden und so der Ausgangspunkt der Vorträge ein falsch aufgefaßter sein. Vor allen Dingen wäre Das zu beweisen. Die durch ihre Form bedingte Vieldeutigkeit der Plato'schen Gespräche dürfte dies jedenfalls schwer machen; und was hier das Hauptsächliche ist und jenen philosophischen Angriff mit dessen eigenen gelehrten Waffen zurückwirft, unableugbar ist es, daß ebenso wie Hr. v. Quandt den Aristoteles aufgefaßt hat, denselben auch Heroen der Philosophie aufgefaßt haben. Die genannteste Ausgabe der Aristotelischen „Poetik" schließt mit einer Untersuchung über die tragische und epische Poesie, welche in lateinischen, hier übersetzt folgenden Worten also anhebt:

Schwerlich braucht auseinandergesetzt zu werden, daß Diejenigen irren, welche mit Aristoteles meinen, das Wesen der Poesie beruhe auf der Imitation. Offenbar ist das Vergnügen, welches Poesie und die übrigen gleichartigen Künste uns gewähren, auf das Gefühl des Schönen zu beziehen, nicht darauf, worauf es Aristoteles bezieht, die Freude am Lernen und an Bewunderung des Fleißes der Imitation.

Demnach hat, wenn hier etwas zu verantworten ist, der unphilologische Hr. v. Quandt kein Titelchen mehr zu verantworten, als die allergrößte oder, um sicher schlechterdings keinen Widerspruch besorgen zu dürfen, eine der allergrößten philologischen Autoritäten.

Hier bricht Ref. ab, denn er glaubt nach Kräften vermittelt zu haben, was er zu vermitteln wünschte, Theilnahme des Publicums an der angezeigten Schrift. Ein also zu gegenseitig einander bestreitenden Ansichten anregendes Buch ist schon um deswillen der Auszeichnung werth. Schließlich noch ein ebenso egoistischer als patriotischer Wunsch: mögen diese Vorträge nicht die letzten sein, die Hr. v. Quandt über einen solchen Gegenstand gehalten. Das Publicum, das dankbare Publicum wüßte er zu finden. 29.

Contes popu'aires de l'Allemagne par le Comte *de Corberon*. Erster Theil. Paris und Leipzig, Brockhaus und Avenarius. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Als vor einigen Jahren zum ersten Male eine umfassendere Zusammenstellung deutscher volksthümlicher Lieder in französischer Bearbeitung erschien, fand dieselbe bei den verschiedenen literarischen Parteien eine sehr verschiedene Aufnahme. Die Einen, welche das literarische Element quandmême bewundern, begrüßten diese Sammlung als Quintessenz aller wahren Poesie; die Andern hingegen sahen in den einzelnen Nummern derselben Auswüchse und Verirrungen eines poetisch überreizten Gefühls. Nur Wenige waren unparteiisch genug, den eigentlichen Gehalt der Arbeit des Hrn. St.-Albin ruhig zu würdigen. Mit vorzüglicher Erbitterung wurde diese Musterkarte der deutschen Poesie von den Vertretern der radicalen Partei in den Staub gezogen. Diese Klerisei kann sich durchaus nicht an den Gedanken gewöhnen, daß bei vermehrten gegenseitigen Beziehungen zwischen den verschiedenen Nationalitäten das Ausland sogar auch in Frankreich allmälig einigermaßen zur Anerkennung kommen muß. Napoleon verbot das herrliche Werk „De l'Allemagne", weil diese geistreiche Schrift der Frau v. Staël im Stande war, der französischen Nation einige Achtung vor dem jugendlich aufstrebenden Germanenthum einzuflößen. Jene radical französischen Kritiker, von denen wir reden, möchten gern Napoleon nachahmen und dem germanischen Elemente, das auf den Umschwung aller modernen Literaturen einen steigenden Einfluß ausübt, Thür und Thor verschließen. Es zeigt sich diese antigermanische Tendenz in der planmäßigen Verspottung deutscher Philosophie, die sich in verschiedenen Organen der liberalen Partei Luft macht und die sich namentlich in der Verfolgung solcher Schriftsteller zeigt, welche wie Michiels unverhehlen einräumen, daß sie unter dem Einflusse deutscher Ideen stehen. Unverständlichkeit, Unklarheit, Mysticismus — das sind die banalen Anklagepunkte, die von dieser Partei aus der deutschen Kunst und Wissenschaft vorgehalten werden. Was man nun aber jener Sammlung deutscher volksthümlicher Dichtungen vorzüglich noch vorwarf, war Mangel an Logik. Dieser Vorwurf, der mehr oder weniger stark in allen Kritiken dieser Sammlung durchleuchtete, wurde in der „Revue du progrès", die wol schon längst selig entschlafen ist, auf die Spitze getrieben. Der Kritiker dieses radicalen Blatts erklärte von seinem schwankenden Dreifuß herab alle in dieser Zusammenstellung enthaltenen Gedichte — unter ihnen waren zum Theil die duftigsten Blüten der deutschen Poesie — für baren Unsinn und für ein buntes Durcheinander zusammenhangsloser Ideen. Es wäre verlorene Mühe, mit einem Kritiker rechten zu wollen, der in einem Gedichte Goethe's keinen logischen Zusammenhang sieht. Wir wollen nur darauf aufmerksam machen, daß derselbe von seinem Standpunkte aus, der freilich jedes Verständniß mit einer fremden Individualität von vornherein unmöglich macht, vollkommen recht hat. Freilich hat unsere Poesie jene starre Logik nicht, der man die Rippen im Leibe zählen kann und welche die Schwingen der Poesie mit kalter Hand entfiedert. Sie ist nun einmal kein bloßes Product einer reinen Verstandesthätigkeit, in der der Franzose den einzigen Quell der Dichtung sucht.

Wennschon eine Auswahl ausgezeichneter deutscher Gedichte, wie sie dem französischen Publicum von St.-Albin geboten wurde, eine so seltsame Aufnahme gefunden hat, was soll man dann von einem höchst umfassenden Werke sagen, dessen Verf. sich kein geringeres Ziel setzt als das, daß er den reichen Schatz der deutschen Sagenwelt vor den Augen der französischen Nation ausbreiten will? Welche seltsame Urtheile wird nicht ein solches Unternehmen hervorrufen! Glücklicherweise scheint der Verf. von einer anhaltenden Begeisterung für Deutschland getragen zu sein, sodaß wir hoffen dürfen, er werde sich von den ungünstigen und feindseligen Stimmen, die ihm in seinem eigenen Vaterlande entgegenschallen werden, nicht abschrecken lassen, den einmal betretenen Weg zu verfolgen. Er möge sich bei seiner Mühe und bei den Angriffen, denen er sich unfehlbar aussetzt, mit dem Gedanken trösten, daß die Zahl Derer, welche das Verdienstliche seiner Arbeit zu schätzen wissen, auch in Frankreich im Steigen begriffen ist. Ja, es gibt unter den Franzosen eine Menge gebildeter Leute,

welche den Gang der deutschen Literatur mit ruhigem Blicke verfolgen, Männer wie Carnot, Taillandier u. A., die zum Theil mit deutschem Wesen innig vertraut sind, ohne deshalb Allem, was deutsch heißt, mit krankhaftem Reize anzuhängen. Wir können wol sagen, Gott bewahre uns vor unsern Freunden, mit unsern Feinden wollen wir schon fertig werden. Man kann es sich nämlich nicht verheimlichen, daß gerade unsere gewaltigen Lobredner uns in Frankreich am meisten geschadet haben, theils weil sie durch ihr übertriebenes Preisen nothwendigen Widerspruch hervorrufen, theils weil sie uns immer noch hartnäckig als blauäugige Jünglinge schildern, deren Herz von namenlosem Sehnen geschwellt ist und die sich in stummer Sentimentalität verzehren. Wenn es in dem näher mit uns verwandten England immer noch Phantasten gibt, wie wir aus den geistreichen Skizzen eines deutschen Reisenden im Ausland sehen, die in unserer modernen Literatur immer nur jene blassen Mondscheinphantasien erkennen, die eine Zeit lang wie eine ansteckende Modekrankheit sich über Deutschland verbreiteten, wie sollte man es da einigen hypersentimentalen Franzosen verargen, wenn sie in Wonnethränen zerfließen beim Anblick eines deutschen „Ne m'oubliez pas"? Jene süßen Schwärmer werden seltsam überrascht sein, wenn sie vorliegendes Werk zur Hand nehmen, aus dem sie das Labsal einer wonnereichen Wehmuth zu saugen hoffen, und wenn ihnen statt der blondgelockten und blauäugigen Jungfrauen der tolle Kobold Rübezahl entgegenspringt.

Der Verf. erzählt in der Vorrede die Entstehungsart seines Werkes. Er sagt, daß er seit 13 Jahren Deutschland in allen Richtungen bereist habe, um ernste Studien über das Land und das Volk anzustellen, die er in einem ausführlichen Werke niederzulegen beabsichtigt. Je mehr er sich in das Verständniß des deutschen Wesens vertieft hat, desto reizender ist ihm vorzüglich die reiche Welt der deutschen Sage vorgekommen, sodaß er der Versuchung nicht hat widerstehen können, jenem größern Werke, in dem alle Seiten unsers Nationallebens berührt werden sollen, durch Zusammenstellung der Volkssagen vorzugreifen. Wir müssen gestehen, daß die Vorrede, auf die wir uns hier beziehen, nicht geringe Erwartungen in uns erregt hat. Mit Recht macht der Verf. die Bemerkung, daß eine vollständige Sammlung aller Sagen, sowol derer, welche im Verlaufe der Jahrhunderte ihre eigentliche Bedeutung verloren haben, als derer, welche noch heutigen Tags im Munde des Volks leben, unserer Literatur noch fehlt. Nicht als ob nicht von speculativen Buchhändlern Werke unternommen wären, die auf eine Ausfüllung dieser Lücke abzweckten, aber was uns noch gänzlich fehlt, ist eine sichtende Zusammenstellung unsers gesammten Sagenschatzes. Wenn wir Hrn. v. Corberon recht verstehen, verheißt uns derselbe ein Werk, welches diesem dringenden Bedürfnisse abhelfen würde. Es thut uns leid, seinem Werke, das in mehr als einer Beziehung eine höchst verdienstliche Arbeit ist, diese Bedeutung nicht unbedingt beilegen zu können. Zwar sagt er ausdrücklich, er habe sich nicht mit den gedruckten Quellen begnügt, sondern sei den Spuren der Tradition bis in die vergilbten Manuscripte bestäubter Bibliotheken und bis zur Spinnstube nachgegangen. Allein, insoweit wir uns nach dem ersten Bande ein vollständiges Urtheil erlauben können, ist das Ergebniß seiner Forschungen nicht durchaus so hoch anzuschlagen. Nichtsdestoweniger verkennen wir das Interesse nicht, welches sein Werk für französische Leser unbefangenen Sinnes bieten mag, denen die deutschen Originale nicht zugänglich sind. Nur fürchten wir, daß der Plan des Verf. etwas zu weitschichtig und die ganze Behandlung zu ausführlich sein dürfte. Der ganze erste Band ist dem neckischen Rübezahl gewidmet, und es scheint, als hätte der Verf., wenn er alle deutschen Sagen mit derselben Weitläufigkeit behandeln will, sein Werk auf eine allzu große Bändezahl berechnet. Wird die Aufmerksamkeit seiner französischen Leser bei einem so weitaussehenden Werke nicht allmälig erkalten? Wenn wir nach den Quellen fragen, welche Hr. v. Corberon bei seiner Darstellung vorzüglich zu Rathe gezogen hat, so bietet sich vor Allem unser guter alter Musäus dar, dessen Schriften noch jetzt von Jung und Alt mit Vergnügen gelesen werden. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß er auch andere Bearbeitungen, wie z. B. das Buch vom Rübezahl von Lyser u. s. w. zum Theil benutzt hat; aber die eigentliche Grundlage seines Werkes bleiben doch die „Volksmärchen der Deutschen" jenes gemüthlichen Erzählers. Wir sind weit entfernt, den schönen Kranz zu zerpflücken, den sich Musäus durch seine lieblichen Märchen erworben hat, ja wir halten es für unsere ausdrückliche Pflicht, uns gegen den Vorwurf zu verwahren, als verkennten wir den Werth seiner Sammlung und den echt volksthümlichen Ton der Erzählung, den Musäus zu treffen wußte. Aber es ist eine andere Frage, ob unsere duftigen Sagen ganz unverändert in dieser Schale den Franzosen aufgetischt werden dürfen? Einmal finden wir bei aller Vortrefflichkeit des Musäus'schen Werks denn doch hier und da Spuren der Zeit, in der es abgefaßt wurde, und dann kann man nicht leugnen, daß diese Bearbeitung, wie sie uns im Musäus geboten wird, doch durch und durch nur für deutsche Leser berechnet ist. Musäus scheute keine Mühe, um seine Sammlung so vollständig als möglich zu machen; wo er von einem alten Hirten oder einem greisen Krieger hörte, der im Besitz irgend einer interessanten Sage war, da sparte er weder Zeit noch Geld, bis er demselben seinen Schatz abgelockt hatte. Aber so hoch er auch den Werth jener Volksüberlieferungen anschlug, die, in den niedern Ständen der Nation vorzüglich, Jahrhunderte lang von Mund zu Mund gehen, so verfuhr er doch in der Darstellung zuweilen gar zu willkürlich mit diesen luftigen Gestaltungen der deutschen Sagenwelt. Er erlaubte sich dabei nicht nur Verschmelzungen, Verkürzungen und Zusätze, sondern er konnte sich auch eines gewissen satirischen Hanges, dem er in einigen andern Werken seiner Feder Luft machte, nicht ganz entschlagen, sodaß er hier und da seine Darstellung durch Anspielungen auf damalige Personen und Verhältnisse pikanter zu machen suchte. Dadurch ward der eigentliche Quell der Sage getrübt. Vorzüglich gingen seine Märchen dadurch des eigenthümlichen Reizes verloren, daß sie ein unmittelbarer Ausdruck des gesammten deutschen Volksgeistes wären. Hiernach ergibt sich nun aber von selbst, daß Hr. v. Corberon, der in seinen „Contes populaires de l'Allemagne" doch nicht blos die Unterhaltungsliteratur zu bereichern, sondern zugleich ein Spiegelbild des gesammten deutschen Nationallebens zu geben beabsichtigte, sich nicht ohne Weiteres an Musäus anschließen durfte. Er mußte, ähnlich wie es Wolf in seinen trefflichen „Niederländischen Sagen" gethan hat, die Volksüberlieferungen unvermischt mit den Auswüchsen einer augenblicklichen Laune in ihrer ganzen Unmittelbarkeit hinstellen. Wenn er geglaubt hat, seinem Werke durch diese breitere Darstellung einen höhern Reiz zu geben, so ist er in einem argen Irrthume befangen. Wir würden den Werth seiner Sammlung unendlich höher anschlagen, wenn er überall darauf bedacht gewesen wäre, die reinen Goldkörner der Sage von den Schlacken prosaischer Jahrhunderte zu säubern.

Wenn man aber nun einmal von Dem absieht, was der Verf. hätte leisten können, und nur Das ins Auge faßt, was er wirklich geliefert hat, so muß man ihm immerhin ein ganz bedeutendes Talent der Darstellung und eine große Belesenheit in unserer Literatur zuerkennen. Vielleicht prunkt er mit letzterer etwas allzu sehr. Wir würden uns wundern, wenn ihm seine Landsleute nicht den Vorwurf machten, daß er von unser unseligen Citationswuth angesteckt sei. So gibt er z. B. auf Veranlassung einer gelegentlichen Anspielung auf die „Makrobiotik" Hufeland's in seinen Anmerkungen (S. 476—480) eine lange biographische Notiz dieses vortrefflichen Arztes, in der eine vollständige Liste aller schriftstellerischen Leistungen desselben mitgetheilt wird. An einer andern Stelle erhalten wir einen mehr als zwei Seiten langen Excurs über Wallenstein, blos weil der Name dieses Feldherrn im Texte im Vor-

beigehen erwähnt wird. So werden ferner, wo nur irgend der Name einer Stadt, eines Flusses oder eines Berges vorkommt, lange geographische und zum Theil auch statistische Erörterungen angeknüpft, sodaß man nicht umhin kann zu erklären, daß der Verf. nicht selten die Gelegenheit mit Haaren ergreift, à propos de bottes seine Gelehrsamkeit auszukramen. Dieses Haschen nach gelehrtem Schimmer zeigt sich am auffallendsten darin, daß er seiner Erzählung nicht selten Anspielungen auf die nordische Mythologie einverwebt. Er kann dies offenbar nur deshalb thun, um dann Veranlassung zu nehmen, sich in seinen weitschweifigen Anmerkungen im Labyrinthe der nordischen Götterlehre zu ergehen; denn daß dieselbe bei uns nicht eigentlich volksthümlich ist, kann ihm, da er an andern Stellen eine innige Bekanntschaft mit dem deutschen Wesen an den Tag legt, nicht verborgen geblieben sein. Es wäre ein arger Misgriff, wenn er Freya, Thor, Wodan und Tofna nur deshalb ins Spiel gezogen hätte, um seiner Darstellung eine gewisse Localfarbe zu geben. Statt wie es als Bearbeiter seine Pflicht war, unsere Volkssagen seinen Landsleuten näher zu bringen, hat er ihr Verständniß durch dieses pedantische Entfalten des mythologischen Krames denselben eher noch erschwert.

Allerdings wollen wir dagegen nicht verkennen, daß er an andern Stellen von einem richtigern Takte geleitet worden ist. Es zeigt sich dies bei einer Vergleichung seiner Darstellung mit der des Musäus in der Unterdrückung solcher Partien, welche dem französischen Leser unverständlich bleiben müssen. Wir beziehen uns hierbei namentlich auf solche Stellen, wo z. B. Musäus auf den Proceß der Schlesier, auf die Kraftgenies der Sturm- und Drangperiode u. s. w. anspielt. Zuweilen erlaubt er sich kleine willkürliche Abweichungen von seinem Originale, deren Grund wir zwar nicht immer recht einsehen, über die wir aber mit ihm nicht weiter rechten wollen. So verwandelt er z. B., um nur Einiges zu erwähnen, einen Eschenbaum des Musäus in eine Platane, eine Rose in eine Marguerite u. s. w. Es sind zwar ganz unbedeutende Nebensachen, auf die wir auch weiter kein Gewicht legen wollen, die wir aber doch wenigstens im Vorbeigehen erwähnen, um Hrn. v. Corberon zu zeigen, mit welcher Aufmerksamkeit wir sein Werk gelesen und mit seinen Originalen verglichen haben.

30.

Bibliographie.

Andersen's, H. C., Märchen. Gesammtausgabe. Aus dem Dänischen übertragen von J. Reuscher. 1ste Sammlung. Mit Federzeichnungen von Th. Hosemann. Berlin, Simion. 1844. Kl. 8. 15 Ngr.

Antwort eines katholischen Priesters auf den Ronge'schen Brief, die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier betreffend. Leipzig, Jackowitz. 1844. Gr. 4. 1 Ngr.

Augustin, Freih. v., Marokko in seinen geographischen, historischen, religiösen, politischen, militairischen und gesellschaftlichen Zuständen. Nach eigener Anschauung geschildert. Mit Muley Abderrhaman's Bildniß, der Ansicht von Tanger und von Mequinez. Pesth, Hartleben. Gr. 8. 1 Thlr.

Bernard, C. de, Ein Freundschaftsstreich. Aus dem Französischen von St. Friedrich. Leipzig, Literarisches Museum. Kl. 8. 22½ Ngr.

Bülow-Cummerow, Politische und finanzielle Abhandlungen. 2tes Heft: Die preußischen Finanzen. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 21 Ngr.

Ehrhart, J. F. W., Die Märtyrin von Maquinez. Dichtung. Marienwerder, Levysohn. 1844. 8. 2½ Ngr.

Findeis, A. R., Über die Gesellschaft der protestantischen Freunde und ihre Grundsätze. Offenes Sendschreiben an Herrn Pastor Uhlich in Pömmelte. Magdeburg, Falckenberg und Comp. 1844. Gr. 8. 5 Ngr.

Gustav Adolph als Christ, in seinem Verhältniß zum evangelischen Bekenntniß und Gottesdienst. Zur Erinnerung an den 9. December 1594 und den 6. November 1632. Berlin, Wohlgemuth. 1844. Gr. 8. 5 Ngr.

Hammer-Purgstall, Zeitwarte des Gebets in sieben Tageszeiten. Ein Gebetbuch arabisch und deutsch. Pesth, Hartleben. 1844. 8. 22½ Ngr.

Hartmann, M., Kelch und Schwert. Dichtungen. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hoffmann, C. G. W., Schneeflocken. Erzählungen für Jung und Alt. Nebst einem Vorworte von K. Vogel. Leipzig, Naumburg. 1844. 8. 22½ Ngr.

Jones, P., Marie Bayer. Dresden, Grimm. 1844. Kl. 8. 5 Ngr.

Keller, A., Über Aufhebung und Ausweisung des Jesuitenordens in der Schweiz. Vortrag der Aargauischen Ehrengesandtschaft auf der eidgenössischen Tagsatzung zu Luzern am 19. August 1844. Aarau, Sauerländer. 1844. Gr. 8. 5 Ngr.

Külb, P. H., Länder- und Völkerkunde in Biographien. 1ste Lieferung. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lyser, J. P., Deutschland und Johannes Ronge. Ein ernstes Wort zu rechter Zeit. 1ster und 2ter Abdruck. Leipzig, Pönicke und Sohn. 1844. Gr. Imp.-4. 7½ Ngr.

Müller, C. F., Die Fürstlich Thurn- und Taxis'schen Posten und Posttaxen. Antwort an die Constitutionnellen Jahrbücher. Jena, Frommann. Gr. 8. 10 Ngr.

Neander, A., Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche. 5ten Bandes 2te Abtheilung, welche das christliche Leben und den christlichen Cultus, sowie die Geschichte der Lehre enthält. (10ter Theil des ganzen Werks.) Hamburg, Perthes. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Pestalozzi (H.) nach seinem Gemüth, Streben und Schicksale. (Übersetzt aus dem Französischen der Notice sur la vie de Pestalozzi. Yverdon 1843.) Mit 2 Lithographien Aarau, Sauerländer. 1844. Gr. 8. 10 Ngr.

Pistorius, H. A., Was und wo ist die lutherische Kirche? Eine Frage unserer Zeit mit besonderer Rücksicht auf das Königreich Preußen beantwortet aus den lutherischen Glaubensschriften. Magdeburg, Falckenberg und Comp. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Rhenius, K. W., Grundlinien zur Verständigung über die Symbolfrage, für alle Gebildete, welche an der neuen Gestaltung unserer Kirche Theil nehmen. Magdeburg, Falckenberg und Comp. 1844. 8. 7½ Ngr.

Herr Johannes Ronge, der falsche „katholische Priester", und die schlechte Presse. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1844. 8. 3¾ Ngr.

Schlesier, G., Erinnerungen an Wilh. v. Humboldt 2ter Theil. 1ste Abtheilung. (Von 1798—1819.) Stuttgart, Köhler. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Sor, C. v., Serbiens Freiheitskrieg und Milosch. Aus dem Französischen. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr.

Tauber, F., Fischer-Gedichte. München 1843. Gr. 16. 15 Ngr.

Vannoz, Mad. de, Briefe an eine Dame über gesellige Unterhaltung. Aus dem Französischen übersetzt von v. Schlichtegroll. München, Finsterlin. 1844. Gr. 12. 5 Ngr.

Wegener, G. H., Briefe an den Pastor C. B. König, über das zweite Heft seines Rechten Standpunktes. Ein ruhiges Wort für die Schrift, mit ganz bescheidentlich gegebenen Winken für König's fernere schriftstellerische Thätigkeit. Magdeburg, Falckenberg und Comp. 1844. Gr. 8. 5 Ngr.

Weichselbaumer, C., Ein deutsches Lied. Regensburg, Manz. 1844. 8. 22½ Ngr.

Werner, B., Bilder und Lieder vom Rhein und Main. Darmstadt, Kern. 12. 25 Ngr.

Zündt, C. Freih. v. Kenzingen, Einsame Stunden. München 1844. 12. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 40. —— 9. Februar 1845.

Johann Kaspar Lavater.

Johann Kaspar Lavater's ausgewählte Schriften. Herausgegeben von Johann Kaspar Orelli. Sechs Bände. Zürich, Schultheß. 1841—42. 16. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Erster Artikel.

„Es ist fast Niemand, der nicht wegen fünf oder sechs Dingen im Rufe stehe; und darunter findet sich oft gerade das Ding nicht, wegen dessen man verdiente, im Rufe zu stehen." Diesen Satz hebt Lavater aus einer französischen Schrift beistimmend aus, und in der That enthält er eine Wahrheit, die sich in vielen Fällen, die sich an Lavater selbst bewährt. Noch wahrer jedoch und allgemeingültiger wird dieser Satz, wenn man ihn dahin abändert: Fast kein ausgezeichneter, berühmter Mensch wird von der Mehrzahl der ihn Anerkennenden, Preisenden und Bewundernden, oder der ihn Bekämpfenden und Anfeindenden in der Einheit, im Zusammenhang, in der Ganzheit seines eigenthümlichen Wesens und Strebens erfaßt und verstanden, sondern stückweise aufgegriffen und beurtheilt, und nicht nur die Verkennung eines Hauptbestandtheils, eines Grundzugs im Wesen eines Menschen, sondern auch schon die Übersehung und Vernachlässigung einer nur vermittelnden, verbindenden Eigenthümlichkeit, einer natürlichen oder angewöhnten Anschauungs-, Handlungs-, Empfindungsweise ist oft von unberechenbaren Folgen für das richtige Verständniß, die Würdigung einer Individualität. So ist der Name J. K. Lavater's in Deutschland sehr bekannt, aber hauptsächlich nur als Erfinder oder Erneuerer und Wiedererwecker der angeblichen Wissenschaft der Physiognomik, worin man jetzt mit mitleidig vornehmem Lächeln nur eine thörichte Modeliebhaberei zu erblicken pflegt, und als religiöser Schwärmer, Mystiker, Theosoph, oder welchen Namen man Ansichten und Bestrebungen zu geben beliebt, von welchen die Wenigsten etwas Genaueres wissen, an welchen Vielen im Grunde nur die Consequenz anstößig ist, während Andere schon die ersten Grundsätze verwerfen. Lavater ist, wie Mancher seiner Zeitgenossen, mehr dem Namen nach bekannt als nach seinen Schriften und nach seiner Wirksamkeit gekannt; während aber der Ruhm Anderer blüht und wächst, wenn auch ihre Werke wenig gekannt sind und benutzt werden, ist die Berühmtheit Lavater's mehr eine ungünstige als eine vortheilhafte, wird er in neuern Zeiten mehr bekämpft und verspottet als empfohlen und gelobt. Sehr schätzbare und einflußreiche historische Werke haben sich mit seiner Wirksamkeit und seinem Streben in nichts weniger als billigender und freundlicher Weise, vielmehr entschieden verwerfend und verspottend ausführlich beschäftigt, und die daselbst vorgetragenen Ansichten werden ihres Eindrucks auf viele Gemüther nicht verfehlen. Ohne Zweifel läßt sich mit gutem Grunde Vieles gegen Lavater einwenden; ein Mann seiner Art mußte viele Blößen geben; die vorherrschende Stimmung des jetzigen Zeitalters ist im Ganzen gegen seine Richtung und Eigenthümlichkeit, und die Neigungen und Ansichten der Gegenwart kommen den Beweisen, den Angriffen des den armen Physiognomiker und Schwärmer analysirenden oder destruirenden Historikers auf halbem Weg entgegen. Schlosser, in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts", rechnet ihn bei dem damaligen Kampfe von Licht und Finsterniß zu den Vorkämpfern der letztern, zu den Gegnern der hereinbrechenden Aufklärung; er erkennt in ihm einen der berühmtesten Männer der Zeit, der von verschiedenen Seiten her und durch ganz verschiedene Eigenschaften einen bedeutenden Einfluß auf seine Landsleute und auf ganz Deutschland übte; aber er leitet diese Berühmtheit zum Theil von den Lobpreisungen des hanoverschen Leibarztes Zimmermann her (welchen Schlosser auf das ungünstigste beurtheilt, ihn eitel, hochmüthig, servil und einen Charlatan nennt), von der klug gewonnenen Gunst der Großen, von seiner Kunst, zu prahlen und zu zechen, und seinem Kupfer durch ganz dünne Vergoldung das Ansehen des echten Goldes zu geben; er nennt ihn das Orakel aller Derer, welche in jener Zeit die herrschende Empfindsamkeit der von „Werther" und „Siegwart" geschmolzenen Seelen entweder mit religiöser Schwärmerei verbinden wollten, oder auch religiöse Schwärmerei an die Stelle der empfindelnden setzen; er schreibt ihm eine affectirt-geistreiche, sentimental-declamatorische Manier und einen Prophetenton zu, weil er gewohnt gewesen, seine Einfälle als göttliche Eingebungen zu betrachten, und sagt in Beziehung auf das Aufsehen, welches das physiognomische Werk machte:

Man muß die Art kennen, wie geniale, von der Phantasie beherrschte Leute urtheilen, um sich zu erklären, wie Lavater's

Declamationen und Exclamationen, seine Kupfer und ihre Deutung auf die Zeitgenossen einen solchen Eindruck machen konnten, daß Lichtenberg und alle Verständige der Mühe werth hielten, sich mit aller Gewalt dagegen zu erheben.

Wir finden bei ihm die Worte:

Man würde vielleicht ungerecht sein, wenn man den Glauben und ganz besonders das sonst so gesunde Urtheil der Schweizer, ihre Art Religiosität und vor Allem ihren Geschmack in Literatur und Sprache danach beurtheilen wollte, daß ihnen Lavater und Pfenninger gute Schriftsteller und tüchtige Religionslehrer schienen.

Und:

Wer gegenwärtig Lavater's Schriften liest und seine Geschichte kennt, wird begreifen, daß er als angesehener, tüchtiger, Freiheit liebender Bürger, als Mensch, als Seelsorger, und innerhalb eines kleinen Kreises als Liederdichter sehr geachtet sein konnte; Jedermann aber wird unbegreiflich finden, wie man ihm 30 Jahre lang einen angesehenen Platz unter Gelehrten und Schriftstellern anweisen durfte. Dies erklärt sich nur daraus, daß er gewissermaßen Sektenhaupt war, blindlings von seinen Anhängern verehrt wurde, und unbedeutenden, sogar abgeschmackten Leuten, die sich seiner Sache annahmen, durch seinen Namen Bedeutung gab.

Doch läßt er im Ganzen seiner edeln Gesinnung, seiner Freiheitsliebe, seiner Redlichkeit und seinen Bemühungen um Volksbildung und Jugendunterricht Gerechtigkeit widerfahren.

Ausführlicher, aber nicht eben günstiger als hier Schlosser, bespricht Gervinus in seiner „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" den merkwürdigen Züricher, weniger jedoch als Dichter denn nach seiner sonstigen Bedeutung für die Bildung der Zeit. Wir müssen auf die umfassende, geistvolle, vielfach interessante Analyse und Beurtheilung Lavater's in dem genannten Werke selbst verweisen, und heben nur ein paar der schärfsten Äußerungen hervor, neben welchen sich allerdings auch glimpflichere finden. Gervinus anerkennt, es sei eine Zeit gewesen, wo Lavater gleichsam ein Mittelpunkt aller der jungen Männer gewesen, die eine neue Ära gründen wollten, wo die bedeutendsten sich enthusiasmirt an ihn drängten; aber er urtheilt auch, Lavater habe sich gegen die phantasielose, nüchterne Zeit, in die sein erstes Auftreten fiel, gegen die er sich laut und eifrig aufgeworfen, später im Trotze versteckt und sich für ihre Eigenschaften blind gemacht. Er habe viele Gespenster für Erscheinungen eines Geistes gehalten, den er in einer zu späten und kalten Zeit noch lebendig geglaubt habe, er habe sich nicht enttäuschen lassen und sich immer tiefer in seinen Eigensinn eingewühlt. Er sei an den eigenthümlichen Meinungen des ersten geistigen Revolutionseifers und seiner eigenen Kindheit hängen geblieben, während die Andern alle mit der rasch vorschreitenden Zeit weiter gingen und ihn als einen Zurückbleibenden ansahen. Er findet in Lavater's Wesen einen Verein von guter Absicht und übeln Mitteln, von Salbung und Menschenkenntniß, von Schlauheit und Schwärmerei, der in Verbindung mit geistlichem Stolz und verstecktem Ehrgeiz den Charakter des Priesters im schlimmen Sinne gebildet habe. Er findet in Lavater's Sätzen die Merkmale des Starkgeists und des Kleingeists beisammen; er behauptet, seine kleinlichen Mittel, seine kleinlichen Beweggründe, und die kleinlichen, ja sogar höchst lächerlichen Wirkungen, die er gemacht, zeigen ihn ganz herabgesunken zu den Kleingeistern. Er nennt ihn einen religiösen Hypochondristen, einen hochkomischen Charakter, einen christlichen Don Quixote, was er weiter ausführt und begründet, und beklagt, daß Lavater nicht eine ähnliche Composition bei uns hervorgerufen habe. (Beiläufig bemerkt, Lavater selbst mag zu dieser Parallele den Anlaß gegeben haben, denn er schreibt an einen Freund: „Wahr ist's, warum sollte ich's verhehlen, daß ich in großer Gefahr war, ein geistlicher Don Quixote zu werden, — aber von Ihrer Existenz können Sie nicht gewisser sein als davon, daß ich es nie werden werde.") Gervinus spricht Lavater alle Selbsterkenntniß ab, er führt beistimmend W. v. Humboldt's Aussagen an, daß er in Lavater bei einem persönlichen Besuche nichts gefunden als einen kleinlichen Geist, der ewig selbstgefällig und eitel auf sich selbst zurückblickte, dem Spielereien in Worten und der Ausdruck geistloser und fader Herzensgefühle alle wahre Kraft raubten. Nur bei sich selbst und seinen wenigen Ideen habe er in seinen vielen Schriften verweilt, und seine ganze Art zu leben, seine Umgebung und Einrichtung habe den Eindruck der abenteuerlichsten Trödelbude des Charlatanismus und der Pedanterie gemacht. Selbst sein Eifer in der Revolutionszeit findet bei Gervinus keine Gnade, indem geurtheilt wird, daß dies keine Zeit mehr gewesen sei für prophetische Patrioten. Diese und andere Urtheile über Lavater werden von Gervinus theils aus dessen eigenen Schriften und Bekenntnissen zu begründen gesucht, theils aus den Urtheilen und der Stimmung der Zeitgenossen, von welchen sich Lavater nach und nach die bedeutendsten entfremdete, zum Theil sind sie auch bedingt durch des Historikers eigene Weltanschauung und Denkweise, und diese hat ohne Zweifel, was er historisch gefunden und bewiesen hat, bedeutend zu Ungunsten Lavater's verschärft und den unparteiischen geschichtlichen Ton zur lebhaften Polemik gesteigert. Daß sich darüber viel hin- und herreden lasse, gibt Gervinus selbst zu; er sagt: „Es ist leicht, gegen die Spötter dieser Schwärmereien die verständigen und nüchternen Momente in seinem Talent geltend zu machen"; aber er hat es selbst unsers Erachtens zu wenig gethan. Und wie auch ein so gründlich aus den Quellen schöpfender Historiker wie Gervinus Gefahr läuft, durch rasch gezogene Consequenzen mit thatsächlich Vorliegendem in Widerspruch zu kommen, dies zeigt seine Behauptung: „Der Apollokopf, die griechische Schönheit gilt bei Lavater nichts", — gegenüber dem 25. Fragment Lavater's: „Über Ideale der Alten, schöne Natur, Nachahmung", wo der Satz durchgeführt wird, daß schöne Werke der bildenden oder dichtenden Kunst immer Nachbildungen, zuverlässiges Siegel und Pfand schönerer Urbilder, schönerer Natur seien; wo voran die Behauptung steht: „Daß die Kunst Höheres, Reineres, Edleres noch nichts erfunden und ausgearbeitet hat als die alten griechischen Bild-

säulen aus der besten Zeit, kann als ausgemachte Wahrheit angenommen bleiben"; und aus beiden Sätzen die Folgerung gezogen wird: „Also waren die Griechen schönere Menschen, bessere Menschen, und das jetzige Menschengeschlecht ist sehr gesunken!" Und für eine schale Plattheit wird daselbst die Einwendung erklärt: „Aber jene Griechen waren ja blinde Heiden, und wir sind gläubige Christen!" Ausdrücklich sagt dort Lavater: „Viele haben sich schon am Apoll, an der Venus und am Torso von Hercules versucht; aber Keiner habe sie übertroffen oder auch nur erreicht; womit jedoch ganz gut die Behauptung sich vereinigen läßt, daß die Bildung selbst des Apollo dem Bilde, das man sich von Christus machen müsse, fern stehe."

Die harten, verwerfenden Urtheile über Lavater ließen sich leicht sehr vervielfältigen; wie streng, spöttisch, bitter haben sich Nicolai und Lichtenberg, die „Xenien" von Goethe und Schiller gegen ihn geäußert, wie bitter und feindselig verhöhnt Klinger in seinem „Faust" den Physiognomik ausübenden Mönch, unter welchem er deutlich genug Lavater meint! Bedeutende Menschen, in deren Natur Einbildungskraft und Gefühl wichtige Elemente sind, werden überhaupt immer herben und spöttischen Urtheilen öfter ausgesetzt sein als mehr verständige Naturen, theils weil sie leichter die Pfade des Auffallenden, der Excentricität betreten, theils weil solche Organisationen an sich schon das Vorurtheil der Verständigen und Derer, die sich für verständig halten, weil sie jene Eigenschaften nicht besitzen, gegen sich haben, und sie gern für alle Thorheiten und Phantastereien, die man mit ihren Ansichten und ihrem Wirken in Verbindung bringen kann, verantwortlich gemacht werden. Man kann hierin eine ausgleichende Reaction erblicken, sofern eben solche Individualitäten im Anfang oft ein mit ihren Kräften und der Nachhaltigkeit ihrer Leistungen und Wirkungen nicht im Verhältniß stehendes Aufsehen erregen; aber der unparteiischen Geschichte liegt es ob, die Schwankungen der Ansichten und Urtheile ins richtige Verhältniß zu bringen, was in Beziehung auf Lavater noch nicht vollkommen erreicht zu sein scheint.

Den herben Urtheilen dieser Historiker lassen sich höchst interessante Äußerungen über Lavater entgegenstellen von bedeutenden Männern, welche den merkwürdigen Mann selbst gesehen und gekannt haben. H. Steffens in seinem Buche: „Was ich erlebte" (Bd. 2, S. 178 fg.), erzählt, wie er im J. 1792 Lavater, der auch einige Wochen nach Kopenhagen kam, gesehen und predigen gehört habe. Mit großer Spannung habe man die Ankunft des von den Einen leidenschaftlich angebeteten, von Andern ebenso leidenschaftlich bekämpften Mannes erwartet. Steffens schildert seine Gestalt als höchst interessant: „Der lange schlanke Mann ging etwas gebückt einher, seine Physiognomie war höchst geistvoll, die scharfen Züge zeugten von einer heftig durchlebten Vergangenheit und von innern Kämpfen, seine Augen überraschten durch Feuer, Glanz und Klarheit." Den Eindruck seiner Predigt vom Gebet beschreibt Steffens als höchst ergreifend und gewaltig, trotzdem daß Sprache und Organ zuerst etwas Befremdendes und Hartes gehabt; „es sprach sich nicht allein die Zuversicht des Glaubens, sondern auch eine tiefe, gewaltig ergreifende, herzliche Innigkeit in seiner Rede aus ... Die Sprache, die mir anfangs so zurückstoßend erschien, klang mir zuletzt immer schöner, heller, ja anmuthiger, sie schien mir mit dem belebenden Inhalt so innig verwoben, als wäre irgend eine andere unmöglich." Freilich wird das Zeugniß von Steffens Manchen als nicht unparteiisch und unbefangen genug erscheinen, obgleich er damals von einer Religiosität in der Weise Lavater's weit entfernt war; aber wird man ihm eine lebhafte und treffende Beobachtungsgabe absprechen wollen, und findet man in seiner Schilderung von Lavater's Erscheinung etwas, das an die des „Ritters von der traurigen Gestalt" mahnte? Und was sagt man zu der Darstellung Goethe's von seinem Verhältniß zu Lavater und seinem Urtheil über ihn? Nur einige Sätze führen wir hier an:

Lavater gehörte zu den wenigen glücklichen Menschen, deren äußerer Beruf mit dem innern vollkommen übereinstimmt, und deren früheste Bildung, streng zusammenhängend mit der spätern, ihre Fähigkeiten naturgemäß entwickelt. Mit den zartesten sittlichen Anlagen geboren, bestimmte er sich zum Geistlichen. Die Pflicht des Geistlichen, sittlich im täglichen Sinne, religiös im höhern, auf die Menschen zu wirken, traf mit seiner Denkweise vollkommen überein ... Als ein edler guter Mensch fühlt er in sich einen herrlichen Begriff von der Menschheit, und was diesem allenfalls in der Erfahrung widerspricht, soll ausgeglichen werden durch den Begriff der Gottheit, die sich, in der Mitte der Zeiten, in die menschliche Natur herabgesenkt, um ihr früheres Ebenbild vollkommen wieder herzustellen.

Ein Individuum, einzig, ausgezeichnet, wie man es nicht gesehen hat und nicht wieder sehen wird, sah ich lebendig und wirksam vor mir.

Seine Wirksamkeit galt in der Gegenwart... Die tiefe Sanftmuth seines Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen und wie manches Andere, was ihn auszeichnete, gab Allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung; ja seine, bei flacher Brust, etwas vorgebogene Körperhaltung trug nicht wenig dazu bei, die Übergewalt seiner Gegenwart mit der übrigen Gesellschaft auszugleichen.

Die Beschreibung des herzlichen, brüderlichen Verhältnisses zwischen Goethe und Lavater muß man selbst nachlesen, sowie den Briefwechsel Beider; man muß sich die Frage beantworten, ob der von Leben, Feuer, Kraft übersprudelnde Jüngling Goethe so an einen Mann sich persönlich anschließen konnte, der nicht eine bedeutende, tüchtige, kernhafte Natur war, zumal bei so großer, offen daliegender Ungleichheit der beiden Charaktere? Es ist wahr, Goethe deutet auch Schattenseiten Lavater's in jenem Buch an; er habe geistige, ja geistliche Mittel zu irdischen Zwecken gebraucht, er habe gewisse Absichten im Hinterhalte verborgen, an deren Beförderung ihm sehr gelegen, doch sei er zart und klug zu Werk gegangen, und sei von seinen Liebhabereien, Unternehmungen und von der Vortrefflichkeit seines Treibens so überzeugt gewesen, daß man ihn habe für einen redlichen Mann halten, ihn lieben und verehren müssen, daß man ihm zum Ruhme nachsagen konnte, er habe wirklich höhere Zwecke gehabt und, wenn er weltklug gehandelt, wol

glauben dürfen, der Zweck heilige die Mittel. In den „Xenien" ist Lavater mit dem Propheten gemeint, von welchem es heißt:

Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus dir schuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

und ein ähnlicher Gedanke ist in dem Epigramm „Amalgam" ausgesprochen:

Alles mischt die Natur so einzig und innig; doch hat sie
Edel- und Schalksinn hier, ach! nur zu innig vermischt!

und wenn auch Schiller der Dichter dieser Epigramme ist, so trifft doch Goethe ebenso die Verantwortlichkeit. Und jedenfalls hat Goethe, wie Gervinus anzuführen nicht verfehlt, im Unmuth über den alten Freund, von dem er sich abwandte, geäußert, er sei ein Freund der Lügen vom Anfang an, dem es nichts koste, sich bis zur niederträchtigsten Schmeichelei erst zu assimiliren, um dann seine herrschsüchtigen Klauen desto sicherer einzuschlagen; aber er hat, wie uns scheint, mit dem spätern Urtheil über Lavater in seiner Autobiographie die Härte und Unbilligkeit, zu welcher er sich in leidenschaftlichen Momenten hinreißen ließ, zurückgenommen und gut gemacht und darin seine bleibende Ansicht von Lavater's gesammtem Wesen niedergelegt, nach langen Jahren mit der in unzerstörlicher, liebevoller Erinnerung bewahrten Gestalt des alten Freundes wieder ausgesöhnt, in edler Wehmuth das alte schöne Verhältniß sich wieder vergegenwärtigend, gemäß dem Wort: Der Tod hat eine reinigende Kraft!

(Die Fortsetzung folgt.)

Der ewige Jude. Deutsch von Theodor Oelckers. Drei Bände. Leipzig, Thomas. 1844. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Deutsch? Nun ja, der Titel schon ist deutsch, also wird der Text auch in derselben Sprache geschrieben sein. Dieses kleine Wort „deutsch" kann nun aber doch zwei Bedeutungen haben: entweder soll es anzeigen, man habe hier nicht etwa eine Übersetzung des bekannten Romans von Sue, vielmehr ein echt deutsches Originalwerk vor sich, oder aber — es sei eben eine der vielen Übersetzungen. Wir können die Versicherung geben, daß Letzteres in keiner Weise der Fall sei, vielmehr ein echt deutsches Originalwerk vorliege. Wir finden uns zuerst in einem Wirthshause der nordöstlichen Grenze von Frankreich und Deutschland im Sommer des J. 1631, wo der Wirth nach mehren Debatten über die Existenz des Ewigen Juden seinen Gästen aus eigenen Erlebnissen den Glauben an dieses Wesen in die Hand gibt, und da einer der Gäste, anscheinend ein Kaufmann, plötzlich unsichtbar wird, so ist der Ewige Jude sogar leibhaftig unter ihnen gewesen. Dann kommen Briefe von Standespersonen, mit hier und da eingelegten Versen, worin es sich dann um höchst unangenehme Liebesverhältnisse handelt, zwischen denen der Ewige Jude und eine Art Zauberin hin und her wandeln. Das Wesen verwickelt sich immer mehr durch gesteigerten Kampf zwischen Tugend und Laster, zwischen Wohl und Wehe, Ja und Nein, bis dann endlich die Geschichte nach 200 Jahren, nämlich 1837, ein glückliches Ziel erreicht, auch sich herausstellt, daß der Ewige Jude nur ein ganz einfacher, aber höchst braver Herr Ahasver sei, der sich dem Wohle der Menschheit gewidmet habe. Weiter läßt sich über dieses deutsche Originalwerk eben nichts sagen. 18.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Strauß' „Leben Jesu" in Frankreich.

So mitleidig auch das Ausland und namentlich die Franzosen und Engländer auf die ersten Regungen unsers werdenden Liberalismus herabsehen und unsere Radicalen im Ganzen noch für recht zahme und friedfertige Subjecte halten — wir erinnern nur an Mauguin's bekanntes Urtheil über Rotteck's und Welcker's politische Ansichten —, so sehr entsetzen sich unsere Nachbarn über den revolutionnairen und vernichtenden Geist, den wir auf dem Gebiete der Wissenschaft und namentlich auf dem Felde der theologischen Doctrin an den Tag legen. Man wird sich erinnern, welche Anathemata von England, wo sogar die Naturwissenschaften, besonders die Geologie sich nur zu gern innerhalb der Schranken der Bibel halten, gegen Strauß und ähnliche Bekämpfer des bloßen Buchstabenglaubens geschleudert sind. Auch in Frankreich hat Mancher von Denen, die mit großer kritischer Unbefangenheit an die Prüfung der theologischen Wahrheiten gegangen sind, über die zerstörende Jakobinerwuth unserer äußersten Linken in der Theologie und Philosophie bedenklich den Kopf geschüttelt. So darf es nicht befremden, daß jetzt, wo in der Person Ruge's und Anderer mehre Vertreter der neuern philosophischen Richtung in Frankreich eingepilgert sind, ein förmliches Halloh gegen diese „Atheisten und Gottesleugner" mit Bannfluch und obligatem Theaterdonner erhoben wird. Wie wir vernehmen, wird sogar an der Universität zu Lyon in der theologischen Facultät von einem glaubenseifrigen Professor ein besonderes Collegium gegen die neue Ketzerei und ganz speciell gegen das „Leben Jesu" von Strauß gelesen. Bekanntlich ist dieses Werk durch eine ganz lesbare Uebersetzung, die man dem vielseitig gebildeten Mediciner Littré verdankt, bereits vor einigen Jahren in die französische Literatur eingeführt.

Geschichte der Orden und adeligen Institutionen.

Wenn man die große Menge von Werken heraldischen Inhalts betrachtet, welche in Frankreich fast täglich erscheinen, so sollte man gar nicht glauben, daß die Sache des Adels hier auf so schwachen Füßen stehen könne. Nicht genug, daß jede Provinz ihre Wappenbücher, ihre Archives nobiliaires etc. habe, besitzt fast jedes einigermaßen bedeutende adelige Geschlecht auch seine besondern Historiker. Auch die Ritterorden haben ihre eigene Literatur, die im fortwährenden Steigen begriffen ist. Eine genügende Zusammenstellung aller historischen und heraldischen Kenntnisse in Bezug auf diesen letzten Punkt finden wir in dem vor kurzem erschienenen „Précis historique des ordres de chevalerie, décorations militaires et civiles, reconnus et conférés actuellement par les souverains regnants en Europe et dans les états des autres parties du monde". Dieses Werk, in dem man eine für gewöhnliche Bedürfnisse ausreichend erschöpfende Darstellung findet, enthält außer dem nöthigen Texte 106 Tafeln. 17.

Verantwortlicher Herausgeber Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 41. —— 10. Februar 1845.

Johann Kaspar Lavater.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 40.)

Endlich ist noch Einiges anzuführen aus dem Vorwort, welches der Herausgeber der uns vorliegenden Auswahl aus Lavater's Schriften, der treffliche J. K. Orelli, ein gewiß nicht phantastischer und schwärmerischer Mann, an die Spitze der Sammlung gestellt hat. Er hält es für zeitgemäß, die Geisteserzeugnisse des „genialen" Lavater, der, vor vier Jahrzehnden noch einer der gefeiertsten Schriftsteller Deutschlands, nach und nach ziemlich in den Hintergrund getreten, von dem jüngern Geschlechte kaum anders als vom Hörensagen und aus Literaturgeschichten gekannt sei, in einer passenden Auswahl des Geistreichsten, Originellsten, Ergreifendsten, Anmuthigsten, jedoch vorerst nur in sehr sparsamem Maße, dem Publicum wieder vorzulegen. Zu seinem Beruf für dies Unternehmen legitimirt er sich mit folgenden Worten:

Obschon ich mich durchaus nicht zu allen Ansichten, Urtheilen und Meinungen Lavater's bekenne, trage ich doch das Bewußtsein in mir, mit völliger Unbefangenheit Dasjenige herausgehoben zu haben, was mir seine Individualität besonders zu bezeichnen, für den jetzigen Leser genießbar, anregend und anziehend zu sein schien .... Mit diesem kleinen Denkmal erfüllte ich eine heilige Pflicht gegen meine Nation, die deutsche; erfülle eine Pflicht der Pietät gegen den herrlichen, wunderbaren Lavater selbst. Mit meinen Ältern war er durch innige Freundschaft verbunden; tief wirkte dies anmuthige Verhältniß ... wie auf mein Gemüth, so auch auf meine äußern Lebensschicksale ein. Noch sehe ich jene majestätische Gestalt in vollster Lebenskraft, mit blitzendem Auge, überströmend von Witz, Frohsinn und Tiefsinn, nie finster, stets mild, und lieblich schäkernd mit mir, dem Knaben. O, es war eine schöne Zeit!

In Lavater's Schriften, urtheilt Orelli, sei vieles für alle Zeiten Dauernde.

Unstreitig war Lavater's irdisches Dasein und Wirken bis zu seinem tragischen Ende ein in sich vollendetes, organisches Kunstwerk der in der Menschennatur wirksamen Gottheit. Dieselbe ewig waltende Macht hat Goethe und Lavater zuerst aufs innigste vereint, auf daß sie sich wechselseitig mit Geistesleben durchdringen sollten; dann unwiederbringlich getrennt, auf daß diese großen Gestirne jedes ganz frei seine eigene Bahn wandelte, in der Idee aber aus beiden eine höhere Einheit sich gestaltete uud der deutschen Nation im hellsten Lichte strahlte.

Obgleich hier Orelli, nach unserer Überzeugung, Lavater's Bedeutung und Wirksamkeit, gewiß nicht in Folge theoretischer Übereinstimmung mit seinen Ansichten und Lehren, sondern aus persönlicher Hochschätzung und Anhänglichkeit, überschätzt, wenn er ihn so Goethe an die Seite setzt: ist uns doch sein Urtheil über Lavater, das Urtheil eines anhänglichen Verwandten und Mitbürgers, aber auch eines nüchternen, fünfundfunfzigjährigen, ernsten, classischgebildeten und tiefgelehrten Mannes, von großer Bedeutung. Eins hauptsächlich glauben wir, zusammengenommen mit Dem, was Steffens und besonders Goethe über Lavater geschrieben haben, daraus folgern zu dürfen: daß der unmittelbare Eindruck seiner Gegenwart, seiner Persönlichkeit ein höchst günstiger, gewinnender und mächtiger gewesen sein muß, und daß Denjenigen, welchen die Anschauung und persönliche Bekanntschaft dieses, wie Goethe sagt, in seiner Art ganz einzigen Mannes versagt blieb, der Schlüssel zum ganzen Verständniß seiner Persönlichkeit, der lebendige Totaleindruck einer, wunderliche Gegensätze und scheinbare Widersprüche doch harmonisch in sich tragenden und ausgleichenden Natur fehlte, was sie dann allzu hart urtheilen machte. Hiermit hängt nun sehr eng dies zusammen: jeder bedeutendere Mensch hat seine persönliche, individuelle, und dann auch seine allgemeinere, seine historische Bedeutung. Manchen Charakteren ist eine ganz persönliche, die tiefsten Elemente und zartesten Züge der Individualität, des innern und des Privatlebens durchforschende Darstellung, andern dagegen eine mehr historische, auf äußere Thätigkeit und Wirksamkeit gerichtete Beleuchtung günstiger. Die stärkern, männlichern, heroischern Naturen sind es, welche in der Wirksamkeit nach außen erst ihre rechte Befriedigung und Entwickelung finden, und welche in und nach ihrer äußern, geschichtlichen Wirksamkeit am richtigsten geschätzt werden; die weichern, weiblichern Naturen dagegen gewinnen, je mehr man sie möglichst für sich, abgesondert von der Welt, in der und auf die sie wirken, betrachtet, — sie verlieren, je mehr man sie nach Erfolgen und Thaten beurtheilen will, — wie denn überhaupt der Mann mehr nach Dem, was er schafft und leistet, das Weib nach Dem, was sie ist und in sich darstellt, geschätzt wird. Es versteht sich, daß hier bei dem Gegensatz von männlich und weiblich nicht an den Gegensatz von Geben und Empfangen, von Spontaneität und Receptivi-

tät zu denken ist, auch nicht zunächst an Unterschiede des Willens oder sittlicher Charaktereigenschaften; die in unserm Sinne weibliche Natur kann einer entschieden männlichen sowol an Ideenreichthum als auch an Willen, an sittlicher Kraft sehr überlegen sein; vielmehr soll damit, in einem weitern Sinne, nur der Gegensatz des in seiner Thätigkeit consequent und bewußt nach außen gerichteten Geistes, in der Regel mit großer Verständigkeit begabt, und des mehr reflexiven, selbst in der äußern Thätigkeit hauptsächlich die eigene innere Befriedigung, den Genuß suchenden, die Signatur der Gemüthlichkeit und Phantasie an sich tragenden Geistes bezeichnet werden. Zu den weiblichen Naturen in diesem Sinne scheint nun Lavater gerechnet werden zu müssen; und wenn auch die Bedeutung, der Einfluß, die er in der Literatur- und Bildungsgeschichte Deutschlands erworben hat, die Anlegung des historischen Maßstabs nicht nur rechtfertigen, sondern sogar fodern, so muß der Historiker, um gegen Lavater gerecht, und somit in jeder Hinsicht wahr zu sein, den seiner tiefsten Natur nach innerlichen, das Leben mehr geistig zu genießen und mit weiblicher Milde zu bilden beflissenen, als es zu lenken und zu beherrschen geeigneten Lavater in seiner Eigenheit gleichsam isoliren und ihn als Individuum würdigen, ehe er seine Thätigkeit und Wirksamkeit beurtheilt; die Leistungen, Thaten und Wirkungen des männlichen, geschichtlich wirkenden Geistes geben manchmal eine Summe, welche den wirklichen Werth der Persönlichkeit zu übertreffen scheint; ein mehr weiblicher Geist, in seiner unsichern, minder consequenten und disciplinirten Thätigkeit, erschöpft sich leicht, zu äußerer Thätigkeit veranlaßt, in Anstrengungen, ohne doch ein treues und genügendes Bild seines Innern in seinen geschichtlichen Wirkungen darzubieten.

Nicht ein männlicher Wille, männliche Gesinnung, männlicher Muth sollen im mindesten Lavater abgesprochen werden damit, daß seine Geistesart als eine in gewissem Sinne weibliche bezeichnet wird. Seine Handlungsweise, sein Leben beweist klar, daß es ihm an den Eigenschaften nicht fehlte, welche den Mann zieren. Zwar meint er selbst: „Es ist eben nicht viel Tapferes und Kühnes aus mir geworden", aber einen kecken Jugendmuth, eine männliche Entrüstung gegen Unrecht und Unterdrückung zeigte der von Natur scheue, fast blöde Jüngling, als er in Gemeinschaft mit Heinrich Füßli den Landvogt Grebel in Gräningen wegen Erpressungen angriff und seinen Sturz herbeiführte: — eine That, welche von dem jugendlichen Goethe selbst mit Enthusiasmus gepriesen wurde. Männlich war seine Amtsthätigkeit, seine treue Pflichterfüllung, und männlich zeigte er sich in den Revolutionsstürmen, welche über sein Vaterland hereinbrachen. Ein eifrig frommer Geistlicher und Prediger, der doch eine lebhafte Theilnahme an den großen geschichtlichen Ereignissen der Zeit an den Tag legte, seine Liebe zur Freiheit kräftig und offen bekannte und sie nie verleugnete, auch da nicht, als unter dem Namen und Deckmantel der Freiheit und Gleichheit die empörendsten Frevel verübt wurden, die Tyrannei und der Terrorismus herrschten, ist an sich schon eine merkwürdige, erhebende Erscheinung. Und ein männlicher Muth gehörte dazu, um in jenen Zeiten so aufzutreten, wie er es that, um nach der Deportation der entsetzten züricher Regierungsmitglieder eine solche Eingabe an das Directorium der helvetischen Republik abzusenden, eine solche Predigt zu halten, wie der sechste Band der vorliegenden Sammlung sie enthält; Muth, große moralische Kraft gehörte dazu, um gegen Reubel, Mitglied des französischen Directoriums, eine solche Sprache zu führen, wie Lavater gethan hat in dem „Wort eines freien Schweizers an die große Nation". Zürich, die Schweiz war in der Gewalt der Franzosen, und in diesem Zeitpunkte schrieb Lavater dem französischen Directorium:

Man geht infam mit der Schweiz um! Das Wort ist nicht so schlimm als die Handelnsweise, die dadurch bezeichnet wird. Ich weiß nicht, was mich abhalten soll, ein so gesetzwidriges, so inhumanes, so despotisches Betragen mit seinem wahren Namen zu nennen! Infamie ist das gelindeste Wort, das ich finden kann!

Die Räuberbande (ich weiß nicht, besteht diese aus Sieben oder Dreien, aus Fünfen oder Zweien, gewiß nicht aus 25 Millionen) fodert von dem unoligarchischen, glücklich regierten Zürich drei Millionen!

Dies Alles ist noch nichts; wer Unrecht thut, thut weiter Unrecht. Wer über eine gewisse Grenze des Lasters ausgeht, der findet der Lasterthaten kein Ende.

Wie werdet ihr das (die Nöthigung der freien demokratischen Cantone zur Annahme der Constitution) entschuldigen können, ihr, die Beredtesten und Witzreichsten! ihr, denen es nie an künstlichen Wendungen fehlt, alle Greuel von Tyrannei in Tugenden umzulügen, und wie an Frechheit, den ungeheuersten Despotismus mit dem Namen Freiheit zu stempeln? wie werdet ihr je ein Entschuldigungswort finden für diese Greuelthat, die ein ewiger Schandfleck sein wird eurer Staatsumwälzung?

Weist sich Lavater nicht edel und männlich über seinen Beruf zu diesem Schritt aus, wenn er schreibt:

Ich fühle mich gedrungen, geschehe mir was geschehen kann (ich erwarte das Schlimmste und fürchte nichts), da ich weder mit Geld noch mit Waffen meinem armen, wie ich glaube unschuldigen, gedrückten, despotisirten Vaterlande pflichtbürgerlich Dienste leisten kann, ihm wo möglich mit den einzigen, obgleich schwachen Mitteln, die mir die Natur gab, mit der Zunge und Feder zu dienen, und wenigstens seine Ehre zu retten. Soll ich schweigen, weil Alles schweigt? Soll ich kleinlichen Personalbesorgnissen Raum geben? Wofür wäre mir Hand und Zunge gegeben, wenn ich nicht sprechen und schreiben dürfte, was Bürgerpflicht und Vaterlandsliebe mich sprechen und schreiben heißen? Wie könnte ich meine Existenz ertragen, wenn ich in dieser Zeit für mein Vaterland hinathmete und Alles gut sein ließe?

Mag dieser Eifer, wie Gervinus meint, „ungeschickt" gewesen sein, männlich und muthig war er gewiß; und größere, nüchternere Politiker, als Lavater war, haben häufig, ohne daß man es lächerlich fand, Prophezeiungen ausgesprochen, welche durch den Erfolg weniger gerechtfertigt wurden, welche viel minder anstößig und für den Propheten gefährlich waren, als die Warnung Lavater's an Reubel:

Noch Eins, das Ihnen das Wort eines Fanatikers scheinen mag! der Erfolg wird über den Werth dieses Worts entscheiden. Es kann eine Zeit kommen, und sie scheint mir gar nicht

fern zu sein, wo Sie ernsthaft an dies Wort zu denken gedrungen sein könnten: die französische Nation reizt durch den trotzenden Übermuth ihrer Glücksmacht den Fluch aller Nationen wider sich, und sie eilt ihrem schnellen, schrecklichen Falle entgegen. Mir sind die jetzigen Directoren, mir sind Sie, fester Mann! wie unstürzbar Sie sich auch glauben mögen, schon wie gestürzt vor dem Auge. Verachten Sie den Rath eines redlichen Mannes nicht, der Barthelemy's *) Schicksal lange vorher ahnte, ehe es möglich schien. Sie haben das Recht, über das Wort zu lachen; aber es wird — verlassen Sie sich darauf — es wird keine zwei Jahre anstehen, Sie werden an Ihre Brust schlagen und froh sein, wenn Sie bei uns einen sichern Zufluchtsort finden werden. So manches Unglaubliche ist geschehen, was ich ahnte und Freunden vertraute. Auch dies könnte geschehen; was sage ich: könnte — es wird geschehen!

Diese Prophezeiung ging wirklich insoweit in Erfüllung, daß binnen zwei Jahren das Directorium gestürzt war, in andern Punkten aber gar nicht, sodaß man, je nachdem man nachsichtig oder streng urtheilt, hieraus mit gleichem Recht den Beweis für und gegen Lavater's Divinationsgabe führen kann, — falls man überhaupt die Sache aus dem Gesichtspunkte der Prophetie und Ahnung betrachten muß. Daß übrigens das „Wort an die große Nation" nicht ganz unbeachtet, wenn auch vielleicht ganz fruchtlos blieb, geht daraus hervor, daß Lavater eine Antwort des französischen Directoriums, zwar ohne seine Unterschrift, aber mit seinem Siegel, zukam, worin die Widerlegung seiner Anklagen und Beschwerden versucht wird; und daß er selbst einer Deportation nach Basel nicht entging, beweist, daß er für den Haß und die Verfolgung der Machthaber nicht zu gering gewesen sein muß. Lavater's Tod, herbeigeführt durch einen Schuß von einem „besinnungslosen Söldling der helvetischen Republik", in den Straßen von Zürich (Jung-Stilling will dies Ereigniß in weiter Ferne geahnt oder innerlich geschaut haben), hängt wol nicht zusammen mit politischen Motiven, aber auf seinem langen Kranken- und Schmerzenslager bewährte er sich noch ebenso sehr als Mann wie als seinem Glauben treuer Christ. In hohem Grade achtungswerth und männlich ist es an ihm, daß er, der heftigste Gegner der unter dem Namen der Freiheit schaltenden Tyrannei und Gesetzlosigkeit, der revolutionnairen Roheit und Unsitte, doch den Grundsätzen der wahren Freiheit unerschütterlich treu blieb, während der Misbrauch so Vielen die Sache der Freiheit selbst verleidete. Er schreibt:

Ich bin nie durch irgend ein Geschrei irre gemacht oder meine immer gleich festen Grundsätze zu ändern bewogen worden. Ich schreie mit Gründen wider das Blutvergießen — geschehen durch Übermacht der Gewalt oder des Glücks — sollen Könige oder Landleute von Stäfa hingerichtet werden. Namen, Wörter, Geschrei, Sobriquete machen kleine, pöbelhafte Seelen wankend und sich selbst widersprechend; Lavater gewiß nicht. Despotismus in allen Gestalten, in denen des Monarchismus, des Anarchismus, des Sansculottismus, — Despotismus mit dem Schwert oder mit der Kutte oder mit der Feder, im öffentlichen Blatte oder Privatbriefe, ist mir gleich verhaßt, und diesem arbeite ich unaufhörlich auf alle Weise entgegen.

Er findet die unvorbereitete Aufstellung politischer und moralischer Ideale, zu deren allgemeiner und gleichförmiger Annahme man die verschiedenartigsten Menschenclassen zwingen wolle, ebenso täuschend als gefährlich und verderblich; er klagt über den nie zu berechnenden Schaden der Staatsrevolutionen, daß sie in rohen Seelen allen Fonds von Roheit aufregen, zur Sprache kommen lassen, und allen zarten, edeln Geschmack gewaltthätig ersticken und einen äußerst unsittlichen und ungesitteten Sansculottismus zur Tagesordnung machen; aber er behält Klarheit des Blickes und des Geistes, Gerechtigkeit und Freiheitsliebe genug, um über die französische und schweizerische Revolution also zu urtheilen:

Ihr Schaden ist unmittelbar so groß, so drückend, so mannichfach peinigend und unabsehlich, daß es nur dem reifen Nachdenken und der ruhigsten Vernunft möglich ist, diesen gleichsam aus dem Auge zu verlieren, um dem Guten, was sie wirkt und wirken wird, einige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die guten Erfolge derselben werden und müssen zahllos und überschwenglich sein; Menschen werden sie nie, Gott wird sie immer wollen, diese guten Erfolge. Menschen, welche die Revolution gewaltsam erregten, werden sie nie, Gott wird sie immer hinlänglich rechtfertigen können. Sie hat den menschlichen Gedankenkreis unendlich erweitert, hat eine Menge durch sanfte Belehrung unbesiegbare Vorurtheile so bekämpft, daß sie nie wieder so allgemein herrschend werden können als sie es waren. Sie hat ein zahlloses Heer menschlicher Kräfte, die schlummerten, geweckt, oder die gebunden waren, gelöst, und sie in eine bewundernswürdige Thätigkeit gesetzt, die durch Zeit und Umstände schon von ihrer Raschheit und ihrer empörenden und zerstörenden Wildheit nachlassen und zu einer wohlthätigen Nüchternheit herabsinken werden.

Und an einem andern Orte:

Bin ich von etwas in der Welt überzeugt, so bin ich, obgleich ein entschlossener Feind aller Revolutionen und gewaltthätiger Staats- und Kirchenumwälzungen, ich bin es, sage ich, davon, daß unsere Revolution, so viel Drückendes und Schreckliches sie, vielleicht bälder als bald, mit sich führen mag, große, durch nichts Anderes bewirkbare, moralische und religiöse, äußerst wohlthätige Wirkungen hervorbringen wird. Nie werden diese Wirkungen erstickt werden können; nie werden sie begrenzbar sein; die Grundsätze von den unveräußerlichen Menschenrechten, von der Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz, dem Rechte der Regierung, von der durch keine Äußerlichkeiten, Geburtsvorzüge oder Nachtheile bestimmbaren Regierungsfähigkeit, sind, an sich selbst betrachtet, so wahr und so klar, so groß und heilig, so sehr mit dem Innern der menschlichen Natur übereinstimmend, so verwebt mit unzähligen Ideen und Handelnsweisen, und können durch schnelle praktische Anwendung so geläufig und fruchtbar werden, daß keine Kunst, keine Sophistik des feinsten Aristokratismus, keine üble Anwendung, selbst keine Gewaltsamkeit, die man dagegen aufbieten möchte, sie wieder zu vertilgen vermögend sein werden.

Ist hier nicht die freisinnigste Vorurtheilslosigkeit mit der edelsten Humanität, mit der männlichsten Unabhängigkeit gepaart?

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Früher Mitglied des Directoriums.

Die dresdner Gemäldegalerie in ihren bedeutungsvollsten Meisterwerken, erklärt von Julius Mosen. Dresden, Arnold. 1844. 12. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ein angenehmes Büchlein voll Dichtung und Wahrheit und das utile dulci auf eine feine Weise gesellend! Hr. Mosen hat dadurch Ansprüche auf den Dank nicht nur der in der dresdner Galerie bewanderten Kunstfreunde und Kenner, sondern auch namentlich Derjenigen erworben, welche die erste

Bekanntschaft dieser unvergleichlichen Sammlung an der Hand eines liebenswürdigen Cicerone machen wollen. Er bietet uns hier einen Catalogue raisonné, welcher aber nichts weniger als die schulgerechten Erklärungen eines Kunsttheoretikers und Kunsthistorikers enthält, sondern die geistvollen Ansichten, Schilderungen und Reflexionen eines Mannes, der die Poesie der Malerei aufzufassen, zu übertragen und selbst umzudichten versteht. Daß diese Ansichten häufig sehr subjectiv sind, versteht sich von selbst, und wenn sie deshalb auch nicht immer auf Beistimmung zu rechnen haben, so bleibt ihnen doch meistens der Reiz einer pikanten Eigenthümlichkeit. Hr. Mosen geht von dem Grundgedanken aus, „daß hinter der formellen Bildung eines bestimmten Kunstwerkes die Seele der Weltgeschichte in dem Künstler thätig gewesen ist" — ein Gedanke, der sehr wahr, aber in unsern Tagen nicht mehr neu ist, wo er, „nur mit ein bischen andern Worten", schon öfters ausgesprochen worden ist, weil er in der That von der heutigen Auffassungsweise unzertrennlich ist und gleichsam von selbst einem Jeden sich aufdrängt, der hinter der Oberfläche der Dinge dem schaffenden Demiurgos nachspäht. In diesem Sinne sagt Hr. Mosen gleich zu Anfang der Einleitung, daß die dresdner Gemäldegalerie in ihren Meisterwerken die vertrautesten und geheimsten Memoiren des Seelenlebens des 16., 17. und 18. Jahrhunderts für Den enthalte, welcher Bilderschrift zu lesen versteht. Die Übersetzung dieser Bilderschrift beginnt der Verf. gleich im Rafael- und Correggio-Zimmer und zwar mit der Sixtinischen Madonna, in der er wol mit Unrecht „vielleicht das gewaltigste Bild sieht, welches Rafael geschaffen hat". Mit Vergnügen wird man ihm von hier aus folgen und sich seiner Schilderungen, Auffassungen und häufig schlagenden Bemerkungen erfreuen, durch welche das Buch schon an und für sich eine höchst anziehende Lecture gewährt. Der Leser darf jedenfalls sicher sein, Bilder zu erblicken, die ihm die Kunst des Verf. lebendig hinzaubert und die eigene Phantasie ausmalt, und sich an Kunstwerken zu ergötzen, wenn diese auch am Ende den dresdner Originalen nicht immer gleich sehen. 32.

Literarische Notizen aus England.

Ein Geschichtswerk aus den Zeiten Karl's I.

Es ist kürzlich von dem bekannten Spalding Club in England ein Geschichtswerk aus der Zeit Karl's I. bis zur Republik herausgegeben worden unter dem Titel: „A short abridgement of Britane's distemper, from the yeare of God 1639 to 1649. By *Patrick Gordon* of *Ruthven*." Der Verf. dieses sehr umfangreichen „Kurzen Abrisses" ist ein Schotte, der als enthusiastischer Anhänger der reinen Monarchie und der Stuarts, als ebenso eingefleischter Feind alles Dessen, was puritanisch und englisch ist, auftritt. Geschichtlichen Werth hat das Werk an sich wenig, doch enthält es manche bezeichnende Züge für die damaligen Zustände und trägt in sich selbst die beste Schilderung der königlichgesinnten Partei, welcher der Verf. angehört. Wir erfahren unter Andern daraus, daß die Offiziere des grimmigen schottischen Covenantenheers während dessen Aufenthalts in Nordengland 1646 allein für Sekt und Zucker viele Tausend Pfund Sterling in Anrechnung gebracht hatten, was eben nicht für eine große Gottseligkeit unter diesen Heiligen zeugt. Der Verf. sieht in seiner abergläubigen Beschränktheit die schrecklichen Dinge, die da kommen müssen, voraus in den Zeichen und Wundern am Himmel und auf der Erde, wobei er oft einen wahrhaft dichterischen Schwung nimmt. So erzählt er: „Sintemal es nur selten oder nimmer gesehen worden, daß der Himmel und die Sterne und die Elemente, ja und der klügste Witz und der tiefsinnigste Verstand, oder die Anstrengungen sterblicher Menschen, nicht alle zu den unentrinnbaren Beschlüssen der göttlichen Vorsehung beitragen, wenn der erhabene Gebieter und Schöpfer und Herrscher über alles Dies eine Revolution, den Untergang von Königreichen, den Fall hoher Würden, oder einen Wechsel der Monarchien zur Strafe für die Sünden beabsichtigt: so wird es offenbar zu dieser Zeit, theils durch die schlimmen Conjunctionen des Saturns und des Mars, so da die unheilvollen unter den Planeten genannt werden, deren schlimmer und boshafter Einfluß der heiligen Glut des Jupiter, der erhabenen und königlichen Herrschaft der Sonne, der Holdseligkeit und dem einnehmenden Wesen der Venus durch das mistönende Geschwirr der Elemente entgegenwirkt: als ob Himmel, Erde und Meer oder das große und ewig dauernde Gebäu des Alls aus seinen festen Achsen gerissen und geschleudert worden wäre." Eine alte, damals ausgesprengte Prophezeiung: „Germanie beginnes a dance, that passes trough Italie, Spaine and France, but England most (must) pay the pyper", gibt dem Verf. Veranlassung, sich wie folgt darüber auszusprechen: „Ließ nicht Tichobra, jener gelehrte und allbewunderte Astrolog unserer Zeit, seine Weissagung über jenen erschrecklichen und wunderbaren Kometen, der im J. 1617 sich zeigte, im Druck erscheinen, worin er behauptete, daß damals in Deutschland der Krieg seinen Anfang nehmen, sich über ganz Europa verbreiten und in England sein Ende finden solle: und setzte nicht in dem nächsten Jahre 1618 der Pfalzgraf die böhmische Krone auf sein Haupt, was den Anfang des Kriegs bildete, der sich nach Wälschland, Frankreich und Spanien verbreitete und nun so schrecklich in Britannien wüthet: dessen Volk unter zwei huldreichen Fürsten, Jakob VI. und Karl I., in solcher Lust, Fülle und Frieden bis zum J. 1639 gelebt, daß das ganze andere Europa erstaunt und höchst verwundert auf solches Glück daselbst blickte? Aber wie ich zuvor gesagt, wenn der Himmel beschlossen, dies Eiland heimzusuchen ob unsers Undankes, so dienen nicht nur alle Himmel und Elemente seinem Willen, sondern die Menschen selbst helfen mit zu ihrem eigenen Untergang."

Die neuere deutsche Philosophie durch englische Brille gesehen.

Die Besprechung des französischen Werkes über das Leben Kant's und seine Philosophie von Amand Saintes gibt dem „Athenaeum" Veranlassung, sich über die philosophischen Studien Deutschlands wie folgt zu äußern: „Wir wünschen keinesfalls den ganzen Inhalt der verschiedenen Schulen der deutschen Philosophie als ein leeres Wortgefecht zu bezeichnen, obwol wir von einer großen Anzahl ihrer Erzeugnisse sagen möchten: «Verba sunt, praetereaque nihil.» Aber selbst Deutschland ist des Klangwechsels dieser philosophischen Glocken: Ich und Nichtich, Subject, Object und absolut, überdrüssig und begehrt einer Weltweisheit des Lebens und Fortschritts, um die Welt aufzuhellen, nicht um die Schulen zu verwirren. Man fühlt, daß die Sonderung zwischen Gedankenforschung und Beschäftigung, zwischen Anschauung und Wirklichkeit, zwischen dem Fortschritt der Schulen und der Bewegung des Volks falsch ist, und wenn kluge Professoren irgend Ergebnisse ihres Forschens erzielt haben, die allgemeiner Erprobung, Anwendung und Nutzens fähig sind, es hohe Zeit scheint, mit denselben hervorzutreten und sie mit der wahren Entwickelung des Volkes zu vereinigen. Wir leugnen keineswegs, daß die neue Philosophie gemeinfaßliche und in thatsächlicher Anwendung wichtige Ergebnisse geliefert. Ihre greifbare Darstellung der Freiheit, ihre Auseinandersetzung der bestimmt sittlichen Grundlage, auf der die wahre Freiheit eines Volkes ruhen müsse, ist z. B. ein unermeßlicher Fortschritt über die französische Philosophie des 18. Jahrhunderts. Ihre Foderung einer Gesetzgebung, die für Alle gut und mit der Einheit und der Entwickelung des ganzen Menschengeschlechts vereinbar ist, stimmt mit dem fortschreitenden gesunden Menschenverstande überein, und in praktischen Dingen kehrt sie im Allgemeinen nach allen ihren Umschwüngen zu guten, alten anerkannten Lehren zurück." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 42. — 11. Februar 1845.

Johann Kaspar Lavater.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 41.)

Wenn wir nun doch in gewissem Sinne Lavater eine weibliche Natur nennen, so sieht man leicht, daß damit nicht die moralische Seite seines Wesens im engern Sinne bezeichnet werden soll, sondern so zu sagen die physiologische Eigenthümlichkeit seiner geistigen Organisation, seine Anschauungs- und Empfindungsweise, der Charakter seiner Thätigkeit und seiner Lebensführung, die Art, wie Eindrücke auf ihn wirkten und ihn zum Handeln reizten. Goethe's Schilderung von Lavater deutet vielfach auf weibliche Züge und Elemente in seinem Wesen und Charakter hin; er beschreibt ihn als höchst anmuthig, reinlich, züchtig, duldsam und langmüthig, aber höchst empfindlich und verletzlich organisirt. Was Lavater's intellectuelle Begabung betrifft, so kann man ihm gewiß einen scharfen und tüchtigen Verstand nicht absprechen; es zeugen hiervon besonders die drei Gespräche über Wahrheit und Irrthum, Sein und Schein, worin diese Begriffe sehr scharf bestimmt und gegeneinander abgegrenzt werden. Es wird darin gezeigt, daß Wahrheit gleichbedeutend sei mit (empfundener, wahrgenommener) Existenz, Irrthum mit Nichtexistenz, Disharmonie, daß wahr Dasjenige sei, was unser Existenzgefühl erhöhe, Irrthum, was das Gegentheil bewirke; daß Wahrheit und Sein zusammenfallen, daß aber auch der Schein ein Sein, somit in gewissem Sinn eine Wahrheit sei, nämlich für das Organ, für das Gefühl, für welches er nothwendig vorhanden ist, und daraus wird dann die Folgerung abgeleitet, daß es nicht Eine, gleichmäßige, unveränderliche Wahrheit gebe, sondern Grade der Existenz, Grade der Wahrheit, Grade des Selbstgefühls; „es gibt unzählige Stufen der Wahrheit wie der Existenz, und so wie jede Existenz es für uns blos durch unsere äußern und innern Sinne ist, mit den Sinnen kommt und mit den Sinnen verschwindet, so mit jeder Wahrheit. Alles, was wir Object nennen, verändert uns, macht uns auf eine andere Art existiren"; die Wahrheit steigt mit der Summe der Existenz, mit der Zahl und mit der Vollkommenheit der Organe der Wahrnehmung. Hieraus wird nun die wichtige Folgerung abgeleitet: „Es gibt für uns keine absolute, blos objective, rein abstracte, keine durchaus unrelative Wahrheit." Organ und Object bedingen sich gegenseitig. „Es gibt allgemeine Wahrheiten für Menschen; aber jeder Mensch hat noch sein besonderes Reich von Wahrheit, Empfindung, Seinsart, worin er allein schalten und walten kann." Merkwürdig sind diese philosophischen Gespräche, weil sich einerseits darin Lavater's tiefste Eigenthümlichkeit in der Ansicht ausspricht, daß die Wahrheit unendlich mannichfach sei nach der Vielheit der Individuen und der Verschiedenheit der Organisationen, „jeder Mensch hat Millionen Seiten"; andererseits aber ein Anklang von Fichte's Art zu philosophiren und seinem subjectiven Idealismus, jedoch sehr modificirt, hindurchtönt. Lavater fand es einmal nöthig, dem Gerüchte zu widersprechen, Fichte habe ihn in Ansehung seines bisherigen religiösen Glaubenssystems auf ganz andere Gedanken gebracht; er erklärt, daß er mit einigen Freunden Lectionen bei Fichte genommen habe (in den neunziger Jahren), um diesen scharfsinnigen Mann zu benutzen und um von der Kant'schen Philosophie einen richtigen Begriff zu bekommen. Diese Lectionen, die er nicht ganz verstanden, haben seinen Verstand geschärft und ihm Stoff zu vielem Nachdenken gegeben; aber sein Verkehr mit diesem „außerordentlichen Manne" habe sein bisheriges Glaubenssystem nicht im mindesten erschüttert. In einem Brief an Fichte selbst bekennt er sich diesem zu lebenslänglichem Dank als Schüler, Freund und Mitmensch verpflichtet, weil er von diesem schärfsten Denker, den er kenne, gelernt habe, „heller, schärfer und tiefer denken, mehr umfassen, leichter verallgemeinern, schneller vom Allgemeinen zum Besondern übergehen, richtiger und sicherer prüfen, bestimmter Alles bezeichnen, darstellender sprechen, noch nie Ausgesprochenes zur klaren Anschaubarkeit zu bringen" u. s. w. Somit erkannte Lavater wohl, was zum philosophischen Denken gehört; er wußte die Eigenschaften des philosophischen Kopfes zu würdigen, aber ihm selbst war das abstracte, das speculative Denken eigentlich nicht gegeben; er sagt in den „Physiognomischen Fragmenten":

Ich schrieb blos als Beobachter, Erfahrer, Empfinder. Was ich nicht wußte, erfuhr, ahnte, war nicht in meinem Kreise. Beinahe überall bin ich der speculativen Metaphysik abgestorben. Reduction des Unbekannten aufs Bekannte; Aufsuchung Dessen, was wirkt, in der Wirkung, ohne die innere

Natur des Wirkers und der Wirkung erforschen zu wollen — siehe da meine Philosophie, die es immer mehr werden wird, je mehr mir Gott die Erhabenheit und die Beschränktheit der menschlichen Natur offenbaren wird.

Anderswo spricht er sein Mistrauen, seine Abneigung gegen die Abstraction so aus:

Eine Wahrheit ohne Intuitivität ist null für den menschlichen Geist. Lieber! ich wünsche gar sehr, daß du Das, was ich für das proton pseudos bei dir halte, nämlich die Entgegensetzung sogenannter abstracter Wahrheiten gegen concrete, aufs neue einer scharfen Prüfung unterwürfest. Meine Philosophie ist, und es wird meine ewige Philosophie bleiben: es gibt keine Tugend ohne einen Tugendhaften, keine Weisheit ohne einen Weisen, keine Wahrheit ohne existirende, substanzliche Individua von Object und Subject. Alles was ist, ist irgendwo; was nicht irgendwo ist, ist nicht.

Und dies ist es nun, was wir als eine mehr weibliche Organisation des Geistes ansprechen möchten, — diese Vorliebe für die Beobachtung mehr als für die Erklärung, dies unmittelbare Eingreifen des Concreten mit Verschmähung des für wesenlos und nichtig erklärten Abstracten; das Vertrauen zur Intuition sowie auch zur Analogie, und die Abneigung gegen die streng wissenschaftliche Deduction, das Mistrauen gegen Grundsätze und Systeme, die Ablehnung der eigentlich wissenschaftlichen Form. Die echte Philosophie ist ihm „Philosophie der Menschlichkeit und des Kindersinnes, innerer Ahnungs- und Schöpfungskraft, die in allen Menschen liegt". Wie die strenge Wissenschaftlichkeit, lag Lavater auch die Gelehrsamkeit in einem höhern Sinne fern, und er hat dessen keinen Hehl. Ebenso sehr oder noch deutlicher als nach der intellectuellen Seite tritt der weibliche Zug in Lavater's Natur nach der gemüthlichen, der Gefühlsseite, hervor. Er ist der Mann der plötzlichen, lebhaften und tiefen Empfindungen, der überwältigenden Eindrücke, der mächtigen Impulse, womit nicht gesagt sein soll, daß er nicht in seinen Neigungen und Bestrebungen beharrlich und consequent gewesen. Auf intuitiver Empfindung, Sympathie und Antipathie ebenso sehr als auf Beobachtung beruhte sein physiognomisches Bestreben; er las, empfand die Charaktere, statt sie aus der Handlungsweise zu folgern, unmittelbar aus den Gesichtern mit einer großen Sicherheit, mit einer in dieser Beziehung unverkennbaren, obwol natürlichen Divinationskraft. Überhaupt aber hielt er viel auf Ahnung und Prophetie, bei Andern und bei sich selbst, — auch hierin den weiblichen Charakter nicht verleugnend, sofern der Glaube vieler Völker vorzugsweise den Frauen prophetische Gaben zuschreibt, wie die Pythien, die Sibyllen, die Priesterinnen und Seherinnen der Germanen beweisen, und sofern auch in neuesten Zeiten in den Annalen des Magnetismus und Somnambulismus hauptsächlich das weibliche Geschlecht eine Rolle spielt. Weiblich war seine oft überzarte, zur unfruchtbaren Selbstquälerei führende Gewissenhaftigkeit, während er doch im Ganzen nichts Peinliches und Ängstliches in seinem Wesen und seiner Geistesrichtung hatte; weiblich sein Hingeben an Freunde, sein Eingehen auf die Empfindungen Anderer, namentlich auch der Frauen; weiblich war endlich der Charakter seiner Religiosität. Weder Philosoph noch gelehrter Theolog in strengerm Sinne, hielt er wenig auf scharfgefaßte, begriffsmäßige Dogmen; „ich mag es leiden, daß man mir alle theologische Rechtgläubigkeit abspricht, wenn man mir nur die biblische läßt", schreibt er einmal, und anderswo:

Es thut mir immer in der Seele weh, wenn man eine deliciöse, auf mannichfaltige Weise genießbare Sache zu einem dogmatischen Zankapfel macht, und die allerherzlichste Herzenssache in eine metaphysische Streitfrage verwandelt.

In nichts, was nur einen Geruch von sogenanntem Religionsstreit zu haben scheinen könnte, lasse ich mich je ein. Religion ist eine innere Geistes- und Herzenssache zwischen Dem, was sich endlich nennt, und Dem, was das Endliche unendlich nennt; ein geistiger Genuß unsichtbarer und ewiger Dinge. Ich gebe alle Namen für Genuß und Seligkeit hin, sogar Geist und Christenthum, wie viel tausendmal eher Alle, was Reformirtheit, Zwinglianismus, Calvinismus heißen mag.

(Der Beschluß folgt.)

Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Gesammelt nach eigenen Beobachtungen und selbstgemachten Erfahrungen und herausgegeben von R. Fr. Eylert. Zweiter Theil. Magdeburg, Heinrichshofen. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. *)

Mit größerer Ungeduld als dieser mag selten ein zweiter Theil erwartet worden sein. Die lange Verzögerung seiner Erscheinung gab selbst zu wunderlichen Vermuthungen Stoff und reizte auch auf diesem Wege die Neugier. Wir haben die vielbegehrte Fortsetzung nun vor uns und mit ihr eine Arbeit, welche die verschiedenartigsten Urtheile anregt. Natürlich — denn während der erste Theil seinem Titel gemäß ein lebenvolles Bild des unvergeßlichen Königs dem Geschichtsfreunde und der mitlebenden Männerwelt darbot, wendet sich dieser Theil, indem er zum großen Theil ein Charaktergemälde der Königin, einer der schönsten und anmuthvollsten Frauen ihrer Zeit, darbietet, wesentlich an die Frauen und setzt die Interessen fast ganz bei Seite, mit welchen und unter deren Einfluß der erste Theil dieses Werks zur Hand genommen wurde. Hieraus viel Täuschung auf der einen, viel Antheil auf der andern Seite; denn die Königin Luise ist für den Biographen ein trefflicher und dankbarer Vorwurf; eine Frau, nicht blos voll Harmonie, sondern voll Charakter und in der Geschichte ihrer Zeit nicht ohne mitbestimmenden Einfluß.

Der Verf. hatte, wie wir wissen, das Glück, in der Nähe und unter der ungehinderten Anschauung dieser begabten Natur zu leben; er war befähigt, und wenn man will, berufen, uns die Umrisse und die Züge dieser Erscheinung zu fixiren, wie wenig Andere, und wir können nicht zweifeln, daß ihm dieses Unternehmen auf das vollständigste gelungen sein würde, hätte nicht die allzu große Weichheit seiner Natur ein subjectives Hinderniß abgegeben, das der vollständigen Erfassung einer so charaktervollen Frau als die Königin Luise war unbesieglich entgegenstand. Er hat die Königin in allen Beziehungen, als Gattin, Mutter und Herrin in einem großen Haus — aber als Königin hat er sie nicht geschildert. Es ist hierzu kaum ein Versuch vorhanden; ja der Verf. zielt, wie absichtlich, darauf ab, den geschichtlichen, den politischen Einfluß der Königin Luise, wie er von andern Seiten her zu seiner Zeit allerdings übertrieben hoch angeschlagen worden sein mochte, in seinem Buche gänzlich zu ignoriren, was nicht

*) Vergl. über den ersten Theil Nr. 127 und 128 d. Bl. f. 1843.
D. Red.

minder unhistorisch sein wird als es das Gegentheil war. Daß ihm die Kenntniß so bekannter Vorgänge, wie sie die Periode vom Frühjahr 1805 bis zum Sommer 1806 herbeiführte, abginge, läßt sich gar nicht annehmen, und wir haben daher nur die Wahl, entweder den Standpunkt festzuhalten, daß der Verf. des Antheils, den die Königin an den Beschlüssen des Cabinets in dieser Periode nahm, nicht gedenken wollte, um schmerzhafte Erinnerungen zu vermeiden, oder daß er sich wirklich und absichtlich gegen Einflüsse verblendete, die allerdings auf einer mangelhaften Auffassung der Weltbegebenheiten mehr als auf dem Charakter beruhten, der das alleinige Object seiner Darstellung bleiben sollte.

Hat der Geschichtsfreund nun auch in dieser Beziehung über ihn zu klagen und findet er sich in seinen Erwartungen nicht vollauf befriedigt, so werden ihm die Leserinnen desto mehr Dank dafür wissen, daß er dem fleckenlosen Bilde der Königin in jedem Bezuge weiblicher Wirksamkeit seine ganze Mühe und Treue zugewendet hat. In der Regel ist auch kaum ein reineres und glänzenderes Bild einer königlichen Frau zu denken als das, welches der Verf. in immer wiederkehrenden und immer neuen Zügen vorführt. Ihr ganzes Wesen auf einmal zu bezeichnen hat die deutsche Sprache ein schönes Wort, es ist „Holdseligkeit". Holdselig war ihre Rede, ihr Schweigen, ihr Scherz, ihr Ernst, ihr kindliches Herz im Glück, ihr religiöser Schmerz im Unglück. Sie kannte die Segnungen einer reinen Seele im Wohlergehen, die Segnungen einer erhabenen, das Irdische fromm überblickenden Stimmung im Leide. Als Weib ganz Liebe und Wohlwollen, als Gattin nach Lavater's schönem Wort das Du zu dem Ich des Mannes, als Herrin ganz Anmuth und Huld, von keiner unreinen Regung je bewegt, Kind entweder oder über der Leidenschaft schwebender Geist, gewährt das Charaktergemälde, das der Verf. von der Königin Luise entwirft, eine sanfte Rührung, ja eine Erbauung, wie sie uns aus Heiligengeschichten nicht immer zu Theil wird. Und hierbei ist Alles Wahrheit und Wirklichkeit, so unleugbare Wahrheit, so volle und innere Harmonie, daß an keiner Stelle des Buchs auch nur die Ahnung eines Zweifels erweckt wird. Es liegt dies in der eigenthümlichen Art der Darstellung des Verf. überhaupt; denn er mag wol mit Absicht oder ohne diese hinweglassen, hinzugefügt hat er mit oder ohne Absicht gewiß nicht.

Der logische Zusammenhang des Inhalts dieses Theils mit seinem Titel wird ausschließlich durch das eheliche Verhältniß des Königs begründet. Und wie die Königin als Gattin ein Muster für alle Frauen ihrer Zeit war, so werden die Frauen unserer Zeit dies Buch mit Lust und Befriedigung durchlesen und an dem Bilde ehelichen Glücks, wie es hier in ewigjunger Gefühlsfülle, in süßester Zartheit und makelloser Reinheit vor ihnen entfaltet wird, ihre rechte Freude haben. Von da an aber, wo der Schmerz des Lebens das glückliche Paar erfaßt, zeigt sich ein lehrreiches Bild religiöser Erhebung über das Leid des Daseins und ein schönes, erbauendes Vertrauen auf Überwindung und endlichen Sieg. Mitten in dieser Erhebung, welche die schönsten Züge uns versinnlichen, entwich der reine Geist, sein Andenken unvergänglich im Volke zurücklassend. Es widerfuhr ihm nach seinem Verdienst, denn er wird gepriesen — bis auf diese Stunde.

An den einzelnen Äußerungen dieser erhabenen Seelenstimmung sich zu erfreuen und zu erbauen ist Sache des Lesers, welcher dabei ihre Unvollständigkeit empfinden mag, je nachdem er auf eine zusammenhängende Lebensgeschichte rechnete oder nicht. Daß auch nicht eine einzige Äußerung von Zorn, Ungeduld oder Haß gegen den unerbittlichsten Gegner ihres Glücks uns aufbewahrt wird, würde Verdacht erwecken, wenn es sich nicht eben von einer vollkommen schönen Natur handelte, der das Unschöne, beträfe es selbst den schlimmsten Feind, eben deshalb fremd war, weil es die innere Harmonie zerstörte. In dieser Beziehung ist der Zug gedenkenswerth, wo, als eine Person aus der königlichen Umgebung vor einem Bildniß Napoleon's, nach der Schlacht von Eylau, ausspie, die Königin tadelnd und heftig ausrief: „Nicht doch, Liebe, so werden wir nicht fertig mit unserm Schmerz!"

Was in dieser Nacht der Drangsale folgt, ist durchweg als Probe eines erhabenen Geistes anzusehen und muß jedes fühlende Gemüth zur Bewunderung stimmen. Pflichttreue, Ergebung, Mutterliebe sind am Ende in einer solchen Lage natürliche Äußerungen eines nach Selbsterkenntniß ringenden Geistes; aber daß diese sich mit Liebenswürdigkeit und mit dem Lächeln der Anmuth umkleiden, deren Herrschaft nicht bei uns steht, das ist als Ergebniß einer höhern Natur bei Leidenden zu erkennen, denen die Schönheit zum zweiten Naturgesetz geworden ist. In diesem Sinne trug sie den Druck und die Enge der Verhältnisse zu Königsberg und Memel, und wußte sich in dem Dorfe Huben, in dem Landhause des genialen Hippel, ein kleines Paradies und aus dem Druck des Daseins ein Idyll zu schaffen, das wir bewundernd betrachten.

Gegen den Schluß dieser Abtheilung hin tritt der König wieder etwas mehr in den Vordergrund der Darstellung, ohne jedoch dem leuchtenden Gestirn, welchem dieser Theil vorzüglich gewidmet ist, von seinem Glanze etwas zu entziehen. Der gänzliche Ausschluß politischer und historischer Beziehungen hat den Rahmen des Verf. unnatürlich verengt; in Dem, was ihm hiernach übrig bleibt, hat er sich erschöpft, und wir dürfen sein Buch, dessen erster Theil einen einstimmigen Ruf des Beifalls erweckte, nunmehr wol als dem Schlusse nahe ansehen, obgleich der Vorhang etwa beim J. 1808 herabfällt. In geschichtlicher Beziehung beginnt um diese Zeit gerade die große Epoche der preußischen Revolution, um uns auch einmal dieses Ausdrucks zu bedienen, d. h. die Epoche der gänzlichen Umgestaltung der innern Staatsverhältnisse aus einem neuen Princip her. Es war eine schwere, mächtige Interessen tief verletzende, unermeßliche Opfer begehrende Zeit; allein die Vaterlandsliebe der Preußen, verbunden mit der Überzeugung von der gänzlichen Unhaltbarkeit der alten Einrichtungen, brachte diese Opfer, schweigend — ja selbst dankbar. Das strenge Recht beugte sich in dieser gewaltigen Epoche der Umbildung vor der Nothwendigkeit, die einzelnen Ungerechtigkeiten, welche unerlaßlich waren, um ein altes und großes Unrecht wieder gut zu machen, wurden still und schweigend ertragen, ja sie weckten und stählten die Liebe zum Vaterlande, für welches man eigentlich jetzt zum ersten Male bewußte Opfer brachte. Diese Zeit der Erhebung aus tiefem, todesähnlichen Schlummer hat der Verf. noch vor sich, sie ist sicher einer der schönsten Abschnitte in der preußischen Geschichte; allein wir besorgen sehr, der Autor werde sie, seinem Systeme getreu, wenig oder gar nicht ins Auge fassen, und den liebenswürdigen Zügen aus dem Privatleben des Königs und der Königin in etwas declamatorischer Art den Vorzug vor einer ernstern Würdigung der Verdienste Friedrich Wilhelm's III. bei der Reorganisation des ganz zerrütteten Staatsgebäudes einräumen. Offenbar heißt dies, den trefflichen Fürsten nur halb kennen lehren; ja insoweit ihm selbst Unrecht thun, als eine solche Darstellung die Welt nur in der falschen Annahme bestärken kann, als habe der König um die schöpferische Wiederherstellung des Staats kein „persönliches" Verdienst; allein dennoch glauben wir, daß der Verf. bei seinem Gedanken reinmenschlicher Abzeichnung des königlichen Bildes verharren und den verdienstvollen Landesfürsten darüber in den Schatten stellen wird. Geschieht dies, wie wir nicht anders glauben, so ist dies Geschäft noch zu thun: die Mitwirkung, die Theilnahme, die Anregung darzustellen und zu würdigen, die Friedrich Wilhelm persönlich bei dem Wiederaufbau des Staats in den J. 1809—12 hinzutrug, und das Verdienst hervorzuheben, das in seiner Festigkeit bei einmal gefaßtem Beschluß, in seiner Consequenz, in der Stärke seines Gemüths, die durch keine Gegenwirkung erschüttert wurde, in seinen schnellen und raschen Entschließungen bei den wichtigsten Materien der veränderten Gesetzgebung und in seiner weisen Leitung des Fortschritts für den Kundigen zu

Lage liegt. Dies Verdienst ist größer als man glaubt; es überragt das einer durchaus reinen Persönlichkeit unsers Erachtens beiweitem, und der Verf. würde ein großes Unrecht begehen, ginge er schweigend darüber hin. Ein reformirender Fürst ist den schwersten Versuchungen ausgesetzt; denn jede Neuerung läßt ihre doppelte Ansicht zu, und indem in der Regel beide vertreten werden, gehört große Kraft des Geistes, Stärke der Überzeugung, Festigkeit des Willens und Unabhängigkeit dazu, sich bestimmt und consequent für die eine Ansicht zu entschließen und so schnell zu diesem Entschluß zu gelangen, wie dies in der Epoche von 1809—12 bei den wichtigsten Staatseinrichtungen der Fall war. Diese Willensfestigkeit ist es gerade, welche dem trefflichen Fürsten seltsamerweise am meisten von der öffentlichen Stimme entweder abgesprochen oder bei ihm doch bezweifelt wird, und der Verf. hätte daher offenbar Gelegenheit, sich ein wesentliches historisches Verdienst zu erwerben, wenn er nun den Anlaß nähme, gerade diese Seeleneigenschaft des Königs und zwar in besonderm Bezug auf die Reorganisation des preußischen Staats in ein recht helles Licht zu stellen.

Doch er wird dies kaum unternehmen wollen, und so werden wir uns denn schon an der Darstellung so schöner Züge aus dem Privatleben des Königs genügen lassen müssen, wie er z. B. auf S. 213 fg. berichtet. Der dort erzählte Vorgang ist merkwürdig. Ein wilder Mensch tritt den in Erdmannsdorf einsam wandelnden König bewaffnet und mit dem Entschluß einer Unthat an, und die Milde, die Festigkeit, die Herzensgüte, die ihm begegnet, entwaffnet den wilden Menschen. Diesen Zug berichteten viele Localblätter gerade um dieselbe Zeit, als das abscheuliche Attentat in Berlin vollbracht wurde. 19.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Belletristik.

Wir pflegen von Zeit zu Zeit den Lesern d. Bl. eine gedrängte Übersicht über die wichtigsten belletristischen Erscheinungen der französischen Literatur zu geben. Man sollte meinen, daß wir uns recht gut dieser Mühe überheben könnten, indem Tausende von fingerfertigen, unermüdlichen Übersetzern Tag für Tag auf der Lauer stehen, um sich jeder nur einigermaßen wichtigen Erscheinung auf dem Gebiete der französischen Romanliteratur zu bemächtigen. Nichtsdestoweniger lassen diese Schriftsteller, die um Taglohn arbeiten, oft gerade die wichtigsten Sachen unberücksichtigt. In der Regel greifen sie nur solche Romane aus, von denen sie glauben, daß sie ein einträgliches Leihbibliothekenfutter abgeben werden. Auch wir werden hier nicht blos Meisterwerke citiren, deren keine Literatur in großer Anzahl hervorbringt; aber wir wollen doch wenigstens die wichtigern hervorheben. Dabei nehmen wir besondere Rücksicht auf solche Erscheinungen, welche zur Charakteristik der modernen französischen Literatur dienen können. Abgesehen von der bekannten Sammlung Montmergué's, welche wissenschaftlichen Gehalt hat, sind die Sagen der Bretagne unzählige Male Gegenstand romanhafter Behandlung geworden. Einen neuen Versuch dieser Art erhalten wir in Paul Féval's „Contes de Brétagne", der im Ganzen etwas dürftig ausgefallen ist. Der fruchtbarste von allen jetzt lebenden Romandichtern ist ohne Zweifel Alexander Dumas, dessen Productivität an das Unglaubliche streift. Wir haben indessen diesmal nur vier neue Romane von ihm zu erwähnen, die zusammen neun Bände ausmachen. Es sind dies „Le château d'Eppstein", „Amaury", „Cécile" und „Gabriel Lambart". Bei der ungeheuern Hast, mit der Dumas seine Productionen in die Welt schleudert, ist es nicht zu verwundern, wenn seine neuesten Romane nicht über die Linie der Mittelmäßigkeit hinausgehen. Zwei dieser Werke sind einer großen Sammlung von Romanen einverleibt, die bis jetzt schon manches Gute enthält. Dieselbe führt den Titel „Bibliothèque de romans nouveaux". Außer den Dumas'schen Romanen heben wir von den zuletzt erschienenen Theilen dieser Bibliothek folgende Dichtungen hervor: „Le comte Frédéric ou l'Exilé polonais" von Celestine Reverchon (Bd. 34—36), „Le dernier des touristes" von Adrien Delaville (Bd. 46), und ganz vorzüglich „Raccolta, moeurs siciliennes et calabraises" von Charles Didier (Bd. 39 und 40). Didier, ein Genfer von Geburt, gehört zu den gewandtesten und geschmackvollsten Schriftstellern, welche die gegenwärtige französische Literatur aufzuweisen hat. Seine „Campagne de Rome" namentlich ist ein sehr gefälliges Werk, das auch bereits in einer neuen Auflage erschienen ist. Auch seine Leistungen als Romandichter sind ganz bemerkenswerth. Von Gustave Desnoireterres, der sich gleichfalls bereits durch mehre poetische Erzeugnisse vortheilhaft bekannt gemacht hat, erhalten wir in seinem „Jarnowick" eine recht lebhafte Schilderung aus dem vorigen Jahrhundert. Auch Paul L. Jacob, der unermüdliche Bibliophile (Lacroix), gibt uns ein neues Product seiner düstern Muse. Dasselbe führt den Titel „Le fils du notaire". Jules David, einer der hitzigsten Streiter für die Sache des Radicalismus, hat in seiner „Reine des voleurs" einen Roman geliefert, der in verschiedenen Partien an einzelne Scenen in Victor Hugo's „Notre-Dame de Paris" erinnert. Als interessante Schilderungen des alltäglichen Lebens lassen wir Roland Bauchery's „Les Bohémiens de Paris" und die „Boudoirs de Paris" vom Herzoge von Abrantes gelten, während beide Werke nicht den geringsten Werth in poetischer Beziehung in Anspruch nehmen können. Der Verf. des letztern Buchs ist ein Sohn der berühmten Memoirenschreiberin. Er hat sich in den höhern Kreisen zu Paris mehr durch seine geselligen Talente und sein etwas abenteuerliches Leben hervorgethan und eine Art von Namen gemacht, als durch seine unbedeutenden poetischen Leistungen.

Celtica.

Die celtischen Studien haben in unsern Tagen einen neuen Schwung bekommen, und wenn diese Forschungen auch noch nicht als abgeschlossen zu betrachten sind, so haben sie doch sicher schon ganz beträchtliche Resultate ergeben. In Deutschland ist der Anstoß dazu vorzüglich von Bopp und Diefenbach gegeben, während sich in Frankreich die ganze Schar der Celtophilen um den trefflichen, hochverdienten Legonidec reiht, der sich um diese Studien unsterbliche Verdienste erworben hat. Unter der großen Menge Derer, welche auf der vom Meister eröffneten Bahn weiter vordringen, zeichnet sich vorzüglich ein junger Italiener, C. Galli, aus. Derselbe entfernt sich in seinen Untersuchungen zum Theil von den gewöhnlichen Ansichten, obgleich er nicht in den Fehler verfällt, den sich oft Diejenigen zu schulden kommen lassen, welche aus Lust an Originalität alle Resultate ihrer Vorgänger unberücksichtigt lassen. Seine Ansichten hat er in einem kleinen Werkchen niedergelegt, das uns erst vor kurzem zu Gesicht gekommen ist. Er bemüht sich darin nachzuweisen, daß die Celten ebenso wie die Scythen und Äthiopier nicht Eine Nation, sondern verschiedene Nationen sind, daß sie sich nicht Einer Sprache, sondern verschiedener Sprachen bedienten. Er hält es für ein thörichtes Beginnen, eine gemeinschaftliche Basis für diese Sprache auffinden zu wollen oder sie mit andern Worten aus derselben Quelle herzuleiten. Er nennt dies ein Gebäude auf Sand bauen. Galli bringt zur Bekräftigung seiner Behauptungen Belege aus 50 Sprachen bei. Manche seiner Combinationen dürften vielleicht nicht ganz haltbar sein; aber im Allgemeinen muß man dem Verf. das Zeugniß geben, daß seine Schrift reich an geistvollen Bemerkungen ist, aus denen die Wissenschaft sicherlich manchen Gewinn wird ziehen können. Dieses Werkchen, aus dem wir bei der Gedrängtheit der Darstellung nicht wohl einen eigentlichen Auszug geben können, ist betitelt „Essai sur le nom et la langue des anciens Celtes". 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 43. —— 12. Februar 1845.

Johann Kaspar Lavater.

Erster Artikel.

(Beschluss aus Nr. 42.)

So legt er, echt weiblich, den Hauptnachdruck nicht auf den Glauben, sondern auf die Liebe, die Geistesgemeinschaft, den Genuss, und scheint den Glauben ganz frei lassen zu wollen, mit jeder Art von Glauben sich vertragen zu können. Er klagt: „Wir beschränkte Wesen sind von so beschränkender Natur; je beschränkter, desto beschränkender"; und in der That war Lavater selbst einerseits so wenig dogmatisch-ängstlich und ausschliesslich, dass ihm sein lebhafter und vertrauter Verkehr mit Katholiken heftig zum Vorwurf gemacht werden konnte (wobei man freilich nicht seine Toleranz angreifen, sondern seine Hinneigung zu reactionnairen und verdunkelnden Bestrebungen rügen wollte) und er sich gegen die Beschuldigung des Socinianismus vertheidigen musste. Aber diese theoretische Weitherzigkeit, welche über Worte und Dogmen sich wegsetzte — das blos Begriffsmässige verabscheute, „geistlose Theologie führt an Abgründe der Irreligiosität" —, war wohl vereinbar mit einer freilich inconsequenten, aber nicht eben unweiblichen, rechthaberischen Ausschliesslichkeit, welche, die Einstimmigkeit in Worten und Dogmen nachlassend, die Gleichförmigkeit der Empfindungen und Gefühle Andern zumuthete und, wie Goethe berichtet, bis zu dem Dilemma: „Christ oder Atheist", fortgehen konnte. Lavater glaubte, wohlmeinende Menschen für seine Ansichten gewinnen zu können, dadurch, dass er blos vom Interesse der reinen Menschenliebe erfüllt sei und sich zeige, und dass er dann weiter eine der allerlebendigsten Überzeugungen des Gegners zum Grunde lege, und von dieser aus sonnenhell denselben von der Wahrheit seiner (Lavater's) Ansicht überzeuge; und wenn dann Einer die Beweisführung doch nicht so sonnenhell fand, sie nicht gelten liess, so war er Lavater, wie diesem ein Freund vorrückt, ein schwacher, unerleuchteter, unfreier Geist; und Lavater gibt den Vorwurf zu, er gesteht, „dass er immer schwerer finde, ihm auszuweichen, je mehr er Eigensinn, Unbelehrlichkeit und Schüchternheit miteinander verbunden sehe, die Wahrheit zu verwerfen; allerdings müsse er liebreicher in seinem Herzen und vorsichtiger mit seiner Zunge sein". Im Wollen und Handeln wird sich weniger als im Intellectuellen und Gemüthlichen eine specifische Verschiedenheit der Geschlechter nachweisen lassen, welche nicht schon durch die Unterschiede in diesen Beziehungen bedingt und angedeutet wäre; vielleicht darf man behaupten: das Wollen und Streben des weiblichen Geistes behält mehr die Form des Triebes, des Instincts, der Neigung, — beim männlichen Geist prägt es sich mehr als bewusster Eigenwille und klar gedachter Zweck aus; und: der Mann handelt mehr nach Grundsätzen und Maximen, die er für allgemein gültig gehalten wissen will, oder er strebt nach dem Scheine, so zu handeln; der weibliche Charakter handelt mehr aus unmittelbarem Gefühl des Guten und Rechten, wie es sich ihm im einzelnen Fall darstellt, und glaubt durch Aufstellung von Regeln und Grundsätzen die Freiheit und Schönheit des Handelns zu beeinträchtigen. Auch diese Züge der weiblichen Eigenthümlichkeit würden auf Lavater ihre Anwendung finden.

> Genuss ist Zweck der Tugend, Genuss der Zweck der Gewissenhaftigkeit und Religion. Wenn die Sünde nichts als Genuss verschaffte, wer wäre so thöricht, sie zu hassen, und so barbarisch, sie zu verbieten. Tugend und Religion ist der Epicuräismus der Vernunft und des Herzens. Weg mit dem kriechenden Geist der immer zaghaften Ängstlichkeit!

Ebenso wie peinliche Ängstlichkeit, unevangelische Gesetzlichkeit, ist ihm auch ein strenger und stolzer Stoicismus — die Philosophie höchst männlicher Geister — fremd. Wie hoch er die Individualität, die Rechte derselben und das Handeln aus ihr hält, geht aus folgender Stelle hervor:

> Philisterei heisse ich: Nichtachtung der Individualität, Nichtachtung der Privilegien, welche Natur und Schicksal mit vielen Lasten und Bürden gewisser Individuen ertheilen. Jeder Mensch hat seinen eigenen Gang. Ich finde es nicht klug und nicht delicat, ihn darüber zu meistern. Nichts ist mir unviolabler als eines Jeden Individualität, selbst wenn sie mich drückt.

Gewiss hat Lavater zu dem Cultus der „schönen Seelen", die sich doch hauptsächlich, wo nicht ausschliesslich unter dem schönen Geschlechte fanden, durch seine ganze Geistesrichtung viel beigetragen. Mit Entzücken dankt er Jacobi für das Geschenk seines „Woldemar", dieses „unsterblichen Werks", gegen das er fast nichts einzuwenden wisse, und wo er „fast überweiblich gross die göttlichen Geschöpfe Henriette und Alwine" findet, welche das Genie der Tugend, die freie Schönheit der

Seele darstellen. Weiblich kann man endlich an Lavater finden seine Vielgeschäftigkeit mit Schreiben und Anknüpfen von Verhältnissen, seine ausgebreitete, wuchernde, ihn selbst am Ende durch Last der Antworten und des Portos erdrückende und zur Verzweiflung bringende Correspondenz, und seine Tagebuchführung, die ganze Art seiner ungemein fruchtbaren, aber fast durchaus einen mehr oder minder persönlichen Charakter tragenden Schriftstellerei. Welche Vorzüge er auch als Schriftsteller haben mag: man kann Goethe nicht Unrecht geben, wenn er ihm die Gabe der Darstellung im eigentlichen (künstlerischen) Sinn abspricht; Lavater's Herz und Mund floß beständig über, aber er hatte nicht die Geduld oder nicht das Bedürfniß und den Sinn, was er glaubte, dachte, fühlte, in eine gediegene Form zu gießen; das Schreiben war ihm immer nur Bedürfniß oder Mittel — sich mitzutheilen oder zu belehren, zu wirken —, nie Zweck an sich; statt die Aussichten in die Ewigkeit als Gedicht auszuarbeiten, wie er die Absicht hatte, schrieb er darüber in Prosa weitläufige Briefe an Zimmermann, und über der Mittheilung des Plans unterblieb die poetische Ausführung. Ihm fehlte, in seinen eigenen Productionen, der künstlerische wie der wissenschaftliche Sinn, und er glaubte das unmittelbare Leben und die rastlose Thätigkeit nicht durch solche Schranken und Fesseln einengen, den Strom der sich frei ergießenden Mittheilung und Belehrung nicht hemmen und schwächen zu dürfen; hingebend, wie die weibliche Natur, gab er in Allem sich, und zeigte auch vielfach eine Eitelkeit, welche beim Weibe unverhüllter und naiver hervortritt, während sie beim Manne in der That vielleicht tiefer wurzelt. *) 33.

B é r a n g e r.

Schon vor langen Jahren hat in der deutschen Literatur die Kritik oft und viel von einem Übersetzer-Handwerk gesprochen. So ehrenwerth auch dieses nützliche Handwerk ist, so fehlte doch der mit diesem Namen bezeichneten schriftstellerischen Thätigkeit eben das Nützliche. Die Kritik wollte sagen, daß der Übersetzer dabei, ohne seinen Kopf zu Rathe zu ziehen, die Hand allein habe walten lassen, und daß unter derselben gerade das Beste und Wesentlichste verloren gegangen sei. Trotz dieses gerechten Tadels hat sich jenes unnütze Handwerk bis auf die neueste Zeit fortgepflanzt. Man könnte sogar behaupten, es habe in Deutschland noch nie in solchem Flore gestanden als eben jetzt. Besonders tritt der Fall im Fache der Staatswissenschaften, der Belletristik und des Tourismus ein. Kaum erscheint im Auslande eine durch den Ruf des Verfassers oder andere Umstände empfohlene politische Flugschrift, Novelle oder Reisebeschreibung, so angeln auch schon gleichzeitig eine Menge Mitglieder des Buchhandels und der Schriftstellerei danach, um sie verdeutscht auf den Markt zu bringen. Da nun der zuerst ans Ziel Gelangende gewöhnlich den Preis vor den Spätern davonträgt, so fehlt der flinken Hand des Übersetzers nicht selten alle Zeit, sich mit dem Kopfe zuvor zu berathen. Wenn aber hinterher die Frucht von der Kritik für unreif erklärt wird, ist bereits ihr mercantilischer Erfolg entschieden. Dessen ungeachtet wußte sich neben dem sogenannten Übersetzer-Handwerk auch eine Übersetzer-Kunst immer mehr heranzubilden und nach und nach, vermöge der fortschreitenden Elasticität und Biegsamkeit unserer Sprache, auf eine sehr hohe Stufe hinaufzuschwingen. Obschon sie von dieser Stufe aus nur selten mit dem durch sie beschämten Handwerke in mercantilischer Hinsicht bei Verdeutschungen, deren Urschriften der Reiz der Neuheit und Mode den hauptsächlichsten Werth verleiht, sich keineswegs zu messen vermag, so gelingt es ihr doch bei Originalen, die sich durch großen, bleibenden Gehalt auszeichnen, auch dem kaufmännischen Interesse Genüge zu leisten. Einen besondern Zweig der Übersetzerkunst bietet die durch Metrum und Reim gebundene Rede dar. An ihm hat das bloße Handwerk sich zwar ebenfalls, aber nie mit einigem Erfolge versucht. Außer dem Kopfe verlangt dieser Zweig, soll das Werk auch nur einiger Berücksichtigung würdig werden, von seinem Bearbeiter noch Gemüth und, wo nicht gerade viel Phantasie, doch wenigstens etwas Kraft zu Erfindung und Gestaltung, sowie möglichste Sprachgewandtheit. Ohne letztere Eigenschaften würde sogar die verständigste Nachbildung des Originals an den Klippen von Versmaß und Reim zu Grunde gehen. Denn diese zwei wichtigen Dinge nicht in die Nachbildung mit aufnehmen, das hieße solche einer Unvollkommenheit wieder preisgeben, deren sie schon vor geraumer Zeit entwachsen ist. Ist doch sogar der jetzigen, schwerlich unrichtigen Ansicht nach, nur im Nothfalle von der äußern Form des Originals und dessen Versmaße abzugehen. Die neuere Zeit beweist übrigens, zu welcher Meisterschaft auch dieser Zweig der deutschen Literatur sich emporgeschwungen hat, durch eine Menge Versuche der Uebertragung epischer und lyrischer Dichtungen des Auslandes.

Vielleicht gehören die Lieder des so gemüthreichen als geistvollen französischen Dichters Béranger zu den schwierigsten Aufgaben eines Verdeutschers. Schon die luftige, nicht selten sogar leichtfertige Grazie im Ausdruck der Sprache Frankreichs an sich, welche dieser Sänger so ganz in der Gewalt hat, könnte den bedenklichen Deutschen von der Sache zurückschrecken. Allein dessen nicht zu ermüdendes Streben nach neuen Eroberungen auch auf diesem Gebiete des Geistes scheint ihn gerade vorzugsweise zu Gewinnung der Werke Béranger's für die deutsche Literatur aufgefodert zu haben. Denn bekanntlich sind in den letzten Jahren bald nacheinander drei verschiedene Bearbeitungen derselben von mehr oder weniger großer Auszeichnung, besonders im Einzelnen, im deutschen Buchhandel hervorgetreten. Als eine köstliche Gabe ist unter Anderm die zweckmäßige Auswahl davon zu betrachten, welche wir der Dichterkraft der seitdem leider verstorbenen v. Chamisso und v. Gaudy verdanken. Bei dem größten Theile der Sammlung ist es ihnen geglückt, nicht nur Sinn, Geist und Art der französischen Poeten in eine höchst gefällige deutsche Sprache überzuführen, sondern auch die in Béranger's lebenslustigen Liedern zuweilen halbverschleierten Schönheiten ganz herauszufühlen und sie auf gleiche Weise mit einem durchsichtigen deutschen Gewande zu umhüllen. Aber, wie gelungen auch ihre und die rühmlichen Bemühungen der andern Verdeutscher Béranger's sein mögen, so sind dadurch neue Bestrebungen, dessen Lieder mit deutscher Kleidung zu versehen, keineswegs für unnütz zu erklären. Bei Werken in ungebundener Rede ist die Übertragung aus einer Sprache in die andere vollständig gut, wenn der damit Beschäftigte ihren Inhalt erschöpfend wiederzugeben versteht. Letzteres wird jedoch bei Erzeugnissen in gebundener Rede geradezu eine Unmöglichkeit. Versmaß und Reim stellen fast unablässig nicht zu bezwingende Hindernisse in den Weg, sodaß, soll auch ihnen die nöthige Berücksichtigung nicht entzogen werden, in vielen Fällen der Sinn des Originals durch Äquivalente ersetzt werden muß. Jede Übertragung epischer und lyrischer Productionen in eine andere als die ursprüngliche Sprache ist daher ohne neue Schöpfungen gar nicht denkbar und folglich mehr oder weniger selbst Original. Es liegt sonach in der Natur der Sache, daß sogar durch die ausgezeichnetsten Nachbildungen dieser Art der

*) Den zweiten Artikel geben wir im nächsten Monat. D. Red.

Kreis derselben nie als geschlossen betrachtet werden kann, indem die Perfectibilität einer solchen keine Grenze hat.

Schon darum erscheint bei vorzüglichen Dichterwerken eine recht große Zahl dieser Nachbildungsversuche sehr wünschenswerth, weil durch sie, falls sie nicht völlig verunglücken, der Sprache, in der sie geschehen, immer eine, in gewisser Hinsicht selbständige Bereicherung auf dem Felde der Poesie widerfährt. Und deshalb dürften dergleichen Versuche, besonders an recht schwierigen Originalen, auch wenn sie sich schon der ausgezeichnetsten rühmen können, im Allgemeinen dem Unternehmer keineswegs als Anmaßung auszulegen sein. Dies zur Entschuldigung, wenn ich ebenfalls einige Versuche dieser Art zu präsentiren mir erlaube. Das Bewußtsein meiner sehr beschränkten Kräfte setzte sich zwar einige Male, wenn ich schon zur Ausführung zu schreiten dachte, tadelnd dagegen. Zuletzt ließ aber doch meine allzu große Lust und Liebe zu dem Unternehmen dieses Bewußtsein nicht mehr zum Worte kommen.

Die hier beigefügte erste Probe ist ein aus dem Innersten französischer Landleute aufgegriffenes Werk, dessen gemüthliche Lebenswärme allgemein anzusprechen pflegt. So viel ich mich erinnere, hat Béranger's der Freiheit huldigender Dichtergeist sich nie bis zur Kniebeugung vor dem großen kaiserlichen Gewaltherrscher herabgelassen. Der Eindruck seines Liedes „Les souvenirs du peuple" zeigt aber, wie gut er die durch Napoleon's so Auge als glänzende Eigenthümlichkeit in dem französischen Volke erzeugte Vorliebe für ihn kannte und zu einer gar rührenden Schilderung zu benutzen verstand. Als Gedicht gehört dieses übrigens gerade zu Denen, bei welchen die gänzliche Beibehaltung der äußern Form des Originals ohne Aufopferung wesentlicherer Dinge dem Bearbeiter nicht thunlich erschien.

Des Volkes Erinnerungen.

Ja, sein Ruhm wird sich bewahren
Unterm Strohdach arm und klein,
Noch von ihm nach funfzig Jahren,
Nur von ihm die Rede sein!
Zu der Alten, die dort ist,
Lenket dann das Dorf die Schritte:
„Mütterchen, o bitte, bitte,
Sagt uns, was Ihr von ihm wißt;
War vor ihm auch Frankreich freier,
Bleibt er doch dem Volke theuer.
Scheltet unsern Ungestüm,
Mutter, nur erzählt von ihm!"

„Kinder, ach, 's ist lange, lange,
War nach munterm Hochzeitsklange
Kaum in dieses Häuschen fort,
Als von Königen umgeben
Er einst kam durch unsern Ort.
Welch ein lautes Jubelleben!
Schnell den Hügel dort hinan,
Faßt' ich ihn mit meinen Blicken,
Und als sollte mich's erdrücken,
So hat er mir's angethan.
Ach, ich werd' ihn nie vergessen,
Mit dem grauen Rock und kleinen Hut,
Und der Miene so cordat und gut,
Wie er damals auf dem Pferd gesessen!
Klang sein: Guten Morgen, liebe Frau,
Mir im Ohr doch viele, viele Wochen."

„Mutter, hat er gar mit Euch gesprochen?"

„Und", versetzte nickend dann die Frau,
„Ein Jahr drauf, als er im Prachtzug wieder
Nach der Kirche zu Paris erschien,
Drängten Stadt und Land sich rings um ihn,
Freude bebt' uns Allen durch die Glieder.
Köstlich Wetter! rief da Jedermann,
Immer lächelt ihn der Himmel an,
Und er selber war vom Glück durchdrungen,
Daß sein Wunsch, ein Sohn, von Gott errungen."

„Welch ein schöner Tag fürs ganze Reich,
Mütterchen, um den beneid' ich Euch!"

„Doch als später fremder Völker Waffen
Wütheten in unserm armen Land,
Und er, Hülfe Dem herbeizuschaffen,
Noch allein beinah' im Felde stand,
Klopft' es Abends einst an diese Pforte.
Öffnend ohne Furcht vor Hinterlist,
Ach, erkenn' ich bald am Ton' und Worte,
Guter Gott, daß er es selber ist;
Er, mit einer kleinen Zahl Gefährten.
Wo ich eben sitze, nahm er Platz:
Welch ein böser Krieg, mein guter Schatz,
Rief er, stört der Heimat Frücht' und Heerden!"

„Mütterchen, daß wir es nie vergessen,
Hier hat wirklich er, er selbst gesessen?"

„Was mich hungert! sagt' er, und bereit
Stand alsbald das Brot und Lauerwein.
Trinkend trocknet' er sein nasses Kleid
Und am warmen Ofen nickt' er ein.
Dann erwachend, sah er, wie ich weinte.
Da nun sprach er: Frauchen, Muth gefaßt!
An Paris zerschellt des Unglücks Last,
Dort erlös' ich Frankreich von dem Feinde. —
Er ging. — Doch ein werthes Pfand ist mir
In dem Glas', aus dem er trank, geblieben!"

„Wie, in seinem Glase? Habt Ihr's hier?"

„Ja, das ist's! Doch er aufs Meer getrieben,
Er, dem selbst der Papst die Krone bot,
Auf ein wüstes Eiland, in den — Tod!
Lange durft' uns dieses Niemand sagen.
Wartet nur, so sprachen wir darein,
Bald wird er im Lande wieder sein,
Unsere Dränger rasch hinauszujagen. —
Desto härter aber schnitt der Schmerz
Falscher Hoffnung mir nachher durchs Herz."

„Uns hat sie mit gleichem Schmerz beladen,
Segne Gott Euch, Mütterchen, in Gnaden!"

Wie es in diesem Gedichte dem Verfasser gelungen ist, die Anhänglichkeit des Volks an die blendende Gestalt des gewaltigen Kaisers wahr und gemüthlich auszusprechen, so wußte Béranger im folgenden der mehr als blos zweideutigen Zigeunerwirthschaft eine Seite abzugewinnen, welcher sogar der Anstand, wenn er seine Scrupel nicht übertreibt, den Blick vergönnen darf. Die überall heiter hindurchblitzende Ironie des Dichters versöhnt mit dem hin und wieder vorkommenden Anstößigen, welches, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, einer Apologie des Zigeunertreibens aus Zigeunermunde kaum zu entziehen sein möchte.

Die Zigeuner.
(In der Versform des Originals.)

Zauberer, Gaukler, oder noch mehr,
Trübe Reige
Verschollener Reiche,
Zauberer, Gaukler, oder noch mehr,
Munt're Zigeuner, wo kommt ihr her?

Woher? Wer weiß davon etwas?
Schwalbenflüge
Sind uns're Züge.
Woher? Wer weiß davon etwas?
Wohin wir gehen, weiß man das?

Von Satzung, Herren und Heimat frei,
Sind wir Heiden
Sicher zu neiden,

Von Satzung, Herren und Heimat frei,
Lacht von neun Tagen das Glück uns drei.

Ins Leben tritt man ohne Zwang,
    Nichts von Schnüren
    Und Taufgebühren,
Ins Leben tritt man ohne Zwang
Beim Schall von Pfeifen und Gesang.

Vom Laufband wird kein Schritt beengt,
    Alles Leben
    Ist irres Streben,
Vom Laufband wird kein Schritt beengt,
Kein Glied ins Vorurtheil gezwängt.

Das Volk bethört durch unsern Trug,
    Glaubt an Wunder
    Und Zauberplunder,
Das Volk, bethört durch unsern Trug,
Braucht Heilige und Herenspuk.

Dem Reichen küßt man das Gewand,
    Lust'ges Bitten
    Ist wohlgelitten.
Dem Reichen küßt man das Gewand,
Zeigt singend ihm die leere Hand.

Gott arme Vögel nicht verläßt,
    Ist in Städten
    Der Weg vertreten,
Gott arme Vögel nicht verläßt,
Im Waldesgrund hängt unser Nest.

Still macht die Lieb' oft in der Nacht
    Uns bekännter,
    Bunt durcheinander,
Still macht die Lieb' oft in der Nacht
Ein Lager uns, eh man's gedacht.

Dein Auge kann nicht, Bücherwurm,
    Mag're Seele
    In dumpfer Höhle,
Dein Auge kann nicht, Bücherwurm,
Hinweg vom Wetterhahn am Thurm.

Das Seh'n ist Haben, flink hinein,
    Irres Treiben
    Süßer als bleiben!
Das Seh'n ist Haben, flink hinein,
Wer Alles sieht, nennt Alles sein.

Doch dem Menschen sagt man früh und spät,
    Lust'gen Brüdern,
    Wie Stubenhütern,
Doch dem Menschen sagt man früh und spät,
Lebt er, Bonsdies, stirbt er, Valet!

Und sterben wir so Mann als Weib,
    Gott befehlen
    Wir uns're Seelen,
Und sterben wir so Mann als Weib,
Kauft der Zergliederer den Leib.

Wir haben d'rum, durch Demuth stark,
    Nicht Gesetze,
    Ketten und Schätze,
Wir haben d'rum, durch Demuth stark,
Nicht Wiege, Obdach nicht, noch Sarg.

Doch glaubet unserm frohen Blick,
    Herr und Priester,
    Diener und Küster,
Doch glaubet unserm frohen Blick,
Die Freiheit, glaubt es, ist das Glück.

Ja, glaubet unserm frohen Blick,
    Herr und Priester,
    Diener und Küster,
Ja, glaubet unserm frohen Blick,
Die Freiheit, glaubt es, ist das Glück.

Friedrich Kaun.

Literarische Notizen.

Eine neue Schrift über irische Zustände.

Die politischen, nationalen und religiösen Kämpfe unserer Tage sind reich an mannichfaltigen Bekehrungen, Übertritten und Wiederabtrünnigkeiten. Je ungestümer die Parteimeinungen und Parteibestrebungen widereinander fluten, desto seltsamere Erscheinungen solcher Art kommen zu Tage. Die sogenannte Repealagitation in Irland hat in dieser Beziehung besonders eigenthümliche Fälle aufzuweisen, was sich wol am besten daraus erklärt, daß dort alle drei Gährungsstoffe unserer Zeit, die reinpolitischen, nationalen und religiösen Gedanken, Geister und Massen durchströmen und aneinander reiben. Ein Beispiel der eben angedeuteten Erscheinungen liegt in dem vor kurzem erschienenen Werke von W. Carleton: „Valentine M'Clutchy, the irish agent", vor. Der Verf. war durch seine frühern schöngeistigen Schriften als ein Anhänger der conservativen und protestantischen Partei bekannt, deren Vorurtheilen er darin geschmeichelt, deren Absichten er zu fördern gesucht hatte. Daß die in Dublin erscheinende „Nation", das Parteiblatt der Repealer, seines vorletzten Werkes „Traits and stories", welches Angriffe auf die katholische Geistlichkeit enthalten, rühmend erwähnt, hatte diesem Blatte von der katholischen Partei bittere Vorwürfe zugezogen. Aber der neueste Roman Carleton's hat den Beweis geliefert, daß die „Nation" ihren Mann besser gekannt, denn er tritt darin entschieden für die Repeal auf, indem er in der Person seines Helden den Inbegriff all der Unbilden schildert, die sein Vaterland von der Squirarchie zu dulden hat. Seine Schilderungen des irischen Volkes sind meisterhaft; die Beschreibung des Herauswerfens einer irischen Pächterfamilie, Mann, Weib und ein auf dem Sterbebett liegendes Kind, ist wahrhaft erschütternd und mahnt in seinem Eindruck an das herrliche Gedicht Freiligrath's über einen verwandten Gegenstand. Auch ist es, wie gesagt wird, dem Leben entnommen. Mit ebenso kundigem Pinsel unterwirft er das abscheuliche Treiben in den Logen der Oranienmänner. Einige seiner Bilder, welche die Entsetzlichkeiten vor Augen stellen, die dort unter dem Deckmantel gesetzlicher Rechte vor sich gehen, streifen jedoch an das Unschöne und Abstoßende. Der Verf. scheint dadurch nur die Allgemeinheit der Regel, daß Bekehrte in ihrem neuen Glaubenseifer selten Maß zu halten wissen, bestätigt zu haben.

Das „Athenaeum" über die deutsche Presse.

Das „Athenaeum" thut den „Geheimnissen von Wien" von Julian Chownitz die unverdiente Ehre an, dieses Erzeugniß des Besprechens zu würdigen. Freilich meint der Engländer, das einzige „Geheimniß" dabei, wie an vielen andern Sudeleien, die in Sue's Fußtapfen treten wollen, sei, wie dergleichen Bücher nur Abnehmer finden können. Es fallen dabei böse Worte gegen die deutsche Presse: „Was thun die Wächter der Presse", ruft das «Athenaeum», „wenn ein solcher Schreibler, wie er sich rühmt, zehn Novellen dieser Sorte zu veröffentlichen vermag? Ernstlich gesagt betrachten wir die Menge schwacher, siecher und anekelnder Gebilde der Einbildungskraft, die aus den zahlreichen Pressen Deutschlands hervorgehen, für ebenso schmachvoll für dieses Land, als es die «Literatur der Verzweiflung» für Paris geworden."

Shakspeare's „Julius Cäsar" französisch.

Der bekannte Dichter der „Jambes", Auguste Barbier, hat, wie der pariser Berichterstatter des „Athenaeum" meldet, Shakspeare's „Julius Cäsar" für die französische Bühne bearbeitet. Die Veröffentlichung dieser Umdichtung sei noch nicht erfolgt, aber man könne mit Grund nur etwas Tüchtiges erwarten. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 44. —— 13. Februar 1845.

Das deutsche Staatsleben vor der Revolution. Eine Vorarbeit zum deutschen Staatsrecht von Clemens Theodor Perthes. Hamburg, F. u. A. Perthes. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Seitdem sich Deutschland aus der Verkommenheit seiner Zustände regenerirt hat, sind in der neuesten Zeit besonders zwei Ansichten einander mit Schroffheit gegenüber getreten, in deren Gegensatz sich der alte Kampf zwischen Glauben und Vernunft, Gefühl und Raisonnement, zwischen dem Positiven und der Speculation von neuem hervorthut. Während man auf der einen Seite glaubt, der überstandene Reinigungsproceß sei noch nicht gründlich genug gewesen, und man müsse sich in das scharfe und ätzende Bad jener Verjüngungsquelle, an der sich die Menschheit von Zeit zu Zeit curirt und aussäubert, zurückverfügen, um einen nicht unbedeutenden Rest von materia peccans loszuwerden, ist man auf der andern Seite ganz anderer Ansicht. Weichliche Patienten verabscheuen heroische Curen, und vollends deren Wiederholung. Man erklärt daher die Cur selbst für ein Unglück und will die Stoffe, welche sie fortschaffen soll, nicht als üble anerkennen. Man sieht in ihnen Elemente des Staatslebens, welche keineswegs abgestorben sind, und deren Verjüngung für möglich und heilsam gehalten werden muß. Die Conservation ist also der Zweck, und Gründe für diesen Zweck sind bald gefunden. Man weist auf das Historische und urkräftig im Volke Entstandene hin, erklärt es für Frevel, Dergleichen vernichten zu wollen, und ruft als mächtigsten Bundesgenossen die Pietät gegen die eigene Vergangenheit und das Nationalgefühl, welches diese zu verschönern geneigt ist, zu Hülfe. So ist es denn noch immer die Frage: Soll zwischen Jetzt und Sonst fest und entschlossen ein Abschnitt gemacht und ein neues Leben begonnen werden, oder die Gegenwart nur eine neue verbesserte und vermehrte Ausgabe der Vergangenheit sein? Praktisch ist die Frage noch nicht beantwortet. Man hat nach beiden Seiten Concessionen gemacht und sonach die Aussicht aller Politik der Concessionen gewonnen: zunächst einen für Alle unbehaglichen Zustand, in welchem immer nur von Dem, was sein sollte, die Rede ist, und für die Nachkommen die Gewißheit von Krisen, deren Ausgang in Gottes Hand steht. Theoretisch ist viel über die Frage gesprochen und geschrieben, und sie bildet im Grunde den Kern aller politischen Erörterungen; die beste Vorbereitung zu ihrer Lösung ist es aber wol, wenn man unsere nächste und entferntere Vergangenheit genau erforscht und von ihr ein getreues, nicht verschönertes, nicht verzerrtes Bild entwirft. Auch scheint es, als ob das Zurückweisen auf das Historische und Nationale dergleichen Darstellungen in neuerer Zeit hervorgerufen hat: Hagen, Ranke, Gervinus und besonders zuletzt noch Schlosser haben hier so treffliche Arbeiten geliefert, daß die Materialien zu dem abzugebenden Urtheil liegen. Diesen Arbeiten schließt sich die oben bezeichnete Schrift an, indem sie das für jene Frage Wichtige besonders zusammenstellt. Aus diesem Gesichtspunkte müssen wir ihr einen bedeutenden Werth beilegen; daß außerdem die Darstellung anziehend und geeignet ist, Gleichgültige rege zu machen oder ihnen Unterhaltung zu gewähren, können wir nur als Nebensachen in Anschlag bringen.

Wäre auch Deutschland, so lehrt der Verf., ohne die Revolution nicht Das, was es ist, so folgt doch nicht, daß diese letztere der Keim des jetzigen Zustandes sei. Sie kann nur das Todte beiseite geworfen und dem Hervorkeimen der lebendigen Stoffe den Raum eröffnet haben. Es kommt also darauf an, ob die mittelalterlichen Staatsgebilde im vorigen Jahrhundert ein Lebendiges gewesen sind, welches weder den Keim des Todes in sich noch die Keime neuen Lebens unter bloßen Ruinen verborgen trug, und ob die schaffenden Kräfte im Volke auf solche Weise erstorben gewesen sind, daß nur die Willkür Einzelner oder die Macht der Ereignisse die Zukunft bestimmen konnte. Es werden deshalb zunächst die Staatstrümmer des deutschen Mittelalters und die Keime einer neuen politischen Zukunft, und dann die staatsbildenden Kräfte im deutschen Volke vor der Revolution näher betrachtet.

Das heilige römische Reich deutscher Nation, als Universalmonarchie der Christenheit, war von vornherein in einer falschen Lage. Seine Idee hat die Gemüther im Mittelalter wol erfüllt, aber sie hatte nichts Praktisches, nichts im europäischen Völkerleben Ausführbares, und bereits seit dem 17. Jahrhundert sprachen bedeutende Männer ohne Bedenken aus, daß jedes Bemühen, das erstorbene Recht des römischen Reichs als

Schirmherrn für die Kirche und als einigender Macht für die europäischen Völker geltend machen zu wollen, für die Deutschen verderblich und thöricht sei. Zu dem Begriffe eines Staats hat es das deutsche Reich nie gebracht. Das Volk war sich freilich seiner nationalen Einheit kräftig genug bewußt, um auch das Bedürfniß einer politischen Einheit zu fühlen, und hielt an dem Namen des deutschen Königthums fest. Dessen Wesen war indeß durch die aufkommende Landeshoheit frühe zerstört, und dem Volke blieb jene ewige, unbefriedigte und mit Scheinbildern abgefundene Sehnsucht nach politischer Einheit. Das Reich als Einheit hatte im vorigen Jahrhundert — wo Alles auf Geld und Soldaten ankam — nicht einen einzigen Soldaten und nur wenige Tausend Gulden jährlicher Einkünfte, und von einer Regierung, „dem politischen Herzschlag, welcher die Lebenskräfte des einheitlichen Staats durch alle Adern seiner Gliederungen treiben soll, war im Reiche keine Spur vorhanden." Nur der König und der Reichshofrath deuteten im vorigen Jahrhundert auf das Dasein eines alle Deutschen umfassenden Staats hin. Aber der König war, wie ihn Hippolytus a Lapide nennt, ein inane simulacrum, und der Reichshofrath ein willenloses Werkzeug seiner Launen. Auf der Herrenbank des Reichshofraths saßen Kinder und Ignoranten. Der Minister Söhne und Vettern wurden nach Leyden geschickt, um deutsches Staatsrecht zu studiren, gingen zum Scheine zwei Jahre in ein böhmisches oder östreichisches Collegium und kamen dann in den Reichshofrath. Die Gelehrtenbank war mit bestechlichen Handwerksgelehrten besetzt. Nicht minder lose und zuletzt wesenlos war der Lehnsverband des deutschen Reichs. Er ruhte auf einer historischen, aber keineswegs für alle Zeiten und unter allen Umständen geltenden Nothwendigkeit. Sie sollte die Stelle einer politischen Einheitsform vertreten, war aber selbst nicht auf Volkseinheit gegründet. Sie mußte entweder aus dem Privatrechtlichen rein herausgehen und staatlichen Charakter annehmen oder in sich verfallen. Der Gang der Geschichte entschied in Deutschland für das Letztere. An die Stelle einer Einheit unter einem kräftigen Oberhaupt trat eine Conföderation der Landesherren hervor, und im Gerichts-, Kriegs- und Finanzwesen erhielt die nationale Einheit auch eine einheitliche politische Form, welche ihrem Wesen nach nicht Staat, sondern Conföderation war. Die Conföderativ-Gewalt gelangte an den Reichstag, der seit 1663 permanent wurde. Die Art der Geschäftsführung am Reichstage ist auf traurige Weise bekannt. Jeder Reichsstand konnte den Beschluß dadurch aufhalten, daß sein Gesandter sagte, er habe keine Instruction erhalten. Reichte dieses nicht länger aus, so trat der Gesandte mit seinem Nein hervor. Es galt nicht als Ausdruck der Gesinnung des Gesandten oder seines Herrn, sondern „der Hof" oder „das Cabinet", gleichsam ein Fatum, hatte ihm die Instruction gegeben. Es wurden vota bei gemeinsamen Angelegenheiten gewöhnlich, die jeder Fürst und jeder Gesandte, wenn er sie für seine Person hätte abgeben sollen, aus Scham unterlassen haben würde. So mußte wol die conföderative Gerichts-, Finanz- und Kriegsverfassung auf die traurige Weise verfallen, wie es der Verf. (S. 38 fg.) schildert. Nichtsdestoweniger gab diese Verfassung doch noch immer einen Haltpunkt ab: sie machte dem Kriege Aller gegen Alle, welcher das 15. Jahrhundert charakterisirt hatte, ein Ende. Das Chaotische verlor sich aus dem politischen Leben; nicht alle Einzelnen, sondern nur Einheiten konnten gegeneinander auftreten. Auch die Landesherren, wenn sie der Conföderation zuwider handelten, brachen nicht nur einen Lehns- oder Allianzvertrag, sondern galten als Verletzer der deutschen politischen Einheit. Hier war also der Weg, mit Beseitigung der abgestorbenen Formen von Reichstag und deutschem Königthum, durch eine Particularunion der mächtigern Stände eine feste nationale Einheit zu schaffen. Bekanntlich hatte schon Leibnitz in dem Bedenken: welchergestalt securitas publica im Reiche auf festen Fuß zu stellen, diesen Weg angerathen. Ob der Deutsche Bund am Ende dieser Idee entspreche, untersucht der Verf. nicht, und wir wollen daher so wenig dieses, als, ob überhaupt eine Union souverainer Landesfürsten die erstrebte politische Einheit gewähren könne, in Frage ziehen.

Betrachtet man nun die einzelnen Territorien, so litt die landesherrliche Gewalt noch immer an ihrem privatrechtlichen Charakter, an der Idee, daß der Landesherr blos ein großer, reichbegüterter Herr sei, der außerdem eine Masse von gutsherrlichen, nutzbaren Rechten über ein ganzes Territorium in Folge privatrechtlichen Titels besitze. Das Ganze glich mehr einem blos zu Zwecken des Eigenthümers administrirten und regierten Guts- und Hauswesen. Es ist bekannt, wie diese Idee schon im 16. Jahrhundert durch die aufkommende Staatstheorie geläutert und umgestaltet wurde, wie die Landesherren selbst durch Stabilirung der Souverainetät und Beugung der ebenfalls privatrechtlichen Befugnisse der Stände ihr Abbruch thaten, und wie sie endlich durch den erweiterten Verkehr mit beweglichen Gütern und die genauere und vollständigere Administration der Staaten ganz beseitigt wurde. Unter Berücksichtigung dieses allgemeinen Gesichtspunkts kann man nach Stabilirung der Souverainetät die Staaten dreifach sondern: solche, die lebenskräftig waren, wie die größern Territorien Baiern, Würtemberg, Baden, Hanover, Sachsen, Hessen; solche, die ganz abgestorben und innerlich verrottet waren, wie die kleinern Territorien, die Reichsritterschaft, die Reichsstädte, die geistlichen Fürstenthümer, und endlich die beiden Staaten mit europäischem Charakter, Preußen und Östreich. Nach der Begründung der Souverainetät sah man zunächst nur in der durchgängigen Macht der Fürsten, in der imponirenden Pracht, mit der sie sich umgaben, und in der Nullität jedes Elements, welches dem reinen Belieben hätte Widerstand leisten können, den letzten Zweck, und es ist bekannt, wohin dieses, namentlich in den kleinen Territorien, führte. Wir können dem Verf. hier nicht in die Einzelheiten folgen, sondern müssen auf

seine Schrift selbst verweisen. Die Ausbildung der Souveränetät, das halb lächerliche, halb entsetzliche Hof- und Staatswesen in den kleinen Territorien sind hier vortrefflich geschildert. Man kann der Gegenwart, um ihr die Lust zu Reactionen in die gepriesene Vergangenheit zu benehmen, nichts dringender empfehlen als Schilderungen, wie sie sich in vorliegender Schrift und bei Schlosser finden.

(Der Beschluß folgt.)

Dante und die katholische Philosophie des 13. Jahrhunderts von A. F. Ozanam. Aus dem Französischen übersetzt. Münster, Deiters. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Den Freunden der deutschen Muse ist wol dieses Werk des gelehrten Ozanam schon aus dem französischen Original bekannt, als mit das beste, was in Frankreich zum Verständniß des großen Dichters und seiner „Göttlichen Komödie" geschrieben worden ist. Artaud, der sich jetzt viel mit Biographien von Päpsten zu schaffen macht, gibt so in seinem Leben Dante's mehr eine Compilation aus bekannten Biographien als eigene Ideen. Ozanam hat sein Werk eigentlich in drei Haupttheile eingetheilt; der vierte enthält nur nachträgliche Untersuchungen aus Documenten. Der erste Theil gibt eine Untersuchung des religiösen, politischen und intellectuellen Zustandes der Christenheit im 13. und 14. Jahrhundert, eine Auseinandersetzung der scholastischen Philosophie, ihrer Entwickelung in Italien und ihres Einflusses auf Dante und sein Gedicht. Der zweite Theil enthält eine specielle Analyse der philosophischen Lehre Dante's, besonders seine Ansichten über das Böse und Gute und ihren gegenseitigen Kampf in dem Menschen. In dem dritten Theil sehen wir eine Kritik der Dante'schen Philosophie, nebst Nachweisung ihrer Verwandtschaft mit den Schulen des Alterthums, besonders mit Plato und Aristoteles, ihrer Beziehung zu der scholastischen Lehre des Bonaventura und des Thomas von Aquino, und sogar ihrer Ähnlichkeit mit der modernen Philosophie der Empiriker und Rationalisten.

Dies ist der Inhalt des Werks, welches nach seinen einzelnen Bestandtheilen genau zu prüfen unsere Absicht nicht ist, wobei wir aber im Allgemeinen, obgleich es viele gelehrte Studien verräth und treffliche Ansichten gibt, bemerken wollen, daß uns unter Anderm schon sein Titel nicht gefällt. Denn wie aus dem ganzen Werk offenbar hervorgeht, so soll in demselben die Dante'sche Philosophie und ihre Beziehung zum Scholasticismus klar gemacht werden. Der Titel ist also unklar und unvollständig, oder das Werk hat seine Aufgabe nur halb gelöst. Was, nebenbei gesagt, katholische Philosophie sein solle, nach der Bedeutung, die das Wort Philosophie in Ozanam's Jahrhundert erhalten hat, können wir uns so wenig erklären, als was etwa eine katholische Geometrie sein sollte. Um Dante's Philosophie zu erfassen, muß man etwas weiter blicken können als blos in die scholastischen Folianten. Er hat nicht blos eine speculative, sondern auch eine praktische Philosophie gebildet, und von dem praktischen Theile nicht blos die Ethik, sondern auch die Politik mit besondern und reichen Studien umfaßt. Dazu führte ihn, wie noch viele bedeutende Italiener, wie den Poggio, den Machiavelli, und die großen griechischen und römischen Philosophen, der Dienst in einem politisch sehr bewegten Vaterlande. Man kennt Dante nur halb, wenn man, wie es bis jetzt immer geschehen ist, die visionenartigen Systeme jener Zeit aus der „Divina commedia" zusammensucht und damit des Dichters Philosophie erschöpft zu haben glaubt. Das speculative System ist zum größten Theil nicht einmal sein eigen, das hat er nicht geschaffen, sondern durch mühsame Studien aus den Schriften der damaligen Heiligen sich angeeignet; er erscheint nur als Schüler des h. Thomas, Bonaventura und des h. Bernhard, und läßt daher im Paradies den Letztern an Beatricens Stelle reden und seine Lehre darstellen. In dieser Hinsicht kann also eigentlich von einer Dante'schen Philosophie kaum die Rede sein. Aber eigentlich groß und schöpferisch und genial zeigt sich Dante in dem praktischen Theile seines philosophischen Systems, der die Grundsätze der Staatsweisheit entfaltet und die vollkommenste Einrichtung des irdischen Lebens der Menschen als Vorbereitung zum himmlischen zum Ziele hat. Hier sehen wir das Resultat der Verbindung seines praktischen vielbewegten Lebens und seiner scharfsinnigen Beobachtungen, die er an den Höfen und in den vielerlei Staaten zu machen Gelegenheit hatte, mit seiner innern, durch höhere Studien geleiteten Geistesbildung. Dies gehört freilich nicht zur katholischen Philosophie, denn Dante's politische Ansichten sind nichts weniger als katholisch, aber durchaus wesentlich zum Verständniß der Dante'schen Philosophie und des Dante'schen Gedichts, wozu doch Ozanam's Werk beitragen sollte. Da Ozanam so oft das „Convito" citirt, um zu zeigen, wie Dante auf die moralischen und politischen Fragen gekommen sei, so hätte ihn dies allein schon auf diesen wichtigen Theil der Dante'schen Philosophie, der ihr allein ein eigenthümliches Gepräge und einen selbständigen Werth gibt (alles Übrige ist überhaupt blos Scholasticismus), aufmerksam machen sollen. Denn das „Convito" enthält viele Schätze aus dieser Dante'schen Philosophie. Die Hauptsumme derselben ist aber in dem Buche „De monarchia" niedergelegt, das viel weniger beachtet wird, als es schon an sich, als die Frucht eines scharfsinnigen, genialen, für das Wohl der Menschheit glühenden Geistes, aber auch besonders zum Verständniß der „Divina commedia" verdient. Wenn uns auch die Ansichten und das ganze in demselben dargestellte System jetzt als unhaltbar erscheinen, so ist dies kein Grund, es verächtlich zu ignoriren; wir nehmen ja auch viele unsinnige Schätze der Scholastik geduldig hin, blos um uns das „Purgatorio" und „Paradiso" verständlich zu machen.

Erschöpfend und umfassend ist also die Dante'sche Philosophie in Ozanam's Werke durchaus nicht dargestellt, aber der reinspeculative Theil derselben ist gut aufgefaßt und von allen Seiten entwickelt. In dieser Hinsicht verdient das Buch jedenfalls die große Anerkennung, die es in Frankreich und Italien gefunden hat, wie es denn in letzterm Lande schon in drei Übersetzungen verbreitet ist. Die uns vorliegende deutsche Übersetzung kann nun an sich sehr gelungen genannt werden, doch hätten wir zum Besten der Wissenschaft und des wahren Verständnisses der „Göttlichen Komödie" gewünscht, daß Ozanam's Werk einem unbefangenern Bearbeiter in die Hände gerathen wäre, der des geistreichen Franzosen Ansichten zuweilen berichtigen, immer aber sehr erweitern, Dante's philosophische Weltanschauung aus dem Nebel der „katholischen Philosophie" herausziehen und auf ihre durchaus praktische Tendenz, welche Dante in dem Dedicationsbriefe an Cangrande ganz ausdrücklich ausspricht, hinweisen konnte. Daß der münstersche Übersetzer nicht unbefangen und eines weitern Blicks und höherer Ansichten nicht fähig war, geht deutlich genug aus der Vorrede hervor. In dieser führt der Übersetzer die Wirkungen der Zeit an, welche den modernen Geist immer mehr von dem des Mittelalters entfremdeten und eine gerechte Würdigung Dante's verhinderten. (Dies soll sich wol auf Dante den Philosophen beziehen, denn der Dichter Dante ist immer gewürdigt worden; selbst Machiavelli, dessen Philosophie gewiß eine ganz andere war als die des 13. Jahrhunderts, hat selbst in seiner traurigsten Lebensepoche der Ungnade und politischen Unthätigkeit immer den Dante mit sich geführt, wie er in einem Briefe an Vettori sagt.) Unter diese verderblichen Wirkungen rechnete er „die in Einseitigkeit ausartenden humanistischen Studien (diese Anklage ist auch von der frommen „Literarischen Zeitung" in Berlin eine Zeit lang sehr beharrlich, aber schon deswegen ohne allen Erfolg durchgeführt worden, weil eben diese heidnischen Studien uns ebenso gut noch jetzt

wie im 14. Jahrhundert vor dem Rückfall in die christlich sein sollende Philosophie des Mittelalters bewahren müssen), dann den reformatorischen Eifer, die in verheerenden Kriegen zunehmende Geistesbarbarei und endlich die superkritische Aufklärung des 18. Jahrhunderts". Diese einseitige Auffassung der mühevollen und langsamen Fortschritte, welche die Menschheit in ihrer Befreiung aus der Barbarei und der Finsterniß des Mittelalters machen mußte, führt nun den Übersetzer zu der ärgerlichen Bemerkung, daß Dante's Gedicht von einer gewissen Seite her einem Urtheil preisgegeben sei, „das alles Tiefere, ewig Wahre und Schöne in ihm verkennt". Und diese Bemerkung erhärtet er aus der Darstellung Dante's von Bouterwek in seiner „Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit", „einer Kritik des großen Dichters, welche für deutsche Wissenschaft zu beschämend ist, als daß er ihre Schmähungen hier wiederholen möchte". Es wird wol Niemand mehr alle Ansichten des göttinger Ästhetikers ohne Ausnahme zu den seinigen machen, aber geschämt hat sich die deutsche Wissenschaft noch niemals des Bouterwek'schen Literaturwerks, so wenig als sie auf Kant's Werke erröthend sieht deswegen, weil wir nun einige Schritte weiter gegangen sind. Es ist möglich, daß es einige Winkel in unserm Vaterlande gibt, wo es noch so dunkel ist, daß man Münster und allenfalls auch Paderborn für ganz Deutschland ansieht; wenn aber solche Kurzsichtigkeiten sich einen Einfluß auf die deutsche Wissenschaft anmaßen wollen, so müssen sie entschieden zurückgewiesen werden. Der Übersetzer hat hier seine Tendenz zu deutlich verrathen, und so sehen wir gleich aus der Vorrede, was sich auch in dem Buche bestätigt, daß die Übersetzung nichts Anderes und nicht Besseres zu Dem hinzufügt, was schon in dem Original bekannt ist, welches unter allen Kennern und Freunden der Dante'schen Muse verbreitet ist. 34.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Über die Künste und Gewerbe des Mittelalters.

Unter allen Werken, welche bei der mächtig erwachten Liebe für die literarischen Schätze des Mittelalters aus dem Staube der Bibliotheken hervorgezogen werden, dürfte kein einziges das Interesse der Gegenwart so anregen als eine Schrift des Mönchs Theophilus, die für eine genaue Kenntniß der Industrie des Mittelalters von großem Werth ist. Dieselbe ist vor kurzem von einem französischen Vornehmen in einer lesbaren Ausgabe wieder zum Druck befördert unter dem Titel: „Théophile, prêtre et moine. Essai sur divers arts, publié par le comte *de l'Escalopier* et précédé d'une introduction par *J. Marie Guichard*" (Paris, 4.). In der trefflich geschriebenen Einleitung, welche wir dem verdienstvollen Bibliographen Guichard verdanken, werden verschiedene biographische und literarische Punkte erörtert, die auf das Leben des Theophilus und seine Werke Bezug haben. Man kennt bekanntlich das Vaterland dieses Mönches, der sich Knecht der Knechte Gottes nennt, ebenso wenig als die genaue Angabe seiner Geburtszeit. Italien sowol als Deutschland nehmen ihn in Anspruch. Corn. Agrippa ist der erste Schriftsteller, bei dem wir den Namen des Theophilus erwähnt finden; aber derselbe scheint von der „Diversarum artium schedula" nur das zweite Buch gekannt zu haben, in dem die löbliche Glasmacherkunst abgehandelt wird. Konrad Gesner, Josias Simler, Joachim Feller, Bayle und Morhof beschäftigten sich der Reihe nach mit seinem interessanten Werke. Lessing fand in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel das Manuscript, welches nach Simler's Angabe Georg Agricola in Besitz gehabt hatte. Der große deutsche Kritiker benutzte diesen Fund und suchte mit Bezugnahme auf das Werk des Theophilus darzuthun, daß die gewöhnliche Angabe, als sei Johann von Brügge der erste Erfinder der Ölmalerei, unbegründet sei. Lessing erkannte bald das Interesse, welche das aufgefundene Werk bot, und beschloß deshalb, dasselbe dem Publicum zugänglich zu machen. Indessen ereilte ihn der Tod, ehe er die vorbereitete Ausgabe der „Diversarum artium schedula" vollendet hatte. Dieselbe erblickte endlich im J. 1781 unter Besorgung Christian Leiste's das Licht der Welt. Man muß bei dieser correcten Ausgabe den gänzlichen Mangel aller Anmerkungen, deren es zum Verständniß mancher Partien bedurft hätte, bedauern. Ein Theil des nämlichen Werkes wurde zu London nach einem Manuscripte des 13. Jahrhunderts, das in der Bibliothek des Dreifaltigkeitscollegiums zu Cambridge aufbewahrt wird, abgedruckt. Bisher sind im Ganzen fünf Handschriften bekannt geworden: nämlich eine zu Wolfenbüttel, eine zweite zu Leipzig, zwei zu Cambridge und eine fünfte zu Paris. Hierzu kommt endlich noch eine neuere Copie aus der Bibliothek Nani. Wir haben diese bibliographischen Angaben der interessanten Notiz entnommen, welche Guichard der trefflichen Ausgabe des Grafen Escalopier beigegeben hat. Letzterer hat sich durch seine Arbeit ein wesentliches Verdienst erworben. Er hat besonders in seiner treuen Übersetzung, die der vielen technischen Einzelheiten wegen nicht geringe Schwierigkeiten bot, eine ebenso große Ausdauer als Sachkenntniß bewiesen. Die Anmerkungen, durch die er die Lecture des interessanten Werkes auch dem größern Publicum möglich machen will, entsprechen ihrem Zwecke vollkommen!

Napoleon's Correspondenz.

Erst wenn die gesammte Correspondenz Napoleon's veröffentlicht sein wird, kann man sich ein vollständiges Bild seiner ungeheuern Thätigkeit machen. Aber so groß auch schon die Zahl der Briefe ist, die ihm mit Sicherheit beigelegt werden können, so bringt doch jeder Tag in dieser Beziehung immer neue Ausbeute. So liefert ein Werk, das vor einiger Zeit schon die Presse verlassen hat („Correspondance inédite de l'empereur Napoléon avec le commandant en chef de l'artillerie de la grande armée, publié par *Adr. Pascal*"), wieder einen wichtigen Beitrag zur Kriegsgeschichte des Kaiserreichs. Die Briefe Napoleon's, welche hier mitgetheilt werden, sind an den Grafen von Lariboissière gerichtet, der sich bei verschiedenen wichtigen Unternehmungen rühmlichst auszeichnete und den der Kaiser deshalb mit seinem besondern Vertrauen beehrte. Einige der Briefe, welche hier gesammelt erscheinen, waren in den „Mémoires" des Generals Pelet über die Kriege des Jahres 1809 — im Ganzen beziehen sich in dieser Correspondenz 47 Briefe auf diese Kriege — bereits abgedruckt.

Victorin Fabre's gesammelte Werke.

Unter der bescheidenen Schar von Schriftstellern der Kaiserzeit, welche auch für die gegenwärtige Entwickelung der französischen Literatur einige Bedeutung haben, gehört Victorin Fabre zwar nicht zu den tiefsten und begabtesten, aber sicher zu denen, welche den verständigen, aber freilich auch etwas nüchternen Sinn ihrer Zeit am besten repräsentiren. Man kann sich ein klares Bild von seiner vielseitigen literarischen Thätigkeit indessen erst aus der Sammlung seiner verschiedenartigen Werke machen, die jetzt im Erscheinen begriffen ist. Wir haben vor kurzem den zweiten Band erhalten, welcher unter der Bezeichnung „Eloquence" mehre akademische Gelegenheitsschriften, Reden und einige literarische Abhandlungen gemischten Inhalts bietet. Die interessantesten Bestandtheile des vorliegenden Bandes sind das „Eloge de Montaigne", die „Oraison funèbre du maréchal Bessières" und vorzüglich das „Tableau littéraire du dixhuitième siècle", welches neben der ausgezeichneten Arbeit Barante's, von der Goethe wol etwas hyperbolisch sagte, daß kein Wort zu viel und zu wenig darin sei, noch mit Nutzen gebraucht werden kann. Die Herausgabe dieser ganzen Sammlung, von der vorliegender Band eine Abtheilung bildet („Oeuvres de Victorin Fabre mises en ordre et augmentées de la vie de l'auteur"), wird von J. Sabbatier besorgt, welcher dazu laut Testament Aug. Fabre's, des Sohnes, beauftragt ist. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 45. —— 14. Februar 1845.

Das deutsche Staatsleben vor der Revolution. Eine Vorarbeit zum deutschen Staatsrechte von Clemens Theodor Perthes.

(Beschluß aus Nr. 44.)

Der zweite Hauptabschnitt der Schrift zeigt, daß die staatbildenden Kräfte im deutschen Volke keineswegs durchaus abgestorben waren. Die Staatsgesinnung des deutschen Volks war politischer Gehorsam. Dieser ruht nicht in der Furcht vor Gewalt, da die Gewalt an manchen Orten gering war, nicht in der Zuneigung zu den Individuen, da diese Zuneigung oft genug fehlte, sondern in dem dunkeln, aber starken Bewußtsein, daß dem Fürstengeschlechte, welchem die Väter sich untergeordnet hätten, auch die Enkel Gehorsam schuldig seien. Diese Gewohnheit ist indeß eine todte Macht, die das Raisonnement nicht ausschließt, und somit konnte eine politische Opposition entstehen. Der Verf. verfolgt diese Opposition von den ersten Anfängen aus dem 16. Jahrhundert bis in die Zeit der Illuminaten und Aufklärer. Luther empfiehlt zwar Gehorsam und Gewaltleiden, aber doch nicht unbedingt. Er statuirt kein reines Belieben der Obrigkeit, sondern nimmt feste Grenzen an, bei deren Überschreitung er wörtliche Widerrede und ernste Ermahnung, dann aber am Ende auch eine Nothwehr einräumt, die über den blos passiven Widerstand und das Gewaltleiden namentlich da hinausgeht, wo es auf Glaubensfreiheit ankommt. Dabei sondert Luther den Begriff der Obrigkeit, die von Gott ist, wohl vom Fürstenindividuum und rügt das Verhalten der Individuen sehr scharf. Die Vernunft, der sie folgen sollen, ist die christliche Liebe. „Verflucht und verdammt", schreibt er, „sind alle Werke, welche nicht in der Liebe gehen. Dann aber gehen sie in der Liebe, wenn sie nicht auf eigene Lust, Nutzen und Ehre, sondern auf Anderer Nutzen, Ehre und Heil gerichtet sind. Der Fürst muß nicht denken, Land und Leute sind mein, ich will's machen, wie mir es gefällt, sondern also: ich bin des Landes und der Leute, ich soll's machen, wie es ihnen nütz und gut ist." Wir finden also bei Luther eine einfache und klare Antwort auf die Fragen, ob der Fürst des Volks wegen da sei oder umgekehrt: eine Frage, die bekanntlich das moderne christlich-germanische Staatsrecht für eine überflüssige und einfältige erklärt. natürlich mit dem Vorbehalte, daß sie praktisch doch entschieden und zwar gegen das Volk entschieden, vom Volke aber niemals aufgeworfen werde.

Überhaupt war die politische Opposition jener Zeit mannichfach gekreuzt. Die Fürsten opponirten gegen den Kaiser. Bauern und Adel opponirten gegen die Fürsten und wünschten Stärkung der kaiserlichen Macht. Die Bauern aber opponirten auch gegen den Adel. Sie waren der allein gedrückte Theil der Nation. Der Adel reagirte gegen die Fürsten, weil diese allein herrschen wollten und also des Adels Rechte über die Hintersassen angriffen, und das alte, jetzt so oft beliebängelte Privilegien- und Corporationswesen beeinträchtigten. Fürsten und Adel konnten sich also im Grunde nur über die Theilung des ihnen vorliegenden Objects nicht vertragen: Erstere wollten den Letztern ganz ausschließen. Man muß wünschen, daß sie dieses immer gründlich gethan hätten und noch thäten. Der Streitgegenstand befände sich besser dabei. Eine fernere politische Richtung hat der Verf. nicht scharf genug bezeichnet. Man verstand die Lehren der Reformatoren vom leidenden Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit ganz im Sinne der bald aufkommenden Hoftheologie. Für viele Fürsten lag hierin gerade ein Motiv des Anschlusses an die Reformation. Man fand in der neuen Lehre die beste Rechtfertigung für die sich bildende Souverainetät. „Es besteht danach", heißt es in einem Ausschreiben des Markgrafen von Anspach und Baireuth vom Jahre 1525, „die christliche Freiheit nicht in Erledigung Rent, Zins, Gült, Zehent, Steuer, Dienst oder andern dergleichen äußerlichen Bürden und Beschwerden, wie es die Unterthanen nennen, sondern ist allein ein geistlich Ding. Das sollen auch alle Prediger, so oft sie von christlicher Freiheit predigen oder reden, dem Volke getreulich anzeigen und erklären, damit sie nicht von rechter, wahrer, christlicher Freiheit in ein teuflich unchristlich Freiheit des Fleisches verführt und dadurch um Seele, Leib, Leben, Ehr und Gut gebracht werden." Dann wird noch besonders eingeschärft, wenn auch „unnütze Personen" von der Gemeinde „nicht billig" ihre Nahrung nähmen, so solle es doch dabei bleiben, und allem Unrecht der Obrigkeit oder „Jemand Anders" solle sich die Gemeinde christlich fügen. Die bedientenhafte Gemeinheit dieser mit Lu-

ther's kräftigem Sinn so scharf contrastirenden Hoftheologie ist bekannt. Sebastian Frank schreibt: „Sonst im Papstthum ist man viel freier gewesen, die Laster auch der Fürsten und Herrn zu strafen, jetzt muß Alles gehoffieret sein, oder es ist aufrührerisch, so zart ist die letzt Welt worden. Gott erbarm's!" Bald änderte sich denn auch das Verhältniß zwischen Adel und Fürsten. Mit französischer Bildung umlagerte der Adel die Höfe und nahm die besten Stellen im Civil- und Militairdienste ein. Der Nachtheil, den er an den Höfen gestiftet, ist nicht sowol in dem Zehren und Schwelgen auf Kosten der ausgesogenen Territorien zu finden als in dem bleibenden Einflusse des ausschließlichen täglichen Umgangs mit den Fürsten. Diesen wurde eine so unbesiegliche Masse von Vorurtheilen eingeredet, diese Vorurtheile wurden durch Erziehung, täglichen Umgang und strenges Fernhalten anderer Einflüsse so dauernd, daß sie sich zu erblichen Ansichten gestalteten. Man hielt und hält bis auf die heutige Stunde den Bürgerstand für gemeiner und geringer als den Adel, und die Staatsphilosophie vindicirt bis auf die heutige Stunde dem Adel das Recht des ausschließlichen Umgangs mit den Fürsten. So blieb und bleibt noch die Aeußerung und Rede des Hofmanns das in allen Dingen Entscheidende, und das Urtheil der Fürsten über Personen und Verhältnisse ward durch das Gerede eines Hofjunkers bestimmt. Es ist daher die frühe Opposition gegen den Adel erklärlich, der seinerseits mit dem vollsten Erfolge jenen Einfluß benutzt hat, den Fürsten die feste Überzeugung beizubringen, daß jeder Angriff auf den Adel ein Angriff auf die Fürsten sei. Das Volk verfiel jetzt einer allgemeinen Rechtlosigkeit, und die Opposition erscheint nur als frommer Wunsch oder als leere Theorie, gegen welche der factische Bestand immer und immer wieder seine erdrückende Kraft übt.

Der Verf. erörtert endlich das Familienleben, das Leben in Wissenschaft und Kunst und das religiöse Leben des vorigen Jahrhunderts. Was das Familienleben betrifft, so verkannte die in Alles eingreifende Regierung und Gesetzgebung die Ursprünglichkeit der Familie und mischte sich in deren intimste Verhältnisse. Der Verf. citirt Th. 2, Tit. 20, §. 738, 902 des „Allgemeinen preußischen Landrechts", wonach Mütter und Ammen Kinder unter zwei Jahren nicht bei Nachtzeit in ihre Betten nehmen sollen, nach Bewandniß der Umstände bei Gefängnißstrafe oder körperlicher Züchtigung, und wonach Mütter und Pflegerinnen die jungen Mädchen nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre von Schwangerschaften und Niederkünften mit Vorsicht unterrichten sollen. Er hätte noch mehr anführen können: das Gesetz disponirt ziemlich genau über die Leistung der ehelichen Pflicht (Th. 2, Tit. 1, §. 178—180), über das Säugen der Kinder (Tit. 2, §. 67—69) u. dgl. m., als ob, wie der Verf. sagt, das Innere der Familie das Innere einer Kaserne oder eines Zuchthauses sei. Die weitern Züge, aus denen das Bild des Familienlebens jener unglücklichen Zeit besteht, sind dann in der trefflichen Schilderung des Verf. genau und scharf gezeichnet. Das Leben in Wissenschaft und Kunst zeigt gleichfalls die Symptome eines völligen Abgestorbenseins der Verhältnisse, sodaß man vergeblich nach einem lebendigen Inhalte sucht, und dem unbefangenen — nicht selbst noch unter dem Einflusse ähnlicher Verhältnisse auf leere Schwindeleien angewiesenen — Beurtheiler Alles matt, klanglos und leer erscheint. Die Leute von Geschmack hielten sich an französische Bildung, und wol mag sich das Nationalgefühl dadurch verletzt fühlen, daß man das Deutsche dem Fremden nachstellte. Man vergleiche indeß die platte Roheit der deutschen Literatur zu jener Epoche, wo die französischen Classiker schrieben, und stelle auch aus der spätern Zeit Gottsched'sche und Lange'sche Übersetzungen französischer Tragödien mit den Originalen, die deutschen Aufklärer mit den französischen Encyklopädisten, die dressirte Natürlichkeit und altkluge Kinderweisheit deutscher Pädagogen mit Rousseau's „Emile", und endlich sogar die Schwärmerei und Empfindsamkeit, wie sie im „Werther" ihre Blüte erreicht, mit Rousseau's „Héloise" zusammen. Das Deutsche steht hier überall dem Französischen nach: es wiederholt sich überall das Verhältniß, welches sich zwischen deutschen Publicisten und Staatsgelehrten aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts und Montesquieu, Rousseau und Mably wahrnehmen läßt. Der einzige Mann, der Deutschland gegen die Überlegenheit des Auslandes vertreten konnte, ist Lessing, und Lessing schrieb: „Ich habe von der Liebe des Vaterlandes keinen Begriff, und sie scheint mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre": Worte, die uns einen tiefen Blick in die Fäulniß sämmtlicher Zustände thun lassen, und die durch ein patriotisches Breitmachen mit nationaler Vortrefflichkeit und legitimes Tadeln eines so radicalen Misvergnügens nur eine neue und traurige Bestätigung empfangen würden. Was die Wissenschaft war, wo Gelehrte die Rollen von Hofnarren spielten, und die Gelehrsamkeit nur in einer Anhäufung todter Citate bestand, ist leicht abzunehmen. Erst mit der Wiederbelebung der Philosophie wehte ein frischer Hauch durch die Wissenschaft, dessen Wirkungen wir wieder verlieren und in die alte Barbarei zurücksinken werden, sobald der Plan gelingt, Positivismus und Autoritätenglauben in neuer tiefsinniger Aufstützung an die Stelle der Philosophie zu setzen. In der schönen Literatur fehlt ganz auf gleiche Weise das wirkliche concrete Leben. Einerseits bitterer Unmuth über das Bestehende und eine fast stereotyp gewordene Satire auf die Zustände. In Gellert's „Fabeln" heißt es, daß Alcest bei Fleiß und Talent elend gewesen, weil er sich nicht zum Laster geschickt und vor großen Herren gekrochen, und der Sieg des Lasters wird überall als etwas sich einmal von selbst Verstehendes vorausgesetzt. In den Theaterstücken stellt der Prinz, Baron oder Minister immer ein Laster oder eine Lächerlichkeit dar. Andererseits Empfindelei und Schwärmerei, ein Flüchten in erträumte Sphären, ein Spiel mit überschwänglichen Gefühlen, ein leerer Kosmopolitismus. Goethe, den man

Deutschlands größten Dichter nennt, ist dies allerdings, insofern er seine Zeit, das Zurückziehen von den wirklichen Volksinteressen, den Quietismus und die Versumpfung in Privatinteressen getreu darstellt.

In diesen Zuständen war denn allerdings Das, was die Revolution vernichtete, ein todter Schutt, der nur beengend und tödtend auf dem noch lebendigen Stamme lag. Große Erschütterungen waren nöthig, in diesem die schlummernden Lebenskeime zum neuen Wachsthume zu bringen, und es konnte nicht fehlen, daß die gegen das Bestehende gerichtete Gesinnung auf der einen Seite wol die Kräfte, welche sich in Religion, Kunst und Wissenschaft gebildet hatten, zu Waffen des Angriffs machte, auf der andern aber theils in den Folgen, die langer Druck auf den Nationalcharakter äußert, theils in den Bemühungen Derer, welche bei der möglichsten Unbeweglichkeit der Zustände interessirt waren, ein bedeutendes Gegengewicht fanden. Wol trennt uns, wie der Verf. sagt, eine Kluft von dem kaum vergangenen Damals und dem Jetzt, aber dieses wurzelt doch noch in jenem. Was wir von den todten Stoffen des vorigen Jahrhunderts noch haben, was uns von der Staatsgesinnung des Damals geblieben und wie sich dieses Gebliebene mit den heutigen Ansichten gemischt hat, berührt der Verf. nicht, so wenig er die Gründe, aus denen man das Abgelebte mit Vorliebe behandelt, oder die Aussichten, die hier zu einer theoretischen und praktischen Überwindung vorhanden sind, erörtert. Wir wollen daher diese Fragen dem eigenen Nachdenken der Leser überlassen. Wir sind, um indeß nicht jedes Urtheil zurückzuhalten, nicht eben optimistisch gesinnt, und finden den schlimmsten Stoff in dem jetzt sehr allgemein geltenden Geiste einer vernünftigen Mäßigung und Vermittelung, der keine Unbesonnenheit, keine Gemüthserhebung, keine großen Thaten und Gedanken zuläßt, das wohlverstandene Interesse auf den Thron erhebt, sich wohlberechnend nach der Decke streckt, die wirklich bedeutungsvollen Fragen mit weiser Miene als Hirngespinnste jugendlicher Köpfe beiseite schiebt und die breite nützliche und praktische Mittelmäßigkeit zur Herrschaft bringt. Es ist derselbe Geist, der das kühne Wort des Dichters tadelt, der nur da Begeisterung zuläßt, wo es erlaubt und ungefährlich ist, und die scharfe und offene Erklärung gegen die offenen und unerbittlichen Feinde unsers religiösen Glaubens und der theuer erkauften politischen Freiheit in vermittelnd begütigender Weise zu scharf und zu offen findet. Es ist die Altersschwäche und die geistige Ausgelebtheit, wenn man die Bewegungen am Ende des letzten Jahrhunderts als letzte und von dem wehmüthigen Gefühle, daß es im Grunde doch zu spät sei, begleitete Regungen des Nationalgeistes ansehen will. Als Trost aber nehmen wir von der Lecture des angezeigten Buchs jedenfalls die zwei Lehren mit, daß der deutsche Geist viel leiden und dulden kann, ohne ganz abzusterben, und daß überdies, wo nicht seine Regungen eine bessere und frischere Zeit hervorriefen, jedenfalls die politischen Fehler, die bei der Unterdrückung dieser Regungen und bei der Pflege vermeintlicher Gegengifte gemacht wurden, seine guten Bundesgenossen und Helfer gewesen sind. 35.

Sagenbücher.

1. Kölns Legenden, Sagen, Geschichten nebst Volksliedern, Schwänken, Anekdoten, Sprüchwörtern u. s. w. Unter Mitwirkung Mehrer herausgegeben von Ernst Weyden. (Von S. 283 ab fortgesetzt von mehren rheinischen Alterthumsforschern.) Köln, 1839—44. Gr. 12.

Mit rechter Freude haben wir vor Jahren Ernst Weyden's „Kölns Vorzeit" begrüßt. Bald nach seinem Erscheinen schon war das Buch vergriffen, und der Verf., wie es scheint, eingeladen, eine zweite Auflage zu veranstalten. Statt einer solchen bietet er uns das Werkchen, dem wir hier eine kurze Übersicht widmen wollen. Die Geschichte Kölns, welche die Vorzeit eröffnete, vermissen wir hier ungern; sie gab einen kurzen und klaren Überblick der Schicksale des deutschen Rom und wäre gewiß eine willkommene Zugabe gewesen. Die Sagen und Legenden bilden dagegen den Hauptinhalt. Hätte Weyden sie uns wieder so gegeben wie in der „Vorzeit", uns würde nichts zu wünschen übrig geblieben sein, das Buch hätte einen reellen Werth gehabt, nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für das Volk, dem immer eine kurz und mit seinen eigenen Worten erzählte Sage besser gefällt als eine mit romantischen Lappen und Flittergold mühsam zugestutzte. Der letztern Art aber sind alle, welche Weyden uns hier mittheilt, und wir bedauern dies um so mehr, als der Verf. nicht selten dieser Romantisirung den ganzen Gang der Sagen opferte, sodaß man sie kaum wiedererkennt. Noch schlimmer gehen die sogenannten „rheinischen Alterthumsforscher" zu Werke; die binden sich an gar nichts, berauben gar die Sage all ihres Grundes und erklären sie auf die nüchternste Weise, so z. B. die hübsche Sage von dem Cunibertusborn. In diesem Born sitzen die Kindlein und die Mutter Gottes mitten unter ihnen, heißt es im Volke. Wenn nun eine Mutter ein Kind haben möchte, dann geht sie zum Brunnen, läßt den Eimer herunter, und die Mutter Gottes legt ihr eins hinein. Gewöhnlich aber stößt die Mutter das Bein an einen großen Stein, der am Borne liegt, und muß dann so lange im Bette bleiben, bis die Wunde wieder heil ist. Der Brunnen war ein heiliger Quell, sagen die Alterthumsforscher (aus welcher Quelle sie das holten, bleibt zu beweisen), und man hat ein paar Mal Kinder neben ihm ausgesetzt gefunden.

Volkslieder mitzutheilen hielten die rheinischen Alterthumsforscher unter ihrer Würde; Weyden gab sie nur spärlich, und dazu noch sind die wenigen meistens neu und reichen nicht über die französische Revolution hinaus. Ältere sind nur „Unse Broder Melcher", „Der Schäfer", „Der Zecher", „Wacker Mädchen" und das „Stell dich ein", doch haben auch diese keinen höhern poetischen Werth. Schwänke und Anekdoten sind vergessen, die Sprüchwörter rollen in der größten Unordnung durcheinander. Weyden theilt sie mit, wie sie ihm eben einfielen.

Was die Orthographie des kölner Dialekts betrifft, so hätten wir diese wol besser von Weyden erwarten können; sie liegt fürchterlich im Argen. Schmetz (Schmerz) klingt doch wol wie Hätz (Herz); es ist kein e, sondern ein ä. Gläuvd, verkäuvd, steht statt gläuf (er glaubt), verkäuf (verkauft), der t-Laut der zweiten und dritten Person Singularis wird selten gehört, du, hä friß (du, er frißt), de Koh kalv, die Kuh kalbt, do bes, hä es u. s. w. Solcher Sünden ließen sich Hunderte aufzählen.

Es ist jammerschade, daß gerade aus dem so eigenthümlichen, sagen- und legendenreichen und in seinem Dialekte für

die Sprachforschung so wichtigen Köln nur eine so unverzeihlich nachlässige, nicht eine mit Sorgfalt und Liebe behandelte Sammlung der dort im Volksmunde noch schlummernden Schätze für die Kunde unserer Vorzeit hervorgehen konnte.

2. Die Sagen des Rheinlandes von F. J. Kiefer. Mit einem Titelkupfer. Köln, Eisen. 1845. 8. 1 Thlr.

Ein fleißiges Suchen und Stöbern in dem Rheinlande müßte eine Menge der herrlichsten Sagen zu Tage fördern, das unterliegt keinem Zweifel. Auf den Bergen, in dem Flusse war gewiß ein reges Götterleben; der alte Wuotansberg (Godesberg) allein gibt schon Zeugniß dafür. Ein solches Suchen und Stöbern aber geht nicht ohne Mühe her, und dieser sich zu getrösten, das gefiel dem Verf. der „Sagen des Rheinlandes" eben nicht. Er machte sich's bequemer, nahm aus Simrock's, Pfarrius' und Anderer Sammlungen das ihm zumeist Behagende heraus, wickelte es in ein mitunter gefälliges romantisches Kleidchen, und sein Buch war fertig. Solchen Reisenden, welche die Zeit auf dem Dampfschiffe oder der Eisenbahn gern tödten möchten, ist das Werk bestens zu empfehlen. 36.

Bibliographie.

Baltzer, E., Glaube und Liebe, oder: Religiöser und sittlicher Ernst sind wesentlich Eins. Predigt. Halle, Lippert und Schmidt. 1844. Gr. 8. 4 Ngr.

Hundert neue Wiener Bären, zusammengetrieben von dem alten Bärentreiber (J. F. Castelli). Wien, Tendler. 1844. 16. 5 Ngr.

Baron, R., Der 31. October 1844, oder: Welche Stellung und Bedeutung haben die religiösen Bestrebungen und Kämpfe der Gegenwart im Entwickelungsgange der Reformation? Eine Rede am Reformationsfeste 1844. Breslau, Gosohorsky. 1844. 8. 7½ Ngr.

Bildnisse der deutschen Könige und Kaiser, gezeichnet von H. Schneider; nebst charakteristischen Lebensbeschreibungen derselben von F. Kohlrausch. 1ste Abtheilung. 3tes Heft. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. Lex.-8. 15 Ngr.

Bürger, T., Der Talmud und die Perfectibilität des Mosaismus vom Standpunkte der Reform beleuchtet. Pesth, Kilian und Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Chownitz, J., Deutsche Wespen. No. 1 und 2. Stuttgart, Becher und Müller. 1844. 8. 11¼ Ngr.

Christern, Novellen und Skizzen. Hamburg, Schuberth und Comp. Gr. 12. 1 Thlr.

Cooper, J. F., Ned Myers. Aus dem Leben eines Vorkastellmatrosen. Aus dem Englischen von E. Mauch. Stuttgart, Liesching. Gr. 16. 17½ Ngr.

Deßmann, C. A., Die christliche Kirche in ihrem Verhältnisse zur Gegenwart. Predigten. Breslau, Gosohorsky. 1844. 8. 15 Ngr.

Diez, Katharina, Die heilige Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen. Essen, Bädeker. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Feierabend, M. A., Geschichte der eidgenössischen Freischießen. 2tes Bändchen: Die Schlachtfeier von St. Jacob und das eidgenössische Freischießen in Basel im Juli 1844. Zürich, Meyer und Zeller. 1844. Gr. 8. 28 Ngr.

Fischer, F., Preußens Wunsch. Ein Neujahrsgruß. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Franz, Agnes, Literarischer Nachlaß. Herausgegeben von Julie v. Großmann. 3ter Band: Polterabendscherze und Spenden für Familienfeste. Berlin, v. Puttkammer. 8. 22½ Ngr.

Geißler, W. A., Album historisch-romantischer Erzählungen. Zwei Theile. Magdeburg, Falckenberg und Comp. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida, Gräfin, Jenseits der Berge. Zwei Theile. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die Haupt-Sätze der christlich apostolisch-katholischen Gemeinde zu Schneidemühl, beleuchtet vom Standpunkte der christlichen Freiheit. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Henri, A., Die Pariser Zigeuner. Dramatisirter Roman. Frei nach dem Französischen von A. Schrader. Hamburg, Schuberth und Comp. Gr. 12. 1 Thlr.

Hirsch, R., Balladen und Romanzen. Neue Folge. Wien, Gerold. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Holtei, C. v., Theater. In Einem Bande. 1ste Lieferung. Breslau, Schulz. Lex.-8. Subscriptionspreis 1 Thlr.

Hoßbach, Die kirchliche Eintracht. Predigt über Epheser 4, 1—3. Berlin, Dümmler. 1844. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Hurter, F., Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben. 1stes Bändchen. Schaffhausen, Hurter. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Klöden, K. F., Diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg. Unmittelbar nach den Quellen dargestellt. 3ter und 4ter Theil. — A. u. d. T.: Diplomatische Geschichte des für falsch erklärten Markgrafen Waldemar von Brandenburg vom Jahre 1345—56. Berlin, Simion. 1844. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Kritik der von Dr. Friedr. Nöllner gelieferten actenmäßigen Darstellung des wegen Hochverraths eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens gegen Weidig, von einem praktischen Criminalisten. Wiesbaden, Ritter. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Kritik des kurhessischen Eisenbahnwesens. Leipzig, Hartung. 8. 10 Ngr.

Lentz, C. G. H., Gustav Adolph, der Beschützer des evangelischen Glaubens und die nach ihm genannte Stiftung. Helmstedt, Fleckeisen. 12. 5 Ngr.

Liebetrut, F., Über die Verehrung der Heiligen, Reliquien und Bilder. Zur Verständigung und mit Beziehung auf die Predigt des Hrn. Kaplan Ruland. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 5 Ngr.

Löbe, W., Geschichte der Landwirthschaft im Altenburgischen Osterlande. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Lorinser, C. J., Der Sieg über die Branntweinpest in Oberschlesien, historisch, medicinisch und mystisch beleuchtet. Oppeln, Weilshäuser. 8. 12½ Ngr.

Löwenstein, M., Über Juden-Bekehrung und Juden-Emancipation, in besonderer Beziehung auf Preußen. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 5 Ngr.

Malfatti von Monteregio, J., Studien über Anarchie und Hierarchie des Wissens. Mit besonderer Beziehung auf die Medicin. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Rösing, J., Das Criminalgericht in Bremen vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gezogen. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 8. 16 Ngr.

Der Sprachenkampf in Östreich. Leipzig, Mayer und Wigand. 8. 4 Ngr.

Volks-Bibliothek. 1ster Band: Joachim Nettelbeck, Bürger zu Colberg. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet und herausgegeben von J. C. L. Haken. 2te Auflage. Mit dem Bildnisse Nettelbeck's und einem Plane der Gegend um Colberg. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Roselly de Lorgues, Christus und das Jahrhundert. Oder: Neue Zeugnisse der Wissenschaften zu Gunsten des katholischen Glaubens. Nach der 15ten Originalauflage aus dem Französischen übersetzt von J. Röttinger. Regensburg, Manz. 8. 27½ Ngr.

Wildenhahn, C. A., Paul Gerhardt. Kirchengeschichtliches Lebensbild aus der Zeit des großen Kurfürsten. Zwei Theile. Leipzig, Gebhardt und Reisland. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hierzu Beilage Nr. 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 1. 14. Februar 1845.

Denkwürdigkeiten des Freiherrn Achaz Ferdinand von der Asseburg, Erbherrn auf Falkenstein und Meißdorf u. s. w., russ. kaiserl. wirklichen Geheimenraths und bevollmächtigten Ministers am Reichstage zu Regensburg u. s. w. Aus den in dessen Nachlaß gefundenen handschriftlichen Papieren bearbeitet von einem ehemals in diplomatischen Anstellungen verwendeten Staatsmanne. Mit einer Vorrede von K. A. Varnhagen v. Ense. Berlin, Nicolai. 1842. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir unterschreiben gern, was der Vorredner, Varnhagen v. Ense, von dem Verf. (Grafen Fr. Albr. v. d. Schulenburg-Klosterrode, königl. sächs. Gesandten am kaiserl. östr. Hofe) sagt: „daß sein Werk durch Maß des Ausdrucks wie des Urtheils, durch Klarheit und Scharfblick wie durch Sachkenntniß und Umsicht die Darbietung eines in Welt und Geschichte tief Eingeweihten zu erkennen gebe". Wir fügen hinzu, daß in diesem schätzbaren Buche, einer Sammlung von wahrhaft „denkwürdigen" Begebenheiten aus der Periode von 1740—97, nicht blos für den Geschichtsforscher und Geschichtsfreund sich eine reiche Quelle, sondern besonders auch für jüngere Diplomaten eine lehrreiche Schule für Gesinnung, Denken, Wort und That, vorzüglich durch die wie in großer Zahl so mit sorgsamer Auswahl beigefügten meist französischen Correspondenzen u. s. w. der bei den verhandelten Angelegenheiten Betheiligten eröffne. Pikante Anekdoten verspricht uns der Verf. nicht; „denn", schreibt er S. 173, „unserer Meinung nach steht der vorübergehende Genuß, satirische Bemerkungen niederzuschreiben und damit einer sehr kleinen Anzahl von Lesern ein augenblickliches Vergnügen zu verschaffen, mit der Möglichkeit, wichtige Interessen zu gefährden, in keinem Verhältniß, und tüchtige Geschäftsmänner enthalten sich aller Bemerkungen, die nicht für Förderung der Sache, die ihnen anvertraut ist, nothwendig scheinen. Deshalb finden wir denn auch in Asseburg's Berichten (zumal) im Laufe von drittehalb Jahren, die er am russ. Hofe (Katharina's) zubrachte, keine Anekdoten, keine pikanten Andeutungen über persönliche Verhältnisse u. dergl." Ganz unbefriedigt werden Liebhaber solcher Würze denn aber doch an jener, freilich vorzugsweise mit gesunder, einfacher, nahrhafter Speise besetzten Tafel, wozu wir hier einladen, nicht bleiben. Wir dürfen nur auf den sechsten Abschnitt hindeuten: „Vermählungsangelegenheit des Großfürsten Paul von Rußland" (1768—73), wo Asseburg's interessante „Brautschau" an mehren deutschen Höfen, sammt seiner Correspondenz mit Katharina, die ihn dazu aussendet, abgehandelt wird, oder auf die Beilagen 3 und 4: „Beitrag zur Lebensgeschichte Friedrich's II., die Arretirung des Lieutenants Katt betreffend" und „Über Friedrich's Entfernung vom Schlachtfelde zu Mollwitz", zwei beachtenswerthe Aufklärungen, die man dem bei jenen Angelegenheiten betheiligten Oberstwachtmeister Christoph Werner v. d. Asseburg (dessen Enkel die beiden jetzt lebenden Grafen v. d. Asseburg sind) zu verdanken hat. Desgleichen finden wir S. 315 ein vermuthlich aus Mittheilungen des bei dem Ereigniß betheiligten vormaligen Großhofmeisters und nachmaligen Ministers Grafen Nikita von Panin abgefaßtes, unter Asseburg's geheimsten Papieren aufgefundenes, ausführliches „Mémoire sur le détronement de Pierre III"; auch einige Notizen über den unglücklichen Iwan, dessen Ältern und Geschwister. Beklagen müssen wir aber, daß der Wunsch, auch in das Privatleben Asseburg's, dieses Ehrenmanns vom feinsten und edelsten Korn, eingeführt zu werden, wenig erfüllt wird. Da der Verf. selbst im Vorworte meldet, daß er schon als Knabe sich dem Freiherrn v. d. Asseburg (einem Vetter) habe nähern können, dessen Wohlwollen gewonnen, dessen Umgang und Lehren genossen habe, und ein reifes Urtheil ihm erlaube, dessen seltene Eigenthümlichkeiten zu würdigen, so ist dieses Letztere freilich in Bezug auf des Ministers diplomatische Laufbahn, nicht aber auf dessen Privatleben und seinen außerhalb des diplomatischen Wirkungskreises gelegenen Lebensbezirk geschehen. Wir können der Meinung des Verf. (S. 445): „Wenn es dem Herausgeber gelungen ist, in gegenwärtigen Denkwürdigkeiten Asseburg's Leben und Handlungsweise so darzustellen, wie der Gegenstand es verdiente, so bedarf es weiter keiner Charakterschilderung, und zum Schlusse des Werkes dürfte nur diejenige seiner Person noch zweckmäßig erscheinen", keineswegs beistimmen. Bei einem Manne, der wegen seiner ausgezeichnet löblichen Eigenschaften jeden Leser innigst interessiren wird, kann es nicht genügen, daß wir eben nicht mehr erfahren, als daß er als Student zu Jena (1740) stark Taback geraucht und geritten habe, nachmals (1744) als hessen-kasselscher Hofjunker sich sehr knapp habe behelfen müssen, dann (1745—46) als Legationsrath zu München überall einen vortheilhaften Eindruck hervorgebracht habe und namentlich auch vom schönen Geschlechte begünstigt worden sei, auch (1747) Reisen nach Rom und Paris gemacht habe, wovon uns weiter nichts Näheres gemeldet wird. Und wenn uns nun am Schlusse des Werkes noch seine äußere Gestalt portraitirt wird (im höhern Alter, neben Gemahlin und Tochter, erblicken wir ihn auf einem Gemälde zu Meißdorf, von Weitsch), außerdem nachgewiesen wird, wie er seine Finanzen glücklich verbessert habe, von seinem Leben für Wissenschaft (er hinterließ eine bedeutende Bibliothek, wie wir wissen, und ordnete das Archiv auf dem Falkenstein) und Kunst in diesen „Denkwürdigkeiten" nichts weiter von einem so hochgebildeten Manne berichtet wird als die dürftige Notiz, daß Klopstock ihm von Hamburg aus (1772) den Hinscheid des vortrefflichen Ministers Grafen Bernstorff gemeldet, dessen Liebe, Achtung und Vertrauen Asseburg genossen, wie der durch das ganze Werk an vielen Stellen mitgetheilte Briefwechsel der beiden Ehrenmänner es beweist, und daß Klopstock zu mehren seiner erhabensten Dichtungen am Fuße des Falkensteins begeistert worden sei. (Die Sage nennt einen der ersten Gesänge der „Messiade", und als des dem Minister befreundeten Dichters Lieblingsplatz die Ekhartsklippe, bei der Papierfabrik.) Über Bürger, der seine Jugendjahre bei Vater und Großvater auf den Asseburg'schen Gütern Molmerswerde und Pansfelde verlebte und nachmals den Falkenstein zum Gegenstande seiner berühmten Ballade „Des Pfarrers Tochter" erwählte, finden sich keine Andeutungen, ob zwischen ihm und dem Minister, der ihn um drei Jahre überlebt hat, irgend eine Berührung stattgefunden habe. Jene wichtigen Notizen reichen nicht hin, unsere oben geäußerten Wünsche zu befriedigen und der sonst lehrreichen und anziehenden Biographie das Lob der Vollständigkeit zu erwerben. Nur zum Schluß wird noch das Werk durch einen schönen Kranz geschmückt, die letztwillige Verordnung über die Erziehung seiner einzigen Tochter, Anne Charlotte Ferdinandine, nachmaligen Gattin des Grafen Moritz Lewin Friedrich v. d. Schulenburg-Burgscheidungen, deren einzige Tochter nachmals mit dem jetzigen Grafen und königl. Hofjägermeister August Ludwig v. d. Asseburg-Falkenstein vermählt worden ist. Jene Verordnung zeigt uns den liebevollen, weisen und frommen Vater im schönsten Lichte. Was nun noch die im ersten Abschnitte des Werkes mitgetheilten „ausführlichen Angaben" über das altberühmte edle Geschlecht der Freiherren v. d. Asseburg anlangt, so ist zu bedauern, daß der Verf. hierbei nur aus der handschriftlichen Chronik des vormaligen Predigers Heyer, der das wichtige Archiv auf dem Falkenstein

zu seiner Zeit nicht hat benutzen können, das Meiste geschöpft hat. Glücklicherweise (obgleich es im Buche selbst nicht gesagt wird) ist den bei Heyer unrichtigen Tafeln der ältesten Genealogie der Asseburge eine Berichtigung aus den „Neuen Mittheilungen des thüringisch-sächsischen Vereins“ (Band 3, Heft 4, und Band 4, Heft 1) zu Theil geworden. Der Nichtbenutzung des Falkenstein'schen Archivs ist es auch wol zuzuschreiben, daß wir unter den merkwürdigen Mitgliedern des Asseburg'schen Geschlechts den trefflichen Busso, Enkel des berühmten Kriegshelden Johann, Stifters der vier Asseburg'schen Linien, vermissen; und dieses Busso, der im Dreißigjährigen Kriege den Falkenstein und die dazu gehörigen Güter durch Muth und Klugheit vor dem Untergange bewahrt hat, Vater war August, von welchem eben die Falkenstein'sche Linie abstammte, welche im J. 1797 mit unserm Achatz Ferdinand zu Ende gegangen.

Wir lassen noch eine Übersicht des Inhalts folgen. Der erste Abschnitt enthält die eben erwähnten Angaben über das Asseburg'sche Geschlecht, nebst drei genealogischen Tafeln; der zweite eine Übersicht von Asseburg's Dienstverhältnissen (1744—97) mit brieflichen Beilagen, außer von Asseburg selbst auch von dem dänischen Minister Bernstorff und dem russischen Minister Panin u. A. m.; der dritte bis sechste bezieht sich bestimmter auf Asseburg's diplomatische Thätigkeit im dänischen Dienste (1753—73). Hier bewegt sich sein diplomatisches Leben in den denkwürdigen Zeiträumen der Austauschungsangelegenheit holsteinscher Lande gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst (1754—68); ferner der unsaubern Streitigkeiten, die dem Grafen Brahe und Baron Horn den Kopf kosteten, zwischen den sogenannten Hüten und Mützen in Schweden, und der fremden Einflüsse auf diese unlöblichen Parteien (1755 fg.); dann der zum nachmaligen Untergange Polens führenden dissidentischen u. a. m. durch den Ostwind angeregten oder verstärkten Streitigkeiten (1767); auch der Zwiste der würtembergischen Landstände mit dem unartigen Herzoge Karl (1764—71); endlich der fast romantischen Brautschau für den Großfürsten Paul, womit Asseburg, damals noch im dänischen Dienst, mit Erlaubniß dieses Hofes, von der Kaiserin Katharina, deren Beifall und Vertrauen er sich als dänischer Gesandter am russischen Hofe (1765—68) in so hohem Grade erworben hatte, daß sie schon früher ihn ihrem Sohne zum Großhofmeister gewünscht, beauftragt worden war. Der siebente und achte Abschnitt berühren die gefahrdrohenden bairischen Tausch- und Erbfolgeangelegenheiten des Fürstenbundes und des Teschener Friedens (1773—79), wo Asseburg als russischer Gesandter bei dem Reichstage zu Regensburg waltet, und das erste Wetterleuchten der französischen Revolution (1790—91). Der neunte schildert die persönlichen Verhältnisse Asseburg's zum landgräflich hessen-kasselschen Hofe, wo er, wie oben gemeldet worden, seine öffentliche Laufbahn angetreten hatte und mit welchem er seitdem stets in vertraulicher Verbindung geblieben war. Hier kommen auch der Übertritt des Erbprinzen, nachmaligen Landgrafen Friedrich zur katholischen Religion, dessen Veranlassung und trübe Folgen, sowie die bekannten Wirrnisse am Hofe Königs Christian VII. durch Struensee und deren blutiger Ausgang zur Sprache. Der zehnte Abschnitt betrifft die persönlichen Verhältnisse mit dem Grafen v. Bernstorff und Panin und einem unklaren Hrn. v. Saldern. Der elfte Abschnitt erzählt Asseburg's Familien- und Vermögensverhältnisse, seine letzten Lebensereignisse und sein Hinscheiden. Er war am 20. Juli 1721 zu Meisdorf geboren und hatte zum Vater den königl. preuß. Kammerherrn Johann Ludwig v. d. Asseburg, und zur Mutter Anna Maria v. d. Schulenburg-Apenburg. Er starb zu Braunschweig am 13. März 1797 und ruht mit den Seinigen in einem von ihm selbst erbauten Grabmal aus rauhen Steinblöcken auf einem Waldhügel in der Nähe des Schlosses Meisdorf.

Nicht nur die zahlreichen Beilagen zu den einzelnen Abschnitten, sondern auch die dem Text eingewebten, denselben erläuternden und begründenden Bruchstücke sind aus der reichen Handschriftensammlung des Ministers fleißig und sorgsam ausgewählt. Schätzbar insbesondere ist der ununterbrochene Briefwechsel Asseburg's mit Bernstorff und Panin, sowie auch Asseburg's zahlreiche amtliche Berichte, Gutachten u. s. w. es sind. Wir schließen unsern Bericht mit einigen wenigen, hochgestellte Personen des damaligen Schauplatzes charakterisirenden Auszügen. Bekanntlich hatte Schweden (1757) durch ein Bündniß mit Frankreich und Östreich sich verbindlich gemacht, 20,000 Mann gegen Friedrich den Großen im jüngst begonnenen Siebenjährigen Kriege ins Feld zu stellen, wofür Schweden im ersten Kriegsjahre 4,200,000 Livres und in den folgenden Jahren 3,150,000 Livres Hülfsgelder ausgezahlt erhalten sollte. Man suchte auch Dänemark zur Theilnahme am Kriege gegen Preußen zu locken. Aber der Antrag ward abgelehnt. Der edle Minister Bernstorff schrieb bei dieser Gelegenheit an Asseburg (15. August 1757):

„Ne pensez pas que je m'aveugle sur les jugements du public. Je n'ignore point que l'on taxe et que l'on taxera de défaut de lumières et de génie, cette même conduite qui met le roi hors du cas de se promettre „des conquêtes“, dont ceux qui entrent totalement dans les vues des maisons de Bourbon et d'Autriche, et qui partagent leurs efforts, peuvent se flatter avec quelque apparence, et je me représente très-vivement tout ce qui se dit et se dira par les critiques du siècle futur; mais qu'il soit loin de moi de me laisser détourner par ces censures, et les risques que je pourrai courir personnellement à cet égard quelque jour, de la poursuite de ce que j'estime être juste. Personne ne peut souhaiter plus passionnément que moi la gloire et l'aggrandissement de son maître, personne ne peut être convaincu, que mon honneur et ma fortune y sont attachés, mais je ne rougis point d'avouer à vous ce que je déclarerais à la terre entière s'il le fallait. „La crainte de l'arbitre suprême des événements l'emporte et m'arrête; je rejette la pensée de former des projets qui pourraient Lui déplaire, et j'aime trop mon roi, pour lui conseiller de s'exposer à encourir Sa vengeance. Une guerre entreprise sans juste cause, je dis plus sans nécessité, me parait la plus redoutable de toutes les résolutions que les hommes peuvent prendre; quoiqu'il ne m'échappe pas, combien cette façon de penser pourra être taxée de ridicule et d'absurde, je me livre sans balancer à la honte qui pourra m'en revenir. La querelle de l'Amérique nous est totalement étrangère; le roi de Prusse n'a rien fait contre le Danemarc, par quel droit partagerions-nous donc une guerre qui ne nous regarde pas et pourquoi prendrerions-nous les armes contre un prince qui ne nous a point attaqué etc.“ De repandre un sang innocent, au moins à notre égard, pour acquérir peut-être quelque pays de plus, — de charger mon roi des gémissements et des pleurs de son peuple et de celui auquel il ferait la guerre, d'irriter ce Dieu, source unique de toute prospérité et de toute bénédiction, dont la puissance peut nous accabler tous au premier instant de Sa colère et faire disparaître dans un moment les avantages que nous croyons infaillibles et déjà acquis, — m'en préserve le ciel!“

In den Beilagen zum sechsten Abschnitt, der die interessante, dem Minister Asseburg für den Großfürsten Paul, damals ein liebenswürdiger, lebhafter, gutgearteter Jüngling, von der Kaiserin Katharina aufgetragene sorgfamste „Brautschau“ an mehren deutschen Höfen enthält, wo uns dann die heirathsfähigen Prinzessinnen jener Zeit in charakteristischen Schilderungen vorübergeführt werden, sind uns auch mehre ausführliche eigenhändige Schreiben der Kaiserin an den Minister aufbewahrt, aus denen der feine und scharfe weibliche Blick jener im Löblichen wie im Unlöblichen ausgezeichneten Frau hervorstrahlt. Hier einige Stellen aus einem Schreiben vom 16/27. Januar 1772:

„Volontiers je consené à votre demande, de continuer votre double examen jusqu'au mois de Mars, avant que je me détermine finalement pour l'une des deux postulantes, c'est-à-dire pour la Princesse de Wurtemberg, ou bien aussi pour la Princesse Wilhelmine de Hesse-Darmstadt. *) Le portrait de cette dernière que vous nous avez envoyé, previent favorablement en sa faveur; il faudrait être bien difficile pour trouver à redire à cette figure-là. Les traits du visage sont réguliers; je l'ai comparée au premier portrait que vous m'aviez envoyé ci-devant de cette princesse, et j'ai relue la description que vous faites des articles, en quoi vous trouvez que le peintre a manqué. De cet examen il résulte, que la gayeté et l'agréable (compagne ordinaire de la gayeté) ont disparu de dessus ce visage, et que peut-être la gêne d'une éducation sévère et d'une vie gênante et monotone s'y sont placés, ce qui disparaitrait bientôt, si cette jeune personne se trouverait moins gênée, et qu'elle sut, qu'un air guindé et trop sérieux ne serait point le moyen de réussir selon les vues ou l'instinct de son ambition. Quand vous y retournerez, je vous conseille, de laisser échapper sans affectation devant elle dans vos propos quelques mots sur ce qu'à la cour de Russie on fait grand cas de la gayeté et d'un maintien prévenant et gracieux, — que je suis d'un naturel très-gay et mon fils aussi. Il se pourrait, si tel est, que l'ambition soye son premier mobile, que vous la voyez changer du soir au lendemain: car tels sont les jeunes gens et même une partie du genre humain; et peu-à-peu elle se déferait de ces mouvements désagréables et grimaciers que vous lui avez remarqués. Tout ce que vous nous dites de sa moralité, n'est point à son désavantage et pourrait composer une personne solide et de mérite. Mais il faut débrouiller, d'où viennent ces bruits sur son penchant à la désunion? — Cite-t-on quelque fait? — Madame la Landgrave de Durlach, sa tante, qui l'en accuse, a-t-elle des preuves à alléguer? — Et ne juge-t-elle point de sa nièce par passion, ou d'après quelque goût analogue à son propre caractère? Et les autres personnes qui donnent cours à ces bruits, quelles raisons en donnent-elles? Je vous prie, tâchez d'aller à la source et examinez sans prévention, ces soupçons valent-ils la peine d'être acceptés, ou sont ils des misères dignes d'être méprisées? Un enfant fort innocent peut rédire par confiance ou indiscrétion un propos, ce qui brouille deux personnes; un troisième, d'un esprit circonscrit, s'écrie: „Cet enfant est d'une humeur inquiète!" et au bout du compte cet enfant n'est rien du tout encore qu'un étourdi, ce qui ne laisse pas d'être à sa place, lorsqu'il est vif."

Merkwürdig ist, was die Kaiserin über die Prinzessin von Würtemberg, die nachmals zweite Gemahlin Paul's und so vortreffliche Mutter ihrer Familie wie Landesmutter, hinzufügt. Ihrer zarten Jugend wegen mußte sie bei der ersten Wahl noch ausgeschlossen bleiben, obgleich die Kaiserin ihr gern den Vorzug gegeben hätte. Sie schreibt schon unter dem 30. Januar 1771: „Je vous avoue que c'est avec peine que je me départis du choix de la princesse de Wurtemberg, mais la raison l'emporte sur la passion; elle est trop jeune." Dann abermals im April: „Je reviens à ma passion favorite; la princesse de Wurtemberg qui aura 12 ans accomplis au mois d'octobre prochain. Les réflexions de son médecin sur son état sain et robuste me rapprochent d'elle." Im letzten Briefe über diese Angelegenheit, aus welchem wir bereits oben einige Stellen mitgetheilt haben, heißt es: „Vous ne voulez point que nous fassions attention au portrait de la princesse de Wurtemberg, et vous ne l'avez envoyé que pour faire voir la grandeur de sa taille. Hé bien: je vous dirai que nous la trouvons fort avancée pour son âge et que nous n'en pouvons rien dire de plus, car c'est un enfant, dont nous attendons que vous nous fassiez la description; mais il me semble, d'après ses traits, que la bonté sera son seul mérite."

Den damaligen (neunzehnjährigen) Großfürsten, nachmals in unglücklichen Verirrungen zu Grunde gegangenen Kaiser Paul schildert der preußische Gesandte am russischen Hofe, Graf Solms, in einem Schreiben vom 31. August 1773: „Le Grand-Duc a de quoi se faire aimer par une jeune personne d'un autre sexe. Sans être grand de taille, il est beau de visage, parfaitement bien fait, agréable dans la conversation et dans ses manières, doux, extrêmement poli, prévenant et d'une humeur gaie. Dans ce beau corps demeure l'ame la plus belle, la plus honnête, la plus généreuse, en même temps la plus pure et la plus innocente, qui ne connait le mal que du mauvais côté, qui n'en connait que ce qu'il faut pour être résolue de l'éviter pour elle même, et pour le désapprouver en d'autres; enfin on ne saurait dire assez de bien de ce Grand-Duc, et Dieu le conserve dans les sentiments qu'il a actuellement."

Über den Schlußact der tragischen Geschichte Herzog Anton Ulrich's von Braunschweig, seines unglücklichen Sohnes Iwan und der übrigen Kinder gibt das vorliegende Buch einige Aufklärungen (S. 171 fg.): „Die unglückliche Katastrophe, die am 5. August 1764 dem Prinzen Iwan von Braunschweig, der vom 28. October 1740 bis 6. December 1741 als russischer Zar anerkannt gewesen war, das Leben kostete, schien auf die Kaiserin einen großen Eindruck hervorgebracht zu haben. So wenig Schuld die Kaiserin an jenem beklagenswerthen Ereigniß hatte, so besorgte sie doch, daß die Welt sie als mittelbare Veranlassung dazu betrachten würde, und sie wünschte deshalb eine öffentliche Maßregel nehmen zu können, um durch dieselbe zu beweisen, daß jene Begebenheit ohne ihr Zuthun geschehen sei. Sie entschloß sich daher im Februar 1766, dem Vater des Prinzen Iwan die Freiheit antragen zu lassen. Denn als nach dem Tode der Kaiserin Anna (28. October 1740) der damals zwei Monate alte Iwan zum russischen Kaiser ausgerufen, aber durch die Kaiserin Elisabeth wieder vom Throne gestürzt war, hatte Elisabeth auch dessen Ältern, den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig und dessen Gemahlin, eine Enkelin von Peter's des Großen älterm Bruder, nach Komolgori oder Kola bei Archangel verbannt und dort gefangen gehalten. Aus obgedachten Ursachen fand sich nun aber die Kaiserin Katharina veranlaßt, dem Herzog Anton Ulrich vorzuschlagen, sich in eine Stadt im Herzogthum Braunschweig, die er selbst zu wählen hätte, zu begeben, um daselbst eine Pension von 24,000 Rubeln (18,000 Dukaten) mit seinen noch übrigen jüngern vier Kindern zu verzehren; auf jedes derselben sollte nach seinem Tode die Hälfte des Jahrgehalts übertragen werden. Über die Antwort des unglücklichen Prinzen berichtet Asseburg (im J. 1766): „Un officier envoyé de la part de l'Impératrice à l'infortuné Antoine Ulric de Brunsvic à Kola, dans le gouvernement d'Archangle, a rapporté que ce Prince habitué à son état de captivité (seit 25 Jahren), infirme et abattu, a refusé la liberté qu'on lui a offert, et ne démandait autre chose que d'être mieux logé et d'avoir une vaisselle d'argent. La cour a ordonné qu'on lui fournit la vaisselle et les meubles et qu'on adoucit sa situation autant qu'il serait possible." Der Prinz blieb also hier bis zu seinem 1775 erfolgten Ableben. Seine Kinder, zwei Prinzessinnen und zwei Prinzen, wurden 1780 mit Einverständniß des russischen und des dänischen Hofes nach Horsens in Jütland gebracht, woselbst sie unvermählt in der letzten Hälfte des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts verstorben sind. Über den 1764 ermordeten Iwan findet sich eine Randnote von Asseburg's Hand: „Iwan était fort blond, roux même, de taille moyenne, très blanc de visage, le nez aquilain, ayant de grands yeux, et étant bègue. Son esprit était en déroute;

*) Mit der Prinzessin Wilhelmine, der ältern von jenen Beiden, wurde Paul 1773 vermählt, und, als diese bald nachher hinschied, dann 1776 mit der Prinzessin von Würtemberg, der nachmals berühmten Kaiserin Maria Fedorowna, Mutter Alexander's, Nikolaus' u. s. w.

il disait qu' Iwan était mort, et que lui était le St.-Esprit. Il faisait compassion; il était mal vêtu."

Asseburg den musterhaften „Hausvater" näher kennen zu lernen, geben wir noch eine Stelle aus einer im Febr. 1795 geschriebenen, auf seine einzige Tochter Anna Charlotte Ferdinandine (geb. 1. Oct. 1778), nachmals vermählte Gräfin v. d. Schulenburg, sich beziehenden väterlichen Anordnung, auf den Fall seines frühern Hinscheidens: „Je prie instamment ma femme et Mr. le Comte de Schulenburg (Seigneur de Wolfsburg), de coopérer à la perfection de l'éducation de cette fille, chérie et estimable par sa vertu et son bon caractère; qu'il soit choisi un bon domicile, les meilleurs maîtres en tout genre, et surtout les plus sages instructions en religion; que ma femme prenne toujours à ce sujet et pour tous les autres les conseils de son cher et éclairé frère; qu'elle ait autour d'elle des domestiques attachés, fidèles, de bonnes moeurs, aucun rapporteur ou qui veuille maîtriser, et qu'elle donne tous ses soins à la santé de sa fille. Quoique peu empressée à se marier, la pureté de son ame, son nom et ses biens lui ameneront des épouseurs. Que dans un tel moment, où il faudra décider de son bonheur, ses tendres parents employant toute leur sagacité pour démêler le faux mérite de celui, qui pourra se soutenir, et les qualités empruntées de celles, qui promettent un avenir heureux, les vues d'intérêt, de l'attachement pour la personne, et qu'enfin ils choisissent un honnête homme, connu et éprouvé pour tel, et qui soit conforme à l'inclination de la jeune personne!" 37.

Die religiöse Glaubenslehre nach der Vernunft und der Offenbarung für denkende Leser dargestellt von K. Gottl. Bretschneider. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Halle, Schwetschke und Sohn. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Sehr ausgebreitet ist nach und nach der Kreis von Lesern geworden, welche der ehrwürdige und verdiente Bretschneider seit einer namhaften Reihe von Jahren durch zahlreiche größere und kleinere Schriften um sich versammelt hat, in welchen er mit der ihm eigenthümlichen Klarheit und Bestimmtheit über controvers gewordene oder sonst wichtige Zeitfragen aus dem Gebiete der Theologie und Religion sein Urtheil abgegeben hat, und seine bekannte, auch durch die Einkleidung auf das Eindringen in ein größeres Publicum berechnete Trilogie „Heinrich und Antonio" (gegen das Treiben jesuitischer Proselytenmacherei), „Der Freiherr v. Sandau" (gegen die Quälereien des Ultramontanismus mit den gemischten Ehen) und „Clementine" (gegen die mächtig aufstrebende Pietisterei und reactive Symbolgläubigkeit) hat zu dem ebengedachten Erfolge wesentlich beigetragen. Man mag sich freuen, daß die vorliegende Schrift nur geeignet sein kann, das ihrem Verf. zugethane Publicum zu vergrößern. Denn hatte sich Bretschneider seither in populairer Weise nur über einzelne Theile des christlichen Lehrgebäudes, wie es gerade vorwaltende Erscheinungen und Bedürfnisse der Zeit ihm abverlangten, ausgesprochen und doch schon dadurch Viele an sich gezogen, so läßt es sich voraussehen, daß eine von ihm ausgehende Entwickelung des christlichen Lehrsystems in strengem Zusammenhange und doch zugleich in allgemein verständlicher Fassung viele Leser finden werde, indem, zahlreichen Machinationen zum Trotz, die Zahl Derer groß geblieben ist, „welche sich", mit unserm Verf. zu sprechen, „weder an die theologische Übergläubigkeit noch an die philosophische Ungläubigkeit anschließen mögen". Dazu kommt, daß man mit vollem Rechte in dieser Schrift das Ergebniß eines dem Studium der Theologie gewidmeten Lebens zu ehren hat; denn Gelehrte vom Fache werden hier den Verf. des „Handbuch der Dogmatik" wiedererkennen, das, bei vielem Eigenthümlichen mit großer Klarheit und philosophischer Schärfe geschrieben, durch wiederholte Auflagen seine Brauchbarkeit erhärtet hat. Daß es aber auch bereits die vorliegende Schrift, bald nach ihrem ersten Hervortreten, zu einer dritten Auflage gebracht hat, kann als thatsächlicher Beweis dafür dienen, wie sie in die Hände gar Vieler gelangt sein möge, die mitten unter den Wirren, Kämpfen und Vertilgungskämpfen wissenschaftlicher Systeme auf dem Gebiete der Theologie das Bedürfniß fühlen, eine Vernunft und Herz befriedigende Überzeugung von den Religionswahrheiten und dem Christenthum insbesondere zu gewinnen. Aus diesem Grunde wird aber auch eine ausführlichere Besprechung dieser Schrift hier nicht mehr erwartet werden, und es wird für den Zweck ihrer Empfehlung auch durch d. Bl. hinreichen, für Diejenigen, die von ihr noch keine Kenntniß genommen haben, den Gang anzudeuten, der zur Verarbeitung des ihr zustehenden Materials genommen worden ist. „Soll eine feste und gründliche religiöse Überzeugung gewonnen werden", heißt es Vorrede S. VI fg., „so muß zuerst die natürliche Grundlage alles religiösen Glaubens, folglich auch des christlichen, dargelegt und die Wahrheit und Geltung der religiösen Ideen der Vernunft festgestellt werden. Diese Grundlagen können aber nicht sein die über das Bewußtsein und die Gesetze des Erkennens hinausgehenden Speculationen eines ältern oder neuern philosophischen Systems, sondern das menschliche Bewußtsein selbst als der Anfangspunkt und die Basis jedes Wissens, und die unveränderlichen Gesetze unsers Erkenntnißvermögens, als der letzte Grund und die Bewährung aller Wahrheit unsers Wissens. Nach dieser Erörterung der Grundlage alles religiösen Glaubens mußten nun zweitens die Bedingungen aufgesucht und erwogen werden, unter denen die religiösen Ideen an den menschlichen Geist gelangen und von ihm aufgefaßt und fortgebildet werden konnten, welches nichts Anderes ist als die Theorie der Offenbarung Gottes an den menschlichen Geist. Dieser bedurfte es, da die göttliche Offenbarung, gleichviel ob man sie für mittelbar oder unmittelbar hält, die religiösen Ideen dem menschlichen Geiste auf keine andere Weise geben und in ihm fortbilden kann, als nach Maßgabe der allgemeinen Bedingungen, an welche der menschliche Geist überhaupt bei aller ideellen Erkenntniß unabänderlich gebunden ist. Diese Bedingungen zeichnen daher den Gang vor, den die wahre göttliche Offenbarung im Laufe der Zeiten nehmen mußte. Nun war aber drittens zu zeigen, daß die Offenbarung, von welcher die Bibel berichtet, von Abraham an diesen Weg wirklich genommen und sich dadurch als die wahre bewährt hat. In diesem Abschnitte sollten sich Theorie und Geschichte der Offenbarung gegenseitig beleuchten und bewähren. Es kam hier darauf an, den ganzen Stufengang der Entwickelung der religiösen Ideen darzulegen." Nach diesem Ideengange wird, unter Voranstellung einer kurzen Einleitung über die Wichtigkeit einer richtigen und wohlbegründeten Überzeugung von den religiösen Wahrheiten, das gesammte Material in sechs Abschnitten — Der religiöse Glaube nach der Vernunft; Von der Entfaltung der religiösen Ideen in dem menschlichen Geiste oder von der göttlichen Offenbarung; Die in der Bibel niedergelegte Offenbarung; Die Offenbarung durch Christum; Die Person Jesu Christi; Die religiösen Ideen in der christlichen Offenbarung — verarbeitet. So reich auch die Belehrung ist, für die sich vorurtheilsfreie und denkende Leser dem Verf. verpflichtet fühlen werden, ohne sich alle seine einzelnen Ansichten und Behauptungen aneignen zu mögen oder zu können, so wird es auch nicht daran fehlen können, ihn von mancher Seite her in Anspruch genommen zu sehen. Namentlich dürfte es ihm in dem Fundamentaldogma des Christenthums, in der Versöhnungslehre, schwerlich gelungen sein, den Anhängern der Kirchenlehre und den Vertretern eines rein rationalen Christenthums Genüge zu leisten. 38.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 46. —— 15. Februar 1845.

Amrilkais, der Dichter und König. Sein Leben dargestellt in seinen Liedern. Aus dem Arabischen übertragen von Friedrich Rückert. Stuttgart, Cotta. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Rückert, der uns schon so viele herrliche Schätze aus dem Orient zugeführt hat, liefert uns auch in dieser Übertragung des Amrilkais eine höchst dankenswerthe Gabe. Bekanntlich gehört Amrilkais zu jenen ältesten arabischen Dichtern, welche unmittelbar vor Mohammed lebten und die man ihrer Zahl nach — in nicht eben glücklichem Vergleiche mit den höchst unscheinbaren Plejaden des alexandrinischen Zeitalters — wol das arabische Siebengestirn genannt hat. Ihr Ruhm gründet sich besonders auf ihre Modhabebat oder Moallakat, d. h. diejenigen ihrer Gesänge, welche in den feierlich zu Okkadh angestellten poetischen Wettkämpfen den Preis davongetragen hatten und deshalb mit goldenen Buchstaben in Leinwand oder Seide gestickt und an den Thoren der Kaaba zu Mekka aufgehängt wurden. Außer diesen ist jedoch noch eine beträchtliche Anzahl anderer Gedichte sowol von ihnen selbst wie auch von andern Dichtern damaliger Zeit auf uns gekommen, welche theils in den Divans der einzelnen Stämme, theils in den beiden Hamasa oder Anthologien der Araber enthalten sind. Während von den Moallakats schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts besonders durch die Bemühungen Reiske's, Lette's, Jones', de Sacy's, Wahl's, Rosenmüller's, Hartmann's u. A. mehrfache Bearbeitungen und Übertragungen in abendländische Sprachen existiren, sind die Gedichte der Divans längere Zeit minder berücksichtigt geblieben und haben namentlich keine sie alle umfassende Behandlung erfahren. Erst 1837 hat Mac Guckin de Slane den Divan des Amrilkais (Imrolkais) in seinem ganzen Umfange herausgegeben und mit einer französischen Übersetzung begleitet; eine deutsche Übertragung fehlte jedoch bis jetzt gänzlich, und Rückert hat daher das Verdienst, die Gedichte des Divans zuerst in unsere Literatur eingeführt und überhaupt uns mit einer Gesammtübertragung dieses Dichters beschenkt zu haben. Wenn wir uns eben des Ausdrucks „Gesammtübertragung" bedient haben, so bedarf derselbe genau genommen einer kleinen Berichtigung. Auch in der vorliegenden Sammlung nämlich ist Einiges, was sich im Arabischen und bei de Slane findet, ausgelassen; doch besteht alles Ausgemerzte nach Rückert's eigener Versicherung nur aus müßigen Reimereien, woran jeder arabische und persische Divan einen Überfluß habe, oder aus Stellen, die sich nur lateinisch oder arabisch lesen lassen. Auch in Betreff der Anordnung ist Rückert von de Slane abgewichen und hat mehre der größern Gedichte in viele kleinere zerlegt, nicht selten auch mit einzelnen Versen eine Umstellung vorgenommen. Der Hauptgrund dieses Verfahrens liegt in der Absicht, die Gesänge des Dichters zugleich als ein Abbild seines Lebens erscheinen zu lassen, und da eine ästhetische Einheit auch in der ursprünglichen Verbindung nicht eben sichtbar ist, so haben wir bei der vorliegenden, die wenigstens einen biographischen Zusammenhang bietet, jedenfalls nur gewonnen.

Diese schon im Titel sich aussprechende biographische Tendenz hat denn Rückert auch veranlaßt, den das Leben des Dichters abspiegelnden Liedern eine prosaische Lebensbeschreibung voranzuschicken, die in Das, was dort sich nur zerstreut und vereinzelt findet, einen Zusammenhang bringt und auf viele sonst dunkle und unverständliche Stellen ein aufklärendes Licht wirft. Als Hauptquelle hat ihm hierbei Abulfeda gedient. Doch hat er daneben auch die Lebensbeschreibung des Kitab Alagani und die Scholien auf das sorgfältigste benutzt, die divergirenden Nachrichten für den Leser zur Prüfung nebeneinandergestellt und die Ergebnisse seiner eigenen Kritik mitgetheilt. Was hiervon einerseits allgemeines literarhistorisches Interesse hat, andererseits für die Auffassung und das Verständniß der Gedichte zu wissen nothwendig erscheint, ist in der Kürze Folgendes.

Amrilkais hatte zum Vater Hodschr und zum Großvater Elhareth Ben Amru. Dieser Elhareth, König von Kenda, war durch Annahme einer neuen Glaubenslehre auch König von Hira geworden, ward aber späterhin durch Elmundhir, den frühern König von Hira, dieser Herrschaft wieder beraubt und von diesem in einer großen Schlacht geschlagen und verfolgt, wobei zwei seiner Söhne, Oheime des Amrilkais, gefangen genommen und bald darauf hingerichtet wurden. Elhareth selbst starb auf der Flucht bei den Beni Kelb, oder nach einer andern Nachricht in Kenda. Schon vor seinem Sturze

hatte er jedoch seine verschiedenen Reiche unter seine Söhne vertheilt, und Hodschr hatte hierbei die Herrschaft über die Beni Essed erhalten. Anfangs behauptete er sich in derselben; bald aber verweigerten ihm die Beni Essed die Abgaben und den Gehorsam, und er zog deshalb gegen sie, demüthigte sie und behandelte sie höchst grausam, indem er sie theils mit Prügeln todtschlagen, theils in andere Wohnsitze abführen ließ. Durch die poetische Klage eines bei ihm gefangen gehaltenen Häuptlings jedoch gerührt, erlaubte er ihnen, zurückzukehren. Diese aber, ermuthigt durch einen Weissager, der Hodschr's nahen Tod verkündigt, überfallen das Zelt desselben, und Hodschr wird hierbei durch Ilba Ben Elhareth von Kahel oder, nach einer minder verbürgten Überlieferung, auf dessen Anstiften ermordet.

Amrilkais, der von seinem Vater vielleicht wegen seiner Ausschweifungen und einer Verletzung des väterlichen Harems verstoßen war, befand sich damals zu Demmum in Jemen, wo er in Gemeinschaft mit verlaufenen Arabern ein abenteuerliches Leben führte. „Wo er einen Teich fand, einen Weideplatz und ein Jagdgehege, da verweilte er, schlachtete für seine Begleiter jeden Tag Kameele, ging auf die Jagd und erlegte Wild, kam damit zu seinen Leuten zurück, und aß und trank Wein mit ihnen, wozu seine Tonkünstlerinnen aufspielten. Das trieb er so lange an einem Orte, bis der Teich erschöpft, die Weide und die Jagd ausgegangen war, dann zog er weiter." Die Nachricht vom Tode seines Vaters kam ihm in dieser Lage sehr störend, sodaß er ausrief: „Er (mein Vater) hat erst meine Jugend verstört, und nun mein Alter mit seiner Blutrache beschwert. Heute keine Nüchternheit und morgen kein Rausch! Heute Wein, und morgen, was da muß sein!" Hierauf zechte er noch sieben Nächte lang, dann aber schwor er, seinen Vater zu rächen und nicht eher wieder die Genüsse des Lebens zu kosten, bis er seinen Schwur erfüllt habe. Zunächst unternahm er nun einen Rachezug gegen die Beni Essed mit Hülfe der Beni Bekr und Tagleb. Die Beni Essed aber, von dem schon obenerwähnten Ilba Ben Elhareth, dem Mörder Hodschr's, gewarnt, flüchteten sich zu ihren Verwandten, den Beni Kenana, von wo sie, abermals auf Ilba's Rath, während der Nacht sich noch weiter fortmachten. Amrilkais, der sie verfolgte, hielt im Dunkel der Nacht die Beni Kenana selbst für die Beni Essed und fing an sie niederzumetzeln; nach Entdeckung des Irrthums aber begab er sich wieder auf die Verfolgung, erreichte die Beni Essed gegen Mittag und tödtete eine große Zahl. Die Übrigen entkamen mit Hülfe der Nacht. Als er mit dieser Rache noch nicht zufrieden war, verließen ihn die Beni Bekr und Tagleb, und Amrilkais sah sich nun zur Flucht genöthigt. Nach einer muthmaßlichen Combination verschiedener Überlieferungen begab er sich zunächst zu seinem Vetter Amru, dem Sohne des Königs Elmundhir von Hira. Dieser verbarg ihn eine Zeit lang bei sich, bis Elmundhir den Versteck erfuhr und ihn aufs neue zur Flucht nöthigte. Er kehrte nunmehr nach Jemen zurück und wußte sich dort den Beistand des Königs Marthed el Chair Himjari zu verschaffen, der ihm 500 Himjaren ausrüstete. Minder günstig war ihm dessen Nachfolger Kormol, mit dem er es, wahrscheinlich durch ungezügelte Reden, selbst verdorben hatte. Ohne bedeutende Unterstützung unternahm er nun seinen zweiten Zug gegen die Beni Essed, befragte unterwegs ein berühmtes Orakel und zog von den drei Loospfeilen „Geheiß", „Verbot" und „Warte" den Pfeil „Verbot". Er ließ sich jedoch dadurch nicht schrecken, zerbrach die Pfeile und warf sie dem Gott an den Kopf. Indessen bewährte das Orakel sich bald. Als nämlich Elmundhir Truppen gegen ihn ausschickte, fielen seine Begleiter abermals von ihm ab, und mit nur wenigen Getreuen und Verwandten sah er sich zur Flucht genöthigt. Er floh nun von einer Kabyle zur andern, bis er endlich Schutz und Aufenthalt fand bei dem Juden Samuel Ben Adija, Fürsten von Teima. Diesem übergab er seinen Vorrath kostbarer Waffen und machte sich alsdann über Syrien auf den Weg zum griechischen Kaiser, um dessen Beistand zu suchen. Der Kaiser soll ihn nun wirklich gut aufgenommen und mit Hülfstruppen ausgestattet haben. Da aber sei ein Mann aus der Beni Essed, Tammach, gekommen und habe ihn verleumbet, weshalb ihm der Kaiser einen vergifteten Mantel nachgeschickt habe, nach dessen Anlegung er gestorben sei. Die Erzählung vom Mantel ist jedenfalls Fabel; unzweifelhaft dagegen, daß er wirklich auf dem Rückwege vom Kaiser in Kleinasien von einer schweren Krankheit befallen und in der Nähe des Berges Aßib gestorben und neben dem Grabe einer ebenfalls dort fremden Fürstin begraben ist.

Dieses mit poetischen Momenten reich ausgestattete Leben des königlichen Dichters finden wir nun mehr oder minder bestimmt ausgeprägt auch in allen seinen Gedichten wieder. Rückert scheidet dieselben nach ihrer biographischen Bedeutung in zwei Partien. Die erste umfaßt alle diejenigen, welche sich auf seine uns nur im Allgemeinen bekannte Jugend beziehen; die zweite umfaßt alle spätern Erlebnisse, von dem Punkte an, wo er die Ermordung seines Vaters erfährt. Unter den Gedichten der ersten Partie befindet sich auch seine berühmte Moallaka, welche Rückert, weil sie nur eine Aneinanderreihung einzelner Gemälde, nicht aber wie die des Tarafa ein Ganzes bilde, in vier verschiedene Gedichte zerlegt hat. Ob mit vollem Recht, darf bezweifelt werden. Ein streng gegliedertes, aus einer Idee hervorgewachsenes, künstlerisches Ganzes ist allerdings nicht darin zu finden; aber eine wenn auch noch so lockere Fortspinnung des Gedankenfadens möchte schwerlich zu verkennen sein, und bei so naturwüchsigen Dichtern wie die ältern Araber sind muß dies um so eher genügen, als selbst die lyrischen und elegischen Dichter der Römer trotz ihrer rein künstlerischen Ausbildung sich selten zu einer höhern Einheit erhoben haben. Wie Dem aber auch sein mag, an ästhetischem Werth haben die einzelnen Theile der Moallaka durch die von Rückert

vorgenommene Trennung jedenfalls gewonnen, indem sich nun jeder derselben als ein in sich abgeschlossenes Bild, darstellt. Das erste derselben: „Die Liebesabenteuer", nimmt ganz jenen Gang, der bei arabischen Dichtern so beliebt ist. Der Dichter kommt auf einer Reise an einer Stelle vorüber, auf der er einst mit einer Geliebten seiner Jugend glücklich gewesen ist. Dies ruft alle Erinnerungen an sie heran, und indem er sich ganz in die Vergangenheit versenkt, erzählt er, wie er mit ihr zusammengetroffen, wie er sie gewonnen, und preist ihre Schönheit und das Glück, das er mit ihr genossen. Die Schilderung ist sinnlich, üppig, reich mit glänzenden, überschwänglichen Bildern ausgestattet, wie es einmal der orientalische Geschmack mit sich bringt. Man höre nur den Schluß:

Da führt' ich sie von hinnen, und hinter uns im Raum
Zog sie auf uns're Spuren des Kleids gestickten Saum;

Bis nun aus dem Gehöfte der Zelt' hinaus es ging,
Und uns des Thales Ried'rung mit sand'ger Dün' umfing;

Wo ich an beiden Schläfen sie faßt' und zu mir zog,
Die über mich schlankwuchsig und schwellend her sich bog:

Die zarte, weiße, feine, anmuthig überall,
Ihr Brustbein ist ein Spiegel, ein glatter von Metall.

An ihr, wie an der Perle, ist Weiß mit Falb gemischt;
Vom Wasser, das kein Fußtritt berührt, ist sie erfrischt.

Sie bog sich ab, und zeigte zwei Wangen und ein Paar
Von Augen, gleich der Hirschkuh, bei der ihr Junges war,

Und einen Hals des Rehes, dem keine Schönheit fehlt,
Wenn sie empor ihn hebet, mit gold'nem Schmuck vermählt,

Und dunkle Lockenfülle, die um den Nacken hängt,
Wie sich am Schaft der Palmen der Dattelbüschel drängt.

Es kräuseln in die Höhe verlor'ne Löckchen sich,
Weil hier ein Ringel flattert, dort eine Flecht' entwich.

Am Morgen duftet Moschus von ihres Lagers Rand;
Spät steht sie auf und gürtet zum Hausdienst kein Gewand.

Sie leuchtet in dem Dunkel der Nacht, als ob sie sei
Die abendliche Lampe des Mönchs der Siedelei.

Nach einer solchen blicken Verständige bethört,
Im Kleide, das halb Frauen, halb Mädchen angehört.

Frei machen sich die Männer von blinder Liebeslust,
Allein von deiner Liebe wird nie mir frei die Brust.

Wie manchen Widersacher, der eifrig mich bestritt
Und guten Rath mir aufdrang, wies ich schon ab damit!

Das zweite Gedicht bildet hierzu ein Gegenstück und schildert eine „Sorgennacht", die nicht enden will, und die der Dichter zuletzt so anredet:

O Nacht, du lange, lange! willst du dem Morgenschein
Nie weichen? Doch, wird besser als du der Morgen sein?

O Nacht, du wunderbare, als ob die Sterne dein
Mit hanf'nen Stricken wären gelegt an Felsgestein!

(Die Fortsetzung folgt.)

Bausteine, zusammengetragen und mit einem Sendschreiben an seine osnabrücker Freunde begleitet von Karl Grün. Darmstadt, Leske. 1844. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Verf., welcher früher Redacteur der „Manheimer Abendzeitung" war und in Folge dieser Wirksamkeit aus dem Großherzogthum Baden ausgewiesen wurde, ist eben hierdurch bereits dem größern Lesepublicum bekannt geworden. Er liefert hier unter dem Namen „Bausteine" eine Anzahl bereits gedruckter Aufsätze über Personen, Zustände und Fragen, wie sie die Ereignisse der letzten Jahre hervorgerufen haben. Sie sind betitelt: „Charaktere", „Presse und Censur", „Nationalökonomisches", „Zur Gesetzgebung" und „Zur Politik", stehen aber in keiner andern Verbindung miteinander, als daß sich eine Grundansicht in denselben ausspricht. Es ist die des Fortschritts in der politischen Gestaltung der Dinge. Diese wird in allen Stücken mit Klarheit und Folgerichtigkeit festgehalten, und die in den einzelnen Betrachtungen ausgesprochenen Ansichten gewähren ein vielseitig anregendes und förderndes Interesse.

Ob nicht, um zum Einzelnen überzugehen, das über Herwegh Gesagte bereits durch die Zeit oder vielmehr den zweiten Band von dessen Gedichten seine Berichtigung und Widerlegung gefunden habe und daher vielleicht besser nicht zum zweiten Male gedruckt worden wäre, ist eine Frage, deren Beantwortung wir der Klugheit des Verf. anheimgeben. Uns hat es unangenehm berührt, Herwegh mit Schiller und noch zumal zum Nachtheile des Letztern verglichen zu sehen. Herwegh ist wol ein talentvoller Dichter; aber einen großen Theil seines schnell erlangten Ruhms wird jedenfalls ein besonnenes Urtheil einem glücklichen Zusammentreffen von Umständen und Verhältnissen zuschreiben, die mit der ästhetischen Würdigung seines Dichtertalents nichts gemein haben. Schiller ist kein Talent, er ist ein Genius, und über seinen Werth hat längst das Urtheil der ästhetischen Kritik sowol als auch der Zeit, abgesehen von deren Schwankungen und dem Wechsel der Ereignisse, geurtheilt. In Schiller hat sich die ganze deutsche Eigenthümlichkeit in ihrer vollen Kraft und in ihrem hohen Schwunge offenbart, nicht eine Zeit mit ihren theils gesunden, theils krankhaften Richtungen. Schiller ist deswegen noch kein politischer Dichter wie Herwegh, wenn er auch einmal in seinen „Räubern" Karl Moor sagen läßt: „Stelle mich vor ein Heer Kerle wie ich bin, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster gewesen sind." Und doch gibt diese Stelle dem Verf. die Veranlassung zu der oben gerügten Vergleichung. Schiller ist mehr als ein politischer Dichter, er ist ein nationaler Dichter.

An derselben Überschätzung krankt auch Das, was der Verf. über Karl Heinzen sagt, der beiweitem nicht die Bedeutsamkeit hat, welche ihm des Verf. Freundschaft beilegen möchte. Entschieden aber müssen wir es tadeln, daß er in die Bausteine zu dem Dome der Zukunft einen Nekrolog auf Karl Friedemann v. Groote aufnimmt, eines stillfreundlichen Arztes in dem Städtchen Kirchen an der Sieg, dessen Leben weder für die Vergangenheit noch für die Zukunft von irgend einer Bedeutung war. Wir ehren die fromme Anhänglichkeit des Enkels an den dahingeschiedenen Großvater; aber was uns zu dem Menschen hinzieht, muß uns hier an dem Schriftsteller misfallen, besonders wenn derselbe sonst so wie unser Verf. gegen den deutschen Familiensinn eifert und uns um jeden Preis in ein Staatsvolk umschaffen will. „Naturam si furca expellas, semper redibit", sagt schon der alte Horaz. Und die Kleinlichkeit der Beschreibung: sogar die schöne Hand seiner Großmutter erwähnt der Verf. So etwas gehört in eine Familienchronik, nicht in politische Bausteine.

Außer dem Angeführten bespricht der Verf. in den „Charakteren" noch Cornelius Agrippa, eine räthselhafte Persönlichkeit des 16. Jahrhunderts; Ludwig Börne, Ludwig Walesrode, Karl Seydelmann und Heinrich Koenig auf eine ansprechende Weise, wenn auch seine Zeichnung von Koenig's äußerer Erscheinung eine verunglückte zu nennen sein dürfte. Unter der Überschrift „Presse und Censur" lesen wir Betrachtungen über die letzte preußische Verordnung über Censur und Presse, ein Pröbchen der „guten" Presse, oder „Heimschickung des Hrn. Dr. Malten" und „Censurspäße", worunter uns Malten's Heimschickung am besten gefallen hat. Der dritte Abschnitt: „Nationalökonomisches", bringt uns eine Abhandlung über Schutzzoll und zwei über Nationalschiffahrt. Hier spricht sich der Verf. mit vieler Sachkenntniß und Umsicht für den Schutzzoll aus, so lange ein Volk noch nicht den naturgemäßen Höhepunkt seiner

Gewerbthätigkeit erreicht habe. Und ebenso wahr und befriedigend ist Das, was er über Nationalschiffahrt sagt. In diesen Gegenständen ist Grün auf seinem rechten Felde.

Unter Dem, was der Verf. unter 4: „Zur Gesetzgebung", und unter 5: „Zur Politik", vorbringt, zeichnen wir die Betrachtungen über den Communalgesetzentwurf für die Rheinprovinz, über die innere Emancipation des Judenthums, über die neue großherzoglich hessische Gesetzgebung und über die erzbischöfliche Angelegenheit aus. Belehrend und für unsere Zeit von Bedeutsamkeit ist die Würdigung, welche die Angriffe auf die Irrenheilanstalt zu Siegburg erfahren. Sie zeigt uns, wie der Jesuitismus, welcher sich wieder aus dem Grabe, in das ihn die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts versenkt zu haben glaubte, erhoben hat und als Gespenst unter den Lebenden wandelt, sich jedes Mittels bedient, um nochmals zur Wirksamkeit und Geltung zu gelangen. Um so mehr bedauern wir es, daß gerade der Verf. in dem als Einleitung seinen „Bausteinen" vorangeschickten Sendschreiben an seine osnabrücker Freunde selbst diesen Maulwürfen der Menschheit, die den Boden der gegenwärtigen Gestaltung der Dinge zu untergraben suchen, freilich gegen sein Wissen und Willen, in die Hand arbeitet.

Wir wenden uns daher zu diesem Sendschreiben, in welchem er offen erklärt, daß er die in seinen „Bausteinen" ausgesprochene Grundansicht bereits aufgegeben und zu den Grundsätzen des sogenannten Socialismus übergetreten sei. Er geht hier von der unter den Anhängern Hegel's ebenso tief gewurzelten als einseitigen Ansicht aus, ihr Meister habe allein den Schlüssel zur wahren Wissenschaft gefunden, und nach den Ergebnissen dieser Wissenschaft müsse und werde sich das Leben gestalten. Dann findet er in den Lehren der sogenannten Junghegelianer: Feuerbach, Bruno Bauer, Arnold Ruge u. s. w. die consequente Ausbildung der Hegel'schen Entdeckung, worüber sich ebenfalls noch mit ihm streiten ließe; denn wir wenigstens getrauten uns, gerade die gegentheiligen Lehren aus der Hegel'schen Philosophie abzuleiten. Auf diese Weise gelangt er in kühnen Sprüngen, die aber alle „naturnothwendig" genannt werden, über die Trümmer der Kirche in ihrer Lehre, ja über die Grabstätte jeder Religion und des Staats der Gegenwart bei Fourier's Socialismus an, dessen Urheber er den socialen Hegel nennt. Es würde uns zu weit führen, wenn wir den Grundirrthum dieser Lehre hier aufdecken wollten, deren Verwirklichung jede Entwickelung und Bildung des Menschen im Einzelnen sowie der Menschheit im Allgemeinen aufheben würde. Sie steht in offenbarem Widerspruche mit den in der Natur geoffenbarten göttlichen Gesetzen und bildet den schneidendsten Gegensatz zu dem in der Geschichte seit zwei Jahrtausenden sich aussprechenden Geiste des deutschen Volks, der immer nur das Allgemeine um des Besondern willen bildet und schafft. Sie ist ferner keine naturgemäße Entwickelung des Menschengeistes, sondern ein Erzeugniß krankhafter Zustände in einer bewegten Zeit zeigt sich besonders in Übergangsperioden. War ja doch das Wiedertäuferunwesen zur Zeit der Reformation nichts Anderes als der jetzt sogenannte Socialismus, nur damals nach dem Zeitgeiste in religiösem Gewande. Jetzt tritt sie in staatlichem Kleide auf und bedroht uns von zwei Seiten mit gleich großen Gefahren. Auf der einen Seite würde diese Lehre, wenn sie in die Massen dränge, bei der im Zunehmen begriffenen Genußsucht der ärmern Stände zu den schauderhaftesten Auftritten führen, welche das Glück und den Wohlstand von Hunderttausenden zerstören und die Bildung der europäischen Menschheit auf eine unberechenbare Zeit zurückwerfen würden. Auf der andern Seite gibt sie der Partei des Rückschritts die willkommene Gelegenheit, sie als endliches Ergebniß der Aufklärung darzustellen und somit diese selbst zu brandmarken; ja sie leiht derselben den wohlbenutzten Vorwand zu Gewaltmaßregeln, die unter diesem Scheine selbst die Billigung der besonnenen Menschenfreunde finden müßten. Denn Das steht fest: gäbe es keine Mitte zwischen beiden dem Glücke der Menschheit feindlichen Parteien, so kehrte der rechtlichgesinnte Deutsche lieber zu den Klöstern und Burgen des Mittelalters zurück, als daß er in den bodenlosen Abgrund des Communismus sich versenkte. Vor diesem warnen wir ernstlich den Verf. Und wir können auch nicht umhin, die etwas cavalière Art, in welcher er diese hochwichtigen Dinge berührt, zu rügen. Überhaupt ist sein Stil zwar leicht und fließend, aber etwas, wir wissen es nicht anders zu benennen, burschikos und mit Fremdwörtern überladen. 39.

Literarische Notizen aus England.

Die Eroberung von Scinde.

Der nicht nur als tapferer Krieger, sondern auch als Geschichtschreiber, namentlich durch sein großes Werk über den Krieg in der Halbinsel berühmte General W. F. P. Napier scheint es in seiner neuesten Schrift: „The conquest of Scinde", hauptsächlich darauf abgesehen zu haben, seinen berühmten Verwandten, den originellen und wackern General Sir Charles Napier, von den Anklagen zu reinigen, welche ein Theil der englischen Presse wegen des Feldzugs wider die Emirs von Scinde gegen ihn erhoben, indem man vielfach behauptete, nur kriegerischer Ehrgeiz habe ihn zur Eroberung dieses Landstrichs verlockt, während dieser Feldzug doch allein eine nothwendige und unausweichliche Folge der von Lord Auckland eingeschlagenen beklagenswerthen Politik gewesen wäre. Unter vielen andern bezeichnenden Zügen und Anekdoten, welche das Buch enthält, mag hier folgender Tagesbefehl stehen, den der ehrenwerthe General kurz nach seiner Ankunft im Lager des Expeditionsheers erließ, und der zu beweisen scheint, daß die Kriegszucht ziemlich schlaff geworden war. Dieser Befehl lautet: „Herren vom Stande sowol wie Lumpenpack können, sobald sie zu Pferde steigen, wenn ihnen beliebt, zum Teufel fahren, aber weder Leute vom Stande noch Lumpenpack haben ein Recht, andere Leute zum Teufel fahren zu lassen, was geschehen würde, wenn man gestattete, in dem Lager wie toll herumzusprengen. Der Generalmajor hat eine Abtheilung Reiterei dem Capitain Pope zur Verfügung gestellt, welcher Die, so sich solches zu Schulden kommen lassen, verhaften und, soweit die bestehenden Verordnungen es gestatten, bestrafen wird. Auch ist Capitain Pope nicht ermächtigt, irgend wen der Ahndung sich entziehen zu lassen, sintemalen es Zeit ist, wenn Befehle wiederholt worden sind und ihnen doch nicht gehorcht wird, ihnen mit Gewalt Achtung zu verschaffen; ohne Gehorsam wird ein Heer ein Pöbelhaufe und ein Kriegslager ein Bärenzwinger; das Erzwingen des Gehorsams ist wie Arznei, nicht wohlschmeckend, aber nothwendig."

Reineke der Fuchs.

Gervinus bemerkt in seiner „Deutschen Nationalliteratur" sehr treffend, daß allemal in den Zeiten, wo der endlose Kampf zwischen dem Rückwärtsstreben der Geistlichkeit und dem Fortschrittsdrange des Laienthums lebhafter entbrannte, die ewig junge Dichtung von „Reineke der Fuchs" wieder hervorgezogen und von der letztgenannten Partei als kecker Mitstreiter aufgestellt wird. Die Erscheinungen unserer Tage auf kirchlichem und religiösem Gebiete bieten eine solche Gelegenheit dar, und in England, wo auch dieser Kampf in vielfacher Gestalt heftiger als je entbrannt, ist denn vor kurzem eine Bearbeitung dieser „ergötzlichen und köstlichen Historie" unter dem Titel: „Reynard the Fox — a renowned apologue of the middle age reproduced in rhyme", von S. Naylor, an das Licht getreten. Der englische Bearbeiter, obwol, wie er selbst erzählt, durch eine frühere Anregung Goethe's selbst zu dieser Arbeit veranlaßt, hat nicht die Goethe'sche Dichtung, sondern das niederdeutsche Gedicht Heinrich's v. Alkmar derselben zu Grunde gelegt, aber sich gleichfalls eine Menge Freiheiten bei der Übertragung gestattet. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 47. —— 16. Februar 1845.

Amrilkais, der Dichter und König. Sein Leben dargestellt in seinen Liedern. Aus dem Arabischen übertragen von Friedrich Rückert.

(Fortsetzung aus Nr. 46.)

Die lebendigste Schilderung ist jedenfalls im dritten Gedichte enthalten, und wir glauben dem Leser die beste Probe zu geben, wenn wir es ganz mittheilen:

Der Jagdritt.

Früh ritt ich, als die Vögel noch in den Nestern lagen,
Auf einem langgestreckten, der Flücht'ges kann erjagen,

Der vordringt und zurückspringt, umrennt und anrennt wieder,
Als wie ein Gießbach rollet vom Berg den Felsblock nieder;

Von dessen glattem Rücken die Satteldecke gleitet,
Wie von der Steinwand glitschet, wer an ihr niederschreitet;

Der schmächtig ist, doch brauset vor Wuth, und also schnaubet,
Daß man des Kessels Brausen im Sud zu hören glaubet.

Er macht von seiner Kruppe den leichten Reiter fliegen,
Und dem das Kleid entfallen, der fester aufgestiegen.

Er wirbelt wie der Kreisel, gedreht von einem Knaben,
Deß beide Händ' ihm folgen und an der Schnur ihn haben.

Er hat des Straußes Läufe und eines Hirsches Kroppe,
Ein alter Wolf im Strecklauf, ein Füchslein im Galoppe.

Vollschenklig; wenn von hinten du ihn betrachtet, leget
G'rad in den Spalt ein Schweif sich, der nicht den Boden feget.

Auf seinem Buge scheinet zu liegen allenthalben
Der glatte Stein, auf welchem die Bräute reiben Salben.

Da stieß uns auf ein Rudel, als wären seine Geißen
Jungfrau'n, Betumgang haltend, im Schleppgewand, dem weißen;

Die da zurück sich schoben, wie eine Schnur Korallen
Am Hals des edlen Knaben, des ahnenreichen, wallen.

Er aber trug den Führern des Zugs mich zu, vorüber
Den hintersten der Heerde, die d'runter ging und d'rüber;

Wo einen er der Böcke zugleich und eine Geiß
Zum Schuße bracht', und d'rüber vergoß kein Tröpfchen Schweiß.

Da rüsteten die Köche das Fleisch; das briet zum Theile
Auf glüh'ndem Stein, weil and'res im Topf sott in der Eile.

Nun aber abzusteigen rief ich den edlen Mannen,
Und über uns die Kleider als Zelte aufzuspannen. *)

Da dieneten zu Pflöcken des Zelts die Panzerspangen,
Und scharfgespitzte Speere Rodeina's zu den Stangen.

Zu Seilen mußten dienen Kameelteshalfterstricke,
Zu Knäufen der jemanschen Gewänder bunt Gesticke.

Und als wir eingegangen, die Rücken lehnten wir
An neue hir'sche Sättel, geschmückt mit reicher Zier.

Da schienen vom erlegten Gewilde hier und dort
Die Augen wie Korallen, die noch nicht sind gebohrt.

Dann wischten wir die Hände an Mähnen uns'rer Gäule,
Aufstehend von der Mahlzeit der halbgesengten Keule;

Und ritten heim, behangen mit Rehen jeder Sattel,
Als kämen von Dschunatha wir mit 'ner Ladung Dattel.

Da staunten alle Blicke, als Abends heim wir ritten,
Die meinen Hengst erklommen, und an ihm niederglitten.

Das Blut der Rudelführer an seinen Schläfen war
Zu seh'n wie Hennafärbung an eines Greisen Haar.

Er aber blieb die Nacht durch, mit Sattel und mit Zaum,
Vor meinen Augen stehend, nicht schweift er um im Raum.

Sehr schön ist auch das vierte Gedicht: „Die Regenschau", doch wird der reine Genuß an den neuen und treffenden Bildern ein wenig durch die Häufung arabischer Ortsnamen gestört, die für unser Ohr leicht etwas Betäubendes haben, um so mehr, als sie die Vorstellung leer lassen.

Außer diesen Gedichten der Moallaka sind noch 25 aus dem Divan aufgenommen, die sich zum größten Theil auf Liebesangelegenheiten beziehen, zum Theil aber auch die Darstellung freundschaftlicher und feindschaftlicher Verhältnisse und Naturschilderungen zum Inhalte haben. Unter den erotischen sind mehre, die an das Bild der Moallaka erinnern, z. B. „Erinnerung an Selma", „Besbasa", „Die geliebte Hirr" und „Schamus"; andere nehmen eine selbständigere Wendung und zeichnen sich zum Theil durch epigrammatische Kürze aus. So z. B. Nr. 6:

Sie sprach, wenn ich dir geize,
Und weig're den Genuß,
Verdrießt dich's; und gewähr' ich,
So macht dir's Überdruß.

In manchen derselben spielt neben dem Lobe der Geliebten zugleich die Verachtung des Nebenbuhlers oder des Gemahls der Geliebten eine große Rolle. So in „Besbasa", welches nach einer Schilderung des Liebeskampfes zwischen dem Dichter und Selma also schließt:

*) Dieser und die sechs folgenden Verse befinden sich zwar in der Moallaka selbst nicht; da sie aber Rückert aus einem Gedichte des Divan als passende Ergänzung vorgeschlagen, so haben wir sie des bessern Zusammenhangs wegen hier sogleich eingefügt.

Dann kamen wir zur Güte, und weich ward unser Wort;
Ich zähmte, bis sie nachgab, und o wie gab sie nach!
Da stand ich auf am Morgen geliebt, und ihr Gemahl
Stand auf, bestaubt von Unmuth, von Sorg' und Ungemach.
Er brüllet gleich dem Rinde, wenn es der Schlächter würgt,
Und droht mich zu ermorden; kein Mörder ist er ach!
Wie sollt' er mich ermorden? es ist mein Schlafgenoß
Ein Speer ein scharfgeschliff'ner, als wie ein grimmer Drach.
Und er hat einen Bogen, der niemals Einen traf,
Und er hat eine Lanze, die niemals Einen stach
Wie sollt' er mich, nachdem ich hab' ihrem Herzen an
Gethan die süßen Schmerzen, ermorden hintennach!
Das weiß wol Selma selber, wiewol er ist ihr Mann,
Daß er ist stark in Worten, doch im Vollbringen schwach.

Und ähnlich, doch mit anderm Schlusse, in „Hind's Freier", welches lautet:

Hind, freie mir nicht den Raben der Nacht,
Der fuchsiges Haar mit zur Welt hat gebracht;
Der jedem dünnen Bein anhängt
Ein Amulet, und den Hasen fängt,
Um an der Hand den Knöchel zu tragen,
Um damit den Tod zu verjagen.
Ich sitze nicht wie ein Tölpel schwer,
Und bin keine lange Stange wie er;
Kein lahmer Wicht, kein Haltestill,
Der sich läßt zieh'n, wohin man will.
Sie sprach: Ich sah' ihn wie er war,
Jung, eh' ihm einst ausging das Haar,
Als es ihm schwarz wie eine Kohle
Hing von der Scheitel bis zur Sohle.

Manche Gedichte behandeln nicht die Liebe selbst, sondern die Losreißung von derselben, z. B. „Der Bekehrte", das wegen seiner frommen Schlußverse:

Zur rechten Zeit hat sich mein Sinn gewandt,
Als mich die Gottesfurcht nahm bei der Hand.
Mit Gottes Beistand werd' ich nichts vermissen,
Frömmigkeit ist das beste Sattelkissen.

sich einer besondern Ver- und Bewunderung der Scholiasten zu erfreuen hat. Etwas weltlicher gestaltet sich seine Resignation auf Liebeshändel in „Die vier vorbehaltenen Stücke", welches lautet:

Schwer fiel mir manche Trennung, nun fällt mir keine schwer,
Und meine Seele kümmert um Mädchen sich nicht mehr.
Der Thorheit ihren Abschied hab' ich gegeben, doch
Halt' ich vom frohen Leben auf die vier Stücke noch:
Das erste: zu ermuntern Zechbrüder ungesäumt,
Daß sie den Schlauch handhaben, den vollen, welcher schäumt.
Das andere: zu tummeln die Rosse, daß es staubt,
Auf einen Rudel Wildes, wo er sich sicher glaubt.
Das dritte: auf Kameelen, wann sich der Nacht Gewand
Verbreitet hat, zu traben durchs unbekannte Land,
Zu richten aus der Wüste den Ritt nach einer Stadt,
Bekanntschaft neu zu knüpfen, und was man Lust nur hat.
Das letzte ist: zu küssen ein Weib, von Duft bethaut,
Das nach dem amuletreich geschmückten Säugling schaut;
Die hier mein Klagen rühret, und dort sein Weinen kränkt,
Und die nach ihm sich wendet, daß er sich nicht verrenkt.

Unter denjenigen Gedichten, welche freundschaftliche Verhältnisse behandeln, zieht besonders „Der gute Kamerad" an; unter denen, die gegen Feinde gerichtet sind, verdient das „Gegen die Drohungen und Ansprüche seines Vetters Abul Aswad" hervorgehoben zu werden, besonders um der in ihm enthaltenen, den arabischen Dichtern eigenthümlichen Manier willen, die Gegenstände durch Beiwörter, mit Umgehung des Namens, zu umschreiben. Es schließt:

Wenn ihr uns schlagt, wir werden euch erschlagen;
Und sucht ihr uns, so sind wir zu erfragen;
So lang wir sind vertraut mit Lanzenstoß,
Mit Gut und Macht und hohem Ehrenschloß,
Mit Zeltaufschlagung und mit Schüsselfüllung,
Mit Feuerschürung und Gasthungerstillung.
Zum Krieg ist mir geschirret ein Begleiter,
Ein scharfer Renner und gemacher Streiter,
Ein Gänger und ein Springer, der hinrasselt,
Als wie in Brand gestecktes Reißholz prasselt;
Auch ein gekettelter, ein ringelreicher,
Zusammengefaltet einem Ringe gleicher,
Der, sich ergießend, seinen Mann umhüllt,
Als wie ein Bergstrom seinen Graben füllt;
Auch ein gestreckter, wie das Seil am Bronnen,
Aus Fasern glatten Palmenschafts gesponnen.
Und ein geriefter, dessen Hieb eindringt
Und, wo er den Knochen trifft, zurück nicht springt.

(Der Beschluß folgt.)

Der Engländer im Auslande, geschildert von einem Engländer.

Eine Gesellschaft Engländer, welche unter den Trümmern des Amphitheaters sitzend schmaust und zecht, kann als Sinnbild für eine große Classe unserer reisenden Landsleute gelten. Die alten Mauerbrocken gehören wol mit zum Vergnügen; aber sie wären gar nichts ohne die Brocken, die man in den Mund steckt. Essen ist die Hauptangelegenheit einer gewichtigen Majorität der Engländer außerhalb Englands. Das kommt vielleicht zum Theil von einer gewissen ängstlichen Besorgniß her, nichts auf dem ganzen Continent zu finden, was sich einigermaßen möchte essen lassen, und aus Furcht, nichts Genießbares zu erlangen, genießen sie Alles, was sie irgend erlangen können. Einen Engländer auf dem Continent an einer Table d'hote, nachdem er den 20 oder 30 Schüsseln tüchtig zugesetzt, erklären zu hören, daß man keinen Bissen zu essen kriege, ist nichts Seltenes. Großentheils wird dieses Gefühl auf Rechnung des Zwiespalts zwischen der Gewohnheit und dem ihr Widerstrebenden zu setzen sein, wenn dieser Zwiespalt plötzlich und gerade in dem Augenblick erweckt wird, da der Mensch am wenigsten geneigt ist, seinen Wünschen Schweigen zu gebieten. Aber Alles zugestanden, was sich in dieser Hinsicht zugestehen läßt, wird nicht zu leugnen sein, daß der Engländer einen gewaltigen Magen überall mit sich herumführt: er schlingt wie ein Hai und verdaut wie ein Strauß. Die natürlichen Bedürfnisse stehen ihm durchaus den geistigen, ja der Neugier selbst voran. Seine erste Frage im Wirthshaus ist ohne Zweifel: Um welche Stunde wird gespeist? Er kann keinen Schritt ins Freie thun, ohne einen Imbiß mitzunehmen; denn ist das Klima heiß, so erschöpft es ihn, und er muß sich stärken; ist es kalt, so hat die Luft etwas wundersam Zehrendes, und man wird schnell hungerig. Die fremde Luft, die fremde Gegend, die fremde Lebensart, die stete Bewegung von Ort zu Ort, das ewige Getöse einer fremden Sprache, kurz Alles und Jedes hilft dazu mit, gerade so, als ob es recht eigentlich des Reisens Zweck und Ziel wäre, daß man guten Appetit bekomme.

Die Franzosen machen einen feinen, aber sehr wichtigen Unterschied zwischen den beiden Classen der gourmands und der gourmets: uns setzen sie durchschnittlich in die erstere Classe. Wir suchen ihren Hieb zu pariren, indem wir uns über das studirte Raffinement ihrer Küche lustig machen, gerade als ob bei uns nicht auch viel Lärmens wäre um Speise und Trank; aber dafür nehmen die Franzosen Rache, und was für eine glänzende Rache, indem sie uns für den Spott über ihre qualitative Ausschweifung den über unsere quantitative zurückgeben. Ja, es muß eingestanden werden, kein Volk in der civilisirten Welt sitzt so lange bei Tisch als das englische. In Frankreich ist die Zubereitung einer Mahlzeit eine äußerst wichtige und ernste Angelegenheit, in England fängt der Ernst und die Wichtigkeit erst in dem Augenblick an, da das Essen auf dem Tische steht. Unsere Nachbarn geben uns den Spitznamen Roastbeef, um anzudeuten, daß der Angelpunkt, um den sich die Gedanken eines Engländers drehen, substantielles Wohlleben ist; dagegen haben wir für sie den Necknamen Soupe-maigre, gleichsam ein verächtlicher Blick des Satt- und Vollseins auf das Hungerleiderthum. Ungerechtigkeit von beiden Seiten! Die Franzosen essen ebenso viel als die Engländer, aber sie sitzen nicht so schwer und finster darüber.

Misverstand von Nationaleigenheiten, der mit irgend einem Vorurtheile oberflächlich anfängt und dann tief in den Volksglauben eindringt und sich in solchen Spitz- und Spottnamen kundgibt, entspringt gewöhnlich aus der ungereimten Methode, denselben Maßstab an die ungleichartigsten Dinge zu legen, ganz abweichende Sitten und einander entgegengesetzte Lebensverhältnisse mit demselben moralischen oder socialen Gewichte zu rügen. Aber von allen Nationen haben wir am wenigsten ein Recht, uns über eine Ungerechtigkeit dieser Art zu beschweren, weil wir von allen Völkern das verdrießlichste und unnachgiebigste sind und die geringste Geschmeidigkeit, die geringste Aneignungsgabe, die geringste Fähigkeit besitzen, aus uns selbst heraus und in die fremde Gewohnheit hinein zu gehen. Wir begreifen nicht, wie Sitten vernünftig sein können, die nicht den unserigen gleich sind; wir erklären das Festhalten an denselben ohne Umstände für Eigensinn oder Unbehülflichkeit. Wir können uns nicht für eine Minute auf den Standpunkt eines Andern versetzen und mit dem Beistand einiger Phantasie die Dinge einmal in einem andern Lichte sehen als wir sie von Kindheit auf gesehen haben. Verschiedenheiten der Gemüthsrichtung, Gegensätze der Körperbeschaffenheit, das Alles kümmert uns nicht. Wir wanken und weichen nicht, lassen in Nichts von unserer gewohnten Weise und stemmen uns mit Hand und Fuß gegen allen fremden Brauch. Dies ist das wahre Wesen des Engländers und der wahre Grund, warum er sich auswärts so unbehaglich fühlt und seine Gegenwart alle Andern unbehaglich macht. Außerhalb Englands ist er außer seinem Elemente. Er vermißt seine unzweideutige Küche, seine wollenen Bettdecken, seine Fußteppiche, seine blanken Treppen und Fenster, die Ordnung, die Anständigkeit, die Wohlhabenheit des Hauswesens, kurz, seine ganze materielle Genüge. Er findet sich aus seinen Nebeln und dem schwefelgeschwängerten Dunstkreise seiner Steinkohlenfeuerungen unter einen offenen, lachenden Himmel versetzt. Gesang und Musik betäuben sein Ohr von früh bis spät; keinem Gesichte kann er begegnen, das nicht von Heiterkeit glänzt; er kann nicht einmal den Kopf zum Fenster hinausstecken, ohne die Sonne zu sehen. Was Wunder, daß der arme Mann sich unglücklich fühlt und sich nach Hause wünscht? Er hat keinen Begriff von einem Vergnügen, mit dem sich keine Sorge paart. Auch aus dem Vergnügen muß er sich ein Geschäft machen können, sonst ist es kein Vergnügen für ihn. Soll er nicht aus dem Tone kommen, so muß es nothwendig einen Beisatz haben, denn er hat ein Sprüchwort: Kein Glück ohne Beisatz, und daher, wenn der Beisatz mangelt, so macht er sich einen. Es fehlt ihm dazu nie an Mitteln, da er an seiner eigenen Phantasie eine unerschöpfliche Quelle des Mismuths hat; er braucht nur in sich selbst einzukehren, um augenblicklich allen äußern Einflüssen zu entrinnen, die einen gar zu hellen Lichtblick auf den dunklen Grund seiner Grämelei werfen, oder seine Eigenliebe beleidigen könnten, indem sie ihm zeigen, daß andere Völker am Ende wol gar glücklicher sind als er.

Der Grundirrthum des englischen Reisenden ist, daß er glaubt, seine englische Art zu fühlen und zu sein überall mitbringen zu müssen, anstatt sie mit seinen Möbeln und Gemälden daheim in Verwahrung zu lassen. Man erkennt den Engländer in der Fremde augenblicklich an jenem abstoßenden Wesen, das ihn zu einer Art Eisklumpen macht, in dessen erstarrende Nähe Niemand kommen kann, ohne daß es ihn kalt überläuft. Seine Überlegenheitsmiene macht die Luft um ihn her gefrieren. Eher wird es der Sonne gelingen, den ewigen Schnee der Gletscher zu schmelzen, als der gewöhnlichen Wärme eines geselligen Umgangs, die zu Eis geronnene Höflichkeit des Engländers in der Fremde aufzuthauen. Woher kommt dies? Woher kommt es, daß der Engländer allein auf alle fremden Länder, die er besucht, mit so hochgetragener Nase von oben herab sieht, gleich als ob die Leute dort von schlechterm Thon, er allein aus dem echten Porzellan wäre, als ob Kunst und Bildung, Wissenschaft und Macht, Anmuth und Schönheit, Kraft, Verstand und die Himmelsboten Güte und Weisheit, Alles miteinander mittels Monopols nur in den Gürtel Großbritanniens eingewoben wäre? Woher kommt es? Daher, und nur daher, daß des Engländers Herz vom Golde angefressen ist, daß er den Säckelmeister der Welt macht, daß Geld Macht ist und er die Hand nur in die Tasche zu stecken braucht, meint er, um die Erde aus den Angeln zu heben. Der Engländer ist ja nicht ausgenommen von den Schwachheiten der menschlichen Natur, und Stolz und Eitelkeit, Prahlerei und Hochmuth folgen dem Reichthum ebenso gewiß wie den verlängerten Schatten der Sonnenuntergang folgt. So war es mit allen den strahlenden Republiken der alten Zeiten, mit Tyrus und Athen und mit der königlichen Venezia, als sie gleich einer Herrscherin der Welt gekrönt sich dem Adriatischen Meer vermählte und sich für unsterblich hielt.

Die Insellage Englands und der endlose Krieg, der den Engländer ein halbes Menschenleben lang in seine Werkstätten und in seine Vorurtheile einsperrte, auch dies hat reichlich dazu beigetragen, sein schroffes, hartnäckiges Wesen, seine selbstische und eigensüchtige Unduldsamkeit zu nähren. Man hat das Meer ein Bild der Ewigkeit genannt; so mag man sagen, der Engländer hat in die Ewigkeit hinausgeguckt, indessen andere Menschen sich mit ihren Brüdern in thätigem, geselligem Verkehre tummelten. Das klingt vielleicht abgeschmackt, wenn man es von einem Volke sagt, das so ungeheuern Reichthum angehäuft hat, das die Welt durchsegelt und colonisirt hat, das in allen Erdtheilen seinen Herrscherstab schwingt und auf dessen Besitzungen die Sonne nicht untergeht. Und dennoch ist es wahr. All das Colonisiren, Erobern und Regieren ist am Schreibtisch ausgeführt worden. Die Comptoirstube in einem dämmerigen Gäßchen mitten im düstern Busen der City ist das Laboratorium, in welchem all das flüchtige Gas bereitet wird, das von da ausströmt und sich in tausend Kanälen über den Erdball verbreitet. Ein halbes Dutzend sauerblickender Männer sitzt um einen Tisch, kritzelt Unterschriften auf ein Blatt Papier, und ein neues Reich erhebt sich im Stillen Ocean; sie stapfen schweigend zur Thür hinaus, gehen nach Hause, essen Mittagbrot, ganz mit demselben unerschütterlich gleichmüthigen Appetit, als ob nichts Außerordentliches vorgegangen wäre, und zehren den Rest des Abends an ihrem Phlegma beim Familientische, wie sie Zeit ihres Lebens alle Tage thun. An einem einzigen Morgen ist der Grund gelegt zu einem blühenden Handel auf Jahrhunderte: die Leute, die ihn legten, haben deshalb auch nicht eine Miene verzogen und sind aus ihrem gewohnten Lebensgange keinen Schritt gewichen. Draußen rühren sich die Hände, aber das Tagwerk drinnen schleppt sich nach dem Glockenschlage träg und eintönig fort

Jahr ein Jahr aus. Es ist ein Anderes, unsere überflüssige Bevölkerung nach entfernten Inseln verschiffen, auf irgend einem wilden Felsen den Union-Jack aufpflanzen und mit einem Hussah auf das Wohl Altenglands eine Flasche köpfen, und ein Anderes ist es, mit Nationen civilisirt wie wir vertrauten Umgang und beständigen Verkehr pflegen, den Rost des abgeschlossenen, büffelnden Lebens abreiben und erhoben über den einen und einzigen Gedanken des Geldverdienens Menschenfreundlichkeit, Gemüthlichkeit und Heiterkeit uns von den Nachbarn holen. Zu colonisiren, in dem großen und philosophischen Sinne des Worts, haben wir eigentlich nie verstanden; wir gewinnen die Völkerstämme nicht, wir unterjochen sie, und wir erobern Alles, nur nicht ihre Herzen.*) Unsere Niederlassungen sind Feldlager im feindlichen Lande, so völlig abgesondert von dem Leben der heimischen Bevölkerung wie Schwanennester auf einem Strome. In Indien sind wir auf allen Seiten von Eifersucht und Mistrauen eingehegt; der Racenkampf in Canada wüthet noch heutiges Tages ebenso wie 1760, und der Haß in Irland wuchert fort trotz freien Handels, zwei Empörungen, Union, Katholikenemancipation und Reform.

Was so die politischen Verhältnisse im Großen zeigen, das wiederholt der Verkehr unserer Reisenden im Kleinen. Unser Socialtarif ist nach den Regeln des Prohibitivsystems zugeschnitten. Gedankenaustausch findet nur im äußersten Nothfall statt. Wir öffnen Mund und Ohren mit nicht geringerm Widerstreben als Englands Häfen, und haben einen ebenso heftigen Abscheu vor fremder Mittheilsamkeit als vor fremdem Korn. Gewohnheiten sind bei uns schwer auszurotten. Es ist hergebracht zu schreien: Der Farmer geht zu Grunde! Wohl, so müssen wir den Kriegspreis festhalten, wenn wir auch seit beinahe 30 Jahren Frieden haben. Ganz ähnlich geht es uns mit unsern Umgangssitten. Der Engländer, welcher auf dem Continente reist, tritt hergebrachtermaßen in einen Gasthof mit ebenso argwöhnischen Blicken und zurückhaltendem Benehmen, als ob wir noch den Degen für die Legitimität gezogen hätten und ihn ewig nicht in die Scheide stecken dürften.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Dramatisches.

Der Stoff, wenn auch nicht durchgängig die Behandlung eines kleinen Lustspiels: „La ciguë, comédie en deux actes et en vers", von Emil Augier, paßt ganz trefflich zum Sophokles, zum Plautus und den andern griechischen und römischen Dramatikern, deren Werke man auf unsern modernen Bühnen wieder ins Leben zu rufen im Begriff steht. Dieses kleine Stück, das nicht ganz ohne Interesse ist, stimmt ganz mit dieser Tendenz nach dem Alterthume überein, wenigstens hat Augier ebenso wie Ponsard in seiner „Lucrèce" einen völlig antiken Gegenstand zu seiner Bearbeitung gewählt. Er führt uns in das Zeitalter des Perikles, und obgleich die Sitten dieser entlegenen Periode der großen Menge nicht eben sehr zugänglich sind, so hat dieses kleine Lustspiel doch bei seiner Aufführung ungewöhnlichen Beifall geerntet. Wir halten dies für einen Beweis, daß es dem Dichter gelungen ist, sein Gemälde sehr lebendig zu machen. In der That hat er ein überaus geistreiches Stück geliefert, das ungeachtet einer sehr einfachen Anlage ein fortwährendes Interesse bietet. Klinias, „un viveur", glaubt alle Genüsse des Lebens bis auf die Hefe erschöpft zu haben und beschließt deshalb aus Überdruß sich durch einen Schierlingsbecher selbst zu tödten, weil ihm der Tod ein geringeres Übel als die Langweile däucht. Aber bevor er seinen Plan ausführt, will er sich erst noch auf Kosten seiner beiden Genossen Paris und Kleon, die sein wüstes Leben mit ihm getheilt haben, einige heitere Stunden bereiten. Er hat eine schöne Sklavin, Hippolyta, kaufen lassen und veranlaßt nun seine beiden Freunde, ihr den Hof zu machen, indem er Denjenigen von ihnen zum Erben einzusetzen verspricht, der so glücklich ist, ihr Herz zu rühren. Diese schöne Aussicht stachelt die beiden Wüstlinge, die ihren faden Witz aufbieten, um sich bei der schönen Sklavin in Gunst zu setzen. Die Scene, in der dieser Wettkampf origineller Art dargestellt wird, ist nicht ohne Interesse, besonders da Hippolyta ihren geckenhaften Courmachern keine Antwort schuldig bleibt. Klinias staunt über den Aufwand von Geist, den sie macht, und verändert deshalb plötzlich die Aufgabe, die er gestellt hat. Er befreit die Sklavin und erklärt, daß Derjenige sein Erbe werden solle, der sich mit ihr verheirathen wolle. Dies führt eine neue Scene herbei, die an komischem Effecte der obigen nicht nachsteht; denn die alten Schlemmer wollen sich hierzu nicht bequemen, und sie suchen deshalb den Eindruck ihrer frühern Schmeicheleien dadurch zu vernichten, daß sie sich in ihrer wahren Gestalt zeigen. Klinias denkt nun zwar selbst daran, der Hippolyta seine Hand anzubieten, aber er hält sich für so unwürdig, daß er seinen ersten Plan, sich den Tod zu geben, auszuführen beabsichtigt. Als er eben im Begriff ist, dies zu thun, erklärt ihm die junge, edelmüthige Sklavin, die kein anderes Mittel sieht, ihren Wohlthäter zu retten, daß sie ihn liebt. Da erscheint dem Klinias, dem alle Freuden abgeblüht zu sein schienen, plötzlich das Leben in einem neuen Glanze, und er sieht, daß er von allen Genüssen den größten bis dahin noch nicht kannte. Dies ist das dürftige Gerippe einer vielversprechenden Erstlingsarbeit.

Der Verfasser der Nachfolge Christi.

Von Lyon aus ist vor einiger Zeit der Vorschlag gemacht, dem Andenken des großen Kanzlers Gerson, dessen Autorschaft in Bezug auf die berühmte „Imitation de Jésus-Christ" jetzt als feststehend allgemein angenommen wird, ein Denkmal zu errichten. Darmès ist der Name Dessen, welcher die Sache zuerst öffentlich in Anregung gebracht hat. Bereits hat sich, wie man vernimmt, für die Geldsammlung zur Bestreitung der Kosten ein sehr günstiges Resultat ergeben. Besonders lebhaft interessirt sich für dieses Monument, in dem unsere monumentensüchtige Zeit ihren schuldigen Tribut dem Gedächtniß eines herrlichen Mannes zahlen zu müssen glaubt, Onésime Leroy, der schon längst in der Streitsache über den wirklichen Urheber der „Imitation" für eine vorzügliche Autorität gilt, und die er erst neuerdings noch in seiner Schrift „Corneille et Gerson dans l'Imitation de Jésus-Christ" (Paris 1842) und in seinen „Etudes sur les mystères et sur les manuscrits de Gerson" die ganze Frage in ausführlicher Darstellung beleuchtet hat. Eine noch erschöpfendere Vereinigung alles Dessen, was bis jetzt über Gerson und die andern Personen, denen man den Ursprung des berühmten Werkes beilegt, geschrieben ist, findet man in einem vor kurzem erschienenen Werke, welches von einem Engländer herrührt. Es führt den Titel: „Gersoniana, Recherches bibliographiques etc. sur l'origine de l'Imitation de Jésus-Christ, publiées par *Jean Spencer-Smith*" (Paris). Dieses Werk, das sich an alle „Brüder in Gerson" (nos frères en Gerson) richtet, wird, so vollständig es auch ist, doch noch nicht das letzte sein, welches in dieser unendlich vielbesprochenen Angelegenheit geschrieben wird. 17.

*) An die englischen Missionen scheint der Verf. nicht gedacht zu haben. Diese haben in der That nicht unbeträchtliche Eroberungen gemacht. Aber, es ist wahr, im Grunde auch nur in einer Art Geschäftsstil. Sie überschwemmen die Heidenwelt mit Bibeln, Dogmen und Ceremonien, wie die Fabrikanten den Continent mit Baumwollenwaaren und sonstigen Erzeugnissen. Wenn man die philanthropischen Schriften der Engländer liest, so kann man sich des Gedankens oft nicht erwehren, daß Großbritannien mit dem Christenthum für dereinstige gute Kundschaft auf Abschlag zahlt. D. Übers.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 48. —— 17. Februar 1845.

Amrilkais, der Dichter und König. Sein Leben dargestellt in seinen Liedern. Aus dem Arabischen übertragen von Friedrich Rückert.

(Beschluß aus Nr. 47.)

Die Gedichte der zweiten Abtheilung stehen an allgemein-poetischem Interesse denen der ersten im Ganzen nach, doch enthalten auch sie treffliche und mit überraschenden Zügen ausgestattete Schilderungen sowol von Seelenzuständen als von äußern Situationen und gewähren mit Hülfe der von Rückert hinzugefügten Anmerkungen bald einen mehr ästhetischen, bald einen mehr historischen Genuß. Nr. 1 derselben schildert den Eindruck, den die Nachricht von der Ermordung seines Vaters auf ihn gemacht; Nr. 2, 3 und 4 beziehen sich auf seinen ersten Zug gegen die Beni Essed und seinen irrthümlichen Angriff gegen die Beni Kenana. Nr. 5, 6 und 7 sind Loblieder auf Oweir, der einst nach Hodschr's Fall dessen Tochter Hind bei sich aufgenommen und geschützt hatte, und sie enthalten zugleich Vorwürfe gegen Solche, die sich gegen ihn selbst treulos bewiesen haben. Ähnlich diesen beziehen sich auch die folgenden (von 8—29) auf seine heimatlose, flüchtige Lebensweise nach seinem verunglückten zweiten Zuge gegen die Beni Essed und enthalten theils Schmähungen solcher Häuptlinge, die ihm Schutz und Aufnahme verweigerten, theils Lobpreisungen derer, die sich freundlich gegen ihn erwiesen; zum Theil auch ergehen sie sich in Klagen über die untergegangene Herrlichkeit seines Geschlechts und über das entschwundene Glück früherer Tage, zum Theil sucht er sich darin mit kühnen Hoffnungen oder einer Horazischen Lebensweisheit, die den unverkümmerten Genuß des Augenblicks empfiehlt, über sein Misgeschick zu erheben. Nach diesen folgen noch einige Gedichte (30—33), welche auf seiner Reise durch Syrien nach Konstantinopel, und endlich die beiden letzten, welche während der Rückreise kurz vor seinem Tode gedichtet sind. Von allen diesen Gedichten sei es mir erlaubt, nur noch zwei mitzutheilen, und zwar zunächst das: „Zu Ehren zweier Jäger von Tai, Ibn Mor und Ibn Sinbis", in welchem er sich mit einem Hirsch vergleicht und dieses Gleichniß weiter ausführt. Es lautet:

Ich reit' als ob mein Sattel
Auf einem Elk von Schorka liege,
Oder ein Hirsch von Irnan,
Der scheu die Ohren spitzt, hinfliege.

Nach mäß'gem Abendfutter
Steht er und stemmet seine Klauen,
Um sich ein Bett, ein Lager
Der Nacht im Boden aufzuhauen.

Er schaufelt und er wühlet,
Und stäubet um sich Kies und Sand,
Als wie ein Brunnenfeger
Sich abmüht in des Mittags Brand.

Dann leget er sich nieder
Auf eine seiner braunen Wangen,
Sich so zusammenkrümmend,
Als wie ein Mann, der liegt gefangen;

Und unterm Artabaume
Entschlummert er, den sonst durchluftet
Die Nacht, und der, vom Thaue
Besprühet, wie ein Brautzelt duftet.

Dann weckten ihn am Morgen,
G'rad' als die Sonne stieg empor,
Die Hunde des Ben Sinbis,
Oder die Hunde des Ben Mor.

Vom Hunger angespornet,
Und von dem Zuruf, welchen thaten
Die Jäger, funkeln ihnen
Die Augen wie am Gesträuch Granaten.

Er rennt, und deckt mit Staube
Sie zu, und überm Hügelrande
Hinfliegend, gleicht er einem
Von fern geholten Feuerbrande.

Er weiß, daß, wo die Feind' ihn
Erreichen auf den grünen Helden,
Auf Tod und Leben kämpfend,
Die Stunde kam, wo Seelen scheiden.

Dann greifen sie und packen
Ihn bei den Schenkeln, und zerknittern
Sein Fell, wie Knaben eines
Geweihten Pilgers Rock zersplittern.

Dann suchen sie den Schatten,
Und schnaufen aus, er aber liegt
Wie ein Kameelhengst, trotzig,
Zum Tod erschöpft, und unbesiegt.

Das zweite Gedicht, das wir mittheilen wollen, „Des Dichters Lebensweisheit", ist reflectirenden Charakters. Nach einigen einleitenden Versen führt der Dichter darin fort:

Bin ich in Trübsal heute, doch manches Werk voll Macht
Hab' ich, wo feige Wangen erbleichten, einst vollbracht.

Bin ich in Trübsal heute, doch manche Sängerin
Voll Anmuth ließ ich spielen mit sorgenfreiem Sinn,

Die, wo sie schlug die Harfe, da klang's wie Schlachtgetön,
Und zarte Finger weckten ein liebliches Gedröhn.

Bin ich in Trübsal heute, doch manchen Beutezug
Eröffnet' ich, zu dem mich ein schlanker Renner trug,

Ein rascher, unverdross'ner, im Laufe dampfender,
Unangestrengt ergossen, den Boden stampfender,

Auf derben Sohlen rennend, auf Kiesel spaltenden,
Auf sennenfesten, schmeidigen, etwas aushaltenden.

O weil du bist vergänglich, genieße du der Welt,
Was dir von frohem Rausche und schönen Frau'n gefällt,

Von weißen, marmorgleichen, und bräunlichen gleich Reh'n,
Die schamhaft Augen senken, und die da keck d'rein seh'n.

Nach den gegebenen Proben ist es unnöthig, über den Charakter und poetischen Werth dieser Gedichte noch etwas hinzuzufügen. Der Leser erkennt daraus, daß sie einerseits in kräftigstem Wuchse dem realen Boden eines vielbewegten Lebens entsprossen sind und insofern eine Naturwüchsigkeit und Wahrheit, eine Fülle und Unmittelbarkeit entfalten, die an reinen Kunstproducten nur selten gefunden werden; daß sie aber andererseits damit eine Kunstmäßigkeit der metrischen Formen, eine Wahl des Ausdrucks und zum Theil selbst eine Symmetrie in der Gliederung und Fortspinnung des Gedankens verbinden, die sie wesentlich von den eigentlichen Naturdichtungen unterscheiden. Ebenso kann ihm nicht entgehen, daß der Horizont, in welchem sie sich bewegen, zwar eng und beschränkt ist, aber trotzdem ein interessantes und ein der poetischen Darstellung reichlichen Stoff gewährendes Leben umschließt; daß der geistige Gehalt, welcher sich in denselben regt, zwar durch eine höhere Intelligenz noch nicht geklärt, durch eine reinere Sittlichkeit noch nicht veredelt, durch eine tiefere Gemüthlichkeit noch nicht erwärmt ist, aber eben als unmittelbarster Ausfluß der Sinnlichkeit um so kräftiger und concreter sich darstellt, und daß endlich auch die künstlerische Fassung zwar noch an gewissen, nicht überall geschmackvollen Manieren hängt und sich selten über die Form der beschreibenden und schildernden Darstellung erhebt, dabei aber von höchster Lebendigkeit und überraschendster Wirkung namentlich in den Bildern und Gleichnissen ist. Über die letztern spricht sich Rückert selbst in einer Anmerkung so aus:

An sich gehören sie, ihre Häufung abgerechnet, keinem schlechten Geschmacke an, leiten aber einen solchen ein, wie er später von Motenebbi an herrschend wird, diesem Meister in übertriebenen, unnatürlichen, spielenden und frostigen Vergleichungen. Aber diese hier sind noch echt Homerisch, nur weniger ausgeführt, und insbesondere denen der Odyssee ähnlich, wovon mir hier die beiden einfallen, die ganz ebenso in einem arabischen Dichter stehen könnten: Odysseus in Scherie legt sich nackt in die Fülle der abgefallenen Blätter, wie ein Mann im äußersten Felde, wo er keine Nachbarn hat, einen Brand in die Asche birgt, den Samen des Feuers über Nacht zu bewahren, damit er nicht des andern Tages Feuer wo anders her zu holen brauche. Dann: Odysseus in seinem Hause, den Freiern Verderben sinnend, wälzt sich schlaflos auf dem Lager, wie man einen Wanst mit Fett und Blut gefüllt, am starken Feuer hin- und herwendet, daß er brate und gar werde.

Außer dieser Naivetät in den Vergleichungen und der Gewohnheit, sich über den Vergleichungspunkt hinaus in die Betrachtung des zum Bilde dienenden Gegenstandes zu versenken, haben jedoch diese Gedichte mit den Homerischen wenig Ähnlichkeit. Weit eher lassen sie sich mit den serbischen Volksliedern und den altnordischen Gesängen vergleichen, namentlich ist bemerkenswerth, daß hier wie dort trotz aller Sinnlichkeit und Kraft, ja einzelner Züge der Roheit ein gewisser elegischer Grundton nicht zu verkennen ist, nur daß er bei den Arabern in Folge des südlichen Klimas einen nicht so düstern Charakter trägt und nur selten sich zu wirklicher Tragik vertieft. **Richard Morning.**

Der Engländer im Auslande, geschildert von einem Engländer.

(Fortsetzung aus Nr. 47.)

Weil wir so viel zu Hause sind und durch den Druck äußerer Umstände zu Hause gehalten werden, sind unsere Gedanken und Gefühle so nach innen gekehrt. Wir kommen beständig auf uns selbst zurück. Wir sammeln, häufen maßlos auf und erfahren dabei in unserm Wesen wenig oder keine merkliche Veränderung. Wir schreiten auf der Bahn nützlicher Erwerbungen fort und sind doch ziemlich noch dasselbe Volk, das wir vor einigen hundert Jahren waren. Der einzige scharf ausgeprägte Unterschied ist der, daß wir nicht mehr so frisch und frei und fröhlich sind wie damals. Wir lassen unsere alten Volksbräuche, Spiele, Feste eins nach dem andern fallen und werden immer raffgieriger und selbstischer. Merry England lebt nur noch in Balladen; Robin Hood und Little John sind ins Arbeitshaus gesetzt. Wenn ein Franzose oder Italiener zu uns nach England kommt, so bringt er seinen Sonnenschein mit. Wenn ein Engländer nach Frankreich oder nach Italien geht, kann er seine Nebel nicht vergessen. Er ist wie ein Klumpen Finsterniß, der, wo er sich hinwälzt, alles Licht einsaugt und keins ausstrahlt. Der Franzose und der Italiener verwandelt sich sogleich in einen Bürger des Landes, welches er besucht; der Engländer hört nie und nirgend auf, der kleine Lord vom Lande, der Gemeinderathmann, der Hauptschulz des Dorfes oder der Grafschaft zu sein.

Bei dem Allen ist es erstaunlich, wie ein Bischen Schütteln und Rütteln auf Dampfbooten und Eisenbahnen und Diligencen und Schnellposten und Fuhrwerken jeder Gattung und in Hotels mit Gerüchen aller Art einen Menschen aus seinen schleichenden Gedanken und aus seinem dicken Humor heraus treibt. Es ist die beste aller Radicalcuren für Leib und Seele, wiewol dieselbe auf das Strickgeflecht eines englischen Nervensystems nur langsam wirkt. Nichts fegt so gründlich allen Sauerteig der standesmäßig herkömmlich tief eingenisteten Hochachtbarkeiten aus als Reisen. Alle unsere feierlich ehrwürdigen wohlerworbenen Rechte, unser Familienstolz, unsere Classeninstincte, unsere örtlichen Wichtigkeiten und beständigen Vorsichtsmaßregeln, Gehege und Wildbahnen, Livreen, Revenuen und Ceremonien, alles Das ist für nichts und aber nichts im Wirbel und Braus des Lebensstroms. Der große begüterte Edelmann kann nicht seine zehn Fuß dicken Mauern, seinen Thiergarten oder seine Pfarrkirche mit ihren altehrwürdigen Steinplatten und Inschriften auf der flachen Hand mit nach dem Continent hinübernehmen; er kann nicht den Vicar und den Oberverwalter und die Richterbank ins Hutband stecken; er kann nicht den Graus der Tretmühle auf seinem Reisekoffer zur Warnung aufstecken; er ist herausgetreten aus dem Zauberkreise, in welchen seine Herrlichkeit gebannt ist, und ist nun auch einmal in seinem Leben gezwungen, auf sich allein zu stehen und der Hülfe seiner Lictoren beraubt sich selbst zu verdienen, was er an Achtung oder auch nur Gefälligkeit zu ge-

nießen wünscht. Eine heilsame und gesunde Diät, höchst seelen- und gallenreinigend zugleich.

Es wird sich anderntheils auch Niemand unaufhaltsamer in den Rausch des neuen, entzückenden Daseins stürzen, das man frei vom heimischen Zwang genießen kann, als der Engländer, wenn er sich erst einmal erkühnt hat, den Versuch zu machen. Nun rennt er Hals über Kopf in das entgegengesetzte Extrem. Er tollt und lärmt wie ein Knabe, der aus der Schule läuft, oder wie ein Hetzhund, der vom Stricke losgelassen ist, stürmt über Stock und Stein, als ob der Teufel hinter ihm wäre. Wenn er sicher ist, daß es unbemerkt bleibt, daß ihn Niemand sieht (denn diese feige Scheu, die Furcht, sich lächerlich zu machen, verfolgt ihn Tag und Nacht), so ist nichts so kindisch, nichts so lustig und so üppig, das er nicht unternähme. Er ist kein Vierziger oder Funfziger mehr, er ist ein neunzehnjähriges übermüthiges Blut. Sein ganzes Wesen ist verwandelt; er ist wie behert. Gelöst sind die Bande der kalten Rücksichten und Berechnungen, die Schnürbrust der steifen Bedächtigkeit und der abgemessenen Würde ist gesprengt: seine Glieder regen sich frei und werden biegsam; er ist ganz Auge, Bein und Ohr. Mit welcher Neugier guckt er in alle Ladenfenster, mit welcher Gesprächigkeit (bei sich im Stillen seinen erstaunlichen Fortschritt im Geschmack bewundernd) kritisirt er Gemäldegalerien und Museen; mit welcher Rüstigkeit durchtrabt er königliche Gärten und Paläste, um Stoff zum Schwatzen für die Table d'hôte zu sammeln; wie viele hohe Stiegen klettert er hinauf und prahlt mit seiner guten Lunge; welche Berge Eis verschluckt er in der Hitze des Tages; welche Ströme Limonade gazeuse oder Selterwasser schlingt er ein; welch eine Mittagsmahlzeit hält er, seinen Appetit mit tausend kleinen pikanten Sachen spornend, und wie eifrig nährt er seinen entfesselten Enthusiasmus mit Hochheimer und Bordeaux, indem er mit Todesverachtung aller Gicht der Welt und allen Indigestionen Trotz bietet. Fürwahr, es ist nichts unter dem Monde so echt englisch als diese Dinge, die in ihrem innersten Kern und Wesen so durch und durch unenglisch sind: so unnatürlich ist die Sklaverei des Zwanges, den wir uns selbst anthun, so natürlich die Befreiung von ihm: und zwischen diesen Extremen sind wir hin- und hergeworfen.

Gewiß, es ist nichts so geeignet, alles grämliche Wesen abzustreifen und sich zu verjüngen, als daß man sich in eine neue Welt von Menschengesichtern stürze. Dem Engländer wird es nur schwer, diesen Sprung glimpflich auszuführen. Anstatt sich unbefangen unter das Volk des Continents zu mischen und Allem, was noch von Lebenslust und froher Laune in ihm ist, den freien Lauf zu lassen, rennt er meistens mit der Stirn gegen Alles. Ihm ist nichts recht; Alles hindert, Alles ärgert ihn. Er ist von vorn herein darüber mit sich einig, daß ihm nichts gefällt. Sonnenschein oder Regen, gleichviel, er schmollt, es ist ihm widerwärtig, blos weil es nicht englisch ist. Man sollte denken, er wäre nur ausgereist, um England aufzusuchen, und es kränke ihn, daß er nicht an jeder Straßenecke England findet. Es kommt ihm gar nicht in Gedanken, wie viel Lust und Belehrung er gewinnen würde, wenn er überall das Gemeinsame suchte, Das, worüber man sich verständigen kann; nein, all sein Bemühen ist darauf gerichtet, das Abweichende aufzuschüren, das ihm widerstrebt. Er hat nicht den leisesten Schimmer einer Ahnung davon, wie sehr das Erstere das Letztere überwiegt, wie viel mehr zu bewundern und nachzuahmen als zu bekritteln und zu verwerfen ist, und wie viel Vereinigungspunkte in Sachen des richtigen Gefühls und gesunden Menschenverstands, thätiger Tugend und geselliger Annehmlichkeit zwischen Völkern sich finden können, die sich über Angelegenheiten des Küchenwesens und der Zimmerlüftung nicht verstehen. Er findet ein Vergnügen darin, alle Plackereien und Widerwärtigkeiten, Beschwerden und Unannehmlichkeiten herauszuklauben, und murrt darüber wie ein Hund über einen Knochen, den er, statt ihn liegen zu lassen, weil er ihn nicht brauchen kann, mit einer Art grämlichen Vergnügens beknurrt. Jeder Schritt, den er thut, liefert ihm neuen Vorwand zu brummen und aus der Haut zu fahren, und es ist nur das Eine wunderlich, warum er von Hause weggegangen und warum er nicht spornstreichs nach Hause zurückkehrt. Man findet nichts zu essen (dies ist die gewöhnliche Klage); der Wein ist Essig; die niedern Volksclassen kommen in Schmuz und Aberglauben um; die Kirchen sind mit Theaterlappen behängt; das Volk wird von den Priestern aufgefressen; der Gestank in den Städten ist unausstehlich; die Weiber sind frech und affectirt; die Männer sind lauter Narren und Hanswürste; die wenigen Leute, die Erziehung haben, besitzen nicht die Würde und Zurückhaltung im Benehmen, welche Rang und Stand erfodert; es gilt kein Ansehen der Person; man kann in keine Gesellschaft gehen, ohne sein altehrbares Zartgefühl durch die Leichtfertigkeit und Ungeschliffenheit der Unterhaltung verletzt zu finden. Man hat von den Engländern mit Recht gesagt, daß das Unangenehme und Abstoßende ihre Stärke sei.

Ist denn in England nichts, was einen Fremden ärgern könnte, der Vergnügen daran fände, auf Widerwärtigkeiten Jagd zu machen und nach unerquicklichen Wahrheiten zu fischen? Sind wir so sicher, daß wir von öffentlichen Gebrechen und socialen Übeln frei sind? Laßt einen Fremden in unsere Manufacturdistricte kommen, in unsere Minen und Kohlenwerke, in unsere großen Städte. Wird er da nichts finden, was sein Mitleid erregt, was ihn mit Staunen und Grausen erfüllt? Kein Unrecht, keine Bedrückung, keine Laster? Auf allen Ecken und Enden werden ihm die Grausamkeiten unsers Systems das Herz zerreißen, der widrige Contrast von übergroßem Reichthum und übermäßiger Armuth, von Pracht und Elend, eine bevorzugte Classe in Üppigkeit und Wohlleben gewiegt, und eine dichtgedrängte Bevölkerung, die gleich hungerigen Wölfen um die ersten Lebensbedürfnisse kämpft. Außer dem Allen Trunk, der in wärmern Zonn unbekannt ist und ihn bei uns auf jedem Schritte anekelt. Er hört das Angstgeschrei der Verzweifelnden, bittere Verwünschungen, lästerliche Flüche, wenn er durch die überfüllten, qualmigen Straßen geht. Weiß Gott, wir haben schöne Läden und aristokratische Häuser und macadamisirte Wege und gepflasterte Straßen, aber alles Das und das behagliche Gefühl, das es weckt, und die Gemächlichkeit und Wohlhabenheit, die es verräth, macht nur das wirkliche Elend und den fressenden Krebs der Verworfenheit desto fühlbarer und schauderhafter. Und von Priesterwirthschaft zu reden, was wird unsere Kirche bei der Vergleichung gewinnen? Wahrhaftig, unsere Priester gehen niemals auf der Straße, man sieht sie nur in Kutschen fahren, ein Symptom von dem gefährlichern Charakter der Krankheit. Auch von Aberglauben sind wir gar nicht so frei, als wir die Welt möchten glauben machen. Es ist noch nicht so lange her, daß Sir William Courtenay in East Kent predigte, die Sekte der Johanna Southcote blüht ganz artig, und im Norden ist das Herenwesen sehr beliebt. An Leichtgläubigkeit können wir es doch fürwahr mit jeder Nation der Erde aufnehmen: man sehe nur unsere Policeiberichte an, unsern Börsenschwindel, unsere Emigrationsprojecte und unsere patentirten Universalarzneien. Übertreffen wir als Nation unsere Nachbarn an Aufklärung? Behandeln wir Gelehrte und Schriftsteller ehrenvoller? Ist die Masse des Volks bei uns besser erzogen? Nein, unser Volk wächst in materiellen Bedürfnissen auf und hat für Geistespflege weder Muße noch Neigung. Der Handwerksmann kennt nichts außer seinem Handwerk und beschränkt sich auf dieses aus einer instinctmäßigen und angeerbten Furcht vor Zersplitterung und Schwächung seiner Kräfte. Er ist auferzogen worden in dem Grundsatz, daß ein Hans in allen Ecken in keiner recht Bescheid lernt, und so sperrt er sich in die seinige ein und will von sonst nichts auf der Welt das mindeste wissen. Diese Art Erziehung bringt prächtige Handwerker zu Stande, aber Fähigkeit, zwei Gedanken zusammenzureimen, Urtheil und Verständniß allgemeiner Dinge muß

man nicht erwarten, wo der Geist platt geschlagen und in einen einzigen engen Kanal gezwängt ist. Dies ist es großentheils, was dem englischen Landvolke jenen finstern und verschlossenen Anstrich gibt, der allen Fremden bei uns so sehr auffällt. Je den höhern Kreisen der Gesellschaft ist die Sache übrigens nicht viel besser. Eine englische Conversazione ist ein Ding wie der Trauermarsch im „Saul". Jedermann scheint in einer Art Grabesstimmung, der feierlichste Ernst thront auf allen Gesichtern, und das ganze Wesen sieht allem Andern auf Erden eher ähnlich als einer Zusammenkunft zu geselliger Erholung und Erheiterung. Wenn ein Fremder, der an heitern Ton und Mannichfaltigkeit gewöhnt ist und gewohntermaßen seinen Schatz von munterer Laune mitbringt und anzuwenden gedenkt, wenn der zu Stein vor Erstaunen würde bei einem Anblick, der allen seinen Vorstellungen so zuwiderläuft, so wäre das kein Wunder. Der Fremde nimmt es vielleicht von der besten Seite, die er irgend herausfinden kann, wenn er in Wirthshäusern und an andern öffentlichen Orten über seine Sprachschnitzer ausgelacht und aufgezogen wird; er denkt, das sind Ungezogenheiten des Pöbels. Er sucht dafür in den obern Ständen Entschädigung und Mitgefühl. Wird er sich getäuscht finden? Nun, er ist zu sehr ein Mann von Welt, zu geneigt, Alles günstig anzusehen, zu großmüthig und zu gutgelaunt, zu bereitwillig, Alles, was in der That lobenswerth und erfreulich ist, anzuerkennen, um irgendwem mit seinen traurigen Erfahrungen beschwerlich zu fallen. Der Contrast ist schlagend, die Folgerung — leicht zu ziehen.

Wie gesagt, wir sind dermaßen geneigt, Alles schlecht zu finden, was nicht mit unsern Bräuchen übereinkommt, daß wir selten die Billigkeit üben, nothwendige Unterschiede der Gewohnheit und Lebensweise in Anschlag zu bringen. Wir bedenken nicht, daß Manches, was gegen unsere Sitte streitet, mit den Eigenthümlichkeiten und Bedürfnissen einer andern Nationalität im besten Einklang stehen kann, und daß Anderes, was bei uns vollkommen gut und zweckmäßig ist, durchaus nicht in die ganze Anlage eines anders gestalteten gesellschaftlichen Lebens, vielleicht nicht einmal in das Klima und die Oertlichkeit, durch die dasselbe bedingt ist, passen würde. So ärgert sich der Engländer gewöhnlichen Schlages fast unausbleiblich an der Vergnügungslust und anscheinenden Geschäftslosigkeit des Volks auf dem Continent. Wenn er nur ein klein wenig überlegte, würde er sich sagen müssen, daß die Leute dort so gut als wir um ihr Vergnügen arbeiten müssen, obgleich sie nicht gleich uns ihr Vergnügen mit einer Geschäftsmiene einnehmen. Vergnügen ist auf dem Continent gleich allen übrigen Dingen wohlfeiler als bei uns, weil dort das Volk nicht einen Kobold auf dem Nacken hat in Gestalt unserer glorwürdigen Nationalschuld. Die Leichtigkeit des Herzens im Vereine mit der Leichtigkeit der Luft bringt jenen heitern, festlichen Anstrich zuwege, der dem schwerfälligen, hypochondrischen Manne die Haare zu Berge treibt. Er ist gewohnt, in Einem fort an Taxen und Ostwind zu denken; er kann es nicht begreifen, wie solche Massen Volks ins Freie laufen und so vergnügt sein können. Wie kann man nur so wenig Scheu vor Geldausgaben und vor Rheumatismen haben! denkt er. Er geht in ein Hôtel und bestellt hochmüthig ein Mittagsessen in ein abgesondertes Zimmer; denn sein exclusiver Sinn erlaubt ihm nicht, sich unten in den ungesichteten Haufen der salle à manger zu mischen. Die salle à manger ist nun zwar da zu Lande Mode. Es ist der allgemeine Brauch in ganz Europa. Der Engländer allein kann sich nicht damit versöhnen. Er erblickt einen Saal so prachtvoll ausgestattet, daß er, der Engländer, augenblicklich zu berechnen anfängt, was das Alles gekostet haben müsse, und zu dem Schlusse gelangt, natürlich immer mit englischem Maße messend, es sei eine rein verlorene Speculation. Freilich, er hat nicht sein Capital hineingesteckt; aber was kann er gegen den Instinct?

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Geschichte von Spanien.

Wir haben zu wiederholten Malen Gelegenheit gehabt, auf einige vortreffliche Werke französischer Touristen aufmerksam zu machen, in denen uns landschaftliche Schilderungen, Darstellungen der politischen Verhältnisse von Spanien und Skizzen aus dem Volksleben dieses Landes vorgeführt werden. Bei dem besondern Interesse, welches Spanien seit einer Reihe von Jahren in Anspruch genommen hat, fehlt es aber auch nicht an ernstern Werken über die Geschichte dieses Landes. Um nur bei den jüngsten Erscheinungen dieser Art stehen zu bleiben, erwähnen wir des „L'Espagne depuis le règne de Philippe II jusqu'à l'avénement des Bourbons". Der Verf. dieser gehaltreichen Schrift, Ch. Weiß, Professor am Collége Bourbon zu Paris, hat sich bereits, wie wir aus den politischen Tageblättern ersehen, einer officiellen Anerkennung seiner Verdienste als Historiker von Seiten der spanischen Regierung zu erfreuen gehabt. Wenn er diese Auszeichnung zum Theil auch wol seiner Parteinahme in den Kämpfen des modernen Spaniens verdankt, so gebührt ihm gewiß auch seiner gründlichen historischen Leistungen wegen alles Lob. In seinem Werke, welches sich die Schilderung des Verfalls der spanischen Macht zur Aufgabe gestellt hat, wird der Culturgeschichte eine größere Berücksichtigung gewidmet als dies in ähnlichen Werken zu geschehen pflegt. So werden besonders im zweiten Bande die Handelsverhältnisse und die industriellen und literarischen Beziehungen Spaniens auf eine ebenso geistreiche als umfassende Weise behandelt. Mit dieser interessanten Schrift bringen wir die vor kurzem begonnene neue Auflage eines Werkes über die Geschichte Spaniens in Verbindung, welches bereits in den weitesten Kreisen die gebührende Anerkennung gefunden hat. Wir meinen die „Histoire d'Espagne depuis les premiers temps historiques jusqu'à la mort de Ferdinand VII", von Rosseuw-Saint-Hilaire. Die neue Auflage dieses gehaltreichen Werkes wird aus zehn Bänden bestehen, die in schneller Folge erscheinen sollen. 17.

Algier.

Das Werk des englischen Reisenden J. H. Blofeld: „Algeria, past and present", enthält nicht nur die Beschreibung jener Landstriche, sondern schildert auch die Stämme der Mauren, Kabylen, Araber, Türken, Juden, Neger und Kaluglis, welche diese Länder bewohnen, nach ihren Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen, und gibt zugleich einen kurzen Abriß der Geschichte dieser Gegenden von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Obgleich der Verf. eben kein großer Freund der Franzosen scheint, so läßt er ihnen doch in vieler Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren. Er gesteht ein, daß sie besonders in der Stadt Algier selbst große Verbesserungen gemacht haben. „Ganze Straßen", erzählt er, „sind in den letzten 10—12 Jahren neu aufgebaut oder wiederhergestellt, und Gebäude von mehren Stockwerken im pariser Stile errichtet worden. Der Gewerbfleiß der Einzelnen hat große Fortschritte gemacht, auch enthalten die europäischen Läden eine Auswahl von Bequemlichkeiten aller Art; es ist kein Mangel an Gegenständen der Üppigkeit und der Zierde; ihre Bazars umfassen alle Moden und Neuigkeiten von Paris: Bronzen, Porzellan, Glas, reiche Shawls, Stickereien, wollene Zeuche, Seiden- und Baumwollenwaaren u. s. w. Auf dem Place du gouvernement und in den Straßen de la Marine u. s. w. sind einige ungeheure öffentliche Werke ausgeführt worden. In der Straße Bab el Oued trifft man mehr Fußgänger als in einigen belebten Theilen Londons. Man sieht dort kein maurisches Gebäude mehr; Alles ist verändert, und wäre nicht das Gedränge von Türken, Mauren, Arabern und Negern, so könnte der Fremde sich einbilden, er befinde sich in einer größern Stadt Frankreichs." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 49. —— 18. Februar 1845.

Gesammelte Novellen von Theodor Mügge. Erster bis sechster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1842—43. Gr. 12. 10 Thlr. 15 Ngr.

Indem ich den Anlauf nehme, über die Mügge'sche Novellistik zu sprechen, bin ich fast in der Lage eines Blinden, der über die Wirkung einer Farbe sprechen soll; denn ich besitze für diese Gattung von Novellistik keinen Maßstab, den eigene Übung in diesem Genre oder eine natürliche Anlage dazu gewähren könnten. Ich will allenfalls ein Drama schreiben, welches nicht schlechter sein soll als hundert andere, welche die Jahrespresse liefert; ich will ein erträgliches Lied dichten, eine Weltgeschichte für Kinder und Säugammen schreiben, die nicht minder verdienstvoll sein soll als manche andere auf buchhändlerisches Geheiß angefertigte Weltgeschichte für Erwachsene; ich will Gutzkow im Wendepunkte zweier Dramen oder die durch Meinhold und Laube bewirkte Verlängerung der Hexenprocesse betrachten; über die Veredlung der Racen durch Kreuzung vom Pückler-Muskau'schen Standpunkt aus, über Bettfederreinigungsanstalten und Schafwollenwäsche, über die wohlthätige Wirkung der Romane der Gräfin Hahn-Hahn auf die nothleidenden Classen der menschlichen Gesellschaft, über den künstlerischen Werth des lithographirten Portraits von R. Prutz, über seines ehemaligen Freundes Ruge Verdienste um Anerkennung deutscher Tugenden im Auslande und über hundert andere lang- und kurzweilige Dinge Werke liefern, welche von meiner Clique gelobt werden müßten, wenn ich mich je in eine Clique hineincomplimentirt hätte; aber ich erkläre mich gänzlich außer Stande, je so angenehme und leicht lesbare Novellen aus dem Ärmel schütteln zu können wie die vorliegenden. Und ich weiß nicht, ob dieses Unvermögen in einem gewissen kritischen Rigorismus, in einer Lücke meines productiven Talents oder in einem Mangel an Übung in diesem Fache beruht. Vielleicht könnten wir Schriftsteller alle gute Luftspringer und Seiltänzer sein, wenn unsere Glieder zu diesem unnützen Geschäfte von Jugend auf eingerichtet und biegsam gemacht worden wären; und daß gerade zu der unterhaltenden Novellistik neben dem Talente besonders Übung und Virtuosität gehören, ist auch bei der oberflächlichsten Prüfung wahrzunehmen. Es scheint mir nun nicht ausgemacht, wer als kritischer Berichterstatter über irgend eine Gattung der Poesie vorzuziehen sei, Der, welcher sich darin versucht, oder Der, welcher sich darin nicht versucht hat? Dieser, kann man sagen, wird unbefangener und unparteiischer urtheilen; aber es gibt jetzt eine Menge hämischer Kritiker, welche nie eine Zeile geschrieben haben und um so unbarmherziger über ein poetisches Werk, eine theatralische oder musikalische Aufführung urtheilen, je weniger sie durch Erfahrung von den Schwierigkeiten der Kunstpraxis Kenntniß haben, und deren absprechende Weise mit der gesellschaftlichen Medisance überhaupt zusammenhängt. Ich meine, daß das Urtheil über ein Werk sich um so milder und vorsichtiger gestalten wird, je mehr man ausübend in derselben Kunstgattung und Kunstrichtung thätig war und Einsicht in die eigenthümlichen Schwierigkeiten dieser speciellen Kunstgattung gewonnen hat. Hier aber stehe ich auf einem meiner eigenen Kunstübung — wenn ich von dieser sprechen darf — ganz fremden Gebiete. Ich kann sagen, daß diese Novellen theilweise auch mich unterhielten, daß sie reich an Eigenschaften sind, welche gerade auf die große Lesermenge wirken müssen, ich kann und werde noch manche dieser Eigenschaften, die aber meist nur auf einen unterhaltenden Zweck hinauslaufen, namhaft machen, aber ich fürchte, daß ich mit dieser allgemeinen Empfehlung den Verf. nicht zufriedenstellen werde; denn, so viel mir bekannt, gehört er zu den etwas Verwöhnten, die vorzugsweise für die Unterhaltung schreiben, mit der Stimme der großen Lesermenge, welche sie für sich haben, jedoch nicht zufrieden sind, sondern auch noch die Stimme der Kritik für sich zu haben und zugleich eine Stellung in der Literatur einzunehmen wünschen. Hierüber hat jedoch nur die Nachwelt zu entscheiden, nicht der einzelne Kritiker, und ich fürchte fast, daß bei der überreichen Menge der Talente, welche gerade auf dem Gebiete der Novellistik thätig sind, Viele, welche jetzt an ihrer Spitze stehen oder zu stehen glauben, bereits von der nächstkünftigen Generation vergessen sein werden. Wie viele Namen, welche ehemals einen ebenso guten Klang hatten wie Mügge, sind im Sturmeswehen unserer raschen Zeit verrauscht! Vielleicht besitzen die Jetzigen wenn auch nicht das ursprüngliche Talent früherer Erzähler, doch einen Vorzug in einem gewissen Gedankeninhalt, welchen die Zeit selbst

ihnen zuführt, in jenem feinen gemeinsamen Geiste, der alle Individualitäten durchdringt und ihnen eine allgemeine Färbung aufdrückt, welche nur noch selten etwas individuell Charakteristisches durchscheinen läßt.

Eben diese individuelle Local- und Sonderfärbung des Talents vermißt man bei Mügge, der sich allerdings durch geschmackvolles Arrangement, Beweglichkeit der Darstellung, Frische der Schilderungen und die Geschicklichkeit, Zeitstimmungen in seinen Novellen zu verarbeiten, weit über die rohe Menge der Tagesschriftsteller erhebt. Mügge hat durchgängig etwas Nobles; Edles oder Adeliges möchte ich nicht sagen, da das deutsche Wort einen höhern Seelenwerth andeutet. Das Noble, was ich meine, bezieht sich bei Mügge mehr auf die äußerliche Form und ist an sich anerkennenswerth. Weil ihm aber der Stempel der eigentlichen Originalität mangelt, so gefällt er wol, so lange man ihn liest, aber es bleibt kein dauernder Eindruck übrig, welcher eben die Unsterblichkeit eines Buchs oder Schriftstellers ist, soweit überhaupt etwas Irdisches sich auf Unsterblichkeit und Unvergänglichkeit Rechnung zu machen hat. Mügge's Erfindungskraft ist sehr beweglich, aber auf einem nur beschränkten Felde, und spricht mit einer sehr geläufigen, wenn auch etwas breiten Zunge zu uns, in einer Sprache, deren Grammatik uns ihren Grundzügen nach ziemlich bekannt ist. Außerdem haben seine Novellen fast sämmtlich das Eigenthümliche, daß sie mit großer Lebendigkeit, oft mit neuen Figuren, Gruppen und Situationen beginnen und selbst die Erwartungen Desjenigen spannen können, der nicht nach dem flatterhaften Schmetterlinge der bloßen Unterhaltung hascht. Aber dies novellistische Feuer hält nie oder selten aus und brennt dann in weitem Umfange aber niedrig am Boden fort, um sich nicht wieder zu der anfänglichen Höhe zu erheben. Der industrielle Sinn unserer Romanschriftsteller, womit sie den Stoff statt zusammenzudrängen möglichst ausdehnen, beherrscht auch Mügge und bringt ihn um jede concentrirte Wirkung. „Man muß den Quark breit treten", sagte ein gewisser Romanschriftsteller und Novellenfabrikant, welcher freilich viel tiefer steht als Mügge und auf der Sturmleiter unserer Novellistik eine der untersten Stufen einnimmt. Indeß ist der Entschuldigungsgrund, daß der Mensch leben und verdienen will, immerhin ein sehr triftiger, besonders einem Publicum wie das gegenwärtige gegenüber, welches für eigentliche poetische Kunstschöpfungen weder Sinn noch Gedächtniß mehr besitzt. Schade nur, daß so viele schöne Kraft sich unnütz zersplittern muß; denn es ist ersichtlich, daß auch Mügge, wenn er sich mehr in sich sammeln wollte, literarisch Bedeutsameres leisten könnte, freilich auf die Gefahr hin, für die zweifelhafte Gunst der Kritik die unzweifelhafte der Buchhändler und des großen Lesepublicums einzubüßen.

Mehre der hier mitgetheilten Novellen haben den Hauptmangel, daß sie das knappe, über eine schlanke, zierliche und leicht zu umspannende Taille bewirkende Gewand der Novelle aus-, und das breite, schleppende Kleid des Romans anziehen, wobei denn die psychologische Durchführung dem mehr äußerlichen romanhaften Apparat weichen muß. Ich nenne beispielsweise hier die Novellen „Jakobine" und das „Gold der Pinheiros". Jene beginnt sehr munter, malerisch und lebendig, verliert sich aber immer mehr in das Dickicht oft verbrauchter Romaneffecte, sodaß der Leser durch Dick und Dünn, über Stock und Stein gehetzt wird, wobei die Kritik häufig ins Gedränge kommt, wennschon der Liebhaber compacter Gefahr-, Rettungs- und Verzweiflungsgeschichten seine Freude daran haben mag. Dagegen ist der Verf. in Darstellungen aus dem beschränkten Haus- und Familienleben überaus glücklich, indem ihnen der Stempel der Wahrheit und natürlichen Einfachheit aufgedrückt ist. Der Verf. weiß uns hier in die vollkommenste Mitleidenschaft zu versetzen, sodaß wir an den Leiden und Freuden der Personen den innigsten Antheil nehmen. Ich nenne hier vorzugsweise die Novelle „Liebe in alter Zeit", die ein erhöhtes Interesse durch die glückliche Einführung des großen Preußenkönigs Friedrich erhält. Auch in die tiefern Leiden der menschlichen Gesellschaft thut Mügge zuweilen einen sehr glücklichen Griff, wie in der Novelle „Simon", die, und nicht zu ihrem Nachtheil, an die Weise von Boz in dessen ernstern Genrebildern erinnert. Als glücklicher Reiseschilderer und Beobachter zeigt sich Mügge ferner in dem Aufsatze „Swinemünde und Rügen", worin treffende Bemerkungen mit den glücklichsten Naturschilderungen in anziehender Mannichfaltigkeit abwechseln.

Der Verf. ist häufig auch ein Partisan des modernen Liberalismus genannt worden, und wennschon es an liberalen Bezugnahmen und Andeutungen nicht fehlt, so tritt doch seine Freisinnigkeit im Ganzen in ziemlich sanftmüthiger Form auf. Hier und da finde ich selbst Züge eines gewissen Afterliberalismus, der, weit entfernt, wie etwa in der Novelle „Simon", einen innigern Bezug auf die Leiden und Interessen des Volks zu nehmen, mit aristokratischen Gelüsten liebäugelt und sich mit Glanz und Eleganz zu umgeben liebt. Diese Wendung hat der Liberalismus überhaupt in gewissen höhern Classen des Bürgerthums genommen, indem man, unter dem Vorwande einer geistigen Aristokratie, mitten zwischen den höhern und niedern Positionen der Gesellschaft, jenen freilich ebenso sehr sich nähernd als von diesen sich abschließend, einen bevorzugten Stand mit allen Ansprüchen auf Überlegenheit, Freiheit, Glanz und Wohlsein zu bilden sucht. Jede Annäherung an das Volk gilt innerhalb dieser Emporkömmlingsclasse für unfashionabel und gemein. Ein Repräsentant dieser geleckten bürgerlichen Aristokratie ist Georg, der bürgerliche Gutsherr, in der Mügge'schen Novelle „Welt und Herz". Georg liebte Marie, ein schlichtes Mädchen, das aber genöthigt wird, einen Förster zu heirathen. Georg ist voll Wuth und Verzweiflung, die aber, wie man bald gewahr wird, nicht eben tief in seinem Herzen wurzeln. Sehr bald sieht er ein, daß Marie seiner wirklich nicht würdig war; denn wie erscheint sie ihm, als er sie später wieder er-

blickt? „Ihre Züge", heißt es, „waren grob und rauh, ihr Gesicht aufgedunsen, das Haar, einst so schön und glänzend, hing verworren um ihren Nacken. Ihre einfache Kleidung, die großen, von wirthschaftlicher Arbeit rothen Finger, Alles widerte ihn an, und stumm blieb er an der Schwelle stehen." So schildert auch Gräfin Hahn-Hahn die einfachen Töchter aus dem Volke; ich erinnere nur an ihre Thorschreiberstochter in „Cecil". Was hilft da Gemüth und Herz? Die garstigen Finger, die simple Kleidung, die rauhe Arbeit — dies sind zu gemeine Elemente für ein innigeres Anschließen oder auch nur für ein Festhalten früherer Neigung. Und doch sollte der Mensch auf den Besitz von Herz und Gemüth, die ebenso seltene als kostbare Güter sind, stolz sein dürfen, wenn nicht Herz und Gemüth nothwendig mit der unglücklichen Eigenschaft verbunden wären, bescheiden zu sein. Bei Mügge wird der Eindruck nur um so schneidender, da uns Marie in einer Lage, die unsere ganze Theilnahme in Anspruch nimmt und auch die Theilnahme Georg's in Anspruch nehmen sollte, vorgeführt wird. Marie trauert eben an der Leiche ihres Kindes, und ihr Schmerz spricht sich gerade dann am rührendsten aus, als sie das todte Kindlein in ihren Arm nimmt, herzt und küßt, ohne Georg weiter zu beachten. Ein solches Verfahren ist unzweifelhaft nicht fashionabel; Marie hätte ihren mütterlichen Schmerz künstlicher zu verbergen wissen sollen. Dies scheint auch Georg einzuleuchten; denn es heißt: „Mismüthig und getäuscht verfolgte er seinen Weg. Nun empfand er schon, daß er einem andern Lebenskreise angehöre, daß Marie ihm nichts mehr sein könne, daß Herzensgüte und die einfachen Tugenden eines unverdorbenen Gemüths nicht ausreichen als Ersatz für die Foderungen höherer Ansprüche" u. s. w. So werden also jetzt Herzensgüte und Unverdorbenheit auf die niedrigste Stufe gestellt; sie schützen ja nicht vor rothen Händen und Aufgedunsenheit des Gesichts! Georg heirathet zuletzt auch ein ebenso schönes als kokettes und geistreiches adeliges Fräulein, dem auch die Moral der Erzählung in den Mund gelegt ist, wenn sie zu Georg sagt: „Mein Georg, so ist es doch wahr, daß du zu Höherm bestimmt bist, als Feld und Wald zu bestellen oder Dampfmaschinen zu heizen. Aber das sind Mittel zum Zweck. Erwerbe wer steigen will! Besitze weltliche Güter, wenn deine geistigen Schätze nützen sollen!" Dies heiße ich dem Erwerbstaumel der Zeit geschickt zum Munde reden! Leider bleibt der Leser im Unklaren, ob Georg ein hochbegabter Mensch ist, und was er Höheres und Größeres leistet oder zu leisten vermag; denn daß Mügge ihn am Schlusse zum Präsidenten der Kammer ernennen läßt, ist ein ebenso willkürliches und unvorhergesehenes als armseliges Auskunftsmittel.

So liegt etwas Doppelzüngiges in Mügge's Liberalismus, der nach obenhin kokettirt und nach untenhin den gnädigen Herrn und Protector spielt. Indeß mag ihm dies zur Entschuldigung dienen, daß ein deutscher Novellist von Geschmack und ästhetischer Durchbildung sein Publicum vorzugsweise in der höhern Classe und zwar unter den Frauen suchen und jedes Mittel aufbieten muß, diesen zu gefallen. Dieser Umstand wie der Mangel an echt humoristischer Gestaltung hindert auch unsere Novellistik, volksthümlich und ein so entschiedener Ausdruck der deutschen Nationalität zu werden, wie z. B. Boz ein Ausfluß und Ausdruck der englischen Nationalität, nicht blos das schmeichelnde und geschmeichelte Geschöpf einer ästhetisch gebildeten Gesellschaftsclasse ist. Mügge's bessere Gesinnung kommt bei alledem häufig genug zu Tage, für seine bewegliche Productivität zeugen diese sechs Theile Novellen, außerdem beweist er ein liebenswürdiges Gemüth und eine pralle lebendige Auffassung der Lebenserscheinungen, sodaß man seine Novellen als eine angenehme, zum Theil anregende Lecture mit Recht empfehlen kann. **H. Marggraff.**

Der Engländer im Auslande, geschildert von einem Engländer.

(Beschluß aus Nr. 48.)

Ein unbegrenztes und allzu kühnes Vertrauen auf die Macht des Geldes, gleich als sei damit Alles zu erreichen, ist eine unserer Hauptschwächen, die man sich in der ganzen Welt nicht hat entgehen lassen. Nicht genug, daß wir auf das Gewicht unserer Börsen im Stillen vertrauen, nein, wir müssen sie auch prahlend allen Gastwirthen und Postillonen um die Ohren schütteln, bis die Leute unsere Überlegenheit gehörig begriffen haben, wobei wir noch obenein die beleidigende Voraussetzung machen, daß Jene arm und feil genug sein werden, um für unser Geld unbedingt nach unserer Pfeife zu tanzen. Natürlich kommt uns unsere Eitelkeit und Unverschämtheit theuer zu stehen. „Mylord anglais" ist die Losung zu Plünderung, Übertheuerung, kriechender Bettelei; für die Plagen, denen er vorzugsweise ausgesetzt ist, mag Mylord anglais sich bei sich selbst bedanken. Wir trafen einmal in Lüttich einen alten Herrn, der ganz Belgien und den Rhein hinauf bis ins Nassauische bereist hatte, ohne ein Wort von irgend einer Sprache der Welt außer seiner englischen Muttersprache zu verstehen. Er war der Ansicht, man könne durch die ganze Welt fortkommen, ohne irgend eine Sprache zu können, wenn man nur viel Geld habe. Was er in Wiesbaden oder sonst wo bezahlt hatte, wußte er nicht: seine Methode war, die Hand in die Tasche zu stecken, sie voll Gold herauszuziehen und dann das Gold sich selbst helfen zu lassen; er wurde betrogen, er machte sich nichts daraus; er wußte wol, daß er betrogen würde: was that's? er konnt's bestreiten, er wollte betrogen sein. Wir fragen jeden vernünftigen Mann aus irgend einem Lande, ob solch ein eingestandenes System, welches offen eine Prämie auf Spitzbüberei setzt, nicht ganz dazu angethan ist, Diejenigen, welche es in Anwendung bringen, übelberufen und lächerlich zu machen?

Diejenigen Engländer, welche sich auf dem Continent ansiedeln — Leute, die aus guten Gründen ihr Geburtsland verlassen, sonderlich aber aus einem, den sie nicht immer gern gestehen — sind der Vernunft und Freisinnigkeit nicht gerade zugänglicher. Sie sehen gemeiniglich finster aus und grollend wie Gewitterwolken. Sie geben sanften Eindrücken niemals nach; sie müssen hart gestoßen werden, um zu weichen. Die Kruste der Vorurtheile schmilzt nie: sie kann nur durch wiederholte Schläge zertrümmert werden. Und das Schlimmste ist, daß sie gerade in dem Lande, welches sie um der Nähe seiner Lage willen und aus ökonomischen Rücksichten zu ihrem Aufenthalt zu wählen genöthigt sind, unter eine Bevölkerung gerathen, welche in Allem das Gegentheil von ihnen ist. Der

verdriessliche Stolz der Engländer und die losplatzende Eitelkeit der Franzosen geben ein Gemisch, das für einen Herenkessel taugte. Die schönste Erläuterung hierzu liefert ein Geschichtchen, das zu gut ist, um wahr zu sein. Ein Franzose prahlt gegen einen Engländer mit dem Siege von Waterloo. „Sieg?" ruft der Engländer aus, „Wer hat gesiegt? Wir haben gesiegt, denn wir haben das Feld behalten." „O mon dieu", entgegnete der Franzose; „was beweist das? Gewonnen haben wir die Schlacht, aber Ihr wart so eigensinnig und wolltet absolut nicht geschlagen sein; darüber haben wir die Geduld verloren und haben Euch den Platz überlassen." Engländer, welche in Frankreich ihren Aufenthalt nehmen, gehen gewöhnlich aus dem Grunde dahin, um wohlfeil zu leben und die Erziehung ihrer Kinder wohlfeil zu haben. Eine Familie kann in England nicht ohne harte Einschränkung und noch härtere Demüthigung mit dem Sümmchen leben, womit sie in Frankreich gemächlich auskommt. Das ist der Magnet, der so viele Personen von beschränktem Einkommen nach den französischen Küsten zieht. In dem Städtchen Dinan an der Rance leben fast 300 Engländer *), in Tours an der Loire 2000 (und früher wol dreimal so viel, bis ein Misbehagen ausbrach und die Gemeinde zersprengte); Avranches, St.-Malo, St.-Servan sind überfüllt mit Engländern; in Boulogne wohnen ihrer 6000, und verhältnißmäßige Massen in Rouen, Caen, Havre und andern Städten. Man verbannt sich nicht aus bloßer Caprice in ein fremdes Land, wo eine fremde Sprache gesprochen wird, wo man mit fremden Sitten umgeben ist und getrennt von den vertrauten Gesichtern und den gewohnten Bezügen und Verbindungen, es muß ein mächtiger Beweggrund sein, der zu solchen Opfern antreibt. Und ein solcher ist es. Mit tausend Misständen haben sie daheim zu kämpfen; sie können die Stellung nicht behaupten, die ihre Verhältnisse oder ihre Neigungen ihnen anweisen, und sodann haben sie Kinder, die zu erhalten, zu erziehen, in die Welt zu bringen sind. Sie suchen sich daher ein Land zum Aufenthalt, wo man wohlfeil lebt und wo sie nicht beachtet sind. Es ist kein Wunder, daß so viele Engländer in wohlfeilen Ländern leben; es ist vielmehr ein Wunder, daß ihre Zahl nicht noch größer ist.

Der in Frankreich ansässige Engländer ist indessen bei allen diesen Vortheilen mit seinem Aufenthalt und neuen Leben keineswegs zufrieden. „Ja", ruft er aus, „wohlfeil lebt sich's hier, das ist wahr; allein das ist auch Alles. Von Geselligkeit, vernünftigem Umgang ist keine Rede; man vegetirt nur; das Beste ist, für sich zu bleiben und zu essen und zu trinken nach Herzenslust." Wir möchten den armen aber wohlgemästeten Mann fragen, was für Gesellschaft und Umgang er bei sich zu Hause und ob er überhaupt dergleichen haben konnte. Wenn aber, warum hat er sich aus seinem Vaterlande so elendiglich verbannt? Warum? Weil er wohl wußte, daß Gesellschaft geben und Besuche machen in England schon allein sein ganzes Einkommen aufgezehrt haben würde. Es fehlt aber in den französischen Städten gar nicht an guter Gesellschaft; sie ist nur gewöhnlich viel zu gebildet für den englischen Sparmann. Man findet in den Provinzen überall unterrichtete, gelehrte Männer, Kenner der Literatur, Schriftsteller; wenn auch Paris der Mittelpunkt des gesammten politischen und Modelebens von Frankreich ist, muß man doch nicht glauben, daß in Frankreich alle tüchtigen und gebildeten Leute so nach Paris laufen wie in England nach London. Also Umgang könnte der ansässige Engländer schon finden, wenn er dem, der sich findet, nur gewachsen wäre.

Die gewöhnliche Wirkung einer englischen Niederlassung in einer französischen Stadt ist der Verderb der letztern. Sie wird mit der Zeit eine englisirte französische Stadt, nicht französisch und nicht englisch, sondern eine schlechte Mixtur aus Beidem, etwa so wie ein „Biftek anglais" mit einer dicken Brühe von Zwiebeln daran. Die Franzosen würden ganz geneigt und willig sein, mit ihren Gästen in Verkehr zu treten, aber die Schroffheit und Kälte der Engländer hält jeden Umgang entfernt. Die Engländer fügen sich nicht den herrschenden Sitten, sondern führen die ihrigen ein; es gibt keine englische Niederlassung, die nicht ein Miniaturbild von Altengland wäre, in die nicht, soweit es irgend möglich ist, die ganzen Sitten des Mutterlandes leibhaft übergepflanzt wären, ohne die mindeste Rücksicht auf die Interessen oder Vorurtheile der umwohnenden Bevölkerung. Die Engländer sind die Einzigen, die dies thun, die Einzigen, die es können. Die Deutschen, die den Engländern mehr als sonst eine Nation in allem Übrigen gleichen, weichen hierin gänzlich von ihnen ab. Wohin Deutsche kommen, bequemen sie sich der Landessitte und zeichnen sich gewöhnlich aus durch ihre Einfachheit, Geräuschlosigkeit. In Amerika sind sie wegen dieser Eigenschaften beliebt, und weil sie sich hüten, die Eigenliebe und den Nationalstolz des Volks zu verwunden. Die Engländer thun sich etwas darauf zu Gute, gegen die Vorurtheile der Welt sich aufzublasen und die Stacheln ihres Charakters mit der Reizbarkeit des Igels herauszukehren.

Unter aller der erwähnten geldstolzen Flunkerei verbirgt sich eine wahre Filzigkeit, und jeden Augenblick gibt sich ein kleinlicher, knausernder Sinn kund. Selbst in den wohlfeilen Orten, die sie sich ausgesucht haben, klagen sie beständig über die Kostspieligkeit des Lebens und die Betrügereien, deren Opfer sie sind. Es ist eine sehr gewöhnliche Beschuldigung, die gegen die Franzosen erhoben wird, daß sie zweierlei Preis haben, einen Engländerpreis und einen Franzosenpreis; aber die Schuld davon fällt wie von so vielen andern kleinen Beschwerden nur auf die Käufer selbst. Wenn die Engländer lernen wollten wie die Franzosen zu leben, dürften sie hoffen wie die Franzosen behandelt zu werden.

Nicht weniger merkwürdig ist der Umgang einer Hand voll englischer Ansiedler unter sich. Der borstige Stolz, die persönlichen Eitelkeiten und die Classenvorurtheile des alten Landes sieht man hier ebenso üppig auf dem Ableger wuchern als auf dem Mutterstamm. Fünfhundertjährlich spielt die Rolle der Aristokratie. Sie sind im allerhöchsten Grade argwöhnisch gegeneinander. Niemand weiß, weshalb sein frisch angelangter Nachbar sein Zelt in diesem wohlfeilen District aufgeschlagen, aber die Bosheit ist fruchtbar in Muthmaßungen. Genug! Man könnte fragen, warum wir es unternommen haben, diese Schwachheiten unserer Nation aufzudecken. Wir antworten, weil wir es lieber thun wollten als Andern das Geschäft überlassen, und weil wir doch nicht Anstand zu nehmen brauchen, der Welt zu zeigen, daß unsere Ehrlichkeit und unser Muth größer sind als unsere Eitelkeit. 40.

*) Dinan hat nicht viel über 8000 Einwohner.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 50. — 19. Februar 1845.

Poeten der Jetztzeit, in Briefen an eine Frau. Von J. Scherr. Stuttgart, Franckh. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

In der schönen Literatur Deutschlands grassirt die Schnellproduction; Vieles wird fabrikmäßig gearbeitet, nur für den Markt, nicht für die Dauer. Und doch weiß Jeder von den Schulbänken her, daß Horatius sagt: „Nonum prematur in annum", das heißt, wenn man ein Buch herausgeben will, soll man es vorläufig neun Jahre liegen lassen und dann ediren, nota bene, wenn man es noch für passend hält; jetzt wird an dem Bogen, dessen letzte Seite der Autor erst Abends schreiben will, am Morgen schon gedruckt. Vom Ausfeilen ist die Rede nicht. Welches Kunstwerk aber bedürfte der Feile nicht?

Diese Schnellproduction hängt zusammen mit einer maßlosen Selbstüberschätzung. War es nicht Plato, der seine Gedichte verbrannte, nachdem er den Homer gelesen hatte? Dergleichen findet man jetzt absurd; der Autor will jetzt nicht das möglich Beste geben, er will nur geben. Es ist in der belletristischen Literatur, seit dem Jahre 1830 ungefähr, eine Oberflächlichkeit eingerissen, die erschreckend genannt werden muß. Jeder will Jedes machen können; Novellen, Tragödien, Lieder, kritische Erörterungen und so fort. Eine kräftige poetische Begeisterung regt sich selten; wie selten vernimmt man den Flügelschlag des Genies? Eine echte poetische Begeisterung hat ihren Quell in der poetischen Wahrheit; diese Wahrheit vermissen wir in vielen poetischen Producten der neuesten Zeit. Die dichterische Weltanschauung ist eine eigenthümliche; worin ihr Wesen besteht, läßt sich gar nicht so leicht in ein paar Worten aussprechen; die poetische Weltanschauung weicht zwar von der ordinairen ab, aber darum ist sie keine zurechtgemachte; barocke Composition. Das Letztere scheinen viele moderne Poeten zu glauben. Wer keine poetische Productionskraft besitzt, *der mag* diesen Mangel verstecken hinter den buntesten *Lappen* und verbergen durch die wunderlichsten Capriolen, *das Werk* erscheint immer als ein zusammengeflicktes, *niemals* als ein organisches Ganzes. Wo die schaffende *Kraft fehlt*, da ist die sogenannte Dichtung todtgeboren, *kann daher* auch kein Leben, keine That, keine Begeisterung, *nicht* einmal den ordinairsten Beifall, erwecken. Für *alles Lebenskräftige* hat jeder Lebendige eine feine Witterungskraft; aber für Lebenskraft gibt es kein Surrogat. Vielen der Männer, die sich auf dem Gebiete, jetzt insonderheit der dramatischen Poesie, hervordrängen, fehlt die schaffende Kraft. Leider ist dem Publicum durch einseitige Kritik so viel Falsches vorgeschwatzt, daß es an Kritik nicht mehr glaubt, oder vielmehr sich von derselben nicht mehr überzeugen läßt. Das ist ein schlimmer, anarchischer Zustand. Das vorliegende Buch zeugt übrigens von kritischem Geist. Hr. Scherr scheint Anlage zum Optimisten zu haben; Vieles sieht er durch ein verschönerndes Glas; das Meiste begreift er in seiner rechten Eigenthümlichkeit. Der Verf. beschränkt sich nicht blos auf deutsche Dichter; er spricht auch über die neuesten polnischen, italienischen, englischen und französischen, über die drei erstgenannten freilich nur sehr aphoristisch.

Mit viel Wärme ist der erste Abschnitt über den berühmten polnischen Dichter Adam Mickiewicz geschrieben. Kräftige, enthusiasmirende Gedichte erwarben ihm vor ungefähr zehn Jahren großen Ruhm; jetzt ist er in Paris und führt ein Mumienleben: er ist unter die Pietisten gegangen; wir behandeln ihn daher mit Recht wie einen Todten. Mickiewicz ist oft mit Lord Byron verglichen, aber Ref. hält diese Vergleichung für schief. Mickiewicz schloß sich ganz eng und fest an die Nationalität seines Volks an, mit jedem Blutstropfen war er Pole; Byron kokettirte mit englischen Liebhabereien, als Reiten, Schwimmen, Pistolenschießen; Byron wäre ohne England Byron gewesen, Mickiewicz niemals Mickiewicz ohne Polen. Das fatale Gemisch von Spleen und Blasirtheit in Byron findet man in Mickiewicz nicht. Daß man in Deutschland von Byron so viel Wesens macht, das hat offenbar der alte Goethe veranlaßt, der ihn empfahl. Mickiewicz hat die Theilnahme des Publicums sich selbst erworben. Die politischen Lieder unsers polnischen Dichters sind anderer Art als die neuesten deutschen; in den erstgenannten braust eine gewaltige Begeisterung, die Alt und Jung mit fortreißt zur kühnen That. Mickiewicz's „Rußland" ist ein großartiges Werk. Wie anregend und befeuernd ist nicht sein Heldengedicht „Konrad Wallenrod"; diese kräftige Protestation gegen Unterdrückung entflammt Heldengefühle in jeder Brust; für uns Deutsche ist es auch in der Beziehung fesselnd, daß deutschthümliche Züge von sich auf-

opfernder, entsagender Liebe darin vorkommen. Auch in der Genremalerei ist der genannte Pole Meister, das beweisen seine Schilderungen von Jagden, Nationaltänzen und Bauerwirthschaften; seine Liebeslieder und seine Bearbeitungen orientalischer Stoffe finden wir wenig ansprechend.

Die Überschrift des zweiten Abschnitts kündigt zwei Todte an; der erste ist der italienische Dichter Giacomo Leopardi, der 1837 starb; eine Auswahl seiner Gedichte hat deutsch K. L. Kannegießer (Leipzig 1837) herausgegeben. Nachdem Hr. Scherr eine kurze Charakteristik dieses Dichters versucht hat, kommt er auf Platen. In dieser Abhandlung finden wir Mancherlei, worüber wir mit dem Verf. rechten müssen. Derselbe geht nämlich von der Behauptung aus, Platen sei eine der schönsten Zierden der deutschen Dichterhalle; aber schon zwei Zeilen hinterher bekennt er, daß Platen einer schöpferischen Phantasie entbehrt habe. Wenn man die Platen'schen Dichtungen durchgeht, so läßt es sich nicht verkennen, daß der Dichter derselben eine poetische Weltanschauung habe, daß er für poetische Eindrücke empfänglich sei, daß er auch oftmals seine Empfindungen glücklich in Worte fasse und ausspreche; allein Das, was den Dichter zum Dichter macht, die freie göttliche Schöpferkraft, die geht ihm ab. Darum gefiel sich Platen in den fremden Formen der Poesie, weil sich da jener Mangel leichter verbergen läßt; aber selbst diese Ghaselen, wie unbedeutend, wie matt, wie nüchtern sind viele darunter! Hr. Scherr begeht in der Vorliebe für Platen die Ungerechtigkeit, zu behaupten, daß Ghaselen etwa für eine Formerweiterung unserer Poesie gelten möchten, daß sie aber keineswegs im Stande seien, eine Wirkung zu üben, ein Menschenherz in seinen Tiefen „aufzuregen oder zu beruhigen". Diese Behauptung, mit nichts begründet, ist ganz unkritisch und willkürlich. Diese „Aufregung" und jene „Beruhigung" kann der echte Dichter in jede Form, die nicht ganz heterogen ist, legen. Wenn Platen's Ghaselen weder „aufregen noch beruhigen", so läßt sich das eben von Platen'schen, nicht aber von der ganzen Dichtungsart sagen. Ferner, ungeachtet Hr. Scherr behauptet, Platen sei eine der schönsten Zierden der deutschen Dichterhalle, so räumt er doch ein, daß den Platen'schen Dramen der dramatische Nerv fehle; Hr. Scherr hätte es doch geradezu aussprechen sollen, daß Platen's Aristophanische Komödien eigentlich nur einen formellen Werth haben. Läßt sich ja doch auch nicht leugnen, daß der Feldzug gegen Immermann und Heine sehr übereilt gewesen sei, zumal da Immermann und Heine bedeutender sind als Platen. Platen war offenbar in einer schlimmen Selbsttäuschung befangen; er hielt sich für geistesmächtiger als er war, daher seine Erbitterung gegen die Bühnenerfolge Houwald's und Müllner's, daher sein Trotz gegen Immermann und Heine. Ref. hat die Überzeugung, der rechte Dichter horcht nicht neugierig hinaus, ob das Volk auf der Gasse auch wol seine Gesänge singe; er selbst will nur singen zu seiner Genüge; der rechte Dichter läßt Jedem gern seine Sangesweise und deren Bewunderer. Dieses kränkliche Erbittertsein, diese Gereiztheit gegen Andere, dieses Sichgekränktfühlen über Vernachlässigung ist ein Zeugniß gegen die Originalität seines Geistes; ein gleiches Urtheil fällen wir über Immermann.

Noch ein Mal muß ich Hrn. Scherr wegen einer Inconsequenz in Anspruch nehmen; nämlich S. 65 sagt derselbe, man müsse die strenge Form ihrer Schönheit überwunden haben, bevor man die Holdseligkeit der Platen'schen Dichtungen zu begreifen und zu genießen fähig sei. Hr. Scherr behauptet also hier, daß hinter der strengen Schönheit die Holdseligkeit liege, oder daß eine strenge Schönheit, wenn man sie genauer besehe, holdselig sein könne. In diesen Behauptungen vermissen wir alle logische Schärfe. Was man strenge Schönheit nennt, damit bezeichnet man vorherrschend das Antike in seiner eigenthümlichen, scharfen Abgeschlossenheit, worin es mehr den Geist als das Gemüth oder das Gefühl anregt. Das schroffe Gegentheil ist die holdselige Schönheit; die Holdseligkeit ist dem außerchristlichen Leben ganz fremd; eine Venus ist nicht holdselig, wol aber ist es eine Madonna. Wenn wir nun noch über die Auswahl der hier mitgetheilten Platen'schen Dichtungen sprechen sollen, so müssen wir bemerken, daß Hr. Scherr wol gerade nicht die ansprechendsten gewählt habe. Derselbe preist Platen's Epigramme als sinnvoll, schlagend, lieblich und vollendet in der Form. Sogar gegen die Vollendung der Form ließe sich Mancherlei einwenden; nämlich Ref. erklärt es nicht für gut, daß der Sinn des Pentameters erst im nachfolgenden Hexameter seinen Abschluß bekommt, wie z. B. in dem Epigramm „Sophokles" (S. 57). Was ferner das Sinnvolle dieser Epigramme betrifft, so können wir auch diesen Vorzug nicht unbedingt zugeben; unter den sieben hier mitgetheilten Platen'schen Epigrammen sind zwei total schielend; z. B. in dem einen sagt der Dichter: daß in Sophokles Ehrfurcht gegen das Himmlische tiefer wohne als irgend es träumt ein modernes Gebetbuch. Ref. glaubt nicht, daß es sinnvoll gesagt sei, ein Gebetbuch träume. Ferner, Platen vergleicht, unter der Überschrift „Triumph", den Dichter mit einer Lawine, die selbst der Feind rasch weiter wälze. Ref. meint, daß die Lawine nicht gewälzt wird, sondern daß sie sich fortwälzt; das Epigramm heißt (S. 58) so:

> Einer Lawine vergleich' ich den Dichter, es wälzt ja der Feind selbst
> Rasch ihn weiter; es kommt eine gerechtere Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rückblicke in mein Leben, mitgetheilt von E. P. von Bülow. Helmstedt, Fleckeisen. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Als wir die Lectüre des vorliegenden Buchs beinahe beendigt hatten, fiel uns ein Artikel über dasselbe in Nr. 250 der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" vom J. 1844 in die Hände, in welchem es von Hrn. v. Bülow ohne weiteres hieß, er habe keine höhere sittliche Haltung besessen, mit Einem Worte, er sei kein Charakter gewesen. Mag nun auch immerhin der Verf. jenes Artikels in der Nähe des Hrn. v. Bülow leben und

einige Kenntniß von den braunschweigischen Zuständen besitzen, so erregen doch gerade die von ihm gebrauchten Ausdrücke ein nicht unbegründetes Mistrauen, weil sich in unsern Tagen höhere Staatsbeamte, sie mögen nun in der Verwaltung oder bei der Rechtspflege beschäftigt sein, nur zu oft müssen gesinnungs- und charakterlos schelten lassen. Aber Gottlob! es steht so schlimm noch nicht bei uns in Deutschland, und wenn wir auch selbst Einzelnes an dem vorliegenden Buche auszusetzen haben, so verdient doch sein Verfasser durchaus nicht jenen harten Vorwurf seines braunschweigischen Landsmannes.

Wenn wir nicht irren, so bezieht jener Tadel sich vorzugsweise auf die Zeit vom 17. Oct. 1826 bis zum J. 1830, wo Hr. v. Bülow durch ein Cabinetsschreiben des Herzogs Karl mit den Dienstverrichtungen des Geheimraths v. Schmidt-Phiseldeck interimistisch beauftragt war. Wir ersehen aus den letzten Seiten des Buchs, das mit der Verbrennung des Schlosses in Braunschweig und mit der Vertreibung des Herzogs schließt, daß schon damals in Flugschriften mancher Tadel über den bei den Regierungsmaßregeln betheiligten Verfasser ausgesprochen sei, der dann von „nachlallenden Geschichtschreibern“ (Rotteck, Welcker und Münch) wiederholt worden sei. Hr. v. Bülow erklärt aber im Vorworte, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, diesen Abschnitt der braunschweigischen Geschichte zu schreiben, und begnügt sich nur auf der letzten Seite auf das bestimmteste zu erklären, daß von einem Finanzdrucke in jener Zeit keine Rede sein dürfe, daß die öffentlichen Abgaben zwar nicht vermindert worden sind, daß sie aber auch nicht drückend gewesen wären (durchschnittlich etwa drei Thaler auf den Kopf), und daß die Abtragung der Landesschulden gleichfalls vorgerückt sei. Ebenso fest versichert er (S. 197), daß ihm die Brieferöffnungen und die geheime Policei durchaus fremd geblieben sind, und wir nehmen keinen Anstand, ihm hier Glauben beizumessen und die versöhnliche Gesinnung zu beloben, die er in den Schlußworten ausgesprochen hat. Nur Das ist uns auffallend gewesen, daß Hr. v. Bülow, der doch in jener unruhigen Zeit des Sept. 1830 eine der bedeutendsten Stellen in Braunschweig einnahm, ganz ohne einige Kunde der Katastrophe vom 7. Sept., die den Herzog Karl um Thron und Land brachte, geblieben ist und daß er in einer so schweren Zeit gerade am Tage des Schloßbrandes auf sein Gut Rhode reisen konnte. Wir gestehen, daß uns die Äußerung (S. 198), er sei als Mitglied des Staatsministeriums nicht befugt gewesen, durch Policei oder Militair zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe zu wirken, und sein Verbleiben sei also nutzlos gewesen, befremdet hat.

Wenn wir hierauf der Erzählung des Buchs folgen, so eröffnet uns der erste Theil desselben, welcher des Verf. Familie und Erziehung umfaßt, wohlthuende Einblicke in das geordnete Leben einer braunschweigischen adeligen Familie, die, ohne gerade mit Glücksgütern zu sehr gesegnet zu sein, doch auskömmlich zu leben hatte und eine anständige, gastfreie Haushaltung führte. Der Verf. genoß einer guten Erziehung, erst im älterlichen Hause, dann auf dem Carolinum in Braunschweig, wo er zugleich dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand als Page diente und manche interessante Einzelheit von diesem ruhmwürdigen Herrscher anführt. Die von ihm schon im J. 1833 herausgegebenen „Beiträge zur braunschweigischen Geschichte“ und die beiden ersten Bände der Strombeck'schen „Erinnerungen“ erhalten hier manche Ergänzungen, und die Jüngern unter den Jetztlebenden müssen es beiden Verfassern danken, daß sie ihnen eine Zeit geschildert haben, die durch geistige Bildung, Feinheit der Sitte und Einfachheit des Lebens eine besondere Auszeichnung in den damaligen Zuständen des nördlichen Deutschlands erhalten hat. Dasselbe gilt von der Universität Helmstedt und mehren ihrer berühmtesten Lehrer, deren Zuhörer Hr. v. Bülow in den Jahren 1789—92 gewesen war. Nach üblicher Landessitte trat er nach Ablauf dieser Zeit als Assessor bei der Justizkanzlei in Wolfenbüttel ein und erhielt eine Stellung, die damals durchaus ihren Zweck verfehlte, die jungen Männer sich ganz selbst überließ und ihre Arbeitszutheilung lediglich von der Laune oder Muße des Kanzleidirectors abhängig machte. Diese und ähnliche Mängel der Gesetzgebung sowie die politische Verstimmung der Zeit, die namentlich durch die Unentschlossenheit der preußischen Politik herbeigeführt wurde, bespricht der Verf. mit Freimüthigkeit, auch verhehlt er nicht, wie manche Schritte des Herzogs, dem er wie das ganze Land mit der innigsten Anhänglichkeit und Treue zugethan waren, Besorgnisse erregten, die der Auszug desselben zum Kriege gegen Frankreich nur noch steigerte.

Zur Katastrophe des J. 1806 weiß unser Verf. manche Einzelheiten beizubringen. Die Franzosen nahmen Braunschweig als herrenloses Gut in Besitz, der Gouverneur Bisson bezog das Schloß, lebte im Überfluß und nahm sich vom Theater, „pour suivre la coutume du lieu“, wie er höhnend bemerkte, eine Maitresse, zu deren Gesellschaft sich ehrbare Frauen in seinen Gesellschaften einfinden sollten. Als das Königreich Westfalen errichtet war, ward v. Bülow zum Richter bei dem Criminalgerichtshofe des Okerdepartements ernannt und vertauschte im April 1812 diese Stelle mit der eines Präsidenten des blankenburger Tribunals. In beiden Stellen wußte er die Pflichten eines altbraunschweigischen Unterthans mit den Amtsgeschäften eines westfälischen Richters in guten Einklang zu bringen. Auch von ihm erfahren wir Manches über die westfälische Zeit, z. B. über den Einzug des Königs Jerome in Braunschweig, wo die Zuschauer nur mühsam das Lächeln verhielten, als sie diese kleine, ausgemergelte Figur schon am Eingange des Schloßplatzes den Degen ziehen und mit gezücktem Schwert in das Schloß einreiten sahen, und Anderes mehr. Merkwürdig aber ist von einem Manne, der als Schriftsteller über das französisch-westfälische Civil- und Criminalverfahren aufgetreten ist, folgende Stelle hierüber auf S. 96: „Waren auch die guten Seiten der fremden Verfahrungsweise und Rechtsprechung wie der Vorzug eines Jedermann zugänglichen Gesetzbuchs nicht verkannt, so schickte man ihnen doch keine sehnsüchtigen Rückblicke nach. Für die Öffentlichkeit im Verfahren der gerichtlichen und Verwaltungsbehörden sprach sich kaum ein Wunsch aus, noch weniger erfüllte das Verlangen nach derselben das Publicum, wie die anmaßlichen Stimmführer des Volks jetzt behaupten und hervorzurufen sich bestreben, allerdings mit richtiger Berechnung des eigenen Vortheils, weil damit eine reiche Ärnte für die Preßfabriken, Stoff zu Scandal nämlich und Verdrehungen der Wahrheit, erzeugt werden muß. Dem Strafverfahren war allerdings mehr Theilnahme und Beifall geworden als dem westfälischen Civilprocesse, aber auch da galt derselbe weniger dem Wesentlichen als dem Schauspiele, und der Unterhaltung, die es gewährte. Es zählte zu den Circenses des Napoleonischen Despotismus. Den nähern Beobachtern war jedoch der Nutzen unverkennbar, den jenes Verfahren den Advocaten und den Staatsbürgern der niedern Classen, die zu Geschworenen berufen werden konnten, dargeboten hatte. Jene sahen sich zu einem belebenden Wetteifer genöthigt, diese mit Männern höherer Bildung zusammengestellt, durch Erweiterung des Geschäftskreises und Erweckung des Selbstgefühls gehoben.“ Wie wenig indessen das französische Rechtsverfahren das wirkliche Recht vor Augen hatte, geht aus einer Erzählung des Hrn. v. Bülow sehr anschaulich hervor. In einem Concurse in Mecklenburg war ein dem Verfasser zustehendes Hypothekencapital weit vor einer Foderung zur Zahlung angesetzt, die dem Kurfürsten von Hessen gehörte, allein von Napoleon nach Löwenrecht angesprochen wurde. Hr. v. Bülow machte seine rechtskräftig erstrittene Ordnungsstelle geltend, allein der feindliche Geschäftsträger schrieb ihm: „Monsieur, vous êtes sans doute bien fondé en justice, mais il me faut vous observer que Sa Majesté l'empereur et roi prime tout le monde.“ Das Reich der französischen Herrschaft aber glich Alles aus.

Nach Wiederherstellung der alten Verhältnisse ward v. Bülow Vicepräsident im Landgerichte zu Wolfenbüttel und er-

freute sich der wohlwollenden Berücksichtigung des Herzogs Friedrich Wilhelm, mit dessen frühem Tode so schöne Hoffnungen des Landes zerstört wurden. Unter der vormundschaftlichen Regierung ward der Verfasser, der auch viel mit Grenzberichtigungen und staatsrechtlichen Ausführungen beschäftigt gewesen war, als Kammerdirector 1819 nach Braunschweig versetzt und trat so in die Reihe der höchsten Staatsbeamten. Die Darstellung seines neuen Geschäftskreises und die Verhandlungen mit der Landschaft müssen wir hier übergehen; von wichtigen Persönlichkeiten werden der Minister Alvensleben und der Geheimrath v. Schmidt-Phiseldeck mit Lob genannt, die Discussionen über den bevorstehenden Regierungsantritt des Herzogs Karl erwähnt, die Befürchtungen über denselben nicht verschwiegen und offen ausgesprochen, daß unter den erwähnten Umständen die Verlängerung der vormundschaftlichen Regierung über ein Jahr hinaus allgemein als ein Gewinn angesehen worden ist.

Die Schilderung des Herzogs Karl scheint uns gerecht. Seine Abgeschlossenheit und sein grosses Mistrauen traten nach Antritt seiner Regierung immer mehr hervor, sie gingen in Richtachtung der Menschen über und in jene unglückliche Stimmung, die Tacitus so treffend mit den Worten bezeichnet hat: solus moestam vigilantiam et malas curas exercebat. Um Regierungsgeschäfte kümmerte er sich wenig, nur das Militair und das Theater erregten seine Theilnahme, ferner die Streitigkeiten mit seinem fürstlichen Vormunde, wo v. Bülow offen und rücksichtslos seine abweichende Meinung ausgesprochen zu haben versichert. Dadurch sei auch der Grund zur Entfremdung des Fürsten gegen ihn gelegt worden. Über die Mishandlung des würdigen Schmidt-Phiseldeck geht der Verf. kurz hinweg, hält aber seinen Unwillen nicht zurück; eine längere Stelle ist der räthselhaften Erscheinung des Legationsraths Klindworth gewidmet. Den Schluß macht der Streit, in welchen der Verf. mit der Landschaft im J. 1828 gerieth, wo er seine landschaftliche Stellung aufgab und dies als eine Schwäche anerkennt, die er seiner Ruhe nicht hätte bringen sollen. Wir sind über diese Verhältnisse nicht genau genug unterrichtet, um ein vollständiges Urtheil abgeben zu können, müssen aber gestehen, daß die Offenheit, mit welcher sich der Verf. hier und in andern Stellen über seine dienstlichen Verhältnisse ausgesprochen hat, eine Achtung verdient, welche ihm seine politischen Gegner nicht hätten vorenthalten sollen.

20.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Rechtsgeschichtliche Studien.

Wir haben schon früher in d. Bl. auf die bedeutenden Leistungen Klimrath's im Gebiete der historischen Rechtswissenschaft aufmerksam gemacht. Gegenwärtig liegen uns seine gesammelten Werke, welche sich auf die Geschichte des französischen Rechts beziehen, vor, und wir beeilen uns, noch einmal den Namen dieses leider zu früh verstorbenen jungen Gelehrten in Anregung zu bringen. Seine Arbeiten scheinen uns um so bedeutender, da sie als ein schöner Versuch gelten können, ein innigeres Band zwischen deutscher und französischer Gelehrsamkeit zu schlingen. Der deutschen Sprache in hohem Grade mächtig, hatte Klimrath einen längern Aufenthalt auf der Universität Heidelberg, trefflich dazu benutzt, sich mit dem Stande der Wissenschaft in Deutschland vollkommen vertraut zu machen. Leider hat ein früher Tod es vereitelt, daß die schönen Kenntnisse, welche er sich gesammelt hatte, ihre Früchte getragen haben. Aus den einzelnen Arbeiten, die sich aus seiner Feder noch erhalten haben, so trefflich sie auch schon an und für sich sein mögen, kann man doch eigentlich nur schließen, was Klimrath geleistet haben würde, wenn ihm die Zeit die vollständige Entwickelung seiner herrlichen Anlagen gestattet hätte. Seine „Travaux sur l'histoire du droit français" (2 Bde.), auf die wir oben hingedeutet haben, sind von Warnkönig, der sich um die Verbreitung deutscher Rechtswissenschaft in Frankreich wesentliche Verdienste erworben hat, zum Druck befördert. Sie umfassen folgende einzelne Arbeiten, welche bisher nur in verschiedenen rechtswissenschaftlichen Zeitschriften zerstreut waren: 1) Versuche über das historische Rechtsstudium und den Nutzen desselben für die Auslegung des französischen Civilgesetzbuchs. 2) Wissenschaftliche und geschichtliche Wichtigkeit einer französischen Rechtsgeschichte. 3) Programm einer französischen Rechtsgeschichte. 4) Anzeige des Werkes von Laferière's „Histoire du droit". 5) Anzeige des Werkes von Brever über die Geschichte der gerichtlichen Einrichtungen in Frankreich. 6) Anzeige von Michelet's „Origines". 7) Das französische Recht in seinem Ursprunge, seinem Grundcharakter und seiner geographischen Ausbildung. Letztere Arbeit, welche den ersten Band schließt, enthält interessante Skizzen aus einem umfassenden Werke über die Geschichte des französischen Rechts, aus dem der Verf. seine Lebensaufgabe gemacht hatte. Der zweite Band umfaßt 1) sein Mémoire über die ungedruckten Quellen des französischen Rechts im Mittelalter, 2) das „Mémoire sur les Olim", 3) Studien über die coutumes, 4) historische Untersuchungen über die saisine nach den Rechten des Mittelalters, eine Abhandlung, auf welche Mittermaier in der „Kritischen Zeitschrift für Rechtswissenschaft des Auslandes" (Bd. 16) besonders aufmerksam gemacht. Wol mag es traurig sein, daß Klimrath, der mit gründlichen Kenntnissen einen heiligen Eifer für die Wissenschaften verband, einen so frühen Tod gefunden hat und daß so schöne Hoffnungen mit ihm im Keime zerstört sind. Tröstlich aber ist für uns, die wir im Interesse Deutschlands und Frankreichs seinen Verlust beklagen, der Gedanke, daß immer mehr junge französische Gelehrte, vom heißen Wissensdrange getrieben, herüberkommen über den Rhein, um am Quell deutscher Wissenschaft ihren Durst zu stillen. Wir freuen uns darüber nicht um des eiteln Ruhmes willen, daß wir bei unsern Nachbarn endlich eine gebührende Anerkennung finden, sondern weil wir darin den Anfang eines engen internationalen Verhältnisses zwischen den Gelehrten verschiedener Völker erkennen. Erst wenn der geistige Austausch aller Nationen immer reger geworden sein wird, erst dann wird das goldene Zeitalter der „Weltliteratur" hereinbrechen, das Goethe mit prophetischem Blick als herannahend verkündet hat.

Moralische Werke.

Die Moral scheint auf dem Büchermarkte in geringem Credit zu stehen, wenigstens finden die moralischen Geschichten, die moralischen Poesien u. s. w., die das Zeichen ihrer Moralität gleich an der Stirn tragen und denen früher eine günstige Aufnahme geworden wäre, jetzt nur selten ein grosses Publicum. Indessen haben wir jetzt ein Buch anzuzeigen, welches, so wenig lockend auch sein Titel ist, doch schon um des Namens seines Verfassers willen von dieser Regel eine Ausnahme machen dürfte. Wir meinen die „Galerie morale" des Grafen von Ségur. Der berühmte Verf. hat in dieser Schrift einen Theil seiner reichen Erfahrungen und seiner Betrachtungen niedergelegt. Obgleich der Graf von Ségur mitten in den Bewegungen des vorigen Jahrhunderts geboren und also das Kind einer Zeit ist, deren Moralität etwas anrüchig zu sein scheint, so sind doch seine moralischen Betrachtungen, die er hier mittheilt, gleich weit von der Lascivität des vorigen Jahrhunderts als von der frommen Kopfhängerei entfernt, die in unsern Tagen wieder in Mode zu kommen anfängt. Dabei gewährt sein Werk, in dem die verschiedenartigsten Punkte berührt werden, eine höchst interessante Lecture, was man den sentenzenreichen Moralisten des großen Jahrhunderts nicht eben nachrühmen kann. Ségur eröffnet seine „Galerie" mit den Worten: „Ich habe dieses Werk für die Reichen, Glücklichen und Mächtigen verfaßt, obgleich ich weiß, daß diese gerade am wenigsten geneigt sind, Rath zu empfangen und die Wahrheit zu hören."

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 51. —— 20. Februar 1845.

Poeten der Jetztzeit, in Briefen an eine Frau. Von J. Scherr.

(Fortsetzung aus Nr. 50.)

In dem dritten Abschnitte geht der Verf. zu den schwäbischen Dichtern über. Die Einleitung macht eine poetische Beschreibung Schwabens und schwäbischer Natur; mit ergreifenden Worten schildert der Verf., wie schon seit längerer Zeit eine stinkende pietistische Dunstschicht sich auf die herrlichen Thäler legt und die schwäbische Heiterkeit erstickt, und die echt schwäbischen Originale nicht mehr aufkommen läßt. Hart, aber nicht unwahr ist es, was von der frömmelnden Reimerei gesagt wird, die Albert Knapp beharrlich über das Land ausgießt. Nachdem Hr. Scherr uns drei Originale aus seiner Jugendzeit recht hübsch hingezeichnet hat, kommt er zu der Frage, ob es eine schwäbische Dichterschule gebe oder nicht. Hr. Scherr ist Schwabe mit Leib und Seele, und liebenswürdig in der Liebe für sein Volk und Land; so wollen wir es verzeihen, wenn er in diesem Abschnitte das Heimatliche in schönen Farben malt. Mit Recht nennt er es abgeschmackt, wenn man Uhland, Schwab, Kerner, Mörike und Pfizer unter dem Collectivnamen schwäbische Schule zusammenfaßt. Uhland wird richtig gewürdigt: seine Dichtungen bildeten einen Gegensatz gegen die fade Andächtelei der Nachtreter der romantischen Schule und gegen die abgeschmackte Nordelei Fouqué's; Uhland sind Romantik und Freiheit nicht schroffe Gegensätze, sondern er verbindet sie zur Einheit eines ebenso freien als poetischen Volkslebens; nie entwischt dem Dichter der Faden, welcher uns aus der Herrlichkeit des Mittelalters in die Gegenwart zurückleitet. Am Schlusse dieser Charakteristik beklagt Hr. Scherr lebhaft, daß Uhland nicht mehr dichtet, und theilt einen an Uhland gerichteten Zuruf mit, worin er aufgefodert wird, wieder zu dichten und zu singen. Diese Apostrophe des Hrn. Scherr gefällt uns sehr; Uhland wird darin so geschildert:

Des Wissens Waffe in den Händen,
Des Rechtes Panzer umgeschnallt,
Des Muthes Gürtel um die Lenden,
Den Eichenzweig als Helmeszier,
Am schwarzrothgold'nen Bandelier
Das blanke Hüfthorn der Romanze —
So tratest du dereinst einher
Und schleudertest des Wortes Lanze.

Ebenso kräftig schildert Hr. Scherr das Treiben der Gegenwart, woran er die Auffoderung knüpft, wieder zu singen:

Dringt nie in deine Einsamkeit
Das bunte Faseln all der Gecken,
Die sich in hohler Eitelkeit
Aus Zwergen woll'n zu Riesen strecken?
Und hörst du nie das Luggegirr,
Und hörst du nie das Truggeschwirr,
Womit man Hohn spricht deinem Volke?
Wach' auf! In all den faulen Witz
Laß zucken deiner Losung Blitz
Aus deines Schweigens düst'rer Wolke!

Auf Uhland folgt Gustav Schwab. Das Feld, worin derselbe sich ergeht, ist weniger das des unmittelbaren lyrischen Ausdrucks als vielmehr das der schildernden Poesie, der Erzählung, deren Form er nach allen Seiten hin angebaut hat, in Legende, Romanze und Ballade. Ein mehr eigenthümlicher Geist ist Justinus Kerner. In seiner Lyrik liegt viel Schmerz, Wehmuth, Resignation, aber auch viel Lebensmuth. Seine religiösen Lieder mögen wol als duftreiche Lilien im deutschen Liedergarten bezeichnet werden. In seinen prosaischen Sachen ist Kerner oft sehr heiter, nicht selten echt humoristisch, z. B. in dem „Bärenhäuter in Salzbad" und in den „Reiseschatten". Rücksichtlich des Hrn. Gustav Pfizer scheint Hr. Scherr in einer etwas schwierigen Lage zu sein. Jedenfalls thut der Verf. zu viel, wenn er behauptet, Pfizer stehe in ganz genauer Wahlverwandtschaft mit Goethe sowol wie mit Schiller; wenn nicht geleugnet werden kann, daß Pfizer mehr didaktisches als poetisches Talent hat, daß sein „Ezzelino" und seine „Tatarenschlacht" reich an langweiligen Stellen seien, so erscheint jene Parallelisirung Pfizer's mit Goethe und Schiller fast wie eine Persiflage.

Der vierte Abschnitt ist überschrieben „Heinrich Heine". Ref. gesteht, daß er des ewigen Geschwätzes über diesen Autor müde ist; gewiß sind Viele gleichgestimmt. Dem Heinrich Heine fehlt der höhere Lebensernst, der den Staatsmann, den Philosophen, den Feldherrn wie den Dichter charakterisirt. Dieser Ernst ist das Resultat eines beharrlichen Strebens, eines redlichen Forschens, einer freudigen Hoffnung. Von alle Dem ist in Heine nicht die Spur zu finden, Alles abgerissen, zusammenhanglos; alle etwanigen Vorzüge Heine's sind schon seit

lange im Abnehmen; sein „Atta Troll" gibt den besten Beweis, durch Mittheilung solcher Unbedeutendheiten sollte man selbst seine besten Freunde nicht belästigen. Heine's Acten scheinen uns mit seinem Buch über Börne geschlossen.

Der fünfte Abschnitt ist überschrieben „Jungdeutsche". Die Sturmflut des Jungen Deutschlands ist verlaufen. In den Werken der Autoren liegt selten ein Goldkörnchen; Hoffnungen und Keime der Zukunft sind sehr schwach. Hr. Scherr spricht nicht als Parteimann, nur als Historiker über die bezeichneten Herren; so muß es geschehen. Wir sind darin nicht seiner Ansicht, daß die jüngste Freiheitslyrik völlig unabhängig von den politischen Tendenzen der Jungdeutschen sei. Selbst Hoffmann von Fallersleben ist davon nicht unabhängig, obwol er der geisteskräftigste dieses Sängerkreises ist; Dingelstedt und Herwegh stehen unbestreitbar in nächstem Zusammenhang mit den Jungdeutschen. Die Julirevolution und Polens Fall gaben den Autoren seit 1830 den ersten Anstoß; die socialistischen Systeme von jenseit des Rheins, die Hegel'sche Philosophie gab ferner Stoff und Form. Indeß all dieses Treiben ist Ref. vom Anfang an wie ein Gemachtes vorgekommen, nicht wie ein von innen herausbrennendes Feuer; es ist viel Experiment darin ganz sichtbar; anfangs experimentirte man mit der Novelle und mit der literarischen Silhouette, dann mit dem Roman, neuerdings mit dem Drama. Das Experimentiren mit dem Drama ist das unglücklichste. Wie ist es möglich, daß Jemand, der ein Dichter sein will, den unwissendsten Theaterdirectoren, den elendesten Komödianten schmeicheln kann, damit sie willfährig werden das neue Product aufzuführen! Gutzkow ist der Bedeutendste, er macht was gerade modern ist; wir hoffen, daß er die dramatische Schriftstellerei bald aufgeben wird; für einen Mann von Geist ist es doch kein Geschäft, um die Gunst von Actricen und Breterhelden zu buhlen. Wienbarg ist ein kräftiger, markiger Autor, der in seinen Darstellungen oft poetisch aufglüht. Mundt kommt mir vor wie ein geschickter Koch; er componirt allerlei, gibt der Composition einen bedeutungsvollen Namen, und das Gericht und der Ruhm ist fertig; vollgestopft von Halbgelehrsamkeit stopft er seine Zuhörer wieder, und sie lassen sich gern stopfen mit dieser Waare, die Berliner; Mundt's neuestes Buch über die socialen Zústände beweist, was wir sagten.

Immermann wird im sechsten Abschnitte besprochen. Hr. Scherr hat vollkommen recht, wenn er sagt, Immermann erweckte keine Sympathie. Ref. findet Das in dem Wesen der Immermann'schen Poesie begründet. Immermann hat nicht Goethe's Plastik, und doch will er Goethe nachahmen, z. B. in seinen „Epigonen"; Immermann setzt den Schiller ganz maßlos hinunter, und behauptet namentlich von der „Braut von Messina", diese Dichtung sei eine totale Nullität. Wie flau aber sind die „Opfer des Schweigens" von Immermann gegen die „Braut von Messina", und doch meint er selbst, die seien ein anderes Werk als das gepriesene Schiller'sche. In vielen andern Immermann'schen Sachen herrscht ein Tieck'scher Ton, der sogar in dem „Münchhausen" noch stark mitklingt. Der „Münchhausen" wird allgemein gepriesen, auch Ref. ist der Ansicht, daß er viel Schönes enthält; indeß, wenn man aufrichtig sein will, muß man zugeben, daß alle schriftlichen und mündlichen Recensionen nur die Episoden vom westfälischen Oberhof und von der Elsbeth und dem Jäger loben; die Geschichte von Münchhausen selbst, die von seiner Tochter, die vom Schulmeister Agesel, die von den Ziegen am Helikon — das ist Alles mit Tieck'schen, d. h. forcirten Sonderbarkeiten und zopfigem Witz ausstaffirt. Ein nachgelassenes Werk Immermann's ist „Tristan und Isolde". Was Ref. betrifft, so verlangt er entschieden, daß man diese wunderschöne Dichtung Gottfried's von Strasburg ganz in ihrer alten Gestalt lasse; wie ein alter Dom dem Beschauer Herz und alle Sinne bezaubert, so „Tristan und Isolde". Was man an dem Immermann'schen Werk am meisten preist, ist doch des alten Dichters Eigenthum; die selbständig hinzugedichteten Romanzen und Balladen sind ganz hübsch, indeß Gottfried's von Strasburg Gedicht hat diesen Zusatz nicht nöthig.

(Der Beschluß folgt.)

Die Atheisten und Gottlosen unserer Zeit von Friedrich v. Sallet. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 8. 1844. 1 Thlr. 4 Ngr.

Nicht ohne tiefe Wehmuth ergreift Ref. die Feder, um über das opus posthumum eines edlen, viel begabten, zu früh dahingeschiedenen Dichters zu berichten*), der rastlos bemüht war, der Vernunft, der Freiheit des Menschengeschlechts ihre Rechte zu erkämpfen. Lernten wir ihn bisher als begeisterten, tiefsinnigen Dichter kennen, so zeigt er sich in dem genannten Werke als klarer, speculativer Denker.

Mit jugendlichem Ungestüm wirft sich Sallet in das Kampfgewühl der Parteien, in welche sich die Gegenwart geschieden hat, das Banner der neuesten Philosophie, des Bewußtseins der modernen Zeit, hoch emporschwingend. Scharf und todtbringend ist sein Schwert, unaufhaltsam sein Vordringen; geschickt weiß er dem Gegner Blößen abzugewinnen, indem er mit unermüdlicher Kraft Schlag auf Schlag gegen ihn führt, um ihm das Schwert ins Herz zu stoßen. Sein Buch könnte man mit vollem Rechte eine Encyklopädie der philosophischen Ethik nennen, eine Weltauffassung nach Hegel'schen Principien; weshalb Diejenigen freilich, denen jene Philosophie bekannt ist, wenig Neues finden, aber dennoch tief ergriffen sein werden von dem Feuer, mit welchem Sallet die Sache der Philosophie vertheidigt. Überraschen wird sie die Consequenz, mit welcher das Princip durch die verschiedenen Kreise des geistigen Lebens durchgeführt wird, und entzückt werden sie sein von der Originalität, mit welcher Sallet den so oft behandelten Gegenstand aufgefaßt und dargestellt hat.

Die Atheisten, gegen welche er den Vernichtungskrieg führt, sind natürlich nicht die Philosophen, Weltmänner u. dgl., sondern es sind die Gläubigen, welche mit jenem Worte am freigebigsten um sich zu werfen pflegen, die nicht nur im alleinigen Besitz des wahren Glaubens zu sein vorgeben, sondern aus dem Christenthume ein wunderliches System von verstandes-

*) Vgl. über Friedrich v. Sallet Nr. [illegible] d. Bl. D. Red.

schwachen Dogmen herausgeklügelt haben, mit denen sie die Welt unterjochen und über sie richten wollen. Ihnen gilt dies Leben für eine Prüfungsqual, die Erde für ein Jammerthal, weshalb man nur für den Himmel, für ein leeres, abstractes Jenseits leben, die Weltlichkeit verachten, in der Fülle der Natur schmachten und darben und dem gütigen Geber durch Verachtung und Verlästerung seiner Gaben danken müsse. Ihrem Gott glauben sie mit dieser Selbstzerstörung, mit dem Indifferentismus gegen alles geistige Leben zu dienen; denn diese Christlichfrommen, wie sie sich gern nennen, leugnen die Gegenwart Gottes in der Natur, in dem Staate, in der Familie, Wissenschaft, in der Geschichte; sie sperren ihn in ihre Kirche ein, kerkern den göttlichen Geist in den engen, kalten Buchstaben der Schrift; sie sind die wahren Gottesleugner, die Empörer gegen Gottes Walten und Schaffen. Diese atheistische Weltauffassung bekämpft Sallet auf das heftigste und nach meinem Dafürhalten auf das siegreichste, indem er seine Gegner aus einem Schlupfwinkel, aus einem Syllogismus, aus einem Widerspruch in den andern treibt, das ganze feindliche Gebiet verheert und den letzten Rest des Feindes vernichtet.

Sallet's Schrift ist um so bedeutender, als sich jetzt täglich mehr und mehr zeigt, welcher tiefe religiöse Sinn noch im Volke lebt, so sehr die Frömmler auch bemüht sind, das Gegentheil glaublich zu machen. Die Religiosität unserer Zeit besteht aber nicht in der Gefangengebung des freien Geistes an ein dunkles Dogma, an den von Priestern verdolmetschten Willen eines gegenseitigen, unbekannten Gottes, sondern in der begeisterten Dahingabe an den geoffenbarten, allgegenwärtigen Gott. Man strebt also mit tiefer Inbrunst nach dem Verständniß des Göttlichen, wie es sich in allen geistigen Regungen des Lebens, in allen Bebungen des Menschenherzens, in der geistdurchwehten, gedankenbelebten Natur darstellt. Überall, wo Geist, Leben und Freiheit ist, wo keine mechanische Starrheit, kein Festhalten an abgestorbenen Existenzen stattfindet, wo nicht an Erstarrung des ewig regen Geistes geglaubt wird, da ahnt, sucht und entdeckt der wahrhaft Religiöse das Walten des göttlichen Geistes. Deshalb ist es gar nicht zu verwundern, daß die Politik gegenwärtig so oft und fast immer auf das Gebiet der Religion hinübergreift und umgekehrt; da man zu dem Bewußtsein gekommen ist, daß der Staat durchaus auch eine Erscheinungsform des Göttlichen, ein Tempel der Sittlichkeit, eine Gestaltung vernünftiger, also göttlicher Gedanken ist, daß Wissenschaft, Ehe, Familie, Recht u. s. w. gleichfalls Phasen des göttlichen Geistes, des Geistes der Wahrheit und Freiheit sind. Ja, Gott ist erkannt als Das, wie ihn Christus gelehrt hat: als Geist der Wahrheit, den man im Geiste und in der Wahrheit anbeten soll. Wo der Geist des Herrn ist, erläutert Paulus weiter, da ist Freiheit. Die Entdeckung und Beherzigung einer Wahrheit, die Ausübung derselben in der That sind ein besserer Gottesdienst als das Tändeln und Spielen mit frommen Redensarten, als die heuchlerische Demuth vor Gott, die nur Hochmuth gegen Menschen ist; und die rücksichtslose Dahingabe an den Geist der Wahrheit und Freiheit ist christlicher als das Verfluchen und Verfolgen des freien Forschens, als die Verlästerung der Vernunft und ihrer göttlichen Rechte.

Wie sehr aber die frommen Lästerer diese Allgegenwart Gottes leugnen, wie sehr sie bemüht sind, den Staat nur zum Voigt der Kirche und die Wissenschaft zu deren Magd herabzudrücken, haben Hengstenberg und seine Getreuen uns oft genug mehr oder weniger versteckt vorgepredigt. Wie sehr endlich die höchsten Geistlichen das Wesen der Religion, die göttliche Kraft des Glaubens verkennen und misbrauchen, beweist die Geschichte mit dem heiligen Rocke und Ronge's Excommunication, der ganze Jesuitismus am besten. Wer stimmt Ronge's Streben bei? Das Volk. Wer verfolgt und verdammt ihn? Der hohe Klerus.

Sallet entwickelt das Princip seiner Schrift in der Kürze S. 3 fg.: „Das Weltall ist eine Offenbarung, eine Darstellung Gottes selbst, soweit er nämlich in der Erscheinung als Erscheinung sich offenbaren und dargestellt werden kann, der Mensch aber, als die höchste Staffel der Natur, wo diese selbst zu Geist wird, ist die Offenbarung und Darstellung Gottes im höchsten Maße, d. h. soweit Gott überhaupt darstellbar ist; denn in ihm ist offenbar und er stellt dar Gott, den Geist, als Geist und im Geiste, den unendlichen Geist, wie er als endlicher Geist sein kann und wirklich ist. In allen menschlichen Verhältnissen, Bestrebungen und Leistungen ist Gott also da, als ihre innerste Seele, in so höherm Maße, je geistiger sie sind; in ihnen hat und genießt er seine eigne Selbstentwickelung, die er eben nur in der Sphäre des endlichen Geistes haben und genießen kann, denn darüber hinaus ist keine Entwickelung mehr, sondern nur der in sich selbst ewig fertige Gott. Unsere alleinige, weil einzig vernünftige Lebens- und Weltaufgabe ist es daher, uns des Geistes Gottes, dessen geweihte Gefäße wir sind, und seiner Wirklichkeit in uns selbst immer klarer bewußt zu werden, und ihn demnach in unserm Denken, Leben, Thun und Treiben immer reiner und unverfälschter, für uns und für ihn selbst, darzustellen, damit er sich in uns, wie wir in ihm, wiedererkennen."

„Wer sind nun die Atheisten? Alle Diejenigen, welche Gottes Dasein in den verschiedenen Gebieten menschlichen Lebens und menschlicher Thätigkeit ableugnen und nicht anerkennen wollen, welche ableugnen, daß er im menschlichen Geiste gewußt, durch menschliche That dargestellt werden könne und solle. Denn damit leugnen sie ihm ja das Vermögen ab, sich selbst im menschlichen Geiste zu wissen, in der menschlichen That darzustellen, in beiden sich zu offenbaren. Dieser Gott, den sie aus der Welt hinausleugnen und irgendwohin bannen, also dem Gesetze des Raumes, des Sinnlichen unterwerfen, ist eben kein Gott mehr, sondern ein Götze. Gottlos nun sind demnach Alle zu nennen, die nicht einzig und allein danach trachten, im ganzen Umfang ihres Lebens und Thuns Gott selbst sich offenbaren zu lassen, die, als Hauptsache nur vereinzelte, kleine und sinnliche Zwecke verfolgend, ihm nur nebenbei, zu anberaumter Stunde, die Aufwartung machen, wie einem großen Herrn, dem man im Ganzen fremd und fern bleibt, mit dem man es aber, weil er mächtig ist, nicht verderben darf; Alle endlich, die sich selbst, ihre Theilnahme und Thätigkeit der großen geistigen Weltentwickelung der Menschheit geflissentlich fernhalten und entziehen."

Diese Gottesleugner will Sallet „in ihrem Verhältniß zu einigen Hauptgebieten des Menschenlebens und Menschenstrebens zeichnen, strafen und dem ewigen göttlichen Inhalt gegenüber zur Erkenntniß ihrer eigenen Nichtigkeit bringen".

Wie tief diese Befreiung vom Dogma der Kirche, diese Verinnerlichung des Glaubens und der Erkenntniß Gottes verflochten ist mit den politischen Richtungen der Zeit, wie nahe die Consequenz liegt, zu einer freien, geistvollen, demokratischen Kirchenverfassung auch eine gleiche Staatsform als Darstellung Gottes in der Welt, in dem Gesammtleben der Menschheit, zu verlangen, entwickelt Sallet scharf und bestimmt S. 77 fg.

„Der allgemeine, vernünftige, freie Wille tritt auf als die rein geistige Einheit aller Willen in dem einen, allgemeinen, im Worte ausgesprochenen Willen — im Gesetz. Das Gesetz stellt die totale Ausgestaltung des Geistes, die der Einzelne in der Familie gewonnen hat, dar für Alle, das Gesetz ist der Volksgeist selbst, aus dem Vielerlei des willkürlichen Meinens und Beliebens der Einzelnen gerettet in die Einheit der innersten Wesenheit Aller, sodaß alle Willen ihren innersten Kern, d. h. Das, was in ihnen vernünftig und frei ist, im Gesetz ausgesprochen und als zwingende, gebieterische Macht befestigt finden. Das Gesetz ist somit den Bürgern nicht ein Fremdes, sondern indem sie dem Gesetze nachleben, handeln sie in An-

gemessenheit zum Geiste, d. h. da sie selbst Geist sind: ihrem eigensten Wesen gemäß, folglich frei. — — Weit entfernt also, daß der Wille des einzelnen Individuums im Staate vernichtet werde, sieht er sich im Gegentheil zu seiner unendlichen Geltung gebracht, indem er seiner Wahrheit nach, d. h. soweit er vernünftig ist, als allgemeiner Wille im Gesetz zur unüberwindlichen Macht über Alle erhoben ist. Der Staat stellt somit die Freiheit dar, nicht nur in dem Sinne, daß er den Einzelnen sich seinem innern Wesen nach entfalten läßt, sondern alle Mitbürger um ihn her sind auch gezwungen, sich nach demselben, seinem eigenen Gesetze zu entfalten. Im vernünftigen Staate ist Jeder ohne allen Unterschied Herrscher, soweit er vernünftig ist. Alle Menschen ohne Unterschied sind Geist, allen Menschen ohne Unterschied ist somit die Vernünftigkeit als ihr eigenstes Wesen eingeboren, also darf kein einziger Bürger ganz ausgeschlossen sein, zur Schöpfung und Weiterbildung des Gesetzes beizutragen. — Das Volk muß sich selbst das Gesetz geben, es muß selbst über sich herrschen. Hiermit ist die **Souverainetät des Volks** als die nothwendige Grundlage jedes vernünftigen Staats ausgesprochen."

Natürlich verlangt Sallet Volksvertreter, Selbstbesteuerung, Verantwortlichkeit der Minister und Beamten, Geschworenengerichte, Volksbewaffnung, Lehrfreiheit, Preßfreiheit u. dgl.

Es leuchtet hieraus ein, daß die Staaten, welche am Absolutismus festhalten, diese freie Richtung des Denkens durchaus verwerfen und unterdrücken werden, daß sie im orthodoxen Dogmatismus hingegen eine Stütze suchen werden, da dieser verbietet, das Staatsoberhaupt für einen Menschen zu halten, der irren kann und durch die Zufälligkeit der Geburt Herrscher geworden ist, sondern den er den Gottgesalbten nennt, der für Alles, was er thut, nur Gott verantwortlich ist, mag es Millionen Segen oder Verderben bringen, gegen den also unbedingter Gehorsam Pflicht ist. Zugleich wird aber auch der Zusammenhang der Hegel'schen Philosophie mit dem Communismus und Socialismus klar, die feinen Fäden, welche von beiden hinüber und herüber gehen, da ja beide in dem Princip der Allgemeinheit der Vernunft und des Rechts, welches der Einzelne hat, sich an ihm zu bethätigen, durch diese Theilnahme seiner Individualität die Bedeutung des Menschseins zu geben, ihren Mittelpunkt haben.

Es kann bei diesem Princip nicht fehlen, daß für Sallet die Geschichte eine Offenbarung Gottes ist, und seine Religiosität Welt und Natur, als Erscheinungsformen Gottes, umfaßt, weshalb ich Jedem, der sich für Gott, Recht und Wahrheit will begeistern lassen, Sallet's „Atheisten" empfehle, indem ich die Schlußworte dieses Werks anführe; denn einzelne Mittheilungen lassen sich wegen der Gedrängtheit der Darstellung nicht gut geben:

„Und zu diesem Erkennen, zu diesem Mitwirken, zum Schauen Gottes und zum Leben und Weben in ihm wird nicht etwa eine besondere wissenschaftliche Kenntniß des Geschichtsganges, oder eine bevorzugte gesellschaftliche Stellung, eine verfeinerte Bildung erfodert. Der gemeinste Taglöhner kann bewußt in der Geschichte leben und zu ihr mitwirken, und er wird es und thut es unter einer Bedingung, und diese Bedingung ist die Lebensbedingung unserer Zeit, der Nothschrei des Geschlechts geworden, es ist die **politische Freiheit**, aber die wahre und volle politische Freiheit, denn mit einem Schein- und Trugbilde derselben, das wieder die größte Masse des Volks von der lebendigen Theilnahme am Staatsleben ausschließt, d. h. den Urtheilsspruch absoluter Unvernunft, vollkommener Ungöttlichkeit über sie fällt, ist uns nicht gedient. Die Möglichkeit zu diesem Mitwirken und Mitleben ist in einer freien Staatsverfassung gegeben, denn sie erzieht nicht nur bewußte, mithandelnde Bürger des einzelnen Staats, sondern sie erweitert den Gesichtskreis, sie läßt jedem Einzelnen, der nur will, die Beziehungen der Völker zueinander, die Gesammtheit der gegenwärtigen Weltlage und, in den Bestrebungen der Gegenwart, die Zukunft des Lebens der Menschheit anschauen."

„So macht ein Leben der Einzelnen im Ganzen ein sich Finden und Fühlen des endlichen Lebens im unendlichen Leben Gottes, wie er sich in der Menschheit schaut und offenbart, möglich."

„Wehe Denen, die diese Foderung und Berechtigung verkennen oder absichtlich verkennen wollen, die das Volk in der Finsterniß und unversöhnten Rathlosigkeit des vereinzelten Dahinlebens mit seiner Noth und seinen ungelösten Widersprüchen, mit seiner Gottverlassenheit erhalten wollen, nur um des eigenen, schlechten Vortheils willen, um für ihre willkürliche Macht noch eine Galgenfrist von ein paar lumpigen Jahrzehnden zu gewinnen."

„Wehe aber auch allen Denen, die dieses Bedürfniß, diese Nothwendigkeit, diese Verpflichtung gegen das Göttliche erkannt haben und sich mit dem Erkennen und mit dem geheimen Zuflüstern ihrer Weisheit an gute Freunde begnügen, statt daß sie all ihr Sinnen und all ihre Kräfte auf das große Erlösungswerk der Menschheit, auf die Lebendigwerdung des Volksbewußtseins im Geiste der Weltgeschichte, im Geiste Gottes richten sollten. Denn auch sie sind gottlos, da sie eine eitle Aristokratie der Gotterkenntniß bilden wollen und, selbstgefällig lächelnd, das Volk, die Gesammtmasse der Menschheit in ahnungsvollem Durste nach dem Göttlichen verschmachten lassen."

Friedrich Körner.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Gedichtsammlungen.

Amédée Pommier hat sich selbst den Beinamen le mitromane gegeben, den er auf dem Titel seiner poetischen Werke seinem Eigennamen beizufügen pflegt. Überhaupt trägt er gern eine gewisse Originalität zur Schau, die Aufsehen erregen soll, ihm aber sicher nicht viele Leser zuführt. So nennt der Mitromane seine neueste Gedichtsammlung „Colères". Dessenungeachtet rathen wir dem Freunde französischer Poesie, sich von diesen Bizarrerien nicht zurückschrecken zu lassen, er wird vielmehr bei näherer Bekanntschaft mit Pommier in diesem Dichter ein ganz ehrenwerthes Talent entdecken, das nur zuweilen über sein Ziel hinausschießt. Seine Verse sind zwar nicht immer frei von Verstößen gegen die Form, und selbst in seinen schönsten Productionen laufen mehre Geschmacklosigkeiten mitunter; aber dessenungeachtet finden wir in Allem, was aus seiner Feder fließt, eine seltene Energie, einen schönen Schwung und manches äußerst glückliche Moment. Besonders bewegt er sich mit Geschick im satirischen Elemente, für das sich seine ganze Gemüthsbeschaffenheit am meisten zu eignen scheint. Zuweilen erinnern einzelne Partien an Auguste Barbier, dem er an Gewalt und Kraft, aber auch an Derbheit und oft Roheit des Ausdrucks gleichkommt. So überspringt er gleich in seinem einleitenden Stücke bei einer gelungenen Schilderung vom Verfall Roms die Schranken des Anstandes an mehr als einer Stelle. Vielleicht hat ihm hier Juvenal vorgeschwebt, dessen Geißel er über die Gebrechen der Gegenwart schwingt. Er spricht sich selbst über den Ton seiner Sammlung aus:

Ce livre n'est pas fait pour les ames douillettes,
Pour les boudoirs musqués et pour les femmelettes,
Ce livre est un livre sincère et vigoureux
Qui ne fait point parler en termes doucereux.
Ne cherchez pas ici la pudibonde phrase
Qui drape les objets, les adoucit, les gaze:
Chez nous tout est nature, et tout s'y dit crument.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 52. —— 21. Februar 1845.

Poeten der Jetztzeit, in Briefen an eine Frau. Von J. Scherr.

(Beschluß aus Nr. 51.)

Dem unglücklichen Grabbe ist der siebente Abschnitt gewidmet. Hr. Scherr hat ganz recht, wenn er behauptet, Grabbe wollte die finstersten und gewaltigsten Räthsel des Menschenherzens sowie die finstersten und gewaltigsten Räthsel der Weltgeschichte dramatisch lösen. Sein Genius wühlte sich mit der Wollust der Verzweiflung in die tiefsten Tiefen des menschlichen Herzens und der Weltgeschicke ein, und was er aus diesen Abgründen zu Tage förderte, steht in marmorner Wahrheit, in unantastbarer Größe vor uns. Aber nie hat er es verstanden, sich das Haupt mit Rosen zu kränzen, nie gaben die straffgespannten Saiten seiner Leier einen weichen, lyrischen Klang. Seine Seele war ein Vulkan, aus dessen Krater die Lavaströme der Poesie zwar in rothflammendem Fluß hervorstürzen, an dessen Fuß sie aber zu steinerner Härte und Scharfkantigkeit erstarren. Und wie die Liebe nur in unbändigster, quälerischer Leidenschaftlichkeit in des Dichters Leben getreten, so tritt sie auch in seinen Werken nur in leidenschaftlicher Hast auf, weiß nicht zu kosen, sondern nur zu stürmen. Durchgehends fehlt das weibliche Element, darum steigert sich die Freude immer zu bacchantischem Rasen, darum spitzt sich die Trauer zu verzweifelndem Lachen zusammen, darum faltet sich der Gedanke zu epigrammatischer Kürze und Knappheit, darum verzerrt sich der Scherz zu infernalischem Cynismus.

Hiernächst wird im achten Abschnitte Friedrich Rückert recht treffend charakterisirt. Seine Mission ist die lyrische, das finden wir bestätigt auch durch die Dramen, die er in neuester Zeit versucht; seine Muse ist ebenso heimisch in dem Kreis der traulich plaudernden Kinderwelt wie in den Tiefen der ernstesten Forschung; sie bläst nicht minder sanft und süß die erotische Flöte, als lungenstark und machtvoll die politische Tuba; von der letztern Gattung führt Hr. Scherr das gewaltige Sonett an:

Was schmiedst du, Schmied? — „Wir schmieden Ketten, Ketten!"

Der neunte Abschnitt ist überschrieben „Franzosen". Nachdem Hr. Scherr über die Nachtigall mit Adlerklauen, wie Börne den Jean Pierre Béranger nannte, mit Unparteilichkeit gesprochen, auch nicht verschwiegen hat, daß dieser Poet, durch Ludwig Philipp's Freundlichkeit bestochen, dessen Institutionen mit einer gewissen zarten Rücksicht behandelt, kommt er auf Victor Hugo. Hr. Scherr läßt dem Talente des französischen Dichters Gerechtigkeit widerfahren, er erkennt an sein tiefes und reines Gefühl, die Wärme seines Herzens, die Pracht seiner Farben, die Fülle seiner Gedanken, die feine Kenntniß der Gemüthswelt und das Überraschende der Wendungen. Aber über Victor Hugo's dramatische Dichtungen urtheilt Hr. Scherr aphoristisch und ohne hinlängliche Begründung. Victor Hugo's Gemüth ist in seinen lyrischen Poesien der Sonnenseite des Lebens zugewendet, in seinen Dramen mehr der Schattenseite; aber sowol französische als deutsche Spötter — unter den Letztern namentlich Börne — haben die Dramen dieses Dichters falsch beurtheilt. Ich stelle nur eins heraus: „Le roi s'amuse." So viel ist unbestreitbar, der Narr Triboulet ist eine tragische Person. Oder wäre es nicht tragisch, des Königs Narr sein zu müssen, so viel rein menschliches Gefühl zu haben und nicht einmal der verwaisten Tochter Vater sein zu dürfen? Wenn nun der König die Tochter des armen Triboulet aufspürt, sie dem Vater, der immer nur Nachts heimlich zu ihr schleicht, entführt, so ist das eine tragische Situation, die in der Menschenbrust Anklang findet, weil es sich im Leben immer wiederholt, daß das Elend den Elenden verfolgt, bis es ihn verschlungen hat. Wenn Jemand in diesem „Le roi s'amuse" die leichte Composition, das naturgemäße Fortschreiten, die geschickte Verwickelung, den vortrefflichen vierten Act — die meisten Dramen gehen am vierten Acte zu Grunde — nicht anerkennt, dem müssen wir entweder die Kenntniß und den Takt für dergleichen absprechen, oder er hat bösen Willen. Diese letzte Bemerkung bezieht sich auf die absurde Bemerkung französischer Kritiker, welche sagen, in Victor Hugo's Dramen werde das Schicksal durch Tapeten und Fallthüren vertreten. Überhaupt ist es absurd, zu verlangen, in der Tragödie solle stets ein gigantisches Schicksal walten. Die ganze Phrase vom gigantischen Schicksal ist nichts als eine Phrase. Was denkt man darunter? Das Schicksal ist immer gigantisch; das Schicksal ist etwas durchaus Subjectives;

fofern das Subject gegen das Schicksal nicht reagiren kann, ist es gigantisch für ihn; es ist absurd, Victor Hugo vorzuwerfen, das Schicksal in seinen Dramen sei herzlos, diabolisch, sarcastisch; ich bin der Ansicht, Das, was wir Schicksal nennen, trage allemal diesen Charakter, gerade weil man das Diabolische, Herzlose, Sarcastische im Geschick des Menschenlebens nicht auf die ewige Güte zurückführen kann, gerade darum spricht man überhaupt vom Schicksal. In der dramatischen Poesie werden die Franzosen, namentlich Victor Hugo, Delavigne, auch Alexander Dumas und einige Andere noch lange uns Deutschen ein Vorbild geben. Man nehme nur die allbekannten „Un verre d'eau" und „Une chaine"; wie einfach sind die Motive, wie unscheinbar die Mittel, aber wie überraschend geistreich ist das Einfachste gestellt, verflochten, verwirrt, und mit welchem Wahrheitsgefühl ist es gelöst! Ref. ist ein entschiedener Gegner der französischen Fabrikpoesie und ihrer deutschen Übersetzer; aber das Gute anerkennen, wo es erscheint, ist Pflicht. Über Alfons de Lamartine spricht Hr. Scherr recht interessant; er hat wirklich ein anerkennenswerthes Talent, Poeten zu charakterisiren. Lamartine wird mit Recht als eine reine und trostvolle Erscheinung bezeichnet; seine Gläubigkeit ist himmelweit entfernt von Dem, was man in Deutschland in pietistischem und mystischem Sinne unter Gläubigkeit versteht; sein Glaube ist der Glaube einer jungfräulich reinen, keuschen Seele: ein Glaube, der sich wehmüthig zu dem skeptischen Geschlechte der Gegenwart wendet, die Thräne des Abschieds in dem liebeglänzenden Mutterauge.

Der zehnte Abschnitt ist überschrieben „Dichtertrias aus Östreich". Der erste von den Dreien ist Anastasius Grün, mit vollem Recht hochgestellt wegen seiner Begeisterung für Wahrheit, Freiheit und Recht, wegen der kräftigen Zuversicht auf eine freiheits- und freudenreiche Zukunft, wegen des tiefsinnigen Gedankenernstes und der hochsinnigen Menschenliebe. Es war eine schmähliche Verleumdung, daß von verschiedenen Seiten her ausgesprengt wurde, Anastasius Grün sei ein Apostat seiner eigenen Ideen; er hat unbestreitbar recht, wenn er sagt, „Wem die Freiheit ein Mal ihren Strahl ins Herz gegossen hat, der bleibt ewig warm davon." Die „Nibelungen im Frack" sind ein humoristisches Capriccio. Ref. stimmt aber Hrn. Scherr gar nicht bei in Dem, was er über Karl Beck sagt. Beck kann durchaus nicht neben A. Grün und Nikolaus Lenau gestellt werden, den Platz hätte Zedlitz viel eher verdient. Beck mag Talent haben, aber er selbst schlägt es viel zu hoch an; seine frühern Lobredner haben ihn längst fallen lassen; sein erstes Auftreten war das eines renommirenden Studenten; seine neuesten Sachen lassen keinen Fortschritt sehen, wenn man sie mit den frühern vergleicht. Dagegen ein echt deutscher Dichter ist Nikolaus Lenau; es ist in ihm ein weiblich-schönes Gemüth mit einem männlich-kräftigen Geiste verschwistert, wodurch die weiche Empfindung und das Feuer der Begeisterung wie die Flamme des Zorns ins Gleichgewicht gesetzt werden. In Lenau's „Faust" sind wunderschöne Sachen; die schärfsten Wahrheiten werden darin unverhüllt ausgesprochen. Auch Lenau's „Savonarola" ist eine in Erfindung und Form vortreffliche Dichtung. Den „Albigensern" dagegen thut es Eintrag, daß sie keinen persönlichen Mittelpunkt haben, denn weder der Papst Innocenz III. noch der Graf Raimund von Toulouse kann dafür gelten; so ist das Gedicht mehr eine Zusammenstellung von Einzelheiten denn ein organisches Ganzes. Höchst ungerecht ist es von Hrn. Scherr, daß er so theilnahmlos an Zedlitz vorübergeht; das kürzlich erschienene „Waldfräulein" ist eine liebliche Dichtung und bekundet einen echt poetischen Geist.

Im elften Abschnitte werden uns vorgeführt „Dichtende Frauen". Bettina wird zuerst genannt. Viele haben Bettina bisher für eine geistreiche Schwärmerin gehalten; aber in ihrem Königsbuch treten doch ihre Phantasien in sehr concreter Gestalt vor uns hin. In der That, es ist etwas Prophetenartiges in dem Weibe; sie ist eine Debora, welche Schlachthymnen dichtet, daß der Feldherr Barak Muth bekommt und die Philister auf das Haupt schlägt. Es ist eine tiefe Ironie des Schicksals darin, daß der Mund eines Weibes die Wahrheit verkünden darf, die man von Männerlippen nicht hören will. Bettina steht unvergleichlich hoch über allen dichtenden Frauen der Gegenwart. Wenn nach Bettina's Buch noch Jemand kommen wollte und fragen, ob Frauen auch berufen wären zu schriftstellern und zu dichten, dem müßte durch allgemeine Verhöhnung geantwortet werden. Hr. Scherr spricht an einer andern Stelle sich einmal sehr scharf darüber aus, daß eine solche Frage nur in dem überstudirten Deuschland möglich sei. Mögen die Novellen von Ida Hahn-Hahn für die höhere Gesellschaft viel Anziehendes haben, mögen die Romane von Frau v. Paalzow und Frederike Bremer noch so weit verbreitet sein durch alle Zonen der Gesellschaft: keine von diesen Frauen kann neben Bettina gestellt werden. In Bettina ist die höchste Selbständigkeit und Originalität der Ansichten; Nachgesprochenes, Nachgeahmtes findet man bei ihr gar nicht; jeder Gedanke hat nach Stoff und Form seinen Ursprung in ihrem eigenen Geiste. Wie ganz und gar verschieden ist sie dadurch von der einst so hochgepriesenen Frau von Staël, welche über deutsche Art und Kunst, über deutsches Leben und deutsche Philosophie Alles wörtlich aufzeichnete, was ihr Freund Schlegel ihr vorschwatzte. Alles, was Bettina vorträgt, ist ganz ohne Selbstbewußtsein, ohne Affectation hingestellt, es ist, als hätte sie gar keine Ahnung von der Größe und Gewalt Dessen, was sie ausspricht; auch Das ist ein Zeugniß für die Ursprünglichkeit ihrer Gedanken.

In dem zwölften Abschnitt, „Trelawney und der neue große Unbekannte" überschrieben, sagt Hr. Scherr, daß der Verfasser der amerikanischen Naturschilderungen nicht Hr. Seatsfield sei — der habe nur den Rohstoff gesammelt —, sondern ein Deutscher, der nie Amerika gesehen habe, sei es; der Name müsse aus ernsten Gründen noch verschwiegen bleiben.

Im dreizehnten Abschnitt folgt nun Ferdinand Freiligrath. Hr. Freiligrath ist ein Schüler des detmoldischen Gymnasiallehrers Falkmann; dieser lehrte seine Tertianer das Versemachen, und das hat Freiligrath von ihm gelernt. Die wenigsten seiner Sachen sind Gedichte; es sind prosaische Sachen, oft sehr bunte, in Verse gebracht. Es mag Jemand, der an das Comptoir gebannt ist, unter besondern Umständen von einer Sehnsucht nach Kameelen, Dromedaren und arabischen Wüsten ergriffen werden; aber ein Publicum würde Hr. Freiligrath schwerlich gewonnen haben, wenn nicht jeder Commis voyageur es für eine Ehre hielte, Freiligrath zum Collegen zu haben und deshalb seine Gedichte kaufte und mit sich herumführte. Auch Hr. Scherr ist in hohem Grade für den Wüstenpoeten eingenommen, er lobt sogar eine Apostrophe Freiligrath's an das Meer; die Apostrophe ist in Scherr's Buche abgedruckt und ein Conglomerat total prosaischer Sätze. Wir haben schon mehrmals in diesem Referate ausgesprochen, daß Wahrheit das Princip aller Poesie und Kunst sei. Auch als Übersetzer wird Hr. Freiligrath von Hrn. Scherr sehr gelobt, indeß was den einen Beleg, den er dazu gibt, betrifft, nämlich den „Kiltgang" von Robert Burns, so muß Ref. behaupten, daß ihm viel gelungenere Übertragungen dieses Idylls bekannt sind; sogar die Kaufmann'sche Übersetzung ist besser.

Nun folgt im vierzehnten Abschnitte Julius Mosen. Unter die Poeten muß Mosen jedenfalls gestellt werden; wir kennen hübsche novellistische und lyrische Sachen von ihm, auch hat er im Drama sich so mannichfach versucht, daß er zum oldenburgischen Hofrath ernannt ist. In seinen Dramen vermissen wir die Kraft, den Leser und Zuschauer fortzureißen; indeß hoffen wir, daß Mosen seine bessern Sachen noch schreiben werde.

Der funfzehnte Abschnitt ist überschrieben „Leopold Schefer, F. v. Sallet, E. Duller." Was Hr. Scherr über Leopold Schefer sagt, unterschreiben wir gern. Wenn in Börne Jean Paul's politische Mission ihre Fortbildung fand, so ist die poetische durch Schefer fortgesetzt. Schefer ist ein gedankenreicher Dichter, und reich an Bildern; der Ahnung läßt er Vieles übrig, aber niemals ist er unbefriedigend. Seine „Göttliche Komödie" ist ein wahrhaft großartiges Werk, reich an Adel des Gedankens, fesselnd durch Wahrheit und Reinheit der Poesie; nur ein versteifter, pedantischer Mystiker wie Hr. Hengstenberg konnte die lebensvolle Wahrheit dieser Dichtung verkennen. Schefer's „Laien-Brevier" ist wie die „Vigilien" ein Buch voll poetischer Weltanschauung und rein menschlichen Gefühls. Ein philosophisch-religiöses Bewußtsein spricht auch F. v. Sallet aus in seinem „Laien-Evangelium", und Eduard Duller in seinem „Fürst der Liebe". Duller ist der größte Poet von diesen zweien; der „Fürst der Liebe" gibt den Beweis, es ist etwas Schwunghaftes in Dem, was Duller schreibt.

Der nächstfolgende Abschnitt ist überschrieben „Karl Spindler". Spindler, ein liebenswürdiger Mensch, ist mehr als ein gewöhnlicher Romanschriftsteller, er ist ein begabter Autor. Wie wir hören, wirft er sich jetzt auch auf die Dorfgeschichten; die Probe, welche Hr. Scherr davon gibt, ist gar nicht originell im Hauptmotiv, aber in der Form vortrefflich.

Den Schluß des Ganzen macht „Politische Lyrik". Vor einigen Jahren tauchte — ich meine in den „Halleschen Jahrbüchern" zuerst — die Behauptung auf, die bis dahin sogenannte Lyrik sei total inhaltlos, und einer so männlichen Zeit wie die unserige unwürdig, man müsse sie stofflich erfüllen, und da sei die Politik die beste Materie. Man ging bald so weit, jede Lyrik, die nicht politischen Inhalt habe, zu verspotten und für Nonsens zu erklären. Auch diese Ansicht steht nur in dem Register menschlichen Unsinns aufgezeichnet. Nichtsdestoweniger haben wir einige treffliche politische Lieder aus den letzten Jahren. Hoffmann von Fallersleben dringt am tiefsten ins Volk; seine Pointen sind meistentheils treffend, seine Zusammenstellungen charakteristisch, seine Sprache anspruchslos, leicht. Dingelstedt hat in seinem „Kosmopolitischen Nachtwächter" einige ganz allerliebste Satiren; die Persiflage des frankfurter Rothschild ist vortrefflich, die Verspottung der Demagogenriecherei schlagend. Ref. hat den durch Freunde in die Höhe geschraubten Herwegh niemals für etwas mehr als für einen gewöhnlichen Versemacher gehalten; wir finden es unbegreiflich, daß seine frühern Bewunderer behaupten, die neuen Gedichte im zweiten Bande seien schlechter als die ersten; in der That, es ist ganz dieselbe Waare.

Wenn wir nun ein Gesammturtheil über das besprochene Buch aussprechen sollen, so mag es so lauten: Das Buch zeugt von kritischem Geist; einzelne Inconsequenzen im Urtheil haben wir in den Abschnitten über Platen, Pfizer u. s. w. nachgewiesen. Zu loben ist, daß Hr. Scherr sich nicht zum Vorkämpfer einer Partei macht; von dieser Einseitigkeit ist er frei. Indeß hat er doch auch seine Antipathien wie seine Sympathien, welche ihn denn unrichtig urtheilen lassen, z. B. über Freiligrath, Beck, Zedlitz; der echte Kritiker soll sine ira so gut wie sine studio urtheilen. Das Buch ist an eine Frau adressirt, womit der Verf. ohne Zweifel hat andeuten wollen, daß er kein streng-kritisches Werk schreibe; eine Entwickelung kritischer Grundsätze darf man nicht suchen. Die Darstellung ist gefällig, leicht hinfließend; der Stil ist pikant, mit natürlichem Witz durchwebt. Wir erkennen gern an, daß das Buch nicht ohne Werth sei zur Orientirung über die darin besprochenen Poeten der Jetztzeit.

25.

Neugriechische Literatur.

Die schon früher erschienene neugriechische Übersetzung des Auszugs der griechischen Geschichte von Goldsmith, die den gelehrten Griechen A. R. Rangawis zum Verfasser hat, ist 1844 in einer zweiten verbesserten Ausgabe erschienen.

Ebenso hat der gelehrte Krophistos Dukas, der ausgezeichnet ist durch sein unermüdliches Streben für Aufklärung der griechischen Jugend und durch seine patriotischen Gaben an dieselbe, neuerdings zwei Bände: „*Ἐπιστολαὶ πρός τινας ἐν διαφόροις περιστάσεσιν*", herausgegeben, die sich an die 1839 herausgegebenen ersten beiden Bände einer gleichartigen Briefsamm-

lung anschließen. Sie sind besonders literarischen und politischen Inhalts. Während Dukas schon früher manchen classischen Schriftsteller des alten Griechenlands herausgegeben und mit Scholien versehen hat, ist er in der letztern Zeit mit der Herausgabe des Aristophanes beschäftigt gewesen.

Von dem Griechen Stephanos erschien 1844 eine neugriechische Übersetzung der Schrift Fénélon's: „Schicksale des Aristonoos" (Τύχαι τοῦ Ἀριστονόου), einer Schrift, die J. F. de la Harpe dem „Telemach" an die Seite setzt.

Von dem obengenannten A. R. Rangawis, der Dichter und Archäolog, dabei zugleich Lexikograph, und auch sonst als prosaischer Schriftsteller, namentlich durch Übersetzungen aus dem Deutschen, Französischen und Englischen höchst thätig, ist uns kürzlich die erste Lieferung eines archäologischen Werks: „Antiquités helléniques, ou répertoire d'inscriptions et d'autres antiquités découvertes depuis l'affranchissement de la Grèce" (Athen 1842), zugekommen. Inhalt und Zweck desselben ergeben sich aus dem Titel. Zu bemerken ist noch, daß der Verf., der Secretair der Archäologischen Gesellschaft in Athen ist, mit dem hier behandelten Gegenstande sich ziemlich vertraut gemacht hat. Er gibt die Inschriften sowie die Abbildungen der übrigen Alterthümer aus der Sculptur, Architektur u. s. w., und erklärt sie in genügender, die Wichtigkeit derselben für Erforschung und Aufklärung des griechischen Alterthums im Allgemeinen und Einzelnen darstellender Weise.
5.

Bibliographie.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1845. Nürnberg, Bauer und Raspe. Gr. 8. 20 Ngr.

Bossert, G., Johannes Stegmaier, Schultheiß in Magenheim. Ein Beitrag zur Sitten- und Rechtsgeschichte des schwäbischen Volks. 2te vermehrte Auflage. Ulm 1844. 8. 5 Ngr.

Castelli's, J. F., Sämmtliche Werke in 15 Bänden. Vollständige Ausgabe letzter Hand, in strenger Auswahl. 2te Lieferung. Wien, Pichler's sel. Witwe. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Gass, W., Gennadius und Pletho, Aristotelismus und Platonismus in der griechischen Kirche, nebst einer Abhandlung über die Bestreitung des Islam im Mittelalter. Breslau, Gosohorsky. 1844. 8. 2 Thlr.

Geheimnisse von Altenburg. 1ster Band. Altenburg, Helbig. 8. 22½ Ngr.

Gesetzvorschlag über Ungarns Freistädte. Entworfen von der zu diesem Behufe vom Reichstage des Jahres 1843 ausgesandten Circulardeputation. Nach dem ungarischen Urterte übersetzt von J. Kristelka. Nebst einem Anhange von E. Henslmann. Tirnau, Wachter. 1844. Gr. 8. 25 Ngr.

Gesetzvorschlag über die Volkserziehung im Königreiche Ungarn. Aus dem Ungarischen übersetzt von E. Henslmann. Tirnau, Wachter. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Goebel, K., Der heilige Rock, ein evangelisches Zeugniß abgelegt in einer Predigt über Joh. 19, 23, 24. Neuwied, v. d. Beeck. 1844. 8. 2½ Ngr.

Kurz, H., Handbuch der deutschen Prosa von Gottsched bis auf die neueste Zeit. Historisch geordnete Sammlung von Musterstücken aus den vorzüglichsten Prosaikern unter Berücksichtigung aller Gattungen der prosaischen Schreibart, nebst einem literarisch-ästhetischen Commentar. 1ste Abtheilung: Gottsched bis Kant. Zürich, Meyer und Zeller. Hoch schmal 4. 1 Thlr. 17½ Ngr.

Das innere Leben einer leidenden Christin. Frankfurt a. M. Zimmer. 1844. 12½ Ngr.

Menfinck, B., Die Cyriacus-Feier zu Borken, oder der Sieg über den Grafen von Geldern und seine Verbündeten. Eine geschichtliche Darstellung aus dem 14. Jahrhundert. Bearbeitet nach den besten Originalquellen. Mit 3 Kunstblättern. Emmerich, Romen. 1844. Gr. 8. 20 Ngr.

Möller, A., Ohne Trauung durch die Kirche keine christliche Ehe gültig. Einige Worte gegen die sogenannte Civilehe mit besonderer Beziehung auf den jüngsten Gesetzgebungs-Entwurf für das Großherzogthum Hessen. Pappenheim 1844. Kl. 8. 5 Ngr.

Amtliche Nachrichten über die Feier des 3ten Säcularfestes der Albrechts-Universität zu Königsberg. Königsberg, Gräfe und Unzer. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Rau, K. H., Geschichte des Pfluges. Mit Holzschnitten. Heidelberg, Winter. 8. 20 Ngr.

Ragusa, Herzog v., Über den Geist des Militair-Wesens. Nach dem französischen Originalmanuscripte übersetzt von J. Stäger v. Waldburg. Berlin, Mittler. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Riegler, G., Unauflöslichkeit des Ehebandes, mit der ganzen Lehre von der Ehe, nach Schrift und Tradition, historisch-kritisch, exegetisch, dogmatisch-symbolisch, polemisch-apologetisch, praktisch dargestellt. Bamberg, Schmidt. Gr. 8. 1 Thlr.

Der heilige Rock zu Trier und der katholische Priester Johannes Ronge. Ein freimüthiges Wort an die Christen deutscher Nation. 2te Auflage. Mainz, Halenza. 1844. 8. 3¾ Ngr.

Der ungenähte Rock, oder König Orendel wie er den grauen Rock gen Trier brachte. Gedicht des 12. Jahrhunderts, übersetzt von K. Simrock. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Rohatzsch, Ein Übel unserer Zeit und seine Folgen. Die übermäßige Geistesanstrengung, ihr Einfluß auf das körperliche Wohlbefinden der Menschen und Mittel, ihre schädlichen Wirkungen zu entfernen. Belle-Vue bei Constanz, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 1844. 8. 5 Ngr.

Ruland, J. R., Von der Verehrung der Reliquien im Allgemeinen und der des heiligen Rockes zu Trier insbesondere. Predigt. Mit zwei Anhängen. 3te von neuem durchgesehene und vermehrte Auflage. Berlin, Eyssenhardt. 8. 3 Ngr.

Sachse, C. F. H., Predigt zur Eröffnung des Landtags für das Herzogthum Sachsen-Altenburg am 2. December 1844. Altenburg, Helbig. 1844. Gr. 8. 4 Ngr.

Sallet, F. v., Laien-Evangelium. Jamben. 2te verbesserte Auflage. Breslau, Schulz. 1844. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Zur Erläuterung des 2ten Theils vom Goethe'schen Faust. Für Frauen geschrieben. Breslau, Schulz. 1844. 8. 10 Ngr.

Schneider, J. B., Worte zur Verträglichkeit. Predigt am Fronleichnamsfeste 1844. Rottweil, Setzer. 1844. 2 Ngr.

Sendschreiben an den verehrlichen Handwerkerstand Deutschlands über den Pauperismus. Mit besonderer Rücksicht auf das Königreich Sachsen. Leipzig, Glück. 8. 2½ Ngr.

Sendschreiben an Johannes Ronge in Laurahütte. Von einem katholischen Laien. Würzburg, Voigt und Mocker. 1844. Gr. 8. 2½ Ngr.

Tafel, J. F., Supplement zu Kant's Biographie und zu den Gesammtausgaben seiner Werke. Stuttgart, Becher und Müller. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Varnhagen von Ense, K. A., Biographische Denkmale. 1ster und 2ter Theil. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Reimer. 8. 3 Thlr.

Wagner, F. L. W., Der heilige Rock zu Trier. Darmstadt, Leske. 1844. 12. 2½ Ngr.

Werfer, A., Leben der heiligen Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen und Hessen. Mit 1 Stahlstich. Regensburg, Manz. 1844. 8. 11¼ Ngr.

White, C., Häusliches Leben und Sitten der Türken. Nach dem Englischen bearbeitet. Herausgegeben von A. Reumont. 2ter Band. Berlin, A. Duncker. 8. Beide Bände 4 Thlr. 15 Ngr.

Wocel, J. E., Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde. Mit 8 lithographirten Tafeln von J. Hellich. Prag, Kronberger und Rziwnatz. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 53. —— 22. Februar 1845.

Die hohe Braut. Roman von Heinrich Koenig. Zweite Auflage. Drei Bände.

Erinnerungen des Verfassers.

Was ich im Jahre 1833, einige Monate nach dem Erscheinen meiner „Hohen Braut", erwartete, hat mich nach Ablauf von zehn Jahren überrascht. Damals — ich war eben auf dem Landtage in Kassel — foderte, kurz nach den ersten ungemein günstigen Stimmen der Kritik über das Buch, der Verleger, Herr Brockhaus, durch ein Circular die noch nicht verkauften Exemplare ein, und Freunde wie Buchhändler versprachen mir das in Deutschland ungewöhnliche Glück der zweiten Auflage eines Romans im ersten Jahre seines Erscheinens. Dies Glück hat sich indeß etwas verzögert; wir schreiben 1844 und schrieben damals 1833. Dennoch, als mir die Verlagshandlung das Bedürfniß einer neuen Auflage anzeigte, fragte ich mich, was wol meinem Buch eine Gunst zugewendet haben könnte, die heute nur jenen Romanen zu Theil zu werden pflegt, die auf dem blank gescheuerten Tische der Fräulein Bremer geschrieben oder auf der chaise longue der Frau v. Paalzow ausgedacht worden sind, höchstens etwa noch deren, die der Pastor Biernatzki auf dem „Weg zum Glauben" sendet, oder Consistorialrath Bretschneider über confessionelle Fragen abfaßt, wie Geke über Leberschnittchen. Ich überzeugte mich endlich, der Titel „Die hohe Braut" habe meinem Buche zuletzt noch den guten Abgang zuwegegebracht; denn welche Theilnahme des hohen und niedern Publicums erregt heutzutage nicht eine fürstliche Vermählung, zumal wenn die hohe Braut eine russische Prinzessin ist und mit dem langen Zuge der Wagen sich ein Juchtengeruch über das zollvereinigte Deutschland verbreitet! Wie Dem auch sei, so wird die wieder aufgelegte „Hohe Braut" bei ihrer Erneuerung nichts verloren haben. Sie begegnet bei ihrem zweiten Ausgang einer zur Hälfte neuen Lesergeneration, und mag ihr Glück noch einmal versuchen. Vielleicht erfährt sie jetzt weniger von der Kritik als vormals, und so mögen statt dessen einige Erinnerungen ihres Vaters aus der Zeit ihrer Geburt sie begleiten!

Ein großartiges Liebhabertheater in Fulda, dem der Verf. in seiner Jugend mehre Jahre mit Leib und Seele angehörte, reizte seine Feder zuerst zu dramatischen Versuchen. Festprologe erinnerten das frohe, schaulustige Publicum an einen bedeutungsvollen Tag oder begrüßten den Fürsten Primas, der, so oft er sich in seinem „frommen" Fulda zeitweise aufhielt, durch den Hofgarten herüberkam in das schöne Orangeriegebäude, das er dem „Verein der Musenfreunde" überlassen hatte. Wir hörten von der Bühne aus den heitern, humanen Fürsten lachen oder nach den Spielenden fragen. Den jungen Verfasser der Prologe ließ er beschenken und zur Anstellung vormerken. Später schrieb der Verf. ein Festspiel: „Die Erfüllung", zum Festabend des Tages, an welchem Fulda dem Kurfürsten von Hessen gehuldigt hatte. Der alte Herr geruhte ebenfalls mit seinem Gefolge ins Theater zu kommen und das ihm gewidmete Stück allergnädigst mit anzusehen. Es war ein heiterer, blühender Maitag des J. 1816. Wenn, um einen solchen Tag zu einem Prachtgewächs vaterländischer Geschichte zu machen, der Jubel des Volks das Blätterwerk, und heitere Gnadenbezeigungen des Fürsten die Blüten vorstellen: so war es ein ungemein blätterreicher Tag. Es regnete die folgenden Wochen unaufhörlich, und später wanderte das den Fuldaern so liebe Theater aus dem Orangeriebau, sodaß er seitdem leer stehen kann.

Bald darauf versuchte sich der Verf. an eigentlichen Dramen. „Wyatt", eine Tragödie, blieb mit ihren Reminiscenzen ziemlich unbemerkt; „Otto's Brautfahrt", ein Schauspiel, erfuhr eine beifällige Kritik, besonders von Müllner, dessen Urtheil damals galt, und wäre beinahe auf die frankfurter Bühne gekommen. Der Dramaturg und Mitdirector Ihle hatte es angenommen und mit dem Verf. einige Abänderungen besprochen, besonders eine wichtige politische. Zwei Knappen, ein Sachse und ein Schwabe, zanken sich nämlich in einer Nebenscene und rücken sich ihre Landsmannschaft vor. Ihle machte den Verf. ernstlich aufmerksam darauf, welche schwere Stellung die frankfurter Bühne wegen des Bundestages habe, und daß meine Feder durchaus die diplomatischen Reclamationen des sächsischen und des würtemberger Gesandten abschneiden müsse. Ich that es, und das ist auch das einzige Mal, daß ich im Diplomatischen etwas gethan habe. Die Rollen waren schon ausgeschrieben und vertheilt, als Ihle ohne viele Umstände starb. Sein Nachfolger legte das Stück beiseite,

und ich versuchte seitdem keine diplomatischen Bühnenzugänge mehr.

Nach diesen und noch einigen dramatischen Sachen schrieb der Verf. im Übergang zu erzählenden Arbeiten den „Rosenkranz eines Katholiken" und den „Christbaum des Lebens". Die Novelle „Wallfahrt" war — wie auf der andern Seite „Wyatt" — ein Versuchswurf. Aber der darauf folgende Wurf traf weiter als die frühern dramatischen. Es war „Die hohe Braut".

Ein Skizze im „Morgenblatt" bot die ganz einfache Geschichte eine jungen Schützensohnes in Drappo bei Nizza, der mit einer leidenschaftlichen Neigung zur Tochter des Grundherrn, Marchese Malvi, den Unzufriedenen der Grafschaft in die Hände fällt, an der Verschwörung zu Gunsten der revolutionnairen Franzosen Theil nimmt und in dieser Empörung unglücklich endigt. Die zweite Hälfte der einfachen Geschichte, die sittliche Verirrung zum Räuber und der wilde Untergang des Jünglings, sprach den Verf. nicht an. Vielleicht auch hielten sich die Ansichten des politisch so bewegten Jahrs 1831, in welchem derselbe schrieb, für zu berechtigt und glücklich, um den tragischen Ausgang einer bürgerlichen Liebe zu einem adeligen Fräulein zu vertragen. Im Gegentheil jenes verzweifelten Ausgangs ließ der Verf. seinen Helden geadelt und auf diesem heitern Wege beglückt werden. Die Ironie, die sich hinter dieser Wendung versteckte, blieb von mancher Seite unbemerkt, obschon der Verf. zu besserm Verständnisse seiner Anspielung das Bild Bonaparte's auftauchen ließ und dem General Dellera im Lager auf den Höhen von Raus bezügliche Scherze in den Mund legte.

Beiweitem mehr als die gegebene einfache Geschichte mit ihrer durchaus nicht neuen Verwickelung zogen den Verf. Ort und Umstände derselben an, ein reizendes Feld für Erfindung und Darstellung eines großen und bedeutenden Gemäldes; — Nizza und Turin mit den zwischenliegenden Seealpen, Meeresufer und französische Emissare, Hof und Emigranten, auf beiden Seiten Spannung und Bewegung um die großen Fragen der Revolution, verwegene Unternehmungen, schlaftrunkene Erwartungen, und hinter Allem unausgemessene, duftige Fernsichten. Zuvörderst mußte all der Reichthum an Gestalten, Interessen, Situationen, die sich dem Verf. beim Durchbrüten und Durchträumen seines Stoffs aufdrängten, unter einen einheitlich umfassenden Gesichtspunkt gebracht werden. Konnte dies ein anderer sein als die Idee der Freiheit? Und wie glücklich, daß diese große Lebensfrage nicht nur die Zeit, in welcher der Roman spielte, sondern auch die nächste Nähe und das Herz Dessen bewegte, der ihn schreiben wollte! Freiheit! Es war seit Monaten die Parole in Frankreich und Belgien, es war die Losung in Deutschland und Polen. Wie oft wurde damals dies Wort in Hanau vernommen! Zum ersten Mal an jenem Abende, als der von Kassel zurückgekehrte Bürgermeister der Stadt die kurfürstliche Zusage einer Verfassung für das ganze Land verkündigte. Der Verf. stand in tiefer Dämmerung unter den Arcaden des Rathhauses; man drängte sich in die Rathsstube, wo jene Verkündigung wieder und wieder gelesen wurde. Die Herauskommenden waren still und nachdenklich; sie mochten den Werth überschlagen, der in einer großen Verheißung unausgeprägt lag. Endlich schienen Einige den Stempel zu solcher Präge gefunden zu haben. Dunkle Gestalten näherten sich einander auf dem weiten Marktplatz, und plötzlich erscholl der Ruf Freiheit mit gräßlicher Betonung der zweiten Sylbe, wie man auch in ähnlicher Jambenbetonung das Wort Feuer zu schreien pflegte, wenn ein solches Unglück ausgekommen war. Und wirklich schien auch von solchem Misverstande das entsetzliche Element selbst erweckt zu sein. Denn kaum war man dem mit wiederholtem Schrei und dazwischen schrillendem Pfeifen von fern gefolgt: so traf man schon das Thor des Mauthgebäudes erbrochen und in Mitte der Straße ein Feuer entzündet, das von den aus dem Bau entwendeten Schriften, Mobilien, Waarenpäcken u. dgl. hoch und höher loderte. Die Bewohner strömten herbei; im rothen Widerschein der Glut begossen die Nachbarn aus den Fenstern die dünnen Wände ihrer Wohnungen, um sie gegen die lodernde Propaganda zu schützen. Es waren jene kleinen Hausdespoten, die damals hinter ihren schlechten Wänden aufschraken, wo sie auf gepolsterten Thronsesseln ihre eigensinnigen Schläfen von einem zum andern ledernen Geheimrathsohr zu wälzen pflegten. Mit der Hand, die nur Schnippchen zu schlagen gewohnt war, hatten sie jetzt zur Gießkanne gegriffen.

Der Verf. will hiermit die Atmosphäre andeuten, worin er zu seiner „Hohen Braut" die Studien machte und die Federn zum Flug nach Nizza schwang. Es war in jenen Tagen der Unruhe, der täglichen kleinen Aufläufe und Zerstörungen, die man, ich weiß noch nicht woher, Krawalle nannte: ein Wort, das auch in den Roman eingewebt worden ist, weil eben dessen handschriftliche Blätter unter jenen Windstößen offen lagen. Abends, wenn die grellen Pfeifchen durch die Gassen schrillten, als Signale zum Sturm auf einen Bäckerladen oder dergleichen, wenn die Nachbarn eiligst die Fensterläden zuschlugen, die Hausthüren verriegelten und die Lärmtrommel durch die Straßen wirbelte: dann konnte sich manchmal der poetisch gestimmte Verf. über den schmuzigen, zerlumpten Augenblick ärgern, der doch oft sein Farbenreiber ward. Das Erlebniß und die Dichtung begegneten einander, und wenn jenes verworfen wurde, hob er diese für die nachfolgenden Stunden auf. Unbekümmert um die eigentliche Bedeutung dieser Unruhen, die ihm zu nahe und vielleicht nur für Kassel in die rechte Ferne gerückt waren — wo sie sich zum Schauspiel des constituirenden Landtags wie Lärm und Gefecht hinter den Bühnenwänden ausnahmen —, saß der Verf. über der Windrose der Idee Freiheit mit ihrem ewigen Magnet, und steuerte da und dorthin auf Scenen, Personen, Verwickelungen los, aus denen ein farbenreiches und lebenvolles Gemälde erwachsen sollte.

Wie nun aber der Verf. auf seinem etwas verschlagenen Lebenspfade sich überhaupt in Allem, wozu er innerlich getrieben oder äußerlich berufen ward, ohne methodische Vorbildung durch eigenes Tasten und Lauschen zurechtfinden mußte, so ging es ihm auch jetzt, als er, über einem reichen Stoffe brütend, die Gestalt des Kunstwerks suchte; denn das Poetischbedeutende lag wenigstens in seinem Vorhaben. Wäre er noch Jüngling gewesen, so hätte es ihn vielleicht nach einer lebhaften, vielgegliederten, stürmisch verschlungenen Melodie des Romans getrieben; wenn ich mit diesem Worte den Gang der Haupterzählung bezeichnen darf. So aber war der Verf. schon in seine besten Mannesjahre vorgeschritten, da man nicht mehr ungestüm vorwärts dringt, sondern gelassen nach allen Seiten umschaut. Und daher mag es gekommen sein, daß er mehr auf eine reiche Instrumentirung seines Themas geführt ward; ich will sagen, daß er in sehr verschiedenen Gestalten und Interessen die Erscheinungen freien und unfreien, losen und gebundenen Lebens zur Anschauung zu bringen suchte. Erst später wurde es dem Verf. klar, daß zum rechten Kunstwerk gehört hätte, diese vertheilten Gestalten und Interessen, mehr als es ihm gelungen, in den Hauptgang der Handlung zu verflechten und zum Hauptziel der Begebenheiten mitwirksam zu machen. Dieser Aufgabe ist er hernach in seinem „William's Dichten und Trachten" vielleicht etwas näher gekommen; wie denn auch diesem letztern Werke der Vorzug der Kunstgestaltung von der Kritik mehrfach zuerkannt worden ist. Allerdings greifen in der „Hohen Braut", wie auch nicht unbemerkt geblieben, verschiedene Personen, einzelne Vorgänge des Romans nicht genug in die Hauptströmung ein, heben und tragen die Geschichte des Helden nicht weiter, sondern strahlen oft nur wie Radien aus der Grundanschauung des Ganzen hin, wie z. B. die alte deutsche Baronin in Nizza, an der ich eine religiös unfreie Seele darstellen wollte. An andern Personen mag dann auch wieder das Keimauge der Verwandtschaft mit der Grundidee unbemerkt geblieben sein, wie z. B. an der jungen Renata in Breglio, die durch stockende Entwickelung unfrei und zur Nachtwandlerin wird, und an der sich die Jünglingsnähe Giuseppe's doch heilsamer als Eustachio's Mönchstränkchen erweist. Vielleicht war es aber ein Glück für den Verf., daß seine Absichten zuweilen von der Wärme und Wahrheit der Ausführung ins Unkenntliche überwachsen wurden: wer weiß, ob der Leser nicht manche Combination zu tüpflich oder grillenhaft gefunden hätte!

Konnte sich nun der Verf. in Absichten und Gesichtspunkten seines Romans nicht genug thun, so nahm er es mit den Studien und Zurüstungen zu demselben desto leichter. Von der wirklichen Zeitgeschichte bedurfte er nur einiger Höhepunkte zum Anknüpfen seines poetischen Gewebes, — etwas Weniges von den Sturmwinden, vom Sonnenschein und den Wetterwolken jener Revolutionsjahre. Weder sein Stoff noch seine poetischen Ansichten ließen ihn zu einem Wetteifer mit jenen Novellisten kommen, die hinter dem Rücken ihrer Romangestalten die alten Pergamente vorzeigen, denen sie ihre historischen Personen legitimiren, oder in einer Note dem Leser die Versicherung in die Hand drücken, daß dieser oder jener Zug wirklich geschichtlich sei. Man kann aber sehr ängstlich die einzelnen Thatsachen der Geschichte auflesen und findet die Poesie derselben nicht; hinter lauter Fäschen versteckt sich das Gewebe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wohlfeile Bücher in England.

Mit Recht hat nicht blos ganz Europa, sondern England selbst lange Zeit Klage geführt über die außerordentliche Höhe der Bücherpreise in England; diese Klage ist jetzt nur noch auf denjenigen Theil des Schriftenthums anwendbar, bei welchem nur auf eine kleine Zahl von Abnehmern zu rechnen ist, auf streng wissenschaftliche und Prachtwerke. Die Schätze der englischen Literatur aber sind jetzt selbst den ärmern Classen nicht mehr unzugänglich; nette Ausgaben der vorzüglichsten englischen Schriftsteller sind überall für wohlfeile Preise und stets gebunden zu haben; für einen Thaler kann man bereits Shakspeare's Werke, zwar nur in Miniaturdruck, erhalten; Milton's, Shelley's, Cowper's Werke bezahlt man mit 16—20 Groschen; die vorzüglichsten Gedichte von Scott, Byron u. s. w. sind für 4—8 Groschen zu haben, alle schön gedruckt und gebunden. Größere Ausgaben dieser und anderer Schriftsteller behaupten freilich einen höhern Preis; indessen kann man die vollständigen Werke von Smollet, Fielding, Swift, Southey und Andern in höchst geschmackvollem Druck und Band in Royaloctav für Preise von 2½—5 Thaler erhalten. Schlimmer sah es lange Zeit aus mit wissenschaftlichen und solchen Werken, die die Verbreitung nützlicher Kenntnisse zum Gegenstande haben; sie behaupteten sich lange in hohen Preisen und waren dem Armen völlig unzugänglich. Für die Abänderung dieses Übelstandes ist Großbritannien vorzüglich den Schotten verpflichtet; zuerst machte Constable, der aus Walter Scott's Leben hinreichend bekannt ist, den Versuch, wissenschaftliche und belehrende Bücher in guter Ausstattung zu wohlfeilen Preisen zu liefern. Er lieferte 38 Bände mannichfaltigen Inhalts zum Preise von 1⅔ Thaler den Band, was zu jener Zeit unerhört wohlfeil war, und hörte nicht eher auf als bis er zu Grunde gerichtet war. Mit besserm Glücke und mit besserer Einsicht verfolgten denselben Plan zwei andere Schotten, die Gebrüder Chambers in Edinburg, die sich ein unsterbliches Verdienst um die Verbreitung von Kenntnissen unter den niedern Volksclassen in England und Schottland erworben haben. Robert und William Chambers waren, wie man uns von mehren Seiten her in Edinburg berichtet hat, noch vor 15 Jahren Händler mit alten Büchern, die sie auf offener Straße verkauften; sie sollen Jeder in jener Zeit für Wohnung und Kost nie mehr als 5 Schillinge wöchentlich gebraucht haben. Ihre außerordentliche Sparsamkeit befähigte sie endlich, ihr Geschäft nach einem Laden zu verlegen. Hier faßten sie den Plan, ein wöchentliches Blatt herauszugeben, das, indem es sich fern von allen Staatsangelegenheiten hielt, nur die Verbreitung nützlicher Kenntnisse, verbunden mit Unterhaltung, zum Zweck haben sollte. Seit 1832 lieferten sie wöchentlich einen großen Bogen in Quart mit 24 Spalten für den Preis von 1 Groschen. Diese Zeitschrift fand einen ungeheuern Absatz und hatte bereits im zweiten Jahre ihres Erscheinens gegen 70,000 Abnehmer, deren Zahl sich seitdem immer vermehrt hat. Sie dauert bis heute fort unter der Leitung beider Brüder, die selbst Schriftsteller sind — Robert ist durch seine „Scottish songs" (1829), „History of the rebellion of 1745—46" (5. Ausg., 1842), „Popular rhymes of Scotland" (1842), „Auld Rukie" und andere Werke über Geschichte

und Alterthümer Shettlands vortheilhaft bekannt; William durch seine Reisebeschreibungen von Holland, Belgien und der Schweiz — und verdient den Beifall, den sie findet, in hohem Grade. Schon 1833 begannen die Brüder die „Information for the people“ in 50 Bogen, eine kurze, aber brauchbare Übersicht alles Wissenswürdigsten, welches Werk in einer zweiten, viel bessern Ausgabe auf 100 Bogen angewachsen ist. Darauf folgten die Schul- und Unterrichtsbücher, von denen viele in England für die besten ihrer Art gelten; die Preise der 29 Bände steigen von 1 Groschen bis zu 1⅓ Thaler hinauf. 1837 begannen sie die Volksausgabe einer Anzahl trefflicher Werke, theils Wiederabdrücke classischer, theils Übersetzungen fremder Werke, wozu noch eine kleine Anzahl Bücher mit eigenem Verlagsrecht kommen. Bis jetzt sind 51 Bände ausgegeben. Im Jahre 1842 erschien die „Cyclopedia of english literature“, ein Werk in 90 Groschenbogen, das beste Buch dieser Art für Ungelehrte, das es bis jetzt in England gibt; Auszüge aus den Schriftstellern, mit Verstand gewählt, sind beigegeben, und das ganze Buch zeigt von Urtheil und ist bei viel geringerm Umfange und bei weniger Vorarbeiten unserm in anderer Hinsicht ähnlichen Werke von Wolff über die deutsche Literatur beiweitem vorzuziehen. Robert Chambers ist der hauptsächliche Verfasser dieses Buches. Endlich im November 1844 haben die Brüder ein anderes Unternehmen begonnen, das die untersten Volksclassen im Auge hat, die „Miscellany of useful and entertaining tracts“, wöchentlich einen Bogen von 32 Seiten für 8 Pfennige. Die erste Nummer vom 2. November enthält ein gut geschriebenes Leben Ludwig Philipp's. Wir freuen uns, hinzufügen zu können, daß die Gebrüder Chambers allgemein, wenn nicht als reich, doch als wohlhabend angesehen werden.

Chambers' Beispiel rief eine Menge ähnlicher Unternehmungen hervor, von denen wir nur die neueste und wichtigste, die von Charles Knight in London hervorheben wollen. Im Juni 1844 hat dieser Mann, der bereits lange Zeit als Buchhändler und Schriftsteller thätig gewesen ist, die Herausgabe eines wöchentlichen Bandes unter dem Titel „Knight's weekly volume“ begonnen. Bis zum 2. Nov. 1844 waren 19 Bände mannichfaltigen Inhalts erschienen; jeder Band enthält 250—300 Seiten in klein Octav und eine Anzahl guter Holzschnitte. Unter den schon erschienenen Bänden sind die wichtigsten: Davis' Buch über China in drei Bänden, Fairfax' Übersetzung der „Gierusalemma liberata“ in zwei Bänden, Craik's Geschichte der ältern englischen Literatur in zwei Bänden und „Die Engländerin in Ägypten“, ebenfalls in zwei Bänden; außerdem erhalten wir die Lebensbeschreibung des ersten englischen Buchdruckers William Caxton, Miß Martineau's „Feats on the fiord“, einen Band über die Webereien in Großbritannien und einige Bände über Naturgeschichte. Der Preis jedes Bandes ist 8 Groschen. 41.

Mancherlei.

Daß man Glauben braucht und Glauben verlangt, ist begreiflich wegen des vielen Unbegreiflichen. Der Mensch begreift nicht das Keimen der Pflanze, das dumpfe Regen des Wurmes, nicht sein eigenes Leben. Er glaubt an seine Seele, an die Seele seines Nebenmenschen, er weiß von beiden nichts als Wirkungen, als Handeln, Sprechen, Lachen und Weinen; er fühlt in sich und glaubt an das Gefühl Anderer, er denkt selbst und glaubt an fremde Gedanken. Jede Wissenschaft hat deswegen Glaubensartikel; der Arzt glaubt eine Krankheit am Krankenbette, der Criminalist an das Verbrechen des Schuldigen, der Theologe glaubt an Gott und ewiges Leben. Freilich nicht ohne Glaubensgründe, ohne Kennzeichen einer Krankheit, ohne Zeugenaussagen und Geständnisse, ohne Offenbarung religiöser Wahrheiten. Immer ist hierbei der Glaube geschäftig, der ein mehr oder minder für die Gedanken Wahrscheinliches zur sichern Annahme festigt und bei schwankenden Verhältnissen für entschiedene Überzeugung den Ausschlag gibt. Ganz besonders wird auf dem Gebiete der Religion ein Glaube sich wirksam zeigen, da zu den Glaubensgründen kein Augenschein sich gesellt, sondern Jegliches dem Unsichtbaren anheimgegeben ist. Selbst die augenscheinlichsten Wunder beweisen nicht für den Wunderthäter, sie lassen sich auf Gott, oder Belial, oder auf Naturrevolution, oder unbekannte Kraftentwickelungen beziehen. Die Theologen haben also ganz recht, auf Glauben zu verweisen und ihn zu fodern, denn dies ist die Natur der Sache, und ohne das Gefoderte wurzelt keine Religionslehre im Gemüth. Um dabei nicht ins Wüste und Wilde sich zu verlieren, bleibt stets eine Erörterung der Glaubensgründe nöthig, und darin besteht die Wissenschaft der Theologen, zum Unterschiede von Blindgläubigen. Wie gesagt, dies Alles ist begreiflich. Wenn aber die Philosophie mit einigen Stammbegriffen absolute Wissenschaft vorträgt; wenn sie — gemäß dem Begriff des absoluten Wissens selbst — Glauben ausschließt; wenn sie mit Formeln des Ansich, Fürsich und Beisich, oder des unvordenklichen, vordenklichen und denklichen Seins, das Wesen Gottes und die Weltschöpfung zu begreifen versichert: — läßt sich dieses begreifen? Sollen wir zu begreifen glauben? Dies wäre eine unvernünftige, widersprechende Foderung. Wo sind Glaubensgründe? In der Vernunft? Jeder Philosoph glaubt an die seinige, jeder Andere auch; aber es sollte begriffen werden und nicht geglaubt, und wenn nun der Andere die Versicherung des Begreifens nicht begreifen kann, so glaubt er nicht dem Glauben des Philosophen, und es wird von ihm etwas Unmögliches verlangt, nämlich die Anerkennung eines absoluten, von ihm nicht gewußten Wissens, ein Vertrauen zur Wissenschaft, die den Glauben ausschließt und ihn für ein unbegreifliches Wissen fodert, eine Berufung auf Vernunft als Glaubensgrund, während die nichtbegreifende Vernunft ihren Unglauben aussprechen muß — etwas vollkommen Absurdes, oder vielmehr ein Superlativus desselben.

Dahlmann's „Geschichte der englischen Revolution“ unterscheidet sich vortheilhaft in Zusammenstellung und Vortrag von andern deutschen historischen Schriftwerken, es ist darin ein Geschmacksfortschritt neuerer Zeit kenntlich, den man ehedem mit Gründlichkeit fast unvereinbar hielt. Dahlmann läßt nicht „Zunder vorhanden sein zum Brennen“, oder „einen Sturm beschwören“ u. dergl., womit die Bilderlust älterer historischer Schule uns reichlich zu beschenken pflegte. Doch leider auch er hat sich nicht ganz frei erhalten von schlechten Bildern — den Schmutzflecken guter Erzählung —, die rühmlicherweise zwar selten vorkommen, aber noch rühmlicher ganz fehlen sollten. So heißt es von der Königin Elisabeth, deren Popularität durch Hinrichtung des Essex vermindert wurde: „Sie wußte und empfand dies, und diese Erfahrung drückte ihr den Stachel von ihres Lieblings Tode noch tiefer ein.“ Noch andere verwerfliche Vortragsblüten wären folgende: „An diesem Orte bauten die stillen Anhänger der Republik ihr Nest, — es nisten sich Schmeißfliegen ein, die in jedes Vertrauen so gern ihr Ei legen, — was schwarz ist, wird weiß gewaschen, — in den Hafen der Erfüllung einlaufen — König Ludwig (XIV.) ließ den eingefangenen Vogel (Karl II.) am schlaffen Faden flattern, so lange er im Ganzen der vorgeschriebenen Richtung folgte“ u. s. w. Ein Geschichtschreiber berichte vom Schmerz, der empfunden worden, aber nicht von dessen Stacheln, die sich tiefer in eine Weiberbrust drücken, ebenso wenig von Nestern, worin sich politische Parteien anbauen, nicht von Schmeißfliegeneiern, die das Vertrauen stören, nicht vom Weißwaschen schmuziger Wäsche, nicht von eingefangenen Vögeln, die am Faden der Knaben flattern, ja selbst nicht vom Hafen der Erfüllung, da der Erfüllung selbst genügt, und ohnehin vom Hafen zu Zeiten die Rede sein wird, in welchem Schiffe einlaufen. Die musterhaften Alten erzählten ohne solchen gesuchten Schmuck, und würdige Neuere sollen ihnen darin gleichen. 14.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 54. — 23. Februar 1845.

Die hohe Braut. Roman von Heinrich Koenig. Zweite Auflage. Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 53.)

Etwas entfernter lag dem Verf. die Landschaft und Lebensart der Gegenden, in welchen sein Roman spielt. Mehre Recensenten und selbst Privatpersonen, die Nizza und Turin kannten, haben, als sich von selbst verstehend, angenommen, der Verf. der „Hohen Braut" habe jene Gegenden aus eigener Anschauung gezeichnet. Dessen aber kann er sich leider nicht rühmen. Einem einzigen Reisewerk verdankt er alle Farben seiner landschaftlichen Malerei. Vielleicht leitete ihn dabei ein guter Instinct, nur Das aufzunehmen, was zureichte, um die Einbildungskraft des dort fremden Lesers zu täuschen, und was dann auch wieder nicht zu viel war, um die genauere Erinnerung eines Gereisten nicht zu enttäuschen. Und wenn wirklich Mylius seine „Malerische Fußreise durch das südliche Frankreich und einen Theil von Oberitalien" nicht selbst gemacht, sondern aus andern Reisewerken zusammengetragen hat, so bleibt es in der That zu verwundern, daß bei wiederholtem Aufguß von Beschreibungen noch eine so lebhafte Anschauung herauskommen konnte, an der sich selbst Dortgewesene zurechtfinden und erquicken mochten.

In seiner Arbeit wurde der Verf. durch einen politischen Beruf unterbrochen. Die Stadt Hanau wählte ihn im Frühjahr 1832 zu ihrem zweiten Abgeordneten am damaligen ersten Landtage, und zwar an die Stelle des anfangs gewählten jungen Beamten, der durch Annahme einer Dienstbeförderung, während er noch auf dem Deputirtenstuhle saß, im Vertrauen seiner Mitbürger ein wenig wank geworden war. Es kam auf dem neuen Markt unsers constitutionnellen Verkehrs wiederholt vor, daß junge Männer von Talent das Vertrauen des Volks gegen das Vertrauen der Regierung umwechselten. Dies war freilich kein Geschäft im Interesse des eben neu ausgegebenen Papiers unserer Constitution. So tiefer mußte ich, an die Stelle jenes abgehenden Deputirten gewählt, das volle Gewicht eines solchen Vertrauens meiner Mitbürger empfinden, unter denen ich eigentlich doch von Herkunft ein Frembling lebte. Es war ein Vertrauen in die Gesinnung, das, zumal in der Kindheit einer Verfassung, heiliger zu halten ist als das Vertrauen in die Intelligenz eines Mannes, die freilich im Staatsdienste mehr Stufen der Ehre und dauerndere Aufgaben findet als im Wechselwetter der Volksgunst. Der neugewählte Deputirte mußte sich klar darüber machen, was er wolle und was ihm dabei von der Zukunft zu erwarten übrigbleibe. Er überlegte das auch, und kehrte in wenig Wochen, als die Ständeversammlung zum ersten Mal aufgelöst wurde, zur Vollendung der „Hohen Braut" zurück. Auch der Verf. machte sein Geschäft, und tauschte für sein Interesse die Politik gegen Poesie aus, — einen Artikel, der heutiges Tags nicht so bald auf Pari kommen wird.

Noch ehe aber der Roman fertig war, ging der Verf. — wiederholt gewählt — im Winter zum fortzusetzenden Landtage. Hier schrieb er noch die Episode „Dora-Steinchen", jenen Auszug aus dem angeblichen Tagebuche des Helden, der den Leser durch fortlaufendes Datum über einen leeren Zeitraum hinausführen und ihm durch wechselnde Betrachtungen die zunehmende Bildung des Schulzensohnes Giuseppe begreiflich machen sollte. Nach der zweiten Auflösung des Landtags, im März 1833, brachte der zum dritten Mal gewählte Verf. den ganzen Sommer und Anfang des Herbstes in Kassel zu, wo er auch das fertige Buch erhielt und die ersten öffentlichen Stimmen über dasselbe vernahm.

Die Erwartung und die Ankunft des Buchs gereichte dem Verf. damals zu wahrer Erquickung; denn wir durchzogen, nach neuen Gesetzen und Einrichtungen durstig und verlangend, eine Wüste. Und wenn Manche unter uns von weitem Wasser und Weide zu sehen glaubten, so war es oft nur der bekannte Wüstendunst Sirab, auf den die Kameele aller Art so gern losstürzen. Mit dem neuen Buche war nun wenigstens für mich eine süße Quelle entsprungen. Der Himmel lag in jenem unfreundlichen Sommer trübselig über dem Landtag, und der Landtag unter dem Himmel. Zwar manches Erwünschte kam doch zu Stande; es war keineswegs ein blos von unten verwilligender Landtag; allein unsere Constitution hatte sich auch noch weniger an das nun schon dauernde Klima gewöhnt, und jene Erscheinungen wiederholten sich, die von der Ständeversammlung zu der bekannten Anklage gegen den Minister Hassenpflug gesammelt wurden, und die niederdrückender waren als die Anklage selbst.

in der sich wenigstens eine junge parlamentarische Kraft zum ersten Mal versuchte. Allein die ebenfalls neue Kraft der Reaction bekam sich doch rascher, besonders in ihrer Richtung gegen die Opposition der Staatsdiener. Eine solche Opposition in den Organen der Regierung selbst deutet freilich auf einen krankhaften Zustand, den man aber dadurch ein für allemal gehoben dachte, wenn man nur erst diese Symptome des Übels vertrieben hätte. Am Ende ist es ja auch eine bekannte Sache, daß der Staatsdienst in einem constitutionnellen Lande abhängiger ist als bei absoluter Verfassung. Theilt eine Regierung einmal die gesetzgebende Gewalt mit dem Volke, so will sie dafür der ausübenden desto unbedingter froh werden. Und dieser Frohmuth ist auch jeder Regierung zu gönnen, wenn sie nur sonst großartig und glücklich steuert. Aber ein constitutionneller Staat hat auch wieder seine eigenen Verlegenheiten. In demselben Grade als der freie Bürger an Einsicht und Selbstgefühl größer wird, kann leicht eine Regierung reizbarer gegen jeden Widerspruch, selbst den gesetzlichen, werden. Ihre Maßregeln gegen denselben fallen dann leicht kleinlich aus, nehmen die Miene der Verfolgungssucht an und setzen das herrschende Princip in den Augen des Volks herab. Die zum Heucheln genöthigten, in Unterwürfigkeit wetteifernden Staatsdiener werden innerlich in dem Grade unzuverlässig, als sie äußerlich ergeben scheinen. Was nun aber dann, wenn wieder einmal eine politische Krise dies gedrückte Nervensystem der Regierung mit einem Fieber heimsuchte, und eine solche Regierung sich in den Tagen des Unglücks von der Ehrfurcht des Volks und dem Selbstgefühl ihrer Beamten zugleich verlassen sähe? Aber, nicht wahr, all Dergleichen ist ja auch in Deutschland fremd und fern: die kleinlichen Reactionsmittel und die großen politischen Befürchtungen?

Zunächst war es ein persönliches Verhältniß, was mich damals betrübte. Auf meine Versicherungen hin hatte man bei der letzten Wahl einen jüngern Freund zum andern Deputirten der Stadt gewählt, einen jungen Mann von einigem Vermögen, der den Kaufmannsstand verlassen hatte, um gewissen Lieblingsstudien nachzuhängen. Ein edler Stolz, eine rege Theilnahme am öffentlichen Leben beseelten ihn. Die frühere Eitelkeit, für vornehmer zu gelten als er war, schien überwunden, seit der Freund selbst über diese Schwäche scherzte. Dennoch schlug diese in der Luft der Residenz, in der Berührung mit den adeligen Mitgliedern des Landtags wieder frisch aus, und nachdem der junge Abgeordnete im ersten Versuch, sich als Sprecher an die Majorität der Ständeversammlung anzuschließen, geradezu stecken geblieben war, schien er seine Entschädigung in einem engern und exclusivern Anschluß zu suchen, in welchem er sich für beneidenswerth halten mochte. So manches Jahr hatten wir vertraulich miteinander verlebt, unser Innerstes gegeneinander aufgeschlossen, und unsere oft genug zusammengehaltenen Ueberzeugungen mit gleichem Stempel bezeichnet. Nun auf einmal war mir der Freund entfremdet und unbegreiflich; wir standen uns in den alten Interessen mit verwandelten Überzeugungen schnurgerade entgegen. Ich errieth nicht sobald, welche neue Einsicht oder — Aussicht ihm über Nacht gekommen war. Ich wußte genau, wie viel er mit seinen geistigen Gaben wog, und sah nun mit Verwunderung, wie viel auf der andern Seite sein Gewicht galt. Wie hoch dort die bloße Abstimmung eines einzigen bürgerlichen Mannes von ansehnlichen Männern geschätzt wurde, war eine Erfahrung für mich, die ich freilich zu meinem eigenen Besten nicht benutzen konnte. Ohne auch nur eines der beiden Schwerter eines rüstigen Deputirten, der Zunge und der Feder, gewaltig zu sein, war der Freund in gewissen Kreisen schon seines stummen Aufstehens oder Sitzenbleibens halber ungemein geehrt und geschmeichelt, da er es verstand, die beiden Wagschalen landständischer Abstimmung — Kopf und Steiß — in der richtigen, d. h. in der gewünschten Schwankung zu erhalten. Wir gingen noch miteinander um, aber so kühl, wie der Sommerabend war, an welchem wir, auf mein Zimmer zurückkehrend, einen dicken Brief vorfanden. Dieser brachte als Einlage das Blatt Nr. 133 der „Zeitung für die elegante Welt“ mit Laube's Recension meiner „Hohen Braut“.

Eine solche Verkündigung mit Pauken und Trompeten, ich gestehe es, erschreckte mich anfangs. Für mein Gefühl schien das Maß Dessen überschritten, was ich an Beifall erwarten mochte, für meine Berechnung die Summe Dessen, was der oft getäuschte Leser für baares unparteiliches Lob gern annehmen mag. Mir war Laube bisher noch ganz unbekannt geblieben; auch wußte ich noch nicht, zu welchem Credit der junge, poetische Redacteur die „Zeitung für die elegante Welt“ aus ihrer methusalemitischen Langweiligkeit emporgebracht hatte. Bald aber beruhigte ich mich. War es nicht eine hohe Braut, die mit Posaunen angemeldet werden durfte, wie bei Shakspeare die Könige auftreten? Brachte doch Laube viel Ansprechendes über den historischen Roman überhaupt vor. Ohne zu wissen, wie leicht ich es mit den geschichtlichen Vorstudien genommen, sagt er, wie mir scheint, sehr wahr: „Die Geschichte ist nicht nur die Kenntniß der Begebenheiten, sondern auch die Wissenschaft, die Poesie derselben, das Epos der Gottheit; man muß sie nicht blos kennen, man muß sie wissen, um sie zu schreiben, man muß sie lieben, um einen historischen Roman zu empfangen.“ Wenn er dann von meinem Roman behauptete, es durchdringe sich in ihm Geschichte, Terrain, Charakter, Begebenheit auf so innige Weise, daß nicht Eins vom Andern zu trennen sei, und es stehe nicht wie bei andern historischen Romanen ein Fetzen Geschichte und ein Fetzen Erzählung nebeneinander: so war es wenigstens meine Absicht gewesen, Das zu leisten. Am meisten freute mich, daß dem begeisterten Kritiker bei aller Überschwänglichkeit der Empfindung, mit der er mein Buch aufgenommen hatte, doch manche meiner versteckten Absichten nicht unbemerkt geblieben war. Einiges freilich hätte „Die hohe Braut“ in übeln Ruf bringen können, was der entzückte Laube von ihren

geheimen Reizen andeutete, von ihrem „weichen Arm", von dem „schwellenden Mund", dem „vollen Schenkeln": nun wird sie es ihm aber gern verzeihen, da sie es sich jetzt zum Ruhme nachsagen läßt, gänzlich vergriffen zu sein.

Bald hinter Laube, dem liebenswürdigen Schwärmer, her kam aus demselben Leipzig ein kühlerer „Literarischer Hochwächter", der in seiner Unterwelt Herrn Walter Scott sehr gleichgültig bei dem Buche bleiben läßt, „das unser ganzes belletristisches Publicum in Alarm gesetzt habe". Besonders ist der selige Herr mit den Charakteren, außer Klärchen, gar schlecht zufrieden; es sind ihm lauter Copien, und Fräulein Blanka ist ihm sogar verächtlich geworden, jene Blanka, die, wie Laube so schön sagt, „als blanke Wasserblume der frischen Welle Giuseppe's bedarf, ohne daß sie weiß warum, in deren tiefem Kelche lange Tage und Nächte der Thautropfen der Liebe ruht, ohne daß sie es ahnet" u. s. w. Ein anderer Unterirdischer ist empört darüber, daß Giuseppe sich adeln läßt. Dieser Demagog wird vielleicht bei der neuen Auflage durch einige stärkere Striche des Autors über dessen Absicht klarer und beruhigter werden.

Ein Beiblatt zum „Gesellschafter", zufällig ebenfalls mit 133 bezeichnet, brachte später eine nicht weniger begeisterte Besprechung, die dem Roman eine bedeutende, einflußreiche Zukunft versprach und sich ausdrücklich auf die rühmende Anzeige Laube's bezog.

So mußte ich denn mit allem Dank erkennen, daß Laube auf seine entschiedene Weise nicht nur das lesende Publicum, sondern auch die Kritik auf mein Buch hingelenkt hatte. Bald folgten auch Stimmen, die nach dem Verf. des Buchs fragten. Nr. 252 d. Bl. gab anfangs September eine ruhige, gemessene, aber in ihren Resultaten nicht weniger erfreuliche Beurtheilung. Dieser Kritiker wußte um des Verf. politische und religiöse Richtung, und suchte sich von dessen Persönlichkeit aus dem Romane selbst ein Bild zu machen. Er traf es wirklich, wenn er „keinen jugendlichen Dichter mit idealem Apollohaupt" vermuthete: es ist ein echt fuldaer Kopf, so eckig, wie sie nur immer auf den steinigen Hügeln der Rhön wachsen, und sein Haar ist so wenig gekräuselt wie seine Gesinnung. Der Verf. darf es wol sagen, er hat ja den Schaden davon. Und wenn Rec. meint, die Rosenzeit spielender Träume und Gefühle liege hinter dem Poeten, und mancher rauhe Sturm des Lebens sei mit tiefen Furchen über seine Stirn hingefahren, so will es der Verf. mit den Stürmen dahingestellt sein lassen; gegen die Furchen aber wehrt er sich, so lange es gehen will.

Ich möchte auf Mundt als den Verf. dieses kritischen Artikels rathen; wenigstens kommen einige Ansichten jener Besprechung in dem Artikel wieder vor, den dieser mir damals unbekannte und nachher befreundet gewordene Mann in seiner „Geschichte der gegenwärtigen Literatur" dem Verf. der „Hohen Braut" so günstig gewidmet hat.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte der Académie française.

Einige interessante Einzelheiten aus der Geschichte der französischen Akademie, welche unerachtet alles Gespötts, dem sie ausgesetzt ist, doch noch lange ihre Bedeutung nicht verlieren wird, dürften hier vielleicht an ihrem Platze sein. Wir entnehmen sie einem Aufsatze, welcher vom bekannten Literaten Villenave in dem Congrès des Institut historique vor kurzem vorgelesen ist. Die erste Idee von der Stiftung einer gelehrten Gesellschaft, welche den Titel Académie führen sollte, ging von einem gewissen Fleurance Rivault aus. Derselbe ließ im J. 1612, also zwei Jahre nach Heinrich's IV. Tode, ein Werkchen drucken, in dem die erste Anregung dazu gegeben wurde. Es führte den Titel „Le dessein d'une académie et introduction d'icelle en la cour et l'ouverture de cette académie". Während der Regierung Ludwig's XIII. bildete sich eine literarische Gesellschaft, deren Director der bekannte Hedelin Abbé d'Aubignac war (gest. 1676). Im Schoose dieser Gesellschaft wurden am ersten Tage eines jeden Monats Reden gehalten, über die sodann förmliche Disputationen angestellt zu werden pflegten. Der Vicedirector Baumorière, ein Provençale (gest. 1693), gab 1687 eine Sammlung von „Harangues sur toutes sortes de sujets", von denen gewiß einige, wie Abbé Goujet („Bibliothèque française", Th. 2, S. 377) vermuthet, für ähnliche Veranlassungen ausgearbeitet wurden. Der Ursprung der eigentlichen Académie française ist bekannt. Man weiß, daß die ersten Mitglieder sich in einer Privatwohnung bei Conrart versammelten. Die Zahl der Akademiker, als von Ludwig XIII. die Autorisationsurkunde (1635) ausgefertigt wurde, belief sich auf 34. In demselben Jahre wurden noch fünf Mitglieder aufgenommen, zu denen der Kanzler Séguier gehörte. Die Anzahl von 40, die in dem ersten Patente festgestellt war, wurde im J. 1639 mit Priézac geschlossen. Bekannt ist ferner, daß die Fauteuils nach ihren ersten Inhabern bezeichnet werden. Nach dem Tode Richelieu's, der 1634 Protector der Gesellschaft geworden war und ihre Bestätigung bewirkt hatte, übernahm 1642 der Kanzler Séguier das Protectorat. Im J. 1672 erklärte sich Ludwig XIV zum Protector, und seitdem hat die gelehrte Gesellschaft stets unter dem speciellen Schutze des jedesmaligen Herrschers gestanden. Der sonderbare Gebrauch der leidigen Paradereden, welche bei der Aufnahme eines neuen Mitgliedes gehalten werden müssen, schreibt sich vom J. 1640 her. Der Advocat Patru, der in dieser Epoche in den Schoos der Akademie aufgenommen wurde, hielt zuerst eine Rede, in der er seinen Dank für die Aufnahme abstattete, und seit dieser Zeit ist die stehende Sitte, sich gegenseitig zu becomplimentiren, eingeführt. Man weiß, daß, während früher die ganze Sache nichts als ein Austausch schönklingender Phrasen und ein langweiliges Lobhudeln war, neuerdings auch wol zuweilen bittere Ausfälle vorgekommen sind, sodaß z. B. nicht selten dem neuen Mitgliede bei seiner Aufnahme auf die höflichste Art tüchtig der Kopf gewaschen worden ist. Die Gewohnheit, nur solche Männer aufzunehmen, welche sich ausdrücklich um einen erledigten Fauteuil beworben haben, datirt vom J. 1703, wo der Akademie der unangenehme Fall begegnete, daß der Präsident Lamoignon, auf den die Wahl gefallen war, diese in einem anspruchlosen und bescheidenen Schreiben, aber in den bestimmtesten Ausdrücken von der Hand wies. Vergeblich suchte der Secretair Régnier-Desmarais den Präsidenten zur Annahme zu bewegen, und die Akademie beschloß deshalb, in Zukunft einer ähnlichen Weigerung zuvorzukommen. Es wurde deshalb die Bestimmung getroffen, daß die Aspiranten sich bewerben und zwar schriftlich und ausdrücklich bewerben sollten. Später hat sich nun noch die Sitte eingeschlichen, daß Jeder, der sich zur Aufnahme in die Akademie meldet, allen Mitgliedern derselben eine persönliche Visite machen muß, „et aujourd'hui encore les académiciens tiennent plus que les Anglais au droit de visite!" wie Villenave recht witzig sagt. Die Preisverthei-

lungen, welche am 25. Aug., als am heiligen Ludwigstage, stattzufinden pflegen, wurden im J. 1671 eingesetzt. Der Preis der Beredtsamkeit wurde von Balzac gegründet, und bis zum J. 1758 wurden die Gegenstände der Behandlung meist unter den Grundsätzen der christlichen Moral gewählt. Eine vielgerühmte Frau, Mlle. de Scudéry, die jetzt nur noch als hypersentimentale Vielschreiberin und als warnendes Schreckbild für unsere Romandichter genannt wird, trug den ersten Preis im J. 1671 davon. Der Gegenstand der Rede war: „De la louange et de la gloire qui n'appartiennent qu'à Dieu.“ Das zweite Thema, welches aufgestellt wurde, lautete: „Science du salut.“ Dieses Mal trug ein Doctor der Sorbonne, der Abbé de Maupertuis, die akademische Palme davon. Alle diese Reden mußten mit einem Gebet an Jesus schließen und bedurften einer Approbation von zwei Doctoren der Theologie. Im J. 1758 wurden die religiösen Themen mit andern Aufgaben, welche meistens das Lob berühmter Männer betrafen, vertauscht. Das erste Eloge dieser Art ist die Lobrede auf den Marschall von Sachsen von Thomas. Die versificirten Zusendungen an die Akademie mußten mit einer „Courte prière au roi“ versehen sein. Dieser Gebrauch, auf den lange Zeit hindurch mit Strenge gehalten wurde, kam erst kurze Zeit vor der Revolution in Vergessenheit. Alle Productionen in Versen und in Prosa, welche einen Preis davontrugen oder wenigstens einer rühmlichen Erwähnung gewürdigt wurden, sind in einer Reihe von Sammlungen abgedruckt, welche 1750 bereits 35 Duodezbände umfaßten.

Die Statuten und Reglements der Akademie haben im Verlauf von zwei Jahrhunderten verschiedene Veränderungen erlitten. Man findet sie in der Form, wie sie jetzt Geltung haben, abgedruckt im „Annuaire de l'Institut“ vom J. 1817. Die Akademie hat einen zeitweiligen Director, einen Kanzler, der gleichfalls nur für eine bestimmte Frist gewählt wird, und einen immerwährenden Secretair. Bis jetzt ist diese letztere Stellung, welche die meiste Bedeutung hat, von 16 Personen bekleidet worden. Diese sind: Conrart, Mézeray, Regnier-Desmarais, André Dacier, Dubos, Houteville, Mirabaud (gest. 1755), Duclos, d'Alembert, Marmontel, Suard, Raynouard, Auger, Andrieux, Arnault und Villemain, welcher Letztere am 11. December 1834 gewählt ist. Bei ihrer Wahl hat die Akademie, welche sich bekanntlich immer selbst ergänzt, häufig mehr auf den Glanz äußerer Ehren, auf hohe Würden und Titel als auf literarisches Verdienst gesehen. So findet man besonders viele geistliche Mitglieder, welche ihre Aufnahme in diese gelehrte Gesellschaft einzig ihrer äußern Stellung und ihren Verbindungen verdankten, und wir haben noch neuerdings das Schauspiel gesehen, daß Männer in den Kreis der unsterblichen Vierzig aufgenommen wurden, welche in Verlegenheit kommen würden, wenn sie irgend welche literarische Titel produciren sollten. Man findet auf der Liste der Akademiker: 14 Cardinäle, 28 Erzbischöfe, 54 Bischöfe, 8 Almoseniers, unter denen der bekannte Abbé Cotin; 34 Abbés und Prioren, 4 Canonici, 1 Curé und 1 Erzdiakonus. Im Ganzen zählt man 154 geistliche Mitglieder, was ein wenig mehr ausmacht als die Hälfte der gesammten Anzahl. Allerdings gibt es unter der ganzen Menge hervorragende Notabilitäten, aber es findet sich unter den ersten Gentilshommes der Kammer, unter den Maitres d'hôtel du roi, unter den Marschällen und selbst unter den 28 Ministern, welche die Ehre genossen haben, die mit Palmen gezierte Uniform tragen zu dürfen, mancher Mann, der für die Gegenwart auch nicht die allergeringste Bedeutung hat und dessen Leben man in den bekannten Worten zusammenfassen könnte: „Er lebte, nahm ein Weib und starb.“ Es gereicht überdies der Akademie nicht gerade zum Ruhme, daß, besonders während des 17. Jahrhunderts, auf der Liste der Akademiker Männer fehlen, deren literarischer Ruf unvergänglich ist und die nicht wenig zum Glanze der Akademie würden beigetragen haben. Wir erwähnen von Solchen, die nicht der Aufnahme gewürdigt wurden, nur: Rotrou (gest. 1650), Molière, Regnard und Baron; Descartes, Gassendi, Fermat, Malebranche und Pascal; Arnauld, Nicole und Larochefoucauld, Verf. der „Maximes“; Maynard, Lafare, Chaulieu und J. B. Rousseau; den Cardinal Retz, Mascaron, Moréri, Bayle, Gilles-Mesnage, den bekannten Etymologisten, den Herzog von Saint-Simon, Lesage, den unsterblichen Verfasser von „Gil Blas“, den berühmten Grammatiker Lancelot, und noch eine lange Reihe. Der Ruf dieser und vieler ähnlicher Männer stützt sich auf literarische Leistungen, welche der Vergänglichkeit Trotz bieten, während Leute, die in literarischer Beziehung völlige Nullen waren, auf der akademischen Liste figuriren. Nicht selten siegten sogar bei Bewerbungen solche Personen, die nur von ihrer Stellung und ihren äußern Verhältnissen emporgehoben und getragen wurden, über Männer, deren Ruhm wie ein glänzender Stern bis in die fernste Nachwelt hineinleuchten wird. So wurde z. B. der Präsident Salomon, nach dessen wissenschaftlicher und literarischer Berechtigung man vergeblich forschen würde, dem Verf. des „Cid“ vorgezogen. Corneille's Bewerbungen wurden, ungeachtet der unsterbliche Dichter bereits mit seinen glänzendsten Werken hervorgetreten war, noch bei einer zweiten Bewerbung zurückgewiesen, und er würde auch zum dritten Male an die Pforte der Akademie vergebens angepocht haben, wenn nicht Ballesdens, der auf dem Punkte stand, mit Übergehung Corneille's gewählt zu werden, den glücklichen Einfall, der ihm mehr Ruhm sichert als seine eigenen Leistungen, gehabt hätte, an die Akademie zu schreiben, um dieselbe zu bitten, daß man seinem berühmten Mitbewerber den Vorrang einräumen möge. 30.

Literarische Notiz aus England.

Memoiren über die Regierung Georg's III.

Durch das Erscheinen der „Memoirs of the reign of King George III. By *Horace Walpole*. Now first published from the original manuscript; edited with notes by Sir *Dennis le Marchant*“ (2 Bde.) ist wieder die Quellenliteratur der Geschichte jener für die innere Entwickelung Englands so bedeutungsvollen Zeit um ein höchst wichtiges Werk bereichert worden. Horace Walpole stand bekanntlich durch seine zahlreichen Verbindungen den Parteien sehr nahe, welche längere Zeit die geheimen Springfedern der Staatsgeschäfte in Händen hatten, oder welche durch ihr Auftreten im Parlamente einen Einfluß darauf ausübten. Der durchdringende Blick, welcher das Urtheil dieses Mannes auszeichnet, wird in dieser Arbeit auch nicht durch die Befangenheit getrübt, welche in seinen Memoiren über die Regierung Georg's II. dadurch erzeugt wurde, daß er darin die Politik seines Vaters, Robert Walpole's, ins günstigste Licht zu stellen suchte. Die beiden erschienenen Bände behandeln die ersten sieben Jahre der Regierung Georg's III., in welchen der junge zum Thron gelangte Fürst sich bemühte, das Joch der Whigpartei abzuwerfen, welche beinahe ohne Ausnahme seit dem Tode der Königin Anna sich am Ruder befunden hatte. Die heftigen Parlamentskämpfe gegen die Verwaltung Lord Bute's, die Ereignisse, die der Schilderhebung der Nordamerikaner vorhergingen und diese zum Theil veranlaßten, die Verfolgung des Demagogen Wilkes und die nähern Umstände, wie dessen berüchtigte politische Schmähschrift „Essay on women“ Grund zu seiner Verfolgung herlieh, die ersten Anfälle des Irrsinns des Königs und der Charakter seiner Krankheit, des großen Commoners Pitt Erhebung zur Pairschaft und tausend andere mehr oder minder wichtige Ereignisse und Zustände jener Zeit finden in diesem Werke eine oft eigenthümliche und neue, mit scharfen Streiflichtern durchwebene, stets geistreiche Auffassung und Beleuchtung. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 55. —— 24. Februar 1845.

Die hohe Braut. Roman von Heinrich Koenig. Zweite Auflage. Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 54.)

Doch der Verf. darf den damaligen öffentlichen Urtheilen über sein Buch nicht weiter nachgehen: so auf den zehnjährigen Fußstapfen der Kritik die abgewelkten Kränze des Beifalls aufzulesen, möchte sich ein wenig lächerlich ausnehmen, und der Verf. ist weit entfernt, Strohblumen für Immortellen auszugeben. Nur hinsichtlich der durch das Buch fortgesponnenen Reflexionen mag ich mich gern auf die tiefere deutsche Prüfung gegenüber einem französischen Urtheil berufen. Denn auch ein solches erfuhr „Die hohe Braut" („La noble fiancée") schon im Sept. 1833 in der „Revue encyclopédique", herausgegeben von H. Carnot und P. Leroux (Paris). Den Schauplatz und die Epoche findet der Franzose glücklich gewählt und den Roman mit bemerkenswerther Sorgfalt componirt und geschrieben, jedoch die Reflexion zu vorherrschend und die Handlung zu oft durch „conversations plaquées" unterbrochen, wie man es von einem Manne zu erwarten habe, der weniger Dichter sei als vielmehr „esprit positif et pénétré du sentiment des réalités sociales". Wenn dagegen Laube behauptet, „es falle nicht auf und störe nicht, wenn alle die neuen Interessen des neuen Jahrhunderts durchgesprochen, wenn die Freiheit und ihre wohlgearteten und ausgearteten Söhne unter allerlei Farbenwechsel vorübergeführt werden, wenn das kühle, geistige Raisonnement neben das warme Leben tritt", so findet der andere oben angeführte Kritiker die Besprechungen nicht nur nicht aufgelegt, aufgeklebt, plattirt (plaquées), sondern erklärt sie sogar für einen Theil des historischen Bodens, als Geschichte der Ansichten, der Meinungsumwälzungen, worauf der besprochene Roman sich bewege und seine wesentlichsten Gestalten entwickeln läßt. „Diese Seite des Romans", sagt jener Kritiker, „ist in der That vortrefflich ausgeführt; in den vielfach eingestreuten Reden und Gesprächen lassen sich geistreiche und durchdachte Auffassungen der Zeitbewegungen vernehmen; nicht minder werden sie in den vorgeführten Verhältnissen und Conflicten, die dem unmittelbaren Romanstoff angehören, oft kühn gezeichnet, selbst hier und dort mit Energie ironisirt."

Es war hiernach also dem Franzosen entgangen, wie die Reflexionen des Romans gerade dessen geistigen Boden bilden, und wie sie aus der jedesmaligen Situation und Begebenheit, aus der Wurzel der „reichen Erfindung", die er der „Hohen Braut" zugesteht, mit herausgewachsen. Überhaupt aber werden die fremden Nationen der deutschen poetischen Eigenthümlichkeit selten gerecht. Wir sind nun einmal ein beschauliches Volk; all unsere Poesie, selbst die lyrische, in der wir noch am eigenthümlichsten und stärksten sind, ist mit einem Zusatze von Philosophie verschmolzen. Wir sind ein Volk von hoher Abkunft, und bekommen, gerade wenn uns am wohlsten ist, ein Schweizerheimweh nach dem Höchsten. Durch alle Tiefen des Herzens, durch alle Anschauungen der Welt tasten wir nach dem ewigen Grunde des Daseins. Goethe sagt, der rohe Mensch wolle nur immer etwas sehen, der Gebildete suche schöne Gefühle zu haben, und nur der ganz Gebildete erfreue sich am Denken. Messen wir denn hiernach unsern nationalen Geschmack!

Leider! hat aber dies deutsche Naturell auch wieder andere Eigenthümlichkeiten, auf die ich mich zu Gunsten meines Romans nicht berufen darf. In jedem andern Lande würde ein Aufsehen, wie dies Buch damals machte, für den Verf. von bedeutendern Folgen und Vortheilen gewesen sein. Bei uns gehört es aber noch lange nicht, wie in England, zum guten Tone, besprochene Schriften auf unsern Tischen zu haben. Es dauerte zehn Jahre, ehe die mäßige Auflage der „Hohen Braut" vergriffen war. Unsere vornehmsten Leute und die geputzten Frauen der Banquiers schämen sich nicht, das empfohlenste Buch aus der Leihbibliothek holen zu lassen. Sie warten es ab, wenn es nicht zu Hause ist, und waschen sich die Hände, wenn sie den Schmuzband weglegen. Und gerade ein gutes Buch ist sogar für die wenigsten Leihbibliotheken da. Zu Fulda, einer hessischen Provinzialstadt, wo der Verf. der „Hohen Braut" geboren ist und derzeit wieder leben muß, ist weder dies noch eins seiner übrigen Bücher in der Leihbibliothek zu finden. Denn ein katholischer Geistlicher, ein Dompfründner, ist Censor der anzuschaffenden Bücher, und fragt von Zeit zu Zeit beim Leihbibliothekar mit sanfter Drohung: Sie schaffen doch nichts von Herrn Koenig

an? Und der Leihbibliothekar versetzt darauf einträchtiglich: Ich schaffe nichts von Herrn Koenig an!

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!

Schiller.

Als nun aber doch eine zweite Auflage des Buchs nöthig geworden war, hatte der Verf. mit sich einig zu werden, wie tief die verbessernde, ein poetisches Kunstwerk versuchende Feder in das Leben des Buchs eingreifen dürfe. Aber gerade Das war es: — ein Leben galt es, das im Verkehre mit der Welt unzählbare Herzen bewegt und eine Geschichte hinter sich hatte. Kann und darf man ein solches Leben zerstören, um es zu verbessern? Und wer durfte das versuchen? Der Verfasser? Aber der war ja der Alte vor zehn Jahren nicht mehr! Er hatte kein Recht und keine Geschicklichkeit mehr zu einer solchen Umgestaltung durch Auflösung. Und je lebhafter er sich jener Zeit erinnerte mit all ihrem und seinem eigenen Dichten und Trachten, desto gerührter mußte er in seinem Buche den vertrautesten und unwandelbarsten Zeugen jenes schönen Zeit- und Lebensabschnitts anerkennen.

Bei alledem blieb noch Einiges an dem Buche zu thun übrig. Der Stil vertrug, ja verlangte hier und dort eine frische Feile; manches Bild mußte verschönert oder vom Schielen operirt werden; manche Ausführung war überflüssig, öfter noch blieb zur Verdeutlichung oder Ausmalung Einiges einzuschalten; die Zeichnung der Charaktere gewann hier und da durch einen scharfen Strich oder auch durch Verwischen eines schiefen Zuges, ebenso die Entwickelung der Begebenheiten durch ein mehr hervorgehobenes Motiv oder durch eine eröffnete Perspective. Das Ganze aber erhielt eine neue Eintheilung nach Büchern und Capiteln. Solche Abschnitte hatte der Verf. früher blos als Ruhepunkte oder beim Scenenwechsel gesetzt: jetzt betrachtete er sie mehr als organische Gliederung, als die Gelenke einer großen Geschichte nach deren innerer Entwickelung. So erscheint der Roman jetzt in drei Theilen und in sieben statt fünf Büchern, theilweise mit andern Capitelabschnitten.

„Die hohe Braut", an Sinn und Seele die alte, hat blos an ihren Gewändern — Schnitt verändert, eingenäht, ausgebügelt. Sie will aufs neue gefallen, scheint es, und warum soll sie es nicht bekennen? Wenn zu gleicher Zeit ihre jüngste Schwester „Veronika" auf erste Eroberung aushüpft, so schreitet sie, im Selbstgefühl ihrer ältern Eindrücke, gemessener einher.

So geh' denn hin, meine Tochter, und grüße die alten Gönner, und suche dir einige neue Freunde zu gewinnen! Aber liebäugle nicht, weil du älter geworden, mit geringern Leuten. Frage nicht nach der Anzahl deiner Freunde, sondern achte nur darauf, — immer die besten zu haben!

H. Koenig.

Geschichtsbilder. Ein Handbuch zur Belebung des geographischen Unterrichts und für Gebildete überhaupt; zunächst als Erklärung zum Schulatlas der neuern Erdkunde von Karl Vogel. Leipzig, Hinrichs. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieses Werk schließt sich wie Fortsetzung und Beschluß unmittelbar an die vor drei Jahren erschienenen „Naturbilder"*) des Verfassers an. Beide unterstützen und ergänzen einander zu demselben Zwecke: sie wollen die Randzeichnungen des „Schulatlas der neuern Erdkunde" in Worten ausmalen. Sie suchen dem geographischen Unterrichte sowol für die Schule wie für jeden gebildeten Denker eine naturgetreue interessante Seite abzugewinnen. Die neue, so vollendet emporgehobene Wissenschaftlichkeit der Erdkunde wollen sie einführen helfen in das gebildete große Publicum, in die Schulen. Sie gehen von dem so lange vernachlässigten Princip aus, daß die Erdkunde belebt werden müsse durch das wirkliche Leben auf Erden. Und, je nachdem dieses Leben und Wirken der Gesammtnatur oder dem Menschen allein angehört, verfolgt jedes von ihnen einen gesonderten Hauptpfad zum vorgesteckten schönen Ziele. Redet daher das Eine vorzugsweise da, wo sich das Leben auf Erden noch im Ganzen, noch mit Einschluß des Menschen zeigt, so nimmt das Andere da das Wort, wo der Mensch durch seine Civilisation sich schon über die Natur gestellt hat. Und aus demselben Grunde war der Blick bei den „Naturbildern" vorzugsweise auf die sechs Erdganzen des Atlas gerichtet, während er hier bei den „Geschichtsbildern" auf den noch übrigen neun Blättern ruht, welche sich auf die wichtigsten Landestheile Europas allein beziehen. Das ins Auge gefaßte Leben auf Erden gestaltet sich hier zu Erlebnissen und Großthaten der Völker und Menschen, zu dem historischen Grund und Boden auf Erden.

Hat nun die günstige, die außerordentlich günstige Aufnahme der „Naturbilder" einen ebenso überzeugenden als laut redenden Beweis abgegeben, daß in diesen anmuthigen Bildern ein stark gefühltes Bedürfniß richtig erkannt, daß sich in ihnen Kraft und Geschick zum Handeln bewährt hat, und zwar zu einer Zeit, wo die Gelegenheit zur entschiedenen That geboten war, so kann es nicht fehlen, man wird auch auf das Erscheinen dieser „Geschichtsbilder" mit zuversichtlicher Gunst die Aufmerksamkeit richten. Prüfen wird man, recht vielfach und scharf prüfen, ob dieses neue Werk seinem ältern, vom Schicksal hochbegünstigten Bruder auch mit würdevollem Rechte zur Seite gesetzt werden dürfe, und sein Geschick würde sicher kein günstiges sein, sobald es nicht ganz vollkommen im Stande wäre, diese vorgefaßten guten Erwartungen in Erfüllung zu bringen. Ref. hat seine Sonde nun auch nicht ruhen lassen, er hat streng geprüft, aber je tiefer er dem Werke ins Herz hineindrang, um so größer wuchs seine Liebe zu ihm. Jetzt ist dem Ref. das Buch ein ganzer Liebling geworden, gerade so, wie es sein liebenswürdiger Bruder, „Die Naturbilder", schon lange war. Man kann diesen „Geschichtsbildern" mit der sichersten Wahrscheinlichkeit ein sehr glückliches Prognostikon stellen. Sie werden wie ihre Vorgänger zum Liebling des gebildeten Publicums werden und vielleicht selbst einen umfassendern Beifall einernten, da das Interesse der Leser für Weltgeschichte noch lebhafter und allgemeiner ist als das für Naturgeschichte. Auch geht es aus dem vorliegenden Werke klar und deutlich hervor, daß das Glück der Anerkennung, welches den „Naturbildern" in so reichem Maße zu Theil geworden, des Verf. Feder noch mehr gestählt und zur schönsten That begeistert und gekräftigt hat.

Die verschiedenen Unterrichtszweige auf Schulen haben sich in den Händen der Fachlehrer so vereinzelt herausgestellt, so isolirt in ihrer Abgeschlossenheit sich geltend zu machen gewußt, daß man heutzutage wahrlich nicht wenig Ursache hat,

*) Vgl. hierüber Nr. 3[illegible] d. Bl. f. [illegible]. D. Red.

um die ursprünglich erzielte Einheit und Harmonie der geistigen Ausbildung unserer Jugend in großer Sorge zu sein. Damit soll aber auf keinen Fall in Abrede gestellt werden, daß unsere Schulen jetzt wirklich hoch stehen, daß fast ohne Ausnahme die einzelnen Disciplinen tüchtig gelehrt und naturgemäß gelernt werden. Nein, wir wollen nur darauf aufmerksam machen, daß man bei so vortrefflich geglückter Hebung des Einzelnen die Vereinigung zu einem innigen Ganzen nicht streng genug im Auge behalten habe, daß die Nothwendigkeit zu einer gegenseitigen Unterstützung und Durchdringung aller Lehrgegenstände nicht scharf genug als Grundbedingung beherzigt worden sei. Der Sinn für Vereinigung aller geistigen Bildungszweige liegt jetzt noch im Schlafe. Man entwickelte und benutzte bisher nur einzelne Kräfte in dem Einzelnen und bedachte nicht, daß die Gesammtkraft des Ganzen der höchste Zweck, und daß derselbe ohne Einigkeit kaum zu denken, viel weniger zu erreichen ist. Das ist ein Übelstand von stark drückendem Gewichte, der den so herrlich aufblühenden Ruf unserer heutigen Pädagogik wieder herabzudrängen droht. Man kann daher den Männern, welche eben jetzt, wo es so hohe Noth thut, bestrebt sind, die sociale Eintracht aller verwandten Lehrzweige auf Schulen zu begründen, nicht genug Anerkennung und Unterstützung zu Theil werden lassen.

Kein Lehrzweig auf Schulen paßt nun aber so trefflich zu dieser Einigung wie die Erdkunde. Das hat Herbart, der große philosophische Denker, der noch lange nicht hoch genug geschätzte Pädagog, zuerst ins klare Licht gestellt; das hat der gefeierte Ritter, der geniale Schöpfer unserer jetzigen wissenschaftlichen Erdkunde, mit Wort und That bekräftigt. Und die Werke unsers Verf. haben alle die Tendenz, die Bildung der Jugend durch Einigung der Lehrgegenstände zu vereinfachen und zu einem brauchbaren Ganzen zu verweben. Sie wollen zunächst die Natur- und Weltgeschichte mit in den Kreis des rein erdkundlichen Unterrichts hineinziehen. Und passen in dieser Hinsicht die frühern geographischen Werke des Verf. genau zum Handgebrauche für die Jugend, so zeichnen sich die „Naturbilder" und „Geschichtsbilder" gerade dadurch aus, daß sie dem strebsamen, für sein Fach begeisterten Schulmanne sowie dem für wahre Wissenschaftlichkeit empfänglichen Gebildeten überhaupt eine sehr gediegene Stütze, ein wirksames Mittel zur Förderung und Hebung der geistigen Entwickelung abgeben können.

Doch so richtig auch den meisten Pädagogen diese innige Verbindung der reinen Erdkunde mit Natur- und Völkerkunde scheinen mag, so nothwendig und erfreulich diese Vereinigung der Unterrichtszweige für Haltbarkeit und praktische Brauchbarkeit der Jugendbildung auch in der That ist, so fehlt es aber auf der entgegengesetzten Seite nicht an Männern, welche ihre Stimme ablehnend dagegen erheben. Wären dies Leute, denen das Neue blos der Neuheit wegen oder aus gar zu tief eingewurzelter Anhänglichkeit am gemächlichen alten Schlendrian nicht gefiele, so möchte es sich wol kaum der Mühe verlohnen, auf ihren Einwurf zu hören. Solche reine Gewohnheitsmenschen auf dem Felde der Pädagogik überläßt man am besten sich selbst. Sie lassen sich entweder gar nicht bekehren, oder ihre Bekehrung ist nicht ehrlich gemeint, und in diesem Sinne ist sie für das Gelingen der guten Sache viel nachtheiliger wie das alte Fortwirken im alten Gleis. Aber es gibt noch andere, Achtung gebietende Anhänger des alten Systems, welche bei dem neu hinzugebrachten natur- und welthistorischen Unterstützungsmittel der Geographie auf Schulen sehr bedenklich den Kopf schütteln. Sie befürchten ein Überladen dieses Unterrichts mit zu vielen fremden Elementen. Und noch Andere sind der Meinung, daß bei einer solchen Zusammenziehung der bisher getrennt gehaltenen drei Wissenschaften ihnen die erfoderliche Berücksichtigung nicht zu Theil werden könnte. Ein Lehrer, der Erdkunde, Natur- und Weltgeschichte in eine einzige Lection zusammendrängen wollte, sagen sie, übernähme auf einmal zu viel und leiste in dem Einzelnen sicher zu wenig. Diese Zweifel verdienen eine vollständige Berücksichtigung, viel vollständiger, wie sie hier gegeben werden kann. Wir nehmen sie daher von unserer Betrachtung hinweg und fügen nur noch ein paar beherzigenswerthe Winke hinzu. Diese Bedenklichkeiten und Zweifel fallen in sich selbst zusammen, sie beruhen auf einer zu voreilig gefaßten, unrichtigen Ansicht, ja man kann recht gut sagen, auf Unkenntniß der Sache selbst. Wenn wir vorhin behauptet haben, daß einem naturgetreuen Unterricht über unsere Erde die Beziehung auf Natur im Allgemeinen und auf den Menschen im Besondern nicht fehlen dürfe, so möchte doch wol eine sehr flüchtige, befangene Logik dazu gehören, aus dieser Behauptung schon folgern zu wollen, daß ein solcher Unterricht überfüllt sei mit zu vielen fremdartigen Stoffen, daß mit ihm beabsichtigt werde, eine besondere Lection für das Naturfach und eine zweite für die Geschichte überflüssig zu machen. Nach dieser Art zu schließen, könnte man z. B. dem lobenswerthen Vorschlage, bei allen schriftlichen Arbeiten der Schuljugend auf eine saubere und schöne Handschrift zu halten, die Absicht andichten, daß besondere Unterrichtsstunden im Schönschreiben nicht mehr zugelassen werden sollten, als sei dieser durch jene Einrichtung überflüssig gemacht. Wer möchte es hier aber in Zweifel stellen, daß durch eine so vernünftige Anordnung der Schreibunterricht auf Schulen sowol an Beachtung, als an Sicherheit und Brauchbarkeit fürs Leben gewinne? Und warum sollten wir bei einem mit Natur- und Weltgeschichte eng verbundenen Unterrichte der Erdkunde uns nicht ebenfalls überzeugt halten können, daß auch durch diese beständige Verbindung der besondere Unterricht für Natur- und Weltgeschichte an Beachtung, an Sicherheit und Brauchbarkeit fürs Leben gewinne? Ohne eine zuverlässige geographische Grundlage werden Natur- und Weltgeschichte schwankende, gehalt- und werthlose Dichtungen, sowie umgekehrt der Erdkunde alles Leben, alle Wahrheit und Wirklichkeit genommen werden würde, wenn sie sich von jenen beiden Bundesgefährtinnen mit Gewalt und auf immer trennen sollte. Wie kann man in der Vereinigung dieser drei im wirklichen Leben immer gemeinschaftlich auftretenden Grundlagen des menschlichen Wissens etwas Unwesentliches, Fremdartiges finden wollen! Daß man bei einer von der Natur so klar und bestimmt vorgezeichneten Methode nur noch Bedenken tragen kann, sie gutzuheißen und anzuwenden! Man sollte doch nicht vergessen, daß die Trennung der genannten drei Fächer rein nur aus äußerer Rücksicht auf das beschränkte Fassungsvermögen des Kindes für rathsam gehalten werden kann, daß es aber Pflicht sei, diese Trennung wieder aufzuheben, wo eine geistig schon gereifte Jugend vorauszusetzen ist, wo es auf ein letztes Handanlegen der Schulbildung, auf ein Tüchtigmachen der Jugend für freie Selbständigkeit im Denken und im wirklichen Leben außerhalb der Schule ankommt. Für Alle, welche wie Ref. der genannten Einigung nicht allein nicht abgeneigt, sondern damit wahrhaft befreundet sind, welche in den „Naturbildern" einen sichern Gewinn für die Förderung und Belebung einer naturgetreuen Erdkunde erkannt haben — für Diese sind die „Geschichtsbilder" geschrieben, und nur Diesen erwächst daraus ein reiner Gewinn für ihre geistige Ausbildung.

Die „Geschichtsbilder" gehören also den rührigen Männern der gehobenen Schule. Diese werden sich mit dem darin gegebenen und verarbeiteten Stoffe gar bald befreunden. Ihnen wird das Buch nicht weniger wie die ganze Veredelung der Jugend warm am Herzen liegen. Enthält es doch die edelsten Momente der Geschichte in einem würdig schönen Gewande, gerade wie sie die unverdorbene, geistig gereifte Jugend so gern in der feurig begeisterten Brust bewahrt, gerade wie sie die treuen Freunde einer ungekünstelten, wahrhaft edeln Bildung ihren jugendlichen Freunden am liebsten darbringen. Es führt seine Leser zu den größten Meistern der Geschichte, zu den geachtetsten, treuesten Freunden des Volks, zu den gewandtesten, kräftigsten Rednern. Auf der einen Seite be-

wundern wir die Richtigkeit, Genauigkeit, den Gehalt und Glanz der Zeichnungen eines Raumer, Gibbon, Ranke, Schlosser, Menzel, Rotteck, Dahlmann; auf einer andern ergötzen wir uns an der kraftvollen Frische und kernigen Gediegenheit der Gemälde eines Arndt; und wieder auf einer andern werden wir mächtig angezogen und gefesselt von der poetischen Fülle und gehaltvollen Tiefe der Werke eines Mendelssohn, Zschokke, Leo, Passavant. Mit den gediegensten Meisterwerken dieser und noch vieler andern gleichgeachteten Männer von europäischem Rufe schmückt das Buch seine historischen Hallen, verherrlicht es die Ehrentempel aller Länder Europas. Von allen Edeln und Großen auf den Thronen und im Volke, von den Fürsten, Helden und Staatsmännern, von den Dichtern, Philosophen und Gelehrten, von den Entdeckern, Erfindern, Kaufleuten und Menschenfreunden liefert es Portraits und verbindet diese mit irgend einer historisch wichtigen hochherzigen That. Das ganze Buch ist eine mit Geist und Geschmack gesammelte und geordnete Mappe von wahrhaft schönen Gemälden, in denen das ewig Bleibende, das Edle, Gute und Schöne der Völker und Menschen auf Erden treu nach dem Leben gezeichnet und mit den begeistertsten Wortfarben frisch und lebenskräftig ausgemalt ist. Daß der Verf. dabei auch auf die Stimmen der Dichter ein lauschendes Ohr gerichtet, das hat seiner Farbenpracht den poetischen Schmelz, den erhabenen Schwung gegeben.

Wie oben schon angedeutet, darf man indeß nicht der Meinung sein, als besitze das Buch nur Werth für die Schule. Dadurch würde man der viel umfassendern Anlage des Werks stark zu nahe treten. Es ist allerdings den denkenden Lehrern und Erziehern der Jugend ganz vorzugsweise gewidmet und ihrer sorgfältigsten Beherzigung zu empfehlen, aber es besitzt dabei auch noch so allgemein interessante Seiten, daß es sich der beifälligen Aufnahme in dem großen Kreise der Gebildeten überhaupt fest versichert halten kann. Einmal beruht sein ganzer Inhalt auf der durch den großen Ritter ins Leben gerufenen wahren Wissenschaftlichkeit der neuesten Erdkunde. Das gewinnt Viele, besonders wenn wie hier die Sphäre der Darstellung nicht blos auf Gelehrte beschränkt ist, sondern sich auf gebildete Denker überhaupt ausdehnt. Und dann ist der ganze Geist des Buchs so ehrenwerth deutsch, die Sprache so vollendet, klar und kräftig, so sittlich edel und schön, daß das Werk, auch von dieser patriotisch, moralisch und ästhetisch bildenden Seite betrachtet, ein sehr beachtenswerthes ist und allgemeine Auszeichnung verdient. Daneben ist das Buch, wie alle literarischen Bestrebungen des Verf., auf einem höchst verständig cultivirten Boden der Erfahrung gezogen. Daher wird Alles, was dasselbe von der historischen Grundlage des geographischen Unterrichts enthält, für jeden Gebildeten anziehend und belehrend. Seine Anlage und Durchführung ist wohlberechnet wissenschaftlich und übersichtlich plan, dabei hütet es sich aber, diese Vorzüge äußerlich zur Schau zu stellen. Wozu auch das Prunken mit der feinen Zergliederungskunst, wo das Zergliedern nicht Zweck ist? Genug, daß diese anatomischen Haltpunkte für Solche nicht fehlen, denen es ein besonderes Vergnügen gewährt, danach zu forschen.

Wir wollen nun auch den Inhalt des Buchs ganz allein betrachtet etwas näher zu bezeichnen suchen. Das Ganze zerfällt in neun Abschnitte, oder, wenn wir im Sinne des Verf. uns eine Gemäldegalerie darunter vorstellen, in neun Bildersäle. Die Überschriften hiervon sind: 1) Die Staaten des Deutschen Bundes, 2) Frankreich, 3) Großbritannien und Irland, 4) Die Niederlande und Holland, 5) Skandinavien, 6) Rußland, 7) Die pyrenäische Halbinsel, 8) Italien, 9) Die Balkan-Halbinsel. Am Eingange eines jeden Saals sind allgemein geographische und ethnographische Bilder des betreffenden Landes angebracht, diese dienen zur Einleitung und Vorbereitung für die darauf folgenden allgemeinen und besondern historischen Werke, welche den jedesmaligen Hauptinhalt des Raums ausmachen. Die Kartenzeichnungen des bekannten Atlas unsers Verf. haben zu dieser Einrichtung die erste Veranlassung gegeben, sie bilden die Skizzen, die ersten Entwürfe zu den „Naturbildern" und „Geschichtsbildern". Der Atlas enthält nun 15 Karten, und die „Naturbilder" und „Geschichtsbilder" enthalten auch 15 Bildersäle; daher ist es ganz natürlich, anzunehmen, daß jeder Saal sich auf den natur- und welthistorischen Rahmen je einer Karte beziehe. Diese Annahme trifft auch bei den ersten acht Karten vollkommen zu, will sich aber bei den übrigen sieben nicht ganz genau bestätigen. Hier werden die Bilder von Großbritannien und Holland, von Skandinavien und Rußland nicht dem Atlas gemäß in zwei, sondern in vier Zimmer vertheilt. Den Grund davon gibt der Verf. nicht an. Das wäre nun auch nicht nöthig und man würde diese Abweichung sogar als eine sehr zweckmäßige Verbesserung angesehen haben, sobald dies nur nicht auf Kosten zweier ganzer Bildersäle geschehen wäre. Die Bilder der östreichischen und der preußischen Monarchie, auf deren ausführliche Besprechung in den „Staaten des Deutschen Bundes" mehrmals hingewiesen ist (S. 56, 83), haben so den Platz zum Aufhängen verloren. Das gibt Ref. die Veranlassung, zu vermuthen, daß der Verf. seinen „Geschichtsbildern" noch einen Anhang zugedacht habe, in dem die geographischen, ethnographischen und historischen Hauptmomente der genannten beiden Staaten und vielleicht auch noch des Königreichs Sachsen und der Schweiz ausgemalt werden. Allerdings ist von diesen Ländern schon in den „Staaten des Deutschen Bundes" die Rede, indeß war doch hier der Stoff so gewaltig groß, daß ein specielles Eingehen in die genannten einzelnen Länder rein unmöglich fiel. Der Wunsch nach diesem Beschlusse des Ganzen wird sicher bald ganz allgemein gefühlt werden, und der Verf. wird dann gewiß auch nicht säumen, seine so ausgezeichnet treffend malende Feder aufs neue zur Hand zu nehmen. Doch vorläufig wünschen wir dem vorliegenden Werke recht von Herzen eine gute Aufnahme, die es seiner vorzüglichen Eigenschaft wegen im vollsten Sinne des Worts verdient!

D. H. Mirnbaum.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 56. —— 25. Februar 1845.

Die Geschichte der Gesellschaft in ihren neuern Entwickelungen und Problemen. Von Theodor Mundt. Berlin, Simion. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Seit dem dreißigjährigen europäischen Weltfrieden sind während der scheinbaren Windstille von äußern Ereignissen in den Gemüthern und Gedanken der Völker größere Umwälzungen vor sich gegangen und raschere als selbst in den gewaltigen Tagen, da die heutige Ruhe der Staaten errungen ward. Dieser Umschwung, wie er unterstützt ward durch die seitdem hundertfach gemehrten Verbindungsmittel, hat zunächst das günstige Ergebniß gebracht, daß alle großen Aufgaben der Menschheit allgemeiner gefühlt, und daß die Fragen nach ihrer Lösung im Kerne Europas — Deutschland, Frankreich, England — immer gemeinsamer aufgeworfen, gemeinsamer bearbeitet ihren Antworten zugeführt werden. Wenigstens ist nicht zu leugnen, daß die Anzahl Derer, welche für jene Hauptaufgaben der Menschheit Theilnahme zeigen, sich ins Tausendfache vergrößert hat. Wenn diese Vervielfältigung auch die Gefahr dilettantischer Verflachung in sich birgt, so ist auf der andern Seite der Gewinn nicht zu verkennen, der aus dem Umstande erwächst, daß die gewaltigsten politischen und sittlichen, selbst religiösen und philosophischen Fragen allmälig ans Tageslicht der Welt hervorrücken, und daß es immer schwieriger, ja unerlaubter wird, sich jenen Fragen eigenwillig zu entziehen. Natürlich bleibt die letzte Entscheidung sowie das wahrhafte Durcharbeiten und Wegräumen jener Fragen doch immer wie vor Alters den wahrhaft Berufenen allein vorbehalten. Aber auch den unberufenen Mitsängern in dem großen Chore der Zeit ist ihre Stimme zu gönnen, indem sie berufen sind, was Andere tiefsinnig schaffen, durch ihre Einstimmung zu verstärken, zu erfüllen oder zu verschönern.

Mit solchen Einleitungsgedanken nahm ich — ich gestehe es, nicht ohne Vorurtheil — das obige Werk des geistvoll gewandten Verf. zur Hand, der uns vom Anfange seiner Laufbahn durch die Verschiedenheit seiner Leistungen in Erstaunen gesetzt hat. Von der poetischen Richtung der ersten Jugendtage, die sich in Novellen und romantischen Erzählungen Luft machte, wandte er sich bald unverhüllter den Tendenzen zu, die schon in den frühesten Werken durchschimmerten. Kritik und Polemik führten ihn auf den Seitenpfad, der unerwartet genug in das didaktische Feld ausmündete, wo er eine der besten Früchte seiner Studien erntete: „Die Kunst der deutschen Prosa" (1837). Durch diese Arbeiten gestärkt wandte sich sein Geist dem eigentlich wissenschaftlichen Streben lebhafter zu, um auch hier den Ruhm des gewandten Arbeiters zu bestätigen, während ihm der schöpferische versagt blieb, der sich nur in spröder Einseitigkeit, leidenschaftlicher Versenktheit, aufopfernder Liebe erwerben läßt. Ich habe mich oft gefragt, welches denn nur der wahre Mittelpunkt dieses räthselhaften Proteus sei, der in deutscher Sprache, Poesie, Politik, Philosophie, Kritik, Socialismus, Pauperismus u. s. w. abwechselnd nicht verächtliche Studien gemacht? Zwar hört man dieselbe Stimme, nur veredelter oder bewußter, in den spätesten Werken wie in den frühesten. Aber welches endlich seine Lebensaufgabe sei, wo sein Herz und Gemüth eigentlich zu Hause — dies zu entscheiden geben alle seine Werke zusammengenommen keinen redlichen Aufschluß. Man wende nicht ein, daß dieselbe Erscheinung an Goethe, Schiller u. A. auch vorzukommen scheine. Klingt doch selbst in der strengen Form der „Farbenlehre" immer die bekannte Weise des reinschauenden, des bildschaffenden, des natursittlichen Dichters durch, und nicht minder ist in allen philosophicis und historicis unsers Schiller die Stimme des unmuthigen Titanen, des Zärtlichsittlichen, des mannhaft Ringenden zu erkennen, dessen Gemüth von den „Räubern" bis zum „Tell" specifisch nicht verändert ward. Solcher kraftvolle Mittelpunkt des Lebens scheint mir bei den Chorführern unserer jüngsten Literatur zu fehlen. Und hiermit ist, was den buchlichen oder künstlerischen Charakter auch dieses Buchs betrifft, der wesentlichste Theil seiner Vorzüge und Schwächen ausgesprochen.

Denn wir müssen diesmal, der gewöhnlichen kritischen Sitte zuwider, mit der Person des Autors anfangen, da an einem gegebenen, oft behandelten und ziemlich bekannten Gegenstande das Interesse fast schon erschöpft und das Hauptaugenmerk der deutschen Lesewelt weit mehr auf die geistreiche Form gerichtet sein wird als auf den bis zur Ermüdung durchgesprochenen Inhalt. Damit ist nicht gesagt, daß uns dieser letztere an sich minder wichtig schiene als die literarische Erschei-

nung aus der Feder eines der gewandtesten Salonschriftsteller. Nur dies wollen wir damit andeuten, daß in diesem Buche Alles uns auffodert, die eigenthümliche Form zu betrachten, die jenem Inhalte subjectiv gegeben ist. Denn daß jene gewichtigen Ideen, die man unter dem Namen Socialfragen zusammenzufassen pflegt, noch lange nicht erschöpft, kaum noch deutlich und bestimmt gestellt sind, weiß jeder Gebildete, der der neuesten Literatur mit Bewußtsein folgt; daß aber Mundt's Darstellung derselben für die letzte Entscheidung wenig Förderung bringt, und daß es eben nur die Darstellung ist, welche uns hier vorübergehend in Anspruch nimmt, wird sich im Folgenden erweisen.

Wir gehen über den etwas räthselhaften, fast unfaßlichen Titel hinweg und wenden uns zum nächsten Blatte, welches glücklicherweise nicht eine Vorrede, sondern den Index bietet. Daß die Vorrede fehlt, scheint mir um so mehr lobend hervorzuheben, weil noch ganz kürzlich ein renommirter Recensent, vom weichen Schlendrian gründlich umsponnen, solche Weglassung geradezu eine Unart nannte. Die Übersicht des Inhalts gibt in 35 Abschnitten die Hauptpunkte, bei deren Aufeinanderfolge ein scharfer Zusammenhang, eine deutliche Gliederung vermißt wird. Es sind folgende:

1) Das Glück, die Freiheit und die Arbeit. 2) Die Idee der christlichen Freiheit. 3) Verhältniß von Welt und Geist im Christenthume. 4) Das romantische Mittelalter. 5) Der christliche Geist und die Natur. 6) Kampf zwischen Geist und Welt. 7) Epoche der Weltlichkeit bei den Völkern. 8) Der dritte Stand in der deutschen Reformation. 9) Der Adel, die Wissenschaft und die Freiheit in Deutschland. 10) Die ersten socialen Bewegungen des Handwerkerstandes. 11) Communismus der Wiedertäufer. 12) Bauer, Feudalsystem. 13) Deutsche Reformation. Französische Revolution. 14) Französischer Atheismus. 15) Friedrich der Große und der französische Atheismus. 16) Der dritte Stand in Frankreich. 17) Proletarier. 18) Sittliche Bedeutung der antiken Sklaverei. 19) Idee der Gleichheit. 20) Gleichheitsprincip, Eigenthum, Communismus. 21) Geld als Maßstab politischer Rechte. 22) Babeuf. 23) Neuere Entwickelung des Communismus. 24) Deutscher Communismus. 25) St.-Simon. 26) Socialismus. 27) Utopismus. 28) Deutscher und französischer Socialismus. 29) St.-Simonismus. 30) Organisation der Arbeit. 31) Emancipation der Frau. 32) Fourier. 33) 34) Englischer, französischer, deutscher Socialismus. 35) Schluß.

Wenn in dieser ziemlich bunten Aufeinanderfolge ein bestimmter Plan erkannt werden soll, so muß der Leser viel Eigenes hinzubringen, um nicht den Faden zu verlieren. Vielleicht liegt folgende Skizze zum Grunde: Allgemeine einleitende Betrachtungen 1—3; Übergang 4—7; dritter Stand (Socialismus), Proletarier 8—1 ; (Sklaverei, Freiheit und Gleichheit) Bestrebungen zur Herstellung der Gesellschaft 18—34. Aber selbst diese bewußte Folgerichtigkeit vorausgesetzt, so fehlt noch viel, daß jedes Zweite aus dem Vorangehenden wirklich folge, ja manche Capitel scheinen aus einem ganz fremden Gebiete wie zufällig hierher gerathen. So Capitel 14, 15, welche mindestens entbehrlich sind oder doch nicht mehr Recht haben, hier zu erscheinen, als etwa der Pietismus, der Katholicismus u. s. w. Auch die Cap. 20—24 sind nicht in strenge Entwickelungsfolge gestellt, und das elfte Capitel (Communismus der Wiedertäufer) von jenen fünfen unbequem getrennt. Endlich ist auffallend, daß über St.-Simon und dessen Lehre in zwei voneinander ziemlich entfernten Capiteln (25 und 29) gehandelt wird, und die Zwischensätze dieser beiden (Cap. 26—28) gleichsam selbständige Abhandlungen über Socialismus, Philosophie, Nationalität und Utopismus geben, aus denen der Rückgang zu St.-Simon fast sprungweise geschieht.

So viel von dem architektonischen Grundriß des Gebäudes. Wenn dieser vor den strengen Anfoderungen der Wissenschaft nicht besteht, so kann Das dem Buche anderweit wol zum Vortheil gereichen, indem es seiner Bestimmung gemäß, wie dies auch die Widmung an ein Weib verräth, solcher Strenge gar nicht nachstrebt. Wir könnten uns dabei beruhigen, wenn einmal diese bestimmte Erklärung ausgesprochen wäre, daß man sich ohne weiteres aller Tiefe enthalten und nur ein anmuthiges Gespräch in anmuthiger Gesellschaft halten wolle. Solcher bestimmt ausgesprochenen Absicht folgend haben die Franzosen seit Voltaire manche der höchsten Fragen ins leichtfertigste Gebiet der Geselligkeit eingeschwärzt, und gewiß manches Gute gewirkt, manchmal etwas Gehaltvolleres in die öden Salongeschwätze unvermerkt hineingeworfen, dessen Sonne ebenso unvermerkt zu gehöriger Stunde aufging. Aber hierbei beruhigt sich in Deutschland weder der gebildete Mann noch die gebildete Frau — und, wage ich hinzuzufügen, Th. Mundt selbst muß das Ungenügen fühlen, da sein Büchlein zwischen glänzender Form und Formlosigkeit schwankt, da es deutliche Spuren der Ungeduld, Unruhe und Unreife an sich trägt, und in diesem Punkte z. B. so weit hinter seiner „Kunst der deutschen Prosa" zurücksteht. Wie weit diese unsere Anklage richtig sei, wird sich aus der Erörterung der Hauptbegriffe und der Mundt'schen Auffassung derselben erweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Krieg von Morea in den Jahren 1687 und 1688. Zur Erinnerung an deutsche Thaten, besonders als Beitrag zur hessischen Kriegsgeschichte, bearbeitet von F. Pfister. Mit einem Plane von Negropont. Kassel, Krieger. 1845. Gr. 8. 27 Ngr.

Obgleich das vorliegende Schriftchen nur einen Zweig des großen Kampfes der abendländischen Christenheit zu Ende des 17. Jahrhunderts gegen die Osmanen, und auch hiervon wieder nur ein Bruchstück des von den Venetianern in Morea getragenen Theiles zum Gegenstande hat, so mag dasselbe doch als ein solches bezeichnet werden, von dem Clausewitz sicherlich geurtheilt haben würde, daß sein Studium zur Erforschung des Geistes jener Zeit und des Wesens der damaligen Kriegführung nützlicher als so manches bändereiche Werk erscheine. Der Hr. Verf. hat es nämlich verstanden, mit ebenso viel Scharfsinn als Gediegenheit des Urtheils den Leser schon auf den wenigen Blättern der Einleitung auf einen so übersichtlichen Standpunkt zu versetzen, daß er mit vollkommener Kenntniß der allgemeinen Verhältnisse, der obwaltenden Triebfedern und des Geistes der Zeit zur Kenntnißnahme des Speciellen der Begebenheiten überzugehen vermag: ein Ziel,

was zwar von jedem Geschichte Schreibenden erstrebt, aber — verhältnißmäßig — von nur sehr wenigen erreicht zu werden pflegt. Nicht minder rühmenswerth erweist sich die kernige Gediegenheit seines Stils, und die Pracht, das Leben und das Feuer seiner Bilder und Gleichnisse. Neben dem hierdurch nicht blos dem Kriegsverständigen, sondern überhaupt jedem Gebildeten gebotenen reichen Genusse und vielfacher Belehrung, wird auch noch insbesondere jeder Forscher der Vorzeit Griechenlands dieses Werkchen nicht unbefriedigt aus der Hand legen; denn es gewährt ihm ebenso interessante als wichtige Nachweisungen über die beklagenswerthe gänzliche Auflösung des damals zwar nur noch in einzelnen, aber in noch unverfälschten Bruchstücken fortlebenden hellenischen Volksthums und der vandalisch geübten Zertrümmerung oder Entführung seiner classischen Kunstwerke. Aber auch Der wird Befriedigung finden, wessen Standes er sein mag, dessen Herz sich empört fühlt über Roms immer wieder auflodernde unterjochungssüchtige Bestrebungen. Denn wahrlich, hierin am allerwenigsten verleugnet der Verf. den Karthaunenmeister, und fürwahr, nicht lose knatterndes Tirailleurfeuer ist es, mit welchem er den Felsen Petri angreift, sondern einem stolzen Dreidecker vergleichbar, wie Ermouth gegen die Ungläubigen, also legt sich der Verf. auf Pistolenschußweite an die Burg der Übergläubigen, ihnen mit lautem Donnergruße Lage auf Lage spendend. Leicht möglich, daß ihn darob der Bannstrahl der katholischen Kirche treffe, denn Stellen wie folgende müssen die katholische Priesterherrschaft bis ins Innerste verwunden.

„Jeder Despotismus", sagt nämlich unter Anderm der Verf. S. 7, „haßt die Geschichte, die warnend und schreckend seine Folgen zeigt, und in der Priesterherrschaft vollendet, muß er jedes Licht, jedes andere Leben und Gesetz, das ihn berührt, zur Selbsterhaltung unterdrücken. Nie scheute sich die hierarchische Eroberungsgier, deren Hunger wuchs, je mehr sie verschlang, dem Menschengeschlechte ein Blutbad zu bereiten, und den Befehl Christi im Evangelio: Nöthige sie, hereinzukommen, auf daß mein Haus voll werde, mit Feuer und Schwert, mit geistlichen Janitscharen, mit Geweihten der Inquisition, nicht menschlicher als Pizarro mit seinen Bluthunden, zu erfüllen. Und wenn mit Unthaten aller Art die Eroberung eines türkischen Platzes entweiht wurde, so hört man den heiligen Vater und seine geistlichen Scharen den großen Lobgesang singen über den Untergang ruchloser Mohammeduner, über Unglückliche, die für die theuersten Güter mit männlicher Standhaftigkeit und edler Aufopferung gefochten. Rom stand in Freudenflammen nicht minder wie bei der Rettung Wiens und Ofens Eroberung, als die Aufhebung des Edicts von Nantes ganz Frankreich zerriß; das Te Deum laudamus, das Läuten der Glocken, der Donner der Geschütze ertönte dort nicht freudiger bei den Siegen über den Erbfeind, als über die gleichzeitige Niederwürgung protestantischer Gesinntheiten in England, Ungarn und Polen, über die Vertilgung der Waldenser und die Ketzerverbrennungen in Spanien und Portugal. Die Stadt des großen Pontifex der katholischen Christenheit hatte in diesem Zeitraume einen geistlichen Genuß, der sie für lange Entbehrungen entschädigte, und die Einkerkerung geistreicher Schriftsteller oder die Todesurtheile über sie schmückten den Hochsitz des Statthalters eines liebenden Erlösers, eines Weisen, der für seine Lehren starb. Traurige Denkmäler, widersinnige Zeugnisse einer vermeintlich christlichen Gottesfurcht in fast allen Ländern Europas. Und mitten auf dem Kriegsschauplatze beurkundeten die martervolle Zerfleischung des gefangenen Renegaten zur Rache Christi und zur Ehre Gottes, pfäffische Maskeraden, Wunderthaten durch die Fetische hölzerner Heiligenbilder u. s. w. eine Religion der Zeit, für die der Krieger fechten und sterben sollte, und von der man zwar sagen könnte, auch sie sei ehrwürdig, wenn sie nur dem Gemüthe als Wahrheit galt; aber dem geistlichen Wahnsinne oder dem Misbrauche des Glaubens durch geweihte Betrüger in der Stola entsprachen alle Erscheinungen von Barbarei und Entmenschung, die auch auf der Kriegsbühne dieser bluttriefenden Zeit wie eine Hinterlassenschaft der Henkenbanden des Dreißigjährigen Kriegs hervortraten."

„— — Sklav ist jeder Gefangene; was die christliche Barmherzigkeit ihm darreicht, ist die Kette an der Ruderbank; den Kindern Knechtsdienst, dem Weibe das Bett der Entehrung. Unrühmliche Metzeleien besudeln die Lorbern des Siegers, und sie wagen es, sich auf die Beispiele des «auserwählten Volkes» zu berufen, auf den «königlichen Propheten David, den Mann nach dem Herzen Gottes», der ganze Völkerschaften mit gleich grausamen Martern hinrichten ließ als je ein Sultan einzelne Menschen."

„— — Wo blieben die Verklärungen des Christenthums im werkthätigen Leben, wenn selbst Neapel, das doch in vollen Zügen an den Brüsten der alleinseligmachenden Mutter saugte, ein Paradies genannt wurde, bewohnt von Teufeln; oder wenn der Allerchristlichste König und sein Heer mitten unter frommen Gebeten der Welt ein Schauspiel der Barbarei gaben, von dem der Kaiser klagen mußte, daß bei Heiden und Türken kein gleiches zu finden?"

„— — Die türkischen Paschas waren nicht roher als die kaiserlichen und venetianischen Heerführer, wenn Beide ihre Krieger mit Gold ermunterten, die Köpfe der Feinde auf ihren Lanzen herbeizutragen, oder wie jene deutschen Kaufleute, welche ganze Fässer voll Türkenköpfe (nicht Pfeifenköpfe) auf die leipziger Messe brachten. Der christliche Morlake war ein gleiches Ungeheuer als der islamitische, und der am Stuhle Petri gesäugte Bandit ist dem Himmel vermuthlich kein lieberer Sohn als der räuberische Turkmann, der sich vor einem Derwisch statt vor einem Kapuziner beugt. Das machte den Krieger nicht edler, daß auf seinen Fahnen die Bilder christlicher Heiligen standen, statt des vom Christenthume, der dreifachen Gottheit, verabscheuten Losungsworts des Islam: „Es ist kein Gott als Gott!" — und der Stolz, Soldat von St.-Petrus, St.-Marcus oder von St.-Johannes dem Täufer zu heißen, hätte nie vergessen sollen, wie oft er in bangen Kleinmuth vor dem bloßen Namen der Fahne Mohammed's versunken war."

Aber auch protestantische Zeloten werden vielfache Ursache zu lautem Zeter finden, und einem Lämmleinbruder mag es nur als atheistischer Greuel erscheinen, wenn der Verf. S. 103 in die Worte ausbricht: „Griechenland war längst untergegangen, bevor es eine Beute der Osmanen wurde; das byzantinische Kirchenwesen war es, so das innerste hellenische Volksthum mit seiner Götterweihe und seiner Weisheit und Kunst zerriß; jene anachoretische Zorntheologie, die nicht gekommen war wie eine Göttin der Liebe und des Lichts, sondern als ein graues Gespenst, das seine dunkeln Fittiche ausbreitete über das schöne Land des Lichts; Feindin von Allem, was in der antiken Griechennatur gelebt, was die Menschheit veredelte durch Vaterlandsliebe, Heldenmuth, Weisheit und Schöne" —
hierzu in einer Anmerkung hinzufügend:

„Kaum bedarf es der Hinweisung auf die Greuelthaten und Greuellehren der Anachoreten, oder auf den Ausspruch des heiligen Augustin: daß auch die Tugenden der Heiden nur glänzende Laster seien. Doch erwärmt das Sterben eines Kodrus, Leonidas, Sokrates ewig jedes große Herz, wenn die fanatischen Gestalten hirnkranker Theologen längst in Vergessenheit versunken sind."

Desto wärmer wird der Dank sein, den der Freund der Wahrheit und der Menschheit, vor Allen aber der deutsche Vaterlandsfreund dem Verf. zollen muß; denn wie eine edle Frucht immer köstlicher und labender wird, je näher ihr Fleisch dem Kerne liegt, so auch erweist sich die feurige, stolze Vaterlandsliebe des Verf. als eine immer tiefer empfundene, je specieller er der Theilnahme der deutschen und unter diesen der hessischen Krieger an jenem denkwürdigen Kampfe Erwähnung thut. Diese Liebe zum deutschen Vaterlande aber ist der eigentliche Kern des ganzen Werkchens. Von hier aus gehen alle Betrachtungen als Strahlen aus, und hierdurch hat die Verheißung des Vorworts: daß die Liebe zum

Gesammtvaterlande sich auch in der Bearbeitung deutscher Einzelgeschichten bethätigen könne, die redlichste Erfüllung gewonnen. Sonach wird es auch seine Rechtfertigung finden, wenn die Grenzen der Beurtheilung dieses zwar wenig umfangreichen, aber von den edelsten Motiven ausgehenden und vielfach die belehrendsten und interessantesten Aufschlüsse über eine thaten- und folgenreiche Zeitperiode enthaltenden Werkchens weiter gesteckt wurden als sonst üblich ist, und deshalb wird es auch nicht minder begründet erscheinen, auch noch speciell auf das Einzelne des Inhalts einzugehen, wobei der Ref. Gelegenheit finden wird, durch Äußerung von Tadel zu beurkunden, daß er, wo er lobte, nur dem Triebe aufrichtiger Anerkennung eines Talentes und Verdienstes folgte, das ihm wenigstens als ein ausgezeichnetes erschien. Zu einem Tadel scheint aber eine Stelle der Einleitung gerechten Anlaß zu bieten, obschon solche außerdem in jeder Beziehung sich als ausgezeichnet darstellt, bündig und in der anziehendsten Form darlegt, wie durch den Sieg, den das christliche Heer am 12. Sept. 1683 vor Wien erfochten, ein völliger Umschwung der Verhältnisse herbeigeführt worden sei, und der bisher nur die Abwehr der Osmanen bezweckende Kampf in einen Eroberungskrieg der christlichen Fürsten (den Allerchristlichsten allein ausgenommen) gegen solche verwandelt wurde.

Es muß nämlich ungemein befremden, daß der Verf. diesen Sieg zugleich als einen solchen bezeichnet (S. 5), „wozu der Kaiser mit den allergrößten Opfern die Hülfe Königs Sobieski's von Polen erkauft (?), die starke Tapferkeit der Deutschen die Bahnen gebrochen hätte, während die polnische Reiterei, nachdem sie von der deutschen gerettet, die meisten und leichtesten Lorbern und ihrem Könige (weil der Kaiser, seinen Ehrgeiz zu schonen, abwesend blieb) den unverdienten Ruhm des großmüthigsten Retters von Deutschland erwarb." Daß Sobieski nur mit Unrecht als großmüthigster Retter Deutschlands zu preisen sei (was zu werden sogar nicht einmal in seiner Macht stand), darin hat der Verf. zwar allerdings sehr recht; daß er aber dessen Hülfe in höchst doppelsinnig gebrauchtem Ausdrucke als erkaufte bezeichnet, scheint Ref. um so weniger zu billigen, als Sobieski jedenfalls, wenn auch nicht als einziger, doch in Verbindung mit Johann Georg von Sachsen und Karl von Lothringen, als durch Feldherrngröße und Klugheit sich auszeichnender Retter Deutschlands geehrt zu werden verdient.

Ebenso wenig vermag Ref. die Abwesenheit des Kaisers zartsinnigen oder staatsklugen Motiven zuzuschreiben, zumal als Lochner's gekrönte Preisschrift: „Über den Antheil Johann Sobieski's, Johann Georg's von Sachsen u. s. w. und ihrer Heere an dem Entsatze von Wien" (Nürnberg 1831) und der erste Band der auf höchst gediegenes Quellenstudium begründeten „Militairischen Briefe eines Verstorbenen" einer solchen (allerdings auch schon von Andern, z. B. Schmid in seiner „Geschichte der Deutschen" gemachten) Unterstellung völlig widersprechen. Überhaupt wird man beinahe zu dem Glauben verleitet, als hege der Verf. eine gewisse Voreingenommenheit gegen die Polen, wenigstens scheint eine S. 113 enthaltene Stelle hierauf hinzudeuten. Sollte diese Stelle aber wirklich speciell auf die Polen gemünzt sein, dann müssen wir allerdings offenherzig gestehen, daß uns ein solcher gelegentlicher Seitenhieb auf ein heldenmüthiges und über allen Ausdruck unglückliches Volk als ein recht greller Mißton in dem sonst so vortrefflichen Werkchen des Verf. erscheint. Desto erfreulicher, daß er jedenfalls als der einzige bezeichnet werden kann.

Nachdem nämlich der Verf. einen kurzen Überblick der Kriegsthaten der von dem General-Capitain Morosini befehligten venetianischen Kriegsmacht bis zum J. 1787 angegeben und dargelegt hat, wie der wahre Kern derselben lediglich in dem Feldmarschall Königsmarck und den deutschen Soldtruppen zu suchen war, gewährt er einen ebenso klaren als gewissermaßen tröstenden Einblick über Veranlassung und Motive der Soldstellung der deutschen Truppen an die Republik Venedig. Eine Übersicht über die benutzten Quellen schließt den einleitenden Abschnitt. Ihre Reichhaltigkeit erhellt daraus, daß sich, ohne die handschriftlichen, darunter 20 deutsche, acht italienische, sieben französische, sechs englische, ein schwedisches und zwei lateinische gedruckte Werke befinden.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Lyrische Productionen.

Wir haben von Zeit zu Zeit den Lesern d. Bl. die wichtigern Erscheinungen der französischen Lyrik vorübergeführt. Bei der großen Menge derartiger Erscheinungen hat sich ein Dichter in dem großen Haufen verloren, der wol verdient hätte, die Aufmerksamkeit einige Augenblicke zu fesseln. Es ist dies Victor de la Boulaye, dessen „Itinéraire poétique" ein wirkliches Talent verräth. Die verschiedenen Stücke seiner Sammlung sind von Pisa, Neapel, Theben, Konstantinopel, vom Niagara und von Lappland datirt und erinnern zuweilen an die poetischen Irrfahrten Childe Harold's. Überall zeigt der Dichter einen empfänglichen Sinn für das Schöne, der sich besonders in einer melodischen und zuweilen wahrhaft meisterhaften Form kund thut. Dabei haben auch die Gedanken etwas Gediegenes und Gereiftes, wie man bei einem Manne, der „der Länder und Städte viele gesehen", vermuthen kann, besonders da er ein offenes Auge für das Schöne der Natur hat. Wir können nicht alle einzelne Stücke, welche uns in dieser Sammlung besonders angesprochen haben, hier anführen, und begnügen uns, statt dessen ein „Constantinople" überschriebenes Sonett zu citiren, das uns künstlerisch vollendet scheint:

Parmi ces lieux divins dont la splendeur natale
Nonchalamment se baigne aux rayons du midi,
Où le soupir des eaux vient mourir attiédi,
Lisbonne, aux sept coteaux, luit, reine occidentale.

Naple a son noir panache, ardente capitale;
Gène, aux palais de marbre, a son golfe arrondi;
Beyrouth ses pics neigeux qu'en gradins elle étale;
Smyrne son doux vallon, par Homère applaudi!

Athènes a ses grands monts, ses dieux et son silence;
Mais le choix est facile au regard qui balance,
S'il te voit sous ce ciel, Péri des flots amers,

O rêve d'Orient! ô sultane choisie!
Ton beau corps en Europe et ton bras sur l'Asie,
Laver tes pieds d'albâtre aux caresses des mers.

Die Landenge von Panama.

Die schon oft behandelte Frage von der Durchstechung der Landenge von Panama wird in einer lichtvollen Arbeit des trefflichen Michel Chevalier („L'Isthme de Panama. Examen historique et géographique des différentes directions suivant lesquelles on pourra les percer et des moyens à y employer; suivi d'un aperçu sur l'isthme de Suez") aufs neue einer Erörterung unterworfen. Es dürfte nicht leicht Jemand so berufen sein, bei der Erwägung dieser Frage seine Ansicht auszusprechen und öffentlich mitzutheilen als gerade der Verf. der ausgezeichneten „Lettres sur l'Amérique du Nord". Bekanntlich hat Chevalier seine Reise auf Centralamerika ausgedehnt. Es ist nur zu bedauern, daß derselbe bis jetzt mit Ausnahme einiger Bruchstücke die eigentliche Beschreibung seiner Wanderungen in diesem Theile des amerikanischen Continents dem Publicum noch immer vorenthält. Seine neue Schrift, in der zum Theil eigene Beobachtungen niedergelegt sind, regt diesen schon oft ausgesprochenen Wunsch in uns aufs neue an. Besonders erwähnt zu werden verdient, daß Chevalier in vorliegender Abhandlung alle frühern Versuche berücksichtigt und namentlich eine vollständige Sammlung aller auf diese Frage bezüglichen positiven Angaben liefert.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 57. —— 26. Februar 1845.

Die Geschichte der Gesellschaft in ihren neuern Entwickelungen und Problemen. Von Theodor Mundt.

(Fortsetzung aus Nr. 56.)

Societät, Social, Socialismus sind Kategorien, welche seit weniger als einem Menschenalter sich bei uns eingebürgert haben und nach der Weise aller neuen Terminologien bald enger, bald weiter gefaßt, oft aber misverstanden und kaum von Zweien ganz gleichbedeutend verstanden werden. „Eine neue Gestalt der Gesellschaft wird vorbereitet" — dies ungefähr ist das gemeinsame Bekenntniß der Socialisten und der übrigen Publicisten, die sich mit dieser angeblich neuen Wissenschaft befassen. Aber ist sie wirklich ein Neues? Das heißt, ist der Begriff des Socialismus, der Association, der socialen Reform so specifisch eigenthümlich, daß er als eine wirkliche Ausgeburt der Zeit seinen selbständigen Rang neben den übrigen ethisch-historischen Wissenschaften erobern oder behaupten könnte? Wenigstens gebehrden sich viele Socialtheoretiker so, und auch in der Mundt'schen Schrift werden mehrmals Gesellschaft und Politik entgegengestellt als gleichberechtigte, coordinirte Potenzen; so S. 98:

> Das neue religiöse Element der Zeit, das durch Hutten und Sickingen nicht hatte politisch werden können, versuchte jetzt gesellschaftlich zu werden.

Und S. 178:

> Bisher hatte es sich in der Geschichte nicht um die Gesellschaft gehandelt, sondern ausschließlich um den Staat, und die alte Zeit des europäischen Völkerlebens — — war eben die gewesen, daß darin der Begriff der Gesellschaft noch verloren und überwältigt war in dem Begriff des absoluten Staats und der absoluten Kirche. — Der Staat der alten Zeit hatte das Moment der Gesellschaft noch nicht in sich aufnehmen können, sondern hatte sich als ein dem Begriff der Gesellschaft entgegengesetzter Organismus gestaltet.

Hat nun wirklich die vergangene Welt nirgend Notiz genommen von Dem, was hier als specifisch Neues eingeführt wird? Ist in der That die Praxis der Gesellschaft, d. h. die Existenz und Berechtigung des Einzelnen in der Masse und ihr gegenüber, so ganz außer Acht gelassen in allen frühern Staaten und Gemeinschaften? Oder ist etwa die Theorie der Gesellschaft, d. h. die philosophische Fixirung dieses Verhältnisses zwischen Individuum und Gemeinschaft, aller Vorzeit unbekannt, ehe St.-Simon seinen neuen Terminus erfand? Es wäre Unsinn oder Hochmuth, allen frühern Denkern und Zeiten abzusprechen, daß sie die einfachste Erkenntniß ihrer Umgebung also versäumt hätten. Ist nicht von Anbeginn aller Cultur bald Frage, bald Bewegung, bald Erregung und Kampf zwischen Reichthum und Armuth, Bevorrechteten und Verkürzten, Herren und Knechten dagewesen? Es sind nicht minder Conflicte der Gesellschaft — der deutlichst erschienenen, der krampfhaft ringenden! —, wenn im alten Ägypten Priester und Krieger einander verdrängen, wenn in Attika und Jonien und Doris Scharen Misvergnügter umwälzen oder fortziehen, wenn Italien durch Sklavenkriege, durch aristokratische und demokratische Umtriebe viele Jahrhunderte lang verwüstet wird, wenn die Leibeigenen sich zum Kreuzzuge erheben, um frei zu werden; nicht minder ist in jenen Ereignissen Dasein und Wirksamkeit der Gesellschaft (selbst gegen den Staat, wenn man will) zu erkennen, als in den Bewegungen Mitteleuropas seit 60 Jahren. Und wie die Thatsache, so ist auch ihre Idee, die Theorie der Gesellschaft — vielleicht gar Begriff und Geschichte derselben — um viele Jahrhunderte älter als die neuesten Socialtheoretiker zugeben mögen. Längst hat die Wissenschaft die Stelle zu erfassen gesucht, wo der Einzelne untergeordnet oder beigeordnet in das Ganze verflochten wird, und welches die Idee und Bestimmung der Beiden sei. Diesem großen Ziele ging schon der göttliche Plato in seiner „Republik" nach — die mittelalterlichen Utopien sind auch Th. Mundt bekannt — und in Hegel's „Encyklopädie" liegen die Grundlinien einer vollständigen Theorie Dessen vor, was der heutige Socialismus suche und will. Es ist gerade eins der lichtvollsten Capitel in diesem wundervollen Ideengebäude, wo die Betrachtung der Sittlichkeit durch die drei wesentlichen Stufen: Familie, bürgerliche Gesellschaft, Staat, hindurchgeführt wird. Die zweite Stufe entspricht bis auf den Namen sogar dem St.-Simon'schen Grundthema; die erste Unterabtheilung derselben, das System der Bedürfnisse, erläutert bis ins Einzelne hinein die Begriffe: Vermögen, Besitz, Theilung der Arbeit, Stände, die spätern Abschnitte bringen auch die allgemeine Ansicht von Gesetz, Sitte, Freiheit und Gleichheit.

Mit der Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen

ist die neueste Geschichtsforschung seit Raumer und Ranke unablässig bemüht, und wenn einmal von einer Socialwissenschaft und Socialhistorie die Rede sein soll, so ist von ihnen und ihren Verwandten der Ausgangspunkt zu entnehmen, wobei nicht zu umgehen, was die tiefsinnige neueste Philosophie angeregt hat. In Hegel's „Phänomenologie", in seiner „Philosophie des Rechts", der Geschichte, der Religion, sind an unzähligen Stellen die heute gäng und geben Kategorien von Schicksal, Tugend, Gleichberechtigung, Verhältniß der Menschen untereinander u. s. w. theils neu entdeckt, theils ausgebeutet, theils anregend angewandt. Selbst Dasjenige, was die Socialisten vorzüglich als specifisch Neues, als ihre Erfindung zu rühmen pflegen: die Berechtigung Aller zu den höchsten Gütern der Menschheit — dieselbige hat nicht allein, wie es Th. Mundt zugibt, die Reformationszeit vorgebildet — nein! es ist vielmehr der Gang der Geschichten schon in der vorchristlichen Welt, daß jedesmal, wo ein gewisser blühender Standpunkt erreicht war, wie in Athen zu Solon's, in Rom zu Scipio's III. Zeit, daß dann die große Masse der kleinen Bürger hinzutrat, um sich die Vorzüge der Bevorzugten auch anzueignen. Dieses Streben nach Verallgemeinerung der gewonnenen Güter ist ursprünglich menschlich, nicht specifisch christlich oder reformatorisch. Das Christenthum bringt aber als wesentlich Neues hinzu das Bewußtsein dieser Wahrheit und die Liebespflicht, diese ins Leben einzuführen, weil alle Menschen gleichberechtigt sind vor Gott und in der Welt. Zu diesem Bewußtsein konnte sich das Alterthum nicht erheben, um die kraftvolle Liebe, diese Allberechtigung Aller, im Leben wirksam zu machen. Dieses Bewußtsein hat die spätere römische Kirche, mit pelasgischen, altitalienischen, celtischen Ideen durchzogen, umhüllt, ja fast zerstört: da tritt die germanische Reformation, die Herstellung des Urchristenthums hervor, um jene Wahrheit der Liebe aufs neue zu erwecken. Aber selbst jene Zeit voll mächtigen Flügelschlags konnte die Allberechtigung nicht, wie sie wollte, durchführen oder doch nicht dauernd begründen, weil den gewaltsam gährenden Volkskräften erst Concentrirung nothwendig war, jene absolute Staatsbildung, welche hier das Gegentheil der Socialität heißt. Als im vorigen Jahrhundert diese Concentrirungen bis zu ihrem Gipfel vollendet waren, da brach das künstliche Gebäude zusammen, wie es seine Bestimmung erfüllt hatte, und es begann die Zeit der Völker, welche jene Foderungen der Reformation oder des Urchristenthums zu erfüllen trachtet.

Demnach ist die neue Terminologie: Socialismus, Socialtheorie, Socialreform u. s. w. nur insoweit gerechtfertigt, als wirklich die neueste Zeit mehr Anstrengungen macht als jede frühere, um zu den erwünschten echtmenschlichen Ergebnissen zu gelangen; ein wesentlich neuer Begriff ist in ihr nicht ausgesprochen. Nichtsdestoweniger liegt der neuen Scheidung ein gewisses Bedürfniß zu Grunde, indem die specielle Betrachtung der Menschheit unter den Gesichtspunkten ihrer gegenseitigen Verhältnisse (Bedürfnisse, Berechtigung, Schicksal, Freiheit u. s. w.), mit den stetigern Begriffen von Recht, Moral, Politik — oder Individuum, Familie, Volk, Staat, Menschheit — noch nicht ganz erschöpft ist, einer besondern Würdigung aber nicht weniger bedarf als die übrigen Gebiete des praktischen und theoretischen Geistes. Dieses Bedürfniß also kann es entschuldigen, wenn man der gesammten Theorie davon einen neuen Terminus erfindet, aber nicht, wenn man dieselbe für etwas Losgerissenes, Selbständiges, auch außerhalb Geschichte und Politik zu Verstehendes betrachtet; denn aus dieser Losreißung folgen nicht allein theoretische Fehler. Kein Raisonnement aber wird uns überzeugen, daß etwa eine St.-Simonistische Societät oder sociale Reform anderswo als auf dem Boden irgend eines Staats stattfinden könne.

Mit der heller gewordenen Welt sind auch ihre Gebrechen mehr an das Licht getreten. Wie die Freiheit und die Presse täglich an Territorium gewinnen, so offenbart sich auch das Elend der Menschheit rücksichtsloser. Ist deshalb das Elend, der Pauperismus, überhaupt der Zustand der Gesellschaft in unserer Zeit ein wesentlich anderer zu nennen, als er früher gewesen? Es hat allezeit Arme, Heimatlose, Flüchtige gegeben — in vielen Umwälzungsperioden haben die Parias der Gesellschaft zur Entscheidung beigetragen, unzählige Mal haben sie die Hände ausgestreckt nach den Gütern, wozu sie natürliche Berechtigung fühlten —, und ebenso oft ist die unglückliche Masse in das gewohnte Dunkel zurückgeschleudert. Nicht allezeit war der Zustand dieser Unglücklichen gleich. Die Anfänge der Staaten, einfältig begnügt und hoffnungsreich, umfaßten natürlich eine kleinere Masse Menschen, in engere Sitten beschränkt, und schon durch Kleinheit der Menschenzahl vor dem drohenden Elend gesichert. Mit dem Umfang und der Blüte der Staaten wächst sowol der Zudrang von außen her als die innere Übervölkerung. Davon gibt ein erstes schreckliches Beispiel das sullanische Rom, wo keineswegs, wie Hr. Mundt es darstellt, die Sklaverei gleichsam ein Damm des Proletariats gewesen, sondern ganze Heere von hablosen Römern bildeten den jammervollen Pöbel, der für ein Bischen täglich Brot sein Leben dem Machthaber verkaufte. Liberi cives waren es, von denen Gracchus mitleidig spottend sagte: „Das Volk, das sich rühmt der Welt Herrscher zu sein, hat nicht so viel zu essen wie sein geringster Unterthan in Asien!" Und keineswegs ist es allein der Hunger, der sowol diese als die kühne Sklavenschar des Spartacus in den Revolutionskrieg treibt, sondern weit mehr noch die mit der Bevölkerung wachsende allgemeine Bildung, und aus dieser das Bewußtsein, daß alle erstrebten Güter dem Wollenden offen stehen. Selbst die Zahl der Hablosen ist zu verschiedenen Perioden, am meisten aber zu Rom im Anfange der Kaiserzeit (panem et Circenses!) nicht geringer, sondern wahrscheinlich weit stärker gewesen als zu unserer Zeit in Frankreich und England.

Und dennoch ist das Übel jetzt drückender als es je gewesen, weil es in dieser Zeit der höchst gesteigerten

Cultur, des allgemeinen erwachten Bewußtseins, unter dem Schilde des Christenthums selbst, wie es scheint, unausrottbar fortwuchert. Deshalb sind die Fragen und Bemühungen edler Menschenfreunde gerecht, welche in der Möglichkeit dieses Nothstandes eine Schmach der gebildeten Menschheit erblicken und zur Beseitigung desselben eine sittliche Auffoderung in sich fühlen. War solcher Zustand der Armen in Alt-Rom ein Übel, im spätern Mittelalter ein himmlisches Leiden, so ist er jetzt einem Frevel, einer schmachvollen Sünde gleich zu achten, da die Bedingungen des Lebens so unendlich vervielfältigt, da die Welt nach tausend Seiten eröffnet, und da das Bewußtsein über diese Leiden so weit verbreitet ist. Denn man darf nicht die Augen aufschlagen, wenn man die Übervortheilung erwägt, die wir Alle, die wir satt essen, lesen, schreiben, genießen und phantasiren dürfen, einem großen Theile unserer minderbegabten Mitmenschen jeden Augenblick anthun. In diesem Sinne sind wir Alle Aristokraten: ein Gefühl, das die oft ungerecht verketzerte Gräfin Hahn-Hahn mit vollem Herzen und mit weiblicher Wärme recht dringend auszusprechen pflegt, am lebhaftesten in dem „Reiseversuch im Norden“. Wem aber solche Betrachtungen das Herz zerdrücken, der erwägt nicht, wie alles Elend ursprünglich aus Schuld entsteht. Gründlicher Trost und abschließende Hülfe wird hier von keinem Zeitalter der Endlichkeit erfunden werden. Aber ein zeitlicher Trost ist doch dieser, daß Armuth und Reichthum wandelbar sind wie alles Menschliche, daß sich beide nach natürlichen Gesetzen aufreiben und sehr selten derselbe Zustand, sei es Armuth, Wohlhabenheit oder Reichthum, in einer Familie unverändert die dritte und vierte Generation erreicht. Aber es ist billig und menschlich, dem unerreichbaren Ideale allgemeiner Beglückung nachzuringen, und auch ohne das Christenthum würde die Zeit durch die Nothwendigkeit, Übervölkerung, Bildung u. s. w. dahin gedrängt werden, auf Abhülfe zu sinnen. Wie die Hauptvölker der heutigen Bildung von jenen Übeln am meisten bedroht werden, so sinnen sie auch gemeinsam über die Abhülfe, jedes nach seinen natürlichen Gaben und Richtungen: der Franzose raisonnirt und probirt, der Engländer deliberirt und handelt, der Deutsche empfindet und denkt über das Loos der verlassenen Brüder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Krieg von Morea in den Jahren 1687 und 1688. Bearbeitet von F. Pfister.

(Beschluß aus Nr. 56.)

Der zweite, „Kriegsjahr 1687“ überschriebene Abschnitt gibt zunächst Nachricht über die von dem Landgrafen Karl von Hessen-Kassel (gleich dem Kurfürsten von Sachsen, den Herzogen von Würtemberg, Lüneburg, Celle, Wolfenbüttel und Meiningen, dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt, dem Markgrafen von Baireuth und dem Grafen von Waldeck) der Republik Venedig gestellte Truppenhülfe. Dieselbe bestand aus einem Regiment Fußvolk von 1000 Köpfen in 10 Compagnien, wobei außer 31 eingetheilten Offizieren noch 15 Volontaire, unter dem Befehle des Obersten George Dumont, eines noch jugendkräftigen, aber bereits schon vielversuchten Kriegers. Das Regiment verließ am 3. Mai 1687 Hessen und traf am 26. Juni zu Venedig ein. Nach 14tägiger Ruhe ward es nach dem Kriegsschauplatz eingeschifft, den es am 8. August bei Korinth betrat, welches inzwischen als Siegesfrucht der am 24. Juli stattgefundenen und höchst anziehend beschriebenen Schlacht bei Patras in die Gewalt der Venetianer gefallen war. Nach mehrwöchentlichem müßigen Verweilen der Landarmee in dessen Umgegend rückte Morosini am 21. Sept. vor Athen, um dessen Akropolis zu belagern. Als ein von der Hand eines lüneburgischen Lieutenants gezündeter Bombenwurf die schönste Trophäe des menschlichen Geistes, das Parthenon, woselbst die Belagerten ihren Pulvervorrath bewahrten, in einen Trümmerhaufen verwandelt hatte, fiel jene Feste (am 29. Sept.) in die Gewalt der Venetianer, womit der Feldzug beendet ward. Aber furchtbarer als das Schwert des Feindes wütheten Fieber und Pest während des Winters unter den siegreichen Heerscharen. Auch das hessische Regiment verlor auf diese Weise 421 seiner Streiter.

Der „Kriegsjahr 1688“ überschriebene dritte Abschnitt stellt zunächst dem Leser in erschütternder Weise die Jammerscenen vor Augen, welche durch Morosini's Entschluß, Athen zu räumen und dessen Bevölkerung nach Morea zu verpflanzen, erzeugt wurden. Vor Allem aber empörend ist das Greuelbild der gegen die unglücklichen türkischen Bewohner Mistras geübten Unthaten. Unschlüssig über das zu wählende Ziel des Feldzugs, ward das Heer im Anfange des April nach Porto Poros geführt, um dort die verheißenen zahlreichen Verstärkungen zu erwarten. Aber die wiederausbrechende Pestseuche gab Tausenden einen ruhmlosen Tod. Als sie jedoch Mitte Mais allmälig erlosch, Morosini mit glanzvollen Festlichkeiten seine Erhebung zur Dogenwürde gefeiert hatte und ein Anschlag auf Kandia mislungen war, wurde, im Widerspruche gegen Königsmarck's Rathschläge, die Belagerung Negropontes beschlossen. Am 7. Juli ward das Heer dahin eingeschifft, am 13. auf jener Insel gelandet und die wohlbewehrte Stadt von der Inselseite eingeschlossen, ohne ihr jedoch die Verbindung mit dem Festlande, wo Talil-Pascha bei Theben lagerte, abschneiden zu können. In 24 Bataillone Fußvolk, 8 Schwadronen Reiterei und zahlreiche Freischaren athenischer und dalmatischer Völker eingetheilt, zählte das Belagerungsheer mindestens 24,000 Mann, darunter 12,000 Deutsche. Aber mit Recht mochte man ausrufen:

> Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
> Die gastlich hier zusammen kamen.

Denn in buntem Gewimmel sah man Malteser zwischen Würtembergern und Hanoveranern, Waldecker und Baireuther zwischen Spaniern und Schweizern, Hessen und Florentiner zwischen Wallonen und Slawoniern gelagert. Nur langsamen Fortgang nahm die Belagerung; 37 Tage vergingen und noch war die äußere Umwallung der Vorstadt nicht gewonnen. Groß war der durch das Geschoß und Schwert des Feindes erlittene Verlust, noch größer die Zahl der Opfer, welche pestartiges Siechthum dahinraffte. Selbst Königsmarck, die Seele des Heeres, war schwer erkrankt, auch die hessische Schar bis auf 300 Köpfe zusammengeschmolzen, sodaß sie fernere Selbständigkeit nicht mehr behaupten konnte und mit einer würtembergischen vereinigt wurde. Da ward am 20. August ein Hauptsturm auf jene äußere Umwallung gerichtet, aber der erste wie auch ein zweiter Anlauf auf allen Punkten abgeschlagen. Vor Allem vergeblich waren die heldenmüthigen Anstrengungen der in den Vorderreihen kämpfenden Johanniterritter, die Schanze des großen Marabuts zu gewinnen, und durch den Schwall der Weichenden sogar auch im zweiten Treffen, wo die hessisch-würtembergische Schar ihren Platz gefunden, Verwirrung verbreitet. „Aber festen Schrittes dringt sie gegen den Marabut heran. Während das ihr entgegenkommende Getümmel blutrünstiger, zerschmetterter Bataillone bereits ihren rechten Flügel, die Würtemberger, ins Schwanken bringt, Major Mai

dahin eilt, die Unordnung abzuwehren, wird den Hessen die Erinnerung an ihre Kriegsehre zum Talisman ihrer Standhaftigkeit. Hauptmann Georg Otto Raabe springt vor die Fahnen, ruft: «Wer unsern Landgrafen und die eigene Ehre liebt, der folge mir!» — und mit dem Feldgeschrei: «Jesu mit uns!» folgen ihm seine Hessen an die Werke nach. Hoch prangen die Fahnen des Marabuts; noch einmal donnert sein Geschütz auf die Stürmenden herab, dann empfängt sie der Feind unter wilden Ausrufungen mit Musketenfeuer, Pfeilen, Wurfspießen, Handgranaten, Pulversäcken und blanker Waffe. Fünf Offiziere werden vor den Palissaden mit Todes-, sechs andere mit minder schweren Wunden niedergeworfen. Aber das Pfahlwerk wird niedergerissen, die Brustwehr erstürmt, die türkischen Fahnen sinken und mit jauchzendem Geschrei pflanzen die Hessen die ihrigen auf; gleich nach ihnen die Würtemberger, die, von ihrem Beispiel ergriffen, unmittelbar gefolgt waren."

Dieser Erfolg führte auf der ganzen Linie zur Nachahmung; überall dringen die Stürmenden ein, über 1500 Türken werden niedergemacht, 44 Geschütze und viele Fahnen erobert; der tapfere feindliche Befehlshaber, Mustapha-Pascha, selbst schwer verwundet. Doch war hiermit wenig gewonnen, da man hierdurch erst nur die Fähigkeit sich verschafft hatte, zum directen Angriffe gegen den Hauptwall vorschreiten zu können. Im wechselvollen Spiele von erfolglosen Sturmangriffen und der Abwehr unaufhörlicher Ausfälle der Belagerten, denen von dem Festlande unausgesetzt Zufuhren von Lebensmitteln und Kriegsbedarf und Ergänzung der Streiterzahl zu Theil ward, verzehrte das venetianische Heer seine besten Kräfte. Als daher fast alle Kriegsbaumeister den Tod oder schwere Wunden empfangen, Königsmarck auf leidenvollem Krankenlager seine Heldenseele ausgehaucht, 13,000 christliche Krieger — darunter ihre edelsten Zierden — durch Pest und Ruhr oder durch das Schwert und Geschoß des Feindes dahingerafft, 15,000 Bomben und 52,000 Stückschüsse erfolglos auf jene Wälle abgefeuert worden waren, und ein letzter, am 12. Oct. unternommener Hauptsturm eine Einbuße von 1000 Mann verursacht hatte, ward in einem Kriegsrathe einstimmig die Aufhebung der Belagerung beschlossen. Am 21. Oct. wurden die Trümmer des Heeres eingeschifft. „Langsam und traurig zog die Flotte den Kanal hinab; kein Bord, der nicht mit Schmerz, mit Kranken oder Sterbenden erfüllt war. Dort die Witwe Königsmarck an der Mumie ihres Gatten, sie zur väterlichen Gruft nach Celle heimführend. Hier die Waldecker mit den irdischen Resten ihres heldenmüthigen Grafen, die Würtemberger, ihren jungen Herzog noch in Todesgefahr sehend, alle Truppen an den Sterbelagern verehrter Befehlshaber." An den Gestaden Hydras wurden die Anker geworfen und der Verband des Heeres gelöst. Namentlich traten die Hanoveraner und Hessen, deren Soldvertrag zu Ende ging, am 5. November die Heimfahrt an und erreichten am 5. Dec. Venedig. Hier ward über solche Musterung gehalten. Aber von dem 1300 Mann stark gewesenen lüneburgischen Regimente kehrten nur 80 Streiter nach Hanover zurück, und auch das hessische zählte nur noch 184 Köpfe, und 9 seiner Offiziere hatten durch die Hand des Feindes, einer durch Meuchelmord, 19 durch Krankheiten den Tod gefunden. Auf wenigen Fahrzeugen die Etsch bis Verona hinaufschiffend, verließ das zertrümmerte Regiment am 5. Febr. Venedig und zog durch Tirol der Heimat zu. Am 3. April hielt es seinen Einmarsch zu Kassel: „eine kleine glanzlose Schar, die Trümmer aus einem vielfach tödtlichen Kampfe, aber durch ihren kriegerischen Anblick und ihre Narben, mit ihren treubewahrten Panieren und ihrem Ruhm eine herrliche Ehrengruppe."

Welchem Hochgefühle darf sich deshalb Jeder, der die hessischen Marken seine Heimat nennt, auch hier wieder hingeben, mit welchem jauchzenden Entzücken mag er es verkünden, daß noch immerdar Hessens Krieger, wenn auch nach vielfach unglücklichen Kämpfen, wenn auch, wie jene, nur in zertrümmerten Scharen, doch immer und immer mit treubewahrten Panieren und neugewonnenem Ruhme den Weg zur Heimkehr betreten. Welche reine Verdienste um Hebung und Begründung solchen patriotischen Hochgefühls der Verf. durch vorliegendes Werkchen den bereits früher erworbenen hinzugefügt hat, möchte schon zur Genüge aus dem Mitgetheilten zu entnehmen sein; aber auch edlem Familienstolze hat er fruchtreiche Keime in den höchst schätzbare Personalnachrichten enthaltenden Beilagen gewährt; interessant schon deshalb, weil daraus zu entnehmen, daß die Jugend des hessischen Adels nicht — wie fast allenthalben anderswo — bereits in der Wiege zu Befehlshaberstellen zu gelangen vermochte, sondern, gleich jedem Bürgerlichen als Musketier oder Sergeant die Kriegslaufbahn beginnend, jene nur als Preis rühmlicher Thaten zu gewinnen vermochte. Indem wir glauben, hiermit unsere Leser vollkommen in den Stand gesetzt zu haben, selbst zu beurtheilen, ob die Lecture jenes Werkchens ihnen eine wünschenswerthe sein möchte, bemerken wir schließlich, daß der Adel des Stils, in dem es geschrieben, den Genuß sehr erhöhen dürfte, obschon wir nicht bergen können, daß uns manche Stellen (wie z. B. die Anmerkung auf S. 75) und manche einzelne Ausdrücke und Redewendungen fast in die Kategorie jener Schönheitspflästerchen zu gehören scheinen, womit die Damen am Hofe zu Versailles — zum offenbaren Überflusse — ihre natürliche Schönheit noch zu erhöhen vermeinten. 10.

Notiz aus England.

Die Richtungen des Jungen England.

Einer der Dichter des Jungen England, das Parlamentsmitglied Lord John Manners, beweist durch seinen im Laufe vorigen Jahres erschienenen „Trust and other poems" recht deutlich, worauf diese Partei hinsteuern möchte. Was nur die Gegenwart als unschätzbare Güter geistigen und stofflichen Fortschritts hoch hält, wird als verächtlich und werthlos bezeichnet:

Let wealth and commerce, laws and learning die,
But leave us still our or nobility.

Reichthum und Handel, Wissen und Gesetz laßt sterben,
Wenn unser alter Adel nur sich fort mag erben.

Die Geistlichkeit, der Adel und das unumschränkte Königthum werden als die wahren Beschützer des Volksglücks gepriesen, und die untern Classen aufgefodert, sich mit denselben gegen die Mittelclassen zu verbinden. Gerühmt wird von der erstern:

On them no lurid light had knowledge spread,
But faith stood them in education's stead.

Durch falsches Licht des Wissens nicht berückt,
Der Glaube sie, statt Unterrichts, beglückt.

Die Geistlichkeit wird als „eine Schar heiliger Männer" hingestellt und für die Kirche als nothwendiges Erfoderniß „ihr einst so scharfes Schwert" in Anspruch genommen. Gejammert wird über die Gegenwart, daß sie alle Ehrfurcht für diese heiligen Gegenstände verloren. Der Dichter singt unter Anderm:

Where now is that fond reverence which spread
A holy halo round each royal head,
And show'd the world that more than earthly thing
The Lord's anointed in a sceptred king.

Wo ist die Ehrfurcht hin, die jedes Königshaupt
Einst mit unnahbar'm Heil'genschein umlaubt,
Der Welt gezeigt in mehr denn ird'scher Pracht
Des Herrn Gesalbten in des Scepters Macht.

Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, wird dem König-, Adel- und Pfaffenthum der Rath ertheilt, die niedern Stände, wie es im Mittelalter bereits durch Geistlichkeit, Mönche und Adel geschehen, durch reichliches Almosen für sich zu gewinnen: ein Gedanke, der auch durch das neue Evangelium des Jungen England, den Tendenzroman „Coningsby", von D'Israeli, wie ein rother (?) Faden hindurchläuft. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 58. —— 27. Februar 1845.

Die Geschichte der Gesellschaft in ihren neuern Entwickelungen und Problemen. Von Theodor Mundt.

(Fortsetzung aus Nr. 57.)

Ein solches deutsches Gedankenbild gibt nun das Mundt'sche Buch. Er holt zu dem Zwecke etwas weit aus, doch weiß seine natürliche Geistesgewandtheit die Sprünge und Fernen zu rechtfertigen und die Unebenheiten auszuglätten, welche in diesem Hin- und Wiederspringen der Gedanken augenblicklich verletzen könnten. Daß er die wichtigsten einheimischen und ausländischen Schriften über seinen Gegenstand kenne, läßt sich von seiner Belesenheit erwarten, und er selbst bezeugt es zuweilen durch einzelne Citate, die nur darin auffallen, daß sie so oft aus zweiter Hand überkommen sind, also bei einem böswilligen Kritiker den Verdacht erwecken könnten, sie wären als äußerlicher Gelehrtenprunk hinzugefügt. So über den St.-Simonismus (S. 354, 356), wo die Quelle doch so nahe lag; S. 183 die Worte eines französischen Kammerpräsidenten nach deutschen unbekannten Quellen mitgetheilt; ein Gesetz des Kaisers Justinian vom J. 528, dem Franzosen Cassagnac nacherzählt; S. 103 Tertullian durch Neander eingeführt, zumal an unrechter Stelle; denn Tertullian sagt nicht, daß „der Handwerkerstand am ersten und mächtigsten vom Christenthum durchdrungen sei", sondern seine Worte besagen nur, daß jeder Christ, auch der gemeinste, der Handwerker, und somit auch alle übrigen, Gott gefunden habe, d. h. daß er als Christ mehr von Gott wisse denn alle Heiden. Und hiermit fällt auch die Consequenz weg, daß in der Reformation nach dem Bilde des Urchristenthums es zuerst und vorzugsweise der Handwerkerstand gewesen sei, „in welchem die Bewegungen der neuen Zeit am heftigsten zum Ausbruche drängten".

Mit historischen Anführungen ist überhaupt der Verf. nicht immer glücklich. Es begegnen uns hier und da Irrthümer, die theils aus Flüchtigkeit verschuldet sein mögen, theils von subjectiv befangenen Tendenzen herrühren. Von leichtern Irrthümern nennen wir nur: daß (S. 59) Clemens XVI. statt VI. genannt, daß (S. 210) unter die aus dem Sklavenstande hervorgegangenen Dichter auch Virgil gezählt wird; daß (S. 209) die römischen Sklavenkriege lediglich aus physischen Ursachen abgeleitet sind. Gefährlicher scheinen die Tendenzirrthümer, d. h. die aus willkürlicher Auffassung geschichtlicher Daten entstandenen Quidproquos. Die ganz falsche Erklärung des Tertullianischen Satzes ist schon erwähnt; Luther's Schrift „An den Adel deutscher Nation" spricht, wie es in jener Zeit gebräuchlich war, ihre Tendenz auf dem Titel deutlich aus, nämlich daß sie eine Ermahnung an die Edelsten des Volks sei, sich gegen die Glaubenstyrannei zu erheben, aber sie handelt nicht, wie der Verf. (S. 65) als Hauptgedanken derselben anführt, zunächst das protestantische (urchristliche) Dogma ab von der Aufhebung des Unterschieds zwischen Geistlichen und Laien. Inwiefern die neue Sprachschöpfung der Reformationszeit vorzugsweise ein Werk des dritten Standes zu nennen sei, ist mir weder hier (S. 81) noch in der „Kunst der deutschen Prosa" des Verf. klar geworden. Nimmermehr aber hätten wir geglaubt, bei Voltaire eine richtige Auffassung der deutschen Reformation und Luther's zu finden, wie dieses (S. 154) gerühmt wird! Der gemüthlose Satyr, der in seinem „Essai sur les moeurs des nations", Cap. 128: „De Luther", fast so viel Witze wie Worte, so viel Verdrehungen wie Witze ausschüttet über den gewaltigen Deutschen, dessen tiefes gemüthvolles Streben er gar nicht fassen kann! Kein Capitel des Voltaire'schen Werks ist unwürdiger und in höherm Sinne unhistorischer als das über die Reformationszeit und Luther. Wie ferner Napoleon das Princip der Freiheit nach außen hin verbreitet haben soll, und obendrein „durch die Herrlichkeit seiner Schlachten", ist vollends unerklärlich. Endlich wird schwerlich ein aufmerksamer Seelenkenner beistimmen, daß „den Thüringern ein mystischer und fanatischer Charakter" eigenthümlich sei, vielmehr sind die Thüringer eben hierin von den Niedersachsen und Norddeutschen verschieden, daß sie bei aller äußern Regsamkeit und Leidenschaftlichkeit doch von mystischem Schwebeln sehr fern sind, wie denn auch aus diesem Lande kein bedeutender Dichter oder Theolog der neuern Zeit herstammt. Thomas Münzer selbst stammt vom Harze; sein gewaltiges Wort, in der aufgeregten Zeit gesprochen und an die beweglichen Thüringer gerichtet, wirkte damals doppelt stark, und der raschthätige, muntere, tapfere und kernige thüringer Landmann folgte dem Schwärmer auf kurze Zeit, aber die Stürme des Bauernkriegs legten sich hier weit rascher als in Süd-

und Ostdeutschland; der eigentliche Fanatismus trat in Thüringen bedeutend gegen den politischen (sogenannten socialen) Befreiungskampf zurück, während z. B. in Schwaben, Holland, Niedersachsen weit mehr wirklicher Religionsfanatismus hervortrat, wie sich schon aus den dort häufigern Zerstörungen von Kirchen und Bildern erweist.

Wie diese ganze Art und Weise, geschichtliche Daten einzuführen, auf das engste mit den bestimmten Tendenzen dieses Buchs zusammenhängt, so wenden wir uns jetzt zu diesen, wobei, wie gesagt, unser Hauptaugenmerk auf die Darstellung wird gerichtet sein, da der Inhalt selbst nur an wenigen Stellen auf schöpferische Weise gefaßt oder neu wiedergeboren erscheint. Auch ist eine Grundtendenz ein einziger fester Mittelpunkt ebenso wenig sichtbar als eine reine geschichtliche Entwickelung. Zwar sagt die Einleitung (S. 1):

> Das neueste und letzte Evangelium der Menschheit ist das Glück und die Freiheit — Niemand soll mehr unglücklich und besitzlos sein — —

Und die Schlußbetrachtung (S. 426, 432 fg.) gibt die Antwort auf jene Frage der Einleitung, indem „Arbeit, Association, Erziehung und Constitution" als die mächtigen, allein wirksamen Mittel zu jenem idealen Ziele bezeichnet werden. Und dennoch ist das Ganze ohne eigentliches Ergebniß, weil die wahren Ideen darin nicht neu und nur einzeln mit dem Scheine der Originalität verziert sind, und weil die gediegene Befestigung der Ideen nur allzu häufig durch flatternden Ideenluxus, anekdotische Seitensprünge, blendende rhetorische Antithesen, zuweilen auch durch eine affectirte Schulsprache, die gleichsam fremd zwischenklingt, gestört und erschüttert wird.

Die Tendenzen also — in plurali, da die Eine Tendenz eigentlich fehlt — sind, wie man aus des Verf. Persönlichkeit und bisherigen Leistungen schon voraussetzen wird, durchweg populair-liberaler Natur. Die Stichwörter des liberalen Journalismus: Socialismus, Reform, Gesellschaft, Freiheit, Nationalität, Propaganda der Menschheit, reformatorische Elemente, Gleichheitsprincip, Emancipation u. s. w., werden reichlich ausgebeutet, umschrieben, gedeutet, umspielt, sehr selten aber ernsthaft definirt oder auch nur mit Ruhe erörtert. Wer kann z. B. aus den Umschreibungen der Gesellschaft und des Socialismus (S. 179, 115, 325):

> Der Begriff der Gesellschaft ist wesentlich die Idee der freien Persönlichkeit selbst — — — der einzelne Mensch soll sich innerhalb ihrer in seiner ganzen individuellen Bedeutung ersättigen, in seiner vollen menschlichen Würde zur Anerkennung gebracht sehen. Darum hatte der Staat der alten Welt das Moment der Gesellschaft nicht in sich aufnehmen können . . . .
>
> Ein anderes Element regte sich um dieselbe Zeit (1530) inhaltschwer und gewichtig — welches sich — auf den Arbeiterstand stützte, und durch die bewegliche Masse desselben auf dem eigensten Boden der Gesellschaft festzusetzen suchte (?). Dies war das Element der Wiedertaufe (!). . . .
>
> Es wird immer eigenste Richtung des Socialismus sein, in echtem constitutionnellen Sinne zu wirken, d. h. eine geistige Versöhnung zwischen Volksthum und Königthum, welche mitten in der beruhigten und freien Gesellschaft zusammentreffen werden, zu wirken.

oder aus den flüchtigen Andeutungen S. 178, 180, 284, 296, 312, 331 u. s. w. sich einen deutlichen Begriff von den vorliegenden Gegenständen machen, der ihn nicht schon mit hinzubringt? Bedeutsamer und kräftiger dagegen und häufig sehr klar und gelungen tritt die polemische Tendenz gegen deutsche bureaukratische Obscuranten hervor, welche jederzeit in Allem, was liberal oder socialistisch riecht, einen rebellischen destructiven Gallicismus riechen. Diesen weiß der Verf. tüchtig heimzuleuchten, gewöhnlich mit der Notiz, daß die verdammlichsten Ausgeburten französischer Liberalität ihre Quelle in hochgefeierten deutschen Denkern haben, oder daß ihre Wurzeln schon in früherer Zeit, ja in der germanischen Urzeit aufzusuchen seien. Zuweilen treibt ihn jedoch der Eifer für die deutsche Priorität und Nationalehre weiter als billig, wie wenn in unserer Naturphilosophie oder in Fichte's geschlossenem Handelsstaat die ersten Andeutungen der französischen Systeme entdeckt werden, da vielmehr jene Ideen als ein elektrisches Fluidum die Welt durchzogen und die deutsche Verwandtschaft in der That ziemlich fern ist. Wenn dagegen die Emancipation der Weiber mit den „Verirrungen der königsberger Mucker" zusammengehalten wird, so ist das ein pikanter Seitenhieb auch auf den berliner Pietismus, der doch die historische Einsicht nicht fördert. Aber im Ganzen ist der Unmuth gegen mistrauische Regenten und der Ingrimm gegen viele thörichte Beschränkungen in unserm guten Vaterlande gerecht, und wol der wärmste, leidenschaftlichste, gelungenste Theil des Buchs. Unter vielen Stellen hebe ich nur hervor S. 393, 395, 397, 398, 407, 409, gegen die Historischen, die Bureaukratischen, die Franzosenfürchter.

(Der Beschluß folgt.)

Stan oświecenia w Polsce w ostatnich latach panowania Augusta III. (1750—64) przez Ks. *H. Kołłątaja*. Zwei Theile. Posen 1843.

Zu den freisinnigsten und um die Volksbildung hochverdienten Geistlichen in Polen gehört der im J. 1812 verstorbene Verf. dieses Werks, einst Kanonicus an der krakauer Kathedrale, Rector der Universität, Unterkanzler des Reichs und oftgenannt als der Vorkämpfer für die Constitution vom 3. Mai 1791, deren Schicksal er im Verein mit dem Marschall Potocki in einem besondern, auch ins Deutsche übertragenen Werke beschrieben hat. In dem vorliegenden Werke stellt Kołłontaj den Zustand der Volksbildung in Polen während der letzten Regierungsjahre August's III. dar, vornehmlich aber zeichnet er in genauen Zügen den Zustand des Erziehungswesens und der Geistlichkeit, meist nach eigenen Erfahrungen, die er während seiner vielfachen Kämpfe mit der Unwissenheit und dem Fanatismus zu machen oft Gelegenheit gehabt hatte. Und zwar schildert er in so freimüthiger Weise, daß man es dem Herausgeber des Werks, dem bekannten Grafen Eduard Raczynski, Dank wissen muß, daß er sich durch Rücksichten gegen die katholische Geistlichkeit nicht hatte zurückhalten lassen, ein so wichtiges Denkmal des freien polnischen Geistes und einen so interessanten Beitrag zur Literar- und Bildungsgeschichte Po-

lims der Öffentlichkeit zu übergeben. Graf Raczynski erhielt das Werk im Manuscript aus der Bibliothek des Fürsten Zajonczek, dem es, wie es scheint, Kollontaj selbst als ein Freundschaftszeichen verwahrt hat.

Der Verf. beginnt mit einer allgemeinen Darstellung der polnischen Sprache in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, er sucht die Gründe für die damals herrschende Verderbniß derselben auf und findet eine der Hauptursachen darin, daß die der Reihe nach aus der Fremde stammenden Könige selbst nicht Polnisch zu sprechen im Stande waren. Während die Sprache am Hofe die französische, die Gerichtssprache die lateinische war, war die Sprache der damaligen Gebildeten ein Gemisch aus Polnischem, Lateinischem und Französischem. „Seinem Könige konnte sich der Pole nicht nähern, dieser verstand ihn nicht, der Magnat verachtete das nicht Französisch redende Volk, und der Jurist wieder übervortheilte den in dem barbarischen Latein nicht erfahrenen Magnaten." Bei Erwähnung der verschiedenen in den einzelnen Theilen des polnischen Reichs herrschenden Sprachen, der lithauischen, russinischen u. s. w., macht Kollontaj die Bemerkung: „Der Staat hätte diese sprachlichen Unterschiede mindern, die Dialekte einander nähern und die nichtslawischen Sprachen unterdrücken sollen oder wenigstens jeden Einwohner, wenn dieser auch sonst aus Eigensinn bei seiner Sprache verblieb, in Verbindung mit der Regierung zum Gebrauch der polnischen Sprache zwingen müssen. Dies beachtete man jedoch damals gar nicht, und daher kennt die polnische Geschichte Aufruhr und Abfall von Polen nur da, wo das Volk die Landessprache nicht verstand, wie in der Ukraine, in Podolien und Volhynien, und leicht in die Schlingen der angrenzenden Russen fiel." Wie übel aber deuten es heute die Polen, wenn die deutschen Regierungen in ihren polnischen Provinzen solche Winke der polnischen Patrioten selbst befolgen!

Von dem Zustande des polnischen Unterrichtswesens um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entwirft Kollontaj ein sehr trübes Bild. Die Söhne der Magnaten erhielten in der Regel eine häusliche Erziehung durch französische Lehrer, lernten zuerst die französische und dann erst, wie eine fremde, die polnische Sprache, weshalb sie es in dieser häufig nicht einmal zu einiger Fertigkeit brachten, und reisten darauf zu ihrer weitern Ausbildung nach Frankreich. Kollontaj führt einige sehr ergötzliche Resultate solcher Erziehungsweise auf. Da faßte um 1750, zur Zeit der größten Anarchie in Polen, ohne den geringsten Beistand von Seiten der Regierung erwarten zu können, Konarski den Entschluß, durch den wenig beachteten ärmlichen Orden der Piaristen das Erziehungswesen in Polen zu regeneriren. Er wirkte bei dem Papste Benedict XIV. ein Breve aus, durch welches er seinen Orden von manchen mönchischen Lastern befreite und den Mönchen die Möglichkeit gewährte, sich zu Lehrern der Jugend auszubilden. Fügsam dem Hochmuthe des Adels, auf dessen Gunst seine ganze Schöpfung beruhte, gründete er das Collegium nobilium in Warschau, das er zunächst nur zur Ausbildung des reichen und höhern Adels bestimmte. Gingen die bisherigen Schulen Polens, die von Mönchen geleitet und nur von der Jugend niedern Standes besucht wurden, in einer Einübung der den Kindern ganz unverständlichen Grammatik von Alvar auf, und wurde dabei an eine Vorübung für das Leben gar nicht gedacht, so suchte Konarski dagegen den Unterricht naturgemäß und national zugleich zu machen. Er setzte neben der französischen Sprache die polnische in ihre Rechte ein und nahm auch, was bis dahin unerhört war, die Naturwissenschaften unter die Lehrgegenstände auf. Durch sein bescheidenes Auftreten und seinen wahrhaften aufrichtigen Eifer für das Gute gewann er bald allgemeines Vertrauen, und mit ihm beginnt in dem polnischen Unterrichtswesen eine neue Epoche. Selbst auf den mächtigen Orden der Jesuiten wirkte er zurück.

Der Jesuitenorden mag unter den katholischen Geistlichen wenig heftigere Gegner gehabt haben, als Kollontaj war. „Der Hauptzweck des Ordens", sagt er in dem vorliegenden Werke, „war, sich zu bereichern und zu herrschen; jeder Classe von Einwohnern wollte er den jesuitischen Geist einhauchen, das Volk zu Fanatikern ausbilden, denn er sah ein, daß ein fanatisches Volk am leichtesten zu beherrschen sei. Wahrhafte Kenntnisse bot er der Jugend gar nicht dar, dieselbe der Kirche oder vielmehr dem Orden Zeitlebens dienstbar zu machen, das war sein Begehr. Seine Schulzucht war barbarisch, die Strafen entehrend, eine Belohnung für den fleißigen Schüler u. A. war, daß er den nachlässigern züchtigen durfte. Daher kamen aber auch die häufigen Widersetzlichkeiten in den obern Classen, die nicht selten in öffentliche blutige Aufstände ausarteten." Als Konarski mit seinen Reformen hervortrat, mußten die Jesuiten, um ihren Ruf nicht zu verlieren, auch an eine scheinbare Verbesserung des Unterrichts denken, aber trotz der prächtigen physikalischen Museen und Observatorien, die sie einrichteten, blieb der Unterricht der alte. Im Vorbeigehen stellt Kollontaj aus seinen Lebenserfahrungen in einigen Beispielen die Mittel dar, welche die Jesuiten anwendeten, um sich zu bereichern. So erzählt er, wie die Jesuiten, die es hauptsächlich auf geistesschwache reiche Frauen abgesehen hatten, sich bei der Wojewodin Firlej, der Besitzerin der Grafschaft Tenczyn unweit Krakau, einschmeichelten; sie umgaben sie mit ihren Creaturen, verwalteten das bedeutende Vermögen, während sie selbst ausschließlich mit andächtigen Übungen beschäftigt war. Endlich wurde die fromme Beterin belohnt, sie hatte Visionen, sie pflog mit Heiligen Umgang, denn von Zeit zu Zeit erschienen der heilige Aloysius und Kostka, die mit ihr zu Abend speisten und andere Kurzweil trieben, sie hielt das für himmlische Süßigkeiten. Dies wurde aber, so heimlich es auch die Jesuiten trieben, in der Gegend ruchbar, und die Familie fürchtete, die Wojewodin möchte ihr Vermögen den Jesuiten verschreiben. Da versprach ein Bettelmönch, der Wojewodin die Augen zu öffnen. Er schlich sich ins Schloß und erschien in der Gestalt des heiligen Petrus mit zwei gewaltigen goldenen Schlüsseln in der Hand, scheltend, im Saale, als die Wojewodin gerade mit den Heiligen tanzte. Diese bekannten im ersten Schreck, daß sie verkappte Jesuiten wären, wurden entlarvt, und die erstaunte Wojewodin vertrieb noch in derselben Nacht alle Jesuiten aus ihrem Schlosse, das sie aber vor Scham nie wieder verließ.

Darauf spricht Kollontaj von den hohen Schulen, den Akademien Polens. Es bestanden die zu Krakau, Wilna, Zamosc und Kiew. Die älteste derselben, die einst so berühmte krakauer Akademie, war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr gesunken. In der Philosophie galt hier noch die durch Thomas von Aquino verbesserte Lehre des Aristoteles; die neuern Philosopheme eines Cartesius, Leibnitz, Newton wurden verabscheut. Vergebens bemühte sich der Bischof von Krakau, der berühmte Zaluski, den deutschen Philosophen Christian Wolf nach Krakau zu ziehen, die ältern Akademiker widersetzten sich als gute Katholiken der Berufung „des Häretikers", wenn er auch nur in der Mathematik und Physik unterrichten sollte. Als Zaluski hierauf einen jungen Geistlichen, Swiontkowski, nach Halle sandte, der unter Wolf seine Studien absolvirte, traf derselbe nach seiner Rückkehr ebenfalls auf unübersteigliche Hindernisse und erhielt kein Lehramt. „Denn die Akademie", sagt Kollontaj, „suchte ihre Hauptstütze in Rom, und daher mußte sie sich nach dem Geschmacke Roms richten, das alle Neuerungen verwarf, so lange es nicht zu der Überzeugung gekommen war, daß von denselben alle die veralteten, ihm aber vortheilhaften Meinungen nicht untergraben würden." Sehr umständlich und freimüthig erzählt Kollontaj die mit der Geschichte der krakauer Akademie eng verflochtene, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erfolgte Kanonisation des berühmten Johann Kanty, eines Professors der Theologie aus dem 14. Jahrhundert, welcher vielleicht manchem unserer Leser durch eins der trefflichsten Gedichte von Gustav Schwab bekannt ist. Kanty wurde schon seit langen Jahren in Krakau

verehrt, seine Gebeine ruhten in der Kathedrale; nun wünschte die Akademie, um ihr Ansehen zu heben, diesen berühmten Lehrer der Vorzeit unter die Heiligen der römischen Kirche aufgenommen zu sehen. Als aber zu diesem Behufe sämmtliche hinterlassene Manuscripte Kanty's nach Rom gesandt wurden, erfolgte von dort aus wider Erwarten der Bescheid, wie aus den eingesandten Handschriften hervorgehe, daß Kanty ein Häretiker sei, dessen Gebeine in keiner katholischen Kirche geduldet werden dürften, der also auch gar nicht zum Heiligen erhoben werden könnte. Da blieb der erschreckten Akademie, der es so schwer geworden war, einen Heiligen aus ihrer Mitte herauszufinden, und welche die bereits verwendeten Kosten nicht vergebens gezahlt haben wollte, nichts Anderes übrig, als den Beweis zu führen, daß die eingesandten Schriften (was aber gar nicht der Fall war) nicht von Johann Kanty, sondern von einem andern Johannes herrühren, und hierauf erst erfolgte die Kanonisation Kanty's, welche der Akademie gegen eine Million polnischer Gulden kostete.

Am Schlusse seines Werkes handelt Kollontaj von den Verhältnissen und den großen Vorrechten der polnischen Geistlichkeit, die meist aus niedern Ständen hervorging und im Ganzen auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe stand. 9.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Charakteristiken europäischer Notabilitäten.

Wir freuen uns, den ungestörten Fortgang eines interessanten und geistreichen Werkes anzeigen zu können, dessen in d. Bl. bereits zu wiederholten Malen Erwähnung geschehen ist. Es ist dies die bunte „Galerie des contemporains illustres, par un homme de rien", von welcher der sechste Band bereits vor einigen Monaten beendet wurde. Der bekannte Unbekannte, der sich hinter der bescheidenen Maske eines homme de rien birgt, weiß seiner Darstellung eine seltene Mannichfaltigkeit zu geben. Es ist wahrlich nichts Kleines, daß sich, so groß und zahlreich seine Galerie auch schon geworden ist, noch nirgend eine Spur von Monotonie zeigt. Allerdings muß man dem geistreichen Verf. das rühmliche Zeugniß geben, daß er bei seinen Charakteristiken, welche Notabilitäten aller Art betreffen, nirgend an der Oberfläche haften bleibt, sondern daß er selbst tiefer gehende Studien nicht scheut, um seines jedesmaligen Stoffes vollkommen mächtig zu werden. Besonders hervorgehoben zu werden verdient, wie wir schon früher bemerkt haben, die große Unparteilichkeit, welche der Verf. bei Besprechung ausländischer Zeitgenossen an den Tag legt, und die uns bei einem französischen Schriftsteller in diesem Maße beinahe noch nicht vorgekommen ist. Die Reihe berühmter Männer, die uns in diesem sechsten Bande vorgeführt wird, ist bunt und mannichfaltig. Sie wird durch Casimir Périer eröffnet, der wol noch nie so unparteiisch gewürdigt ist als hier. Auf diesen bedeutenden Staatsmann folgt Manzoni, dessen ruhiges, einförmiges Leben einen grellen Contrast mit der stürmischen Laufbahn Périer's bildet. Die Charakteristiken des Marschalls Gérard und des Fürsten Czartoryiski führen uns zwei einflußreiche Männer vor, die in zwei verschiedenen Revolutionen bedeutende Rollen gespielt haben. An sie reiht sich wieder ein würdiger Träger echter Wissenschaftlichkeit, Gay-Lussac, der verdienstvolle Freund Humboldt's, an. Man muß dem Verf. nachrühmen, daß er die hohen Verdienste dieses Mannes um die Fortschritte der Chemie und Industrie auf eine ebenso lichtvolle als belehrende Weise zu würdigen verstanden und daß er bei dieser Gelegenheit eine große Sprachkenntniß bekundet hat. Auf Gay-Lussac folgen wieder zwei Staatsmänner: Villèle, der Minister der Restauration, und Lobau, welcher den ersten Politikern Belgiens beigezählt zu werden verdient. Um aber gleich die bunte Reihe wiederherzustellen, folgen sich nun im schnellen Wechsel der berühmte Bildhauer Bosio, Pasquier, der Kanzler der Pairskammer, der spanische Staatsmann Toreno und Eugène Delacroix, der das Haupt der romantischen Malerschule in Frankreich ist. Man wird diese mannichfaltige Galerie nicht durchlaufen, ohne die Leichtigkeit zu bewundern, mit der sich der geistreiche Verf. den verschiedensten Stoffen anschmiegt. Wir können dieses interessante Werk, das in Frankreich sich einer ungewöhnlichen Verbreitung erfreut, deutschen Lesern nicht dringend genug empfehlen. Wir würden der Mühe, auf dasselbe wiederholt aufmerksam zu machen, überhoben sein, wenn die Redaction der „Grenzboten", welche ihre interessanten Charakteristiken französischer Notabilitäten dieser Galerie stillschweigend entlehnt hat, es für angemessen erachtete, die Quelle, aus der sie so reichlich schöpft, auch einmal namhaft zu machen.

Zur Geschichte der französischen Literatur.

Vor kurzem haben wir einen interessanten Katalog von Jacob le Bibliophile besprochen, den wir als eine wesentliche Bereicherung der Geschichte und besonders der Bibliographie der dramatischen Literatur bezeichneten. Wir halten es für unsere Pflicht, die öffentliche Aufmerksamkeit auf eine ähnliche Arbeit zu lenken, welche, bereits im vorigen Jahre erschienen, würdig ist, diesem werthvollen Werke an die Seite gestellt zu werden. Es ist dies ein „Catalogue des livres composant la bibliothèque poétique de M. *Viollet le Duc* avec des notes bibliographiques et littéraires sur chacun des ouvrages catalogués. Pour servir à l'histoire de la poésie en France." Vierzig Jahre hindurch hat der Besitzer dieser reichen Bibliothek keine Mühe, keine Zeit und kein Geld gescheut, um die Schätze, die er hier beschreibt, zusammenzubringen. Sein besonderes Augenmerk hatte er dabei auf die Dichter der Vor-Malherbe'schen Periode gerichtet, wenngleich er auch die spätere Zeit, welche gewöhnlich als die eigentliche Blütenperiode der französischen Literatur bezeichnet wird, nicht unberücksichtigt läßt. Anerkennungswerth ist, daß Viollet le Duc sich bei seinen bibliographischen Streifzügen nicht wie so viele andere Bibliophilen von gewissen Modeneigungen und einseitigen, ästhetischen Ansichten hat leiten lassen, und daß er selbst solchen Schriftstellern seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, die in gewöhnlichen Handbüchern nur mit ein paar Worten im Vorbeigehen abgefertigt werden. Auch dadurch unterscheidet er sich von den Sammlern gewöhnlichen Schlages, daß er sich nicht begnügt, seine literarischen Schätze aufzustapeln, sondern daß er sie auch zu einem eifrigen, eindringlichern Studium benutzt. Er verschmäht es, ein bloßer Bibliotaphe zu sein, wie er sehr bezeichnend die Büchergeizigen nennt, die sich nur freuen, wenn sie die Kostbarkeiten, die sie gesammelt haben, hinter Schloß und Riegel bringen können. Der Inhalt dieses wichtigen Werks, dem wegen seiner sorgfältigen bibliographischen Angaben und vorzüglich auch wegen der Anführung vielfacher Proben ein besonderer Werth beigelegt werden muß, ist folgendermaßen vertheilt. Zuerst kommt die Bibliographie der Institutions, éléments et traités de poétique (S. 1—10), hieran reihen sich die Poëmes sur l'art poétique (S. 11—17), die Recueils de poésies (S. 17—47). Dann folgen die Poésies antérieures au 16ième siècle (S. 47—108), unter denen einige, wie z. B. Marie de France u. s. w., noch einer spätern Erwähnung vorbehalten bleiben, indem dieselben unter Anderm im Kataloge der „Chansonniers" ihren natürlichen Platz finden. Von S. 108—322 wird das 16. Jahrhundert abgehandelt, und nach einer Betrachtung über den Wendepunkt der französischen Literatur am Ende des 16. Jahrhunderts folgt dann endlich von S. 324—610 eine ausführliche Beleuchtung des 17. Jahrhunderts. Am Schlusse des Werks wird dann endlich ein Blick auf die neuen Aussichten geworfen, die sich am Ende dieser Periode für die französische Poesie eröffnen. Der Verf. stellt eine Fortsetzung dieses Werks in Aussicht, welche noch zwei Bände umfassen soll. Der eine derselben wird die dramatische Literatur, der andere die Fabeldichter u. s. w. behandeln. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 59. —— 28. Februar 1845.

Die Geschichte der Gesellschaft in ihren neuern Entwickelungen und Problemen. Von Theodor Mundt.

(Beschluß aus Nr. 58.)

Die letzterwähnte Polemik, welche in Berlin sehr natürlich und den aufgeweckten Geistern gleichsam geboten ist, zieht sich unbewußt das ganze Buch hindurch. Der heimische Boden, auf dem sie erwachsen, hat auch anderweit der Darstellung Ton und Farbe geliehen, und das glänzende Gaukelspiel witziger rhetorischer Antithesen, das gemüthliche Hin- und Her- und Beiherſprechen, der ganze äußerlich luxuriöse Apparat von Worten, Bildern, Sentiments, Sentenzen, Anekdoten u. s. w. wird sicherlich dazu beitragen, selbst in die Salons und weiter hinauf in höhere und höchste Kreise hineinzuspielen, was dort auf anderm Wege nicht eingeschwärzt werden mag. Von dieser schillernden Art sind die antithetischen Spiele „Napoleon und Ludwig Philipp", „Pferd und Dampf"; ferner die witzigen Causeries über Karlstadt, „St.-Simon", „Liederliche Kleriker", „Gelehrte und andere Handwerker", „Bettina und der Socialismus". Bei der spitzigen Bemerkung über die Bonmots, daß diese „so oft als der prickelnde Lebensausdruck verderbter Gesellschaftszustände erscheinen", konnten wir ein trostloses Lächeln nicht unterdrücken, wenn wir uns des modernen Journalismus, der neuesten deutschen Prosa, und selbst der Sprache Th. Mundt's erinnerten, die fast immerfort bonmotisirt. Wirksamer noch mag der schneidende berliner Witz und die saloppe Sprache, auf welche sich auch W. Alexis viel zugute thut, hier und da einschlagen. Mag er aber noch so wirksam sein, der wissenschaftliche Ernst verschmäht diese hüpfenden schrägschimmernden Sprachkunststücke nicht aus Pruderie, sondern aus dem natürlichen Instincte, jedem Inhalt seine ursprünglich eingeborenen Formen zu geben. Die geistreiche Leichtfertigkeit, die auch die Profanation nicht verschmäht, hat auch ihre berechtigte Stelle — aber sie bleibe fern vom Tempel: sie ist nicht fähig, die großen Fragen zu lösen, an denen die Zeit krankt. Jene launige Geschwätzigkeit, zu welcher vor 20 Jahren Heine den Ton anschlug, entzückt für Augenblicke, ja sie kann blenden, hinreißen, während der gediegene Ernst des aufrichtigen Forschers, in geraden, stolzen, stetigen Schritten unaufhaltsam zum lichten Ziele strebend, auch den Weg durch die Nacht nicht verschmäht, welchen nur der Gemüthlose schauerlich trocken nennt. Aber freilich, diese strenge Weise Hegel's und Dahlmann's würde dem zarten Munde nicht munden, dem das Buch gewidmet ist. Nur müßte der „Künstler der deutschen Prosa", wenn er einmal das Bedürfniß der Geistreichigkeit für seine und seines Buchs Stellung in Anspruch nimmt, doch auch Maß zu halten wissen und sich wenigstens der schlimmsten Auswüchse der Salopperie und der Profanation enthalten können. Allzu bequem, nachlässig geschrieben ist S. 177, 181, 209, 255, 327:

> Die eigentliche Geschichte der Bewegungen der Gesellschaft — sie nimmt ihren Anfang mit der Geschichte des dritten Standes — — erst in dieser Periode der Geschichte — —
>
> Der dritte Stand, schwarz gekleidet, keine Feder ziert seinen Hut, steht als der letzte da.
>
> Die Sklaven der Alten aber, obwol mit dem Einschnitt in die Stirn bezeichnet, in schlechten Kleidern gehalten — ausgeschlossen vom Genuß des Weizenbrots, . . . in diesen Zwang des physischen Lebens eingeschlossen gleich dem Thier, hatte der alte Sklave doch zugleich das Recht auf geistig menschliche Behandlung.
>
> Dieser Reichthum der neuen Zeit, in welchen sich eine volksthümliche Kraft hineingesetzt hat (?), zu ihm gesellt sich das Talent —
>
> Der König, welcher arbeitet, in ihm stellt sich eine ewig junge Macht der Zeit dar — —

Diese Herodot'sche Naivetät steht unserer wissenschaftlichen Prosa sehr schlecht zu Gesichte, weil bei uns, und zumal gegenwärtig, der Unterschied zwischen natürlicher und Schriftsprache, wie zwischen Unmittelbarem und Vermitteltem, tief ins Bewußtsein gedrungen ist; mag man es schelten oder loben, aber es ist so, und keine Geistreichigkeit kann solche Salopperien vergessen machen. Noch weit weniger kann ich mich mit der profanen Weise befreunden, mit welcher der berliner oder pariser Witz an dem Heiligen herumnagt, indem er es alle Augenblicke als Symbol, Gegenstück, Gleichniß gebraucht, oder geradezu misdeutet. Die widrige Geschichte mit der liederlichen Göttin der Freiheit erscheint wie zum Scherz; eine „fromme Stunde der Verzweiflung macht den Armen zum Communisten", „Offenbarungen an die Gesellschaft", „Propaganda der neuern Menschheit" und Ähnliches ist schon zum stehenden Ausdruck geworden. Die „Ablaßzettel mit dem Giro des Papstes versehen" klin-

gen zwar dem protestantischen Ohre minder anstößig, sind aber mehr spöttisch als historisch so benannt. Auch gestehe ich, ohne eben Pietist zu sein, daß mir die „Anbetung des Talents" nicht würdiger gesagt scheint als der kürzlich vielbesprochene „Cultus des Genius". Mehr zierlich als fromm klingt endlich die sonderbare Auffassung des Sabbaths.

Gleichsam zur Sühne für diese der wissenschaftlichen Sprache angethanen Unbilden gibt der Verf. anderswo dem Hegel'schen Sprachgebrauche größere Concessionen als die Bestimmung seines Buchs zuläßt. Wenigstens hochtrabend werden es die Damen nennen, wenn S. 416 „die Revolution von 1649 wesentlich eine That des sich in seiner Selbstmacht erkennenden Volksgeistes" genannt wird; dieselben werden vielleicht noch weniger als mancher Student von 1830, der im Auditorium Nr. VIII vergeblich schwitzte, Ausdrücke verstehen wie: „die wahre ihrer selbst gewisse Wirklichkeit des Geistes", das „frei aus sich entlassen", die „Ehe als Coincidenzpunkt von Welt und Geist" und Ähnliches. Vollends unerträglich ist der häufige Gebrauch des „Dieses", welches in Hegel's Phänomenologie ein eigenes Capitel bildet, und in seinen übrigen Schriften oft ungewöhnlich, zwar an rechter Stelle angewandt, doch immer neu und fremdartig klingt. In der leichtflüssigen Prosa unsers Verf. dagegen nimmt es sich komisch aus, wenn z. B. S. 50 gesagt wird: „Die Natur war dem antiken Menschengeist immer nur dieser verarbeitete Lebensstoff selbst gewesen", ja er überhegelt den Hegel S. 53:

> Was (im Märchen) als das Erlösende von dem Banne dazwischen tritt, ist gewöhnlich die Liebe, also das geistige Element, welches das andere Geistige, das in diesen Naturzwang gerathen, auch wieder zu sich befreit, und sich dann mit ihm zu diesem schönen ewigen Liebesbund verbindet, welcher als das wahre Symbol der freien und berechtigten Einheit von Natur und Geist erscheint.

Endlich eine erzhegelsche Phrase von einer Art, wie sie mir nur im schweren Ringen des Gedankens, etwa in phänomenologischen Untersuchungen, entschuldigt scheint, dem flatternden Consiturentone aber gänzlich fremd, ist zu lesen S. 179: „Diese alte Zeit war eben die gewesen, daß darin der Begriff der Gesellschaft noch verloren und überwältigt war." Diese Zwitterhaftigkeit des Tons, welche zwischen Schuljargon und gleißender Eleganz hin und her hüpft, und von thränenreicher Frömmelei oder lasciver Spitzigkeit nach Belieben entlehnt, gibt der ganzen Darstellung einen zersprungenen Charakter. Sie entspricht allerdings der Zerrissenheit und Einheitslosigkeit des ganzen Buchs, wird aber zugleich seiner Wirksamkeit schaden, indem die haute volée, in deren Geist es eigentlich gedacht ist, sich mit Entsetzen von den speculativen Wendungen abwenden, der gelehrte Denker aber ebenso sehr die Flatterhaftigkeit des Tons verabscheuen wird.

Man kann aus dem Buche Viel und Mancherlei lernen; aber mit all den überraschenden Combinationen, den interessanten Notizen u. s. w. wird der Schatz nicht gehoben. Wer die Leiden der heutigen Menschheit empfindet und mit Ernst an die großen Fragen der Gegenwart tritt, wer mit vollem Herzen, mit überströmender Leidenschaft in das Gebiet dieser neuen Weltschöpfungen hineingetrieben wird und hier zu wirken, zu schaffen und zu leiden Beruf fühlt: der wird ganz andere Mittel in Bewegung setzen, um der Wahrheit, dem Glücke, dem Ideal nachzujagen.

> Und wenn's auch Ernst ist was zu sagen,
> Ist's nöthig, Worten nachzujagen? —
> Zerstreutes Wesen führt uns nicht zum Ziel.

Ungeachtet dieser bedeutenden Schwächen der Darstellung bleibt indessen die Summe Dessen, was das Büchlein anregt, immer bedeutend genug, um zum Lesen und Wiederlesen besonders Diejenigen aufzufodern, denen, wenn ich recht gerathen, die Schrift zunächst bestimmt ist. Daß das Ziel der heutigen Menschheit Glück und Freiheit, daß ihr Mittel die Arbeit sei, dieser Hauptgedanke ist mit Gewandtheit durchgeführt, und so viel es diese Form erlaubte, bewiesen. Als letztes Mittel wird die Association genannt, als eigentliche Bestimmung dieses Gesellschaftslebens aber soll der Reichthum erscheinen. Hierbei ist mir das Bedenken aufgestiegen, in welchem Verhältniß nun die Begriffe Association, Arbeit, Glück, Reichthum zueinander stehen, d. h. inwiefern verhalten sie sich zueinander als Mittel und Zweck? Ist Glück und Reichthum einerlei? Dies wird der Verf. nicht behaupten wollen, obgleich man es aus S. 1 schließen müßte: „Das letzte Evangelium der Menschheit ist Glück und Freiheit", verglichen mit dem eben genannten S. 381: „Die Bestimmung der Gesellschaft — Reichthum"; wogegen schon der trivialste Verstand die Einwendung machen wird, daß nicht der Reichthum eo ipso, ohne Sittlichkeit, ein Glück sei, und zudem ein allgemeiner Reichthum eine Chimäre, weil der Begriff des Reichthums eben ein comparativer ist. Überhaupt aber vermißt man bei der Erörterung der Cardinalbegriffe Glück, Reichthum, Association, Arbeit nur zu sehr das sittliche Moment, dessen nur unvollständig und vorübergehend in den Schlußworten über Volkserziehung gedacht wird. Die echte und letzte Beglückung der Menschheit ist nur auf dem Wege der Sittlichkeit möglich; und den sittlichen Charakter tragen auch schon die meisten Associationen unserer Zeit in sich, manche mehr als Aushängeschild, manche als wahre Tendenz. Je weiter die Kraft der sittlichen Verbindungen dringen wird, desto mehr wird das Elend, ererbtes und erworbenes, aus der Welt verdrängt werden. Davon deutet der Verf. die Grundzüge an in den Erläuterungen der Arbeit, nur minder vollständig als wir erwarteten, da ihr, die doch das Hauptmittel des zu erreichenden bessern Zustandes sein soll, nirgend eine eindringende Untersuchung gewidmet ist, sodaß man nicht erfährt weder was noch wie gearbeitet werden soll. Auch meinen wir, daß die Association nicht Alles thun kann, oder der Begriff derselben müßte weiter ausgedehnt und doch zugleich bestimmter gefaßt werden. Wie bei der Arbeit nämlich, so wird auch hier zu fragen sein, „was, wozu und wie associirt werden solle". Wenn alle möglichen Bestrebun-

gen zum Fortschritte der Menschheit von jetzt an nur in solcher corporativen Form erscheinen sollten, so würde dies zuletzt in eine zünftige Philisterei ausarten und die freie Genialität nur noch als Revolution daneben stehen. Außerdem ist des wichtigen Moments der systematischen Auswanderung, um welches viele wackere Socialisten eifrig bemüht sind, hier gar nicht gedacht. Wie weit dann selbst diese, die corporativ oder regierungsseitig oder individuell betriebene Auswanderung, späterhin durch Entdeckungen neuer Länder, Nahrungsmittel, Bodenculturen, Erwerbsquellen wird befördert und gesichert werden, läßt sich gar nicht berechnen; wir aber hätten gewünscht, in dem ahnungsreichen Büchlein auch dieser wichtigen Momente Erwähnung zu finden, da seine Tendenz ja theoretisch und praktisch zugleich sein will.

Können wir nun auch aus dem Buche kein schlagendes Hauptergebniß herauslesen, und selbst mit den einzelnen Ergebnissen, die es bietet, uns nicht immer befriedigt erklären, so danken wir ihm doch mannichfaltige Belehrung und Anregung. Nur diesen Wunsch sprechen wir zum Schlusse aus, daß wir bei aller Bewunderung der glänzenden Gaben des Verf. ihn doch lieber auf einem andern Gebiete arbeiten sähen, wo seine Natur ursprünglich einheimischer scheint. Wenn er, die schönen Kräfte, die er in seinen kritischen, literarischen, poetischen Arbeiten früher gezeigt hat, von den praktischen, socialen und politischen Verhältnissen zurückziehend, zu seinem Eigensten zurückkehrte, so würden wir gediegenen Kunstwerken entgegensehen.

Eduard Krüger.

Schleiermacher.

Vorlesungen über Schleiermacher. Von Julius Schaller. Halle, Lippert und Schmidt. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ein Buch, auf welches sehr viel Fleiß verwendet sein mag, von dem sich aber nicht recht einsehen läßt, für wen es doch geschrieben sei. Denn Unbefangene, denen der Gegensatz zwischen Schleiermacher und Hegel nicht unbekannt ist, werden über den Erstern nicht aus dem Munde eines Hegelianers belehrt sein wollen, und Anhänger des Hegel'schen Systems, wie deren noch jedes zur Zeit seines Vorherrschens gezählt hat, die eine Sache erschöpft zu haben glauben, wenn sie sich dieselbe vom Standpunkte eben dieses Systems zurechtgelegt haben, möchte es nicht viele mehr geben. Auch würden die Letztern die arrière-pensée bei allem Lobe, welches ein strenger Hegelianer etwa ausspricht, daß nämlich der Gelobte es hoffentlich selbst wissen werde, daß ihm damit immer nur eine Vorstufe zur Philosophie des absoluten Gedankens angewiesen sei, vielleicht nicht hinlänglich angedeutet finden. Es scheint dem Verf. wirklich Ernst zu sein, wenn er S. 1 sagt, nicht das Ärgerniß an Schleiermacher sei es, was diese Vorlesungen veranlasse, sondern die Achtung vor seinem gewaltigen Geiste, an dessen Schöpfungen wir uns belehren und erquicken wollen. Nun könnte man freilich ferner fragen, warum er uns denn nicht an diese letztern selbst verweise, sondern uns statt Dessen ein Buch voll Auszüge aus ihnen in die Hände gebe. Aber aus diesen und den andern angedeuteten Zweifeln zieht uns auf einmal die Vorrede, aus welcher wir sehen, daß wir überhaupt gar nicht ein Buch vor uns haben, sondern akademische Vorlesungen, und da läßt sich denn allerdings nicht in Abrede stellen, daß es Studenten gegenüber, welche zu einem durchgreifenden Studium einer wissenschaftlichen Persönlichkeit als solcher noch nicht berufen sind, ganz zweckmäßig sein mochte, wenn ein Lehrer, der ihr Vertrauen genießt, eine solche vor ihnen entfaltete. Immer aber bleibt das Bedenken, ob nicht bei der nachfolgenden Herausgabe das Element der Kritik, so sehr es bei der ursprünglichen Bestimmung zurücktreten mußte, mehr hätte zur Hauptsache gemacht werden sollen. Denn einer vorläufigen Darstellung von Schleiermacher's Wesen und Wirken kann doch das wissenschaftliche Publicum als solches, bei dem die Bekanntschaft mit den Werken Schleiermacher's selbst, insofern sie eben gedruckt vorliegen, vorausgesetzt werden muß, nicht bedürftig sein. Es wird sich die ganze Leistung sogleich objectiv machen, und statt sich zu bescheiden, aus ihr Schleiermacher kennen zu lernen, die Frage aufstellen, ob dieser in ihr richtig dargestellt und, wo der Verf. von ihm abweichen zu müssen glaubt, in der That widerlegt sei. Was nun den ersten Punkt betrifft, so ist es hier mit einer auszugsweisen Berichterstattung nicht gethan. Vielmehr liegt darin, es mit dieser gethan zu glauben, bereits ein wesentliches Misverständniß. Es ist bekannt, wie sehr Schleiermacher's Philosophie mit seiner Individualität verwebt war. Schleiermacher kann gar nicht dargestellt werden, als indem er sich selbst vor uns hinstellt. Es kommt bei ihm nicht sowol auf die Philosophie an als auf das Philosophiren, nicht auf den Inhalt, sondern auf die Formthätigkeit, welche diesen ans Licht fördert. Und eben daraus ergibt sich denn auch, was von der materiellen Abweichung seiner Lehren von den Hegel'schen zu halten ist. Was bei Schleiermacher eigentlich nur eine Art Regel des Verhaltens ist, und Lehrmeinung nur insofern, als es als Das aufgestellt wird, worauf es ankomme, wird von dem Hegel'schen Kritiker als reines Dogma aufgefaßt und beurtheilt werden müssen. Und so kann denn das vorliegende Buch in jeder Weise nur als eine Parteischrift angesehen werden. In dieser Beziehung hat es aber freilich bei der Gründlichkeit, durch welche es sich auszeichnet, und dem ernstlichen Bestreben, sich die Leistungen der Gegenseite anzueignen, das Verdienst, die Streitpunkte mit großer Klarheit ins Licht zu stellen. Besonders ist dies der Fall nach der Seite hin, welche das größere Publicum am meisten interessiren möchte, der ethischen. Wie wenig dieses Gebiet für Schleiermacher exoterisch war, ist bekannt; es erhellt aber aus der praktischen und besonders der politischen Wendung, die man neuerlich der Hegel'schen Philosophie hat geben können, daß auch in dieser eine ganz bestimmte ethische Weltansicht liegt. Schaller's Verfahrungsweise in diesem Punkte ist nun diese, daß er dem Schleiermacher'schen Princip der Eigenthümlichkeit und des individuellen Lebensberufes die substantiellen Mächte des Handelns gegenüberstellt, die Eigenthümlichkeit aber, die wir nach Schleiermacher's Ansicht fixiren sollen, für Particularität erklärt (siehe besonders den Abschnitt über die „Briefe über die Lucinde", S. 38), wobei denn aber darin, daß Schleiermacher immer mehr das Allgemeine wenigstens für eine wesentliche Seite erkannt habe, wodurch er freilich zum Theil mit sich in Widerspruch gerathen sei, nach Weise Hegel's ein Fortschritt zu dem eigenen Princip des Letztern hin erblickt wird. Daß hierbei ein Irrthum obwalten muß, ist klar; wie könnte irgend ein Mensch die Ausbildung Dessen, was Hegel Particularität nennt, als allgemein gültiges Princip aufstellen, da ja dieselbe gar nichts Anderes ist als das wesentlich nicht Allgemeine. Auch liegt schon darin, daß durchaus nur von Gemeinschaft Eigenthümlicher die Rede ist, die Anerkennung einer der Einzelheit als solcher entgegenstehenden und dieselbe wenn auch voraussetzenden, doch zugleich umschließenden Allgemeinheit; weshalb auch die aus den „Hallischen Jahrbüchern" entlehnte Anknüpfung Schleiermacher's an die Romantik wenigstens in dieser Weise nicht statthaft sein möchte; Schleiermacher hat der „Lucinde" etwas Besseres untergelegt als darin ist, ähnlich wie Plato der Knabenliebe. Die Sache ist eben diese, daß, wie Schleiermacher die Metaphysik auf das Gebiet der Ethik hinüberzieht und daher als Dialektik faßt, so die Hegel'sche

Weltansicht die Ethik unmittelbar auf Metaphysik begründen will, indem sie nur einen ewigen Inhalt des Bewußtseins sucht. Ein solcher ist in der Lösung der eigenthümlichen Lebensaufgabe als solcher, wie sie Schleiermacher an die Spitze stellt, nicht gegeben, und darum weiß jene Weltansicht mit derselben nichts anzufangen. Es wird gerade behauptet, daß es nur auf die Form ankomme, nämlich daß man sich des unmittelbar gegebenen Lebensinhalts mit Entschiedenheit zu bemächtigen wisse. Man sieht leicht ein, daß hieraus eine wirklich praktische und also allgemein gültige Sittenlehre viel eher wird hervorgehen können als aus der Hegel'schen Lehre, welcher, insofern sie in jedem Gebiete nur das Höchste, oder Das, welches die letzte Wahrheit desselben ist, gelten lassen will, eine solche Unmittelbarkeit von Haus aus unzugänglich ist, und die daher mit ihren ewigen Mächten des Handelns eigentlich nur auf den Höhen der Menschheit eine Bedeutung haben kann. Nur scheitert freilich Schleiermacher zuletzt doch an derselben Klippe, indem er eine Lebensaufgabe im Sinne hat, die nicht nur in dem Sinne eine eigenthümliche ist, daß ich sie eben für die meinige erkenne, sondern auch in der materiellen Beziehung, daß in ihr etwas enthalten sei, was in denen der andern nicht vorkommt; denn dergleichen werden gewiß nur Wenige von sich behaupten können, und selbst für diese liegt die Gefahr nahe, statt des Eigenthümlichen nur die formelle Eigenthümlichkeit zu verfolgen und somit in Leerheit und sittlichen Nihilismus und Dualismus zu verfallen. Dagegen ist nun wieder Hegel im Rechte, der auf die Sache dringt, und verlangt, ich solle nur das Richtige wollen und solche träge Reflexion darauf, daß gerade ich dies wolle, bleiben lassen. Dieses Richtige sind denn aber in letzter Instanz nur jene substantiellen Mächte des Handelns. Es kann zu mancherlei Reflexionen über den Gang der modernen Philosophie veranlassen, daß die beiden Antagonisten in der praktischen Philosophie in einem so unpraktischen Resultate zusammentreffen. 42.

Bibliographie.

Arnold's, G., Geistliche Lieder, zum ersten Mal gesammelt und bearbeitet von A. Knapp. Mit Arnold's Bildniß. Stuttgart, Becher und Müller. Gr. 12. 15 Ngr.

Das Buch vom Jahre 1812. Oder: Napoleon in Rußland. Dargestellt von einem Augenzeugen. 3ter Band. Quedlinburg, Basse. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Buchholz, C. F., Das tägliche Brod. Predigt. Berlin, Wohlgemuth. 1844. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Dürr, L. J., Vier Monate in Algerien. Bericht über meine Amtsführung in Dely-Ibrahim, in einem Schreiben an die Pastoral-Conferenz zu Strasburg. Strasburg, Treuttel und Würtz. 12. 5 Ngr.

Die Grundgesetze des Deutschen Bundes, oder deutsche Bundes- und Schluß-Acte, nach Ordnung der Bundesacte vereinigt; nebst den wichtigsten Territorial-Bestimmungen und den organischen Gesetzen des Bundes. Von G. v. Meyer. Frankfurt a. M., Boselli. Schm. 4. 20 Ngr.

Gutensohn, J. G., Vergleichende Betrachtung über Eisenbahn-Anlagen und ihren Betrieb durch Locomotiv- und Pferdekraft. München 1844. 8. 2½ Ngr.

Haupt, L., Das neue Lied des Preußenvolkes. Predigt über Psalm 144, 9—11. Görlitz, Heinze und Comp. 1844. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Heyd, L. F., Ulrich, Herzog zu Würtemberg. Ein Beitrag zur Geschichte Würtembergs und des deutschen Reichs im Zeitalter der Reformation. 3ter Band, vollendet und herausgegeben von K. Pfaff. Mit dem Bildnisse des Herzogs Christoph. Tübingen, Fues. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Jahn, G., Das Hohelied. In Liedern. 1ste Gnadenführung: Das Werk im Glauben. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Kalisch, L., Schlagschatten. Mainz, Wirth. Gr. 8. 1 Thlr.

Kleinmann, F., Die Nothwendigkeit durchgreifender Justiz-Reform, unsere dermaligen Aussichten auf solche, und was hierbei den öffentlichen Rechtsanwälten zu thun bleibt? Rottweil, Setzer. 1844. Gr. 8. 2½ Ngr.

Englische Skizzen aus den Tagebüchern von Ida Kohl und J. G. Kohl. Drei Theile. Dresden, Arnold. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Leonhardi, R., Kinder der Muse, in einsamen Stunden erzeugt. Gedichte. Leipzig, Goetz. Kl. 8. 1 Thlr.

Lieber, F., Bruchstücke über Gegenstände der Strafkunde, besonders über das Eremitensystem. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Meneval, Baron v., Napoleon und Marie Louise. Geschichtliche Erinnerungen. Aus dem Französischen von A. Diezmann. 1ster Band. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Passow, W. A., Zur Erinnerung an Karl Schöppach. Meiningen, Keyßner. 1844. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Pestalozzi, H., Abendstunde eines Einsiedlers. Zur Erinnerung an ihn neu herausgegeben von O. Schulz. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Kieler Petition gegen den Antrag Ussing's auf eine landesherrliche Erklärung über die dänische Staatseinheitsfrage. Mit einem einleitenden Vorwort von F. Hedde. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1844. Lex.-8. 3¾ Ngr.

Pistorius, H. A., Frau Argula von Grumbach geborene von Stauffen und ihr Kampf mit der Universität zu Ingolstadt. Aufs neue bearbeitet. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Kl. 8. 15 Ngr.

Pütter, K. T., Das praktische europäische Fremdenrecht. Nebst einem Anhang zur Kritik der fremdenrechtlichen Bestimmungen des preussischen Strafgesetz-Entwurfs. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Rathgeber, G., Annalen der niederländischen Malerei, Formschneide- und Kupferstecherkunst. Gotha, Müller. 1844. Fol. 14 Thlr. 15 Ngr.

Rauer, K. F., Die ständische Gesetzgebung der preußischen Staaten. Zwei Theile. Berlin, Heymann. Gr. 8. 4 Thlr.

Revue östreichischer Zustände. 3ter Band. Leipzig, Reclam jun. Kl. 8. 1 Thlr.

Ruland's X für ein U. Beleuchtung der Predigt über die Verehrung der Reliquien. Berlin, Bethge. 8. 2½ Ngr.

Scenen und Bilder oder Lehrerleiden und Lehrerfreuden, aus dem Leben eines Schulmeisters. Leipzig, Glück. 1844. 8. 7½ Ngr.

Schuler, K. J., Der Frühling. Fortsetzung des Winters. Manheim, Löffler. 1844. Gr. 18. 10 Ngr.

Sonntag, J. V., Knittelfeld in Obersteiermark. Ein Beitrag zur Vaterlandskunde. Grätz 1844. Kl. 8. 17½ Ngr.

Der neue Tempel. Blätter zur Besprechung der kirchlichen Verhältnisse Deutschlands. Für alle Confessionen. 1stes Heft. Leipzig, Brauns. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wolter, F. A., Geschichte der Stadt Magdeburg von ihrem Ursprunge bis auf die Gegenwart. Magdeburg, Schmilinsky. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein Wort an Rom und seine Hierarchie. Veranlaßt durch die Ausstellung des heiligen Rockes und zugleich als Beleuchtung der Schrift: „Herr Joh. Ronge, der falsche katholische Priester, und die schlechte Presse." Hagen, Thieme und Butz. 1844. 8. 3 Ngr.

Wovor fürchtet man sich? Ein ruhiges Wort über einige von den Kreis-Synoden im Jahre 1844 gestellte Anträge. Von einem protestantischen Geistlichen. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wunderthäter und Ablaßkrämer im 19. Jahrhundert. Eine Parallele des 16. und 19. Jahrhunderts zur Charakteristik unserer Tage. Veranlaßt durch die Wallfahrt nach Trier &c. Wesel, Bagel. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 60. —— 1. März 1845.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Der Staat und die Kirche.

Der Staat in seinem Verhältnisse zur Kirche. Von W. E. Gladstone. (Nach der vierten Auflage des Originals.) Eingeführt durch A. Tholuck. Übersetzt von Julius Treuherz. Halle, Mühlmann. 1843. Gr. 8. 2 Thlr.

Je größeres Aufsehen dieses Werk in seinem Geburtslande gemacht hat, was schon die rasche Folge der erlebten Auflagen zeigt, und je größern Werth selbst der hochachtbare Vorredner darauf legt, je wichtiger endlich der Gegenstand, den es behandelt, sowol an sich selbst als insbesondere unter den obwaltenden Zeitumständen ist, desto mehr haben wir es für eine unerlaßliche Pflicht gehalten, uns mit der größten Aufmerksamkeit hineinzustudiren, und desto mehr verpflichtet uns unser Beruf, unsern Befund den Lesern unverhohlen darzulegen. Sollen wir hierbei nicht sehr oberflächlich und absprechend zu Werke gehen, was wir uns bei einem solchen Werke am wenigsten herausnehmen dürfen, so können wir nicht umhin, den wesentlichen Gang der Untersuchung des Verf. im ganzen Zusammenhange auszuziehen und zu beleuchten, wozu wir denn freilich uns nicht nur die Aufmerksamkeit, sondern auch eine längere Zeit von unsern Lesern erbitten müssen, aber auch die Gewährung um so gewisser voraussetzen, da diese Angelegenheit für alle Menschen von Bildung und von einer ernsten Lebensansicht von der höchsten und ausgedehntesten Bedeutung sein muß.

Selten schreibt sich ein Schriftsteller sein eigenes Urtheil unabsichtlich so entschieden als hier der Verf. S. 28: „Es ist unsinnig, den Erfolg richtiger Schlüsse blos deshalb zu verschmähen, weil sie nicht aus richtigen Prämissen gezogen oder ohne eine scharfe Analyse ihrer Gründe gefolgert worden sind, wenn dadurch die Erkenntniß der Menschen nur mit ihren Gefühlen und Neigungen in Übereinstimmung gebracht wird." Es soll also der Verstand dazu gebraucht oder eigentlich gemisbraucht werden, um sich selbst zu überreden und vor sich zu rechtfertigen, daß unsere Gefühle und Neigungen uns beherrschen und wir uns von ihnen regieren lassen. Wie nun der eigene Tadel in der Regel selten das volle Maß erreicht, so müssen auch wir hier demselben nach hinzufügen, daß der Verf. seine Gefühle und Neigungen nicht blos durch eine Ausführung des Nachdenkens rechtfertigt, sondern daß er jene dieser zum Grunde gelegt hat, sich also in einem vollkommenen Cirkel bewegt, und daß in demselben sich wenigstens ebenso viel unrichtige als richtige Schlüsse ergeben, sodaß er aus unstatthaften und unbegründeten Voraussetzungen auf noch unstatthaftere und ganz unwahre Ergebnisse kommt. Offenbar geht dem Verf. der Grad von Scharfsinn und Geistesruhe ab, der zu einer streng wissenschaftlichen Ausführung und Beweisführung erfodert wird; er ist seiner Gesinnung nach ein Hochtory dermaßen, daß selbst der Geist der Feudalität an ihm einen Lobpreiser gefunden hat, und zugleich erfüllt von der ganzen Bigoterie, mit welcher die Hochkirche von England ihre Zöglinge erfüllt, sodaß die Gestaltung der Verfassung seines Vaterlandes in Verbindung mit der hochbischöflichen Kirche ihm höchst vortrefflich erscheint und er sich berufen gefunden hat, als deren Anwalt sie gegen die Stimmen Derer zu vertheidigen, welche aufgestanden sind, vor dem Einflusse und dem Festhalten an der Macht der Aristokratie und der Kirche zu warnen und die Vermeidung furchtbarer Krämpfe an eine bedächtige Abänderung dieses Zustandes zu knüpfen; solchergestalt nimmt er ganz und gar den Platz und die Rolle eines Advocaten ein, der aus oder mit eigenem Interesse an dem Gegenstande seiner Vertheidigung auf die Gewinnung eines günstigen Urtheils ausgeht, und dem es hierum, nicht um die rücksichtslose Erforschung der Wahrheit, zu thun ist. Durch häufige Berufungen und Anführungen aus den Schriften des classischen Alterthums, durch eine kühne Kritik über die ausgezeichnetsten Schriften der neuern Zeit, durch einen lebendigen Sinn für Sittlichkeit und Religiosität, durch eine überaus würdige und beredte Behandlung der Sache und durch eine sehr weite Ausholung und Verbreitung, welche so leicht den Faden des Verfolgens verlieren läßt, den er geschickt wieder am ihm passenden Orte anzuknüpfen weiß, hat Gladstone so sehr im Geschmacke seiner Landsleute, vornehmlich derer, denen er das Wort geführt hat, geschrieben, daß die vier Auflagen ganz begreiflich sind. Hingegen bezweifeln wir, daß er in Deutschland einen gleichen Anhang finden möchte. Wie Vinet's durch Volkmann übersetzte Schrift über die Freiheit des religiösen Cultus unter den Neuern ihm vorzüglich Widerpart hält, so hat er unter uns Deutschen die nächste Verwandtschaft mit Stahl, auf den er sich auch öfter beruft. So wenig indessen die Doctrin des Letztern die Lehre und das Recht der evangelischen Kirche bemeistern wird, ebenso wenig Gladstone, weil der Grund des ganzen Gebäudes keine Festigkeit und keinen Halt hat. Denn wenn auch der Vorredner meint, daß die Hauptsätze der vorliegenden Ausführung des Schlußsatzes, daß der Staat seinem allgemeinen Begriffe nach der Religion nicht

entbehren könne, von nicht wenigen der ersten Geister auch hier zu Lande schon erkannt worden seien, doch aber an Gewicht durch eben diese Entwickelung gewinnen würden, müssen wir doch im voraus bemerken, daß alle jene Sätze: der Staat sei ein vollständiger sittlicher Organismus; die Nation die realisirte Volkseinheit, welche im Staate allein lebensfähig und thätig sich gebahren könne; daß die Religion dem Staate wesentlich sei, weil es die Aufgabe desselben in seiner Persönlichkeit ist, das gesellschaftliche Leben der Menschen zu entwickeln, welches wesentlich nach seinen Triebfedern, Inhalte und Zwecke sittlich sein muß, und weil die Sittlichkeit des Erfolgs nur sicher sein könne, wenn sie religiös ist u. s. w., ebenso wie der Schlußsatz selbst nur halb wahr sind und mehr oder weniger Wahres und Falsches miteinander vermischen, je nachdem ihr überaus zweideutiger Sinn verstanden wird. Die einfache Wahrheit versteckt sich aber nie hinter Zweideutigkeiten, strebt vielmehr nach der entschiedensten Bestimmtheit und Deutlichkeit. Wir unterschreiben sehr gern die Behauptung: „daß derjenige Staat, welcher zur Realisirung seines Begriffs der Kirche entbehren zu können meinte, viel weniger der Kirche einen Schaden als sich selbst die größte Schmach anthun würde", ohne darum zuzugestehen, weder daß hieraus eine Unumgänglichkeit der Befassung des Staats mit dem Kirchenregimente, noch viel weniger eine Suprematie des Staatsregiments über die Kirche folgt, was denn doch das endliche Ziel der Aufgabe unsers Verf. ausmacht. Ganz besonders machen wir hier darauf aufmerksam, wie unvermerkt hier mit einem Male die Kirche der Religion Platz einnimmt. Diese Verwechselung wiederholt sich in dem Buche jeden Augenblick und ist einer der hauptsächlichsten Gründe, weshalb dasselbe zu keiner Klarheit hat kommen können, sondern schöne Declamationen die Stelle einleuchtender Beweise vertreten. Der Staat von Nordamerika zeigt durch die That, daß er die Religion, sogar die christliche Religion, hoch verehrt, ohne sich im mindesten mit irgend einer Kirche zu befassen. Wir sind keineswegs der Meinung, daß dies die höchste Weisheit sei, weil eben die Kirchen eine äußere Anstalt von viel zu vielem Belange sind, als daß sie der Staat unbeachtet lassen könnte. Aber es ist schon Unsinn, für irgend einen concreten Staat von der Kirche schlechthin zu sprechen, da es überall keine alleinige und allgemeine Kirche gibt, sondern viele Kirchen, deren jede ihrem Wesen nach die beste zu sein behaupten muß, aber keine die übrigen zu verdammen sich ein Recht anmaßen darf, sondern die im Geiste der Liebe, der Frucht jeder echten Religion, einander dulden müssen. Demnächst bedarf die Religion selbst, die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, zu ihrem Bestande unumgänglich keiner äußern Vereinbarung noch Anstalt, sondern die Kirche ist nur für die Religiösen ein Hülfsmittel der Erbauung, der Andachtsübung, der Unterweisung, also insoweit nützlich, aber nicht nothwendig. Auch für den Zweck des Staats ist sie hülfreich und wohlthätig, woraus jedoch weder folgt, daß sie selbst in dem Begriffe oder dem Zwecke des Staats eingeschlossen sei, noch daß er sich ihrer als eines Mittels bemeistern und sie nach seinen Absichten verwenden dürfe. Auch Reichthum und Schiffe sind ein das Staatswohl befördernder Mittel; dies gibt aber noch keinem Staat eine Befugniß, sich der Bank oder Flotte von England zu bemächtigen. Auch die Wissenschaft, die Kunst, die Tugend und die Liebe fördern den Staatszweck; ist darum aber der Staat eine wissenschaftliche, künstlerische, Moralitäts- oder erotische Anstalt? Der größte Fehler bei allen wissenschaftlichen Erörterungen ist stets der, über Dinge zu sprechen, für welche keine bestimmten und vollständigen Begriffsbestimmungen aufgestellt worden, von welchen aber vielerlei Vorstellungen im Schwange sind. Dieser große Fehler begegnet uns auch hier. Was Staat, Religion, Kirche sei, ein Jeder kann sich dabei denken, was er aus dem Zusammenhange dafür entnehmen kann; der Verf. aber hat sich vorbehalten, davon nach seinem Belieben zu handeln.

Wenn der Vorredner als den zweiten Theil der Aufgabe des Verf. die Behauptung bezeichnet, daß die anglicanische Kirche dem wahren Begriffe einer rein christlichen Kirche vorzugsweise entspreche, hätte er nicht die Erwartung davon sogleich im Keime zerstören sollen, indem er hinzufügt, wie der Verf. die Vorzüglichkeit seiner Kirche hauptsächlich darauf gründet, daß in ihr die bischöfliche Nachfolge und die Unterordnung des Glaubens jedes Einzelnen unter das Urtheil der allgemeinen Kirche, oder, kurz gesagt, ein objectiver Kirchenglaube, als Vorzüge bestehen. Wenn der Verf. selbst mit Chalmers die wesentliche Unterscheidung des Protestantismus vom Katholicismus darein setzt: „ob die Heilige Schrift die einzige Glaubens- und Lebensregel sei oder nicht?" muß sogleich begriffen werden, daß die anglicanische Kirche ganz und gar nicht zu der evangelischen, sondern ihrem ganzen Wesen nach dem Katholicismus angehört, nur daß sie sich vom Papste losgesagt und an dessen Stelle unter die Suprematie des Staats getreten ist: denn wo lehrte Jesus irgend etwas von der bischöflichen Nachfolge und von der Unfehlbarkeit der Kirche? Beides beruht lediglich auf Tradition, die dem Evangelium zur Seite gestellt worden ist, zum Theil sogar gegenüber. Wer auch nur ein Bischen die Geschichte der Entstehung der anglicanischen Kirche kennt, aus welchen unlautern Absichten sich König Heinrich und aus welchen politischen Gründen die Königin Elisabeth sich der Gewalt des Papstes entzogen, sich aber ganz an dessen Stelle setzten, wie ebendeswegen sie in der Glaubenslehre nur Dasjenige veränderten, was ihren Planen entgegen war, hingegen alles Übrige ungeschmälert erhielten; mit welcher Eigenmacht sie hiernach das kirchliche Glaubensbekenntniß festsetzten und durch das Parlament zum Landesgesetz erhoben, mit welcher blutigen Gewalt und Grausamkeit sie dessen Annahme erzwangen, mit welchen Scheiterhaufen und Hinrichtungen der Lebensanfang und die Einführung dieser Kirche durchgesetzt worden ist, und wie sie den freien Geist des Christenthums in eben dieselben Fesseln bannt, daß er drei Jahrhunderte nun schon erfolglos an sich hat vorübergehen sehen: wahrlich der wird nicht blos einsehen, daß diese Kirche ganz fälschlich den evangelischen zugezählt worden ist, sondern er wird, wenn er ein evangelischer Christ ist, gewiß auch mit Inbrunst beten: „Bewahre, o Herr Gott, die deutschen evangelischen Kirchen vor aller Nachäffung der hochbischöflichen!" Wir wollen in dem von Christus angezündeten Lichte ersehen, was er uns verkündet hat und was dies enthält, aber wir mögen nicht für Wahrheit uns aufnöthigen lassen, was dem wollüstigsten und grausamsten Könige von England und seiner Tochter wohlgefällig gewesen ist.

Unser hiermit abgegebenes Endurtheil zu belegen, diese Verbindlichkeit führt uns nun zu dem Werke selbst, in dessen Einleitung der Verf. seine Meinung über die vornehmste Literatur seines Landes ausspricht. Es würde mit mehr Begründung dies am Schlusse als am Anfange seiner Arbeit vorzunehmen gewesen sein. Doch wollen wir uns nicht einer Kritik seiner Kritik unterziehen, sondern uns nur darauf beschränken, zu den hier aufgestellten Grundsätzen, auf welche der Verf. später zurückkommt, unsere Betrachtungen hinzuzufügen.

Der Satz der Metapolitik, daß man das staatsrechtliche Verhältniß auf einen Urvertrag zurückführen müsse, ist ganz misverstanden, wenn der Verf. ihn um deswillen in Abrede stellt, weil eine solche Vertragschließung nirgend erweislich sei. Es ist damit nur gesagt, daß, weil kein Vernunftwesen von Natur einem andern unterthan ist, ohne Unterwerfung ein solches Verhältniß also rechtlich gar nicht bestehen kann, das ganze Staatsrecht aus einem solchen Urvertrage entwickelt werden müsse, der nicht ausdrücklich abgeschlossen zu sein braucht, sondern ebenso rechtsbeständig stillschweigend eingegangen sein kann, zumal die Moral die Menschen antreibt, in Geselligkeit, und um der Gesellschaft willen in bürgerlicher Ordnung zu leben. Dies ist also ein Sitten- und Rechtsgesetz, aber keine Naturnothwendigkeit. Der bloße Besitz der Macht, selbst als von Gott verliehen gedacht, verleiht noch nicht die geringste

Befugniß, sich zum Herrn anderer Vernunftwesen zu machen, sondern nur ihre Feindseligkeiten abzuwehren und ihnen mit Liebe behülflich zu sein. Um sein selbst willen muß der Mensch seinen Willen einem Gemeinwillen unterwerfen und thut solches durch die That, indem er sich in den Bereich eines solchen einstellt. Darin eben besteht der Unterschied zwischen Knechtschaft und Unterthänigkeit, zwischen Herrschaft und Regierung. Mein König führt den Ehrentitel Herr mit Recht, weil ein Jeder Herr ist, der zu gebieten hat, und er also vorzugsweise; aber er ist darum nicht mein Herr, weil ich nicht sein Knecht bin, wennschon sonst der Curialstil so lautete, was jedoch nicht mehr in sich hat, als wenn ich zu meines Gleichen sage: Ihr gehorsamer Diener. Ebenso verhält es sich mit der Kirchenangehörigkeit, welche aus dem Bedürfnisse der gemeinsamen Religionsübung und dessen Befriedigung hervorgeht, durch beide also bedingt wird und damit aufhört. Darauf eben beruhte weiter das Recht der Einführung des Christenthums, nicht als eines Naturereignisses, sondern weil durch dasselbe die Seelen erleuchtet wurden, daß der Tempel zu Jerusalem oder die Tempel des Jupiter und der Ceres ihrem Bedürfnisse nicht mehr entsprächen, und sie folglich, indem sie sich zum Christenthume bekannten, mit jenen in keiner weitern Gemeinschaft bleiben konnten. So unendlich nun die Wahrheit ist, ebenso unverschränkt muß dann auch diese Befugniß bleiben, jede erkannte Unwahrheit zu meiden, also auch aus jeder Kirche zu scheiden, sobald von ihr erkannt wird, daß sie der Unwahrheit fröhnt. Indem nun dies geschieht, kann der Fall eintreten, daß der Ausscheidende Niemanden findet, der mit ihm übereinstimmt und eine religiöse Gemeinschaft pflegt. Es ist also gar sehr wohl denkbar, daß Jemand um der Religion willen und aus Religiosität keiner Kirche angehört, sondern sich von allen vorhandenen Kirchen entfernt hält.

Wo die „unumgängliche Nothwendigkeit für den Regenten herkommen solle, die religiöse Wahrheit und Falschheit erkennen zu müssen und zur Aufrechthaltung und Verbreitung der erstern verbunden zu sein", dergestalt, daß er dazu seine Macht verwende und Zwang anwende, will ebenso wenig sich einsehen lassen als daß ebendeshalb das Staatsoberhaupt auch der höchste unumschränkte Gebieter in der Kirche sei. Denn keineswegs sind „Gemeinwesen und Kirche eine und dieselbe Gesellschaft oder Person, welche Gemeinwesen heißt, insofern sie unter bürgerlichem Gesetze lebt, und Kirche, so weit sie das Gesetz Jesu hat". Das Gegentheil offenbart sich überall, wo die Staatsgewalt nicht eine alleinige Landeskirche erzwungen hat, aber auch darin, daß in solchen Ländern die Personen, denen die weltliche Regierung zusteht, in der Kirche als Laien unter dem kirchlichen Regimente der Klerisei stehen.

Wenn auch Papst Clemens VIII. dem Hocker'schen „Ecclesiastical polity" alle Ehre erwiesen hat, mögen wir doch aus demselben uns nicht weis machen lassen, daß der Staat eine Person ist, die ein Gewissen hat, den Inhalt der Religion erkennt und sie durch alle verfassungsmäßigen und naturgemäßen Mittel zu befördern verpflichtet ist. Daumschrauben und Scheiterhaufen, wo die Verfassung den Gebrauch erlaubt, mögen ganz naturgemäße Mittel sein, die Menschen in diejenigen Kirchen zu treiben, in welche die Staatsgewalt sie einzupferchen beliebt, aber vernunft- und rechtsgemäße Mittel sind es nicht. Wenn aber auch der Staat die Realisirung eines Gemeinwillens oder der Einheit des Willens aller Glieder in staatlicher Beziehung ausmacht und dieserwegen rechtlich eine Person vorstellt, ist er dies doch nur vermöge einer Rechtsfiction, also nur im idealen Verstande, aber keine reale Person, noch hebt er darum die Persönlichkeit seiner Mitglieder ganz auf, sondern nur so weit, als sie ihm unterthan sind. Außerdem behalten sie ihre ganze Persönlichkeit und bleiben eben darum auch im Staate noch Subjecte von Rechten und Verbindlichkeiten, sowol Andern als dem Staate selbst gegenüber. Namentlich haben sie weder auf Verstand noch auf Vernunft verzichtet; und da der Glaube, auch der religiöse, derjenigen Überzeugung unwiderstehlich folgen muß, die jene hervorbringen, kann alle Religion der Einzelnen gar nicht in das Gebiet des Staatsvereins fallen, noch darf der Staat sich beikommen lassen, irgend einen Gewissenszwang ausüben zu wollen, was eine durchaus unrechtmäßige Gewalt sein würde, welche zu ertragen keine Obliegenheit obwaltet. Wenn man von der Einsicht, der Vernunft oder dem Willen des Staats spricht, sind dies analoge Bezeichnungen für die innere Thätigkeit des Staatsregiments, durch welches der Staat regiert wird, wie der Mensch durch eben diese Vermögen seiner Seele. Aus dieser bildlichen Zuschreibung aber zu folgern, daß die ideale Körperschaft (Corporation, nicht Körper, denn der Staatskörper ist noch etwas Anderes als die Körperschaft des Staats) eine reale Seele und in ihr ein Gewissen habe, heißt sich jenem Vogel gleichstellen, der die gemalte Traube des Apelles anpickte. Jede Vergleichung von Dingen, welche weiter geht als die Ähnlichkeit dieser, wird zur Fratze und Entstellung. So verhält es sich mit dem Staatsgewissen. Denn nur eine reale Person, deren Seele auch unfreiwillig und unbewußt thätig ist, und welche vermöge ihrer dunkeln Vorstellungen unwillkürlich ihr Urtheil über den moralischen Werth der gefaßten Entschließungen sich selbst vorhält, kann ein Gewissen haben, keine ideale Person, welche Alles, was sie beschließt, reiflich erwägen und mit Bewußtsein entscheiden soll, dann aber auch ihren Beschluß so lange selbst in Ehren halten muß, als sie nicht durch andere Betrachtungen zu einer andern Einsicht gebracht wird. Das Staatsgesetz und die ihr erkennbare Beschaffenheit der Gegenstände sind ihre Richtschnur, nicht durch Begierden und Affecte, mit Einem Worte durch den Widerpart der Sinnlichkeit gegen das Pflichtgebot darf sie sich bestimmen lassen; in Ermangelung solchen innern Gegensatzes der Triebfedern kann ihr daher auch kein Gewissen, keine Reue und keine Buße zugeschrieben werden. Gott bewahre uns vor dem Staatsgewissen! Das Gewissen eines Nero und Caligula, eines Philipp und Heinrich schwieg zu Allem, was sie verübt haben. Wol können die Menschen, in deren Hand die Regierung gelegt ist, von Gewissensbissen heimgesucht werden, wenn sie ihre Schuldigkeit nicht thaten; aber die Regierungen als solche sollen nicht einmal nach den Mahnungen des Gewissens, sondern jedesmal nach dem natürlichen und positiven Rechtsgesetz und nach der möglichst klar durchschauten Beschaffenheit der Sachen sich entschließen.

Der Verf. unterscheidet auch selbst das religiöse Bewußtsein aller Einzelnen, aus denen ein Staat besteht, von der Religion, der die Staatsregierung den Vorzug gibt, indem er anerkennt, daß „das Princip von der Einheit zwischen Kirche und Staat die Staatshoheit über jene so lange duldet, als die Gesammtheit hauptsächlich aus Mitgliedern seiner Kirche besteht, und so lange das Bewußtsein derselben, welches ein Ausfluß vom allgemeinen Glauben des Volks ist, mit den Lehren der Kirche in Übereinstimmung steht". Wenn aber hiernach das Bewußtsein der Glieder des Volks diese bestimmen darf und soll, zu welcher Religion sie Glauben hegen, so kann die Regierung keine Befugniß und Recht haben, ihnen deshalb Vorschriften zu machen. Umgekehrt, wenn der Staat, ungeachtet das Volk oder auch der Regent seine Religion verändert und mit ihr seine äußerliche Gottesverehrung, darum doch derselbe Staat bleibt, so kann weder die alte noch die neue Kirche einen wesentlichen Bestandtheil des Staats ausgemacht haben oder ausmachen, sondern nur etwas in oder neben dem Staate Bestehendes. Nicht die Regierung des Staats als ein wesentlicher Bestandtheil desselben hat Religion, sondern die Person oder Personen des Regenten als Menschen sind ihr ergeben. Am sichtbarsten tritt dies in denjenigen Ländern hervor, in denen der Regent mit seiner Familie allein zu einer andern Kirche übertrat und dabei verfassungsmäßig zur Beruhigung seiner nicht nachfolgenden Unterthanen seine Gerechtsame in Betreff der Landeskirche einer Staatsbehörde übergab. So hat der Protestantismus in Sachsen sein fröhliches Gedeihen ge-

habe, fast besser noch als vor dem Übertritte des fürstlichen Hauses zur katholischen Kirche; so haben in Preussen die lutherische und katholische Kirche in gleichem staatsrechtlichen Verhältnisse mit der reformirten gestanden. Um wie viel würde es in Schottland und Irland, ja in England selbst, besser um den Staatsverband stehen, wenn nicht die Vorzüge der hochbischöflichen Kirche die übrigen Glaubensgenossen bedrückten!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Das Oregongebiet.

Dem Werke des Amerikaners Greenhow über das Oregongebiet (vergl. Nr. 349 d. Bl. f. 1844) ist die Schrift des Engländers John Dunn über den gleichen Gegenstand gefolgt unter dem Titel: „History of the Oregon territory and British North American fur trade, with an account of the habits and customs of the principal native tribes on the northern continent.“ Sie trägt das Gepräge des bittersten Nationalhasses gegen die Vereinigten Staaten und tritt dadurch in den schlagendsten Gegensatz zu der leidenschaftlos diplomatisch abgefaßten Schrift Greenhow's. Abgesehen davon enthält sie eine Menge interessanter Thatsachen und Schilderungen, beschreibt das Leben der Jäger und Biberfänger in jenen entlegenen Gegenden, sowie die Sitten und Zustände der daselbst herumschweifenden, nach und nach aussterbenden Indianer. Das streitige Oregongebiet erstreckt sich nach Dunn vom 42° bis 54° nördlicher Breite und ist an Flächeninhalt ziemlich vier Mal so groß als Großbritannien. Alle Flüsse, welche diesen ungeheuern Landstrich bewässern, entspringen innerhalb seiner Grenzen und münden auch daselbst ins Meer. Er umfaßt reizende Landschaften, jedoch ist, mit Ausnahme des Küstenstreifens am Stillen Meer, das Land im Allgemeinen nicht besonders für den Ackerbau geeignet. Seine Wichtigkeit besteht besonders in der vortheilhaften Lage für die Schiffahrt und einige große Handelszweige. Der Hauptfluß ist der Columbia, in den eine Menge andere größere und kleinere Flüsse münden; auch viele Seen sind vorhanden, sodaß es an Bewässerung dem Lande nicht fehlt. Der westliche Theil, am Meere gelegen, hat ein sehr mildes Klima. Die mittlern Gegenden werden häufig von großer Dürre heimgesucht, und Hitze und Kälte steigen daselbst oft bis zu einem hohen Grade. Im Osten ist die Witterung sehr veränderlich, und der Boden ist dort so sehr mit Salztheilen geschwängert, daß er sich kaum für den Anbau eignet, während an der Küste ein tiefer schwarzer Humusboden vorherrscht. Die Hügel bestehen aus Basalt, Sandstein und Schiefer. An der nördlichen Küste befinden sich eine Menge Inseln, worunter die beiden größten, die Vancouver- und die Königin-Charlotten-Insel, sich sehr zum Ackerbau eignen. Große Kohlenlager finden sich dicht unter der Oberfläche, auch sind bedeutende Adern edler Metalle vorhanden; die Flüsse sind reich an Fischen, besonders Lachsarten; Edelwild, Bären, Wölfe, Marder und Moschusratten finden sich in großer Anzahl, und in dem östlichen Theile gegen die Felsengebirge gibt es große Büffelheerden. Über die Zukunft dieses Zankapfels unter den beiden mächtigsten Seestaaten der Erde spricht sich Dunn wie folgt aus: „Die Vortheile, welche das Land besitzt, lassen voraussehen, daß sich daselbst ein ausgedehnter Handel unter günstigen Bedingungen mit den meisten Theilen des Stillen Meeres gründen wird. Es ist ganz geeignet, die folgenden Stapelartikel zu erzeugen: Pelzwerk, gesalzenes Rind- und Schweinefleisch, Fische, Korn, Mehl, Wolle, Häute, Talg, Bauholz und Kohlen, wofür es Zucker, Kaffee und andere tropische Erzeugnisse von den Sandwichinseln beziehen wird: Vortheile, die bald eine unermeßliche Ausdehnung erlangen werden.

Ein englisches Urtheil über Berlioz als Kritiker.

„Alles, was ich über die Musik in Frankreich zu sagen weiß“, bemerkt der pariser Berichterstatter des „Athenaeum“, „ist, daß ich mich nicht enthalten kann, dem musikalischen Geschmack und Gefühl eines Landes zu mistrauen, dessen angesehensten Kritiker einer solch seichte und geschmacklose Urtheile ausspricht, wie ich sie jüngst aus der Feder Berlioz', nicht allein persönlich gegen Bach und Händel, sondern über Kirchenmusik im Allgemeinen gelesen habe. Die Leichtfertigkeit, die Verworrenheit und der unzusammenhängende Gedankengang der Kritiker dieser Gattung ist der Art, daß, während sie, eingeschüchtert durch geschichtliches Ansehen, ihre Bewunderung Rafael's und Michel Angelo's eingestehen, sie mit Geringschätzung von Männern sprechen, deren Geist dem Ausdrucke derselben Gedanken durch Töne geweiht war. Der große Lehrsatz, welcher den Grundstoff so vieler trefflichen und herrlichen Erörterungen Goethe's bildete — daß die Kunst nur eine — ist weit zu umfassend und tief für ihren beschränkten und oberflächlichen Blick. Mit einer solchen Gattung von Fiedler-Kriticismus vergleiche man die Zergliederung des «Messias», die der alte Zelter seinem Freunde Goethe sendete — die dichterische und dramatische Ansicht, welche er von diesem «großen Werke», wie er es nannte, hegte. Und Hr. Berlioz kann Händel nicht leiden, weil er keine dramatische Kraft besitzt! Hr. Berlioz drückt sein Bedauern (das in Deutschland wenig beachtet werden wird) über die unglücklichen Leute in Leipzig aus, welche die Bach'schen Tonschöpfungen von Felix Mendelssohn und zwei andern berühmten Pianisten vorgetragen anhörten. Um seinem Mitleiden den schmerzhaften Stachel zu nehmen, wollen wir ihm rathen, Goethe's Bericht über den Eindruck zu lesen, den Bach's Musik auf ihn machte, als er sie das erste Mal von demselben Felix Mendelssohn vortragen hörte, der damals schon, zwar beinahe noch ein Knabe, wie jetzt der würdige Dolmetsch des gewaltigen Tondichters war. Der Kritiker sagt, nur das Kunstpublicum von London und Berlin, die in ein Concert wie zu einer religiösen Handlung gehen und feierlich und geduldig den schwierigsten Vortrag anhören, wenn es nur Kirchenmusik, könne Oratorien aushalten.“ Über diese letzte Äußerung witzelt der Brite, indem er meint: „Wie bewunderungswürdig paßt dieser Charakter des stillen selbstverleugnenden Puritanerthums zu der philosophisch forschenden, schaffenden und kritisirenden Hauptstadt des großen Friedrich!“ Zuletzt stellt er an uns Deutsche die Frage, was wir, die Landsleute des großen Beethoven, zu der Behauptung der Franzosen sagen, „daß Berlioz in Paris diesen gewaltigen Tonschöpfer am vollkommensten und gründlichsten verstehe“? Die Antwort ist wol nicht zweifelhaft. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 61. —— 2. März 1845.

Der Staat und die Kirche.

(Fortsetzung aus Nr. 60.)

Noch mehr wird die Unstatthaftigkeit einer Einheit von Staat und Kirche da sichtbar, wo mehre Kirchen nebeneinander bestehen und die religiöse Überzeugung der Einwohner also eine verschiedene ist. Wenn der Verf. in diesem Falle die Regel aufstellt: „daß der Staat mit der größten Vertrag zu schließen habe, weil dieser natürlich der größte Antheil von politischem Einflusse gebühre", mögen wir diese Regel von Seiten der Klugheit nicht anfechten, aber unwiderleglich folgt aus ihr von selbst, daß nicht die Überzeugung der Staatsregierung, sondern die der Menge hier die Herrschaft übt, daß jene dieser nachgeben muß, und daß also die erstere den Ausschlag zu geben keine durchgreifende Befugniß hat. Übrigens mag die Politik die Menge zählen, die Wahrheit thut es nicht; im Gegentheil möchte meistens die Minderzahl auf der Seite der Aufgeklärten und Weisen, die Mehrzahl auf der Seite der Stumpfheit und Gewohnheit sein, sodaß also nicht die Wahrheit, sondern die Nachgiebigkeit gegen Wahn und Erhaltung der Ruhe den Bestimmungsgrund abgeben.

Da es notorisch ist, daß kaum in irgend einem Reiche die confessionnelle Erbitterung und Anfeindung der Einwohner nach Verschiedenheit der bestehenden Kirchen so groß und gewaltig ist als in Großbritannien, so ist es unleugbar nur ein schönes Phantasiegemälde, wenn Burke sagt und der Verf. sich darauf beruft: „Die englische Nation denkt sich nicht nur als Individuum verbunden in dem Heiligthume des Herzens oder als vereinigt in der persönlichen Fähigkeit, zufolge welcher sie das Andenken ihres hohen Ursprungs und Geschlechts erneut (welches denn? eines gälischen, römischen, sächsischen, dänischen oder normannischen?), sondern auch indem sie in ihrer corporativen Eigenschaft ihre nationale Anbetung dem Schöpfer und Beschützer der bürgerlichen Gesellschaft darbringt. Die Kirche Englands durchsäuert überall das Leben des Volks; in seiner Seele sind Kirche und Staat untrennbare Begriffe, und kaum wird des Einen erwähnt, ohne zugleich des Andern zu gedenken." Aber je dicker die Schale, desto kleiner der Kern! Je mehr die Kirche in Betrachtung kommt, desto weniger handelt es sich eben darum um Religion; man kommt schwer durch die dicke, harte Schale bis zum Kerne. Je mehr Sauerteig in der hochbischöflichen Kirche vorräthig gewesen ist, desto größer ist die Gefahr gewesen, daß sie die Nation nicht durchsäuert, sondern versäuert habe. Wohin deuten die vielen desfallsigen Klagen der unbefangensten und gescheitesten Männer, die das privat- und bürgerliche Leben ihres Vaterlandes genau kennen? Schlimm genug, daß die angemessensten Maßregeln politischer Verbesserung an dem Widerstande scheitern, den die Hochkirche leistet, und daß kaum eine zur Sprache kommen kann, wobei dieser nicht sogleich vernehmbar wird!

Eine noch stärkere Phantasie als die, welche die Centauren erschuf, gehört dazu, mit Coleridge und dem Verf. den Gedanken zu fassen, daß „die Diener einer Nationalkirche, die Klerisei, die von der Nation erwählten Bewahrer eines zurückgelegten Staatsfonds seien", nämlich desjenigen Fonds, welcher aus dem Nationalvermögen zur Ausstattung der Kirche hergegeben worden ist. Wenn indessen diese Ausstattung der Kirche angehört, steht nur dieser, nicht ihren Dienern, die Verfügung darüber zu; denn der Diener steht nicht über dem Herrn. Weil ferner die Kirche eine äußere Anstalt und als solche allerdings der Hoheit des Staats unterworfen ist, und weil ihre Ausstattung einen Bestandtheil des Nationalvermögens ausmacht, kann sie dieses auf keine Weise der Oberherrlichkeit des Staats entziehen, der darüber zwar nicht nach Gutdünken zu schalten befugt ist, so wenig als über das Vermögen anderer Personen, aber dabei auch den wichtigen Umstand nicht übersehen darf, daß die moralische Person einer jeden Kirche zur todten Hand ist, und daß eben diese Beschaffenheit besondere Bestimmungen des Staatsrechts und der Staatsklugheit bedingt.

So wird denn diese Begleitung des ersten Capitels unsern Lesern einen Vorschmack von Dem gegeben haben, wie wir zu dem vorliegenden Werke stehen, oder vielmehr, wie weit wir auseinandergehen. Wir kommen nun zu dem zweiten Capitel, in welchem der Verf. seine Theorie von der Verbindung zwischen Kirche und Staat und insbesondere von der Pflicht des Staats in Betreff der Religion entwickelt hat. Wir glauben indessen eine andere Methode hierbei befolgen zu müssen als die bisher beobachtete, damit wir den Leser in den Stand setzen, den ganzen Zusammenhang und das volle Gewicht der gesammten Ausführung aufzufassen. Wir werden deshalb diejenigen Sätze, in welchen der Verf. die Summe seiner Betrachtungen selbst zusammengefaßt hat, möglichst mit seinen eigenen Worten ausziehen, dabei durch (?) oder (!) sogleich auf die Unrichtigkeiten oder Schiefheiten aufmerksam machen, so entweder nur die Wortfassung angehen oder ohne alle Nachweisung von selbst bemerkbar sind, hingegen das sonst Anzuführende jeder Stelle sogleich beifügen.

„Es scheint mir vier Hauptmethoden für die Erörterung des Gegenstandes zu geben: 1) die directe, durch Berufung auf positive Vorschriften oder ihnen gleichstehende Beispiele aus der Schrift; 2) die ethische, durch analytische Betrachtung der Natur eines Staats und die hierauf sich gründende Darlegung seiner Zwecke und der Bedingungen seiner Thätigkeit; 3) die schließende, durch Darstellung der Nothwendigkeit der Religion zur Erfüllung beider Staatszwecke, der höhern wie der niedern; 4) die inductive, indem man die actuellen Formen der weltlichen und geistlichen Gewalt in der Geschichte verfolgt und so das Dasein einer ursprünglichen Macht in der allgemeinen Übereinstimmung der Menschen hinsichtlich der Verbindung beider Gewalten zur Erfüllung ihrer gemeinsamen und besondern Aufgaben nachweist. Diese vier Methoden ent-

sprechen den vier Formeln: es ist geschrieben, naturgemäß, dienlich und gebräuchlich."

Der Verf. bemerkt selbst, daß Untersuchungen wie die vorliegende die Stürme des socialen Lebens nicht vertragen, sondern nur ins Reine zu bringen sind bei völliger Windstille in demselben. War es denn da für ihn an der Zeit, dieselbe vorzunehmen? Wo glüht unter dünner Asche ein gewaltigerer Stoff verletzten Parteiinteresses und Parteieifers, der hier und da in helle Lohe durchbricht, als in den Reichen Großbritanniens? Auch wollen wir nicht rügen, daß die Religion der Kirche hier untergeschoben worden ist, weil allerdings eine besondere äußere Darstellung des innern Wesens diesem Folge leisten muß. Nur hätte dies bemerklich gemacht werden müssen. Was inzwischen die angegebenen Methoden anlangt, so springt in die Augen, daß die dritte zum Austrage seiner Untersuchung gar nichts beitragen kann. Denn was nützlich ist, ist darum noch nicht wesentlich oder nothwendig; es kann angemessen sein, eine Sache zu gebrauchen und sich mit ihr zu verbinden, ohne daß deswegen eine Vereinigung oder Einverleibung vor sich geht. Der Staat bedarf mancherlei Hülfsmittel und Allianzen; er soll auch den Beistand der Religion keineswegs verschmähen; aber Beistand leisten kann nur ein Wesen, das für sich besteht und von dem verschieden ist, dem es Hülfe leistet. Der Nachweis des Vorhandenseins aus der Geschichte ist noch keine Induction, welche vielmehr es mit der Nothwendigkeit der äußern Erscheinungen in der Ausbildung der Verkörperung einer Idee aus dem Wesen derselben und den dadurch bedingten Richtungen des Triebes und Treibens im Fortgange des Lebensprocesses zu thun hat. Außerdem sind Berufungen auf die Geschichte nur Anführungen von Beispielen zur Veranschaulichung; sie können aber nie einen Beweis für die Wahrheit oder Richtigkeit einer in der Geschichte realisirten Vorstellung liefern, weil die Geschichte die Überlieferung von Dem ist, was die Menschen erlebt und vollbracht haben, und weil die Menschen zu allen Zeiten überaus unvollkommene Vernunftwesen waren, in denen bei etwas Wahrem und Gutem viel mehr Falsches und Schlechtes obgewaltet hat. Man vermag deshalb aus der Geschichte ungleich leichter anschaulich zu machen, was niemals hätte sein sollen, als was sein soll. Freilich hat unter der Leitung der göttlichen Weltregierung Alles so kommen müssen, wie es sich zugetragen hat, aber doch nur unter der Wirksamkeit der von Gott selbst den Menschen anerschaffenen Freiheit und Willkür, deren Erfolge in dem Geschehenen ebenso wohl zu beobachten und herauszustellen sind als die Nothwendigkeit, der sie sich haben fügen müssen, und in deren zusammenhängender und zwingender Wirksamkeit sich die Hand Gottes offenbart. Wer diesen Zusammenhang in der belebten Fortgestaltung irgend einer Idee nicht verfolgt, sondern nur einzelne Begebenheiten und Thatsachen der Geschichte zu Belegen nimmt, modelt diese entweder gemeinhin nach seinem Plane oder betrachtet sie wenigstens durch seine Brille, läßt hingegen alle Beispiele für das Gegentheil ganz außer Acht. Da der Verf. am Schlusse des Capitels zwar auch in dieser Methode zu Werke gegangen ist, jedoch nur auf wenig Seiten, die keine vollständige Induction enthalten können, übergehen wir solche ganz. Doch haben wir uns gewundert, daß derselbe sich nicht darauf berufen hat, wie das Christenthum, obgleich es seine Wurzeln zunächst in den untern Regionen der römischen Welt geschlagen und ausgebreitet hat, doch zur Herrschaft nur durch den Übertritt Konstantin's gelangen konnte, und daß bei den germanischen Völkern dessen Einführung fast allgemein zunächst durch die Bekehrung der Könige bewirkt worden ist. Es ist die zweite der angegebenen Methoden, welche der Verf. geständlich vorzugsweise einzuschlagen für angemessen erachtet hat, indem er bekennt, daß es für die erste an einer ausreichenden Grundlage ermangele.

„Die Beweisführung aus der Schrift kommt eigentlich der Theologie zu, und es scheint dazu eine besondere Erkenntniß erfoderlich, indem es dabei vornehmlich auf die Erklärung von Typus und Prophezeiung ankommt. Denn die Form der Heiligen Schrift ist überall den Umständen ihrer Überlieferung angepaßt, sodaß wir, da das Neue Testament zu einer Zeit abgefaßt worden ist, wo noch keine Nation zum christlichen Glauben sich bekannte, auf die mittelbare Anwendung der Schrift auf Folgerungen aus der Geschichte des hebräischen Gemeinwesens, welches sich in sehr wichtigen Punkten von denen in der neuern Zeit unterscheidet, zurückgewiesen werden."

Wir meinen, daß die theokratische Verfassung Israels überall kein Muster für die weltlichen Reiche in sich trage, und daß überhaupt jene nur in Betreff des durch den Messias zu stiftenden Himmelreichs als Hinweisung und Keim angesehen worden ist und werden mochte, worauf auch die Prophetie nur bezogen, durch die Untersuchungen der neuern Zeit jedoch auch in dieser Beziehung gar sehr beengt worden ist, sodaß wir wissen, wie mancherlei als Vorhersagung genommen worden ist und gegolten hat, was in ganz anderer Absicht gesprochen oder geschrieben wurde. Wissenschaft und Aufklärung vernichten manchen Wahn, obschon mitunter sehr spät, der lange geblendet hat und nachgebetet worden ist; durch sie werden die Wolken am Sternenhimmel leuchtender Erkenntniß zerstreut; aber die Nebler werden durch solch helleres Licht geblendet, das durch den ersten Eindruck sogar schmerzhaft werden kann.

„Niemals ist die Aufgabe unserer Erörterung, der Erweis der Union eines christlichen Staats mit dem Organe der Christenheit, der heiligen allgemeinen Kirche, bestimmter, populairer und kräftiger zur Erscheinung gekommen als in dem eigenthümlich englischen Stichworte: Kirche und Staat."

Wir gönnen den Engländern dies Stichwort, welches, wie die Betrachtung dieser einzigen Stelle, mehr noch die Beleuchtung des ganzen Capitels darthun wird, die Frucht einer großen Begriffsverwirrung und Gedankenunklarheit ist; wir danken Gott, daß wir zu der Einsicht gelangt sind, daß Kirche und Staat nicht Eins sind noch sein können und dürfen, sondern daß deren Verschmelzung der bürgerlichen wie der Gewissensfreiheit gleich gefahrdrohend ist. Wir befragen den Verf.: wo und welches denn die heilige allgemeine Kirche ist, von der er spricht. Wir kennen sie nicht, weder in der Wirklichkeit noch in der Idee. Eine unsichtbare Kirche enthält einen Widerspruch mit sich selbst, indem die Kirche ja eben eine äußerliche, also sichtbare, Einigung zur gemeinsamen Andachtsübung ist. Die Religion ist das Unsichtbare, Geistige, Belebende; die Kirche ist nur eine beschränkte Wirkung und Äußerung der Religion, keineswegs deren Stellvertreterin. Es ist wol eine Kirche in der abstracten Idee, eine ideale Kirche zu denken, ebenso wie der Staat in der Idee oder als Ideal; aber davon kann hier keine Rede sein, sondern nur von concreten Staaten und einer concreten Kirche, weil außerdem eine Vereinigung beider von Haus aus Unsinn enthielte. Ungleichartige Dinge lassen sich wol verbinden, aber nicht vereinbaren, in eine Summe bringen.

Ebenso verworren ist die Benennung und der Begriff eines christlichen Staats; denn der Staat, die Gesammtheit der öffentlichen Angelegenheiten aller dazu vereinigten Menschen, kann als solcher, wie wir schon gesehen haben, weder selbst eine Religion haben noch die Religion seiner Angehörigen bestimmen, mithin das Christenthum immer nur für ihn etwas außer ihm Vorhandenes sein, womit er sich in Verbindung setzen kann, was aber nicht sein Wesen und seine Natur angeht. Der Staat von Meroe und Memphis, der römische Staat, China, Tibet und Marokko sind Staaten ohne Christenthum, woraus von selbst folgt, daß Alles, was aus der Natur des Staats fließt, was vom Staat überhaupt zu behaupten und auszusagen ist, für alle Staaten ohne Unterschied des Religionsbekenntnisses seiner Glieder gelten muß. Nur mittels einer Redefigur, durch welche ein Prädicat seiner Genossen auf deren Genossenschaft im Staat übertragen, oder

aber die Maximen der Staatsverwaltung mit bestimmten Religionssätzen verglichen werden, gewinnt es einen Sinn, den Ausdruck zu brauchen: ein christlicher Staat. Im erstern Falle bedeutet es einen solchen, dessen sämmtliche oder doch überwiegende Einwohnerschaft, oder auch nur dessen Regenten Christen sind; im andern Falle will es sagen, daß die Regierung die Grundlehren des Christenthums zu ihren Maximen angenommen habe, oder daß diese mit jenen übereinstimmen. Dies kann und muß sogar sehr wohl geschehen ohne alle Religiosität, sobald die Regierung erkennt, daß gewisse Religionslehren von der Beschaffenheit sind, daß nach der ihr obliegenden Pflicht, mit Weisheit und Gerechtigkeit zu regieren, sie keine bessern Maximen erwählen kann. Es ist ein herrliches und wichtiges Ereigniß, daß ein mächtiger Verein von Staaten feierlich erklärt und angelobt hat, die Lehren Jesu zur Richtschnur ihres politischen Handelns machen zu wollen und zu sollen. Hieran hätten aber auch Regenten Theil nehmen können, welche keine Christen sind; denn diese Erklärung, da sie die Handlungsweise betrifft, hat nur Bezug auf die Moral in der Lehre Jesu, nicht auf die Glaubensartikel des Christenthums, ist also keine religiöse, sondern eine ethische, gründet sich auf kein kirchliches Bekenntniß, wie denn die Haupttheilnehmer ganz verschiedenen Kirchen zugethan sind, sondern auf die Einsicht der Vortrefflichkeit der christlichen Moral, welche auch der Kaiser des himmlischen Reichs anerkennen müßte, wenn sie ihm in ihrer Reinheit bekannt wäre. Die Religiosität, welche lediglich ein Antrieb dunkeln Gefühls sein kann, stets eine Angelegenheit des Gemüths ist, muß dabei außer aller Einmischung bleiben, weil es die Pflicht der Regierungen allemal ist, in deutlicher Erkenntniß nach den bestehenden Gesetzen, und in deren Ermangelung nach den Regeln der Gerechtigkeit und Weisheit, nie nach Gefühlen, Neigungen, Meinungen oder Gemüthsbewegungen ihre Beschlüsse zu fassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben des Feldmarschalls Jakob Keith. Von K. A. Varnhagen von Ense. Berlin, Duncker und Humblot. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Die Helden des Siebenjährigen Krieges leben unter uns in unsterblicher Erinnerung, und wie entfernt auch unsere Jugend von jener wichtigen Periode ist, so vernimmt sie doch die Namen eines Seydlitz, Winterfeldt, Zieten und Schwerin mit Verehrung und empfängt aus den Erzählungen Derer, die ihre Kenntniß selbst wieder aus Büchern und Überlieferungen geschöpft haben, ein lebendiges Bild der besondern Tüchtigkeit jener Männer. Solche Namen sind volksthümlich geworden, und selbst Manches, was falsch ist und blos traditionnel, will sich den Antheil der großen Menge nicht entreißen lassen. Da nun aber das 18. Jahrhundert uns von allen Seiten seine Bekenntnisse darlegt und in seine Heimlichkeiten blicken läßt, so erscheinen uns auch jene kriegerischen Gestalten nicht mehr allein in dem Gewühle der Schlachten, sondern auch in verschiedenen andern Bezügen geläutert und von manchen Schlacken gereinigt. In solchen Darbietungen aber hat Keiner mehr geleistet als Varnhagen von Ense. Denn schon früher, als der wackere Preuß vor zwölf Jahren mit beseeltem Eifer und treuem Fleiße das Andenken Friedrich's des Großen im Glanze seiner wahrhaften Gestalt vor unsere Augen emporgerufen hatte, schrieb Varnhagen von Ense (1824) das Leben des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau. Seitdem hat er gleichzeitig mit Preuß und nach der Vollendung der umfangreichen Lebensgeschichte des Königs von der Hand dieses Geschichtschreibers mehre der denkwürdigsten Gestalten aus dem Kriegsleben jener Jahre und aus der nähern Umgebung des Königs in einzelnen Bänden geschildert, zuerst Seydlitz, dann Winterfeldt, zuletzt Schwerin. An diese würdige Reihe schließt sich jetzt das Leben des Feldmarschalls Keith.

Die Vorzüge der frühern Biographien darf man wol als bekannt voraussetzen. Eine umsichtige Quellenbenutzung und vollkommene Vertrautheit mit dem erwählten Gegenstande, eine musterhafte Einfügung kleiner Züge, die sonst als unbedeutend erscheinen, eine milde und nach Erwägung aller Umstände ausgesprochene Gesinnung, endlich eine reine, edle Sprache haben seit einer Reihe von Jahren Hrn. Varnhagen von Ense eine allgemeine Anerkennung bei den Männern vom Fache und bei allen wahren Geschichtsfreunden erworben. Nur der sichtbar böse Wille oder die absichtliche Entstellung des Thatsächlichen haben es mitunter versucht, jene Vorzüge in Schatten zu stellen, hier und da sogar in spaßhafter Weise, wie es unter Andern Hrn. Köppen in Berlin ergangen ist. Denn dieser Kritiker, der gehört, daß Varnhagen von Ense ein Leben Schulenburg's geschrieben hat, nahm ohne weiteres an, er sei auch der Verfasser der zwei Bände „Denkwürdigkeiten", welche der Graf von der Schulenburg-Klosterrode im J. 1834 herausgegeben hatte *), und citirte nun frischweg dessen Worte, um zu beweisen, welch ein schlimmer Aristokrat dieser Varnhagen von Ense sei. Unser Buch aber, um zu demselben überzugehen, hat außer den genannten Zierden noch eigenthümliche Vorzüge, die sich theils aus dem gewählten Gegenstand ergeben, theils aus den glücklich erfaßten und wohlgeordneten Materialien. Diese bestehen nun außer Dem, was aus bekannten und unbekanntern Druckschriften gesammelt ist, aus dem Fragmente einer Selbstbiographie Keith's, die zu Edinburg im J. 1843 für den Spalding Club als Handschrift gedruckt worden ist, auf dem Festlande so gut als ganz unbekannt geblieben und in einem festen und klaren, wenn auch nicht ganz correcten Englisch sein Leben vom J. 1711 bis zum Schlusse des J. 1734 beinahe vollständig enthält. Eine nicht minder köstliche Ausstattung sind die französischen Briefe Friedrich's II. an Keith und seinen Bruder Lord Marischal, sowie der beiden Brüder an den König, die hier zum ersten Mal aus dem königlichen Archive in Berlin hervorgezogen sind, und die, wenn sie der Verf. nicht gegeben hätte, vielleicht auf immer in ihrem Dunkel geblieben wären. Aus diesen Handschriften hat Varnhagen von Ense viele Stellen in ihrer Ursprünglichkeit mitgetheilt, was wir durchaus nicht als einen Flecken der Darstellung betrachten, sondern es fast für unmöglich erachten, daß das Englische des Helden, das wirklich eine Merkwürdigkeit ist, und die Vertrautheit und Höflichkeit des großen Königs, wie sie sich in seinem anmuthigen Geistesverkehr ausspricht, selbst von einem sehr sprachgewandten Übersetzer hätte befriedigend wiedergegeben werden können. Eine neue Unterstützung fand der Verf. auch in dem noch ungedruckten Auszuge aus dem von Keith's Secretair Wiedemann niedergeschriebenen „Journal du maréchal Keith" über dessen Feldzüge; weitere handschriftliche Mittheilungen verdankt er dem Professor Preuß, dem Präsidenten Heuer und andern Gönnern.

Einen zweiten Vorzug des Varnhagen'schen Buches fanden wir in der Eigenthümlichkeit des Gegenstandes. Denn wenn die von ihm früher geschilderten Helden meistens geborene Preußen waren, oder wenigstens mit kurzer Unterbrechung in den preußischen Heeren gedient und den Eindruck preußischen Sinnes und Geistes in seinem ganzen Umfange in sich aufgenommen hatten, so schildert uns der Verf. in diesem Buche einen Mann, der sich während eines interessanten Zeitraums schon in großen Welt- und Kriegssachen hinreichend umgethan hatte, ehe er daran dachte, seinen Degen dem Dienste Friedrich's des Großen zu widmen. Demnach treten wir hier an der Hand des kundigsten Führers in die Zeiten eines Theodor von Corsica, des Marschalls Schulenburg und des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg, und gewahren auch hier einen gebildeten, tüchtigen, tapfern Mann, der in verschiedener Herren Diensten eine Kraft beweist, die er dem eigenen Vaterlande nicht widmen konnte, und sich durch eigene Kraft überall

---

*) Vergl. Nr. 48 u. 49 d. Bl. f. 1835. D. Red.

zu den Kreisen erhob, welche daheim ihm die Geburt angewiesen hatte. Jene Zeit aber, die mit dem großen nordischen Kriege anhebt, die Regentschaft des Herzogs von Orleans in sich begreift und bis in die schlesischen Kriege hineinreicht, kann in ihrer abenteuerlichen politischen Unruhe und in ihrem Gegensatze zu der versteiften Herrschaft Ludwig's XIV. nur durch die Mittheilungen und Erlebnisse einzelner mithandelnder Männer, als eines Alberoni, Bonneval, Law, die ausführliche und wahre Entwickelung empfangen. Um so willkommener sind die in dem vorliegenden Buche enthaltenen Beiträge.

Jakob Keith stammte aus einem der vornehmsten schottischen Geschlechter, in welchem die Würde und der Name eines Marschalls von Schottland erblich waren, und war als der zweite Sohn des Hauses auf einem festen Schlosse desselben am 11. Juni 1696 geboren. Sein älterer Bruder Georg, der aus Friedrich's II. Briefwechsel und Alembert's Lobschrift rühmlichst bekannt ist, führte nach dem Tode des Vaters den Titel des Earl Marischal und wird im Französischen Lord Maréchal genannt. Jakob Keith war für das Studium der Rechte bestimmt, hatte aber große Neigung zum Kriegshandwerk und fand in den Jakobitischen Unruhen während der J. 1715 und 1716 den ersten Anlaß, sich demselben entschieden zu widmen. Die Familie Keith gehörte zwar zu den Tories, war aber auch protestantisch und fand daher kein Bedenken, den König Georg I. anzuerkennen. Als indeß das Whigministerium die beiden Brüder schnöde zurückgewiesen hatte, gewann die Neigung für den ausgeschlossenen Herrscherstamm die Oberhand, Beide schlossen sich der Sache des Prätendenten an, und der jüngere Keith zeigte bei allen Gelegenheiten sowol im Rath als auf dem Schlachtfelde einen hohen Grad von Entschlossenheit und Überlegung. Aber nach dem Unglücke des Prätendenten sahen die Brüder ihr sämmtliches Vermögen der Krone verfallen, sie mußten die Flucht ins Ausland ergreifen und kamen nach manchen zu Wasser und zu Lande bestandenen Gefahren am 12. Mai 1716 an der französischen Küste an. Keith stand damals im neunzehnten Lebensjahre; aber er wollte der Sache des Prätendenten getreu bleiben, sich indessen durch wissenschaftliche Beschäftigung ausbilden, und begab sich also nach Paris. Kaum aber hatte er sich zum Studiren eingerichtet, so ward er 1717 aufgefodert, in schwedische Dienste zu treten, und ließ sich im folgenden Jahre bestimmen, nach Spanien überzugehen, um an der von Alberoni ausgesonnenen Unternehmung auf Schottland Antheil zu nehmen. Wir müssen hier auf das Varnhagen'sche Buch selbst verweisen, um aus demselben zu entnehmen, wie der mit großer Kühnheit entworfene Plan in der Ausführung bald zu stocken anfing, wie die Brüder endlich mit Mühe Truppen und Kriegsgeräth erhielten, wie aber schon vor der Landung in Schottland unter den vornehmsten Schotten Rangstreitigkeiten ausbrachen und wie endlich das ganze Unternehmen in kürzester Zeit völlig zu Grunde gerichtet ward. Nun folgt eine trübe Zeit des Herumirrens und der Unthätigkeit. Erst verbarg sich Keith in den schottischen Hochlanden, dann durchzog er Holland und Frankreich, lebte einige Zeit in Italien und erschien im Juli 1720 wieder in Madrid, wo man aber seine Foderungen nicht anerkennen wollte, die wirkliche Anstellung ihm versagte und überhaupt gar nicht auf ihn achtete, sodaß er sich in trostloser Verlassenheit befand. Jesuiten und Beichtväter mischten sich in seine Angelegenheiten, man knüpfte endlich seine Anstellung als Regimentsbefehlshaber an eine Glaubensänderung, die Keith mit Unwillen zurückwies und sich nun wol überzeugen mußte, daß in Spanien an ein weiteres Gedeihen für ihn nicht zu denken sei. Also suchte er um seine Anstellung in Rußland nach, ward als Generalmajor dorthin berufen und verließ im August 1728 Spanien mit königlichen Empfehlungen und einem Geldgeschenke, das ihm sehr zu statten kam, da er nur eine geringe Summe aus seinem noch immer eingezogenen Vermögen zu erhalten vermochte. Sein Bruder blieb in Spanien zurück.

Der Aufenthalt Keith's in Rußland (1728—47) läßt den Leser interessante Blicke in die Geschichte jenes Reichs unter Peter II., der ältern und jüngern Anna und der Kaiserin Elisabeth thun und zeigt deutlich, wie verworren damals die Verhältnisse in Rußland waren, wie sie aller festen Grundlage entbehrten, und wie es nur der Gewalt übrig blieb, die streitigen Rechte zu entscheiden. Keith wollte nur Kriegsmann sein, wußte als solcher ein starkes, durch Geburt und Erziehung wie durch Bewußtsein persönlichen Werthes genährtes Selbstgefühl zugleich in freimüthiger Unbefangenheit und vornehmer Höflichkeit auszusprechen, und stand dadurch bei den russischen Machthabern in Ansehen und bei den Fürstinnen Anna und Elisabeth fortwährend in hoher Gunst. So konnte er wol dem versteckten Kampfe ehrgeiziger Ränke und Falschheiten, wie ihn damals die vornehmen Russen und die eingebürgerten Deutschen, Münnich, Löwenwolde und Ostermann, am Hofe zu Petersburg beständig führten, begegnen, auch dem stolzen Münnich zu Zeiten ruhigen Widerstand leisten und es wagen, nach dem 28. October 1740 sich ganz allein (als damaliger Statthalter der Ukraine) geradezu gegen die Regentschaft des Herzogs Biron von Kurland zu erklären. Übrigens zeigte er Milde und Menschenfreundlichkeit in seiner Kriegführung, Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit in allen seinen bedeutenden Ämtern, Eigenschaften, die damals in Rußland bei einem hochgestellten Manne in einem solchen Maße zu den Seltenheiten gehörten, daß sie ihm den ehrenvollen Nachruf der Ukrainer bei seinem Abgange gewannen, „der Hof hätte ihnen einen solchen Gouverneur, der ihnen den Unterschied zwischen ihm und seinen Vorgängern gezeigt, nie geben oder dann nie wiedernehmen sollen". Die aus seiner Selbstbiographie an verschiedenen Stellen, z. B. auf S. 45 fg., mitgetheilten Stellen über den russischen Hof und den Zustand der Verhältnisse dürfen als Betrachtungen eines selbständigen, vorurtheilsfreien Mannes nicht übersehen werden, wenn sie auch nicht überall mit andern Berichten, wie wir sie im siebenten Bande von Raumer's „Geschichte Europas" lesen, übereinstimmen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Beitrag zur Geschichte der normännischen Herzoge in England.

Eine der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der historischen Literatur, deren Veröffentlichung man der zweckmäßigen Liberalität der französischen Regierung verdankt, sind die „Chroniques des ducs de Normandie par *Benoit*, trouvère anglo-normand du 12ième siècle publiées pour la première fois par *Francisque Michel*" (4 Bde.). Dieses interessante Werk, dessen Benutzung für den Historiker unentbehrlich wird, bildet einen Theil der weitschichtigen „Collection de documents inédits sur l'histoire de France", deren erste Veranstaltung und Dotirung auf Guizot's Verwaltung des Unterrichtsministeriums unvergänglichen Ruhm wirft. Die Chronik, welche in vorliegender Ausgabe vom verdienten Fr. Michel mit ebenso großer Sorgfalt und Genauigkeit als Gelehrsamkeit besorgt ist, enthält 42,310 Reimverse und geht bis auf Heinrich I. oder 1135. Der Herausgeber hat ihren Werth durch eine Fülle gelehrter Anmerkungen und Erläuterungen erhöht. Außerdem erhalten wir noch einige interessante Excurse und Anhänge, die sich theils auf historische theils auf sprachliche Schwierigkeiten beziehen. Wenn auch im Allgemeinen bei dieser Ausgabe ein gehaltreiches Manuscript der reichen Bibliothek des Britischen Museum zu Grunde gelegt ist, so haben sich doch hier und da aus der Vergleichung dieser Handschrift mit einem weniger guten Manuscripte der Bibliothek von Tours einige interessante Varianten ergeben. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 62. —— 3. März 1845.

Der Staat und die Kirche.

(Fortsetzung aus Nr. 61.)

Aus dieser Ursache sehen wir selbst in Ländern, wo die Religion die Ausrottung der Ketzer gebietet, diese in gerechten Schutz nehmen, oder die sogenannten guten Werke beschränken, oder Anderes dergleichen, was der Kirche misfällig ist. Eine Kirche, welche alle Christen in ihrem Schoose versammelte, hat es niemals gegeben. Schon zu den Zeiten der Apostel spalteten Lehrmeinungen die Christenheit, und der Apostel Johannes mußte das Übergewicht der römischen Kirche schon so sehr fühlen, daß er auf Patmos außer Wirksamkeit gesetzt und alle ihm anhängigen Gemeinden ihm abwendig gemacht wurden, bis auf die sieben in Kleinasien. Später haben sich in Asien und Afrika immer mehr eigene Kirchen gebildet, und dies ist bis auf die neueste Zeit so fortgegangen, indem zu dem Allgemeinen, worin die Christenheit übereinstimmt, verschiedene andere Artikel als von gleicher Glaubensnothdurft hinzugesetzt worden sind, und jede Partei ihren Glaubensinhalt für den ausschließend richtigen und unerlaßlichen betrachtete und ausgab, anstatt daß alle Christen nur an jenem Ursprünglichen und Gemeinsamen hätten festhalten, es aber dem Gewissen eines Jeden überlassen sollen, was er weiter zu glauben hinreichenden Grund finde. So hat das Christenthum ebenso viel Mannichfaltigkeiten enthalten als christliche Kirchen entstanden sind, es gibt in der Wirklichkeit nur noch Christenthum nach Maßgabe der Heilsordnung einer jeden Kirche; ein einiges, allgemeines Christenthum besteht nur noch in der Idee. Denn unstreitig wollte Jeder für einen Christen gelten, der an Jesus Christus als den gottverklärten Boten der Vorsehung zur Umkehr der Menschheit von ihrem unglückseligen Verfalle und an die Wahrheit seiner Lehre glaubt, darauf getauft ist und sie zur unverbrüchlichen Richtschnur seiner ganzen Gesinnung in dieselbe aufnimmt. Dieses Bekenntniß sollte durchweg genügen, und die Constitution des nordamerikanischen Staatenbundes hat sich das Verdienst erworben, staatsrechtlich zu bestimmen, daß es ihm genüge. In Europa hingegen ist Dem noch nicht also; hier ist noch immer die Frage: zu welcher Kirche man sich bekenne? Wer darauf ehrlich antwortete: zu keiner der jetzt bestehenden, könnte die Erfahrung machen, daß man ihm den Charakter und das Recht eines Christen versagte, so fromm er immer sein mag. O wunderbare Einrichtung der Vorsehung, welche am Sternenhimmel und im geistigen Erschauen das Licht von Osten nach Westen bewegt, da doch die leuchtende Sonne und die Erleuchtung des Geistes dieselbe bleibt und nur die Erdumwälzung es mit sich bringt, daß das Licht auf ihr täglich denselben Weg physisch durchschreitet, geistig aber nur erst in jener Richtung vom Ganges bis an den Potowmak vorgeschritten ist, vom Himalaja- bis zum Alleghanygebirge. Ausgehend von der Leuchte der Erkenntniß, daß alles Sein eine Einheit sein müsse, folglich alle Wahrheit in der Einigkeit, und als eine noch zu erschauende oder eingesehene in der Uebereinstimmung besteht, verkümmert der Verf. alsbald wieder diese fruchtbare und heilbringende Einsicht durch seine mystische Anwendung derselben, welche anstatt eines streng bestimmten richtigen Begriffs eine Mythe zum Ausgangs- und Stützpunkte seiner ganzen Betrachtung hinstellt.

„Der Ursprung des Bösen in dieser unserer Welt war die Durchbrechung des Gesetzes der Beobachtung eines einzigen und höchsten Willens. Unsere ersten Ältern begnügten sich nicht an dieser alleinigen Quelle alles Gesetzes, sie wollten selbst die Natur des Rechten und Unrechten beurtheilen; sie wollten nicht Gott, sondern sich selbst zum Richter darüber haben. Ein Act desorganisirte die Erde und alle ihre sittlichen Zwecke."

Wie, die Handlung eines Menschenpaars verwandelte, zerrüttete den Schöpfungsplan der ewigen Gottheit? Wie vermochten es wol die ersten Menschen, während sie unter dem actuellen (wirksamen) Gesetze des Allmächtigen lebten, mithin keinen eigenen Willen und Willkür hätten, sich diesem Gesetze zu entziehen und zu widersetzen? War ihnen aber Willkür und Freiheit verliehen, wie konnte deren Anwendung dem Allwissenden jemals unbekannt gewesen und eine Veranlassung sein, die von ihm geordneten Beschaffenheiten und Einrichtungen zu verderben? War das Verbot des Genusses des Apfels das einzige für ihr ganzes Handeln bestehende Gesetz, und war letzteres in diesem Falle eine Naturnothwendigkeit und ohne alle moralische Bedeutung? Wie konnte bei Bejahung dieser Frage jener unwillkürliche Ungehorsam von einem gerechten Richter und gütigen Schöpfer mit maßlosem Elende vergolten werden? und wie konnte gerade hierdurch der Mensch des höchsten Gutes, des Vernunftgebrauchs und der ewigen Vervollkommnung in und mit Freiheit, theilhaftig werden? Woher entnahm bei Verneinung der Frage das erste Menschenpaar das Gesetz Gottes für alle übrigen Entschließungen, wenn nicht durch die ihm anerschaffenen Vermögen seines Geistes? War dies aber der Fall, so müssen den Menschen, da die Schrift von einer Entziehung ebenderselben überall nichts erwähnt und jener gefährliche Baum im Paradiese geblieben ist, eben jene Seelenkräfte fort und fort das Mittel gewesen sein und noch sein, die Gebote Gottes zu erkennen und ihr Leben danach einzurichten. Mit der wörtlichen Auslegung der Mythe von dem Baume der Erkenntniß, wie sie der Verf. gibt, ist hiernach auf keinen Fall zu einem richtigen Verständnisse derselben zu gelangen. Das Paradies kindlicher Unschuld und des unzurechenbaren Handelns nach Naturtrieben und in Sympathie mit der umgebenden Natur mußte aber nothwendigerweise verloren gehen, sobald die Menschen durch Übung ihrer Denkkraft zum Bewußtsein des Guten und Bösen und ihres Vermögens, dazwischen zu wählen, gelangten und Selbstrichter über sich selbst dadurch wurden. Wer den Inhalt eines Gedichts nicht herausfinden kann, macht unvermeidlich mehr oder weniger widersinnige Anwendungen davon.

„Das actuelle Gesetz des menschlichen Handelns lag also vor dessen Falle außer dem Menschen in Gott, nach dem Falle

im Menschen selbst, außer Gott. Er regulirte dasselbe selbst als sein eigener Richter vermöge der Beziehung auf sich, anstatt der Unterstellung unter das von Gott ihm vorgeschriebene Gesetz. So also war mitten in Gottes schöner Schöpfung überall, wo ein Mensch stand, ein immerwährend fruchtbringendes Princip der Zerstörung, des selbstsüchtigen Begehrens und Wollens, das sich Aufgaben zum Ziele setzte, die nicht in den Plan des Universums passen."

Wenn das Seiende eine Einheit ist, kann da ein Mensch oder die Menschen außer Gott sein? Können alle ihre Kräfte, Thätigkeiten und Wirkungen außer dem weltumfassenden Plane des Unermeßlichen bestehen, nicht hineinpassen, daran rütteln? Hier offenbart sich eine gänzliche Verworrenheit der ganzen Zurechnungslehre. Nur so weit der Mensch frei und mit Willkür begabt ist, ist er für deren Gebrauch verantwortlich; nur in seiner Unterscheidung des Guten und Bösen beruht die Versündigung durch die Bevorzugung des letztern gegen den Beruf zum erstern. Außer dem Menschen und seiner Vorstellungsweise kann in dem Walten der unwiderstehlichen Liebe und Weisheit nichts Böses bestehen, noch in ihrer weiten Schöpfung einen Platz finden. Weil die Menschen vermöge ihres Bewußtseins nicht anders zu denken vermögen, als daß sie Das, was sie sich selbst zuschreiben oder was von ihnen ausgehe, von ihrem Ich unterscheiden, es also von eben demselben gegenständlich trennen, so erscheinen ihnen die Schöpfungen ihrer eigenen Geistesthätigkeit als Gegenstände außer ihnen selbst, da doch deren ganzes Sein in ihnen nur vorhanden ist. Offenbar ist der Verf. diese Selbsttäuschung noch nicht gewahr geworden.

„Die Folge dieser Empörung, wenn sie ungezügelt geblieben wäre, müßte ein beständiges Zunehmen jener Selbstanbetung gewesen sein. Während es jedoch der Gnade Gottes gefiel (?), die Erlösung der Menschheit durch seinen Sohn geschehen zu lassen, stellte er zugleich gewisse Bedingungen auf, welche als vorläufige Mittel und Werkzeuge einer hülfreichen Disciplin den Fortschritt der Selbstsucht hemmen sollten und insgesammt, ungeachtet ihrer Mannichfaltigkeit, unter dem Charakter des gemeinsamen Lebens der Gemeinschaft (κοινωνια) sich zusammenfassen lassen."

Ganz richtig setzt der Verf. das Verderben als Wirkung in die Selbstsucht oder Eigenliebe als Ursache; und die Selbstsucht, der Egoismus, ist die Ausgeburt der Sinnlichkeit, wie deren Besiegung durch Aufstellung allgemeiner Maximen das Werk der Vernunft ist. Aber diese von Gott dem Menschen verliehene Freiheit, sich durch und nach seiner eigenen Vernunft zu bestimmen — wie ist es möglich, diese mit der Selbstsucht zu verwechseln? Verfährt denn die Vernunft gesetzlos, oder darf sie nach einem andern Gesetze verfahren als nach dem, was Gott ihr eingepflanzt hat? Selbst die Triebe und Begierden der Sinnlichkeit sind nicht von Natur sündhaft, sondern werden es erst durch die Erkenntniß ihres Gegensatzes gegen ein verbindliches Gesetz. Nur durch diese Erkenntniß entsteht die Sünde, daher auch die Schrift ausdrücklich sagt: „Ohne Gesetz keine Sünde!" Im Menschen, nicht außer ihm, haust die Sünde. Auch die Sinnlichkeit folgt Naturgesetzen und ist in allen ihren diesen gemäßen Richtungen an und für sich gut, da aus der Hand ihres heiligen Schöpfers nichts Unreines und Unheiliges hervorgehen konnte. Erst durch die Vernunft oder eine andere Belehrung wird es dem Menschen offenbart, daß er nicht für sich allein lebt, sondern als Glied der Menschheit, und daß er deshalb nicht den Reizungen seiner Sinnlichkeit unbedingt, sondern nur so weit folgen darf, als deren Befriedigung sich mit seinen Obliegenheiten verträgt. Daß der Mensch zu seiner eigenen Ausbildung in Gemeinschaft leben müsse, dies wußte man auch schon vor dem Auftreten des Messias. Alle gesellschaftlichen Verbindungen, von denen der Verf. spricht, die Familie, der Staat, die Kirche und viele andere bestanden vorher längst überall. Nirgend verkündete Jesus, daß die Gemeinschaft das Gnadenmittel der geistigen Wiedergeburt der Menschheit sei, denn er fand sie vor und ließ sie in ihrem Bestande; sondern die immer fort und fort wiederholte Mahnung des Heilandes lautete: „Bekehret euch, befolget meine Lehre, beobachtet die Wahrheit im Erkennen und Wollen! Denn die Wahrheit wird euch frei machen." Er selbst zeigt uns, daß die Freiheit unser höchstes Ziel ist, wie die Liebe das erste und allgemeinste Gesetz; aber nicht blos die Liebe zu den mit uns Verbundenen, sondern auch zu unsern Widersachern. Diese Liebe ist das neue Gebot, das er eingeführt hat, und das besonders den Juden unbekannt war.

„Derjenige, der wahrhaft lieben gelernt hat, muß die Grundlage und Bewegungsgründe seines Handelns außer sich selbst gefunden haben. Die Unterordnung des Eigenwillens unter das Gebot der Gemeinschaft ist das Correctiv des Geistes der Selbstsucht."

Nicht außer ihm, sondern in ihm, in seiner Einsicht, möge diese durch Selbstdenken oder Belehrung gewonnen werden, hat der Mensch den Antrieb für seine Selbstbestimmung. Nicht daß er seinen Willen einem Gemeinwillen unterordne, befreit ihn von der Selbstsucht, sonst würde auch eine Falschmünzer- oder Räuberbande ihn veredeln, sondern daß er in solcher Gemeinschaft lebt, welche ihn das Gesetz der Liebe beobachten läßt und ohne welche dieses nicht zur steten Ausübung zu bringen wäre. Eben dies enthält zugleich das Merkmal der Unterscheidung der Gesellschaften, welche einen religiösen Grundcharakter haben, von denen, die nur die verneinende Bedingung an sich tragen, nichts gegen das Sittengesetz zu thun. Der Verf. quält sich vergeblich, das Kennzeichen dieser Unterscheidung aufzufinden; uns hat es sich ganz von selbst dargeboten.

„Eine Verbindung oder Gemeinschaft des Lebens ist keine blos willkürliche oder vertragsmäßige Erfindung, keine bloße Vorstellung ohne Realität; denn dadurch, daß sie gegenseitige Verpflichtungen auferlegt, erweitert sie den Bereich unserer Thätigkeit; indem sie ein Gesetz für alle Glieder aufstellt, bewirkt sie, daß solches von jedem Einzelnen unabhängig ist; indem sie die Neigungen der Genossen ineinander verflicht, macht sie die Uneigennützigkeit zur Gewohnheit unseres Handelns und liefert unserer Thätigkeit Zwecke, die außerhalb unseres Ich liegen."

Alle diese Erfolge der Geselligkeit sind die Ursache ihrer Nothwendigkeit für die Menschen, rechtfertigen jedoch nicht den hier daraus gezogenen Schluß. Die Vereinbarung selbst ist keine Realität für sich, sondern ein Act der Entschließung dazu, folglich zwar nicht willkürlich, aber doch freiwillig; ohne Selbstbestimmung und deren Übereinstimmung bei den sich Verbindenden kann keine Verbindung entstehen, das heißt eben nur vertragsmäßig. Das Erzeugniß dieser Verbindung, der Verein in seinem Bestande selbst, wird eben hierdurch verwirklicht; aber diese Realität desselben erstreckt sich auch nicht weiter als der Gegenstand der Vereinigung reicht. Sie selbst ist daher nicht der Ursprung des Gesetzes für ihr Bestehen, sondern dieses wird ihr mit und bei ihrer Zustandebringung vermöge der Vereinbarung gegeben, entweder unmittelbar und ausdrücklich, oder mittelbar durch die Bildung eines fortwirkenden Gemeinwillens. Nur für solche Gesellschaften, deren Eingehung eine unerlaßliche moralische Verpflichtung der Menschen ist, bestehen natürlich auch ohne besondere Eingehung alle diejenigen Gesetze, durch welche und nach welchen jene Verpflichtung selbst bestimmt wird, und der Mensch ist ihnen vermöge seiner Vernunft von Natur unterworfen. Eben deswegen ist das natürliche Staatsrecht eine Vernunftwissenschaft, mit welcher kein positives Staatsrecht sich in Widerspruch setzen darf. Überhaupt bestehen hypothetisch für jede Gesellschaft ganz von selbst alle Regeln, welche aus dem Begriffe derselben mit Nothwendigkeit folgen. Immer aber ist der Grund derselben nicht in Dem enthalten, was außer uns ist, sondern in dem Gesetze unserer Vernunftthätigkeit.

„Jede Körperschaft erzeugt nur eine Beziehung ihrer Glieder unter sich und in ihnen den Geist der gegenseitigen Bethätigung zum gemeinen Besten, aber nicht zum Besten Derer, die außer ihr sind. Insofern bewirkt folglich der Corporations-

geist mittelbar wieder eine Steigerung der Selbstsucht, indem die Genossen außer der Berücksichtigung ihrer selbst nun auch noch die Angelegenheiten und den Vortheil ihrer Körperschaft sowol im Ganzen als für ihren Antheil daran ins Augenmerk nehmen. Diese Kraft zu schwächen, bedarf es eines genugsamen Gegenmittels außer (?) der Gesellschaft und ihrer Individualität. Der gesunde Verstand, der universellste der Menschheit, findet übereinstimmend dies Heilmittel in der Gesammtreligion."

Weil aber, wie ganz richtig ist, jede Gemeinschaft einen Geist der ausschließenden Gemeinsamkeit erzeugt, zeigt sich eben daraus, daß die Gemeinschaft an und für sich selbst kein Ausfluß eines ethischen Princips ist, sondern nur als ein Mittel zur Ausführung eines solchen dienen und geschickt sein kann, eben darum aber auch an die Bedingung gebunden sein muß, Vorkehrungen zu treffen, daß durch ihr Dasein der Sittlichkeit kein Hinderniß in den Weg gelegt werde. Mithin ist es in der Gestaltung einer Gesellschaft allemal nur ein Mangel und die Unterlassung einer Obliegenheit, wenn diese Maßregeln übergangen sind, woraus von selbst folgt, daß es wenigstens keine Nothwendigkeit ist, sie außer ihr zu suchen. Am wenigsten folgt hieraus, daß die Religion, noch viel weniger die Gesammtreligion, dies nothwendige äußere Mittel sein müsse; denn es handelt sich hier lediglich um ein ethisches Verhältniß, mithin ist es die Ethik, bei welcher die Hülfe zu suchen ist. Ethik und Religion sind keineswegs einerlei; es hat viele Religionen gegeben, die sehr unmoralische Vorschriften enthalten haben, z. B. die Kinderopfer des Moloch, die Menschenopfer des Odin, der Feindeshaß und die Überhebung der Israeliten, die Ketzerverfolgungen der römischen und anglicanischen Kirche und jeder mehr oder minder vorhandene Gewissenszwang und Unduldsamkeit. Heil den Menschen, wenn ihre Religion eine durch und durch sittliche wäre! Aber eine Gesammtreligion von dieser Beschaffenheit? Dem Verf. möge gefallen, sie uns nachzuweisen! Auch meint er nach dem Folgenden wol nicht Dies, sondern daß die gesammten Mitglieder der Körperschaften einer und derselben Religion zugethan seien. Kommt indessen die Beschaffenheit der Religion überhaupt nicht in Betracht, so kann auch die Übereinstimmung der einzelnen Glieder in Betreff derselben kein Erforderniß sein, sondern die Aufstellung desselben ist ein gewaltiger Sprung, den man weder mit Verstande noch an der Hand der Geschichte mitmachen kann. Fast alle Gesellschaften lassen sich unbekümmert um die Religion ihrer Genossen, selbst mehre Staaten. Nur wo eine unduldsame Religion ihre Herrschaft über die Staatsregierung erhoben hat, ist es ihr gelungen, von derselben die Ausschließung der ihr nicht Angehörigen aus dem Staatsgebiete oder doch aus dem Staatsbürgerrechte zu erlangen. Diese Ausnahmen bestätigen aber nicht die Regel, die der Verf. dem gesunden Menschenverstande in den Mund legt, den er zugleich mit der Schmeichelei ködert, er sei der allgemeinste. Es geht uns nichts über den gesunden Menschenverstand; aber seine Allgemeinheit ist ganz gewiß eine Unwahrheit, weil der ungeübte Verstand jeden Augenblick durch sich selbst und die Fehler in seinen Verrichtungen, durch die Einwirkungen der Sinnlichkeit und der Einbildungskraft, der Vorurtheile und Gewöhnungen, der Trägheit und der Eitelkeit geirrt wird. Es gehört eine große Übung im richtigen Denken und viel Sachkenntniß dazu, einen gesunden Menschenverstand zu haben und zu gebrauchen; nur eine kleine Zahl ist seiner mächtig. Man denke an das Ei des Colombo! Die Menschen werden als Kinder geboren; sie müssen leiblich und geistig erst gehen lernen; und dieses geistige Geschick hat mehr auf sich als das leibliche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben des Feldmarschalls Jakob Keith. Von K. A. Varnhagen von Ense.

(Beschluß aus Nr. 61.)

Als Kriegsmann zeigte Keith eine ausgebreitete Thätigkeit, bald als Generalinspecteur großer Heeresmassen in einer Ausdehnung von 1500 Wegstunden, bald als Feldherr im polnischen Kriege im J. 1732, bald als Generallieutenant und Befehlshaber der russischen Hülfstruppen am Rhein gegen Frankreich (1735), bald in den Türkenkriegen von 1736 und 1737, theils selbständig, theils unter Münnich's Oberbefehl, wo er sich namentlich bei der Erstürmung von Oczakow auszeichnete und daselbst eine schwere Verwundung erlitt, deren Heilung er erst in Paris, wohin ihn sein aus Spanien zur Pflege seines geliebten Jakob herbeigeeilter Bruder geführt hatte, erhalten konnte. Damals erklärte die Kaiserin Anna, daß sie lieber 10,000 ihrer besten Soldaten als den General Keith verlieren wollte. Mit frischer Kraft führte er dann mit Lascy von 1741—44 den Krieg gegen Schweden in Finnland, wirkte bei allen günstigen Erfolgen thätig mit, zeichnete sich auch als Diplomat aus und erwarb sich hohe Ehren von Seiten der Kaiserin, sowie die allgemeine Achtung der Finnländer wegen seiner Kriegsverwaltung im feindlichen Lande. In der klaren Schilderung der Gefechte, Märsche und was sonst zur militairischen Beschreibung gehört, finden wir hier wie im folgenden Theile dieses Buches die besondern Vorzüge des Verf. wieder, wie sie Einer, der bei kriegerischen Ereignissen persönlich betheiligt gewesen ist und zu schreiben versteht, zur großen Belehrung seiner Leser entwickeln kann. Nach dem schwedischen Feldzuge aber fand sich Keith durch die Abneigung des Vicekanzlers Bestuscheff, der den Widerwillen der Russen gegen Fremde zu benutzen wußte, vielfach gekränkt, durch Zurücksetzung beschimpft und durch die Wegweisung seines Bruders aus Rußland, wo er eine Zeit lang bleiben wollte, sehr verletzt. Das Letztere erfolgte zwar auf Veranlassung des englischen Gesandten in Petersburg, weil Lord Marischal an der Unternehmung des Prätendenten Karl Eduard Antheil genommen hatte, aber Bestuscheff ging aus Feindschaft gegen Keith leicht auf die erwähnte Wegweisung ein. Demnach bat Keith um seinen Abschied, ward aber hingehalten, gehudelt und sollte, obschon seine Entlassung von der Kaiserin genehmigt und vom Kriegscollegium ausgefertigt war, er sich also thatsächlich nicht mehr in russischen Diensten befand, doch schriftlich geloben, niemals gegen Rußland zu fechten; im Gegentheil würde er einer Ahndung nach den russischen Gesetzen anheimfallen. Wie schmählich auch eine solche Bedingung war, so hatte doch Keith (nach seiner eigenen Äußerung in der Erzählung dieser Auftritte) nicht Lust, sich nach Sibirien schicken zu lassen, und stellte also die Versicherung aus, weil, wie er auch dem Generalauditeur nicht verhehlte, kein russischer Kriegsartikel einem freien Engländer untersagte, zu dienen, wo er Lust hätte, und er also erst abwarten wollte, ob man gegen ihn ein neues Gesetz erlassen würde. Darauf ging er schnell mit den Seinigen zu Schiff (Alles zur Abreise war längst vorbereitet) und fühlte sich sehr glücklich, den Gefahren in Rußland entgangen und völlig frei zu sein. Die Erzählung dieser Vorgänge aus Keith's Tagebuche gibt zu manchen Betrachtungen und Vergleichungen einen genügenden Stoff.

König Friedrich II. hatte die Bitte Keith's, ihm in seinem Heer eine Anstellung zu geben, mit Freuden empfangen und nahm den vollendeten Kriegsmann und tüchtigen Feldherrn mit offenen Armen auf. Er ward mit bedeutendem Gehalt zum Feldmarschall ernannt und gehörte nun nebst seinem Bruder, der ebenfalls in den preußischen Dienst getreten war, zu dem vertrautern Umgange des Königs, der sie als angenehme und lehrreiche Gesellschafter von großer Lebenserfahrung und kräftiger Geistesart zu schätzen wußte. Beide wetteiferten ihrerseits in Bewunderung und Anhänglichkeit für den König, mit dem ihr edles und treues Benehmen nie getrübt worden ist. Wie sich dies in verschiedenen Briefen Keith's ausspricht, wollen wir an einigen Beispielen zeigen. So berichtet er über seine erste Zusammenkunft mit dem König an seinen Bruder: „He has more wit than I have wit to tell you: speaks solidly and knowingly on all kind of subjects; and I am much mistaken if, with the experience of four campaigns, he is not the best officer of his army." Nach den Unfällen

bei Kollin hält er dem Könige folgende tröstliche Betrachtung vor: „Votre Majesté a encore une belle armée, elle a des ressources dans son génie que les autres n'ont certainement pas, et si personne ne s'en mèle que les Autrichiens, sans être prophète, je puis répondre que ce petit échec sera réparé, mais je crains, Sire, la réflection qu'elle fait elle-même, je crains qu'ils temporiseront jusqu'à ce que leurs alliés agressent d'autre côté; au quel cas il est certain que sans alliés, sans ressources que dans ses propres forces, il est presque impossible qu'elle put résister aux forces de toute l'Europe combinée contre elle, mais fort souvent quand les affaires paraissent les plus désespérées, les changements les plus inopinés arrivent, je ne puis encore croire que la France souhaite sérieusement l'agrandissement de la maison d'Autriche et la décadence de la votre, mais si cette ressource même manquait, une bataille gagnée rétablira encore les affaires" u. s. w. Und als ihm der König den Tod des Prinzen von Preußen angezeigt hatte, erwidert Keith unter Anderm am 20. Juni 1757: „Dieu nous conserve Votre Majesté, il faut que nous supportons les autres pertes avec fermeté." Auch da, wo Friedrich in übler Laune oder voll Verdruß über Noth und Unglück mitunter härter und ungerechter an Keith schreibt, weiß dieser, ohne sich die eigene Verstimmung merken zu lassen, freimüthig und doch ehrerbietig in der Kürze stets das Richtige zu sagen. Ebenso wenig wurde er ihm durch Unzufriedenheit oder Ansprüche beschwerlich noch durch Unverträglichkeit mit seinen Nebengeneralen, wie sie unter den übrigen Feldherren nicht selten war, er vertrug sich mit allen (nur Prinz Moritz von Dessau war sein eigentlicher Widersacher), gehorchte und befehligte mit gleichem Eifer und führte die kleinste Schar so willig wie ein ganzes Heer. Denn wenn auch ihn Stolz und Ehrgeiz erfüllten, so war dies zunächst für das eigene Bewußtsein, das ihn für den äußern Schimmer fast gleichgültig machte. „Je n'ai d'autre ambition", schreibt er S. 207, „que de servir Votre Majesté, je laisserai aux autres avec plaisir le commandement, et si je puis être utile en quelque chose à mon maitre c'est là l'honneur auquel j'aspire." Ferner machte er sich dem Könige besonders werth durch seine strenge Rechtlichkeit und freundliche Menschenliebe, durch seine Zuverlässigkeit und durch die Kühnheit der Gedanken, die er im Umgange nicht weniger bewährte als durch die That auf dem Schlachtfelde, durch seinen Humor und Witz, der sich in wundersamen Ausdruck und seltsame Bilder zu kleiden liebte, endlich auch durch sein Talent für politische Geschäfte und diplomatische Verhandlungen, in denen ihn der König oft gebrauchte. So geschah es gleich nach dem Ausbruche des Siebenjährigen Krieges bei der Eröffnung des sächsischen Archivs in Dresden und später bei den Verhandlungen mit dem Herzoge von Richelieu im Herbste 1757.

Wie hoch Friedrich alle diese Eigenschaften anzuschlagen wußte, war den Kennern seiner Geschichte nicht unbekannt, aber sie finden in dem Varnhagen'schen Buche dazu die willkommensten und anziehendsten Belege. Der König schreibt fast immer eigenhändig an Keith, nie anders als voll Vertrauen zu seiner Befehlführung, höflich und sehr rücksichtsvoll; die Briefe folgen zahlreich aufeinander, öfters zwei, drei an einem Tage, und enthalten neben militairischen Anweisungen, Marschordnungen und bittern Klagen über die Ungeschicklichkeit anderer Anführer die vertraulichsten Herzensergießungen und die Beweise zartester Sorgfalt für Keith's oft von Fieber und asthmatischen Beschwerden angegriffene Gesundheit. Auch aus diesen Briefen dürfen einige Stellen nicht fehlen. Einer der merkwürdigsten ist der vom 11. October 1757, wo der König seine ganze Lage so vertraulich als geistreich ausspricht. Zuerst spottet er über die Plane und Meinungen der Östreicher, meint, Leopold Daun habe „la tête lourde", und was den Herzog Karl betrifft, „il boit, mange, rit et ment, les fanfarons de là-bas se partagent nos dépouilles et l'on n'est embarassé à Vienne que de trouver une prison pour m'y mettre." Dann fährt er fort: „O qu'il sera beau pour l'avantage de l'humanité d'humilier ces tyrans barbares, ennemis de toute liberté — qu'il sera glorieux pour nous de délivrer l'Allemagne par une seule victoire du joug que ses oppresseurs lui préparent, surtout si on peut lui rendre la vue que ces mêmes oppresseurs lui ont fascinée par leurs artifices. Quel que soit le succès de nos entreprises, il est toujours beau d'oser tenter de sauver sa patrie; ce sera par nous qu'elle subsistera encore ou ce sera avec nous que périra la liberté et son existence. Adieu mon cher maréchal." Ebenso zutraulich heißt es in der eigenhändigen Nachschrift eines Cabinetsschreibens vom 30. Januar 1758: „Il nous faut de l'argent, mon cher maréchal, et je vous prie de vous recorder sur votre politesse russe pour nous en procurer, car il ne faut plus ménager personne"; in einem andern Briefe klagt er über diese „chienne de guerre, ou l'on ne peut avancer d'aucun côté quoiqu'on fasse", und auf die Meldung Keith's, daß Klage über die Plünderung des dem Grafen Brühl zugehörigen Schlosses zu Nischwitz geführt sei, erwiderte der König: „Dans un temps où presque toute l'Europe se ressent des inconvénients de la guerre, il n'est pas extraordinaire que le comte de Brühl se ressente aussi quelque chose pour sa part."

Diese Briefe, die uns in das Innerste des königlichen Geistes und Gemüths blicken lassen, hat nun der Verf. in Keith's bedeutende Kriegsthaten eng verflochten und eine ihrer Natur nach mühsame Zusammenstellung von Citaten und Notizen durch das dem Gegenstande inwohnende Interesse für den Leser, der den Vortheil belehrender Unterhaltung sucht, angenehm zu beleben verstanden. Wir müssen uns begnügen, hier blos die Schlachten bei Lowositz, bei Roßbach und bei Hochkirch zu nennen, sowie die von Keith ebenso tapfer als einsichtig geleiteten Belagerungen von Prag und Olmütz. In dem Nachtgefechte bei Hochkirch (14. October 1758) fand Keith, der mit ausdauerndem Heldenmuthe den östreichischen Angriffen begegnete, seinen Tod. Die Feinde, welche ihn hoch geehrt hatten, ordneten ein feierliches Begräbniß mit allen Kriegsehren an, Friedrich's Trauer über diesen Verlust („c'est une perte pour l'armée et pour la société") war tief und herzlich, wie er sie gegen seinen Vorleser de Catte, gegen Voltaire und gegen Lord Marishal ausspricht, dem er im December 1758 eine poetische Epistel über den Tod seines Bruders, voll ernster kühner Gedanken und voll Wärme des Gefühls widmete und bis an sein Lebensende die innigste Hochachtung bewies.

Die letzten zwölf Seiten unsers Buchs enthalten die Beschreibung der Persönlichkeit Keith's nach den vorhandenen Abbildungen und allerhand anziehende Betrachtungen über seine häuslichen Verhältnisse, seine religiöse Gesinnung, nach welcher er zu den Aufgeklärten der Zeit gehörte, und seine gewöhnlich überschätzte Gelehrsamkeit, die vorzugsweise ein aus dem Leben geschöpftes Wissen war. Wir heben hieraus noch hervor, daß Keith seit seinen finnländischen Feldzügen mit Eva Merthens aus Åbo, die er als eine junge Waise zu sich genommen hatte, in einem sehr freundschaftlichen Verhältnisse lebte und auch die mit ihr erzeugten Kinder sorgfältig erziehen ließ. Eine Heirath mit ihr hinderten die Standesverhältnisse, nach Keith's Tode aber heirathete Eva den Schloßhauptmann von Reichenbach in Stralsund und genoß bis zu ihrem erst am 15. October 1811 erfolgten Tode bei Allen, die sie kannten, einer großen Achtung. „Im Heere", sagt der Verf., „war Keith eigentlich nicht geliebt, die Generale und Offiziere sahen stets den Ausländer in ihm, den Soldaten blieb er fremd, da er nicht genug Deutsch konnte, um mit ihnen zu reden, aber sie folgten freudig seinem Befehl und Beispiel." Und deswegen hat er mit Recht unter den marmorenen Standbildern preußischer Feldherren in Berlin seine Stelle erhalten und in der Schrift des Hrn. Varnhagen von Ense die ihm gebührende Anerkennung. 20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 63. —— 4. März 1845.

Der Staat und die Kirche.

(Fortsetzung aus Nr. 62.)

„Das Gemeinleben ist es, was man gewöhnlich durch den Ausdruck der Persönlichkeit der Gesellschaften bezeichnet. Durch diese wird jenes repräsentirt und tritt handelnd auf. Es ist dies keine blos metaphysische Abstraction, sondern eine Realität, die ihre eigenen concreten Exponenten in denjenigen Individuen hat, welche in ihren verschiedenen Wirkungskreisen die Organe der Gesellschaften sind, und in jedem Gliede derselben, je nach der Sphäre der Thätigkeit, die ein jedes vermöge seiner Mitgliedschaft ausfüllen soll."

Das Gemeinleben ist doch nichts weiter als der Inbegriff der Thätigkeiten der Genossen für die gemeinschaftlichen Zwecke; es muß also aus der gesammten Thätigkeit aller Glieder Dasjenige abgesondert und ausgezogen, hiernächst aber wieder zu einer Vorstellung verbunden werden, was diesen gemeinsamen Charakter an sich trägt; es ist also das Gemeinleben lediglich mittels einer Abstraction als etwas Besonderes zu denken und sich vorzustellen; es ist ein Abstractum und keine Realität. Eben deswegen hat dasselbe auch seiner Natur nach keine Persönlichkeit, weil diese in der durch eigenthümliche Kraft beruhenden Unterscheidung von allem Andern und der Selbstbestimmung eben dieser Kraft beruht, das Gemeinwesen aber nur vermöge der Denkkraft der Individuen, die es sich vorstellen, ein Gegenstand ihrer Vorstellung wird. Nur insofern für dasselbe durch jene nach einer bestimmten Form und Regel gedacht wird, wird dieses Denken und Beschließen ihm durch Übertragung zugeschrieben und es selbst als ein Subject von Beziehungen im Leben, insonderheit von Rechten und Pflichten, analogisch und juridisch angesehen, was eine Fiction ist. Wenn diese einmal gemacht, bildlich von einer moralischen (eigentlich durch geistige Abstraction erst gebildeten) Person die Rede ist, kann füglich das Gleichniß weiter verfolgt und dieser Person Alles beigemessen werden, was von der Person überhaupt zu behaupten ist, soweit nämlich die Vergleichung geht, soweit nicht die Realität eine wesentliche Bedingung der Behauptung und diese von einem Abstractum zu machen ist; denn wird dies aus den Augen verloren und nicht sorgfältig beachtet, fällt man in den allgemeinen Fehler der Mystik, das Bild und die Sache zu vermengen, jenes für diese zu nehmen.

„Das kräftige und für sich bestehende moralische Wirken, welches dem Egoismus des Corporationsgeistes Einhalt thun soll, erfodert eine Verbindung mit einem heiligen religiösen (wir meinen: ethischen) Grundsatze. Das sittliche und verständige Bewußtsein aber gehört Gott an, dem Könige des Universums, ist ihm jedoch eine Zeit lang entfremdet und gemisbraucht worden (?!). Es kann nur dann in der menschlichen Brust wahrhaft und dauernd lebendig erhalten werden, wenn wir unaufhörlich auf seine Quelle zurückgehen und durch die Gnade Gottes, die durch eine würdige Verehrung erfleht und erlangt wird, unterstützt werden."

Die Regeln der Ethik sind ebensowol aus dem Selbstbewußtsein des Menschen als aus der Vollkommenheit ihres Schöpfers und Erhalters abzunehmen, weshalb eben die Ethik sowol einen Bestandtheil der Philosophie als der Religion ausmacht und von verschiedenen Principien ausgehend beide Erkenntnißarten für die Praktik unsers Lebens vereinigt. Es ist also wenigstens nicht nothwendig, daß die Religion die Körperschaften vor unsittlicher Ausschweifung bewahre, sondern dies kann schon durch das Sitten- und Rechtsgesetz zur Genüge geschehen, oder mit andern Worten durch den Gebrauch der Vernunft. Wenn daher auch Gott der Urquell alles Verständnisses und alles Sittlichen ist, hat er doch die Menschen durch Verleihung der Vernunft in den Stand gesetzt, sich selbst zum Gesetze zu werden. Der Weise trägt, wie die Schrift sagt, sein Gesetz in ihm selbst. Eine würdige Gottesverehrung ist von unsaglichem Nutzen; aber es ist eine Übertreibung und Unwahrheit, daß die Wahrheit, so weit sie überhaupt dem endlichen Verstande zugänglich ist, nicht ohne Gebet zugänglich sei. Vielmehr ist jede emsige und redliche Erforschung der Wahrheit die würdigste Gottesverehrung und ein bethätigtes Dankgebet zu dem Gotte, der uns dazu ausgerüstet und befähigt hat. Der Verf. pflichtet Dem auch selbst bei.

„Die Fähigkeit des Bewußtseins und der Intelligenz, die Fähigkeit, das Gesetz zu begreifen, daß Mittel ihren Zwecken angepaßt werden und nur erlaubte Zwecke vorgesetzt werden dürfen, und die Gabe, frei zu wählen, sei es nun Zweck oder Mittel, umfassen alle Erfodernisse, die den Begriff einer moralischen Person (?), eines moralisch verantwortlichen Wesens bilden. Denn die nothwendigen Bedingungen des sittlichen Handelns knüpfen sich an die Persönlichkeit mit der verringerten oder vielmehr beschränkten Einheit, die sie einschließt, und nicht an die Individualität als solche, die zwar absolute Einheit hat, jedoch ohne darum sittliche Elemente enthalten zu müssen."

Dieser Satz ist zwar sehr unverständlich, kann aber nichts Anderes aussagen wollen, als: Nicht die Individuen, ungeachtet ihrer Natureinheit, sondern nur deren Vereinigungen sind eigentlich als Personen anzusehen, weil nur erst durch das Gemeinleben der Egoismus eingeschränkt und dadurch ein sittlicher Zustand hervorgebracht wird. Wenn aber der Verf. eingesteht, daß aus dem Selbstbewußtsein, aus der Erkenntniß der Verknüpfung von Ursache und Wirkung und des Zustandes der Freiheit die Fähigkeit, die Vorschriften der Moral einzusehen und für deren Beobachtung verantwortlich zu sein, erwächst: so ist die Moralität der Menschen ganz unabhängig vom Leben in Gemeinschaft, sondern dieses kann nur ein Mittel abgeben, jene unter verschiedenen Verhältnissen anzuwenden und durch Übung zu einer Fertigkeit zu bringen. Ein Bedürfniß der Religion für diesen Zweck ist damit noch weniger erwiesen. Dennoch schließt der Verf. weiter:

„Das Bedürfniß der Religion in den menschlichen Vereinigungen und ihre Aufnahme in die Staatsverbindungen durch ausdrückliche Aufstellung des Grundsatzes, daß eine Nationalreligion bestehen solle, stellt sich solchergestalt in seiner praktischen Anwendbarkeit dar."

Der Athem vergeht Einem bei solchen Sprüngen; denn bisher war immer nur von einer allgemeinen (catholic) Religion die Rede, welche die Stelle der Ethik einnahm, also von einer idealen Religion, welche, von allen positiven Glaubenssatzungen frei, einen reinen Theismus geltend macht und erheischt, wie denn dieß der Verf. selbst nicht in Abrede zu stellen vermag. Wie kommen wir nun mit Einem Male zu einer Nationalreligion, womit doch nicht die Einführung jener natürlichen Religion bei allen Nationen gemeint sein kann, sondern die nach Maßgabe der Charaktere und der Geschichte der verschiedenen Nationen verschiedenartig von ihnen angenommene und vorhandene Religion? Wir können unsern Lesern hierauf keine Antwort geben, denn das Buch enthält keine. Die einzige Andeutung, die sich auffinden läßt, könnte darin enthalten sein, daß eine wesentliche Eigenschaft der Familie, welche in diesem Betrachte dem Staate gleichgestellt wird, darin besteht, daß sie auf dem umfassenden Gesetze der Liebe beruht; dann aber ist es wieder die christliche Religion in ihrer ursprünglichen Reinheit, worauf dies nur gehen kann, keineswegs irgend eine absonderliche Nationalreligion.

„Sprechen wir von einem Volke, so trennen wir die Regierten von den Regierenden (?); sprechen wir von einer Nation, so betrachten wir beide gemeinschaftlich, aber wir verstecken die Regierenden unter den Regierten (?); sprechen wir vom Staate, so haben wir dieselben persönlichen Subjecte im Auge, aber ausschließlich mit Rücksicht auf ihren Antheil am nationalen Leben und der nationalen Ordnung (?). Die Nation ist also die realisirte Volkseinheit, der Staat die sich selbst regierende (?) Thatkraft der Nation in ihrer Objectivität, also in monarchischen Ländern im Monarchen centralisirt und repräsentirt, durch dessen Willen die Gesinnung (?) der Gemeinschaft zur Erscheinung kommt und in Thätigkeit gesetzt wird. Er stellt im Staate das Moment der Tugend vor (?), deren Titel auf Herrschaft allein unzerstörbar ist."

Schwerlich wird unser Staatsrecht aus diesen unklaren Beschreibungen einen Gewinn ziehen. Sie passen nicht einmal auf den Staat in der Idee oder wie er sein soll, geschweige denn auf die Staaten wie sie sind. Ihre Berichtigung würde uns hier zu weit führen, ist auch nicht nöthig. Die Zeiten Ludwig's XIV., der sich mit seinem „Der Staat das bin ich" Spott und Feinde genug erholt hat, kommen nicht wieder, und man erkennt leicht die Verschiedenheit von: den Staat vertreten und den Staat ausmachen. Weil aber der Verf. zu keinem deutlichen Verständnisse von den Begriffen Volk, Nation und Staat gekommen ist, verwechselt er sie auch beliebig und gebraucht für staatlich oder staatsbürgerlich gemeinhin national, was zu bemerken war.

„Obschon der Staat die Idee einer sittlichen Regierung nur sehr unvollkommen ausführt, strebt und ringt er doch nach dieser Vollendung und legt in seinem Fortschreiten in vorzüglicher Weise Spuren einer sittlichen Herrschaft an den Tag."

Obgleich nun der Verf. noch drei Seiten lang fortfährt, in poetischer Prosa die Leistungen des Staats für die Menschheit zu schildern, am Schlusse aber doch eingesteht, daß dies Alles nur vom Staat in der Idee gelte, von keinem besondern Lande oder einer vorbedungenen Verfassung, daß vielmehr die Staaten in der Wirklichkeit nur lebendige Durchgangsprocesse zur Erreichung des Ideals vorstellten, ist doch aus dem Allen durchaus nicht einmal andeutungsweise zu entnehmen, was der Staat seinem Wesen und Zwecke nach ist, und welches die Grenzen seines Berufs und seiner Machtübung sind? Nur so viel ist ersichtlich, daß der Verf. den Staat nicht blos für eine Rechtsanstalt, sondern selbst für eine Sittlichkeitsanstalt erachtet und zu dem Ende das Sittlichkeitsgesetz und selbst die Religionsübung seiner Macht, Gesetzgebung und Verwaltung untergeben will. Der Staat ist aber so weit davon entfernt, eine Sittlichkeitsanstalt zu sein, daß er sogar in seinem Grundwesen dem Princip der Sittlichkeit entgegensteht, welche auf Freiheit beruht und davon ausgeht, während der Staat auf dem Zwange beruht und mittels desselben für die Freiheit erst einen freien Spielraum zu ebenen trachtet. Es steht Diesem nicht im Wege, daß der Staat nicht eine sittliche Anstalt sei, wie dies jede menschliche Gesellschaft sein muß, ja daß die Beförderung der Sittlichkeit und Religiosität als wirksame Mittel zur Erreichung seines Zwecks ihm von ungemeiner Wichtigkeit sei, ohne daß sie deshalb selbst seinen Zweck ausmachen und zum Bestimmungsgrunde für seine Einrichtung und Anordnungen gereichen. Der Staat braucht nicht blos physischen Zwang, sondern auch moralischen, er droht mit Strafen und Nachtheilen, und stellt Belohnungen und Begünstigungen in Aussicht; er macht sich damit nicht nur den Ehrgeiz, die Eitelkeit, die Gewinnsucht, mit Einem Worte die Eigenliebe dienstbar und reizt sie, sondern er baut hauptsächlich auf die Wirkungen der Hoffnung und der Furcht und aller darin eingeschlossenen Gemüthsbewegungen, indem er die Menschen nimmt und behandelt wie sie sind, nicht wie sie sein sollten. Hierin kommt er nun ganz mit der Religion überein und unterscheidet sich mit dieser zugleich von der Ethik. Eine mit der Vernunft übereinkommende Religion kann keine Gebote oder Verbote verkünden, als welche auch die Moral lehrt; aber sie ist darum doch von der letztern wesentlich verschieden durch den Antrieb, mittels dessen beide die Menschen bewegen, ihnen nachzuleben. Sie stimmen in dem materiellen Inhalte ihrer Vorschriften vollkommen überein, aber in deren formeller Erzielung geht jede einen andern und entgegengesetzten Weg. Der rein moralische Mensch thut das Gute um des Guten willen, und meidet das Böse, weil es böse ist, oder eigentlich weil er selbst es dafür erkennt; der religiöse übt jenes und hütet sich vor diesem um des Wohlgefallens und Misfallens Gottes, dessen Segens oder Abscheus willen, behufs seiner Glückseligkeit in diesem und in jenem Leben, also ebenfalls aus Hoffnung oder Furcht. Nimmt man nun noch hinzu, daß die Menschen selbst die Dolmetscher der Gebote Gottes sind und daß dies unumgänglich ist, daß eben deswegen es aber auch nur darauf abgesehen zu werden braucht, diese Auslegung aus religiösen Ansichten selbst einem höhern Ansehn und Ausspruche zu unterwerfen, namentlich dem der Kirchenobern, so haben wir hiermit die Grundursache der Sympathie des Staats- und Kirchenregiments, aber auch des ununterbrochenen Bestrebens entdeckt, weshalb jede von diesen beiden Mächten unausgesetzt darauf ausgegangen ist, sich die andere botmäßig zu machen, um solchergestalt die Menschen sich von ihrer Gemüthsseite ganz zu unterwerfen. Dies ist das Geheimniß, dessen Verfolgung durch alle Krümmungen, die es schon genommen hat oder noch nehmen kann, dem Verf. das ausgedehnteste Feld für treffende Beobachtungen und Combinationen geliefert hätte. Anstatt dessen hat er einen für seinen Zweck ganz unergiebigen Umweg durch Heranziehung der Ethik gemacht. Zur Beurtheilung der Natur eines Vereins reicht es übrigens nicht aus, den Zweck desselben zu kennen, sondern auch die Beschaffenheit der Vereinbarung und der ihr zu Gebote stehenden Mittel gehört dazu. Der Verf. hat ganz recht darin, daß der Staat in der erstern Beziehung keine bloße Rechtsinstitution ist, daß nicht blos die Gerechtigkeits-Sicherheit und -Pflege seine Aufgabe ausmacht, sondern das ganze Zusammenleben der Menschen, sodaß in seinen Beruf Alles und Jedes fällt, was nicht nur als demselben nachtheilig abzustellen ist, sondern auch, was unmittelbar oder mittelbar demselben förderlich ist. Er hat auch darin vollkommen recht, daß die Bestimmung Dessen nicht von der Willkür der Einzelnen abhängt, weil einen Jeden seine angeborene Pflicht zum Unterthan desjenigen Staats macht, in dem er lebt, sondern daß solche dem Ermessen des Gemeinwillens selbst anheimfällt. Eben darum aber, weil dies für Alle Rechtens ist, steht ihnen insgesammt auch das gleiche Recht zu, daß der Gemeinwille 1) alle mit gleicher Gerechtigkeit hierbei behandle, folglich sich nur mit solchen Gegenständen befasse, wobei er Gerechtigkeit und Gleichheit zu beobachten vermag; und 2) daß er insonderheit, da Aufhören aller Privatgewalt und Herrschaft der öf-

[illegible] Gewalt durch das ganze Gebiet des Staats die [illegible]bedingung seines Bestandes ist, diese auf nichts erstrecke, wovon a) es nicht klar ausgemacht ist, daß der Wille jedes Vernünftigen dem Gemeinwillen beipflichten müsse; und b) daß der Gegenstand an und für sich, oder auch nur in der beabsichtigten Weise erzwingbar sei, daß ein Mensch mit Vernunft den Zwang für gerecht erkennen müsse.

Hiernach fällt die Erziehung der Jugend, der heranwachsenden Geschlechter, ganz in den Bereich der Staatsgewalt; denn die Jugend muß erzogen werden und sich erziehen lassen, jedoch mit der Maßgabe, daß, da die Entwickelung der Vernunft keine erzwingbare Sache ist, dieser auch durch die Erziehungsweise kein Zwang angethan werde, solcher vielmehr in demselben Grade sich vermindert als jene fortschreitet. Die mündig gewordenen Unterthanen sind deshalb auch der fernern Erziehung ganz entwachsen und nur noch dem Zwange zu unterwerfen, wenn sie durch die That den Beweis geben, daß jene Rechtsvermuthung bei ihnen nicht eintritt, und soweit sie ihr entgegen handeln. Überhaupt liegt alle innere Geistesthätigkeit, alle Entwickelung der Erkenntniß und alle freie Bestimmung des Willens aus und nach derselben ganz außer dem Gebiete der Staatsgewalt. Kunst, Wissenschaft, Sittlichkeit und Religion können ihrer Natur nach nicht von der Staatsgewalt vorgeschrieben und befohlen werden; jeder Zwang ist ihrer Natur zuwider und vernichtet sie; nur auf dem Boden der vollen individuellen Freiheit wachsen und gedeihen sie aus innerer Lebenskraft. Der Staat kann und muß in seinem Interesse Anstalten zu ihrer Beförderung uud Ermunterung einrichten, aber selbst hierbei nicht in ihre selbständige Ausbildung und Gestaltung eingreifen; er kann und soll von ihren Erfolgen Nutzen ziehen, ihre Früchte pflücken, aber er muß dieselben auf ihrem Stamme wachsen und reifen lassen, und bringt sich selbst darum, wenn er störend hineinpfuscht.

„Der Regent des Staats muß von der Religion erleuchtet sein, weil auf dieser Grundlage allein die Sittlichkeit wirksam erzielt werden kann (?), und weil dieselbe Frieden und Ordnung, folglich die öffentliche Wohlfahrt befördert, endlich weil er dadurch wieder zu der gesunden, durch den Corporationsgeist angefochtenen, Denkungsart zurückgebracht wird, nicht seinem Eigennutze die Tugend seiner Bürger zu opfern.“

Sicher ist es sehr wünschenswerth, daß der Regent von Religiosität durchdrungen sei, nur nicht von Bigoterie und Pietismus; denn nicht die Religion an sich, sondern nur die lautere Moral in derselben schafft jene Erfolge, und die Religiosität kann nur bei einer durchaus dem Sittengesetze entsprechenden Religion die Moralität beleben und befeuern. Das Wesentliche also ist und bleibt, daß der Regent von dem Sittengesetze beseelt sei.

„Ein bewußtes Thun, dessen Objecte sittlicher Natur sind, schließt nothwendig (?) ein Gewissen ein, welches ex vi termini die Norm des sittlichen Handelns ist (?).“

Eine bewußte Entschließung nach den Vorschriften des Sittengesetzes ist gar keine Thätigkeit des Gewissens, sondern der Überlegung und der Entschließung. Das Gewissen spricht nicht vor, sondern nach der That, und seine Thätigkeit ist keine bewußte und freie, sondern eine bewußtlose und unwillkürliche, nur das Ergebniß seiner Thätigkeit bringt es zum Bewußtsein. Es besteht in der in der innersten Seelenkammer vorgenommenen Vergleichung des Gethanen mit den Geboten der Pflicht, und führt darum seinen Namen, weil diese letztern ihm gewiß sind, ohne alle Prüfung und Einrede. Daß dieselben aber objectiv wahr und sittlich seien, ist keineswegs dazu nothwendig, sondern das Gewissen eines Jeden richtet sich nach seiner Vorstellungs- und Denkweise und wird durch nichts so beherrscht und gelenkt als durch die religiöse Meinung. Mit frohem Gewissen schoß ein König von Frankreich auf die Hugenotten wie auf Sperlinge, und ein anderer ließ seine Retterin als Hexe verbrennen. Die Königin Maria ließ die unschuldige Johanna Gray, und die kluge Elisabeth ihre rechtmäßige Thronerbin hinrichten, ohne sich darüber zu härmen. Die Verweisung auf das Gewissen der Regenten ist deshalb eine ganz unstichhaltige, theils weil es zu spät kommt, theils weil es nicht ein klarer Ausspruch der Vernunft ist, der dadurch vernommen wird, theils endlich weil es sich betäuben und beschwichtigen läßt.

„Die Persönlichkeit der Nation als eine große moralische Realität verlangt ihren eigenen Gottesdienst, nämlich den des Staats, der in seinen lebenden und regierenden Mitgliedern personificirt wird, also einen öffentlichen und gemeinsamen Gottesdienst. Denn da die Nation die hohen Bedingungen der Persönlichkeit erfüllt, eine reale (?) Einheit im Sein, Denken, Handeln und Leiden zu bilden, und zwar in einer bestimmten Weise und in weitem Umfange, indem unzählige sittliche Handlungen von ihr ausgehen, so hat sie darum auch diejenige umfassende und bewußte Verantwortlichkeit, der sie allein durch das Bekenntniß einer bestimmten Nationalreligion und durch die Einrichtung eines Cultus, der ihren Handlungen eine öffentliche Weihe verleihen soll, entsprechen kann. Diejenige Religion, die sie durch ihr regierendes Organ ausdrücklich bekennt, muß auch ihre untergeordneten Glieder als einen Theil der Glaubensgemeinschaft durch und durch beleben.“

Das sind nicht blos Sprünge, sondern Lançaden, Sprünge in die leere Luft. Wo ist die Nation, die eine Einheit ist im Sein, Denken, Handeln und Leiden? Wir wissen nur von einer Menge von Individuen, welche wegen des Gemeinsamen, das sich in ihrem Sein, ihrer Gesinnung und Sitte und in ihrem Leben herausstellt, und welches aus ihrer ganzen sonstigen Individualität ausgeschieden und in Gedanken zusammengefaßt wird, eine Nation genannt werden, also daß das Reale in dieser Vorstellung sich nur in den Individuen vorfindet, sie selbst aber nur eine Abstraction ist, welche eben deswegen keine wirkliche Persönlichkeit hat, sondern nur personificirt, das heißt unter der Analogie einer Person gedacht wird. Wollen wir nun auch darüber hinweggehen, daß Nation und Staat Begriffe von sehr verschiedener Ausdehnung sind, da manche Nation in mehre Staaten zerfällt und mancher Staat aus mehren ganzen oder theilweisen Nationen besteht, folgt doch aus der Nützlichkeit der Religiosität des Regenten, vorausgesetzt daß dieselbe eine echt moralische ist, noch nicht das Mindeste in Betreff aller übrigen Mitglieder des Staats, noch viel weniger die Nothwendigkeit einer allgemeinen und einzigen Religion, von der sie durch und durch belebt sein sollen, gesetzt auch, daß sie von den wirklich lebenden Individuen mit dem entschiedensten Widerwillen zurückgewiesen würde. Was ist denn Religion? Eine bestimmte Antwort auf diese Frage wird nun unerlaßlich. Religion ist doch wol der Inhalt des Glaubens von Gott und seinem Walten über uns? Der Glaube aber ist die Wirkung der Überzeugung, des Fürwahrhaltens einer oder mehrer Vorstellungen, folglich der Thätigkeit eines Verstandes. Ohne Verstandesgebrauch keine Religion; kein Thier hat Religion; bei lebendigem Verstande hingegen nothwendig Religion; daher denn auch, weil die Beschaffenheit eines jeden lebenden Verstandes eine eigenthümliche ist, alle Religion unausbleiblich subjectiver Natur sein, und jedem verständigen Individuum seine Religion unangetastet belassen werden muß. Eine gemeinsame oder allgemeine Religion kann nur vermöge der Aussonderung des Gemeinsamen in den Religionsvorstellungen der Einzelnen ausfindig gemacht worden, ist mithin etwas Ideales, nicht ein Reales. Eine objective Religion, welche den Menschen aufgedrungen, deren Bekenntniß ihnen geboten wird, hieße ebenso viel als ohne Glauben das Glauben aufnöthigen, ein Bekenntniß ohne Überzeugung von seinem Inhalte vorschreiben. Dies hindert nicht, Religion zu lehren und zu predigen, selbst Glauben dafür zu erheischen, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß sie selbst überzeugend sei und wirklich Überzeugung schaffe, wie denn Christus sagte: „Befolgt nur meine Lehre, so werdet ihr eben dadurch inne werden, daß sie von Gott stammt!“ Hiermit hat jedoch der Staat nichts zu

schaffen, weil er den Betrieb der Religion der Freiheit eines Jeden überlassen muß, d. h. derjenigen Thätigkeit, welche sich selbst fortbewegt, ohne Jemanden zu beleidigen. Dasselbe muß denn auch vom Cultus gelten, wenn anders dieser ein Ausdruck der Religion und eine Religionsanstalt sein soll, nicht ein Gaukelspiel oder eine Heuchelei in dem Heiligsten. Der Cultus muß nach der Religion, nicht diese durch jenen bestimmt werden. Innerhalb der gesteckten Grenze aller Freiheit, daß sie kein Recht kränke, auch nicht die Staatswohlfahrt, was der Staat abzuwehren wohl befugt und berufen ist, steht ihm gar keine Einmischung in den Cultus zu. Daß die religiösen Einsichten der Einzelnen sich dem Gebote des Regenten nicht fügen oder unterwerfen dürfen, weil in dieser Hinsicht gar kein Gemeinwille denkbar ist, hat auch dem Verf. selbst vorgeschwebt.

„Das Nationalgewissen oder, wenn dieser Ausdruck anstößig wäre, dasjenige Pflichtgefühl, welches Norm für die Staatshandlungen sein soll (?), muß sich, so weit dies möglich, auf die bloße aber umfassende Idee des Rechts gründen und so wenig als möglich von Idiosynkrasien oder individuellen Eigenheiten gefärbt sein. Der Staatsmann muß empfinden, daß sein Amt diese breitere Norm für seine Handlungen erheischt, während sein Gewissen ihn von der Schwierigkeit überzeugen muß, seine eigenen Meinungen und selbst Launen von den Anfoderungen der Wahrheit und Gerechtigkeit zu trennen, die sein Amtsverhältniß an ihn stellt. Selbst Diejenigen, deren Doctrin von den Rechten der Regierung am anspruchvollsten auftritt, werden einräumen, daß sie in ihren Maßregeln sich mit dem Charakter und der Sinnesart der Nation im Einklange erhalten müsse. Der Staatsmann muß sich also entschließen, in seiner öffentlichen Thätigkeit sich einestheils seiner Individualität zu entäußern in allen Gegenständen, die nicht Gewissenssache sind; er muß mehr sich bewegen lassen als selbst bewegen, mehr nach den Überzeugungen der Nation als nach seinen eigenen verfahren.“

Abgesehen von der Ungenauigkeit des Ausdrucks, indem der Regent nicht nach bloßem Rechtsgefühle, sondern nach möglichst deutlicher Erkenntniß des Wahren und Rechten sich entschließen, sich deshalb auch in seinen Regierungshandlungen nicht blos eines Theiles, sondern seiner ganzen Individualität nach Möglichkeit entschlagen soll, und ebendeswegen Gewissensangelegenheiten gar nicht in die Reihe der Regierungsthätigkeiten gehören, enthält diese Anweisung insofern etwas Wahres, als sie Beachtung und Schonung der Volksmeinung und der Sitte anempfiehlt. Doch darf solche dennoch nicht so weit gehen, darum das entschieden Bessere oder Richtige aufzugeben, sondern nur den Widerstand allmälig und mit Klugheit zu überwinden, und nur da dem Volkssinne nachzugeben, wo die Sache noch nicht völlig ausgemacht oder noch nicht hinlänglich vorbereitet ist. Auf die Religion hat dies jedoch gar keinen Bezug, da sie keine Staatsangelegenheit ist, sondern lediglich die Überzeugung der Individuen angeht, gleichviel ob sie Regenten oder Unterthanen sind. Den Regenten die Religion des Volks aufzudringen und ihnen deren Bekenntniß zuzumuthen, ist ebenso rechtswidrig und irreligiös, als wenn Regenten ihre Überzeugung ihren Unterthanen aufzwingen. Auch um einer Krone willen seine Religion verleugnen und verändern, ist Frevel an der Wahrheit und Gotteslästerung, ist ein Beweis, daß Der in der That keine Religion hat, der sich dazu versteht. Nur allein dafür hat die Staatsverfassung Vorsehung zu treffen, daß, wenn der Regent einer andern Kirche angehört, als zu der oder denen sich seine Unterthanen halten, diese darob ungefährdet bleiben und keine Unbill von der Macht erfahren.

„Manche werden durch den Einwurf wankend gemacht, daß eine Nation, so wie andere Formen menschlicher Vergesellschaftung, nicht unsterblich sei, daß ein künftiger Zustand der Belohnung und Bestrafung für sie nicht eintrete, oder wie man es auch ausspricht, daß Corporationen keine Seele hätten. Sie haben Seelen, denn sie (?) haben die Fähigkeit zu überlegen, sie haben Persönlichkeit und damit Verantwortlichkeit (!!).“

Sie? Wir meinen diejenigen Menschen, welche durch die Verfassung berufen und ermächtigt sind, die Corporation zu vertreten, weshalb denn auch bei rechtswidrigen Entschließungen gesetzlich nur Diejenigen dafür verantwortlich sind, die den Beschluß gefaßt haben, nicht die Widersprechenden oder gar nicht Zugezogenen. Nicht die moralische Person, sondern nur die in ihr vereinigten Menschen können ein Verbrechen begehen. Deshalb heißen Körperschaften moralische Personen. Allerdings sagt ein altes Sprüchwort: Was die Könige wirren, büßen die Achäer! Aber nicht von Rechtswegen, sondern weil die Unterthanen die Werkzeuge der Anordnungen ihrer Obrigkeit abgeben und das solchergestalt Geschehene nicht ungeschehen gemacht werden kann, folglich auch seine Folgen haben muß. Welche Bewandniß es mit der Seele und Persönlichkeit der Gemeinschaften hat, ist schon früher vorgewesen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Beitrag zur Seelenkunde der Thiere.

Unter den vielen sonderbaren Erscheinungen, welche auf dem weiten Gebiete der Tagesliteratur fortwährend emporwuchern, wollen wir auf ein kleines Werkchen aufmerksam machen, welches einen speciellen Theil der interessanten Thierpsychologie betrifft. Es ist dies die „Idiomologie des animaux ou recherches historiques, philosophiques et glossologiques sur le langage des bêtes“, von Pierquin de Gembloux. Der Verf. hat hier so ziemlich Alles zusammengetragen, was an interessanten Beobachtungen, an kühnen Hypothesen, an sonderbaren Behauptungen und phantasiereichen Schrullen in Bezug auf die Sprache, welche den Thieren eigenthümlich sein soll, von Naturforschern, Philosophen und Phantasten aufgestellt ist. Wir können dieses Werkchen des reichen Materials wegen, das es enthält, allen Denen empfehlen, welche an diesem weitschichtigen Thema und den mancherlei Fragen, welche damit in Verbindung stehen, einiges Ergötzen finden. Freilich müssen sich die Leser dieser Broschüre auf manche Abschweifung vom eigentlichen Gegenstande, auf manchen kühnen Gedankensprung und auf eine gewisse Selbstüberschätzung von Seiten des Autors gefaßt machen. Es sind dies Eigenschaften, die man alle schon in den frühern Werken des nämlichen Verfassers, der leicht verworren und absprechend zugleich wird, z. B. in seiner Abhandlung „De l'utilité des patois“, nicht ohne Misbehagen bemerkt hat.

Der Abbé Genoude.

Einer der vorzüglichsten Repräsentanten jener confusen Richtung auf dem Gebiete der Journalistik, welche — dem Anscheine nach wenigstens — die legitimistischen Principien und die Ideen des jungen Liberalismus, die offenbar auf dem Boden der Revolution entsprossen sind, mit den Grundsätzen des Katholicismus verschmelzen möchten, ist der Abbé Genoude. Dem Auslande ist er vielleicht bekannter durch ein schönes Gedicht, welches Lamartine ihm widmete, als Genoude, durch traurige Umstände veranlaßt, plötzlich den Priesterstand erwählte. Wir erhalten jetzt eine Sammlung der „Oeuvres de M. *de Genoude*, publiées par M. *Delaforest*“ (Band 1), die sehr bändereich werden dürfte, wenn die ungeheure journalistische Thätigkeit, die Genoude seit mehren Jahren entfaltet hat, dabei nur einigermaßen berücksichtigt werden soll. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 64. —— 5. März 1845.

Der Staat und die Kirche.

(Beschluß aus Nr. 63.)

„Das Princip der Staatspersönlichkeit und des Staatsgewissens, welches die Religionseinheit gebietet, ist insoweit Modificationen (also der Nichtachtung, Nichtbefolgung) unterworfen und beschränkt, als der politische Verband thatsächlich verschiedene Religionsverwandte verbunden hat, denen nicht Zwang anzuthun ist."

Der Zusammenhang ergibt, daß der Verf. mit dieser Unstatthaftigkeit des Zwangs keine rechtliche, sondern nur eine politische und physische meint, weil die Menge sich ihn nicht gefallen lassen, sich ihm widersetzen würde. Wir aber meinen, daß, was dem Einen recht, dem Andern billig ist, und daß so wenig der schwächere als der stärkere Theil gezwungen werden darf, weil eben der Staat dazu da ist, jedwede ungerechte Nöthigung der bloßen Stärke zu verhindern. Übrigens macht es hierbei keinen Unterschied, ob es sich um schon eingeführte oder erst einzuführende Religionen handelt. Die Überzeugung ist an keine Zeit gebunden; sie wirkt zu aller Zeit den Glauben, und dieser die Religion. Jeder Religiöse und jede Religion hat das gleiche Recht hierin, die neue so viel als die alte; nur darf nichts Unsittliches für Religion ausgegeben und behauptet werden. Wäre dem nicht also, mit welchem Rechte hätte Christus seine Lehre verkünden können? Wie hätte irgend eine Religionsverbesserung der Menschheit zugute kommen, wie hätte diese aus den Banden der Unwissenheit, des Aberglaubens und der Arglist befreit werden mögen?

„Der Staat kann freilich die Theologie nicht zu seinen ständigen Functionen machen, also auch die Lehrmeinungen nicht reguliren, noch darin über Wahrheit und Irrthum entscheiden."

Gleichwol soll er der oberste Gesetzgeber in den Angelegenheiten der Religion sein, nach seinem Gewissen sie und die Landeskirche ordnen und seine Unterthanen anhalten, in ihr zu leben? Vielmehr folgt eben daraus das Unvermögen des Staats, in Betreff des Glaubens und dessen Bekenntnisses, sei es in zusammenhängender Rede oder in den Gebräuchen des Cultus und dessen Formen, irgend etwas zu bestimmen; sondern seine Wirksamkeit beschränkt sich auf den zu verleihenden Schutz und Sicherheit, auf die Unterdrückung jedes öffentlichen Ausbruchs von Unsittlichkeit und Irreligiosität, endlich auf die Unterstützung und Beförderung derjenigen Kirche oder Kirchen, welche seinen Zweck am besten unterstützen, ohne Beeinträchtigung der andern. Gerade darum, weil Religion eine Sache der Gesinnung, also eine Beschaffenheit oder Zustand des Geistes ist, welche durch das Maß der Erkenntniß- und Gemüthskraft eines Jeden hervorgebracht wird, und weil die äußern Religionshandlungen nur ein Zeugniß und Symbol von dieser Gesinnung sind, deren Unwahrhaftigkeit ein Verrath an dieser sein würde, darf eine Regierung selbst an sich gleichgültige Handlungen unter keinem andern Vorwande verlangen oder befehlen, sobald sie der religiösen Überzeugung einen Anstoß geben und zu einer Heuchelei, auch nur dem Anscheine nach, Anlaß geben. In diesem Lichte erklärt sich die Gehässigkeit des Commandos des Kniebeugens vor der Monstranz bei den evangelischen Soldaten in Baiern.

„Weil alles Gute eine göttliche Einrichtung ist, und weil nach dem Maße ihrer Wirksamkeit dies bei den verschiedenen Anstalten gradweise zu beherzigen ist, so stellt der Staat im eminentesten Sinne eine von Gott geordnete, also religiöse Anstalt vor. Staat und Kirche bedingen und durchdringen sich wechselseitig, denn beide haben sittliche Motive."

Sind denn göttliche Anordnung und religiöse Anstalt gleichbedeutend? Oder gibt es im Göttlichen und in seinen Anordnungen Grade, oder ist nicht Alles gleich heilig, insofern es göttlichen Wesens ist? Die Kirche hat aber keinen sittlichen, sondern einen religiösen Grund, den, der Religion zur Übung und Ausbildung zu dienen; und die Religion hat kein sittliches Motiv, sondern beruht auf Gottesfurcht, und die Vorschriften für die Sittlichkeit, die sie ertheilt, entsprießen erst aus dieser. Mit dieser Gemeinsamkeit des Ursprungs ist es also schon nichts, so wenig dies einen Beweisgrund ausmachen würde, da aus einem gemeinschaftlichen Ursprunge sehr verschiedene Gestaltungen entspringen können. Kain und Abel waren von Einem Stamme, und Gabriel und Belial von Einer Schöpfung.

„Es ist kaum mehr als die bloße Möglichkeit, daß die Kirche irgendwo die Zerstörung der gesellschaftlichen Ordnung lange überleben könnte; es würde zu ihren positiven Pflichten gehören, ihre besten Kräfte zur Wiederherstellung derselben anzuwenden, und sie muß offenbar (?) entweder in diesem Bestreben glücklichen Erfolg haben oder durch Unterlassung desselben untergehen. Ebenso können möglicherweise Staaten ohne Religion bestehen; dennoch ist die Beobachtung derselben ein Gesetz ihrer Natur, und sie anticipiren, beobachten sie es nicht, die sichere, wenngleich vielleicht späte, Strafe verletzter oder nicht erfolgter Obliegenheit. Auf diese Weise sind diese Mächte coordinirt; jede ist zu Zwecken eingesetzt, die in die Sphäre der andern fallen, aber die specifische Verrichtung der einen ist nicht die der andern."

Die größten Thatsachen der Geschichte bekunden das Gegentheil von Dem, was der Verf. für unvermeidlich erachtet. Weder die Veränderungen der Religion haben den innern Staatsverband aufgelöst oder umgestaltet, noch haben die größten Staatsumwälzungen den religiösen und kirchlichen Zustand der Länder umgeworfen. Die Ausbreitung des Christenthums im römischen Reiche geschah unabhängig von aller Verfassungsveränderung; seine Einführung bei allen germanischen und slawischen Völkern hat nichts in ihren Regierungsformen abgeändert; die Kirchenreformation hat im deutschen Reiche und den einzelnen deutschen Ländern, in England und in Skandinavien Alles in den staatsrechtlichen Verhältnissen beim Alten gelassen. Umgekehrt sind das abendländische und morgenländische römische Kaiserthum zerstört worden ohne alle Einwirkung auf das Innere der päpstlichen und byzantinischen Kirche; die mehrfachen Staatsveränderungen in Schweden und die gewaltige Staatsumwälzung in England von Cromwell bis zu Wilhelm von Holland haben in dem Zustande der Kirche nichts umgeformt; die große französische Revolution ist vorübergegangen und die Kirche von Frankreich wieder auf demselben Flecke wie vor 300 Jahren; die südamerikanischen Staaten sind Re-

publiken geworden, ihre Kirchenverfassung ist geblieben. Dagegen hat der Verf. in seinem letzten Satze endlich einmal eine volle Wahrheit ausgesprochen: Staat und Kirche sind coordinirte Mächte, und darum, weil sie dies sind, hat keine über die andere sich zu überheben, keine der andern eine Oberherrschaft anzusinnen, außer so weit diese selbst in dem Gebiete jener sich ansiedelt, keine eine Abhängigkeit von der andern. Wenn aber zwei Begriffe, oder auch die Gegenstände derselben, coordinirt sind, können sie untereinander ebenso wol einstimmig sein, als jeder von ihnen auch mit dem Gegentheile des andern übereinstimmen, niemals aber kann einer dem andern subordinirt oder mit ihm einerlei sein. Dies sind einfache logische Sätze, auf welche zurückgeführt das ganze Verhältniß sogleich klar vorliegt. Welches Dunkel schwebt dagegen über folgenden Behauptungen des Verf.!

„Die Lehre vom Verbundensein in einer Gesellschaft macht deren Glieder zu einem Theile des lebendigen Bundes, wodurch ihnen das Eingehen in andere Verbindungen verboten wird, selbst wenn solche die Förderung des Wortes Gottes bezwecken, dies aber in einer Weise, welche der von Gott vorgeschriebenen zuwiderläuft. In Gemäßheit der Lehre von Einem Körper in der Heiligen Schrift ist das Anerkennen des Christenthums in gesonderten Körperschaften nichts Anderes als eine Unterstützung der Sünde, welche überall vorhanden ist, wo man Das trennt und spaltet, was Gott geeinigt hat."

Alsdann wäre das Bestehen der hochbischöflichen Kirche unbestreitbar eine Sünde, da sie sich von der allgemeinen Kirche abgesondert hat, welche wenigstens kraft des Namens es zu sein behauptete. Von Einem Körper steht nun aber nichts in der Schrift, sondern nur von einer Heerde, deren Hirte Jesus Christus selbst sei, und welche folglich in der ganzen Christenheit besteht. Jede größere Heerde wird aber nach Sorten in Haufen getheilt und diese abgesondert auf die Weide geführt, die Hammel, die Mutterschafe, die Zeitlinge, die Lämmer, die Stähre und das Fettvieh je nach ihrem Bedürfnisse. Das verschiedene geistige Bedürfniß gestattet denn auch den Gläubigen, solche Sonderung selbst vorzunehmen, da sie selbst jenes nur empfinden und bemessen können und weil, wie wir schon gesehen haben, überall keine Verbindlichkeit bestehen kann, in Sachen der Religion einer andern Überzeugung zu folgen, als der eigenen. Das Eingehen einer Verbindung enthält auch überall nicht das geringste Hinderniß, noch in jede andere Verbindung beliebig einzutreten, als insofern die erstere ihrer Natur nach ausschließend ist wie in der echten Ehe, oder insofern dadurch ganz oder theilweise eine Aufhebung oder ein Zuwiderhandeln gegen die obhabenden Pflichten begangen oder doch angelobt würde. Das Bürgerthum kann hiernach kein Hinderniß abgeben, nach Überzeugung in eine Kirche ein- oder überzutreten. Der Staat, der Solches verbietet, erlaubt sich eben damit nur einen Misbrauch seiner Gewalt.

„Die Befugniß der vermeintlichen Wahl der bessern Religionslehre ist noch sonst verderblich, indem sich damit ein Recht angemaßt wird, das dem Einzelnen nicht zusteht. Es führt solches zu den Glauben, daß die Macht der geoffenbarten Wahrheit in den abstracten Formen ihrer Lehrsätze gerade so enthalten ist, als wir, wenn wir eine mathematische Formel mit Genauigkeit aufgestellt haben, wissen, daß wir im thatsächlichen Besitze aller ihrer Resultate sind, und als wir ferner, wenn wir ihr eine engere Fassung geben, immer noch darüber sicher sind, welche Resultate wir dadurch ausschließen und wie viele davon stehen bleiben. Es ist das Gefährlichste, nach einem solchen Grundsatze das Christenthum zu handhaben, das Verwegenste, in dieser Weise mit einer Gnadengabe Gottes zu schalten. Die Kirche, von ihm mit der Verkündigung der Lehre beauftragt, hat allerdings in ihren ältesten Bekenntnissen, offenbar unter dem Einflusse der Inspiration, die großen Gnadenwahrheiten des Glaubens, die uns durch den Mund der Apostel überliefert sind, verkörpert. Hiermit wagte sie nicht, einen Theil Dessen auszustoßen, was geoffenbart ist; vielmehr wollte sie nur in dem Zusammenhange des fortschreitenden Unterrichts denjenigen Wahrheiten eine mehr hervorstechende Stelle geben, worauf der übrige Inhalt des Christenthums erbaut ist. Diese Summe des Glaubens, den sie in dieser Weise angenommen hat, beabsichtigt ihren Unterricht einzuleiten, nicht ihn zu beschränken. Hinsichtlich seiner Anordnung und Methode ist sie sein Richter; ihres Amtes ist es, Äußerungen der Privatansicht zu dulden oder zu verdammen, da diese sich darauf beschränken muß, sich der Schrift und ihrer allgemein verbindlichen (catholic) Interpretation anzuschließen. Niemals aber hat sie gesagt, noch kann sie sagen: Mit diesem geschriebenen Credo will ich mich begnügen und nichts weiter verlangen. Beiweitem weniger noch kann irgend eine andere Autorität, als die ihrige, den Weg der Belehrung, den das Credo offen läßt, verschließen, und am wenigsten befugt sein, eine neue Form oder Classe von Dogmen aufzustellen."

Gerade darum, weil die meisten Religionssätze zu keiner mathematischen Gewißheit zu bringen sind, nicht einmal zu einer philosophischen, und weil doch ohne Heuchelei von Niemandem ein Glaube behauptet werden darf, den er nicht selbst hat und der nicht in seinem Gemüthe lebt, ist es moralisch unmöglich, daß irgend einem Menschen von einem oder mehren Andern vorgeschrieben werden könne, was er zu glauben habe. Gerade deshalb, weil dies die Reformatoren eingesehen haben und weil es geschichtlich durchaus unwahr ist, daß Gott der Kirche den Auftrag gegeben habe, sein Wort zu verkünden, den Glauben festzustellen und zu fixiren, und das Richteramt über die Glaubensansichten aller Bekenner der Lehre Jesu zu führen oder allein dieselbe für Alle verbindlich auszulegen und zu erklären, weil vielmehr die Kirche mittels dieser Anmaßung die reine Lehre Jesu mit vielerlei Deutungen und Zusätzen versehen hatte, durch die sie entstellt worden war: so erkannten sie in ihrer Begeisterung für die Religion ihren Beruf von Gott, dieselbe wieder zu säubern und zu ihrer Lauterkeit zurückzuführen, indem sie das Urtheil darüber nicht der Kirche, sondern der Vernunft vindicirten, vermöge welcher, nach dem ausdrücklichen Gebote der Schrift, Alles von einem Jeden geprüft und nur das Richtige beibehalten werden soll. Es ist um deswillen nur das halbe Princip des Protestantismus von dem Verf. ausgesprochen worden, wenn er die Heilige Schrift für die alleinige Grundlage der Religionslehre erklärt, sondern es gehört dazu noch wesentlich, daß die Auslegung und das Verständniß derselben einem jeden vernünftigen Menschen nach seinem besten Wissen und Gewissen zustehe, ihm nicht verschränkt werden dürfe, sondern unantastbar sei. Hierauf allein gründete sich ihre Befugniß, der Kirche zu widersprechen, ja selbst die Widersetzlichkeit Jesu gegen den Sanhedrin. Die Lehre dieses Meisters ist es, worauf der evangelische Christ seinen Glauben gründet; aber er läßt sich nichts weismachen noch unterschieben, sondern braucht seinen Verstand, um zu prüfen, was Lehre Jesu sei und was sie besage. Soll Inspiration eine unmittelbare göttliche Eingebung bedeuten, so schließt schon deren Vorgeben aus dem Mittel der evangelischen Kirche aus, weil davon in der Schrift nichts steht, sondern nur die Tradition sie eingeführt hat. Soll dieselbe aber jene Begeisterung der Seele bezeichnen, welche das überraschende Aufgehen des Lichts der Erkenntniß und der Wahrheit entzündet, so hat Jesus seinen Schülern allerdings diesen Tröster verheißen, durch den sie erst geschickt wurden, das Werk zu vollbringen, zu dem sie auserkoren waren, welcher später in den Reformatoren sich wieder kundgab, und ihnen vorarbeitend aus so manchem Munde redete, den die Kirche gewaltsam verschlossen hat, von welchen wir hier nur Abälard, Bruno, Huß und Wicleff nennen wollen. Von einer Vererbung dieses heiligen Geistes steht in der Schrift wieder nichts, und deswegen können evangelische Christen weder an eine Unfehlbarkeit der Kirche glauben noch ihr ein Gewicht über ihren Glauben eingestehen. Am allerwenigsten aber mag sich der Verf. auf die Inspiration für die 39 Artikel der anglicanischen Kirche

berufen, da weder der blutgierige König Heinrich noch die hinterlistige Elisabeth damit begabt sein konnten, und die Zustimmung des Parlaments, das erst im Jahre 1554 die päpstliche Kirche wieder für die alleinseligmachende erklärt hatte und einen Hawkes, Ridley, Latimer und Cranmer ihr in Flammen opfern ließ, kann sie nicht ersetzen. Eigenmächtig hatte Heinrich sich selbst für das Oberhaupt der Kirche von England, und die schlauere Elisabeth für deren Governeß erklärt, hatten sie den Testeid durchgesetzt und das kirchliche Kind ihrer Schöpfung mit dem Blute von Tausenden getauft, die ihren Glauben auf ihren Befehl aufzugeben sich nicht entschließen mochten. So verdrängten sie selbst aus einem großen Theile von England die Reformation und die evangelische Kirche, die dort schon ebenfalls früher Fuß gefaßt hatte, aber ihrer Politik und Herrschsucht nicht entsprach, und welche allerdings eine so entstandene und begründete Kirche weder in England selbst noch in Schottland für ihre Schwester hat anerkennen können.

Ebenso geschichtswidrig ist die Angabe des Verf. von dem Wesen und der Geltung der vorhandenen kirchlichen Glaubensbekenntnisse. Ausgemacht war zu den Zeiten der Apostel ein sehr einfaches und kurzes Glaubensbekenntniß im allgemeinen Gebrauche, welches nur die Grundlehren des Christenthums enthielt, aber, bis auf die Anfangsworte, ganz verloren gegangen ist, weil es dem Rechtgläubigkeitseifer nicht genügte, nur daran festzuhalten, sondern weil er für den ganzen Lehrinbegriff einen festen Anhalt verlangte. Solchergestalt wurden von Jahr zu Jahr immer mehr Bestimmungen in dasselbe aufgenommen und sein Werth nach seiner Vollständigkeit bemessen. Das älteste von diesen nichtapostolischen, dennoch aber als Stellvertreter des apostolischen eingeführten Bekenntnissen ist unbekannten Ursprungs, drei Jahrhunderte nach Christi Tode erst verfertigt und hat keine andere Beglaubigung, als daß man sich dessen eben im kirchlichen Gebrauche bediente. Aber auch dieses genügte bald nicht mehr, da immer mehr Glaubenslehren in Discussion gezogen wurden, sodaß die Väter auf dem ersten Nicäischen Concil Alles zusammenzustellen für nöthig fanden, was sie für rechtgläubig erachteten, und nicht lange nachher auch dies wieder nicht zureichte, sondern irgend ein unbekannter Anhänger des Anastasius in Folge der Streitigkeiten mit den Arianern dasselbe noch viel mehr zu erweitern sich berufen hielt. Der Zweck dieser Glaubensbekenntnisse war also die Aufstellung möglichst vollständiger Glaubensnormen, die dann durch spätere Concilienbeschlüsse, insonderheit durch die tridentinischen, immer weitere Ausdehnung erhielten. Unanfechtbar ist die Befugniß einer jeden Kirche gewesen, damit einverstanden sich zu erklären, sich ihrer zu bedienen und sie in den kirchlichen Gebrauch einzuführen; nur dazu hatte keine ein Recht und Ansehen, daraus Glaubensvorschriften zu machen, für alle Zeiten die Gewissen daran zu binden und Diejenigen zu verketzern und zu verfolgen, die daran nicht glauben konnten und mochten; denn frei wie der Gedanke ist auch der Glaube. Das Geistige ist keiner irdischen Macht unterthan, und eine solche ist auch die Kirche, die irdische Verkörperung der Religion, dieses geistigen Wesens. Ehe eine Kirche entstehen konnte, mußten Gläubige da sein, die sich über die Form ihrer äußern Gottesverehrung vereinbarten, nach Maßgabe ihres Glaubens, also die Kirche auf ihrem Glauben errichteten, ihn nicht von dieser empfingen. Eben dies Verhältniß ist das durch alle Jahrhunderte fortwährende, weil wesentliche; in jedem Zeitabschnitt ist dies Gemeinsame in der bestehenden Religion der Einzelnen, welches sie dann in einer äußern Form und Gebrauchthum zu ihrer Andachtsübung darstellen, das Fundament der Kirche, und diese nur die Dienerin, nicht die Gebieterin der Religion und der Menschen, in denen dieselbe lebt.

„Wollte der Staat sich nicht an das Glaubensbekenntniß der Kirche binden, würde dies die Folge haben, daß er einen Kanon wesentlicher Dinge aufstellte, zu deren Dienst er nicht eingesetzt ist. Es würden auf diese Weise die Dogmen nach unserer menschlichen Ansicht ihrer Folgen classificirt werden, und der Staat würde dadurch ein Kriterium aufstellen, das in allen Gegenständen sittlicher Art durch seine Anwendung dieselben erniedrigen würde. Endlich würde er den Umstand übersehen, daß alle christliche Lehre völlig abhängig ist von dem inwendigen Leben des heiligen Geistes, das der Offenbarung als einem Ganzen, nicht einzelnen Theilen derselben verliehen ist. Er würde also in Einseitigkeit verfallen und das eng Verknüpfte in seinem organischen Zusammenhange zerstückeln. Theilweise Unterweisung in der Religion kann nur als Vorbereitung dazu gerechtfertigt werden. Wenn man aber das Glaubensbekenntniß einer Sekte schützt, das sich absolut auf die Negation Dessen gründet, was ein Staat für einen Theil der geoffenbarten göttlichen Wahrheit halten muß (?), so ist die von ihr behauptete Lehre nicht ein Element, sondern eine Verstümmelung der Wahrheit, sie ist nicht ein Theil des Körpers, sondern von ihm geschieden."

Aber welche Lehre muß denn der Staat für einen Theil oder auch für einen Ausfluß der Offenbarung halten, wenn zwei vernünftige Menschen darüber nicht übereinkommen können? Und wenn nun die eine Partei Dies für das Geoffenbarte oder für eine Offenbarung, die andere Jenes dafür erachtet, woran hält sich der Staat? An die Kirchenlehre! Das wäre ja eine Voraussetzung der Folgerung, die sich kein richtig denkender Mensch zu Schulden kommen lassen darf. Erst wenn über die Wahrheit der entgegengesetzten Lehre entschieden wäre, könnte von deren Befolgung die Rede sein. Die Antwort ist aber hier ganz nahe liegend. Weil es nicht zu den Functionen des Staats gehört, die Theologie zu studiren, noch weniger darin zu entscheiden, liegt es ganz außer seiner Geschäftssphäre, in Glaubenssachen irgend etwas positiv zu bestimmen und vorzuschreiben, sondern sein Wirkungskreis muß sich darauf beschränken, daß er einerseits nicht duldet, daß unter dem Vorwande religiösen Glaubens der Sittlichkeit und dem Staatsrechte, oder seinen in Gemäßheit desselben erlassenen Verordnungen zuwidergehandelt und entgegengewirkt werde, also auch nicht Glaubensartikel von der Art gepredigt und eingeprägt werden, und andererseits, daß er solche Glaubensartikel, deren Verleugnung auch in bürgerlicher Beziehung Mistrauen zu erregen geeignet ist, für Bedingungen eines von ihm zu beweisenden besondern Vertrauens erklärt, z. B. den Glauben an Gott, an die Obliegenheit der Wahrhaftigkeit, der allgemeinen Bruderliebe. Einen zweiten Verstoß gegen die Logik begeht der Verf., indem er in Abrede stellt, daß auch von einem Theile gelten müsse, was dem Ganzen zukommt, daß folglich in jedem einzelnen Theile einer echten Religion der heilige Geist sich offenbaren müsse, der sie ganz und gar durchdringt. Endlich hat der Verf. vergessen, daß die Christenheit lange Zeit bei Juden und Heiden nur für eine Sekte der Erstern gegolten, und daß sie sich selbst als solche angesehen und ausdrücklich erklärt hat, wie aus der Schrift zu ersehen. Hiernach würde deren Verfolgung eine gerechtfertigte Sache gewesen sein, wenn des Verf. Theorie Gültigkeit hätte.

„Nachdem die Sonne der Gerechtigkeit aufgegangen ist, den subjectiven Formen des Glaubens Realität verliehen (?) und thatsächliche unerschütterliche Wahrheit zum gemeinsamen Erbtheil aller Menschen gemacht hat, würde die Erscheinung, daß der christliche Glaube jemals zu einem, unter vielen gleichstehenden Kostgängern (?!) einer Regierung verschiedenartig ausgebildeten Bekenntnisse herabsinken könnte, den Beweis liefern, daß die subjective Religion die ihr von Gott verliehene Stütze, ihre objective Realität, verloren hätte, oder es würde, wenn unter dem dürftigen Schutze ihres Namens eine Menge widerstreitender Systeme in eine gleichberechtigte Stellung gebracht werden und miteinander die Wohlthat des Rechtsschutzes genießen sollten, eben dies beweisen, daß wir aus der Religion, in welche das Evangelium uns gebracht hat, wiederum in die zurückzugehen im Begriffe sind, in welcher es die Menschheit vorgefunden hat."

Bis auf den heutigen Tag ist die Christenheit in der Mensch-

heit noch sehr in der Minderzahl, also die unerschütterliche Wahrheit noch nicht das Erbtheil aller Menschen geworden. Doch lassen wir Das, da es dem Verf. hier nicht darum zu thun ist, den Vorzug des Christenthums vor allen andern Religionen darzuthun, sondern nur die Nothwendigkeit der Einheit in der Christenheit. Diese aber besteht unsers Wissens darum, weil alle verschiedene Bekenntnisse von Christo ausgehen, jede christliche Kirche dies behauptet und als eine solche auch von den andern von den Nichtchristen unterschieden wird. In den Hauptsätzen, dem Glauben an einen einigen Gott, den Vater aller Menschen, der Verehrung Jesu Christi und der Heiligung des Geistes durch seinen Unterricht sind alle Christen einverstanden, und wir bezweifeln, daß irgendwo eine Neigung vorhanden sei, wieder zum Juden- oder Heidenthume zurückzukehren. Dagegen theilt sich die Christenheit in zwei große Sippen, von denen die eine für immer festhalten will, was die Kirche einmal aus der Lehre Jesu gemacht hat, die andere sich zur Aufgabe gemacht hat, durch Abthuung aller Kirchensatzung zur reinen Lehre Jesu und deren in ihr selbst begründetem Verständnisse zurückzukehren. Beide entgegengesetzte Parteien zertheilen sich wieder in verschiedene Unterabtheilungen, je nachdem dort der Inhalt des objectiven Glaubens, hier der Fortschritt der subjectiven Einsicht und Aufklärung gemeinschaftliche Übereinstimmung oder Ableugnung bedingt hat. Im Verhältnisse zu der ganzen Christenheit sind alle diese Kirchen untereinander Sekten, die unter Gottes Fügung und Regierung sich gebildet haben zu seiner Verherrlichung, soweit sie es redlich meinen und treiben. Eben diese Bedingung schließt von selbst allen Indifferentismus aus; Keinem kann sein Verhältniß zu Gott eine gleichgültige Sache sein; aber ebenso weit entfernt muß ihre Bahn von Überhebung und Verdammung sein, weil es Gott allein ist, der die Herzen erkundigt, die Menschen aber sich untereinander als ehrliche Bekenner Dessen achten müssen, was sie zu glauben vermögen. An dieses Gesetz sind auch die Regierungen der Staaten gebunden; jeder Religiöse hat auf diese Achtung ein Recht; jeder Religion oder vielmehr jeder Kirche muß der Schutz des Staats gewährt werden, die sich dessen nicht selbst unwürdig macht; über ihren theologischen Werth gebührt dem Staate kein Urtheil, weil solches außer seiner Sphäre liegt. Diese rechtliche Gleichstellung und die Verträglichkeit der verschiedenen Kirchen bekundet der Vereinsstaat von Nordamerika, dessen gesetzgebende Versammlung allemal durch ein feierliches Gebet eröffnet, dadurch, daß hierbei darauf gesehen wird, daß der solches sprechende Geistliche abwechselnd aus allen verschiedenen christlichen Kirchen gewählt wird, indem darin nichts aus den Unterscheidungslehren vorkommen kann noch darf. Schon weniger freundlich ist es, wenn die religiöse Feier politischer Begebenheiten in den verschiedenen Kirchen nebeneinander begangen wird, wobei sich denn natürlich die Glaubensgenossen des Regenten an diesen anschließen. Doch ist rechtlich auch hiergegen nichts einzuwenden. Dagegen haben wir Alles gegen eine subjective Glaubensform mit Objectivität oder gar objectiver Realität einzuwenden, weil nach unserer Logik widersprechende Merkmale zu einem Begriffe nicht zu verbinden sind.

„Der Staat ist ein einzelnes menschliches Wesen nach unserer Erörterung (?). Hat er nun sittliche Wirksamkeit, muß er auch der sittlichen Wahl fähig sein. Diese Wahl muß aber auf die Wahrheit allein sich stützen, zum wenigsten auf die nächste Annäherung daran. Darum müssen wir jederzeit, sobald der Staat nicht im Stande ist, ein klares und erkennbares Bekenntniß seiner Einheit im Glauben abzulegen, behaupten, daß das nationale Leben in demselben Verhältnisse in seiner sittlichen Erfüllung verkümmert sein müsse, weil in der vornehmsten leitenden Kraft seines Wesens eine zwieträchtige Thätigkeit obwaltet."

Es verhält sich mit dem Leben und Treiben der Religion in noch weit höherm Grade wie mit dem Gewerbebetriebe; je mehr der Staat sie sich selbst überläßt und nur alle Ungebührnisse verhütet, desto besser für sie. Eine Wahrheit, welche zu erkennen gar nicht zu den Verrichtungen des Staats gehört, wie eingestanden, ist für ihn keine Wahrheit. Aus seiner moralischen Obliegenheit, die, wie wir gesehen haben, ihn noch zu keiner allgemeinen Moralitätsanstalt macht, folgt endlich in Betreff seiner Stellung zur Kirche und Religion durchaus gar nichts. Was aber deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz!

Solchergestalt vermeinen wir unsere Schuldigkeit unsern Lesern erwiesen zu haben, ohne denselben die weitern Capitel in gleicher Art vorführen zu dürfen. Dies würde ein dickes Buch geben. Wenn die Begründung des Ganzen in diesem zweiten Capitel bei näherer Besichtigung aus eitel gefärbtem und marmorirtem Triebsande besteht, kann jenes von keinem Halte sein. 43.

Literarische Notiz.

Metrische Übersetzungen römischer Dichter.

Unermüdlich wie Sisyphus mühen die französischen Übersetzer sich ab, die schwere Last einer gelungenen Übertragung der altclassischen Dichterwerke auf den Gipfel der Vollendung zu bringen. Es ist wahrlich keine leichte Aufgabe, die prägnanten Verse der lateinischen Poesie in französischen Reimen wiederzugeben, ohne in die Scylla der Undeutlichkeit oder die Charybdis der Verwässerung zu fallen. Wenn auch das Ideal einer treuen, lesbaren Übersetzung, welche den ungetrübten Genuß des Originals einigermaßen zu ersetzen im Stande wäre, noch lange nicht erreicht ist, so muß doch anerkannt werden, daß jene sprüchwörtlich gewordene Breite Dacier's längst aufgegeben ist und daß eine gewisse Körnigkeit des Ausdrucks, die mit angemessener Eleganz vollkommen vereinbar ist, und vor Allem eine treue Anschmiegung an den Sinn wenigstens angestrebt wird. Zu den bessern Übersetzungen classischer Meisterwerke des Alterthums, welche uns in letzter Zeit zu Gesicht gekommen sind, gehört eine Bearbeitung der Theaterstücke des Plautus von Alphonse François („Théâtre de Plaute, traduit de M. A. F. accompagné d'une notice sur la vie et les ouvrages de Plaute, de l'analyse de chaque comédie et des imitations de notre théâtre"). Wenn wir indessen auch dieser neuen Arbeit volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und vorzüglich zugeben, daß durch diese Übersetzung frühere Versuche beiweitem übertroffen werden, so können wir uns doch noch nicht gerade veranlaßt sehen, in das übertriebene Lob einzustimmen, das dem Verf. derselben in verschiedenen Journalen in überschwänglichem Maße gespendet wird. Überhaupt ist es eine seltsame Erscheinung, daß in Frankreich, während manche bedeutende selbständige Erscheinung spurlos vorübergeht, diese Art von Arbeiten oft ein unerklärliches Aufsehen erregt. Vielleicht rührt dies daher, daß die römische Poesie in Frankreich immer noch mit einer gewissen Vorliebe gehegt und gepflegt wird, und dann bringen die französischen Kritiker, die sich über solche Arbeiten vernehmen lassen, wol immer die ungeheuren Schwierigkeiten, die im Wesen der französischen Sprache und Poesie begründet sind, bei ihrer Beurtheilung mit in Anschlag. Von allen lateinischen Dichtern, welche von französischen Verskünstlern zum Gegenstande ihrer Studien und Bemühungen gemacht werden, ist keiner, dessen Dichtungen so oft bearbeitet worden wären als Horaz, der schon bei den steifen, glattfüßigen Anhängern der eigentlich classischen Schule in ganz besonderm Ansehen gestanden hat. Als literarisches Curiosum mag es bezeichnet werden, daß vor kurzem eine poetische Bearbeitung dieses Dichters erschienen ist, die mit einer Menge von politischen Anspielungen, welche in den Anmerkungen vertheilt sind, gespickt ist. Sie rührt von Delort, Generallieutenant, Adjutanten des Königs, her. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 65. —— 6. März 1845.

Geschichte der Philosophie.

Vor 50 Jahren fragte Kant nach der Möglichkeit einer Metaphysik, hielt Dasjenige, was bis dahin Metaphysik geheissen, ungenügend, sprach von einem Thurm, den die baulustige menschliche Vernunft mehrmals schon aufgeführt und wieder abgetragen habe, wollte daher durch Kritik der reinen Vernunft Schein von Wahrheit unterscheiden und die Grenzen der menschlichen Erkenntniß bestimmen. Zwar von jeher wurde die metaphysische Richtung des Völkergeistes durch Religion befriedigt, und das Einfachste konnte dünken, sich an die Satzungen derselben zu halten, wie auch ganze Zeitalter gethan, allein eine von religiöser Vormundschaft sich lossagende Philosophie wollte das Metaphysische auf eigene Hand finden und ergründen. Offenbar liegt hierin eine Negation, nämlich diejenige der Hinlänglichkeit überlieferter Religionslehre, zu welcher Kant die zweite fügte, daß vorläufig Speculation auf eigene Hand nichts Haltbares zu Stande gebracht. Insofern sind jede selbständige Philosophie und Kritik negativ, nämlich in ihrem Ausgange, und ob sie es bleiben bis ans Ende, wird von den Resultaten ihrer Speculation und Prüfung abhängen. Eine positive Philosophie im vollständigsten Sinne müßte die Kritik als ein ihr Fremdes beseitigen und ihre Selbständigkeit unter die Obhut einer im Laufe der Zeiten festgewurzelten Religionslehre stellen.

Negationen und Positionen solcher Art bilden die Pendelschwingung der Geschichte der Philosophie; bald überwiegen jene, bald diese, und ist es zum Äusserften auf irgend einer Seite gekommen, so pflegt die Bewegung nach der andern sich hinüberzuwenden. Das ist der Fall bei ganzen Zeitaltern und einzelnen Menschen, man spricht von Ungläubigen und Gläubigen, und erfährt, daß jene zu diesen, und diese zu jenen werden. In Deutschland zeigt die Philosophie seit Kant die mannichfachsten Gestalten, wir finden Glauben und Unglauben an die Kirchenlehre, gläubiges Vertrauen und ungläubiges Mistrauen (Kritik) in die Kräfte der Speculation, ja noch bis auf den heutigen Tag streiten die Wortführer über Negation und Position, und die lebhaften Hoffnungen jener ersten Anhänger Kant's und seiner kritischen Macht für eine allgemein-gültige und geltende Metaphysik und Philosophie sind unerfüllt geblieben. Den Lauf der einzelnen Bestrebungen während des halben Jahrhunderts zu verfolgen, ist gewiß höchst lehrreich, und es bieten sich dazu in neuerer Zeit unterschiedliche Führer, von denen einer der jüngsten sehr zu empfehlen steht:

Die deutsche Philosophie von Kant bis auf unsere Zeit, ihre wissenschaftliche Entwickelung und ihre Stellung zu den politischen und socialen Verhältnissen der Gegenwart. Von Karl Biedermann. Zwei Bände. Leipzig, Mayer und Wigand. 1843. Gr. 8. 4 Thlr. 22½ Ngr.

Mit großem Fleiß gibt der Verf. eine Übersicht des Inhalts der verschiedenen Systeme, und, weil durch deren Nichtübereinstimmung die Kritik wieder hervorgerufen wird, auch kritische Bemerkungen, der Einsicht des Lesers zu Hülfe kommend. Welch ein reiches philosophisches Saatfeld! Unmöglich können unsere Blätter nur die Hauptpunkte des Ganzen (der erste Band zählt 543, der zweite 738 Seiten) berühren, wir müssen uns begnügen, gleichsam die Spitzen einzelner Ähren abzubrechen, und daran etwas Charakteristisches zu erläutern.

Im Unterschiede von andern Führern will der Verf. nachweisen, wie die deutsche Philosophie unter dem Einflusse des Lebens und der in seiner Bewegung sich erzeugenden Ideen des Fortschritts entstanden ist und sich entwickelt hat; er bezeichnet in dieser Hinsicht die moderne Philosophie als eine Tochter des christlichen Glaubens, die sich gegen ihren Vater erhoben und ihn vom Throne gestoßen. Zu den Zeiten der Scholastik war das anders, doch erhob sich schon der Nominalismus als Vertreter des kritischen gegen den Realismus als Vertreter des dogmatischen Princips. Die Gesammtheit dieser Untersuchung hieß Metaphysik. Seit dem Kampfe des 16. Jahrhunderts gegen Scholastik entwickelte sich in England und Frankreich Skepticismus, in Deutschland systematische Philosophie, welche das dogmatische Princip vertheidigte oder bestritt, aber weniger praktisch war als in England und Frankreich. Die Deutschen waren mehr Denker, Träumer und Schwärmer als praktische oder politische Leute. Man könnte den französischen Materialismus als einen Übergang von der Metaphysik zur empirischen oder analytischen Methode betrachten. So erschien das 18. Jahrhundert.

Zu Kant's Zeit galt es, den Idealismus und Empirismus, das dogmatische und kritische Princip durch

ein organisches Band zu verknüpfen, und er versuchte dies durch eine Art von Gleichgewichtsystem, oder, mit modernem politischen Ausdruck, von juste-milieu. Dabei zeigen sich Ungefügigkeiten; denn die Einschränkung, an welche Kant den Gebrauch der allgemeinen Ideen im Gegensatz mit dem alten Dogmatismus bindet, daß sie die empirischen Erkenntnisse durch ein allgemeines Princip in systematische Ordnung bringen, hebt das Princip der Synthese a priori auf. Dennoch wird die letztere angenommen, und dies bildet einen schwer zu lösenden Widerspruch. Eigentlich zerstört der Kriticismus die Metaphysik als ein vergebliches System von Erkenntnissen in Bezug auf das Übersinnliche, leugnet freilich nicht das Dasein einer übersinnlichen Welt, aber verwehrt der Vernunft jeden Eingang in das Innere dieses unbekannten Landes. Kant's Reform leidet an bedeutenden Fehlern (Bd. 1, S. 168 fg.), es herrscht ein Princip der Vermittelung und Unbestimmtheit, welches zwar auf Entwickelung ausgeht, aber dabei immer wieder an einem unbeweglichen Punkt festhält; welches sich für die Individualität erklärt und dennoch nicht von dem alten Absolutismus loskommen kann. Daher, was er verwiesen, kam nach ihm wieder, die Metaphysik erhob noch bei seinen Lebzeiten ihr Haupt, das absolute Wissen sammt allen transscendenten Ideen ward wieder auf den Thron der Philosophie gesetzt. Hr. Biedermann stimmt Kant bei, aber aus dem Grunde, weil Dinge an sich und unsinnliche Substanzen nichts weiter als eine metaphysische Abstraction sind. Kant's Moralprincip enthält zu einseitig die Bekämpfung der Leidenschaften, die Sinnlichkeit muß nicht blos bekämpft, sondern auch entwickelt und geregelt werden, das Reich des Physischen und das des Moralischen sind zu sehr als ungleichartig und beziehungslos gesetzt. Jene Uneinigkeit der kritischen Philosophie mit sich selbst hat schon zu Anfange unsers Jahrhunderts F. H. Jacobi („Über das Unternehmen des Kriticismus die Vernunft zu Verstande zu bringen"; Werke, Bd. 3) ausführlich dargethan.

Unserm Verf. empfiehlt sich das Princip der freien Entwickelung als Triebfeder und Richtschnur für den Willen, als Moralprincip und Socialprincip; es ist allen Naturwesen in verschiedenen Graden eigen. Zwar ist das organische Leben der höchste Ausdruck dieses Bildungsprincips in der Natur, allein auch in Krystallisation, Adhäsion und Cohäsion äußert sich die bildende Naturkraft. Dem teleologischen Princip Kant's wäre daher folgende Fassung zu geben: Jede besondere Daseinsform ist das Resultat eines eigenthümlichen Bildungstriebes, wir vermögen ihn nicht unmittelbar zu erkennen, sondern blos annäherungsweise, durch Beobachtung und Berechnung der Wirkungen. Je höher und vollkommener dies Princip in einem Wesen ist, desto größer wird der Abstand zwischen dem innern Leben und den äußern Wirkungen, und wir sind daher geneigt, es als einer höhern geistigern Ordnung der Dinge angehörig zu betrachten.

Die Idee einer fortschreitenden Entwickelung der Menschheit beschäftigte im ersten Jahrzehnd der französischen Revolution alle Denker. Kant erwartet einen Fortschritt zum Bessern nicht von unten hinauf, sondern von oben herab, d. h. nach einem überlegten Plane der obersten Staatsmacht, was allerdings sehr richtig ist, wenn man das Obere als durch Vernunft geregelt, das Untere dagegen als Inbegriff roher ungeregelter Kräfte betrachtet. Bezüglich auf Religion huldigt Kant statt eines Kirchenglaubens der Vernunftreligion und sieht die Fortschritte der Menschheit in einem Übergange des erstern zur letztern als eine Annäherung des Reiches Gottes. So machte sich der Kriticismus auf der einen Seite zum Organ der Ideen des Fortschritts, in den beiden Hauptrichtungen des Lebens damaliger Zeit, der Politik und Religion, und brachte andererseits diesen Fortschritt wieder auf ein festes Maß zurück, das nicht selten mit dem Princip in Widerspruch stand, wo aber durch diese Doppelseitigkeit es den Kühnen wie den Furchtsamen möglich wurde, der philosophischen Lehre beizustimmen.

Neben der Beistimmung zeigte sich inzwischen auch Gegensatz, und J. G. Fichte unternahm in seiner Wissenschaftslehre, über Kant hinauszugehen. Identität unsers Bewußtseins ist dessen Grundgesetz, die erste oberste Thathandlung unsers Ich. Das Ich ist schlechthin, weil es sich setzt und als was es sich setzt, es ist das oberste Princip alles Denkens. Hr. Biedermann bemerkt: Wir können dieses Ich als eine einfache Einfachheit oder als einen Proceß der Entwickelung betrachten, und bei Fichte sehen wir die Idee der Einfachheit mit der Idee der Thätigkeit oder Entwickelung überall im Streit. Sein absolutes Ich ist eine willkürliche metaphysische Abstraction, sein praktisches Ich entspricht der fortschreitenden Entwickelung des Menschen, sie ist aber fälschlicherweise in einer mystischen Einkehr in sich selbst und Abkehr von der Außenwelt gesucht, wodurch auch das Verhältniß zwischen dem praktischen und theoretischen Ich verrückt wird. Dadurch spaltet sich Fichte's philosophische Wirksamkeit in eine praktische, mystische und eine zwischen beiden getheilte. Zur Leitung unsers Willens bedarf es keiner fremdartigen, übersinnlichen Triebfeder, sondern unsere sinnliche Natur enthält die beste Triebfeder in sich, nämlich den Trieb nach unendlicher Thätigkeit und Entwickelung. Was andere Geschichtschreiber der Philosophie als eine spätere Veränderung der Ansichten auslegen, betrachtet unser Verf. als natürliches Resultat der ursprünglichen Richtung des Fichte'schen Systems, welches Dogmatisches, Praktisches und Kritisches in sich schloß, und das dogmatische Element brauchte sich nur zu einer förmlich mystischen Richtung zu entwickeln.

Schelling's Philosophie des Absoluten will den Zwiespalt zwischen der idealen Seite (Ich) und der realen (Natur) des menschlichen Wissens ausgleichen durch einen höhern Standpunkt über beiden. Es gibt Entwickelungsstufen des Absoluten oder Potenzen; zu den realen gehören Magnetismus, Elektricität und Galvanismus, zu den idealen Wissenschaft, Kunst, Staat, Kirche

Letztere ist Ergänzung des Staats und Religion die Anschauung Gottes in seiner unendlichen Selbstoffenbarung und Selbstentwickelung, die ihren höchsten Ausdruck in der Geschichte findet. Die Geschichte des Menschengeschlechts ist die Geschichte des menschgewordenen Gottes, denn die Menschheit ist die höchste Form der Erscheinung des göttlichen Wesens in der Welt. Streng genommen kann im Identitätssystem von einem Gegensatz zwischen Gott und der Welt, ja selbst von einem Uebergange des Einen in die Andere nicht die Rede sein. Indessen der Gegensatz trat später wieder hervor, die Idee der Persönlichkeit Gottes und die seiner Entwickelung in der Welt wurden combinirt, es sollte eine Construction der Weltentwickelung zu Stande kommen, die aber von der unbegründeten Voraussetzung eines absolut einfachen Elements (einer bloßen metaphysischen Abstraction) und einer aus der Erfahrung gewonnenen Gestaltung oder Entwickelung ausgeht, sonach nicht construirt. Nach solchen vermeintlichen Constructionen schrieb einst Hegel eine Abhandlung, daß keine andern Planeten außer den damals bekannten entdeckt werden könnten, als Olbers noch in demselben Jahre vier neue Planeten entdeckte. Die Erklärungen über das Verhältniß der verschiedenen Potenzen zueinander widersprechen sich fortwährend; so wird das eine Mal die Wahrheit für den niedrigsten Grad der Entwickelung des Idealen erklärt, allein zu gleicher Zeit gesagt, die Philosophie schließe alle Stufen des Absoluten in sich und sei gewissermaßen die Selbsterkenntniß des Absoluten.

Bezüglich auf das Staatsleben verlacht Schelling die weltbürgerliche Ansicht Kant's von der Geschichte, und doch liegt in dem ruhigen Verkehr, Gewerbe und Handelsbetriebe, in den industriellen und materiellen Interessen die Möglichkeit und Bürgschaft einer geordneten, die Freiheit des Gemeinwesens, das rechtliche und friedliche Verhältniß der Staaten untereinander sichernden Verfassung. Es ist das hohe Verdienst unserer Zeit, daß sie diesen Begriff der wahren naturgemäßen Freiheit, einer unendlichen Entwickelung und Thätigkeit des Individuum in seiner Bedeutung erkannt und ins sociale Leben der Menschheit einzuführen begonnen hat. Dem Alterthum wie dem Mittelalter war diese Freiheit fremd. Die Schelling'sche Ansicht von der Freiheit trägt den Widerspruch offen an der Stirn, und man sieht diese Philosophie, welche sich anfangs mit warmem Enthusiasmus in das Naturleben zu vertiefen schien, bei dem vollständigsten Mysticismus anlangen, der Verachtung des natürlichen Daseins und der natürlichen Interessen der Gesellschaft. Auch sieht man bei ihren Nachfolgern, was der Urheber selbst als seinen Endzweck mehrfach aussprach, die Philosophie in Poesie übergegangen, zu einer poetischen That geworden. Goethe ist ein Typus dieser heitern, aber kalten classischen Ruhe und Selbstgenügsamkeit; die übrigen minder begabten Naturen hielten sich nur eine Zeit lang in künstlicher Höhe schwebend, und sanken dann entweder in die schweren Luftschichten dumpfer Gefühlsschwärmerei, oder wurden emporgeschnellt in den Alles verzehrenden Äther transscendenter Speculationen — eine glänzende Phantasmagorie.

Hatten sich nun Wissenschaftslehre und Identitätssystem in das Haltlose subjectiver Abstractionen und mystischer Gefühle, in poetische Willkür und religiöse Schwärmerei verloren, so wollte Hegel erkennen und verstehen lernen, aus vereinzelten Momenten der Ideen und Systeme das wahre Wesen der ewigen Vernunft, aus Irrthümern die Totalität der Wahrheit darstellen. Dies sollte durch dialektische Selbstbewegung und Selbstentwickelung des Geistes geschehen. Philosophie ist absolutes Wissen, ein Wissen ohne alle Voraussetzung, der empirische oder phänomenale Geist ist sehr verschieden von dem reinen oder absoluten Geiste. Was nun aber Hegel Phänomenologie des Geistes schlechthin nennt, möchte wol richtiger Phänomenologie, d. h. Entwickelungsgeschichte des Hegel'schen Geistes heißen. Die Phänomenologie Hegel's leidet an zwei wesentlichen Fehlern. Einmal nimmt sie für ihre Untersuchungen eine Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit in Anspruch, welche ihr auf keine Weise zukommt, andererseits geht sie von einem allzu dogmatischen Gesichtspunkt aus, und verfährt zu wenig kritisch.

Hegel entwirft ein treues Bild der innern Zerwürfnisse und Qualen, denen unser Gemüth zum Raube wird, sobald wir einmal aus dem Zustande der Unwissenheit und Unschuld herausgetreten sind. Allein das Mittel, welches er angibt, um aus diesem unseligen Zustande uns zu befreien, scheint uns keineswegs das natürlichste und geeignetste zu sein. Nicht durch Versenkung in die Mysterien der Natur, nicht durch das Jagen nach einem absoluten Wissen, welches nirgend existirt als in unserer Einbildung, nicht dadurch wird unser Bewußtsein befriedigt und gelangt zur Ruhe, sondern einzig und allein durch praktische Thätigkeit. Das erhabene Genie Goethe's hat diese Wahrheit richtiger begriffen, er hat in seinem „Faust“ die so einfache und doch so tiefe Ansicht ausgesprochen, daß der Mensch durch nichts glücklich werde als durch praktische Thätigkeit. . . . Hegel theilt diese Ansicht nicht, macht sich zum Vertreter des idealen, schwärmerischen, überfliegenden Geistes, der so lange die deutsche Nation beherrscht hat und den die deutschen Philosophen so gern auch jetzt noch festhalten möchten. (Bd. 2, S. 273.)

So äußert sich unser Verf., setzt aber hinzu, daß Hegel selbst die oben aufgestellte Ansicht verwirft, ausdrücklich die Nothwendigkeit einer praktischen Thätigkeit für den Menschen ausspricht, und im Gegensatz zu Fichte und Schelling vorzugweise den Menschen nach seinen praktischen und gesellschaftlichen Beziehungen ins Auge faßt. Er will die Methode Schelling's umgestalten, der Philosophie eine wahrhaft wissenschaftliche Form geben, und zu gleicher Zeit ihren Gesichtskreis durch eine consequentere Durchführung des Princips der Entwickelung wesentlich erweitern. Die vollständige Totalität und freie Selbstentwickelung wird erfaßt im Begriff, der nun nicht etwas Abstractes oder Subjectives bedeutet, sondern der allgemeine Ausdruck für die vollkommene Identität des Allgemeinen und Besondern ist. Gibt man zu, daß der Weg, den die Metaphysik nimmt, von dem absolut Einfachen aus zu dem Zusammengesetzten, der Construction oder Synthese a priori, der richtige sei,

so muß man Hegel zugestehen, daß er diesen Weg consequenter als alle frühern Philosophen verfolgt habe, und daß die Logik in der Gestalt, wie er sie aufstellt, d. h. als eine organische Entwickelungsreihe der allgemeinen Daseinsform der Dinge, ein nothwendiger und wesentlicher Bestandtheil des Systems der metaphysischen Weltanschauung, der Philosophie, sei. Allein unter dem kritischen Gesichtspunkte sind die Allgemeinbegriffe nichts Anderes als Abstractionen, subjectiv, veränderlich nach den Verhältnissen des Lebens, der Sprache, und das Bestreben, sie objectiv unveränderlich festzustellen, führt zu einem bloßen Formalismus der Begriffe, dem wir unser Denken und unsere ganze Vorstellungsweise unterwerfen. Die dogmatische Dialektik entdeckt Widersprüche, wo keine sind, und um diesen Widersprüchen zu entgehen, nimmt sie ihre Zuflucht zu Voraussetzungen, welche eine Masse von Widersprüchen in sich enthalten, während dagegen die kritische Dialektik nur wirklich vorhandene Widersprüche entfernt, indem sie die künstlichen Begriffe, welche die willkürliche Abstraction der Dogmatiker geschaffen hat, wieder auf die natürlichen Verhältnisse der Erfahrung und unsers Denkens zurückführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schiller's Heimatsjahre von H. Kurtz.

In meiner Beurtheilung des genannten Buches *) hatte ich einerseits die im höhern, dichterischen Sinne treue Auffassung des gewählten Stoffes nach Verdienst anzuerkennen, andererseits aber auch hervorzuheben, daß der Verfasser sich nicht weniger bemüht habe, bis in das Kleinste das geschichtlich Gegebene nach Möglichkeit festzuhalten. Aus einer gefälligen Mittheilung des Verfassers ersehe ich jetzt, daß ich in dem Bestreben, streng geschichtliche Wahrheit in seinen Darstellungen zu erkennen, zu weit gegangen bin, daß ich in mancher Angabe reale Wahrheit zu sehen geglaubt habe, wo in der That des Dichters „Phantasie, gewissen überlieferten Daten gegenüber, auf Analogien gerathen war, welche mit der Wirklichkeit zusammenfallen". Es tritt dies namentlich in Dem, was ich über den äußerlichen Helden des Romans, Heinrich Roller, gesagt habe, auf eine Weise hervor, die mir einen berichtigenden Nachtrag zu meiner Beurtheilung nöthig zu machen scheint. Ich glaubte mich dort nämlich zu der Vermuthung berechtigt, daß dieser Roller nicht ein Geschöpf des Dichters sei, sondern auf geschichtlichem Grunde ruhe, wonach denn auch die weitere Vermuthung nahe lag, daß Schiller seinen Räuber Roller nach dem gleichnamigen Freunde benannt habe. Nun aber ergibt sich gerade das Umgekehrte: Herr Kurtz fühlte das Bedürfniß eines repräsentativen Helden für seine Darstellung, wie ich dies in meiner Beurtheilung des Nähern nachgewiesen habe und mir jetzt von dem Verfasser selbst bestätigt wird; er hat auf denselben zwar einzelne charakteristische Eigenschaften von Schiller's Jugendfreund Abel übergetragen, im Wesentlichen aber ist Roller ein Phantasiegemälde, welches nicht dem Räuber Roller seinen Namen gegeben, sondern ihn von demselben vielmehr empfangen hat. Wäre meine Vermuthung richtig gewesen, so hätten wir ein Beispiel mehr gehabt, wie das Leben des Dichters sich in seinen Geistesschöpfungen widerspiegelt; jetzt bietet uns dieser Roller ein Beispiel, wie das Werk eines Dichters anregenden und bestimmenden Einfluß auf dichterische Schöpfungen späterer Geschlechter ausübt. Daß aber die von Herrn Kurtz geschaffenen Gestalten Leben und Frische genug in sich enthalten, um eine irrige Vermuthung wie die meinige zu veranlassen, wird gewiß nicht als das schwächste Zeugniß für den Werth seiner Darstellungen betrachtet werden können.

W. A. Passow.

*) Vgl. Nr. 301 u. 302 d. Bl. f. 1844. D. Red.

Bibliographie.

Abdruck der Revisions-Gegenschrift für den Herrn Reichsgrafen Gustav Adolf von Bentinck wider den Herrn Reichsgrafen Wilh. Friedr. Christ. von Bentinck, betreffend die Succession in den Reichsgräflichen Herrschaften und Gütern. Herausgegeben von C. F. Dieck und F. G. Eckenberg. Leipzig, Tauchnitz jun. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Albrecht, A. W. A., Rede, gesprochen bei der 1sten Generalversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Neuhaldensleben am 25. August 1844. Neuhaldensleben, Eyraud. Gr. 8. 1 Ngr.

— — Vorlesung über die Entstehung, Ausbreitung und Wirksamkeit des Gustav-Adolf-Vereins, gehalten in der 2ten Generalversammlung des Zweigvereins in Neuhaldensleben. Neuhaldensleben, Eyraud. 8. 1 Ngr.

Zweites offenes Bedenken, die Kniebeugungs-Frage, insbesondere die neueste Entschließung vom 3. November 1844 betreffend. Mit zwei Beilagen. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 5 Ngr.

Betrachtungen über das Sendschreiben von Joh. Ronge. Von einem Pfarrer der Diözese Trier. Coblenz, Reiff. 16. 2½ Ngr.

Bilder der Vorzeit in der Mark Brandenburg. Berlin, Nauck. 1844. Lex.-8. 8½ Ngr.

Char, F., Geschichte des Herzogthums Cleve, seit der ersten historischen Kenntniss bis auf unsere Zeit. Mit besonderer Rücksicht auf die Hauptstadt Cleve. In volksthümlicher Darstellung. Cleve, Char. 8. 1 Thlr.

Greve, J., Geographie und Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Mit einem Vorwort von N. Falck. Kiel, Schwers. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hagenberg, H., Über Pietismus, eine erklärende Flugschrift nebst Warnung gegen die Gefahren desselben. Cleve, Char. 1843. 8. 3 Ngr.

Hinrichs, Trier-Ronge-Schneidemühl in staats- und bundesrechtlicher Hinsicht. Ein fliegendes Blatt zu Neujahr 1845. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hoffmann, C. F., Daß die evangelische Kirche für ihr Bestehen und Gedeihen noch immer nichts zu fürchten hat. Predigt am Reformationsfeste 1844. Freiberg, Craz und Gerlach. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hornstein, A., Der Taback in historischer, finanzieller und diätetischer Beziehung, mit einer Blumenlese. 2te Auflage. Wien, Jasper. 12. 22½ Ngr.

Köhler, L., Thomas Münzer und seine Genossen. Historischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Barth. Gr. 12. 4 Thlr.

Mayer, F. A., Ein Dutzend antiquarische Rhapsodien. Tuttlingen, Kapff. 1844. 8. 18¾ Ngr.

Pfister, F., Der Krieg von Morea in den Jahren 1687 und 1688. Zur Erinnerung an deutsche Thaten, besonders als Beitrag zur Hessischen Kriegsgeschichte bearbeitet. Kassel, Krieger. Gr. 8. 27 Ngr.

Rümelin, G., Die Aufgabe der Volks-, Real- und Gelehrtenschulen zunächst mit Beziehung auf die würtembergischen Zustände. Heilbronn, Drechsler. Gr. 8. 22½ Ngr.

Schwarz, J. C. E., Die Einheit unserer evangelischen Kirche. Predigt am Reformationsfeste zu Jena. Jena, Frommann. Gr. 8. 3 Ngr.

Simon, H., Die Preußischen Richter und die Gesetze vom 29. März 1844. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Winsbeke und die Winsbekin. Mit Anmerkungen von *M. Haupt*. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 66. — 7. März 1845.

Geschichte der Philosophie.

(Fortsetzung aus Nr. 65.)

Nach dieser einfachen mit gesundem Verstande übereinstimmenden und bei deutschen neuern Philosophen höchst seltenen Ansicht ist die Philosophie ein Reflex des allgemeinen Culturlebens der Menschheit, sucht die zeitliche Stufe desselben in einem Systeme zu fixiren, erhebt sich über ihre Vorgänger, denen keine so reiche und durchgebildete Lebensanschauung zu Gebot stand, und die fortschreitende Bewegung des Lebens reißt auch die Wissenschaft wieder aus ihrer Abgeschlossenheit, nöthigt sie zu neuen Versuchen, die Breite des Lebens in eine gewisse Anzahl von Begriffen und Kategorien festzubannen, die freilich insofern fruchtlos bleiben müssen, weil eben jene Fülle von Gestalten, welche Philosophen gern in das Netz ihrer Systeme einfangen möchten, unter ihren Händen quillt und wächst und fort und fort die künstlichen Bande sprengt. Daher wird das Ende (Ziel) der Philosophie nicht ein absolutes System, sondern die Auflösung der Systematik des Wissens in eine dem Leben und seiner Bewegung sich aufs engste anschließende vollkommen praktische Betrachtung der Dinge sein.

Von diesem Ende oder Ziel ist die deutsche Philosophie annoch entfernt genug. Nach dem Tode Hegel's entstanden Spaltungen seiner Schule. Einige wollten das Gegebene festhalten, Andere es vervollkommnen, indem die dialektische Methode Hegel's nicht volle Wahrheit gewähre, und das Wesen Gottes und der Schöpfung der Welt sich nicht aus einer bloßen Selbstentwickelung des Begriffs erklären lasse, sondern daß es der Annahme eines persönlichen Elements in Gott bedürfe. Man faßte sonach den Gedanken von der persönlichen Existenz Gottes, als eines der Welt zwar immanenten, aber doch auch transscendenten Wesens, als wahren Theismus im Gegensatz zum Deismus und Pantheismus, wie Weiße, der jüngere Fichte, Braniß u. A. Die Principe der Stabilität und der Bewegung, deren Gegensatz im Hegel'schen Systeme lag, traten auseinander, machten sich besonders auf dem Gebiet religiöser Fragen bemerkbar. Es ließen sich sehr bald eine rechte und linke Seite und ein Centrum unterscheiden. Aus einem Theile der Hegel'schen Schule erwuchs speculative Theologie, welche die Glaubenswahrheiten des Christenthums philosophisch begründete und erklärte, aus einem andern Theile entwickelte sich eine rein kritische Richtung, die sogar bis zur Auflösung alles Inhalts der Theologie fortging und in politischer Hinsicht einen Terrorismus der Freiheit predigte.

Man pflegt wol die Hegel'sche Philosophie überhaupt als eine negative zu bezeichnen und darauf die nothwendige Foderung einer entgegengesetzten positiven zu stützen. Genau genommen trifft aber diese Bezeichnung nur die äußerste Linke, wie Strauß in Rücksicht auf historisches Christenthum, wie L. Feuerbach rücksichtlich seiner Negation aller Theologie und Zurückführung derselben auf Anthropologie. Sonst hat vielmehr das System starke Positionen, namentlich in seiner Wurzel eine Transsubstantiation der Logik; dann die Behauptung einer wissenschaftlichen Erkenntniß des Wesens Gottes — da Gott nicht neidisch sei — durch die Begriffsbewegungen des Ansich, Fürsich und Beisich; dann die Begründung des Dogma der Dreieinigkeit bei Weiße, Göschel, Rosenkranz u. A.; ja es ist eine ganze hinreichend orthodoxe Dogmatik aus speculativen Principien Hegel's entwickelt worden. Nur die besondere Rührigkeit und wiederholte laute Stimme der äußersten linken Seite entzog im preußischen Staate dem Hegelthum die zuvor genossene Gunst und machte ein politisches Bewußtsein bedenklich. Auch wollten die historisch-christlichen Theologen ihr positives Dogma in den speculativen Ableitungen und nähern Bestimmungen nicht immer wiedererkennen und glaubten Negation darin zu erblicken.

Sowol wegen der Originalität als wegen des Contrastes, den sie zu den sämmtlichen neuern deutschen philosophischen Systemen bilden, widmet unser Verf. den Ansichten Herbart's einen besondern Abschnitt. Hiernach besteht Philosophie in einer Bearbeitung gegebener Begriffe, deren Widersprechendes denkbar zu machen durch eine Ergänzung, mit der sich die Metaphysik beschäftigt. So z. B. dient der Naturphilosophie als nothwendige Ergänzung die teleologische oder religiöse. Religiöser Glaube ist übrigens viel älter und hat tiefere Wurzeln im menschlichen Gemüth als alle Philosophie. Die Anmaßungen solcher Systeme, die von Gott als einem bekannten, in scharfen Begriffen aufzufassenden Gegenstande reden, sind keine Flügel, wodurch wir uns zu ei-

nem Wissen erheben könnten, für welches uns nun einmal die Data fehlen und vielleicht weislich versagt sind. Was Herbart durch Annahme einfacher Wesen und deren Störungen und Selbsterhaltungen bezweckt, wird nach der Angabe unsers Verf. erreicht durch die Annahme einer Vielheit der Substanzen, deren jede ein eigenthümliches, von der andern gradweise verschiedenes Bildungs- oder Lebensprincip besitzt, ohne daß wir dadurch in die Widersprüche verwickelt werden, denen die erstere Ansicht anheimfällt. Herbart's praktische Ideen bedürfen einer Bestätigung oder Berichtigung durch das unmittelbare Gesetz, den Trieb nach freier unendlicher Entwickelung. Auch bei Herbart findet sich der Idealismus der Gesinnung wie bei andern deutschen Philosophen, nur eigenthümlich modificirt; er ist kein überspannter Spiritualismus, kein schwärmerischer Mysticismus, sein Streben geht auf ideale plastische Vollendung des Individuums und ganzen Lebens, auf jene Kalokagathie der Griechen.

Während Hegel's Leben und der höchsten begünstigten Blüte seiner Philosophie beobachtete Schelling ein vornehmes Schweigen, nur zuweilen durch Ankündigungen neuer speculativer Eröffnungen von ihm selbst oder durch geheimnißvolle Andeutungen seiner Schüler über die großen Entdeckungen des Meisters unterbrochen, eine Totalreform der Wissenschaft verheißend und gegen die Hegel'sche Schule gerichtet. Bei Vielen fand dies Eingang und Glauben, doch besaß man keine Aufschlüsse, angekündigte Schriften erschienen nicht, ja mehrmals ward ein halb gedrucktes Werk zurückgenommen. Blos Stahl's „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht" galt als einzige authentische Mittheilung der von Schelling verheißenen positiven Philosophie, was von Schelling selbst längere Zeit stillschweigend anerkannt und erst neuerdings von ihm verleugnet ward. Jene Rechts- und Staatslehre hieß eine christliche, deren Bewährung durch Wiedergeburt aus einem gefallenen Zustande gefunden werden könne. Den Einflüssen Hegel'scher Schule entgegengestellt, ward Stahl in Berlin ein Vorläufer des Meisters. Dieser selbst kam, verleugnete seinen treuen Anhänger und Schüler („wahrscheinlich, um nicht die Ungunst zu theilen, welche demselben die zu heftige Bekämpfung der Hegel'schen und überhaupt aller rationalistischen Philosophie zugezogen") und eröffnete seine Vorlesungen mit einer (hernach gedruckten) Rede, worin er erklärte: „im Besitz einer sehnlichst gewünschten, dringend verlangten, wirkliche Aufschlüsse gewährenden, das menschliche Bewußtsein über seine gegenwärtigen Grenzen erweiternden Philosophie zu sein", und worin er aufs neue verhieß, der Philosophie, die er selbst früher begründet (deren Proceß ihm Hegel verdorben) „eine neue bis jetzt für unmöglich gehaltene Wissenschaft" hinzuzufügen.

Unser Verf. meint, daß in Berlin „so bombastisch angekündigte Vorlesungen" einer schärfern Controle ausgesetzt sein mußten als in München, und es ließ sich allerdings vermuthen; allein vorab war von strenger Auffassung und Kritik wenig wahrzunehmen, vielmehr verkündeten die Zeitungsblätter nur rasch erfochtene Siege, und durch Zeugnisse namhafter angesehener Männer, die den Vorlesungen beigewohnt, sowie durch eigens geprägte Schaumünzen wurden die Siege beglaubigt. Wer indessen außerhalb Berlin mit einigem kritischen Hange dachte und bedachte, mochte sich fragen:

Quid tanto dignum feret promissor hiatu?
Was so gewalt'ger Trompete Würdiges bringt der Verheißer?

Eine Antwort mußte fehlen; denn was gebracht wurde, kannten nur die Zuhörer in Berlin. Erst allmälig berichteten diese Einiges und wagten zugleich Kritik, bis endlich Paulus zum Behuf allgemeiner Widerlegung eine vollständige Nachschrift der Vorlesungen drucken ließ, die gerichtlich als Nachdruck verfolgt wurde und eben dadurch wol authentisch beglaubigt ist, weil sie sonst nimmer Nachdruck wäre. Unser Verf. gibt hiervon einen Auszug mit möglichster Beibehaltung der eigenen Ausdrücke und Wendungen des Philosophen.

(Der Beschluß folgt.)

Recensenten.

Unter der Überschrift „Reviewers" enthält das Decemberheft von Chambers' „Edinburgh journal" einen Aufsatz, der zwar Vieles bespricht, was blos englische Bücher- und Kritikzustände sind, jedoch auch Mancherlei berührt, was ebenso gut diesseit des Kanals gilt und wobei dieser und jener deutsche Recensent erschrecken — erschrecken? nein, aber lächeln und denken dürfte: „Das geht auf mich." Hier Einiges davon:

„Gegenwärtig ist es nur untergeordnete Aufgabe der Kritik, schlechte Schriftsteller zu tadeln und gute zu loben. Sie beabsichtigt als Hauptzweck einen Überblick der für Detaillirung zu zahlreichen Tagesliteratur, ein nützliches Miniaturbild alles Dessen, was aus der Masse der jährlich erscheinenden Bücher Beachtung verdient. — — Vor Zeiten war das anders. Damals waren die Recensenten ein Trupp Schriftsteller, die ebenso sehr ihre Bosheit auslassen als das einfältige Publicum belehren wollten. Huet, Bischof von Avranches, nennt die Recensenten «glücklichsten Falls ein nothwendiges Übel, die Kritik eine unedle Beschäftigung des Verstandes, nur eines kleinen Geistes würdig, eine nothwendige, aber elende Arbeit, gleich der der Gäter in meinem Garten, die mir das Unkraut vertilgen, während ich die Früchte genieße.» Der Geistliche, Franz Douce, schilt sie «das Gift der Gelehrsamkeit, die Verdreher alles Wissens», und Barker, der Herausgeber des neuen griechischen «Thesaurus» «die Gassenkehrer der Literatur». Nicht süßer duftet Voltaire's Ausdruck: «La canaille de la littérature.» — — Daß die Recensenten des vorigen Jahrhunderts jene Beinamen einigermaßen verdient haben, können wir schon deshalb nicht bezweifeln, weil wir uns der Wuthausbrüche des tollen Dennis und der unsinnigen Roheit Gilbert Stuart's erinnern, des Letztern gegen Jeden, der in besserm Renommée stand als er. D'Israeli hat von den Bosheiten dieses Menschen als Recensent, besonders in Bezug auf den verdienstvollen Dr. Henry, Verfasser einer mühsamen Geschichte von Großbritannien, ein schauderhaftes Bild aufgestellt. Stuart schrieb ein „Edinburgh magazine", in welchem er Alles aufbot, ihm verhaßte Schriftsteller — wie er sich am liebsten ausdrückte — todtzuschlagen. Damit nicht zufrieden, wünschte er sich oft nach London, um durch die «Monthly» und «Critical reviews» seine Angriffe zu vermehren. Als Dr. Henry zum Behuf der Unterbringung seines Manuscripts nach der Hauptstadt reiste, schrieb Stuart an einen dortigen Freund: «Ich gäbe viel darum, wenn ich mit ihm zur selben Stunde nach Holborn kommen könnte. Er sollte

ein unauslöschliches Kreuzfeuer zu bestehen haben. Ich beschwöre Sie, aus Gefallen für mich, ihn etwas von Ihrem Donner fühlen zu lassen. Ich würde Ihnen Das nie vergessen. Ist Whitacker in London, könnte der ihm einen Schmiß geben. Paterson wird ihm einen Pocher geben. Jedenfalls sorgen Sie dafür, daß er Haue bekommt. Der elende Wicht wird zittern, erbleichen und mit dem Bewußtsein seiner Schwäche zurückkehren.» Die Tage solcher literarischen Roheit sind vorüber. Allein zwischen damals und jetzt liegt eine der Gegenwart nicht sehr ferne Zeit, wo namentlich in Folge jenes Parteigeistes, der noch jetzt zum Werkzeuge dient, eine Menge Dinge zu verdrehen, die Kritik vielfach gemisbraucht wurde. Wir sind alt genug, uns der Zeit zu erinnern, wo regelmäßig Jeder, der auf die Schaubühne der Literatur trat, von dem in politischer Beziehung ihm opponirenden Blatte nach Möglichkeit schwarz gefärbt wurde, und das Publicum ließ das so ruhig geschehen, als stimme es mit den reinsten Grundsätzen der Moralität, oder sei eins von den Dingen, deren Besserung geradezu undenkbar. Unter der Herrschaft dieses Misbrauchs ereigneten sich zwei merkwürdige Irrungen. Im J. 1808 veröffentlichte ein Junger von Adel ein Bändchen Gedichte, die sich nicht über das Mittelmäßige erhoben, deren sämmtliche Fehler er jedoch damit zu entschuldigen gesucht, daß er sich auf dem Titel «einen Unmündigen» nannte. Es war eine jener harmlosen Thorheiten, wie junge Männer sie täglich begehen, und ganz gewiß verdiente das Buch nicht eine einzige kritische Bemerkung. Aber das «Edinburg review» sah und erfaßte die herrliche Gelegenheit, einen Aristokraten an den Pranger zu stellen. Es packte den Unmündigen und überzeugte auf vier und einer halben Seite das Publicum durch und durch, daß sein Buch vom Anfang bis zu Ende «eine todte Untiefe» sei. «Wir bitten um Erlaubniß», wendete sich der Kritiker an den Verfasser, «ihm ernstlich zu versichern, daß das bloße Reimen der Endsylbe, selbst in Begleitung einer gewissen Zahl Füße, und sollten sogar, was nicht immer der Fall, diese Füße regelrecht scandiren — keineswegs die ganze Dichtkunst umfaßt. Wir möchten ihm den Glauben empfehlen, daß eine gewisse Lebendigkeit, so etwas wie Phantasie zu einem Gedichte erfodert wird, und daß ein Gedicht, um heutigen Tags lesbar zu sein, wenigstens einen Gedanken enthalten muß, der sich von den Ideen früherer Dichter in einer Kleinigkeit unterscheidet oder anders ausgedrückt worden. Nun stellen wir es seiner eigenen Aufrichtigkeit anheim, ob etwas, das Poesie heißen könnte, aus Versen heraus zu lesen ist wie folgenden» u. s. w. Zum Schluß hieß es: «Welches Urtheil aber auch über die Gedichte dieses Unmündigen von Adel gefällt werden möge, es scheint, wir müssen sie hinnehmen wie sie sind, denn sie sind das Letzte, was wir von ihm empfangen sollen. Er ist, wie er sagt, glücklichsten Falls blos ein ungebetener Gast im Haine des Parnassus. Er hat nie gleich eingeschulten Dichtern in einer Dachstube gewohnt und ‚obschon er einst ein sorgloser Bergsteiger die schottischen Hochgebirge durchwandert', ist ihm doch dieser Vortheil neuerlich entgangen. Außerdem erwartet er von seinem Werke keinerlei Gewinn, und ob es Beifall finde oder nicht, ‚seine Stellung und spätern Beschäftigungen' machen es höchst unwahrscheinlich, daß er sich je wieder herbeilassen werde zu schriftstellern. Nehmen wir also, was wir empfangen haben, und seien wir dankbar. Mit welchem Rechte dürfen wir armen Teufel lecker sein? Gut genug für uns, daß wir so viel von einem Menschen erhalten haben, der ein Lord ist, der nicht in einer Dachstube wohnt und über die Abtei Newstead ‚herrscht'. Nochmals also, seien wir dankbar und thuen wie der ehrliche Sancho, bitten Gott, ihn zu segnen, und sehen dem geschenkten Gaule nicht ins Maul.» — — Dieser somit als junger, nichts versprechender Tropf hingestellte Dichter veröffentlichte vier Jahre später «Childe Harold's Pilgerfahrt»."

„In der andern Irrung fiel zwar der Ausspruch des Recensenten gegen das letzte Urtheil des Publicums weniger schroff ab, doch war für den ungünstigen Ausspruch beiweitem weniger Grund vorhanden. Ein in London bei einem [illegible] Geschäfte aufgewachsener junger Mann hatte ein Bändchen Gedichte herausgegeben, das von einer Oppositionszeitung freundlich besprochen wurde, in dessen Folge der Verfasser mit dem Redacteur in Verbindung kam. Also zählte er zu den straffälligen Schriftstellern, und in seinem Zorne fertigte William Gifford am Schlusse einer vier Seiten langen Kritik in seinem „Review" ihn folgendermaßen ab: «Sollte Jemand so keck sein, diesen poetischen Roman zu kaufen, so viel mehr Geduld haben als wir, ihn über das erste Buch hinaus zu lesen, und so viel mehr Glück als wir, Verstand darin zu entdecken, so bitten wir dringend, uns schleunigst davon zu benachrichtigen.» Der so abgethane Dichter war Keats, ein echtes Originalgenie wie selten eins, und dessen Gedichte zwar langsam, aber fortschreitend Ruf gewinnen. Zu derselben Zeit hob eine Beurtheilung von Wordsworth's «Excursion» spöttisch an: «Damit kommt er nicht fort», und schloß: «Wir geben ihn auf als einen Incurabeln und nicht zu Recensirenden.» Und dieser Wordsworth steht jetzt an der Spitze unserer lebenden Dichter."

„Auf der andern Seite liegt ebenso viel Lächerliches als Trauriges in der Wirkung, welche die unbarmherzigen Kritiken vergangener Jahre auf das unglückliche Geschlecht der Schriftsteller hatten. Sogar der gefeierte Newton war in dieser Hinsicht so empfindlich, daß Watson seine Beurtheilung von Newton's «Chronologie» unterdrückte, aus Besorgniß, ihn damit zu tödten. Dergleichen hat sich wirklich ereignet. Hawkesworth fiel als Opfer eines Recensentenmords, und der Tod des Bischofs Stillingfleet wurde durch etwas Ähnliches beschleunigt. Das Schicksal des armen Kirke White ist ziemlich bekannt. In seinem siebzehnten Jahre gab er ein Bändchen Gedichte heraus in der Hoffnung, vom Erlöse die Universität beziehen zu können. Eine ungünstige Anzeige im Februarhefte des «Monthly Review» 1804 zerriß sein Gefühl. In den mildesten Ausdrücken schrieb er an die Redaction und diese begnügte sich, ihm in einer gedruckten Formularantwort zu erwidern, daß sie seine Vorstellungen zu würdigen wisse. Wie sehr ihn jene Kritik schmerzte und drückte, erhellt aus seinem eigenen Zugeständniß. «Wohin ich gehe», schreibt er, «geht das Journal vor mir her, und ich glaube wahrhaftig, daß es ein Werkzeug in der Hand Satans, mich zum Selbstmord zu treiben.» Wenigstens Einer, der die Kritik gelesen, Southey, hielt sie für so unbillig, daß er mit dem Hochsinne des edlen Mannes an den jungen Dichter schrieb und ihn aufmunterte, fortzufahren. So entspann sich zwischen Beiden ein Briefwechsel, und als Auszehrung den geistig verwundeten Dichter in ein frühes Grab gelegt, war es Southey's Freundeshand, die seine zerstreuten Dichtungen sammelte und der Welt übergab. — — Das veranlaßt uns zu einem Worte über die offenbar unkluge Maßregel des Antikritisirens. Ein Schriftsteller, der sich gegen eine ihm ungünstige Kritik auflehnt und mehr thut als in Beziehung auf Thatsachen oder in Betreff seiner Moralität sich zu rechtfertigen, geräth ziemlich in dieselbe falsche Stellung, als trompetete er seine eigenen Verdienste aus, und recht ehrlich tritt das Publicum nie auf seine Seite. Goldsmith erfuhr Das, als er die Ausfälle des «London review» in einer Flugschrift ahndete, von welcher kein Mensch Notiz nahm. Desgleichen Hazlitt, der dem «Quarterly» in einer Broschüre entgegentrat, deren verkaufte 15 Exemplare, wie sein Freund Lamb bemerkte, die 15,000 des «Quarterly» beantworten sollten. Es war dem kühlen nationalen Scharfsinne und der Leidenschaftslosigkeit Scott's vorbehalten, die Art anzugeben, wie man der Heimsuchung eines kritischen Chirurgen begegnen müsse. «Vom ersten Anfange an», sagt er, «nahm ich mir vor, weder der Stimme echter Kritik mein Ohr zu verschließen, noch irgend etwas in Gestalt der Satire zu beachten. Also wappnete ich mich mit dem dreifachen Erze des Horaz gegen die Plänkeleien der Satire, der Parodie und des Spottes, lachte, wenn der Scherz gut war, und war er das nicht, ließ ich ihn verstummen und sich selbst in Schlaf lullen. Diesem Verfahren

glaube ich es denken zu müssen, daß ich in den dreißig Jahren eines literarisch vielfach beschäftigten Lebens nie in einen literarischen Zank oder Streit verwickelt worden bin, und was mir noch angenehmer, daß meine belobtesten Zeitgenossen aller Parteien mich durch ihre persönliche Freundschaft ausgezeichnet haben.» — — Ungeschliffene Recensenten gehören jetzt ebenso der Vergangenheit an wie jene eisherzigen Damen, die ihre Ritter Jahre lang seufzen ließen, ohne ihnen auch nur ein Lächeln zu schenken. Recensiren ist nicht mehr wie sonst Sache des Gefühls, sondern jetzt gleich vielen andern Dingen, die es ebenfalls waren, eine Art Geschäftssache. Der Recensent widmet sich einer nützlichen Beschäftigung im öffentlichen Dienste just wie der Schriftsteller, und sind auch nicht alle von den Einflüsterungen der Bosheit oder des Neides stets ganz frei, so thun sie doch im Allgemeinen ihre Pflicht auf eine Weise, mit welcher ein achtbares Publicum zufrieden sein kann. Die Ausnahmen verdienen keine ausführliche Besprechung; doch ein flüchtiges Wort kann nicht schaden. Natürlich gibt es auch bei den heutigen Recensenten so etwas wie Begünstigung, eine Geneigtheit, von gewissen Schriftstellern, sogar von den Werken gewisser Verleger immer nur Schönes und Liebes und Gutes zu sagen, dagegen, wo Rücksichten der Art nicht eintreten, sich in Recensentenpositur zu werfen und ein scharfes, vielleicht spöttisches Urtheil abzugeben. Man versichert, amphitryonische Lockungen verschafften bisweilen einem Buche eine günstige Anzeige, und noch directere Mittel würden bisweilen angewendet, die Stirn des Aristarchen zu glätten. Das mögen wir nicht glauben. Allein Kritiker gibt es, die, weil sie ohne sonderliches Glück über Dies oder Das geschrieben haben, alle Diejenigen anbellen, die sich an denselben Gegenständen versuchen, zumal wenn die neuen Abenteurer öffentlichen Beifall gefunden — ad modum einer ältlichen Dame, die, weil sie in der Liebe kein Glück gehabt, über alle Liebeshändel ihrer Nichten zankt und keist. Beständig süß und beständig bitter ist wie an jedem Menschen so am Recensenten ein Fehler. Demnächst pflegen Manche damit zu paradiren, daß sie ein Wenig mehr wissen als im Buche steht. Sie wollen dadurch ihre Befähigung zum Recensiren darthun. Aber die schlimmste aller Recensenten- wie aller menschlichen Schwächen überhaupt ist die Verstocktheit, keinen Irrthum einzugestehen. Ein Autor kann dem Kritiker die gröbste Verdrehung von Sinn und Thatsachen nachweisen — kein echter Sohn des Aristarch wird einräumen, daß er nicht vollkommen recht habe, und mit einigem Hocus Pocus gelingt es ihm meist, sich aus der Affaire zu ziehen. Endlich existirt unter Recensenten ein gewisser Gefälligkeitsverkehr, der nahe daran ist, alle Recensionen in Miscredit zu bringen. Niemand haßte den mehr als der Geistliche Robert Hall. Auf die an ihn ergangene Bitte, die Predigtsammlung eines Freundes anzuzeigen, antwortete er: «Ich muß Das ablehnen. Ich habe die Predigten mit vielem Vergnügen gelesen. Doch berge ich mir nicht, wie unbändig die Freunde des Verfassers seine Talente überschätzen. Würde ich sie daher anzeigen und mich äußern wie ich müßte, würde ich verletzen statt zu erfreuen. Mit einem Worte: die Bitte, das Buch eines Freundes anzuzeigen, ist eine Gewissensschlinge. Ich habe mir nie eine solche Bitte erlaubt.»"

23.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Das Leben eines braven Mannes.

Das Leben des edeln Ritters Guisan ist eine schöne und würdige Aufgabe für einen Schriftsteller, der für den Gegenstand, den er behandelt, sich lebhafter als gewöhnlich zu interessiren vermag. Wir erhalten jetzt ein Werk, in dem dieselbe auf eine höchst befriedigende Weise gelöst wird. Dasselbe führt den Titel: „Le chevalier de Guisan, sa vie et ses travaux à la Guyane", von Ch. Eynard (Paris und Genf). Guisan stammt aus einem edeln Geschlechte des Canton de Vaud, das damals der berner Republik unterthan war. Sein Vater hatte ein nicht unbedeutendes Vermögen durch unglückliche Speculationen und durch unkluge Verwaltung zu Grunde gerichtet und hielt es deshalb für das Zweckmäßigste, seinen Sohn ein bestimmtes Gewerbe lernen zu lassen, um denselben in Stand zu setzen, sich eine sichere Existenz zu schaffen. Er ward für die Betreibung des Tabackbaus bestimmt, welcher damals erst seit kurzem im Waadtlande eingeführt war. Indessen sagte dem jungen Manne, der sich zur Pflege der Wissenschaften unwiderstehlich hingezogen fühlte, diese Beschäftigung wenig zu. Es gelang ihm zwar, seinen Vater zur Aufgebung seines frühern Planes zu bewegen, aber nun sollte er durchaus Zimmermann werden. Vergebens sträubte er sich; er ward nach Genf zu einem Meister in die Lehre geschickt. Hier knüpfte er bald Verbindungen an, die ihn in den Stand setzten, seine Kenntnisse zu erweitern und sich eine Bildung zu verschaffen, die über seinem Stande war. Jeden freien Augenblick verwendete er auf eifriges Studium. In Lyon, wo er einige Zeit verweilte, vollendete er mit der größten Gewissenhaftigkeit seine wissenschaftliche Ausbildung. Ein Onkel, den er in Surinam hatte, machte ihm endlich den Vorschlag, dorthin zu kommen, wo er für ihn eine Stelle als Unterlieutenant auswirkte. Guisan, der sich beeilte, dieser Auffoderung Folge zu leisten, gefiel dem Gouverneur der Colonie so wohl, daß derselbe sehr leicht seine Einwilligung gab, als Guisan es vorzog, eine Anstellung in der Administration mit seinem Militairposten zu vertauschen. In dieser neuen Stellung entwickelte er eine ebenso große Thätigkeit als Gewandheit. Nachdem die gutgemeinten, aber wenig durchdachten Colonisationsplane des Herzogs von Choiseul gescheitert waren, bildete sich eine neue Compagnie zur Benutzung dieser Colonie. Malouet, der von dieser Gesellschaft nach Cayenne geschickt war, wußte Guisan zu gewinnen, der nun erst eine seiner großen Befähigung angemessene Wirksamkeit erhielt. Nachdem er sich bald durch seinen Eifer sowie durch seine unerschütterliche Rechtlichkeit bemerklich gemacht und sich einen bedeutenden Einfluß verschafft hatte, ward er nach Paris berufen, wo ihn der Graf v. Broglie bei der Entwerfung neuer Colonisationsprojecte zu Rathe zog. Er kehrte nach Cayenne zurück und erwarb sich hier im Laufe weniger Jahre die höchsten Verdienste um die Blüte dieser Colonie. Die französische Revolution schleuderte Guisan aus seiner ruhmvollen Laufbahn und drohte seiner ganzen Existenz Gefahr. Indessen gelang es ihm, mit einer mäßigen Summe, dem Ersparniß langer Jahre, nach seiner Heimat zu flüchten, wo er sich noch manches Verdienst um dieselbe erwarb. Das Werk, aus dem wir nur einen dürftigen Auszug geben, enthält eine Fülle interessanter Einzelheiten, auf die wir hier nicht weiter eingehen können.

Unterrichtswesen in Belgien.

Eine sehr gute Beleuchtung und Darstellung vom Zustande des Unterrichtswesens in Belgien erhalten wir in einem kleinen Werke, welches kürzlich in Brüssel erschienen ist. Dasselbe führt den bescheidenen Titel „Essai sur l'histoire de l'instruction publique en Belgique", von Theodor Jotte. Der Verf. dieser Schrift, Secretair der belgischen Centralcommission, berücksichtigt in seiner Arbeit die verschiedenen in Belgien herrschenden Ansichten, die sich gerade jetzt in ziemlicher Schroffheit gegenüberstehen. Wir erhalten ein klares Bild von den gegenwärtigen Verhältnissen, zugleich aber auch einen Überblick über den gesammten Entwickelungsgang des Unterrichtswesens in Belgien, den dasselbe seit der Gründung dieses Königreichs durchlaufen hat. Auch in Frankreich, wo die Gährung, welche in Bezug auf die wichtigen Fragen der Erziehung im weitesten Sinne herrscht, sich nicht so leicht beschwichtigen läßt, findet die gründliche Arbeit Jotte's reges Interesse. Das „Journal des débats", das in dieser ganzen Angelegenheit sehr lebhaften Antheil am Kampfe der Parteien nimmt, hat bereits auf diese interessante Erscheinung der belgischen Presse in einem längern Aufsatze hingedeutet.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 67. —— 8. März 1845.

Geschichte der Philosophie.

(Beschluß aus Nr. 66.)

Und was wird gebracht? Niemand verlange vom Ref., Dieses durch Auszug des Auszugs hier anzudeuten. Eine ganz eigene Mischung von Phantasie und scholastischer Spitzfindigkeit zieht sich durch das Ganze. „Offenbarung muß etwas über die Vernunft Hinausgehendes enthalten, aber Etwas, das man ohne die Vernunft noch nicht hat." Dies soll durch Philosophie begriffen werden, und sie als eine Position geht aus vom absolut Transscendenten, von einem Blindseienden, unvordenklichen (unterschieden also von einem vordenklichen und denklichen) Sein, in welchem sich Potenzen bilden, des Seins Herr zu werden, und durch einen Proceß dreier Potenzen die Weltschöpfung vor sich geht. Erkenntniß Gottes als des Schöpfers bildet die Grundlage des wahren Monotheismus, der sowol dem Theismus als dem Pantheismus entgegengesetzt ist. Gott ist der All-Eine, und der Begriff der All-Einheit findet seinen bestimmtern Ausdruck in dem dreieinigen Gott. Durch den Fall des Menschen geriethen die Potenzen in Spannung, namentlich traf dies die zweite Potenz, den Sohn, die vom Vater getrennt wurde, wodurch eine Periode der Erniedrigung des Sohnes, die des Heidenthums, und eine Periode der Wiederherstellung des Sohnes in seine Persönlichkeit und Herrlichkeit, die Periode der Offenbarung, entstand, sodaß die positive Philosophie zu zwei Kreisen der Betrachtung fortgeht, zur Philosophie der Mythologie und zur Philosophie der Offenbarung. Was das mythologische Bewußtsein ahnte, ward erst durch die That, durch die Erscheinung Christi als göttlicher Plan offenbar — die Erlösung u. s. w.

„Das also ist die positive Philosophie, die für unmöglich gehaltene Wissenschaft!" ruft der Verf. aus, und verzichtet auf das Verdienst, solche Überschwänglichkeiten dem gesunden Verstande zugänglich zu machen, oder sie kritisch zu prüfen, da sie bald unter der Maske der Philosophie, bald wieder in die Wolke des Glaubens flüchtend einer Prüfung nirgend Stand halten. Nur glaubt der Verf. versichern zu dürfen, „daß die nun kaum geahnete Lehre nichts weiter ist als die bereits früher in der Schrift über die Freiheit dargestellte Ansicht, nur in einen breiten Schwall bedeutsam klingender geheimnißvoller Worte gekleidet, mit mehr historischer, philologischer und exegetischer Gelehrsamkeit aufgeputzt, und aus naheliegenden Gründen in noch engere Berührung mit den christlichen Dogmen gebracht". Da Schelling erklärt, er sei nicht transscendent, denn er überschreite nichts, weil er gleich vom Transscendenten anfange, schließt der Verf. seine Geschichte der neuern deutschen Philosophie mit folgenden Worten:

O ehrwürdiger Kant, was würdest du sagen, wenn du diese neue Entdeckung der positiven Philosophie vernähmst? Du glaubtest durch deine scharfsinnige Dialektik alles Hinausschweifen über die Erfahrung in leeren Begriffen auf immer abgeschnitten und in seiner Nichtigkeit gezeigt zu haben; aber diesen neuen Weg der absoluten Transscendenz hattest du nicht vorausgesehen, und darum auch nicht verstopft; du dachtest nicht daran, daß Einer nach dir kommen würde, der da spräche: Eben weil wir von dem Denken aus nicht über die Erfahrung hinausgelangen können, eben darum will ich mich gleich von vornherein, durch einen absoluten und resoluten Act meines Willens, über das Denken und die Erfahrung hinaus versetzen. Du ahntest nicht, als du deine „Kritik der Vernunft" schriebst, um die Grenzen des Erkennbaren auf immer festzustellen, daß nach weniger als einem halben Jahrhundert eine Philosophie auferstehen würde, welche zu ihrem Motto den Spruch wählte: Glaube, wenn dir auch Außerordentliches sich darstellt; d. h. mit andern Worten: Credo, quia absurdum est.

Ref. seinerseits begreift wol, wie ein lateinischer frommer Kirchenvater den harten Satz aussprechen konnte; aber er begreift nicht, wie ein erleuchtetes Jahrhundert meinen kann, Wissenschaft zu finden, wo keine ist, und nur ein künstliches willkürliches Spiel der Begriffe herrscht. Hierfür gilt der noch härtere Satz: Scio, quia absurdum est. Dennoch haben viele Zeitgenossen solchen neuen Lehren gehuldigt, also an die Wahrheit dieses härtesten Satzes geglaubt. Verbindung mit den Dogmen des christlichen Glaubens und deren Einfluß gibt hierüber einige psychologische Erklärung. Andere dagegen, die von solchem Einfluß frei sind, fahren auf mit Entrüstung, und z. B. L. Feuerbach von der äußersten Hegel'schen Linken („Wesen des Christenthums", zweite Aufl., Vorrede S. 33) nennt die Neu-Schelling'sche Philosophie eine

Philosophie des bösen Gewissens, welche seit Jahren lichtscheu im Dunkeln schleicht, weil sie wohl weiß, daß der Tag ihrer Veröffentlichung der Tag ihrer Vernichtung ist — diese Philosophie der lächerlichsten Eitelkeit, welche zu ihren

Argumenten nur Namen und Titel hat — diese theosophische Posse des philosophischen Cagliostro des 19. Jahrhunderts, durch die Zeitungen förmlich als Staatsmacht proclamirt!

Und er fügt noch hinzu:

Armes Deutschland! Du bist schon oft in den April geschickt worden, selbst auf dem Gebiete der Philosophie, namentlich von dem genannten Cagliostro, der dir stets nur blauen Dunst vorgemacht hat, nie gehalten, was er versprochen, nie bewiesen, was er behauptet. Aber sonst stützte er sich doch wenigstens auf den Namen der Vernunft, den Namen der Natur, — also auf den Namen von Sachen, jetzt will er dich zum Schlusse gar bethören mit Namen von Personen, den Namen eines Savigny, Twesten und Neander! Armes Deutschland! selbst deine wissenschaftliche Ehre will man dir nehmen. Unterschriften sollen für Vernunftgründe gelten!

Wie nun kein Historiker von den im Lauf der Zeiten geschilderten Gegenständen ohne allgemeine Betrachtungen scheidet, so gibt unser Biedermann die seinigen. Sagen und nicht sagen läßt sich von der Gegenwart, was Kant spricht:

Metaphysischer Behauptungen ist die Welt satt. Die Sachen der ganzen speculativen Philosophie stehen so, daß sie auf dem Punkte sind, gänzlich zu erlöschen, obgleich die menschliche Vernunft an ihnen mit nie erlöschender Neigung hängt, die nur darum, weil sie unaufhörlich getäuscht wird, es jetzt, obgleich vergeblich, versucht, sich in Gleichgültigkeit zu verwandeln.

Ein Rundlauf der Systeme ist gemacht. Kant zeigte mit unentschiedener Tendenz ein Absolutes im Hintergrunde, und kam doch nie dazu, es wirklich zu erfassen. Daraus konnte erwachsen ein Aufgeben das Absolute zu finden, constructives Wissen zu bilden, wohin Engländer und Franzosen bereits gekommen waren; oder man mußte wie in Deutschland die ideale transscendente Richtung verfolgen. Wir gewahren, wie wenig die Findung des Absoluten gelang, wie Einige der Philosophen die Unmöglichkeit einer absoluten Erkenntniß eingesehen, andere zwar eine Durchführung derselben versucht haben, aber dabei in die mannichfachsten Widersprüche verfielen — Widersprüche, die sich sämmtlich auf den einen zurückführen lassen, daß nämlich dieses sogenannte absolute Wissen die Welt der Erscheinungen, der physischen wie der moralischen, als abgeschlossen betrachtet und betrachten muß, um sie mit seinem System umfassen zu können, während doch das Leben unwiderleglich das Gegentheil beweist und daher auch die Philosophie fortwährend zur Verleugnung ihres Princips, zu Abweichungen und Zugeständnissen aller Art nöthigt. So geschehen denn Übergänge von Einem zum Andern. Die moralisch-allegorische Auffassung der Persönlichkeit Christi bei Kant, sowie die speculative Construction des Christenthums als eines nothwendigen Moments der Weltgeschichte bei Schelling und Hegel mußten fast unvermeidlich zu der mythischen Ansicht von Strauß, diese wiederum zu der anthropologischen Feuerbach's und der historisch-pragmatischen Bauer's führen. Kant und Fichte bildeten ihre politischen Ansichten unter dem Einfluß der französischen Revolution; Schelling nahm sein Ideal von den griechischen Republiken, machte den Staat zu einem Kunstwerk und einer Kunstanstalt; Hegel idealisirte das preußische System und gab eine Apotheose der Staats- oder Beamtenweisheit; Herbart ließ ähnlicherweise die individuelle Freiheit im unbedingten Vertrauen zum Fürsten aufgehen; die jüngere Schule Hegel's ist einem vollkommenen politischen Radicalismus zugewandt und geht auf die Principien der Revolution von 1789 zurück. Merkwürdig hat Keiner den Werth und das Wesen des constitutionnellen Lebens wahrhaft begriffen, was in dem abstracten idealistischen Charakter der deutschen Philosophie seinen Grund haben mag. Über commercielle und industrielle Interessen herrscht große Verschiedenheit der Ansichten, ihrem dogmatischen, absolutistischen und idealistischen Charakter blieb die deutsche Philosophie immer treu. 24.

Botanik im Treibhause der Tagesfragen. Von Julius Ries. Schaffhausen, Brodtmann. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Titel des vorliegenden Buches ist sehr unangenehm gespreizt und gesucht, steht aber auch eben deshalb mit dem Inhalte selbst in keinem entschiedenen Widerspruche. Hr. Ries ist ein Kaufmann, also ein Praktiker, der viel erlebt, der Manches gesehen hat. Wenn solche Männer ihre Erfahrungen mittheilen, so können sie durch Erzählungen von Thatsachen, durch die Bemerkungen, welche der schlichte Menschenverstand macht, leicht größern Nutzen stiften als dicke Bände voll Gelehrsamkeit und voll Theorien. In unserm gelehrten Deutschland wagen sie sich leider noch sehr wenig an die Öffentlichkeit, denn es ist uns schon mit der Muttermilch das Vorurtheil gekommen, daß man, um eine Broschüre oder gar ein Buch schreiben zu können, das Gymnasium und die Universität besucht, die nöthigen Gelehrsamkeitszeugnisse in der Tasche haben müsse. Diese beklagenswerthe Thatsache trägt viel dazu bei, daß uns eine Menge Erfahrungskenntnisse verloren gehen. Jeder, der sie sich mühselig im Kampf und Strudel des Lebens erworben, trägt sie wieder mit sich zu Grabe, ohne seinen Erben noch den Nießbrauch zu überlassen. Unsere Schriftsteller, unsere Journaldocenten, unsere Professoren studiren Tag und Nacht über Nationalökonomie, sie beglücken die Welt mit dicken Büchern über dieselbe, was könnten diese Männer noch von solchen Kaufleuten lernen, wie sie ganz besonders Hamburg zu Dutzenden aufweisen kann. Aber jene schreiben und diese denken nur an ihr Commercium, Alles bleibt getrennt, und diese große Spaltung raubt uns viele tüchtige Kräfte. Der Handelsrath, welcher in Preußen angeordnet ist, will wenig aus der bureaukratischen Sphäre heraus, und gibt den Kaufleuten nur sehr wenig Gelegenheit, ihre praktischen Erfahrungen mit den Principien und Theorien der Staatsmänner zu messen und auszugleichen, und auch die Industrieausstellung hat zu keiner rechten Vereinbarung geführt. Der Kaufmann steht der literarischen und der staatlichen Bewegung unsers Vaterlandes kalt gegenüber, die Gelehrten, die Staatsmänner nennen ihn unbefugt, wenn er sich an Fragen betheiligt, welche über die Course und den Wechseltisch hinausgehen könnten. Die Trennung der Stände ist also wahrlich noch nicht ausgeglichen; sie ist nur etwas feiner geschliffen als im vorigen Jahrhunderte.

Unter solchen drückenden Bedingungen sind uns Erfahrungen, Ansichten, Bemerkungen, welche ein praktischer Kaufmann über Handel, Gewerbe, Nationalökonomie u. s. w. in die von Theorie überfluthende Literatur hineinbringt, doppelt willkommen, denn es gehört Muth, es gehört die Überwindung eines deutschen Vorurtheils dazu. Hr. Ries ist freilich kein Neuling mehr auf dem literarischen Markte, er erinnert uns gern und

wohlgefällig daran, daß er Dies und Jenes geschrieben habe. Billigen wir es auch vollkommen, daß er schreibt, so hat die Art und Weise, wie er schreibt, uns doch nicht allzu häufig zusagen wollen. Eine glänzende Stilistik, einen Aufwand von Logik und wissenschaftlicher Dialektik dürfen wir von keinem Praktiker verlangen, aber um so mehr, daß er einfach bei der Klinge bleibt, daß er weniger raisonnire als erzähle, daß er sich weniger mit Principien, die über seinen Gesichtskreis hinausgehen, als mit Thatsachen, die er ganz in seiner Hand hat, und mit schlagenden Bemerkungen abgebe, bei denen es eben keiner sophistischen Künste bedarf. Hr. Ries dagegen scheint mehr in einem selbstgefälligen, und häufig nur allzu unklaren Raisonnement, als in der Schwere der Thatsachen und in dem Ernste der Erfahrungen seine Hauptstärke suchen zu wollen; wir indeß, und gewiß viele Leser, hätten ihm das Erste gern erlassen, wenn er das Andere hätte deutlich hervorheben wollen. Hr. Ries hat in seiner selbstgefälligen Raisonnirlust den Stoff der vorliegenden Broschüre so verwickelt und so verwirrt, daß es ganz unmöglich wird, den eigentlichen Boden derselben zu fassen. Man kann allerdings in diesem Wirrwarr botanisiren gehen, aber man wird nur wenig Besonderes finden.

Im ersten Abschnitte redet Hr. Ries von der Rechtspflege und stellt eine Parallele zwischen dem preußischen und dem englischen Civilrechtsverfahren auf, die zum Vortheile des letztern ausfällt. Nebenbei wirft Hr. Ries auch einen Blick auf die leipziger Advocaten und spricht folgendes Urtheil über sie aus: „Sie besitzen ein unglaubliches Auffassungsvermögen, hellen Scharfblick: dazu kommt eine große Dienstfertigkeit. Das Wort «Sprechstunde» ist ihnen fremd. Sie suchen sogar den Clienten nicht selten in seiner Wohnung auf, erscheinen eine halbe Stunde vor dem Termine in dessen Comptoir, um sich die ihnen nöthig scheinende Information einzuholen. Wol behalten auch sie das eigne Ich im Auge, aber doch zugleich das Ich ihres Clienten daneben. Woher kommt diese große Verschiedenheit von jenen (den Preußen)? Wir wüßten keinen andern Grund anzugeben als den, daß sie Sachsen und alle Sachsen klug und thätig sind." In diesem Lobe der sächsischen Advocaten spricht Hr. Ries zugleich einen starken Tadel gegen die preußischen aus. Im Allgemeinen ist er aber nicht für die Anwendung des englischen Gerichtsverfahrens bei unsern deutschen Verhältnissen. Er meint, daß wir dabei nur aus dem Regen in die Traufe kommen würden, und daß „nur wenige Städte im Stande sein würden, eine Jury comme il faut zu liefern". Bei dieser Gelegenheit theilt er eine Anekdote von einer eingeschlafenen, englischen Jury mit, die wir hier wiedergeben wollen: „Nachdem der Richter die Sache ganz auseinandergesetzt hatte und es so weit war, daß die Geschworenen zur Berathung ins Nebenzimmer abtreten sollten, waren die Juries eingeschlafen und schliefen immerweg, bis man sie endlich förmlich wecken mußte. Als nun der Vorsitzende derb gerüttelt war, da legte er, der ohne Zweifel mit der Überzeugung eingeschlafen war, der Verklagte müsse zum Tode verurtheilt werden, seine Arme schlaftrunken über das Geländer der Loge und rief «hang them all», wobei er pantomimisch den Armen schon am Strick zu ziehen schien." Im zweiten Abschnitt redet Hr. Ries Mancherlei über den Zollverein. Nach ihm wäre die Wohlfahrt der Producenten durch die Kaufleute bedingt und Schutzzölle werden als eine Nothwendigkeit für die deutsche Industrie betrachtet. Die Gründe, welche Hr. Ries für seine Behauptung anführt, ein großer Handelsstand sei unbedingt nothwendig für das Bestehen der producirenden Classe, haben uns keineswegs überzeugen können. Schließlich stellt Hr. Ries einige Punkte auf, nach deren Erfüllung, wie er meint, die Hansestädte sich dem Zollverbande anschließen würden. Im dritten Abschnitt ist von hamburgischen Zuständen speciell die Rede. Es wird unter Anderm die hamburgische Advocatenwirthschaft gerügt und ein Obertribunal, zusammengestellt aus unbescholtenen Kaufleuten und Bürgern, nur kein besoldetes und lebenslängliches, gegen dieselbe empfohlen.

Die zweite Abtheilung des Buchs liefert einen nicht uninteressanten Beitrag zu dem Wirrwarr, in dem sich unsere deutschen Gerichte häufig in Bezug auf handelsrechtliche Fragen befinden, und es werden verschiedene specielle Fälle mitgetheilt, in die der Verf. in Hamburg, Berlin und andererseits auch in England verwickelt gewesen. Sodann folgen wieder bunte Betrachtungen über die verschiedensten Fragen, namentlich über hamburgische Zustände, aber immer ohne Ordnung und Zusammenhalt, von einer Speculationswuth dictirt, die das Weite sucht, ohne den großen Horizont der Politik und der Staatswirthschaftslehre zu begreifen. Ein dritter Abschnitt unter dem Titel „Allerlei" schließt das Buch, und in ihm sucht Hr. Ries ganz besonders einige Aufklärungen über den Artikel „Leipziger Zollschmuggelei", welchen der Woeniger'sche „Staat" brachte, zu geben, ohne aber über seine eigne Unklarheit dazu gelangen zu können. Wie gesagt, verschiedene im Buche mitgetheilte Fälle verdienen Berücksichtigung, auch hier und da treten praktische Aperçus hervor, aber im Ganzen bietet das Buch durch seine innere Unordnung, durch die Affectation, welche zwischen den Zeilen hervorscheint, und durch die Einseitigkeit der Betrachtungen eben keine fördernde, erquickliche und belehrende Lecture. 28.

Literarische Notiz aus England.

Neue Reise um die Welt.

Vor einigen Monaten erschien in London: „Narrative of a voyage round the world, performed in Her Majesty's ship Sulphur during the years 1836—42", von Capitain Sir Edward Belcher (2 Bde.). Streng genommen ist der Titel dieses Buchs unrichtig. Eine Reise um die Welt setzt, von Europa angetreten, nothwendig voraus, daß das Schiff um das Vorgebirge der guten Hoffnung und um das Cap Horn, oder durch die Magelhaens-Straße, gegangen sein muß, während Capitain Belcher sich der letztern weder von der Seite des Atlantischen noch des Stillen Meeres näherte. Er wurde zu Hause angewiesen, den Capitain Beechey abzulösen, welcher Kränklichkeit halber genöthigt war, den Befehl auf dem zu einer Besichtigung der westlichen Küste von Amerika und der zahlreichen Inseln des Stillen Meeres gebrauchten Schiffe Sulphur aufzugeben. Er ging mit dem Postschiff nach Westindien, von da nach Chagres, fuhr über die Landenge von Darien und erreichte das Schiff in der Bai von Panama. Belcher's Reisebericht wird freilich nicht jede Art von Lesern befriedigen. Aber man kann zur Entschuldigung des Verf. anführen, die Pflichten eines seefahrenden Landschauers (of a naval surveyor) nehmen die Zeit des Schiffscapitains für seinen Dienst allein so sehr in Anspruch, und sind meistentheils der Art, daß die Details davon nicht geeignet sein möchten, allen Lesern Vergnügen zu gewähren: die Beobachtungen, die er anzustellen hat, und die Berechnungen, die er machen muß, um zu deren Ergebnissen zu gelangen, können nur einer gewissen und kleinen Anzahl Personen interessant sein. Man darf demnach keinen schönen Stil, keine geglätteten Redesätze, oder gelehrte Untersuchungen über abstracte Fragen von Capitain Belcher verlangen; aber etwas mehr Belehrung als die zwei großen Bände enthalten, etwas über die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Menschenclassen, mit denen er in Berührung kam, hätte man doch billig von ihm erwarten können. Wir hofften wenigstens eine kurze Erzählung von Thatsachen und Ereignissen allgemeiner Natur, einfach und zusammenhängend vorgetragen, einige lebendige Beschreibungen tropischer Scenerie, von feuerspeienden Gebirgen und von den zahlreichen Gruppen der Korallenformationen, die man im Stillen Meere findet, in seinem Werke anzutreffen, aber auch solche Gegenstände berührt der Verf. nur sparsam, oberflächlich und unzusammenhängend. Der weite Ocean, über den Sir Edward Belcher segelte, die zahlreichen Inselgruppen, durch welche er passirte, und alle die Häfen an der Küste von Nord-

und Südamerika, von dem König-Williams-Sund am nördlichen bis zum Callao am südlichen Theil Amerikas, von denen er mehre zwei bis drei Mal besuchte; endlich die Societäts- und Freundschaftsinseln, die Schifferinseln, die Fidschiinseln, die neuen Hebriden, Neuirland, Neuguinea, durch die Dampier's-Straße nach den Molukken, um Borneo herum und nach Singapur — alle diese von ihm besuchten Inseln hätten ihm neuen und interessanten Stoff zu seinem Reiseberichte darbieten müssen. Auf dem letztgenannten Eiland warteten Befehle auf den Sulphur, nach China zu gehen, wo das Schiff zu rechter Zeit ankam, um den Operationen vor Kanton beizuwohnen. Von da kehrte Capitain Belcher um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach England zurück. 31.

Bibliographie.

Albrecht, J., Ein kurzer Bericht von der Stadt Eisenach. Eisenach, Kühn. 1844. 12. 5 Ngr.

Arnim, C. O. L. v., Reise nach Neapel, Sicilien, Malta und Sardinien, zu Anfange des Jahres 1844. Zwei Theile. Leipzig, Hinrichs. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Audin, J. M., Geschichte des Papstes Leo X. Aus dem Französischen von F. M. Brug. 1ster Band. 1ste Lieferung. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 10 Ngr.

Das Bisthum St.-Gallen und seine Reorganisation. Bericht und Anträge des katholischen Administrationsrathes an das katholische Großrathscollegium des Kantons St.-Gallen. Vom 30. September 1844. St.-Gallen 1844. Gr. 8. 10 Ngr.

Bretschneider, K. G., Christliches Andachtsbuch für denkende Verehrer Jesu. 2ter Theil. Halle, Schwetschke und Sohn. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Vertrauliche Briefe an einen deutschen Staatsmann über personelle und wissenschaftliche Zustände in Verwaltung, Lehrweise, Vertretung und Ausübung der Medicin. Aus den Papieren eines Verstorbenen. Kassel, Hotop. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Charles, J., Die Seherin von Venedig. Roman. Drei Theile. Dresden, Arnold. 8. 3 Thlr.

Duller, E., Deutschland und das deutsche Volk. In Schilderungen. Mit 150 Ansichten in Stahlstich und 50 colorirten Abbildungen von Volkstrachten nach Originalzeichnungen. 1ster Band. 1ste Lieferung. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Ebeling, F. W., Die Lehrerconferenzen in ihrem Bestand und in ihrer Reform, mit specieller Berücksichtigung einzelner Verhältnisse der Schule und Lehrer. Ein Bild nach dem Leben gezeichnet und dem Gutachten der Lehrer, Erzieher und Verwaltungsbehörden anheimgestellt. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. $18\frac{3}{4}$ Ngr.

Die Berliner Gewerbeausstellung und die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier, mit besonderer Bezugnahme auf den Ronge'schen Brief. Ein Brief aus Berlin von einem Protestanten. Münster, Regensberg. Gr. 8. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Halfort, A. C. L., Entstehung, Verlauf und Behandlung der Krankheiten der Künstler und Gewerbetreibenden. Berlin, Amelang. Gr. 8. 2 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Die alte und die neue Heimath. Oder: Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Zürich, Meyer und Zeller. 1844. 12. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Hildebrand, Predigt zur Eröffnung der 3ten Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung am 11. September 1844 zu Göttingen. Darmstadt. Gr. 8. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Lehrs, K., Populaire Aufsätze aus dem Alterthum. Scenen aus dem gelehrten Leben bei Griechen und Römern. Königsberg, Tag und Koch. 1844. Gr. 8. 5 Ngr.

Mauch, A., Der alte und der neue Katechismus. Zugleich ein Beitrag zur Theorie eines römisch-katholischen Katechismus. 1ster Theil: Der neue oder Hirscher'sche Katechismus. Augsburg, Kollmann. 1844. Gr. 12. $11\frac{1}{4}$ Ngr.

Mondkönigs Tochter. Märchen für eine Abendstunde von Marilla Fitchersvogel übersetzt aus dem Tyroler Dialekt ins Hochdeutsche. Herausgegeben von J. F. Klein. Charlottenburg, Bauer. 1844. Gr. 8. 5 Ngr.

Oettinger, E. M., Carl Otto Reventlow, oder die Mnemonik in ihrer höchsten Ausbildung. Nebst einem Anhang, enthaltend die Literatur der Mnemonik. Literär-historische Skizze. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Olizar, N., Gefangenschaft und Flucht. Mit einem Anhange: Bemerkungen über die Insurrection in Volhynien. Zwei Bände. Leipzig, Michelsen. 8. 2 Thlr.

Opitz, Nähere Beleuchtung der Streitschrift des Hrn. Pastors Pistorius zu Süplingen gegen den rechten Standpunkt des Hrn. Pastors König zu Anderbeck. Halberstadt, Linkequist und Schönrock. 8. 5 Ngr.

Komische Randzeichnungen zum ewigen Juden von Eug. Sue. Aus dem Französischen. 1ste Lieferung. Brüssel, Hauman und Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Reden, Freih. F. W. v., Die Eisenbahnen von Europa und Amerika. 1ste Abtheilung (die Eisenbahnen Deutschlands), 2ter Abschnitt, 3te Lieferung: Die würtembergischen, badischen, königl. und herzogl. sächsischen Eisenbahnen. Berlin, Mittler. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der heilige Rock zu Trier und die zwanzig andern heiligen ungenähten Röcke. Eine historische Untersuchung von J. Gildemeister und H. v. Sybel. Mit 1 lithographirten Abbildung. Düsseldorf, Buddeus. 1844. Gr. 8. $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Der heilige Rock in Trier und kein anderer, oder: Die kritischen Schneider in Bonn, das ist: ungelehrte Widerlegung des gelehrten Buches: „Der heilige Rock zu Trier und die zwanzig andern heiligen ungenähten Röcke von Gildemeister und v. Sybel." Von einem Koblenzer Pilger. Koblenz, Blum. 1844. Gr. 8. 3 Ngr.

Ronge, seine Gegner und sein Verhältniß zur katholischen Kirche. Beleuchtet von einem Unparteiischen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 Ngr.

Schneidemüller-Lied. Mit sechs Begleitstücken. Von G. S. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Schumacher, G., Das Leben, das Verbrechen und die Bekehrung des Mörders Carsten Hinz, von ihm selber aufrichtig erzählt und mit einigen Zusätzen herausgegeben. 2te Auflage. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1844. Gr. 8. 6 Ngr.

Der ungarische Schutzverein. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. $13\frac{1}{2}$ Ngr.

Schwepfinger, F., Licht- und Lebenbilder. Ein poetisches Rundgemälde. Eisenberg, Schöne. 1844. 8. 15 Ngr.

Sophokles, Die Trachinierinnen. Metrisch übertragen von F. Fritze. Berlin, Förstner. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Seifenblasen-Jubel über den Ronge'schen Brief, oder Götzendienst in allen Ecken. Stimme eines Predigers in der Wüste. Leipzig, Naumburg. 1844. 12. 5 Ngr.

Stahr, A., Das Bremer Glaubensgericht des Jahres 1844. Weihnachtsbriefe. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 5 Ngr.

Uhlmann, G. A., Glockentöne aller christlichen Sonn- und Festtage. Potsdam, Janke. 8. 20 Ngr.

Nothwendige und gründliche Vertheidigung des Hochwürdigen Bischofs Arnoldi zu Trier wegen der ihm zum Vorwurf gemachten Ausstellung des heiligen Rockes, von Lucilius Lucianus Christhold. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 9 Ngr.

Vogel, C., Geschichts-Bilder. Ein Handbuch zur Belebung des geographischen Unterrichtes und für Gebildete überhaupt; zunächst als Erklärung zum Schulatlas der neuern Erdkunde. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 2 Thlr.

Wichern, J. H., Geschichte und Geschichten des Rauhen Hauses zu Horn. 1stes Bändchen: Festbüchlein. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 68. —— 9. März 1845.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). Erster bis sechster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1842—44. 8. 11 Thlr. 24 Ngr.

Noch ist der Streit darüber nicht entschieden, ob die Form des Criminalprocesses, welche man den Anklageproceß nennt, oder die, welche unter dem Namen des Untersuchungsprocesses in Deutschland die vorherrschende geworden ist, in der Theorie wie in der Praxis den Vorzug verdiene. Der Streit hierüber wird wahrscheinlich auch noch lange nicht geschlichtet werden; denn leider zeigt sich bis jetzt, daß das Für und Wider in der Sache mit mehr Leidenschaft und mehr nach dunkeln Anschauungen als mit Ergründung und Sonderung des theoretischen Elements der Frage von ihrer praktischen Bedeutung geführt wird.

Demjenigen, der sich lange Zeit mit Ernst und offenem Auge mit dieser Frage beschäftigt hat, kann fast nicht zweifelhaft sein, daß die Schalen der Wage gleich stehen, daß Vorzug und Mangel sich das Gleichgewicht halten, und daß wie einerseits die Entscheidung in subjectiven und nationalen Momenten gegeben ist, andererseits bei dieser Entscheidung immer noch zu wünschen übrig bleibt, sie möchte nicht erfoderlich sein, und es möchte sich ein Mittel finden, eine neue Form, in welcher die Vorzüge beider Systeme zu organischer Durchdringung und Verbindung zu bringen wären.

Die beiden Formen des Processes zeigen sich zunächst unter verschiedenen Gesichtspunkten in verschiedener Gestalt. Wir nehmen einmal an, der deutsche Geist habe den Widerwillen überwunden, den ihm der Gedanke einflößen muß, Schuld oder Unschuld nach dem Ergebniß der subjectiven Überzeugung von so und so viel Männern entschieden zu sehen, welche, an strenges, logisches Denken nicht gewöhnt, in der Anwendung von Rechtsgrundsätzen nicht geübt, nicht damit vertraut, sich von den Resultaten ihres Denkens Rechenschaft zu geben, alle Verwickelungen eines schwierigen Criminalprocesses rasch in mündlicher Verhandlung vor sich vorübergehen sehen; wir setzen einmal voraus, der tiefe deutsche Rechtssinn habe sich mit diesem Grundgedanken des öffentlichen Criminalprocesses verständigt, versöhnt — denn eines Kampfes muß es für jeden Deutschen bedürfen, der sich von der Unzuverlässigkeit einer rein subjectiven Überzeugung, von den Schwankungen und Unzulänglichkeiten einer solchen selbst bei denkenden Personen einmal ernste Rechenschaft gegeben hat —, so zeigt sich doch sofort eine wesentliche und grundsätzliche Verschiedenheit zwischen den beiden Processformen, die uns in neue Zweifel versetzt. Der Anklageproceß nämlich nimmt die wesentlichen Elemente seines Endurtheils aus psychologischen Beweisen her; der Untersuchungsproceß achtet diese gering, er fußt, er gründet sich nur auf den materiellen Beweis. Beide fehlen — der eine in dem Zuviel, der andere in dem Zuwenig, was er an Zutrauen auf die innere Übereinstimmung in der Menschennatur, im Guten wie im Bösen, setzt. Für die Praxis fließt hieraus ab, daß der Anklageproceß einen Unschuldigen verurtheilen kann, dessen habitueller Seelenzustand der Anklage günstig ist und dessen Lebensvorgänge, Gewohnheiten, Sitten die Vertheidigung schwächen; während der Untersuchungsproceß einen Schuldigen freisprechen wird, obgleich alle Schlüsse auf die innere Übereinstimmung der Seele mit der angeschuldigten That ihm entgegen sind. Welches ist das Bessere? Wir wollen nicht entscheiden; allein das Bessere scheint uns die Lossprechung zu sein, denn der Gedanke eines Justizunrechts ruft unabwendbar den deutschen Nationalsinn zur Empörung auf. Franzosen und Engländer, in so vielen Dingen das Widerspiel zu den Deutschen, weil sie zum Nachdenken weniger Zeit haben, verhalten sich gegen diesen Gedanken weit gleichgültiger und trösten sich leicht und rasch mit dem Volksspruch: Bei Gott und bei den Geschworenen ist kein Ding unmöglich. Und in der That, wer wie der Ref. aus praktischer und naher Anschauung lange Zeit den Resultaten des öffentlichen Anklageprocesses angewohnt, sie mit Sorgfalt im Fortgange und in der endlichen Entwickelung beobachtet hat, wer fähig geworden ist, Erfolge zusammenzustellen, eine Reihe von Resultaten zu überblicken, der muß Gewicht legen auf jenen Volksspruch, das unfreiwillige Bekenntniß eines Zustandes der Rechtsunsicherheit, welcher für jeden wahren Deutschen schreckend ist. Er muß — es ist unerlaßlich — die Volksstimme in Nord- und

Ostdeutschland warnen; er muß die große Anzahl der nach Ausbreitung jener Proceßform Ringenden anflehen, sich zu unterrichten, nicht nach dunkeln Gefühlen, nach äußerm Irrlichterschein zu urtheilen, und ihren preiswürdigen, alten Besitz nicht aufzugeben, um ein Gut zu erringen, das, wir hegen die feste Überzeugung davon, dem norddeutschen Geiste keine Befriedigung geben kann. Wäre es dem Ref. vergönnt, in Ausführungen einzugehen, er würde jenen Strebenden darthun, daß sie nach einer Proceßform ringen, die den Richter thatsächlich zugleich zum Gesetzgeber macht, in der dies zweifelhafte Unding, das wir subjective Überzeugung nennen, über Schuld und Unschuld berufungslos abspricht, indeß in der Person des Richters selbst alle menschlichen Wechselfälle vorgehen und seine Überzeugung, indem er den Sitzungssaal verläßt, vielleicht schon eine ganz andere ist als sie war, da er in das Berathungszimmer trat. Er würde den Zuhörern die Fälle erzählen, die er selbst, ein unbefangener und langer Zeuge, erlebt hat: Fälle, wo z. B. ein junger Mensch, eines Mordversuches auf seine Geliebte angeklagt, zum Tode verurtheilt wurde, weil er ein unregelmäßiges Leben führte und, um die ihm abgeneigten Ältern zu schrecken, einen Flintenschuß — vielleicht ohne Kugel, denn eine solche fand sich nicht — auf das Wohnhaus der Geliebten abfeuerte, indeß am folgenden Sitzungstage, vielleicht schon im Gefühl, Tags zuvor eine Übereilung verschuldet zu haben, ein Verbrecher, der im policeilichen Vorproceß zugestanden hatte, einen Andern im Streit mit dem Kopfe gegen die Treppenstufen geschlagen zu haben, worauf der Tod erfolgte, völlig freigesprochen ward, weil er dies Geständniß zu widerrufen für gut fand. Er würde ihnen den an Widersinn grenzenden Fall citiren, wo ein Ehemann, nachdem er den Liebhaber seiner Frau bei der That erschossen, diese That vor der Jury eingestand, und die Jury dennoch die Frage: ob der Erschossene von dem Angeklagten getödtet sei? verneinte, weil die Geschworenen zufällig fanden, dem Erschossenen sei sein Recht geschehen, und um den Angeklagten völlig zu absolviren zu der seltsamen Fiction ihre Zuflucht nahmen, die eingestandene That sei gar nicht geschehen.

Freilich ergeben sich, diesem gegenüber, bei dem Untersuchungsproceß nicht geringere Mängel, und wenn man Proceduren wie beispielsweise den Proceß des Magisters Tinius und des Pfarrers Riembauer, im vierten Theile des vorliegenden Werkes, näher ins Auge faßt, so drängt sich der Gedanke auf, daß auch das Untersuchungsverfahren zur Erforschung der Wahrheit unzulänglich sei und der Nachhülfe durch die Zulassung des psychologischen Beweises in bestimmten Formen und Grenzen bedürfe. Die Schuld des Angeklagten liegt hier vor der Seele jedes Urtheilsfähigen klar zu Tage; der Richter aber, von subjectiver Überzeugung nicht geleitet, mußte sie negiren, weil das Beweismaterial in ausreichendem Maße für ihn nicht vorhanden war, und die Foderung der Staatsgesellschaft um Gerechtigkeit blieb unbefriedigt.

Bei diesem Für und Wider der beiden entgegengesetzten Proceßformen ist man auf den Gedanken gekommen, ihre gegenseitigen Vorzüge dadurch miteinander zu verschmelzen, daß man ein Geschworenengericht aus richterlich gebildeten Personen zum Ausspruch über den Thatbestand berief, demselben aber hiernach auch den eigentlichen Rechtsspruch — die Anwendung des Strafgesetzes — übertrug. Diese neue Form des Criminalprocesses ist namentlich in Holland versucht worden. Allein auch sie hat sich kaum bewährt; denn indem der Geschworene zugleich als Richter zu fungiren, das Gesetz zur Anwendung zu bringen hat, wird er sein Verdict über die That nothwendig und unwillkürlich so einrichten, daß es mit seinem Spruch als Richter in Übereinstimmung tritt, und alle Nachtheile, welche die subjective Überzeugung auf den Rechtsspruch auszuüben geeignet ist, treten hiermit nur um so greller hervor. Vielleicht ließe sich aber dennoch auf diesem Wege das Bessere finden, und diesen Gedanken wünschen wir recht klar hervorzuheben und möchten ihn der Erörterung durch die Wissenschaft sowol als dem Versuche durch die Legislation hingeben. Wenn der Ausspruch über die That einer Geschworenenversammlung aus richterlich gebildeten Personen übertragen, der über die Anwendung des Gesetzes aber einem hiervon ganz unabhängigen Tribunal hingegeben würde, so scheint allerdings eine Reihe von Einwürfen beseitigt zu sein, die einerseits gegen die heutigen Geschworenengerichte, andererseits gegen den deutschen Inquisitionsproceß zu erheben sind, und es steht dahin, ob ein solches Verfahren, mit einer vernünftigen Öffentlichkeit verbunden, nicht dem erwachten Bedürfniß Befriedigung gewähren und zugleich denjenigen Grad relativer Vollkommenheit darstellen möchte, dessen die menschliche Justiz und menschliche Einrichtungen überhaupt fähig sein werden.

Hierbei ist nicht eigentlich abzusehen, worauf sich die Behauptung gründet, daß das Anklageverfahren keiner Revision oder keiner Prüfung in höherer Instanz fähig sei, außer insofern, als die Gesetzesformen — das formale Recht — nicht gewahrt seien. Wenn wir überhaupt eine Steigerung der Einsicht annehmen, oder sie fingiren, so ist nicht einzusehen, weshalb nicht auch eine höhere Einsicht, in Bezug auf das Erkenntniß der Schuldbarkeit, angenommen werden dürfte. Die schwächere Einsicht, können wir annehmen, erkennt nicht, daß der Angeschuldigte der That schuldig sei; die höhere Einsicht erkennt seine Schuld, und wie im bürgerlichen Proceß sich keine Stimme gegen die Wahrheit der Instanzen erhebt, so ist kein in der Sache liegender Grund erkennbar, warum nicht auch im Strafproceß eine Steigerung des Erkenntnißvermögens angenommen werden soll. Es ist dies eins von den grundlosen Vorurtheilen der Freunde des Anklageprocesses, die guter logischer Begründung überall entbehren. Mit der Einrichtung einer höhern Urtheilsinstar. fallen wiederum eine lange Reihe von Einwürfen hinweg, die man mit vollem Recht gegen den Anklageproceß erhoben hat.

Nichtsdestoweniger bleiben deren immer noch genug übrig, und die Gönner desselben täuschen sich, wenn sie glauben, in Norddeutschland eine allgemeine Überzeugung für ihre Sache schon erlangt und die Gegner ihrer Bestrebungen aus dem Felde geschlagen zu haben. Der Gedanke, die Ursprünglichkeit des Instituts der Geschworenen für Deutschland vindiciren zu wollen, ist mehr als nichtig: er spricht sogar gegen sie selbst. Denn war das Institut ursprünglich deutsch, so entsteht die Frage, warum Deutschland es hat fallen lassen? Die Antwort ist ganz einfach die: weil dafür eine innere Nothwendigkeit gebietend war, weil man zu etwas Besserm überzugehen sich gedrungen fühlte, weil die nationalen Lebensverhältnisse zu dem Institute nicht mehr paßten, oder weil es diesen Verhältnissen nicht mehr genügte. Denn daß eine solche Veränderung willkürlich, gleichsam zufällig eintreten könnte, von innerer Nothwendigkeit nicht getragen, mit Einem Wort: daß sie gemacht werden könne, dies wird doch kein Geschichtskundiger im Ernste behaupten wollen.

Ebenso mislich ist es mit der andern Behauptung, daß die öffentliche Justizpflege den Rechtssinn der Massen bilde, eine Behauptung, für welche weder in Frankreich, noch in England, noch auch am Rhein irgend ein thatsächlicher Beweis angetroffen wird. Nicht einmal die Bekanntschaft mit dem Gesetz, wie man doch annehmen sollte, wird dadurch gefördert, wie Jeder weiß, der am Rhein gelebt hat; vielmehr muß zugegeben werden, daß aus dieser Öffentlichkeit nur eine größere Bekanntschaft mit den Mitteln, sich den Wirkungen des Gesetzes zu entziehen, Verschlagenheit im Unrecht und Frechheit im Gesetzwidrigen für das Volk gewonnen wird.

Einen fernern Fehlgriff begehen die Gegner des Untersuchungsprocesses darin, wenn sie triumphirend darauf hinweisen, wie Vieles der öffentliche Anklageproceß zur Sprache bringe, was in der schriftlichen Instruction der Sache übergangen worden, wenn sie hierauf einen Schluß gegen den Instructionsproceß überhaupt gründen wollen. In der Sache haben sie freilich recht; allein was wird damit erwiesen? Nichts Anderes, als daß die Instructionsrichter, welche der Anklage vorarbeiten, im Bewußtsein der Unerheblichkeit ihrer Arbeit meistens höchst nachlässig verfahren, während der Inquirent beim Untersuchungsproceß, sich bewußt, daß auf ihm zumeist der Ausgang des Processes beruht, mit ganz anderm Eifer und ganz anderer Ergründung zu Werke geht als Jener. Wollte man hieran zweifeln, so dürfte man nur die leichtfertigen Arbeiten französischer Instructionsrichter mit den Arbeiten eines gewiegten norddeutschen Inquirenten vergleichen. Der Unterschied ist sprechend.

Hier nun kommen wir zu einem Haupteinwurfe gegen den öffentlichen Anklageproceß, der, so viel wir wissen, in der über diesen Gegenstand bestehenden Schriftenliteratur noch wenig erhoben ist, und der uns geradehin im Lichte eines der allerwesentlichsten erscheint. Unter allen Indicien der Schuld ist, wie Jeder zugeben wird, das Bekenntniß der Schuld, wenn auch nicht absolut beweisend, doch das allerbedeutendste und relativ überzeugendste. Dies Indiz zu erlangen, ein Bekenntniß der Schuld zu erzielen, darauf arbeitet im Untersuchungsproceß der Inquirent hin. Zu diesem Ziele zu gelangen, hält er dem Schuldigen Zeugenaussagen, Indicien, den Schein der Wahrheit vor; er widerlegt seine Einwendungen, zeigt ihm das Unzulängliche seiner Einreden, und alle seine Bemühung ist darauf gerichtet, durch ein **Bekenntniß** der Wahrheit den Sieg zu verschaffen. Im Anklageproceß ist dies mächtigste aller Indicien fast gleichgültig, ja mehr, der ganze Inhalt, die Natur, der ganze Gang des Anklageprocesses ist eine fortwährende Warnung und Mahnung für den Angeklagten, nicht zu bekennen. Die Vertheidigung bietet ihm unausgesetzt die Hand dazu, die Gegenwart des Auditoriums schreckt das Bekenntniß von der Lippe weg, wenn es entschlüpfen will, der Advocat warnt, mahnt, unterstützt den Leugnenden, und der Erfolg von allen diesen dramatischen Wirkungen ist, daß während im Untersuchungsproceß mindestens zwei Drittel der Verurtheilten zu einem Bekenntniß ihrer Schuld gebracht wurden, ein volles Geständniß der That im Anklageproceß zu den Seltenheiten gehört.

Wie viel ist nun hiermit verloren gegangen! Philosophisch betrachtet bedarf es eigentlich der Zustimmung des Verbrechers zur Anwendung der gegen ihn ausgesprochenen Strafe; nur diese Zustimmung ist geeignet, das menschliche Rechtsgefühl ganz und ungetheilt zu befriedigen. Ein volles Bekenntniß der That ersetzt diese Zustimmung, schließt sie ein, ergänzt sie. Ein Richterspruch, auf ein volles Bekenntniß gegründet, darf nur, menschlich und philosophisch betrachtet, befriedigen. Eine Proceßform aber, die eine solche Basis wesentlich, ja, wie die menschliche Seele einmal beschaffen ist, fast nothwendig ausschließt, wird uns noch lange Zeit empfohlen werden müssen, ehe wir sie für die bessere erkennen können.

Wir glauben hiermit den Hauptvorzug des Untersuchungsprocesses vor dem öffentlichen Anklageproceß bezeichnet zu haben, und bitten die Widersprechenden, uns nicht einzuwenden, daß ja auch bei ihrem Verfahren eine Untersuchung vorausgehe. Sie müssen selbst wissen, welchen Werth diese Untersuchung anspricht, und daß sie, wie schon gezeigt, theils den Angeklagten nicht verpflichtet, theils gar nicht darauf gerichtet ist, ihn zu einem Bekenntniß hinzuführen, auf psychologischem Wege ihn dazu zu nöthigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Über die wichtigsten Vorlesungen an der Sorbonne.

Unter den Vorlesungen, welche in dem neuen Semester in den düstern Sälen der Sorbonne gehalten werden, haben bis jetzt die Vorträge des geistreichen St.-Marc Girardin über die Theorie der schönen Wissenschaften besonderes Interesse erregt. Schon seit mehren Semestern ist diesem gewandten Professor, dem flimmernder Witz, feiner

Spott und eine große Herrschaft über die Sprache zu Gebote stehen, von allen Denen, welche nach dem entlegenen Quartier latin pilgern, um sich mehr an der schillernden Oberfläche der Wissenschaften zu erfreuen als in ihre Tiefen einzudringen, die Palme zuerkannt. Keiner versteht es so wie er sein Publicum zu beherrschen und zu lebhaften Ausbrüchen des Beifalls unfehlbar hinzureißen. Aus den gedruckten Vorlesungen, die von ihm z. B. über die dramatische Kunst erschienen sind, kann man sich einen nur höchst unvollkommenen Begriff von seiner Gewandtheit machen. So wenig seine Reden, wenn sie auf dem kalten, bloßen Papiere stehen, gegen eine schärfere ästhetische Kritik in allen ihren Theilen stichhaltig sind, eine so sichere und unfehlbare Wirkung erreichen sie, wenn sie von St.-Marc Girardin's beweglicher und anregender Stimme getragen werden. Zur nähern Charakteristik dieser Vorträge, zu denen sich so große Scharen von Zuhörern drängen, daß die gewöhnlichen Hörsäle nicht ausreichen, und zur besondern Bezeichnung ihrer Richtung müssen wir noch sagen, daß St.-Marc Girardin sich gegen die romantische Schule, die in ihrer eigenthümlichen Bedeutung längst überwunden und als wirkliche Partei vernichtet ist, polemisirend verhält. Überhaupt ist es eine Eigenthümlichkeit des Redners, daß er mehr mit dem Strome schwimmt und den Launen der herrschenden Zeitstimmung schmeichelt, als daß er auf die öffentliche Meinung selbst gestaltend einwirkte. Von tieferm wissenschaftlichen Gehalte sind die Vorträge Ozanam's, dem die wirklich nicht geringe Ehre zu Theil geworden ist, unmittelbarer Nachfolger des trefflichen Fauriel zu werden. Wir haben schon öfters Gelegenheit gehabt, den Namen dieses jungen Gelehrten in d. Bl. mit Auszeichnung zu erwähnen. Besonders haben wir auf seine trefflichen Vorlesungen über die deutsche mittelalterliche Literatur, in denen sich ein tiefes Eindringen in den deutschen Geist und eine liebevolle Hingebung an das gewaltige germanische Element kund that, wiederholt aufmerksam gemacht. Leider hat Ozanam sich in diesem Jahre von dem bisherigen Thema seiner Vorträge abgewendet, indem er die Besprechung der ältern italienischen Literatur zum Gegenstande seiner Vorlesungen gemacht hat. Allerdings ist er, wie vorzüglich sein Werk über Dante und den Katholicismus, das vor kurzem auch ins Deutsche übersetzt ist, beweist, auf diesem Felde der Literaturgeschichte trefflich bewandert, und man kann mit Bestimmtheit etwas ganz Gediegenes erwarten; aber wir würden es doch lieber sehen, wenn Ozanam, als ein kundiger und beredter Apostel des Germanenthums, noch ferner zu Gunsten der deutschen Literatur spräche. Unter den übrigen jüngern Professoren, welche an der Sorbonne in den verschiedenen Disciplinen thätig sind, zeichnen wir besonders Egger und Jules Simon aus. Ersterer, wahrscheinlich Elsasser von Geburt, wie wenigstens sein Name anzudeuten scheint, hat sich bereits durch einige wissenschaftliche Leistungen einen rühmlichen Namen gemacht, und vereinigt kritischen Scharfsinn und Gelehrsamkeit mit einem gebildeten Geschmack; Letzterer aber hat sich vorzüglich unter den Vorfechtern in der Sache der Universität gegen die Geistlichkeit, welche das Kleinod der öffentlichen Erziehung in ihre Hände reißen möchte, als besonnener, aber zugleich auch schlagfertiger Kämpfer hervorgethan. Egger wird außer einem Cyklus von Vorträgen, welcher der Erklärung griechischer Inscriptionen gewidmet ist, einen Überblick über den Entwickelungsgang der griechischen Literatur mit besonderer Berücksichtigung des Zeitalters Trajan's und der Antonine geben. Simon, von dessen eigentlich gelehrten Leistungen wir besonders eine sehr gründliche Abhandlung über die neuplatonische Schule erwähnen, behandelt in seinen Vorträgen die Philosophie des Plotinus.

Theatercensur.

Bekanntlich besteht in dem Ministerium des Innern ein eigenes Comité, dem es obliegt, über die unbedingte oder bedingte Zulassung der Theaterstücke, welche zur Aufführung eingereicht sind, zu entscheiden. Man kann denken, daß in Frankreich, wo die Preßfreiheit wenigstens in der Idee und dem Buchstaben des Gesetzes nach besteht, diese Behörde ein Schrecken der Schriftsteller ist. In der That sind aber auch die Urtheilssprüche oft räthselvoll, wie die Schläge des Verhängnisses, mit dessen Unfehlbarkeit nun freilich dieses verhaßte Comité nicht verglichen werden kann. Kein Vernünftiger würde etwas gegen diese Einrichtung haben, wenn sich die geheimnißvollen Richter, denen Gewalt über Leben und Tod eines Stückes gegeben ist, darauf beschränkten, solche Schauspiele von der Bühne fern zu halten, welche der Moralität Gefahr bringen könnten, oder wenn sie sich begnügten, wirklich anstößige Stellen auszumerzen. Aber leider steht dieses souveraine dramatische Gericht unter sonderbaren politischen und vorzüglich diplomatischen Einflüssen. Seitdem Guizot, der nur gar zu gern vergißt, daß er Alles seiner Feder zu danken hat, am Ruder steht, ist es dem dramatischen Comité zur besondern Aufgabe gestellt, keine mißliebige Anspielung gegen England durchschlüpfen zu lassen. Mit einem schlüpfrigen Gemeinplatz oder einer überzuckerten Zote nimmt man es nicht so genau; aber wehe, wenn es sich ein armer dramatischer Schlucker herausnimmt, die Spitze seines Witzes an England zu versuchen! So durfte Gozlan's vielgepriesenes „De la main gauche et de la main droite", das zuvor den Titel führte: „Il y avait une fois une reine", erst aufgeführt werden, nachdem sämmtliche Stellen, in denen man Anspielungen auf die englische Regierung sah, getilgt waren. So machte man ferner dem verstorbenen Delavigne eines Kriegsliedes wegen, in dem die Engländer nicht geschont waren, und das der Dichter in seinem „Charles VI" angebracht hatte, die unerhörtesten Schwierigkeiten. Einen neuen Beweis für die freundlichen Gesinnungen, welche das dramatische Comité für England hegt, hat dasselbe vor kurzem bei Gelegenheit eines Stückes geliefert, welches jetzt unter dem Titel: „Les prétendants, comédie en trois actes et en vers", im Druck erschienen ist. Der Verf. dieses Lustspiels hatte die Scene seines Stückes in einen französischen Seehafen verlegt; aber das geheime Gericht verlangte durchaus, daß er ein anderes Land wählen solle, und daß er zugleich das Stück, das ein Bild der Gegenwart geben sollte, in einer andern Zeit spielen lasse. Nach vielem Sträuben verlegte es denn J. Lesguillon — so heißt der Dichter — nach England und läßt die Handlung während der Regierung Wilhelm's von Oranien vor sich gehen. Man kann sich denken, daß dadurch das ganze Gerüst des Stückes, das für ein anderes Land und eine andere Zeit berechnet war, in seinem Grunde erschüttert wird und daß ohne Zweifel manche Scene in dieser veränderten Gestalt durchaus ihre Wirkung verfehlen muß. Dessenungeachtet erkennt man in diesem Lustspiele selbst in seiner Verstümmelung ein frisches, vielversprechendes Talent.

Geschichte der französischen Philosophie.

Aus der großen Menge französischer Werke, welche in jüngster Zeit auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie erschienen sind, zeichnet sich eine gediegene Abhandlung Saphary's über die Verdienste und die wissenschaftliche Stellung des verstorbenen Laromiguière sehr vortheilhaft aus. Diese Schrift, welche einen akademischen Preis davongetragen hatte, verbindet Wärme der Darstellung mit wirklicher Kritik. Wir erhalten jetzt von Saphary ein neues Werk, das sich zu seiner frühern Abhandlung gewissermaßen als Ergänzung und Erweiterung verhält. Dasselbe führt den Titel „L'école éclectique et l'école française". Der Verf. verhält sich zur eklektischen Richtung, als deren hauptsächlichsten Vertreter er Cousin hinstellt, durchaus polemisch. Er wirft ihr besonders eine von der schottischen und deutschen Philosophie entlehnte Dunkelheit und Entfremdung von allen praktischen Zwecken vor. Unter der „école française" hingegen versteht er die Tendenz auf das praktische Leben hin, die besonders seit Condillac sich in der französischen Philosophie kundthut.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 69. —— 10. März 1845.

Der neue Pitaval. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring. Erster bis sechster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 68.)

Lange Zeit könnten wir noch fortfahren, Mängel und Vorzüge der in Frage stehenden Proceßformen gegeneinander abzuwägen; doch es mag Zeit sein, eine Erörterung zu schließen, die hier nur einleitungsweise Platz finden konnte. Manches Erhebliche aus derselben wird auch im Verlauf unserer Übersicht aus dem vorliegenden Werke sich noch anknüpfen lassen; allein eines der Hauptvorwürfe muß vorab noch gedacht werden, welcher gegen den Untersuchungsproceß von seinen Gegnern gerichtet zu werden pflegt. Es ist dies die Anschuldigung der Vernunftwidrigkeit der außerordentlichen Strafen. Diese Anklage ist die Frucht eines ziemlich dürren Raisonnements, wie denn überhaupt die Vertheidiger des Anklageprocesses, nach Art der französischen Philosophie, sich eines ziemlich trockenen Schematismus schuldig machen, der mehr für den gemeinen Mann wie für den gebildeten Geist berechnet ist. Man sagt: „Eine Schuld ist entweder da oder sie ist nicht da" — wie man auch sagt: „Die Wahrheit ist nur Eine." Nicht also, ihr Freunde! Die Wahrheit im abstracten Sinn ist allerdings eine, aber die menschliche Wahrheit ist vielgestaltig. Ebenso ist der Satz: „Die Schuld ist vorhanden oder nicht vorhanden", auch nicht richtig; er muß vielmehr heißen: „Eine gewisse Schuld ist nicht vorhanden, eine andere aber ist da!" Auf diesen Satz gründet sich die Vernunftmäßigkeit der außerordentlichen Strafen im Untersuchungsproceß. Hier sind sie zulässig, da die Anklage nicht ein nach allen Seiten hin abgegrenztes Factum, sondern eine Reihe von Thaten, einen Thatencomplex, umfaßt, während beim Anklageproceß allerdings nur eine ausgesonderte und bestimmte Handlung — mechanisch abgeschlossen — begriffen wird, was aber die unphilosophische Trockenheit der Auffassung kund gibt, gegen welche wir protestiren. Der Anklageproceß schließt freilich die außerordentlichen Strafen aus. Was gewinnt er aber damit? Den Schrecken unpassender Bestrafungen und den Gräuel ärgerlicher Freisprechungen, an welche sich das norddeutsche Rechtsgefühl — so glauben wir — nimmermehr gewöhnen wird.

Dem Volksspruche: Bei Gott und bei den Geschworenen ist kein Ding unmöglich — ein centnerschwerer Satz, der wahrlich vom Volksgefühl der Rechtssicherheit nicht Zeugniß gibt — entspricht im Norden Deutschlands ein anderer aus den Zeiten des deutschen Mittelalters herüber geerbter: Ei, da müßte das Kammergericht nicht sein! Wir stellen Jedermann anheim, den Werth dieses und jenes Volksgedankens abzuschätzen und anzugeben, ob das Gefühl der Rechtssicherheit, des Rechtsschutzes hier oder dort sich deutlicher ausspricht! Und nun noch Eins. Wir leugnen nicht, es ist uns viel werth gewesen, eine Stimme zu Gunsten des nun von allen Seiten angegriffenen Untersuchungsprocesses, eine Stimme der Warnung vor übereilter Reform zu erheben. Denn allerdings müssen wir die Gleichdenkenden laut tadeln, daß sie in stolzer Verachtung der von allen Seiten ertönenden Stimmen ein gefährliches Schweigen sich zum Gesetz machen. Es geht hiermit wie mit andern bewährten Einrichtungen des Staats und der Gesellschaft. Die Leidenschaft, der Unverstand beherrschen nur zu häufig den Markt. Sie schreien so lange und so laut, bis ihr Geschrei für den Volksruf gilt und, ehe die Verständigen es meinen, zum Gesetze wird. Auf also ihr Lässigen, gebt euern Gedanken Worte, bevor es zu spät ist! Tretet hinaus in die offenen Schranken, ihr Einsichtigen; die Sache ist ehrlichen Kampfes wol werth, und wie die Würfel auch fallen, ihr werdet in dem Ringen mit einem mächtigen Gegner der Wahrheit genutzt, das Beste des Vaterlandes gefördert, eurer Pflicht für das Vaterland genügt haben. Die leidenschaftliche Auffassung der Sache wird sich verbergen müssen, sie wird der Wahrheit den Platz räumen und was aus dem Kampfe hervorgeht, wird mindstens besser sein als was man jetzt an die Stelle des Alten zu setzen trachtet. Unleugbar ist, daß in den Köpfen mancher eifrigen Verfechter des öffentlichen Anklageprocesses, daß namentlich am Rhein eine fast gänzliche Unkunde vom Wesen der andern Proceßform herrschend ist, und daß aus diesem Quell der Unkunde ein großer Theil der Stimmen schöpft, die sich so laut geltend machen; sowie denn auch nicht zu leugnen ist, daß der Ehrgeiz, die Sucht nach Einfluß, die Gewinnliebe im Advocatenstande manche Stimme, die Bequemlichkeit und Arbeits-

scheu im Richterstande manchen Vertheidiger des Anklageprocesses erweckten, dessen Motive mit der ehrlichen Überzeugung und mit der Sache der Wahrheit äußerst wenig gemein haben. Diesen Stimmen zu begegnen, scheint aber die Pflicht jedes Ehrenmannes zu sein, und wir freuen uns der Gelegenheit, dazu zu ermuntern.

Dieser Pflicht ist genügt, und wir wenden uns nun, erleichtert, zu der Besprechung des uns in dem obigen Werke vorgelegten reichhaltigen Stoffes. Zur Ausführung des Einzelnen in den vorausgeschickten Ansichten wird hierbei bisweilen Gelegenheit sich bieten, und wir behalten uns unser Recht zu deren Benutzung ausdrücklich vor — damit, wenn möglich, unsere Stimme keine Stimme in der Wüste bleibe.

Im Allgemeinen haben die Verfasser des „Neuen Pitaval" eine sehr glückliche Mittelstraße zwischen der strengen actenmäßigen Relation und der freien Erzählung der Begebenheit getroffen. Die Art und Weise, wie das Factum zuerst gewöhnlich kurz, als eine dunkle, aus dem Munde des Gerüchts geschöpfte That hingegeben, dann nach und nach erhellt, endlich in seinen gerichtlichen Verlauf zerlegt und zuletzt bisweilen zu einem lehrreichen Résumé zusammengefaßt wird, zeugt von einem durchgebildeten Geschmack und gibt Gelegenheit, eigene Gedanken zu entwickeln und der Trockenheit bloßer Actenauszüge zu entgehen. In derselben Weise bekundet die Wahl der Stoffe selbst gute Kritik, Geschmack und ein gelungenes Streben nach unterhaltender Mannichfaltigkeit und Abwechselung. Endlich aber erfüllt der Stil der Darstellung in seiner würdigen, gehaltenen und durchweg edeln Form die Erwartungen, welche wir an Namen von so gutem Klange zu knüpfen berechtigt sind. Nebenher ist denn auch Das zu loben, daß in der Reihefolge merkwürdiger Criminalfälle ein gewisser Wechsel zwischen solchen, die nach dem Anklageproceß, und solchen, welche nach dem Untersuchungsverfahren zur Entscheidung kamen, beobachtet worden ist, wodurch gewissermaßen eine praktische Propädeutik zur Erkenntniß der Eigenthümlichkeiten und der Erfolge beider Proceßformen gegeben wird.

Im ersten Theile wird uns zunächst ein Criminalproceß geboten, der wol zu den anziehendsten und psychologisch bedeutendsten Geschichten dieser Art gehört, die überhaupt vorhanden sind und der hiermit das Verdienst verbindet, über den socialen Zustand Deutschlands in einer jüngern, für die politische Entwickelung unsers Vaterlandes wichtigen Epoche ein geschichtliches Gemälde voll Interesse aufzustellen. Es ist die Geschichte K. L. Sand's, des Mörders Kotzebue's. Die That eines jungen Schwärmers für eine ganz unverstandene Idee von Volksfreiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes erschien bekanntlich zu ihrer Zeit in dem Lichte eines heroischen Selbstopfers; man gab den Irrthum zu, der dabei untergelaufen sei, allein die Mehrzahl aller Stimmen vereinigte sich 1819 dahin, daß die That selbst der Ehren des Alterthums würdig und vor dem moralischen Richterstuhl ganz gerechtfertigt sei. Jedermann weiß, welche traurigen Folgen diese Nationalansicht des Ereignisses mit sich führte. Es währte lange Zeit, ehe die Unrichtigkeit dieser Auffassung der Sache durchdrang; ja, von manchem jugendlichen Kopfe mag sie noch jetzt nicht als Irrthum erkannt sein. Solchen nun ist die Lecture dieser Criminalgeschichte zu empfehlen. Sie werden dann erkennen, daß der Irrthum, in dem sich Sand befand, ein selbstverschuldeter war, daß die seiner Seele zugemessene Reinheit keineswegs in der Weise vorhanden war, wie man zu jener Zeit annahm, daß wenn ein großer Theil seiner That auf Rechnung der Schwärmerei kommt, doch ein anderer Theil den Regungen der Eitelkeit, der Selbstüberschätzung, ja der Unwahrhaftigkeit gegen sich selbst und einem lügenhaften Spiel mit Empfindungen beigemessen werden muß, und endlich, daß er nach der That den Geist der Lüge keineswegs von sich abwehrte, sein Heil vielmehr in Winkelzügen und Verletzungen der Wahrheit suchte. Alles Dies stellt diesen merkwürdigen Charakter in ein ganz neues Licht, das mit der herkömmlichen Auffassung desselben wenig gemein hat. Die Verwirrung ging von dem Gedanken aus, daß er zunächst zu einer großen That für das Vaterland berufen sei; er suchte lange Zeit umher nach einer solchen, bis ihm endlich, da keine andere sich zeigte, die Ermordung eines leichtfertigen, berühmten, aber politisch ganz unbedeutenden Lustspieldichters, der als Correspondent einer fremden Regierung einige unüberlegte Äußerungen über die Richtungen der deutschen Jugend in die Welt gestreut hatte, als eine solche Großthat des Patriotismus erschien. Sein Tagebuch weist nach, daß im Mai 1818 dieser Gedanke seinen Ursprung nahm. Während dieser Zeit verließ er ihn nicht mehr, er ward zu einer Manie. Allein sein Wille zagte. Es scheint ganz sicher, daß Sand von Tag zu Tag erwartete, es werde ein anderer ihm in Dem zuvorkommen, was er für Pflicht jedes Deutschen hielt; endlich von Eitelkeit gestachelt, vielleicht von seinen Freunden wegen seiner Prahlereien geneckt, ohne irgend Jemand seinen Entschluß mitzutheilen, verließ er, mit zwei Dolchen bewaffnet, Jena, allein unter Umständen, die deutlich bekunden, wie er noch immer darauf rechnete, die That nicht zu thun. Im offenen Zimmer ließ er Briefe und Schriften zurück, die seinen Entschluß der Welt verkündeten; nur ein fast unbegreiflicher Zufall machte, daß sie nicht vor der That gefunden wurden. Vierzehn volle Tage verwendete er zur Reise nach Manheim, obgleich meistens zu Wagen reisend; noch fünf Tage zögerte er geschäftslos in Frankfurt; dann endlich treibt es ihn nach Manheim. Er tritt mit einer Lüge zu Kotzebue, dem er sich als einen mitauer Bekannten anmeldet. Die That ist schnell und leicht gethan. Sand hatte auf einen sofortigen Volksaufstand gerechnet, bei dem er zu entrinnen hoffte. Die Umstände störten die Rechnung, er verwundete sich selbst und ward gefangen. Zu einer bessern Ansicht über seine That kam er nicht; den Anblick des Todes trug er mit Würde, allein seine Verbergung der Wahrheit während des Processes gereicht ihm nicht zur Ehre. Gerade dies compromittirte seine

Freunde und hatte in große Kreise hin traurige Folgen für Viele, die dem Geiste des Augenblicks huldigten und an Schwärmereien Theil nahmen, über welche wir heute lächeln. Sein leichter Kerker endete am 20. März 1820, dem Tage seiner Enthauptung. Merkwürdig ist, daß Sand, zum Tode religiös vollkommen vorbereitet, am Abend vor demselben seinen Nachrichter zu sich kommen ließ, Hand in Hand mit ihm lange auf seinem Bette saß und ihn zum Muth und zur Festigkeit ermahnte.

Wie hat sich nun die Zeit, wie hat sich das Urtheil der Zeit über die That geändert, die Deutschland damals in fieberhafte Bewegung versetzte? Sie ward eine politische Calamität durch die Schlüsse, die man mit zu großer Hast an sie knüpfte, durch die Mittel, die man wählte, eine geistige Regung zu ersticken, von der heute kaum mehr ein schwacher Nachhall anzutreffen ist. Was ist darüber zu sagen? Nur Dies, daß sich die Übereilungen des Jahres 1820 schwer an Deutschland gerächt haben, indem sie ein geistiges Lebenselement begruben, das, gut geleitet, zu großem Segen ausschlagen konnte. Wie freudig begrüßte man im J. 1840 jenen schwachen Nachklang der damaligen Gesinnung, der in Becker's „Rheinlied" auftauchte, und wie eifrig möchte man wünschen, nur ein Bruchtheilchen jener Jugendgedanken unserer heutigen Jugend wieder einpflanzen zu können, die, in prahlerischem Atheismus, in Indifferentismus und trockener Skepsis verloren, von den warmen Gefühlen für Religion und Vaterland, an welchen jene Zeit krank war, auch nicht ein Atom mehr bewahrt hat. Wie viel gäbe man darum, von dieser Gefühlswärme auch nur ein Bruchtheilchen wieder ins Leben rufen zu können, das die Hegel, die Strauß, die Bauer und die Feuerbach in seinen Wurzeln auszutrocknen drohen! Mit solchen Gedanken schließt die treffliche Relation, welche von Sand's That uns hier geliefert wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Häusliches Leben und Sitten der Türken, von Charles White. Nach dem Englischen. Herausgegeben von Alfred Reumont. Zwei Bände. Berlin, A. Duncker. 1844. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Wenige Länder werden von europäischen Touristen häufiger besucht als die Türkei. Die erleichterte Communication, die jetzt mildere oder schlaffere Gesittung der Türken, die Reize des griechischen Meers und die Umgebungen des altberühmten Byzanz, vor Allem aber der Umstand, einen so vollkommenen und fremdartigen Gegensatz europäischer Sitte und Civilisation in so leicht erreichbarer Nähe zu finden, tragen das Meiste dazu bei. Besitzen wir nun auch von einer großen Anzahl dieser Touristen geistreiche Berichte über ihre Reisen, so hat doch dadurch unsere Kenntniß von den innern Zuständen jenes Landes und Volkes wenig gewonnen. Die Natur solcher Zugvögel läßt andere Resultate nicht erwarten. Müde des glänzenden Einerleis seiner gewöhnlichen Umgebung, sucht der weltmännische Tourist in der schnellen Abwechselung pikanter und fremdartiger Anschauungen neue Aufregung für seine von Übergenuß abgestumpfte Phantasie. Gewohnt, sich als den Mittelpunkt und die Welt nur als Stoff des Genießens zu betrachten, genügt ihm ein flüchtiges Durchstreifen der griechischen Inseln, ein achttägiges Flaniren durch die Bazars und die Straßen Konstantinopels, ein kurzer Besuch in einem Kaffeehause, wo schweigsame Türken den Märchen lauschen, die der Reisende selbst nicht versteht, ein verstohlener Blick in eine Moschee und eine Spazierfahrt durch das Goldene Horn, um Stoff zu einem Buche zu sammeln, das uns wol zum psychologischen Studium einer interessanten Individualität dienen, nicht aber zur Kenntniß der Sitten und Zustände eines fremden Volkes verhelfen kann. Dagegen finden wir seit Lady Wortley Montague fast Niemand, der durch längern Aufenthalt in der Hauptstadt des türkischen Reiches gründlichere Einsicht in das dortige Volksleben gewonnen und die europäische Literatur mit den Resultaten seiner Studien bereichert hätte. Um so größern Dank sind wir daher dem Verfasser des vorliegenden Werkes schuldig, der, begünstigt durch mehrjährigen Aufenthalt in Konstantinopel, durch Vertrautheit mit der türkischen Sprache und durch Geschick und Neigung für derartige Forschungen es unternommen hat, uns eine vollständige und zuverlässige Darstellung der Sitten und des häuslichen Lebens der Türken, ihrer öffentlichen und socialen Zustände zu geben, wobei er Gelegenheit findet, in genaue staatliche Einzelheiten über alle Gegenstände des Luxus, des häuslichen Gebrauchs oder der gewerblichen Anwendung einzugehen, und das zuweilen trockene Detail mit zahlreichen Anekdoten unterbricht, welche den Zustand der Gesellschaft, die Verfertigung und den Gebrauch der Werkzeuge und Geräthe, und die Einrichtung und Benutzung der Gebäude, die er beschreibt, erläutern.

Der Faden, an den sich seine Darstellung reiht, ist eine Wanderung durch die Bazars in den verschiedenen Theilen der Stadt, an die er eine Beschreibung der dort verkauften Waaren anknüpft, ihren Gebrauch beschreibt, und dann auf ausführliche Darstellungen der Volkssitten und Volksgebräuche übergeht. Diese Verbindung ist allerdings zu äußerlich, und dann und wann wird es dem Leser etwas wirr im Kopfe, etwa wie bei der Durchsicht eines Cabinets zahlreicher Curiositäten der Natur und Kunst, welche einzeln beschaut ergänzen und belehren, aber keinen rechten Totaleindruck zurücklassen. Doch ist dies ein Vorwurf, der die Anordnung, nicht die einzelnen Bestandtheile des Buches trifft, denn die einzelnen Schilderungen sind ebenso lebendig wie lehrreich. Der Raum gestattet uns leider keine Auszüge. Nur die wirklich spaßhaften Begriffe wollen wir erwähnen, welche die Volkstradition von dem Ursprung verschiedener Gewerbe hat. Nach der türkischen Sage war nämlich Adam der erste Schneider, der erste Zimmermann, und merkwürdigerweise auch der erste Schreibemeister. Eva war Badefrau, und Kain, da er das erste Grab füllte, Todtengräber; Seth erfand die Knöpfe und das Wollspinnen; Enoch war der erste Weber, Noah natürlich der erste Seemann. Abraham war Milchmann und Joseph erfand die Uhren. Der Psalmist war ein Schmied, und David Dolmetsch und Waffenschmied. Salomo machte die ersten Körbe; Jeremias ist Patron der Wundärzte; Jonas war Fischhändler. Der Engel Gabriel endlich verfertigte die ersten Schürzen, und die Königin von Saba gebrauchte zuerst Taschentücher. Sammeln wir die einzelnen Züge des Volkscharakters, die uns der Verfasser gibt, zu einem Bilde, so sehen wir in den Türken ein Volk, das viel zu lernen und viel zu verlernen hat, aber dennoch viele edle Charakterzüge zeigt; nicht so ganz hochmüthige, gedankenlose Tyrannen und kriechende Sklaven, Ungeheuer in Grausamkeit und wahnsinnige Fanatiker in der Religion, wie man sie oft darstellt, sondern ein ernstes und schweigsames Volk, tapfer und oft edelmüthig auf dem Schlachtfelde, und voll häuslicher Tugend am eigenen Herde; nicht so unempfindlich oder unduldsam gegen die Vorzüge europäischer Gesittung, um sich ihrer allmäligen Einführung zu widersetzen, daß sie den Despotismus mildern und endlich vernichten, der Religion Duldung lehren, und die Schranken niederreißen könne, welche fana-

tischer Glaube und engherzige Bigoterie gegen die erleuchtende und humanisirende Civilisation Europas aufgerichtet haben. 6.

Notizen.

Ward Galilei gefoltert?

Es ist noch immer unentschieden, ob Galilei in der von der Inquisition zu Rom gegen ihn geführten Untersuchung wirklich die Folter bestanden. Libri, der dies behauptet, führt folgende Stelle des gegen Galilei erlassenen Urtheils für seine Meinung an: „Sintemalen", heißt es in diesem Urtheil, „es uns geschienen, daß Ihr in Betreff Eurer Absichten nicht die ganze Wahrheit enthüllt habt, haben wir es für nothwendig erachtet, zu einem strengen Verhöre zu schreiten, worin Ihr wie ein guter Katholik Red' und Antwort gegeben." Libri behauptet nun, der Ausdruck „strenges Verhör" begreife bei dem Verfahren der römischen Inquisition stets die Folter in sich, und der Umstand, daß weder Galilei selbst noch Niccolini, der Botschafter des Großherzogs von Toscana, seines Gönners, der seinem Herrn einen Bericht über den gegen den berühmten Gelehrten geführten Proceß erstattete, die leiseste Andeutung in dieser Hinsicht geben, wird dadurch erklärt, daß die Inquisition Denen, über welche sie das Urtheil sprach, das strengste Stillschweigen über das gegen sie eingehaltene Verfahren zur Pflicht machte. Jedenfalls ist dies Verfahren, wie selbst aus dem Briefwechsel Niccolini's hervorgeht, in tiefes Geheimniß gehüllt gewesen und geblieben. Merkwürdigerweise befanden sich die Urkunden, welche die Gerichtsverhandlungen der Inquisition über diesen Fall enthalten, und die Licht über die Sache verbreiten könnten, vor der Wiedereinsetzung der Bourbons in Frankreich, und Napoleon war willens, sie zu veröffentlichen. Während der Restauration gingen sie verloren, oder wurden, was wahrscheinlicher, von guten Freunden der Inquisition, an denen es unter den Anhängern der ältern Bourbonslinie nicht fehlte, bei Seite gebracht. Nach einer Äußerung Venturi's, der seine Nachricht von Delambre hatte, war die Urkunde gegen das Ende verstümmelt, und Venturi meint, daß in diesem verstümmelten Theile die „katholische Rede und Antwort" enthalten sein mochte, welche Galilei im „strengen Verhör" der Inquisition gegeben haben soll.

Kriegszucht auf der spanischen Armada.

Ein spanisches Manuscript, dessen John Barrow in seiner „Lebensbeschreibung des Seehelden Franz Drake" erwähnt, enthält folgende Stelle, welche zeigt, wie die sittliche Macht beschaffen war, welche Philipp II. in seinem Kampfe gegen die auf die unbegrenzte Hingebung ihres Volkes sich stützende Elisabeth von England einzusetzen hatte. Der spanische Geschichtschreiber erzählt: „Der Herzog von Medina-Sidonia, Befehlshaber der unüberwindlichen Armada, rief alle höhern Offiziere zusammen und befahl ihnen, Anordnungen zu treffen, daß jedes Schiff die ihm in der neuen Reihenfolge beim Segeln bestimmte Stelle einnehme; auch gab er ihnen schriftliche Verhaltungsbefehle, kraft deren im Falle ein Schiff diese Anordnung nicht einhielte oder seinen Platz verließe, der Capitain ohne weiteres gehangen werden sollte, zu welchem Zwecke die Oberoffiziere bei ihrer Besichtigung der einzelnen Schiffe den Nachrichter gleich mit sich führten; auch wurden zu besserer Vollstreckung des Befehls drei davon in die Vorhut, drei in die Nachhut vertheilt."

Ein englisches Blatt macht sich darüber lustig, daß ein Pariser in der künstlichen Begeisterung, worein die Vorstellungen Shakspeare'scher Stücke in Paris das kunstliebende Publicum dort versetzt zu haben scheinen, unter Anderm herausgefunden hat, daß Ophelia für Hamlet Dasselbe ist, was Josephine für Napoleon war. „Ohne nach dem Körnchen Wahrheit herumzusuchen", meint der Engländer, „welches dieser Vergleichung zu Grunde liegen mag, wird man zugeben, daß die Nebeneinanderstellung dieser Namen ergötzlich genug ist und die tröstende Betrachtung naheliegt, daß man einer Vergleichung wegen nie in Verlegenheit zu sein braucht." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 70. —— 11. März 1845.

Der neue Pitaval. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring. Erster bis sechster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 69.)

Der folgende Criminalfall zeigt uns den öffentlichen Anklageproceß in seiner ganzen Eigenthümlichkeit; es ist der Proceß des Fualdes. Wer erinnert sich nicht seiner ans Barocke streifenden Schreckensscenen? Wir schreiben unter unsere Todesurtheile: „Von Rechts wegen"; der Türke setzt darunter: „Gott weiß es besser." Dieser Satz paßte, wenn irgendwo, auf das Urtheil, welches Bastide, Jausion und Collard zum Tode schickte. Alle Drei starben mit der Anrufung Gottes als Zeugen ihrer Unschuld. Woher die Geschworenen ihre Überzeugung in diesem dunkelsten aller Criminalprocesse schöpften, ist und bleibt uns unerklärlich; ihr Spruch ist und bleibt ein schlagender Beweis, auf wie schwankenden Pfeilern subjective Überzeugungen beruhen, welche Rolle Voreingenommenheit, Volkswahn, der Eindruck der Lüge im Gewand der Wahrheit dabei spielen. Es ist vollkommen klar, daß ein ganz falsches Vertheidigungssystem die Verurtheilten ins Verderben stürzte. In dieser Schar der Mitangeklagten hielt Jeder den Andern für schuldig, indem er sich selbst unschuldig wußte. Daraus erwuchs dies Gewirr gegenseitiger Anklagen, bei dem man des Thatbestandes fast ganz vergaß. Das Factum der Ermordung des Fualdes in Bancal's Hause stand, nach unserer Art zu sehen, gar nicht fest. Hätten die Angeklagten sich begnügt, anstatt gegenseitiger Beschuldigungen den Beweis der Ermordung des Fualdes zu fodern, so würde die in der Luft schwebende Anklage sich deutlich gezeigt haben. Allein sie selbst glaubten an den allgemeinen Wahn. Bastide erwies sein Alibi — man glaubte seinen Zeugen nicht — aus Voreingenommenheit; Jausion's Unschuld ist später allgemein angenommen worden. Aller menschlichen Vermuthung nach haben wir hier daher zwei Opfer des Anklageprocesses vor uns, die das deutsche Untersuchungsverfahren der Menschengeschichte wahrscheinlich erspart haben würde; denn kein deutscher Gerichtshof konnte Bastide und Jausion zum Tode verurtheilen. Bedarf es noch mehr? Ist sie ein Gewinn für die Menschheit, für das Rechtsgefühl der Nation, diese öffentliche Hinrichtung, bei der uns der Gedanke beben macht, es geschehe ein Justizmord, auch nur möglicherweise? Und wie ist es zu erklären, daß ein Volk von lebhafter Empfindung, wie die Franzosen sind, einen solchen Gedanken überwindet und den Juryproceß für den Gipfel strafrechtlicher Vollkommenheit hält? Dies Räthsel ist leicht zu lösen. Sie weisen auf Calas, auf die deutschen Hexenprocesse hin und folgern daraus, daß auch die andere Processform zum Justizmorde führen könne. Wäre ihnen der heutige deutsche Strafproceß bekannt, sie würden ihres Irrthums inne werden und mit Ernst an eine Besserung ihres Systems denken, das subjective Überzeugung — ohne Controle wie sie entsteht — für Wahrheit nimmt. Diese dunkle Criminalgeschichte ist uns hier mit fester Hand meisterhaft gezeichnet. Besonders kommen wir über die Manson zur Klarheit, die Hauptzeugin; auch sie in dem allgemeinen Wahne befangen, ohne eigentliche Überzeugung, und daher von Widerspruch zu Widerspruch hingerissen. Sie starb, natürlich ohne fernere Aufklärung zu geben; was sollte sie aufklären? Sie hätte sagen müssen, daß sie nichts wisse, und die Opfer ihrer Eitelkeit waren hiermit nicht vom Tode zu erwecken!

Die Verf. haben diesem Processe ein Résumé der Geschichte vom Hause der Frau Web (1753) angehängt. Diese wenigen Seiten liefern eine blutige Satire gegen die Juryjustiz. Neun Personen waren zum Tode verurtheilt, als die Verhandlungen dem Philosophen Ramsay zufällig in die Hand fallen. Empört über den Hergang verfaßt er eine Schrift, in welcher er als ersten Grundsatz aufstellt, das Haupterfoderniß für Geschworene sei, daß sie gesunden Menschenverstand hätten; — die That sei gar nicht geschehen! Man untersucht aufs neue und findet, daß er recht hat. Die That ist gar nicht geschehen! Die Anwendung auf den Proceß des Fualdes ist leicht.

Die Ermordung des Paters Thomas zu Damaskus steht nicht ohne Bedeutung neben dieser Geschichte. Wir sind in der Türkei, und doch hat die Geschichte die größte Ähnlichkeit mit der vorhergehenden. Auch hier glauben Volk und Richter lange Zeit an ein unerwiesenes Märchen, bis der alte Pascha von Ägypten erkennt, daß weder That noch Thäterschaft vorhanden sind. Wieder aber waren leichtblütige Franzosen die Schürer

des Volkswahns. Wir müssen nicht vergessen, daß die Rechtsideen jenseit des Rheins in mehr als einem Punkte nicht zu den unserigen passen!

Unter den übrigen Criminalfällen dieses Theils ist der Proceß der Frau Tiquet der anziehendste; er liegt uns jedoch sittlich etwas fern. Der falsche Martin Guerre (1560) ist zu alt; Die vergifteten Mohrrüben kommen wieder auf eine französische Windbeutelei hinaus.

Im zweiten Theile treffen wir zunächst auf den nur allzu berühmt gewordenen Proceß Fonk und Hamacher, der uns von vorn herein zu zwei Betrachtungen Stoff bietet. Die Verfechter des öffentlichen Anklageprocesses rühmen von dieser Processform unter andern Dingen, daß sie eine viel schnellere Justiz gewähre als die in Deutschland geltende Processform, die sie mit einem etwas bösartigen Misbrauche des Worts so gern den „geheimen Inquisitionsproceß" nennen, um so durch einen dem Ohre misfälligen Wortklang unschuldige Gemüther zu schrecken und zu täuschen. Nun wohlan; der Proceß Fonk und Hamacher währte volle sieben Jahre oder kam eigentlich vielmehr auf dem eingeschlagenen Wege nie zu Ende. So oft man die Freunde des Anklageprocesses auf die gar nicht zu verkennenden Mängel, auf die Befangenheiten, die äußern Einflüsse des Wahnes, die schauspielartigen Entwickelungen, die Misgriffe der Instruction und die Kunstgriffe der Vertheidigung aufmerksam macht, durch welche die subjective Überzeugung der Geschworenen in Frankreich geirrt wird: so oft pflegen sie mit der Antwort bei der Hand zu sein, daß alle diese Dinge allerdings wol in Frankreich bei einem raschblütigen und unnachdenkenden Volke möglich seien, daß sie jedoch vor dem Ernst und der Tiefe des deutschen Volkes undenkbar wären und daß das Correctiv gegen diese Mängel in dem bedächtigern Volkscharakter der Deutschen zu finden sei. Nun denn, wir haben hier vor uns einen in Deutschland und auf deutscher Erde geführten Proceß, einen von deutschen Geschworenen abgeurtheilten Criminalfall, der ganz dieselben Mängel und Irrthümer darbietet, die wir bei dem Proceß des Fualdes hervorzuheben hatten — und noch einige mehr. Denn nicht genug, daß auch hier zwischen Thatbestand und Thäterschaft eine unausgefüllte Kluft vorhanden blieb, nicht genug, daß glaubhaften Zeugen auch hier aus bloßer Voreingenommenheit, die im Volksglauben wurzelte, aller Glauben versagt wurde, fand sich auch noch das Schrecknis mehr, daß wir eine Gerichtsperson jedenfalls höchst bedenkliche Einflüsse ausüben sehen, die mit einer vollkommenen Justizpflege nimmermehr in Einklang zu bringen sind. Die Sache ist längst todt und alle Theilnehmer sind begraben; aber noch erinnern wir uns deutlich des Moments, wo der endliche Ausspruch des Thrones, welcher diesen ganzen Riesenproceß für nichtig erklärte, in Norddeutschland wenigstens jede Brust wie von einer drückenden Last befreite und alle Nachdenkenden unter uns erleichtert aufathmen ließ, mit dem Ausrufe: „Gott sei Dank!" Unsere heutige Jugend hat diesen Moment entweder nicht erlebt, oder, wie es die Art ist, schon wieder vergessen; allein wir appelliren an den Ausspruch aller ältern Zeitgenossen, ob damals, im J. 1823, ein Einziger unter ihnen, in Norddeutschland, dem öffentlichen Anklageproceß das Wort zu reden geneigt gewesen ist! Das Bild desselben, wie es der Fonk'sche Proceß darstellte, war für Jeden, in dem ein lebendiges Gefühl von Dem vorhanden war, was die Justiz sein soll, ein allzu schreckendes! Genug, dieser merkwürdige, lehrreiche und einflußvolle Criminalfall, den ein gerechter König mit einem Machtspruch endete, wird uns hier in seiner ganzen dramatischen Drastik, mit allen seinen Wechselfällen von Selbstanklage und Widerruf von neuem vorgeführt. Er hat zu einer ganzen Literatur Anlaß gegeben. Die Stimmen der preußischen Juristen vereinigten sich so ziemlich dahin, daß Könen's Ermordung zwar erwiesen, daß Motive der That bei Fonk wahrscheinlich, aber nicht dargethan seien, daß der Verdacht der Thäterschaft oder Mitwissenschaft ihn treffe, daß sein Alibi nicht erwiesen und daß eine Freisprechung von der Instanz daher begründet sei. Der König sprach eine Absolutio ab instantia aus und schlug auch die Kosten nieder. Fonk hatte fünf Jahre im Kerker zugebracht, seine Familie war ruinirt; er starb neun Jahre nachher zu Goch. Sein wärmster Vertheidiger, der sächsische Hof- und Justizrath Dr. Bischoff, schrieb ein Werk, das er „dem durch harte Leiden erprobten Kreuzträger, dem tückisch verlästerten, rechtschaffenen Kaufmann, Fonk, in Liebe und Hochachtung" widmete. Auch Hamacher, Hr. v. Sand und fast alle Zeugen in diesem unenthüllten Geheimniß sind todt und ein Strahl des Lichts in diesem Dunkel nun wol nicht mehr zu erwarten. Man kann gestehen, daß ein solcher Strahl aufs äußerste zu wünschen wäre; er würde der menschlichen Gerechtigkeit ein Leitfaden — ein Leitfaden beim Auffinden der besten und reinsten Form für den Criminalproceß sein, nach der wir noch lange suchen werden. Daß der Anklageproceß diese beste Form nicht darstelle, wird dem besonnenen Leser dieses Criminalfalles ohne weitere Hülfe klar werden.

Auf diesen folgt der Proceß der Marquise Brinvilliers (1676), eine sehr bekannte Geschichte, ganz geeignet aber darzuthun, wie viel auch bei der andern Processform von günstigen oder ungünstigen Zufällen abhängig ist. Wir müssen hier einem Irrthum begegnen. In mehren Anzeigen, die uns über den „Neuen Pitaval" zu Gesicht gekommen sind, will hervorgehoben werden, als gehörten die Verf. zu den Fahnenträgern für den öffentlichen Anklageproceß. Diese Ansicht scheint uns aller Begründung zu entbehren, wir finden die Verf. vielmehr auf ganz parteilosem Standpunkte, auf dem der Wissenschaft, die das Für und das Wider wägt und würdigt. Ihr Bemühen ist nicht darauf gerichtet, eine Ansicht geltend zu machen und die andere mit Stillschweigen zu bedecken; es geht vielmehr offenkundig dahin, zu zeigen, wie hier und dort gefehlt, intra et extra gesündigt wird. In diesem Nachweise

sind sie sogar eindringlicher, wenn es sich darum handelt, den Täuschungen zu steuern, welche die oberflächliche Kenntniß des Anklageprocesses jetzt in Deutschland hervorruft, und es ist reine Willkür des Parteigeistes, ihnen irgend eine Hinneigung für diese Processform beizumessen. Mit solcher Vorsicht müssen heutzutage Recensionen, selbst in ernsten Blättern, gelesen werden. Über die Frage entscheiden die Verf. nichts; allein sie liefern das reichste und dankenswertheste Material für uns, um bei uns selbst zu einer Entscheidung über die Frage zu gelangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Iwan, ein Roman von Henriette von Bissing. Zwei Theile. Hanover, Hahn. 1844. Gr. 12. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Oft spannend und fesselnd, oft aber auch ermüdend, bewegt sich der vorliegende Roman bald in polnischen, bald in deutschen Zuständen, und entnimmt die verschiedenen Charaktere scharfzeichnend den verschiedenen Verhältnissen, immer mit der Tendenz, die Humanität zu fördern, das Gute hervorzuheben und das Böse zu tadeln. Bei dieser Tendenz werden leicht Licht und Schatten zu grell aufgetragen; das ist auch hier bisweilen der Fall. Zu tadeln ist auch die Erzählungsweise, die oft wieder zurückversetzt, wenn man einen Sprung in der Geschichte vorwärts gethan hat; da man den Ausgang schon weiß, verliert der Nachtrag an Interesse. Lebensbilder über polnischen und deutschen Druck der Verhältnisse, Scenen der Tugend und der Gesunkenheit werden an den Faden der Erzählung gereiht; oft merkt man Absicht, doch da die Absicht gut ist, läßt sich nichts dagegen sagen. Der Stil ist fließend, und der Roman gut angelegt, mit besonderer Liebe für die Frauencharaktere, welche in ihren verschiedenen Individualitäten gut durchgeführt sind, und selbst in ihren Fehlern nicht ihre Würde verlieren.

2. Skizzen aus der vornehmen Welt. Von der Verfasserin von „Schloß Goczyn". Dritter und vierter Band. Hugo. Novelle. Zwei Theile. Breslau, Kern. 1845. 8. 2 Thlr.

Ein Schatzkästlein voll poetischer Gedanken ist diese Novelle, eine Bildergalerie mit trefflich gemalten Frauencharakteren, ein kunstvolles Gewebe von Gefühlen und Lebensanschauungen. Wie ein Wetterleuchten den dunkeln Nachthimmel zuweilen gleich einem Vorhang auseinander reißt und das Allerheiligste zu enthüllen scheint, so verfährt die Verf. mit den socialen Zuständen, mit der innern Gefühlswelt, und mit allen Erscheinungen an und in gebildeten Menschen. Nachdem man durch mancherlei Gefühlswirren hindurchgeführt worden, schließt das Buch mit drei Brautpaaren, deren jedes als Typus von gewissen Brautpaaren gelten kann. Das junge, unbedachte, und ohne Bewußtsein in die Ehe springende, das seit lange durch äußere Verhältnisse im Brautstand erhaltene, sich mit der ganzen Glut der durch Sehnsucht gesteigerten Leidenschaft zugethane, und dann — ja das Dritte läßt sich nicht charakterisiren, solche gibt es Gottlob wenige, und gerade das dritte besteht aus den beiden Helden der Novelle. Hugo ist ein Schwärmer, der lange nach einem Ideal sucht, das er lieben könne, und endlich eine Leidenschaft für ein Mädchen empfindet, welches im Anfang seine größte Antipathie erregt, und ihm bis zuletzt nur die größte Gleichgültigkeit bewiesen hat. In der That scheint dieselbe aus lauter Bizarrerien zusammengesetzt, eine leidenschaftliche Tänzerin und Reiterin, viel umgeben von Offizieren, mit denen sie raucht, in Stunden der Einsamkeit mit Hunden plaudernd, oft liebenswürdig, eigensinnig, mit äußerst selbstständigen emancipirten Ansichten über Liebe und Ehe, die sie sehr bestimmt ausspricht, aber wahr und edel von Gesinnung. Neben der frommen, tugendhaften, kaltherzigen, stets eine Rolle spielenden Gräfin Hohenthal, welche im Anfang das Ideal unsers Helden zu sein schien, steht sie als eine leuchtende Erscheinung, welche hassen und verachten kann, weil sie zu lieben versteht. Man findet noch andere Frauen geschildert als die schon genannten, und läßt mit dem heirathslustigen Mann eine ganze Musterkarte von Mädchen die Revue passiren, blonde und brunette, sanfte und wilde, prosaische und schwärmerische; diejenigen, welchen die Verf. einen Anstrich der Frömmigkeit gibt, kommen indeß am wenigsten gut bei ihren Schilderungen weg, und wer zu viel vom Himmel sprechend eingeführt wird, dem läßt die Verf. gern die Heuchelei hervorschimmern, auf diese Weise einen Flecken des Jahrhunderts geißelnd. Die einzeln eingestreuten Gedichte sind voll Poesie und Innigkeit, sie sind in den Novellen eingestreut wie Blumen auf dem Geburtstagtisch unter Geschenken von Werth und Nutzen; die Urtheile über Literatur, über Dichter und Dichtung, sind gediegen und originell. Die Verf. hat viel gelesen, und mit jenem Geist, welcher das Gelesene chemisch zu zersetzen versteht, ohne dem Ganzen seinen Glanz zu rauben.

3. Literarischer Nachlaß von Agnes Franz. Herausgegeben von Julie von Großmann. Erster und zweiter Band. Berlin, von Puttkammer. 1845. 8. 2 Thlr. 2½ Ngr.

Wer kennt nicht die liebliche Schriftstellerin, die Alt und Jung während so vieler Jahre erfreut hat; sie soll noch nach ihrem Tode erfreuen, und dankbar sind wir dafür der liebenswürdigen Herausgeberin, die ihren Nachlaß sammelte und uns brachte. Der erste Band enthält Gedichte, von jener weichen, lieblichen, echt weiblichen Poesie eingehaucht, welche sich in der Gefühls- und Glaubenswelt bewegt, an keinen Schranken rüttelt, und die Erdenverhältnisse nur erwähnt, um ihnen eine himmlische Deutung zu geben. Das Gedicht der Einleitung von der Herausgeberin spricht wahr und schön das Urtheil über die ganze Sammlung aus:

Agnes Franz.

Was schön und rein ein Dichterherz empfunden,
Was seinem Seherauge sich erschlossen,
Im Ätherraum der Phantasie erfunden,
Im Himmelstraume selig still genossen;

Wie es in dunklen nachtumwölkten Stunden
Die Thränen, die dem eig'nen Leid geflossen,
Verklärt in Balsam, mild für fremde Wunden
Des Herzens reiche Liebe sich ergossen:

Harmonisch künden es die Melodieen
Der Dichterin, die so im höchsten Sinne
Zur Musenpriesterin war ausersehen.

So wird ihr Kranz im Geist der Weihe blühen;
Wie auch die Zeit mit seiner Form entrinne,
Sein Wesen stets in Segen übergehen.

Die Sammlung zerfällt in zwei Abtheilungen, in religiöse und vermischte Gedichte; unter letztern sind mehre Gelegenheitsgedichte, z. B. „An den König", „Zum Einzug Ihrer Majestät in Breslau" u. s. w., Alles sinnig und voll edler Haltung. Der zweite Band enthält vier Novellen, alle in jener leidenschaftslosen ruhigen Anschauungsweise, die man von der Schriftstellerin gewohnt war. Die Begebenheiten sind in ihrer Reihenfolge ohne Sprünge erzählt, die Charaktere scharf gezeichnet, ohne je in Caricatur überzugehen. Der Faden der Erzählung schlängelt sich durch das gewöhnliche Leben; der Leser hat weder angenehme noch unangenehme Überraschungen, sondern fühlt sich gleichmäßig unterhalten, während manche Lebenswahrheiten ihm erschlossen werden.

4. Keine Geheimnisse. Ein Roman von J. Hylarius. Bautzen, Schlüssel. 1844. 8. 27½ Ngr.

O wären doch diese Nicht-Geheimnisse für uns Geheimnisse geblieben; um Gotteswillen, welche Freude, welchen Ge-

nuß sollen diese skizzenhaften Mittheilungen dem Leser gewähren? Was soll die Vorrede und Einleitung mit ihren Wortspielen und Witzworten sagen? Mit welcher Oberflächlichkeit werden europäische Angelegenheiten beurtheilt! O, wie begreift Ref., daß König Ludwig den naseweisen, absprechenden Journalisten — das war Dr. Hylarius seinem eigenen Geständnisse nach — des Landes verwiesen hat; wie wenig fördern solche Federn die deutsche Literatur, wie wenig führen sie zu Aufklärung und zum Guten! Dr. Hylarius ist auch einer von Denen, die dem Dr. Dingelstedt den Hofrathstitel nicht verzeihen können. Er ärgert sich ferner darüber, daß die deutsche Einheit Goethe's Haus in Weimar angekauft hat; er kann sich beruhigen, das ist nicht geschehen. Das erste Nicht-Geheimniß ist die gezwungene Ehe eines armen Fräuleins mit einem alten Wüstling. Das Ereigniß ist so skizzenhaft und zugleich hochtrabend und pathetisch erzählt, daß das tragische Ereigniß, welches, in der Schilderung des wahren Lebens einfach erzählt, ergreifend hätte sein können, ohne Effect auf den Leser bleibt. Besser paßt jene Erzählungsweise zu dem folgenden Nicht-Geheimniß von den beiden Brüdern, welche 1813 die Kriegskasse gestohlen und dabei einige betrunkene Soldaten ermordet haben, während neun andere füsilirt wurden; viel Geheimnißvolles bleibt indeß in dieser Erzählung noch unenthüllt, worauf der Leser eines Nicht-Geheimnisses Ansprüche zu machen hätte. So z. B., was in einem gewissen Packetchen enthalten war, welches der Sohn eines der gemordeten Soldaten dem Mörder brachte. Sodann, wie es nach dem Tode des Mörders mit dem Schatz und den mit Gold angefüllten Tonnen im Keller geworden ist. Was aber die folgenden Nicht-Geheimnisse vor dem Publicum sollen, warum man lesen muß, daß Herr Hylarius mit seinem Buchhändler abgerechnet, sich verrechnet, daß er in Leipzig nicht immer in der besten Gesellschaft sich herumtrieb, daß ein junger verliebter Mecklenburger von einer Berlinisch sprechenden Schauspielermutter um 20 Louisdor betrogen ward, und daß der Buchhändler Bohne wahrscheinlich auf ähnliche Weise von einer andern Seite angefochten wird, was? — frage ich noch einmal — soll das unnütze Geschwätz, jene Detailmalerei in Worten vor einem großen Publicum? Bezweckt der Verf. vielleicht durch die Erzählung vom Droschkenkutscher Nr. 7, welcher ihm 9½ Sgr. unredlich abgenommen hat, indem er die Fahrt verlängerte, andere Reisende vor Nr. 7 zu warnen? Man gäbe ja gern 9 Silbergroschen darum, wenn man die Warnung nicht gelesen hätte. Gegen das obenerwähnte seichte Geplauder müssen wir nun eine Criminalgeschichte herausheben, welche der Verf. erzählt. Sie spielt in England, ist interessant an und für sich, und mit großer Gewandtheit und Sachkenntniß mitgetheilt. Das Skizzenartige, welches des Autors Haupttalent ist, findet sich hier mit Glück angewendet; Witze und Wortspiele sowie aller geschmacklose Ausputz sind vermieden; die criminalistische Weitläufigkeit ist gehörig gekürzt, und das Ganze interessant, ergreifend und wahr vorgetragen, sodaß Ref. beinahe darüber das Ärgerniß der frühern Aufsätze vergessen hätte, wenn es nicht seine Pflicht wäre, sowol Tadel als Lob zu spenden. Dr. Hylarius soll um Gotteswillen Criminalgeschichten schreiben — aber nichts Anderes.

46.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Irrenwesen.

Nachdem man die Emancipation der Juden, die Emancipation der Frauen, die Emancipation der Sklaven in Anregung gebracht hat, kommt nun die Reihe an die Verrückten. Auch sie sollen emancipirt und in ihre unveräußerlichen Rechte, die man ihnen so lange vorenthalten hat, wieder eingesetzt werden. Der Ruhm, diese wichtige Frage zuerst auf das Tapet gebracht zu haben, gebührt dem ungenannten Verfasser eines Werkes, welches vor kurzem zu Genf die Presse verlassen hat. Es führt den Titel: „Mémoires d'un homme enfermé comme aliéné" (2 Bde.). In dieser seltsamen Schrift werden vorzüglich zwei Punkte behandelt. Der eine ist die eben angedeutete Emancipationsfrage der Wahnsinnigen; der andere aber ist mehr persönlicher Natur und hat eigentlich auf den Verf. allein Bezug. Derselbe sucht nämlich darzuthun, daß man ihn ohne allen Grund und ohne jede Befugniß unter dem Vorwande, daß er nicht im Besitz seiner Vernunft sei, in ein Irrenhaus schändlicherweise eingesperrt habe. Inwieweit ihm vom psychiatrischen Standpunkte aus eine eigentliche Zurechnungsfähigkeit beigelegt werden muß, wagen wir auf Grund seiner einseitigen Darstellung hier nicht zu entscheiden; indessen können wir allerdings nicht leugnen, daß wir, wenn wir die Art und Weise, wie er sein erstes Thema behandelt, betrachten, kaum glauben können, daß er im ungestörten Gebrauche seines Verstandes ist oder wenigstens immer gewesen ist. Diese Zweifel an seiner vollkommenen geistigen Freiheit werden in uns nicht etwa blos durch die vielen Widersprüche, in die er verfällt, und durch die seltsamen Gedankensprünge, die sich in seiner Schrift zeigen, angeregt, sondern der Grundgedanke, auf den er sich in seiner Darstellung stützt, scheint uns eine etwas krankhafte Natur zu verrathen. Der Verf. will nämlich nicht etwa an die Humanität appelliren und für die unglücklichen Geisteskranken eine menschlichere Behandlung in Anspruch nehmen, sondern er nennt es geradezu einen Frevel an der Menschheit, wenn man Wahnsinnige dadurch unschädlich zu machen sucht, daß man sie in einen sichern Gewahrsam bringt. Sie sollen frei umherwandeln, indem es Niemandem zukommt, sie in ihren Rechten zu beschränken. Wenn wir der Schilderung des Verf. Glauben schenken dürfen, so sind Diejenigen, welche wir mit dem Namen Wahnsinnige und Verrückte bezeichnen, die unschuldigsten Personen von der Welt. Ihr einziges Vergehen ist, daß sie nicht in allen Punkten mit den Ansichten und mit der Handlungsweise der großen Menge übereinstimmen. Und für dieses vermeintliche Vergehen bestraft man sie härter, als hätten sie schwere Verbrechen begangen. Wahrscheinlich wird diese Schrift, in der sich Wahrheit mit Irrthum, Unsinn mit geistreichen Bemerkungen wirr umhertreibt, unbemerkt vorübergehen, sie müßte denn vielleicht gerade jetzt, da das Gefängnißwesen und was damit in Verbindung steht, ein Lieblingsthema ist, einige Beachtung finden. Jedenfalls haben wir diese „Mémoires", welche mannichfachen Stoff zu psychologischen Betrachtungen liefern, nicht ganz unberücksichtigt lassen wollen.

Agricultur.

Die Commission, welche niedergesetzt war, um die Arbeiten zur Austrocknung der Sümpfe an der Seugne im Departement der Charente zu leiten, hatte zuvörderst genaue Auskunft über die frühern Versuche dieser Art, über die Natur dieser Sümpfe und über die Möglichkeit des ganzen Unternehmens verlangt. Dumorisson, der Syndic-directeur, hat sich der verdienstlichen Arbeit unterzogen, alle diese einzelnen Punkte der Reihe nach zu erörtern, um der genannten Commission eine Grundlage zu geben, auf der sie weiter fortbauen könnte. Sein Bericht, der vor einiger Zeit zu Larochelle im Druck erschienen ist, trägt ganz das Gepräge einer fleißigen und gewissenhaften Arbeit. Er zerfällt in drei Theile. Der erste derselben enthält einen historischen Überblick aller Arbeiten, welche man seit dem Jahre 1625 bis auf unsere Tage zur Austrocknung der gedachten Sümpfe unternommen hat. Der zweite Theil ist einer sorgfältigen Beschreibung der ganzen Localität gewidmet, und im dritten Theile endlich untersucht der Verf. die wichtige Frage, ob eine beabsichtigte Austrocknung überhaupt möglich sei. Nachdem er dieselbe bejahend beantwortet hat, schließt er mit einer kurzen Auseinandersetzung der Mittel, welche ihm zur Erreichung dieses Zweckes besonders geeignet scheinen.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 71. —— 12. März 1845.

Der neue Pitaval. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring. Erster bis sechster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 70.)

Es folgt der Proceß der Ursinus (1803). Hier wird einer der Fälle geboten, wo der Vorwurf gegen den Untersuchungsproceß, daß er dem psychologischen Beweise zu wenig Raum gestatte, gerechtfertigt erscheint. Nichtsdestoweniger wurde die Verbrecherin von der Strafe erreicht, und der Justiz geschah ein Genüge. Der Fall ist dem der Lafarge nahe verwandt, und es gewährt einige Befriedigung, zu sehen, daß auch der endliche Erfolg des Verfahrens ungefähr dasselbe Resultat ergab. Die Ursinus starb als eine Heilige nach dreiunddreißigjähriger Haft; ein Bekenntniß, ein Zeichen der Reue erfolgte nicht. Hat sie unschuldig gelitten? Wir glauben es nicht. Die gerichtliche Arzneiwissenschaft hat seit dem Fall der Ursinus unermeßliche Fortschritte gemacht; das weibliche Ungeheuer, Anna Margaretha Zwanziger, und die noch seelenlosere Gesche Margaretha Gottfried erlagen den Beweisen, welche die Wissenschaft nun darbot. Von dieser und von dem geschickt geleiteten Instructionsverfahren gedrängt, wurde bei beiden Verbrecherinnen ein volles Bekenntniß erlangt, der Anklageproceß erlangte dies letzte und höchste Ziel des Criminalprocesses bei der Lafarge nicht; wir aber zweifeln nicht einen Augenblick, daß ein deutscher Inquirent auch diese Verbrecherin zum Bekenntniß gebracht und der Idee der menschlichen Justiz so eine vollere Befriedigung gewährt haben würde, als die öffentliche Anklage, die den standhaft leugnenden Sünder begünstigt, dies vermocht hat.

Die übrigen Criminalfälle dieses Theiles, der Proceß der Hexenmörderinnen bei Stargardt, die beiden Nürnbergerinnen und die Marquise de Gange, sind zu rhapsodisch erzählt, um lehrreich zu sein. Der Fall des Wirthschaftsschreibers Tarnow kommt schon bei Klein vor.

Der dritte Theil liefert außerdeutsche Criminalfälle, bei denen wir nun einen Augenblick verweilen können, um einen Blick auf das freilich nach unsern Begriffen ganz unzulängliche englische Criminalverfahren zu werfen. Der berühmte Proceß des Eugen Aram wird hierzu weiterhin Gelegenheit geben. In diesem Theile zieht der Proceß Struensee durch das politische und romantische Interesse, das er enthält, vorzüglich an. Parteiung und Intrigue haben niemals einen größern und kunstvollern Sieg errungen als hier. Als bekannt ist vorauszusetzen, wodurch Struensee und die Königin Karoline Mathilde dem Hofadel verhaßt geworden; sie hatten das Volk zum Bewußtsein seiner Rechte und des Drucks, der auf diesem lastete, erweckt. Sie mußten vernichtet, die Verminderung der aristokratischen Willkürmacht mußte an ihnen gerächt werden. Man brachte den schwachsinnigen König dahin, an ein unerlaubtes Verhältniß des Ministers mit seiner Gemahlin zu glauben, und vor den Augen von ganz Europa wagte es der dänische Hofadel, die Maschinerie eines monströsen Processes spielen zu lassen, dessen Resultat die physische und die moralische Vernichtung seiner Gegner sein sollte. Ein unerhörtes Bubenstück gelang vor den Augen von ganz Europa, das ungetäuscht demselben ruhig zusah. Eine verruchte List entriß der Königin Mathilde ein falsches Geständniß. Die Commission der Verschworenen, der Freiherr Schack an ihrer Spitze, trug der geängstigten Fürstin in ihrem Gefängniß zu Kronenburg vor, Struensee habe Alles gestanden. Natürlich behauptete die Königin ihre Unschuld und glaubte nicht an das Geständniß Struensee's. In diesem Falle, eröffneten ihr heuchlerisch die Commissarien, liege ein anderes todeswürdiges Verbrechen des Ministers vor, nämlich eine freche Verleumdung der geheiligten Majestät. Die Königin erschrak, man machte ihr Hoffnung, der König könne die Schuld, welche Struensee gestanden, verzeihen, aber die einer Verleumdung der Königin sei unverzeihlich. Durch diesen furchtbaren Kunstgriff erlangte man die Unterschrift der geängstigten Fürstin. Das empörende Urtheil gegen Struensee, in dem kein Verbrechen namhaft gemacht ist, und das nur enthält, er habe „Ehre, Leib und Gut verbrochen" und solle, ihm zur wohlverdienten Strafe, Andern zum Beispiel enthauptet u. s. w. werden, erfolgte am 25. April 1772 und ward vollstreckt. Empörender noch war das gleichlautende Urtheil gegen Graf Brandt, Struensee's Freund, gegen den nicht einmal der Schein eines schuldbaren Verbrechens vorlag. Er sollte den geistesschwachen König — bei einer Spielerei — an den Hals gefaßt und in den Finger ge-

bissen haben! Man darf annehmen, daß Struensee eine unzeitige und rücksichtslose Freidenkerei, Brandt einen sittenlosen Wandel mit dem schmerzhaftesten Tode büßten. Allein dieser seltsame Act menschlicher Justiz steht in seiner zurückschreckenden Gestalt in manchem Betracht noch immer als einzig da. Der König unterschrieb bekanntlich das Todesurtheil der Verurtheilten, indem er nach „Struensee oder Brandt" verlangte, um es ihm vorzulesen! Wir haben es erleben müssen, daß so abnorme Proceduren wie die gegen Struensee und Brandt dem deutschen Proceßverfahren überhaupt zur Schuld angerechnet worden sind. Die Ungerechtigkeit einer solchen Zurechnung liegt jedoch auf der Hand, und wir haben die Ankläger dieser Art blos auf die Vorgänge bei den französischen Revolutionstribunalen zu verweisen, um sie darüber zur Einsicht zu bringen, daß vor politischen Leidenschaften in keiner Proceßform Schutz gefunden wird. Struensee, Cinqmars und Byng fielen auf gleiche Weise der politischen Willkür, die sich in den Mantel des Gesetzes hüllt, unter den verschiedenartigsten Proceßformen zum Opfer. Alle hinterließen nur den einen Trost, daß die Gerechtigkeit der Geschichte um so leuchtender für sie aufgeht und daß der gerettete Ruf, die Freisprechung vor dem großen Gerichte der Nationen für den verurtheilten Leib eintreten muß, wie die Verf. sagen.

Der erschütternde Justizmord, welchen die neue Form des Criminalprocesses an dem Bürger Lesurques verübte, folgt hierauf. Hier lag der Fehler nicht in Verblendung und Irrthum einzelner Richter, sondern vielmehr, wie es in der Vorrede zum dritten Theile heißt, in dem kolossalen Irrthum einer neuen Gesetzgebung, die sich auf so eiserne Formen stützte, daß der Geist keine Macht über dieselben üben konnte. Durch eine ähnliche Gewalt des Buchstabens über den Geist des Rechts nahm auch der Proceß des Schwarzmüller eine tragische Wendung, wie sie vielleicht auch in der Hand gelehrter Richter nicht ausgeblieben wäre. Der Proceß des Marquis d'Anglade gehört dem ältern Pitaval an; Nickel List gibt ein lebhaftes Bild der deutschen Gaunerwelt am Schluß des 17. Jahrhunderts. Der Mord Lord William Russell's führt uns den englischen Criminalproceß näher, der mit seiner Geneigtheit, entfernten Indicien volle Beweiskraft zuzuschreiben und der Rhetorik der Anklage das Übrige zu überlassen, besonders in dem Proceß des Eugen Aram kenntlich wird. Mit dem Seeräuberproceß B. Roberts und seiner Flibustier schließt der dritte Theil in einem der Romantik zusagenden Stoffe.

Im vierten Theile betreffen die Criminalfälle des Pfarrers Riembauer, des Magisters Tinius und des gräßlichen Mädchenschlächters Bichel Verbrechen, die mit eigenthümlichen Naturverirrungen, und einer Art von Kitzel an der Scheußlichkeit der That in engem Zusammenhange stehen. Diese Fälle streifen hart an der Manie und drängen die Frage auf, wie weit bei solchen Verbrechen noch von einem freien Entschluß, also von einer vollen Zurechnungsfähigkeit, die Rede sein könne, und wir empfangen in ihrer Darstellung viel treffliches Material zur Lösung dieses schwer zu lösenden criminalistischen Vorwurfs. Im Falle des Tinius, Verbrechers aus Bibliomanie, liegt eine oft benutzte Anklage gegen den Untersuchungsproceß, dem hier nicht ohne Grund der Vorwurf gemacht wird, daß er eine nach Motiven und Thatbestand ganz klare That in Zweifel gestellt sein läßt, weil auf den psychologischen Beweis gar keine Rücksicht genommen wurde. Der Vorwurf ist begründet; inzwischen blieb der Verbrecher doch nicht ohne Strafe. Im Fall des Eugen Aram fand das Gegentheil seinen Platz. Eine Anklage ohne allen Beweis der Thäterschaft, fast ohne alles Motiv, das erst die Poesie in die Handlung zu bringen versucht hat, ohne jeden materiellen Beweis, führte, weil der Angeklagte sich schlecht vertheidigte, zu einem gräßlichen Ende. Hätte der Angeklagte, anstatt auf seine schulmeisterliche Rhetorik bei der Selbstvertheidigung und auf seine gelehrten Citate sich zu verlassen, die Geschworenen einfach gefragt, welche Beweise man gegen ihn habe, so würde das Gericht haben verstummen müssen. Er ward verurtheilt und gestand nach dem Urtheil, das Urtheil sei gerecht. Sollen wir hieraus einen Schluß auf die Trefflichkeit des Verfahrens ziehen? Wir unsererseits müssen hiergegen protestiren.

Einige andere Fälle des vierten Theiles gehören der Gattung der Criminalnovellen an, wo die aufs höchste gespannte Erwartung plötzlich durch irgend einen Umstand in Nichts aufgelöst wird; solche Fälle sind die Helene Gillet und Jonathan Bradford. Der Mord des Schultheißen Keller bleibt auch nach dieser Darstellung in einem zweifelhaften Lichte bestehen; ein offenkundiger Justizmord ward an Jean Calas verübt. Die Verf. sagen hierüber ein gewichtiges Wort:

Unter jeder Gerichtsform sind ungeheure Sünden begangen, und eine schwere Blutschuld lastet auf der Criminaljustiz aller Zeiten, ob die Richter der Könige oder die Völker in ihren Vertretern auf den Stühlen saßen, ob sie geheim oder öffentlich hörten, fragten und richteten. Und diese Sünden, diese Schuld wird nicht vermieden werden, so lange der Wahn eine Form über den Geist setzt und für vollkommen hält, was Menschenhände gemacht haben.

Wir finden gar kein Bedenken, dieses Wort mit zu unterschreiben, behalten uns aber den Gedanken vor, daß diejenige Form, welche das Bekenntniß zum Hauptzielpunkte der Untersuchung nimmt, unter allen möglichen Gerichtsformen stets die relativ größte Sicherheit gegen Wahn und Irrthum darbieten werde.

(Der Beschluß folgt.)

Claudine von Tencin.

Nach zahlreichen Streifereien durch die malerischen und historisch interessanten Gegenden der Dauphiné hatte ich mich auf einige Zeit in der ehemaligen Hauptstadt dieses Landes, in Grenoble, niedergelassen, theils um daselbst in den Schätzen einer bedeutenden öffentlichen Bibliothek meine neuesten Reiseerinnerungen aufzufrischen und zu vervollständigen, theils um die herrlichen Umgebungen der Stadt in kleinern Ausflügen kennen zu lernen.

Am häufigsten richtete ich in diesen köstlichen, mir unver-

gesslichen Tagen geschäftiger Muße meine Spaziergänge nach dem Kloster Montfleuri, in welchem die Congregation der Damen von St.-Pierre einer Erziehungsanstalt junger Mädchen von Stande vorsteht. Kaum eine halbe Stunde Wegs von Grenoble entfernt, liegt auf einem bedeutenden Hügel, welcher aus dem die Isère auf ihrem rechten Ufer begleitenden Höhenzuge in das Flußthal hereintritt, das stattliche, der Gegend zur großen Zierde dienende Kloster.

Unbeschreiblich schön und erhaben ist die Aussicht, deren man von Montfleuri aus genießt. Die Isère abwärts sieht man die alte Hauptstadt der Dauphiné, eine von hohen Wällen zusammengedrängte und von dem mächtigen Fort „die Bastille", einer Art von Ehrenbreitstein, beherrschte Häusermasse; jenseit der Stadt durchirrt das Auge entzückt die Ebene des Thalbeckens von Grenoble, welches mit dem lieblichsten Wechsel von Erscheinungen, mit Wald, mit Feldbau, mit Wiesen, Dörfern und Schlössern geschmückt und von hohen, hier und da imposante Felsmassen zeigenden Bergen eingeschlossen ist. Unter sich sieht man von Grenoble aufwärts nach Osten das jede Beschreibung weit hinter sich zurücklassende und von dem in tausend Krümmungen gezeichneten Lauf der stürmischen Isère bis tief nach Savoyen hinein durchströmte Thal von Gresivaudan, das Ludwig XII. mit Recht den schönsten Garten seines Reichs nannte. Nach dieser Seite hin schließt die zackige Kette der savoyer und dauphiner Alpen, deren höchste Gipfel ein nie sich lüftender Mantel von Schnee und Eis einhüllt, ein Gemälde, das seines Gleichen haben, aber schwerlich übertroffen werden kann.

Das heutige Kloster war ursprünglich ein Jagd- und Lustschloß des letzten Dauphins des Landes von Vienne (Viennois), Humbert's II., welcher (so erzählt uns als Historiegraph von Montfleuri ein anonym gebliebener Geistlicher des Ordens der **Frères prêcheurs**) „**pour le salut de son âme et de celle de ses prédécesseurs, en remission de ses péchés et remords de conscience. causés par iceux**" eines Tags eine gewisse Anzahl von geistlichen und weltlichen Herren nach dem besagten Schlosse hinbeschied und, indem er die drei Hauptschlüssel desselben auf den Altar der Kapelle niederlegte und ein inbrünstiges Gebet verrichtete, die Schenkung dieses seines Besitzthums zu Nutz und Frommen des Ordens der Dominicaner vollzog.

Nachdem nun das Kloster zwei großen Feuersbrünsten und zwar der letzten derselben im J. 1625 unterlegen, aber stets wieder ein Phönix aus seiner Asche erstanden war, auch in den Stürmen der Revolution mehrmals die Besitzer gewechselt hatte, ist ihm schließlich die weiter oben erwähnte Bestimmung als Erziehungsanstalt gegeben worden.

So viel nur wußte ich von Montfleuri, als meine Promenaden mich bereits häufig um seine hohen Ringmauern herumgeführt, von wo aus man so entzückender Blicke auf die Umgegend genießt. Bald aber sollte ich mit neuem Interesse dieses Gebäude betrachten, als ich durch einige mir in der Bibliothek von Grenoble zu Gesicht gekommene Schriften erfuhr, daß in jener Abtei Claudine v. Tencin ihre, eher einem Roman als dem positiven Walten der Wirklichkeit gleichende Laufbahn begonnen hutte.

Die französische Revolution hat an der Stelle des von ihr umgestürzten alten Gebäudes der Gesellschaft in Frankreich mit neuen Materialien einen neuen Bau errichtet; ist es ein Wunder, daß unter diesem letztern einzelne Theile der Ruinen der Vergangenheit den Blicken der jüngern Generationen entzogen worden sind? Auch Claudine v. Tencin, die einst, ein glänzendes Gestirn, die Blicke aller ihrer Zeitgenossen fesselte, ist unter den Horizont der Neuzeit herabgesunken und von manchen meiner Leser und schönen Leserinnen wol kaum dem Namen nach gekannt. So sei es mir denn vergönnt, am Orte, wo die Wiege der einst berühmten Frau gestanden, für diese, freilich nur nach Art der Kämpen des 19. Jahrhunderts, eine Lanze zu brechen und die Dame meiner Wahl so viel wie möglich an der beleidigenden Vergessenheit zu rächen, die gleich einer Nebelhülle eine einst durch Geist und Liebreiz ihr Jahrhundert beherrschende Erscheinung umfangen hält.

Claudine v. Tencin ward im J. 16[illegible]1 zu Grenoble geboren, wo ihr Vater Präsident des Parlaments war. Vielleicht eben, weil diese übrigens angesehene „**famille de robe**" erst vier Generationen ihres Adels zählte, suchte das Oberhaupt derselben einen solchen Mangel durch die strenge Beobachtung des damals in den Geschlechtern des alten Adels befolgten Brauches zu verdecken, d. h. es ward der älteste Bruder Claudinens bestimmt, seinem Vater in dessen Ämtern und Würden zu folgen, die älteste Tochter des Präsidenten v. Tencin mit dem Grafen v. Grolée vermählt, während Claudine selbst und ihr jüngerer Bruder mit dem geistlichen Gewande bekleidet wurden.

Aber der Schleier der jungen Nonne, die nur der väterliche Zwang ins Kloster geworfen, war nicht dicht genug, um ihr den Anblick der Welt, des Zieles aller ihrer Wünsche und Neigungen, zu entziehen, der Welt, welche selbst unter den Fenstern von Montfleuri in so unbeschreiblichem, die Phantasie erregendem Zauber sich hinbreitete.

In diesem Stifte nämlich, wo die zur Clausur verurtheilten jüngern Töchter des Adels der Dauphiné vorzugsweise eingeschlossen wurden, sollte auch Claudine ihr Leben beschließen. Zum Troste aber des mitleidigen Lesers, welcher ganz bereit ist, mit mir das Schicksal der gemißhandelten Schönheit und Liebenswürdigkeit zu beklagen, halte ich es für Pflicht, hier ein Wort über den damaligen Zustand von Montfleuri einfließen zu lassen.

Der Name des Klosters war in der That nicht übel gewählt; die Blüten des Landes aber, welche hier unter Schloß und Riegel gehalten wurden, verstreuten ihren Wohlgeruch meistens nicht ganz vergebens. Die reizenden Chanoinessen von Montfleuri wußten die Regel des Ordens mit der Gewandtheit vollkommener Theologen zu ihren Gunsten auszulegen und sich das Leben erträglich angenehm zu machen; in Folge dieses löblichen Bestrebens war das Kloster das Rendezvous der ersten Gesellschaft von Grenoble geworden. Die freilich später widerlegte, aber lange Zeit geglaubte Fabel, daß Claudine v. Tencin durch einen jungen Artillerie-Capitain, welcher unter den im Asyl der heiligen Jungfrauen ihre Erbauung suchenden Pilgern von Grenoble stets einer der eifrigsten gewesen war, in Folge eines zärtlichen Verhältnisses entführt worden sei, spricht hinreichend dafür, daß die Schrecken des klösterlichen Grabes hier durch einige Reflexe der Außenwelt gemildert wurden. Auch gerieth der Bischof von Grenoble, Le Camus, dem die weltlichen Gesinnungen der Damen von Montfleuri höchlich misfielen, mit diesen letztern bald in Hader, wie wir es aus mehren in der Bibliothek zu Grenoble aufbewahrten Schriften*) ersehen können. Der ehrwürdige Prälat aber hatte in der Unschuld seines Herzens nicht bedacht, daß er, selbst mit dem Schwerte des Erzengels Michael in der Hand, schwerlich den Sieg über seine, mit den gefährlichen Waffen der Schönheit, Liebenswürdigkeit und weiblichen List kämpfenden Feinde davongetragen haben würde. So blieb denn Alles beim Alten, St.-Dominicus war zu Grenoble nach wie vor der Heilige **à la mode**, und Claudine v. Tencin fand Gelegenheit, in ihrem Kerker alle Gaben, mit denen sie der Himmel so freigebig ausgestattet hatte, vor der besten Gesellschaft der Umgegend glänzen zu lassen. Auch geschah dies mit so großem Erfolge, daß Alle, die sich ihr näherten, vom Zauber ihrer ganzen Persönlichkeit das Gesetz empfingen; voll Geist, voll Anmuth, selbst in Sprache und Ausdruck, von einer Entschlossenheit des Charakters, welche sie aus Klugheit im Kloster unter der Maske

---

*) „**Procès verbal de la visite que Monseigneur l'évêque de Grénoble fit au monastère de Montfleuri le 13 Avril 1[illegible]**"; ferner: „**Recueil des pièces, factums etc. employés au procès de l'évêque de Grénoble au parlement de Dijon contre la prieure et les religieuses de Montfleuri**", und endlich: „**Les reponses des religieuses de Montfleuri à l'évêque de Grénoble.**"

der vollkommensten Sanftmuth verbarg, mit den seltensten körperlichen Vorzügen ausgestattet, wußte Claudine unwiderstehlich zu sein. Ein Portrait von ihr, das ich in der Galerie von Versailles gesehen zu haben mich erinnere, gibt mir durch die Frische, mit der es noch heute, nach Verlauf eines Jahres, meinem Gedächtnisse vorschwebt, den Maßstab für den Eindruck, welchen das Original einst blos durch seine äußere Erscheinung hervorbringen mußte. Welch herrliches Gesicht, ein wenig frivol, aber dabei so reizend, daß es die strengste Kritik zu entwaffnen geeignet ist! Große blaue Augen, von langen schwarzen Wimpern beschattet, die, wenn sie sich senkten, das Feuer der geistvollsten Blicke in den Ausdruck der Sanftmuth und Schwärmerei verwandeln mußten; Augenbrauen, deren reingezeichnete Bogen den Glanz des Auges erhöhen; eine Stirn, die etwas zu groß genannt werden könnte, wenn ihre herrliche Wölbung nicht den Sitz der höchsten Intelligenz ankündigte; über derselben eine Fülle schwarzen Haars, dessen Schönheit mit seiner sonderbaren Anordnung versöhnt. Das Haar nämlich ist nach allen Seiten aus dem Gesichte weggestrichen und umgibt dasselbe wie mit Strahlen einer Aureole; nicht angebacken an den Kopf, wie bei unserer entsetzlichen Frisur à la chinoise, sondern nur leicht zurückgebogen, fällt es, mit einer Flut von Locken vereinigt, auf einen blendenden Nacken hinab. Auf die Stirn, über welcher sich dieser Nimbus von schönen Haaren ein wenig höher erhebt, greifen zwei sich an dieselbe anschmiegende kleine Locken hinab, welche jene an bezeichnenden Benennungen so erfinderische und galante Zeit accroche-coeurs nannte. Eine griechische Nase, im vollkommensten Ebenmaße mit den übrigen Zügen des Gesichts; ein Mund, der nicht ganz klein, aber so sprechend, so geistvoll, der Sitz eines so holden Lächelns ist, daß er, auch ohne sich zu öffnen, überredet; Lippen, welche eher voll als schmal sind, Wollust athmen und durch den leichten Anflug von Spott, der auf ihnen schwebt, das Bewußtsein der Herrschaft über Andere ausdrücken; die Mundwinkel zwei Grübchen, welche auf die angenehmste Fülle eines tadellosen Ovals hindeuten; Hals und Busen durch ihre Form das würdigste Modell für einen Bildhauer, und eine Taille, deren Biegsamkeit und Grazie selbst der steife, panzerartige Schnürleib aus der Zeit der Regentschaft nicht zu beeinträchtigen vermag: — das ist das Bild Claudinens v. Tencin, wie es durch die Hand des Malers auf die Nachwelt übergegangen.

Nie hatte ein junges Mädchen, das der Wille der Ältern zum Kloster verurtheilte, mit weniger Beruf den Pfad zur Heiligkeit betreten als das Fräulein v. Tencin. Eine Person, die in dem Maße wie Claudine durch alle ihre Eigenschaften sich berufen fühlte, eine glänzende Rolle in der Welt zu spielen, sollte hinter den Mauern eines Gefängnisses verkümmern? Schon, indem sie ihr Gelübde aussprach, dachte sie daher an die Mittel, dasselbe rückgängig zu machen, wie sie selbst später einem Freunde gestand, und ihr Geist, ihre Schönheit, ihre Neigung zur Intrigue, die Mittel mit Einem Worte, welche die von ihr geträumte Freiheit einst verherrlichen sollten, dienten ihr jetzt, dieselbe zu erlangen. Sogar der ehrwürdige Beichtvater der jungen Nonne hatte der verführischen Anmuth derselben nicht zu widerstehen vermocht, und wenn er, als blindes Werkzeug in den Händen seiner, das Werk ihrer Erlösung vorbereitenden Freundin, nur aus christlicher Liebe zu handeln glaubte, so täuschte er sich wol selbst. Trotz der thätigen Mitwirkung ihres Beichtigers aber erreichte Claudine dennoch nicht sogleich das ersehnte Ziel der Entbindung von ihrem Gelübde; sie mußte sich einstweilen mit ihrer Übersiedelung als Chanoinesse nach der Abtei Neuville bei Lyon begnügen. Hier lebte sie bereits inmitten der großen Welt ohne andern Zwang als den, ein von der Ordensregel im Allgemeinen vorgeschriebenes, dem Luxus und der Eleganz indessen nichts weniger als unzugängliches Gewand zu tragen; die Stiftsdamen spielten in jener Zeit der Leichtfertigkeit und Verwilderung der Sitten dieselbe Rolle, welche die Abbés als ausgemachte Stutzer in den Salons der Hauptstadt übernommen hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Antidetroit. Einige Bemerkungen in Bezug auf die von Hrn. Prediger Detroit gegebene Darstellung der Aufgaben zur Provinzialsynode, von einem Elementarlehrer. Danzig, Anhuth. Gr. 8. 7½ Ngr.

Barth, C. G., Der Engel des Bundes. Ein Beitrag zur Christologie. Sendschreiben an Hrn. Geheimenrath v. Schelling in Berlin. Leipzig, K. Tauchnitz. Gr. 8. 12 Ngr.

Beleuchtung der Schrift: „Beiträge zu einer bessern Gestaltung der Psychologie und Pädagogik. Herausgegeben von J. G. Dreßler". Geschrieben für Alle, welche der neuen Psychologie das letzte Geleit geben wollen. Reuß, Schwann. Gr. 12. 7½ Ngr.

Betrachtungen über Gegenstände des schriftlichen Civilprocesses und Advocatenwesen. Erlangen, Enke. Gr. 8. 10 Ngr.

Bremer, Frederike, Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Aus dem Schwedischen. 4te verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 10 Ngr.

Büsing, G. H., Die Pflicht der protestantischen Kirche, das freudige Bekenntniß des Evangeliums zu fördern. Predigt am Reformationsfest 1844. Oldenburg, Schulze. 3¾ Ngr.

Übersichtliche Darstellung der wichtigsten Bekehrungen zur katholischen Kirche, welche unter den Protestanten und andern Religionsangehörigen seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts stattgefunden haben. Nach der 2ten verbesserten Ausgabe des französischen Originals für Deutsche bearbeitet und mit neuern Bekehrungsfällen und andern Zugaben bereichert von einem katholisch gesinnten Protestanten. 2ter Theil. Schaffhausen, Hurter. 8. 1 Thlr.

Duller, E., Die Jesuiten, wie sie waren und wie sie sind. Dem deutschen Volke erzählt. Berlin, Klemann. Gr. 16. 4 Ngr.

Féréal, V. v., Geheimnisse der Inquisition und anderer geheimer Gesellschaften Spaniens. Mit historischen Anmerkungen und einer Einleitung von Manuel von Cuendias. Aus dem Französischen übersetzt von A. Diezmann. 1ste Lieferung. Leipzig, Teubner. Gr. 16. 3 Ngr.

Die Frage: Wer ist Protestant? mit Bezug auf die neuesten Streitschriften von Pistorius und Müller gegen König beantwortet. 2te Auflage. Halberstadt, Lindequist und Schönrock. 8. 2½ Ngr.

Genrebilder aus Paris im Sommer 1844. Von C. G. F. Leipzig, Hirschfeld. 8. 1 Thlr.

Görres, G., Die Gottesfahrt nach Trier und des Teufels Landsturm. Zwei Gedichte. Coblenz, Blum. 1844. Kl. 8. 2 Ngr.

Heinrich, J., Sendschreiben an Johannes Ronge, zur Widerlegung. Breslau, Max und Comp. 8. 5 Ngr.

Lewald, A., Die Geheimnisse des Theaters. Mit Federzeichnungen von E. Hochdanz. 1ste Lieferung. Stuttgart, Krabbe. 8. 10 Ngr.

Marlinski, A. (Bestuschew), Gesammelte Schriften. Aus dem Russischen von P. Löbenstein. 3ter Band: Skizzen aus dem Kaukasus. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Southey, R., Geschichte Oliver Cromwell's. 1ste Abtheilung. Leipzig, Schäfer. 8. 15 Ngr.

Steinbrecher, Offene Worte an den Laien Hrn. J. F. C. S. Ehrenfried, den Hrn. Pastor John und Genossen in Sachen der protestantischen Freunde. Halberstadt, Lindequist und Schönrock. Gr. 8. 5 Ngr.

Voget, C. O., Ermunterungs-Töne auf dem Wege zur Heimath. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1844. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 72. —— 13. März 1845.

Der neue Pitaval. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring. Erster bis sechster Theil.

(Beschluß aus Nr. 71.)

Der Proceß Cinqmars' und de Thou's erfüllt uns in dieser Darstellung mit Rührung. Es ist ein ganz politischer Proceß, nicht minder und nicht mehr als der der beiden königlichen Opfer auf den Thronen von England und Frankreich, deren Processe wir den Verf. hiermit empfehlen wollen, da sie das Verdienst haben, in der Geschichte einzig dazustehen. Den Volksrepräsentanten der modernen Zeit war es vorbehalten, der Welt das Schauspiel eines öffentlichen Gerichts über ihre Könige zu geben; wenigstens bietet uns unsere Erinnerung ein anderes Beispiel dieser Art weder in der alten noch in der mittlern Geschichte, weder im Orient noch im Occident dar. Könige und Fürsten sind vom Throne gestoßen, getödtet, ermordet worden zu allen Zeiten; — öffentlich gerichtet, nach der Form des Anklageprocesses unschuldig verurtheilt haben nur England und Frankreich die ihrigen.

In dem Falle des Admirals Byng wurde vielleicht das summum jus gefunden; allein es war gewiß, vom humanen Standpunkte aus betrachtet, zugleich eine summa injuria, wie die Richter selbst bekannten, indem sie — merkwürdigerweise — erklärten, daß sie den Admiral gegen ihr Gewissen und nur um dem Buchstaben des Gesetzes zu genügen verurtheilten. Offenbar lag aller Grund, Gnade zu üben, vor, allein die Krone wagte diese nicht zu gewähren, einer erregten Volksstimme gegenüber. So bieten Constitutionalismus und Absolutismus, in Cinqmars' und Byng's Fall, dieselben Erscheinungen dar, zum Beweise der traurigen Wahrheit, daß es für die Gerechtigkeit, der compacten Willkür gegenüber, keine sichernde Schranke in der Form des Processes gibt.

Der politische Proceß Warren Hastings', des tyrannischen Gouverneurs von Indien, erfüllt fast die Hälfte des fünften Theils. Aus diesem berühmten Proceß ist für uns nur zu lernen, welche kolossale Mängel der englischen Colonialverwaltung eigen sind, und wie bei der Justizpflege durch unmäßig zahlreiche Tribunale — hier das Parlament — Alles von einem geringfügigen Umstande, von einer Abstimmung, die augenblicklich die Zweifel der Richterversammlung zu lösen scheint, abhängig ist. Es ist dies einer der Mängel aller collegialischen Entscheidung: in einer zweifelhaften Sache ist Jeder froh, ein neues Entscheidungsmotiv zu vernehmen; er ergreift es — oft ungeprüft —, um nur seinen eigenen Zweifeln endlich zu entgehen. Hastings siegte bekanntlich über die Anklage, allein der Proceß hatte ihn ruinirt. 22 Jahre später erschien er als dreiundachtzigjähriger Greis vor demselben Tribunal, in der Rolle eines Sachverständigen; das ganze Parlament huldigte ihm durch Aufstehen und Gruß — nun erst war seine Ehre wiederhergestellt.

Der Sohn der Gräfin v. St.-Geran, ein Kinderverwechselungsproceß berühmter Art, gehört der ältern französischen Justiz an. Der Criminalfall des Ludwig v. Olnhausen endete mit Erlassung der Todesstrafe für einen anerkannten Brudermörder — weil man auf Spuren verborgener Schwermuth stieß. War die That darum eine unfreiwillige? Drei Geschichten englischer Highwaymen bleiben für uns ziemlich ohne Ausbeute, wenn man diese nicht in dem Sittenbilde finden will, das sie gewähren. Der Fall des Räubers Exner oder vielmehr des Müllers Meschter, der den aus Sibirien zurückgekehrten Räuber im Zustande der Nothwehr erschlug und darüber in einen Criminalproceß gerieth, gibt dem Verf. Gelegenheit, das Urtheil eines preußischen Juristen vor 40 Jahren über Geschworenengerichte zu wiederholen. Der Grundgedanke dieses Urtheils Dr. Grattenauer's ist der, daß der Richter der gemeinen Stimme der öffentlichen Meinung nicht entgegentreten solle. Hätte Dr. Grattenauer unsere Erfahrung für sich, hätte er die öffentliche Stimme in den Processen Fonk, Fualdes u. A. zu beobachten Gelegenheit gehabt — sein Urtheil wäre wol anders ausgefallen. Inzwischen wurde der Müller ja auch freigesprochen, und einen Proceß hätte er unter jeder Justizverfassung zu bestehen gehabt; auch die Jury konnte nicht mehr thun als ihn freisprechen. Wir finden daher nicht, daß hier etwas Bemerkenswerthes vorgetragen sei.

Der Theil schließt mit dem lehrreichen und dunklen Fall des Dr. Castaing, jenes liebenswürdigen und standhaften jungen Heuchlers, der die Rolle des Schuldig-Unschuldigen bis zum Ende zu spielen verstand, trotz des

Zugeständnisses der That. Hier ließ die Jury sich nicht täuschen und gab der Gerechtigkeit eine vollere Befriedigung, als sie der Untersuchungsproceß wahrscheinlich gewährt haben würde. Wir können an dieser Stelle nun dieses ganze schwierige und verwickelte Thema füglich in dem Gedanken resumiren: daß der Anklageproceß geeigneter sei, die Staatsgesellschaft, der Untersuchungsproceß aber geschickter, den Angeschuldigten in seinem Rechte zu schützen. Und hiernach mag Jeder für sich Dasjenige erwählen, was in dieser Frage ihm das Überwiegend-Wichtige zu sein scheint, das Recht der Staatsgesellschaft auf Vollzug der Gerechtigkeit oder das Recht des Einzelnen auf Sicherheit gegen ein richterliches Unrecht.

Indem wir diesen Aufsatz schließen, gestatten wir uns noch eine Hinweisung für die Verfasser. Die Darstellung, wie sie sie geben, ist größtentheils höchst wirkungsvoll und vortrefflich, besonders in der Art und Weise, wie sie im Eingange gewöhnlich den Volksmund sprechen lassen und allmälig vom Gerüchte zu den juridischen Thatsachen übergehen. Dagegen wird am Schlusse des Vortrags oft ein Résumé vermißt, wie es dem durch alle Wechselfälle der Procedur beirrten Leser höchst wünschenswerth erscheint. Wir halten solche Zusammenfassungen des in der Sache Erwiesenen für ein wesentliches Moment und für denjenigen Theil der Erzählung, aus dem eigentlich erst die Belehrung für den nicht juristischen Leser — und auf solche ist doch besonders gerechnet — abfließen wird. Bisweilen wäre auch eine nähere Quellenangabe zu wünschen übrig. Endlich möchten wir den Sammlern empfehlen, ihr Augenmerk recht eigentlich auf politische Processe von historischer Bedeutung zu richten, bei welchen ohne Bedenken auf die größte Leserzahl zu rechnen bleibt. Die Processe der beiden königlichen Opfer haben wir ihnen schon empfohlen; die Processe von Ney, Murat, Anckarström bieten ferner interessanten Stoff dieser Art in leicht zugänglicher Art dar, und an vielen andern dieser Gattung fehlt es nicht, obwol freilich das psychologische Interesse in ihnen dem historischen nachstehen wird. Über die Wirkung dieser Sammlung hegen wir kein Bedenken; sie kann nur wohlthätig sein, indem sie Bildung und Aufklärung über eine der wichtigsten socialen Fragen verbreitet, die zu unserer Zeit in den Vorgrund der Besprechung getreten und die leider zum Theil in sehr üble Hand gerathen ist.

Wir haben laut gewarnt. Wir wissen es, daß unsere Warnung nur bei sehr Wenigen Glauben finden wird; die Stimme der Zeit ist allzu mächtig. Allein wir wagen mit der Zuversicht einer redlichen Überzeugung eine Prophezeiung. Deutschland wird den Juryproceß erhalten; allein kaum werden die ersten Fälle laut geworden sein, wo, wie es unausbleiblich ist, das dem Norddeutschen inwohnende warme und eifrige Rechtsgefühl sich verletzt finden wird, so wird die öffentliche Meinung ihre Täuschung inne werden. Man wird dann — dann wird man die Vorzüge einer Procesform klar erkennen, die ihr Hauptaugenmerk auf das Schuldbekenntniß richtet, und die, wo dies fehlt, sich menschlich bescheidet, Gott die Sache anheimstellt und sich mindestens nicht befugt erachtet, die höchste der Justizstrafen, den Tod, für eine nicht bekannte Schuld auszusprechen. 19.

Claudine von Tencin.

(Fortsetzung aus Nr. 71.)

Es lag nicht in Claudinens Charakter, auf halbem Wege stehen zu bleiben; ein Fortschritt war für sie niemals ein Endzweck, sondern nur eine Auffoderung zu neuen Anstrengungen. Die Hauptstadt mit ihren Herrlichkeiten allein schien ihr ein würdiger Schauplatz für ihre Eigenschaften; ihr Bruder hatte als Abbé daselbst bereits den Weg der Intrigue und Galanterie betreten, und er ward einer der Hebel, durch welche Claudine den Plan der Vereinigung mit ihm durchsetzte und sich so endlich an der ersehnten Quelle aller Macht und allen Einflusses befand. Der Takt, welcher die junge Chanoinesse von Neuville auszeichnete, ließ sie stets die rechten Mittel zu Erreichung ihrer Absichten wählen. So wußte sie denn trefflich durch große Zurückhaltung in ihrem Benehmen der bigoten Richtung des Hofes gegen das Ende der Regierung Ludwig's XIV. zu huldigen und in dieser Zeit der Entsagung sich der Gunst der einflußreichsten Personen des Tages zu versichern. Der Abbé Louvois, der Vertraute der Maintenon, ferner der Policeilieutenant d'Argenson, und vor Allen der durch Geist, Herzensgüte und Urbanität eine wahre Herrschaft über seine Zeitgenossen ausübende Fontenelle waren bald die Freunde und Beschützer der Unwiderstehlichen geworden. Fontenelle verwendete sich beim Papste für die Auflösung der Bande, die seinen Schützling an einen geistlichen Orden knüpften. Durch die zu große Wärme einer solchen Bevorwortung ward die Wahrheit der für den zu erreichenden Zweck angeführten Gründe dem heiligen Vater vielleicht verdächtig; so ward denn die weltlich gesinnte Chanoinesse zwar unter der Hand ihres Gelübdes entbunden, die päpstliche Bulle aber nicht öffentlich bekannt gemacht.

Claudine blieb indessen nun von ihrem frühern Stande nichts weiter übrig als der ihr von den Parisern beigelegte Name „La jolie chanoinesse", und sie durfte, des lästigen Ordenskleides ledig, in dem strahlenden Glanze ihrer durch eine vortheilhafte Toilette erhöhten Reize in der großen Welt auftreten, und bald sah sie sich von Allem, was Hof und Stadt an ausgezeichneten Personen aufzuweisen hatten, umgeben.

Wenn der junge Herzog von Richelieu von der Gefeierten sagte, daß sie alle Eigenschaften besäße, um einem Prinzen vom Geblüt, einem Herzog und Pair, einem Cardinal und Financier zu gefallen, so ist doch so viel gewiß, daß sie ihre Zeit richtig genug beurtheilte und Selbstbeherrschung genug besaß, um durch eine gewisse Kälte und Würde in ihrem Auftreten als Ausnahme von der allgemeinen Regel zu erscheinen, und auf diesem Wege ihren Einfluß unendlich zu erhöhen; daß ein solches Benehmen mehr das Ergebniß der Berechnung, mehr eine mit Glück gespielte Rolle als eine Aeußerung des Charakters und Herzens der betreffenden Person sei, erwies sich durch das zärtliche Verhältniß, in welches dieselbe zu dem Chevalier Destouches, Provincial-Commissair der Artillerie, trat, ein Verhältniß, welches, wie jedes durch eine wahre Leidenschaft geknüpftes, trotz aller Vorsicht der Betheiligten sich den Argusaugen der Eifersucht und Neugierde bald verrieth. Sollten die zahlreichen anderweitigen Schwächen, welche Claudine wie jeder von Huldigungen umgebenen Frau durch die nicht erhörten und grollenden Liebhaber bald schuldgegeben wurden, zum Theil auch gegründet gewesen sein, so scheint es doch, daß das Herz derselben sich nur Einer dauernden und heftigen Leidenschaft, der für den Chevalier Destouches, hingegeben habe.

Sie war bereits 36 Jahre alt, als sie in Folge der Verbindung mit diesem Offizier am 17. Nov. 1717 Mutter ward.

Viele Biographen der berühmten Frau haben dem Gedächtnisse derselben einen unvertilgbaren Makel durch die Behauptung anzuhängen gesucht, daß dieselbe den schuldlosen Zeugen des Verhältnisses mit Destouches auf der Treppe der Kirche St.-Jean le Rond seinem Schicksale preisgegeben; mit allen Zeichen der Wahrheit ausgestattete Documente rechtfertigen aber Claudine v. Tencin gegen den Vorwurf einer so vollständigen Verleugnung alles natürlichen Gefühls, und der historisch erwiesene Umstand, daß wenige Tage nach der Geburt des Kindes von unbekannter Hand eine jährliche Pension von 1200 Fr. für dasselbe ausgesetzt ward, kann, sollte ich meinen, allein als eine vollgültige Widerlegung der obigen Anschuldigung betrachtet werden. Es scheint, daß das Kind einem Policeicommissair mit dem Auftrage übergeben ward, eine Amme für dasselbe zu suchen, und daß dieser es bei der Frau eines armen Glasers unterbrachte, welche es erwiesenermaßen mit der Zärtlichkeit einer Mutter aufzog. Das Kind aber, das, so von seinen Ältern verleugnet, in der Hütte eines armen Handwerkers ein dürftiges Asyl fand, war bestimmt, durch den Glanz seines Genies das Dunkel seiner Geburt zu überstrahlen; der Sohn Claudinens v. Tencin und des Chevalier Destouches war d'Alembert!

Diese Begebenheit ist von Freunden und Feinden der Frau v. Tencin im entgegengesetzten Sinne mit gleicher Leidenschaftlichkeit besprochen worden. Der unparteiische Richter findet unstreitig keine vollständige Entschuldigung für die von einem Mutterherzen überhörte heiligste Stimme der Natur, aber er ist vielleicht zu einiger Nachsicht geneigt. Ein junges Mädchen, das von den eigenen Ältern dem Ehrgeize, der kalten Berechnung materieller Interessen, der Ausstattung zweier Geschwister aufgeopfert wird, sieht in diesem ersten bedeutenden Ereignisse seines Lebens die Bande der Familie mit Füßen getreten und als werthlose Form bei Seite gesetzt. Mit erkältetem Herzen, aber ungebeugtem Muthe unternimmt die Verstoßene es, die ihr angelegten Fesseln zu zerbrechen; sie nimmt ihre Zuflucht zur Intrigue, welche sie der Welt, dem Ziele ihrer sehnlichsten Wünsche, zurückgibt. Hier bald von Allem umgeben, was der Eitelkeit und dem Ehrgeiz einer Frau nur schmeicheln kann, im Strudel der geräuschvollsten Vergnügungen, in den Zerstreuungen der glänzendsten und frivolsten Gesellschaft Europas, ist sie taub für die Stimme der sanftern Gefühle, die nur in der Stille der zurückgezogenen Häuslichkeit klar und deutlich zu uns sprechen. Die Folge eines ersten Fehltritts bedroht die glänzende Laufbahn der von den Huldigungen einer Welt umgebenen Frau; der Rath eines Mannes, den sie liebt, trägt wol noch bei, den Kampf zu beseitigen, den der gute Geist in ihrem Innern den Eingebungen des Stolzes liefert, und sie begeht einen zweiten noch größern Fehler, indem sie ein Wesen aufopfert, dem die Natur die begründetsten Rechte auf ihre Zärtlichkeit gegeben hat.

So aber will es das Weltgesetz, welches in dem Reiche der Körper wie der Seelen herrscht, daß jedes Unterliegen einer Kraft, sie stelle ein gutes oder böses Princip dar, dieselbe schwächt und ihren künftigen Widerstand und Einfluß untergräbt; Claudine hatte die mächtigste Regung eines weiblichen Herzens, die Mutterliebe, unterdrückt, und was seit diesem Augenblicke die Innigkeit des Gefühls bei ihr an Stärke verlor, gewannen Eitelkeit und Ehrgeiz an Ausdehnung. Die leidenschaftliche und wahre Zuneigung für Destouches machte bald einer Menge ephemerer und durch die Interessen des Augenblicks gebotener Verhältnisse Platz.

Die Zeit der Regentschaft bot der Frau v. Tencin ein weites Feld für das Spiel ihrer außerordentlichen Gaben dar. In einem Alter, wo andere galante Frauen täglich mit Verzweiflung dem Verfall ihrer äußern Mittel der Herrschaft zusehen, entwickelte sich durch eine wunderbare Laune der Natur Claudinens Schönheit in ihrer höchsten Fülle und Vollendung. Der Regent selbst entging dem Zauber des Vereins von Geist, von Anmuth und Schönheit nicht, dem diese merkwürdige Frau durch ihre mittels der feinsten Beobachtungsgabe während ihres Lebens in der Welt erworbene Erfahrung ein neues Element des Erfolgs hinzuzufügen wußte. Mit der Beherrschung des damaligen Inhabers der höchsten Gewalt wären die ehrgeizigsten Wünsche Claudinens gekrönt gewesen; aber der Regent entdeckte bald, daß das Entgegenkommen der Letztern mehr der socialen Stellung als der Person des Liebhabers gelte, und die Besorgniß, in den Netzen einer so verführischen und mit so ausgezeichnetem Verstande und entschiedenem Charakter begabten Person seine Unabhängigkeit als Oberhaupt des Staats zu verlieren, ließ ihn zu der Frau v. Parabère zurückkehren, welche durch die beiden letztgenannten Eigenschaften der Tencin ihm nicht gefährlich zu werden drohte.

Claudine wußte sich mit Philosophie in das Unvermeidliche zu fügen, und ihr Bestreben ging sofort dahin, nicht ganz die Frucht ihrer durch die Umkehr des Regenten vereitelten Hoffnungen zu verlieren. Sie stieg daher, wie ihr in seinen Memoiren häufig aus der Schule schwatzender Vertrauter, der Abbé Duclos, sich ausdrückt, vom Herrn zum Diener herab, d. h. sie ward die Geliebte des Ministers Dubois. Ein solcher Schritt war in der That ein wahrer Fall zu nennen, nicht blos nach der Standesverschiedenheit der beiden Personen, welche unmittelbar nacheinander der Gegenstand der ehrgeizigen Bemühungen Claudinens wurden, sondern mehr noch nach dem Charakter und Rufe des spätern Cardinals und Premierministers Dubois.

Frankreich hatte zu lange unter dem Joche geseufzt, welches die Sitten des in den letzten Regierungsjahren eines gealterten Königs bis zum Fanatismus in Frömmelei versunkenen Hofes dem Lande auferlegt hatten. Mit der Heftigkeit, welche alle Reactionen in Frankreich bezeichnet, hatten die Franzosen sich nach dem Tode Ludwig's XIV. in den Strudel von Ausschweifungen aller Art gestürzt, zu welchen der neue Hof das Beispiel gab. Dubois aber ist die lebende Personification der Verhöhnung alles sittlichen Gefühls, welche die Periode der Regentschaft bezeichnet; nie hat ein Mensch den Cynismus rückhaltloser bekannt, offener zur Schau getragen als er. Welch unbeschränkte Macht mußte also der Ehrgeiz über Claudine v. Tencin ausüben, um sie in die Arme dieses Menschen zu werfen!

Das Verhältniß zwischen ihr und Dubois entspann sich im Jahre 1718, und wenn irgend etwas demselben seinen wahren Platz anweist, so ist es der Umstand, daß dasselbe nur anfangs geheim gehalten wurde, von dem Augenblick an aber, wo Dubois zum Cardinal und Premierminister erhoben worden war, wo also der Ehrgeiz Claudinens darin Befriedigung fand, ohne alle Scheu und Scham den Augen der Welt preisgegeben wurde. Die Maitresse des Ministers waltete von nun an unumschränkt in seinen Gemächern, sie fand dort einen Hofstaat, der sie mit seinen eigensüchtigen Huldigungen umgab und dafür die Gnadenbezeigungen erntete, welche sie mit freigebiger Hand vertheilte. Claudine v. Tencin betrachtete den Reichthum nur als ein Mittel zur Gewalt, und er hatte für sie keinen Werth mehr, sobald er zur Erreichung dieses höchsten Zweckes geführt.

Des Abbé Duclos vorhin erwähntes und für seine Gönnerin nicht eben sehr schmeichelhaftes Wort ward jetzt durch die Lage derselben vollständig widerlegt; denn was dieser nicht auf directem Wege gelungen war, das hatte sie mittels eines Umwegs erlangt. Der Regent war ein willenloses Werkzeug in den Händen seines unwürdigen Ministers und Vertrauten geworden, und dieser empfing das Gesetz von seiner Maitresse, welche durch eine solche Verknüpfung von Umständen in letzter Instanz über die Schicksale der Monarchie entschied.

Wenn die so auf den Gipfel der Macht erhobene ehemalige Nonne von Montfleuri mit bewunderungswürdiger Uneigennützigkeit nur an die Glücksumstände ihrer Freunde zu denken

schien, so vergaß sie unter diesen wenigstens ihren Bruder, den Abbé Tencin, nicht, für den sie stets ein durch die Ähnlichkeit ihrer beiderseitigen Schicksale noch erhöhtes zärtliches Interesse gezeigt hatte. Die Lösung der Aufgabe, ihrem Schützlinge fortzuhelfen, ward ihr um so leichter, als Dubois mit dem ihm eigenen Takt und feinen Unterscheidungsvermögen sofort erkannte, daß der ihm empfohlene Bruder Claudinens ein treffliches Werkzeug zu Ausführung mancher von dem Minister gehegten Plane sei.

Dubois verwendete den Abbé daher zuvörderst zur Bekehrung des berüchtigten Finanzspeculanten Law, welcher, ohne zum Katholicismus überzutreten, nach den Staatsgesetzen nicht zum Generalcontroleur der Finanzen ernannt und damit zur Anwendung seiner Utopien berufen werden konnte. Der Abbé Tencin erreichte vollständig seinen Zweck, was ihm wesentlich durch die Grundsätze oder vielmehr durch den Mangel des zu Bekehrenden an moralischen Grundsätzen erleichtert werden mußte. Law ward Katholik und Generalcontroleur der Finanzen, und der siegreiche Apostel nicht nur durch Mittel, welche er mehr mit seinem Schüler als mit der Ehre berathen hatte, ein reicher Mann, sondern zu mehrer Belohnung seiner Verdienste auch Erzbischof von Embrun. Ein zweiter Auftrag, dessen Tencin sich in Rom mit gleichem Glück entledigte, die Erwirkung des Cardinalshut für Dubois nämlich, ward wie jener erstere nicht ausgeführt, ohne daß der diplomatische Priester dabei eifrig auf sein eigenes Interesse bedacht gewesen wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Reisebeschreibungen.

Unter neuern englischen Reisebeschreibungen verdienen die „Travels through the Alps of Savoy etc." von James Forbes besonders in wissenschaftlicher Rücksicht lobende Erwähnung. Diese Reisebeschreibung ist neuerdings in Edinburg in einem 434 Seiten starken Band in Großoctav erschienen und von neun lithographirten Platten, zwei Karten und sieben topographischen Skizzen und Vignetten begleitet. Obgleich die Anzahl der Reisenden, welche das reizende Thal Chamouni und die dasselbe umgebenden Gebirge und Gletscher im Sommer besuchen, noch immer bedeutend ist, so ist doch seit langer Zeit keine wissenschaftliche Beschreibung dieser Gegend erschienen, welche durch die Phänomene, die sie darbietet, so merkwürdig ist. Die meisten Touristen beschränken sich auf einen oberflächlichen Anblick bloßer Neugierde, und einige auf einen aufrichtigen Tribut der Bewunderung. Literaten und Künstler haben zwar nicht aufgehört, durch pittoreske Beschreibungen Alles, was diese Alpennatur an Zauber und Schönheit besitzt, hervorzuheben, und eine kleine Anzahl Gelehrter haben in dieser Gegend Beobachtungen über verschiedene specielle Punkte oder über besondere Zweige angestellt; aber Niemand hatte noch, unsers Wissens, ein Werk unternommen, welches als Fortsetzung der „Etudes géologiques dans les Alpes" von dem berühmten Professor Louis Necker, einem Enkel von de Saussure, einigermaßen betrachtet werden könnte. Dieser ausgezeichnete Naturforscher hatte indeß ein zu weites Feld für seine Untersuchungen umfaßt und sie daher nicht alle gleich weit treiben können. So hat er, wiewol er sich auch mit den Gletschern beschäftigte, seinen Nachfolgern Vieles zu thun übrig gelassen. Geschickte Ingenieurs und Naturforscher der Schweiz, wie Venetz, Hugi, Charpentier und Agassiz, haben sich in neuester Zeit nacheinander mit diesem Gegenstande in den Alpen der Schweiz beschäftigt. Man hat insbesondere Herrn Agassiz ein interessantes Werk („Etudes sur les glaciers"), von einem Atlas schöner Platten und vielen wissenschaftlichen Denkschriften begleitet, zu verdanken. In seiner Gesellschaft machte Dr. Forbes 1841 seine erste Wanderung auf die Gletscher und hielt sich einige Zeit auf dem niedern Gletscher der Aar auf. Zu gleicher Zeit bestieg er mit ihm den Gipfel der Jungfrau und machte, in Folge seiner ersten Beobachtungen, in dem „Edinburgh philosophical journal" vom Januar 1842 eine kleine Denkschrift über die gestreifte Structur der Gletscher bekannt; und in das „Edinburgh review" vom April desselben Jahres ließ er einen größern sehr interessanten Artikel über die Gletscher einrücken. Die Umgegenden vom Montblanc waren, mit Hinsicht auf die Gletscher, noch nicht mit der nämlichen Sorgfalt wie die Schweizeralpen erforscht worden, und Forbes selbst hatte sie bis dahin nur flüchtig besucht. Erst im Sommer 1842 hielt er sich in denselben längere Zeit auf und machte verschiedene Excursionen, um daselbst diesen Gegenstand auf eine gründliche Weise zu studiren und eine topographische Karte von dem Eismeere aufzunehmen. Darauf richtete er über seine auf die Gletscher bezüglichen Beobachtungen vier Briefe an den Professor Jameson, welche in das „Edinburgh philosophical journal" eingerückt wurden, und endlich gab er das obengenannte größere Werk heraus.

Das erste Capitel desselben enthält eine Art Einleitung über die Reisen und die Reisenden auf den Alpen; das zweite eine allgemeine Übersicht von Dem, was die Gletscher bildet, und von den vornehmsten bis jetzt aufgestellten Theorien zur Erklärung ihrer Bewegungen, und er setzt denselben Gegenstand in dem folgenden Capitel fort, worin er von der geologischen Thätigkeit der Gletscher speciell handelt. Er nimmt darin die Meinung der Herren Venetz, Charpentier und Agassiz an, daß die Gletscher ehemals viel ausgedehnter gewesen als sie es jetzt sind, und daß man die vielen glatten und gestreiften Felsen, welche man in großer Anzahl auf den Alpen findet, ebenso wie einen großen Theil der steinigen Niederlagen und insbesondere die hier und da liegenden Steinblöcke, welche man am Ausgang der vornehmsten, von den Gletschern herkommenden Thäler antrifft, ihrer Wirkung zuschreiben muß. Die nächstfolgenden Capitel enthalten die Ergebnisse seiner Höhemessungen, und das siebente enthält die Darlegung seiner Versuche über die Bewegung des Eismeers. Dies war für ihn einer der wichtigsten Punkte, die er genau bestimmen wollte. Das achte Capitel bezieht sich auf die Structur des Eises der Gletscher und insbesondere des Eismeers. Man findet in den Gletschern wechselsweise weiße und blaue Eisstreife oder Adern, von denen die erstern aus einem porösern und mehr mit Sand und Wasserblasen gemischten Eis als die letztern bestehen. Dr. Forbes gibt darüber sehr interessante Notizen. Der folgende Theil seines Werks enthält in zwölf Capiteln den Bericht von verschiedenen, von ihm unternommenen wissenschaftlichen Streifzügen, theils um den Montblanc, theils um den Monte Rosa. Das letzte Capitel hat die Überschrift: „Versuch einer Erklärung der vornehmsten Phänomene der Gletscher." Das Werk des Herrn Forbes trägt das Gepräge von dem Geschmack und dem Gefühl, womit der Verf. die Schönheiten der Natur zu schätzen weiß; er hat keine Gelegenheit versäumt, im Vorbeigehen einige Blumen auf seinen Weg zu streuen und auf einige nicht wissenschaftliche Details einzugehen, um Abwechselung in seine Erzählungen zu bringen und ihnen Interesse für eine zahlreiche Classe Leser zu geben. 31.

Puseyiana.

Dr. Pusey sagt in seiner im Druck erschienenen Predigt: „The holy Eucharist a comfort to the penitent", welche er im J. 1843 am vierten Sonntage nach Ostern vor der Universität zu Oxford gehalten: „Für den Communicanten ist des Sacraments eigenthümlicher Genuß der, daß es seines Erlösers wirklich gebrochener Leib, daß es sein Blut ist, welches zur Vergebung für seine Sünden vergossen wurde. In den Worten der alten Kirche, trinkt er sein Lösegeld und ißt es, den wirklichen Leib und das Blut des Herrn. Sein Fleisch und Blut im Sacrament wird Leben geben, nicht blos weil sie Fleisch und Blut des eingeborenen Wortes, welches Leben ist, sondern auch weil sie das wirkliche Fleisch und Blut sind, das gegeben und vergossen wurde für das Leben der Welt." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 73. —— 14. März 1845.

Werke zur Kunde des Orients.

1. J. R. Wellsted's Reisen in Arabien. Deutsche Bearbeitung, herausgegeben mit Anmerkungen und einem Excurs über himjaritische Inschriften von E. Rödiger. Zwei Bände. Mit Karten und Inschriften. Halle, Waisenhaus-Buchhandlung. 1842. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Arabien ist seit Niebuhr und Burckhardt von europäischen Reisenden kaum je besucht worden, und die Geographie des Landes erfuhr keine Bereicherung bis zur Zeit der englischen Küstenexpedition im J. 1819, an welcher Wellsted Theil nahm. Dem Herausgeber der Wellsted'schen Reisen, Dr. Rödiger, scheinen daher diese, wiewol Wellsted kein gelehrter Orientalist, doch des reichhaltigen topographischen und geographischen Materials wegen, welches das Buch enthält, wichtig genug, um eine deutsche Bearbeitung zu veranstalten und mit Noten versehen und am Schlusse mit einem Excurse über himjaritische Inschriften, welche Wellsted bekannt gemacht hat, herauszugeben. Die erwähnte englische Expedition wurde durch die sich stets wiederholenden Unternehmungen der räuberischen Stämme von der Piratenküste veranlaßt, worüber Wellsted in seinem Buche selbst ausführlich Bericht gibt. Schon mehrmals hatten die Engländer die Häfen der Piraten erobert, alle ihre Schiffe verbrannt oder verkauft, ihre Forts geschleift, ohne sie doch gänzlich bezwingen zu können, denn sie flüchteten sich in die zahlreichen Buchten der Küste, wohin sich die englischen Schiffe wegen ihrer Unbekanntschaft mit den gefährlichen Stellen nicht wagten. Das indische Gouvernement ordnete endlich eine vollständige und genaue Aufnahme der Küste an, bei welcher auch Wellsted thätig war. Das Mittel half; die Piraten sahen, daß, wie sie sich ausdrückten, die Engländer ihre Küsten „aufschrieben", und fühlten sich nun nicht mehr sicher; sie fingen daher an, ihre Thätigkeit nicht mehr auf Seeräuberei, sondern auf Handelszwecke zu verwenden. Ferner aber verdankt derselben Expedition die geographische Wissenschaft diese großen Vermessungen im Persischen und Arabischen Meerbusen, sowie genauere Nachrichten, als man bisher hatte, über den Zustand und die Hülfsquellen der Küstenbewohner und endlich die Aufklärungen über bisher noch ganz unbekannte Districte Arabiens, welche uns Wellsted gegeben hat.

Wellsted war schon während seiner mehrjährigen Anstellung bei der Vermessungsarbeit (seit 1829) immer darauf bedacht, die erste Gelegenheit zu ergreifen, welche sich darbieten würde, um das Innere des Landes kennen zu lernen. Die ausgedehnten Provinzen von Hadhramaut und Omân, letzteres besonders wegen seines ungesunden Klimas und des der Voraussetzung nach feindseligen Charakters seiner Bewohner, waren bis dahin noch gar nicht durchforscht. Im Nov. 1835 begab sich Wellsted von Bombay nach Maskat, wo ihn der Imâm, ein Freund Englands, sehr zuvorkommend aufnahm. Imâm wird Said, der gegenwärtige Regent, von seinen Unterthanen zwar eigentlich nicht genannt, sondern Sejjid (Fürst), denn Imâm ist ein geistlicher Titel, zu dessen Erwerbung eine Art theologischer Prüfung erfoderlich ist, welche Said nicht bestanden hat. Wellsted kann diesen Fürsten nicht genug rühmen wegen seines Verstandes, seiner Rechtschaffenheit, seiner Toleranz, seiner persönlichen Tugenden, seiner milden und weisen Regierung, die demselben schon längst im Oriente den Ruf eines zweiten Omar erworben habe. Wellsted hatte einen erkrankten Franzosen in Behandlung genommen und den Leuten, die den Kranken nach einem gesündern Orte transportiren sollten, einige Dollars gegeben, um den Unterhalt des Franzosen zu bestreiten, wenn er genäse, oder sein Begräbniß zu besorgen, wenn er stürbe. Als dies dem Fürsten hinterbracht wurde, stieß er mit seinem langen Krummstab auf den Boden und rief: „Das ist ein Mann!" Wellsted bemerkt hierzu:

Wenn wir bedenken, daß die im Oriente so gewöhnliche Sitte, Geschenke zu geben, mehr auf Ostentation als auf edlern Gefühlen beruht und daß der Imâm die Nationaleifersucht, welche zwischen Franzosen und Engländern besteht, recht wohl kannte, so bedurfte es (wenigstens für einen Morgenländer) all des feinen Gefühls, das der Imâm in so hohem Grade besitzt, um die Motive zu würdigen, die mich zu jener Handlung der Humanität bestimmten. Man hat bisher in Europa von diesem erleuchteten Fürsten nur zu wenig gewußt. Das sehr angemessene Geschenk, welches er England neuerlich mit einem vollständig ausgerüsteten Kriegsschiff, dem Sailor king machte, und der von ihm ausgesprochene Wunsch, sich an Großbritannien näher anzuschließen, hat ihn politisch einigermaßen bemerklich gemacht; während seine liberale Förderung der Wissenschaft und der Künste die Aufmerksamkeit einer einflußreichen gelehrten Gesellschaft erregte, die ihn kürzlich zu ihrem Mitgliede ernannte. In der That, wollte ich jeden Beweis von Artigkeit

und Aufmerksamkeit erwähnen, den wir während unsers Aufenthalts in Omân von dem Fürsten erfuhren, so würden wenig Blätter dieses Journals sein, auf denen seiner nicht gedacht werden müßte.

Die Beschreibung der Provinz Omân, welche die Oberhoheit des Imâm von Maskat im Allgemeinen, wenn auch zum Theil mehr nur dem Namen nach anerkennt, füllt den größten Theil des ersten Bandes. Die Beduinenstämme der Provinz leben beständig in Fehde miteinander:

Von Zeit zu Zeit — erzählt Wellsted, nachdem er Sûr verlassen hat — begegnete uns ein Trupp Beduinen, die auf der Reise nach Sûr begriffen waren, aber Einzelne trafen wir außerhalb der Dörferbezirke selten, weil die vornehmsten Stämme gerade in Fehde lebten; auch mußten wir deshalb mit einiger Vorsicht vorrücken. Wenn wir eine andere „Kafile" (Karavane) gewahrten, wurden sogleich unsere Kameele zusammengehalten, die Wachen ritten voran, es erfolgten gegenseitige Erkundigungen, dann zogen wir vorüber. Die Autorität, welche Sejjid Saïd durch freigebige Vertheilung von Geschenken unter den Schechs dieses Districts sich erworben hat, besteht mehr nur dem Namen nach als in der That. Die Beduinen verfolgen die Streitigkeiten, die sie unter sich haben, plündern und morden einander mit derselben Freiheit wie in der Wüste. Kaum verging ein Tag während meines dortigen Aufenthalts, daß ich nicht von dergleichen hörte.

Von den Beni Abu Hasan, die (ohne Weiber und Kinder) auf 1200 Köpfe geschätzt werden, aber nur 700 Luntenflinten stellen können, sagt Wellsted:

Da sie keine andere Beschäftigung haben als die Pflege ihrer Dattelbäume, die nur einen geringen Theil ihrer Zeit in Anspruch nimmt, so führen sie ein müßiges Leben und sind beständig entweder unter sich oder mit ihren Nachbarn in Streit verwickelt. Ihrer Erscheinung nach sind sie die wildesten und rohesten Menschen, die ich je gesehen. Sie gehen beinahe nackt, und ihr langes Haar reicht ihnen fast bis auf den Gürtel.

Sehr interessant ist die Schilderung der Beni Abu Ali. Dieser Stamm ging ursprünglich von einem kleinen Gebiet in Nedschd aus. Sie gehörten anfangs zu der Sekte der Bejadhis, bekehrten sich aber 1811 zu dem Glauben der Wahhâbi und werden seitdem von den übrigen Stämmen in Omân tödtlich gehaßt. Nachdem sie bei Bedia geschlagen und hart mitgenommen waren, suchten sie sich allmälig wieder zu erholen, errichteten ein starkes Fort und ergriffen endlich abermals die Offensive. Sie verheerten die benachbarten Districte mit Feuer und Schwert und machten sich so furchtbar, daß der Besitz ihres und einiger anderer Gebiete ihnen eine Zeit lang unbestritten blieb. Der Imâm von Maskat rief 1821 die Engländer gegen sie zu Hülfe. Capitain Thompson, der sie mit 800 Mann, meist Sipâhis, im Verein mit den Truppen des Imâm angriff, wurde bei ihrem Fort von ihnen durch Überrumpelung besiegt; sie gaben keinen Pardon und metzelten zwei Drittel der britischen Truppen nieder; die übrigen mußten sich zurückziehen. Darauf landete 1821 unter Sir Lionel Smith ein Heer von 3000 Mann. Die Beduinen widerstanden tapfer; auch Weiber fochten in ihren Reihen. Sie unterlagen aber. Unter den Verwundeten, die gefangen genommen wurden, befand sich auch ihr Schech. Man gab die Gefangenen nach zweijähriger Haft los, bezeigte ihnen dabei viele Aufmerksamkeit und sandte sie mit Geschenken und Geld zum Wiederaufbau ihrer Stadt in ihre Heimat zurück. Dies machte Eindruck auf sie. Es hatte seitdem vor Wellsted kein Europäer ihr Gebiet betreten. Wellsted wurde aufs freundlichste aufgenommen. Er erzählt:

Kaum hatte ich mich als Engländer zu erkennen gegeben und erklärt, daß ich einige Tage in ihrer Mitte zubringen wollte, so erscholl das ganze Lager in lautem Freudengeschrei; ihre paar alten Kanonen wurden von den Thürmen abgefeuert, ihre Luntenflinten waren bis Sonnenuntergang im Gange, und Alt und Jung, Männer und Weiber beeiferten sich, ihr Bestes zu meiner Unterhaltung zu thun; sie schlugen mein Zelt auf, schlachteten Schafe und brachten Milch in großen Näpfen. Ich war durch so warme und gastliche Aufnahme nicht wenig überrascht. Vor uns lagen die Ruinen des Forts, das wir zerstört hatten; mein Zelt stand auf demselben Flecke, wo wir ihren Stamm fast vernichtet, wo wir sie, die Mächtigsten in Omân, zu ihrer jetzigen Geringfügigkeit reducirt hatten. Aber Alles war vergessen bei dem Vertrauen, das ich ihnen zeigte, indem ich mich so in ihre Mitte begab.

Wellsted erklärt dieses Benehmen der Beduinen an einer andern Stelle auch noch so:

Mögen wir jetzt auch über unsern Angriff auf diese Leute ganz anders denken, so war doch die Unternehmung ganz und gar im Beduinengeschmack, und hier sowol als an andern Orten hörte ich das Lob der Engländer. „Wir haben miteinander gefochten, ihr habt uns den möglichsten Ersatz für die Gefallenen gegeben, und wir sollten nun Freunde sein", sagte mir die Frau und Schwester des alten Schech, wenn sie von der Angelegenheit sprachen; aber dem Sejjid Saïd haben sie nicht vergeben.

Als Wellsted von einem Besuche, den er den Beni Dscheneba abgestattet hatte, zu den Beni Abu Ali zurückkehrte, fand er fast den ganzen Stamm um sein Zelt versammelt und erfuhr, da er nach der Ursache fragte, daß einige Beduinen von dem Nachbarstamme Beni Abu Hasan ihm über Nacht eine Ziege gestohlen hatten, welche ihm Tags zuvor von dem Schech von Kamil zum Geschenke gesandt worden war. Wellsted's Dienerschaft hatte das Haupt der Beni Abu Ali davon benachrichtigt, und sie warteten nur auf Wellsted's Rückkunft, um an den Räubern durch Entführung einiger Stücke Vieh Rache zu nehmen, was er ihnen nur mit Mühe ausreden konnte. „Bei diesen kampflustigen Stämmen reicht der geringste Anlaß hin, sie zusammenzuhetzen, und kaum soll ein Jahr vergehen, wo der Imâm nicht gezwungen ist, irgend einen einflußreichen Mann zu senden, der ihre Streitigkeiten auszugleichen hat."

Bei der schon erwähnten Niederlage der Wahhâbi bei Bedia 1811 fiel unter Andern ein Befehlshaber Namens Schech Mutlok, dessen Sohn Sejjid ibn Mutlok, damals nur ein Knabe, mit ihm im Felde war. Mit aller der Rachsucht, welche einen so hervorstehenden Zug in dem Charakter der Araber bildet, nährte der junge Schech von jenem Augenblick an den tödtlichsten Haß gegen den dort wohnenden Stamm, und als er 1835 zum Commando über die Grenzmacht der Wahhâbi zu Birema beordert wurde, marschirte er, trotz des bestehenden Friedens, plötzlich mit 3000 Mann direct auf Bedia. Der Stamm aber, welchen er dem Untergange geweiht hatte, erhielt zwei Stunden vor seinem

Geschwinden Kunde von der Bewegung und brachte [illegible] Männer zusammen, d. h. so viel deren zu Hause waren, um ihm Widerstand zu leisten. Sie waren gut bewaffnet, und die Drohung des Schech, daß er keinen Pardon geben wolle, nöthigte sie, alle ihre Kraft aufzubieten. Trotz ihrer Minderzahl griffen sie die Wahhâbis so unerwartet und mit solcher Wuth an, daß sie sie aus dem Felde schlugen und, nachdem sie eine große Menge getödtet, die Übrigen in die Flucht warfen. Der Schech, fast rasend über seine Niederlage, war immer der Erste in Gefahr und hätte wahrscheinlich auf derselben Stelle das Schicksal seines Vaters getheilt, wenn ihn nicht einige seiner Getreuen vom Schlachtfelde gerissen hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Claudine von Tencin.

(Beschluß aus Nr. 72.)

Claudine v. Tencin, welche sich bisher nur in die weltlichsten Angelegenheiten eingemischt hatte, fand endlich auch in den, Hof und Land um das Jahr 1727 in Bewegung setzenden religiösen Streitigkeiten eine erwünschte Veranlassung zu neuen Aufregungen. Der Pater Quesnel nämlich hatte im Jahre 1671 Betrachtungen über das Neue Testament geschrieben, welche im Geiste der Jansenisten abgefaßt waren und lange Zeit mit besonderer Vorliebe vom Publicum gelesen wurden. Ludwig's XIV. Beichtvater, Letellier, der als Jesuit ein geschworener Feind des Jansenismus war, vermochte den frömmelnden alten König leicht zu Gewaltmaßregeln gegen Quesnel, welcher auf Grund des genannten Werks damals als Oberhaupt des Jansenismus betrachtet und verbannt wurde. Noch größer war der Triumph, welchen Letellier durch die dem Papste 1713 abgedrungene antijansenistische Bulle Unigenitus feierte. So gleichgültig nun auch dem Regenten und dem Cardinalminister die religiösen Meinungsverschiedenheiten ihrer Zeit sein mochten, bekannten sie sich doch aus Gefälligkeit für den Papst für die unbedingte Annahme der von einem großen Theile des Publicums und von sämmtlichen französischen Parlamenten verworfenen Bulle Unigenitus. Claudine nahm, hierin lediglich dem Beispiele des Ministers Dubois folgend, für die Bulle Partei, und zwar dies mit der in Frankreich so gefürchteten und von dieser geistreichen Frau meisterhaft geführten Waffe des Ridicule; ja sie entwickelte in diesem Kampfe einen so leidenschaftlichen Eifer, daß sie sich eine zwar nur wenige Tage dauernde, aber ihr Ansehen durch die Palme des Märtyrerthums bedeutend mehrende Verweisung nach Orleans zuzog.

Um diese Zeit trübte ein wahrhaft tragisches Ereigniß den immer heitern Himmel, an welchem Claudinens Glücksstern bisher ungestört seine strahlenden Bahnen gezogen. Ein gewisser La Fresnaye, welchem die Memoiren der Zeit den Titel eines der Liebhaber der Frau v. Tencin beilegen, und von dem wenigstens feststeht, daß er mit derselben mehre Jahre in naher Verbindung stand und ihre financiellen Angelegenheiten leitete, trat am 7. April 1726, wie der Marschall Villars sagt: „perdu de dettes, d'amour, de jalousie et de toute la fureur que les plus grands désordres peuvent mettre dans l'ésprit" bei seiner Freundin ein. Unter dem Vorwande, einen Brief schreiben zu wollen, zog La Fresnaye sich in ein an das Empfangszimmer Claudinens anstoßendes Cabinet zurück; wenige Augenblicke später fiel ein Pistolenschuß, und der Hausfreund der Tencin ward in seinem Blute schwimmend entseelt gefunden. Auf Grund dieses Vorfalls, welcher ganz das Ansehen eines Mordes hatte, ward eine Untersuchung gegen die Frau v. Tencin eingeleitet und diese in das Châtelet, das damalige Criminalgefängniß, eingeschlossen und von da sogar in die Bastille geführt. Die in Folge des gerichtlichen Verfahrens erkannte Unschuld der Angeklagten gab diese bald der Freiheit zurück, jenes blutige Ereigniß aber schien eine moralische Umwälzung in der bisher in alle Intriguen der Gesellschaft verwickelten Frau hervorgerufen zu haben. Vielleicht benutzte Claudine v. Tencin auch nur diese Veranlassung, von welcher die Welt zum Vortheile der Betheiligten voraussetzen konnte, daß sie auf diese einen großen Eindruck hervorgebracht, um eine ihr durch Selbstkenntniß gerathene Veränderung in ihrer Lebensweise zu motiviren. Claudine war damals 46 Jahre alt, und obgleich noch immer schön zu nennen, fing sie doch wahrscheinlich bereits an, die Spuren der Alles verwüstenden Zeit an ihren Reizen wahrzunehmen und die Nothwendigkeit der Errichtung einer neuen Art der Herrschaft für sich zu fühlen; auch mochte nach einem so bewegten Leben sich mit zunehmendem Alter wol das Bedürfniß der Ruhe bei ihr geltend machen. So begann sie denn die Laufbahn, welche eigentlich ihrem Namen einen Platz in diesen Blättern anweist.

Claudine war reich, und sie öffnete ihr Haus jetzt allen literarisch und artistisch berühmten Personen des 18. Jahrhunderts, ein Hofstaat, welcher den unvergänglichern Eigenschaften dieser an Weihrauch gewöhnten Gottheit neue Huldigungen darbringen konnte. In den Zusammenkünften der gelehrten Welt bei der Marquise v. Tencin, in welchen Montesquieu, Marivaux, Piron, Duclos und viele Andere gewöhnliche Gäste waren, führte der ehrwürdige Fontenelle den Vorsitz. Nur Eine Zierde fehlte später diesen Cirkeln, d'Alembert, welcher sich durch seine Vorrede zu der „Encyclopédie" als einen der größten Geister des Jahrhunderts angekündigt hatte, d'Alembert, den seine Mutter jetzt aus demselben Gefühle des Stolzes zu sich rief, aus dem sie früher ihn als hülfloses Kind von sich gestoßen. Der Philosoph aber soll auf die Anträge einer Annäherung, welche Frau v. Tencin ihm machte, geantwortet haben: „Madame, je n'ai pas d'autre mère que la vitrière qui m'a nourri." Und d'Alembert bewies durch die That, daß diese Worte seine Überzeugung waren, indem er die ihm von verschiedenen Höfen und Akademien gemachten glänzenden Anerbietungen von der Hand wies und 30 Jahre seines Lebens an der Seite seiner Adoptivmutter hinbrachte.

Claudine v. Tencin gehörte zu jenen außerordentlichen Menschen, welche in dem Erkennen des Großen und Ausgezeichneten der Menge vorangehen und ihrer Beistimmung nicht bedürfen. Montesquieu's unsterbliches Werk „Esprit des lois" war erschienen und hatte wenig Anklang gefunden; Frau v. Tencin gab das Signal zu dem Beifall, welchen dasselbe später erhalten sollte, indem sie eine Menge Exemplare des Buches nahm und es ihren zahlreichen Freunden dringend empfahl. Die ihren Ehrgeiz jetzt auf die Beschützung der Künste und Wissenschaften beschränkende Frau nannte in etwas derben Ausdrücken die sich um sie sammelnden Literatoren des Tages scherzhafter Weise: „sa menagerie" oder „ses bêtes", welchen sie zweimal wöchentlich, wo offene Tafel bei ihr war, zu „grasen" gab, auch zum Neujahrsgeschenke zwei Ellen Sammet zu ein Paar Hosen verehrte.

Es ist wahr, daß der geistreiche, zuweilen etwas zotenhafte Piron auf die obigen, ihm und seinen Collegen von ihrer Beschützerin ertheilten Ehrentitel mit nicht minderer Freiheit in der Wahl der Mittel zu antworten wußte. So schenkte er der Gefeierten eines Tages — eine „chaise percée", die von einem Gedichte begleitet war, aus welchem wir beispielsweise nur einige Verse entlehnen.

Nachdem der Poet auf die galanteste Weise die glänzenden Eigenschaften der Empfängerin seines Angebindes hervorgehoben, schließt er folgendermaßen:

> Je voudrais bien en vérité
> Ne vous pas moins offrir qu'un trône.
>
> . . . .
>
> A l'aise, d'un oeil équitable,
> Là vous jugerez sans appel
> Les vers de Messieurs tel et tel.

Gardez les bons par privilége
Et pour ceux dont vous direz: fi!
Laissez-les, en quittant le siège,
Où vous aurez trouvé ceux-ci.

Frau v. Tencin blieb indessen nicht blos Richterin in dem literarischen Treiben, das sich um sie regte; sie hat mehre Werke hinterlassen, welche nicht blos zu ihrer Zeit Aufsehen gemacht haben, sondern auch noch heute unsere ganze Aufmerksamkeit verdienen. Ihr Roman „Le comte de Comminges“ schildert auf rührende Weise und mit einer Wärme und Wahrheit, welche die Schriftstellerin wahrscheinlich den Erfahrungen ihres eigenen Lebens entlieh, den Kampf der Liebe gegen materielle Hindernisse sowie gegen die Schranken, welche die Tugend dieser Leidenschaft entgegenstellt, und wenn Laharpe diese Erzählung das Gegenstück zu der „Princesse de Clève“, einem Roman der durch ihren Geist und ihre Bildung so berühmten Gräfin Lafayette, nennt, so ist diese Zusammenstellung beider Werke gewiß allein eine sehr günstige Kritik für das erstere. „Le siège de Calais“ hatte nicht weniger Erfolg als „Le comte de Comminges“ und zeichnet sich vor diesem durch noch größere Lebhaftigkeit in Schilderung der Situationen und Charaktere aus. „Les malheurs de l'amour“ endlich werden sicherlich noch heute wie zur Zeit ihres Erscheinens den Einfluß, den sie auf den gefühlvollen Leser auszuüben geeignet sind, durch die ihm entlockten Thränen bekunden. „Les anecdotes de la cour d'Edouard II roi d'Angleterre“ sind von der Verfasserin nicht beendigt und durch die bekannte Schriftstellerin Madame Elie v. Beaumont fortgesetzt worden. Die Kritik hat die thätige Mitwirkung, wenn nicht die ungetheilte Autorschaft des Grafen d'Argental, des Neffen der Frau v. Tencin, in diesem letztern Werke erkennen wollen; wahr ist es, daß in diesem weniger als in den früher genannten Arbeiten die Züge einer weiblichen Feder der Marquise v. Tencin ein unbestrittenes Eigenthumsrecht zu sichern scheinen. Eine Sammlung von Briefen, welche in den Jahren 1743 und 1744 zwischen der Verfasserin des „Comte de Comminges“ und dem Herzoge von Richelieu gewechselt wurden, enthüllen uns die Gemüthsstimmung, mit welcher die einst so thätig in den Gang der Angelegenheiten der Gesellschaft und des Staats eingreifende Frau ihre philosophische Zurückgezogenheit mehr ertrug, als daß sie in derselben vollständige Befriedigung gefunden hätte. Ein anderer Briefwechsel: „Correspondance du Cardinal de Tencin et de la Marquise de Tencin, sa soeur“, der im Jahre 1790 erschien, ist wahrscheinlich untergeschoben.

Das Alter sollte endlich auch eine Organisation, deren vollkommene Harmonie ihm so lange getrotzt hatte, zerstörend berühren. Eine Brustwassersucht verbot der außerordentlichen Frau, gegen das Ende ihres Lebens selbst den Beschäftigungen und Genüssen sich hinzugeben, mit denen sie sich bisher über den Abschied von der Welt zu trösten gesucht hatte; sie durfte nach dem Willen der Ärzte nicht mehr in ihrem Salon erscheinen, um an den Kämpfen des Geistes und Witzes Theil zu nehmen, welche die besten Köpfe des Jahrhunderts sich dort lieferten. Nur zuweilen gestattete ihr Zustand ihr, die unerträgliche Langweile des ihr auferlegten Gesetzes der Stummheit und Einsamkeit durch eine Partie L'Hombre zu unterbrechen.

Am 4. Dec. 1749 endlich hatte die Krankheit den höchsten Grad ihrer Stärke erreicht und die Lebenskraft der Leidenden sollte dem unversöhnlichen Feinde erliegen. Nicht durch den Wunsch der Sterbenden herbeigerufen, sondern durch die Familie derselben entsendet, erschien ein Priester mit den Tröstungen der Religion an dem Bette der von der Erde Scheidenden. „Mein Vater“, sagte Claudine mit schwacher Stimme, „ich bin jung und hübsch gewesen; es ist mir oft gesagt worden, und ich habe die Schwäche gehabt, es stets zu glauben; nun richten Sie und versagen Sie mir Ihren Segen nicht!“ Das waren die letzten Worte der Marquise v. Tencin, Worte, nach welchen sie im Schoose einer Philosophie starb, die während ihres ganzen Lebens ihre Richtschnur gewesen war.

W. v. R.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Französische Bearbeitung des „Schwabenspiegel“.

In einigen Theilen der Schweiz entfaltet sich unter zum Theil sehr ungünstigen Verhältnissen im Ganzen ein immer regeres wissenschaftliches Leben. Wir haben seit einiger Zeit wiederholt Gelegenheit gehabt, auf verschiedene Erzeugnisse der schweizer Presse aufmerksam zu machen, und sehen uns veranlaßt, jetzt wieder eine Arbeit hervorzuheben, deren wissenschaftlicher Werth für die Gelehrtenwelt im Allgemeinen, für Deutschland aber noch im Besondern unbestreitbar ist. Wir meinen eine gediegene Ausgabe des unter dem Namen des „Schwabenspiegel“ bekannten Gesetzbuchs in einer alten französischen Bearbeitung, die in der Bibliothek zu Bern aufbewahrt wird. Ihr Titel lautet: „Le miroir de Souabe d'après le manuscrit français de la bibliothèque de la ville de Berne“, herausgegeben von G. A. Matile (Neufchatel). Hr. Matile ist Prof. an der Akademie zu Neufchatel und hat sich bereits durch gehaltreiche Arbeiten, die meistens auf die Rechtsgeschichte Bezug haben, vortheilhaft bekannt gemacht. Gegenwärtig ist derselbe, wie wir hören, mit wichtigen Studien über das burgundische Recht und einer umfassenden Sammlung aller hierauf bezüglichen Quellen beschäftigt. Mit Recht ist die ältere französische Übersetzung des rein germanischen Rechtsbuches in jeder Beziehung eine merkwürdige Erscheinung. Nicht ohne Grund scheint uns der gelehrte Herausgeber anzunehmen, daß diese Arbeit aus einem praktischen Bedürfniß hervorgegangen sein muß. Das Manuscript, dessen Veröffentlichung man Hrn. Matile verdankt, dürfte zum Gebrauch in einem zum Deutschen Reiche gehörigen Gebiete verfaßt sein, wo das Französische die herrschende Sprache war. Der Herausgeber stellt nun, um dies näher zu ermitteln, sehr erschöpfende Untersuchungen über die Scheidelinie des germanischen und romanischen Elements an und beweist, daß in dem Länderstriche, welcher Freiburg, die Grafschaften Neufchatel, Montbeliard und Ferrette, das Bisthum Basel und Lothringen in sich begreift, Französisch geredet wurde. Diese verdienstlichen Forschungen sind gerade jetzt, wo man die Grenzen der deutschen Sprache in allen Einzelheiten zu verfolgen bemüht ist und wo man sich auch wol gern das Verhältniß des germanischen und romanischen Elements in frühern Zeiten anschaulich macht, von ganz besonderm Interesse.

Die Philosophie und die Bibel.

Seit den Gnostikern bis auf Schelling sind unzählige Versuche gemacht worden, die positive Lehre des Christenthums, wie sie sich in der Heiligen Schrift gestaltet hat, mit der eigentlichen Philosophie in Einklang zu bringen. Auch Frankreich hat viele Gelehrte aufzuweisen, die sich dieser Mühe mit Begeisterung unterzogen haben. Indessen wagen wir nicht zu behaupten, daß sie in ihrem Streben, Bibel und Philosophie als identisch hinzustellen, besonders glücklich gewesen sind. Entweder nämlich artete die christliche Lehre unter der Hand der Philosophie zur mittelalterlichen Scholastik aus, oder die Philosophie wurde eine bloße Dienerin der Bibel. Der Mann, der sich des schwierigen Amtes dieser Vermittelung auf eine genügende Weise entledigen soll, muß erst noch erstehen. Auch der Abbé F. B. Clément befriedigt in seiner soeben erschienenen „Philosophie sociale de la Bible“ (2 Bde.) die Anfoderungen, welche man an eine solche Arbeit zu stellen berechtigt ist, keineswegs. Den guten Willen wollen wir dem Verf. nicht absprechen; aber so viel ist gewiß, daß Clément weit entfernt ist, auf der Höhe der Wissenschaft zu stehen. Es ist noch nicht genug, daß man, um Anspruch auf den Namen eines Philosophen machen zu können, die Miene der unerschütterlichsten Überzeugung annehme. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 74. —— 15. März 1845.

Werke zur Kunde des Orients.

(Fortsetzung aus Nr. 73.)

An manchen Orten fand Wellsted nicht so großes Zutrauen als unter den bisher erwähnten Beduinen. Bei einem Dorfe bezeigten die Einwohner darüber, daß er ihre Felder besah, so großes Misfallen, daß er genöthigt war, sich zurückzuziehen. In einer Stadt machte sich einmal der Pöbel lustig. Er erzählt:

In Ibra sammelte sich, als wir durch die Stadt zogen, ein Haufe von Landstreichern, die, von sämmtlichen Kindern unterstützt, hinter uns her schrien. Auch wurden einige Steine geworfen, wovon der eine meinen Arm traf. Da wandte ich mich an eine Gruppe alter Männer und fragte sie, ob dies wirklich eine Stadt sei, die dem Sejjid Said gehöre? Sie machten einen Versuch, sich ins Mittel zu schlagen, aber ich sah deutlich, daß ihnen der Tumult eher gefiel als misfiel. Endlich war ich doch in ernstlicher Besorgniß wegen meiner Leute, die mir in einiger Entfernung folgten, und wandte mich um nach ihnen; da fürchteten die Einwohner, ich möchte von meinen Schießgewehren Gebrauch machen, und liefen nach allen Seiten davon. Beunruhigungen dieser Art hat der Reisende im Orient sehr zu fürchten, weil dort der Pöbel, wenn er einmal aufgestanden ist, schnell zu Gewaltthätigkeiten schreitet. Doch muß ich bemerken, daß dies der einzige Ort im Gebiete des Imâm war, wo ich nicht mit der gehörigen Achtung behandelt wurde, und auch hier wäre es wol kaum zu den Excessen gekommen, wenn der Schech zugegen gewesen wäre.

Im Allgemeinen fand Wellsted überall die bereitwilligste Gastfreundschaft. Einmal traf er auf einige Hirten, die anfangs beim Anblick der Fremden nicht wenig bestürzt waren; aber ein paar Worte seines Führers beruhigten sie, und Wellsted erhielt eine Einladung zu ihrem Mittagsmahl, das aus Datteln und Milch bestand. Nach beendigter Mahlzeit nöthigten ihn die Hirten zu einem Besuch in ihren Hütten, die in einer kleinen Vertiefung am Rande eines fließenden Wassers lagen. Sie waren kreisförmig, die Mauern von losen Steinen und die Dächer mit einer Art Schilf bedeckt; das Innere war weder geräumig noch bequem. Wellsted erzählt:

Kaum hatte ich mich in einer dieser Wohnungen auf einer über den Boden gebreiteten Thierhaut niedergelassen, als ein paar junge und recht artige Frauenzimmer eintraten, die mir einen großen Napf mit Milch brachten. Ohne Complimente nahm ich einen langen Zug. Aber nein, das war nicht genug. „Ist sie schlecht? — Versuche noch einmal! Und noch einmal!" Vergebens pries ich die Milch himmelhoch. Ich durfte nicht aufhören, bis ich mich zum Ersticken vollgetrunken und beim Barte des Propheten geschworen, daß ich nicht mehr könne. Dann waren sie zufrieden, und wir wurden mittels einiger Geschenke und schönen Redensarten so gute Freunde, daß wir nur mit dem Ausdruck gegenseitigen Bedauerns voneinander schieden.

Mehr Auszüge lassen sich an diesem Orte nicht füglich geben, auch ist bei der Menge von interessanten Einzelheiten die Auswahl schwierig. Wellsted hat der Beschreibung seiner Reise durch Omân im ersten Bande einen Abschnitt unter dem Titel „Allgemeine Bemerkungen" angehängt, welcher die ganze Provinz schildert, die Physiognomie des Landes, die Bodencultur, die Naturerzeugnisse, die Behandlungsart der Arbeitsthiere, Klima, Krankheiten, Charakter der Bewohner, Religion, Gelehrsamkeit, Industrie, häusliches und geselliges Leben, Kriegsbräuche, Waffen, Kleidung, Speisen, Feste, Spiele, Regierungsverfassung, Rechtspflege, Stammverband u. s. w. Die beiden letzten Capitel des ersten Bandes enthalten die Reise nach Nakab el Hadschar im südlichen Arabien, einem zuerst von Wellsted beschriebenen Districte; dieser Abschnitt ist aus dem „Journal der Geographischen Gesellschaft zu London" wiederholt worden, worin ihn Wellsted schon 1837 hatte abdrucken lassen. Außerdem daß dadurch eine Lücke in unserer arabischen Ortskunde ausgefüllt ist, sind auch die Beschreibungen von arabischen Bauwerken, welche dieser Abschnitt enthält, noch besonders bemerkenswerth.

Die ersten Abschnitte des zweiten Bandes enthalten eine Beschreibung der Halbinsel des Sinai.

Diese Halbinsel — sagt Rödiger in der Vorrede mit vollem Recht — ist zwar häufiger bereist und beschrieben als irgend ein anderer Theil Arabiens; aber selbst nach v. Schubert's und Robinson's weitläufigern Berichten wird man die von Wellsted entworfene Skizze mit Vergnügen lesen.

Auch wegen des Folgenden darf ich nur Rödiger's Worte anführen:

Der Golf von Akaba (Cap. 7—9) hat sich wol noch nie so lange Zeit hindurch des Besuchs eines europäischen Schiffes erfreut als im J. 1833, wo Capitain Moresby mit dem Palinurus in demselben stationirte und die Abenteuer erlebte, welche Wellsted, der ihn begleitete, im zweiten Bande schildert. Auch durch diese Meeresfahrt sind viele Küstenpunkte in ein neues Licht getreten; so ist namentlich Wellsted's Beschreibung der Insel Dschesiret Far'ôn die beste und vollständigste, die wir haben. Die Digression über die Zuverlässigkeit des berühmten Reisenden Bruce, der Bericht über die Ruinen der

Handelsstadt Berenice und über Barbera auf der afrikanischen Küste haben nicht minder ihr Verdienst. In dem letzten Abschnitt über das bis jetzt so wenig gekannte südliche Arabien zunächst der Straße Bab el Mandeb bis nach Hadramaut hin, treten Aden und das Rabenschloß als anziehende Punkte hervor, jenes neuerlich durch die Engländer besetzt, dieses ein merkwürdiger alter Bau mit Inschriften.

---

2. Reisen in Kleinasien, Pontus und Armenien, nebst antiquarischen und geologischen Forschungen. Von W. J. Hamilton. Deutsch von Otto Schomburgk. Nebst Zusätzen und Berichtigungen von H. Kiepert und einem Vorworte von Karl Ritter. Zwei Bände. Mit vier Ansichten und zwei Karten. Leipzig, Weidmann. 1843. Gr. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Abermals ein Gebiet, das noch viel von einer terra incognita an sich hat. Ritter sagt in der Vorrede:

Es ist eine arge Täuschung, aus der verzerrten Darstellung der gewöhnlichen Landkarten von Kleinasien und der herkömmlichen Compendien-Geographie sich eine richtige Vorstellung von dessen Naturverhältnissen erwerben zu wollen; es ist ebenso unmöglich, aus den herkömmlichen Geschichtsbüchern sich Das zu ersetzen, was in den Geographien, auch in den besten, zu wünschen übrigbleibt. Kleinasien ist für die Wissenschaft und Kunst ein neu zu entdeckendes Land, das nur an wenigen seiner Küstenstrecken hier und da gründlicher erforscht ist, aber auch an diesen gar mancher ergänzenden Untersuchungen bedarf.

Seit einem Jahrzehnd hat sich die Forschung mehr dahin gerichtet, und „eine Fülle von Beobachtungen", wie es Ritter emphatisch ausdrückt, „steigt über diesem Anadoli, dem nächsten Morgenlande, am Horizonte des Orients hervor, welche zu den erfreulichsten Erscheinungen der Erd- und Völkerkunde gehören". Ritter sagt „am Horizonte", weil viele Forschungen der jüngsten Zeit noch nicht bekannt gemacht worden sind, so die von Texier, Laborde, Callier, v. Moltke, v. Fischer, v. Vincke, Schönborn, Loew, Kiepert u. A. Unter den neuerlich erschienenen Werken über Kleinasien sind die wichtigsten die von Ainsworth, Fellow und dem auf dem Titel genannten Hamilton. Das Werk des Letztern nennt Ritter ein solches,

welches den Leser auf ganz neu von Hamilton gebahnten Wegen an die verschiedensten Küsten wie in die centralen, bis dahin unbesuchten Gegenden der Halbinsel führt. Wir brauchen nur zu bemerken, daß er der erste Besteiger des berühmten Argäus in Kappadocien ist, daß er zuerst die Katakekaumene oder das verbrannte plutonische Gebiet Lydiens wieder entdeckte und das alte, seit Xenophon's Zeiten genannte Schmiedevolk der Chalybes in seinen Ursitzen wieder auffand, um daran zu erinnern, daß seine Wanderungen und Mühen mit dem glücklichsten Erfolge nach den verschiedensten Richtungen hin belohnt wurden. Schon aus der Einleitung des Verfassers ergibt sich die höhere Stufe der Ausbildung, die ihn befähigte die verschiedensten Zweige der Wissenschaft durch seine Beobachtungen zu bereichern und sie auf die belehrendste und unterhaltendste Weise mitzutheilen.

Die Vorrede des Verf. liefert eine ganz naive Probe von der Art, wie wohlunterrichtete und vermögliche Engländer ihre Reisen projectiren und vorbereiten. Aehnliche Bekenntnisse sind in englischen Reisewerken übrigens nicht selten. Unser Verf. erzählt:

Als ich im Frühjahr 1835 im Begriffe stand, eine Reise auf das Festland von Europa zu machen, wurde ich veranlaßt, meine Aufmerksamkeit lieber auf einige der türkischen Provinzen in Asien zu richten, die verhältnißmäßig unbekannt wären und dem Alterthumsforscher, dem Geographen und dem Geologen auf jeden Fall interessante Entdeckungen bieten würden. Ich machte demgemäß meinen Plan, der zu gleicher Zeit meine Reiselust zu befriedigen und die classischen Erinnerungen wieder zu erwecken versprach, welche mit unserer Erziehung zusammenhängen. Die folgenden drei oder vier Monate verflossen unter Vorbereitungen zu der Reise, unter Durchforschung der alten Schriftsteller und unter Übungen im Gebrauch des Sextanten und des Cirkels.

Hamilton nahm anfangs den Naturforscher Mr. Hugh E. Strickland mit, der jedoch bald nach England zurückkehrte. Hamilton sagt:

Meine Aufmerksamkeit richtete sich hauptsächlich auf die vergleichende Geographie des Landes, die Untersuchung der Ruinen und die Feststellung der Lagen durch astronomische Beobachtungen.

Hamilton fand bald, daß die Karten des Landes im höchsten Grade ungenau, ja unbrauchbar waren. Er ließ es sich nun angelegen sein, die Stunden, Entfernungen und Richtungen sorgfältig in sein Tagebuch einzutragen, und stellte zahlreiche astronomische Breitenbeobachtungen an. Er hielt außer seinem Tagebuch ein Itinerarium und führte die genaue Ausfüllung desselben mit sehr wenigen Ausnahmen pünktlich durch, indem er die Zeit der Abreise und, mit dem Compaß in der Hand, die Richtung des Weges, sowie jede Veränderung desselben, bisweilen 20 oder 25 Mal in der Stunde anmerkte und seinen Beobachtungen über die natürliche Structur des Landes sodann beifügte. Aus diesen Materialien brachte Hamilton nach seiner Heimkehr mit Hülfe seines Bruders, des Commodore H. G. Hamilton, die Karte von Kleinasien zu Stande, welche dem zweiten Bande seiner Reise beigegeben ist. Eine kleinere Karte über einen Theil von Armenien ziert den ersten Band. Von Konstantinopel aus ging Hamilton zuerst an der Küste des Marmormeers hinab nach Moudaniah und von da nach Brusa in Bithynien, in Phrygien (nach Azani) und dann durch Lydien nach Smyrna und zurück nach Konstantinopel. Die zweite Reise von dort aus machte er nach Trebisond, von Trebisond jetzt hinunter ins Armenische, nach Erzerum und wieder nach Trebisond zurück, sodann westwärts die Küste des alten Pontus entlang bis nach Oenoe, hierauf weiter die paphlagonische Küste hinauf und von Sinope aus landeinwärts. Er suchte die Vereinigung des Iris und Lycus auf, ging nach Niksar (dem alten Neocäsarea) in Pontus, dann nach Galatien (Ancyra, Amorium), Phrygien (Antiochia ad Pisidum, Fluß Mäander, Colossä, Laodicea) und nach Karien, von wo er sich zurück nach Smyrna begab. So weit der erste Band. Von Smyrna aus befährt Hamilton die ionische Küste (Erythräa, Theos, Ephesus, Samos), hierauf die karische (Halikarnassus, Rhodus, Lindus u. s. w.) und geht dann wieder nach Konstantinopel. Abermals reist er nach Moudaniah und von da hinab in die Katakekaumene, dann durch Phrygien nach Kappadocien, und kehrt durch Lycaonien, Isaurien u. s. w. zur Küste zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Die Religion der Zukunft. Dargestellt in einem wissenschaftlichen Briefwechsel zweier Freunde. Bonn, König. 1844. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gerade um dieselbe Zeit, da in der preußischen Rheinprovinz, in der alten Stadt Trier, ein Schauspiel des mittelalterlichsten Katholicismus aufgeführt wurde, erschien ganz in der Nähe, in Bonn am Rhein, die oben angezeigte Schrift: „Die Religion der Zukunft." Der Herausgeber sagt selbst, daß man versucht sein könnte, anzunehmen, daß hier nicht der Zufall obwalte, sondern daß irgend eine geheime Verbindung oder Wechselwirkung zwischen dem Erscheinen der vorliegenden Schrift und den Wallfahrten der Tausende von Andächtigen nach Trier stattfinde, versichert aber, daß dieses durchaus nicht der Fall sei. Die vorliegende Schrift will keine durchaus neue, eine neue positive Religion verkünden, es ist auch nicht die Art und Weise, eine neue Religion zu verkünden, wenn zwei Freunde, wie hier, darüber einen Briefwechsel in wissenschaftlicher Sprache halten, was etwa von dem Buchstaben des biblischen, von den Satzungen und Gebräuchen des kirchlichen Christenthums den zersetzenden und auflösenden Einflüssen des Zeitgeistes Widerstand zu bieten im Stande sei, was sich auch in der Zukunft vor der Kritik bewähren dürfte. Auch die Religion der beiden Briefschreiber, Theodor und Ferdinand, ist auf dem Stamme des Christenthums erwachsen, so gut wie der Glaube Derer, die in Trier Christi Kleid verehrten, aber sie leugnen selbst nicht, daß, wie schon das protestantische Dogma im Laufe der Zeit weit von der Bahn des mittelalterlichen, des Christenthums der Urzeit abgewichen ist, ihr Bekenntniß noch weiter von demselben entfernt liegt. Nichtsdestoweniger aber würde ihnen ein Unrecht geschehen, wenn man sie für Das halten wollte, was man jetzt radical zu nennen pflegt. Sie wollen die Religion nicht aus dem Herzen der Menschen herausreißen, wie Kritiker und Philosophen der Gegenwart es versuchen, die Religion liegt ihnen vielmehr sehr am Herzen, und sie möchten nicht einmal Einen in seinem Glauben irre machen, mag derselbe nun auf das Wort der Priester oder auf den Bibelbuchstaben schwören. Der Leser wird übrigens sehr bald bemerken, daß es unmöglich ist, sich ganz und gar auf die Seite des Einen oder des Andern der beiden Schreibenden zu stellen, sie geben ihre Ansichten und Behauptungen nicht als Axiome, als unwiderlegliche Lehrsätze; sie stellen Probleme, werfen Fragen auf, beurtheilen, widerlegen sich einer den Andern, sind selbst nicht immer consequent, berichtigen sich, nehmen ihre Behauptungen zurück oder schränken sie ein. Was die innerste Überzeugung des Herausgebers selbst sei, das mag, nach seinem Wunsche, der Verständige zwischen den Zeilen herauslesen, nur das Eine bemerkt er in seinem Namen, wie er nämlich überzeugt zu sein glaubt, daß selbst das Christenthum Derer, die sich vorzugsweise die „Gläubigen" nennen, nicht nur von dem kirchlichen Christenthum einer frühern Zeit, sondern auch von dem biblischen Christenthume gänzlich verschieden ist, mögen sie sich auch immer dem Wahne hingeben, daß sie mit der Bibel im Einklang, mit dem Christenthum der symbolischen Bücher oder der Dogmatik des 17. Jahrhunderts im besten Vernehmen seien. Ist aber selbst das Christenthum der sogenannten Gläubigen gegenwärtig ein ganz anderes als z. B. das Johanneische, das Paulinische oder das Christenthum der Synoptiker und urchristlichen Gemeinden: wie sollten denn die Briefsteller nicht darauf das Recht begründen, das christliche Princip auch in ihrer Weise zu fassen und zu gestalten, selbst auf die Gefahr hin, daß ein Verdammungsurtheil über ihre Grundsätze ausgesprochen werde?

Der Hauptfehler des Buches ist eben in dem Princip zu suchen, welches es aufstellt, in dem Princip einer Vermittelung, wo eine solche durchaus nicht mehr möglich, wo die Gegensätze sich so gänzlich fremd geworden. Der Grund des Buches ist als die Idee eines philosophischen Christenthums, einer christlichen Ethik zu bezeichnen, aber es ist sehr schwer, von diesem philosophischen Christenthum eine deutliche Vorstellung zu erlangen. Schon Strauß, nachdem er in seinem „Leben Jesu" die historischen Elemente des Christenthums aufgelöst und in seiner „Schlußabhandlung" die Idee des Gottmenschen auf den Gattungsbegriff der Menschheit angewendet hatte, suchte in einer ähnlichen Bestrebung das Bleibende und Unvergängliche des Christenthums von dem der Zeit Angehörenden zu sondern. Die Ausscheidung des Ideellen vom Historischen, die Abstraction von den geschichtlichen Hüllen des Christenthums läuft aber immer wieder auf eine Art von Vermittelung des Historischgegebenen mit dem Begriff, auf eine Combination des Concreten und Positiven mit dem Abstracten und Speculativen hinaus. Wie aber diese Combination und Vermittelung, mag auch die Theologie als Wissenschaft auf dieser Grundlage beruhen, etwas Bleibendes und Dauerndes, eine Religion der Zukunft in der Art schaffen könne, daß diese eine Autorität würde und im Stande wäre, der neuen Weltanschauung, der sittlichen Praxis zur Grundlage zu dienen, das ist nicht leicht zu begreifen.

Ganz abgesehen davon, daß die Denkenden und Philosophischgebildeten über Das, was der Kern des Christenthums sei, keineswegs gleicher Meinung sind, so ist auch Kern und Schale so sehr ineinander verwachsen, daß das Eine ohne das Andere nicht wohl aufgegeben und festgehalten werden kann. Was der Eine aus dem christlichen Glauben ausscheiden und entfernen möchte, das wird ein großer Theil hartnäckig festhalten, in der Meinung, daß gerade Dieses nothwendig sei. Wird dann aber auch zugegeben, daß man auf die eigensinnigen Bekenner und Vertheidiger der Symbole und Buchstaben des Christenthums keine Rücksichten zu nehmen braucht, so ist doch wohl zu erwägen, daß ein Mann wie Schleiermacher, ein so hoher Denker, mit seinem Versuche, den Kern des christlichen Bekenntnisses mit den Anfoderungen des modernen Verstandes in Einklang zu bringen, nicht durchgedrungen ist, daß er nicht nur von Seiten der Symbol- und Bibelgläubigen, sondern auch von Seiten der Rationalisten und speculativen Theologen auf einen entschiedenen Widerspruch stieß. Und doch ist zu vermuthen, daß die vorliegende Schrift noch einen Schritt weiter zu gehen gedenkt als Schleiermacher. Wenn dieser durch das Dogma von der Person des Erlösers doch noch immer mit dem kirchlichen Glauben und Bekenntniß fest zusammenhängt, so ist zu vermuthen, daß die Theorie dieses Buches auch die letzten Fäden, wodurch das moderne Christenthum Schleiermacher's mit dem kirchlichen System noch zusammenhängt, durchschneiden würde, und daß am Ende nichts Anderes übrig bliebe, als einige abstracte Ideale und speculative Ideen in der Form von Anschauungen und Vorstellungen, die dann der Philosophie zur Beute werden. Es fragt sich, ob man dann nicht besser thue, sich zur Philosophie zu bekennen und die Kirche sich selbst zu überlassen, als ein Ehebündniß zwischen der Philosophie und dem Christenthume zu stiften, das beiden Theilen auf die Dauer unmöglich zum Frieden dienen kann.

Eine Vermittlung zwischen dem Glauben und Wissen, zwischen der Philosophie und dem Christenthume bringt kein Heil. Der Glaube verlangt etwas Positives, Handgreifliches, einen historischen Grund und Boden, das Wissen will nur auf sich selbst ruhen. Die Gläubigen, wenn du dich auf die Seite des Christenthums stellst, werden dir immer ganz einfach mit der Frage nahe rücken: Hältst du Jesum von Nazareth, dieses geschichtliche Individuum, für den Erlöser, insbesondere für deinen Erlöser? Oder glaubst du eines solchen persönlichen Erlösers nicht zu bedürfen? Wer noch irgendwie an der Persönlichkeit des Erlösers festhält, wer den Glauben, die Autorität noch nicht aufgeben kann, der gehört auch noch der Kirche an. Schleiermacher hat zwar alle äußere Autorität, insofern sie auf eine übernatürliche Offenbarung, auf eine heilige Geschichte oder auf den Buchstaben der Bibel gegründet wird, dialektisch aufgelöst; nur an der Person des Erlösers hält er

noch fest; auf einem Umwege durch das fromme Selbstbewußtsein kehrt er zum Glauben zurück, und dadurch eben, wenn auch die strengen Bibel- und Symbolgläubigen ihm seine Christlichkeit streitig machen, durch den Glauben an die Urbildlichkeit und Unsündlichkeit Jesu steht er noch im Zusammenhange mit der Kirche. Dies ist aber gerade in wissenschaftlicher Hinsicht der schwächste Punkt in seiner Dogmatik. Zwar ist sein Christus nicht der Christus der alten Kirchenlehre, aber er construirt ihn nichtsdestoweniger aus Glaubenselementen; sein Erlöser ist auch nicht eigentlich der historische Jesus von Nazareth der drei ersten Evangelien, sondern eher der Johanneische Christus, in dem das Wort Fleisch geworden, aber eben als solcher eine Wundererscheinung, ein supernaturalistisches Element inmitten der modernen Verstandeswelt, in welcher Schleiermacher sich in seiner Glaubenslehre bewegt. Ist nun auch der Schleiermacher'sche Christus eine sehr ideale Gestalt, so wird doch nicht die Idee als solche, sondern die Persönlichkeit des Erlösers hier als das erlösende Moment gefaßt. Der Philosoph aber, wie hoch er auch die Wirkungen einer hervorragenden Persönlichkeit anschlagen mag, wird dennoch der endlichen und beschränkten Persönlichkeit eines Menschen als solchen nicht eine eigentlich erlösende Kraft beilegen; sondern wenn er einmal den religiösen Begriff der Erlösung wissenschaftlich zu fassen und zu begründen suchte, so ist für ihn eben die Idee das erlösende Princip, die Idee der Gottmenschheit, mag auch diese Idee im Nazarener zuerst aufgegangen und zum Bewußtsein gekommen sein.

Die Religion ist eine praktische Richtung des Gemüths, die sich nicht blos in Begriffen und Vorstellungen bewegt, sondern auch auf Bethätigung des Inhalts ausgeht; die Philosophie aber, auch die praktisch-ethische, hat im Grunde mit der Praxis nichts zu thun, sie kann das philosophirende Individuum wol zur Praxis hinführen, allein sie ist nicht selbst unmittelbar eine Praxis, wie die Religion, sondern sie ist und bleibt eben Wissenschaft, auch wenn sie die praktischen Principien theoretisch begründet und in ihrer Anwendung auf das Leben auseinanderlegt.

Die Philosophie interessirt sich allerdings für die Religion, aber sie kann nicht Religion werden, ohne eben aufzuhören Philosophie zu sein. Sie interessirt sich für die Religion auch insofern, als die Religion Vorstellungen und Begriffe enthält, die sie kritisch zu zersetzen und auf ihren wahren Gehalt zurückzuführen bemüht ist. So hat die Philosophie sehr häufig von der Religion ihren Anfangspunkt genommen, die Vorstellungen der Religion haben ihr als Material gedient, woraus sie ihren Begriffsbau, woraus sie den Tempel der reinen Vernunft aufgeführt hat. Aber die Dialektik, die speculative Methode läßt das Material nicht, wie sie es vorfindet, sondern sie zersetzt und löst alles Stoffartige auf zur Durchsichtigkeit des Begriffs. Die Philosophie als solche kann also den Trieb und das Bedürfniß nicht in sich haben, die Durchsichtigkeit des Begriffs wieder in mehr oder minder trübe Form der Vorstellungen zurückzuverwandeln. Die Philosophie hat eben nur ein theoretisches, die Religion aber ein praktisches Interesse. Aus alle Dem geht hervor, daß in einer religiösen Philosophie oder in einem philosophischen Christenthum die Religion der Zukunft nicht wird gefunden werden können. Überhaupt ist es wenig ersprießlich, eine subjective Meinung von der Religion der Zukunft festzustellen, da es die objective Aufgabe des Geistes ist, aus den Bewegungen der Gegenwart ein Resultat hervorzuarbeiten, welches wir vielleicht noch kaum vermuthen können, die Aufgabe des Subjects aber ist es, sich an den Bewegungen der Zeit zu betheiligen und sich eben dadurch für die Zukunft zu rüsten, mag diese nun religiös oder philosophisch sein. 28.

Literarische Notizen aus England.

Viel Aufsehen erregt in England folgende Schrift: „The life, progresses, and rebellion of James Duke of Monmouth, on to his capture and execution, with a full account of the bloody assize, and copious biographical notices", von George Roberts (2 Bde., London 1845). Und das Buch verdient Beachtung. Es bringt eine Masse von Thatsachen und Einzelheiten in Bezug auf eine denkwürdige Periode der englischen Geschichte, wie sie bisher mit solchem Fleiße nie vereinigt worden sind. Nur ist der Stil nichts weniger als elegant und die Erzählungsweise nichts weniger als historisch, oder vielmehr fehlt es an eigentlicher Erzählung, indem das Ganze fast blos in Aufzählung isolirter Ereignisse besteht, was allerdings, wenn der Leser es sich zu ordnen weiß, ihm ein treues und gutes Zeitbild, viel Unterhaltung und manche Belehrung gewährt. In Betreff des Herzogs von Monmouth erschöpft das Buch wol Alles, was über seine Kindheit, seine Erziehung, seinen Charakter, seine Intriguen und Abenteuer, seine politischen Verbindungen, seinen Aufstand und seine Hinrichtung zu erfahren ist. Und wer auch für das rasche Unternehmen des Herzogs keine Sympathie empfindet oder nicht an die Ehrlichkeit seines Versprechens glaubt, im Fall des Gelingens eine constitutionnelle Regierung zu errichten, wird doch nicht umhin können, mit lebhafter Theilnahme seinen Schritten zu folgen und in tiefster Seele über das Verfahren der „blutigen Assise" zu schaudern, vor welcher 331 bald mehr bald weniger in den Aufstand verwickelte Personen schuldig befunden wurden und einen schmählichen Tod starben. Es kommen Barbareien an den Tag, die das Haar zu Berge treiben, und der leckerste Appetit nach dergleichen wird sich befriedigt erklären müssen. Nebenbei versöhnt das Buch mit manchen Gebrechen der Gegenwart oder macht sie wenigstens durch einen Vergleich mit damals bedeutend erträglicher. Niemand dürfte das Jetzt mit dem Sonst unter dem lustigen König Karl und seinem halsstarren Bruder vertauschen mögen. Und den Gegnern des Papismus geben die aufgerollten Thatsachen Waffen in die Hand, vor welchen die Vertheidiger sich vermuthlich schweigend zurückziehen werden. An der Glaubwürdigkeit des Ganzen hat sich noch kein Zweifler versucht.

Ein Missionswerk.

Bei dem regen Interesse, welches Deutschland an Missionsangelegenheiten bezeigt, darf der erste Band eines Werkes auf Beachtung rechnen, das auch sonst in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerth ist: „The history of the London missionary society", von William Ellis, Verf. von „Polynesian researches" (London 1845). Abgesehen von dem begründeten guten literarischen Rufe des Verf. und seiner frühern Stellung als Secretair des Londoner Missionsvereins ergibt sich seine Befähigung zu dieser Arbeit daraus, daß er selbst mehre Jahre Missionnair gewesen, in solcher Eigenschaft bald kürzer bald länger auf fast all den Inseln gelebt, deren er in seinem Werke gedenkt, und dadurch die beste Gelegenheit gehabt hat, nicht blos die dortigen Missionnaire von Person und Charakter, sondern zugleich die Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten, Gesinnungen und Gefühle der Eingeborenen kennen zu lernen. Den größern Theil des ersten Bandes füllt die Erzählung des Ursprungs und des Fortgangs der Missionsanstalten auf den Gesellschaftsinseln, wobei die neuesten Ereignisse auf Tahiti keineswegs vergessen und, wie es scheint, der Wahrheit gemäß dargestellt worden sind. Der übrige Theil beschäftigt sich mit der Geschichte der Missionen nach China, Java, Malakka und Singapur. Eine angenehme Zugabe ist der reine Stil des Verf. und, was noch besser und leider eine Seltenheit bei Werken über Religionsgegenstände, der Geist der Milde und Duldung, der seine Feder geführt hat. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 75. —— 16. März 1845.

Werke zur Kunde des Orients.

(Beschluß aus Nr. 74.)

Um üblicherweise einige Auszüge mitzutheilen, wähle ich zuerst, um mit einer Naturschilderung anzufangen, die Besteigung des Argäus in Kappadocien (Bd. 2, S. 263):

Um 8½ Uhr waren alle Vorbereitungen zum Besteigen des Argäus vollendet, und nun machten wir uns nach Everik Kieui auf, wo uns die Armenier erwarteten. Einer der Leute war ein wahres Modell dieses Gebirgsstamms: schlank und gut gebaut; Gesichtszüge, die Verstand verriethen; die Haut von der Farbe des dunkelsten Mahagoniholzes; der Bart stark, glänzend, schwarz wie Ebenholz; seine Gesichtszüge regelmäßig und ausdrucksvoll; die Nase sanft gebogen und die Augen tief schwarz und feurig. Gekleidet in die bunte malerische Tracht, die hier allgemein herrscht, trug er einen langen, reich mit Seide besetzten und durchwirkten Rock, in den eine Menge verschiedenfarbiger Stücke eingenäht waren, die auf dem Rücken eine nette Verzierung bildeten. Als wir diesen Ort hinter uns hatten, durchschnitten wir die Wallanebene westlich von dem Wege, den wir den Tag vorher gekommen waren, in beinahe nördlicher Richtung. Zum ersten Male seit 14 Tagen hüllte sich der Gipfel des Argäus, der hier Erjisch Dagh heißt, in Wolken, die sich bis unter die Schneelinie herabzogen. Die Höhe dieses Berges ist so bedeutend und so ganz ohne ein zweites Beispiel in diesem Theile der Welt, daß die Bewohner der anliegenden Landstriche nur mit Scheu und Staunen auf denselben blicken und eine Menge Sagen an ihn knüpfen. Die wichtigste Rolle bei allen diesen Sagen spielt eine ungeheure Schlange. Ein berühmter türkischer Held des Mittelalters, Batal Ghazeh mit Namen, der gegen die Byzantiner gefochten und mit allen seinen Nachbarn in Fehde gelebt hatte, war durch Zaubermittel fest gemacht, und keine Waffe vermochte ihn zu verwunden. Endlich wurde er gefangen und auf den Gipfel des Argäus gebracht, wo man ihn in einen tiefen Schacht hinabließ, aus welchem er aber mit Hülfe jener großen Schlange entfloh. Einer andern Sage zufolge kam einst ein Wanderer von Frangistan, um eine seltene Pflanze zu suchen, die einzig und allein auf dem Gipfel des Argäus wuchs und zehn Blätter um ihren Stengel, inmitten aber die Blüte hatte. Diese Blume wurde von einer riesigen Schlange gehütet, die nur eine Stunde des Tages schlief. Vergebens suchte er einige Eingeborene zu bereden, ihn dahin zu begleiten und ihm den Weg zum Gipfel zu zeigen; keiner wollte ihm folgen und deswegen trat er die Reise allein an. Als es ihm nun nicht gelang, den Drachen zu überraschen, wurde er selbst von ihm vernichtet. Die Sage fügt hinzu, daß man ihn später in ein Buch verwandelt aufgefunden, welches nach Cäsarea geschafft worden sei und von dort seinen Weg zurück nach Frangistan gefunden habe.

Zwei und eine halbe Meile von Everek erreichten wir die Basis des Berges und begannen über schwarzen Basalt denselben zu ersteigen. Als wir das erste Plateau erreichten, kamen wir an einem konischen Hügel von jüngerer Bildung vorüber, der aus Sand und Asche bestand und einen theilweise zusammengestürzten Krater zeigte, der sich über das basaltische Plateau erhob. Auf diesem zerklüfteten Boden begegneten wir nur wenigen Spuren von Cultur, ausgenommen hier und da einem kleinen Kornfelde; wilde Birnbäume waren die einzigen Bäume, die wir bemerkten. Je höher wir stiegen, um so fühlbarer wurde die Abnahme der Temperatur.... Nach 3 Uhr betraten wir eine tiefe Schlucht, die wir das Bett eines Gießbachs entlang verfolgten, bis wir den Fuß des steilsten Theils des konischen Gipfels erreichten. Um 4 Uhr überfiel uns, während wir noch die Schlucht aufwärts stiegen, ein starker Sprühregen, der uns auf dieser Höhe ziemlich durchkältete und nicht gerade in die beste Stimmung versetzte. Die Pferde und Esel, die unsere Decken und unsern Proviant für die Nacht trugen, folgten uns viel höher hinauf, als ich erwartet hatte, wiewol der Weg so steil war, daß wir selbst es schon längst vorgezogen, vom Pferde zu steigen. Um 4¾ Uhr erreichten wir das erste Schneefeld, und ich bemerkte, daß auf dieser Seite viel weniger Schnee lag als auf der gegen Cäsarea hin. Um 5¼ Uhr kamen wir bei der Spitze der Schlucht an, und sie erweiterte sich zu einem Amphitheater, das von hohen und steilen Felsen eingeschlossen war, über welche uns die Pferde nicht weiter folgen konnten. Hier sollten wir die Nacht zubringen, und ich muß gestehen, daß ich niemals ein trübseligeres Nachtlager gesehen, da uns überall nur kahle und düstere Felsen entgegenstarrten und das Auge vergebens nach einem Baume oder Busche suchte. Die düstere Einförmigkeit wurde nur durch einige riesenhafte Fragmente unterbrochen, die sich von den obern Felsen abgelöst und unter denen wir nun nach Höhlen suchten, um uns vor Wind und Wetter zu schützen. Unter einem großen Blocke legten wir, nachdem wir die Steine und das Geröll hinweggeschafft, meine Teppiche und Decken nieder; aber wiewol diese Zufluchtstätte gerade weit genug war, um eine Person aufzunehmen, so konnte sie mich doch nicht vor dem Regen schützen. Die Führer verkrochen sich in ähnliche Höhlen in meiner Nähe, während wir den Pferden und Eseln die Freiheit gaben, zu laufen wohin sie wollten. Als der Abend weiter vorschritt, wurde die Kälte immer empfindlicher, denn nach dem Barometer hatten wir eine Höhe von 9—10,000 Fuß erreicht. Da wir unterweges einige Reiser gesammelt, so zündeten wir ein Feuer an und kochten Kaffee; aber dies reichte nicht aus, um uns zu wärmen, und da uns Lichter fehlten, so hatten wir, als die Dunkelheit hereinbrach, die ein dichter Nebel noch vergrößerte, nichts Besseres zu thun als uns in unsere Mäntel und Decken zu wickeln und den Schlaf zu versuchen, um vor Sonnenaufgang den letzten Theil unserer Reise anzutreten. Das einzige Zeichen der Vegetation, das wir hier außer einigen erbärmlichen Grashalmen fanden, war eine niedrige und glatte Pflanze, die stark nach Bisam roch. Ihre große Blüte hatte viel Ähnlichkeit mit der

einer Distel, nur unterschieden sich ihre Blätter gänzlich von letzterer. Die Türken, welche mich auf dieselbe aufmerksam machten, sagten, daß dies ihr einziger Fundort sei..... Am andern Morgen (30. Juli) war die Sonne schon eine gute Weile am Horizont erschienen, ehe es mir gelang, die Leute auf die Beine zu bringen. Erst mußte Feuer gemacht und Kaffee gekocht werden, ohne den nun einmal im ganzen osmanischen Reiche nichts gethan und unternommen werden kann. Um 5½ Uhr endlich setzten wir uns in Bewegung (Hamilton und die armenischen Führer) und ließen die Türken zur Hut der Pferde und des Gepäckes zurück. ... Auf allen Seiten war der Boden ziemlich hart gefroren; als aber die Sonne höher stieg, lösten sich große Steine und Felsstücke ab, die bereits durch den Frost geborsten und zerschmolzen waren, und sowie dieselben auf die harte Schneemasse herabfielen, wälzten sie sich auch in weiten Sätzen den steilen Abhang hinab und sausten oft unmittelbar an uns vorüber, was unser Aufsteigen an einzelnen Stellen ziemlich gefährlich und gewagt machte; dies war aber auch die einzige Gefahr.... Fünf Minuten vor 8 Uhr erreichten wir die höchste zugängliche Spitze des Berges, obschon noch nicht den äußersten Culminationspunkt desselben, der sich in vollkommen perpendiculairen Wänden etwa 20—25 Fuß über uns erhob; aber diesen hätten wir nur mit Hülfe von Seilen erklimmen können, die wir nicht besaßen. Leider war die Aussicht auf die Höhen und Ebenen unter uns nicht befriedigend; zu unsern Füßen wälzte sich ein wahres Meer von Wolken und Nebelmassen hin.... Während wir uns auf dem Gipfel niedergelassen, fühlten wir nicht die mindeste Spur von Wind, wol aber hörten wir sein Sausen und Brausen unten in den Wolken und zwischen den Felsen zu unsern Füßen.... Nachdem wir etwa eine Stunde auf dem Gipfel verweilt, während welcher Zeit ich mich auf keine Weise durch die verdünnte Luft belästigt fühlte, brachen wir auf, um auf einem Felsenpaß in Westen wieder hinabzusteigen.

Die Höhe des Berges schlägt Hamilton auf 13,000 Fuß an.

Ich will hier den von Ritter in der Vorrede ebenfalls erwähnten Besuch Hamilton's bei den Schmieden in der Nähe von Önoe folgen lassen (Bd. 1, S. 256):

Kaum hatte ich (in Unieh, dem alten Önoe) ein Unterkommen gefunden, so fragte ich meinen griechischen Wirth nach den Demir Maden oder Eisenbergwerken, die ich in der Nähe zu finden hoffte, konnte aber nichts erfahren.

Zurückkehrend von dem Spaziergange nach einem benachbarten Castell findet Hamilton beim Eintritt in einen Wald drei oder vier schwarze Hütten.

Zu meinem Erstaunen hörte ich, daß es Eisenschmieden wären, und mein Berichterstatter fügte hinzu, die benachbarten Hügel wären voll von Eisenwerken. Es war ein wahres Vergnügen, so unerwartet auf die Chalybes mit ihren Bergwerken und Schmieden zu stoßen, die so ganz und gar mit den Worten des Dichters übereinstimmten; indeß es arbeitete Niemand darin, und ich konnte keine Nachricht erhalten, wie oder wo das Erz gewonnen würde.

Am folgenden Tage wiederholte Hamilton den Ausflug nach den Bergwerken. Da sein Führer selbst nicht Bescheid wußte, wurde unterweges eine Frau zu Hülfe gerufen.

Sie führte uns auf einem sich schlängelnden Wege durch dichte Waldung und verschlungenes Gestrüpp auf einen einsamen Waldplatz, wo wir uns plötzlich in Gesellschaft von zwei Leuten befanden, die im Gebüsch versteckt waren, und die nach einer langen mir unverständlichen Unterredung sich aufmachten und uns führten. Ich machte mich auf ein Abenteuer gefaßt: sie würden keine Schwierigkeit gefunden haben, mich zu berauben, wenn sie gewollt; indeß ich folgte und sie brachten mich bald zu einer rohen Schmiede und einer Hütte, die aus Ästen und Baumstämmen gebaut war. Hier breiteten sie einen Teppich aus und luden mich ein, mich niederzusetzen und an ihrem einfachen Mahle Theil zu nehmen. Ich hatte keinen Dolmetscher mitgenommen und konnte ihnen daher erst nach einiger Zeit verständlich machen, daß ich die Bergwerke zu sehen wünschte, aus denen das Eisenerz käme. Hierauf erwiderten sie, daß es dort keine Bergwerke gäbe, sondern daß das Erz sich überall auf den Hügeln unter der Oberfläche fände. Dies bewiesen sie, indem sie in der Nähe ihrer Hütte mit einer Hacke den Boden aufwühlten und kleine nierenartige Stücke sammelten, was, wie ich hörte, die gewöhnliche Form war, in der es in diesem District gefunden wird. Das Erz ist nicht sehr ergiebig, und die Bergleute müssen wie die Chalybes ein hartes mühevolles Leben führen; sie sind zugleich Kohlenbrenner für ihren eigenen Bedarf, und versetzen ihre Hütten und Schmieden in eine ergiebigere Gegend, sobald sie in ihrer unmittelbaren Nähe das Erz erschöpft und das Holz verbraucht haben. Ich hielt es für ein großes Glück, daß ich auf solche Weise diese uralten Bergleute getroffen, indem das Leben, welches sie führen, und ihre Art und Weise zu arbeiten, so genau mit der lebendigen Beschreibung übereinstimmt, die Apollonius Rhodius (Arg. II, 1002—1010) uns von den Chalybes hinterlassen hat. Es verdient vielleicht Beachtung, daß das gefundene Erz an dieser Stelle, dem Aufenthalt der ältesten in der Geschichte erwähnten oder selbst von den frühesten Sagen berührten Bergleute, gerade in einer Weise und unter Umständen vorkommt, welche am meisten geeignet sind, die Aufmerksamkeit eines rohen, unwissenden Volks auf sich zu ziehen. Das Erz wird in einer gemeinschaftlichen Schmiede geschmolzen; es gibt blos 10 Procent Metall, und um diese kleine Quantität von 180 Okas rohem Material zu gewinnen, sind 300 Okas Kohlen erforderlich. Das Gebläse des Ofens wird 24 Stunden unterhalten, während welcher die Masse fortwährend umgerührt und der Schaum und die Schlacke abgerafft werden muß, worauf sich das geschmolzene Eisen auf dem Boden befindet. Nach der Probe, welche ich sah, schien es von guter Qualität zu sein. Da ich keinen Dolmetscher bei mir hatte, machte es mir einige Schwierigkeit, auch nur diese Einzelheiten zu erfahren. Das ganze Eisen wird nach Konstantinopel geschickt, wo es von der Regierung aufgekauft und sehr begehrt wird.

Ich hatte mir im Lesen noch vieles Interessante angemerkt, wovon ich gern Auszüge mittheilte, wenn es der Raum verstattete. Ich will zum Schlusse nur noch Hamilton's Bemerkungen über die Möglichkeit einer Wiedergeburt des türkischen Reichs anführen:

Während meiner einsamen Ausflüge habe ich oft über die Zukunft der türkischen Nation nachgedacht; bisher aber zeigte sich mir die Bigoterie und Unduldsamkeit des Mohammedanismus immer als ein unüberwindliches Hinderniß ihres sittlichen und politischen Fortschrittes; denn ihre Bigoterie ist so bösartig, daß der bloße Gedanke an eine Besprechung oder an einen Zweifel über die Vorzüge oder Unfehlbarkeit des Mohammedanismus die ganze Bevölkerung in Aufruhr bringt. Man wird vielleicht sagen, daß der Mohammedanismus heutiges Tags ebenso gut reformirt werden könnte wie der Katholicismus des 15. Jahrhunderts ... aber die Zeiten haben sich geändert. Der unbändige Geist des Jahrhunderts hat überall Zweifelsucht und Unglauben ausgestreut ... und überredet das Gemüth, daß alle Religion thöricht und jede Religionslehre unnütz sei. In dieser Lage befinden sich gegenwärtig auch die Türken, und wahrscheinlich werden sie vom Mohammedanismus zum Atheismus übergehen.

Hamilton meint nämlich, die einzige Rettung für die Türken wäre noch, wenn sie zum Christenthume übergingen; aber dazu findet er keine Hoffnung, da sie, wie er sagt, überall, wo sie nicht den Mohammedanis-

mus streng und zelotisch festhalten, dem Atheismus näher sind als dem Christenthum. Im Allgemeinen schildert er sie so:

Sie sind gastfreundlich im wahrsten Sinne des Wortes, im Ganzen mildthätig, oft hochherzig; die niedere Classe ist durchgängig bieder, und dies betrachte ich als ihr größtes Verdienst, aber diese Tugend erstreckt sich nicht auf die höhern Classen, wiewol man ihrem feierlichen Wort oder Versprechen in den meisten Fällen vertrauen kann. Auf der andern Seite aber sind sie unwissend, dünkelhaft, prahlerisch, bigot, stolz ohne Gefühl für Ehre, schmiegsam ohne Bescheidenheit. Selten werden sie der Versuchung eines Geldgewinns oder dem Vortheile, den ihnen eine Lüge einbringt, widerstehen können. In Staats- und Verwaltungssachen herrscht Tyrannei und Despotismus, in der Religion Unduldsamkeit, in der fiscalischen Verwaltung Käuflichkeit und Willkür. Mit ihrer eigenen Geschichte sind sie ebenso unbekannt wie mit der anderer Völker, was selbst bei Solchen der Fall ist, die eine bessere Erziehung genossen haben, die aber durchgängig in Rücksicht ihres Charakters, ihrer Rechtschaffenheit und Ehrenhaftigkeit tief unter dem Bauer und der niedern Classe stehen. Ihre Tugenden sind die des Wilden, der freigebig ist, weil die Natur ebenso freigebig seine Bedürfnisse befriedigt, und mildthätig wegen des ungewissen Besitzes seiner Glücksgüter. So lange ein Türke arm, ist er bieder; im Amt, mit der Verwaltung öffentlicher Güter betraut, wird er zum Betrüger, zum Diebe; unterdrückt die unter ihm stehen, schmeichelt den Obern. Hiermit hängt Das zusammen, daß die Regierung alle Stellen an den Meistbietenden verkauft, mit der stillschweigenden Erlaubniß, alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anzuwenden, um wieder zu seinem Kaufgelde zu gelangen. Jeder Versuch zur Änderung dieses Systems wird an dem Einfluß des bigoten Mohammedanismus und der Furcht vor christlichen Einmischungen scheitern.

Endlich sagt Hamilton:

Die Erfahrung jedes neuen Tages bestärkte mich in meiner Ansicht, daß es für die Civilisation und den Handel weit besser sein würde, wenn anstatt der Türken die Russen im Besitze des Landes wären. Davon kann nun nicht die Rede sein; indessen ließe sich nicht ein anderes Mittel finden, sich der Türken zu entledigen? Man sollte sie auf Arabien, Syrien, Ägypten, Persien und die Tatarei beschränken. Rumelien und Konstantinopel müßte man den Griechen wieder geben, auch die Inseln und vielleicht das westliche Ufer von Kleinasien. Zwischen den mohammedanischen und europäischen Besitzungen könnte man ein armenisches Mittelreich schaffen; dieses würde Armenien, Cappadocien, Pontus, Paphlagonien, Galatien und Phrygien umfassen, und unter dem Handelsgeist und der Ausdauer der Armenier würden die großen Hülfsquellen von Kleinasien bald entwickelt und zum Nutzen der Menschheit angewandt werden.

45.

Genrebilder aus Paris im Sommer 1844 von C. G. F. Leipzig, Hirschfeld. 1845. 8. 1 Thlr.

Je bekannter jedem literarisch Gebildeten der Stoff dieses Büchleins ist, je häufiger und vielseitiger er in Zeitungsartikeln, Romanen und Reisebeschreibungen behandelt worden, desto schwieriger war die Aufgabe des Verf., ihm noch irgend ein neues Interesse abzugewinnen. Ist sie auch nicht durchgehends und umfassend gelöst, so versöhnt wenigstens die Darstellungsweise den Leser mit der Kühnheit des Unternehmens. Die Schilderung eines kurzen Ausfluges nach Paris, einfache und anspruchslose Mittheilung des hierbei persönlich Erlebten bildet den Inhalt des vorliegenden Bändchens. Der Titel ist durchaus bezeichnend: die Malerei geht nirgend über das Genre hinaus. Den lebhaft, doch ohne Prätension im Vordergrunde sich bewegenden Figuren dient das Historische nur als ferner Hintergrund, von welchem sie sich wahr und scharf ablösen. Die großen, weltbewegenden Ideen der Gegenwart ziehen zuweilen wie Wolkenzüge über die sonnenhellen Gemälde hin, ohne den heitern Eindruck, den sie auf den Beschauer machen, zu trüben. Dem Leser gegenüber nimmt der Verf. diesen seinen Standpunkt mit Selbstbewußtsein ein; S. 96 sagt er: „Obschon ich dem Leser über die verschiedenen Sehenswürdigkeiten kleine geschichtliche Notizen mittheile, so hoffe ich doch, daß er mich nicht im Verdacht hat, ich wolle ihm ein Stückchen Guide oder Handbuch vorlegen; so ist meine Anschauung nicht gemeint: ich betrachte die historischen Thatsachen wie die alten vollwichtigen Goldmünzen einer Sammlung, und alles Übrige gebe ich als kleine neue (?) Scheidemünze, welche nur dann erst Werth erhält, wenn sie der Leser einwechselt und in sich cursiren läßt."

Dies genüge zur Feststellung des allgemeinen Charakters. Von einer innern Gliederung kann bei flüchtig hingeworfenen Reisenotizen natürlich nicht besonders die Rede sein. Der Ausdruck des warmen, pulsirenden Lebens, der Bewegung, welcher es uns fühlbar macht, daß jede Schilderung, jedes Wort dem Eindrucke des Augenblicks sein Dasein verdanke, tritt hier an die Stelle einer planmäßigen Einwirkung auf den Verstand und die Phantasie des Lesers. In diesem Sinn sind einige Capitel als besonders gelungen hervorzuheben. Das Portrait der Stadt Brüssel ist treu, lebenswahr und abgerundet. Die Messagerieréise nach Paris ist lebendig und glücklich nach der Natur skizzirt. Bei der Schilderung der Ankunft in Paris sind die Farben zwar etwas stark aufgetragen, doch ist das Colorit mit Geist und Laune behandelt. Die Anspruchslosigkeit des Ganzen kommt der Rüge kleiner Irrthümer, wie der über das Altarbild in der Madeleine ist, zuvor und erlaubt es überhaupt nicht, dem bescheidenen Urtheile eines Paris Durchfliegenden besonderes Gewicht beizulegen. So dürfte, was der Verf. über den Enthusiasmus der Franzosen für Ludwig Philipp sagt, nur halb wahr sein, und es ist interessant, diesem Urtheile über den König und seine Stellung das eines andern „Zugvogels durch Frankreich", Karl Gutzkow's, gegenüberzustellen, der in seinen „Briefen aus Paris" den hier so gefeierten Mann fast lächerlich macht. Durch die leichte Darstellungsart des Verf., aus den Falten der fast flüchtig umgeworfenen Form blickt hin und wieder mit dunkelm Auge ein tieferer Ernst hervor. Einigen hingeworfenen Bemerkungen über die große pariser Industrieausstellung fühlt man es an, daß der Verf. einen unserer gährenden, kreisenden Zeit angemessenen Gedankenfonds im Hintergrunde habe, daß ihm jedoch die Voranstellung desselben nicht in dem Plane dieses Büchleins gelegen. Diese Vermuthung gerade berechtigt hier zu der Feststellung eines allgemeinen Gesichtspunktes, welchen der Verf. der „Genrebilder" verrückt hat. Wie heute jeder Denkende, der sich zu dem Niveau unserer Zeitideen hinaufgeschwungen hat, so erkennt auch C. G. F. die Unwirksamkeit politischer Revolutionen und weist dagegen auf die Nothwendigkeit einer bevorstehenden Socialreform hin. Trotzdem stellt er die verschiedenen Nationalitäten einander mit außerordentlicher Schärfe gegenüber; als ob das Endresultat der Civilisation nicht die Auflösung der Politik sei! Und doch ist das täglich bemerkbarere, von Eisenbahnen, Dampfschiffen, Telegraphen u. s. w. beförderte allmälige Ineinanderschwimmen der Nationalitäten das sicherste Zeichen von der Nothwendigkeit einer endlichen Auflösung aller politischen Verhältnisse der heutigen civilisirten Welt.

Doch stören wir durch ernste Betrachtungen den angenehmen Eindruck nicht, welchen die unbefangenen, anmuthigen Plaudereien des Verf. hervorbringen. Ungeachtet einiger Derbheit und des je zuweilen mislungenen Haschens nach Wortwitz verräth sich in jeder Zeile ein behaglicher Tourist der bonne compagnie, dessen Herz gleichwol nicht vertrocknet ist, sondern von jedem großen Gedanken, von jedem edlern Gefühle zu

schnellern Schlägen angetrieben wird. Der Leser schließt das Buch mit dem angenehmen Gefühle der Befriedigung, mit dem man sich von einer guten Mahlzeit erhebt. Wer es freilich liebt, nachdem er gegessen, mit beiden Händen auf den vollen Bauch zu schlagen und auszurufen: „Ich bin satt!" den werden diese leichten Genreskizzen ebenso wenig befriedigen als den raffinirten Gourmand, der stets — neue Genüsse braucht. 44.

Bibliographie.

An die deutschen Studenten. Von einem ihrer Commilitonen. Gedicht. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2½ Ngr.

Bähr, J. C. F., Geschichte der römischen Literatur. 3te durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. 2ter Band, die Prosa, Nachträge und Register enthaltend. Karlsruhe, Müller. Gr. 8. Beide Bände 5 Thlr.

Balzer, J. B., Preßfreiheit und Censur, mit Rücksicht auf die Trierer Wallfahrt und den doppelten Anklagezustand der schlesischen Tagespresse. Ein Wort für unsere Zeit. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 10 Ngr.

Bancroft, G., Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach der 9ten Auflage des Originals deutsch von A. Kretzschmar. 2ter Band. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Behnsch, O., Ritter und die römisch-katholische Reliquien-Verehrung. Breslau, Korn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Beleuchtung der Schrift: „Neue Ärgernisse, oder der sogenannte katholische Priester Johannes Ronge rc. von J. Hillebrand." 2te Auflage. Dortmund, Krüger. 8. 2½ Ngr.

Berends, J., Hebung der Noth der arbeitenden Classen. Ein Wort betreffend den Localverein zur Beförderung des Wohls der arbeitenden Classen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Diestel, H., Die rationelle Sprachforschung. Auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte geprüft und psychologisch begründet. Königsberg, Mangelsdorf. Gr. 8. 20 Ngr.

Dorow, W., Erlebtes aus den Jahren 1790—1827. 3ter und 4ter Theil. — A. u. d. T.: Aufzeichnungen, Actenstücke und Briefe zur Begründung historischer Wahrheit und zur Berichtigung der Memoiren aus der neuesten Zeit. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Eduard, Sechs humoristische Vorlesungen. Aachen, Wengler. 16. 7½ Ngr.

Ewald, H., Über die Ungeschichtlichkeit evangelischer Geistlichen in Deutschland. Mit einem Worte über die „evangelische Kirchenzeitung" in Berlin. Tübingen, Fues. 8. 6¼ Ngr.

Füßlein, W. L., Der evangelische Verein der Gustav-Adolph-Stiftung. Ein Wort zur Belehrung und Berichtigung, sowie zur Förderung der guten Sache. Saalfeld, Riese. 12. 3¾ Ngr.

Geschichte des Vereins für die deutsche Volksschule und zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Elberfeld, Bädeker. 8. 4 Ngr.

Die Berliner Gewerbeausstellung und die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier, mit besonderer Bezugnahme auf den Ronge'schen Brief. Ein Brief aus Berlin von einem Protestanten. 2te Auflage. Münster, Regensberg. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Görres, G., Die arme Pilgerin zum heiligen Rock und der kritische Katzenjammer. Zwei Gedichte. 2te Auflage. Koblenz, Blum. 16. 2 Ngr.

Grimm, J., Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I. den Staufer und aus seiner sowie der nächstfolgenden Zeit. Berlin, Besser. 1844. 1 Thlr. 15 Ngr.

Harkort, F., Die Vereine zur Hebung der untern Volksclassen nebst Bemerkungen über den Centralverein in Berlin. Elberfeld, Bädeker. 8. 4 Ngr.

Horvát, St. v., Urgeschichte der Slaven, oder über die Slavinen, das heißt: Prahler, vom Trojanischen Krieg bis zu den Zeiten Kaiser Justinian's I. Aus dem Ungarischen übersetzt. Pesth. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

In Sachen des guten Geschmacks wider das Berliner Publicum. (Bei Gelegenheit der Aufführung des Stückes: „Er muß aufs Land.") Berlin, Amelang. 8. 5 Ngr.

Jacob, K. G., Erinnerungsblätter an die Schlacht bei Leipzig. Zwei Vorträge, gehalten am 18. October 1842 und 18. October 1844. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Jesuiten, von einem Jesuiten (Pater A. Cahour). Aus dem Französischen von J. Alan Ammann. 2ter Theil: Prüfung geschichtlicher Thatsachen. Augsburg, Kollmann. 1844. Gr. 8. 25 Ngr.

Knapp, J. F., Einige vergleichende Rückblicke auf die Zeiten des Landgrafen Philipp des Großmüthigen von Hessen und des Großherzogs Ludewig I. von Hessen. Darmstadt, Jonghaus. 1844. Gr. 4. 3¾ Ngr.

Kobbe, T. v., Die Bremer nagelneue Inquisition. Ein Attentat gegen den Bremer Senat. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Noch einige Worte über das Ketzergericht der Bremer Pastoren. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 3¾ Ngr.

— — Schämen Sie sich Herr Pastor Toel! Eine Ermahnung. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Kurtz, H., Wenn es euch beliebt. Der Kampf mit dem Drachen. Ein Ritter- und Zaubermärchen. Zum Besten des Tristansängers und Tristankritikers Hrn. Osw. Marbach mit neu-, mittel- und althochdeutschen, aber aller Welt verständlichen Glossen. Stuttgart, Becher und Müller. 8. 11¼ Ngr.

Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. I. Ernst Friedr. Herbert, Graf von Münster. 1ste Abtheilung. 2te vermehrte Auflage. Jena, Frommann. Gr. 8. 2 Thlr.

Lisco, F. G., Mittheilungen über die im Monat November 1844 zu Berlin versammelt gewesene Provinzial-Synode der Provinz Brandenburg. Berlin, Müller. Gr. 8. 5 Ngr.

Muralt, E. v., Beiträge zur alten Literatur, oder Untersuchungen über Philo, Plinius I., Ptolemäus, Dionysius, Areopagita, Hephaestio, Porphyrius, Basilius, Olympiodor und Theodorus Netochita. Nach St. Petersburger Handschriften nebst Copien einiger unedirten griechischen Inschriften. St. Petersburg. 1844. Gr. 8. 20 Ngr.

Politisches Rundgemälde, oder kleine Chronik des Jahres 1844. Für Leser aus allen Ständen, welche auf die Ereignisse der Zeit achten. Herausgegeben von T. Oelckers. Leipzig, Fest. Gr. 12. 12½ Ngr.

Schlitte, A., Kurze Charakteristik der parlamentarischen Beredtsamkeit Uhlich's, Pastors zu Pömmelte. Halberstadt, Lindequist und Schönrock. 8. 2½ Ngr.

Sporschil, J., Praktische Bedenken gegen den Versuch, eine sogenannte apostolisch-katholische Kirche in Deutschland zu stiften. Leipzig. Gr. 8. 5 Ngr.

Stupp, H. J., Anti-Nellessen, oder 15 Artikel gegen und für die letzten Hermesianer, abgedruckt aus der Aachener und Kölner Zeitung. Nebst einem Vorwort über die Hermesische Frage. Köln, Lengfeld. Gr. 8. 20 Ngr.

Thäter, J., Weihnachtsgabe. Nürnberg, Raw. 1844. 12. 7½ Ngr.

Über die Verehrung der Reliquien. Eine Stimme aus der evangelischen Kirche, gerichtet gegen die Predigt des Kaplan Ruland in Berlin. Berlin, Enslin. Gr. 8. 2½ Ngr.

Vogel, H., Die Philosophie des Lebens der Natur, gegenüber den bisherigen speculativen und den Natur-Philosophien. Allen wisenschaftlich Gebildeten gewidmet und mit einem Vorworte an das philosophische Publicum begleitet. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wölbling, F., Die Presbyterialverfassung mit besonderer Rücksicht auf die östlichen Provinzen des Preußischen Staats. Leipzig, Goetz. 8. 12 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 76. —— 17. März 1845.

Über altnordische Literatur.

Altnordisches Lesebuch. Aus der skandinavischen Poesie und Prosa bis zum 14. Jahrhundert zusammengestellt und mit übersichtlicher Grammatik und einem Glossar versehen von Franz Ed. Chr. Dietrich. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Altnordische ist jener Theil des germanischen Sprachenastes, der sich über die skandinavischen Reiche verbreitete und auch auf die benachbarten Inselländer der Faröer, Orkaden und Islands, selbst auf Nordschottland sich erstreckte. Im Alterthum nannte man diese gemeinsame Sprache nach den Ländern, wo sie gesprochen ward, Dönsk tunga (dänische Zunge) und Norraena oder Norraent mal (norwegische Sprache), welche letztere Bedeutung doch auch schon allgemeiner ist (nordische Sprache). Die Isländer, zumeist norwegischer Abstammung, bedienten sich selbst noch dieser Ausdrücke, bis sich im Laufe der Zeit die Abweichungen der einzelnen Dialekte so bemerklich machten, daß sie, besonders seit dem 14. Jahrhundert, die Schriftsprache vort mal (unsere Sprache) nannten, und seitdem ist es gewöhnlich geworden, jene Sprache, in welcher die dem ganzen alten Skandinavien gemeinsamen Schriftwerke geschrieben sind, die isländische zu nennen, und es kann dies auch noch für unsere Zeit um so mehr gestattet werden, da sich die altnordische Sprache noch bis heute in ihren edelsten Bestandtheilen auf Island erhalten hat, während sie sich in dem jetzigen Dänischen und Schwedischen ziemlich verworfen hat, und man hat daher unter den neunordischen Sprachen nur diese beiden letztern zu verstehen. Wenn einige ältere schwedische Gelehrte die altnordische Sprache altgothisch nennen, so ist darauf nichts zu geben, man spielte dort gern mit dem Namen Gothen und spielt dort heute noch mit demselben, weil man aus Patriotismus die Gothen und mit ihnen den Stamm der Germanen aus Schweden ausgegangen sein lassen möchte. Eine Sage ist es freilich, die schon Jornandes erzählt, aber auch nur eine Sage.

Wie unter uns Deutschen die Gesammtheit der germanischen Sprachen in Jakob Grimm ihren Bearbeiter gefunden hat, so auch jede einzelne; nur die angelsächsische und altnordische waren noch nicht in jener Weise wie das Gothische, Alt- und Mittelhochdeutsche, Altsächsische, Altfriesische von uns bearbeitet worden, daher muß man Bücher wie das vorliegende mit wahrer Freude begrüßen. Die Idee, aus der es hervorgegangen, war eine zeitgemäße und sie ist hier auf eine anerkennenswerthe Weise ausgeführt worden. Gleichwol hat mich der Wunsch des Herausgebers d. Bl., eine Recension dieses Buchs zu schreiben, in einige Verlegenheit gesetzt. Ich dachte: eine Recension in ein Blatt für literarische Unterhaltung — wie soll man das machen? Kritisiren über Einzelheiten, Angabe von Mangelndem oder Überflüssigem, Nachweisungen von manchem minder Richtigen — Das und nur Das schien mir weder unterhaltend noch belehrend für Diejenigen, welche d. Bl. lesen. Angemessener dem Zweck d. Bl. erschien es mir, wie ich es vor kurzem mit der gothischen Literatur gethan*), Einiges aus der altnordischen Literatur hier zu erzählen und dabei hin und wieder einzelne vergleichende Blicke auf das verwandte Germanen-, mehr noch das in einem Grade weiter verwandte Griechenthum zu werfen, und zuletzt mit einem Worte auf unser Buch selbst zurückzukommen.

Wie Nordin, der schwedische Bischof von Hernösand (geb. 1749, gest. 1812), nach dem Beispiele Harduin's, der Griechen und Römer Schriftwerke für unecht und erst in später Zeit von müßigen Mönchen erdacht und geschrieben ausgab: so haben — man könnte fast glauben aus Vergeltung für solchen Frevel des Skandinaviers an den damaligen Götzen der deutschen Philologie — einige, einst namhafte deutsche Gelehrte in einem Anlaufe von Hyperkritik, man möchte fast sagen Wahnwitz, die ganze Mythologie und Literatur des alten Skandinaviens entwürdigt, jene für bloße Ammen- und Spinnstubenmärchen, diese von den schalen Bewohnern dumpfer Klosterzellen gemacht erklärt. Seitdem man die Sprache, die Sitten, das Recht und den Glauben der germanischen Völker sowol von deutscher als von skandinavischer Seite tiefer und gründlicher erforscht und in ihrer innigen Verwandtschaft näher erkannt hat, hat sich jener allzu flache Zweifel gelöst, und J. Grimm hat es nicht blos behauptet, sondern bewiesen, daß die nordische Mythologie echt und alt sei, weil sie mit der deutschen identisch ist, die sich als alt selbst aus Zeugnissen von Griechen und Römern erweist. Und wie man nun nicht mehr

*) Vergl. Nr. 110—112 d. Bl f. 1843. D. Red.

an der Echtheit des altnordischen Götterglaubens zweifelt, so zweifelt man auch nicht mehr an der Echtheit der altnordischen Literatur.

Es muß uns Deutschen aber von Interesse sein, die altnordische Literatur in ihrem Gange und nach ihrem Inhalte zu kennen, um sie mit der unsrigen zu vergleichen; wir erhalten so das ihnen und ihren verwandten Literaturen Gemeinsame und sehen, welche Eigenthümlichkeiten theils durch klimatische und locale Verhältnisse, theils durch die Abgeschlossenheit von oder durch den Verkehr mit fremden Nationen dort und hier bewirkt worden sind. Das Hellenenvolk hat früh unter asiatischem Einfluß gestanden, die deutschen Germanen früh unter christlichem, die Skandinavier haben sich länger frei von dergleichen gehalten, erst im 11. Jahrhundert drang auch hier das Christenthum ein und durch. Einige sagen, das Christenthum hat der nordischen Literatur geschadet, Andere sagen, es hat ihr genützt; es ist Beides wahr, aber richtiger Ersteres insofern, als das Christenthum, mehr noch die christliche Kirche überall die Nationalität verwischt und tilgt. Mit griechischer Sitte der ältesten von Homer geschilderten Zeit muß man also die germanische Sitte vergleichen, wenn man das Beiden Gemeinsame finden will, so z. B. bei dem Gesang und den Sängern.

Die Sänger des alten Nordens hießen Skalden; ihre Gesänge waren zumeist erzählend, sei es, daß Götter, oder Helden, oder geschichtliche Personen ihr Inhalt waren; liederartig waren nur wenige. Die Gabe der Dichtkunst galt den Skandinaviern als eine Gabe der Götter, denn sie und vorzüglich Odin redeten selbst und Letzterer immer in Versen; der Vorsteher der Dichter war Bragi, daher hieß die Dichtkunst Bragur und die (guten) Dichter Bragurmenn. Gute Dichter werden dieser Kunst fähig gemacht durch einen Trunk von dem Meth, der aus Quasir's, des weisesten Mannes, Blute und aus Honig bereitet war und den Odin als Schlange aus dem Kessel der Zwerge Fjallar und Galar getrunken hatte und, als Adler fortgeflogen, in Asgard zum Aufbewahren in Gefäße gespien hatte. Von jenem Meth war ihm bei seinem Flug auch einiger von hinten entfallen, dieser wurde der Trunk — der schlechten Dichter. Also aus Weisheit (Wissen) und Anmuth war den Skandinaviern die Dichtkunst gemischt.

Die Skalden der spätern Zeit stammten fast alle aus Island; dort bildeten sie sich erst, indem sie ihre Lieder im Kreise ihrer Familie, dann bei Gelagen und vor kleinen Versammlungen sangen, dann aber traten sie an den Höfen der Großen und bei den großen Volksversammlungen (Dingen, Thingen) auf. Seit dem 10. Jahrhundert besuchten sie auch die Höfe der benachbarten, stammverwandten Reiche, zuerst Norwegens, gegen das Ende des 10. Jahrhunderts wanderten sie nach Schweden und Dänemark, zu Anfang des 11. Jahrhunderts nach England (Gunnlaug Ormstunge kam 1006 zu König Ethelred II.), später auch nach Irland und den Orkaden. Dieses wandernde Sängerleben soll der Skalde Egill begonnen haben, der schon als dreijähriges Kind dichtete. Die Skalden sangen theils alte Lieder über Schlachten, Kämpfe, Siege, theils dichteten sie neue auf ihre Herren, besonders Loblieder (Drapa hieß ein solcher Gesang); theils waren sie größern Umfangs, wie die Drapen, theils kurz, solche hießen Flokkr. Auch Wettgesänge wurden angestellt, ähnlich dem Sängerkriege auf der Wartburg. Sie waren an den Höfen sehr angesehen; ihre Könige zogen sie in Reichsgeschäften zu Rathe, ließen durch sie um Bräute werben und Verträge schließen, sie kündigten Krieg an und schlossen Versöhnungen, ja sie zogen selbst mit in den Krieg und vertauschten dort die Harfe mit dem Schwert. Und so unzertrennlich schien das Skaldenthum von dem Königthum, daß die Skalden noch in der christlichen Zeit und zwar selbst von Königen, die große Eiferer gegen das Heidenthum und für das Christenthum waren, an ihren Höfen behalten wurden und ihre Lieder in heidnischer Einkleidung singen durften. Diejenigen, welche von Hof zu Hofe zogen, mußten um den gedungenen Lohn eine bestimmte Zeit und zwar wenigstens so lange bleiben, bis Einer ihre Gesänge so gelernt hatte, daß dieser sie statt des Skalden singen konnte. Ihr Lohn war Ehre und werthvolle Sachen, wie vergoldete Schilde, goldene Schmucksachen u. s. w.; selbst Lehen erhielten sie. Ihre alten Tage verlebten sie gewöhnlich in der Heimat. Auf Island waren die Skalden so geehrt, daß man, wie anderwärts die Namen der Könige und Fürsten, so hier die Reihe der berühmten zahlreichen Skalden vom ersten an wußte und ihre, wie der Fürsten Thaten und Geschichte besang. So gibt es seit dem 12. Jahrhundert Sagas von mehren Skalden. Wie Deutschland, so hat auch Skandinavien seine königlichen Sänger, z. B. die norwegischen Könige Harald III. (st. 1067) und Magnus III. (st. 1103), die als Minnesänger bekannt sind; und seine Dichterinnen (Skaldmär, Sängerjungfrauen; Skaldkona, Sängerfrauen), wie die Isländerin Steinunn und Thorfinna, die Norwegerin Jorun u. A.

Ich sagte, zu dem altnordischen Skaldenthum gebe es in dem althellenischen Sängerthum Vergleichspunkte. Die Sänger hießen hier Aöden, der Inhalt ihrer Gesänge war aus der Helden- und Göttersage entnommen, „Thaten der Männer und Götter, so viel im Gesange berühmt sind", sagt Homer. In erster Beziehung hören wir die Sänger bei Homer zumeist aus der trojanischen Heldensage singen, doch auch die Argonautensage gab ihnen Stoff; von Göttersagen ist nur die Geschichte von Mars und Venus, wie sie in ehelicher Umarmung von Vulcanus gefangen werden, in der „Odyssee" bekannt. Auch die griechischen Sänger standen unter göttlichem Einfluß und göttlichem Schutz. Dicht- und Tonkunst verliehen Apollo und die Musen, und zwar die drei Musen der ältesten Göttergenealogie. Mneme gab das Bewahren des Factums oder der Sage, Melete das eigentliche poetische Auffassen und Darstellen der Heldengestalten, Aöde den gefälligen, ansprechenden Vortrag. Die Neunzahl der Musen ist aus späterer Zeit, und dann wurde auch Apollo, der sonst nur die

Kithar zum Gesang der Musen spielte, der Dichtergott. Begeisternden Trank gaben Quellen an Orten, wo diese Sängergottheiten wohnten, so die Hippokrene am Helikon, die Kastalia am Parnassos. Ob die olympischen Götter in Versen geredet, sagt zwar die griechische Mythe nicht, aber die Orakelgötter gaben ihre Sprüche nur in poetischem Gewande. Und eine edle Kunst war der Gesang, denn als Achilleus zürnend dem Agamemnon für die Griechen gegen Troja zu kämpfen aufgehört hatte, lag er müßig bei den Schiffen und „sang Siegsthaten der Männer". Die Aöden sangen auch an Herrenhöfen. Wie in der olympischen Hofhaltung bei (d. h. unmittelbar nach) dem Mahle der Gesang nicht fehlt, indem es heißt:

Also den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne
Schmausten sie, und nicht mangelt' ihr Herz des gemeinsamen Mahles,
Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leier Apollon's,
Noch des Gesangs der Musen mit hold antwortender Stimme:

so fehlte auch nicht bei den Mahlen der Häuptlinge und Könige des Sängers Lied zur Ergötzung. So sang der Sänger Phemios in Odysseus' Hause, so Demodokos in Alkinoos' Palast. Auch zum Tanze sangen sie auf Scheria, aber auch den Trauergesang um gefallene Helden. Die Sänger waren geehrt an den Höfen der Fürsten, sie waren hier als eine Art Hausfreunde; denn als Agamemnon gen Troja zog, empfahl er dem Sänger, die Gattin Klytämnestra in Treue zu erhalten, wie es heißt:

Auch war dort ein Mann des Gesanges, dem ernstlich er auftrug,
Atreus' Sohn, da gen Troja er fuhr, zu bewahren die Gattin.

Nicht unter die dienende Classe gehörte der Aöde, denn er wird von dem Herold bedient wie die Fürsten selbst, indem dieser dem Aöden die Harfe zum Gesang herbeiholen muß. Wo und wie diese Sänger gebildet wurden, ob es schon in der mythischen Zeit Sängerschulen gab, ob die Aöden ein Wanderleben führten, man weiß es nicht; aus der Zeit des Homer ist es bekannt, aber damals hatte das Sängerthum an den Herrenhöfen aufgehört und diese Aöden sangen wol meist nur vor dem Volke, welches die Kunst nicht gut lohnte, wie es z. B. von Homer heißt, daß er aus drückendem Mangel aus einer Stadt in die andere gegangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schlözer. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Adolf Bock. Hanover, Kius. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Es ist kein gutes Zeichen, wenn eine Zeit, in welcher politische Interessen und die ihr entsprechende publicistische Literatur so vorherrschen wie in der unserigen, wenn eine solche Zeit wenig oder gar nicht danach fragt, was denn wol frühere Zeiten auf demselben Gebiet geleistet, wem die erste Anregung zu den jetzt allgemein verbreiteten Ansichten zu verdanken sei. Es ist dieses Ignoriren der Vorfahren einerseits ein Undank, andererseits aber entzieht es den Bestrebungen der Gegenwart häufig allen festen Boden und ist schuld daran, wenn ganz wohlgemeinte Bemühungen haltlos und erfolglos verschwinden. Reactionnaire Richtungen zeigen hierin stets eine weit größere Klugheit und wissen sich durch wenigstens scheinbare historische Begründung oft ein ganz unverdientes Übergewicht über Bestrebungen zu verschaffen, die in sich eine weit bessere Berechtigung tragen. Wie viele unter den Tagesrednern für Preßfreiheit und Öffentlichkeit, für gesetzliche Freiheit und freie Staatsverfassungen mögen es wissen, daß vor einem halben Jahrhundert ein Professor in Göttingen lebte, dessen Schüler, großentheils unbewußte und unwürdige Schüler sie alle sind? Ja wie vielen unter ihnen mag der Name Schlözer eine ganz unbekannte Größe sein?

Schon von dieser Seite betrachtet muß ein Jeder, der eine gute Sache auch mit guten Waffen vertheidigt zu sehen wünscht, sich Hrn. Bock zu lebhaftem Danke verpflichtet fühlen, daß er es unternommen, dem Vater der deutschen Politik und Publicistik ein literarisches Ehrendenkmal zu stiften; und diese Dankbarkeit wird sich steigern, wenn wir sehen, daß es nicht ein bloßes steinernes Denkmal ist, welches Hr. Bock seinem Helden nach der Sitte des Tages errichtet hat, sondern daß es eine geistige, belebte und deshalb auch belebende Darstellung ist, welche nicht nur zeigt, wie Schlözer in seiner Zeit gewirkt hat, sondern auch wenigstens andeutet, wie eine gleiche Gesinnung in unsern Tagen fortzuwirken hat.

Die Anlage des vorliegenden Buches ist folgende: nach einer Einleitung, die kurz und treffend darstellt, welches Terrain Schlözer für politische und publicistische Thätigkeit bei seinem Auftreten vorfand, folgt S. 15—49 eine Schilderung von Schlözer's äußerm Leben und Bildungsgang. Der nächste Abschnitt, S. 49—77, bespricht Schlözer als Geschichtschreiber; der beiweitem wichtigste Theil des Buches aber ist „IV. Publicistische Thätigkeit", S. 77—139, mit den Unterabtheilungen: „Foderung des Studiums der Staatswissenschaften", „Statistik", „Politik" und hierunter wiederum „Metapolitik", „Allgemeines Staatsrecht", „Allgemeine Staatsverfassungslehre". Gleichsam die praktische Anwendung des in dem vierten Abschnitte Enthaltenen gibt der fünfte „Die Journale", S. 140—168. Ein kurzes Nachwort schließt die tüchtige Schrift.

Sinn und Inhalt des Ganzen ließen sich wol kurz dahin zusammenfassen, daß es an einem bedeutenden Beispiele veranschaulicht, was die wahre, lebendige Wissenschaft ist und vermag, oder, um es in unmittelbarer Beziehung auf die Geschichtswissenschaft mit Schlözer's Worten auszusprechen, „daß es aller Geschichte darauf ankommt, die vergangene Welt an die heutige zu rücken, und das Verhältniß beider gegeneinander zu erkennen" (S. 56), wobei sich freilich von selbst versteht, daß es mit dem bloßen gelehrten „Erkennen" nicht abgethan ist, sondern daß die rechte Erkenntniß nothwendigerweise in die That und das Leben übergehen muß.

Daß Hr. Bock durch ein sorgfältiges Studium von Schlözer's Schriften seines Stoffes vollkommen Herr ist, bedarf keiner Versicherung, und so ist es ihm denn auch möglich geworden, den Gesammtinhalt von Schlözer's Lehren in wohlgeordnetem, übersichtlichem Zusammenhange seinen Lesern vorzuführen, sodaß hier als systematisch entwickelte Theorie erscheint, was bei Schlözer selbst großentheils vereinzelt und gelegentlich ausgesprochen ist. Einiges hätte jedoch Hr. Bock noch thun sollen, um auch dem der Sache weniger kundigen Leser die Auffassung von Schlözer's ganzer geistiger Eigenthümlichkeit zu erleichtern. Erstens wäre es gut gewesen, wenn er seinem Buche ein chronologisch geordnetes Verzeichniß von Schlözer's sämmtlichen Schriften beigefügt hätte; es hätte diese leichte Mühe dem Leser die Orientirung erleichtert, und überhaupt ist bei jeder literarhistorischen Arbeit eine solche rein äußerliche Zusammenstellung des Materials nicht ohne mannichfache Bequemlichkeit für den Nachfolger auf dem gleichen Gebiet. Wichtiger aber ist Folgendes: Wir können es nur billigen, daß sich

Hr. Bock nicht damit begnügt hat, darzustellen, bis auf welchen Punkt Schlözer's Ansichten unter den damaligen historischen Verhältnissen entwickelt sein konnten, sondern daß er auch überall nachgewiesen hat, welche Schritte Jener noch nicht selbst thun konnte, die durch den seit 40 Jahren in allen politischen Verhältnissen erfolgten Umschwung nothwendig geworden sind. Er hat also gleichsam Schlözer's Theorien aus Schlözer's Geiste heraus bis auf die Gegenwart fortzuentwickeln, die unabweisbaren Folgerungen aus ihnen, die die Gegenwart erheischt, zu ziehen gesucht. Und auch diese nicht leichte Aufgabe dürfen wir als gelungen betrachten; sie erst kann zugleich die ganze Größe und Bedeutung von Schlözer's Thätigkeit in ihr wahres Licht stellen, wenn wir sehen, daß zu allen den Foderungen der Keim in ihm lag, die heute jede vernünftige freisinnige Ansicht vom Staatsleben als die wichtigsten und wesentlichsten betrachtet; daß dabei einzelne Irrthümer Schlözer's zur Sprache kommen müssen, kann seiner Größe keinen Eintrag thun. Wol aber thut es der hier gegebenen Darstellung einigen Eintrag, daß Hr. Bock das von Schlözer selbst gegebene und das aus seinen Prämissen nur Gefolgerte oft allzu sehr ineinandergearbeitet hat, sodaß bei dem fast gänzlichen Mangel an speciellen literarischen Nachweisungen die literarhistorische Darstellung, die Hr. Bock doch zu geben beabsichtigt, mit der eigenen publicistischen Entwickelung fast untrennbar verschmilzt.

Es kann diese letzte Ausstellung natürlich nur die Form des Buches treffen, die Trefflichkeit seines Inhaltes wird dadurch nicht geschmälert. Möchten unsere Publicisten es nicht verschmähen, demselben ein sorgfältiges Studium zuzuwenden, sie können wahrlich viel daraus lernen, und mit voller Zuversicht durfte Hr. Bock am Schlusse sagen: „Hoffentlich habt Ihr einen Mann und Manneswort erkannt!"

Eine dankenswerthe Zugabe zu der gut ausgestatteten Schrift ist Schlözer's Portrait, welches, nach einer Büste gearbeitet, die kernige derbe Natur des Mannes auf das lebendigste vergegenwärtigt. 47.

Literarische Notiz aus England.

In einer Besprechung der Ranke'schen „Geschichte der Reformation in Deutschland", wovon in England eine englische Bearbeitung: „History of the reformation in Germany. By *Leopold Ranke.* Translated by *Sarah Austin*" (2 Bde.), erschienen ist, wird bei Gelegenheit der Schilderung der strengen Zucht, welche Luther in seiner frühesten Jugend zu bestehen hatte, von dem „Athenaeum" Folgendes erzählt: „Wir haben in der königlichen Bibliothek in Paris eine aus der Zeit Luther's stammende Abhandlung über die Erziehung zu Gesicht bekommen, worin der unbeschränkte Gebrauch der Ruthe auf das eifrigste vertheidigt und diese Lehre durch einen Holzschnitt veranschaulicht wird, der einen Lehrer in einer Knaben- und Mädchenschule in seinem Berufe wirkend darstellt: der Lehrer ist mit einer neunschwänzigen Katze bewaffnet, und die Rücken seiner Zöglinge, alle bis zur Mitte des Leibes entblößt, tragen auffällige Spuren der schonungslosen Anwendung des beliebten Aneifrungsmittels zum Lernen. Jedoch muß man gestehen, daß es derartiger Anreizungen bedurfte, um junge Leute zu zwingen, das unverdauliche Zeug der Schulmeister jener Zeit hinabzuwürgen, welches damals die hauptsächlichsten Lehrgegenstände des Zeitalters bildete. Thomas von Aquino herrschte damals ohne Nebenbuhler und es hätte für ein Verbrechen gegolten, nur einen Zweifel in seine Unfehlbarkeit verlauten zu lassen. Als Luther in Wittenberg seine berühmten Lehrsätze anschlug, griff er nicht, wie man gewöhnlich meint, die päpstliche Gewalt an, sondern er bot einer viel größern Autorität, der des Thomas von Aquino Trotz, der die ganze Christenheit huldigte." In Bezug auf den letzten Punkt fügt der englische Kritiker noch hinzu: „Ein Auflehnen gegen das Papstthum fand die ganze Regierung Maximilian's hindurch statt und begann bereits ehe er Kaiser wurde; das Auflehnen gegen die von dem Papstthum geheiligte Religion nahm erst einige Zeit nach der Kaiserwahl Karl's V. eine bestimmte Gestalt an; die meisten englischen Schriftsteller haben diese beiden Bewegungen miteinander vermengt; aber zum rechten Verständniß der Parteien darf man nicht vergessen, daß der römische Hof und das römische religiöse System sehr oft einander widerstreitende Principien darstellten. Wir glauben, daß Maximilian's größter Irrthum der war, daß er, nachdem er diesen Widerstreit entdeckt, sich nicht bemühte, beide Parteien als feindliche Mächte einander gegenüber zu stellen, sondern es sich angelegen sein ließ, beide zu versöhnen. Ranke läßt Maximilian nur wenig Gerechtigkeit widerfahren; ein Zeitgenosse und Feind dieses Kaisers legt über Maximilian's Charakter entschiedenes Zeugniß ab. Der Marschall de Fleuranges, dessen Denkwürdigkeiten jener Zeit weniger bekannt sind, oder zum mindesten weniger benutzt werden als sie es verdienen, sagt: «Ce fust dommaige de sa mort, car il estait bon prince et reveilloit toute la Chrestienté; car, quand il ne pouvait faire quelque chose, si monstroit le chemin aux aultres, et doitvent toutes gens de guerre estre marris de sa mort et feust trouvé à la mort du dict Empereur une chose fort estrange, car il aveit toute sa vie faict mener un coffre apres lui, et pensoit on qu'il feust plein d'argent ou de lettres, ou de quelque autre chose de grande importance, et n'estoit que sa sepulture, où il vouloit estre ensepulturé; et par tout où il alloit, feust ce en guerre ou autre part, le faisoit mener et à la fin y feust mis et y est encore.»" „Die Sage hat diese Truhe zu so seltsamen Dingen verwendet", bemerkt der Engländer dazu, „und so Wenige scheinen gewußt zu haben, daß es ein Sarg war, daß es uns nicht wenig Wunder nimmt, warum Ranke gar keine Rücksicht auf diesen Umstand genommen." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 77. — 18. März 1845.

Über altnordische Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 76.)

Der altnordische Skaldengesang war ein künstlicher in Form und Sprache. Diese Sprache, eine durchaus bildliche und in Bezeichnung einzelner Begriffe sehr reiche (z. B. für das Wort Schwert zählte man 164 Benennungen auf), war nur den Skalden und den Fürsten und Edeln bekannt; und die metrischen Formen wurden allmälig so verschränkt, daß schon im 12. Jahrhundert von dem isländischen Skalden Hallr mit seinem Jarl Rögnvald auf den Orkaden ein „Versweisenschlüssel" gefertigt, und von Snorre Sturleson in der Sammlung der prosaischen oder kleinen Edda Erklärungen von Bildern und Versarten (Kenningar) sowie Göttergeschichten zum Unterricht für junge Skalden aufgestellt wurden. So wurde aus den künstlichen Dichtungen eine gelehrte Kunst, wie in Deutschland die Poesie in den handwerksmäßigen Meistergesang ausartete und in demselben unterging. Den Skaldenliedern (Skaldavisur) gegenüber standen die Volkslieder (Rimur, Runhenda), wenn nicht älter, wenigstens ebenso alt wie jene, aber wegen ihrer Einfachheit wurden die Volkslieder neben den vornehmen Skaldenliedern lange nicht aufgezeichnet, höchstens sind einzelne Strophen, welche von Soldaten, Bauern u. s. w. gedichtet waren, in den Sagas eingeflochten. Als im 13. Jahrhundert das romantische Element aus Süden in die nordische Poesie eindrang, verstummte die steife Skaldenpoesie, und die Volkspoesie lebte nun reger und gedeihlicher auf. Die Sänger von Volksliedern hießen nach der Art ihres Vortrags oder der musikalischen Begleitung, Singer (Leikarar), Harfner (Harparar), Geiger (Gigiarar) und Fiedler (Fidlarar). Ganz anderer Art, und wegen ihres unzugänglichen Inhalts hier nicht weiter zu erwähnen waren die Zaubergesänge (Galldrar). Spottlieder (Nid) waren theils wegen ihrer Bitterkeit und der Unart in der Begleitung, theils wegen der Nachefolgen gesetzlich verboten, denn der Dichter pflegte den Besungenen zugleich derb mit durchzuprügeln, und dagegen war es nichts Seltenes, daß der Beleidigte Mörder gegen den Dichter dang, denen derselbe erlag.

Was die metrische Form der Skaldenlieder anlangt, so sind sie nach Strophen (Visur, Stakur) abgetheilt, bestehend aus vier längern oder acht kürzern Versen und zwei oder vier gewöhnlich spondeischen Füßen. So ist es wenigstens gewöhnlich in der ältesten Versweise, dem Fornyrdalag, in dem die mythischen und heldensaglichen Gedichte geschrieben sind. Spruchartige Lieder haben Strophen von sechs Halbversen (Liodahättr); und die historischen Gesänge haben Strophen, deren einzelne Verse aus drei spondeischen, zuweilen auch daktylischen Füßen bestehen. Das letztere Versmaß heißt Drottquädi oder Drottmält (Herrenvers); er wurde seit dem 9. Jahrhundert immer künstlicher gebaut, und selbst die Tmesis mußte man sich erlauben, um nur immer mit dem Metrum durchzukommen. Mit der althochdeutschen Poesie hat die altnordische die Alliteration (den Anreim) gemein, die den Anreim bildenden Buchstaben heißen Liodstafir. In jeder Halbstrophe muß dreimal alliterirt werden und zwar eigentlich in dem ersten Vers zweimal, in dem zweiten einmal; doch kommt es auch umgekehrt vor. Die Alliteration stattet nur in der Arsis, und alle Vocale gelten gleich. Neben der Alliteration findet sich schon in Gedichten des 10., mehr noch in solchen des 12. Jahrhunderts, besonders von Einar Sturlason oft gebraucht, der Reim (Ausreim), dazu auch noch die Assonanz (Mittelreim). Die Gesetze für diese Reimarten im Drottquädi machten diese Versart immer künstlicher und verschrobener.

Ihrem Inhalte nach theilt sich die Skaldenpoesie, wie schon bemerkt, in erzählende und Spruchdichtung. Zu der erzählenden gehören zuerst die Lieder mythologischen Inhalts. Einige derselben sind sehr alt und müssen vor die Mitte des 9. Jahrhunderts zurückgesetzt werden; es sind dies solche, deren Verfasser man nicht kennt, denn die Isländer wußten die Namen aller ihrer Skalden seit der Cultivirung der Insel nach der Mitte des 9. Jahrhunderts. Sie erzählen entweder Thaten und Schicksale der Asen (Götter), z. B. der Hrafnagaldr Odins (Odin's Rabenruf); oder Listen und Heldenthaten, welche die Asen an den Jöten (Riesen) verübt und gethan, z. B. die Hymisquida; oder die Verhältnisse der Asen zu der Welt und den Menschen, wie die berühmte Völospa. Seit der Einführung des Christenthums im 11. Jahrhundert hörten diese mythologischen Lieder nach und nach auf, doch wurden die

Göttersagen noch zur Einkleidung für andere Gedichte gebraucht, wie wir uns der classischen Mythologie bedienen, oder erhielten sich noch in Zauber- und Beschwörungsformeln, wie sich auch unsere vaterländische Mythologie, zu allerhand Spuk und Teufelei verdreht, noch in Einzelheiten erhalten hat.

Zu der erzählenden Poesie gehören zweitens die Lieder der Heldensage. Die nordische Heldensage, ursprünglich wegen der Stammverwandtschaft der skandinavischen und deutschen Völker dieselbe, hat sich gleichwol durch die nachherige Getrenntheit jener Völker verschieden ausgebildet. Doch läßt sich auch in dieser verschiedenen Ausbildung die Identität nicht verkennen. Die deutschen Nibelungen heißen dort Giukungen, genannt nach König Giuki, welcher der Gibich des „Heldenbuch" ist; seine Söhne Gunnar, Högni und Guttorm sind die deutschen Günther, Gernot und Giselher; seine Tochter Gudrun ist Chrimhild, die Sigurd, der Sigfried der deutschen Heldensage, freit, und Sigurd wirbt für seinen Schwager Gunnar um die schöne und mächtige Brynhildur, die Brunhild der deutschen Sage. Natürlich fehlt auch der große Schatz, der Nibelungenhort, nicht, den hier Sigurd nach Erlegung des denselben bewachenden Drachen Fafnir heimführt, wie Sigfried in der deutschen Sage. Auch fällt Sigurd hier, wie Sigfried bei uns, als Opfer von Brynhild's Rachsucht, nur von anderer Hand und auf andere Weise: Sigurden erschlägt der eigene Schwager Guttorm im Schlafe, Sigfrieden der Hagen von Troneck, ein Vasall seines Schwagers Günther, auch meuchlings, aber auf der Jagd. Die Lieder, welche die Göttersagen enthalten, finden sich alle, diejenigen, welche die Heldensage enthalten, zumeist in der großen oder poetischen Edda, nach ihrem Sammler, dem isländischen Priester Sämund dem Weisen (st. 1133), auch die Sämund'sche Edda genannt.

Die dritte Art der erzählenden Poesie sind die historischen Gedichte, d. h. solche, welche die poetische Darstellung der Zeitgeschichte enthalten. Ihr Gegenstand sind daher bald die Stammfehden auf Island, bald die Kämpfe in den benachbarten stammverwandten Ländern, bald die Erzählungen der Jomsburger Fahrten, bald Nachrichten von andern, die sie durch die von Island gelandeten fremden Schiffer erhielten. Diese Gattung der Poesie fand aber, besonders seit dem 10. Jahrhundert, um so mehr Ausbildung durch die Skalden, da sie selbst mit dem ganzen Inselvolke lebhaftes Interesse an den Zeitereignissen nahmen, und da solche heimische und fremde Geschichte auch an den Herren- und Fürstenhöfen mit größter Theilnahme gehört wurde. Es waren also diese Gedichte eine Art poetischer Zeitung. Indeß je mehr diese Gedichte historisch waren und je mehr sie historisch wurden — man nahm die Skalden sogar deshalb mit in die Schlachten, damit sie als Augenzeugen wahr und genau berichten konnten, ja man nahm deren mehre mit, damit man ihre Berichte miteinander vergleichen konnte —; je mehr man ferner von ihnen eine ganz bestimmte Form, ja endlich sogar ein bestimmtes Maß verlangte: desto mehr verloren diese Lieder ihren poetischen Werth und trockneten nach und nach zu bloßen Schlacht- und Kämpferverzeichnissen ein, bis sie im 13. Jahrhundert ganz aufhörten.

Die Spruchdichtung der altnordischen Literatur unterscheidet sich nicht blos durch ihren Inhalt, sondern auch durch die der lyrischen sich nähernde Form von der erzählenden Gattung. Was die letztere anlangt, so ist davon oben schon gesprochen; ihr Inhalt sind Lebensregeln, bald nach Grundsätzen, bald als Erfahrung, bald mit historischen Thatsachen belegt, früher nach heidnischen, nachher nach christlichen Principien; andere befassen sich auch mit der Göttersage, andere geben Reflexionen freilich über meist sehr dürftige Stoffe. Die Einkleidung ist bald entwickelnd, bald räthselweise, bald dialogisch oder eristisch. Übrigens sind diese Gedichte wahrscheinlich die ältesten, denn z. B. das Havamal (das hohe Lied oder Lied des Erhabenen) soll von Odin selbst sein. Diese Art Lieder arteten nachher zu Zauberliedern aus, und so gingen sie für das Volk und die Literatur unter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Luther's Bibel.

Ausgabe der letzten Hand.

Es ist wol an der Zeit, sich zu erinnern, daß wir in Luther's Bibel, wie sie überall gangbar ist, keineswegs dieses Buch ganz so haben, wie er es verfaßt und zum letzten Male die Hand daran gelegt hat, sondern daß sie sich durch drei Jahrhunderte, mit der Sprache selbst, mannichfaltig in Schreibweise und Ausdruck verändert und dem jeweiligen Gebrauche anbequemt hat. Gleichwol ist noch Alterthümliches genug stehen geblieben, was erst neuere Verdeutscher völlig verwischt haben. Daß aber zum Theil in eben jenem Alterthümlichen die Kraft und Würde der Luther'schen Rede besteht und der Heiligkeit einer Kirchensprache so gemäß, ist offenbar; und dasselbe Verhältniß zeigt sich auch bei andern Völkern, namentlich bei den griechischen Christen in den altslawischen Kirchenbüchern aus der Bekehrungszeit her, ja bei den Neugriechen selbst in der Ursprache des Evangeliums, welche ihnen keineswegs so fremd geworden, als etwa das Bibel- und Kirchenlatein den romanischen oder gar den germanischen Katholiken. Überdies dient ein solches Verhältniß zur dreihundertjährigen Bibelsprache zugleich zur lebendigen Vermittelung mit den noch weiter zurückliegenden herrlichen Hervorbringungen der deutschen Rede und Dichtkunst, sowie Luther selbst schon überall das Alte, Kernhafte, Volksmäßige festhielt und, es in Fleisch und Blut verwandelnd, dadurch ebenso mächtig wirkte.

Luther's Bibel, so als nächste Grundlage der gegenwärtigen deutschen Rede, ist mit Recht fleißig erforscht worden, sowol für die Sprachkunde (von Adelung, Voß u. A.), als zugleich für das Verständniß der Heiligen Schrift selbst, besonders aber in mehren ausführlichen Arbeiten Teller's; Luther's Werk selbst aber in seiner Ursprünglichkeit herzustellen hat man, so viel ich weiß, noch nicht versucht. Es fügt sich nun wol zur vielfachen dreihundertjährigen Jubelfeier dieses großen National- ja Universalwerks, dasselbe auch wieder in seiner ursprünglichen Gestalt ins Leben zu rufen und es der Gegenwart würdig vor Augen zu stellen.

Nachdem Luther mit heiliger Begeisterung, mit der gründlichsten Forschung und andächtigsten Treue, allein in freiwilliger Gefangenschaft (auf Wartburg 1521—22), und in Be-

rathung mit tiefgelehrten und frommen Freunden die einzelnen Stücke der heiligen Schrift aus den Ursprachen „in sein geliebtes Deutsch" urkräftig übertragen hatte, seit 1517—33 („Das Neue Testament auf der Wartburg"), erschien im J. 1534 zum ersten Male „Die ganze Heilige Schrift deutsch — von Dr. M. Luther", der alsbald mehre Ausgaben folgten, sowie gleichzeitig die niederdeutsche Übertragung von Bugenhagen und bald danach die Übersetzungen in die nordischen und übrigen germanischen Sprachen, ja in die romanischen, erschienen.

Die berliner königliche Bibliothek bewahrt Luther's eigenhändige Handschrift seiner Verdeutschung des Hiob, der Psalmen und der Salomonischen Bücher, die zur ersten Ausgabe derselben 1524 gebraucht wurde, und in welcher die vielfachen eigenhändigen Verbesserungen höchst lehrreich die Gewissenhaftigkeit und Sprachgewalt des Mannes Gottes bezeugen, wie man schon aus den Stellen ersehen kann, die Prediger Pischon zur würdigen Jubelfeier der ersten vollständigen Luther-Bibel in der Einladungsschrift der Preußischen Hauptbibelgesellschaft 1834 daraus mitgetheilt hat. Zur Herstellung von Luther's Bibel darf man jedoch hierauf nicht zurückgehen, indem die folgenden Ausgaben fortwährend dieselbe unablässige Sorgfalt und Nachbesserung bezeugen. So liegt uns denn zunächst die in den Jahren 1540—41 von ihm durchgesehene und vollendete Ausgabe vor, und dieselbe konnte füglich zur Herstellung des großen Werks in diesem vielfachen Jubeljahre dienen, wie sie denn auch in einer stuttgarter Ausgabe des Neuen Testaments dazu gebraucht ist.

Vor allen aber ist nunmehr die Ausgabe letzter Hand, deren dreihundertjähriges Jubelfest bevorsteht, als die eigentliche Grundlage zur Herstellung der Luther-Bibel zu erneuen. Sie ist sein letzter Wille, sein theuerstes Vermächtniß an sein Volk. Luther vollendete dieselbe in den Jahren 1544—45, ein Jahr vor seiner eigenen Vollendung. In der Vorrede dazu, welche über die Gewissenlosigkeit und Liederlichkeit der Nachdrucker bitterlich klagt — nicht seinetwegen, „denn ich hab's umbsonst empfangen, umbsonst hab' ich's gegeben, und begere auch dafür nichts, Christus mein Herr hat mir's viel hundert tausentfeltig vergolten" —, erklärt er selber im Vorgefühle des nahen Todes: „denn ich gedenke nicht so lange zu leben, das ich die Biblia noch ein mal möge überlaufen. Auch ob ich so lange leben müste, bin ich doch nu mehr zu schwach zu solcher Erbeit." Der fleißige Corrector dieser letzten Ausgabe M. Georg Rörer, welcher auch, laut Matthesius, bei den gemeinsamen gelehrten Vorarbeiten dieses gewichtigen Werks gegenwärtig war, bezeugt in der Nachschrift noch Luther's „große Mühe und Fleiß, die Bibel von neues an durchaus zu übersehen und bessern". Derselbe hatte sich die Aufgabe gestellt, „das doch ein mal eine deudsche Bibel möchte aus gehen, da gar nichts drin versehen, noch etwas hernach zu corrigiren wäre"; er findet es jedoch für Einen Mann, der hier kein Mann sei, schier unmöglich, und verbessert sogleich noch eine Reihe eingeschlichener Fehler.

Natürlich ist alles Dies in einer neuen Ausgabe zu berichtigen, übrigens aber dieselbe dem Drucke von 1544—45 so nahe wie möglich zu bringen, wenn auch nicht darin, daß durch Anfangsbuchstaben der Hauptwörter mit dem lateinischen A B C, neben der übrigen Schwabacher-Schrift, durchgängig diejenigen Stellen bezeichnet werden, wo die Schrift von Gottes Zorn, Strafe rc. redet; dagegen die übrigen großen Anfangsbuchstaben Gnade, Trost rc. bezeichnen.

Luther's Sprache muß in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit erhalten werden, und auch seine Rechtschreibung, wenn sie dieselbe ausdrückt und auch sonst sich empfiehlt und einfacher ist, z. B. in Ansehung der Dehnbuchstaben (mer für mehr, Mut für Muth, wider für wieder und wider), während sie in andern Fällen in sich selbst folgerecht zu machen ist, unbeschadet der Aussprache, z. B. und für vnd, ewer für ewer, über für vber, uber und über, das für dasz und das, auf für auff, Dank für Danck, Herz für Hertz u. dgl.

Luther's Vorreden zu der ganzen Bibel und ihren einzelnen Büchern gehören wesentlich zu ihrem rechten evangelischen Verständnisse, desgleichen seine Randbemerkungen, wie sich oben am Rande versteht.

Die würdige äußere Ausstattung und die Zierde der Holzschnitte dürfen hier ebenso wenig fehlen als bei dem wittenberger Vorbilde des Meisters Hans Luft.

Wir geben hier aus dem Neuen Testament ein Beispiel solcher Herstellung an dem Gleichnisse vom verlorenen Sohne.

Evangelium des Lukas Cap. 15.

Und Er sprach: Ein Mensch hatte zween Söne, und der Jüngste unter ihnen sprach zu dem Vater: „Gib mir, Vater, das Teil der Güter, das mir gehört." Und er teilet' ihnen das Gut. Und nicht lang darnach samlet' der jüngste Son alles zusamen, und zoch ferne über Land, und daselbs bracht' er sein Gut umb mit brassen. Da er nun alle das seine verzeret hatte, ward eine große Teurung durch dasselbige ganze Land, und er fieng an zu darben. Und gieng hin, und henget' sich an einen Bürger desselbigen Landes, der schicket' ihn auf seinen Acker der Säu zu hüten. Und er begerte seinen Bauch zu füllen mit Trebern, die die Säu aßen, und niemand gab sie ihm.

Da schlug er in sich, und sprach: „Wie viel Taglöner hat mein Vater, die Brot die Fülle haben, und ich verderbe im Hunger. Ich wil mich aufmachen und zu meinem Vater gehen, und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündiget, in den Himmel und für dir, und bin fort nicht mehr werd, das ich dein Son heiße, Mache mich als einer deiner Taglöner." Und er machet' sich auf, und kam zu seinem Vater. Da er aber noch ferne von dannen war, sahe ihn sein Vater, und jamert' ihn, lief und fiel ihm umb seinen Hals, und küsset' ihn. Der Son aber sprach zu ihm: „Vater, ich hab' gesündiget in den Himmel und für dir, ich bin fort nicht mer werd, das ich dein Son heiße." Aber der Vater sprach zu seinen Knechten: „Bringet das beste Kleid herfür; und thut ihn an, und gebet ihm einen Fingerreif an seine Hand und Schuch an seine Füße, und bringet ein gemestet Kalb her, und schlachtet's. Lasset uns essen und frölich sein; denn dieser mein Son war tod, und ist wieder lebendig worden; er war verloren, und ist funden worden." Und fiengen an frölich zu sein.

Aber der älteste Son war auf dem Felde; und als er nahe zum Hause kam, höret er das Gesenge und den Reigen, und rief zu sich der Knechte einen und fraget', was das wäre? Der aber saget' ihm: „Dein Bruder ist komen, und dein Vater hat ein gemestet Kalb geschlachtet, das er ihn gesund wider hat." Da ward er zornig, und wolt' nicht hinein gehen. Da gieng sein Vater heraus, und bat ihn. Er antwortet aber, und sprach zum Vater: „Sihe, so vil Jar diene ich dir, und habe dein Gebot noch nie übertreten, und du hast mir nie einen Bock gegeben, das ich mit meinen Freunden frölich wäre. Nun aber dieser dein Son komen ist, der sein Gut mit Huren verschlungen hat, hastu ihm ein gemestet Kalb geschlachtet." Er aber sprach zu ihm: „Du bist allezeit bei mir, und alles was mein ist, das ist dein. Du soltest aber frölich und guts Muts sein; denn dieser dein Bruder war tod, und ist wider lebendig worden; er war verloren, und ist wieder funden."

Dies mag als Vorläufer einer solchen Ausgabe des „Neuen Testament" dienen, welche zum Jahr 1845 erscheinen wird. Ich wiederhole hierbei das aus meiner Rede zur dreihundertjährigen Feier der Buchdruckerfindung (1840), welche würdig mit dem Buche der Bücher, der Bibel, begann, die Stelle über die Bedeutung der Luther-Bibel als heiliges Volksbuch:

„Erst 100 Jahre nach Gutenberg's Bibel konnte, durch alle diese Vorbereitungen (frühere Übersetzungen und Kenntniß der Ursprachen) begünstigt, Luther's Verdeutschung der Bibel aus den Ursprachen ans Licht treten und nun die Heilige Schrift erst allgemein in ihrer wahren Bedeutung und Wesenheit erkannt werden, gleichwie 100 Jahre nach der Umkreisung der Erdkugel von Luther's Zeitgenossen Kopernikus das

Weltgebäude mit dem Auge des Geistes durchmessen, und zwar mit Aufstörung der Erde aus ihrem alten Reiche der ruhigen Mitte, in seiner unsichtbaren Wahrheit erschaut wurde, als das aufgerollte Buch der Schöpfung in der Sternenschrift des Weltalls."

„Luther's Verdeutschung des schöpferischen Wortes Gottes selbst aber ist ein wunderwürdiges, in Gemeinschaft mit tiefgelehrten und frommen Freunden ausgeführtes Werk, in welchem die Eigenheiten der Ursprachen noch so vernehmlich durchklingen, und die einzelnen nach Ort und Zeit so verschiedenen Bücher in ihrer Besonderheit erkennbar sind, daß man wol davon sagen kann, es redet mit den Engelszungen des Paradieses, und mit der Donnerstimme des Sinai und des Weltgerichts, und mit dem sanften süßen Säuseln der ewigen Liebe. Und gleichwol ist Alles von Einem hohen Geiste durchdrungen, dem mächtigsten der deutschen Rede, und ist zu einem großen Ganzen ausgeprägt, sowie es im tiefsten Ursprung und Geiste wahrlich ein solches wunderbares Ganze ist. Dieser durchhin waltende Sprachgeist eben ist es, wodurch Luther's, des Sprachgewaltigen, Lebensarbeit alle frühern sowie spätern Bibelübersetzungen so unendlich überragt, wodurch sie so gewaltig und nachhaltig wirkt."

„Und daß diese Wirkung in so ungemessenem Kreise erfolgte, vermittelte vor Allem die noch frische Kunst der schrankenlosen Vervielfältigung und Verbreitung: ja es ist wol nicht zu zweifeln, daß das lebendige Verhältniß zu dieser Kunst, wodurch man nun zum gesammten Volke, ja zur ganzen Welt reden konnte, wieder kräftig auf die Bildung der Rede zurückwirkte. Unter den zahllosen Wiederholungen der Luther'schen Bibel seit dem auf der Wartburg verdeutschten Neuen Testament (1522), trifft die Hauptausgabe schon in das Jahr 1540. Luther's Bibel wurde auch sehr bald nicht allein ins Niederdeutsche, sondern auch in die verwandten nordischen Sprachen übertragen und galt so, noch mehr als einst die Vulgata, für Urschrift."

„Auf solche Weise gedieh Luther's Bibel zum größten Volksbuch im höchsten Sinne, sowie die Bibel überhaupt, nach Goethe's Ausspruch, das Buch der Völker ist, weil sie die Schicksale eines Volks zum Symbol aller übrigen aufstellt, die Geschichte desselben an die Entstehung der Welt anknüpft und durch eine Stufenreihe irdischer und geistiger Entwickelungen bis in die entferntesten Regionen der äußersten Ewigkeiten hinausführt."

Ich füge hinzu: die Bibel ist der allgemeine Weltspiegel, in welchem wir hienieden das Ewige schauen, der in der uranfänglichen Vergangenheit der Welt und der Menschheit die Zukunft abbildet; und durch die fortwährende Bestätigung und Erfüllung ihrer Verkündigung soll und wird die Bibel fortwährend noch wachsen. Und so reicht dieses heilige Buch aus bis zum jüngsten Tage, wie Goethe vom Evangelium sagt: „Es ist eben selber das Buch des Weltgerichts, wo Himmel und Erde wie ein Buch zusammengerollt werden."

Freilich war unsere Luther-Bibel die Frucht wie das Werkzeug der tiefen Glaubensspaltung: jedoch eben dadurch, daß sie vor allen in ihrer lichtschnellen Verbreitung diese Trennung so weit durchsetzte, bereitet sich wieder eine höhere Vereinigung und Herstellung der Einen Christenheit, durch dieselbe, siegreich alle Sperren übersliegende, ja selbst die Pforte der Hölle bewältigende Pforte der Heiligen Schrift.

F. H. von der Hagen.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Über die slawischen Völkerschaften.

Als die Einrichtung eines Lehrstuhls für die slawischen Sprachen und Literaturen von Seiten der Regierung zuerst in Anregung kam, erhoben sich in der Kammer einige unwissende Lärmschläger gegen diese Neuerung. Sie meinten, es sei durchaus unnöthig und überflüssig, für diese ungebildeten Volkssprachen (pour ces rudes patois sans grammaire et sans littérature) einen besondern Professor anzustellen. Mickiewicz' anziehende und fesselnde Vorträge haben, wenn auch nicht gerade viel Belehrung, doch einiges Interesse für die Sache verbreitet, sodaß es ganz angemessen scheint, dem wißbegierigen Publicum eine genügende Kenntnißnahme von den wichtigsten Verhältnissen der slawischen Reiche und Völker zu erleichtern. An umfangreichern, tiefer gehenden Werken, besonders für gewisse Partien, fehlt es nicht gerade, wie die gründlichen statistischen Arbeiten Schnitzler's über Rußland beweisen; aber was man bisher mehr vermißte, war eine übersichtlich geordnete, nicht allzu umfangreiche Zusammenstellung aller nothwendigen Angaben über jene fernen östlichen Staaten, die mit drohender Gestalt nach dem Abendlande hineinsehen. Eine solche leicht zu überblickende Übersicht eines reichen Materials erhalten wir jetzt in einem zweckmäßig angelegten Werkchen, von dem vor kurzem das erste wenig umfangreiche Heft erschienen ist. Es führt den Titel: „Aperçus historiques sur les peuples d'origine slave", von M. Kubalski. Der Verf. begnügt sich nicht, auf die politische Geschichte der slawischen Staaten einzugehen, sondern er nimmt Rücksicht auf ihre Religion, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Literatur, ihre Handelsverhältnisse und ihre Industrie. In Bezug auf die Gesammtbevölkerung schätzt er die Staaten slawischen Ursprungs auf 70 Millionen Seelen, was er folgendermaßen vertheilt: Großrussen oder Moskowiten 32 Millionen; Polen mit Letten und Slowaken 23,500,000; Böhmen, Mähren, Illyrier, Serbier, Bosniaken, Bulgaren, Montenegriner 14,500,000.

Französische Übersetzung des Alten Testaments.

Von der werthvollen Bibelübersetzung Cahen's ist vor kurzem der 17. Band erschienen: „La Bible, traduction nouvelle, avec l'hébreu en regard, accompagné des points voyelles et des accents toniques, de notes et des principales variantes." Mit diesem Bande, welcher Daniel, Ezra und Nehemia enthält, werden die historischen und prophetischen Partien des Alten Testament abgeschlossen. Cahen hat, um das Verständniß dunkler und unvollständiger Stellen zu erleichtern, jede Quelle, welche Aufschluß zu geben versprach, auf eine verständige Weise benutzt. Seine philologischen Anmerkungen insbesondere enthalten manche Andeutung, die auch von deutschen Gelehrten berücksichtigt werden muß. Was seine Übersetzung anlangt, so schließt der Verf. sich so eng als möglich an den Sinn des Originals an. Mit diesem Bande zugleich ist in der Form eines Supplements zum 12. Bande ein arabischer Commentar vom Rabbi Tan 'houm von Jerusalem zum Buche Habakuk ausgegeben. Die Bearbeitung dieser Beilage, die außer dem Texte eine französische Übertragung und Anmerkungen enthält, verdankt man dem verdienten Orientalisten Munk, einem deutschen Israeliten, der, wenn wir nicht irren, als Conservateur an der königl. Bibliothek angestellt ist.

Wohlthätigkeitsanstalten.

Unter dem Titel „Législation charitable" ist von Ad. de Watteville, Generalinspector der Wohlthätigkeitsanstalten, ein 800 Seiten starkes Werk herausgegeben, durch das die umfassende Literatur des Pauperismus wesentlich bereichert wird. Diese Schrift ist für alle Diejenigen, welche an der Verwaltung von Wohlthätigkeitsanstalten betheiligt sind, oder die sich dafür interessiren, von hoher Wichtigkeit. Sie dient einem andern Werke desselben Verf., das u. d. T. „Code de l'administration charitable" vor einigen Jahren erschien, zur Ergänzung und umfaßt den Text der Gesetze, Beschlüsse, Bestimmungen u. s. w., welche seit 1790—1842 erlassen sind. Die Zahl der mitgetheilten Documente beläuft sich auf etwa 900 Nummern, die alle auf die Verwaltung der Wohlthätigkeitsanstalten Bezug haben. Sie sind chronologisch geordnet und können somit zugleich als Grundlage einer Geschichte der Gesetzgebung dieser Anstalten dienen. Der Herausgeber hat seinem Werke, das in seiner Art völlig neu ist und das auch für Deutschland viel Gutes gibt, brauchbare Anmerkungen und Erläuterungen beigegeben. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 78. —— 19. März 1845.

Über altnordische Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 77.)

Von geringerm Interesse für die Nationalliteratur sind die christlichen Dichtungen, mögen sie Hymnen oder Loblieder auf Heilige oder historische Lieder aus der biblischen oder Heiligengeschichte sein. Nicht nur die Dogmen der christlichen Kirche und die Heiligengeschichten sind keine poetischen Stoffe, sondern auch die mönchischen Verfertiger dieser Lieder waren keine Dichter, sondern nur Versificatoren.

Ein höchst wichtiger Zweig der altnordischen Literatur sind dagegen die Sagas (Sögur, von Saga), prosaische Erzählungen von vaterländischen Helden und Geschichten; eine solche Erzählung von kleinerm Umfang heißt Thattr. Die Erzähler solcher Sagas hießen Thulir, Sagenmänner, vergleichbar den Sprekers an den niederländischen Fürstenhöfen. Auch sie erzählten in Privatkreisen und an Herren- und Fürstenhöfen. Ihre Erzählungen binden sich meist an alte Lieder an, und oft lassen sie ihre Helden Strophen aus den alten ursprünglichen Liedern sprechen, daher auch in ihnen Fragmente alter, jetzt verlorener Lieder enthalten sind. Später dichteten aber die Sagenmänner selbst auch solche Strophen und Verse und legten sie ihren Helden in den Mund. Der Eingang in diesen Sagas ist ziemlich stabil und erinnert ganz an die unserer deutschen Volks- und Kindergeschichten, die sich gewöhnlich anfangen: Es war einmal ein Mann, der hieß so oder so, der hatte einen Sohn oder Tochter, der oder die hieß u. s. w. So beginnt z. B. die Nial-Saga: „Es war ein Mann Namens Mördr, genannt Gigia, Sigrats Sohn, der wohnte auf dem Gute Vallr in Rangarvall, er war reich und geehrt und kundig des Rechts. Der hatte eine Tochter Namens Unna, schön, züchtig und klug und beiweitem die trefflichste unter den Rangarvallschen Jungfrauen. Nun geht die Geschichte nach den Thälern von Breidafjord; da war ein Mann, der hieß Höskulld" u. s. w. Die berühmte Fridthjofs-Saga fängt so an: „König Beli regierte in Sygnafylk; der hatte drei Kinder, Helgi hieß sein Sohn, der andere Halfdan und die Tochter Ingeborg. Ingeborg schön von Gesicht und klug an Verstand, sie war die trefflichste der Königstöchter" u. s. w.

Auch die prosaischen Sagas von heldengeschichtlichem Inhalte geben im Wesentlichen die deutschen Heldensagen, besonders von Sigurd erzählt die Volsunga-Saga, und zwar hauptsächlich von Sigurd's Ahnen, seinem Vater Sigmund und Großvater Volsung (daher auch der Name). Die Erzählungen dieser und der Ragnar-Ladbroks-Saga, von Sigurd's Nachkommen (die von der deutschen Sage abweicht), begreift die berühmte Nornagest-Saga, genannt nach dem Greise Gest, der durch der Nornen Geschenk 300 Jahre alt geworden war und dem norwegischen Könige Olaf Tryggveson jene Historien als Augenzeuge erzählen konnte. Als nämlich Gest noch in der Wiege lag, kamen zu ihm drei Nornen, deren zwei ihm Glück weissagten, die dritte seiner Mutter eine Kerze gab mit der Deutung, daß das Kind sterben würde, wenn die Kerze verbrannt sei. Dem erwachsenen Gest gab die Mutter die Kerze und theilte ihm das Geheimniß mit. Und er starb nicht, bis er 300 Jahre alt am norwegischen Hofe sich taufen ließ und die Kerze, die Gabe heidnischer Götter, dem neuen Glauben opferte und verbrannte, worauf auch er sogleich starb. Diese Erzählung ist dieselbe wie in der griechischen Sage die von Meleager. Als dieser sieben Tage alt war, kamen die Mören zu seiner Mutter Althäa und sagten ihr: Wenn das Holzstück, das eben auf dem Herde brennt, verbrannt sein wird, wird der Knabe sterben. Althäa löschte damals den Brand aus und hob ihn heilig in einem Kasten auf, aber als sie nachher aus Schmerz über die Ermordung ihrer Brüder durch ihren Sohn den Brand vollends von der Flamme verzehren ließ, starb Meleager sogleich. Solche auf ursprüngliche Stammgleichheit der germanischen und griechischen Sage beruhende Erzählungen sind z. B. folgende: Des Königs Thorri von Quenland Tochter Goe wurde geraubt; da befahl der Vater seinen Söhnen Norr und Gor, auszugehen, um die Schwester zu suchen, und nicht eher nach Hause zu kommen, bis sie sie gefunden. Sie finden sie nicht und bleiben deshalb im Ausland, wo sie sich niederlassen und Reiche gründen. Dies ist die Geschichte von dem Raube der Europa in der griechischen Sage. Der bekümmerte Vater Agenor schickt seine Söhne Phönix, Kilix, Kadmos und Thasos auf Nachforschungen nach der Schwester aus mit dem Gebote, ohne sie nicht das

Heimatsland zu betreten. Und da die Brüder sie nicht finden, so bleiben sie in der Fremde und lassen sich an verschiedenen Orten nieder und werden Stifter neuer Reiche und Völkerschaften. Und wenn das deutsche Heldenbuch erzählt, daß sich Sigfried mit der aus den verbrannten Drachen und Würmern entstehenden Flüssigkeit am ganzen Leibe bestrichen habe und so am ganzen Leibe mit einer hörnernen Haut bedeckt und dadurch unverwundbar geworden sei, bis auf eine Stelle zwischen den Schultern, die er nicht mit bestrich, weil sich ein Lindenblatt dort angehängt: ist dies nicht dieselbe Geschichte, welche die griechische Sage von Achilles erzählt? Seine Mutter Thetis wollte ihn nämlich dadurch unverwundbar machen, daß sie ihn in den Styx tauchte, aber an die Ferse, wo sie ihn hielt, war das stählende Wasser nicht gekommen, und da traf ihn der Todespfeil vor Troja, daß er starb. Wenn von Helgi in der nordischen Sage erzählt wird: er war der Valkyrie Svava verlobt, durch seinen frühen Tod wurde dieser Liebesbund getrennt, indeß — wie um zu zeigen, daß treue Liebe ewig sei und über das Grab hinüberdauere — unter andern Namen lebten sie wieder auf und freuten sich nun ihrer Vereinigung: — so ist es dieselbe Idee, welche der griechischen Sage zu Grunde liegt, nach welcher Iphigenia dem Achilles zur Gattin bestimmt ist, ihm aber durch das Schicksal entrissen wird, jedoch nach ihrem Tode wieder als Orilochia auf der Insel Leuke auflebt und dem Achilles vermählt wird. Auch der Drache als Wächter von Schätzen und heiligen Orten ist der germanischen und griechischen Sage gemeinschaftlich.

Die Sagas historischen Inhalts erzählen besonders isländische Geschichte und zwar theils die Geschichte einzelner Männer, z. B. die Vigastyr-Saga, die Vigaglum-Saga u. s. w., besonders von Skalden und später von Bischöfen; theils Familien-, wie die Laxdöla-Saga, theils Stamm-, wie die Vatnsdöla-Saga, theils und zwar zumeist Landesgeschichte, z. B. das Landnamabok; ferner von den auswärtigen Eroberungen der Isländer, z. B. der Orkney-Inseln in der Orkneyinga-Saga, der östlichen Inseln in der Eyrbyggia-Saga. Aus diesen Sagas entstanden später die historischen Bücher der altnordischen Literatur. Der Erste, der die historischen Sagas aufschrieb und den Stoff chronologisch ordnete, war Are der Weise, aber die erste pragmatische Geschichte schrieb Snorre Sturleson, der 1241 als norwegischer Statthalter auf Island ermordet wurde. Sein berühmtes Werk sind die norwegischen Königssagen (Noregs konunga sögur) oder nach seinem Anfange Heimskringla (der Weltkreis) genannt. Es enthält mehre Sagen, von denen die erste die Ynglinga-Saga, nach einem Gedicht Thiodolf's, des Hofskalden bei dem norwegischen Könige Harald Schönhaar, auf Island geschrieben ist und die Vorfahren Harald's bis ins dreißigste Glied zurückführt. Diese Königssagen haben mit den griechischen Das gemein, daß sie die Ahnen der Könige und Dynastien bis auf göttlichen Ursprung zurückführen, denn wie dort die Könige und Fürsten Götter- und Heroensöhne sind, so auch hier. Von dem Entstehen der Heimskringla hat man eine wunderbare Sage; Snorre Sturleson soll nämlich die vorhandenen Sagen vorgenommen haben, gestrichen, was ihm misfallen, Auszüge aus Dem gemacht, was zu weitläufig gewesen, Einzelnes berichtigt, an andern Orten mehre Strophen aus alten Gedichten zugesetzt haben. Um die Herausgabe der altnordischen Sagas hat sich besonders die königliche Gesellschaft für die nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen sehr verdient gemacht; die durch ihre Mitglieder veranstaltete Sammlung der Formanna Sögur begreift vor der Hand die außerisländischen, die isländischen selbst werden nachfolgen.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der griechischen Revolution. Ein Beitrag zur Geschichte Griechenlands vom Jahre 1833 bis zum Jahre 1844. Von H. A. Baron von St...t. Leipzig, O. Wigand. 1845. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf. dieser Schrift, der über sich selbst und über seine persönlichen Verhältnisse, in denen er namentlich in Griechenland gewesen, sich nicht näher ausspricht, hat in derselben zunächst einen Beitrag zur Geschichte der griechischen Revolution, zur Geschichte Griechenlands, von dem Jahre 1833 bis zum Jahre 1844 geben wollen, dabei aber auch zugleich die Absicht gehabt, eine richtige Beurtheilung der griechischen Nation zu vermitteln. In Bezug auf jene Verhältnisse bemerkt der Verf. in der Vorrede nur so viel, daß er zwölf Jahre in Griechenland sich aufgehalten habe (wahrscheinlich also von 1832—43), und daß er theils durch seine amtliche Stellung, theils durch den Umgang mit bairischen Offizieren und mit einer großen Anzahl von Griechen, „die ich wol den Kern des griechischen Volks nennen kann", mehr als viele Andere in den Stand gesetzt worden sei, sich ein umfassendes und namentlich unparteiisches Bild von dem Zustande des Landes während jener Jahre zu entwerfen. Dies, in Verbindung mit den im Auslande verbreiteten falschen Nachrichten und Schilderungen über Griechenland, bestimmte ihn zu den vorliegenden Berichten, in denen und durch welche er auch die Überzeugung begründen wollte, daß „die Septemberrevolution sowie alle vorhergehenden Misverhältnisse nicht durch die so oft denuncirte Undankbarkeit und Zügellosigkeit des Volks veranlaßt worden seien, sondern durch die verkehrten Maßregeln der Regierung und durch die Art und Weise, in welcher viele Beamte und Offiziere die Befehle ihrer Vorgesetzten vollzogen und sich überhaupt gegen das griechische Volk benahmen". In Folge dieser seiner Überzeugung war nun freilich der Verf. genöthigt, einem großen Theile der Griechenland regierenden Baiern und der sich ihnen anschließenden Griechen anklagend gegenüberzutreten; allein nach Demjenigen, was er zur Begründung dieser Anklagen Thatsächliches mittheilt, und was auch bereits von anderer Seite her bekannt geworden ist, kann man die Anklagen nur für gerecht und für begründet anerkennen, und es gereicht dem Verf. zur Ehre, daß er namentlich die unverdienten Vorwürfe, welche man so lange dem griechischen Volke gemacht hat, zu entkräften sich bemüht hat. Sollte es auch bisweilen den Anschein gewinnen, als übertreibe der Verf. hin und wieder die Anklagen und die der Baiernherrschaft in Griechenland so höchst ungünstigen Urtheile und Ansichten, so kann er doch jedenfalls damit allein, daß man seine Schrift als eine gemeine Schmähschrift gegen die Baiern bezeichnet, wie bereits geschehen ist, nicht abgefertigt und widerlegt werden.

Die Schrift selbst zerfällt in drei Abschnitte, insofern der Verf. theils die Periode der Regentschaft, von 1833 bis zum

20. Mai (1. Juni) 1835, theils die erste Hälfte der Regierung des Königs bis zum 24. Dec. 1839 (5. Jan. 1840), theils die zweite Hälfte derselben bis zum April 1844, besonders ins Auge faßt und behandelt. Die Charakteristik, welche auch hier von den einzelnen Mitgliedern der Regentschaft entworfen wird, namentlich auch insofern sie den verschiedenen fremden Parteien angehörten, und mithin einem auswärtigen Einflusse sich hingaben, mit dem sich die Sorge für die wahren Interessen Griechenlands nicht vertragen konnte, begründet auch von dieser Seite her und von neuem die Überzeugung, daß man es von Seiten des Auslandes theils bei der Begründung des Königreichs Griechenland, theils bei der Wahl der fernerweiten Mittel und Maßregeln zur angeblichen Beglückung des griechischen Volks und der Behandlung des griechischen Staats und seiner Regierung von keiner Seite wahrhaft gut und aufrichtig mit Griechenland gemeint habe. Es ist das eine Wahrheit, die nicht erst vom Jahre 1832 datirt, die vielmehr schon vom Jahre 1821 sich herschreibt, und im Fortgange der Zeit vielfach sich bewährt und auch noch in der neuesten Zeit ihre Bestätigung gefunden hat.

Ebenso streng und unparteiisch, wie der Verf. über die Regentschaft sich ausspricht, beurtheilt er auch die Fremden in Griechenland, die Angestellten und Beamten, welche die Regentschaft mitbrachte, oder die ihr folgten, sowie die Eingeborenen und Philhellenen, die sie vorfand. Dies waren die Elemente, die der König bei seiner Ankunft in Griechenland antraf und die sich der Regierung darboten; allein sie wurden von letzterer nicht zum Besten Griechenlands, noch weniger zum Besten der griechischen Staatskasse benutzt. Ohne Rücksicht auf Beides wurde das Land als eine bairische Colonie, als eine bairische Provinz betrachtet und behandelt; ohne Umsicht, ohne Kenntniß der Personen und der Verhältnisse, nicht nach reiflicher Erwägung der Nothwendigkeit, sondern nach bloßer Willkür wurden die Beamten und Militairs aus den sich Meldenden, aus den Ankömmlingen gewählt, und vorzugsweise waren es Baiern, die man wählte. Es ist in der That kaum glaublich, welche Misgriffe in dieser Hinsicht gemacht wurden, und welche Willkürlichkeiten schon in München von Seiten der Regentschaft begangen worden waren. Ein Beweis, wie man in dieser Beziehung das Interesse Griechenlands vor Augen hatte, ist unter vielen, die man in der That nicht ohne Unwillen hier liest, der eine, daß alle Montur- und Rüstungsstücke, die in den bairischen Magazinen übrig waren und ihrer Qualität halber nicht verwendet werden konnten, schlechtes Tuch, alte Flinten u. s. w. von bairischer Seite an die griechische Regierung verkauft wurden, ohne nur daran zu denken, ob die Art und Weise, eine griechische Armee so zu armiren oder einzukleiden, auch die zweckmäßigere sei oder nicht. Überhaupt geschahen gerade in Betreff der Einrichtung und Uniformirung der griechischen Armee von Seiten der Regentschaft die unerklärlichsten Fehlgriffe, die ebenso sehr eine Folge der wenigen Rücksichten waren, welche man auf die Eigenthümlichkeiten des Landes und Volkes und auf dessen wahre Bedürfnisse nahm, als sie mit bedeutenden Geldopfern verbunden waren, die nachher geradezu als ganz vergeblich erschienen, aber doch immer von dem griechischen Staatsschatze getragen werden mußten. Da wird denn auch die Verschleuderung der Staatseinnahmen, besonders auch der 60 Mill. gar sehr erklärlich, und die Behauptung findet ihre Begründung, daß von diesen 60 Mill. das Wenigste Griechenland zu Gute gegangen sei.

Die oben erwähnte einseitige Bevorzugung der Baiern und die willkürliche, aber geflissentliche Hintansetzung der Griechen war einer der Hauptfehlgriffe, der in Griechenlands Verwaltung von der Regentschaft gemacht wurde, und er ward die Hauptquelle des erwachenden Fremdenhasses. Die nachtheiligen Folgen davon für die Meinung des Volks im Verhältnisse zur Regentschaft; der verderbliche Eindruck auf das Vertrauen der Griechen; ihre Unzufriedenheit von Haus aus mit der Lage der Dinge: dies Alles konnte nicht ausbleiben und war also erklärlich genug, selbst insofern diese Hintansetzung der Griechen und die Bevorzugung der Baiern auf Kosten der Griechen, die ihr Vaterland befreit hatten, während die Baiern höchstens erst Verdienste um Griechenland sich hätten erwerben können, die Griechen geradezu zum höchsten Unwillen, zur Verzweiflung, — zum Räuberhandwerke trieb. War demnach das erste Auftreten der Regentschaft in Griechenland nicht sehr geeignet, einen günstigen Eindruck auf die Eingeborenen zu machen; mußte es sie vielmehr gegen die neue Ordnung der Dinge stimmen, zumal gerade gleich im Anfange die Regentschaft Machiavellistische Grundsätze entwickelte, und sie die Parteien sowie den Parteigeist zu erhalten sich bemühte: so änderte sich dies Alles im Fortgange, besonders bei dem gesunden Sinne der Griechen, die, wie dies v. Maurer ihnen bezeugt, „von Nationalität einen hohen Begriff haben", durchaus nicht zum Bessern. Daß die Regentschaft, wie das von der griechischen Nation erwartet wurde, der es von Seiten der bairischen Regierung und von den drei Großmächten ziemlich ausdrücklich zugesagt worden war, damals den Griechen nicht eine Constitution gab, muß ebenfalls als ein großer Fehler gelten; und jedenfalls wußte man, wenn man vielleicht der Meinung war, daß es, trotz der gegebenen Zusage, doch nicht an der Zeit sei, dies damals zu thun, um so weniger nach Laune und Willkür, um so weniger auf eine volksfeindliche Weise und despotisch, gleichsam als wäre das Land eine eroberte Provinz, Griechenland behandeln. Belege dazu, daß dies gleichwohl geschah, finden sich hier in Menge, und sie finden von anderer Seite her, z. B. in dem Buche des oberwähnten v. Maurer selbst, bekanntlich eines frühern Mitglieds der Regentschaft, ihre vollkommene Bestätigung. Zu den offenbaren Misgriffen und Fehlern der Regentschaft kamen nun auch noch die einseitigen Einmischungen der fremden Gesandten, nicht im Interesse Griechenlands, aber auch kaum im Interesse der Regentschaft, sondern nur im Interesse der Zwecke der einzelnen Regierungen, die ein kräftiges und wahrhaft selbstständiges und freies Griechenland niemals gewollt, vielmehr dasselbe zu einem außerordentlichen Siechthume verdammt gehabt, und nunmehr die Ärzte bei demselben, ob zur Wiederherstellung oder zu einem andern Zwecke, ist nicht bekannt worden, machten. Diese Einmischungen hatten namentlich in Betreff des griechischen Volks nun auch noch den unmittelbaren Nachtheil, daß auch von dieser Seite her der Parteigeist immerwährende Nahrung erhielt, und durch diese Parteien im Lande der auswärtige nachtheilige Einfluß sich um so mehr in Griechenland festsetzte: ein Nachtheil, der bis in die neueste Zeit geblieben ist, wennschon es gewiß richtig ist, was der Verf. auch hier ausspricht, daß damals die ganze Nation zur Opposition gegen die Regentschaft gehörte, und wennschon es für den ganzen Verlauf der griechischen Revolution gilt, daß das Volk niemals an den Streitigkeiten und Intriguen der einzelnen Parteien und der Parteihäupter Theil genommen habe. Dergleichen Streitigkeiten und gegenseitige Intriguen blieben nun auch unter den Regentschaftsmitgliedern selbst, wie bereits allgemein bekannt ist, nicht aus; und auch sie waren, wie ein Scandal an und für sich, so jedenfalls ebenso wenig für die Organisation Griechenlands vortheilhaft, als ein gutes Beispiel und Zutrauen erweckend für die griechische Nation. Diese Intriguen, namentlich zwischen Armansperg und v. Maurer, welcher Letztere endlich weichen mußte, führten nun auch wieder untereinander zu wahren Scandalen, dergleichen hier ein Beispiel mitgetheilt wird. Überhaupt ist der Verf. dem Grafen Armansperg und seinem politischen Organisationstalente nicht besonders günstig gestimmt; aber auch hier steht er mit seinem Urtheile nicht allein da.

Von den einzelnen Maßregeln der Regentschaft bespricht der Verf. besonders ausführlich die Wahl der Hauptstadt und den Umzug von Nauplia nach Athen, und verbreitet sich über die angeblichen Gründe dieser Wahl sowie über die Wirkungen des Umzugs und über Das, was sich gegen die Wahl sagen ließ.

Aus finanziellen Gründen, aus Rücksichten auf den Handel und die Zukunft Griechenlands wäre jedenfalls, so meint er, dem Isthmus der Vorzug zu geben gewesen. Übrigens tadelt er namentlich die Art und Weise, wie man den Umzug beschleunigt und ihn mitten im Winter, ohne gehörige Vorbereitung, ins Werk gesetzt habe: er gibt die Schuld der Wahl Athens und der Beschleunigung des Umzugs von Nauplia nach Athen offen der Gräfin Armansperg!

Neben dem eigentlich geschichtlich-politischen Inhalt des Buchs wird auch eine kurze Übersicht der neugriechischen Literatur, eine Zusammenstellung der Schriftsteller, Dichter u. s. w. des neuen Griechenlands gegeben, allein sie ist so oberflächlich und so ungenügend, daß es besser gewesen wäre, sie ganz wegzulassen, zumal sie gar nicht hierher gehört. Ebenso wenig ist dies der Fall in Betreff Dessen, was von Sitten und Gebräuchen der Neugriechen mitgetheilt wird, und es scheint das Ganze in dieser Hinsicht nur auf eine Art von Buchmacherei hinauszukommen. Dagegen ist das über die innern Verhältnisse und Zustände des Landes, über Grundeigenthum, Landescultur, Steuererhebung u. s. w. Mitgetheilte von besonderm Interesse.

Auch nachdem der König Otto die Regierung am 20. Mai (1. Juni) 1835 selbst übernommen hatte, blieben die frühern Übelstände aus der Zeit der Regentschaft mit den Grundsätzen, nach welchen man verfuhr, dieselben; sie lassen sich auf alles Das zurückführen, was eine Fremdherrschaft gehässig macht, die nicht zum wahren Wohle des anvertrauten Landes und Volkes verfährt. Dem König Otto konnte dies nicht als Schuld angerechnet werden; es war vielmehr nur die Folge der Beibehaltung Armansperg's als Staatskanzlers und Ministerpräsidenten, mit Allem, was damit zusammenhing. Das Verhältniß wurde auch dann nicht besser, als Armansperg im Febr. 1837 entlassen worden und Rudhart an seine Stelle getreten war, wennschon es nicht an seinem guten Willen, sondern vornehmlich daran lag, daß er nur kurze Zeit in Griechenland blieb. Rudhart zog sich zurück, „als er sah, daß es ihm unmöglich sein dürfte, mit den Intriguen der Diplomaten einen siegreichen Krieg zu führen, die Parteiungen, die im Lande von jeher existirt hatten und von der Regentschaft und dem Grafen v. Armansperg nur noch mehr unterhalten und zu gegenseitigem Haß aufgeregt worden waren, zu vereinigen, die zerrütteten Finanzen zu ordnen und den den König umgebenden Personen, fremden und einheimischen Ursprungs, die Spitze zu bieten." Daß Rudhart zur russischen Partei sich gehalten, konnte ihm freilich bei der Nationalpartei und bei der ganzen Nation nicht besonders vortheilhaft sein. Dem griechischen Volke selbst übrigens, in seiner Gesammtheit, nicht den Parteien und gewissen ungriechischen Klassen und Kasten, läßt der Verf. volle Gerechtigkeit widerfahren. Nach Rudhart's Austritt bildete sich nach und nach eine Camarilla zwischen König und Volk, die Jenen von diesem trennte und es zu verhindern wußte, daß Ersterer die Wahrheit über den Zustand des Landes und über die Bedürfnisse des Volkes kennen lernte. Dazu kam, daß jetzt mehr denn je die fremden Diplomaten sich Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Griechenlands zu verschaffen wußten, was nur möglich war, wenn die verschiedenen Ministerien von Männern ihres Anhanges verwaltet wurden. „So wurde es dem König auf alle nur erdenkliche Weise erschwert", heißt es, „entweder seinem eigenen und gewöhnlich so richtigen Urtheile zu folgen, oder auch die Stimme des Volkes, die mehr oder weniger durch die Zeitschriften bekannt wurde, zu vernehmen, und es kann bis zum Jahre 1844 dem König nicht zugerechnet werden, wenn er häufig, durch die Verhältnisse zu den Mächten gezwungen, Minister gegen die eigene innere Überzeugung ernannte, oder, was noch viel schlimmer war, durch seine Umgebung verleitet wurde, Männern Portefeuilles anzuvertrauen, welche die auf sie gefallene Wahl ganz und gar nicht rechtfertigten." In dieser Weise schleppt sich die fernere Geschichte Griechenlands auf einem Felde fortwährender Intriguen bis zum 3. (15.) September 1843 fort, wo sich das Volk durch einen Act der Selbsthülfe von der Fremdherrschaft, von der oberwähnten Camarilla befreite, und in Folge dessen bekanntlich Griechenland eine Constitution erhielt. Man kann, wie man auch sonst hierüber denken mag, den Griechen, um deren Wohl und Wehe es allein sich handelt, diesen Schritt an und für sich nicht verdenken, wenn man liest, was der Verf. hier aus dem Jahre 1836 bemerkt, was aber auch noch bis zum 3. September 1843 seine Geltung hatte: „In den Herzen der Griechen hatte bei Anfang des Kampfes für Freiheit und Religion die Sehnsucht nach dem Wiederaufleben der frühern Zustände der Hellenen gelebt, die einst reich an den goldenen Schätzen der Kunst und Wissenschaft, an denkenden Geistern und begeisterten Sängern, Griechenland zum leitenden Stern der Cultur gemacht hatten, mußten jedoch, von dem Drucke und dem Ungeschicke der nun fast vier Jahre in Griechenland waltenden Regierung, an jeder Hoffnung eines schnellen Fortschreitens auf der Bahn zur Erreichung des ersehnten Ziels verzweifeln. Diese Verzweiflung bildete, nachdem sie sich jedem Einzelnen mittheilte, einen heiligen und unvertilgbaren Haß des größten Theils der Nation gegen die herrschende Regierung, die kein Herz zu ihnen herübergebracht hatte, fremd und ohne allen Antheil dem Verderben der Einzelnen zusah, und so das Versinken des durch so viele Stürme endlich in den Hafen gelangten Volks herbeiführte, und die fast in keiner Beziehung zu den Bewohnern des Landes stand, als um es auszusaugen und zu belasten".

Kann Rec. die Wahrheitsliebe des Verf. durchaus nicht verdächtigen, so muß er auch das vorliegende Buch als ein solches betrachten, das nicht ohne geschichtlichen Werth ist. Mehr in das Einzelne desselben einzugehen, als Rec. gethan hat, war nicht nöthig und thunlich; und er will nur noch bemerken, daß man durch unverantwortliche Entstellungen der Eigennamen selbst höchst unangenehm berührt wird. 1.

Literarische Notiz aus England.

„My adventures", von Col. Montgomery Maxwell (2 Bde., London 1845), enthalten Mancherlei, wofür deutsche Übersetzer mit Gewißheit auf den Dank der Leihbibliotheken rechnen können. Als da sind: ein geschmeidiger Militaircodex der in Feldlagern üblichen Moralität, petulante Äußerungen, scandalöse Anekdoten, immer noch schmackhaft, wenn auch 30 Jahre alt, angenehmes Geschwätz über nichts, unbändig viel Liebesabenteuer, Geschichten von Tänzerinnen, Opernsängerinnen und gefälligen Ehemännern, und ja nicht zu vergessen, schon weil es einen ansehnlichen Theil des Buchs füllt, ein nach der Uhr des englischen Consuls 25 Minuten langes Gespräch mit Napoleon, dem Favoriten des Verf. Es ist wahr, in dem ganzen Gespräche zwischen Napoleon, dem Verf. und fünf oder sechs seiner Kameraden kommt nicht eine einzige Frage, nicht eine einzige Bemerkung vor, die des Aufzeichnens werth erscheint. Aber wahr ist auch, daß dessenungeachtet das Gespräch sich sehr hübsch liest, wie denn überhaupt die gewandte Feder des Verf. und sein ebenso scharfer als schneller Blick, wo es sich um Darlegung eines Charakters handelt, unbedingte Anerkennung verdient. Schauplatz der geschilderten Ereignisse ist hauptsächlich Sicilien, Italien, Elba und gegen den Schluß ein Theil Frankreichs. Gelegenheit, sie zu erleben, hat dem Verf. der englische Feldzug von 1814 in Sicilien, Calabrien, Toscana und Piemont geboten. Indessen werden außer der Einnahme von Genua und der einem alten Soldaten in den Mund gelegten Beschreibung der Schlacht von Marengo keine Waffenthaten berichtet. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 79. —— 20. März 1845.

Über altnordische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 78.)

Von allgemeinem Interesse sind noch die altnordischen Rechtsbücher. Es gab deren schon zu Anfange des 12. Jahrhunderts, das älteste geschriebene war die noch vorhandene Gragas (Graugans), angeblich so geheißen, weil das Buch in ein Gänsefell eingebunden war. Es war von dem Lagmann Gudmund Thorgeirsson nach des Lagmann's Ulfliot im 10. Jahrhundert gemachtem Gesetz zusammengestellt und galt bis 1273, wo Island an Norwegen fiel und so norwegisches Gesetz erhielt. Das altnordische Recht ist wichtig zum Beweis für das Alter der Sagas und zur Kenntniß des nordischen Alterthums, denn es ist sehr genau in der Aufzählung der einzelnen bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse. Die Rechtsfälle scheidet es mit Scharfsinn und ist gerecht in seinen Entscheidungen. Die Humanität der Skandinavier leuchtet daraus hervor, daß nicht nur Arme und Knechte, sondern sogar Thiere in den Gesetzen berücksichtigt sind. Dies beweist auch hinlänglich gegen die gewöhnliche Annahme, daß in Sitte und Leben der alten Skandinavier das Ideal rohesten Barbarenthums zu finden sei. Dagegen verwahrt sie auch Hr. Dietrich, indem er Vorrede S. XII, Note 2 anführt, daß sie für Liebe und Wohlwollen zehn, für Gnade und Erbarmen sieben Ausdrücke haben und daß die Zartheit der Charaktere in den Heldenliedern allgemein anerkannt ist.

Doch es wird für die Unterhaltung nun wol genug sein, nun noch ein Wort über das Buch selbst, welches die Veranlassung zu dieser Mittheilung gab. Nach der Vorrede (S. IX—XVI) folgt (S. XIX—LIV) eine Einleitung, die eine Übersicht der altnordischen Literatur gibt. Dies ist eine sehr verdienstliche Arbeit und sie ist von Dem, was von dem Buche Hrn. Dietrich selbst gehört, leicht das Beste. Er scheidet in der altnordischen Literatur, deren Grenze er im Wesentlichen mit dem Ende des 14. Jahrhunderts annimmt, in zwei Perioden, deren erste die Zeit bis zum 12. Jahrhundert begreift, wo das poetische, volksthümliche, heidnische Element vorwaltet; die zweite vom 12. bis 14. Jahrhundert, wo Prosa, Gelehrsamkeit, Christenthum in die Literatur eingriffen und, je herrschender diese wurden, eben die Literatur zu ihrem Schluß brachten. In recht geordneter Weise werden die einzelnen Arten der Schriftwerke aufgeführt, bei einigen ihr Inhalt kurz angegeben und über die Zeit ihrer Abfassung nach bereits abgeschlossenen Untersuchungen oder hin und wieder auch nach eigenem Urtheil gesprochen.

Es folgt der Text (S. 1—196) sehr sparsam in zwei Spalten gedruckt; so hat ein wahrer Reichthum von Lesestücken gegeben werden können. Es sind deren 66, von verschiedenem Inhalt, theils größere, theils kleinere, mehre Stücke sind nicht bloße Fragmente, sondern ganze Texte, z. B. die Völo-spa oder Vaulu-spa, die Hymisquida, die Thrymsquida, das Havamal, die Fridthjofs-Saga, die Kalmarsche Unionsurkunde u. m. a., wodurch das Buch einen noch größern Werth bekommt und mehr als ein Lesebuch von der gewöhnlichen Qualität ist. Denn die Texte altnordischer Schriftwerke sind sehr theuer und deshalb selten, und man muß es Hrn. Dietrich Dank wissen, daß er so mehre altnordische Gedichte und Sagen uns zugeführt hat. Mit der durchgeführten Consequenz in der Orthographie der einzelnen Texte, wovon in der Vorrede S. XIII fg. Rechenschaft gegeben wird, kann man sich für diesen Zweck, d. h. für ein zunächst für den Unterricht bestimmtes Lesebuch, wol einverstanden erklären. Die Texte sind guten Ausgaben entnommen. Man wird einen großen Unterschied finden, wenn man die Völo-spa in unserm Lesebuch, nach der kopenhagener Ausgabe der Sämund'schen Edda abgedruckt, mit der Ettmüller'schen Ausgabe dieses Gedichts vergleicht, und man wird wol unbedenklich dem vorliegenden Texte beiweitem den Vorzug einräumen müssen.

S. 197—226 ist eine „grammatische Übersicht" zumeist nach Grimm (vgl. Vorrede, S. XIII) gegeben. Es ist dabei zu loben, daß vorzüglich die Lautlehre berücksichtigt und immer Vergleichung mit den verwandten Sprachen, besonders der gothischen, angestellt ist. Überhaupt aber ist diese Zugabe nichts Unnöthiges, denn in Deutschland gibt es noch gar keine altnordische Grammatik, denn die unverantwortliche Arbeit Wienbarg's in der Übersetzung der kurzgefaßten Anleitung zur altnordischen Sprache von Rask (Hamburg 1839) kann unmöglich gerechnet werden. Denn so wenig hat dieser Übersetzer die Sprache verstanden, daß er z. B.,

während Rask die Casus so ordnet: Nom. *dalr*, Accus. *dal*, Dativ. *dal*, Gen. *dals*, die gewöhnliche Reihenfolge der Casus zurückführt, aber die Formen in jener Reihenfolge stehen läßt, wodurch die monströse Declination entsteht: Nom. *dalr*, Gen. *dal*, Dativ. *dal*, Accus. *dals*. So etwas ist wol noch nicht dagewesen. Ich wollte das nur erwähnen, um mich zu rechtfertigen, wenn ich sage, daß es noch keine altnordische Grammatik im Deutschen gibt und daß Hrn. Dietrich's Zugabe zu seinem Lesebuche willkommen sein muß. Nur kann ich nicht verhehlen, daß mir der Name grammatische Übersicht oder vollends übersichtliche Grammatik — wie auf dem Titel steht — etwas mehr zu versprechen scheint, als gegeben ist, denn die Formenlehre allein bildet nicht die Grammatik. Auch findet man es nirgend begründet, daß hier das Verbum dem Nomen vorangestellt ist. In einer Anmerkung ist (S. 199) auch von den Runen geredet: vielleicht hätte dieser Bemerkung eine passendere Stelle gegeben und namentlich in der Einleitung (S. xxxv) die immer noch hin und wieder geglaubte Ansicht, daß die Skaldengesänge anfangs ihrem Hauptinhalte nach mit Runen in Holz geschnitten und erst nach Einführung der römischen Schrift durch Bischof Isleif in der Mitte des 11. Jahrhunderts in diese Schrift umgeschrieben worden wären (vgl. „Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde", S. 10), widerlegt werden können. Hr. Dietrich bemerkt, man habe auch später noch Runen zur Verzierung, einzelne als Abkürzung, z. B. ᛘ für maðr (Mann) gebraucht. Einen andern Gebrauch weist Ettmüller (Vaulu-spa, Einleitung, S. XLII) nach, nämlich als eine Art Zeichenschrift in Zauberliedern, wie ᛦ für yr (Bogen) steht. Ich möchte fast eine Spielerei, ähnlich unsern Rebus, darin erkennen.

Das Glossar (S. 229—288) ist eine unentbehrliche Zugabe für ein solches Buch, zumal da das Biörn-Haldorson'sche von Rask herausgegebene isländische Wörterbuch beim Lesen der Edda durchaus nicht ausreicht. Hr. Dietrich hat sein Glossar mit Fleiß ausgearbeitet, doch möchte ich zweifeln, daß man ohne weitere Beihülfe damit zum Verständniß des ganzen Textes und insbesondere einzelner Lesestücken aus späterer Zeit, z. B. der Unionsurkunde, gelangen kann.

Julius Löbe.

Taschenbücherschau für das Jahr 1845.

Dritter und letzter Artikel.*)

13. Iris.

Der größte Wunderthäter ist und bleibt der Genius. Er kann die gewöhnlichsten Karten ausspielen und wird dennoch das Spiel gewinnen. Er bedarf zu seinen Schöpfungen keines großartigen Stoffes, keiner zeitgeistschwangern Ideen, keiner patriotischen Tendenzen, keiner spannenden Situationen, keiner blendenden Gedanken, keiner pikanten Diction — und doch besitzen dieselben eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Mit wenigen, unbedeutend scheinenden Worten hat er uns wie die Spinne ihren Fang in einem Netze unzerreißbarer Fäden gefangen. Die leiseste Berührung reicht hin und er hat uns wie ein Magnetiseur vollkommen in seiner Gewalt. Er braucht nur das Augenlid zu bewegen und er zieht uns wie die Geliebte mit einem verstohlenen, kaum bemerkbaren Liebesblick in einen Zauberkreis, aus dem wir uns nicht wieder losreißen können, bis er selber den Zauber löst. Diese Macht im Kleinen, diese gewaltige Wirkung mit geringen Mitteln — wodurch wird sie erreicht? Das hat noch Keiner verrathen! Es bleibt ein Arcanum, zu dem sich Jeder das Recept selber erfinden muß. Man freut sich seines Wohlgeschmackes, man fühlt seine Wirkung, aber noch kein ästhetischer Feinschmecker hat die Ingredienzen herausgekostet, noch kein kunstphilosophischer Kritiker hat es chemisch zerlegt und das Geheimniß seiner Composition nachgewiesen! So sehen auch wir uns außer Stande, die geheimen Elemente aufzudecken, durch welche eine Novelle dieses Taschenbuchs — „Der Hagestolz" von Adalbert Stifter — so wundersam auf uns wirkt. Es ist die simpelste Geschichte, die sich denken läßt, ja es ist, wenn man will, gar keine Geschichte: denn Alles, was darin geschieht, läßt sich in die drei Sätze zusammenfassen: Ein Jüngling, der nicht heirathen will, reist zu seinem Oheim, der ein Hagestolz ist — er langweilt sich einige Wochen bei ihm — kehrt wieder zurück und heirathet. Dieser Stoff ist, ohne daß eine anderweitige Verwickelung hinzugethan wäre, zu einer Novelle von 114 Seiten ausgesponnen; wir erfahren darin nichts als die Schilderung der letzten 24 Stunden vor der Abreise, in denen Victor noch einmal mit seinen Freunden zusammen ist, seine Sachen zusammenpackt, mit seiner Pflegemutter und Pflegeschwester abschiedswehmüthige Gespräche führt und melancholisch in der Umgegend umherschweift; ferner die Schilderung der Reise, auf der ihm nichts passirt, als daß ihm der Spitz aus seinem Vaterhause nachgelaufen kommt, sodann die Schilderung der Ankunft und des Aufenthalts bei seinem Oheim, wo er abgesperrt von aller Welt, beschränkt auf einen abgeschlossenen Raum einer sonst unbewohnten Insel, einen Tag fast ganz wie den andern hinbringt, bis ihm endlich der bisher kalt und lieblos erschienene Oheim eröffnet, daß Frau Ludmilla, Victor's Pflegemutter, seine frühere Geliebte gewesen und daß er blos darum nicht geheirathet habe, weil sie seinen Bruder, Victor's Vater, ihm vorgezogen, von dem sie aber verlassen und erst nach dessen Tode zur Pflegemutter Victor's bestimmt sei. Ihn selbst habe man ganz übergangen, ihn nicht einmal zum Vormund eingesetzt, und doch habe er allein für ihn gesorgt, indem er ihm sein Vermögen gerettet und ihm die Möglichkeit einer selbständigen Existenz gesichert habe; und er möge nun eine Zeit lang reisen, um eine freiere Weltanschauung zu bekommen, und dann seine Pflegeschwester Hanna heirathen, die er ja liebe, und so nachholen, was der Vater und der Oheim versäumt hätten. Dies sind sämmtliche Momente, auf die sich die Ausführung beschränkt, deren Dürftigkeit an eigentlichem Stoff so groß ist, daß es kinderleicht wäre, von dieser Seite die Novelle leer, langweilig, ja lächerlich zu finden, zumal in unserer Zeit, die so sehr nach großartigen, welterschütternden Effecten Verlangen trägt. Hundert andere Dichter wären auch an diesem Stoffe gescheitert. Sie hätten, wenn man ihnen die einfachen Ingredienzen zur weitern gleich umfangreichen Verarbeitung übergeben, sicherlich eine so dünne, saft- und kraftlose, das Virgilische „Apparent rari nantes in gurgito vasto" so trostlos versinnlichende Suppe daraus gekocht, daß man ihr nach den ersten Löffeln gewiß erlaubt hätte, den Weg alles Spülichts zu gehen. Was aber hat Stifter daraus gemacht? Ich kann nicht sagen: eine vortreffliche Novelle, eine ausgezeichnete Erzählung, denn als solche bietet seine Arbeit allerdings Anlaß zu vielen Ausstellungen — aber eine Dichtung, die durch und durch von rein poetischem Hauch durchweht ist, in der jedes Wort, jeder Gedanke an die Saiten unsers Innern schlägt und stets die volle Resonanz findet, die, was sie uns auch mit ihrem langsam historischen Fortschritt, mit der Monotonie ihres Details zumuthet, dennoch von Anfang bis zu Ende unser Interesse wach

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. [illegible]—[illegible] und Nr. [illegible]—340 d. Bl. f. 1844. D. Red.

erhält — kurz eine Dichtung, die sich durch und durch als die Schöpfung eines Genius ankündigt, die Das, was ihr fehlt, nirgend vermissen läßt und insofern bewährt, was Jean Paul sagt: „Sobald nur eine Sonne dasteht, zeigt sie mit einem Stiftchen ebenso gut die Zeit als mit einem Obeliskus.“ Durch welche Mittel sie diesen Eindruck hervorbringt? Ich habe schon erklärt, daß ich sie nicht zu nennen weiß. Ich könnte sagen: durch die Innigkeit, Wahrheit, Unmittelbarkeit der Darstellung, durch die Fernhaltung alles von vornherein Zugeschnittenen, Fertigen, durch die Ruhe, Natürlichkeit, Leichtigkeit, Sinnlichkeit des Stils u. s. w. — aber das wäre weiter Nichts; als was ich mit einem Worte Genialität genannt habe, und ich hätte somit nicht die Mittel, wodurch die Darstellung genial wird, sondern blos die einzelnen Seiten der Genialität nachgewiesen. Statt aller weitern Beschreibung will ich dem Leser einige Proben geben, damit er in ihnen einen Maßstab für die Beurtheilung des hier gefällten Urtheils erhalte. Der Anfang der Erzählung lautet:

„Vor einem Hause, das auf einer Insel stand, saß ein alter, alter Mann und zitterte vor dem Sterben. Man hätte ihn viele Jahre können sitzen sehen, wenn er überhaupt gern Augen zugelassen hätte, ihn zu sehen. Es saß nie ein Weib neben ihm, es ist nie ein Kind in den Schatten getreten, den er von der Bank auf den Sand warf, in dem Hause schwieg es, und wenn er hinein ging, schloß er selbst die Thür, und wenn er herausging, so öffnete er sie selbst. Weit weg von der Einsamkeit des Greises, manche Tagereise weit, ist ein anderer Platz, wo Bäume grünen, Nachtigallen schlagen und mehr als fünf Jünglinge mitten in dem Brausen ihres Lebens gehen. Eine glänzende Landschaft ist rings um sie geworfen, Wolkenschatten fliegen und unten in der Ebene blicken die Thürme und Häuserlasten einer großen Stadt. Einer von ihnen rief die Worte: «Es ist nun für alle Ewigkeit beschlossen, daß ich nie heirathen werde.» Es war ein schlanker Jüngling mit sanften Augen, der dieses gesagt hatte; die andern lachten, knickten Zweige, bewarfen sich und schritten weiter. «Wer wird denn heirathen,» sagte ein Anderer, «die lächerlichen Bande eines Weibes tragen, freiwillig ein Sklave sein, wie der Vogel auf den Sprossen des Käfigs sitzen?» «Ja, du Narr, aber tanzen, verliebt sein, sich schämen — gelt?» antwortete ein Dritter und es erschallte wieder Gelächter. «Dich nimmt ohnehin keine.» «Dich auch nicht.» «Was liegt mir daran.» Die nächsten Worte waren nicht mehr verständlich. Noch ein lustiges Rufen kam zurück und dann nichts mehr; denn die Jünglinge gingen bereits auf der schiefen Fläche, die sich von dem Platze wegzieht, empor, und setzten ihre Büsche in Bewegung. Weit links aber, jenseit der blauen Berge, die draußen am Horizonte glänzen, liegt die Insel, auf welcher der einsame Greis sitzt. Rüstig schreiten sie in der funkelnden Sonne hinan, ringsum sind grünende Zweige, und auf Wangen und Augen leuchtet die ganze unerschütterliche Zuversicht in die Welt. Um sie herum liegt der Frühling und ist ebenso unerfahren und zuversichtlich wie sie. Und ein Geplauder und ein fröhliches Sprechen tanzt von der beweglichen Zunge. Zuerst reden sie von Allem und oft Alle zugleich, dann reden sie von dem Höchsten, dann von dem Tiefsten, und Beides haben sie schnell erschöpft. Da wird die unendlichste Freiheit vorgeschlagen, die Gerechtigkeit und die unbeschränkteste Duldsamkeit, und wer dagegen ist, wird niedergeworfen und besiegt. Der Landesfeind wird zerschmettert, und von dem Haupte der Helden leuchtet der Ruhm. Indessen grünen um sie her nur die Büsche, keimt nur die brütende Erde, und beginnt mit ihren ersten kleinen Frühlingsthierchen wie mit Juwelen zu spielen. Dann singen sie ein Lied, dann jagen sie sich, stoßen sich gegenseitig in den Hohlweg oder ins Gebüsch, schneiden Ruthen und Stäbe und kommen dabei immer höher auf den Berg und über die Wohnungen der Menschen. Ach welch ein räthselhaftes, welch geheimnißreiches, lockendes Ding ist die Zukunft: und wie klar und wie verbraucht liegt sie dann als Vergangenheit da! Alle diese Jünglinge stürmen schon in sie hinein, als könnten sie dieselbe gar nicht erwarten. Der eine prahlt mit Dingen und Genüssen, die über seine Jahre gehen, der andere thut langweilig, als hätte er schon Alles erschöpft, und der dritte redet Worte, die er bei seinem Vater Männer und Greise hat reden gehört. Dann haschen sie nach einem vorüberflatternden Schmetterlinge, und finden auf dem Wege einen bunten Stein. Der Greis aber sitzt, schaut auf nichts, und die leere Luft und der vergebliche Sonnenschein spielen um ihn.“

Die Naivetät seiner Darstellung spiegelt sich besonders in einem Gespräch zwischen Victor und Hanna ab, das wir uns nicht enthalten können ganz mitzutheilen:

„Später sah sie ihn wieder bei dem blauen Hollunder stehen, aber der Hollunder war viel näher an ihr als die Rosenhecke. Dann ging er wieder ein wenig weiter weg, und endlich kam er mit einem Male von der entgegengesetzten Seite zu ihr her und sagte: «Ich will dir etwas hineintragen helfen, Hanna.» «Nein, Victor, ich danke dir,» antwortete sie, «es sind ja nur ein paar leichte Läppchen, die ich färbte und hier trocknen ließ.» «Hat sie denn die Sonne nicht sehr ausgezogen?» «Nein, dieses Violet muß man in die Sonne legen, vorzüglich in die Frühlingssonne, da wird es immer schöner.» «Nun und ist es schön geworden?» «Sieh' her.» «Ach, ich verstehe es doch nicht.» «Es ist nicht so schön geworden als die Bänder im vorigen Jahre, aber doch gut genug.» «Es ist sehr feine Seide.» «Sehr fein. Gibt es noch feinere?» «Ja, es gibt noch viel feinere.» «Und möchtest du recht viele schöne seidene Kleider haben?» «Nein, es ist einerlei, die andern sind auch schön, und Seide ist ein stolzes Tragen und schickt sich nicht für alle Tage.» «Ist der Seidenwurm nicht ein recht armes Ding?» «Warum, Victor?» «Weil man ihn tödten muß, um sein Gewebe zu bekommen.» «Thut man das?» «Ja, man siedet sein Gespinnst in Wasserdunst, oder raucht es in Schwefel, damit das Thier drinnen stirbt; denn sonst frißt es die Fäden durch und kommt als ein Schmetterling heraus.» «Du armes Thier!» «Ja, und jetzt trennt man ihn auch von seinem armen Vaterlande, siehst du, Hanna, wo er auf sonnigen Maulbeerbäumen herumkriechen kann, und füttert ihn in unsern Stuben mit Blättern, die draußen wachsen und nicht so heiter sind wie in ihrem Vaterlande. Und die Schwalben und die Störche und die andern Zugvögel gehen im Herbste von uns fort, vielleicht weit, weit in die Fremde; aber sie kommen im Frühjahre wieder — es muß die Welt doch eine ungeheure Größe haben.» «Mein armer Victor, rede nicht solche Dinge.» «Ich möchte dich um etwas fragen, Hanna.» «So frage mich, Victor.» «Ich muß dir noch vielmal danken, Hanna, du hast mir eine sehr schöne Geldbörse gemacht, das Gewebe ist so fein und weich und die Farben sind recht schön, ich habe sie mir aufbewahrt und werde kein Geld hineinthun.» «Ach, Victor, das ist ja schon lange her, daß ich dir die Börse gab, es ist nicht der Mühe werth, daß du mir dankst — thue nur dein Geld hinein, ich werde dir immer wieder eine machen, daß du nie Mangel daran haben sollst. Ich habe dir noch etwas gemacht, das schöner ist als die Börse, aber die Mutter wollte, daß ich es dir erst heute Nachmittag oder morgen früh geben sollte.» «Das freut mich, Hanna, das freut mich sehr.» «Wo bist du denn den ganzen Nachmittag gewesen, Victor?» «Ich bin an dem Bache hinaufgegangen, weil ich so Langweil hatte, ich habe immer in das Wasser hineingeschaut, wie es so eilig und emsig unserm Dorfe zurieselt, wie es so dunkel und helle ist, wie es um die Steine, um den Sand herum trachtet und dann doch nicht dableibt; ich habe das Steingewände angeschaut, das immer steht und auf die Wellen blickt, und ich bin endlich in den Buchenwald hinaufgegangen, wo die Stämme nach einem, zwei, zehn Jahren gewiß schon recht hoch sein werden, recht hoch. Dann ging ich so herum. Die Mutter hat mir auch von einem Platz erzählt, wo ein breiter Stein liegt, eine große Buche steht, die einen langen Ast tief unten ausstreckt, und wo ein Wasser rinnt: ich habe den Platz

suchen wollen, konnte ihn aber nicht finden.» «Ach, das ist das Buchenbäumlein im Hirschbühl, ich weiß es recht gut und werde es dir morgen zeigen, wenn du willst.» «Morgen bin ich ja nicht mehr da, Hanna.» «Ach so, morgen bist du nicht mehr da. Ich meine immer, daß du stets da sein sollst.» «Ach nein. Liebe Hanna, theile diese seidenen Flecken ab, ich will sie doch hineintragen helfen.» «Ich weiß nicht, wie du heute bist, Victor; die Sache ist ja so leicht, daß ein Kind das Zehnfache davon tragen könnte.» «Es ist auch nicht der Schwere wegen, sondern ich möchte dir's nur tragen.» «Nun so trage einen Theil. Willst du schon ins Haus hineingehen, so raffen wir schnell zusammen, was noch da ist, und gehen.» «Nein, nein, ich will nicht hineingehen, es ist ja nicht so spät, ich möchte noch im Garten bleiben — und das von der Börse ist es nicht allein, was ich dir zu sagen habe.» «So rede, was ist es denn?» «Die vier Tauben, die ich bisher ernährt habe — sie sind freilich nicht so schön, aber sie erbarmen mich doch, wenn sie nun Niemand haben, der sie pflegt.» «Ich will sorgen, Victor, ich will sehr gut sorgen. Den Schlag will ich ihnen öffnen und Abends schließen, Futter geben, Sand streuen und mit ihnen von dir reden.» «Und dann muß ich dir noch danken für die viele Leinwand.» «Um Gotteswillen, ich habe sie dir ja nicht gegeben, sondern die Mutter, und wir haben noch genug in unsern Schreinen, daß sie uns gar nicht abgeht.» «Das kleine silberne Kästchen, weißt du, das wie ein Trühelchen aussieht, mit der durchbrochenen Arbeit und dem kleinen Schlüsselchen, das dir immer so sehr gefallen hat, das habe ich gar nicht eingepackt, weil ich es dir zum Geschenk dalasse.» «Nein, das ist zu schön, das nehme ich nicht.» «Ich bitte dich, nimm's, Hanna, du thust mir einen sehr großen Gefallen, wenn du es nimmst.» «Wenn ich dir einen sehr großen Gefallen thue, so will ich es dir aufheben, bis du wieder kommst, und es dir recht sorgfältig bewahren.» «Und die Nelken pflege, die armen Dinger an der Planke — hörst du — und vergiß den Spitz nicht; er ist zwar schon alt, aber ein treues Thier.» «Nein, Victor, ich vergesse ihn nicht.» «Aber das ist ja Alles nicht, um was ich dich fragen wollte — ich muß dich noch um etwas Anderes fragen.» «So frage nur, Victor.» «Ob du böse bist auf mich?» «Wie redest du nur, ich bin ja in meinem ganzen Leben nicht böse auf dich gewesen.» «Die Mutter meint — weil ich oft mit dir gezankt habe —, daß es nicht gut war, und es war auch nicht gut.» «Nein, nein, Victor — du bist ja der beste Mensch, den es auf Erden gibt; es kann nie einen bessern geben.» «O ja, du bist besser, Hanna. Du bist immer die Gequälte und Geduldige gewesen, ich weiß es.» «Victor, ängste mich nicht; das kommt dir nur heute so vor.» «Nein, das wußte ich immer, daß du zu gut gegen mich warst, ich erwog es nur nicht — höre mich an: dir, o Hanna, will ich mein ganzes Herz ausschütten; ich bin ein unbeschreiblich armer, unglücklicher Mensch.» «Heiliger Gott! Victor, mein lieber Victor, was ist dir denn?» «Siehst du, da hat die Mutter heute gesagt, daß sie nie mehr ein Mensch aus Schmerzen weinen sehen wird — und mir liegen den ganzen Tag die Augen im Haupte voll schwerer Thränen; ich muß sie zurückhalten, daß sie mir nicht herausfallen — — und wie ich nach dem Mittagsessen an den traurigen Wasser und an dem Steingewände hinaufging — es war nicht Langweile, sondern weil ich nur keinen Menschen anschauen konnte — da dachte ich: ich habe doch gar Niemanden auf der ganzen, großen, weiten Erde, keinen Vater, keine Mutter, keine Schwester. Mein Oheim raubt mir meine wenigen Habseligkeiten und die Einzigen, die mir Gutes thun, muß ich verlassen.» «O Victor, lieber Victor, kränke dich nicht zu sehr. Dein Vater und deine Mutter sind freilich gestorben, aber das ist schon so lange her, daß du sie kaum gekannt hast, dafür hast du eine andere Mutter gefunden, die dich so liebt wie eine wahre, und du hast ja zeither keine Klage wegen der Verstorbenen] gethan. Daß wir nun scheiden müssen, ist sehr, sehr traurig, aber versündige dich nicht an Gott, Victor, der uns die Prüfung auferlegt hat. Trage sie ohne Murren, ich trug sie auch schon die ganzen Tage her und murrte nicht; ich hätte sie auch getragen, wenn du gar nicht mehr zu mir hergekommen wärst, um mit mir zu reden.» «O Hanna, Hanna, Hanna!» «Und wenn du auch fort bist, werden wir sorgen, was wir dir schicken sollen, und ich werde alle Tage in den Garten gehen und auf die Berge schauen, über die du fortgegangen bist.» «Nein, thue es nicht, sonst wäre es gar zu kläglich.» «Warum denn?» «Weil Alles nichts hilft — und weil es nicht Das ist, daß ich scheiden muß und daß wir uns trennen müssen!» «Was ist es denn?» «Weil doch Alles vorüber ist, und weil ich der einsamste, verlassenste Mensch auf der Erde bleiben muß.» «Aber Victor, Victor.» «Ich will dir's nur sagen: seit einigen Tagen weiß ich's gewiß, daß ich auch nie, nie heirathen werde — es kann nicht sein, es wird nicht möglich werden — — du siehst also, ich werde keine Heimat haben, ich gehöre Niemandem an, die Andern werden mich vergessen — und es ist gut. Begreifst du es? — — Ich habe es nie gewußt, aber es ist ja klar, ganz klar, daß Alles vergeblich ist. — — Siehst du es nicht? — — Warum schweigst du denn so plötzlich, Hanna?» «Victor!» «Was, Hanna?» «Dachtest du denn schon?» «Ich dachte.» «Und dann — dann — — es ist ja Alles vergeblich, Alles umsonst!» «Du mußt ihr treu bleiben, Victor!» «Du siehst ja: ewig, ewig; aber es ist umsonst.» «Warum denn?» «Ich sagte ja, daß mir der Oheim das Gut nahm; sie ist wohlhabend, ich bin arm und kann noch lange, lange Zeit kein Weib ernähren; und da wird Einer werben kommen, der sie ernähren, ihr schöne Kleider und Geschenke geben kann, und Den wird sie nehmen.» «Nein, nein, nein, Victor, das thut sie gewiß nicht — und sie wird dich gewiß auch lieb haben, so lieb, wie gar Niemand Andern.» «Und wenn ich zurückkomme, Hanna, so werde ich dich nie, nie mehr kränken und wir werden uns ewig, ewig lieben.» «Ewig, ewig,» sagte sie schnell und sich rasch gegen ihn wendend ergriff sie eilig beide Hände, die er dargereicht hatte. Und so standen sie und brachen in bitterliche Thränen aus. Die seidenen Lappen, welche Hanna schon zu Anfang des Gesprächs gesammelt und ausgetheilt hatte, hielten sie noch in den Händen, allein sie achteten jetzt nicht darauf, sondern hielten sich gefaßt und weinten fort."

Was sagen die Leser zu diesen Proben? Ich hoffe, sie werden's herausfühlen, was ich meine. Sollte aber der Eine oder Andere unter ihnen Das, was ich genial genannt, langweilig finden, ich könnte es ihm wahrhaftig nicht widerlegen; möcht's auch nicht. Allen Gleichfühlenden aber muß ich die Novelle auf das Beste empfehlen und sie überhaupt auf den Dichter, der schon im vorigen Jahre die gleich genial gearbeitete Novelle „Brigitta" in das „Gedenkemein" geliefert hat, als auf ein vielversprechendes Talent aufmerksam machen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 80. —— 21. März 1845.

Johann Kaspar Lavater.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Im ersten Artikel wurde versucht, den Standpunkt anzudeuten, von welchem nach unserer Ansicht Lavater's Individualität richtig gewürdigt wird. Jetzt gehen wir über zu einer Charakterisirung seiner Ansichten, Bestrebungen, Leistungen, so wie sie sich uns in der vorliegenden Auswahl seiner Schriften darstellen, wobei wir auf die Wirkungen derselben und auf die historischen Verhältnisse nicht näher eingehen können. Wer Lavater billig beurtheilen will, darf nicht außer Acht lassen, daß er für die Wirkungen seiner Ansichten und Bestrebungen, seiner Phantasien und Liebhabereien in weitern Kreisen, zwar historisch, aber nicht im sittlichen Sinne, verantwortlich ist, daß Manches, was an ihm, persönlich, ganz harmlos oder wol auch liebenswürdig war, an Andern, die es sich in ihrer Art aneigneten, widerlich und schädlich werden konnte, und daß, wenn man seinen Werth nach den Früchten schätzen will, man doch zunächst die Früchte seines eigenen Handelns und Lebens ins Auge fassen muß. Auch diese, die Werke, entsprechen wol nicht immer völlig den Worten; die Duldsamkeit, die Milde, die Humanität, die er empfahl, und wovon er innerlichst durchdrungen war, weichen manchmal der Leidenschaftlichkeit und der Übereilung; im Ganzen aber darf man doch von ihm wie von wenigen Andern behaupten, daß seine Schriften der treue Spiegel seines Wesens und Charakters sind, und je weniger er darin Künstler ist, desto mehr seine innerste Natur zu Tage kommt. Er nahm das Schreiben sehr ernst, denn er sagt:

> Ich setze Schreiben und Handeln einander nicht so entgegen, wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt .. ich weiß gar nicht, was Handlung genannt werden kann, wenn Schreiben nicht Handlung ist. Meine Schriften sehe ich an als Handlungen, als einen höchst wichtigen Theil meiner, einer hohen Rechenschaft unterworfenen, mein Schicksal in der andern Welt genau mitbestimmenden Handlungen.

Da Lavater so sehr viel schrieb während einer fast vierzigjährigen schriftstellerischen Thätigkeit, und so ungemein mittheilsam und offenherzig war, sind in seinen Schriften wol auch so ziemlich alle seine wichtigsten Ansichten und Gedanken niedergelegt, ja man wird darin eher einen Überfluß — scheinbare oder wirkliche Widersprüche und Inconsequenzen — als Lücken finden, da er über dieselben Gegenstände in verschiedener Stimmung, an, für und gegen Verschiedene schrieb; im Ganzen aber finden wir darin doch die Einheit eines im Wesentlichen immer dieselbe Richtung verfolgenden Geistes, und obgleich bei einer ausführlichern Charakterisirung des Mannes wol die Unterscheidung verschiedener Zeitabschnitte passend sein möchte, glauben wir doch diese hier, bei beschränkterm Raume, umgehen zu können ohne einen wesentlichen Nachtheil für das geistige Gesammtbild seiner Ansichten, Gefühle, Bestrebungen. Ein Mann der Empfindung, der Phantasie, der Intuition, des Enthusiasmus, blieb er viel mehr sich gleich und unverändert als Viele, bei welchen die nüchterne Verständigkeit der Mannesjahre einen auffallenden Contrast mit der Leidenschaftlichkeit der Jugend bildet.

Nur mit ein paar Worten mag an Lavater's äußern Lebensgang erinnert werden. Er wurde geboren zu Zürich den 15. Nov. 1741. Zu seinem Lebensberuf wählte er die Theologie. Als einundzwanzigjähriger Jüngling griff er, wie bereits erwähnt, mit dem Maler Füßli den Landvogt Grebel an und führte seine Bestrafung herbei; für Klopstock schwärmend, von seinem Geist und dem Geiste der Freiheit und Vaterlandsliebe beseelt, dichtete er um eben diese Zeit „Schweizerlieder", welche großes Aufsehen machten. Im J. 1763 reiste er nach Berlin; 1764 wurde er in Zürich als Prediger angestellt, was er, an verschiedenen Kirchen, bis ans Ende seines Lebens blieb. Im Anfang der siebziger Jahre begann er seine physiognomischen Studien und Bestrebungen; 1786 reiste er nach Bremen, 1793 auf Bernstorff's und seiner andern vornehmen Freunde Einladung nach Kopenhagen; mit Goethe war er auf einer Reise nach Ems 1774 persönlich bekannt geworden. Bei der Revolution schrieb, sprach und predigte er muthvoll gegen Gewaltthätigkeit und Despotismus, und wurde 1799 nach Basel deportirt. Bald wieder freigelassen und nach Zürich zurückgekehrt, wurde er von einem Soldaten auf der Straße verwundet, 26. Sept. 1799, und starb nach einem langen Krankenlager, 1801. Lavater hatte eine ausgebreitete Bekanntschaft; er war befreundet mit vielen der ersten Schriftsteller Deutschlands, er stand im Verkehr mit vie-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 40—43 d. Bl. D. Red.

len vornehmen und fürstlichen Personen, selbst mit der Kaiserin von Rußland; die vornehme Welt pilgerte nach Zürich zu dem berühmten Physiognomiker; aber auch den Geringen konnte und wollte er sich nicht entziehen, und er knüpfte, vertrauensvoll, arglos und menschenfreundlich, auch wol aus Eitelkeit und Freude am Sonderbaren und Neuen, Verhältnisse mit Menschen an, die als Schwärmer, Lumpen oder Betrüger eine am Ende schimpfliche Rolle spielten, was ihm viel Spott und Tadel von Feinden und selbst von Freunden zuzog. Er war glücklicher Gatte, Vater mehrer Kinder, und schrieb noch einen humoristischen Brief an seinen Enkel, dem er den Namen Johannes, nicht seinen Namen, hatte geben lassen, „weil es vielleicht schon an Einem Hans Kaspar zu viel sei".

Von oberflächlich Urtheilenden, Nachschwatzenden, Schlechtunterrichteten, oder von Solchen, die von dem Standpunkte des gemeinen und nüchternsten Menschenverstandes alle Arten und Formen der Religiosität, wol gar auch alle Philosophie, verachten und hassen, wird Lavater leicht zu den Schwärmern, Mystikern, Pietisten, zu den Abergläubigen und Finsterlingen, oder zu den Orthodoxen und Zeloten gerechnet, und es werden ihm, den man als eingebildeten Propheten lächerlich macht, Ansichten und Eigenschaften beigelegt, welche sich selbst widersprechen und aufheben. Allerdings galt ihm Religion als das Höchste; dies bedarf keines Beweises; aber von welcher Art war seine Frömmigkeit — oder diejenige, nach welcher er strebte? Vernehmen wir, wie er sich in Bezug auf verschiedene religiöse Richtungen ausspricht; über Orthodoxie und Pietismus sagt er:

Zu sehr beschränkte, zu ängstlich orthodoxe Fromme, die jedes freie, kühne Wort leiden macht, binden mir Herz und Zunge. Es gibt eine Art peinlicher Frömmigkeit, die ich zwar nicht kränken mag, sie hat auch ihr Heiliges und Verehrliches für mich; aber sie ist meinem individuellen Personalgeschmack, der Licht und Klarheit, Gedenkbarkeit und Geistesgenuß, Frohheit und Freiheit liebt, bestimmter Erkenntniß und deutlicher Begriffe bedarf, zuwider. Jene Frömmigkeit meine ich, die sich nie aus dem Zirkel gewisser Begriffe, Formen, Formeln und Redensarten herausheben, kein freies, lichtvolles Wort weder sagen noch ohne Entsetzen hören darf, die jedes Andern Christenthum und Religion schlechterdings nach keinem andern Maßstabe als nach diesen Formeln und Redensarten prüft, oder vielmehr ungeprüft lobt oder verdammt, die Alles, was man sagt, entweder sogleich in diese geheiligten und lichtlosen Formeln übersetzt, und dadurch aus einem luminösen Gedanken entweder einen ganz trivialen oder einen ganz neblichten oder ganz entgegengesetzten macht. . . Ich müßte meine Natur aufgeben, wenn ich mich immer an die so oft misverstandenen, so oft gemisbrauchten Redensarten: Gnade, Genugthuung, Versöhnungsblut, die mir doch, recht verstanden, so heilig sind, ängstlich halten und sie nie in klarere Begriffe übersetzen und mit andern, deutlichern Ausdrücken vertauschen dürfte. Ich weiß, daß es zu meinem Schicksal gehört, in beständigem Kampfe zu stehen mit ängstlich beschränkten und mit frech antichristischen Christen.

Die Rechtfertigungstheorie, das Juridische und Gesetzliche in der Religion überhaupt, war seiner Natur nicht gemäß. So schreibt er:

Wir (Lavater und Stolberg) sprachen von der freien und der pedantischen Frömmigkeit. Ich wagte den Ausdruck: henkermäßige Frömmigkeit. Er ist nicht zu stark für die immer verfolgende, folternde, jeden Freudengenuß verdammende, immer mit dem Schwerte der bittersten Scharfrichterei dreinschlagende, Gott anders nie denn als Fiscal und Scharfrichter denkende Frömmigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Taschenbücherschau für das Jahr 1845.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 78.)

Außerdem haben noch Walter Tesche und Betty Paoli Erzählungen zur „Iris" beigesteuert. Die des Erstern: „Die Jägerbraut", ist, wie auf dem Titel bemerkt wird, nach einer wahren Criminalgeschichte gearbeitet, und so betrachtet liefert sie einen interessanten Beleg dafür, wie höchst mislich es ist, auf bloße Indicien hin, selbst wenn dieselben noch so viel beweisende Kraft zu haben scheinen, ein außerordentliches Strafurtel zu fällen. In ästhetischer Beziehung ist die Novelle durchaus unbedeutend. Weit höher steht dagegen „Merced" von Betty Paoli. Sie ist gut stilisirt, bewegt sich in idealer Sphäre und läuft in eine pikante Pointe aus — kurz sie hat viele jener Eigenschaften, die einem in unserer Zeit viel verbreiteten Geschmack entsprechen, sodaß wir hoffen, sie wird in verschiedenen Lesekreisen Lob und Bewunderung ernten. Trotzdem können wir uns nicht mit ihr befreunden, und zwar aus dem einen Grunde, weil sie durch und durch unwahr ist. Eine Frau wie die hier geschilderte Merced, welche in Liebe, Treue und Aufopferung für ihren Gemahl als das Ideal und Musterbild aller Frauen dargestellt wird, kann nicht plötzlich, blos weil sie einige Zeit getrennt von ihrem Manne leben muß, der Untreue verfallen und zur Ehebrecherin werden, zumal mit „einem sechs Schuh hohen, breitschulterigen, bartverwachsenen Carabinerofficier", von dem es heißt, daß er „dumm wie eine Kanone und gemein wie ein Trainknecht" sei. Es klingt zwar sehr genial und wie der Schluß eines Heine'schen Gedichts, wenn sie auf die vorwurfsvolle Frage eines edlen, bis dahin von Bewunderung für sie erfüllten Freundes: „Wie konntet Ihr Eurer Vergangenheit untreu werden? Wie war es möglich, daß eine entehrende Leidenschaft in Eure Brust drang? Wie konnte die Flamme begeisterter Treue, die Ihr so lange mit priesterlicher Hand genährt, in Eurem Herzen erlöschen? Was, o was konnte Euch in diesen Abgrund von Schmach stürzen?" nach langem, tiefem Nachsinnen achselzuckend und mit einer aufgebenden Handbewegung nichts weiter erwidert als: „El fastidio" (die Langweile), und auf des Freundes ungläubiges „Was?" bestätigend hinzufügt: „Es ist so. Ich langweilte mich gar zu gräßlich." Aber es ist eben auch nur ein genialer Klang, ein nichtiger Schall, womit so oft die innere Hohlheit, die Leere und Lüge zu täuschen vermag. Eine Charakterentwickelung wie diese ist platterdings unmöglich. Wir wissen zwar, daß aus einer alten Sünderin, wie man die Hand umwendet, plötzlich eine „Heilige" werden kann; noch nie aber ist eine einmal Heiliggesprochene wieder zur Sünderin geworden. Es geht einmal nicht. Oder wenn's ginge, dann müßte wenigstens die Heiligkeit eine bloße Scheinheiligkeit gewesen sein. Eins von Beiden muß also Betty Paoli aufgeben: entweder die unübertreffliche Musterhaftigkeit ihrer Heldin oder den pikanten Schluß ihrer Novelle. Sobald sie jene retten will, erscheint dieser als Lüge: denn eine Frau von nur einigem innern Fonds wird sich nicht, wenn sie ein paar Wochen allein sein muß, sogleich gar zu gräßlich langweilen, und noch weniger wird sie ein Mann wie der beschriebene dieser Langweile entrücken können, am allerwenigsten wird die Lust, sich zu unterhalten, sogleich auch in Wollust und Ehebruch umschlagen. Soll aber der Schluß gerettet werden, so können all die glänzenden Handlungen Merced's, namentlich ihr Ausharren beim Gemahl durch alle Gefahren und Wider-

wärtigkeiten des Lebens, nicht aus wahrer Liebe, Treue und Aufopferung hervorgegangen sein, sondern höchstens aus Gewohnheit und Sinnlichkeit, aus Lust zu Abenteuern und aus Scheu vor einem stillen, zurückgezogenen Leben.

14. Weihnachtsblüten.

Auch dieses Jahr gewähren die „Weihnachtsblüten" der Jugend eine angenehme, bildende und belehrende Unterhaltung. Ihr Inhalt besteht größtentheils in Erzählungen, in welchen die sittliche Tendenz als die vorherrschende erscheint, ohne daß sie darum in den moralisirenden Ton verfielen, der so leicht unangenehm wird und insofern gerade das Gegentheil von Dem wirkt, was er wirken soll. Die contribuirenden Verfasser sind den Freunden des Almanachs größtentheils schon bekannt: Erdmann Müller, Christoph von Schmid, der Verf. der „Ostereier", Wilhelm Herz, Chr. Barth, Ludwig Mezger und Peter Parley. Der Letztgenannte liefert eine ursprünglich englisch geschriebene Erzählung: „Der Zobeljäger", die sich besonders durch stofflichen Reichthum auszeichnet. Auch unter den Gedichten von Eduard Eyth, Jul. Krais und Ulrich Bissinger ist manches Gute, doch bleiben sie im Ganzen hinter den Erzählungen zurück.

15. Thalia.

„Thalia" unterscheidet sich von den meisten andern Taschenbüchern dadurch, daß sie statt weniger längern Erzählungen viele kürzere bringt, von denen manche kaum einige Blätter ausmachen. Wirklich Bedeutendes haben wir darunter nicht gefunden, doch auch nichts auffallend Schlechtes. Sie gehören sämmtlich jenem Genre an, mit dem die Kritik eigentlich nichts zu thun hat. Denn wer das Bedürfniß fühlt, sich mit dergleichen Geschichtchen zu unterhalten, nimmt sie in gutem Glauben hin und kritisirt nicht daran; wessen Geschmack aber auf dem kritischen Standpunkte steht, läßt sie, wenn er sie nicht als Kritiker ex officio lesen muß, ganz und gar ungelesen. Wem also würde eine kritische Besprechung ersprießlich sein? Der ersten Classe würde man dadurch nur den Spaß verderben, der zweiten aber Eulen nach Athen tragen. Ich begnüge mich daher, nur kurz anzudeuten, daß mir zu den interessantern Gaben die von Scheyrer, Märzroth, Castelli und Fürst Schwarzenberg zu gehören scheinen. Die Novelle Scheyrer's dreht sich um die Personen Piccini's, Paisiello's und Cimarosa's und behandelt das Thema, welch ein Misbrauch es ist, wenn man die Kunst unpatriotischen Tendenzen widmet. Märzroth's „Skizze aus dem Alltagsleben" ist insofern interessant, als da einmal gegen die sonstige Gewohnheit die Sache der Kritiker den undankbaren Künstlern gegenüber geführt wird; Castelli's „Stockfisch mit Sauerkraut" ist eine lustige Vergiftungsgeschichte, allen eifersüchtigen Ehemännern zu empfehlen; und des Fürsten Schwarzenberg „Fidibusschnitzel" sind Bruchstücke „aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzenknechts", aus dem bereits die „Grenzboten", die „Wiener Zeitschrift" und andere Blätter interessante Mittheilungen gebracht haben. Die hier gebotenen sind durchaus aphoristischer Natur. Außer den Erzählungen bietet „Thalia" auch ein zweiactiges Lustspiel: „Alte Gewohnheiten", nach dem Englischen von Fr. W. Anning (Fitzberth), in welchem Verwickelung, Charakteristik, Dialog und Witz, kurz Alles vom gewöhnlichsten Schlage ist und dessen Schluß wie ein Kirchthum am Ende einer königlich preußischen Chaussee eine kleine Ewigkeit vorhergesehen wird. Unter den Gedichten heben sich die von Betty Paoli, Levitschnigg und Märzroth am ehesten aus der Masse heraus.

16. Sonnenblumen.

Dieser Almanach zieht diesmal mit einem stattlichen Gefolge einher. Der Verleger hat ihm nämlich eine lange Reihe günstiger Urtheile, die da und dort über dasselbe gefällt sind, beigegeben und meint nun gewiß, jedem kriegslustigen Recensenten hinlänglichen Respect eingeflößt und die Lust zum Angreifen verdorben zu haben. Wir zweifeln, daß er seinen Zweck erreicht hat. Wie oft hat nicht schon die Kriegsrüstung den Krieg erzeugt, wie manchmal nicht schon ein Schild das Schwert aus der Scheide gelockt, zumal auf literarischem Gebiete, wo man geneigt ist, hinter einer auffallenden Verpanzerung das Gefühl der Schwäche, hinter einer von vornherein defensiven Stellung eine allzu große Furcht vor dem Angriffe zu vermuthen. Ref. ist ziemlich friedfertiger Natur; aber er muß gestehen, daß auch auf ihn jene Sauvegarde, die den diesjährigen „Sonnenblumen" den Rücken decken soll, einen mehr provocirenden als zurückschreckenden Einfluß geübt hat; wenigstens fühlt er sich geneigt, die Streitkräfte der Bedeckungstruppen selbst einer kleinen Musterung zu unterwerfen. Zuerst begegnet uns hier die Behauptung: „Spannende Erfindung und Lebendigkeit der Darstellung sichern dem Verf. des Almanachs, Fr. Adami, das Interesse der Lesewelt in vollem Maße." Zum Beispiel, daß wir wirklich friedfertig sind, wollen wir diesen Passus passiren lassen, obschon wir mit dem „vollen Maße" keineswegs einverstanden sind. In der That ist es besonders die Erfindung — oder Auffindung, zuweilen auch blos Entlehnung — spannender Stoffe, wodurch sich Adami auszeichnet, und seine Darstellung ist wenigstens insofern lebendig zu nennen, als er sich bemüht, den Gang der Erzählung nicht unnützer Weise aufzuhalten. Je williger wir dies zugegeben haben, um so mehr sträubt sich unser Gerechtigkeitsgefühl, die folgenden Urtheile gelten zu lassen, die sich mit auffallender Übereinstimmung in Lobeserhebungen über Adami's Stil ergehen und ihn „blühend", „prägnant", „bilderreich", „selbständig" und „eigenthümlich" nennen. Grade im Stil nämlich liegt Adami's Schwäche. Sein Stil ist, wenigstens soweit wir denselben verfolgt haben, durchaus nur ein routinirter. Insofern bewegt er sich mit Leichtigkeit und Gewandtheit, und dadurch mag er seine Bewunderer getäuscht haben; aber er bleibt dabei ganz und gar in der Sphäre des Gewöhnlichen oder, wo er sich zu heben versucht, begnügt er sich mit der Anwendung der längst von ihm im Magazin der Sprache fix und fertig daliegenden Phrasen. Daher sind alle seinem Stil beigelegten Prädicate unwahr. Seine Diction ist nicht blühend, denn sie stellt sich überall nur als Mittel zum Zweck dar und entfaltet nichts aus sich, weswegen wir sie um ihrer selbst willen schön finden könnten; sie ist nicht prägnant, denn selbst wenn sie rasch fortschreitet, entbehrt sie doch der Fülle und schlagenden Kürze; sie sagt nie mehr als das Eine, das bar und offen in den Worten liegt. Auch bilderreich ist sie nicht: mir wenigstens ist ein überraschendes Bild nicht aufgefallen; ich habe förmlich danach gesucht und höchstens Floskeln und Tropen, die längst Gemeingut geworden sind, statt ihrer gefunden. Am allerwenigsten aber ist des Verf. Stil eigenthümlich und selbständig, oder wie sich einer der Kritiker ausdrückt: „aus dem Innersten seines Wesens herausgebildet". Es ist vielmehr eine Art Fabrikstil, in welchem fast alle Spuren eines besondern Ursprungs verloren gegangen sind, ein Stil, der mit geringer Modification für jeden Stoff derselbe bleibt und auch recht gut bleiben kann, weil er eben für Alles paßt, ohne irgend etwas seiner innersten Eigenthümlichkeit und Individualität nach wiederzugeben. Sollte der Verleger oder irgend Jemand glauben, wir hätten dieses Urtheil nur aus Lust zum Widerspruche gefällt, so geben wir ihm insofern Recht, als wir zugestehen, daß wir ohne die Zusammenstellung jener kritischen Stimmen vielleicht nicht darauf gekommen wären, dasselbe hier auszusprechen; gehegt haben wir dasselbe jedoch vom Anfang an, seitdem uns Erzählungen des Verf. zu Gesicht gekommen sind, und der diesjährige Almanach bestätigt uns dasselbe aufs neue. So lautet z. B. sogleich der Anfang der ersten Novelle in demselben folgendermaßen: „Eine Geisterstille durchschauerte das hohe, mit alterthümlicher Pracht bekleidete Gemach. Die schlanken Kerzen, welche auf schweren silbernen Leuchtern flammten, erhellten das sünderbleiche Gesicht eines einsamen Mannes, der unbeweglich, wie erstarrt in seinen Gedanken dasaß. Zuweilen nur ward durch einen qualvollen Seufzer, der aus dem Ab-

grunde einer zerschlagenen Seele emporzuschwellen schien, das dumpfe Schweigen momentan gebrochen, und die wieder eintretende Stille waltete alsdann noch unheimlicher. Plötzlich sprang der eine Flügel der Saalthür auf, ein Diener näherte sich" u. s. w. Ist das nicht eine Ausdrucksweise, wie sie allenfalls von einer Maschine getrieben werden könnte? Abgesehen jedoch von der Darstellung, die sich einmal nicht über das Gewöhnliche erhebt, zieht gerade diese Geschichte durch einen spannenden Inhalt an, obschon sich gegen die Wahrscheinlichkeit der Erfindung manches Bedenken erheben ließe. Die Novelle führt die Überschrift: „Geheime Verbrecher", und gehört insofern zugeständlich dem jetzt so beliebten Genre der Geheimniß-Literatur an, mit welcher sie die grasse Zeichnung der Charaktere und Situationen sowie die künstliche Scenerie und Maschinerie, aber eben deshalb auch die starken Effecte und fesselnden Momente gemein hat. Nicht ganz so spannend sind die drei übrigen Erzählungen; doch dürfen wir auch sie von stofflicher Seite als interessant empfehlen.

17. Cornelia.

Als Fortsetzer dieses von Aloys Schreiber begründeten Taschenbuchs kündigt sich Walter Tesche an. Fährt er als solcher fort, jedesmal ein Drittel desselben mit einer ebenso trivalen und breitstilisirten Novelle aus eigener Fabrik, wie seine diesjährige „Ausgestoßene" ist, anzufüllen, so fürchten wir, daß sich seiner „Fortsetzung" bald der „Beschluß" anreihen wird. Weit besser schon als sein eigenes Product ist die Gabe von Bernd von Guseck: „Die Feinde der Krone." Der Stoff ist gehaltreicher und die Darstellung nobler; doch fehlt es auch ihr an einem raschwirkenden Interesse, und sie bleibt insofern hinter manchen frühern Leistungen des Verf. zurück. Der interessanteste Beitrag des Taschenbuchs ist jedenfalls „Der Flüchtling" von J. F. Lentner, eine in München spielende Novelle, die besonders durch ihre locale Färbung und zum Theil gelungene Charakteristik einen eigenthümlichen Eindruck macht. Gedrungenheit der Darstellung vermissen wir jedoch auch hier.

18. Moosrosen.

Die erste und umfangreichste Gabe dieses Taschenbuchs ist „Das Mädchen von Saragossa", ein Trauerspiel in vier Acten, von C. O. Sternau. Das Sujet desselben ist das bekannte, vorzugsweise durch den Friedensfürsten Godoy genährte Zerwürfniß zwischen Karl IV. von Spanien und dem Infanten Ferdinand, und der hieraus sich entwickelnde Verrath Spaniens an Napoleon. Der Stoff an sich besitzt die volle Bitterkeit und Herbigkeit, die zu einer Tragödie nöthig ist; leider aber scheint der Verf. geglaubt zu haben, so dürfe er dem verwöhnten Gaumen des Publicums nicht geboten, werden und hat daher die süßliche Sauce einer Liebesgeschichte darüber gegossen, deren Süßlichkeit aber ebenso sehr durch jene Bitterkeit, als jene Bitterkeit durch ihre Süßlichkeit paralysirt wird. Natürlich bleibt bei dieser Combination entgegengesetzter Größen nur ein Werth übrig, der gleich Null ist, und das Stück wird daher schwerlich zum Aufschwunge des deutschen Dramas mit beitragen helfen. Nicht bedeutender sind die novellistischen Gaben des Almanachs. Sie schmecken sämmtlich noch etwas unreif, und nur die glatte, leichthinfließende Diction darf an ihnen gelobt werden.

19. Diamanten und Perlen.

Die hier von Adolf Strahl zusammengestellten kurzen Erzählungen sind größtentheils Übersetzungen aus dem Englischen und tragen als solche auch das Gepräge englischer Breite und Behaglichkeit, einigermaßen gewürzt durch eine schon etwas aus der Mode gekommene Laune. Als die ergötzlichsten dürfen „Der Zerstreute" und „Die Begebenheiten einer Woche auf dem Lande" bezeichnet werden.

20. Libussa.

Der novellistische Theil der „Libussa" bringt dieses Jahr mehre unterhaltende Gaben: „Anastasia", von Friedrich Fürsten von Schwarzenberg, „Genenda", eine in jüdischen Kreisen spielende Geschichte von Siegfried Kapper, „Der Katzenbalg", eine Erzählung von Karl Rain, und „Tartufe" von W. A. Gerle. Das meiste Interesse erwecken jedenfalls die beiden letztgenannten Erzählungen, die erste durch ihre zwar nicht tiefgehende, aber dafür um so leichter zugängliche und die große Masse ansprechende humoristische Darstellung, die zweite durch ihre stoffliche Verwandtschaft mit dem jetzt überall furore machenden Lustspiele Gutzkow's. In jener wird erzählt, wie ein Geizhals durch einen Katzenbalg, dessen gewinnsüchtige Utilisirung ihn in allerhand abenteuerliche Schicksale verwickelt, endlich zu der Überzeugung gebracht wird, daß es doch noch etwas Höheres gebe als das Geld; in dieser erfahren wir, wie Molière eine gegen die Aufführung des „Tartufe" gerichtete Intrigue dadurch zu Schanden macht, daß er Herrn Pirton, das intriguirende Urbild, in einen Kamin sperren läßt und ihn während dieses Arrestes zur allgemeinen Belustigung des Publicums in seinem eigenen Hut und Mantel darstellt. An eine künstlerische Hebung dieses Stoffes wie bei Gutzkow ist freilich nicht zu denken. Auch die poetischen Gaben sind großentheils besser, als man sie sonst in Taschenbüchern zu finden pflegt; noch mehr aber werden die „Vaterländischen Denkblätter", die u. A. ein sehr detaillirtes, für ein Taschenbuch nur gar zu trocken gehaltenes „statistisch-topographisches Gemälde der 16 Kreise Böhmens" enthalten, allen Denen, die sich für Böhmen speciell interessiren, Unterhaltung und Belehrung gewähren.

21. Schneeglöckchen.

Diese Schneeglöckchen werden kein neues Jahr einläuten; vielmehr präsentiren sie sich als vergilbte Reliquien eines Maskenfrühlings aus der Restaurationszeit. Wer sich einmal in den Geschmack dieser vom Flügelroß der Begeisterung auf das Saumthier der Behäbigkeit herabgekommenen Zeit zurückversetzen will, dem können wir diese spaßhaften Geschichten, Schwänke, Schnurren, Anekdoten, Räthsel, Charaden u. s. w. bestens empfehlen: denn von dieser Seite betrachtet bietet Herr A. von Schaden, der Herausgeber und Hauptlieferant derselben, wirklich noch einiges Interesse dar. 48.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Virgil's Schiffahrtskunde.

Wir haben eine Menge von Specialwerken, in denen bald die allgemeine Weltanschauung, bald die Zoologie, bald die Botanik eines bestimmten classischen Schriftstellers mit großer Umständlichkeit zusammengestellt wird. Wir erhalten jetzt eine neue Monographie, welche den Virgil von einem ganz speciellen Gesichtspunkte aus betrachtet; indessen sind wir gern geneigt, dieser kleinen Schrift beiweitem den Vorzug vor vielen ähnlichen Werken zu geben, indem sie einmal einen Gegenstand behandelt, der gar nicht uninteressant ist, und sich dann durch ihre Darstellung vor vielen ähnlichen philologischen und archäologischen Abhandlungen sehr vortheilhaft auszeichnet. Sie bezieht sich auf die nautischen Kenntnisse des berühmten römischen Dichters und führt den Titel: „Virgilius nauticus. Examen des passages de l'Enéide qui ont trait à la marine", von Jal. Ihrer äußern Erscheinung nach ist sie ein Auszug aus den „Annales maritimes et coloniales". Jal, der die Stelle eines Historiographe de la marine bekleidet und der sich durch zahlreiche Werke über die Geschichte des Seewesens, besonders durch seine „Archéologie navale" bekannt gemacht hat, sucht in diesem kleinen Werkchen darzuthun, daß Virgil recht tüchtige praktische Kenntnisse über die Schiffahrt besaß und daß die Beschreibungen, welche derselbe von der Form der Schiffe und der Bewegung derselben an verschiedenen Stellen seiner berühmtesten Dichtung entworfen hat, ebenso richtig als anschaulich genannt werden müssen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 81. —— 22. März 1845.

Johann Kaspar Lavater.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 80.)

Lavater sieht überhaupt „das Ängsteln, Seufzen, Krächzen, Schmachten, Zagen" an Frommen nicht gern, er misbilligt Tanzen und Schauspiel an sich gar nicht. Er schreibt einem Freunde, er sei in seinem Leben nie einem Pietisten, Asketen, Schwärmer unter den Händen gewesen; „so nahe ich vielleicht dabei war, eins von diesen Dingen zu werden, wiewol ich keins — — länger als zweimal 24 Stunden gewesen bin." Dies schrieb er im J. 1773. Frömmler, sagt er, seien immer schwach, nie liebend. Sie entschädigen sich für den Besuch von Schauspielen, den sie sich versagen, mit übeln Nachreden und Verleumdungen. Oft spricht er sich entschieden gegen die Schwärmerei aus, freilich ist dieser Begriff sehr schwer zu bestimmen, und die Erklärung, die Lavater irgendwo davon gibt: es sei Verliebtheit in Geistigkeit ohne Körper, schwerlich befriedigend; er schreibt an Campe:

Herzlich leid thut es mir, wenn unprüfende Feinde der Vernunft mich an ihre Spitze stellen. Aber Keiner, der eine Seite von mir gelesen hat, wird diesen Recht geben. Kein Mensch arbeitet vielleicht der Schwärmerei mehr entgegen als ich. Wer Facta will, Facta allen Raisonnements der Empfindelei und Sophisterei vorzieht, Facta untersucht, und noch kein einziges unwahres soutenirt hat, ist gewiß kein Schwärmer. Es ist kein Tag meines Lebens, wo ich nicht mündlich oder schriftlich vor Schwärmerei oder Vernunftverachtung warne. Kein Cagliostro, kein Schröpfer, kein Gaßner, kein Mesmer wird mir meine Vernunft nehmen.*)

Über den Misbrauch des Wortes sagt er:

Schwärmerei ist jetzt ein so allübertäubendes Modewort der ärgsten Schwärmer, daß man wol vor nichts mehr auf seiner Hut sein kann als vor dem Hauche der Alles anschnaubenden Schwärmer wider die Schwärmerei.

In Beziehung auf Sektirerei erklärt er, daß er zuverlässig nie eines Menschen Jünger, so wenig als ein Jüngermacher sein werde; daß er Den für einen sehr schwachen und kleinen Menschen halte, der Sektirer sei oder Sektirer mache. Die Proselyten, meint er, werden von den Proselytenmachern selbst zuerst verachtet, und derjenige Mensch verliert bei ihm, der seine (Lavater's) individuellsten und liebsten Ideen zu schnell aufnimmt. Allerdings foderte Lavater Moses Mendelssohn auf eine sehr auffallende Art zur Annahme des Christenthums auf; doch bereute er selbst nachher diese Übereilung und die in dieser Angelegenheit gewechselten Briefe gereichen dem Charakter beider Männer zu Ehre. Er ist Privatversammlungen zur Erbauung nicht sehr gewogen, und stellt die Sätze auf:

Sie müssen nie vor reifem, reellem Bedürfniß angefangen werden, und aufhören, sobald dies verschwindet; sie müssen nie sehr zahlreich sein; daher fern alles Proselytenmachen. Die Form muß sich mehr von selbst geben als gesetzlich sein; sie müssen rein sein von Allem, was nur von ferne den Schein von Herrschaft über die Gewissen haben könnte. . . Sie müssen alles sonderbar Auffallende, Manierirte, Tonmäßige, Anstrichgebende . . ausweichen. Ohne dieses werden sie in kurzer Zeit schädlicher als nützlich, bilden Herrscher, Sklaven, Heuchler, Sekten, Sektirer, Kleingeister, Gewissensrichter, Scharfrichter, Altfromme, Frömmler, Frömmigkeitspedanten und unter allen Christen entweder die Beschränktesten oder die Unerträglichsten, die Intolerabelsten und Intoleranntesten.

Über den Mysticismus spricht sich Lavater dahin aus: Er misbillige keine Art, Gott, oder sich selbst ein Gott, zu genießen, und er wisse, daß der reine Mysticismus eine Art reellen, geistigen Genusses verschaffe; er gehe auf Abstraction und gewähre deswegen einen um so höhern geistigen Genuß; aber ganz vereinfachen, das ist, ganz vernichtigen, könne der abstracteste Mystiker seinen Gott nicht, denn der Mensch könne nie aufhören, Mensch zu sein. Zwei Sätze stellt er auf: Je mehr der Mystiker als solcher seinem Ziele näher kommt, desto mehr naht er sich dem Atheismus; und: der Mysticismus, dessen Wesen ist: bloße Vereinfachung und Vernichtung alles Creaturlichen, kann weder mit der Natur der Dinge, noch mit den Lehren, Erfahrungen, Darstellungsarten jener gottvertrauten Männer, von denen die Tradition spricht, bestehen. Es ist bloße Bescheidenheit, Höflichkeit, Gnade, Schonung, die der rechtschaffene Mystiker der Bibel, dem Evangelium, den Aposteln und Christus beweist, daß er sich zu dem System dieser Männer bekennt; nie kann er dieses Alles mit seinem System in einen runden, genugthuenden Zusammenhang bringen, nie sich bei dem Dienste seiner zwei Herren beruhigen; die geistigste Sinnlichkeit oder sinnlichste Geistigkeit ist der eine, die

*) Der Brief an Campe, wo diese Stelle sich findet, ist in der vorliegenden Auswahl zweimal abgedruckt: Bd. 1, S. 298 fg., und Bd. 4, S. 251 fg.

geistigste Unsinnlichkeit oder unsinnlichste Geistigkeit der andere dieser zwei Herren. Lavater fährt fort:

Welch ein anderer Menschengott, der Menschensohn Christus, der nämlich der Apostel, als der sublimirte, unhistorische, abstracte, völlig unthätige quietistische Lichtgott der Mystiker, den ich nota bene gar nicht verwerfe, den ich aber nicht für den Bibelgott, den Christus des Evangeliums halte. Die mystischen Zustände halte ich für deliciöse, psychologische Erfahrungen, für lieblich-geistige Selbstgenüsse, sowie ich die Genüsse des sinnlichen Menschen für wahre, obgleich rohere, niedrige Genüsse halte.

Was endlich den Vorwurf des Aberglaubens, der Geisterseherei, des Glaubens an Zauberei und Beschwörungen betrifft, so behauptete Lavater, in dieser Beziehung angegriffen und getadelt: Wenn nicht aller historische Glaube an alle Geschichte aller Nationen, an profane und heutige Schriftsteller untergraben werden solle, so bedürfe er gerade eines so frechen und verwegenen Zeitalters wie das gegenwärtige, wenn Alles, was von Zauberei, Wahrsagerei, Mitwirken der Dämonen berichtet werde, ohne alle weitere Untersuchung ins Reich thörichter Träume, schwärmerischer Phantasien und verächtlicher Betrügereien verwiesen werde. Tausend Betrügereien vernichten nicht eine einzige, wahre, beurkundete Geschichte. Es sei an solchen Dingen weniger als der Pöbel, mehr als die Philosophen glauben. Am Ende komme beinahe Alles auf eine Art von Divination heraus, welche der menschlichen Natur im Ganzen so wenig als Vernunft und Gedächtniß abgesprochen werden könne. Er warnt Jeden, sich mit Dergleichen aus Neugierde abzugeben. Bei allen Operationen der Geisterseherei komme nichts heraus, und könne nichts Reelles, nichts Wohlthätiges, nichts Tröstliches herauskommen, nichts, das nicht auf viel leichterm, einfacherm, ungefährlicherm Wege zu finden wäre, keine Erhebung des Geistes, keine wahre Gemeinschaft mit höhern Naturen; und nie würde er selbst erwiesenen Thatsachen irgend einen Einfluß auf sein Gedankensystem, auf seinen Sinn und Wandel gestatten. Ganz anders aber urtheile er von innerm, geistigem Bedürfnisse nach Würdigkeit, mit reinen Geistern umzugehen, und höherer, reinerer Naturen Vertrauter zu werden! Dies Bedürfniß halte er für das Köstlichste und Heiligste in der menschlichen Natur. Dies Bedürfniß sei Ahnung und Divination, daß wir von himmlischer Abkunft seien, eine Disposition, reellgeistiger Einflüsse empfänglich zu werden. Er erwartet für sich keine Erscheinungen, keine Stimmen aus der unsichtbaren Welt, in welcher er mit allen Christen zu existiren glaubt; noch weniger werde er sie citiren und provociren; aber er, nicht ungläubig an den Genius des Sokrates, nicht ungläubig an bestimmte Winke und Warnungen eines eigenen Genius, sei weit entfernt, sofort über alle Geistererscheinungen und mögliche Gemeinschaft der Geister mit guten, edeln, Wahrheit liebenden und demüthigen Geistern unedel, weltgeistig und bübisch zu lachen. Diese Ansichten kann man nicht schädlich, auch nicht inconsequent finden; doch sieht man wol, wie leicht theils Lavater selbst einen Schritt über die gezogene Grenze hinausgehen konnte, und wie leicht selbst sein vorsichtig bedingter und mit Warnungen verbundener Glaube auf schwache und heiße Köpfe verführisch wirken mochte. Auch war er nicht frei von solchen Superstitionen, wie Aufstechen von Bibelstellen u. dergl.

Suchen wir uns nunmehr das Positive seiner Philosophie und Weltanschauung in der Kürze deutlich zu machen. Als Sohn des nach Freiheit ringenden 18. Jahrhunderts war auch Lavater erfüllt von dem Drange nach Freiheit; es widerstrebte seinem lebendigen, kräftigen Geiste, sich unter todte Formeln und Buchstaben zu beugen; vom Gefangennehmen der Vernunft unter den Glauben ist bei ihm nicht die Rede. Er schreibt:

Es ist meine oberste Maxime, nur Wahrheit zu suchen, wie sie auch ausfallen möge. Insofern ist auch die Vernunft mein höchstes Gut und das Alles entscheidende Tribunal, ja nur der Vernunftgott ist mein Gott. Wahrheitsliebe mit möglichster Überlegung ist mein Höchstes, ich dürfte sagen: der Gott aller Götter, mein summum bonum.

Aber die Vernunft sträubte sich bei ihm nicht wie bei Andern gegen den Glauben, sondern foderte und stützte ihn.

Dieses mein Höchstes, diese Autorität, von welcher alle Gottheiten allein ihre Autorität her haben, gibt mir einen Gott, wie der Gott und Vater Jesu Christi ist. Ich entstarb durch die Vernunft der Vernunft, die sich allein und ohne einen Mittler, wie Christus ist, helfen zu können, wähnt und träumt. Ich anerbiete die gänzliche, innere und äußere Annullirung jedes meiner Sätze, von dem irgend ein sterblicher Mensch mit seiner Person oder beigesetztem Namen aussprechen darf: Dieser ist nicht so klar und wahr als einmal Eins ist Eins.

Und anderswo:

Mein Christenthum scheint mir die reinste, genugthuendste, zwangfreieste Philosophie; meine Bibel Commentar der Menschheit, Geschichte der gottnähern, divinatorischen, magischen, kraftreichsten, einfachsten und wirkungsvollsten Menschen; was diese hatten, hat Jeder, nur nicht in demselben Grade. Wäre noch ein größerer, besserer, kraftreicherer Mensch auf Erden aufgetreten als Christus, so wäre dieser größere mein Ideal und mein Idol, mein Herr und Meister, mein Gott und Alles. Der muß es sein, dessen Existenz mit der meinigen am innigsten verbunden ist, der die meisten, oder vielmehr alle Punkte meiner Natur berührt, alle meine Kräfte aufregt, entwickelt, belebt, stärkt, in Harmonie bringt und zu einem großen Zwecke, dem der möglichsten Allgenußfähigkeit und Allgenießbarkeit vereinigt.

Wenn nun aber Lavater's Vernunft in Das ganz leicht sich fand, ja foderte, was die Vernunft Anderer verwarf, oder dem sie sich nur unterwarf, oder was sie nur mit Kampf gegen Schwierigkeiten behauptete, wie ist dies zu erklären? Diejenigen, deren Vernunft oder Verstand gegen den Glauben sich auflehnt, verwerfen entweder nur den Glauben an Christus, die Offenbarung durch ihn, oder auch den Glauben an einen bewußten Gott, sind entweder Unchristen, oder Pantheisten — Atheisten. Letztere fanden damals in Deutschland noch wenig Anklang, wurden verabscheut und verachtet, daher Lavater nicht viel Anlaß hatte, gegen sie sich zu wenden. Ohnehin war ihm die metaphysische Dogmatik ziemlich fern. Das Bewußtsein, die Persönlichkeit Gottes, und was daraus folgt, setzte er, von Kindheit an religiös er-

zogen und gestimmt, stillschweigend voraus; aber je zuversichtlicher und zweifelloser er den bewußten Gott voraussetzte, „der von seiner frühesten Jugend immer äußerst zärtlich mit ihm umgegangen, der seine geheimsten Wünsche erfüllt hatte", um so eher konnte er auch, gleichsam um die unvermeidlichen Anthropomorphismen zu corrigiren, über das Wesen Gottes in einer Art sich aussprechen, welche eigentlich einen ganz pantheistischen, idealistischen Anstrich hatte. In den „Grundideen meiner Religion" findet sich Folgendes: „Ohne Du kein Ich; wie dein Du, so wird ewig dein Ich sein." Idealistischer lautet aber der Satz:

Gott und höchstes Gut ist eins; höchstes Gut und wirksamstes Medium unsers Selbstgenusses oder unsers frohesten Daseinsgefühls ist eins. Es gibt keinen Gott außer uns, wenn es keinen in uns gibt. Wie der Gott in uns, so der Gott außer uns. Religion — Geniesinn für höhere Unsichtbarkeit, und in ihnen Vollkommenheit — Geniesinn für ein All Eins im Allem. Alles Göttliche in uns personificirt sich, qualificirt sich zu einer uns inspirirenden Person. Der ist allein Philosoph, der Alle in Einem und Eins in Allem mit Leichtigkeit und Klarheit zu sehen die Fertigkeit hat.

Anderswo erklärt er für sein philosophisches Glaubensbekenntniß das Wort: Alles ist göttlich und Alles ist menschlich, und spricht aus: Alles liegt in dem Menschen, der nichts mehr und nichts weniger ist als Ebenbild des Allwissenden, Allmächtigen, Allgütigen. Daß „Gott in uns, der heilige Geist in unsern Herzen betrübt werden könne", erklärt er dahin: „Wir selbst können unser Auge, unser geistiges Organ, unsern Glaubenssinn für Gott kränken, verwunden, bewölken." Gewiß glaubte und wollte Lavater solcher pantheistisch lautenden Äußerungen ungeachtet einen bewußten, persönlichen Gott; dies liegt in folgender sehr charakteristischen Stelle:

Du fürchtest dich vor einem willkürlichen Gott? Setze dafür: weise freithätigen. Fürchtest du dich vor einem freithätigen Gott? aber doch nicht vor einem freithätigen Menschen? Wenn dir der willkürliche Gott nicht behagt, so setze statt seiner den willkürlichen Menschen Jesus Christus, oder welchen andern Bessern du statt seiner kennst! Einer muß doch weiser, besser, kraftvoller sein als du und ich. Der Weiseste, Beste, Kraftvollste sei unser Gott, unser Idol. Oder wollen wir kein Idol? keinen Gott? So wollen wir selbst die willkürlichen Götter sein und uns geben tägliches Brot, vergeben unsere Schulden, erlösen von dem Bösen, wenn unser ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit? Oder wollen wir unwillkürliche Götter sein! Fata ex fato! Eiserne Söhne des eisernen Schicksals! Kleine, ewige Nothwendigkeiten! Maschinen ohne Selbstbestimmungskraft, wie der Gott oder das Unding, angebetet, nein, nicht angebetet, auf Papier hingekritzelt von Weisheitswähnern unserer allerneuesten Zeit.

Als Unsinn erscheint hier Lavater die Selbstvergötterung des Menschen; aber großen Werth legt er darauf, daß, nach der Schrift, der Mensch nach dem Bilde Gottes erschaffen ist, und man kann bei ihm viele Spuren finden von der Lehre von der Einheit des Göttlichen und des Menschlichen, welches in der neuesten speculativen Theologie eine so große Rolle gespielt hat. So wie bei dieser Gott erst im Gottmenschen Persönlichkeit wird, so hat es auch bei Lavater manchmal den Anschein, als erkennte er erst in Christus den lebendigen, vollen, persönlichen, für die Liebe zugänglichen Gott, und wäre ihm Gott ohne Christus fast eine leere Abstraction. So sagt Lavater:

Ein völliges non ens, ein gedankenloses Wort ist Alles, was die Menschen Gott nennen, wenn es nicht ist: a) etwas Analoges, Ähnliches mit Dem, was sie sicher erkennen; b) etwas Größeres, Lebendigeres, Wirksameres als Das, was in die fünf Sinne zu fallen scheint; c) etwas auf positive Weise Wirkendes, Persönliches, Ansprechbares, Offenbarungsfähiges, das mit ihnen in einem reellen, mutuellen, positiven, erkennbaren, beweisbaren, activen und passiven Verhältniß steht oder zu stehen immer scheint. Wie sich diese drei Dinge in Einem Objecte beisammen finden, desto wahrerer Gott ist dies Object für den Menschen. Solch ein Wesen finde ich, ahne ich wenigstens, in dem Menschlichsten aller Menschen, im Jesus von Nazareth; dieser Jesus, gerade so, wie ihn das Wort des Evangeliums mir gibt, ist mir das unübertrefflichste Idol und Ideal, mithin der unmittelbare Gott der Menschheit. Das Lichtvollste, Lebenreichste, Liebendste ist mir das Göttlichste, ist mein einziger, wahrer Gott. Mein Gott ist Das, was sich im existentesten Menschen zum lebendigsten Leben macht.

Nimmt man hierzu andere Aussprüche Lavater's, dergleichen sich viele finden, wo er die Menschheit Christi aufs nachdrücklichste einschärft, z. B.:

Was in dem Menschen Christus ist — denn er war ein ganzer, wahrer, completer Mensch —, das ist auch in uns. Was in Einem ist, das ist in Allen, nur nicht in demselben Maße. Was ist alle Philosophie und Religion, als Entwickelung Dessen, was im Menschen ist?

Oder, wenn er Christus als „ganz und stets humanen Menschen, der in sich und außer sich Alles humanisirt", anbetungswürdig nennt, wenn er „keinen menschlichern Menschen kennt als Christus", wenn er ihn die simpelste und originellste, prägnanteste Menschheit nennt; ein Exemplar der Menschheit wie keins, einen Menschen für alle Menschen; wenn er sagt, in Einem Menschen (Jesus) sei das Universum und alle Kräfte des Universum concentrirt und vereint: so könnte man sich versucht fühlen zu glauben, daß Lavater in einem ähnlichen Sinne wie speculative Theologen in Christus das Ideal, den Vollender und die Blüte der Menschheit, und nur so den Gottmenschen und den Gott erblickt habe; dem ist aber nicht so. Allerdings ist ihm Christus nicht sowol der Versöhner (in einem juridischen Sinne), als vielmehr der „allergenießbarste, lebendigste Erleuchter, Kraftmittheiler, Beleber der irrenden, sündigen, sterblichen Menschheit, das Adorabelste, zu dem sich die einfachste, weiseste, in sich selbst harmonische Menschheit emporschwingen kann"; aber wennschon er für die Menschheit der unüberschreitbare terminus a quo und ad quem, und ihr eigentlicher Gott sein soll, so unterscheidet doch Lavater ihn wieder, den Urkunden des Christenthums gemäß, aufs bestimmteste von „dem Einen, Höhern, Mächtigern, den er Vater, eigenen Vater, innigst mit sich vereint und doch seinen Herrn und Sender nenne". Dieser Höhere, von Jesus Vater genannt, sei jedoch in seiner höchsten Ganzheit, Activität, Lichtheit und Lebendigkeit, nur für ihn; er, Jesus, allein habe das Monopol, die urlebendige Lichtperson eines ersten, allein Guten anschauend zu erkennen, unmittelbar zu genießen; für alle

andern Organisationen sei dieser Höhere nichts. Lavater schreibt:

Ich erhebe nicht Gott über Christum, obgleich er als Arznei den kranken Menschen wichtiger und empfehlenswürdiger ist als Gott ohne ihn; denn Gott ohne ihn ist nach der Schrift nicht Gott für den Menschen, so wenig Farbe für das Auge Farbe ist ohne Licht.

Daraus erklärt es sich, wie Lavater keine andere Wahl ließ, als Christ oder Atheist zu sein, weil für die Menschen Gott nur in Christus erkennbar sein soll. Hiermit scheint aber nur nicht gut vereinigt werden zu können, was Lavater anderswo von der Verschiedenheit der Organisationen und von Graden der Wahrheit sagt:

Gott ist Jedem Derselbe, und Jedem ein Anderer, je nachdem Einer Sinn hätte, Kraft hätte, sich das Höchste vorzustellen. Das Höchste, Beste, Vollkommenste muß sich nach eines Jeden Organisation Jedem besonders vorstellen, Jedem auf eine eigene Weise erkennbar und genießbar sein. Jeder hat im Grunde seinen eigenen Gott, erkennt ihn nach der Beschaffenheit seiner Organe und seinem Verhältniß zu ihm. Es können verschiedene wahre Religionen sein, wahr nämlich für verschiedene, gegebene, einzelne Naturen.

Offenbar erschwert Lavater es sich durch diese Sätze sehr, allgemeingültige, religiöse Lehren aufzustellen, und je freier und kühner er über Buchstaben und Dogmen sich wegsetzend manche originelle Ansicht aussprach, desto mehr Widerspruch und Tadel mußte es ihm zuziehen, wenn er in andern Punkten diese Keckheit durch dictatorisches Bestehen auf Deutungen und Ansichten gut zu machen suchte, die ihm gerade zusagten. Er ist ein merkwürdiges Beispiel von strenger Rechtgläubigkeit im historischen Sinne, bei großen Freiheiten, die er sich im philosophisch-mystischen Sinne nahm. So geht seine Rechtgläubigkeit — wenn man es nicht anders nennen will — so weit, daß er auf ein hypothetisches Wort Jesu hin glaubt, der Apostel Johannes sei noch jetzt auf der Erde lebend!

(Die Fortsetzung folgt.)

Adventures of an officer in the service of Runjeet Singh. By *H. M. L. Lawrence*. Zwei Bände. London 1845.

Ref. räumt ein, daß die Kritik kein Recht hat, einen Schriftsteller wegen der Form zu hofmeistern, die er für sein Werk gewählt hat. Nur die gewählte hat er zu vertreten. Müßte aber Ref. jenes nicht einräumen, so möchte er den Major Lawrence schelten, daß er nicht statt der „Abenteuer eines Offiziers unter Runjeet Singh" eine Geschichte des Punjaub geschrieben. Daß er es hätte thun können, scheint keinem Zweifel zu unterliegen. Er hat sichtbar „das Zeug dazu", und ein Werk der bemerkten Art fehlt. Er hat indessen vermuthlich nicht gewollt und so gebührt ihm auch für das Gegebene Dank. Nebenbei blickt zwischen den Zeilen die Absicht hervor, Ausländer vom Eintritte in den Kriegsdienst der Sikhs dadurch abzuhalten, daß er erzählt, wie schlecht das einem der Glücklichsten bekommen, die es gethan. Und auch das kann sein Gutes haben. Jener Glücklichste, der Held des Buchs, heißt Bellasis und ist Oberster, ein Europäer, aber kein Engländer. Die Zeit, wo er bei Runjeet Singh Dienste nahm, fällt in die Gouvernementszeit des Lords William Bentinck. Seine Erlebnisse gestatten keinen Auszug, wenigstens keinen innerhalb der Grenzen dieser Anzeige. Doch ist es deutlich, daß die Dichtung Hand in Hand geht mit Thatsachen und Wirklichkeiten, und die geschilderten Hauptpersonen in Runjeet Singh's Umgebung treten lebend aus dem Rahmen. Runjeet Singh selbst ist vielleicht nie richtiger gezeichnet worden, obschon dann und wann ein satirischer Strich die Ähnlichkeit gefährdet. Nach ihm ragt besonders Fakir Azizuddin hervor, eine interessante Figur. Seines Zeichens Barbier und stets in der Rolle eines religiösen Bettlers besitzt er doch ein edles Gemüth, kleidet sich in Armuth, um Schätze zu sammeln, und sammelt sie, um Gutes zu thun. Das bewährt sich in seinen Beziehungen zu Bellasis. Möglich, daß der Verf. dem ersten Minister, Dhyan Singh, ein etwas zu romantisches Gewand übergeworfen hat. Wenn das aber auch den Mann verhüllt, so verdeckt es doch weder seine Gesinnungen noch die Tendenz seiner Politik. Sein Sohn, Heera Singh, war zu der Zeit, in welcher der Roman spielt, noch zu sehr Kind, um bereits die Fähigkeiten errathen zu lassen, die ihn später ausgezeichnet haben. Indessen wird seine Zukunft einigermaßen angedeutet. Am schwächsten erscheint der Major in seinen weiblichen Gestalten. Fast möchte man in ihm einen scheuen Mann vermuthen. Denn so oft die Nothwendigkeit ihn zu einer solchen Zeichnung drängt, gehorcht er ungern und die Feder zittert ihm in der Hand. So erinnert Ghulabu, die durchaus keine Zigeunerin sein soll, an eine von Walter Scott's Frauen dieser Race und aus der lieblichen Mahtab Kour würde ein geschickterer Zeichner den Engel geschaffen haben, zu welchem der Verf. sie bestimmt hat. Sie ist die Heldin des Buchs, die Geliebte des Helden, seine treue Helferin in dem wilden Getümmel vor der Festung Kangra und ihr Ende — das erzählt der Roman. 23.

Bibliographie.

Bürck, A., Die Reisen des Venezianers Marco Polo im 13. Jahrhundert. Zum erstenmal vollständig nach den besten Ausgaben deutsch mit einem Commentar. Nebst Zusätzen und Verbesserungen von K. F. Neumann. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Dickens (Boz), C., Die Sylvesterglocken. Eine Koboldgeschichte von Glocken, die das alte Jahr aus- und das neue einläuten. Stuttgart, Becher und Müller. Gr. 16. 5⅓ Ngr.

Gehe, F. E., Die Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten in Dresden. Dresden, Arnold. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Harmonieen evangelischer Zeugnisse. Charakteristische Mahnworte aus Schweden, England, Frankreich und Deutschland. Stuttgart, Steinkopf. Gr. 8. 10 Ngr.

Weimarisches Herder-Album. Jena, Cröker. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hillebrand, J., Neue Ärgernisse, oder der sogenannte katholische Priester Johannes Ronge und seine Schmähartikel gegen den heiligen Rock des Erlösers in Trier, beleuchtet und zurechtgewiesen. 2te Auflage. Münster, Theissing. 1844. 8. 1¼ Ngr.

Höfer, A., Halte, was du hast! oder die gesegnete Treue im evangelischen Glauben. Reformations-Predigt. Schweinfurt, Wetzstein. 1844. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hoffmann, C., 21 Sätze wider die neuen Gottesläugner. 2te unveränderte Auflage. Ludwigsburg. Gr. 8. 1¼ Ngr.

— — Sendschreiben an Hrn. Prof. Th. Vischer in Tübingen in Betreff seiner Inauguralrede. 2te unveränderte Auflage. Stuttgart, Beck und Fränkel. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Jessien, A., Offener Protest gegen die Einführung einer bindenden Kirchenagende. Kiel, Bünsow. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Meißner, A., Gedichte. Leipzig, Reclam jun. Gr. 12. 20 Ngr.

Reinerding, J. H., Glaubensbekenntniß von Johannes Ronge. Münster, Theissing. 1844. Gr. 8. 5 Ngr.

Schubar, L., Mysterien von Berlin. 8ter und 9ter Band. Berlin, Heymann. 8. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 82. —— 23. März 1845.

Johann Kaspar Lavater.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 81.)

Hauptsächlich hat man Lavater sein sinnliches Christenthum zum Vorwurf gemacht. Dies berührt einen wichtigen Punkt seiner ganzen Denk- und Anschauungsweise. Das ganz abstracte Denken ist, wie oben gezeigt worden, seine Sache nicht. Der Mensch ist so wenig Seele allein als Leib allein! Diesen Grundsatz hält Lavater hoch und fest. Er spottet über die kalte Vernünftelei so mancher Lichtköpfe, welche gewisse Dinge durch den Verstand empfinden wollen. Es darf hier wol an die Ansicht eines der scharfsinnigsten Denker, Schleiermacher's, erinnert werden, welcher in seiner „Dialektik" (§. 107 fg.) behauptet: Im wahren, die Erfahrung bildenden Denken seien immer die zwei Elemente: das intellectuelle und das organische, unleugbar enthalten. So kann nach Lavater der Mensch, als ein Natur- oder Sinnenwesen, sich des Natürlichen, des Sinnlichen nicht ganz entschlagen; „sinnlich muß die Religion anfangen und durch immer feinere Sinnlichkeiten zum unsinnlichsten und geistigsten Genusse führen." Auch dies Geistigste bleibt immer noch in gewisser Art ein Sinnliches, ein Genuß, — dieses Ausdrucks bedient sich Lavater vorzugsweise gern. Gott, der Unsinnliche, ist für den Menschen wie gar nicht anfaßbar; er wird ihm erst faßbar, genießbar im Menschen Christus, und die menschliche Erscheinung Christi darf gar nicht als etwas ihm Fremdes betrachtet werden, da ja Gott den Menschen ursprünglich schon nach seinem Ebenbilde geschaffen — was man deuten kann: nach dem Bilde des präexistirenden Christus. Und nachdem Christus im Fleisch erschienen, ist ihm eine unumstößliche Wahrheit, ein Hauptsatz des Christen der: „Jesus Christus stets Derselbe, nicht beschränkt durch Zeit und Raum", den er in einer größern Abhandlung durchführt, wo er zu zeigen sucht, daß die Wirkungsweise Christi noch jetzt unverändert dieselbe sei wie zur Zeit seiner persönlichen Erscheinung auf der Erde und der Mittheilung seines Geistes an die Apostel und Jünger. Der Christ stehe, als solcher, mit ihm in einer ebenso reellen als innigen und unauflöslichen, persönlichen Connexion, und nur der Unglaube und die falsche Demuth sträube sich dagegen, von dem Glauben an die Kraft und Allwirksamkeit Christi eine Anwendung auf sich selbst zu machen. Noch heute dürfe und solle der Christ ihn um solche Gaben, Kräfte, Genüsse anflehen, wie in den ersten Zeiten; mit großem Scharfsinn führt Lavater aus, wie Raum und Zeit für den Glauben (den er nicht mit Imagination verwechselt wissen will) gar nicht vorhanden seien (kurz vorher hatte Kant sie für den Philosophen vernichtet), und faßt seine Ansicht in den Worten zusammen:

Das eigentliche, offene und nicht gekannte oder nicht benutzte Arcanum des seligsten Genussesglaubens, welcher allein allem Unglauben und aller Schwärmerei gleich kräftig entgegenarbeiten kann, bestände also darin, Jesum Christum für unveränderlich, für völlig Denselben zu halten, der er auf Erden und gleich nach seiner Himmelfahrt in tausend Beweisen erprobt ward. Das Geheimniß des Glaubensgenusses bestände darin, daß man gerade so mit ihm spräche, wie wenn er vor uns stände, und wie man mit ihm sprechen konnte, da er noch in Menschengestalt unter den Menschen herumging.

Lavater's Bestreben ist darauf gerichtet, das Gedachte, das Geglaubte, das Gewesene und das Gehoffte sich und Andern so sehr als möglich zu einem Sinnlich-Gegenwärtigen zu machen und ihm dadurch mehr Kraft und Eindruck zu verschaffen; so suchte er den evangelischen Erzählungen, der Apostelgeschichte das alterthümliche, fremde Gewand auszuziehen und Alles der modernen Vorstellungs- und Redeweise zu nähern; so schilderte er in der Paraphrase der Apokalypse die Visionen des Sehers in moderner Anschauungsweise und bildete hierbei, wie Goethe erzählt, den Einzug des Antichrists Zug für Zug dem Einzuge des Kurfürsten von Mainz in Frankfurt nach, wovon er zufällig Zeuge gewesen; so suchte er das dämmernde Jenseits in seinen „Aussichten in die Ewigkeit" einigermaßen in den Gesichtskreis der Menschen zu rücken — und übersah bei all Diesem, daß dergleichen Versuche, das Ferne und Fremde sinnlich anzunähern, nur etwa Kinder und ganz Ungebildete anziehen und befriedigen können, aber den gebildetern Geist eher zurückstoßen. Übrigens ist in den „Aussichten" viel Scharfsinniges und Geistreiches, obwol sie weder poetisch noch speculativ befriedigen und ein schwankendes Mittelding zwischen Beidem sind. Wenn Lavater recht hatte, das Sinnliche, die ganze Organisation des Menschen zu berücksichtigen, so ging er doch in der Berücksichtigung der

sinnlichen Imagination, der Empfindung, in der Accommodation an diese Seiten der menschlichen Natur zu weit, er schmeichelte der, wenn auch geistigen, Genußsucht und der Gefühlsüberschwänglichkeit und Schwelgerei in der Religion, und hob ihre ethische Seite, den Ernst des pflichtmäßigen Handelns, und die daraus fließende Zufriedenheit und Geradheit zu wenig hervor. Die Möglichkeit des Weissagens und Wunderthuns noch in unserer Zeit, des unmittelbaren, gleichsam persönlichen Verkehrs mit Christus und der Genuß seines Wesens schien ihm mehr am Herzen zu liegen als die Aufgaben des praktischen Christenthums, und so wenig er für seine Person das Ethische und das Gemüthlich-Ästhetische zu trennen gemeint war, mochte er doch Viele dazu verleiten.

Daß Lavater, bei seiner ganzen Eigenthümlichkeit, sich dem damals auftauchenden animalischen Magnetismus und Mesmerismus mit großer Lebhaftigkeit zuwendete, daß ihn die Divinations- und Heilungskräfte, welche dadurch der menschlichen Natur vindicirt zu werden schienen, nicht wenig reizten und anmutheten, begreift man leicht. Der Magnetismus paßte ganz gut zu seiner Theorie von Wundern, von Prophetie und göttlichen Kräften; Wunder und Natürlich waren ihm untergeordnete, nicht entgegengesetzte Dinge; Christus als Wunderthäter trat nicht über die Natur hinaus, sondern die in der Natur liegenden Kräfte wurden nur in ihm und durch ihn mehr entbunden, beschleunigt. Die Analogie mit dem Wunderbaren der Religion, des Christenthums, empfahl ihm den Magnetismus, sowie dieser auch wieder jenes erklärlicher machte, bestätigte. Übrigens muß man gestehen, daß seine „allgemeine Gedanken" über den thierischen Magnetismus sehr vernünftig und gemäßigt, und den Declamationen vieler denselben verwerfenden weit vorzuziehen sind. Ob er in der Praxis nicht darüber hinausging, wissen wir nicht zu sagen, doch scheint es beinahe. Beherzigenswerth ist namentlich Folgendes:

Millionen völlig gewisse Sachen sind uns völlig unbegreiflich. Unbegreiflichkeit also, wofern die Gewißheit einer Sache gerettet ist, kommt bei dem wahren Weisen nicht mehr auf die Wagschale. Wer das Unbegreifliche, aus Vorliebe zum Unbegreiflichen, ohne Prüfung annimmt, ist ein Schwärmer des Aberglaubens oder Leichtglaubens. Wer etwas Unbegreifliches, aus Vorhaß gegen alles Unbegreifliche, ohne Prüfung verwirft, und keine Erfahrung, auch eigene nicht, in Betrachtung ziehen will, ist ein Schwärmer des Unglaubens oder des Eigensinnes. Es gibt einen Köhlerunglauben, der dem Köhlerglauben so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern.

Weniger als der Magnetismus, scheint auf den ersten Blick die Physiognomik mit Lavater's religiösen Ansichten zusammenzuhängen; aber doch hat auch sie, wiewol sie als eine mehr zufällige, persönliche Liebhaberei betrachtet werden kann, eine Seite, von welcher sie mit denselben zusammenhängt. Da Lavater den Menschen, nach der Schrift, als Ebenbild Gottes in einem sehr reellen und ganz eigentlichen Sinne betrachtet, und die Ebenbildlichkeit deswegen auch auf seine leibliche Natur, seine Erscheinung und Gestalt ausdehnt, gewinnt ihm auch der Leib, als Tempel des Geistes, eine höhere, eine religiöse Bedeutung. Auch die christliche Lehre von der Auferstehung des Leibes konnte eine Auffoderung sein, dem zu einer ewigen, verklärten Fortdauer bestimmten Körper eine höhere Bedeutung beizulegen. Die Menschheit sei, glaubte Lavater, auch physisch in Christus wol vollendet, in ihrer höchsten Schönheit und Reinheit, in ihrem erhabensten Adel erschienen, und das Christusideal beschäftigte ihn als Physiognomiker ebenso wie als Religiosen.

Es ist die nothwendige Aufgabe der Philosophie, den Menschen als Einheit zu fassen und zu begreifen, trotz der Duplicität seines sinnlichen und seines geistigen Wesens. Die Theorie, daß die Seelen zufällig in die Körper gleichsam eingekerkert werden, konnte nicht auf die Dauer befriedigen; Leibnitz's prästabilirte Harmonie zwischen Körper und Seele war allzu wunderlich und machte den Gegensatz recht schroff, den sie vermitteln wollte. Der französische Materialismus und Sensualismus ließ, um die Einheit zu bekommen, das geistige Element als Substanz fallen und erklärte den Geist nur für das Resultat, für die höchste Blüte und Entwickelung der Materie, der Sinnlichkeit. Der Gegensatz hiervon wäre gewesen, das Leibliche nur für Schein, oder für ein Product der Seele zu erklären, und das Letztere ist auch wirklich von deutschen Philosophen (von Stahl, wenn wir nicht irren) behauptet worden; oder aber nahm man die Identität von Geistigem und Leiblichem im Menschen an, sodaß das Geistige, als das der Potenz nach Frühere, als das Höhere und Edlere, sich im Leiblichen, als seiner Basis, seinem Organ, das aber selbst zum Geist sich verklären kann, offenbart.

(Der Beschluß folgt.)

Dies Buch gehört dem Vaterlande. Leipzig, O. Wigand. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Titel des Buches ist eine Nachahmung des bekannten Titels der Bettina: „Dies Buch gehört dem Könige"; der Inhalt desselben ist das laute, stürmische Pathos des Magyarenthums, denn nicht dem deutschen Vaterlande gehört dies Buch, sondern den magyarischen Interessen. Folgende Verse leiten dasselbe ein:

Wie heißt das Land, dem die Natur
All' ihre Schätze zugewendet?
Wo Berg und Thal, wo Hain und Flur
So unerschöpflich Gaben spendet?
Wo Rußlands Stör an Ufern laicht,
Beschattet von Castiliens Reben,
Und Peru's Gold in Bergen streicht,
Auf welchen Föhren sich erheben;
Wo des Arabers edles Roß
Durch Ebenen fliegt — fast ohne Grenzen,
Und dennoch Berge — riesig groß —
Hoch aus den Lüften niederglänzen,
Die Krone Eis — der Sterne Band
Ein Wolkenstreif; — wie heißt das Land?
Wie heißt das Volk, voll inn'rer Kraft,
An Thaten reicher als an Worten?
Das keine nied're Leidenschaft —
Das nicht der Demagogen Horden
Vom alten Guten abgewandt:
Noch treu der Väter biedern Sitte,

Gilt ihm für Schwur — ein Schlag der Hand,
Und gastfrei ist die ärmste Hütte.
Für Vaterland und König schlägt
Sein Herz, mit ewiggleicher Treue;
Im Frieden sanft, nur aufgeregt
Im Kampf ein schwergereizter Leue;
Doch leicht gezähmt durch Recht und Pflicht!
Dies edle Volk! — kennt ihr es nicht?
Der Ungar ist's, es ist sein Land,
Heil ihm und seinem Ferdinand.

Eine recht poetische Verherrlichung des Ungarlandes. Aber jedes Volk weiß so etwas Schönes von seiner Natur und seiner Heimat zu sagen, und läge sie auch im finnischen Eise. Das poetische Pathos gibt keinen rechten Maßstab für den wirklichen Werth eines Volkes, der Nationalismus sieht nicht klar und ungetrübt, er idealisirt das Seine, um das Fremde dagegen herabzusetzen. So spricht sich denn auch in dem vorliegenden Buche nichts Anderes aus als das Pathos des in sich selbst verliebten Magyarenthums, und die Bedeutung dieses Magyarenthums wird nicht durch Prüfen und Erwägen seiner Grundlagen und seiner Entwickelung festgesetzt, sondern es wird nur eine rhapsodische Begeisterung in lauter kleinen Capitelchen, die alle beginnen: „Ade, du gute alte Zeit", für dasselbe hervorgetrieben. Wir Deutsche sind für eine solche phantastische und phantasirende Publicistik unzugänglich geworden, wir können von ihr weder etwas lernen, noch uns an ihr erquicken. Die Bewegungen im Ungarlande haben zwar unser vollstes Interesse erregt, aber unter den vielen Schriften, die in Bezug auf dieselben erschienen sind, kann dem vorliegenden Werke nur eine sehr geringe Bedeutung zugestanden werden.

Es ist eben nichts Anderes als Pathos, 25 Bogen hindurch wird der „alten guten Zeit" immerfort ein Ade zugewinkt, und doch deutet Vieles im Ungarlande darauf hin, daß diese alte Zeit dort noch keineswegs gänzlich verschwunden und daß man über die neue Zeit nicht blos zu einem magyarischen Rausche, sondern zu einem verständigen Selbstbewußtsein gekommen ist. Unserer deutschen Presse aber wird in der vorliegenden Schrift (S. 20) der besondere Vorwurf gemacht, daß sie ausdauernd bestrebt sei, dem „jugendlich kräftigen Magyarenvolke den Eintritt in die Welt so sehr als möglich zu erschweren" und, indem sie seinen Bestrebungen die illoyalsten Beweggründe unterlegt, den europäischen Staatensalon gegen den neuen Ankömmling von vornherein feindlich zu stimmen, die „anspruchslosen Verfechter" der geistigen und materiellen Interessen Ungarns im Auslande zu verdächtigen, im Vaterlande zu depopularisiren, wodurch wieder gewissen Einflüssen der Weg in das Herz Mitteleuropas um so erfolgreicher gebahnt werde. Der Verf. dieser Schrift befindet sich hier aber in einer argen, vielleicht absichtlichen Täuschung. Es ist nicht wahr, daß die deutsche Presse den nationalen Bestrebungen im Ungarlande von vornherein entschieden feindlich gesinnt ist, vielmehr, wie sie ihn selbst anstrebt, achtet sie jeden nationalen Aufschwung, aber eben deshalb hat sie sich nicht mit der Einseitigkeit und dem brausenden Übermuthe des Magyarenthums einverstanden erklären können, eben deshalb nicht, weil dieses, um *seinen* Nationalismus geltend zu machen, mit allen möglichen Mitteln darauf ausgeht, einen *andern* Nationalcharakter, den slawischen und zum Theil auch den deutschen, zu unterdrücken. Eine solche Bewegung hat allerdings keine allzu große Theilnahme in der deutschen Journalistik finden können, aber wenn das Magyarenthum ihr den Vorwurf macht, daß sie, durch die Vertheidigung der slawischen Elemente in Ungarn ihm gegenüber, russische Bestrebungen begünstige, so ist eine solche Behauptung ebenfalls eine arge Verkennung des deutschen Humanitätsgeistes und selbst der eigenen ungarischen Interessen, da eben durch nichts mehr als durch den Fanatismus, womit man sie magyarisiren will, die Slawen in Ungarn gereizt werden könnten, sich der russischen Suprematie zu unterwerfen. Das einseitige Magyarenthum, nicht die deutsche Presse ist es, welche in Ungarn den russischen Einfluß begünstigt. Höre man aber, wie unbegründet und leer der Verf. das Recht der Slawen, in der eigenen Nationalität erhalten zu bleiben, abfertigt: „Das slawische Volk Ungarns, kommen ihm jene Klagelieder zu Gesicht, und erklärt man ihm den Sinn und die einzelnen Worte derselben, wird sich darob wol ebenso verwundern, als sich der Normannenführer Tancred, wenn er auferstände, über das «Di tanti palpiti» höchlich verwundern dürfte. Doch wir sind überzeugt, daß wol Niemand jene poetischen Exclamationen (?) für etwas Anderes nehmen wird als für Das, was sie sind, als die Geburten der kranken Phantasie einiger heimischen Slawenthümler (?); $^{9}/_{10}$ der Slawen Ungarns wissen nichts davon (? und gesetzt, es wäre wahr, gibt es ein Recht, einem andern sein Recht zu rauben, weil er sich desselben nicht vollkommen bewußt ist?). Was die Beweggründe jener betrifft, so mögen sie wol an und für sich rein sein, allein keineswegs ist deren Anwendung zu billigen, indem man sie als Waffe gegen die nationale (rectius einseitig-magyarische) Entwickelung Ungarns gebraucht, und zwar im Namen jener, die von einer Reaction gegen dieselbe nicht einmal träumen. Will man jene einzelnen slawischen Koryphäen keiner Nebenzwecke zeihen, so ist deren Thun und Treiben wahrlich unbegreiflich. Ist das wiederholt grimmige Auftreten derselben ohne alle arrière-pensée, weshalb beschränken sie den Schauplatz ihres Wirkens auf diese Spanne — kraft tausendjährigen guten Rechtes — magyarischer (?) Erde, auf welcher sie nicht nur mit den Gesetzen, Institutionen, der öffentlichen Meinung, ja selbst mit dem Geiste des katholischen und protestantischen Schwesterglaubens und daher mit ihren eigenen Hoffnungen und Wünschen in Conflict gerathen; auf welcher der Sieg des Slawenthums, die Apotheose ihres Namens, nur mit dem Untergange Dessen, was dem Menschen am theuersten ist, errungen werden kann (?); weshalb entfalten sie nicht ihre Banner dort jenseit der Karpaten, von deren Fuß bis zu Kamtschatka's Eisregionen ihnen Ehre und Ruhm winken? Weil ......" Man sieht, den Ansprüchen eines ganzen Volksstammes gegenüber nichts als ein hohles Pathos, als leere Exclamationen und der zur Genüge bekannte magyarische Übermuth.

Der Titel des Buches hätte nicht heißen sollen: „Dies Buch gehört dem Vaterlande", sondern: „Dies Buch gehört dem Magyarenthume", denn es wird den Slawen darin ihr vaterländisches Recht streitig gemacht. Was helfen einem solchen Thun gegenüber alle liberalen Redensarten, alle liberalen Bestrebungen *innerhalb* des einseitigen Magyarenthums? Was helfen ihm gegenüber alle luftigen Ade's, der alten guten Zeit zugerufen? Das Freiheitsbewußtsein der neuen Zeit beruht auf der Humanität, aber das Magyarenthum hat den exclusiven Sinn, die barbarische Ausschließlichkeit der alten Zeit noch nicht ablegen wollen, und alle seine liberalen Bestrebungen sind deshalb nur noch als Buhlschaft mit dem Geiste der Neuzeit zu betrachten. Die deutsche Presse aber, welche ein sichreres Princip anerkennt als das einseitig nationale, ist im vollkommensten Rechte, wenn sie in Bezug auf Ungarn die Humanität zu ihrem Standpunkte macht; sie vertheidigt das Slawenthum, als solches, ebenso wenig als das Magyarenthum: die Humanität selbst ist es, welche ihr, in Bezug auf Ungarns Zustände, immer den Maßstab wird geben müssen. Mag der Magyarismus diese Tendenz immerhin, wie in dem vorliegenden Buche, als eine russificirende zu verdächtigen suchen. 28.

Literarische Notizen.

Ein Patent von Maria Theresia.

Endlich hat die berühmte Tochter des letzten Habsburgers, Maria Theresia, auch einen ihrer würdigen Geschichtschreiber gefunden. An Panegyrikern hatte es allerdings nicht gefehlt, aber wir heischen vom Historiker etwas mehr als

phrasenreiche Schönrednerei. E. Duller's „Maria Theresia und ihre Zeit" reiht sich ehrenvoll den modernen Geschichtswerken an, deren Aufgabe nicht nur reiche Sammlung, scharfe Sichtung und Prüfung des historischen Stoffes, sondern auch jene Kunst der Darstellung, deren Wirkung sich bis zur dramatischen Anschaulichkeit steigert. „Es war die Morgenröthe einer neuen Zukunft", jene Zeit Maria Theresia's; solche Übergangsperioden sind die schwierigsten Partien der Geschichte. Mit sicherm Takte hat E. Duller auf die hervorragenden Persönlichkeiten helle Schlaglichter geworfen. Die zahlreichen geschilderten Kriegs- und Schlachtscenen sind voll epischen Interesses. Die das hereinbrechende Licht einer bessern Zeit am meisten charakterisirenden legislatorischen Reformen haben die gewissenhafteste Würdigung gefunden. Es mag hier der Ort sein, an diese Partie des Werks die Mittheilung eines Actenstückes zu knüpfen, dessen wir in Duller's Buche nicht gedacht finden und das doch so sehr charakteristisch ist. Die Kaiserin sah sich nämlich veranlaßt, am 25. April 1767 „zur Unterdrückung der Freigeisterei und des Frevels, von den Geheimnissen der katholischen Religion zu frei, oder wol gar verächtlich zu reden", ein scharfes Patent an ihren Oberhofmarschall zu erlassen, worin folgende merkwürdige Stelle: „Allerhöchstdieselben aber wollen auch und befehlen allergnädigst, daß das Gehörige unverlängt besorgt werde, damit hier dero gesammtem Hofstaat, gleichwie auch an alle Hofstellen untereinstens beschieht, bedeutet werde, was gestalten Ihre k. k. apost. Majestät das Laster der Freigeisterei und des Unglaubens werkthätig abgestellt, dagegen aber Gott, die Geheimnisse der heiligen katholischen Religion und die Satzungen der Kirche in der gebührenden Verehrung gehalten wissen wollen, daß also Diejenigen, welche ihr eigenes Gewissen einer sothanen Verfällungsanklage überführet, zur Bekehrung und Besserung ernstlich angemahnt und mit dem Beisatze gewarnigt werden, daß, wenn sie von diesem Verbrechen nicht sogleich abstehen, selbe, sowie Diejenigen, welche wider besseres Verhoffen in selbes noch eintreten dürften, nach der Schwere des Lasters ganz unnachsichtlich zur empfindlichsten Strafe gezogen werden sollen. Die dergleichen frevelhafte Reden hören und selbe nicht alsogleich der betreffenden Policeistelle anzeigen, sollen in dem Falle, wenn sie auf eine andere Art entdeckt würden, ebenso wie der Frevler selbst, auf das empfindlichste bestraft werden, jedoch sei dabei zu erinnern, daß Niemand unter schwerer Verantwortung unternehme, sich dieses Wegs, d. h. Verleumdung, falscher und unbegründeter Angebungen zu gebrauchen. Es sei anbei Ihrer k. k. apost. Majestät weiterer ernstlicher allerhöchster Wille, daß zur Freigeisterei anleitende und der Geheimnisse des Glaubens und der Satzungen der Kirche spottende Bücher von jedem der Inhaber sogleich in Zeit von acht Tagen selbst verbrannt werden sollen, allermaßen jener oder jene Person, bei welcher sothan ein derlei Buch noch vorgefunden werden würde, ipso facto als des Verbrechens schuldig gehalten, somit, wenn auch ein Mehres und Anderes wider selben nicht entdeckt werden sollte, eine gleiche erspiegelnde Strafe wider das Laster der Freigeisterei selbst gegen solche verhängt werden würde, und eine gleiche Ahndung hätten auch Diejenigen ohne Unterschied des Geschlechts zu gewärtigen, welche die Anzeige zu machen unterlassen, wenn ihnen bekannt ist, daß sie dergleichen verbotene Bücher selbst haben, oder doch lesen, oder gar der Freigeisterei nachhängen. Denen Civil- und Militairrapi selbst aber wollen Ihre k. k. apost. Majestät sonderheitlich unter Strafe allerhöchstdero Ungnade und unter Verlust ihrer Charge nachdrucksamst eingebunden wissen, daß sie ihres Orts auf die Freigeisterei und höchst freventliche Gott- und Religionsspötter genau forschen, den schuldig Erfindenden oder doch Bezüchtigten sogleich anzeigen und resp. selbst nach der Schwere ihres Verbrechens bestrafen sollen" u. s. w. Zeugt dieses scharfe, kaum eines Commentars bedürfende Anathema einerseits von der strengen, auf den orthodoxen Principien des Glaubens und der Kirche basirten Religiosität der Monarchin, so beweist andererseits das Verbot auch die Existenz des Verbotenen, und es ist erlaubt, auf den auch am Hofe der katholischesten Fürsten zu grassiren beginnenden Voltairianismus einen Schluß zu machen. „Abscheulicher Frevel der Freigeisterei!" schüttelt unsere Zeit nicht lächelnd über dies hochverfemte Wort das Haupt? insofern wenigstens, als der Katholicismus zur Bezeichnung Dessen, was in seinen Augen ein Greuel, instinctartig einen Begriff gewählt, dessen etymologische Grundbedeutung die moderne Erkenntniß und Offenbarung der Urwesenheit des Geistes als zukunftreichen Embryo im Schoose getragen. Was wäre der Geist ohne Freiheit, und wie wäre eine wahre Freiheit ohne Geist denkbar? Aber freilich dergleichen dialektisch schlagende Gründe gingen über den Horizont der frommen Beschränktheit, der der Glaube ein alleinseligmachendes Non plus ultra war. Sinnlosen und darum auch gefährlichen Atheismus lassen wir auch nimmermehr gelten, aber, wie gesagt, der panische Schrecken vor den hereinbrechenden Strahlen eines hellern Lichtes nöthigt uns ein mitleidig Lächeln ab. Und doch lebte und herrschte schon damals ein Friedrich der Große, und Joseph II. hatte bereits den Thron mit einem Fuße bestiegen! Zwanzig Jahre später donnerte die französische Revolution; vielleicht ging ihr schon 1767 ein leises Ahnungsgrauen voran. 49.

Neue Ausgabe der „Pensées de Pascal" von V. Cousin.

Cousin hat das Versprechen, welches er in der Französischen Akademie bei Gelegenheit seiner Vorlesung über die Nothwendigkeit einer neuen Ausgabe der „Pensées" von Pascal gegeben hatte, durch eine neue Veröffentlichung dieses classischen Werkes gelöst. Er gibt uns in seinem Buche die ebengedachte Vorlesung; den Text nach der in der königlichen Bibliothek befindlichen Originalhandschrift, verbessert durch Weglassung solcher Stellen, die dem Zwecke des Werkes, Rechtfertigung der christlichen Religion, fremd sind, und durch Hinzufügung zahlreicher neuer Gedanken; einen Anhang zur Vergleichung des Originaltextes mit dem gewöhnlichen; ein Vocabular der ungewöhnlichen Worte, mit Angabe ihrer Quelle (häufig Montaigne); endlich ein neues Werk von Pascal, „De l'amour", welches Cousin selbst entdeckt hat. Cousin hatte in einer Vorlesung die Behauptung ausgesprochen, Pascal sei Skeptiker, worüber großer Jubel unter den Philosophen, tiefe Trauer und Entrüstung unter den Frommen entstanden war. Er erklärt seine Worte jetzt näher, und zwar auf eine Art, mit der gewiß eher die Frommen als die Philosophen zufrieden sein können. Pascal, sagt er, sei Skeptiker in der Philosophie, und nicht in der Religion Skeptiker gewesen; und eben weil er Skeptiker in der Philosophie gewesen sei, habe er sich um so enger an die Religion angeschlossen, als das einzige Asyl, als die letzte Hülfe der Menschheit in der Ohnmacht des Verstandes, in dem Untergang aller natürlichen Wahrheit unter den Menschen. Eine so weiche, einer festen Stütze so sehr bedürftige Seele wie Pascal mußte zu dieser Anschauung kommen, die aus seinen Schriften wie aus seinem Leben klar hervorgeht.

Liebig's „Chemische Briefe" in Frankreich.

Von den „Chemischen Briefen" unsers berühmten Landsmannes Liebig erscheinen jetzt, nachdem sie bereits in einer englischen und einer italienischen Ausgabe, sowie in einem amerikanischen Nachdrucke der erstgenannten Übersetzung verbreitet worden sind, zu gleicher Zeit zwei Übersetzungen in Paris. Die erste derselben, von G. W. Bichon, einem Schüler Liebig's, ist von dem Verfasser des Originals durchgesehen und bildet den vierten Theil der „Bibliothèque Charpentier", deren drei erste Bände die Werke von Hippokrates, Cabanis und Bichat geben, und deren fünfter aus den Werken Zimmermann's, übersetzt von Marmier, bestehen wird. Die zweite Übersetzung ist von den Doctoren Bertet-Dupigny und Dubreuil-Hélion. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 83. — 24. März 1845.

Johann Kaspar Lavater.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 82.)

In dieser Strenge, sodaß Seele und Körper sozusagen Dasselbe wären, nur nach der Seite der Erscheinung oder der Idealität betrachtet, der Körper die erscheinende Seele, die Seele die ideelle Einheit, die Entelechie des Körpers, faßte nun zwar Lavater die Sache nicht; aber offenbar liegt ungefähr dieser Gedanke seiner Physiognomik zu Grunde, sowie die, zwar auch von einem Deutschen aufgebrachte, aber hauptsächlich von sensualistisch und materialistisch gesinnten Franzosen weiter ausgebildete und noch bei ihnen in hohem Ansehen stehende Schädellehre (Kraniologie) die Consequenz derjenigen Ansicht zu sein scheint, welche den Geist für das Product der Materie hält. Einen Beleg dafür, daß diese beiden Wissenschaften, wenn man sie so nennen darf, vor das Forum der ernstesten Philosophie gehören, gibt der Abschnitt in Hegel's „Phänomenologie", wo von beiden ausführlich gehandelt wird. Es fallen bei ihm Physiognomik und Schädellehre in gleiche Verdammniß, die erstere indessen, wie uns scheint, wird mit ziemlich oberflächlichen Gründen abgeurtheilt und überhaupt willkürlich und ungenau gefaßt. Die Physiognomik wird einerseits mit der Pathognomik zusammengeworfen, andererseits wird sie als eine Wissenschaft behandelt, welche sich rühme, Menschen blos nach dem Gesicht als Mörder, Diebe u. s. w. zu erkennen und zu bezeichnen, und es wird so gut wie ignorirt, daß sie ebenso sehr den intellectuellen als den moralischen Charakter des Menschen in seinem Äußern lesen will. Hegel sagt, die natürliche Physiognomik sei das unmittelbare Meinen über die gemeinte Gegenwart des Geistes, das vorschnelle Urtheil über die innere Natur und den Charakter ihrer Gestalt bei ihrem ersten Anblick. Die angebliche Wissenschaft suche die Gesetze, die Beziehungen des blos Gemeinten aufeinander auf, welche selbst nichts als leeres Meinen seien, sowie sie selbst etwas End- und Bodenloses.

Das wahre Sein des Menschen sei seine That und nicht sein Gesicht; jenes ist allerdings wahr, wenn man That oder Thun im weitesten Sinne nimmt, aber es schließt gar nicht Das aus, daß sich der Charakter im Gesicht, in der ganzen äußern Erscheinung, auch aussprechen kann. Nur darf man — und dies führt uns auf einen beim physiognomischen Streite sehr wichtigen Punkt — die Physiognomik nicht als eine Wissenschaft von praktischem Nutzen ansehen und behandeln, wie dies vielfach, und auch von Lavater selbst, geschehen ist, sondern muß sie ganz theoretisch, ideell, als einen Zweig der Naturwissenschaft, etwa wie vergleichende Zoologie, studiren, welche zur Aufgabe hat, die Ausprägung des Geistigen im Leiblichen zu erforschen, das Constante in den Erscheinungen und Erfahrungen zu beobachten, und wo möglich, Gesetze dafür aufzustellen. Ob man dabei auf sichere und befriedigende Resultate kommen werde, kann man bezweifeln, doch ist die Aufgabe der Wissenschaft gewiß nicht unwürdig und kann zu sonst fruchtbaren Beobachtungen führen; gewöhnlich aber ist der Zweck ein ganz anderer, die Methode gerade die umgekehrte. Die natürliche Physiognomik, die jedem aufmerksamern Beobachter der Menschen, ja selbst dem Ungebildeten inwohnt, hat vorzugsweise ein praktisches Interesse, oder sie dient dem experimentirenden, rathenden Fürwitz, wo nicht der Bosheit; die „künstliche" oder wissenschaftliche, deren Berechtigung und Nothwendigkeit Lavater aus dem Vorhandensein der natürlichen folgert, wird nun meist in einem ähnlichen Sinne betrieben, und nur die Förderung der edelsten Zwecke als ihre Aufgabe und Frucht bezeichnet. So gab Lavater sein Prachtwerk heraus mit dem Titel: „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und der Menschenliebe." Abgesehen davon, daß die Physiognomik eine Liebhaberei, eine Mode jener Zeit wurde, daß sie der Eitelkeit und Einbildung von Vielen, namentlich der Großen, schmeichelte, verdarb die in dem Titel ausgesproche praktische Richtung und Bestimmung Alles, wie dies schon Lichtenberg rügte und darauf hinwies, daß die Physiognomik unausbleiblich neben der Menschenliebe auch deren Gegentheil werde dienen müssen. Begabt mit einem höchst feinen physiognomischen Sinn, ließ sich Lavater, nachdem eine Rede über Physiognomik, die er einer Gesellschaft gelesen, vielen Beifall gefunden und gedruckt großes Aufsehen erregt hatte, durch eigene Neigung und Aufmunterung Anderer zu umfassenden, eifrigen physiognomischen Studien und einem Enthusias-

muß hinreißen, deren Frucht das genannte große Werk war. Binnen kurzer Zeit, hoffte er, werde die Physiognomik, deren Fundamente er gelegt oder vielmehr zu deren Erbauung er Materialien angeschafft hatte, zur Würde einer allgemein anerkannten Wissenschaft erhoben sein, und gründete auf ihre Geltung und Herrschaft die ausschweifendsten Hoffnungen für das Glück der Menschheit. Aber für die Begründung der Physiognomik als Wissenschaft hat er selbst nichts geleistet, so viele feine, tiefe, beherzigenswerthe Beobachtungen, Winke, Schilderungen sein Werk enthält. Zwar wirft man ihm mit Recht häufigen Schwulst und Überschwänglichkeit, ein oft lächerliches Pathos vor, aber es wechseln damit auch nüchterne, verständige und geistreiche Abschnitte. Eine Probe der erstern Eigenschaften liefert das dreizehnte Fragment: „Vom Nutzen der Physiognomik.“ Es wird daselbst ausgeführt, daß überhaupt jede Kenntniß an sich, insbesondere aber die Menschenkenntniß nützlich sei, zu dieser aber sei die Physiognomik unentbehrlich. Lavater fährt nun fort:

Man muß, wenn man von dem Nutzen der Physiognomik redet, nie blos auf Das sehen, was im strengen Sinne wissenschaftlich heißen kann, vielmehr muß man dieses in Verbindung mit einer unmittelbaren Folge betrachten, die alle öffentlichen Beiträge zur Physiognomik ohne Zweifel haben, ich meine die Erweckung und Veranlassung zur Verfeinerung der Beobachtung und des physiognomischen Sinnes. Wenn nun aber dieser je mit der Empfindung des Schönen und Häßlichen, mit Gefühl der Vollkommenheit und Unvollkommenheit gepaart geht, welchen wichtigen, ausgebreiteten Nutzen kann nicht da die Physiognomik haben! Wie erhebt sich meine Brust bei der Ahnung, daß so viel Gefühl für das Edle und Schöne, so viel Abscheu vor dem Niedrigen und Unedeln erweckt wird, daß so viele Reize zum Guten auf Jeden, der sein Auge physiognomisch übt, wirken müssen. Die Physiognomik ist eine Quelle der feinsten und erhabensten Empfindungen, ein neues Auge, die tausendfältigen Ausdrücke der göttlichen Weisheit und Güte zu bemerken, um den anbetungswürdigen Urheber der menschlichen Natur, der so unaussprechlich viel Wahrheit und Harmonie in dieselbe gelegt hat, in neuen Liebenswürdigkeiten zu erblicken. Das geübte Auge des Gesichtskenners entdeckt unerschöpfliche Quellen des geistigsten, sittlichsten und zärtlichsten Vergnügens. Nur er versteht die schönste, beredteste, unwillkürlichste und bedeutungsvollste aller Sprachen, die Natursprache des moralischen und intellectuellen Genies, die Natursprache der Weisheit und Tugend. . . Er beurtheilt den Menschen richtiger (als jeder Andere), er beurtheilt ihn blos nach sich selbst. . . Die Physiognomik reißt Herzen zu Herzen; sie allein stiftet die dauerhaftesten, göttlichsten Freundschaften. Auf keinem unumstößlichern Grunde, keinem festern Felsen kann die Freundschaft ruhen als auf der Wölbung einer Stirne, dem Rücken einer Nase, dem Umriß eines Mundes, dem Blicke eines Auges. Die Physiognomik ist die Seele aller Klugheit. Furchtbar ist sie dem Laster!“ u. s. w.

Dem möglichen Schaden der Physiognomik wird durch Warnung vor übereiltem Urtheil und Misbrauch vorzubeugen gesucht, und die Vorschrift gegeben, immer nur Vollkommenheiten vorzugsweise zu suchen, Unvollkommenheiten aber nicht bekannt zu machen — wodurch eben die Physiognomik, was sie an Menschenliebe gewinnt, an Wahrheit einbüßen muß. Viel Wahres und gut Gesagtes enthält der Abschnitt: „Von der Wahrheit der Physiognomie“, woraus jedoch etwas mitzutheilen der Raum nicht gestattet. Eins der wichtigsten, beherzigenswerthesten Fragmente ist ferner dasjenige, welches von der Homogenität, Gleichartigkeit, Harmonie, Einfachheit der menschlichen Bildung handelt. Die Natur, wird hier ausgeführt, wirkt in allen ihren Organisationen immer von innen heraus, aus einem Mittelpunkt auf den ganzen Umkreis. Die Kunst flickt zusammen, die Natur nicht; sie bildet Alles aus Einem zu Einem. Jeder Theil eines organischen Ganzen ist Bild des Ganzen, hat den Charakter des Ganzen. Die Entwürfe der Natur sind Entwürfe eines Moments — Lavater glaubt nichts geleistet zu haben, wenn er nicht im Stande sei, wegzuräumen das abgeschmackte, aller gesunden Philosophie und Erfahrung trotzende Vorurtheil: die Natur flicke Gesichtstheile von verschiedenen Gesichtern zusammen, und hält sich belohnt für alle seine Arbeiten, wenn die Homogenität, Zusammenstimmung, Einerleiheit der menschlichen Organisation allgemein gefühlt und anerkannt werde. „Weg von aller Physiognomik“, ruft er, „wer sich die Natur wie einen Schriftsetzer in der Druckerei denkt, der aus verschiedenen Fächern seine Buchstaben zu einem Wort zusammensetzt!“ Von der Physiognomik schließt er auch die körperlich mangelhaften, Ungestalten aus, und erklärt den schönsten Menschen für den besten Physiognomiker. Übrigens bekennt er, daß ihm selbst dazu sehr wichtige und wesentliche Eigenschaften mangeln; von zwanzig habe er kaum eine.

Wir können sonstige Schriften Lavater's nicht einzeln durchgehen; er hat sehr viel geschrieben, sodaß er selbst vor der Menge seiner Schriften erschrickt und darüber erröthet. Er hat auch selbst in den „Herzenserleichterungen“ (1781) gegen die Käufer seiner Schriften sich über diese, ihren Werth und ihre Empfehlenswürdigkeit ausgesprochen, in einer Art, worin die Vaterzärtlichkeit des Autors und gutmüthige, naive Eitelkeit gemischt und im Streit ist mit dem Bestreben, dem Vorsatz, streng gegen sich selbst zu sein. Was Lavater's formelles Talent, den ästhetischen Werth seiner Schriften betrifft, so muß man gestehen, daß auch in der Mittheilung und Darstellung seiner Gefühle und Gedanken ein begabter und glücklicher Geist sich beurkundet; seine Sprache ist oft kräftig, treffend, prägnant, fließend; aber durch den Mangel an Zucht und Maß wird sie auch oft überschwänglich, hohl, pathetisch, breit, gesucht und sentimental. Er schrieb zu viel, mit zu wenig künstlerischer Überlegung, Concentrirung, Sammlung; er besaß eine große natürliche Beredtsamkeit und Redefluß, aber es fehlte ihm das Markige der edelsten Beredtsamkeit, er zerfloß in Pathos, Ausrufungen, Detail. Dieselben Fehler hafteten auch seiner Poesie an, zumal der religiösen. Dagegen verdienen die sehr früh gedichteten „Schweizerlieder“ alle Anerkennung; in ihnen weht der Hauch echter Begeisterung, und mit ebenso viel Einfachheit als Kraft besang er die Schlacht von Sempach und Wilhelm Tell. Wir bedauern, daß Orelli nichts davon aufgenommen hat.

Es wird jetzt wenige Menschen geben, welche mit

Lavater ganz zusammenstimmen, die sich nicht an diesen und jenen Lehren und Meinungen stoßen, und die Meisten verwerfen oder vergessen seine Schriften ganz. Und doch wird er von dem trefflichen Herausgeber seiner Schriften, von Orelli, zu den deutschen Classikern gezählt, und sein Anspruch hierauf würde wol allgemeiner anerkannt werden müssen, wenn sein Stil, seine Darstellung gleichmäßiger, strenger und gediegener wäre. Aber auch so bleibt er ein ausgezeichneter Autor, und es würde den Deutschen nicht zur Ehre gereichen, wenn sie ihn, als Mystiker und Schwärmer, der Vergessenheit übergeben, ihn der Aufmerksamkeit und Achtung einer aufgeklärtern Zeit unwürdig erklären wollten. Nur der Leidenschaftliche, der Kämpfende und Ungewisse ist so ausschließlich; die echte Bildung, die wahre Geistesfreiheit nimmt auch Das auf, was ihr nicht völlig gleichartig ist, und bereichert sich mit der Wahrheit, die sie ruhig und anerkennend von den Schlacken des Irrthums ablöst und reinigt. 33.

Danksagung für die Vertheidigung der „Vorträge über Ästhetik" in Nr. 37—39 d. Bl.

Man darf aus dem Erfolge nicht auf die Absicht schließen, sonst würde ich nach der Vertheidigung meiner Vorträge Hrn. 29 gerade für meinen schlimmsten Gegner halten müssen; allein von seinen guten Gesinnungen überzeugt, glaube ich, daß er meine Widersacher zum Schweigen bringen wollte, deren Vorwürfe er erst zur Sprache bringt. Man könnte diese Vertheidigung mit der des Kaisers Friedrich II. vergleichen, welche dessen Kanzler und Hermann von Salza so führten, daß der Kaiser in den Bann gethan wurde.

Man erlaube mir, mich selbst zu vertheidigen.

Gestehen will ich, daß die Vorrede zu den gedruckten Vorträgen, wenn auch nicht gerade malitiös, doch die Recensenten muthwillig herausfodernd ist.

Die Vertheidigung des Eigenlobes, welches mir schuld gegeben wird, hat nur dann Gültigkeit, wenn man sich einer Sache mit Grund rühmt. Mein Vertheidiger hätte daher auch die Parallelstelle aus meinen „Briefen aus Italien über das Geheimnißvolle der Schönheit" u. s. w., welche bereits 1830 erschienen, neben die aus der Hegel'schen „Ästhetik" setzen sollen, um mich vollständig zu rechtfertigen und zu beweisen, daß ich früher als jener Philosoph auf eine ähnliche Erklärung der Schönheit kam, was ich mir für gar kein großes Verdienst anrechne, so wenig, als es Hegel zum Vorwurf gereichen kann, etwas gesagt zu haben, was ein vernünftiger Mensch vor ihm auch gedacht hat. „Dasjenige, in dessen Erscheinung sich Vernunftgemäßes darstellt, ist schön. Die Schönheit ist das Vernunftgemäße in sinnenfälliger Form." („Briefe aus Italien über das Geheimnißvolle der Schönheit", S. 44.) Und Hegel sagt: „Das echte Produciren macht die Thätigkeit der künstlerischen Phantasie aus. Sie ist das Vernünftige, das als Geist nur ist, insofern es sich zum Bewußtsein thätig hervortreibt, doch was es in sich trägt, erst in sinnlicher Form vor sich hinstellt!" Ich weiß nun nicht, warum die Hegelianer, weil ich mit ihrem Herrn und Meister in dieser Rücksicht übereinstimme, eine Parforcejagd gegen mich anstellen sollen, welche mir 29 in deren Namen ankündigt.

Der Vertheidiger sagt: Viele Widersacher meiner Vorträge wären der Meinung, daß die größten Künstler des Alterthums und Mittelalters eine Höhe der Vortrefflichkeit erreicht, welche die neuern Künstler noch nicht erstiegen hätten, „ohne daß die jungen Gemüther mit der Ueberschwänglichkeit Platonischer, von Quandt'scher, Hegel'scher und anderer hochberühmter Männer philosophischen Instructionen gefüttert wurden" u. s. w. Da dies nun meines Freundes und Zuhörers Meinung selbst ist, so sagt er nichts zur Vertheidigung der Ästhetik, sondern nur Einiges zur Beruhigung der Widersacher, indem er diese Wissenschaft für ebenso unschädlich als unnütz erklärt. 29 hat also völlig den Zweck dieser Vorträge vergessen oder nicht begriffen. Ich stand durchaus nicht in dem Wahne, daß diese Vorträge junge Künstler in ihrer technischen Ausbildung fördern könnten, sondern bin noch immer der Meinung, daß die jungen Künstler jetzt um so mehr von der Seite der Wissenschaft einer Anregung des Geistes bedürfen, da in unserer Zeit, von außen her, die künstlerische Phantasie schwächer und trüber angeregt wird als in den glücklichen Tagen der Kunst, wo die Sinnenwelt noch nicht mit der geistigen zerfallen und eine Offenbarung des Göttlichen war. Es ist daher nicht überflüssig, sondern nöthig, die Kunst mit der Wissenschaft zu versöhnen, um eine heilsame Wechselwirkung unter beiden möglich zu machen, und vorerst das Vorurtheil gegen die Ästhetik bei den Künstlern zu besiegen und sie zu der Ueberzeugung zu bringen, daß diese Wissenschaft die Körperwelt nicht entseelt und die Seele nicht entleibt, sondern das Einsein des Realen und Idealen als das wahrhaft Seiende darthut, woraus denn bei den Künstlern die frohe und anregende Gewißheit hervorgehen muß, daß sie können und vollbringen, was der Ästhetiker erkennt und fodert.

Der Vorwurf, daß es meinen Vorträgen an Faßlichkeit gefehlt hat, ist, wie ich nun wohl einsehe, nicht ungerecht, da es mir nicht einmal gelungen ist, einem meiner aufmerksamsten Zuhörer die Aufgabe meiner Vorträge klar zu machen. Wenn nun dieser Zuhörer mit einer Stelle aus Goethe's „Tasso" auch sagt, daß meine mündlichen Vorträge die Zuhörer gewonnen, weil sie geglaubt, Das zu verstehen, was sie hörten, so ist dies keine Rechtfertigung, sondern eine Anklage, in der kein anderer Sinn liegt als: es ist in den Vorträgen mit vielen Worten Nichts gesagt. Dieser Vorwurf ist wie ein Schuß aus einer Kanone vom — größten Kaliber, welche ganze Colonnen niederstreckt, denn er trifft nicht allein mich, sondern von Platon bis auf Hegel Alle, deren Erklärungen des Schönen in den Vorträgen angeführt werden.

Ein ebenso allgemeiner Vorwurf wird auch den größten Philologen von 29 gemacht und gesagt, daß sie die „Poetik" des Aristoteles nicht verstanden und bei den Uebersetzungen sich misbräuchlich der Wörter „Nachahmung" und „Imitation" bedient hätten, da doch nur das Wort „Darstellung" richtig ausdrücke, was Aristoteles gemeint habe. Der Vertheidiger findet es daher sehr verzeihlich, daß ich in den Irrthum gefallen wäre, zu glauben, daß Aristoteles alle Kunst für Nachahmung erklärt habe. Indem mir 29 die Möglichkeit, den Aristoteles richtig zu verstehen, absprach, und die Philologen belehrte, wie sie den griechischen Weisen verstehen sollten, wußte er nicht, welche zu große Schmeichelei er mir sagte, denn er hatte ganz vergessen, daß in meinen Vorträgen (S. 66) folgende Stelle zu finden ist: „Aristoteles unterscheidet daher nicht mit philosophischer Schärfe Dichter und Historiker. Er sagt zwar, daß Letzterer das wirklich Geschehene zu erzählen, Ersterer aber nur das Mögliche darzustellen habe; die Nachahmung des Möglichen aber ist, wie mir scheint, keine Nachahmung, sondern Darstellung eines Idealen u. s. w." Es freut mich nun recht sehr, daß meine Worte auf meinen Zuhörer einen so tiefen Eindruck gemacht haben, daß er sie für seine eigenen Gedanken gehalten hat und mit diesen der Welt ein neues Geschenk zu machen glaubt.

J. G. von Quandt.

Bibliographie.

Gesammelte Actenstücke des Vereins zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas. Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 10 Ngr.

Amthor, E., Ein freies Wort über das Verbot der neuesten Schriften Ronge's im Königreich Sachsen, an die Protestanten Deutschlands und insbesondere Sachsens. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. Gr. 8. 2 Ngr.

Aufdeckung der groben Unwahrheiten in der „reinen Wahrheit in Sachen des Bremer Ministeriums gegen Pastor Nagel". Oldenburg. Gr. 8. 5 Ngr.

Aufruf an alle Christen aller Confessionen zur Bildung einer allgemeinen christlichen Kirche. Leipzig, Goetz. Gr. 8. 1 Ngr.

Böhmer, W., Der heilige Rock in Trier und der katholische Priester Herr Joh. Ronge. Eine unbefangene Beurtheilung. 2te und sorgfältig verbesserte Auflage. Breslau, Kern. Gr. 8. 2½ Ngr.

Bourdin, L., Der Jesuit. Seitenstück zu dem ewigen Juden. Mit Kupfern. 1stes Bändchen. Leipzig, Berger. Gr. 16. 7 Ngr.

Braß, A., Die Mysterien von Berlin. 4ter Band in drei Heften. Berlin, Reichardt und Comp. 1844. 8. 15 Ngr.

Campanella, Fliegende Blätter gegen die Jesuiten. I. Von den gerühmten literarischen Verdiensten der Jesuiten. Berlin, Springer. 8. 4 Ngr.

Ein Friedenswort zur Lösung der religiösen Streitfrage. 2te Auflage. Kassel, Appel. 1844. Kl. 8. 3¾ Ngr.

Friedrich, C. H., Zunftwesen und Gewerbefreiheit. Eine nicht gehaltene Vorlesung. Danzig, Homann. 8. 2 Ngr.

Gedichte eines Österreichers. Leipzig, Brockhaus. 12. 20 Ngr.

Neueste und vollständige Geschichte der Jesuiten. Eine Darstellung des Ursprungs, der Zwecke und des Wirkens der Gesellschaft Jesu. Ein Volksbuch. Leipzig, Grosse. Gr. 12. 10 Ngr.

Goetz, R., Johannes Ronge und sein Gegner Mauritius Moritz, oder Wahrheit und Unwarheit. Offenes Sendschreiben an Hrn. Maur. Moritz. Dem deutschen Volke gewidmet. Annaberg, Rudolph und Dieterici. Gr. 8. 5 Ngr.

Götz, G. J., Der Protestantismus in seiner tiefsten Erniedrigung. Ein Zuruf an Deutschlands Protestanten. Regensburg, Manz. 1844. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Hat ein bremisches Ministerium die rechtliche Befugniß, ein Mitglied zu erkludiren? Eine kirchenrechtliche Abhandlung. Bremen, Kaiser. 1844. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Heide, F., Der Rock des Herrn zu Trier und Johannes Ronge, oder über die Reliquienverehrung der katholischen Kirche. Predigt. Gleiwitz, Landsberger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ihr Diener des Evangelii, beherzigt es! Für evangelische Geistliche von einem Katholiken. Berlin, Bethge. 8. 2½ Ngr.

Kell, J., Weckrufe an die evangelische und die katholische Christenheit Deutschlands. Zwei Gedichte. Leipzig, Friese. Gr. 8. 1½ Ngr.

Komus. Schwarze und bunte Bilder aus der Coulissenwelt. Almanach für das Theater für 1845. Herausgegeben von T. Charles. Königsberg, Universitätsbuchhandlung. 8. 17½ Ngr.

Laube, H., Drei Königstädte im Norden. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 8. 3 Thlr.

Lichter, P., Geschichte des heiligen ungenäheten Rockes unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, nebst Betrachtungen und Gebeten, sowie Meß-, Beicht- und Communiongebeten. Trier, Gall. 1844. 16. 5 Ngr.

Lyser und Ronge, und der Rationalismus in seinem Verhältnisse zu den neuesten Religionsfragen. Letztes Wort eines katholischen Laien. Würzburg, Voigt und Mocker. Gr. 8. 5 Ngr.

Moritz, M., Die Verehrung heiliger Reliquien und Bilder, und das Wallfahrten nach der Lehre der katholischen Kirche. Mit besonderer Rücksicht auf Ronge's Brief an den Bischof Arnoldi. Aschaffenburg, Pergay. Gr. 8. 7½ Ngr.

Moritz, M., Offene Antwort auf das Schreiben des Hrn. Joh. Ronge an die niedere katholische Geistlichkeit mit besonderer Rücksicht auf dessen Rechtfertigungsschrift. Frankfurt a. M., Varrentrapp. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Myletor, Der Hermesianismus vorzugsweise von seiner dogmatischen Seite dargestellt und beleuchtet in Briefen zweier theologischen Freunde. Regensburg, Manz. Gr. 8. 25 Ngr.

Rey, J. B. H., Der heilige ungenähte Rock zu Trier, und außer diesem kein anderer. Widerlegung der historischen Untersuchungen von Gildemeister und v. Sybel. Trier, Gall. Gr. 8. 5 Ngr.

Oliver, G., Der Stern im Osten. Nachweis der Analogie zwischen der freien Masonerie und der christlichen Religion. Aus dem Englischen von J. Leutbrecher. Nürnberg, Stein. Gr. 8. 22½ Ngr.

Parodie des ewigen Juden. Von K. Philippon und L. Huart. Aus dem Französischen übersetzt von F. Funck. Mit 300 Holzschnitten von Cham. 1stes bis 3tes Heft. Frankfurt a. M., Oehler. 8. à 5 Ngr.

Regenbrecht, Erklärung über sein Ausscheiden aus der römisch-katholischen Kirche. 9te Auflage. Breslau, Gosohorsky. 4. 1 Ngr.

Der heilige Rock zu Trier, und die zwanzig andern heiligen ungenähten Röcke. Eine historische Untersuchung von Gildemeister und v. Sybel. Mit 1 lithographirten Abbildung. 2te mit einem Nachtrage vermehrte Auflage. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 12½ Ngr.

Der heilige Rock zu Trier, und die Lästerer desselben. Luxemburg. 1844. Gr. 8. 2 Ngr.

Herr Johannes Ronge mit Gründen widerlegt, für Katholiken und Protestanten. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 1844. Gr. 8. 5 Ngr.

Scheel, A. L. W., Der Pole und der Russe. Roman. Bautzen, Schlüssel. 8. 27 Ngr.

Schiller, J., Warum sind wir ausgegangen aus der römisch-katholischen Kirche? Reformationspredigt. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schleswig-Holstein im Kampfe gegen die dänische Nationalbank. Hamburg, Restler und Melle. 8. 18¾ Ngr.

Schmakowsky, W. J. v., Ronge's Beruf zum Reformator seiner Kirche. Breslau, Leuckart. Kl. 8. 5 Ngr.

Schulze, F., Der von Fabeck'sche Proceß. Beispiel eines neuen Opfers des geheimen Gerichtsverfahrens. Juristisch und moralisch beleuchtet nach den unter dem Titel: „Ausgeübter Kinderraub" ꝛc. veröffentlichten Acten. Leipzig, Dyk. 8. 10 Ngr.

Siegel, L., Was wir wollen! Gedicht, allen deutschen Katholiken und deren freisinnigen Vorfechtern J. Ronge und R. Blum gewidmet. Oschatz. 8. 6 Pf.

Sommerfeld, H., Rechtsansprüche der Juden in Preußen. Elbing, Neumann-Hartmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die von den Zinnen des Kölner Domes rufende Stimme. Oder: Ein ernstes Wort an alle Hermesianer und Nichthermesianer. Neuß, Hüsgen. 8. 5 Ngr.

Die Stimme eines deutschen Volkslehrers über Joh. Ronge. Nebst einigen Worten zur Zeit. Von einem katholischen Lehrer im Regierungs-Bezirke Coblenz. Coblenz, Reiff. 12. 2½ Ngr.

Wallenrodt, H. v., Die ostpreußische Eisenbahn und die Zeit ihrer Erbauung. Mit besonderer Rücksicht auf das provinzielle Interesse dargestellt. Königsberg, Voigt. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Weisheitssprüche Josua's, des Sohnes Sirach. In einer neuen, treuen, metrisch-gereimten Bearbeitung, nach Ben Seb's ebräischer und der alten aramäischen Übersetzung derselben. Von M. E. Stern. Wien 1844. Gr. 12. 11¼ Ngr.

Der Zeitgeist unsers Jahrhunderts ein treulich Nachbild von Herodes Geist wider Jesum, den Erlöser. Predigt von E. S. Gleiwitz, Landsberger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 84. —— 25. März 1845.

Jakob van der Nees. Von der Verfasserin von „Godwie-Castle". Drei Bände. Breslau, Max und Comp. 1844. 8. 6 Thlr.

Die Foderung, die Kritik solle populair sein, wurde kürzlich wiederholt von einem politischen Blatte gestellt, das in einem zusammenfassenden Artikel die neuesten Schöpfungen des deutschen Romans beurtheilte. Jener Artikel war eigentlich nichts weniger, als was er sein zu wollen vorgab oder sich vornahm: populair. Er stellte der Verfasserin von „Godwie-Castle", die er als die Birch-Pfeiffer des deutschen Romans zu bezeichnen glaubte, Autorschaften gegenüber, die bei weit mehr formellem Talent bei der großen Menge der Leserwelt wenig Zutritt fanden. Um den Inhalt, nicht um die Form kümmert sich die Menge; die künstlerische Richtung, die Virtuosität der Technik berührt den Kern des Publicums nicht. Zum Inhalte der literarischen Schöpfung gehört aber nächst dem sachlichen Stoffe die Gesinnung, mit der er aufgefaßt wird, die Stimmung des Autors, seine sittliche und geistige Haltung, sein verschwiegenes Glaubensbekenntniß — ich meine nicht sein confessionnelles, sondern sein menschliches —, kurz, die ungesuchte Art, wie seine Natur sich gibt. Nicht nach dem Virtuosenthum, nicht nach formeller Technik, wol aber nach dem Naturell im Autor geht der Instinct der Menge. Finden sich hier Sympathien, dann erwächst die Autorschaft zu einer Macht. So ungefodert diese Macht einem Organ der Menge verliehen wird, so rasch wird sie ihm oft genug auch wieder genommen. Die Autorschaft ist in diesem Falle am wenigsten für sich selbst da, ist oft nur für eine kurze Epoche hin Träger einer allgemeinen Willensmeinung, Bedürfniß eines schnell vorübergehenden Geschmacks; für diese seine Epoche aber ist ein Autor solcher Art jedenfalls in seinen Wirkungen unberechenbar, eine Macht, die zu gleichen Theilen und zu gleicher Zeit Factor und Product zu sein scheint. Eine Kritik, die populair sein will, hat wesentlich diesen Zusammenhang, diese Wechselwirkung zwischen Talent und Publicum ins Auge zu fassen, bei welcher die Leistungen des einen auf ihre wahre Quelle, die Stimmungen und die geistige Beschaffenheit des andern, zurückzuführen sind. Aus dem großen Fonds der überlieferten Meinungen und überkommenen Vorstellungen zieht doch jedes Talent seine Nahrung, und je harmloser seine Entwickelung, desto mehr wird an ihm der Satz wahr, daß der Einzelne in seiner geistigen Haltung nicht ein Product seiner selbst, sondern ein Product der Gesammtheit ist. Die Kritik, die populair sein will, hat dann nur noch einen Schritt weiter zu gehen und ganz wesentlich das Publicum selbst, dessen Ausfluß das arbeitende Talent ist, vor ihr Forum zu ziehen. Es gibt eine Kritik, die sich lediglich mit der Kunstform beschäftigt; sie ist sehr wichtig, aber sie gehört in das Atelier der Ausübenden, da sie nur für diese Interesse und Gültigkeit hat; vor dem großen Publicum ausgeübt, führt sie zur kindischen Spielerei des Dilettantismus. Eine andere Art der Kritik zieht die ästhetische Leistung oder das Talent selbst in seiner Persönlichkeit vor ihren Richterstuhl und richtet nach vorausgefaßtem Glaubensbekenntniß, dies sei moralischer, philosophischer, politischer oder confessionneller Art. In der ersten Manier kritischer Handhabung sind ganze Literaturgeschichten geschrieben; in dieser zweiten Art werden noch immer Jahr ein Jahr aus, ohne daß sie populair werden, eine Menge Journale geleitet. Eine dritte Art der Kritik scheint weniger nahe zu liegen, weil sie nicht der augenblicklichen Leidenschaft dient, und doch ist sie die eigentlich populaire. Diese dritte Art der Kritik nimmt die Form nur für die nothgedrungene Entäußerung des Inhalts, nimmt das ausübende Talent für das Werkzeug einer Richtung, die eine ganze Epoche einschlug, für das ungesuchte Organ der Willensmeinung einer Gesammtheit, für das nothwendige Ergebniß von Bedingungen, Wirkungen und Kräften, die ganz außer dem Bereiche der Verantwortlichkeit des Einzelnen liegen. Die Bewunderung geht ebenso fehl wie der Tadel, wenn sie das literarische Erzeugniß als in sich selbst begründet ansieht. Die unparteiische Kritik — und ich denke, nur diese dritte Art hat die Anwartschaft zur Popularität — wird bei jedem Ding auf den Hintergrund zurückgehen müssen, aus dem es erwuchs. Die Vor- und Grundbedingungen für den Werth oder Unwerth einer literarischen Autorschaft, die in einer Epoche zu einer Macht gediehen, liegen in dieser Epoche selbst, in der sittlichen und geistigen Befähigung der Gesammtheit. Ein Zeitalter, das am stillen Herde der Familie Tugend und Schönheit auf den Altar hebt, kann auch in den Erzeugnissen sei-

ner Kunst und Wissenschaft nur Kraft und einfache Würde hervorrufen. Die literarische Jämmerlichkeit kann nur wuchern, wo der ganze Geist der Epoche versumpft ist, die Prostitution in Literatur und Wissenschaft ist nur nachträglich Folge einer gesammten sittlichen Entartung. Diese Einsicht macht nicht lässiger in der Handhabung des strengen Urtheils, aber sie zieht allgemeinere Elemente zur Verantwortung. Auch führt diese Betrachtung der Dinge nicht zu jenen leeren Vertheidigungsmaßregeln oder Entschuldigungsphrasen, um literarische Sünder von der Schuld freizusprechen, wie die Bösewichte in alten Trauerspielen ihre Unthaten auf Sonne, Mond und Sterne schieben. Diese Betrachtungsweise sieht den Einzelnen in seiner Freiheit unbeschränkt, obgleich sie die Nothwendigkeiten, die ihn tragen und gestalten, durchschaut; sie hält den Einzelnen überhaupt nicht für so wichtig, um ihn als Schöpfer seiner selbst zu nehmen; deshalb kann sie Lob und Tadel mildern, ohne ungerecht zu werden. Wenn diese Kritik — ich wähle ein Beispiel — Kotzebue vor ihren Richterstuhl zieht, so wird sie weit mehr den Zustand der deutschen Welt, die ihn zu einer literarischen Macht werden ließ, für diese Entartung in geistiger und sittlicher Haltung verantwortlich machen. Kotzebue war eine Macht, d. h. er erfüllte mit dem Athemzug seiner literarischen Misère eine ganze Epoche, überwucherte die stärksten, die festesten Naturen, hatte sich in dem Tempel der Musen, in dem Heiligthum der Familie, am Herde und fast am Altare eingenistet. Die Deutschheit jenes Zeitalters, bei der das möglich war, sei vorzüglich Gegenstand der Kritik; Kotzebue ist nur ein getreuer Abdruck der nationalen und geistigen Erbärmlichkeit, die strichweise unsere Entwickelung befällt. Man lerne am Autor sein Publicum kennen, dann stoßen wir auf die Wurzel des Übels. Suchen wir uns an den Büchern der Verf. von „Godwie-Castle" das Publicum der deutschen Haus- und Familienwelt von heute begreiflich zu machen. Diese Betrachtungsweise ist hier statthaft, denn diese Autorschaft ist in der ungesuchten Sympathie mit ihrem Publicum eine Macht geworden — eine Macht freilich, die mit dem letzten Erzeugniß „Jakob van der Nees" fast schon ihre Endschaft erreicht haben könnte.

Wir haben es hier mit einer Autorschaft zu thun, die ganz und gar innerhalb der vier Wände der Häuslichkeit, ganz entfernt von alle Dem, was seit 1830 das Leben der Deutschen in Bewegung setzte, sich entwickelt hat. In der guten alten sentimentalen Zeit nannte man diese Position zwischen den Sophakissen „fern vom Lärm der Welt". So weltfremd wie weiland zur Zeit der stillvergnügten Henriette Hanke kann sich die ästhetische deutsche Gottseligkeit von heute nicht halten. Henriette Hanke, diese Macht von ehedem auf dem deutschen Büchermarkt und in der deutschen Lesewelt, sitzt sehr tief in der dörflichen deutschen Idylle. Es ist das pastörliche Stillleben, aus dem sie als Person hervorging, und über das sie in ihren besten Stunden mit all dem Leid' und Freud' ihrer Haus-, Herd- und Herzensgeschichten nicht gern hinausgeht. Tochter eines Pfarrers, früh verwaist, von der Pflege jüngerer Geschwister ganz erfüllt, dann Frau eines Dorfgeistlichen, wiederum abgeschieden von aller Welt, ohne Ahnung von Dem, was der Tumult, die Leidenschaft, die Eifersucht, die Eitelkeit, die Herrschgier, der Ehrgeiz, die Glücksgier und alle die ganz neuen Sinne und Triebe der Menschheit in großen Städten an Aufregungen bieten und geben, ganz auf die kleine enge Scholle einer ländlichen Hauseinsamkeit beschränkt, schrieb Henriette Hanke ihre gefühlseligen Ansichten von der Menschenwelt, ihre Phantasien von Glück und Unglück, ihre gutmüthigen Träume von Leidenschaft und Liebe, die sie Romane nannte, und die Deutschland verschlang. Dieselben Lebenselemente, die sich in der Ausdehnung der Breite und Länge ziemlich leicht mit der Gartenhecke und der Kirchhofsmauer abgrenzen, in der Dimension der Höhe als kindlich frommes Gebet, in der Dimension der Tiefe als Herzenskunde und als Glaube an die Menschheit ihre Äußerung finden, treten nicht immer nothwendig mit Sentimentalität, mit aufgelöster Überschwänglichkeit in Verbindung auf. Diese Elemente des germanischen Haus- und Familienlebens in dörflicher und kleinstädtischer Begrenzung sind auch sehr wohl mit einer guten Dosis frischer Naivetät denkbar. Welche starke Sympathie sie in dieser Verbindung heutzutage in der deutschen Lesewelt finden, beweisen uns die Schriften der schwedischen Frederike Bremer, deren Familienidylle sich bald in einem Anstrich neckischer Tändelei, bald im Colorit einer derben gesunden Heiterkeit gefällt. Von dieser Gesundheit hat der deutsche Haus- und Familienroman in den Händen weiblicher Autorschaften selten sein Theil. In den Büchern der Verf. von „Godwie-Castle" steigt die Stubenluft der kränklich eingepferchten Sentimentalität nicht selten bis zur erdrückenden Schwüle. Die Liebhaberei für Krankenpflege ist nicht blos zufällig ein subjectiver Zug dieser bestimmten Verf., sie setzt auch in Büchern anderer weiblichen Autoren hundert Arme in Bewegung, um die Wirkung auf die Herzen der Leser nicht zu verfehlen. Diese Hinneigung zu den Pflichten frommer Elisabetherinnen ist ein echter Zug und Drang im Naturell des Weibes; diese weibliche Tugend auf Grund und Boden der Wirklichkeit in Abrede zu stellen, fällt Niemandem ein. Auch bezweckt die Verf. von „Godwie-Castle" nicht geradezu Schaustellungen weiblicher Würde im breiten wohlgefälligen Verweilen bei jedem Krankenbette. Die Pflege ist ihr in der That ein natürlicher Dienst, und jede wirkliche Elisabethinerin wird wider Willen in der Krankenluft zur Mitleidenden. Das Schaugepränge mit Herzensgüte, Aufopferung und Hingebung kommt bei unserer Dichterin an ganz andern Stellen ihrer Schriften, und zwar auch da ganz ungesucht und harmlos zur Erscheinung. Diese ihre Harmlosigkeit, die gar kein Arg an der Welt hat, ist bei Frau v. Paalzow nicht selten rührend. Diese innere Stimmung, dieser tiefe Friede mit Gott und der Welt, diese Windstille des Gemüths nach ausgekämpften persönlichen Lebensstürmen

gibt ihrer geistigen Haltung bald eine Ruhe, die an fahrlässige Gemächlichkeit grenzt, bald aber auch eine Festigkeit, die in unserer Epoche, einer Epoche leidenschaftlicher Übergänge, eine seltene ist und die man ihren Widersachern und feindseligen Kritikern wünschen möchte. Wer von der Unruhe des Zeitalters geschmeckt hat, glaubt sich damit ein Recht zu leidenschaftlichen Ausbrüchen gegen jede sichere Position erworben zu haben. Dieses Recht erwirbt sich aber nur durch gleiche Sicherheit, durch ebenso feste Gesinnung. Diese Schriftstellerin vertritt das noch immer in festen Gleisen beharrende Familienleben; sie ist ein mit reichem Talent unterstützter Ausdruck desselben. Suchen wir dies an ihren Büchern kennen zu lernen, und wir staunen vielleicht zu gleicher Zeit über die Tugenden wie über die Schwächen unserer nationalen Beschaffenheit von heute. Es sind in der That auch schriftstellerische Tugenden, die eine Autorschaft zu einer Macht über ihre Leserwelt erhebt, aber jede Tugend solcher Art, die auf nationalen Sympathien beruht, hat ihren Schatten, ihre Schwäche zum unausbleiblichen Geleite. Diese Sicherheit des eingefriedigten Gemüths schmeichelt sich bei uns ein; wir fühlen, daß diese Schriftstellerin, die sich von aller Berührung mit der eifersüchtelnden, intriguirenden, verleumdenden Journalistik des Zeitalters ganz frei erhielt, nicht nach Beifall geizt. Sie hat nicht die Koketterie der Gräfin Hahn, die in jedem Augenblick durch ein neues Wagniß die Meinung der Welt herausfodert, indem sie ihr Hohn spricht. Diese Verf. von „Godwie-Castle" ist eine wahre Natur, denn sie will nie anders erscheinen, als sie ist; sie fürchtet so wenig das Urtheil der Welt, als sie ihm trotzt, sie kennt es nicht, und wir belauschen in ihr also ungesucht die Stimmung, wie sie sich in der großen Masse der Zeitgenossen, im Schoose des bürgerlichen Wohllebens, erzeugt. So weit wie die Verf. von „Godwie-Castle" mit ihren Begriffen von Recht und Unrecht, Pflicht und Neigung, moralischer Größe und moralischer Gemeinheit, Schönheit und Häßlichkeit, geistigem Adel und geistiger Verworfenheit, so weit wie die Verf. von „Godwie-Castle" sind in ihrem ganzen Glauben und Fühlen all die Tausende, die ihre Darstellungen mit Eifer und mit der Empfindung selbsteigener Genugthuung lesen. Es gibt gegenwärtig keinen deutschen Romanschriftsteller, der in gleichem Maße die Sympathien der Masse gewonnen hat. An den Schriften dieser Autorschaft läßt sich die Durchschnittsbildung unserer Tage beobachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Alexandrine des Echerolles. Übersetzt und mit von der Verfasserin selbst gelieferten Zusätzen und Verbesserungen vermehrt von Wilhelmine Lorenz. Zwei Theile. Altenburg, Schnuphase. 1845. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir tadeln bei der noch immer steigenden Menge französischer Memoiren die Herausgabe der vorliegenden keineswegs, denn sie geben uns von der Hand eines adeligen Fräuleins aus alter Familie eine treue Schilderung der unverdienten Noth, welche in den ersten Jahren der französischen Revolution und während der Schreckensherrschaft ehrenwerthe Familien blos deswegen zu erleiden hatten, weil sie adelig, angesehen und reich waren. Solche Schicksale haben wir bereits aus manchen Büchern, wie aus den freilich nicht überall echten Memoiren der Marquise von Créquy, kennen gelernt, aber doch nicht eine so ausführliche Darstellung erhalten, als uns hier das Fräulein von Echerolles vorlegt. Ihre Erzählungen sind einfach und ungeschmückt, aber sie tragen auf jeder Seite das Zeichen der Wahrheit und dürften also von Denen nicht übersehen werden, welche neben den Erinnerungen aus dem Leben der Feldherren und Diplomaten auch die unverschuldeten Leiden einer in sich glücklichen Familie und die gänzliche Zerstörung eines heitern, unbefangenen Jugendlebens kennen lernen wollen. Die unbedingten Lobredner der französischen Revolution wenden sich freilich von dieser Kehrseite ab und entgegnen, daß die Leiden Einzelner nicht in Betracht kämen gegen das hohe Maß von Glückseligkeit, welches Frankreich durch die Revolution erreicht habe. Aber hier handelt es sich nicht von einer einzigen oder von einigen Familien. Was Fräulein von Echerolles mit ihrem Vater und Verwandten erfahren hat, ist in ähnlicher Weise das Schicksal von hundert, ja von tausend Familien des alten Frankreichs gewesen.

Der Anfang dieser „Erinnerungen" führt die Leser in die Stadt Moulins, in deren Nähe der Stammsitz Echerolles lag. Der Vater der Verf., ein verdienter Offizier, war, als im Sommer 1789 ganz Frankreich durch die wirklichen und erdichteten Räuberzüge in Unruhe versetzt wurde, Commandant der Nationalgarde in jener Stadt geworden, sah sich aber, da er Ordnung wollte und sich willkürlichen Verhaftungen und Ermordungen widersetzte, bald zur Niederlegung seines Amtes veranlaßt, ward dann selbst in das Gefängniß gesetzt und entging nur mit Mühe seiner Verurtheilung. Hierauf verließ er mit seiner Familie, einer Schwester, welche dem Hauswesen vorstand, mehren Söhnen und zwei Töchtern Moulins und begab sich nach Lyon. Zur Geschichte der Revolution in dieser Stadt während der Jahre 1792 und 1793, sowol unter Challier's blutiger Tyrannei als während der muthigen Vertheidigung gegen die Truppen des Convents enthalten diese „Erinnerungen" viele interessante Züge. Die Haussuchungen, die Hinrichtungen, die Belagerung der Stadt selbst haben in der damals noch sehr jungen Verf. die lebhaftesten Erinnerungen zurückgelassen, und manches Beispiel von Heldenmuth, namentlich auch der Frauen, wie des Fräuleins von Bellecise, ist uns hier aufbewahrt. Nach der Einnahme von Lyon sah sich der alte Echerolles, der nicht hatte auswandern wollen, als Adeliger heftig verfolgt, er mußte sich verkleiden und die sonderbarsten und unangenehmsten Verstecke aufsuchen, um den Suchenden zu entgehen, und doch gelang es ihm durch die Aufopferung einzelner Lyoneser, wie denn die schon öfters belobte Treue und Anhänglichkeit der Dienstboten und ganz gewöhnlicher Leute auch in diesen Revolutionsbildern in dem schönsten Lichte erscheint. Auf der andern Seite bilden die Schilderungen der Noth, welche die Tante der Verf. mit andern angesehenen Frauen im Gefängnisse auszustehen hatte, eine Reihe von Scenen aus Lyons blutigster Geschichte im Herbste 1793, die an Wahrheit den übrigen nicht nachstehen. Mit dem Tode dieser Tante auf der Guillotine schließt der erste Theil.

Der Vater und Bruder der Verf. hatten Mittel gefunden, über die Grenze zu entkommen, sie selbst mußte noch manche Noth und Gefahr in Lyon bestehen, bis man ihr im Mai 1794 gestattete, nach Echerolles abzureisen, wo das verlassene Kind, ohne Stütze, ohne Ältern und Verwandte, blos in einer treuen Wärterin einen Anhalt fand. Kurz darauf folgte sie der Auffoderung ihrer alten, achtzigjährigen Verwandtin, Fräulein Melon, bei ihr zu leben, wo sie zwar in kein Paradies kam, aber doch Sicherheit, Ruhe und Beschäfti-

gung fand. Freilich war der Contrast zwischen der hochbejahrten, launenhaften und sparsamen Tante, die auf die sonderbarste Weise in einer gänzlichen Abgeschiedenheit von allen Revolutionsscenen durch ihren Geschäftsfreund erhalten worden, einem jungen, von den Leiden der Zeit geprüften Mädchen auffallend genug, und man kann nur die Geduld und Ausdauer bewundern, mit der sich das Fräulein in Alles fügte und gern anerkannte, was die alte Cousine ihres Vaters an ihr Gutes that. Endlich war sie auch so glücklich, ihren Vater von der Liste der Emigranten gestrichen zu sehen. Er kehrte nach Moulins zurück, und die zärtliche Tochter hoffte nun auf ungestörte Tage des Friedens, aber die Ereignisse des achtzehnten Fructidor zerstörten diese Aussichten, und als endlich die Ruhe nach dem zehnten Brumaire hergestellt war, erregte ihr Gesundheitszustand so große Befürchtungen, daß sie sich genöthigt sah, die ihr vorgeschriebene Cur fern von ihrem Vater zu beginnen. Dieser hatte indeß alle möglichen Schritte gethan, um wieder in den Besitz seines Vermögens zu gelangen, er erhielt jedoch nur den geringsten Theil desselben, und da dieser nicht für Alle ausreichte, so entschloß sich Alexandrine, als Erzieherin in ein angesehenes Haus nach Paris zu gehen. Obschon sich nun ihres Vaters Vermögensumstände bald verbesserten, so beharrte sie doch aus manchen Gründen bei ihrem Vorhaben und nahm eine Anstellung bei den Töchtern der Prinzessin Henriette von Würtemberg, der Gemahlin des Herzogs Ludwig, mit Zustimmung ihres Vaters an. Hier ist sie in Glück und Zufriedenheit alt geworden und hat den vier Fürstinnen, deren Erziehung sie zu leiten berufen war, diese Denkwürdigkeiten in einer dankerfüllten Zuschrift gewidmet.

20.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Geschichte der lateinischen Lexikologie in Frankreich.

Wer den grenzenlosen Leichtsinn und die seichte Flüchtigkeit kennt, mit der in Frankreich die Fabrikation der Wörterbücher betrieben wird, muß mit Vergnügen das Erscheinen eines Lexikon der lateinischen Sprache begrüßen, welches sich von seinen Vorgängern durch wesentliche Vorzüge unterscheidet. Dieses Werk, das nach neuen Grundsätzen, mit anerkennenswerther Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit gearbeitet ist, rührt von zwei Gelehrten Namens Quicherat und Daveluy her. Bei dieser Arbeit sind endlich auch einmal die neuern deutschen Forschungen, die in Bezug auf Etymologie und Bestimmung der Begriffssphären der einzelnen Wörter vor allen andern bedeutend sind, berücksichtigt worden. Außer den Vorarbeiten von Geßner, Scheller u. A. sind nämlich auch die gediegenen Leistungen von Freund bei der Abfassung dieses compacten Werkes zu Grunde gelegt. Bei dieser Gelegenheit wollen wir einmal einen Blick auf die Geschichte der lateinisch-französischen Lexikographie werfen, welche, wenn wir von den unbedeutenden französischen Ausgaben des Lexikon von Calepin absehen, mit dem bekannten „Thesaurus linguae latinae", der ein Rüstzeug der umfassendsten Gelehrsamkeit ist, anhebt. Von diesem Werke, von dem 1531 die erste Ausgabe erschien, wird eine neue umfassende Bearbeitung von Didot vorbereitet, welche der Leitung mehrer deutschen Gelehrten anvertraut ist. Unter den ältern lateinisch-französischen Wörterbüchern bemerken wir außer den Werken von Henri und Charles Etienne die von Morel, Nicod und die Arbeiten der Jesuiten Monet, Pajot und Pomey. Der Pater Gaudin ist Verf. eines lateinisch-französisch-griechischen Dictionnaire. Um 1689 erschien das lateinisch-französische Lexikon vom Jesuiten Tachard, der indessen nur die drei ersten Buchstaben besorgt hat. Im J. 1691 gab Danet sein „Magnum Dictionarium latinum et gallicum" heraus (4., 1333 Seiten mit doppelten Spalten), das, wie der Verf. berichtet, auf Veranstaltung Ludwig's XIV. herausgegeben ist. Ferner erwähnen wir das Wörterbuch „Dictionarium latino-gallicum Schreveliana methodo digestum", welches unter dem Namen „Novitius" bekannt ist. Lange Zeit hat man diese Bezeichnung für den latinisirten Namen des Herausgebers gehalten. Dies ist aber nicht der Fall. Das Werk ist vielmehr anonym und wird vom Abbé Promsault dem Magner von Wonmont zugeschrieben. Bemerkenswerth ist, daß in dieser Sammlung zuerst eine Menge von Wörtern aufgenommen sind, welche, da sie der spätern Latinität angehören, von den frühern Wörterbüchern ausgeschlossen waren. Alle diese Werke, wenn sie auch an Umfang und ihrem Volumen nach dem „Thesaurus" des Etienne nicht gleichkamen, waren doch weit entfernt, einige Bequemlichkeit in ihrem Gebrauch zu bieten. Das erste Wörterbuch, das in einem kleinern Format erschien und dem man einigermaßen die Bezeichnung als Handwörterbuch beilegen könnte, wird einem gewissen Boudot zugeschrieben („Dictionarium universale latino-gallicum", Rouen und Paris 1786). Indessen war, wie Noël behauptet, der eigentliche Verf. dieses vielverbreiteten Werkes Pierre Nicolas Blondeau, Advocat am Parlement. Boinvilliers, der eine spätere Ausgabe dieses Dictionnaire besorgt hat, widerspricht dieser Angabe auf das bestimmteste. François Noël, der an der kaiserlichen Universität seit der Stiftung dieses Instituts eine einflußreiche Stellung bekleidete, faßte den Entschluß, die Lexika, deren man sich in den Unterrichtsanstalten bediente, durch eine neue Compilation zu verdrängen. Dies waren außer dem erwähnten Werke von Boudot vorzüglich das „Dictionnaire français-latin" von Lallemant und der „Gradus ad Parnassum" von Vanière. Die ungeheure Verbreitung, welche seine Schriften gefunden haben, verdankt Noël weniger dem reellen Gehalte derselben als seiner wichtigen Stellung. Was er empfahl, fand in den Schulen Eingang, und was er schrieb, mußte eingeführt werden. So kann man sich nicht wundern, daß von seinem lateinischen Wörterbuche allein binnen kaum vier Jahren mehr als 20,000 Exemplare verkauft wurden. Im J. 1829 oder 1830 entstand für Noël in Wailly, der damals Professor am Collége Henri IV war, ein gefährlicher Concurrent. Dieser Letztere schrieb nämlich binnen sehr kurzer Zeit mit nicht geringerer Flüchtigkeit als Noël ein lateinisch-französisches, ein französisch-lateinisches Wörterbuch und einen „Gradus ad Parnassum", welche bestimmt waren, die Werke Noël's in den Schatten zu stellen. Auch Wailly hat aus seinen leichtfertigen Speculationen bedeutenden Gewinn gezogen, und darum war es ihm ja auch allein zu thun, denn was kümmert den Compilator, der nöthigenfalls auch wie sein ebenbürtiger Vorgänger schimpflicher Plagiarius wird, die Wissenschaft und ein rühmlicher Name! Gänzlich verschieden nun von diesen und ähnlichen Fabrikarbeiten ist das oben angezeigte Werk von zwei tüchtigen Gelehrten, die sich Beide schon durch gediegene Leistungen der Gelehrtenwelt bekannt gemacht haben.

Geschichte der Concilien in Frankreich.

Es wäre unnöthig, zu sagen, von welchem bedeutenden Einflusse die Concilien nicht nur auf die Gestaltung des katholischen Kirchenwesens, sondern auf die geschichtliche Entwickelung sämmtlicher Staaten von Europa gewesen sind. Wir erhalten jetzt unter dem Titel „Philosophie de l'histoire des conciles tenus en France depuis l'établissement de la religion chrétienne dans les Gaules jusqu'à nos jours et leur influence sur les lois, les moeurs et la civilisation modernes", von dem Abbé Tacheux eine Geschichte der in Frankreich gehaltenen Kirchenversammlungen, welche sich die Aufgabe stellt, tiefer in das Wesen dieser wichtigen Concilien einzugehen. Bei allem Fleiße, den der Verf. entfaltet, hat ihn doch eine gewisse Befangenheit in mehr als einer Partie gehindert, sein schönes Thema vollkommen genügend zu behandeln.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 85. — 26. März 1845.

Jakob van der Nees. Von der Verfasserin von „Godwie-Castle“. Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 84.)

Jeder von den drei Bänden des neuen Romans führt seinen besondern Titel; der erste nennt sich „Angela“. Die Gestalt des amsterdamer Spediteurs und Mäklers Jakob van der Nees tritt zunächst in den Vorgrund. Dieser schlaue Wucherer, ein Cretin an äußerer Verwahrlosung, ein Caliban an innerer Häßlichkeit, obschon die Habsucht sein einziges Laster ist, haust in einem alten Kaufmannsgebäude, dessen halb zerstörte Wappenschilder auf den frühern Glanz eines edlern Besitzers schließen lassen. Die Meisterschaft in der Kunst, uns in einer häuslichen Örtlichkeit heimisch zu machen, ist längst an der Verf. gerühmt. Auch historische Färbung, so weit solche sich als Reflex der großen politischen Welthändel in der Enge der Familienbehausung wirksam zeigt, gelingt ihr nicht selten. Der religiöse Streit der Gomaristen und Arminianer in Holland wird uns kurz angedeutet; wir stehen damit auf Grund und Boden der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Dieser Nees, klug und gewandt auf der Börse, gefürchtet wegen seiner boshaften Tücke, in aller menschlichen Beziehung der Gegenstand der Verachtung, wird immer mächtiger durch den Flor seiner Unternehmungen. Sein Reichthum wächst in einer Weise, daß er für die Berechnung Derer, die Fortunas Launen kaufmännisch anzuschlagen wissen, ein Räthsel wird. Nees ist auch innerhalb seiner vier Wände ein Räthsel. Eine wahnsinnige Frau gehört zu seiner Umgebung; das Kind, das er wild und zügellos, aber von aller menschlichen Berührung nach außen hin streng abgesondert aufwachsen läßt, hält man für den Sproß seines Umgangs mit der Magd des Hauses. Dies Kind, Angela, ist von hoher Abkunft, die Tochter eines Grönevelds, der, zur Zeit der fanatischen Religionsverfolgung zum Tode verdammt, plötzlich flüchten mußte und seine schwangere Frau nebst der Magd in einer stürmischen Magd in das verödete Haus des Wucherers brachte und nebst seinen Schätzen dem Jakob überantwortete. Die Verf. ist in ihrer Darstellung, in Anordnung der Scenen, in Vertheilung des Stoffs so kunstlos, daß sie uns durch allzu frühe Enthüllung um die Spannung bringt, die sich hier ganz naturgemäß und ohne Künstelei festhalten ließe. Sie hat so viel Erfindung wie nicht leicht ein zweiter deutscher Romandichter von heute, und gleichwol ist sie in der Anlage des Plans bald harmlos wie ein Kind, bald ohne alle jene zusammenfassende Kraft, ohne die sich nicht ungestraft große, weitschichtige Gebilde entwerfen lassen. Dagegen gelingt ihr im ersten Bande ihres Buchs auf andern Punkten, das Interesse lebendig zu concentriren. Das Verhältniß zwischen Nees und Angela erwächst uns als das Thema des Buchs. Dies Mädchen in ihrer göttlichen Naturfrische übt auf den alten Gauner einen Zauber, der ihn bändigt, ihn sänftigt, ihm die Anknüpfung an den bessern Theil der Menschheit, einen Glauben an die Macht des Guten, eine Furcht und Hochachtung vor Gott wieder möglich macht. Angela ist zur Jungfrau herangewachsen, und sie gefällt sich darin, den alten Nees zu regieren. Von ihren Blicken, von ihrer Huld, von ihrer sparsam ihm zugedachten Zärtlichkeit lebt er geistig, und die sonstige Welt ist ihr bei der Abgeschiedenheit ihres Lebens selbst in der Ahnung fern, selbst bis zur Geringschätzung gleichgültig. Der Kampf mit dem Dämon der Gemeinheit in ihm ist nicht leicht, an jedem Morgen erwacht das Ungethüm in seiner Brust, jeder Sieg will mit List und Geisteskraft errungen sein. Desto glänzender ist der Triumph des weiblichen Stolzes, und das Herz des jungen Mädchens hat an diesem ernsten Spiel mit dem Dämon eines Mannes sein Genüge. Nees ist ihr die Welt, die sie kennt und beherrscht. Als sie Jungfrau ist, macht ihr Nees, anfangs schüchtern und nur zum Scherz, den Vorschlag, ihn zu heirathen. Sie hat sich von Jung an mit seiner Misgestalt beschäftigt; also hat er durch die Macht der Gewohnheit seine Schrecken für sie verloren. Er gilt für ihren Wohlthäter: sie findet seinen Antrag rechtmäßig, sie wird sein Weib. In Auffassung und Darstellung all dieser Verhältnisse zeigt sich von neuem das bedeutende Talent unserer Dichterin. Wir haben hier auf Grund und Boden einer eigenthümlich zusammengesetzten Häuslichkeit ein vortreffliches Seelengemälde; der Psycholog wird es wahr finden, der Ästhetiker schön, der Literarhistoriker neu. In Stoffen dieser Art sind auch alle Kräfte dieses Talents in lebendiger Bewegung und untereinander in Harmonie. Die Gestalten sind hier nicht blos

einzeln gut und fertig ausgeführt, sie treten auch zu Ensemblescenen rasch und wirksam in Action. Die epische Breite, die sich auch hier schon fühlbar macht, gönnen wir dem Roman, denn er hat dies langathmige Behagen nöthig und beruht auf hinlänglich reicher Erfindung.

Angela gab dem alten Nees ihre Hand, ohne zu wissen, in welchen höhern gesellschaftlichen Zusammenhang ihre Geburt sie berufen könnte. Jakob betreibt nicht ohne politische Speculation seine Verheirathung mit ihr. Kurz zuvor — die staatlichen Wirren in Holland haben sich geschlichtet — wurde in allen Provinzen die abhanden gekommene Frau des hingerichteten Gröneveldt aufgefodert, aus der Stille ihrer Zuflucht wieder hervorzutreten, um in alle Ehren und Rechte ihres hohen Hauses von neuem eingesetzt zu werden. Die Frau ist seit der Nachricht vom Tode ihres Mannes auf dem Schaffot in jene stumpfe Apathie versunken, die für unheilbaren Wahnsinn gilt. Die Magd ist von Jakob geknechtet und wagt nicht, Angela's Geheimniß zu verrathen. Angela wird die Gattin des gemeinen Mannes, während die Trompeter und Vasallen ihrer Tante, der Gräfin Urica, an allen Ecken Amsterdams, in allen Städten des Reichs den Preis auf ihre Entdeckung verkündigen. Angela ist wie ein Naturkind erwachsen. Bei alledem gab es Nöthigungen, sie mit Menschen zusammenzubringen. Wenigstens hat die Magd solchen Anlockungen nicht ganz widerstehen können; sie hat unter Anderm den glücklichen Versuch gemacht, das Interesse eines jungen Pfarrers für das heranwachsende Mädchen zu erwecken und auch dessen Gattin dabei zu betheiligen, um dem einsam aufgewilderten Kinde nachträglich einige Milch von der Cultur der Menschheit einzuflößen. Auch dies führt zu Scenen, die, vom reinen Geist eines echten, milden Christenthums wohlthuend belebt, zu den schönsten gehören, welche die Verf. geliefert. In die seltsame Idylle dieser Häuslichkeit, in der sich Jakob Nees gegen die große Welt verbarrikadirte, bringt nun immermehr der Luftzug von außen. Auch ist Nees selbst schon längst behülflich, die Abgeschiedenheit seines bisherigen Lebens aufzuheben. Indem er Angela mit einer Schwärmerei liebt, die an religiösen Fanatismus grenzt, hat er seine Behausung leidlicher gemacht; er überwindet seinen Geiz und umgibt sich mit einigem Comfort. Er weiß, daß man den Sprößling der Gröneveldts sucht; um so weniger braucht er sie jetzt zu verstecken, nachdem sie sein rechtmäßiges Weib geworden. Er kann nicht anders denn als ihr Wohlthäter erscheinen; er hat Kind sammt Mutter auf der Heerstraße gefunden; diesen Schein kann er bewahrheiten, denn Niemand weiß, daß er zugleich der Räuber der Unglücklichen war, daß sein Wohlstand aus einer Beute erwuchs, daß er die ganze Wildheit seiner Tyrannenlaune diesen Schlachtopfern fühlbar machte, die Tücke seines Dämons nur durch die Macht, die Angela über ihn übt, gebrochen wird. Seitdem sie aus freien Stücken sein Weib, selbst mit Behagen die Rechte eines solchen über ihn geltend macht, tritt er auf den Ruf der Gräfin Urica mit seiner Frau, der geborenen Gröneveldt, offen vor die Augen der Welt. Seiner Beute gewiß, denn Angela gehört ihm nach göttlichem und menschlichem Recht, hat er selbst den verwegenen Plan, mit ihr glänzen zu wollen, während er für seine Person bisher an der Börse, auf dem Markt, bei allen Zusammenkünften der Bürger die Zielscheibe des Hohnes war. Aber es gelingt ihm nicht; Angela, die zu Hause die ganze Schnellkraft ihres Geistes entfaltet, gebehrdet sich linkisch, als sie plötzlich in den Glanz des öffentlichen Schaugepränges treten soll. Der angeborene Adel reicht nicht aus zur Repräsentation; die Resultate der Erziehung und des geistigen Zusammenhangs, der uns trägt, sind mächtiger, gültiger als Herkunft und leibliche Geburt. Dies das Ergebniß in der Lebensanschauung der Verf. Angela macht ihrem Gatten, die geborene Gröneveldt dem gemeinen Manne, sogar Schande. Da mishandelt er sie zum ersten Male; er hoffte mit ihr zu prunken vor der vornehmen Sippschaft und er fühlt sich in seinen Berechnungen betrogen; es wird selbst fühlbar, daß dies arme Geschöpf ein Opfer seiner gaunerischen Schlechtigkeit zu sein scheint. Die Mishandlung, die ihr widerfährt, konnte sie emancipiren, konnte die Stimme des Blutes, den Anspruch auf höhern Zusammenhang mit der Welt in ihr aufrufen. Angela fühlt vielmehr nur mit Schmerz, daß die bisher über Nees geübte Gewalt, der Triumph ihrer weiblichen Tugend, Herzensgüte und Verstandeslist, ihre Endschaft erreichte. Es naht sich ihr der Augenblick der Entscheidung über ihr ferneres Loos. Ihre Tante, Gräfin Urica, eine in allen Launen der Cultur, in allen Wohlgerüchen höherer Sphären aristokratisch gewiegte Natur, bringt in sie, sich von ihrem bisherigen Lebenskreise loszusagen und Denen anzugehören, die sie von Natur die Ihrigen nennt. Es wird Angela jetzt Alles klar, sie überblickt ihre verkümmerte Jugend, sie fühlt den Werth für Geist und Gemüth, in der Fülle der äußern Behaglichkeit auch innerlich zu einer höhern Welt der Einsicht und des Genusses heranzureifen; sie fühlt die Verwahrlosung, die Nees an ihr verschuldete. Ihr Kampf ist schwer, aber rasch beendet; sie schließt mit Gott und ihrem Gewissen ab, tritt feierlich vor die hohe Verwandtschaft hin und gelobt, Jakob's Weib zu bleiben, Schmach und Elend mit Dem zu theilen, dem sie sich vor Gott auf ewig zu eigen gab. Sie verzichtet somit auf allen Glanz der Herkunft, auf Alles, was die Welt Glück nennt. Dieser Triumph einer echt weiblichen Natur über sich selbst ist der Höhepunkt des Interesses, der Gipfel des Romans, aber zugleich auch — sein Schluß. Angela hat mit sich abgeschlossen, der Conflict, in den ihr Schicksal gerieth, ist gelöst, sie hat sich in ihrem Leben und in dem ihr zugehörigen Elemente kraft eigenen freien Entschlusses zurechtgefunden. Wir stehen, haben wir den Ausgleich dieses Streitpunkts erlebt, am Ende des ersten Bandes und sehen mit Erstaunen noch zwei gleich starke Bände vor uns. Es erhebt sich sofort in uns ein Bedenken, und zugleich die Frage, ob es über die Auflösung jener Disharmonie

hinaus für Angela noch ein Interesse geben könne. Allerdings wohl! Der Drang der Welthändel könnte sie gegen ihren Willen ihrer engen Sphäre, in der sie ein unverschuldetes, aber nun wieder freiwillig erkorenes Büßerleben führt, mit Gewalt entreißen. Auch Nees könnte, wenn ihm auf diese Weise der Preis seines Lebens und seiner Verbrechen genommen würde, noch Nuancen in seinem Charakter entwickeln, die uns überraschen und dem Romane neuen Stoff zuwenden müßten. Angela selbst könnte im Strudel der politischen Wellen entweder untergehen oder, zu einer ganz neuen Gestalt umgewandelt, auch über dies neue Element des Lebens siegreich triumphiren und schließlich nach einem tumultuarischen Weltleben zu der Enge und Stille ihrer alten Häuslichkeit zurückkehren. Nees hätte dann seine Buße erlebt; Angela wäre für ihren Zusammenhang mit der höhern Sphäre zu ihrem Rechte gekommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur von A. F. C. Vilmar. Marburg, Elwert. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dies Buch enthält, laut Vorwort, Vorträge, welche vor einem größern Publicum gebildeter Frauen und Männer gehalten wurden, ohne Auslassungen wie ohne Zusätze. Die Kritik war ihr Gesichtspunkt nicht; es galt dem Verf. darum, die Gegenstände selbst in ihrer Wahrheit und Einfachheit zu den Gemüthern Unbefangener reden zu lassen. „Nenne man", heißt es in der Vorrede, „diesen Standpunkt immerhin einen überwundenen, veralteten: er ist es doch in keinem andern Sinne als wie die Jugend unsers Lebens überwunden und veraltet genannt werden könnte. Auf jeden Fall, dünkt mich, behalte eine solche Betrachtungsweise der Geschichte unserer Dichtung neben den andern, jetzt fast ausschließlich herrschenden, ihr gutes Recht, und da dasselbe für den Augenblick, wie es scheint, zu wenig vertreten wird, so leistet das Buch vielleicht hier und da in weitern Kreisen die Dienste, welche man im engern Kreise von den Vorlesungen anzunehmen gütig genug gewesen ist." Die ganze Geschichte der deutschen, zumal der poetischen Nationalliteratur ist nach ihren Hauptumrissen, zum Theil in weitern Ausführungen dargelegt. Nach der Einleitung folgt die älteste Zeit bis zum J. 1150 n. Ch., auf S. 10—41; darauf die alte Zeit bis 1624, S. 41—378, und die neue Zeit bis 1832, S. 379—659. Die erste Periode der alten Zeit umfaßt das Volksepos, das Kunstepos, die Minnepoesie und die Prosa; die zweite Periode den Verfall der Dichtkunst, der mit geringen Ausnahmen durch die dritte Periode (bis 1624) und bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts sich ausbreitet. Dies ist die Eintheilung des Stoffes. Als Höhepunkte treten hervor die classische Zeit am Ende des 12. und im Anfange des 13. Jahrhunderts, und die letzte sogenannte classische Zeit unter Goethe und Schiller. Ob aber diese letzte Glanzepoche classisch zu nennen sei, ist eine Frage, die mit allgemeiner Übereinstimmung schwerlich jetzt wird beantwortet werden können. Eher möchte sich diese letzte Zeit als ein Fortschritt zur classischen Zeit, welche allerdings noch nicht da ist, betrachten lassen. Diese zweite wahrhaft classische Periode kann eintreten, wenn Deutschland wieder groß und mächtig ist; in seiner politischen Ohnmacht und confessionnellen Zerrissenheit ist nur ein Vorsommer classischer Literatur zu statuiren. Mit dem 18. Jahrhundert haben wir uns aus der schlechten Zeit des zweiten Mittelalters, das mit dem Ende des 13. Jahrhunderts beginnt, herausgearbeitet und stehen nun in einer Übergangsperiode zur neuen Zeit, welche für uns Deutsche noch nicht eingetreten ist.

Was die Sprache in diesem Buche betrifft, so ist solche mannichfaltig, wie das die Verschiedenheit des Gegenstandes erfoderte; sie ist diesem entsprechend. Nichts ist widerwärtiger, als von Lappalien in pathetischem feierlichem Tone reden hören: wie dergleichen Schwachheit den pedantischen Philologen und den kopflosen Herren Pfarrern so oft begegnet. Blühend und kräftig, edel, oft stark, zu derb ist die Darstellung; die Sätze nicht selten zu lang. Der Eindruck, den die Darstellung auf die Zuhörer bewirkt haben wird, kann nachhaltig gewesen sein. Die Person des Darstellers hätte an manchen Orten wegbleiben können, so richtig und scharf sie auch hervortritt.

So bescheiden die politischen Parteien der letzten Jahrzehnde sind, so verschieden ist auch die Betrachtung der Literatur der Erzeugnisse auf diesem Gebiete und ihrer Urheber, der Verfasser. Wer absolutistisch gesinnt ist, muß, wenn er consequent ist, die Erzeugnisse der Literatur übereinander und untereinander stellen; ein Solcher, einen Schriftsteller über Andere oder unter Andere stellend, redet in diesem Sinne von Werken ersten, zweiten u. s. w. Ranges. Diese Ansicht ist den Franzosen eigen, welche das radicale, rebellische und zugleich das absolutistische Volk sind. In dieser Behauptung liegt durchaus kein Widerspruch: denn der Radicale ist in gewissem Sinne absolutistisch, und jeder Absolute ist radical; wie denn Das eine bekannte Wahrheit ist, durch die Geschichte bestätigt, daß der Absolutismus die Revolution in sich trägt und erzeugt. Nach dieser Ansicht zerfallen alle Menschen in Gebietende und Gehorchende: eine Ansicht, welche den klarsten Worten der christlichen Religion widerspricht: der Gebietende ist der Kleinste und der Dienende ist der Größte. Diese neue Wahrheit ist vor 1800 Jahren in die Welt getreten: die vorchristliche Welt, zumal die despotischen, tyrannischen Römer, und ihre Nachfolger bis ins 19. Jahrhundert nehmen das Gegentheil an. Es wäre ein ungeheurer Irrthum, wenn jene Wahrheit von der Größe des Dienenden nur für die Kirche und nicht zugleich für die ganze menschliche Gesellschaft, für alle socialen, bürgerlichen Verhältnisse als gültig angenommen würde.

Diese römisch-absolutistische Betrachtung der Menschen und ihrer Verbindungen ist nun auch für die Literaturgeschichte durchaus verwerflich. Das, was man aber liberal nennt, ist allerdings ein schwer zu definirendes Wesen. Vorerst will ein jeder Politicus, wenn er auch kein Politiker ist, so heißen: auch ein Jeder in den verschiedenen Parteien nimmt es für sich in Anspruch, nach eigener Definition aus der Etymologie, der Geschichte u. s. w. Nun belehrt uns Hr. Rohmer: Was ihr Deutsche liberal nennt, ist eigentlich radical. Da komme nun ein Mensch zurecht in diesem Babel. Nach der Politik des schweizerischen Anthropologen gehört die Liberalität für die Jugend, für die erste Blüte des Mannesalters: wenn also der Verf. der in Rede stehenden Literaturgeschichte seine Behandlung derselben eine jugendliche nennt, so müßte sie, falls unsere oben ausgesprochene Meinung Grund hat, liberal sein. Wenn es nun eine Eigenschaft des Liberalen ist, sich an dem ruhigen, organischen (was man auch nach des berühmten hallenser Geschichtschreibers Ausdruck oft parodirend naturwüchsig nennt), aber doch fröhlichen Werden und Gestalten zu ergötzen, so kann allerdings die Darstellung des Verf. in diesem Sinne an sehr vielen Stellen jugendlich-liberal genannt werden. Doch möchte vielleicht auch noch manch ein Anderer als ich an nicht weniger Stellen das Absolutistische erkennen. Jedoch — wie ist es denn nun mit dem Conservativen? Dieses Kindlein ist noch nicht zur Welt gekommen. Wenn von politischen Parteien die Rede ist, so muß von einer conservativen gänzlich geschwiegen werden, falls ein Unterschied zwischen Staat und Kirche klar herausgetreten ist. Nur die Wahrheit an sich, allein die wahre Idee wird conservirt; sowie sie Fleisch und Blut annimmt, muß das Fleisch und Blut liberal werden. Auf dem Gebiete der Politik soll es sich aber nicht um die in-

nerste Idee, sondern um das Gestalten und Werden handeln; und die Idee wird vorausgesetzt. Ideen zu setzen und von diesen aus zu gestalten, geht über die Kräfte des Menschen, ist radical, d. h. unsinnig. Conservativ ist nur der einfache Glaubenssatz, die Lehre einer Kirche, das dem Menschen, so zu sagen, angeborene Gefühl für Recht und Unrecht, die Volkssitte, die Natur eines Volkes, insofern sie ihre undurchbrechlichen Grenzen hat. Das Liberale ist zugleich das Conservative, und das wahrhaft Conservative, d. h. das in ihm Lebendige ist liberal, d. h. Leben erzeugend und gestaltend. Der Radicale zerstört das Leben rasch und im Sturm, der Absolutist oder der Stabile läßt das Leben verdorren, vertrocknen, verwittern. Der Liberale sieht die Dinge nach- und neben- und miteinander; und so soll auch die Literatur angesehen werden: organisch.

Große Gefahr liegt dermalen vor, wenn wir unsere Literatur mit denen anderer Völker vergleichen: Der Römer weiß von der Kunst als Kunst in sich selbst sehr wenig; ihm gilt die Gesinnung, die That, ihm gilt Rom Alles; Rom, das die ganze Welt rund um sich her abhängig macht. Wir haben Das mit den Römern gemein, daß wir auf Gesinnung und That halten; sind aber das Gegentheil von Rom geworden: wir machen uns von Allen und Allem abhängig. Von einer Grundverschiedenheit, die uns ganz und gar von den Römern trennte, zeigt die Geschichte so gut wie nichts. So ergeht es uns mit den Griechen; auch von diesen sind wir nicht so geschieden, daß nicht Grundbestandtheile ihres Wesens in uns lägen. Alle Einseitigkeit dieser Völker ist, wenn auch in schwächerm Nachbild, in uns zur Vielseitigkeit geworden: eine wahre Völkerrepublik, wie das Kaiserthum des Mittelalters, ist nur bei Deutschen möglich. Nur Eine Einschränkung unserer Behauptung ist nöthig. In der Kunst sind wir die nachgeborenen Söhne, der Erstgeborene ist der Grieche. Griechen, Römer und Deutsche sind die Kinder Eines Hauses. In diesen Vergleichungen der deutschen mit der griechischen Literatur leistet der Verf. Ausgezeichnetes; wie es scheint, manchmal mit Vorliebe für uns.

Die alte Zeit unserer Literatur ist in diesem Buche am ausgezeichnetsten behandelt. Das Nibelungenlied, seine Geschichte, die Legenden sind in der That meisterhaft dargelegt und geschildert. In dem Thierepos, in der Fabel sind neue, geistreiche, tief blickende Anschauungen. Für das Tagesinteresse kann das über den ungenähten Rock Christi Gesagte beachtet werden. In der Darstellung der Fischart'schen Poesie sieht man die Belesenheit und die Liebe des Verf. für seinen Gegenstand. In der neuen Zeit spricht sich das Buch lehrreich über unsere Zerrissenheit, über den Zwiespalt in unserm Vaterlande und in dem Innern unsers eigenen Lebens aus. Die Frömmigkeit, die man an dem Verf. bemerkt, hat ihm den Blick ins Mittelalter nicht verdunkelt; denn neumodige pietistische Frömmelei und neumodige Verstandscultur, die eigentlich nur eine Schwäche ist, hat über jene Zeit kein Urtheil. Goethe's Christenthum findet gerechte Würdigung.

Sollten wir etwas an dem Buche aussetzen, so ist es der Mangel an poetischer Ruhe und Erhabenheit der Darstellung. Die Schrift ist aber keineswegs für lesende Herren und Damen allein, sondern auch für gelehrte, studirende Menschen höchst nützlich. 50.

Literarische Notizen aus England.

Ländlich sittlich.

Zu dem vielen Interessanten in einem neuesten Werke über Neusüdwales: „New South Wales", von Mrs. Charles Meredith (London 1845), gehören die Bemerkungen der Verf. in Betreff der Sitten und charakteristischen Eigenheiten der Eingeborenen. Im Allgemeinen bestätigt sie zwar die Angabe früherer Beschreibungen, nach welcher dieselben in moralischer und intellectueller Hinsicht auf sehr niederer Stufe stehen. Doch erzählt sie in diesfälliger Beziehung Mancherlei, was noch wenig bekannt ist. So bei Erwähnung ihrer Vorliebe für den Tanz, zu welchem sie sich auf das schönste schmücken, d. h. ihre nackten Leiber malen. „Einer ihrer ältesten und beliebtesten Tänze heißt der Känguru. Da wirft sich ein Mann auf Hände und Füße, thut als grase er, springt empor, blickt um sich und ahmt die Bewegungen des Känguru so genau wie möglich nach, während die übrigen die Hunde und Jäger vorstellen und ihn in immer engerm Kreise umringen." Ferner eine liebenswürdige Häuslichkeit. Die Frauen heißen Gins, und weil heirathen und eine Magd halten gleichbedeutend ist, werden Junggesellen „arme Teufel" genannt. Die Frau ist „Sklavin in jeder socialen Hinsicht, darf nie essen ohne ihres Mannes ausdrückliche Erlaubniß, und obwol sie hauptsächlich für Herbeischaffung der Lebensmittel zu sorgen hat, bekommt sie doch blos, was er nicht mag. Nachdem er von einem ganz gebratenen Thiere so viel gegessen, bis er nicht mehr kann, wirft er es über sich seiner Frau zu, die hinter ihm sitzt, und diese den Kindern. Nach beendetem Mahle streckt sich die Familie ums Feuer zum Schlaf." Die Ältern lieben ihre Kinder, „sobald sie die Gefahren der Kindheit überlebt". Dennoch ist Kindermord sehr gewöhnlich, und fragt man eine Mutter nach ihrem Neugeborenen, antwortet sie vielleicht mit größtmöglicher Ruhe: „Ich glaube, dingo patta" — der Hund hat es gefressen. Es sind höchst betrügerische und meist feige Menschen. Von einem obersten gütigen Wesen haben sie einen sehr unklaren Begriff; dagegen haben sie einen bösen Geist, den sie Yahu nennen, den Teufels-Teufel, vor welchem sie in steter Furcht leben und von welchem sie sich die groteskesten Bilder machen. Das Buch ist das Ergebniß eines jährigen Aufenthalts in Sydney und dessen Umgegend.

Ein neuer Roman von James.

Der ungemein fruchtbare, auch in d. Bl. oft erwähnte G. P. R. James hat abermals eine dreibändige Novelle in die Welt gesetzt: „Agincourt" (London 1845). Daß der Verf. ein beliebter, der Lesewelt stets willkommener Schriftsteller ist, dürfte schon daraus zu ersehen sein, daß er den Verleger nicht wechselt. Seine sämmtlichen Schriften sind bei Bentley erschienen; „Agincourt" auch. Ebenso wenig sind ihm Talent, Gewandtheit und Kenntniß des herrschenden Lesegeschmacks abzusprechen. Dann ist nicht zu leugnen, daß er Welt und Menschen durch kein vom Schatten der Misanthropie verdunkeltes Glas betrachtet und bittern Gefühlen selten das Wort gönnt. Und doch sind manche Schlagschatten zwischen ihn und das Glück getreten und kennt sein Leben manchen schmerzlichen Wechsel. Aber keinem seiner Romane merkt man das an. Die alten verknöcherten Väter, die sauertöpfischen Oheime und die intriguirenden Mütter scheint er abgeschworen zu haben, und führt er alte Männer und Frauen ein, ist es fast, als hindere ihn Ehrfurcht gegen das Alter, sie unliebenswürdig zu schildern. Es sind gewöhnlich heitere, gutmüthige, achtungswerthe und glückliche Menschen. Ferner lobt es in dem Verf. den Mann, daß eigene Erlebnisse den Charakter des Weibes in seinen Augen nicht verkleinert und verschlechtert haben. Mögen auch seine Frauen noch so entschieden, kräftig und entschlossen handeln, unwillkürlich verleiht er ihnen, dafern sie nicht zu den von der Natur vergriffenen Mannweibern gehören, jene zarte Schüchternheit, die vom Wesen des Weibes unzertrennlich. Alles Dies wiederholt sich in „Agincourt", so genannt nach der Schlacht dieses Namens, deren kurze, aber gediegene Beschreibung voll Leben und Feuer eine der schönsten Partien des Buches bildet. Das Ganze ist ein echt romantisches Gemisch von häuslichen und kriegerischen Scenen, in welchen zwar das Unwahrscheinliche meist den Sieg über das Wahrscheinliche gewinnt, dies jedoch schon deshalb keinen Tadel verdient, weil den Leser nie die Hoffnung verläßt, daß zur rechten Zeit Hülfe kommen werde und er nur über das Wie und Woher in Zweifel bleibt. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 86. —— 27. März 1845.

Jakob van der Nees. Von der Verfasserin von „Godwie-Castle". Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 85.)

Hiermit haben wir uns die Möglichkeit einer Fortsetzung des Romans construirt, vorausgesetzt, daß die Verf. die Befähigung besäße, ihre für die Behausung des Familienkreises geschaffenen Figuren zu Menschen erwachsen zu lassen, welche im Stande wären, Träger allgemeinerer Völkerschicksale zu sein. Der Roman würde dann immer noch nicht Jakob van der Nees heißen können, sondern Angela; aber nach der von uns angedeuteten Richtung wäre ein Roman aufzubauen gewesen. Statt Dessen wird er abgebrochen und fallen gelassen. Mit dem zweiten Bande beginnt Urica's Geschichte, ihre Beziehung zur Königin von England, jener unglücklichen Henriette von Frankreich, deren Gestalt neben der ihres Gemahls Karl's I. und in Bildern von van Dyk bekannt ist. Diese Tochter des vierten Heinrich von Frankreich kommt nach Amsterdam, um für ihren Gatten zu werben und Gelder zu erheben. Der kluge Kaufmann der Republik Holland gibt ihr glänzende Bankette, aber sein gesunder Sinn läßt sich nicht täuschen über den drohenden Ruin des romantischen Königthums dieser Stuarts. Urica beginnt zu schwärmen für dieses Königthum; ein Gleichgesinnter, jener Lord Montrose, welcher später auf eigene Kosten für den zweiten Karl eine verunglückte Unternehmung gegen die Republikaner von England wagt, wird ihr Gatte, und so hätten wir, da Montrose's Verhältnisse erster Ehe bunt genug sind, abermals ein Familieninteresse mit einem historischen Hintergrunde. Wir sind bei Hofe und erleben Schilderungen glänzender Feste, reicher Toiletten, feiner Genüsse. Es wimmelt hier von Brillanten und Edelgeschmeide. Die Verf. schwelgt hier förmlich im Genusse dieser Schaustellungen, dieselbe Dichterin, deren sonst so religiöser Sinn bei Übelwollenden selbst im Geruche einer parfumirten Frömmigkeit steht. Man hat sie auch eine Aristokratin genannt; vielleicht dies noch weniger mit Recht. An dieser schwächlichen Kostbarthuerei mit Diamanten und Schmuck offenbart sich vielmehr die begüterte Bürgerdame, die sich auch bei sonst sicher begründeter und harmonisch fertiger Bildung in etwas überladener Gruppirung ihres Comforts zu gefallen pflegt. Erscheint diese Schönthuerei mit äußerm Prunk, mit der Etikette des Herkommens bei Hofe, diese Heilighaltung des Ceremoniels der Kammerherrlichkeiten als ein weltlicher Leichtsinn, der mit der sonst eher geistlichen Stimmung unserer Verf. sich schlecht verträgt, so ergibt sie sich in der Art und Weise ihrer Kinderbehandlung einer maßlosen Sentimentalität. Diese Krankhaftigkeit mag für die Person unserer Dichterin auf Anlässen beruhen, die menschlich erklärlich sind: das schaffende Talent, das der Öffentlichkeit angehören will und soll, hätte sich dieser Schlaffheit zu schämen, bevor es der Welt unter die Augen tritt. Mangel an Respect vor der Öffentlichkeit heißt vielleicht der Grundfehler aller unserer literarischen Schwächen in Deutschland! Das tiefste Gebrechen in der Verf. von „Godwie-Castle" liegt aber in der krankhaften Schönthuerei mit dem Begriffe des Königthums. Ich weiß nicht, wandelt mich mehr Scham oder mehr Unwille an, wenn ich bedenke, dieses Gemisch von hypersentimentaler Romantik und kränklicher Weichheit des Herzens sei nicht Eigenthümlichkeit dieser Schriftstellerin, vielmehr ein weit verzweigtes Erbübel, tief eingewurzelt im friedfertigen Schoose der deutschen Familienseligkeit. Das begeisterte Interesse, das die Verf. den Stuarts weiht, hängt zum Theil auch mit ihrem Gefühl für häusliches Glück zusammen; aber dies Idol ursprünglich reiner Gesinnung wird in schlaffen Zeit- und Gemüthszuständen zu einem Götzen, dem nur sklavische Seelen huldigen können. Dieser Karl I., für dessen schöne bleiche Stirn die Verf. schwärmt, war ein Mann von reiner Sitte, hatte fast ein bürgerliches Gefühl für Familienleben, vereinigte in Bezug zu seiner Gattin die Freiheiten des Cavaliers mit der Ehrlichkeit einer edeln, getreuen Neigung. Hieraus erwächst nun aber für die Verf. eine Liebedienerei, die bemüht ist, um die Thaten der launenhaften Willkür auf dem Throne einen Glorienschein zu breiten, vor dem wir in unserm Bewußtsein von heute erröthen. Die Verf. spricht allerdings von einigen Misgriffen, die der König sich anfangs im Streite mit seiner Nation zu Schulden kommen ließ. Die Art aber, wie sie das nothgedrungen und gleichwol flüchtig einräumt, um mit sich ein Abkommen zu finden und dann mit der ganzen Schwelgerei eines frömmelnden Royalismus die Hände über das gefaltbte

Haupt zu breiten, erweckt nur noch mehr Widerwillen. Das Gewissen sagt ihr so wenig als die gesunde Vernunft, daß es Hochverrath ist, einen andern Willen zu haben als seine Nation; für Majestätsverbrechen an der Wohlfahrt von Millionen gelten muß, in anderm Dienste als im nationalen zu stehen. Der Thronhimmel soll nicht Verbrechen verheimlichen dürfen, für die das durchlöcherte Dach des Bettlers nicht sicher genug schützt. Die Verf. lebt mitten in der romantischen Königsherrschaft des jetzigen Berlins. Nun, mich dünkt, dort sei das simple Wort jenes preußischen Friedrich, der König sei der erste Diener im Staate, noch nicht ganz verschollen! Mit welchem Bewußtsein unternimmt sie denn, uns die große Tragödie eines Kampfes zwischen Fürst und Volk in England zu schildern? Der Fürst steht unter dem Gesetze; das räumt selbst der Royalist ein, falls er klar und klug ist. Jene Stuarts stellten sich aber nicht einmal unter das Gesetz, das sie selbst gaben, achteten jede Verpflichtung der Welt und der Nation gegenüber gering, wurden ehrlos und wortbrüchig bei aller sonstigen Ritterlichkeit ihrer Natur und Gesittung. Welche heuchlerische Lüge will uns hier in aller Gutmüthigkeit die fromme Romantik der Verf. unterschieben? Jener Karl I. kam nie heraus aus dem eigensinnigen Widerspruche mit den gesetzlichen Vertretern des Volks, mit dem Parlament. Er erhob Steuern, die noch nicht bewilligt waren, veräußerte eine Domaine nach der andern. In seinem Gelüste zum Kriege, allerdings ein romantischer Kitzel, stellte er dem französischen Hofe zur Hülfe gegen Genua eine Flotte, die Richelieu gegen das protestantische Larochelle gebrauchen durfte, sodaß hier auf königl. Befehl Engländer gegen ihre Glaubensbrüder fechten mußten. Karl I. beseitigte die Parlamente und regierte endlich ohne alle gesetzliche Form. Er erhob ungescheut Kriegssteuern mitten im Frieden, er führte nach seiner Laune eine Liturgie ein, die dem Meßdienste ziemlich ähnlich war. Das geschah Alles aus romantisch-ästhetischer Liebhaberei. Mit diesem letzten Schritte entfesselte er aber unter seinem Volke die Hyder der religiösen Zwietracht. Die Furien wurden lebendig. Und jetzt ward diesem absoluten Romantiker bange. Er versuchte es nun wieder, mit der gesetzlichen Form zu regieren, war aber noch immer nicht ehrlich, denn er hoffte auf Zwiespalt, hoffte die Saat der Uneinigkeit säen zu können. Diese Saat ging auf, aber zu seinem Schrecken in Eintracht gegen ihn, obschon unter sich zwiespältig. Endlich fürchtete sich Karl alles Ernstes vor der Macht des Volks. Der Löwe, mit dem er gespielt, erhob sich in seinem Grimm und hatte, so lange gereizt und geneckt, den angeborenen Edelmuth verlernt; der Löwe, der endlich seine Fesseln zerbricht, nimmt die Miene des Tigers an. Mich dünkt, in dieser Auffassung der Dinge liegt auch Romantik, trotz der Wahrheit, die ihr innewohnt, trotz der Richtigkeit der historischen Wendung der Sachlage. Karl's Stellung wird tragisch, sobald die Lawine mit allen ihren Schrecken über ihn hereinbricht. Das Parlament wird jetzt der Despot, es übertyrannisirt den Tyrannen. Die Niedermetzelei der Protestanten in Irland wird ihm fälschlich zur Last gelegt. Das Parlament nimmt ihm nicht blos die factische Macht, auch die äußern Ehren; es drückt ihn auf den Schatten eines Königs herab, es übernimmt die Erziehung seiner Kinder, es kränkt und erniedrigt ihn als Mann, als Vater, in seinem Hausrecht, in Dem, was der Bürger als Ehrensache festhält. Man thut ihm unrecht: die Schale des Mitgefühls neigt sich auf seine Seite. Die große politische und zugleich echt menschliche Tragödie ist in vollem Zuge. Karl aber gewinnt im Misgeschick keine Kraft; das Unglück betäubt, verwirrt ihn. Er schreibt hülfeflehende Briefe an die auswärtigen Monarchen. Das heißt England als Feind behandeln, und nun stirbt er nach dem Buchstaben des Gesetzes, stirbt als Landesverräther, als Opfer im Tumulte derjenigen Leidenschaften, die er selbst tändelnd aufgereizt.

(Der Beschluß folgt.)

---

1. Finnland und die Finnländer. Von L. Derschau. Aus dem Russischen. Leipzig, Hinrichs. 1843. 8. 15 Ngr.
2. Finnlands Gegenwart und Zukunft. Eine Sammlung politischer Streitschriften von J. Hwasser, Pekka Kuoharinen, E. G. Geijer und Olli Kekäläinen. Aus dem Schwedischen von R. Stockholm, Bonnier. 1843. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Schrift Nr. 1 schließt mit den Worten: „Über Finnland im Allgemeinen kann man Dasselbe sagen, was Marmier von Dänemark gesagt: in seiner wohlthuenden Atmosphäre gewinnt die Seele eine gewisse Frische und Ruhe, welche nach und nach die stürmischen Wallungen des Herzens und die rastlosen Leidenschaften beschwichtigt." Man brauchte nur von der Schrift nichts weiter mitzutheilen als diesen Schluß, um gegen den Verf. derselben die ausgesuchteste Bosheit zu verüben, die bei keinem verständigen Leser des Zwecks verfehlen würde. Mindestens an das Unüberlegte streift es, daß der Besuch eines Landes stürmische Herzenswallungen und rastlose Leidenschaften beschwichtigen soll, daß so Großes in Finnlands wohlthuender Atmosphäre, wie in Dänemark geschehen soll. Ist das wahr, so können von der Art Affectionen gemarterte Deutsche die Wundercur ohne allen Geld- und Zeitaufwand und mit größter Bequemlichkeit in der Heimat abwarten; denn noch zur Zeit ist von eigenthümlichen in Dänemark springenden Quellen des Seelenfriedens in keiner Erdbeschreibung zu lesen. Ref. und ihm gleichgestimmte Leser würden beseligende Gemüthserheiterung am wenigsten in Finnland dann finden, wenn, was gar nicht soll in Zweifel gezogen werden, der Verf. recht hat zu sagen, daß die Finnen ein Volk sind, welches der lebhafteste Patriotismus beseelt, und ihr Vaterland dermaßen lieben, daß viele von ihnen, die kaum ihr tägliches Brot haben, die es sich aber an einem andern Orte, wo ihre Mühe belohnt wird, leicht verdienen könnten, lieber Noth ertragen auf der heimatlichen Erde, als diese des Gewinnes wegen verlassen; wenn ferner, was wir ebenfalls gern und willig glauben, wahr ist, was S. 33 gesagt wird: „Die Gastfreundschaft des Finnen geht über alles Glaubwürdige; er ist bereit, dem Fremden Alles zu überlassen, unentgeltlich gibt er ihm den letzten Bissen Brot und theilt mit ihm sein dürftiges Bett. Wer durch Finnland gewandert ist, der hat diese Gastfreundschaft erfahren, wer aber Finnland nicht kennt, dem würde man sie vergebens beschreiben, denn sie steht über aller Beschreibung. Sehet selbst und überzeugt euch! Vor Beraubung ist man auf

den finnländischen Wegen völlig sicher; das Abschneiden und Umtauschen der Koffer ist hier etwas Unerhörtes! Sehr häufig vergißt ein Reisender auf der Station Geld oder andere Sachen, aber das wird ihm sofort vom Posthalter durch einen Reiter nachgeschickt. Aus Furcht vor einer sehr großen Strafe wagt es der Fuhrknecht nie, den Passagier um ein Trinkgeld zu bitten, und daher kennt man in Finnland diese Belästigung nicht. In Altfinnland geschieht es noch bisweilen, in Neufinnland aber nirgend; hier würde der Finne sogar beleidigt einen Rest zurückgeben, den man ihm freiwillig gibt."

Wahrhaftig, nur mit Wehmuth, ja mit wahrer Betrübniß denkt man es sich, daß eine so hochehrenwerthe Nationalität, nach allem menschlichen Ansehen bestimmt ist, in der Russification unterzugehen. Daß ihr dies Schicksal bestimmt sei, bestätigt auch des Hrn. Derschau Schrift, und nur seiner gut russischen Gesinnung hat er es zu verdanken, wenn, obschon er hierzu die thatsächlichen Belege an Ort und Stelle erblickte, seine Seele merkliche Frische und Ruhe gewann. Jedoch, wie gesagt, boshaft wäre es, zu verschweigen, daß die angezeigte Schrift viel besser ist als ihr Schluß. Sie verdient Lob und Beachtung, weil sie in angenehmem, nur selten Affectation verrathendem Stil ein umfassendes Bild der gesammten finnländischen Zustände gibt, wie locale Momente, die historischen Ereignisse seit ältesten Zeiten, endlich der neueste Wechsel der Oberherrschaft dieselben geschaffen und ausgebildet haben. Daß diese Oberherrschaft, nachdem sie schon durch frühere Eroberungen ihre Grenzen weiter und weiter nach Finnland hineingeschoben hatte, ihren Eroberungen keinen unbedeutenden Zuwachs verschafft, indem sie auch die bis dahin noch schwedisch gebliebene finnische Bevölkerung von 1,400,000 Seelen sich unterworfen, daß diese in den tiefen Norden hineinreichende Gebietsvergrößerung wahrhaftig nicht noch unbeachteter bleiben sollte, als die russischen nach Westen und Süden auslaufenden Ländererwerbungen, dafür sind die sprechendsten Belege in der angezeigten Schrift enthalten. Es stieg in den letzten Jahren die Zahl der finnischen Schiffe, die nicht mitgezählt, welche an der Küste Frachtfahrt betreiben, und ungerechnet 15 Dampfboote, auf 500.

Über den finnischen Handel und der Finnen Tüchtigkeit als Seefahrer lesen wir S. 25 fg. Folgendes: „Der Handel Finnlands ist im blühendsten Zustande; es findet hier eine bedeutende Ausfuhr von Bretern statt, welche im J. 1838 an 114,736 Dutzend betrug. Die Hauptartikel des finnischen Handels sind alle Arten Breter, Balken, Pottasche, Hornvieh, Butter, Fische, Leinwand und baumwollene Zeuche, welche in großer Menge nach Rußland und den ausländischen Häfen verschickt werden. Die Einfuhrartikel sind Salz, welches größtentheils aus Spanien kommt, Metalle, Taback, Wein, Kaffee, Thee und pharmaceutische Waaren. In der Regel übersteigt der Werth der aus Finnland versandten Waaren den der eingebrachten, sodaß die Handelsbilanz für Finnland eine sehr vortheilhafte ist. Die finnischen Kaufmannsschiffe sind in allen europäischen Häfen bekannt. Die Finnen sind vorzügliche Seefahrer; ihre Leidenschaft zum Meere ist unglaublich, sie werden mit ihr geboren und sie nimmt mit den Jahren zu. Es kann keine muthigern und dabei so gewandten Seefahrer geben wie die Finnen. Unglücksfälle auf einer Seereise sind in Finnland äußerst selten, Schiffe und sogar Kähne fahren auf offenem Meere und legen immer glücklich ihre Fahrt zurück. Der Finne fürchtet weder Sturm noch das Dunkel der Nacht; er handelt immer kühn, aber er erreicht immer sein Ziel. Man muß es sehen, mit welcher Kaltblütigkeit der finnische Seemann während des Sturmes am Steuer sitzt und mit welcher Gewandtheit er das Schiff lenkt, sich zwischen den schrecklichen Wellen des stürmischen Elements durchwindend. Zuweilen freilich (was indeß höchst selten ist) steigt die Kühnheit des finnischen Seefahrers bis zu bedachtloser Verwegenheit; er wagt sich ins Meer ohne Ballast, sein Schifflein wird von den Wellen umhergeworfen wie ein Span; er aber sitzt ganz ruhig am Steuer und läßt sich nicht träumen, daß ihm etwas zustoßen könnte – und es stößt ihm in der That nichts zu, er kommt glücklich ans Ziel."

Hinsichtlich des Finnen als Soldaten spricht der Verf. S. 37 also: „Sie sind treffliche Dienstleute. In unserer Armee sind fast alle Finnländer musterhafte Offiziere. Das finnische Schützenbataillon wird nicht selten, was genaue Dienstpflichterfüllung sowie die Schönheit der Fronte anlangt, als Muster aufgestellt. Alle Offiziere der finnischen Garde sind echte Finnländer; für die untern Range werden auch Schweden und Finnen geworben, aber alle sind ausgesuchte schöne Leute. In dem letzten polnischen Feldzuge bewies dieses Bataillon Wunder der Tapferkeit und kehrte ruhmgekrönt in die Heimat zurück. Dieser Krieg zeigte auch die Finnländer ebenso ergeben dem russischen Kaiser als tapfer und unerschrocken; die gewöhnliche Kaltblütigkeit der Finnländer blieb unverändert auch in dem heißesten Treffen, keine Gefahr hat sie verwirrt."

Das unter Nr. 2 angezeigte Werk beschäftigt sich mit Finnlands publicistischer Stellung zu Rußland, und es soll (Vorwort S. 5) das Ergebniß desselben oder vielmehr der in ihm gesammelten Schriften *) Folgendes sein: „Finnland besitzt seine ehemalige von Schweden erhaltene constitutionnelle Staatsverfassung auch jetzt noch. Es hat dieselbe zwar als eine freiwillige Gabe und durch eben nicht mit einer zu wünschenden Klarheit ausgeführte Staatsverhandlungen von seinem Eroberer empfangen; doch mit allen den Gewährleistungen, welche moralisch und staatsgesetzlich den ungestörten Genuß derselben sichern können. Finden sich Abweichungen, so sind dies Verletzungen, die mit einer Sorgfalt für das allgemeine Wohl aller Unterthanen entschuldigt werden können. Finnland kann in seiner veränderten Lage einer frohen Zukunft hoffnungsvoll entgegenschauen. Es ist vor seinem Dahinscheiden aus der Reihe eigener Völkerschaften gerettet, das ihm, früher oder später, die zu innige Liebe zu seinem skandinavischen Pflegebruder drohte."

Das Moment, in welchem der Glaube an eine solche Zukunft wurzelt, liegt abgeschlossen in der Ansicht: während des letzten Kriegs zwischen Rußland und Schweden habe Finnland sich selbst von seinem frühern Verhältnisse zu Schweden emancipirt, auf dem Landtage zu Borgå durch seine Stände einen Separatfrieden mit dem Kaiser von Rußland geschlossen, und durch diesen Separatfrieden sei die in dem Vorworte angenommene Zukunft Finnlands urkundlich verbrieft und versiegelt worden. Eine seltsame Befangenheit gehört dazu, nicht zu begreifen, den belehrendsten Erfahrungen zum Trotze nicht einzugestehen, daß es in den Beziehungen der Völker zueinander thatsächliche Momente gibt, die stärker als jedes Wort sind, nicht zu gedenken, daß die Schrift „Finnlands Zukunft" das Dasein eines urkundlich verbrieften, wirkliche Conventionen bestimmt aussprechenden Wortes leugnet, und vielmehr bestätigt als widerlegt findet Ref. in den übrigen Aufsätzen, was in jenem S. 109—111 gesagt ist: „Auf welche Weise ging Finnland zu einem Staate für sich über? Der Kaiser Alexander bestätigte — so sagt man — die Grundgesetze des Landes und die Privilegien und Gerechtsame, welche ein jeder Stand bis jetzt genossen hatte. Allein Finnland an und für sich betrachtet hatte keine eigenen Grundgesetze, sondern nur die, an denen es Theil nahm, als früher einen Theil von Schweden, eine Provinz dieses Reichs bildend. Diese konnte man also recht gern bestätigen, ohne sich eigentlich zu etwas zu verpflichten. Der Zu-

---

*) „Über den Allianztractat zwischen Schweden und Rußland im Jahre 1812. Eine politische Betrachtung der gegenwärtigen Lage des Nordens." — „Finnland und seine Zukunft." — „Auszug aus E. G. Geijer's Literaturblatt über den «Kampf Finnlands mit Schweden und Rußland»." — „Über den Landtag zu Borgå und Finnlands Lage 1812. Von Israel Hwasser." — „Erinnerungen in Betreff der vorhergehenden Schrift." — „Finnlands gegenwärtige Staatsverfassung."

stand in Finnland glich nicht dem in Ungarn und Böhmen und mehren Ländern, welche mit fremden Mächten vereinigt wurden, nachdem ihre Staatsform schon eine gewisse Stätigkeit erhalten hatte. Und wo findet sich die Bestimmung, welche Finnlands Verhältniß zu Rußland näher absteckt? Außer diesen allgemeinen Äußerungen in der Versicherung des Kaisers Alexander. Im Falle ein russischer Kaiser bis jetzt gewöhnliche Vorschriften übertreten wollte, auf welches Grundgesetz können sich die Finnen dann berufen als ein von ihm übertretenes? Oder woher sollen sie ihre Stärke oder einmal ihre Rechte nehmen, sie gegen Rußlands Übermacht zu vertheidigen, seitdem russischerseits ausgesprochenermaßen Finnland für immer mit Rußland vereinigt ist, seine Bewohner einen Platz unter den Völkerschaften eingenommen haben, welche unter russischem Scepter stehen, und mit ihnen Ein Reich ausmachen, und Schweden diese Landschaft — so lauten die Worte — abgetreten hat unter vollem Eigenthumsrechte und Oberherrschaft an das Kaiserthum Rußland, um demselben einverleibt zu bleiben? Oder findet es sich, daß ein fremder Staat Finnlands neue Staatsverhältnisse garantirt habe, im Falle man dasselbe gegen die neuen Oberherren zu vertheidigen nöthig hätte? Vielleicht soll man dies in Schwedens Abtretung desselben mit vollem Besitzrechte für Rußland suchen? Geht es aus dem Berichte über den Landtag zu Borgå hervor, daß da die geringste Erinnerung bei der Erklärung gemacht wird, daß Finnland eine Zugehörde Rußlands sei, oder ein Vorbehalt für die Zukunft, oder ein Vorschlag zu einer Staatsbestimmung zwischen dem Herrscher und den Besiegten? Ein Landtag an und für sich gibt keine Staatsform, macht auch keine aus, wenn eine solche auf demselben nicht besonders verabredet und angenommen wird. Wir haben gesehen, daß man vorgeladen wurde, in Unterthänigkeit vorschlug und nach Hause reiste. Die vom Kaiser dargestellten Überlegungsgegenstände waren durchaus ökonomisch; keiner von ihnen hatte eine politische Beziehung, am allerwenigsten einen Zug von repräsentativer Natur, oder betraf einen Staatscontract. In der einen vorkommenden Beschatzungsangelegenheit konnten die Stände zwei Alternative angeben, und der Sieger gab die Entscheidung. Und hieraus entstand — so sagt man — ein Staat für sich, mit repräsentativer Staatsverfassung. Seit 30 Jahren hat auch Niemand bei uns davon gesprochen oder von Zusammenkünften der Stände, welche doch gewöhnlich zu einer solchen Regierungsform zu gehören pflegen."

Von allen den Thatsachen, welche diesem Raisonnement vorhergehen, hebt statt aller andern Ref. nur die S. 103 angeführte hervor: Der Landtag zu Borgå wurde durch ein kaiserliches Aufgebot am 1. Febr. 1809 bekannt gemacht, das mit folgenden Worten beginnt: „Da durch die Fügung der Vorsehung und das Glück unserer Waffen das Großfürstenthum Finnland für immer mit unserm Kaiserthum vereinigt worden ist, so ist die Wohlfahrt der Bewohner desselben einer der ersten Gegenstände unserer Fürsorge." Genug und vielleicht schon weit mehr als genug über einen Widerstreit politischer Meinungen, die jedenfalls nichts an der hier Alles entscheidenden Wahrheit zu ändern vermögen, daß ein leeres Wort jeder Vertrag ist, welchen zu halten oder nicht zu halten rein von der Macht des einen der gegenseitigen Contrahenten abhängt.

29.

Notizen.

Anpreisungsstil.

Man glaubt manchmal, bei uns habe man es in öffentlichen Anpreisungen von Waaren aller Art weit gebracht, aber wir sind Stümper darin gegen die Engländer oder gar die Amerikaner. Da ist in unsern Marktschreiereien noch nicht ein Schatten jener Raffinerie und Virtuosität zu finden, die unsere leiblichen Vettern in beiden Hemisphären anwenden, um Käufer herbeizuziehen. Hier ein Beweis. Der „New York Herald" vom 15. April 1844 enthielt folgende Anzeige: „Du feigherziger Schuft! wer kann dir an Nichtswürdigkeit gleichkommen? Sieh dein schönes junges Weib, ihr heiteres, sonniges, gesundes Antlitz! Betrachte nun das deine, voll von Aussatz und Beulen! Aber du bist zu schmuzig, um ein paar elende Groschen für ein Stück der berühmten italienischen chemischen Seife auszugeben, die dich ganz davon befreien und deine vergilbte Haut rein und gesund machen wird. Versuch's einmal und verschaffe dir ein Stück davon im Schild zum amerikanischen Adler Nr. —. Brooklyn."

Die Hand.

Was Charles Bell, der berühmte Anatom und Physiolog, in seinem Bridgewater-Buch „The hand" wissenschaftlich dargethan, die Wichtigkeit und Bedeutung der Hand, das hat lange vor ihm der geniale Montaigne in wenig Worte zusammengefaßt. Er bemerkt: „Mit der Hand verlangen wir, wir versprechen, rufen, entlassen, drohen, bitten, flehen, verneinen, verweigern, bewundern, zählen, bekennen, bereuen; wir drücken Furcht, Scham, Zweifel aus; wir unterrichten, gebieten, vereinigen, sprechen los, beleidigen, verachten, fodern heraus, schätzen gering, schmeicheln, spenden Beifall, segnen, schmähen, machen lächerlich, versöhnen, empfehlen, übertreiben, theilen aus, freuen uns, beklagen, kränken, betrüben, entmuthigen, setzen in Staunen, rufen aus, legen Stillschweigen auf, ja was thun wir nicht mit der Hand, was an Mannichfaltigkeit und Vervielfältigung nicht gleichen Schritt mit der Zunge hielte?"

Lesen und Denken.

Lake bemerkt: „Lesen versorgt den Geist nur mit dem Stoff des Wissens; nur das Denken läßt uns in unserm eigenen Geiste lesen. Wir gehören zu den Gedankenwiederkäuern, denn es genügt nicht, uns mit einer großen Masse von Gesammeltem zu überladen; wenn wir sie nicht verdauen, werden sie uns weder Stärke noch Nahrung gewähren." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 87. —— 28. März 1845.

Jakob van der Nees. Von der Verfasserin von „Godwie-Castle". Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 86.)

Der deutsche Roman will immer romantisch sein. Mich dünkt, in dieser politischen Entwickelung liegt Romantik genug, in der Geschichte, in den Kämpfen der Völker haben wir ebenso sehr als im engen Herzensraum des Einzelnen nach Poesie zu suchen. Nur muß die Erfindung, denn deren bedarf das schöpferische Erzeugniß auch im reichsten gegebenen Stoffe, wenn uns lebendiges Menschenleben glaublich werden soll, den Muth haben, der Wirklichkeit dreist ins Ansicht zu blicken. Dann kommt die Wahrheit zu ihrem Recht, die Geschichte der Menschheit und die Natur des Einzelnen zu ihrer Ehrenrettung. Die Romantik hindert uns nicht, den strengen Ernst der Geschichte, auch wo sie ihr Gorgonenhaupt schüttelt, zur Erscheinung zu bringen; die Romantik ist es vielmehr, die sich in all das Gewühl der Völkerentwickelung, in alle Heimlichkeiten der Welt mit Leidenschaft stürzt. Die Muse der Verf. von „Godwie-Castle" ist im Gegentheil zu hausbacken und spießbürgerlich, um die großen Wetterschläge der Historie heraufzubeschwören und anschaulich zu machen. Nicht ihr Aufblick zu Gott, der ihre Darstellung durchzieht, hindert sie, die Schicksale der Völker zu begreifen. Nicht ihr Royalismus hindert sie, das Trauerspiel eines irregeleiteten Fürsten richtig zu entwickeln. Sie darf sehr wohl Schwärmer schildern, die für den Begriff des Königthums sich opfern. Sie hat eine solche Gestalt an Lord Montrose. Aber welche äffische Abgötterei läßt sie ihn zu Holyrood in den Gemächern der unglücklichen Maria Stuart treiben! Ihr Tiefsinn in der Kenntniß des menschlichen Herzens, der sich freilich gern vor dem Lärm der Welt verkriecht, sollte nur mit dem Muth gepaart sein, sich in das Gewühl des Volkslebens hinauszuwagen. Ihr Talent ist an der Scholle der germanischen Familienbehausung haften geblieben. Daher erwachsen mit ihren Tugenden zugleich die Schwächen ihres Schriftenthums. Und hierin ist sie nur der Typus jener Deutschheit, die sich vor allem Sturm, der draußen tobt, innerhalb der vier Wände des behaglichen Comforts und der bis zur Schlaffheit ausartenden Gemüthseligkeit abzupferchen gewohnt ist. Diesen Fluch unsers Naturells trägt bei uns auch Kunst und Wissenschaft!

Die Geschichte von Angela's Tante in den englischen Wirren war von der Verf. im Plan ihrer Arbeit zu einer Episode angelegt. Allein diese Episode im Roman umfaßt einen Band von 444 Seiten. Die weichliche Schwelgerei in Auffassung von Welt und Leben rächt sich auch am reichsten Talent; es wuchert und vegetirt, es verliert jene elastische Spannkraft, die sich immer wieder auf ihren Mittelpunkt zurückfindet. Die Structur des Romans ist aber ohne allen Mittelpunkt geblieben; sie ist zu einem schlaffen, gleichgültig ausgeführten, willkürlich erweiterten Bau ohne allen Stil geworden. In ihren frühern Werken überwiegt der Reichthum der Erfindung, die Schönheit des Gefühls, die Wahrheit in Haltung gewisser Charaktere beiweitem den Hang zum bequemen Müßiggang, der sich allerdings auch dort schon ankündigt. Hier artet er in eine Geschmacklosigkeit aus, die sich auch in der Diction rücksichtslos gehen läßt.

Mit dem dritten Bande kehrt die Erzählung auf ihren frühern Schauplatz zurück und hat wieder Jakob's und Angela's Häuslichkeit zum Thema. Nach Angela's Tochter „Floripes" nennt sich der dritte Band. Man kann nicht sagen, daß er auch nur als Episode eine Geltung haben könnte. Die schöne Tochter regiert jetzt den Vater, wie Angela ihn früher gebändigt. Wir erhalten damit nur eine Nuancirung desselben Verhältnisses, das wir als den Kern des Romans bezeichneten, das aber mit den Scenen des ersten Bands vollständig erledigt ist. Floripes ist im Wohlstande erzogen, in den Reizen und Bedürfnissen der Bildung erwachsen. Angela bewahrt sie vor jener Verwahrlosung, der sie selbst bei der Kargheit ihrer Entwickelung entgegenging. Somit dehnt sich denn bald der Schauplatz in die Welt hinaus und wir treten von neuem in die Beziehungen zu einem Stuart, zum zweiten Karl, der in Amsterdam als Flüchtling sein Asyl fand. Die elf Jahre der Republik in England überspringt die Verf. natürlich; sie hat für ein Gemälde dieser Art gar keine Farben auf ihrer Palette und es ist zu loben, daß sie wenigstens hier den Takt hat, zu fühlen, wo ihrem Talent alle Befähigung abgeht. Da sie mit Floripes die neue Generation schildert, so paßt

dieser historische Sprung zufällig auch für die äußerliche Ökonomie ihrer Familiengeschichte. Dafür ist Karl II. eine Gestalt, die sie sich nicht entgehen läßt. Er ist auch für den Psychologen, ganz abgesehen von dem Interesse seiner Stellung zu seiner Nation, eine lockende Aufgabe, wenngleich sie nicht lohnt. Dieser geborene Prinz von Wales, dem England nicht die Mittel gab, seine Schuhabsätze zu bezahlen, sieht sich nach dem Ablaufe der Republik plötzlich als Majestät von Gottes Gnaden behandelt, als die Covenanters ihm ihre Vorschläge machen, das englische Volk ihm Tonnen Goldes zuschickt, um sich als angestammten Herrscher auf heimischem Boden begrüßen zu lassen. Der Fanatismus der republikanischen Zeit war plötzlich in sein Gegentheil umgeschlagen. Karl empfindet diesen Wechsel des launenhaften Schicksals wie einen Fastnachtsscherz. Die Menschen, die jetzt vor ihm knien wollen, sind boshaft und verächtlich mit ihm umgegangen. Sie haben ihn in der Fremde darben und alt werden lassen. Er hat vor dem Gedanken seines Unglücks keine Rettung finden können als in Thorheiten, und nur wenn er sich betäubte, hielt die feindselige Welt ihn für ungefährlich und duldete ihn. Das hat ihm eine Verächtlichkeit gegen die Menschen gegeben, aber keine Kraft, auch nicht einmal jenen starken Egoismus, der sich in den Mittelpunkt der Welt drängt. „Sie brauchen jetzt ein Ding, das sie König nennen!" sagt er mit jener Ironie, die sich sehr wohl mit der Schlaffheit einer energielosen Seele verträgt. Er will nun das Königthum, das ihm zugefallen ist, genießen. Erobert hat er sich's nicht. Er hat nicht einmal die Spannkraft, zu der es ein Rachegefühl bringt.

Dies sind historisch die Grundzüge des zweiten Karl. Unsere Verf. hat in einer Audienzscene sehr richtig die Stimmungen geschildert, mit denen Karl sein Königthum antritt. Seine Gestalt wird uns klar in dieser Scene, und das Bild, das die romantische Darstellung hier von ihm gibt, entspricht der historischen Figur. Wir wissen nicht, wie viel Einfluß auf das Gelingen dieser Charakteristik Dahlmann's Werk über die englische Revolution gehabt haben mag. Aber es gereicht uns zur Genugthuung, daß mit diesen Scenen der Roman sich zum Schlusse wieder etwas hebt und belebt. Die Bürgschaft, daß unsere Verf. gar wohl gewisse historische Gestalten und Situationen zu bewältigen und zur Erscheinung zu bringen im Stande sei, geben uns ihre frühern Romane freilich in weit reichlicherm und vollgültigerm Maße. 51.

Über einige neuere Erscheinungen der französischen historischen Literatur.

„Les réformateurs avant la réforme", von Emil v. Bonnechose (2 Bde., Paris 1835). Der Verf. hat sich bereits durch eine „Histoire de France", eine „Histoire sacrée", wie auch durch mehre Romane und gekrönte Gedichte einen Namen zu machen gesucht. Der übereinstimmende Titel dieses Buchs erinnert sogleich an Ullmann's „Reformatoren vor der Reformation", welche 1841 erschienen. Während dieser jedoch vorzugsweise die niederländischen Vorläufer der Reformation zum Gegenstande seines Werkes machte, richtet Bonnechose seinen Blick auf das bereits so vielfach beleuchtete, so gründlich durchforschte Böhmen jener Epoche, und der speciellere Titel seines Buches: „Jean Hus et le Concile de Constance", bestimmt nicht nur genau den Inhalt desselben, sondern zeigt auch an, daß der Verf. diese Arbeit als den ersten Theil eines noch unvollendeten Ganzen betrachtet wissen will. Er schildert hierin einen Theil der großen religiösen Bewegung, welche in Europa um ein Jahrhundert der Reformation vorausging. Das Werk umfaßt nämlich nur einen Zeitraum von 70 Jahren, vom Anfange des großen occidentalischen Schismas, um 1378, bis zum Ende des Hussitenkrieges, gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts. Der Verf. erläutert mit ziemlicher Klarheit die vorzüglichsten religiösen Doctrinen jener Epoche und portraitirt die Hauptfiguren in den Kämpfen derselben untereinander. Der Mittelpunkt des Werkes ist Johann Huß, und es gruppiren sich um ihn Wiclef, Gerson, Johann XXIII., Hieronymus von Prag, Friedrich von Östreich, Gregor XII., Benedict XIII., Martin V. und die andern mehr in den Hintergrund tretenden Personen dieses großen Dramas. Von einer wissenschaftlichen historischen Forschung konnte bei dieser Arbeit nicht gut mehr die Rede sein, sondern höchstens von einer abermaligen neuen Zusammenstellung der bekannten, vielfach belegten Facta, von einer zeitgemäßen, kunstreichen Bearbeitung des gegebenen Materials. Es ist so viel auf jene Zeit Bezügliches geschrieben und gesammelt worden, von den Werken des Johann Huß und Hieronymus von Prag an, die von einem Zeitgenossen zusammengestellt und von Luther mit einer Vorrede versehen sind, bis zu der aus allen deutschen Bibliotheken vervollständigten Sammlung von Documenten über das große Schisma und das Concil zu Konstanz, welche Dr. von der Hardt auf Befehl des Herzogs Rudolf August von Braunschweig veranstaltete, um den Allegationen des Dr. Schelstrate zahlreiche und unwiderlegliche Beweise entgegenstellen zu können; es sind bereits so viele Geschichten der Märtyrer, Geschichten der Concilien und Geschichten von Böhmen erschienen, von denen ich nur die des Bischofs Dubravius, des Aeneas Sylvius, des Piccolomini und des Jesuiten Balbinus als zuverlässige Quellen erwähne, daß über das Factische jener Epoche kaum mehr erhebliche Zweifel existiren. Die Aufgabe desjenigen Historikers also, der aus diesem Stoffe sein Werk bereitet, besteht lediglich in der Formung und Färbung desselben; seine Thätigkeit ist eine rein künstlerische. Hr. v. Bonnechose scheint dies begriffen und deshalb auf die Darstellung eine besondere Sorgfalt verwendet zu haben. Dieses Buch ist frei von der Geschraubtheit und Affectation seiner frühern Schriften. Sein sichtliches Streben nach Erwerbung der Haupteigenschaften eines historischen Schriftstellers, nach Einfachheit und Klarheit, verdient Anerkennung, und der Erfolg solchen Bemühens ist, neben der wissenschaftlichen Bedeutung seines Werkes, ein gewisser literarisch-artistischer Werth desselben.

Zu den neuesten historischen Schriften, deren Inhalt sich an die Schicksale der katholischen Kirche in frühern Jahrhunderten knüpft, gehört ferner ein Band von dem als Publicist bekannten Hrn. Delécluze, betitelt: „Grégoire VII. St.-François d'Assise. St.-Thomas d'Aquin." Er enthält die Biographien oder vielmehr Charakteristiken der genannten drei Kirchenhelden, die, hier äußerlich verbindungslos nebeneinander gestellt, durch Contraste, als inneres Band, zusammengehalten werden. Sie haben nämlich zur Verbreitung des Katholicismus und der Civilisation in Europa sehr verschiedene und geradezu entgegengesetzte Mittel angewendet: Gregor VII. die Kraft, der heil. Franciscus von Assisi die Liebe, und Thomas von Aquino die Intelligenz. Die vorliegenden drei Charakteristiken sind ebenfalls nur Glieder eines größern Werkes, das unter dem Titel „Renaissance" nächstens im Ganzen erscheinen soll. Die Vorstudien dazu haben dem Publicum bereits

in mehren Revuen und literarischen Journalen von Paris zur Beurtheilung vorgelegen. Die betreffenden Artikel des Verf. erschienen darin unter den Überschriften: „Royer Bacon", „Raymund Lulle", „Ruteboeuf", „Marco Polo", „F. de Barberino", „Petrarque", „Chaucer", „Pie II", „Brunellesco", „Leonard da Vinci", „Ariost", „Rabelais", „Bernard Palissy", „André Vésale" und „Palestrina". Für die Charakteristiken der drei heiligen Väter hat der Verf. eine andere Weise der Publication gewählt. Er hat vorläufig ein selbständiges Buch daraus gemacht und scheint hiermit anzuzeigen, daß er den Gegenstand desselben entweder für besonders wichtig oder seine Behandlung für besonders gelungen halte. Dem letzten Punkte möchte ich nicht unbedingt beistimmen. Die Facta sind meist trocken nebeneinander gestellt, es fehlt die Hinweisung auf die logische Nothwendigkeit ihres Daseins. Der Verf. will, wie die Vorrede sagt, mehr als bloße Biographien geben; es fehlt aber eben, was diese Lebensbeschreibungen darüber erheben soll, es fehlt ihr organischer Zusammenhang mit der Zeitgeschichte, der Darstellung fehlt im Allgemeinen Lebendigkeit, dem Stil Charakter. Der Verf. scheint mir vorschnell auf die Nachsicht, welche Journalartikel zu fodern berechtigt sind, verzichtet und die Strenge der Kritik gegen ein reiflich überdachtes und abgeschlossenes Werk zu früh herausgefodert zu haben. Was die Charakteristik Gregor's VII. betrifft, so möchte ich ihn nicht geradezu des Plagiats beschuldigen, doch gestehe ich, bei Lesung derselben oft sehr lebhaft an Vidaillan's „Leben Gregor's VII." erinnert worden zu sein.

Der allgemeine Titel, welcher obige Biographien zusammenfassen soll, führt mich auf das eben erschienene letzte Werk des legitimistischen Vielschreibers Capefigue, überschrieben: „François I et la renaissance" (1515—47). Die Fruchtbarkeit dieses Autors an voluminösen historischen Werken erregt Erstaunen. Es existirt von ihm bereits eine „Histoire de la restauration" (10 Bde.), eine „Histoire de la réforme et de la Ligue" (8 Bde.), eine „Histoire de France au moyen-âge" (4 Bde.), ferner: „Louis XVI, son administration et ses relations diplomatiques avec l'Europe" (4 Bde.), „L'Europe pendant la révolution française" (4 Bde.), „Le siècle de Philippe-Auguste" (4 Bde.) und eine unzählbare Menge kleinerer Schriften. Vorliegendes neueste Werk hat ebenfalls vier Bände. Es beginnt mit einer historischen Übersicht seit dem J. 1400, schildert Frankreich unter der Herrschaft Franz' I. und schließt mit einem etwas langen Blick auf die Folgen seiner Regierung. Wie in allen seinen übrigen Schriften, so verleugnet der Verf. seine Ansichten und seinen Charakter auch hier wiederum nicht. Man erkennt in ihm auf den ersten Blick einen leidenschaftlichen Katholiken, einen heftigen Gegner der Reformation und einen erbitterten persönlichen Feind Luther's. Er trägt überall eine schwärmerische Verehrung des Mittelalters zur Schau, die theils in geschnörkelten Dithyramben über die Kunstwerke jener Epoche hervorbricht, theils sich in schwülstigen Phrasen mit einem gewissen poetisch-chevaleresken Hange breit macht, theils endlich ihm jeden Augenblick Gelegenheit gibt, mit feierlichem Pompe seine katholisch-legitimistisch-royalistische Fahne zu entfalten. Dieses sein Steckenpferd, auf dem er ununterbrochen herumreitet, behängt er auf ungeschickte Weise mit modernen Lappen, mit eingestreuten Redensarten von den humanen Gesinnungen und Fortschrittsideen unserer Zeit, gegen die er, ohne sich als ein offenbarer Obscurant zu zeigen, doch nicht bei hellem Sonnenscheine zu Felde ziehen darf. Doch es ist ihm nicht Ernst damit. Unter den Füßen der vorwärtsschreitenden Aufklärung bemüht er sich, den Boden zu unterwühlen. Die lieblichen Blumen in seinen Worten athmen einen betäubenden Duft und bergen ein heimliches Gift. Sein Stil ist leicht, doch oft leichtfertig, sein Urtheil selten präcis und fast nie gehörig begründet, seine Leidenschaft fühlbar erkünstelt. Das rein Geschichtliche über Franz I. ist in diesem Werke nach guten Quellen zusammengestellt und oft recht hübsch erzählt. Die mitgetheilten Briefe des Königs und die Bruchstücke aus dem Tagebuche seiner Mutter sind höchst interessant, leider nur zu oft durch eingestreute abgeschmackte Bemerkungen des Verf. unangenehm unterbrochen.

Beiweitem einen bessern Eindruck macht die „Révolution d'Angleterre", von Philarète Chasles. Dieser ist hier wie überall wieder der lebhafte geistreiche Plauderer, der es offen ausspricht, daß er nicht nur belehren, sondern auch unterhalten, daß er nicht nur für den ernsten Denker, sondern auch für die gebildete Damenwelt schreiben will. Und er schreibt so wie er von seinem Katheder im Collége de France zu der studirenden Jugend spricht. Witze und ernste Betrachtungen, Anekdoten und hochpoetische Bilder wechseln in bunter Reihe ab, erhalten den Leser stets in munterer Frische und täuschen ihn angenehm über die Beschwerlichkeit des Weges, den er zurückzulegen hat, sodaß er immer unermüdet und guten Muthes an das Ziel, an das Ende jedes Capitels, gelangt. Das lebt in jedem Satze, das pulsirt in jedem Worte! Wenn er ernsthaft spricht, so kichert es zwischen den Zeilen hervor, und wenn er scherzt, so faßt ein tiefer Ernst das komische Bild wie in einen Rahmen ein. Er erzählt hier die Geschichte Karl's I. als treuer Historiker, die seines Hofes als feiner Hofmann, die seines Volkes als biederer Volksmann und die seines Parlementes als schlauer Politiker. Er entfaltet vor unsern Augen ein buntes, pittoreskes Gemälde der socialen Bewegung und des Bürgerkrieges in England während des 17. Jahrhunderts. Seine genaue Bekanntschaft mit Englands Sitten und Literatur hat ihn in den Stand gesetzt, nicht etwa eine genaue und kalte Erzählung jener denkwürdigen Epoche, sondern eine lebensgetreue Darstellung mit warmen, sprechenden Portraits zu geben. Diese Menschen athmen und sprechen, sie lieben und hassen, sie handeln und wandeln vor unsern Augen. Da steht er, wir erkennen ihn gleich, den fürchterlichen Pym, den Danton des englischen Nationalconvents; wir fühlen uns ergriffen von der Energie des großen Strafford, eines zweiten Mirabeau, der einen Thron vertheidigt; wir fühlen uns angeweht von der glühenden Leidenschaft Buckingham's und von dem eiskalten Hauche Cromwell's; Hampden, Englands Lafayette, grüßt uns mit bekannten Mienen; Ritter scharen sich um den Thron in blanken Waffen; fanatische Demokraten, starre Puritaner und rasende Volkshorden stürmen gegen ihn an. Das ist Prynne, ein zweiter Marat, und Das Lilburne, ein zweiter St.-Just; dort fällt der brave Falkland mit dem Schwerte in der Faust. Und die Frauen, deren Element die Leidenschaft ist! Die an Karl Stuart vermählte Tochter Heinrichs IV., Henriette, wir sehen sie bald furchtsam, bald muthig, bald coquett, bald leidenschaftlich, bald heroisch und bald schwach; die Puritanerin Mistreß Hutchinson, der nur das Schaffot fehlt, um die Roland Englands zu sein! und jenes merkwürdige Wesen, das ein Bischof „die Erynnys des Bürgerkrieges" nannte, die strahlende, bezaubernde Lady Carlisle, die zu gleicher Zeit von dem Republikaner Pym und von dem Royalisten Strafford geliebt wurde! Alle diese Gestalten ziehen wie lebendig an uns vorüber und spielen vor uns den ersten Act des großen Dramas im Jahre 1640, dessen zweiter Act 1770 in Nordamerika und dessen dritter Act 1789 in Paris aufgeführt wurde. Guizot hat in seinem bekannten Werke denselben Gegenstand ganz anders behandelt, gründlicher, wissenschaftlicher, wenn man will, aber auch pedantischer, kälter, todter. Und wenn auch seine „Geschichte der englischen Revolution" einen tiefen Eindruck auf den Leser macht, so liegt das Ergreifende in der Thatsache selbst, denn Seneca sagt: „Ita affecti sumus, ut nihil aeque magnam apud nos admirationem occupet quam homo fortiter miser."

Unter den auf die Geschichte früherer Jahrhunderte bezüglichen neuesten Erscheinungen sei hier noch als besonders interessant hervorgehoben eine „Dissertation historique sur Jean I, roi de France et de Navarre" von dem bekannten Akademiker Monmerqué. Der König ist hierin in Bezug auf seine durch Familienwirren herbeigeführten auswärtigen Ver-

legenheiten betrachtet. Das Buch enthält merkwürdige Actenstücke und namentlich das Facsimile einer von Rienzi ausgestellten Charte, das Verhältniß des Königs zu Ungarn betreffend. Das Original dieser Charte, welches Veranlassung zur Abfassung der vorstehenden Dissertation gab, befindet sich im Besitze des Verlegers derselben, des durch seine originelle Bibliomanie bekannten alten Bouquinisten der rue Génégaud, Tabary. Wie seine unscheinbare, schmuzige Boutike kostbare antiquarische Schätze, so birgt seine unscheinbare, schmuzige Person, die übrigens in Deutschland und England eine gewisse Celebrität erlangt, schätzbare bibliographische und historische Kenntnisse. Sobald er in einem Besucher einen seiner Zuneigung würdigen Kenner zu entdecken glaubt, fällt er ihm mit Thränen der Freude um den Hals und schwört ihm mit Jugendfeuer ewige, unwandelbare Freundschaft. Diese unverdiente Ehre wurde auch mir zu Theil, als ich auf die Besichtigung des genannten merkwürdigen Pergaments ausging, und nöthigte mich nachher in das nächste Cabinet de toilette zu treten, um mich abbürsten zu lassen. Was die Arbeit selbst betrifft, so überhebt mich der bekannte Name des Verf. einer speciellen Beurtheilung derselben. Jedes neue Werk rechtfertigt und bestätigt seinen auf legitime Weise erworbenen Ruf. An diese Dissertation schließt sich eine von Amédée Boudin publicirte „Notice sur Charles d'Este, duc de Brunswick", die, als eine historische Curiosität betrachtet, nicht ohne Interesse für Fachmänner ist.

Die Erben des verstorbenen Hrn. Daunou, welcher Professor der Geschichte am Collége de France und, vor Hrn. Mignet, Secrétaire perpétuel de l'Académie des inscriptions et belles-lettres, wie auch Garde des archives du royaume war, geben seine nachgelassenen Manuscripte unter dem Titel „Cours d'études historiques" soeben heraus und überliefern dem Publicum damit die Früchte der langjährigen gründlichen Studien eines der anerkannt tüchtigsten Historikers Frankreichs.

Gleichzeitig mit dem Originalwerke erscheint eine treffliche Übersetzung der Universalgeschichte von Cesar Cantu. Der Verf. ist bekannt, und die Übersetzer haben seiner Arbeit durch ihre Übertragung nicht geschadet. Sie sind der ehemalige Deputirte Arour und Leopardi. Der letztere Name hat in der italienischen Literatur, namentlich im Gebiete der Philologie, schon einen guten Klang. Dieser Leopardi ist auch bereits literarisch bekannt. Namentlich erschien von ihm kürzlich eine Übersetzung des Buchs „Delle speranze d'Italia" von Cesare Balbo, die er mit einem auch für unsere deutschen Zustände sehr beherzigenswerthen Vorworte, betitelt „De l'inité nationale de l'Italie", versehen. Cantu arbeitet noch an der Beendigung seines Werkes, und die Übersetzer bemühen sich, ihm auf dem Fuße zu folgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Andenken an die 3te Versammlung der deutschen Architekten und Ingenieure zu Prag im Jahre 1844. Prag. 8. 20 Ngr.

Behram-Gur und die russische Fürstentochter. Muhammed Niszamiu-d-din, dem Gendscher, nachgebildet und durch kritisch-philologische Anmerkungen erläutert von *F. v. Erdmann*, dem Ludwigsluster. 2te Auflage. Kasan 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Bericht über die wunderbaren Heilungen, welche sich zur Zeit der Ausstellung des heiligen Rockes ꝛc. an 11 frommen Pilgern ereignet. Luxemburg 1844. 8. 4 Ngr.

Hesse, C. A., Gedichte. 1ster Theil. Berlin, Logier. 8. 25 Ngr.

Hillebrand, J., Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, besonders seit Lessing, bis auf die Gegenwart, historisch und ästhetisch kritisch dargestellt. 1ster Theil. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Hommer, J. v., Geschichte des heiligen Rockes unseres Heilandes, bei Gelegenheit der Jubelfeier des Hrn. Weihbischofs Dr. Günther im Jahre 1834 verfaßt. Trier, Gall. 1844. 8. 5 Ngr.

Jesuitenbüchlein. 2te Auflage. Leipzig, Reclam jun. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Koenig, H., Eine Fahrt nach Ostende. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 2 Thlr.

Liederbuch der Alma Albertina. Königsberg, Universitätsbuchhandlung. Gr. 16. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Maier, Die erste Rabbiner-Versammlung und ihre Gegner. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Maret, H. L. C., Christliche Theodicee, oder Vergleichung des christlichen und rationalistischen Begriffes von Gott. Aus dem Französischen übersetzt und mit einem Vorworte begleitet von J. N. Dischinger. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Michelet, J., Der katholische Priester in seiner Stellung zum Weibe und zur Familie. Aus dem Französischen von L. Eichler. Leipzig, Michelsen. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Der Papst, die Bischöfe und der Übergang zu einer allgemeinen Kirche. 2te Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 9 Ngr.

Pfizer, P. A., Das Vaterland. Aus der Schrift: „Gedanken über Recht, Staat und Kirche" besonders abgedruckt und mit Zusätzen und Anmerkungen begleitet. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Phantasie-Inquisition. Über das Verhältniß der Mittheilungen des Hrn. Theod. v. Kobbe zu den Werken eines gewissen Hrn. v. Münchhausen. Bremen, Kaiser. Gr. 8. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Prescott, W. H., Geschichte der Eroberung von Mexico mit einer einleitenden Übersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 6 Thlr.

Remlinger, G., Betrachtungen über das Sendschreiben von Joh. Ronge. 2te Auflage. Koblenz, Reiff. 16. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Rintel, C. G. R., O'Connell's Proceß. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 10 Ngr.

Ronge (Johannes) und der heilige Rock. Ein Beitrag zur Geschichte des 19. Jahrhunderts. Arnstadt, Meinhardt. 1844. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Ronge (Johannes) und seine Irrthümer. Münster, Theissing. 1844. Gr. 8. $1\frac{1}{4}$ Ngr.

Roos, M. F., Christliche Glaubenslehre für diejenigen, welche sich zur gegenwärtigen Zeit nicht mit mancherlei und fremden Lehren umtreiben lassen wollen, nach der heiligen Schrift verfertiget. 2te Auflage mit einer Vorrede von Dr. Beck. Tübingen, Fues. Gr. 8. $11\frac{1}{4}$ Ngr.

Schelling und die Theologie. Berlin, Schultze. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Schopenhauer, Adele, Anna. Ein Roman aus der nächsten Vergangenheit. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 12. 3 Thlr.

Silvester, E., Über den Cölnischen Carneval, ein Neujahrswort an die Bürger von Köln. Köln, J. und W. Boisserée. 8. 4 Ngr.

Struve, G. v., Handbuch der Phrenologie. Mit Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Vischer, F., Akademische Rede, zum Antritt des Ordinariats am 21. November 1844 zu Tübingen gehalten. Tübingen, Buchhandlung Zu-Guttenberg. Gr. Lex.-8. $11\frac{1}{4}$ Ngr.

Weil, G., Biblische Legenden der Muselmänner. Aus arabischen Quellen zusammengetragen und mit jüdischen Sagen verglichen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 88. —— 29. März 1845.

Dramatische Literatur des Jahres 1844.

Erster Artikel.

1. Kaiser Heinrich IV. Drama von Fr. Rückert. Erster Theil: Des Kaisers Krönung. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1844. Gr. 12. 1 Thlr.

Die Wendung, welche der berühmte Lyriker, wie es scheint in einer Art von Überdruß an der subjectiven Poesie, gegen das historische Drama als objectiven und schwerer ins Gewicht fallenden poetischen Stoff gemacht hat, ist in mehr als einer Beziehung eine interessante Erscheinung. Im „Herodes dem Großen" haben wir schon das neue und eigenthümliche Talent hervorzuheben gehabt und die schönen poetischen Kräfte anerkannt, welche Rückert diesem neuen Gebiete zubringt; wir haben uns aber auch zu den Stimmen zählen müssen, welche in dieser Wendung etwas Gewaltsames und Unfreiwilliges erblickt und die Ansicht aufgestellt haben, daß der eigentliche Naturberuf Rückert's eine andere als die dramatische Form erheische. Es hat uns zu viel vom eigenen Willen, zu wenig Hingebung an den Stoff, zu viel Absicht, zu wenig freies Schaffen, zu viel Kunst, zu wenig Unwillkürliches, Nothwendiges in den dramatischen Schöpfungen Rückert's hervorzutreten geschienen, und wir haben sie mehr für einen Act des Willens als des freien Berufs halten müssen. Das Drama „Kaiser Heinrich IV." erscheint zu rechter Zeit, um diese unsere Überzeugung an ihm zu prüfen, sie zu verstärken oder zu widerlegen.

Solang die Erscheinung des Königs Heinrich und seiner treuen Bertha von Susa, die etwas von einer Genoveva an sich trägt, in dem sanften Elemente einer zum Mitleid stimmenden Verlassenheit und Unterdrückung sich bewegt, solang die rührende Treue einiger Weniger, des Knechts Kuno und der Kunigunde, Anselmo und Beata, und deren Liebe und Anhänglichkeit an das verlassene Königspaar den Stoff des Dramas ausmachen, lesen wir darin mit Entzücken. Auch da noch, wo im zweiten Act die schwerste Prüfung König Heinrich's beginnt, wo er sich anschickt, vor dem übermüthigen Gegner Gregor im Schloß Canossa, als ein Reuiger, ein Bittender, ein von der Last eigener Verschuldung Erdrückter zu erscheinen, wo er von allen seinen Treuen Abschied nimmt, allen Beistand und alle Begleitung verschmäht, allein, völlig verlassen, einsam an die Pforten der Burg Canossa, in der sein Besieger thront, klopft, auch da noch sind wir hingerissen von den Tönen der Wehmuth, mit welchen der Dichter an unser Herz schlägt, von den tiefen Farben, mit welchen er ein seltenes Bild irdischen Unbestandes und menschlicher Verlassenheit vor uns hinstellt, das uns erschüttert und reinigt.

Mit dem dritten Act aber beginnt die eigentliche dramatische Bewegung der Handlung. König Heinrich findet sich zurecht aus seiner unfürstlichen Zerknirschung und Selbstanklage, sein angeerbter Muth erwacht, sein Widerstand wird rege; er bietet dem allmächtigen Gegner von neuem die Stirn. Hier nun verschwindet der Dichter, nichts bleibt von ihm übrig als ein Geist, der, mühsam und kümmerlich, selbst ohne Lust an seinem Stoff, ohne Freude und nur aus Nothwendigkeit, das angefangene Gemälde fortführt und zu Ende bringt.

Was haben wir anders hieraus zu schließen als daß Rückert, so lange sich sein Stoff in dem lyrischen Elemente subjectiver Stimmungen bewegte, den Dichter verlautbarte, daß ihn aber freie Gestaltung, Intuition, Kunstberuf da verließen, wo es darauf ankam, den Geist äußerlicher Ereignisse, das Wesen dramatischer Vorgänge, kurz eine eigentlich-dramatische Handlung vor uns hinzustellen. Wir möchten den Dichter gern auf sein eigenes poetisches Gewissen fragen, ob wir unrecht haben? Er steht hoch genug, um sich selbst zu erkennen und sich selbst zu meistern. Kann er gegen uns behaupten, sich vom dritten Acte seines Dramas ab noch ebenso poetisch angeregt, so frei und befriedigt gefühlt zu haben wie in den beiden ersten Acten seines Gedichts, so wollen wir unrecht haben. Doch nein — die Kritik steht über dem Gefühl, und sie muß die drei letzten Acte des Dramas für verfehlt bezeichnen. Scene an Scene gereiht, witzige, spitze und wortspielende Dialoge, ohne einen erkennbaren innern Zusammenhang, blos darum aneinander gereiht, um die Begebenheit zu Ende zu bringen, stellen kein Drama dar. Wo aber wäre in diesen Schlachtscenen bei Melrichstadt und vor Rom, wo in den Gesprächen der Legaten, der Sachsen, der Lombarden der verknüpfende Faden einer dramatischen Handlung, die nothwendige Einheit des Gedankens, die gemeinsame Wirkung auf ein dramatisches Ziel hin anzutreffen, ohne welche das Drama nicht besteht? Wir sehen nichts als Ereignisse und einen Mann, der von ihnen geleitet, endlich in Rom zum Kaiser gekrönt wird; eine Handlung findet sich nirgend. Wir sehen, vielleicht mit einiger Befriedigung, den gemeinen Hildebrand vor seinem glücklichen Gegner aus Rom fliehen, indem er ihm abgehend seinen Fluch zurückläßt, wir vernehmen in der Peterskirche den frommen Gesang:

> Leset aus der Gnade Buch,
> Daß an Gottes Segen,
> Nicht an seinem Fluch,
> Alles ist gelegen.

obgleich dieser Gesang nicht eben römisch und vaticanisch zu nennen ist; allein Gottfried von Bouillon's Tapferkeit, nicht eine innere Nothwendigkeit der dargestellten Dinge und Menschen, brachte diesen erfreulichen Erfolg hervor.

Wir können hiermit unsere Kritik des Dramas schließen. Der poetische Genuß, der durch die zwei ersten Acte, die mit dem feinsten dichterischen Blütenstaub überschüttet sind, gewährt wird, muß für die Nüchternheit schadlos halten, welche aus den spätern Acten uns anweht. Es ist endlich klar, daß der Dichter hier einbüßte, was ihn so lange begeisterte, den ihm zusagenden Stoff.

Wir hätten es hiernach noch mit den einzelnen Bemerkungen zu thun, zu welchen dieser abermalige Versuch Rückert's Anlaß bietet. Wortspiele sind stets eine Frucht geistiger Kälte;

Rückert läßt sich die Gelegenheit zu solchen niemals entgehen, ohne daß wir finden könnten, daß ihre Wirkung gut sei. Umsonst beruft er sich hierauf auf Calderon's und Shakspeare's Beispiel, in deren Gewebe ein Einschlag paßte, den wir bei ihm durchaus unpassend finden müssen. In den Gesprächen der Sachsen und lombardischen Krieger mögen solche Wortspiele noch hingehen; bei ernsten Cardinälen und Kirchenfürsten macht es einen stauenden Eindruck Stellen wie die folgende zu lesen:

Abt Bernhard.

Wißt Ihr so eigentlich, wozu man uns
Hierher geschickt hat?

Cardinal.

. . . Ja, um Ja zu sagen,
Das nöthigenfalls als „Nein" sich deuten läßt.

Abt.

Ein Ja, das Ja und Nein zugleich bedeutet,
In welcher Sprache gibt es solch ein Ja?

Cardinal.

In jeder; ganz aus solchen Jas besteht
Die Sprache geistlicher Diplomatie.

Abt.

Laßt das die Laien hören!

Cardinal.

. . . . Laßt sie's hören!
So machen wir geschwind ein Ja zu Nein;
Dann ist es ja, als ob sie nichts gehört.

Es gibt aber noch schlimmere Sachen. Setzen wir aber solcher dürren Trockenheit die warmen schönen Scenen entgegen, wo Kuno und seine Genossen den in einer Laubhütte schlummernden König auf treuen Armen über die eisbedeckten Alpen tragen, oder den gedankenschweren Monolog König Heinrich's vor der Pforte der Burg Canossa, oder die Scene der Trennung von Bertha bei dem schweren Gange vor seinen Gegner, so erkennen wir den Dichter, der alle Tiefen unserer Seele aufzuregen und dann wieder sanft zu beruhigen weiß. Es ist ein schönes Bild einer sturmgebeugten, ihre ursprüngliche Kraft und Überzeugung verleugnenden Mannesseele, das der Verf. in den beiden ersten Acten seines Dramas vor uns aufrollt und für das wir ihm danken, ist es ihm auch nicht gelungen, das Bild bis zu einem Abschluß zu bringen, der die Kritik befriedigt. Rückert aber bleibt, auch wo er fehlt, ein Dichter!

2. Die große Fibel, in zwei dramatischen Dichtungen. Von Karl Hugo. Zweite Auflage. Wien, Kaulfuß Witwe. 1844. Lex.-8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Es ist ein eigenthümliches Geschick der deutschen dramatischen Technik, fortwährend zwischen zwei äußersten Grenzen auf und niederzuschweben, ein Geschick, das sich nur aus ihrer schrankenlosen Freiheit erklärt. Hat das blos thatsächliche Element des Dramas bei uns eine Zeit lang die Oberhand behauptet, so tritt gewiß und regelmäßig eine Epoche ein, wo das philosophische, allegorische oder Gedankendrama sich geltend macht, das dann wieder, nach kurzer Herrschaft, sein Scepter an das thatsächliche Drama abzutreten genöthigt ist. Vorzüglich pflegt Östreich an philosophischen Dramen ergiebig zu sein, vielleicht blos deshalb, weil das historische Drama dort auf eigenthümliche Schranken trifft, vielleicht auch, weil die sanfte und milde Region der Poesie, der es angehört, der Geistesruhe jener Bevölkerung mehr zusagt als die Darstellung der kühnen That und der erschütternden Begebenheit. Immer aber wird zugestanden werden müssen, daß das allegorische Drama die eigentliche dramatische Aufgabe ungelöst läßt und gewissermaßen neben ihr hergeht.

Solcher allegorisch-poetischer Dramen, deren Ziel nicht auf eine dichterische Wiedergeburt des Wirklichen, sondern auf die Darstellung eines Axioms gerichtet ist, erhalten wir hier zwei auf einmal; treffliche Arbeiten an sich, ausgestattet mit einer Fülle schöner Bilder und poetischer Anschauungen, aber doch eigentlich umgekehrte Dramen, denn im Drama soll die Lehre aus der Begebenheit hervorwachsen, hier aber ist die Begebenheit nur dazu da, die Lehre zu versinnlichen. Nach ihrem Motto haben sie vor:

Im Buch des Herzens Räthsel zu lösen.

Unstreitig eine schöne Aufgabe; allein sie bilden sich erst die Herzen nach ihrem Bedarf und lösen dann seine Räthsel, was weit leichter ist als das räthselhafte wirkliche Menschenherz zu deuten. Calderon's „Leben ein Traum" und Halm's „Sohn der Wildniß" gehen auf dasselbe Ziel aus, und so ist es natürlich, daß auch von beiden Dramen viel in den Stücken der „Großen Fibel" angetroffen wird. Der Dichter hätte ein zweiter Shakspeare sein müssen, hätte er diese Begegnung vermeiden wollen. Indessen ist er ein achtbarer Poet, der seine Schule hinter sich hat und mit dichterischen Gedanken und Bildern frei schaltet, ohne uns gerade außer uns zu versetzen.

Das erste Drama: „Das Schauspiel der Welt", hat eine großartige Anlage und treffliche Durchführung neben einer Fabel, die ein mäßiges Interesse wach erhält, und die nicht so völlig in der Luft schwebt, wie dies bei Dichtungen dieser Art meistens der Fall ist. Treffliche Gedankenpfeile sind besonders in der Rolle des königlichen Narren niedergelegt, dessen ganze Gestalt durchaus poetisch ist. Das Stück Menschenerziehung, das in Sancho, dem Sigismund und Ingomar des Dramas dargestellt wird, ist durchaus zu loben; ja, wir begegnen hier selbst geringern Sprüngen als bei seinen Vorbildern der Fall ist, indem er von der rohen Naturkraft zum zarten Geist der Liebe hinübergeführt wird. Auch die Hofleute und die Hofkunst ist geistreich dargestellt und die poetische Gerechtigkeit gegen Schufte und Dummköpfe ist gut gewahrt. In Fräulein Dulze ist Alles niedergelegt, was einer weiblichen Seele zum Schmuck gereicht; im König Ordogno aber findet sich das wankende und fehlende menschliche Wollen und Urtheilen dargestellt und die Wirkung des Ganzen ist, bei geistvoller und feiner Diction und fließendem Verse, ungemein angenehm. Genuß oder Weisheit, das ist die große Frage des Stücks, und sie wird zufriedenstellend für diese und jene Foderung gelöst.

Das zweite Stück: „Der Stein der Weisen", ist nicht minder lobwürdig, obgleich in seiner Anlage weniger lebhaft und mit etwas vordringendem didaktischen Element.

Den Stein der Weisen zu ergründen
Mußt du erst dich in dir selbst finden.

ist der Grundgedanke des Stücks. Es schließt sich dem ersten Drama an; Sancho ist nun König und hat wieder einen Sohn Ordogno, der in anderer Art über die Grenzlinie der schönen Menschlichkeit hinausschweift als der Vater selbst in seiner Jugend. Zwanzig Jahre trennen die erste von der zweiten Begebenheit, welche beweisen soll:

Das Herz der Sanftmuth — sei der Stein der Weisen.

Das Drama ist in der Form minder ausgearbeitet als das erste und erinnert stellenweise an die Lehren der „Zauberflöte". Vielleicht ist es auch dem Leser zu viel zugemuthet, zwei so verwandte Stücke auf einmal zu genießen; denn jeglich Ding, also auch die Weisheit, will seine Weile haben.

Es fällt uns jedoch schwer, gegen eine Arbeit von so löblicher Tendenz und so reich an guten und zweimal zu lesenden Stellen etwas zu sagen, die in gewissen Seelenstimmungen als eine treffliche Seelenarznei empfohlen werden muß. Wir schließen daher mit einer unverhohlenen Anerkennung des Verf. als eines ernsthaften und geistreichen Poeten, der nur in eine gewisse ganz bestimmte Lebensauffassung etwas allzu tief befangen zu sein scheint, um den durchaus freien Geist der Poesie, dem jede Form zu seiner eigenen Manifestirung dienen muß, immer Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sein Buch wird namentlich von Frauen, denen die Schönheit der Poesie in etwas knapperer Gestalt erscheint als dem männlichen Geiste, mit Entzücken gelesen werden, worauf er denn auch durch die Verherrlichung der weiblichen Gemüthswelt ein entschiedenes An-

recht hat. Als Correctiv gegen dramatische Ausartungen mancherlei Art sind Arbeiten wie „Die große Fibel" ist, nicht genug zu würdigen.

3. Assur. Eine Episode aus der sündflutlichen Zeit. Von Rich. Franke. Leipzig, Weidmann. 1844. 12. 15 Ngr.

Wie viel schöne poetische Kräfte regen sich doch in unserm lieben Vaterlande! Wie viele ackert die Pflugschar der Zeit jährlich unter, denen man Blüte und Gedeihen wünschen möchte! Wie viel einzelne Blüten sprossen empor, ohne einen Fruchtkern zu hinterlassen, mit dem sie in eine spätere Zeit hinüberreichten.

Die kleine vorzügliche Arbeit, welche uns hier geboten wird, rief diesen fast wehmüthigen Gedanken in dem Ref. recht lebhaft auf. Eine Leistung, auf die in Lessing's und Gerstenberg's Zeit ganz Deutschland unstreitig mit stolzem Erstaunen geblickt haben würde und die jetzt wahrscheinlich unbekannt, ungewürdigt von der nächsten Flutwelle der poetischen Strömung, die mit dem Monde wiederkehrt, für immer begraben sein wird! Es liegt etwas Trostloses in diesem Gedanken. Nun denn, so mag sie wenigstens einen Augenblick gelten!

Der Verf. dieses reizenden Gedichts hat einen schönen Vorwurf erwählt. König Assur ist ihm ein Repräsentant des „wollenden" Menschengeistes, der sich selbst ein Ziel setzt; der Patriarch Noah, ihm gegenüber, stellt den Geist dar, der sich in den geglaubten Willen des Schöpfers aufgehen läßt, der keinen Willen hat außer ihm. Der Kampf zwischen Beiden ist ein solcher, wie ihn Jeder von uns in sich selbst vorgehen sieht; der Unterwürfige aber siegt, eben durch seine Unterwerfung. Dies ist der Sinn der trefflichen Arbeit. Freilich ist der Standpunkt nicht der des Faust oder des Manfred; aber wenn auch minder frei, so ist er doch ein hochpoetischer. Assur, mit Sieg, Ruhm und Vergötterung nicht zufrieden, will die Menschheit zur Liebe zwingen. Er zwingt jedoch nur ein Herz, Leila, Noah's Lieblingstochter. So enden wir Alle, wir umfassen die Welt, aber sie entringt sich uns und glücklich Der, der mit dem Siege über ein Herz endet. Die Scenen, in welchen dies geschieht, sind von classischer Schönheit, unübertrefflich zart, reizend, lieblich. Die Dialektik Assur's ist scharf und steht ihm gut, z. B.:

Leila.

Ihr handelt nicht, wie Gott befiehlt.

Assur.

Was ist
Sein Wille? Weil er uns geschaffen, halten
Wir „Leben" für die menschliche Bestimmung.
Ihr sollt erst leben, wenn ihr nicht mehr seid —
Ist das vernünftig?

Doch die verderbliche Flut, vor der nur Noah gewarnt ist, dessen Warnungen verachtet worden, steigt und steigt. Die furchtbare Anstrengung Assur's gegen das Verderben ist eitel; er flieht mit Leila auf die Platte des höchsten Thurms seiner Schöpfung. Umsonst. Noah ruft Leila zu sich; nach furchtbarem Kampfe bleibt sie treu; das Verderben erfaßt Beide; sie sterben vereint. Die Wirkung dieser mit einfachen, aber tiefen Zügen gezeichneten Scenen ist großartig; die Kritik kann hier nur anerkennen. Leila sinkt; Assur ruft Kain und die Dämonen an; er droht:

Gott! Gott! Jetzt rief' ich dich zum Kampf heraus!
Jetzt rängen wir um deine Erde; Sonnen
Riss' ich herunter, daß die Flut verdampfte,
Und schleuderte sie gegen deinen Himmel —
Ich oder du —

Da zerschmettert ihn ein Blitzschlag.

Wir wollen noch anführen, daß uns kein Gemälde in Farben oder Worten bekannt ist, durch alle Literaturen, das mit so erschütternden Zügen Scenen der Sündflut malte wie das des Verf. Es fehlt der Raum zu Citaten; aber es ist in diesen Scenen etwas Außerordentliches geleistet, das unser Augenmerk nothwendig an den Verf. derselben heften muß. Und dies schöne Gemälde der Sündflut ist nun bestimmt, selbst in einer andern Sündflut unterzugehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über einige neuere Erscheinungen der französischen historischen Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 87.)

Rücken wir nun, was den Gegenstand der zu besprechenden Werke betrifft, der neuern Zeit näher, so verdient unter den umfassendern Geschichtswerken außerfranzösischen Inhalts eine besonders rühmliche Erwähnung die „Histoire de l'empire ottoman" von dem Baron Juchereau de Saint-Denys (4 Bde.). Der Verf., der einst selbst in der Türkei die Stellung eines Directeur du génie militaire einnahm und später, 1828, französischer bevollmächtigter Minister in Griechenland war, hat bereits 1819 ein später allgemein gewürdigtes „Historisches Tableau der Revolutionen von Konstantinopel in den Jahren 1807 und 1808" herausgegeben, in welchem er den letzten Triumph der Janitscharen und den Untergang der Sultane Selim III., Mustapha IV. und des Großveziers Mustapha Bairaktar trefflich darstellte. Dieses jetzige Werk umfaßt die Geschichte der Türkei von 1792—1844. Es beginnt, nach Napoleon's Vorschrift, mit einem Tableau raisonné et détaillé aller Provinzen des Reiches, mit Einschluß Griechenlands. Dann folgt die eigentliche historische Darstellung, die Klarheit mit Eleganz verbindet, Leichtigkeit und Präcision vereinigt. Namentlich ist die verwickelte orientalische Frage, in welcher Syrien der Zankapfel zwischen Ägypten und der Türkei wurde, mit einer Besonnenheit, mit einer Berücksichtigung aller gleichzeitig mitwirkenden Umstände und vorzugsweise mit einem sichtlichen Streben nach Unparteilichkeit behandelt, die sich besonders aller den Franzosen so oft entschlüpfenden unbegründeten Ausfälle gegen England enthält, daß dem Leser sich unwillkürlich eine gleiche Achtung vor dem Talente und vor dem Charakter des Verf. aufdrängt. Mehemed-Ali und Ibrahim-Pascha sind meisterhaft portraitirt. Durch das ganze Werk weht ein orientalischer Hauch. Man fühlt es, daß der Darsteller mit den Verhältnissen, die er beschreibt, vertraut ist, daß er mit der Atmosphäre auch die Sitten und den Charakter des Volkes, das er zeichnet, eingesogen. Er schließt sein anziehendes und unterrichtendes Werk mit der Begründung der Ansicht, daß die Erhaltung der Türkei eine Nothwendigkeit für Europa sei, und in der Überzeugung, daß diese Meinung allmälig um sich greifen und zur Herrschaft gelangen werde, gibt er die geeignetsten Mittel an, den seit so lange schon prophezeiten Untergang des osmanischen Reichs in unabsehbare Ferne hinauszurücken und endlich ganz aus den Grenzen der vernünftigen Denkbarkeit zu entfernen. Einen Anhang bilden einige kurze, aber treffende Bemerkungen über die Moldau und Walachei. Die hinzugefügten Karten scheinen sauber und gut gezeichnet zu sein.

Diesem Werke zur Seite steht das vor kurzem veröffentlichte Buch: „L'Inde sous la domination anglaise", von dem Baron Barchou v. Penhoen (2 Bde.). Dasselbe ist als eine Fortsetzung der im J. 1841 von demselben Verf. publicirten „Histoire de la conquête de l'Inde par l'Angleterre" (6 Bde.) anzusehen, welche Anerkennung gefunden hat und jetzt wieder in einer neuen Auflage erschienen ist. Die hier zu besprechende Fortführung desselben Gegenstandes steht ihrer Natur nach auf einem unsicherern Boden als die rein historische Darstellung in dem ersten Werke. Der Stoff an sich schon ist höchst complicirt, beweglich und in verschiedenen Farben schillernd. Er verändert sich täglich und mag sich daher den ruhigsten Händen nur schwer fügen, um wie viel weniger denen eines lebhaften, leidenschaftlichen Franzosen bei der jetzigen, gegenseitig gereizten Stimmung zwischen Frankreich und England. Ich will hiermit das Verdienst des Verf. nicht verkleinern, sondern im

Gegentheil die Schwierigkeiten, die er bei Abfassung seines Buchs zu überwinden hatte, ins Licht stellen. Wo ihm dieses nicht gelungen, da offenbaren sich die entsprechenden Mängel in seiner Arbeit. Je größer jene waren, desto weniger fallen ihm diese zur Last. Wo sich der Verf. auf Mittheilung der Facta beschränkt, gibt er seinem Buche einen historischen Werth; so lange er sich im Gebiete der einfachen Erzählung bewegt, entfaltet er sogar ein gewisses sprachliches Talent; wenn er sich jedoch in das Raisonnement wagt, wenn er deduciren will, so ergreift ihn die Leidenschaft des Antianglicanismus, und Darstellungstalent, Logik, ja sogar sein Gedächtniß lassen ihn dann im Stiche. Gelungen ist es dagegen dem Autor, den Leser in die indischen Sitten einzuführen, ihm den Conflict derselben mit der europäischen Civilisation und Politik fühlbar zu machen und ihm die Folgen solchen Conflicts für England und ganz Europa deutlich vors Auge zu führen. Der Hintergrund des ganzen Gemäldes ist ebenfalls gut gezeichnet. Er wird durch Rußland gebildet, seine Stellung zu Europa im Allgemeinen und zu England insbesondere. Ein Zusammentreffen beider Mächte in diesem Handelscentrum wird als nahebevorstehend geschildert. Nach einer ergreifenden Darstellung der Leiden, in welchen die armen Indier schmachten, gibt der Verf. die Mittel an, die seiner Ansicht nach in Englands Macht ständen, um dieselben zu lindern, und hier geräth er in offenen Widerspruch mit den von den heutigen Socialisten vertretenen Principien, deren Unhaltbarkeit er durch Facta darthun zu wollen scheint. Abwesenheit des persönlichen Eigenthums ist, so glaubt er, die Hauptquelle der Leiden des unglücklichen Volks. Er schlägt deshalb seine Einführung vor, wie auch die Erneuerung der alten zerstörten Dorfinstitutionen, und endlich die Verwandlung eines Theiles der Grundsteuer in indirecte Steuer. Doch scheint er selbst zu der Wirksamkeit seiner Mittel kein großes Vertrauen zu haben, denn er schließt mit der Versicherung, daß die englische Macht nichtsdestoweniger in Indien untergehen müsse, und er ist von der Wahrheit dieser Behauptung so durchdrungen, daß er, als guter Nachbar, den Engländern im Vertrauen sagt, auf welche Weise sie sich am besten auf dieses unvermeidliche Schicksal vorzubereiten hätten, denn halten könnten sie sich nur durch Unmenschlichkeiten oder durch Glücksfälle, die außer dem Bereiche menschlicher Berechnung lägen. Die Engländer werden ihm wahrscheinlich darauf antworten:

Vincasi per fortuna o per inganno,
Il vincer sempre fù laudabil cosa.

China gehört, wie Indien, heute in das Bereich der Tagesdebatte. Noch vor kurzer Zeit wußte man von diesem Wunderlande in Frankreich gar nichts. Seit jedoch englische Kugeln in die ewige Mauer des Himmlischen Reichs Bresche geschossen, und seit auch die Franzosen durch dieselbe leichtfüßig hindurchgeschlüpft sind, existiren keine Geheimnisse mehr, Alles ist verrathen, das Reich der Mitte selbst ist Domaine public geworden, Kunst und Literatur fallen darüber her und beuten es aus. In England erscheint sogleich: „China illustrated: its scenery, architecture, social habits", das die „Times" angepriesen hat. Die hierzu von Allom gefertigten Zeichnungen und Platten kauft in Paris Hr. Pellé, der Verf. eines Buches über Konstantinopel und einer Geschichte von England, schreibt dazu, wie er behauptet in Verbindung mit zwei chinesischen Literaten, einen besondern historischen Text, nebst einer Darstellung der chinesischen Sitten, Gebräuche, Costume, Künste und Industrie, und nennt es „Histoire de l'empire chinois depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours par Clément Pellé". Ähnlich macht es Hr. J. F. Gérard, er nennt sein Buch: „Vues pittoresques de l'Inde, de la Chine et des Bords de la mer rouge"; nur sind bei ihm die 60 Bilder die Hauptsache, denen er seinen hinzugefügten historischen Text unterordnet. Wenn man in England unter dem Titel „Chinese repository" ein Journal gründet, in dessen Spalten alles auf dieses Reich Bezügliche ernsthaft einregistrirt wird, so benutzt dagegen in Frankreich Old Nick, einer der sogenannten „pittoresken" pariser Autoren, alles vorhandene Material dazu, um daraus ein „pittoreskes" Buch zusammenzustellen, ein Buch, das unterhalten und durch Zwerchfellerschütterung die Verdauung befördern soll. So ist die neue französische Literatur allerdings gesund, aber im medicinischen Sinne. Old Nick, bekannt durch sein Buch „Les petites misères de la vie", nennt diese seine Schrift: „La Chine ouverte, ou aventures d'un Fan Kouei dans le pays de Tsin." Der Maler August Borget, der kürzlich aus China zurückgekehrt ist, hat sie mit hübschen und geistreichen Illustrationen versehen. Der Stil und die Schreibweise des Verf. gehört etwas der Schule Jules Janin's an: zu leicht, zu locker, zu leer! Das Beste in dem Buche ist die Färbung. Wenn der Leser auch nur barocke und bizarre Gestalten sieht, so sieht er sie doch unter chinesischem Himmel, und wenn ihm auch sonderbare und unwahrscheinliche Situationen vorgeführt werden, so spielen die Scenen doch in chinesischer Luft. Das Buch beginnt mit der Correspondenz des Murphy-Dermot, Gehülfe des englischen Arztes Parker, an Patrick O'Donovan, — einleitender Schnickschnack! Dann folgt die Reise des Studenten Ping-Si, welche ein Bild von dem ganzen Reiche geben soll. Der nächstfolgende Abschnitt: „Die Studien des Sicou-Tsai", behandelt China in literarischer und wissenschaftlicher Beziehung. Der letzte endlich: „Der Fan-Kouei in Pe-King", beschäftigt sich vornehmlich mit der Hauptstadt des Reichs. Sogar der Jugend bemüht man sich seine Kenntnisse über China mitzutheilen. Ch. Richomme hat für dieselbe eine kurze Geschichte von China geschrieben und, um sie auf angenehme Weise mit dessen Sitten und Gebräuchen bekannt zu machen, eine Anzahl chinesischer Erzählungen hinzugefügt. Dies ist, wie ich glaube, das beste neuere französische Buch über China, das in Paris erschienen. Es ist einfach geschrieben und frei von den Übertreibungen und Lächerlichkeiten, welche durch die englischen Gesandschaftsberichte nach Frankreich gebracht waren und dort Glauben erlangt hatten. Um sich einen Begriff davon zu machen, darf man nur die beiden Bücher lesen, welche die Gesandschaftsreise des Lord Amherst nach China hervorrief. Das eine ist von dem Gesandschaftssecretair Hrn. Ellis geschrieben und von Macarthy ins Französische übersetzt; das andere von John Mac-Leod, dem Schiffsarzt der Alceste, commandirt vom Capitain Maxwell, welche das Gesandtschaftspersonal hinübertrug. Das letztere ist von Charles Auguste Def ins Französische übertragen.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Gabriel Briel, Clericus regularis zu Rom (gest. 1495), erklärte die „Ethik" des Aristoteles auf der Kanzel und pflegte von der Erzeugung des göttlichen Sohnes und dem Ausgehen des Heiligen Geistes zu sagen:

Quit sit *nasci*? quid *processus*?
Me nescire sum professus.

Die Psalmen aber, meinte er, könne man allenthalben singen, bei Tische, im Bette, im Zimmer, auf dem Markte und selbst auf dem Abtritte. Denn, wenn der Teufel etwa überhaupt gegen das Gebet an letzterm Orte sich so vernehmen lasse: „Super latrinam non debes dicere Primam", so könne ihm sogleich entgegnet werden: „Quod vadit *supra*, do Deo, tibi quod cadit *infra*."

Vom Cardinal Richelieu, der als Cardinal den Purpur trug und der als Minister der Absicht, die königliche Autorität auf die höchste Stufe zu heben, jedes Opfer brachte, pflegte man zu sagen: er mache, daß Jedermann vor ihm davonlaufe. Das geschehe, meinte ein Gerichtsrath, in Folge der Bestimmungen des römischen Rechts: Panno rubro fugantur armenta.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 89. —— 30. März 1845.

Dramatische Literatur des Jahres 1844.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 88.)

4. Orla. Dramatische Dichtung. Zürich und Winterthur, Literarisches Comptoir. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dem deutschen Volke dedicirt und mit einer Widmung „An mein Volk" versehen, in der es unter Anderm heißt:

Auf, auf ihr Denker! Ungeschliffen (?)
Bleibt der Demant der Wissenschaft
So lang nicht euer Volk begriffen
Sein Selbst und seine Schöpferkraft.

Ihr aber, Dichter, ihr Propheten
Zum Volk nun fingt und sprechet wieder:
Seid Barden, Schlacht sei euer Beten
Und Siegsgesänge eure Lieder.

Von all diesem Gesange zum Volke, von all diesem Prophetenthum ist nun in der Dichtung selbst, die übrigens ihren Reiz hat, nichts anzutreffen. Die ganze Widmung steht mit der Dichtung nicht in dem geringsten Zusammenhang. Der Verf. schildert uns eine zugleich kräftige und schwärmerische Jünglingsnatur, eine Art Karl Moor, die durch ein schauerliches Ereigniß am Eingang des Lebens — Orla wird nämlich mit seiner todten Geliebten lebendig in ihren Sarg eingeschlossen — in eine wunderbare Geistesverwirrung geräth, nach hundert seltsamen Verwickelungen, in denen eine potenzirte Don Juan-Natur zum Vorschein kommt, zum Demagogenthum übergeht und zuletzt in dem bekannten Frankfurter Attentat sein Ende findet. Das Ganze, geistreich und erfindungskräftig, scheint zwar ohne rechten Plan von Scene zu Scene hingeschrieben zu sein, verräth jedoch überall nicht blos einen poetisch-angeregten, sondern auch einen denkenden und vielerfahrenen Geist, sodaß wir in Zweifel stehen, ob wir in dem Verf. einen Jüngling oder einen vielgewanderten Odysseus vor uns haben. Daß er dem frankfurter Ereigniß nicht fremd sei, möchte der Schluß seiner Dichtung und ihr Verlagsort wol deutlich machen.

Das Schlimme ist nur, daß zwischen dem Anfange und dem Ende seiner poetischen Leistung alle innere Verbindung fehlt, und zwischen den einzelnen Scenen, die so begebenheitsvoll sind, von nothwendigem Zusammenhange keine Rede ist. Alles darin ist Spiel des Zufalls in einer Überfülle von Situationen, bei der sich der Charakter des Dramas ganz verliert. Man kann bedauern, daß der Verf. nicht die Form des Byron'schen „Don Juan" für seinen Stoff erwählt hat; seine Arbeit würde unstreitig dabei gewonnen haben; für die dramatische Gestaltung lagen ihm offenbar zu viele Zwecke, zu viele Situationen und zu viele Charaktere zugleich vor. Namentlich ist die Frauenwelt fast in allen ihren Repräsentanten von ihm geschildert worden; aber freilich Alle so, daß zuletzt der Satz richtig bleibt: „Weib, dein Name ist Schwachheit!" Seine Emilien, Luisen, Ida, Anna, Amalien, Beata, wie verschieden auch ihrer Natur nach, zeigen sich am Ende Alle als gleich schwache Wesen, gegen Orla ohne Widerstandskraft. Seine Männer dagegen, Orla und Berthold, seinen andern Pol, seinen Todfeind daher, abgerechnet, sind sämmtlich Puppen. Klar an dieser oft unentwirrbaren Arbeit ist nur die Absicht des Verf., zu zeigen, was aus zwei Jünglingen wird, die ursprünglich eng verbunden, durch ihre verschiedenen Naturanlagen, der Eine zu großherziger Schwärmerei, der Andere zu kleinherziger Berechnung des Lebens hingeführt werden; der Eine, nach langem sündigen Genuß, zuletzt Weltenstürmer und Demagoge, der Andere, nach langer innerer Qual, Jesuit und Volksverräther. Zu einer ausführlichen Beurtheilung ist diese Dichtung hier zu umfangreich, auch würde sie bei ihrer innern Zersplitterung und ihrer Formlosigkeit durch nähere Kritik kaum gewinnen können; allein, daß wir Einzelnes darin mit Vergnügen und Antheil gelesen haben, wollen wir nicht verbergen. Namentlich ist das ganze Vorspiel besonnen und vielversprechend angelegt, und bereitet auf einen ernstern poetischen Genuß vor als wir ihn später antreffen. Es sind hier und auch später noch viele Körner der Weisheit ausgestreut, von denen nur zu bedauern ist, daß sie nicht gesammelter erscheinen, viel reiche Saat, der nur der Schnitter fehlt und die Scheuer. Gleich S. 7 sagt Orla's Erzieher Manuel seinem schwärmerischen Zöglinge ein schönes Wort:

Du aber bleib', mein Sohn, auch handelnd — Christ.
Es ist nicht leicht, denn solche Milde fodert
Ein kräftiges Gemüth, und willst du ihrer
Einst mächtig werden, so darfst dem Leben
Dich nicht entziehen, verpuppt und abgeschlossen
In deiner Traumwelt dicht gewebter Hülle.
Nur wer in Wind und Wetter aufgewachsen
Darf kühnlich Wind und Wetter trotzen; nur
Wer mit dem Schmerz vertraut, darf ihn zu meistern hoffen.

Ein engerer, fest geschlossener Rahmen würde diesem achtungswerthen Gedicht einen größern Kunstwerth verliehen haben; die schrankenlose Form des „Faust" wird nur von den größten Geistern glücklich beherrscht; allein es ist immer befriedigender für die Kritik, es mit dem Überfluß zu thun zu haben als mit der Dürftigkeit und Dürre. Der Dichter des „Orla" hat keine Ursache, sich selbst aufzugeben.

5. Die Freunde. Trauerspiel in zwei Aufzügen, in freien Versen. Von Camillo Hell. Wien, Überreuter. 1844. Gr. 8.

Der Verf. bittet in seiner Widmung um strenge Kritik. Er lebt noch in der süßen Täuschung, als habe die Kritik Macht über das Schicksal der Poeten, als würden die Namen durch sie geschaffen, gehoben oder ausgelöscht. Das war einmal; jetzt ist es anders, und diese Macht ist in die Hand des Zufalls gegeben. Indessen mag der Verf. zufrieden sein, wenn die Kritik seinen guten Willen anerkennt: das Wesen des Dramas ist ihm zur Zeit noch Geheimniß. Ein Stück wie das hier gebotene kann nicht einmal die Erwartungen erfüllen,

die seine Widmung erweckt, noch weniger aber vor der von ihm herausgefoderten Kritik bestehen. Wir zweifeln selbst, ob es an solchen Fehlern leide, welche für die Zukunft Vorzüge zu werden versprechen, denn die Fabel ist trivial, der Gedanke gering und unbedeutend, die Sprache abgehört und mittelmäßig. Der Verf. wird daher wol sich resigniren mögen, kein Dichter zu sein und sein Adeptenthum aufzugeben.

6. Schauspiele von C. M. Winterling. (Poetische Werke. Erster Band.) Erlangen, Enke. 1844. Gr. 12. 1 Thlr.

Daß der Verf. in guten Vorbildern bewandert ist, zeigt jede seiner Arbeiten; er kennt seinen Shakspeare wie seinen Schiller, er lehnt sich hier an Calderon und dort an Goethe, und sofern aus solchem Wesen ein poetisches Werk hervorgehen kann, geht es bei ihm hervor. Eine eigene Welt der Poesie schließt er uns nicht auf; er sendet Pfeile aus, die nicht die seinen sind, und die schwere Kunst, die Seelen süß zu verwunden, ist ihm nicht gegeben. Wir lassen uns seine geschickte Fabel gefallen; hin und wieder nehmen wir auch Theil an seinen erfundenen Leiden und Freuden, wir sind sogar auch zufrieden mit der Art, wie er poetische Gerechtigkeit übt, die Schuld bestraft und die Tugend unterliegend Triumphe feiern läßt; aber zum Jubel der Seele, zu dem unwillkürlichen Ausruf: Seht — das ist schön! — zwingt er uns nicht. Dazu ist er zu bedächtig, zu redselig, zu sehr auf Geringfügigkeiten bedacht, mit einem Wort, zu wenig Dichter.

Sein Trauerspiel „Theodor und Euphrasia", in fünf Acten, erfüllt viele Bedingungen des Dramas; es fehlt ihm nicht an Handlung, obgleich diese meist äußerlich verläuft; selbst eine gewisse Größe der Begebenheit kann ihm nicht abgesprochen werden — und nichtsdestoweniger läßt uns diese Arbeit kalt. Warum? Wir sehen die Berechnung des Dichters, wir hören das Wirken seiner Maschinerie, wir erblicken Charaktere ohne Eigenthümlichkeit und vernehmen eine Rede ohne Concentration. Das ganze Gewebe ist gut, allein wir sehen es entstehen, und die Überraschung fehlt, die dem Kunstwerk Wirkung verleiht.

Die Tragikomödie „Markgraf Walther v. Saluzzo" dagegen ist gänzlich verfehlt. Der Verf. will Dinge schildern, von welchen ihm offenbar alle Kenntniß fehlt. Seine Satire gegen Hofleben und Hofintrigue ist ohne jede gesunde Anschauung; er malt wie der Blinde mit Farben, die er nicht unterscheidet.

Das Lustspiel „Die Colonie", in drei Acten, gehört dem leichtesten und unbedeutendsten Genre an und enthält nicht wenige mehr ärgerliche als lächerliche Albernheiten. Hiernach stellt sich denn das kritische Thermometer so ziemlich auf Null fest und weist höchstens auf einen schwachen Beruf zum gewöhnlichen Schauspiel, jenem Mitteldinge zwischen Tragödie und Komödie, dem eigene Geltung, wie es scheint, mit Recht bestritten wird.

7. Meisterwerke dramatischer Poesie. Herausgegeben von Otto Marbach. Zweites Bändchen: Der Reichthum von Aristophanes. Leipzig, Franke. 1844. 16. 15 Ngr.

Es gewährt einen ganz eigenthümlichen Genuß, mitten aus dem zum Theil wüsten und regellosen Treiben der dramatischen Jüngerschaft unserer Zeit plötzlich niederzutauchen in den Schacht des classischen Alterthums: ein Reiz, der ohne Zweifel auch die Quelle des Antheils und des Beifalls ist, den die Darstellung griechischer Tragödien in jüngster Zeit auf mehren Bühnen erweckt hat. Es sind ganz eigene Gedanken, die ein solcher Rücksprung in die längstvergangene Zeit und ihre Sitte bei uns erzeugt. Warum, fragen wir uns verwundert, wenn die Welt und die Kunst vor mehr als 2000 Jahren schon so weit war — ist sie heute nicht weiter? Hier zeigt sich eine Grenze des menschlichen Strebens nach Darstellung des Schönen, die uns überrascht. Wir erkennen die Bedingungen dieses Strebens klarer, wir nehmen wahr, daß alle unsere Bemühungen, alle Anstrengungen des Menschengeistes das Absolute nur umkreisen, daß sie, es zu treffen, sich seiner zu bemächtigen nicht bestimmt sind und daß das „Näher" oder „Ferner" seine ewig wechselnde Aufgabe ist. Diese Lehre darf nicht verloren sein; die Kritik ist berufen, sie festzuhalten, sie zu verklären. Definirt wird sie nur durch das Bewußtsein der ewigen Schönheit, das neugeboren und unvergänglich im Menschengeiste fortlebt.

Der „Reichthum" des Aristophanes erfüllt noch jetzt alle Bedingungen eines guten Lustspiels; es geißelt die verirrte Sitte und klärt unser Gemüth durch die Wirkung des Lächerlichen auf. Wir sind heute um kein Haarbreit weiter in der Aufgabe, die das Lustspiel zu lösen hat. Aristophanes löste aber noch eine andere nebenher, an welche unsere heutigen Lustspieldichter nicht einmal zu denken haben. Er parodirte die Empfindungen, mit welchen die Tragödie seiner Zeit auf die Zuhörer einstürmte und dies gab seinen Erfindungen einen stachelnden Reiz mehr. Den letztern können wir kaum nachfühlen, und doch liest Niemand den „Plutos" ohne herzliche Befriedigung, ohne in die beste Laune zu kommen. Die Rolle der Alten — das Urbild aller unserer jungfräulichen Coquetten auf der Bühne — ist noch heute voll des unfehlbarsten komischen Reizes, und die Wirkung des ganzen Gedankens — der Reichthum, ein blinder Bettler, der die Welt durchwandert — ist so ursprünglicher Komik voll, daß sie noch nach andern zwei Jahrtausenden feststehen und sich geltend machen wird.

Wir können den Bearbeiter nur ermuntern, fortzusetzen, wie er begonnen hat; die Form und Gestalt seiner Uebertragung erfüllt alle seine Zwecke.

(Der Beschluß folgt.)

Über einige neuere Erscheinungen der französischen historischen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 88.)

Kehren wir nach Europa zurück. „L'Espagne en 1843 et 1844", von J. Tanski. Hr. Tanski, ein ehemaliger Capitain der Fremdenlegion und früher auch in spanischen Diensten, machte in der Mitte des J. 1843 seine dritte Reise nach Spanien, woselbst er bis Ende Mai 1844 verweilte. Dies ergibt sich aus seinem Buche. Es besteht nämlich aus den Briefen, die er während seines dortigen Aufenthalts über politische und unpolitische Zustände Spaniens, kurz über die Ereignisse, die sich unter seinen Augen abrollten, geschrieben. Da nun in diesem glühenden Lande fast jeder Tag Geschichte macht, da diese hier ihre Schritte convulsivisch beschleunigt und wie athemlos, mit pochenden Schläfen dahinstürmt, so ist aus dieser Briefsammlung eine Art von „Geschichte der letzten Revolution in Spanien" geworden. Gleichwol macht das Buch keinen Anspruch auf die einem gründlichen historischen Werke gebührende Ehre. Der Verf. nimmt keineswegs die Miene eines Fachgelehrten an. Er gibt sich als einen harmlosen Weltmann, der ein Wenig von Allem gekostet hat. Er spricht mit gleicher Leichtigkeit über Politik und Religion, über Finanzverwaltung und Volksunterricht, über Straßenräuber und Handelsinteressen, über Stiergefechte und Kunstleistungen. Diese planlosen Briefe, die, wie ein Reisejournal, Alles in sich aufnehmen, interessiren den Leser, weil sie von einem guten Beobachter unter dem Eindrucke des Augenblicks geschrieben sind, weil die Bewegung des wirklichen Lebens sich ihnen mittheilt. Man findet hier keine geheimnißvollen Eröffnungen, keine mysteriösen Aufklärungen über dunkel gebliebene politische Machinationen, aber auch nicht die kalte Reserve, das vorsichtig Taglioni'sche Pirouettiren auf rohen Eiern, der Habitués des Hôtel de Courcelles in Paris, wie es z. B. Don Francisco Martinez de la Rosa in seinem „Espiritu del siglo" beobachtet, einem Werke, das die politischen Ereignisse in Europa und namentlich in Frankreich seit 1790 darstellt. Hr. Tanski

erzählt Alles was er sieht, und schreibt dabei Alles nieder was er dabei denkt. Da er in dieser letztern Beschäftigung glücklicherweise sehr mäßig ist, so wird er nicht langweilig. Sein Buch beginnt mit dem Sturze Espartero's, durchläuft die interessante Phase der Majoritätsproclamation der jungen Königin Isabella II., den Fall des Ministeriums Lopez, die merkwürdige Episode mit Olozaga, schildert die Herrschaft von Gonzalez Bravo und schließt mit der Begründung des Ministeriums Narvaez. Zwischen diese politischen Ereignisse schieben sich Bilder aus dem Hof-, dem bürgerlichen und dem Volksleben der heutigen Spanier. Auf die Sitten und Vorurtheile dieser scheint das Beispiel der Königin Gobernadora mächtig eingewirkt zu haben; Exemplare von der sonderbaren Race des Christiano viejo, rancio, limpio de toda mala raza y mancha (des wahren, alten, reinen Christen, unbefleckten, ungemischten Blutes) sind fast eine Rarität geworden. So viele Blutströme können auch nicht umsonst geflossen sein; sie haben den Boden gedüngt und ein neues, freies Geschlecht, Söhne unsers Jahrhunderts werden daraus erstehen.

Von der „Galerie des contemporains illustres par en homme de rien“ ist soeben der siebente und achte Band, jeder 12 biographische Notizen und ebenso viele Portraits enthaltend, erschienen. Das Werk, welches 10 Bände haben soll, enthält bis jetzt schon 96 Biographien berühmter Zeitgenossen. Wenn diese auch oft nicht erschöpfend und zuweilen selbst nur mit dem Namen einer flüchtigen Skizze zu bezeichnen sind, so erfüllen sie doch den Zweck: unser so präoccupirtes Geschlecht auf die gleichzeitigen, vom Staube des Alltagslebens bedeckten Celebritäten aufmerksam zu machen und auf die Leistungen der Tüchtigsten unserer Zeit hinzuweisen. Ja selbst für die Nachwelt werden die darin gesammelten Nachrichten von Bedeutung, wie der Geist und das Talent, mit dem sie zusammengestellt, von Interesse bleiben. In den beiden letzten Theilen erscheinen als die gelungensten Biographien die von Talleyrand, Reschid-Pascha, Ch. Nodier, Benj. Constant, Sainte-Beuve, Nesselrode und Decazes. Gegen die Beurtheilung unsers Ludwig Tieck dürfte Mancherlei einzuwenden sein.

Den Cirkel um Frankreich immer mehr verengend, gehen wir jetzt auf seine Colonien über, und zwar nach Afrika. „Souvenirs du Maréchal Bugeaud, de l'Algérie et du Maroc“, von P. Christian (2 Bde.). Von demselben Verf., der früher einmal Privatsecretair des Marschalls Bugeaud war, existiren bereits folgende Werke: „Paris historique“, das derselbe in Gemeinschaft mit Charles Nodier publicirte; „Histoire du clergé de France“ (2 Bde.); „Études sur les révolutions de Paris“; „Politique de Machiavel, précédée d'un essai sur l'esprit révolutionnaire“, und endlich Übersetzungen Ossian's, Hoffmann'scher Erzählungen und des Boccaccio. Hr. Christian muß, und er gesteht es selbst halb und halb in der Einleitung, als er sein Buch über Afrika schrieb, in Geldverlegenheit gewesen sein; es ist ein Machwerk auf Bestellung, ein Futter für das Lesecabinet, doch nur für die gierigsten Leser genießbar, ein aus Dichtung und Wahrheit, Historie und Romantik, Orient und Occident zusammengebackener, unverdaulicher Plumpudding. In Bezug auf Afrika, und namentlich veranlaßt durch die letzten kriegerischen Erfolge der französischen Armee gegen Marokko, sind in neuester Zeit noch folgende Schriften erschienen, die ich bei dieser Gelegenheit gleich aufführen will, wiewol sie eigentlich nicht in das Gebiet der historischen Literatur gehören „Hommage à l'armée d'Afrique“, Strophen mit einem Refrain von Dodet. Ferner: Vier Couplets von J. Simart, betitelt: „Isly et Mogador“. Dann: „Tanger et Mogador“, eine der französischen Marine gewidmete Dichtung von Napoléon Carpentier. Ferner: „Expédition du Maroc“, ein Gedicht in drei Gesängen, dem Prinzen von Joinville und dem Marschall Bugeaud gewidmet, von Mège-Dumalmont. Endlich erschien sogar im November v. J. auf einem der pariser Theater zum ersten Mal ein Stück in drei Acten unter dem Titel „Les jolies filles du Maroc“, welchem dieselben Ereignisse zum Grunde liegen. Man sieht daraus wenigstens, bis zu welchem Grade sich in dem französischen Volke Theilnahme an den, wenn auch örtlich noch so entfernten, Waffenthaten seiner Armee zeigt.

Gehen wir nun zu denjenigen neuesten historischen Werken über, die sich speciell mit Frankreich beschäftigen, so sind hier zunächst zwei Geschichten von Frankreich namhaft zu machen. Die erste ist die von Anquetil, welche von A. Arragon umgearbeitet und bis zum Jahre 1844 fortgesetzt werden soll. Von den 30 versprochenen Bänden sind bisher nur acht erschienen, in welchen an dem bekannten Texte von Anquetil wenig geändert zu sein scheint. Die zweite ist eine „Histoire de France“ vom Abbé v. Genoude, dem bekannten Redacteur der „Gazette de France“. Sie ist natürlich von stark jesuitisch-legitimistischer Farbe, wenn dieselbe auch nicht so grob und ungeschickt aufgetragen ist als in dem zum Unterrichte für die Jugend bestimmten Werke des Père Loricot desselben Inhalts, welches in den Debatten zwischen dem Klerus und der Universität von der Tribune der Pairskammer herab stellenweise citirt und als Beweis angeführt wurde, wie ungerathen es sei, die Erziehung der Jugend Händen anzuvertrauen, welche die Geschichte des Vaterlandes so gewissenlos zu entstellen und zu verfälschen im Stande seien. Hr. v. Genoude ist schlau und geschickt; er weiß, daß man ihm auf die Finger sieht und er wird daher das Gift, das er einfließen zu lassen gedenkt, schon so zersetzen und präpariren, daß es nicht leicht herauszufinden ist. Sein Stil ist sentenziös und oft gespreizt; übrigens schreibt er correct und erhebt sich nicht selten sogar zu einem recht poetischen Schwunge.

Von den historischen Werken, die einzelne Theile der französischen Geschichte behandeln, sei hier noch erwähnt: „Les marins illustres de la France“, von L. Guérin, dem Verf. einer geachteten „Histoire maritime de France“. Es besteht aus einer Reihenfolge von hübsch geschriebenen Biographien französischer Seehelden. Die französische Marine zieht immer mehr die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich und es erscheint in diesem Augenblicke sogar eine neue Auflage der „Histoire de la marine française“, von Eugène Sue, der selbst früher als Schiffsarzt auf einem französischen Kriegsschiffe engagirt war. Daher schreiben sich auch seine Seeromane, die ihn schon vor seiner jetzigen europäischen Celebrität zum französischen Marryat stempelten. Hier verdienen noch bemerkt zu werden die „Observations sur la marine militaire et commerciale en France“ von August Bouet, welche, treffend und zeitgemäß, nicht nur den Mann vom Fache, den Seemann, sondern auch einen politisch gebildeten und literarisch begabten Verfasser verrathen.

Jedermann kennt die „Histoire de dix ans“ von Louis Blanc. Der fünfte und letzte Theil dieses in jeder Hinsicht beachtenswerthen Buches ist soeben erschienen. Er umfaßt einen Zeitraum von vier Jahren, vom Anfange des Jahres 1836 bis zum Anfange des Jahres 1840. Was Frankreich während dieses Abschnitts erlebte, oder vielmehr litt, ist klar und ergreifend erzählt. Das literarische Talent und speciell die historiographische Begabtheit des Verf. zu rühmen, darf ich mir ersparen; sie sind bekannt und seine Superiorität ist nirgend in Zweifel gezogen. Auch dieser Band veranlaßt nicht dazu. Besonders hinzuweisen drängt es mich jedoch auf die „Conclusion historique“, welche einen des Werkes würdigen Schlußstein bildet. Er ist aus einem Stück vom besten Marmor und mit Meisterstreichen zugehauen. Männlich, unerschrocken legt er darin den Finger auf die klaffenden Wunden der Gegenwart, zeigt die Unmöglichkeit ihrer Heilung unter der Behandlung nach falschen Principien und deutet auf die gebieterische Nothwendigkeit einer socialen Reform hin, die als ein Product des selbstbewußten Willens zur Welt kommen müsse. Nur ein Vorwurf dürfte ihn treffen, der, sich nicht über den beschränkten Gesichtskreis der Nationalität erhoben zu haben. Er trifft freilich den

von Jugend auf mit Nationaleitelkeit genährten Franzosen weniger schwer; und überdies zeigt ihm sein praktischer Takt dieses Studium vielleicht als einen nothwendigen Durchgangspunkt. Jedenfalls muß unsere Zeit das Werk als eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern französischen Literatur bezeichnen. Charles Blanc, Bruder des Verf. der „Histoire de dix ans", hat als Anhang eine artistische Vervollständigung desselben geschrieben und unter dem besondern Titel: „Les peintres français au 19ième siècle" herausgegeben. Das Buch ist eine Art von Kunst- oder vielmehr Künstlergeschichte unserer Tage, deren Abfassung, bei Lebzeiten der Besprochenen, vielleicht nicht weniger Schwierigkeiten darbot als die Arbeit seines Bruders. Sie sind hier ebenfalls überwunden. Doch dem jungen Künstler, der sich auf das Feld der Literatur wagt, ist es nicht vortheilhaft, einen Louis Blanc zum Bruder zu haben. Dieser wird der natürliche Maßstab, an welchem man seine Leistungen mißt, und das Resultat ist: „Er hat nicht die Geisteskraft seines Bruders, er hat nicht das Darstellungstalent seines Bruders, er hat weder die Gedankenfülle noch die Charakterenergie seines Bruders." Was er von diesen Eigenschaften besitzt, würde, wenn er nicht „der Bruder" wäre, Anerkennung finden; jetzt erregt es Tadel und man bemerkt kaum lobend seinen feinen Takt, seine strenge Reserve, mit der er sich von der Gefahr, in den gemeinen Pamphletton zu fallen, entfernter hält als sein geistreicherer Bruder.

Die Offenheit und Rücksichtslosigkeit, mit welcher Louis Blanc seine Ansicht über noch lebende Staatsmänner ausgesprochen, hat übrigens schon einige Früchte getragen. Der ehemalige Premierminister, Hr. v. Polignac, hat sich von den gegen ihn gerichteten Anschuldigungen zu reinigen gesucht. Seine Erinnerungen aus und seine Urtheile über seine Zeit hat er, mit Briefen und Documenten belegt, in einen Octavband geschlossen und dem Publicum als höchstem Richter übergeben. Der in Folge dessen zwischen ihm und Louis Blanc geführte Journalkrieg, dessen Hauptbomben in der „France" und der „Democratie pacifique" platzten, ist bekannt genug und enthüllt zugleich den Charakter des Polignac'schen Buches — starren vertrockneten Legitimismus, nicht wie er sich etwa in den „Portraits" von Larochefoucauld offen und chevaleresk ausspricht, wo er im schimmernden Glanze strahlt, mit graciöser Leichtigkeit tändelt, sich abwechselnd großherzig, muthig und liebenswürdig zeigt, kurz alle Prunkseiten der alten Aristokratie herauskehrt —, sondern versteckt, perfid und egoistisch. Ihm ist nicht wie den übrigen französischen Legitimisten die ältere Linie der Dynastie Bourbon die einzige Achse, um welche sich die ganze Welt dreht, sondern ein Theil dieser Welt kreist, seiner Meinung nach, noch um eine besondere Achse und diese heißt — Polignac. Die Lösung dieses Problems, oder vielleicht der Drang, diesen Grundgedanken in seiner Brust zu verheimlichen, macht den Verf. unklar, zwingt ihn zu Widersprüchen, veranlaßt ihn zu Unwahrheiten, kurz, er ist ein schlechter Mathematiker; und diplomatische Spitzfindigkeiten und Nebelphrasen halten heute nicht mehr Stich vor der Klarheit und Schärfe mathematischer Beweise, wie sie der gereifte Verstand unsers Jahrhunderts führt. 8.

Literarische Notizen aus England.

Der Charakter Tippo Sahib's.

Der Hannibal der Mahratten, der rachedürstende Sprößling Hyder Ali's, hat bekanntlich unter seinen Landsleuten selbst einen Geschichtsschreiber gefunden, dessen Werk unter dem Titel: „The history of the reign of Tipú Sultan. By Mir Hussein Ali Khan Kirmani. Translated from the Persian by Colonel *W. Miles*", in englischer Bearbeitung vor nicht langer Zeit erschienen ist. Der Orientale entwirft folgende kurze Skizze vom Charakter seines Helden: „An seinen Hoflagern ward des Glanzes königlicher Pracht und Majestät wohl gepflogen. Er hatte in allen Wissenschaften es zu einer hohen Stufe der Ausbildung gebracht. Er schrieb und dichtete mit Leichtigkeit und Zierlichkeit und hatte wahrhaftigen Sinn für schriftstellerische Fähigkeit und ein großes Talent für Geschäfte; deshalb war er auch nicht genöthigt, sich auf die Unterstützung oder Leitung Anderer bei Verwaltung der Staatsangelegenheiten zu verlassen. Er besaß ein einnehmendes Wesen, wußte mit großem Scharfblick den Charakter gelehrter Leute zu würdigen und ließ es sich eifrigst angelegen sein, das islamitische Volk anzuspornen und zu unterrichten. Jedoch hatte er großes Misfallen oder vielmehr Abscheu vor den andersgläubigen Leuten; nie grüßte er einen davon oder erwiderte ihren Gruß. Von Morgen bis zur Mitternacht hielt er seine Durbars und nach dem Morgengebet pflegte er eine Zeit lang im Koran zu lesen; auch konnte man ihn jederzeit mit seinen Tusbih oder Rosenkranz in der Hand sehen, nachdem er seine vorgeschriebenen Abwaschungen verrichtet hatte. Er speiste nur zweimal des Tags und alle seine Amirs und Prinzen speisten mit ihm. Aber von dem Tage an, wo der Friede zwischen ihm und Lord Cornwallis geschlossen wurde, bis zu seinem Todestag verbannte er Bett und Bettstelle und schlief oder ruhte einige Stunden aus auf ein Paar Stücken eines groben Wollenzeuchs, was Khaddi genannt und zu Zeltdecken gebraucht wird. Er pflegte meistentheils sich der persischen Sprache zu bedienen, und beim Essen widmete er zwei Stunden dem Lesen der Thaten persischer und arabischer Könige in classischen Geschichtswerken, sowie religiöser und biographischer Werke. Auch hörte er gern Geschichten und Anekdoten von seinen Hofleuten erzählen. Späße jedoch und Unzüchtigkeiten, deren Wiederholung der islamitischen Religion Eintrag thun konnte, wurden nie am Hofe und in den Gesellschaftskreisen dieses sehr religiösen Fürsten gestattet."

Das Unterrichtswesen für die Eingeborenen in Ostindien.

Nach einer Abhandlung, die Oberst Sykes vor kurzem in einer Sitzung der Statistischen Gesellschaft in London gelesen, haben die von der Ostindischen Compagnie errichteten höhern Unterrichtsanstalten im Laufe der letzten 40 Jahre eine wunderbare Umgestaltung in den Begriffen und Anschauungen der einheimischen Bevölkerung hervorgebracht und den aus Volkseigenthümlichkeiten und religiösen Gründen hervorgehenden Widerwillen gegen die von den Briten nach Asien verpflanzte Gesittung bei den verschiedenen Stämmen und Kasten jener ungeheuern Landstriche ganz oder zum Theil überwinden helfen. Auch wurde in jenem Vortrag die Annahme, daß besonders die mohammedanischen Völkerschaften in Ostindien Abneigung gegen europäischen Unterricht kundgäben, durch Zahlen widerlegt, welche den amtlichen Berichten der verschiedenen Erziehungsbehörden an die Regierung während der Jahre 1841—4[illegible] entnommen sind. Es geht daraus hervor, daß sich die Anzahl der in den höhern Unterrichtsanstalten befindlichen Eingeborenen auf 8281 beläuft, wovon 1683 Mohammedaner, 6[illegible] Hindus sind. Das Verhältniß der mohammedanischen Bevölkerung zur indischen wird zum höchsten auf 1 zu 9 geschätzt (andere nehmen nur 1 zu 14 an); mag man nun das Eine oder das Andere für richtig halten, es geht jedenfalls daraus hervor, daß verhältnißmäßig die Anzahl der Studenten, welche Mohammedaner sind, viel größer als die der Hinduschüler ist. Über fünf Achttheile dieser Studenten lernen Englisch, nur sehr wenige Sanskrit (4[illegible]6); das Arabische treiben 572 und das Persische 801; das Bengali zählt die meisten Schüler, 2796, das Hindu 1771 und das Urdu 1494. Hinsichtlich der Religion befinden sich 248 Christen und 197, die weder das Letztere, noch Mohammedaner, noch Hindus sind, in den Schulen. Von den 2400 Studenten, welche die Präsidentschaft Agra zählt, empfangen 23[illegible]8 unentgeltlichen Unterricht; in Bengalen zahlen 15[illegible]2 Studenten und 4[illegible]9 sind vom Schulgeld befreit. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 90. —— 31. März 1845.

Dramatische Literatur des Jahres 1844.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 89.)

8. König Roderich. Tragödie in fünf Aufzügen. Von Emanuel Geibel. Stuttgart, Cotta. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Dank den Musen! Hier haben wir wieder einen Dichter, mit dem es ein Vergnügen gewährt, hier zusammenzustimmen, dort kritisch zu ringen und dem der höchste Maßstab zupaßt. Denn richten wir unser Absehen bei diesem Geschäft blos auf das Gesetzmäßige, auf die Beobachtung von Form und Regel, so hat der Verf. bis auf einige Anachronismen von schlagenden Uhren u. dergl. ein ganz fehlerloses Drama geliefert, wie es etwa in einem Lehrcursus als Muster aufgestellt werden könnte; fragen wir jedoch nach der Erhebung, nach der Begeisterung, nach dem Genuß endlich, den ein Kunstwerk in uns wach rufen soll, so erkennen wir den großen Unterschied, der zwischen „König Roderich" und etwa einem Schiller'schen Trauerspiel — von Höherm nicht zu sprechen — obwaltet.

Den begabten Geist zeigt schon die Widmung, in ihrer Art ein kleines Meisterstück. In der Tragödie selbst ist anzutreffen, was alle Handbücher von einer solchen fodern: eine bedeutende Handlung, mannichfaltige Charaktere, innere Nothwendigkeit des Dargestellten, Wirkung, poetische Sprache, endlich ein erhebliches Gedankenresultat. Gegen die Führung der Fabel, die Reihenfolge der Scenen, die Art, wie die Charaktere sich handelnd oder sprechend kund geben, vermag die strengste Kritik nichts Positives auszustellen — und dennoch läßt uns diese musterhafte Arbeit kalt und verfehlt somit den beiweitem größten Theil ihres Zieles. Worin liegt das? Wir glauben darin, daß der Poet nicht hingerissen war. Sollen wir den Ausdruck erklären? Es ist so gut wie unmöglich; hier hat die Kritik ihre Schranke. Der Verf. berechnete: er zählte seine Scenen vorher ab, erwog ihre Wirkung, schob ein, ließ fallen nach seiner Berechnung; er arbeitete nach einem von der Kunstkritik entworfenen geprüften und bewährt gefundenen Schema. Arme Kritik! Hier haben wir nun, wir, die wir stets nach dem Gesetzmäßigen verlangen, eine ganz gesetzmäßige Tragödie — und sind dennoch nicht zufrieden. Was folgt daraus? Daß Poesie wie Leben undefinirbare Sachen sind, die das anatomische Messer tödtet und verschwinden macht!

„König Roderich" ist nur das Skelett eines meisterhaften Dramas, trefflich in seiner Anlage, aber ohne rechtes Leben und ohne den Schmuck des Lebens. Zwischen der Redseligkeit unserer meisten jüngern Poeten im Gebiet des Dramas und der trockenen Kürze von „König Roderich" gibt es eine goldene Mittelstraße, die zum Ziele führt. Der Verf. sagt nur das geradehin Nothwendige, die Poesie ist keine Flut, keine weichende und wiederkehrende Welle bei ihm. Bei dieser kargen Ausstattung eines historisch bekannten Stoffs muß diesem voraussichtlich alles Interesse entweichen, denn den geschichtlichen Ausgang des Ereignisses wissen wir. Wollte uns der Poet nichts zeigen als König Roderich, in Lüste versunken, die Tochter Julian's entehrt, diesen treuen Diener hierdurch zum Verräther verwandelt und die Mauren siegreich, so konnte er uns ebenso gut auf die Geschichte verweisen. Denken wir jedoch an Shakspeare, so stellt sich ein anderes Bild der geschichtlichen Tragödie dar; ja, blicken wir nur auf „Fiesco", „Carlos" und „Egmont", auf „Tell" und „Wallenstein", so finden wir schon heraus, was dem „König Roderich" fehlt. Wir sind verpflichtet, unsere Gedanken an einer Hauptscene deutlich zu machen. Florinde, Julian's Tochter, hat dem Vater ihre Schmach, ihre Entehrung durch den König, einzustehen. Wie werden Schreckenskunden dieser Art von großen Dichtern eingeleitet, dargestellt? Denken wir an Macbeth's:

> Mann, drück' deinen Hut nicht also ins Gesicht,
> Lautlöser Schmerz erdrückt die Seele.

Oder an Verrina u. s. w. Der Verf. wirft uns die Sache schmucklos entgegen und nachdem dies gethan, läßt er die Personen in Worte ausbrechen, die wir für bloße Phrasen ohne Wahrheit erklären müssen. Hören wir:

Florinde.

> . . . Rede nicht so freundlich;
> Ich bin dein Kind nicht mehr; mein edles Selbst
> Ist hin auf immer; nur der schmuzige Schatten
> Florindens bin ich . . .

Julian.

> Weh, sie redet irre!
> In ihrem Haupt des Geistes holdes Licht
> Starb hin im Dunkel.

Florinde spricht das Wort aus.

Julian.

> . . . Entehrt?
> Wer sprach das Wort? Du selbst? — Nein, nein, es darf
> Nicht sein. Ich fleh' dich an, sprich, daß du lügst.

Florinde.

> . . . Ich sagte wahr!

Julian.

> . . . So brecht
> Zusammen denn, ihr Pfeiler dieses Hauses!
> Begrabet mich und meine Schmach! Empor,
> Du zorn'ge See aus deinen trägen Ufern
> Und reiße diesen Fels in deinen Schlund,
> Und mit ihm meinen Schandfleck. Auf, ihr Donner u. s. w.

Florinde bittet sie zu tödten, doch Julian ruft:

> Nein, nein! Hinweg,
> Gezückter Dolch. Mein Inn'res bäumt zurück
> Vor dieser That zurück u. s. w.

Wir meinen nun, daß in gleicher Situation Alfieri gerade dieselben Wendungen gebraucht haben würde, und alle heutigen französischen und italienischen Tragiker mit ihm. Allein —

daß dies die Sprache der Natur und ihrer Poesie sei, daran zweifeln wir sehr. Wie soll Julian in einem solchen Momente dazu kommen, an die zornige See und ihre trägen Ufer, an die Pfeiler des Hauses und die Donner u. s. w. zu denken? Wird er nicht vielmehr starr und lautlos vor dem Bekenntniß dastehen oder ausrufen: „Entsetzlich — mein Kind — wie geschah's?" Wir haben hiermit, wie uns dünkt, den Charakter der Poesie bezeichnet, der in diesem fehlerlosen Drama waltet — es ist die conventionelle französische Bühnenpoesie!

Dieser Ausspruch fällt uns schwer, da das Stück wirklich von Seiten des Gedankenresultats wie der Führung der Fabel und der strengen Charakterzeichnung, wie der Sprache, unverkennbare Meisterschaft verräth, und indem es die Regel versinnlicht, nur Das vermissen läßt, was wir den Blütenstaub, den Anhauch, den zündenden Blitz, den Goldblick der Poesie nennen möchten. Hochachtbar also, aber poetisch nicht erscheint uns dies Stück und in ihm der Geist des Verf. Was Berechnung vermag, Wissen und Kunst hat er gezeigt; aber die Macht, die auch in verfehlter Gestalt uns hinreißt und außer uns versetzt, die hat er nicht bekundet.

9. Kaiser Heinrich IV. Erster Theil. Heinrich und Gregor. Schauspiel in fünf Aufzügen. Stuttgart, Hallberger. 1844. Gr. 8. 26¼ Ngr.

Wie kommt es nur, daß wir in demselben Jahre zwei große dramatische Arbeiten anzukündigen haben, die denselben Fürsten zum Helden wählten, einen Fürsten, der Deutschland zuerst in die Schmach der römischen Unterwerfung und des ultramontanischen Geistesjoches einweihte? Woher es kommt? Weil dieser Heinrich IV. wirklich eine überaus tragische Person ist, an der sich die Dichteraufgabe: jenes trotzige und verzagte Ding zu malen, das wir das Menschenherz nennen, leicht und wirksam belegen läßt. Der Stoff also ist dankbar wie wenige; es kommt nur darauf an, daß der Bildner ihn fest fasse, den Grundzug klar herausstelle und dem Wirrwarr der Situationen und Ereignisse keine Macht über sein Werk einräume. Das letzte ist das Schwierige bei dieser Aufgabe, und der unbekannte Verf. hat sie mit aller Bemühung doch nur zur Hälfte gelöst, obgleich er sein Werk dem gar nicht geistesverwandten L. Tieck gewidmet hat. Er leistet Mancherlei und läßt poetische Begabung mehr als ahnen; allein zur Klarheit bringt er einen Charakter nicht, der wie sein Held eben ohne innere Klarheit war, und dem, zwischen Zornmuth und Verzagtheit wechselnd, der innere Halt des festen Willens abging, welcher allein im Gefühle der Gerechtigkeit wurzelt.

Der Verf. hat den Ranke'schen Heinrich zum Vorwurf genommen; im Drama Rückert's erblickt man ein mit freierer Wahl erschaffenes Bild, dem mehr Eigenthümlichkeit zukommt. Beide Dramen schließen ungefähr an derselben Stelle ab, in Rom — und versprechen eine Fortsetzung. Wir wollen bekennen, daß wir auf die des Verf. gespannter sind als auf die zuerst verheißene; denn an Mannichfaltigkeit der Gedanken und Anregungen ist er reicher als Rückert. Die Lebensanschauungen der beiden Dichter stehen sich entgegen; Weisheit heißt die Fahne des Einen, Jugendmuth die des Andern. Der Erste faßte das Bild mehr mit dem Gemüthe und von der Seite des Gemüths, der Zweite mehr von der Seite des Verstandes her an; Beides war zulässig. Dort ist Heinrich's Buße tiefer Ernst; hier nur ein Mittel zum Zweck. Für die Sprache des Fortschritts hat der Letzte in dem jüngern Heinrich einen Repräsentanten erwählt; es ist ungefähr als hörten wir Bauer, Prutz oder verwandte Geister sprechen. Indeß sie sprechen gut und müssen darum gelten. Gedanken, wie die Schlußscene sie gibt, muß die Kritik stehen lassen.

Konrad.

Dies also wär' der Bibel Grundgesetz?

Heinrich der Sohn.

Sie ist das Buch, in viel Millionen Sprachen,
In der, worin er aufgewachsen, groß geworden,
Die am geläufigsten die Zunge spricht,
Liest Jeder sie.
Dem regelt sie das Leben Schritt für Schritt,
Dem bringt sie's unter eine große Regel,
Den bläst sie mit dem Geiste Gottes an
Und läßt ihn selber das Gesetz sich geben.

Konrad.

Ich halt' mich ans Geschriebene.

Heinrich.

. . . Auch ich,
So lang ich selber keines schreiben kann.

Konrad.

Wenn noch das Alte gut, wozu ein Neues?

Heinrich.

Alt oder Neu, das Passende ist gut.

Konrad.

Was dir gerecht, ist darum noch nicht recht.

Heinrich.

Nur meines Beifalls will ich sicher sein u. s. w.

Und König Heinrich spricht nach seinem Siege über Hildebrand:

Unwürdig war, doch riesig der Gedanke,
Den Geist zur Kinderzeit zurückzudrängen,
In der er nur durch seinen Lehrer denkt,
Und blind und gläubig dessen Wort beschwört,
In der ihm Buch und Blatt selbst die Erklärung
Für jede Sylbe schon mit Fleiß bestimmt,
Daß sich sein Witz ja nicht am Sinne übe . . . .
Und diese unnatürliche Erniederung
Des Manns zum Knaben sollt' ihn an den Priester,
Und diesen an den großen Meister binden.
In Einem nur versah er's. Wenn er die
Natur gefragt, mit tausend Blätterspitzen,
Mit ros'ger Blüte und mit gold'ner Frucht,
Ja, mit dem Keim, den selbst die Fäulniß treibt,
Hätt' sie ihm ins erstarrte Aug' geblitzt,
Daß steter Wachsthum ihr Gesetz. Der Wurm
Ist schon zu groß im nächsten Augenblick,
Für den er eben abgestreift den Ring,
Der Vogel für die Schale, d'rin er schlief.
Schmäht es den Schöpfer nicht, sein Edelstes —
Den Menschengeist — zur Mumie zu dörren?
Sein Wissen wird mit jedem Tage reicher,
Sein inn'res Auge schärfer, sein Gefühl
Versucht in neuen Strömungen die Flossen;
Das Leben selber trägt von Stuf' zu Stufe . . .
Den Schatz der früheren mit sich hinauf.
Wer dieser Gährung Halt zu machen strebt,
Irrt so, wie der sich vorgeeilt ihr wähnt.
Sie beide schlingt die allgewalt'ge Zeit.
D'rum laßt mit der uns weiter vorwärts schreiten,
Das höchste Ziel des Geistes stets im Auge.

Wir mußten dies schöne Stück Poesie in einem Zuge geben, auf Gefahr hin, von der Tragödie selbst nichts mehr sagen zu können. Sie ist ein Werk des Geistes, minder der formenden Kunst, an Stellen wie die mitgetheilten reich; mangelhaft dagegen in Führung der Begebenheit, oft unerwogen und flüchtig in der Scenenfolge, selbst in der Diction nicht ohne Mängel, trotz allem Dem aber eine reiche und schöne poetische Gabe, die Dank verdient und um des Geistes willen, der sie eingegeben hat, nicht unbeachtet bleiben kann. Schade, daß eine ungewöhnlich nachlässige Correctur das Werk durch Druckverstöße aller Art entstellt.

10. Simson. Dramatische Skizze in drei Aufzügen. Zürich, Meyer und Zeller. 1844. Gr. 16. 9½ Ngr.

Auch eine geistliche Tragödie, dem „Assur" im Stoff verwandt, aber in Dem, was dem Dichter angehört, so unähnlich

als nur immer möglich; höchstens nutzbar als ein gutgemeinter Oratorientext, oder zu einer declamatorischen Schulübung.

Bei solchen Hervorbringungen, wo nichts verräth, daß dem Schöpfer derselben ein Kunstgesetz, ein wenn auch nur dunkles Bild der dramatischen Kunstgestalt vorgeschwebt habe, läßt uns Raum und Zeit nicht weilen, wir können, bei dem Zufluß des Neuen und Beachtenswürdigen, nur ihre Namen nennen und weitergehen.

11. Dramatische Jahresgabe von Chr. Dehn. Leipzig, Weber. 1844. 8. 25 Ngr.

Enthält drei Stücke, zum Theil nach fremden Originalien, unter welchen „Eulalia Pontois", Schauspiel in fünf Aufzügen nach F. Soulié's Erzählung, das bedeutendste ist. Das Stück ist nicht übel und muß seine Wirkung auf der Bühne so gut hervorbringen als die ähnlichen Sachen der Birch-Pfeiffer. Das Lustspiel „Die Kriegserklärung" und das andere „Die beiden Oheime" verarbeiten schon oft dagewesene an sich ganz launige Vorwürfe, ohne daß ein besonderer Beruf zu Leistungen dieser Art darin bekundet würde, mit mäßiger Sprache und Stilgewandtheit.

12. Die Geheimnisse von Paris. Dramatisirter Roman in fünf Abtheilungen und mit einem Nachspiele nach Eugen Sue und Dinaux bearbeitet von Karl Blum. Berlin, Klemann. 1844. 8. 10 Ngr.

Die Zusammenziehung, welche der wohlbekannte Sue'sche Roman in dieser Bearbeitung erfährt, ist fast eine krampfhafte zu nennen, bei der Erstarrung und Verzerrung an die Stelle des ursprünglichen Lebens, und zugleich eine wilde Zerrissenheit an die Stelle der schönen Gliederung tritt, die den Roman so anziehend macht. Es ist geradehin ein Unsinn, einen Stoff wie den des allbekannten Romans in den dramatischen Rahmen fassen zu wollen, und wir können bei dieser Arbeit nur ein einziges Verdienst erkennen, nämlich das, den Inhalt des Romans Demjenigen in einigen Stunden vorzuführen, der ihm acht Tage voll Geistesaufregung nicht widmen mag und der das Ding doch kennen lernen will. Das Drama ist übrigens so schlecht geschrieben, daß K. Blum seinen Namen nicht dazu hätte hergeben sollen.

13. Die Actien. Großes romantisches Schauer- und Trauerspiel in drei Aufzügen. Leipzig, Ph. Reclam. 1844. 8. 11¼ Ngr.

Recht witzig und voll von gutem Scherz über breslauer Verhältnisse; dabei lebhaft versificirt und in einer gewissen Kunstgrenze gehalten. Verse wie folgende:

Ich ging sogleich dahin. Wer kennt das schöne Breslau nicht,
Mit seinem Thürmeüberfluß und dem versproch'nen Straßenlicht;
Mit seiner Mädchenflora süß, die in den Kammern blühet,
Denn auf der Straße sieht man nichts, wenn man sich noch so mühet.

lesen sich ganz gut; es ist Talent darin.

14. Dramatisches Vergißmeinnicht auf das Jahr 1845. Von Theodor Hell. Zweiundzwanzigstes Bändchen. Leipzig, Arnold. 1845. 8. 1 Thlr.

Dieser Jahrgang bringt uns, aus den Gärten des Auslandes, wie die Phrase lautet, „verpflanzt", dar: 1) „Helene oder die Verklärungen", Schauspiel in drei Acten, nach einer Zschokke'schen Novelle von Arnould — welcher Wechselverkehr zwischen Deutschland und Frankreich! — ein ganz gefälliges, französisch-sentimentales Stück; 2) „Eva", in fünf Acten, nach Leon Gozlan, eine Art Pietistengeißel, voll guter Pointen, und endlich 3) „Die Königin von Frankreich", Lustspiel in einem Act, dem eine deutsche Erzählung zum Grunde liegt, die, der Himmel weiß wie, ihren Weg nach Frankreich gefunden hat. Alle diese Sachen sind in der bekannten Weise Theodor Hell's mit Gewandtheit und gutem Geschmack übertragen und erfüllen ihre Aufgabe.

15. Theater von Karl Blum. Dritter und vierter Band. Berlin, Schlesinger. 1844. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Zuerst die beiden ganz löblichen Lustspiele: „Schwärmerei nach der Mode" und „Erziehungs-Resultate", in welchen zwei Hauptrichtungen der Zeit, Frömmelei und roher Ton, die sich für modisch ausgeben, mit wirksamer Geißel gezüchtigt werden; sodann: „Tempora mutantur, oder: Die gestrengen Herren" in drei Acten, eine der charaktervollsten und vornehmlichsten Arbeiten dieses Lustspieldichters, in der das barockste Laus temporum actorum wirklich eine sehr komische Rolle spielt; zuletzt das dem Französischen entlehnte heitere Sittenstück: „Vicomte Letorières, oder: Die Kunst zu gefallen", die bekanntlich auf allen Bühnen, und mit Recht, gefällt.

16. Der Muttersegen, oder: Die neue Fanchon. Nach dem Französischen des la Grace de Dieu bearbeitet von Fr. Bartels. Nordhausen, Fürst. 1844. 8. 22½ Ngr.

17. Der rothe Peter. Nach dem Französischen bearbeitet von L. B. G. Karlsruhe, Macklot. 1843. Gr. 8. 12½ Ngr.

18. Mathilde. Drama in fünf Aufzügen nach Sue's Roman. Von L. B. G. Karlsruhe, Macklot. 1843. Gr. 8. 12½ Ngr.

19. Die Hochzeit vor der Trommel. Nach dem Französischen. Von L. B. G. Karlsruhe, Macklot. 1843. Gr. 8. 12½ Ngr.

20. Maria, oder: Die dreifache Haushaltung. Von C. Gollmick. Nach dem Französischen des Planard. Mainz, Schott's Söhne. 1844. Lex.-8. 7½ Ngr.

sind Bearbeitungen französischer Texte, zu denen nichts zu bemerken ist, als daß sie erschienen sind, um die Lücken in unsern Bühnenrepertoires auszufüllen. Wir kommen in einem fernern Artikel auf bedeutendere Leistungen zurück.*) 19.

Bibliographie.

Aus der Kaserne. Memoiren eines östreichischen Militairs. Herausgegeben von St. Thurm. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Auswahl von Predigten der berühmtesten holländischen Kanzelredner, herausgegeben von *E. G. Lagemans*. Haag, Noordendorp. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Azeglio, M. d', Niccolo de' Lapi, oder die letzten Tage eines Volkes. Ins Deutsche übertragen von A. Küster. 1ster Theil. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 15 Ngr.

Zweites offenes Bedenken, die Kniebeugungs-Frage, insbesondere die neueste Entschließung vom 3. November 1844 betreffend. Mit zwei Beilagen. (Vom Verfasser der Schrift: Die Kniebeugung ꝛc., Ulm 1841.) 2te Auflage. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 5 Ngr.

Ein Beitrag zum Verständniß der römischen Stein-Inschriften. Prag. 1844. Gr. 8. 12 Ngr.

Böttiger, W., Gustav Adolph, König von Schweden. Ein Buch für Fürst und Volk. Kaiserswerth. Gr. 8. 15 Ngr.

Buchmann, J., Meine Gegner, oder die Herren Mosler, Geittner, Matthäi und Wolff. Neisse, Burckhardt. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ciocci, R., Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten der römischen Kirche im 19. Jahrhundert. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 15 Ngr.

Denkschrift für die Erstrebung der Einheit im deutschen Postwesen, durch die Trennung des Brief-Postwesens vom Fahr-Postwesen, und die innigere Verbindung des letztern mit den Eisenbahn-Unternehmungen. Berlin, Puttkammer. Gr. 8. 7½ Ngr.

---

*) Diesen zweiten Artikel liefern wir im Monat Mai. D. Red.

Dumas, A., Ludwig XIV. und sein Jahrhundert, ins Deutsche übertragen von Strahlheim. 1ster Theil. Grimma, Verlagscomptoir. Gr. 16. 15 Ngr.

Faber, St. L., Der Höllenthurm. Ein Roman aus Spaniens neuester Geschichte. Zwei Bände. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ganganelli. Der Kampf gegen den Jesuitismus. Ein Charaktergemälde für unsere Zeit, von H. M. C. Karlsruhe, Macklot. 8. 1 Thlr.

Offenes Glaubensbekenntniß der sich nennenden christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde zu Schneidemühl, beleuchtet von einem Katholiken. Posen, Stefanski. 1844. Gr. 8. 2½ Ngr.

Goldschmidt, J., Kleine Lebensbilder. Aus der Mappe eines deutschen Arztes. 2ter Theil. Oldenburg, Stalling. 8. 20 Ngr.

Die Handels-Verhältnisse zwischen den Niederlanden und dem Zollvereine, aus statistischen Quellen. Amsterdam, Müller. 1844. Gr. 8. 9 Ngr.

Heinemann, F. v., Gedichte. Braunschweig, Leibrock. Kl. 8. 22½ Ngr.

Heinze, A. C., Der hellenische Nationalcongress zu Athen in den Jahren 1843 und 1844. Nach der Originalausgabe der Congressverhandlungen im Auszug bearbeitet und mit geschichtlichen Notizen, Actenstücken u. s. w. begleitet. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 2 Thlr.

Heller, A., Das enthüllte Rußland oder Kaiser Nikolaus und sein Reich. Nach dem englischen Originalwerk Revelations of Russia bearbeitet. Zwei Theile. Grimma, Verlagscomptoir. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Höckner, F., Die Parochie Treben im Altenburger Kreisamtsbezirke des Herzogthums Sachsen-Altenburg. Geschichtliche Darstellung. Altenburg, Schnuphase. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Ist die Verehrung der Heiligen Gottes eine für den Christen vernünftige Handlung. Eine Epistel eines schlesischen, katholischen Dorfpfarrers an seine geliebten Mitchristen. Striegau, Hoffmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Klunker, J. L., Die gesetzliche Unterthans-Verfassung in Galizien. Aus dem Wortlaute der bis auf die neueste Zeit erflossenen Verordnungen systematisch zusammengestellt. Drei Bände. Lemberg, Winiarz. Gr. 8. 6 Thlr.

Kretzer, J. T., Glaube, Liebe, Hoffnung, oder: Geistliche Lieder über die wichtigsten Lehren des Christenthums, geoffenbart in den Historien des alten und neuen Testaments. Neuwied, Steiner. 8. 15 Ngr.

Das Marienkind. Geschichte eines Engels vom Verfasser des „Gevatter Tod". Leipzig, Hartung. Kl. 8. 5 Ngr.

Mendelssohn, J., Salomon Heine. Blätter der Würdigung und Erinnerung für seine Freunde und Verehrer. 2te vervollständigte Auflage. Hamburg, Berendsohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Menzel, W., In Sachen der Kirche. Neujahrsbetrachtungen. Stuttgart, Cotta. 8. 7½ Ngr.

Meyer, B., Versuch eines Entwurfs von Grundzügen zu einer Reform des Justizwesens im Fürstenthum Lippe. Detmold, Meyer. 8. 5 Ngr.

Movers, F. C., Denkschrift über den Zustand der katholisch-theologischen Facultät an der Universität zu Breslau seit der Vereinigung der Breslauer und Frankfurter Universität bis auf die Gegenwart. Leipzig, Mittler. Gr. 8. 12½ Ngr.

Mügge, T., Die Censurverhältnisse in Preußen. Denkschrift, mit Bezug auf die beigefügte Petition den Mitgliedern des 8ten Provinzial-Landtages der Mark Brandenburg und der Nieder-Lausitz gewidmet. Leipzig, Hermann. Gr. 8. 10 Ngr.

Römische Mysterien, beschrieben von einem Augenzeugen, L. v. B., Deutsch-Katholiken. 2te Auflage. Breslau, Freund. Gr. 8. 2½ Ngr.

Nagel, F. G., Offener Brief an meine Freunde. Zur Nachricht über mein bisheriges Schweigen zu der Verketzerung unseres Glaubens. Halberstadt, Lindequist und Schönrock. 8. 2½ Ngr.

Nesselmann, G. H. F., Die Sprache der alten Preußen, an ihren Überresten erläutert. Berlin, Reimer. Gr. 8. 1 Thlr.

Philalethes, H., Sendschreiben an Hrn. Dr. Wilh. Binder in Ludwigsburg, Verfasser der Schrift: „Dr. Karl Haas und die unredlichen unter seinen Gegnern", sowie anderer berühmter Schriften. Heilbronn, Drechsler. Gr. 8. 2½ Ngr.

Preusker, K., Der Sophien-Ducaten; oder des Tischlers Gustav Walther's Lehrjahre. Eine Erzählung. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 15 Ngr.

Die hierarchische Propaganda und die Staaten, mit besonderer Rücksicht auf die römische Allocution vom 22. Juli 1842. Darmstadt, Ollweiler. 8. 8 Ngr.

Hundert deutsche Rebus. Wien, Müller. Gr. 4. 22½ Ngr.

Risch, D. T., Das Königlich Preußische Seehandlungs-Institut und dessen Eingriffe in die bürgerlichen Gewerbe, dargestellt und beleuchtet. 2te unveränderte Auflage. Berlin, Springer. Gr. 8. 20 Ngr.

— — Nothwendige Rechtfertigung, als Fortsetzung vorstehender Schrift. Berlin, Springer. Gr. 8. 25 Ngr.

Rutenberg, A., Die Jesuiten des 19. Jahrhunderts. Berlin, Voß. Gr. 8. 10 Ngr.

Schreiben der Capläne rc. der Breslauer Diözese an den Weihbischof zu Breslau, Hrn. Dan. Latussek. Gleiwitz, Landsberger. Gr. 4. 1¼ Ngr.

Schulze, W., Die Jesuiten, dem deutschen Volke zum Spiegel, zum Zügel, zum Riegel geschildert. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Königlich Preußische Seehandlung, ihr Wirken und die dagegen erhobenen Beschwerden. Den Provinzial-Ständen gewidmet. Berlin, Voß. Gr. 8. 15 Ngr.

Semrau, A., Eilf Kapitel gegen Prof. Dr. J. B. Baltzer, oder die „gute" Presse auf dem Armensünderbänkchen. Breslau, Graß, Barth und Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Offenes Sendschreiben an Hrn. Johannes Czerski, apostolisch-katholischen Priester in Schneidemühl, von einem römisch-katholischen Weltpriester. Posen, Stefanski. Gr. 8. 2½ Ngr.

Sjögren, A. J., Ossetische Sprachlehre, nebst kurzem ossetisch-deutschen und deutsch-ossetischen Wörterbuche. St.-Petersburg. 1844. Gr. 4. 3 Thlr.

Die polnische Sprachfrage in Preußen. Eine Zusammenstellung von dahin einschlagenden Actenstücken und Journalartikeln. 1stes Heft. Leipzig, Expedition der slawischen Jahrbücher. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Die Steuer-Reform-Frage für Preußen. Berlin, Puttkammer. Gr. 8. 3 Ngr.

Thal, K. v., Der Sohn des Predigers, oder: Der Raubhorst im Spessart. Romantisches Räubergemälde, nach wahren Begebenheiten erzählt. Zwei Bände. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die Verhältnisse des Königl. Seehandlungs-Instituts und dessen Geschäftsführung und industrielle Unternehmungen. Vom Minister Rother. Berlin. Gr. 4. 10 Ngr.

Vinet, A., Über die Darlegung der religiösen Überzeugungen und über die Trennung der Kirche und des Staates als die nothwendige Folge sowie Garantie derselben. Eine gekrönte Preisschrift. Aus dem Französischen übersetzt von F. H. Spengler. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vorwärts! Volks-Taschenbuch für das Jahr 1845. Unter Mitwirkung mehrer freisinniger Schriftsteller Deutschlands herausgegeben von R. Blum und F. Steger. 3ter Jahrgang. Leipzig, Friese. 8. 20 Ngr.

Die Wallfahrt nach Trier. Eine Stimme aus Nassau. Siegen, Friedrich. 1844. 8. 6¼ Ngr.

Weltansicht und Religion der Denker, besonders der neuen und neuesten Zeit. Luxemburg, Michaelis. Gr. 8. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 91. —— 1. April 1845.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Leben beschrieben durch Karl Rosenkranz. Supplement zu Hegel's Werken. Berlin, Duncker und Humblot. 1844. Lex.-8. 3 Thlr.

Ein vielgenannter ist Hegel's Name allüberall, wohin die Kunde oder auch nur eine Notiz von der neuen deutschen Philosophie gedrungen. Eine so ausgezeichnete, ihrer Natur nach eben nur in dem intelligenten Publicum hervorgebrachte Wirkung macht die Kenntniß von den Lebensverhältnissen Hegel's interessant und wichtig, um so mehr als, wie bedeutend äußere Umstände zu der großen Celebrität seines Namens mögen beigetragen haben, dennoch keiner seiner Gegner, unter denen höchst respectable Namen zu finden sind (was ebenso wol für als wider Hegel zeugen kann), die Polemik so weit treiben wird, ihm nicht eine allerausgezeichnetste Begabung zuzugestehen. Wie der Verf. über Hegel's Leistungen und das Resultat derselben denkt, belegen die Worte der Vorrede, S. xxi. Er nimmt zwar an, daß der Hegel'schen Methode Durchführung durch alle Gebiete des Wissens nur erst einen unvollkommenen und in den Einzelheiten vielfach irrthümlichen Anfang gemacht habe, so viel aber ist ihm gewiß, daß die Hegel'sche Philosophie „den Gegensatz des reinen d. i. abstracten, vom Anschauen abstrahirenden Denkens und der reinen d. i. abstracten, vom Denken abstrahirenden Anschauung, den Gegensatz von Vernunft und Wirklichkeit, von Theorie und Praxis, von Idealität und Realität, von Denken und Sein, von Subject und Object, von Speculativem und Empirischem, von Idee und Geschichte principiell überwunden hat". Somit bliebe denn allerdings aller menschlichen Fähigkeit nichts weiter übrig als nur noch sich die Einzelheiten des Lebens und Seins nach unfehlbar sicherer Anleitung der Hegel'schen Philosophie zurechtzulegen und der größte Name seit Christus wäre der des verewigten Hegel.

Wer befähigt ist, über die Wahrheit einer solchen Behauptung zu urtheilen, der wird es Hrn. Rosenkranz verdanken, daß die Biographie (was Vorrede S. xi in dieser Hinsicht zur Rechtfertigung gesagt wird, möchte der Rechtfertigung kaum bedurft haben) zugleich die Geschichte der Hegel'schen Philosophie gibt, den Entwickelungsgang darstellt, welchen in dem Geiste ihres Schöpfers dieselbe schon von dessen Schuljahren an genommen. Die dem Werke angehängten Urkunden (S. 431—566 compressen Druckes und fast nichts als schriftlichen Nachlaß Hegel's enthaltend) bilden eine in nur gedachter Hinsicht höchst erfreuliche Mittheilung. Ref., der es unthunlich findet, auf jenen allerdings wichtigsten Bestandtheil der Schrift hier näher einzugehen, glaubt, daß schon an Demjenigen, was, auch von einem allgemeinern Standpunkte aus angesehen, die Schrift interessant macht, sie zu viel enthalte, um bei nothgedrungener räumlicher Beschränkung eine andere als aphoristische Anzeige geben zu können.

Hegel ist 1770 in Stuttgart geboren, wo dessen Vater eine Stelle in der landesherrlichen Verwaltung bekleidete. Seine Abkunft führt zurück auf einen Kannengießer Johannes Hegel, welcher im Anfange des 17. Jahrhunderts aus Kärnten nach Würtemberg einwanderte, um dem Drucke zu entgehen, welchem ihn in jener östreichischen Provinz das protestantische Glaubensbekenntniß aussetzte. Im fünften Jahre besuchte Hegel eine sogenannte lateinische Schule, vom siebenten an das Gymnasium seiner Vaterstadt. Von der hervorstechenden Lernbegierde des Knaben dazu veranlaßt, ließ ihn der Vater bereits im zehnten Jahre bei einem Obersten Duttenhofer Privatunterricht in der Geometrie nehmen. Auch auf etwas Astronomie und Ausübung der Feldmeßkunst erstreckte sich dieser Unterricht. Auf dem Gymnasium war er ein „rechter Musterschüler". Einer seiner Lehrer schenkte 1778 ihm die Wieland'sche Übersetzung des

Shakspeare mit den Worten: „Du verstehst sie jetzt noch nicht, aber du wirst sie bald verstehen lernen.“ „Die lustigen Weiber von Windsor“ sind das Stück, welches zuerst den Knaben lebhaft ansprach. Von Seiten des Princips war seine Bildung eine durchaus der Aufklärung, von Seiten des Studiums eine durchaus dem classischen Alterthum gehörige. Das auf dem Gymnasium zum Theil in lateinischer Sprache geschriebene Tagebuch Hegel's und mehre Arbeiten aus der Gymnasialzeit finden sich (S. 431—461) unter den obgedachten Urkunden. Welcher Allem, was irgend in den Kreis echt wissenschaftlichen Interesses sich ziehen läßt, unendlich zugewendete Eifer, welches echt jugendliche und in vielfacher Hinsicht ausgezeichnet männliche Mächtigwerden der verschiedensten Gegenstände, welche frühzeitige Vertrautheit mit den Alten! Möchten doch diese Mittheilungen aus der Gymnasialzeit Hegel's unserer schon auf den Schulbänken weltverbessernden Jugend zur Belehrung und Bekehrung dienen; möchten doch die Stimmführer und Befehlenden, deren Misachtung der humanistischen Studien gerade ebenso groß als ihre Unbekanntschaft mit denselben ist, jene Männer, die nicht genug der Realien in die jungen Köpfe hineingestopft sehen können und vor Allem von chinesischer Dressur das Heil der ihrer Einsicht untergestellten Schulanstalten erwarten, hier sehen, welche intensive Bildung aus den humanistischen Studien emporwachsen kann, und wie weit dem guten Naturell der Jugend dürfe vertraut werden, sobald äußerlich nur so viel Veranstaltung getroffen ist als nöthig, um die Anstrengungen dem Studium der Alten zuzuwenden. Als eine Gewissenssache betrachtet es Ref., hier aus gedachtem Tagebuche eine Stelle wörtlich auszuheben (S. 434):

Mittwoch den 6. Juli 1785. Herr Präceptor Löffler war einer meiner verehrungswürdigsten Lehrer, besonders im untern Gymnasio darf ich ihn kecklich fast den vorzüglichsten nennen. Er war der rechtschaffenste und unparteilichste Mann. Seinen Schülern, sich und der Welt zu nützen, war seine Hauptsorge. Er dachte nicht so niedrig wie Andere, welche glauben, jetzt haben sie ihr Brot und dürfen nicht weiter studiren; wenn sie nur den ewigen alle Jahr erneuten Classenschlendrian fortmachen können. Nein, so dachte der Selige nicht. Er kannte den Werth der Wissenschaften und den Trost, den sie Einem bei verschiedenen Zufällen gereichen. Wie oft und wie zufrieden und heiter saß er bei mir in jenem geliebten Stübchen und ich bei ihm! Wenige kannten seine Verdienste. Ein großes Unglück war es für den Mann, daß er so ganz unter seiner Sphäre arbeiten mußte. Und nun ist er auch entschlafen! Aber ewig werde ich sein Andenken unverrückt in meinem Herzen tragen. Dies muß ich doch hinzufügen, daß er mir acht Bände von Shakspeare's Schauspielen schon 1778 zum Geschenk machte.

Einem jungen Manne, der dies in sein Gymnasialtagebuch eingetragen hat, müssen wir unsern ganzen Beifall zuwenden, und zu hoffen steht, sein ganzes künftiges Leben werde die gleiche moralische Tüchtigkeit bewähren, wobei wir im Allgemeinen bemerken, daß nichts in der ganzen Schrift eine innerlichst schöne Persönlichkeit Hegel's so sprechend manifestirt als sein Gymnasialtagebuch, aus dem noch mehre Stellen wie die abgedruckte sich mittheilen ließen, jedoch auch nichts von Allem, was die Schrift über Hegel's spätere Lebensverhältnisse meldet, einen entschiedenen Gegensatz zu den Gesinnungen des funfzehnjährigen Gymnasiasten erkennen läßt.

Hegel, nach landesüblichem damaligen Ausdruck der Theologie consecrirt, bezog 1788 die Landesuniversität Tübingen. Als Seminarist gehörte er zu derjenigen besondern Classe von Studenten, die klösterlich in dem am Neckar gelegenen Stifte zusammenlebend und hinsichtlich ihrer Tracht streng beaufsichtigt in der Stadt Stiftler oder Schwarze genannt wurden, denen während des Essens einer aus ihrer Mitte, welcher dafür bessere Kost bekam, eine Predigt hielt. Auch Hegel, dem übrigens jener klösterliche Pedantismus schwerlich zusagte, hat solche Predigten gehalten; die Texte derselben sind S. 26 angegeben. Noch ist ohne Text und Datum eine von ihm sehr sorgfältig ausgearbeitete Predigt über die Versöhnlichkeit vorhanden. Von seinen Arbeiten freier Wahl findet sich aus jener Zeit erhalten nur eine einzige über den Werth der classischen griechischen und römischen Schriftsteller (S. 29), die Hegel unter Anderm auch als zweckmäßigste Vorbereitung zum Studium der Philosophie ansah. Von Nachrichten aus dessen Studentenleben hat Hr. Rosenkranz mehr nicht mitzutheilen vermocht als einige derjenigen traditionellen, welche bereits in der „Zeitung für die elegante Welt“ (1839, S. 35—37) zu finden sind, wo unter Anderm erzählt wird, Hegel sei der begeistertste Redner für Freiheit und Gleichheit gewesen, an einem schönen Sonntagsmorgen mit Schelling und noch einigen Freunden auf eine Wiese unweit Tübingen gezogen und daselbst von den vereinigten jungen Leuten ein Freiheitsbaum aufgepflanzt worden. Alle übrigen Nachrichten über sein damaliges Sein stehen mit dieser in Einklang.

Von großem Interesse ist, was (S. 35—39) über die Dissertation pro magisterio berichtet wird, die Hegel 1790 geschrieben. Sie handelte von dem Umfange der menschlichen Pflichten, der sich unter Beiseitesetzung der Unsterblichkeit ergibt. Hegel geht hier die Pflichten durch, die einer solchen Betrachtungsweise aus der Natur des Menschen resultiren. Sie sind: 1) Pflichten der unmittelbaren Nothwendigkeit oder des Instincts; 2) des Vergnügens; 3) des Nutzens und 4) der Vollkommenheit, nämlich der Schönheit, Seelengröße u. s. w. Diese verschiedenen Pflichten geht Hegel durch und zeigt, daß zwar jede derselben ohne Rücksicht auf Gott und Unsterblichkeit gedacht werden könne, daß jedoch die Erfüllung derselben einen ganz andern Reiz erhält, wenn man sie als Ausdruck der Nothwendigkeit eines höchsten Willens, eines unendlich mächtigen, weisen und guten Gottes denke, der sich in der Ordnung und in den Gesetzen der Natur manifestire und Alles, was geschieht, mit genauester Kenntniß leite. Vorzüglich, meint Hegel, gewännen die Pflichten der Vervollkommnung von diesem Standpunkt aus, weil der Mensch erst mit der Voraussetzung Gottes das All als vollendetes Ganze anschauen

und sich als Bürger im Reiche des größten und besten Herrschers betrachten könne. S. 40—41 finden wir Mittheilungen über Hegel's tübinger Verkehr mit Hölderlin und Schelling; dahin gehört in einem Kreise mit andern Freunden gemeinschaftlich betriebenes Lesen des Plato. Nachdem er Tübingen verlassen, ward Hegel bei einem Hrn. Steiger von Tschugg in Bern Hauslehrer und verblieb in dieser Stellung vom Herbste 1793 — 96. Ende Juli 1796 machte er mit drei sächsischen Hofmeistern eine Fußreise in die berner Oberalpen. Ein über diese Reise von ihm gehaltenes Tagebuch ist unter den Urkunden (S. 470—490) abgedruckt. Es documentirt die regste Aufmerksamkeit und enthält allseitige ebenso ernste als lebenswarme Reflexion. Während der Schweizerperiode ergab sich Hegel theologischen und historischen Studien, über welche S. 45 — 62 berichtet wird. Daß er unter Anderm die Verfassung Berns bis in das kleinste Detail, bis zum Chausseegeld hindurcharbeitete, ist ein Zug, der unstreitig verdient hervorgehoben zu werden, weil er beweist, wie sich allerdings Hegel's Bildung weit mehr an das Gegebene anschloß, als dessen Gegner zuzugestehen geneigt sind. Aus dem Abschnitt „Briefwechsel Hegel's mit Schelling" (S. 62—80) theilen wir die Stelle auf S. 63 — 64 mit, wo über die Vergleichung einerseits Schelling's mit Plato, andererseits Hegel's mit Aristoteles gesprochen wird. Es wird diese Stelle — eine einzige unter sehr vielen damit übereinstimmenden — das Verhältniß belegen, worin Hr. Rosenkranz zu dem über Schelling und Hegel zum großen Theil nur durch sehr äußerliche Umstände ausgebrochenen Streite steht.

In den „Heidelberger Jahrbüchern" verglich Bachmann 1810 in einer Anzeige von Hegel's „Phänomenologie" zuerst Schelling mit Plato, Hegel mit Aristoteles. Seit dieser Zeit ist dieser Vergleich stereotyp geworden. Auch hat er eine gewisse Wahrheit, allein, wie alle solche Vergleiche, nicht unbedingt. Namentlich paßt er nicht für die Form. Es sollte schwer sein, für Plato's künstlerische Geschlossenheit und sorgfältige Ausarbeitung bei Schelling etwas Ähnliches zu finden; der Dialog „Bruno" bleibt hinter der dramatischen Energie und stilistischen Eigenheit Plato's zu weit zurück. Hegel's Compositionen aber unterscheiden sich von den Aristotelischen gerade wieder durch ihren dialektischen Gang, der das Ganze nicht blos in Ordnung hält, sondern den Begriff sich selbst ohne Zwischenreden entfalten läßt, eine Bewegung, welche die einzelnen Bestimmungen gleichsam handelnd erscheinen läßt. Schelling's sanguinische Unruhe und combinatorische Kühnheit waren unstreitig nothwendig, einen Durchbruch durch die Enge zu schaffen, in welche der Idealismus durch das subjective Extrem gerathen war; aber Hegel's gründliche Gelehrsamkeit, Selbstverleugnung, Geduld und kritische Kälte waren nicht weniger nothwendig, um aus dem chaotischen Tumult, der jenem Durchbruche folgte, bestimmte Gestalten hervorzubringen. Das Ahnungsvolle, Postulatorische in Schelling mußte durch das Überlegte, Zusammenhang Fodernde in Hegel den Versuch der Bewährung machen. Schelling versprach mehr als er leistete; Hegel versprach nichts, leistete aber desto mehr. Hegel hat sich auch wie jeder erfinderische Kopf mit gar mancherlei Planen getragen, welche nicht zur Ausführung gekommen sind. Allein er hielt die Äußerung solcher Gedanken zurück oder gab ihnen, wenn er sie aussprach, die Form der Allgemeinheit. Man kann, pflegte er in solchem Falle zu sagen, den Gedanken einer philosophischen Mathematik fassen u. s. w. Er kündigte nicht mit feierlichem Pomp an, daß er den großen Wurf machen werde.

Sonderbarerweise hat sich auch die Meinung verbreitet, Schelling im Ausdruck für poetisch und modern, Hegel für abstrus und scholastisch zu halten. Die Parallele zwischen Plato und Aristoteles hat nach einem sehr gewöhnlichen, grundlosen Vorurtheil die Gunst für den Stil des Erstern ebenso erhöht als die Ungunst für den des Letztern. In der That hat Schelling aus Plato enthusiastische Wendungen gern aufgenommen und da, wo es ihm an Begriffen fehlte, gern die Verse alter Dichter citirt, namentlich in Vorreden und kleinern Aufsätzen. Lobt man aber den dichterischen Anflug derselben, so ist es Unrecht, zu vergessen, daß die verbildlichende Originalität Hegel's in seinen geharnischten Vorworten, in seinen Reden und Kritiken nicht weniger groß ist. Wäre aber von größern Werken die Rede, so müßte man unbedenklich nicht Hegel, sondern Schelling den Scholastiker nennen. Nicht nur ist der Ausdruck bei ihm oft ganz in der scholastischen Terminologie gehalten, sogar bis auf die Neigung zu lateinischen Endungen bei schon eingebürgerten lateinischen Worten, sondern auch der Zuschnitt des Ganzen ist in Aufgaben und Lösungen, in Sätzen und Beweisen, in Theorien und Nachweisen, Demonstrationen und Corollarien völlig scholastisch, abgesehen davon, daß man jeden Augenblick durch Anmerkungen, Parenthesen, Anmerkungen zu den Anmerkungen aus der Continuität der Entwickelung herausgerissen wird. Immer spürt man den an sich genialen Geist, aber auch das Halbe seiner Gestaltung, und Hegel ist mit seiner Dialektik der beiweitem modernere Geist. In der Lebensart dagegen ist Schelling der modernere Mensch. In der Wissenschaft hüllt er sich zur Hälfte in den grauen Talar des Scholastikers; wenn er dagegen als akademischer Präsident zum Geburtstag eines Königs oder zur Todtenfeier eines Talleyrand die Honneurs macht, ja dann strahlt er von heutigster Eleganz.

(Die Fortsetzung folgt.)

An Aide de Camp's recollections of service in China, a residence in Hong-Kong, and visits to the other islands in the Chinese Seas. By Captain *Arthur Conynghame*, Aide de Camp to Major-General Lord Saltoun. Zwei Bände. London 1845.

In Bezug auf frische und gefällige Darstellung gewiß das beste unter den neuern Werken über China. Selbst der Hinfahrt, ein anscheinend erschöpftes Capitel, hat der Verf. dadurch Neuheit gegeben, daß er sich lediglich auf seine eigenen Erfahrungen und Wahrnehmungen beschränkt. Von Plymouth begleitet ihn der Leser um die halbe Welt, legt mit ihm an mehren Orten bei und läßt sich überall in hübscher Weise etwas Wissenswerthes erzählen. Der Verf. segelte aber auch unter einem besonders glücklichen Gestirn. Wohin er kam, kam er just im rechten Momente, Dies oder Jenes zu sehen; und das berichtet er lebhaft und natürlich. Bei der Ankunft in China ging es den Jang-tse-Kiang hinauf. Eine wunderschöne Fahrt, und sehr glaublich kam sich der Verf. oft wie der Entdecker eines ungekannten Landes vor. Ist doch seine Beschreibung so, daß es auch dem Leser bisweilen so vorkommt. Die Mündung, breit wie ein Arm des Meers, schlängelt sich der Jang-tse-Kiang in das Herz des chinesischen Reichs, durchschneidet Ebenen von seltener Fruchtbarkeit, bespült die Pfeiler hoher Pagoden und schwimmt vorüber an kleinen, lachenden Dörfern, an volkreichen Städten und herrlichen Hügeln, dergleichen sonst wo kaum wiederzufinden. Und dabei nicht zu vergessen, daß Hauptmann Conynghame keiner von Lord Ellenborough's „unschuldigen Reisenden" war. Er gehörte zu der Expedition, welche durch den Donner der Kanonen den Stolz des Beherrschers von China demüthigen sollte. Das bleibt zwar nicht unerwähnt, tritt aber so wenig in den Vordergrund, daß der Leser häufig ver-

gißt, in welcher gefährlichen Gesellschaft er sich befindet. Sind es also nicht Waffenthaten, die dem Werke Reiz geben, fehlt es auch an mühsam ausgearbeiteten Details und an sogenannten geschriebenen Gemälden, so muß das Unterhaltende des Buchs wol darin liegen, daß Ereignisse schnell aufeinanderfolgen, Heiteres und Trauriges sich in raschem Wechsel ablöst, man in steter Bewegung erhalten und auf die bequemste Art von der Welt nach China, mitten unter Chinesen versetzt wird. Ref. muß sagen, daß in beiden Bänden ihn nur eine Stelle unangenehm berührt hat, die, wo nach der Erzählung des Verf. ein Chirurg einem weiblichen Leichnam die Füße amputirt. Die Sache selbst hat nichts Anstößiges, der Beweggrund nichts Verletzendes. Es geschah aus chirurgischer Neugier. Aber der Ton der Erzählung misfällt, ist so gar nicht der Ton des Verf., als hätte eine fremde Hand den Bericht eingeschwärzt. Sollte daher das Buch ins Deutsche übertragen werden, so wäre eine Verbesserung des Originals hier am rechten Orte.

Seit auch Deutschland, Sachsen voran, sich anschickt, von der Eröffnung Chinas Handelsgewinn zu ziehen, sind die Wehrufe über die Ungerechtigkeit des Kriegs, über englische Selbstsucht und englischen Eigennutz einigermaßen verstummt. Jedenfalls macht aber die den Jang-tse-Kiang hinaufgegangene Expedition dem englischen Charakter Ehre, und es ist kaum eine Frage, ob die Franzosen gethan haben würden wie die Engländer, die, anstatt zu beiden Seiten des Flusses Razzias auszuführen und die schuldlosen Unterthanen für die Halsstarrigkeit der Regierung büßen zu lassen, Alles aufboten, die Gräuel des Kriegs von ihnen abzuwenden. Erhaben über die Vorurtheile des Glaubens und der Masse hatten sie Gefühl für die Anhänger des Buddha und Confucius, und daß sie vor Nankin über Einstellung der Feindseligkeiten sich freuten, die große und reiche Stadt lieber gerettet und geschont als verwüstet und geplündert sahen, mag nicht kriegerisch sein, aber es ist menschlich und edel. Auch Das verdient Erwähnung, was der Verf. als zweifelfrei behauptet, daß zu der Zeit, wo die Engländer in das südliche China eindrangen, die Bevölkerung im Begriff gewesen, das Joch der Mandschus abzuwerfen. Er tadelt die Regierung, daß sie diese Stimmung nicht zur Errichtung eines Protectorats benutzt. Andere denken anders. In der Nähe von Nankin besuchte der Verf. nebst mehren Offizieren den berühmten Porzellanthurm, und die Beschreibung, die er davon mittheilt, ist so anziehend und weicht von frühern Mittheilungen so wesentlich ab, daß es Ref. leid thut, sie einem Blatte zuweisen zu müssen, das für Dergleichen mehr Raum hat als vorliegendes. Indessen wird das ganze Buch, wenn nicht von A bis Z übersetzt, doch von A bis Z ausgeschrieben werden. 23.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Die Ordonnanzen der Könige von Frankreich.

Wenn auch die Regierung bei den Unterstützungen, welche sie wissenschaftlichen Bestrebungen zu Theil werden läßt, nicht immer frei zu sprechen ist von Parteirücksichten und ähnlichen Motiven, so ist der Vorschub, der von ihr mit freigebiger Hand gelehrten Forschungen jeder Art geleistet wird, doch unermeßlich. Wie viele gediegene Werke voll Gelehrsamkeit würden ungedruckt oder selbst unausgearbeitet bleiben, wie manche wichtige Entdeckung würde nicht ausgebeutet, wie manches schöne Talent würde niedergehalten werden und traurig verkümmern, wenn nicht aus Staatsmitteln reiche Spenden zur Förderung der Wissenschaften gethan würden. Unter allen wissenschaftlichen Unternehmungen aber, die ihr Entstehen und Gedeihen entweder ausschließlich oder doch zum größten Theile der Unterstützung der Regierung verdanken, zeichnen sich sowol ihrem Umfange als ihrer Bedeutung nach die historischen Sammelwerke aus, um deren Anlage und Förderung sich vor Allen Guizot als Unterrichtsminister unvergleichliche Verdienste erworben hat. Wir haben bereits öfters Gelegenheit genommen, in d. Bl. auf einzelne Theile der hochwichtigen „Notices et extraits des manuscrits", in denen ein ungeheurer Stoff aufgeschichtet ist, auf die Zusammenstellung der „Diplômes", deren Herausgabe der verdiente Pardessus besorgt, und vorzüglich auf die herrliche „Collection de documents inédits sur l'histoire de France", die einen Schatz von ungeheuerm Werthe enthält, aufmerksam zu machen. So müssen wir denn hier auch einmal einer Sammlung gedenken, welche an Bedeutsamkeit und Wichtigkeit für das Quellenstudium der französischen Geschichte keiner jener großartigen Unternehmungen etwas nachgibt. Es ist dies die Sammlung der Ordonnanzen der Könige von Frankreich („Ordonnances des rois de France"), welche jetzt unter besonderer Begünstigung von Seiten der Regierung bis zum einundzwanzigsten Bande gediehen ist. Dieser letzte Theil, der binnen kurzem in den Buchhandel kommen wird, schließt die Regierungszeit Ludwig's XII. ab, bis auf den, dem ursprünglichen Plane gemäß, die ganze Arbeit nur geführt werden sollte. Zum Glück hat sich die Akademie entschlossen, dieses bedeutende Werk, das eine unversiegliche Quelle für die historische Forschung bildet, noch über das ursprüngliche Ziel hinauszuführen. Indessen scheint es uns doch angemessen, jetzt, wo die Sammlung eine Art von Wendepunkt erreicht hat, einen Blick auf den Weg, den dieses Unternehmen durchlaufen hat, zu werfen. Nachdem schon früh von Rebuffe, Fontanon ähnliche Sammlungen, wenngleich nach einem unvollkommenen Maßstabe, veranstaltet waren, ging von Ludwig XIV. der Gedanke aus, sämmtliche Verordnungen der dritten Dynastie in einer umfassenden Sammlung zusammenstellen zu lassen. Die Juristen Berroyer, Loger und Laurière wurden von Pontchartrain, dem thätigen Kanzler, auserwählt, um das Unternehmen in nähere Erwägung zu ziehen. So wurde im J. 1706 der Plan des ganzen Werkes in einer Art von Prospectus veröffentlicht. Indessen erschien der erste Theil erst im J. 1723, der von den genannten Gelehrten besorgt wurde. Die Herausgabe des zweiten bis zum neunten Bande wurde von Secousse geleitet, bis sie während der Regierung Ludwig's XV. dem gelehrten und thätigen Bréquigny übergeben wurde, der das umfassende Werk bis zum vierzehnten Bande führte. Hiermit kam das Unternehmen ins Stocken, die Finanznoth, welche der Revolution vorausging und die schrecklichen Stürme, die mit diesem Ereigniß hereinbrachen, waren einem solchen Werke nicht günstig. Der abgerissene Faden wurde erst nach der Umgestaltung des Instituts von Napoleon wieder aufgenommen. Pastoret, dem die Fortführung des Ganzen übergeben war, gab den funfzehnten bis zum achtzehnten Bande heraus. Hierauf widmete Pardessus, der als kritischer Sammler einen rühmlichen Namen hat, seine Thätigkeit und seinen Fleiß dem Unternehmen, welches von ihm schon bis zum einundzwanzigsten Bande gefördert ist. Indem nun, wie gesagt, die Akademie entschlossen ist, das angefangene Werk über die ursprünglich gesteckten Grenzen fortzuführen, hat sie zugleich sich dahin bestimmt, daß solche Actenstücke, welche aus verschiedenen Gründen von frühern Herausgebern von der Sammlung ausgeschlossen wurden, in nachträglichen Bänden zusammengestellt werden sollen, um somit ein Werk zu liefern, das als ein abgeschlossenes Ganzes angesehen werden kann. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 92. — 2. April 1845.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Leben beschrieben durch Karl Rosenkranz.

(Fortsetzung aus Nr. 91.)

Im Herbst 1796 ging Hegel nach Stuttgart zurück, die Seinigen wiederzusehen, und trat im Jan. 1797 eine Hofmeisterstelle bei dem Kaufmann Gogel in Frankfurt a. M. an. In dieser Stellung beharrte er bis Ende 1800. Sie war ihm eine höchst zusagende, sorgenfreie und Muße gewährende; dies erhellt aus den großen Arbeiten, die er hier durchmachte. „In derselben Stadt, welche die Wiege der Goethe'schen Poesie war, sollte auch das Hegel'sche System der Philosophie seine eigentliche Geburtsstätte feiern."

Aus dieser Periode sind (S. 83—85) Anfänge Hegel'scher Gedichte abgedruckt. Diese Mittheilung stellt Hrn. Rosenkranz als einen sehr redlichen Biographen des von ihm hochverehrten Mannes dar. Ob diese Gedichte, von denen das eine anhebt: „Der Frühling droht!" irgend etwas beitragen können, den Namen Hegel's zu verherrlichen, wird man ermessen, wenn man einen jener Anfänge liest:

> Deine Freunde trauern, o Natur!
> Dich tausend gestalteten Proteus
> Hat seine Wechselkraft verlassen,
> Und ein entseelter Balg
> Liegt der gealterten Erde Haut,
> Aus deren Poren sonst Luft und Seele spielte.
> Aber auf der wolkenlosen
> Allbewölbenden Bläue
> Wandelt in unversiegendem Glanze
> Das Auge der Welt,
> Lächelt freundlich der Braut u. s. w.

Da Hegel selbst nie beabsichtigt hat, diese Producte der Welt bekannt zu machen, so hätte Ref. sie ganz übergangen, wäre er nicht durch Das — man sehe oben — was Hr. Rosenkranz bei Vergleich Hegel's mit Schelling sagt, gereizt worden zu bemerken, daß, was wir in poetischer Gattung von Schelling besitzen, von ganz anderm Werthe, sehr ausgezeichnet schon durch die Beherrschung der Form ist, wozu in den vorstehenden Hegel'schen Versen sich nicht einmal die entfernte Anlage findet.

Nach des Vaters Tode im Jan. 1799 zu dem Besitz eines mäßigen Capitals gelangt, sah er sich im Stande in die akademische Sphäre überzugehen.

Seinen Verpflichtungen als Hauslehrer war er nachgekommen; seine Arbeiten reiften der Veröffentlichung entgegen. Seine Lehrjahre liefen ab, seine Wanderjahre fingen an. Hegel wollte nach Jena, dem damaligen philosophischen Eldorado, gleichsam als verstände es sich von selbst. Allein zuvor wünschte er noch eine ganz einsame Rast und schrieb daher an Schelling seinen Rath darüber einzuholen. Er kündigte ihm an, daß zwar er auch ein System habe schaffen müssen, ihm aber doch als Freund zu begegnen hoffe. Er glaubte, daß Schelling, dessen Geist und Wirken gerade in der schönsten Blüte stand, von allen Mitlebenden ihm am meisten homogen wäre.

Indeß es fügte sich, daß Hegel unmittelbar von Frankfurt nach Jena ging, wo er bereits im Jan. 1801 eintrat. Jena war nicht mehr das Jena der zunächst vorhergegangenen Jahre. Wie damals jene nächste Vergangenheit in dem Universitätsleben nachwirkte, hat Hr. Rosenkranz höchst anschaulich und darum auch höchst ergötzlich dargestellt (S. 147):

> Die eigentliche literarische Gährung war hier schon vorüber. Fichte, wegen der Anklage auf Atheismus ausgeschieden, war bereits in Berlin. Das „Athenäum" der Schlegel, diese piquante Zeitschrift, welche das Publicum an die Paradoxie gewöhnte, war schon wieder eingegangen. Die Romantiker hatten sich zerstreut. Novalis war 1800 in Weißenfels gestorben und Tieck im Sommer desselben Jahres weggezogen. Schelling endlich, der als außerordentlicher Professor von Leipzig gekommen, war wenigstens keine Neuheit mehr. Aber die Bewegung ging nun in die Breite. Jena strotzte von jungen Männern, welche in der Philosophie eine Laufbahn machen wollten. Das Beispiel Reinhold's, Fichte's, Schelling's, ihr schnelles Berühmtwerden, reizte gewaltig und vor Fichte's speculativer Überkeckheit konnte man sich durch Vorsicht, vor seinen Disciplinarconflicten mit den Studenten durch Nachgiebigkeit hüten. Die Lectionskataloge der damaligen jenenser Universität triefen von Philosophie. Sie zeigen eine Musterkarte der mannichfaltigsten philosophischen Standpunkte von dem dogmatisch Wolf'schen an bis zu den romantischen Improvisationen der Naturphilosophie. Der alte Hennings und Ulrich lasen fort und fort ihre Logik und Moral; aber daneben kamen und gingen Privatdocenten wie Tauben in einem Taubenhaus ein- und ausfliegen. Darunter sind ganz verschollene Namen wie Kistner, Vermehren u. A.; allein auch viele, die späterhin anderwärts wieder auftauchten, wie Schad, Fries, Krause, Geuber, Ast u. A. Fast alle diese Privatdocenten kündigten außer dem Lieblingsfach, worin sie besondere Studien gemacht hatten, Logik an, weil dies Collegium als das von der studirenden Jugend observanzmäßig anzunehmende noch am ehesten Aussicht auf Honorar darbot. Doch gehörte es, obwol der eine mehr zur Mathematik, ein anderer mehr zum Naturrecht, ein dritter zur Psychologie Hang hatte, schon zur Etikette, auch Naturphilosophie oder philosophische Encyklopädie zu lesen. Nicht wenige erboten sich überdem, den Herren Studiosen, wenn sie es wünsch-

ten, desideràntibus, auch noch Dies und Jenes beizubringen, z. B. Declamiren, Disputiren u. dgl. Wie Hegel's noch übrige Meldebogen zeigen, waren die Preise mäßig, zwei bis drei Laubthaler die Vorlesung. Außerdem trugen sich die meisten mit Projecten zu neuen Zeitschriften oder suchten wenigstens, auch des Honorars halber, an einer schon bestehenden mitzuarbeiten. Die Ambition endlich, zum Professor ernannt zu werden, um aus der Masse der Privatdocenten sich etwas auszuscheiden, war außerordentlich. Wie dies auf deutschen Universitäten immer der Weltlauf zu sein pflegt, erzeugte dies Streben eine Concurrenz, welche durch Sucht nach protegirenden Bekanntschaften, durch Splitterrichten und Zutragen von Anekdötchen oft gehässig ward. Als daher Baiern seine Unterrichtsanstalten nach einem neuen Plane zu organisiren anfing, konnte es von Jena her eine ganze Colonie Gelehrter beziehen. Niethhammer, Paulus, Schelling, Ast u. A. gingen fort. Die Zurückbleibenden sahen ihnen mit Neid nach und strebten baldmöglichst dasselbe Schicksal zu theilen.

In dieses Getreibe, wo Philosophie gleich einer nach den verschiedensten Mustern für den literarischen und akademischen Markt arbeitenden Industrie gehandhabt wurde, trat Hegel ein. Die Stellung, welche er einnehmen werde, möglichst genau zu bezeichnen, schrieb er (im Juli 1801 war die Schrift vollendet) über die Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems und eine Inauguraldissertation über die Planetenbahnen, in welcher ihm widerfuhr, es als Gesetz und Nothwendigkeit darzustellen, daß kein Planet da sich finde, wo jetzt allgemein bekanntermaßen jene kleinen sich finden, die den einen vertreten, welchen das nunmehr evident vorliegende Gesetz des Planetensystems dort erheischt. Dies schrieb im Frühjahr und Sommer 1801 Hegel, „offenbar nichts davon wissend, daß in Palermo am 1. Jan. 1801 Piazzi die Ceres entdeckt hatte". Hr. Rosenkranz thut sein Möglichstes, Hegel von dem Vorwurfe rein zu waschen, „eitel genug sei derselbe gewesen, speculativ etwas anders haben und wissen zu wollen, als man es empirisch wissen müsse". Nach Ref. Ansicht hätte es dieser Mühwaltung nicht bedurft. Man kann groß in der Philosophie, groß in den exacten Wissenschaften sein, und doch das Unglück haben, eine astronomische Entdeckung nicht zu kennen und ein Gesetz des Planetensystems falsch zu construiren. Lahm aber auf alle Fälle ist das Argument, womit Hr. Rosenkranz den Triumph der Empirie über Hegel derselben schließlich dadurch zu verkümmern sucht, daß er bemerkt, sie hätte, um völlig triumphiren zu dürfen, nur einen Planeten entdecken müssen, statt dessen aber wären gemach vier Planetchen zum Vorschein gekommen, die man gar nicht erwartet gehabt. Der Inauguralisdisputation waren angehängt zwölf Theses, welche die wesentlichen Punkte seines Systems enthielten. Ihre „zum Theil paradoxe Fassung" rechtfertigt Hr. Rosenkranz damit, daß Theses zum Disputiren reizen müßten und besonders den Paradoxien dieser Reiz eigen sei. Ref. setzt hinzu, daß unter den Paradoxien jene Theses genau das Nämliche sind, was unter den Gewürzen der spanische Pfeffer. Man urtheile selbst: „Das Quadrat ist das Gesetz der Natur, das Dreieck das des Geistes (quadratum est lex naturae, triangulum mentis); die vollendete Moralität widerstreitet der Tugend (moralitas omnibus numeris absoluta virtuti repugnat)." Den Aristoteles lassen auch Hegel und seine Verehrer gelten. Wo aber hat dieser, obschon der Griechen Prädilection für Sophistik dazu anreizen konnte, sein Augenmerk nächst dem Gedanken auf dessen paradoxe Fassung gerichtet?

Über Hegel's „Einwirkung auf die Studenten" (S. 215 fg.) heben wir Einiges aus, das, vergleicht man damit den Einfluß, den Hegel auf einen großen Theil seiner letzten Zuhörerschaft geübt hat, beweist, daß wenn einmal, was dem Deutschen übrigens nicht selten widerfährt, der Enthusiasmus mit dem Enthusiasten durchgeht, das Durchgehen, welches jedoch in Jena nichts weniger als zur Mode ward, sich aller Orten so ziemlich gleich gebehrdet.

Auf die Studirenden als Masse hatte Hegel gar keinen Einfluß. Dieser war er nur als eine seltsame Obscurität bekannt, und wer nicht gerade bei den ältern Professoren hören, sondern auch einmal bei einem jüngern Docenten es versuchen wollte, ging lieber zu Fries, der mit Hegel gleichzeitig emporstrebte. Desto fester hielt ein kleiner Kreis von Anhängern und Bewunderern, dessen Enthusiasmus sich vorzüglich in den letzten Jahren von Hegel's jenenser Aufenthalt außerordentlich steigerte.

Das vielgenannte, vielbelobte Absolute war nun freilich für die Mehrzahl etwas sehr Dunkles, Chaotisches, was sie mehr anstaunten, als in der That verstanden. Die negative Seite der Opposition gegen das Alte, Bisherige, die Einsicht in die Unhaltbarkeit des innerlich schon zu Grunde Gegangenen bildete sich am klarsten und stärksten aus. Mühte sich ein Student mit dem Absoluten bis zur Hypochondrie ab, so trösteten ihn die andern mit der Redensart, es werde schon mit ihm zum Durchbruch kommen. Die echten Jünger hegten die größte Hochachtung vor dem Meister und eine fast abgöttische Verehrung für Alles, was von ihm ausging. Er erschien ihnen als ein höheres Wesen, dem gegenüber alles Eigene in ihrem bisherigen Zustande und alle Wissenschaft Anderer nichtig und verworfen war. Diese dem Jünglingsalter so wohlthuende, übertreibende Verehrung erstreckte sich auf Alles, auch das Geringste, was man von dem Leben und Thun des geliebten Mannes in Erfahrung bringen konnte, auf jede Weise des Benehmens und Verhaltens, jede Äußerung. Hinter jedem Worte, das man außer den Vorlesungen erhaschen konnte, wurde eine tiefere Bedeutung, eine höhere Wahrheit gesucht. So hatte der Buchhändler Frommann einmal einigen berühmten zum Besuch gekommenen Gelehrten ein Mittagsessen gegeben, zu welchem auch Hegel eingeladen war. Da es zu Ende ging, machte der Wirth allerlei Entschuldigungen wegen seiner schlechten Bewirthung: die Küche sei ihm eingefallen, sonst hätte noch Dies und Jenes zum Vorschein kommen sollen. Hegel sollte darauf gesagt haben: „Bringen Sie nur, was Sie haben; es ist Alles da zum Verzehren. Wir wollen ihm sein Schicksal schon anthun." Dergleichen bewunderte man.

Ein Student, im Begriff von Jena nach Würzburg zu gehen, empfahl sich Hegel. Er sagte zu ihm: „Ich habe auch einen Freund da, den Schelling." Hier, bemerkten nun die Enthusiasten, wolle das Wort Freund etwas ganz Anderes sagen als sonst im gewöhnlichen Leben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Derwarodd, das Heldenkind. Ein altnordisches Märchen von Adam Öhlenschläger. Leipzig, E. Fleischer. 1844. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schlicht, hell und klar gibt der berühmte Dichter uns hier eine alte Nordlandssage als ein Märchenbuch wieder. Was er

zur Sage hinzugethan, was er davon genommen, ist uns unbekannt. Es kommt aber auch darauf zu seinem Zwecke nicht an. Er wollte für die Gegenwart, für unsere Leserwelt eine alte Mythe mundgerecht machen, und unsere Kritik hier hätte eigentlich nur die Frage zu beantworten, ob ihm dies gelungen ist. Wir meinen ja. Wir lasen das Märchen nicht ohne Theilnahme durch, und Andere werden es vielleicht mit noch mehr Theilnahme lesen, die eben frisch aus der von den Störungen der Zeit noch unberührten poetischen Welt sich an die Lecture begeben. Uns Andern, welche wir uns von diesen Strömungen nicht frei erhielten, kommt solche Nordlandssage von ungebändigten Naturrecken, die in ihrer wilden Kraft Alles kurz und klein schlagen, in diesem Augenblick allerdings etwas befremdlich vor, wo alle poetischen Lüfte von politischen Gedanken und Seufzern geschwängert sind. Wenn diese politischen Gedichte uns für die Poesie, die nicht politisch ist, unempfänglich machen sollten, sähe es schlimm aus. Doch ist dem gewiß nicht so. Nur muß die Dichtung, welche gegen die Zeitströmung aufkommen will, aus dem reinsten Urquell der Poesie geschöpft haben, ein Homer, ein Sophokles, ein Shakspeare müssen zu allen Zeiten anklingen; während dieselben freiern, auch von Zeitströmungen, nur einer andern Zeit, durchdrungenen Dichtungen eine schwierigere Stellung der gefesselten Aufmerksamkeit des Publicums gegenüber haben. Ob es aber gerade jetzt an der Zeit ist, mit Nordlandssagen die deutsche Leserwelt, wo sie noch der Poesie huldigt, von der Poesie Herwegh's, Heine's, Freiligrath's, oder vom „Ewigen Juden", oder den „Mysterien" abzulenken? Doch was kümmert diese Frage den echten Dichter, was den Dänen Öhlenschläger, der sich gedrungen fühlte, eine Sage seines Vaterlandes zu überdichten, er, der sein Leben hindurch in den reichen Schachten seiner nordischen Berge umhergefahren ist und gefördert hat, was ihm werth schien, daß es zu Tage komme? Was kümmert es ihn, daß wir in Deutschland jetzt andern Bestrebungen huldigen, daß uns die Götter Griechenlands jetzt vielleicht wieder näher gerückt sind als die Asahelden Islands! Ihm sind sie wahre, ewige Verkörperungen des Gedankens, während sie uns nur eine Zeit lang ein modernes Spiel der Phantasie waren. Wir, d. h. unsere Väter und Großväter, gaben uns einmal viel Mühe, als wir der alten Spielerei satt waren, nach neuer Spielerei zu suchen, und den Mythus des Nordens, weil wir vermeinten, er gehöre uns doch eigenthümlicher an als die Herren des Olymps, bei uns einzubürgern. Es ging nicht; Thor und Freya und Locke und Fenris blieben uns fremder als Apoll und Mars und Minerva und Venus. Nicht Klopstock, nicht Fouqué vermochten es, uns unter diesen eisigen Gigantengeschlechtern wohnlich anzusiedeln, uns Vertrauen zu schenken zu ihrer Gewalt, uns Ideen finden zu lassen in der kolossalen Hieroglyphenschrift, noch, und das ist das Wichtigste, uns durch die Schönheit ihrer Gestalten zu bezaubern. Aber soll darum auch der Sohn des Nordens den ganzen Mythus aufgeben?

Von Klopstock ganz zu schweigen, dessen Poesie durch seine Einmischung der nordischen Götterlehre auf seine ernst religiöse Stimmung am empfindlichsten gelitten — denn der ohnedies mit einer Sprache kämpfte, die schwer dem Volke verständlich war, hat sie durch seine nordische Mythologie, die heute ganz unverständlich der Menge wurde, noch unpopulairer gemacht —, so bemächtigte sich Fouqué ihrer auf eine Art, welche für die damalige Zeit ganz zweckmäßig war, weil sie wirkte, aber sie war so willkürlich, daß vom nördlichen Typus wenig oder nichts übrig blieb. Wenn schon die oder der Componist des „Nibelungenliedes" mit den Nordlandshelden ein eigenes Spiel getrieben, und diese Eisengestalten aufgeweicht und deutsch gemüthlich und häuslich familiair gemacht hat, wie verarbeitete sie erst Fouqué zu seinen christlich romantischen Zwecken. Und er that recht daran, von seinem Standpunkte aus. Er wollte wirken und zu seinem Zwecke wirken; auf die historische Treue kam es ihm dabei nicht an. Dieser Derwarodd erinnert uns lebhaft an seinen Thiodulf, den Isländer. Möglich, daß Fouqué die Sage könnte." Zu welchen Gliederpuppen verarbeitete er die starren Nordlandsrecken mit ihrer wilden Naturkraft, zu keinem andern Zwecke, als damit sie bei der ersten Berufung des christlichen Symbols zusammenfielen. Er thürmte Berge auf, um zu zeigen, wie groß die Macht sei, die durch ein Wort sie wieder zusammensinken ließ. Daß er das Christenthum ebenso willkürlich aus einer lebendigen Wahrheit zu einer magischen Zauberkraft machte, wird wol Niemand bestreiten. Aber er erreichte was er wollte; er machte handrecht, verständlich die Sage für die Begriffe der Menge in jener Übergangsperiode, deren Dichter er war.

Wir leben wieder in einer ganz andern Periode. Wenn man die alten Sagen des Nordens für dieselbe bearbeiten will, so scheint mir die Art, wie es Simrock jetzt unternimmt, für uns die angemessenste. Er, mit wenigster Beimischung moderner Gedanken und Hinweisungen — ganz sind sie nicht zu vermeiden — sucht den allgemein germanisch nationalen Charakter möglichst hervorzuheben, die Züge im Wunderbaren, die noch heute anklingen, das häusliche Element, wo es leise vortritt, weiter auszuspinnen, und besonders die schalkhaften Töne, die immer Anklang finden, kräftig und anmuthig auszubilden. Öhlenschläger kehrt zur nordischen Antike zurück, was, von seinem skandinavischen Standpunkte aus, gewiß das Richtige ist. Er stellt die Helden in ihrer kalten, spröden, starren Naturgröße hin, und doch ist er ein Dichter der Gegenwart, der seine Zeit nicht vergessen kann, der von ihrem Einfluß, wie von seiner eigenen Natur beherrscht, daraus unbewußt etwas Anderes macht als ihm gegeben ist. Sein eigener sanfter, weicher, wehmüthiger Sinn glättet und durchweicht die starren Gestalten, und unvermerkt schleichen sich in die Keilschrift alter Thatkraft moderne Gedanken, Reflexionen, Bezüglichkeiten ein. Sparsam nur, aber der altnordische Eisglanz seiner Märchenwelt — Duft können wir nicht sagen — ist, wenn nicht verschwunden, doch davon gefärbt.

Die Derwaroddsage erinnert in mancher Beziehung an die Christophorussage. Der ungebändigte Held, der keine Furcht kennt, wird endlich durch das Christenthum bezwungen. Aber das Christliche spielt doch nur eine Nebenrolle. Es kommt erst ganz zum Schluß hinein, und ohne Mystik. Auch da hält es nicht ganz Stich gegen die nordische Naturkraft, die immer wieder durch- und zurückschlägt. Derwarodd ist der echte Repräsentant der auf sich selbst vertrauenden nordischen Kraft, so seine Geburt und Erziehung. Er kennt, fast ausgesetzt von seinen Ältern schon bei der Geburt, nicht Vater-, nicht Mutter-, nicht Geschwisterliebe. Er hat schon von Kindesbeinen an dem Aberglauben abgesagt, und er verspottet die Zaubermächte, die Wahrsagungen, und vertraut nur sich, seiner Kraft und Vernunft. Selbst der Liebe trotzt er, bis ein gleich starker weiblicher Geist sie ihm einflößt. Aber diese beiden Geister können sich nur in gegenseitiger Bewunderung begegnen, nicht zu der Seelenverschmelzung und dem Glück, welches wahre Liebe bereitet. Ein Bund kann nicht daraus werden, und seine Naturkraft bewährt sich, als die Geliebte im Wahnsinn sich selbst den Tod gibt. Er vergießt keine Thräne, er begräbt sie ruhig, und nichts verändert sich an ihm und in ihm, als daß ihn das Bild der Geliebten als eine Erscheinung durchs Leben begleitet, die ihn erhebt und wach erhält, aber unfähig macht, wieder zu lieben, auch wo er im vollen Glück der Ehe und des häuslichen Segens unter den Seinen leben könnte. Nur ein altnordisches Gefühl ist mächtig in ihm, die Freundschaft, die Bundesbrüderschaft. Aber der Tod zerreißt sie immer wieder, und er bleibt darum doch derselbe Mann. Nur das Land verläßt er, wo die Gräber der Geliebten und der Freunde stehen und ihn zu wehmüthig an das Untergegangene mahnen, um im warmen Sonnenlande Muth und Kraft zu frischen Thaten zu gewinnen. Hier unterwirft sich der nordische Christophorus einem mächtigen Herrn und Feldherrn, Christus, er pilgert sogar nach Jerusalem, heirathet eine Königstochter im christlichen Hunnenlande, wird König, Vater, Großvater und lebt hundert Jahre im Glück; aber die alte nordische Erinne-

rung ist in ihm nicht erstorben, obgleich er die nordische Sprache vergessen hat. Da schifft er mit seinen Enkeln, denen er die Namen seiner todten Bundesbrüder gegeben, im hundertsten Jahre nach Dänemark und Norwegen zurück, um die Gräber der Freunde und der Geliebten wieder aufzusuchen und da zu sterben, wo die nordische Sage, deren Spruch er verlacht, es ihm vorausverkündet.

Jene angedeuteten Hinweisungspunkte auf Zeitverhältnisse sind sparsam angebracht, aber treten doch deutlich hervor. So das Verhältniß der Unfreien zu ihren Herren: „Hinten standen die Knechte, und große Thränen rollten ihnen von den Wangen in den Bart hinab. Sie wußten selbst nicht, warum sie weinten; Allvater aber wußte es: eine Ahnung war es, daß ihr Geschlecht in künftigen Zeiten zu Ehren und Menschenrecht gelangen würde.“ Die Geliebte schlägt dem Helden vor, mit ihm durch die Welt zu ziehen, um unerhörte Thaten auszuüben. Er besitze ja einen Bogen, der nie fehle, sie ein Zauberschwert. Dermarodd aber schüttelt den Kopf: „Ich denke in dieser Sache anders als du. Was meine Pfeile und meinen Bogen betrifft, so verdanke ich ihre Vorzüglichkeit nichts Anderm als meinem starken Arme, meinem scharfen Auge und kaltem Blute. Ich rathe dir sehr davon ab, Hülfe bei den Sternen und Walkyrien zu suchen. Was wir Menschen verstehen und ausrichten sollen, dazu schenkten die ewigen Götter uns die nöthigen Gaben bei der Geburt. Solche Fähigkeiten sollen wir üben, mehr wollen ist Unsinn. Denn wenn auch eine göttliche Macht uns etwas von ihrer Kraft leihen wollte, so hätten wir ja, als bloße Werkzeuge in ihren Händen, keine Ehre und also keinen wahren Vortheil davon. Der Mensch muß sich seine Tapferkeit wie seine Rechtschaffenheit selbst verdanken.“ Damit wäre die eine rationnelle Tendenz des Gedichts ausgesprochen, eine, die man allerdings schon zum Theil in den nordischen Sagen selbst sich suchen mag. Auch ist die Bekehrung zum Christenthum hier keine Erlösung von der Sünde, sondern nur eine Steigerung im Vernunftprocesse. Der wilde Recke lernt seine Kraft zu vernünftigen, humanen Zwecken gebrauchen, zum Ordnen und Wohlthun, und von Mystik ist, wie schon gesagt, in dieser Taufe keine Spur. Er wird nur ein vernünftiger Mensch, der sich, zum Besten Anderer, selbst bekämpft, und nach menschlicher Ansicht, ohne sich selbst auf- und einem Andern hinzugeben, zum möglichst besten Zwecke fortan schafft, handelt und lebt. Wie aber dazu die Erfüllung der alten albernen Prophezeiung der nordischen Wahrsagerin nach hundert Jahren paßt, wird wenigstens aus dem Gedichte nicht recht klar, wenn nicht eben damit gezeigt werden soll, daß solcher verlegener Spuk in die vernünftigsten Systeme hinein dann und wann Unordnung schafft. Denn daß er als junger Bursch in einem Anfall von der Wuth des Fanatismus, welcher er stets widerstanden, und ihrer gespottet, sein Pferd Faxe erstochen, damit die Prophezeiung in Erfüllung gehe und er frei bleibe, Herr seiner That, diese Sünde ist doch so geringfügiger Art, daß ein hundertjähriges Leben sie wieder auszulöschen und gut zu machen ein Recht hat. So bleibt es nur eine Faxe.

Dichterisch freilich gewinnt die Sage dadurch. Auch hat sie gerade ihr wärmstes Colorit zum Schluß, wo im hundertjährigen Greise, der die Sprache des Vaterlandes vergessen, plötzlich die alte nordische Erinnerung zugleich mit der wiedergewonnenen Sprache so mächtig erwacht, daß er Reich, Glück, Kinder und Enkel zurückläßt, um sein Nordland wiederzusehen. Auch hier tritt der Dichter als Mann der Zeit vor, indem er den Greis seinen Enkeln, die des armen Landes spotten, zurufen läßt: „Ach Kinder, der wahre Reichthum besteht nicht in Gold und Silber, noch in fettem Erdboden, in reichlichen Ernten und langen Sommern; sondern in des Menschen eigener Kraft und eigenem Willen und Gefühl; solche Blumen gedeihen besser auf diesen Felsen als in vielen südlichen Feldern und Lustgärten.“ Viele nordische Sagen und Sittenschilderungen sind einverwebt, von den Zwergen, von der Schmiedung des Tyrfingschwertes, von dem Zauber der Gräber, von den isländischen Elfen, von dem Götterdienst Upsalas, der Berserkerwuth, den Walkyrien, Loke und den männlichen Jungfrauen, die alle von Interesse für den Leser sein werden, uns aber als Zugabe zu einem Tendenzgedichte fast eine zu untergeordnete Rolle hier zu spielen scheinen.

7.

Literarische Notizen.

Über die literarische Verbreitung der socialen Doctrinen.

Obgleich Fourier sein erstes Werk bereits 1808 herausgab, sammelte er doch erst in den Jahren, welche der Veröffentlichung des „Traité de l'association domestique“ (1825) folgten, einige Schüler um sich. Die erste Zeitung, die sich seiner Lehre anschloß, war der „Impartial“ von Besançon 1829 gegründet, welche auch jetzt noch der socialen Schule angehört. Im J. 1832 wurde von Fourier's Schülern die „Réforme industrielle“ gegründet, die später den Namen „Phalange“ annahm. Doch blieb die Zahl von Fourier's Schülern bis zu seinem Tode 1837 noch gering, und seine Lehrsätze trotz der Bestrebungen Considerant's und Anderer ziemlich unbekannt. Seit jener Zeit aber, und namentlich seitdem die „Phalange“ aus einer Wochenschrift zu einem Tageblatt unter dem Namen „Démocratie pacifique“ geworden ist, haben sich die socialen Doctrinen zahlreiche Organe in der Presse gewonnen. Jedes Vehikel von staatsökonomischen oder politischen Werken bis zu der leichter verdaulichen Kost der Romane wird zu ihrer Verbreitung benutzt. In London veröffentlichte Dogherty mehre socialistische Schriften und gründete ein Journal, „The London Phalanx“, das aber aus Mangel an Unterstützung einging. Größern Erfolg hatte Brisbane in Nordamerika. Seitdem er dorthin den Fourierismus verpflanzt hat, sind mehre rein socialistische Zeitungen wie die beiden „Phalange“ von Neuyork und Ontario gegründet worden, während sich andere wie der „Dansville republican“, „The Present“, „The Newyork daily tribune“, sich den socialistischen Bestrebungen neben der Politik widmen. Selbst in Südamerika hat Fourier in dem „Messager français“ in Montevideo einen Widerhall gefunden. Kehren wir nach Europa zurück, so finden wir auf der pyrenäischen Halbinsel blos in Cadix, Madrid und Lissabon einige Zeitschriften, welche sich der Principien der Organisation und Association der Arbeit annehmen. Der spanische Mönch Gerundio, der bei seinem Aufenthalt in Paris im J. 1840 sich der Fourieristischen Schule anschloß, war der Erste, der ihre Ideen nach seinem Vaterlande brachte. In Deutschland endlich finden wir sie bis jetzt blos einigermaßen durch die „Triersche Zeitung“ und den „Sprecher für Westfalen“ repräsentirt.

Eine Geschichte Polens von J. Lelewel.

Von Joachim Lelewel erschien in Paris eine Geschichte Polens in zwei Bänden, das Résumé eines dreißigjährigen Studiums, in Form einer Erzählung für Kinder. Die Geschichtserzählung selbst beschränkt sich nur auf unsere Zeit; sonst enthält noch das Buch historische und politische Betrachtungen über den jetzigen Zustand Polens, von werthvollen Urkunden und Belegstücken begleitet. Dem Ganzen sind Tabellen und ein Atlas Polens von 850—1815 beigegeben.

Eine Verfassung für das französische Volk von Napoleon.

General Montholon gedenkt den Entwurf einer Verfassung für das französische Volk, geschrieben auf St.-Helena von Napoleon für seinen Sohn, nächstens herauszugeben. Der Kaiser hatte auf seinem Todtenbette dem General aufgetragen, den Entwurf dem König von Rom zu übergeben, was auch heimlich geschehen sein soll. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 93. —— 3. April 1845.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Leben beschrieben durch Karl Rosenkranz.

(Fortsetzung aus Nr. 92.)

Ein Zeugniß für Hegel's Tüchtigkeit auch in außerordentlichen äußern Lebensverhältnissen gibt, was (S. 227 fg.) über die Berührungen und Erlebnisse berichtet wird, in die ihn im Herbst 1806 das Einrücken der Franzosen in Jena versetzte. Unter dem 13. Oct. 1806 schrieb er an Niethammer (S. 129):

Den Kaiser — diese Weltseele — sah ich durch die Stadt zum Recognosciren hinausreiten. Es ist in der That eine wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier auf einen Punkt concentrirt, auf einem Pferde sitzend, über die Welt übergreift und sie beherrscht. Den Preußen war freilich kein besseres Prognostikon zu stellen — aber von Donnerstag bis Montag sind solche Fortschritte nur diesem außerordentlichen Manne möglich, den es nicht möglich ist nicht zu bewundern.

Die seit 1805 „immer bewegender und aussichtsloser werdenden" jenaischen Verhältnisse bestimmten Hegel im Frühjahr 1807 nach Bamberg zu gehen und die Redaction der dasigen Zeitung zu übernehmen, welche Thätigkeit er jedoch schon im Herbst 1808 wieder aufgab. Hierdurch wurde er angeregt eine, jedoch nicht erschienene Schrift, Kritik der Verfassung Deutschlands, auszuarbeiten. Über die Ansichten, Wünsche und Ideen, welche dieselbe auszusprechen bestimmt war, ist (S. 235—246) berichtet. Manche von den Wünschen haben eine gewisse Realisirung gefunden, z. B. S. 238, daß die Politik vor allen Dingen die Richtung auf die Concentration der Macht Deutschlands nach außen hin nehmen müsse, um sich gegen die Übergriffe anderer Nationen schützen zu können. Leider daß Hegel's dort hervortretende Opposition gegen die „grenzenlose Unförmlichkeit der innern Verfassung der Staaten", gegen das Vielregieren noch heute wie damals wol am Platze sein würde. Zu den überraschendsten aber wahrhaftig nicht den zusagendsten Betrachtungen gehört es, daß dieser wohlgemeinte Eifer gleich groß in den verschiedensten Verwaltungsformen ist. Verdienstlich ist es daher, nichts zu verabsäumen, das irgendwie und -wo jenem seltsamsten Gebahren entgegenzuwirken vermag, welches, damit alles himmlische Manna auf die Abstraction herniederregne, die wir den Staatsbürger nennen, das Individuum von Fleisch und Bein, insoweit es als regiertes erscheint, immer mehr einschnürt und, insoweit es als mitregierendes oder auch nur als bloßes Stiftchen in der Regierungsmaschine erscheint, demselben fortdauernd Schweiß vergießende Anstrengung zur Pflicht macht, also daß alle Behaglichkeit des Individuums einer Abstraction zum Opfer fällt. Darum finden wir uns verpflichtet, wörtlich mitzutheilen, was S. 243—244 gesagt ist:

In den neuern zum Theil ausgeführten Theorien ist das Grundvorurtheil, daß ein Staat eine Maschine mit einer einzigen Feder ist, die allem übrigen unendlichen Räderwerk die Bewegung mittheilt. Von der obersten Staatsgewalt sollen alle Einrichtungen, die das Wesen einer Gesellschaft mit sich bringt, ausgehen, regulirt, befohlen, beaufsichtigt, geleitet werden. Die pedantische Sucht, alles Detail zu bestimmen, die unfreie Eifersucht auf eigenes Anordnen und Verwalten der Stände, Corporationen u. s. w., diese unedle Mäkelei alles eigenen Thuns der Staatsbürger, das nicht auf die Staatsgewalt, sondern nur irgend eine allgemeine Beziehung hätte, ist in das Gewand von Vernunftgrundsätzen gekleidet worden, nach welchen kein Heller des gemeinen Aufwandes, der in einem Lande von 20, 30 Millionen für Arme gemacht wird, ausgegeben werden darf, ohne daß er von der höchsten Regierung erst nicht erlaubt, sondern befohlen, controlirt, besichtigt worden wäre. In der Sorge für die Erziehung soll die Ernennung jedes Dorfschulmeisters, die Ausgabe jedes Pfennigs für eine Fensterscheibe der Dorfschule sowie der Dorfrathsstube, die Ernennung jedes Thorschreibers und Gerichtsschergen, jedes Dorfrichters, ein unmittelbarer Ausfluß der obersten Regierung sein; im ganzen Staate jeder Bissen vom Boden, der ihn erzeugt, zum Munde in einer Linie geführt werden, welche durch Staat und Gesetz und Regierung untersucht, berechnet, berichtigt und befohlen ist.

Jene Zeitungsredaction, die von der Art war, daß sie zugleich Hegel eine Menge chrematistische Angelegenheiten zuwendete — man sehe S. 231 — konnte ihm schwerlich auf die Dauer zusagen. Nach den neuen Ideen, die gleichzeitig der neuen politischen Gestaltung Deutschlands über das Unterrichtswesen in Baiern Einfluß gewannen, sollte auch das Ägidiengymnasium in Nürnberg, „wie man damals in München sich ausdrückte, verorganisirt werden" und demgemäß der jedesmalige Rector der Anstalt ein Philosoph sein, jedoch nicht blos in der Philosophie, sondern auch in der Religion Unterricht ertheilen. So ward dem an ihn ergangenen Rufe folgend Hegel im Spätherbst 1808 Rector an der genannten Anstalt. Über den Einfluß, den die nichtakademischen Vorträge auf Hegel geübt, lesen wir S. 248:

Die Meinung, als ob die Heranbildung der Gymnasialjugend eine Art Degradation des Philosophen gewesen, vergißt in Anschlag zu bringen, daß Hegel seinerseits dem Gymnasium für seine Philosophie viel verdankt. Er wußte nichts von der falschen Genialität, welche sich für zu gut hält, mit dem gewöhnlichen Bewußtsein sich einzulassen und sich deutlich zu machen. Hinter jener Vornehmigkeit verbirgt sich oft die unbewußte Besorgniß, wie es mit der Bestimmtheit und Klarheit auch an den Tag kommen würde, daß angewunderte Tiefsinnigkeiten in der That oft höchst triviale Wahrheiten oder gar Widersinnigkeiten seien..... Ohne die Schule des nürnberger Gymnasiums würde Hegel's Tiefe eine so große Klarheit, als sie erreichte, wahrscheinlich nicht errungen haben.

Niemand wird ohne Theilnahme, ohne sich zu verehrendem Anerkenntnisse gestimmt zu fühlen, lesen, wie Hegel dem neuen Wirkungskreise auf die ausgezeichnetste Weise vorstand:

Der tiefe Ernst, der aus Allem, was Hegel sagte und that, nachhaltig hervorblickte, die sachliche Gravität, die ihn umschwebte, hielt die Schüler in großer Ehrfurcht vor ihm. Die Vielseitigkeit seiner Bildung unterstützte diesen Eindruck. Wenn Lehrer auf kurze Zeit erkrankten, so übernahm er nicht selten ihre Stunden und die Schüler waren besonders überrascht, als er nicht nur im Griechischen und andern Gegenständen, sondern auch in der Differential- und Integralrechnung den Unterricht ohne weiteres fortsetzte.

Jedoch hinter dem reichen Umfange und der Klarheit seines Wesens blieb keineswegs die praktische Tüchtigkeit und die Energie zurück, womit er über Zucht und Disciplin der Schüler wachte. Dies bezeugt die Schrift nicht im Allgemeinen, sondern weist es überzeugend an Specialitäten nach. Während des Aufenthalts in Nürnberg verheirathete sich Hegel. Er war damals 40 Jahre alt, und daß er den wichtigen Schritt, welcher meistens in jüngern Jahren geschieht, so spät gethan, dies betrachtet der Verf. als einen Beweis der stillen Allmäligkeit der organischen Reife, welche der hervorstechendste, charakteristische Zug bei Hegel gewesen sei, und da die Braut, ein Fräulein Marie von Tucher, einer der ältesten und bekanntesten Familien Nürnbergs entsprossen war, so wird S. 259 aufmerksam darauf gemacht, daß Hegel der Philosoph, der in der Wissenschaft mit „der ganzen Vergangenheit unsers Geschlechts fertig geworden war" (leid thut es Ref., diese wahrhaft sündlichen Worte gewissenhafterweise nicht unterdrücken zu dürfen), „aus einer vielverzweigten, einen Reichthum geschichtlicher Erinnerungen in sich bergenden Familie geheirathet habe." Das neue Verhältniß veranlaßte zwei Hegel'sche Gedichte „An Marie". Da nun die Heirathsperiode eine der interessantesten in dem Leben der allermeisten Personen ist, so wird es hier, wo von Hegel's Biographie gesprochen wird, nicht unangemessen sein, bei den Documenten des Hegel'schen Brautstandes etwas länger zu verweilen. Aus dem ersten, noch vor erhaltenem Jawort niedergeschriebenen Gedichte, heben wir folgende zwei Strophen aus (S. 260):

Aus der Thalnacht hob dich höh'res Sehnen,
Aus dem Innern schloß sich auf
Dir das Licht des Guten und des Schönen,
Nahmst zum Morgenhügel deinen Lauf.

Glanz der Sonne röthet seine Lüfte,
Unbestimmte Ahnung webt
Sich nach Lehr' und Wissen in die Düfte
Zu dem Bild, in dem die Sehnsucht lebt.

Das andere, niedergeschrieben nach erhaltenem Jaworte, lautet also (S. 261):

Du mein! Solch Herz darf mein ich nennen!
In deinem Blick
Der Liebe Widerblick erkennen,
O Wonne, o höchstes Glück!

Wie ich dich lieb', ich darf's jetzt sagen,
Was in gepreßter Brust
So lang geheim entgegen dir geschlagen,
Es werd' — ich darf nun — laute Lust!

Doch armes Wort, der Lieb' Entzücken,
Wie's innen treibt und drängt
Zum Herzen hinüber — auszudrücken —
Ist deine Kraft beschränkt.

Ich könnte, Nachtigall, dich neiden
Um deiner Kehle Macht,
Doch hat Natur die Sprache nur der Leiden,
Misgünstig, so beredt gemacht.

Doch wenn durch Rede sie dem Munde
Der Liebe Seligkeit
Nicht auszudrücken gab, zum Bunde
Der Liebenden verleiht

Sie ihm ein innigeres Zeichen:
Der Kuß die tief're Sprache ist,
Darin die Seelen sich erreichen,
Mein Herz in dein's hinüberfließt.

Ein Gedicht, dessen Veröffentlichung nicht von dem Urheber selbst beschlossen war, zu bekritteln, ist eine Unziemlichkeit, und wenn es unter solchen Umständen verfaßt wurde, eine Roheit. Wenn aber der Verf. (S. 262) in Beziehung auf das letztere Gedicht sagt: „Und als er nun die feste Zusage erhalten, stürmte er am 17. April 1811 jubelnd in die Saiten", so nöthigt, halten wir diese Bemerkung mit dem Gedicht zusammen, sie mindestens zum Lächeln. Eine querelle amoureuse hatte sich zwischen den Versprochenen darüber entsponnen, daß in einem Briefe an seine Schwester Hegel geäußert: er rechne auf ein lebenslängliches zufriedenstellendes Glück in der Ehe, insofern Glück in der Bestimmung seines Lebens läge. Die Braut fühlte hiervon sich schmerzlich berührt, und Folge davon waren Briefe Hegel's, aus deren einem wir den Schluß hervorheben (S. 265):

In Rücksicht auf mich und auf die Weise meiner Erklärung vergiß nicht, daß, wenn ich Maximen verurtheile, ich zu leicht die Art und Weise aus dem Gesicht verliere, wie sie in dem bestimmten Individuum — hier in dir — wirklich sind, und daß sie mir in ihrer Allgemeinheit, in ihrer Consequenz, also zu ernsthaft, vor Augen treten, welche du nicht denkst — noch viel weniger, daß sie für dich darin enthalten wären. Zugleich weißt du selbst, daß, wenn auch Charakter und Maximen der Einsicht verschieden sind, es nicht gleichgültig ist, welche Maximen die Einsicht und Beurtheilung habe; aber ich weiß ebenso gut, daß Maximen, wenn sie dem Charakter widersprechen, bei einem weiblichen Wesen noch gleichgültiger sind als bei Männern. Zuletzt weißt du, daß es böse Männer gibt, die ihre Frauen nur darum quälen, damit ihnen aus dem Verhalten derselben dabei ihre, der Frauen, Geduld und Liebe zur beständigen Anschauung komme. Ich glaube nicht so böse zu

sein; aber wenn einem so lieben Wesen, als du bist, nie weh gethan werden soll, könnte es mir beinahe nicht leid darum sein, wo ich dir wehe gethan, denn ich fühle, daß durch die tiefere Anschauung, die ich dadurch in dein Wesen hinein erhalten habe, die Innigkeit und Gründlichkeit meiner Liebe zu dir noch vermehrt worden ist. Tröste dich darum auch damit, daß, was in meinen Erwiderungen Unliebevolles und Unweiches gelegen haben mag, dadurch vollends verschwindet, daß ich dich immer tiefer, durch und durch liebenswürdig, liebend und liebevoll fühle und erkenne.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Gisela. Roman von L. Mühlbach. Zwei Theile. Altona, Hammerich. 1845. 8. 2 Thlr.

Schon seit mehren Jahren lese ich im Meßkatalog die Namen der von dieser Verf. erscheinenden Bücher; sie schreibt immer wieder, findet immer wieder Verleger und folglich auch Leser, und doch hat bis jetzt die Kritik sich wenig mit ihr abgegeben, und die Namen Hahn-Hahn, Frau v. Paalzow, Therese u. s. w. haben sie schnell überflügelt und zurückgedrängt. Dieses Räthsel zu lösen und um mir eine Charakteristik der Schriftstellerin entwerfen zu können, las ich mehre ihrer frühern Schriften, ehe ich die neue vorliegende vornahm. Genie, Verstand, Talent sind nicht darin zu verkennen; mit Feuer und warmem Lebensmuth nimmt die Verf. den Stoff auf, bearbeitet ihn jedoch mit einer gewissen Roheit — ich meine hier nicht unter Roheit etwas Schlechtes, sondern nur Unkünstlerisches, die Form nicht Duldendes. Ihre Gestalten mahnen mich an jene auf ägyptischen Vasen, welche im Uranfange der Kunst gemalt sind, entweder Roth auf Schwarz, oder Schwarz auf Roth, nur in einer Farbe ohne Schattirung, mit scharfem entschiedenen Umriß. Selbst die Weitläuftigkeit, womit sie die handelnden Personen redend einführt, die weit ausgesponnenen Reflexionen, die sie ihnen in den Mund legt, dienen nur dazu, diese Umrisse schärfer zu zeichnen; wie in den Bilderbüchern für Kinder der Fuchs sagt: „Ich bin ein listiges Thier", so charakterisirt sich jeder der Helden und Nichthelden gleich auf den ersten Blättern selbst. Ein jugendliches Herz scheint das Leben aufgefaßt zu haben, es hat es nicht studirt, sondern mit einem Blick überschaut, es zeichnet es nieder, nicht wie es ist, sondern wie es ihm erscheint, es hat geahnt und schaut nur, um diese Ahnung bestätigt zu sehen.

„Gisela" ist nun das letzte Werk der Verf. und nicht das beste; die Mängel der Schriftstellerin sind hier noch mehr hervortretend als in den frühern, obgleich auch manche verdienstvolle Seite nicht zu übersehen ist. Gisela, die schöne Heldin, verachtet die Welt und hat das Schicksal, von der Welt verkannt und verachtet zu werden; immer aufopfernd, glaubend und vertrauend, wird sie das Opfer einer tugendhaft scheinenden Schwester, die sie haßt. Wir finden sie gleich im Anfang am Sterbebette der Freundin, deren Mann ihr den Hof macht; die Sterbende empfiehlt ihr das Kind, und trotz aller Warnungen wacht sie wieder an dessen Krankenbett, und wir sind Zeuge einer leidenschaftlichen Scene mit dem Vater des Kindes. Gisela vertheidigt ihre Tugend, während dasselbe stirbt. Sie verläßt ihre Schwester, von welcher sie verleumdet ward und wohnt allein auf ihrem Gute. Dort entspinnt sich ein Liebesverhältniß mit einem ihrer unwürdigen Manne; sie liebt ihn, und als sie zur Hochzeit nach der Stadt fährt, sieht sie ihn ihre Schwester, welche sie bei ihm verleumdet hat, zum Altar führen. Der Fürst stützt und tröstet die Getäuschte; während Alles ihr den Stab bricht, glaubt er an ihre Tugend; er besucht sie öfters und sie gilt bald für seine Maitresse; zuletzt, als der Fürst von seiner Gemahlin vergiftet wird, wird Gisela auch dieses Mordes angeklagt. Zu einer Sennenhütte auf den Alpen flüchtet sie sich, nachdem sie von der Anklage freigesprochen ist; auch dort findet sie Liebe, aber auch hier tritt die Schwester störend dazwischen; Gisela findet den Tod in den Wellen. Daß die verkannte Unschuld ihr Möglichstes dazu beiträgt, um verkannt zu werden, ist nicht zu leugnen; es wird dem Leser sogar einigemal recht schwer, obgleich er sehr für die Heldin eingenommen ist, an ihre Tugend zu glauben, er thut es aber doch und hört andächtig die bittern Worte über die Welt und deren Urtheil an. Sollte der Roman ein Tendenzroman sein, so möchte wol, obgleich manche Wahrheit darin geborgen ist, die daraus zu schöpfende dem Leser nicht die empfehlenswertheste sein. „Wer nur danach strebt, glücklich zu sein in der äußern Stellung, braucht sich nicht vor dem Laster zu scheuen." Das kleine Fürstenthum übrigens, der Schauplatz der Handlung, welches auf keiner Landkarte liegt, sollte doch wenigstens eine Chronik seiner Geschichte aufweisen, da so außerordentliche politische Ereignisse sich da zugetragen haben. Eine Fürstin, die eine Revolution gegen den Gemahl anstiftet, um ihn abzusetzen, dafür auf einer Festung schmachtet, durch einen entlaufenen Galeerensklaven, mit Einverständniß des Priesters, den Fürsten vergiften läßt, den Galeerensklaven heirathet und das Land mit demselben regiert: alle diese Ereignisse ohne den Hintergrund alterthümlicher Zustände — das kommt uns etwas abenteuerlich vor. Doch ist es gut erzählt; ein lebenswarmer Odem haucht den selbstgeschaffenen Wirren Leben ein; Liebe, Freundschaft und alle edlen Gefühle sind mit glühenden und blühenden Farben geschildert; der Leser empfindet mit, wenn er auch nicht mit erleben kann, und daher begreift es sich, daß die Schriften der L. Mühlbach immer Leser finden, wenn sie auch keine Kunstwerke sind und nicht immer die Gnade und Aufmerksamkeit der Kritik erhalten konnten.

2. Nach der Hochzeit. Vier Novellen von L. Mühlbach. Zwei Theile. Leipzig, Fritzsche. 1844. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Diese vier Novellen handeln von vier verschiedenen Ehepaaren; dessenungeachtet scheint uns der Titel nicht recht bezeichnend zu sein: es ist weder von Flitterwochen, noch von verflogenen Honigmonden die Rede, und die Täuschungen der Liebe spielen die geringste Rolle dabei. Am wenigsten wollte uns die Tischlerfamilie zusagen; wenn man von der gebildet sein wollenden Frau liest, die sich nach Liebe sehnt und den ersten besten jungen Mann für einen Liebenden hält, den Mann vergiften will und bei den ersten Merkmalen des Gifts in Verzweiflung geräth, sich dann mit dem Mann versöhnt, als dieser ihrer Angst ein Ende macht und nicht stirbt, da der Apotheker auf seine Veranlassung Zucker statt Gift gab, kann man nicht umhin, an eine Marionetten-Komödie zu denken. Die zweite Novelle ist besser, mehr in Berücksichtigung von Seelenzuständen geschrieben; ihre Tendenz ist: zu beweisen, daß es Fälle gibt, wo die Ehescheidung wünschenswerth. Am gelungensten scheint uns die dritte: Die Ehe des Contrebandiers, Wilddiebes und Mörders, dessen Frau ihm den Dolch zur Selbstentleibung gibt und ihren Sohn nach seinem Ebenbild erziehen will. Kraft und Freiheit athmen diese Seiten, der poetische Schwung ist darin unverkennbar.

3. Novellen und Scenen. Von L. Mühlbach. Zwei Theile. Leipzig, Fritzsche. 1845. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

„Lorentino"; „Denkwürdigkeiten eines Kindes", eine Idylle; „Der Löwe von Butter"; „Ein Liebesdienst"; „Verschwörung durch ein Bild", Schauspiel in vier Aufzügen; „Crichton und Phönix" — bilden den Inhalt der vorliegenden zwei Theile. Als die gelungenste dieser verschiedenen Lieferungen nennen wir die erste, „Lorentino", welche in Florenz spielt und die ganze Glut des Südens in sich trägt. Lorentino, der Rächer der Republik und seiner Liebe, der Mörder des Herzogs Alessandro von Medici, ist der Held derselben, doch vermag er nicht das Interesse, welches er im Anfang erregt hat, zu fesseln, wegen der heimtückischen, verrätherischen Rolle, die er spielt. Das Wort und der Begriff der Vendetta scheint Ref. nicht die gehörige

Deutung erhalten zu haben. Ganz mislungen erschienen ihm die „Denkwürdigkeiten eines Kindes"; die Idylle hätte ebenso gut erzählt werden können, ohne die Kindesnatur als Belauscherin derselben darzustellen, auch hätte die Idylle nicht erzählt zu werden brauchen. Der übrige Inhalt des Buchs ist mehr oder weniger anziehend und werthvoll, dann und wann indeß auch unbedeutend, wie das bei solchen reichhaltigen Sammlungen nicht anders sein kann.

4. Die Geusen, oder Fanatismus und Liebe. Historisch-romantisches Gemälde von Max Flinzer. Zwei Bände. Altenburg, Helbig. 1845. 8. 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Der historische Theil ist besser behandelt als der romantische. Wie der Titel schon andeutet, spielt der Roman in den Tagen der niederländischen Befreiungskämpfe des 16. Jahrhunderts. Mehre Helden derselben und Hauptpersonen bei jenen Ereignissen werden dem Leser vorgeführt; Volks- und andere Scenen sind gut aufgefaßt und wiedergegeben; es fehlt der Seele nicht an Kraft, der Feder nicht an Talent. Der Fanatismus kleidet sich in Glut und Haß und es mangelt der Darstellung nicht an Färbung der Zeit und des Orts; doch die Frauen, die den romantischen Theil beeinflussen, sind matte Gestalten und verstehen nicht, das Interesse zu fesseln und es den politischen Ereignissen streitig zu machen. Man vernimmt nicht genug das Echo der religiösen Wirren in der Feuerseele; sie sind, wenn Alles kämpft, ohne sichtbare Kämpfe, denn diejenigen, welche Marie vor ihrem Glaubenswechsel bestanden hat, werden nur erzählt. Im Ganzen ist der Roman aber als eine angenehme Lecture zu empfehlen.

5. Lydia. Von Therese, Verfasserin der „Briefe aus dem Süden" rc. Braunschweig, Vieweg. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Es ist erfreulich, wenn eine Schriftstellerin im Schreiben nicht verarmt, sondern reicher wird und das in ihren Werken kund gibt; in diesem vorliegenden zeigt die Verf., daß sie den Theil des Lebens, den sie bearbeitete, verstanden hat. Es sind zwei vielbesprochene Fragen der Zeit, die sie aufgreift und deutet — der Luxus und die Ehe. Eine junge verwöhnte Frau kann dem Luxus nicht entsagen, er ist ein Theil ihres Selbst geworden; er ist ihr die Anregung des Schönheitssinnes; er ist ihr nöthiger zum Glück als die Liebe. An den anmuthigen Ketten des Luxus läßt sie sich auch von dem Geliebten abziehen und in die Ehe mit einem reichen ungeliebten Mann. Daß sie am Tage vor der Hochzeit, beim Abschied vom Geliebten, diesem Treue gelobt, ihn in Karlsbad wiederzusehen verheißt — ohne daß er sie darum gebeten — kann man füglich als die Exaltation einer geistreichen, in Luxus und ohne Beschäftigung lebenden Frau deuten. Ihr Gemahl hat ihr Verhältniß durchschaut, er will ihre Liebe gewinnen, nicht aus Liebe, sondern aus Neugierde. Wie der Jäger das Wild, so lockt er ihre Liebe und ihr Vertrauen, und es gelingt ihm theilweis. Das eheliche Verhältniß umspinnt sie mit den Fäden der Gewohnheit und des gemeinschaftlichen Interesses; sie spricht von sich selbst und von dem ihr angetrauten Mann nicht mehr ich und du, sondern wir; sie gehört ihm, und der Entschluß, den Geliebten nicht wiederzusehen, ihm zu entsagen, steigt in ihrer Seele auf — sie schreibt ihm den Abschiedsbrief. Gleich darauf entdeckt sie aber, daß ihr Gemahl, während er wegen Geschäften auf das Landgut zu reisen vorgab, mit einer französischen Maitresse dort lebte; auch war Lydia Ohrenzeuge, als er kalt den gegen sie selbst ausgeführten Kriegsplan auseinandersetzte. Lydia hatte an Zartgefühl geglaubt und fein berechnete Intriguen entdeckt. Lydia hält sich dadurch für frei und reist in der ersten Leidenschaftlichkeit nach Karlsbad zum Geliebten, welcher sie wieder zum Selbstbewußtsein bringt und beredet, zum Gatten zurückzukehren. Lydia lebt mit dem Gemahl dem Äußern nach, wie Wesen von Erziehung und Bildung, welche immer höflich sind und nie gegen die Form fehlen, in der Ehe leben müssen, selbst wenn kein innigeres Band sie vereint. Die Moral des Buches ist: daß die Ehe nicht mit sich scherzen läßt, daß sie entweder stählt oder tödtet. Einige kühne Worte spricht die Heldin aus, unter andern: „Ein ganzes Leben an ein ungeliebtes Wesen verschwenden, Kinder erziehen, die uns verlassen, tausend Fußtritte in das weichste Herzfleisch erhalten, dafür einen Segensspruch sagen, das nennt man in der Welt eine rechtschaffene Frau sein."

46.

Literarische Notiz.

Reiseschilderungen aus Asturien.

Zu der bereits reichen Touristen-Literatur über Spanien ist vor kurzem ein neues Werk hinzugekommen, welches sich vorläufig nur mit einer Provinz dieses interessanten Landes beschäftigt, dabei aber sehr ins Detail geht. Wir meinen den „Coup d'oeil sur les Asturies, notes extraites d'un voyage en Espagne", von M. Holinski. Diese Schrift ist das Ergebniß gewissenhafter Beobachtungen und ernster Studien. Sie verdient deshalb größere Beachtung als die Mehrzahl solcher Reisewerke, welche jetzt täglich wie Pilze emporschießen. Besonders berücksichtigt werden die Sitten und Gebräuche, die bestehenden Institutionen und vorzugsweise die Gewinnung der kostbaren Metalle, deren Reichthum in Spanien immer noch nicht erschöpft ist. Dabei schweift der Blick des Verf. zuweilen auch über die gegenwärtigen Verhältnisse hinaus und erstreckt sich auf historische Betrachtungen. So beleuchtet er unter Anderm auch die einflußreiche Verwaltung Aranda's, des bekannten Ministers Karl's III., während welcher zu mancher wichtigen Reform Keime gelegt wurden, die leider mit widrigem Geschick zu kämpfen hatten. Auch einige jener prachtvollen Bauten und andere Kunstwerke, an denen Spanien so überreich ist, werden hier mit Kennerblick und Geschmack geschildert. So erhalten wir eine gelungene Beschreibung der berühmten Kathedrale von Oviedo. Interessant ist die Aufzählung aller Überreste von Heiligen und sonstigen Reliquien, welche in den heiligen Hallen dieser Kirche vorgeblicherweise aufbewahrt werden. Wir wollen aus der langen Liste nur Einiges auswählen. Angeführt wird unter Anderm: ein Brot vom letzten Abendmahle; ein Stück von dem Manna, welches in der Wüste gespendet wurde; Milch von der heiligen Mutter Maria; einer von den Silberlingen, für die Christus verkauft wurde; ein Stück vom Mantel des Elias u. s. w. Holinski erzählt, wie er sich bei Besichtigung der vermeintlichen Reliquien des Lächelns nicht habe erwehren können. Statt aber eine Misbilligung dafür sich von Seiten seines Cicerone, eines Kanonikus, zuzuziehen, habe ihn dieser auf die Schulter geschlagen und ihm lachend gesagt: „Wir verstehen uns!" Ja der Kanonikus habe sich von seiner spottsüchtigen Laune so weit hinreißen lassen, daß er die Lauge seiner Witze über die unschuldigen Heiligthümer ausgeschüttet hätte. Unter den verschiedenen hervorragenden Männern, deren Wirksamkeit in vorliegender Schrift besprochen wird, sind vorzüglich zwei hervorzuheben, deren Thätigkeit gerade für Asturien von besonders günstigem Einfluß gewesen ist. Es sind dies Melchior Jovellanos und der bekannte Aguado. Der Erstere hat sich dauernde Verdienste um sein Vaterland durch die Anlegung von Schulen und durch die Beförderung der Cultur erworben, während Letzterer großartige Plane zum Theil erst entworfen, zum Theil schon auszuführen begonnen hatte, welche bestimmt waren, den Bergwerken, die lange Zeit in gänzlicher Vernachlässigung gelegen haben, einen neuen Aufschwung zu geben. Diesen beiden verdienten Männern hat der Verf. eine ausführlichere Darstellung gewidmet. Doch wir können hier nur wenige Andeutungen von dem reichen Inhalte einer Schrift geben, welche als Vorläufer eines größern und umfangreichern Werks, das sich über alle Theile von Spanien erstrecken wird, zu bedeutenden Erwartungen berechtigt.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 94. —— 4. April 1845.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Leben beschrieben durch Karl Rosenkranz.

(Beschluß aus Nr. 93.)

Der Verheirathung, welcher also scharf distinguirende zärtliche Briefe vorhergegangen waren, folgte eine zwanzigjährige glückliche Ehe, und wahrhaft erbaulich ist es zu lesen, was über die praktische Sicherstelligkeit berichtet wird, womit der ausgezeichnete Mann dem neuen Verhältnisse in dessen bürgerlichen Beziehungen vorstand (S. 266):

Hegel umfaßte sein ganzes Hauswesen mit liebevoll überwachender Sorgfalt. Da ist nichts von genialer Nachlässigkeit, nichts von Verdruß über die unvermeidliche Berührung mit dem Kleinlichen des Lebens sichtbar. Die ökonomischen Angelegenheiten wurden von ihm mit Vorsicht, aber ohne Ängstlichkeit wie ohne Leichtsinn behandelt. Wie Schiller hielt er sich nach alter Schwabensitte einen mit Papier durchschossenen Hauskalender in Quartformat. Hierein zeichnete er, mit Ausnahme der auf die Küche sich beziehenden, gewissenhaft alle Ausgaben für Wohnung u. s. w.

Nach Dem zu urtheilen, was hier über den praktischen Sinn Hegel's gesagt ist, würde dieser selbst es schwerlich gutheißen, wenn wir am angeführten Orte weiter lesen: „Man könnte von Hegel sagen, er sei so genial gewesen, daß er auch Philister zu sein sich erlauben durfte." Mehr von der akademischen Thätigkeit als der des Schulmannes angezogen, folgte Hegel im Herbste 1816 dem Rufe nach Heidelberg, während schon von ihm, damals jedoch erfolglos, Verbindungen in Berlin angeknüpft waren. Der Anklang, den er unter der studirenden Jugend Heidelbergs fand, war kein befriedigend ausgebreiteter. Großen Effect aber machte seine in den dortigen „Jahrbüchern" von 1817 erschienene Kritik der Verhandlungen in den Versammlungen der Landstände des Königreichs Würtemberg vom Jahre 1815 und 1816, „wegen welcher engherzige Aristokraten Hegel als einen Servilen um deswillen verschrien haben, weil er die Vernunft und Volksmäßigkeit des königlichen Willens gegen ihren Egoismus vertheidigte". „Er meint", berichtet Hr. Rosenkranz S. 316, „der berliner Sand sei für die Philosophie eine empfänglichere Sphäre als Heidelbergs romantische Umgebungen", und erklärte im Jan. 1818 sich entschlossen, die in Berlin erledigte Professur Fichte's anzunehmen. S. 317—318 heißt es:

Was Manche gern nur als Befriedigung eines Lieblingswunsches des Ministeriums Altenstein ansahen, war im Grunde das Werk der progressiven Tendenz des preußischen Geistes, und ein aus Preußen selbst hervorgegangener Philosoph, Solger, war es, der die Aufmerksamkeit des Unterrichtsministers auf Hegel besonders fixirte.

Hr. Rosenkranz stellt Hegel's Berufung nach Berlin als eine Nothwendigkeit dar und läßt sich darüber also vernehmen (S. 317):

Preußen, außer gegen Norden durch die Ostsee, von keinen Naturgrenzen geschützt, in seiner weitläufigen und verzwickten Peripherie mit den verschiedensten Nationen, Culturen und Verfassungen sich unmittelbar berührend, ein halb erobernder, halb durch Erbe und Kauf sich erweiternder Staat, früherhin mit dem entschiedenen Übergewicht einer protestantischen Bevölkerung, seit dem Pariser Frieden auch mit dem Gegengewicht einer bedeutenden katholischen erfüllt, kann sich nur durch den rastlosen Fortschritt seiner geistigen Entwickelung eine selbständige Stellung erhalten. Die Wissenschaft hat daher bei ihm noch eine andere Bedeutung als bei Staaten, welche sich durch ihre natürliche Lage, durch die nationale oder kirchliche Einheit ihrer Bevölkerung oder durch große materielle Hülfsmittel gesichert sehen. Mit dem Aufgeben der Wissenschaft würde Preußen sich selbst aufgeben, denn es ist durch und durch ein künstlicher, ein gemachter Staat, der lediglich durch die Vermittelung der Bildung, der selbstbewußten Vernunft, zur Einheit gelangen kann. Hieraus erklärt sich die große Bedeutung, welche es für Preußen haben mußte, durch Kant die ihm entsprechende Philosophie zu erhalten, eine Philosophie, welche theoretisch Kritik, praktisch der Imperativ des Sollens und Postulirens ist. Oder umgekehrt kann man sagen, daß der preußische Staat aus seinem Wesen diese nüchterne und thatsüchtige Philosophie als seinen Begriff aus sich hervorgebracht habe. Da nun die Hegel'sche Philosophie in Wahrheit die Vollendung der Kant'schen ist, so ergibt sich hieraus die höhere Nothwendigkeit, welche Hegel's Berufung nach Preußen und die schnelle Einwurzelung seiner Philosophie in demselben bewirkte.

Schwerlich läßt sich von der Einwurzelung jetzt schon sprechen, wo noch die von Hrn. Rosenkranz selbst sehr ausführlich dargestellten Momente fortwirken, in Folge welcher äußere Vortheile des Gelehrten im Preußischen für sicher erreichbar gehalten wurden, wenn man sich der Stimme Hegel's vergewissert hätte. Übrigens haben sich auch bereits Momente hervorgethan, denen zufolge man fragen könnte, ob andererseits von der Einwurzelung noch die Rede sein könne. Über seine

Antrittsrede in Berlin (22. Oct. 1818) vermag selbst Hr. Rosenkranz nicht ohne alle und jede Misbilligung zu berichten. Er sagt S. 328:

Alle pomphaften Wendungen, welche der später sogenannte Hegelianismus über den Zusammenhang der Hegel'schen Philosophie mit der welthistorischen Bestimmung des preußischen Staats zu nehmen pflegte, sind dem Keime nach schon in dieser Rede enthalten. Der berliner Stolz muß doch etwas Ansteckendes haben. Der sonst zwar immer männliche, aber niemals machttrunkene Hegel meinte: Auf hiesiger Universität, der Universität des Mittelpunktes, muß auch der Mittelpunkt aller Geistesbildung und aller Wissenschaft und Wahrheit, die Philosophie, ihre Stelle und vorzügliche Pflege finden.

Die Deutschen wurden in jener Rede als das auserwählte Volk Gottes in der Philosophie gepriesen, und es ward von ihr gesagt:

Sie hat sich zu den Deutschen geflüchtet und lebt allein noch in ihnen fort. Uns ist die Bewahrung dieses heiligen Lichtes anvertraut und es ist unser Beruf es zu pflegen und zu nähren und dafür zu sorgen, daß das Höchste, was der Mensch besitzen kann, das Selbstbewußtsein seines Wesens, nicht erlösche und untergehe.

Die Kant'sche Philosophie — fährt Hr. Rosenkranz fort — die ursprünglich preußische, der Hegel seine eigene Philosophie in den wesentlichsten Punkten verdankte und deren Vollender er mit Recht genannt werden kann, wurde von ihm hart und also angelassen: „Zuletzt hat die sogenannte kritische Philosophie dem Nichtwissen des Ewigen und Göttlichen ein gutes Gewissen gemacht, indem sie versichert, bewiesen zu haben, daß vom Ewigen und Göttlichen nichts gewußt werden könne. Diese vermeinte Erkenntniß hat sich sogar den Namen Philosophie angemaßt" u. s. w. Er dagegen versprach eine Philosophie, welche Gehalt haben werde u. s. w.

Die Opposition ließ nicht lange auf sich warten. Seine den jugendlich deutschen Richtungen durchaus abholden, der Regierung aber wohlgefälligen Tendenzen würden die Opposition nicht in dem Maße erbittert haben, als sie es nach und nach ward; offenbar ging diese Wirkung von der Widerwärtigkeit aus, die sich allemal darstellt, wenn man Jemanden vor berauschend überwältigenden äußern Umständen das Maß verlieren sieht. Napoleon verlor es, weil sein Lieutenantsdegen anfing sich in ein Scepter über Europa zu verwandeln. Hegel verlor es, weil seine bescheidene Gelehrtensphäre sich zu einer preußischen einigermaßen politisch wichtigen erweiterte. Hr. Rosenkranz selbst hebt in dieser Beziehung zwei Momente heraus (S. 335):

Erstlich die leichte Misverständlichkeit des Kanons, den Hegel für die Politik in der Vorrede zur Rechtsphilosophie mit den verrufenen Worten aufstellte: „Was wirklich ist, ist vernünftig; was vernünftig ist, ist wirklich." Er ist selbst genöthigt gewesen, später in der zweiten Ausgabe seiner „Encyklopädie" die Erklärung zu geben, daß er unter Wirklichkeit nicht das bloße empirische, mit dem Zufall, also auch mit dem Schlechten und dem Nichtseinsollenden gemischte Dasein, sondern die mit dem Begriff der Vernunft identische Existenz verstehe.

Was soll man aber von einem Philosophen denken, der so Etwas hinschreibt, und in die Nothwendigkeit gerathen kann, nachträglich zu sagen, so habe er es gemeint? Wer wird eine solche Meinung in solchen Worten ausdrücken, ohne durch den Gesammtzusammenhang dafür gesorgt zu haben, daß die Misverstehenden so zu sagen mit der Nase auf Das gedrückt werden, was die eigentliche Meinung ist? Weiter bemerkt Hr. Rosenkranz:

Der zweite Punkt, der ihm in jener Vorrede die Herzen abwendig machte, war, daß er nicht nur gegen die demagogische Richtung überhaupt sich aussprach, sondern auch in seine Polemik den Namen eines Mannes verflocht, dessen College er als Privatdocent in Jena, dessen Nachfolger im Lehramt er zu Heidelberg gewesen war. Er nannte Fries den „Heerführer aller Seichtigkeit" und verwarf in den bittersten Ausdrücken dessen Begeisterung für das Vaterland, den Gemeingeist, die Freundschaft — als den „Brei des Herzens". Diese Äußerungen wären besser unterblieben.

Ja wol sie wären besser unterblieben und besser noch wäre unterblieben, was darauf folgte. Da die hallische „Allgemeine Literaturzeitung" (Febr. 1822, Nr. 40) gebührend, aber in sehr anständigem Tone dies ungebührliche Verfahren ahndete, so

gerieth Hegel, der in seiner objectiven Sinnesweise in der That gar nicht an eine persönliche Kränkung gedacht hatte, ganz außer sich. Er schrieb sich den Schluß der Recension ab und ging in seinem Verdruß so weit, in einem weitläufigen Schreiben vom Ministerium des Unterrichts Schutz gegen diese Denunciation, wie er es nannte, zu verlangen. Er war so schwach, es abscheulich zu finden, daß ein preußischer Beamter in einem von der Munificenz der preußischen Regierung unterstützten, in Preußen selbst erscheinenden Blatte so sollte verdächtigt werden können. Er versicherte, an Fries als Privatmann nicht im mindesten, nur an seine verderblichen Grundsätze gedacht zu haben. Ja, er wollte dem Ministerium in jener Kritik einer Partei, welche sich privilegirt glaube und das große Wort zu nehmen gewohnt sei, ein Beispiel liefern, wohin eine zu große Preßfreiheit führen könne.

Hegel erlangte so viel, daß vom Ministerium der Redaction der „Allgemeinen Literaturzeitung" strengere Censur der aufzunehmenden Recensionen „unter Androhung der Zurücknahme der solcher beigelegten Befugniß im Nichtbeachtungsfalle" anempfohlen ward. Als historisch nicht unwichtig fügen wir noch bei, was der Minister Altenstein unter dem 24. Aug. 1821 in Bezug auf Hegel's „Rechtsphilosophie" an diesen geäußert:

Indem Sie in diesem Werke wie in Ihren Vorlesungen überhaupt mit dem Ernste, welcher der Wissenschaft geziemt, darauf dringen, das Gegenwärtige und Wirkliche zu erfassen und das Vernünftige in der Natur und Geschichte zu begreifen, geben Sie der Philosophie, wie mir scheint, die einzig richtige Stellung zur Wirklichkeit, und so wird es Ihnen am sichersten gelingen, Ihre Zuhörer vor dem verderblichen Dünkel zu bewahren, welcher das Bestehende, ohne es erkannt zu haben, verwirft und sich besonders in Bezug auf den Staat in dem willkürlichen Aufstellen inhaltsleerer Ideale gefällt.

Weil wir in Allem, was über Hegel's berliner Leben bis zu seinem am 14. Nov. 1831 bekanntlich an der Cholera erfolgten Tode berichtet wird, nichts finden, was den Eindruck verwischen könnte, den jene Maßlosigkeit des Verewigten wohl auf jeden Unbefangenen macht, so brechen wir hier ab, finden dadurch aber uns veranlaßt, um so mehr auf das Buch selbst zu verweisen, das vor Allem hier zu den interessantesten Bemerkungen Anlaß gibt und großes Vergnügen gewährt, faßt man auch nur die unbegrenzte Verehrung in das Auge, die zu Berlin Hegel in seinem weiten Kreise ward. Einer seiner Verehrer richtete an Hegel's Ge-

burtstage, den 27. August, Distichen an denselben, deren Schluß in Bezug auf den Gefeierten den Plato und Aristoteles also anredet:

Kennt euch Hellas nicht mehr, so seid ihr gastlich empfangen
Von dem germanischen Geist, der in der Welt jetzt regiert.
Wie ihr begonnen den Bau, nun ruht die Kuppel geschlossen:
Würdig der Dritte zu euch wagte nur Hegel zu sein.

Allem Anschein nach fand Hegel und fand Jedermann, der nicht zu der opponirenden, verhältnißmäßig schwachen Minorität gehörte, dergleichen Überschwänglichkeiten ganz in der Ordnung.

Schließlich in unserm und im Namen eines Jeden, dem das „Ästhetische der Theetische" ein Greuel ist, Hrn. Rosenkranz besondern Dank dafür, daß er S. 349, wo er erwähnt, wie in jener Zeit ästhetisches Interesse das einzige öffentliche in Berlin gewesen sei, unter Anderm die aller Orten beherzigungswerthen Worte ausspricht:

Wenn das ästhetische Element andere substantielle Interessen zurückdrängt, wenn es geflissentlich genährt wird, um von denselben zu abstrahiren, so ist mit ihm stets viel Fadheit und Trägheit, viel Selbstgefälligkeit und ziellose Zerstreuungssucht verbunden. Das Beschauen und Anhören, das Genießen und Kritisiren wird zuletzt ein inhaltsloses, unmännliches Sybaritenleben, welches auch tüchtigere Naturen verderben kann.

29.

Hermes und Bürck,

oder die historische Grundlage und Entfaltung der Erd- und Völkerkunde.

Geschichte und Geographie sind ihrem innern Wesen nach ein paar unzertrennliche, durch und durch ineinander verzweigte Wissenschaften, sie sind sich gegenseitig ganz unentbehrliche Hülfe und Stütze; sie bedingen einander auf allen ihren Wegen wie Ursache und Wirkung; sie erzeugen, begründen und erweitern sich wechselseitig wie Vergangenheit die Gegenwart, wie Gegenwart die Zukunft. Mit einem Wort: sie machen von Natur ein innig vereinigtes Ganze aus. Und dennoch ist hier eine Trennung und zwar eine sehr scharf gemessene Trennung ermöglicht worden. Ja man ist sich sogar der Nothwendigkeit zu diesem Schritte klar bewußt gewesen. Das kann mit Recht befremden, aber doch nur für einen Augenblick, denn bei näherer Prüfung gewinnt man sogleich die Überzeugung, daß diese Sonderung aus bloßer Rücksicht auf die Beschränktheit des menschlichen Fassungsvermögens und in der ehrenwerthen Absicht auf den gründlichen Aus- und Weiterbau unsers Wissens ebenso nothwendig als wünschenswerth geworden ist. Solche Rücksichten und Zwecke treffen wir ja überall an, wo es dem Menschen wahrhaft Ernst ist um das Mittheilen, Einsammeln, Verarbeiten und Erweitern nützlicher Kenntnisse. Doch kann hier auch gar leicht zu weit gegangen werden, besonders da, wo es sich um allgemeine fürs wirkliche Leben brauchbare Bildung handelt. Und was die eben erwähnte Trennung der Geographie von Geschichte betrifft, so ist die schlimme Zeit noch nicht sehr lange vorüber, wo man darin viel weiter gegangen war als man verantworten konnte. Die Geographie, welche bei dieser Trennung am meisten zu beklagen war, hatte man so stiefmütterlich in den Hintergrund gedrängt, daß man von ihrem wissenschaftlichen Dasein kaum eine Ahnung hatte. Sie war todt für die gebildete Welt.

Geschichte ohne Erdkunde war nicht denkbar, wol aber eine Erdkunde ohne Geschichte. Das entschied über das traurige Geschick der Geographie. Doch wie gesagt ist diese Leidensgeschichte der Geographie jetzt überstanden. Ihre elende, drückende Sklaverei ist jetzt in Freiheit und Freude verkehrt. Seit 30 Jahren sind die tüchtigsten Köpfe zu ihrer Wiederbelebung und würdevollen Wiedereinführung in den Kreis der geachtetsten Wissenschaften auf das kräftigste thätig gewesen. Sie steht nicht mehr ohne Geschichte.

Die heutige Erdkunde ist aber auch, was sie eigentlich immer hätte sein sollen, eine Naturwissenschaft — eine Naturwissenschaft im umfassendsten, erhabensten Sinne. Sie versteht die Beschreibung der starren Erdformen mit der Naturkunde im Allgemeinen und mit dem Wissen über den Menschen im Besondern zu beleben. Sie läßt unsere Erde einen Wohnsitz, eine Ernährerin und Bildnerin der Menschen, läßt sie Trägerin und Vermittlerin der Menschen-Erlebnisse und -Thaten, der Freuden und Leiden sein. Ohne Natur- und Volkskunde ist jetzt keine Erdkunde denkbar. Geographie ist wieder in ihre alten von Strabo schon festgestellten Rechte eingeführt. Er, der Vater unserer historischen Geographie, begnügte sich nirgend mit einer dürren Länderbeschreibung, sondern ging überall auf die physische Beschaffenheit des Landes und seiner Bewohner ein. „Der Geograph", sagte er, „muß auf die natürlichen Eintheilungen der Länder sehen, weniger auf die politischen, da, was Herrscher nach Laune bestimmt, nur auf kurze Zeit zu dauern pflegt; aber er soll nicht allein den gegenwärtigen Zustand der Dinge angeben, sondern auch das Wichtigere aus vergangenen Zeiten."*) Und Das ist in unsern Tagen wieder das Losungswort aller Geographen von wahrhaftem Beruf. Mögen sie zu den wenigen Hochbegabten gehören, welche die Wissenschaft selbst begründen und erweitern können, oder mögen sie zu den nicht minder hochzuschätzenden Talenten zu zählen sein, welche der Jugend und dem Volke die Wege zur Bildung bereiten und zeigen — immer bleiben sie eingedenk des Grundsatzes dieses weisen, alten Weltkenners. In diesem, durch den Reichthum des Wissens unserer Zeit noch stark gehobenen Geiste sind Leistungen ins Leben getreten, welche auf Jahrtausende den Stand unserer geographischen Bildung als erhaben ans Licht stellen, es sind Werke für die Jugend, fürs Volk geschrieben, denen die pädagogische Meisterschaft gebührt und zuerkannt bleiben wird, so lange es Menschen gibt, denen die Bildung der Menschen am Herzen liegt. Von allen Seiten reges Leben, Wetteifer und wissenschaftlicher Kampf. Durch Bild und Form, durch Wort und That werden Jung und Alt, werden Lehrer und Schüler immer tiefer, immer vollkommener eingeführt in die wichtigsten Erkenntnisse der Erde, ihrer Schicksale, ihrer Bestimmung.

Das sind die segensreichen Früchte der verständigen Liebe zu großen Reisen, wodurch sich gerade unser Jahrhundert so ruhmvoll auszeichnet. Alle gebildeten Nationen bieten sich hier die bereitwillig helfende Hand, sie sind freier als je von jedem engherzigen Interesse des Handels, der Politik und Religiosität. Und mit welcher Kühnheit sind hier die drohendsten Gefahren bekämpft, mit welcher Ausdauer die schrecklichsten Mühen und Beschwerden ertragen und überwunden, mit welchem Scharfsinn die entgegenstrebenden Hindernisse weggeräumt oder vermieden, mit welcher Umsicht, Einsicht und Sorgfalt ist hier beobachtet, geprüft und eingesammelt. Das ist ein Zeichen unserer Zeit, welches mit erhabenem Glanze alle nachfolgenden Zeiten erleuchten und leiten wird.

Doch wird es nun Zeit, unsere Betrachtung von der bisher verfolgten Allgemeinheit zurückzuziehen und mehr dem Besondern zuzuwenden. In dieser Absicht lenken wir daher die Aufmerksamkeit unserer Leser auf zwei kürzlich erschienene Werke von historisch-geographischem anziehenden Inhalt, welche im Stande sein möchten, unsere bisher berührte Ansicht mehrfach zu bewahrheiten. Und sowie sie beide den ersten Impuls zu dieser literarischen Unterhaltung abgegeben haben, so mögen sie Ref. auch durch das über sie zu fällende Urtheil eine pas-

*) A. Bürck's „Allgemeine Geschichte der Reisen und Entdeckungen", I, 5[illegible].

fende Gelegenheit geben, den bereits angeknüpften Faden weiter auszuspinnen und zu verarbeiten.

Die genannten Werke sind:

1. Die Entdeckung von Amerika durch die Isländer im 10. und 11. Jahrhundert. Von K. H. Hermes. Mit einer Kupfertafel. Braunschweig, Vieweg. 1844. Gr. 8. 25 Ngr.
2. Allgemeine Geschichte der Reisen und Entdeckungen zu Land und Meer. Von August Bürck. Erster Theil: Die alte Welt. Magdeburg, Heinrichshofen. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Beide Verf. haben sich auf der historisch-geographischen Laufbahn schon versucht. Der Eine allerdings mehr als der Andere, aber doch Beide mit allgemein anerkannter Tüchtigkeit. Der Eine schon seit geraumer Zeit, der Andere erst seit kurzem; Jener mehr im politischen und historischen Interesse der Gegenwart, Dieser mehr in geschichtlicher und geographischer Beachtung fernerer Zeiten. Wir erinnern hier nur an Hermes' „Geschichte der letzten 25 Jahre", oder an „Capitain Roß' Entdeckungsreise", und bei A. Bürck an seinen „Magellan".

Die Geschichte Amerikas von Colombo bis auf unsere Zeit ist so oft behandelt, so sorgfältig den allgemeinen und besondern Interessen angepaßt und sie hatte dabei ein so seltenes Glück, zu wiederholten Malen in die Hände der ausgezeichnetsten, unterrichtetsten Denker von vorurtheilsfreier Klarheit und unerschütterlicher Geradheit zu kommen, daß man sie, so weit dies nur immer möglich ist, für vollendet ansehen kann und durchaus nicht nöthig hat, um ihr ferneres gutes Geschick besorgt zu sein. Dagegen ist die ältere Vorgeschichte dieses Welttheils noch so wenig ernstlich beachtet, daß es wahrlich nicht an Grund gefehlt hat, um ihre gute Zukunft in Sorge und Zweifel zu sein. Unter dieser Vorgeschichte darf man aber nichts Unrichtiges verstehen, nicht etwa die portugiesischen und italienischen Entdeckungsreisen um Afrika nach Indien hin, denn diese stehen mit des großen Genuesen Unternehmung in so engem Zusammenhange wie Anfang mit Folge, und es versteht sich von selbst, daß eine jede nur einigermaßen auf Vollständigkeit Anspruch machende Geschichte der Entdeckung von Amerika durch Colombo auch hierauf sorgfältig Bezug nehmen mußte. Ferner schließt Ref. auch alles Das von dieser Vorgeschichte aus, was die Griechen und Karthager über diesen Welttheil vermuthet oder wirklich gewußt haben mögen, weil hierbei gründlichen Forschungen ein zuverlässiger Boden, jeder sichere Haltpunkt fehlt. Die wahre Vorgeschichte Amerikas muß ihren Stoff einmal aus Nachrichten und Überlieferungen von Amerika selbst, besonders von Mejico und Peru schöpfen, aus Dem, was die erobernden Spanier Historisches vorfanden; dann aber auch aus Dem, was man über die Eroberung und Niederlassung der Araber und Normänner in Süd- und Nordamerika Glaubwürdiges erfahren und wirklich gewußt hat. Die Arbeiten von Humboldt, Stephens, St.-Priest, Friedrichsthal, Rafn u. A. bilden allerdings schon einen ganz vortrefflichen Anfang. Überhaupt ist nicht zu leugnen, daß zur Begründung einer solchen alten Geschichte der neuen Welt gerade in unsern Tagen recht gründliche Anfänge gemacht worden sind, indeß fehlt es doch immer noch an einer durchgreifenden Verarbeitung des erforschten Einzelnen und an einer Vereinigung desselben zu einem gediegenen Ganzen. Aber dies Fehlende wird sicher auch bald kommen. Vorläufig wollen wir uns freuen, daß überhaupt nur Sinn für die Sache erwacht ist.

Das vorliegende Werk von Hermes begrüßen wir daher mit der dankbarsten Anerkennung der Nützlichkeit und Wichtigkeit seiner Gaben besonders in Hinsicht der ältern Geschichte Amerikas. Es behandelt den durch seinen Titel genau festgestellten Gegenstand nach den bisher entdeckten besten Quellen, worüber es sich da, wo es sein muß, mit Bestimmtheit ausweist. Dadurch wird es von Bedeutung für Gelehrte von Fach; es zeigt ihnen die Wege zu selbstständigen Forschungen. Daneben ist aber auch die ganze Auffassung und Durchführung des Gegenstandes noch vorzugsweise auf das gebildete große Publicum berechnet. Das Buch ist eine interessante Lecture für Jedermann; es ist gut stilisirt und liest sich vortrefflich. Die gefällige Schreibart des Verf., das Anziehende, Leichte und Gewandte seiner Feder ist ja bekannt genug, besonders da, wo es sich um geographische, politische und historische Ereignisse der neuesten Zeit handelt, indeß möchte es weniger von ihm vermuthet werden, daß er auch im alten ehrwürdigen Sagenstil schreiben könne. Das Buch liefert auch in dieser Hinsicht den schönsten Beweis der Geschicklichkeit des Verf. Vieles von Diesem ist allerdings nur Übersetzung alter normännischer Überlieferungen, in denen die Sagenweise klar und deutlich ausgeprägt vorkommt; indeß bleibt es doch immer noch eine sehr schwierige, bisher selten gelöste Aufgabe, unsere jetzige, in jeder Hinsicht ausgebildete Sprache in das früheste Alter ihrer Einfachheit, Beschränktheit und gemüthlichen naiven Kindheit zurück zu versetzen; unserm Verf. ist dies an mehr als einer Stelle seines Werkes vortrefflich geglückt.

In der Vorrede erwähnt der Verf., daß er den ersten Plan zur Ausarbeitung seiner Schrift schon vor mehr als zwanzig Jahren gefaßt habe, wo ihn seine Studien zur deutschen Geschichte im „Snorri Sturleson" auf die Abschnitte aus der spätern Bearbeitung der „Olav Tryggvason's-Sage" hingeführt hätten. Zur Ausführung dieser Idee wäre ihm aber die Zeit nicht günstig gewesen, die ganze Arbeit hätte er aus den Gedanken verloren und er wäre wol schwerlich wieder darauf zurückgekommen, wenn er bei seinem Aufenthalt in Braunschweig nicht zufällig Humboldt's „Vues des Cordillères" zur Hand genommen und darin die Stelle gelesen hätte, wo von dem jetzt viel besprochenen „Dighton writing rock" die Rede ist. Das sei ihm ein unzweifelhaftes Denkmal von der Anwesenheit der alten deutschen Normänner auf der Küste Nordamerikas gewesen. Seine Bemühungen nach einem getreuen Bilde dieses merkwürdigen Felsens hätten längere Zeit nicht zu einem glücklichen Ziele führen wollen, bis er zuletzt aus einer Anzeige der „Antiquitates americanae" erfahren habe, daß die Gesellschaft der nordischen Alterthumsforscher zu Kopenhagen seine beabsichtigte Arbeit mit ungleich umfassendern Mitteln schon ausgeführt habe. Die Einsicht in diese amerikanischen Antiquitäten hätte ihm ebenfalls nicht sogleich glücken wollen, „bis", sagt der Verf. selbst, „ein mir sehr unerwarteter, ehrenvoller, obgleich vielfach gemisdeuteter Ruf mich im vorigen Jahre nach Berlin zog, wo ich endlich die «Antiquitates» auf der königlichen Bibliothek fand. Aus den Forschungen, die meine unbeschäftigten Stunden ausfüllten, ist das vorliegende Büchlein hervorgegangen; und da ich glaube, daß dasselbe einen nicht ganz werthlosen Beitrag zur Aufklärung eines immer noch manche Zweifel darbietenden Abschnitts der altnordischen Geschichte enthält, die nur ein Theil unserer großen deutschen Volksgeschichte ist, habe ich es dem Druck übergeben."

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Präsident eines französischen Gerichtshofes fragte den Advocaten Langlois, warum er, da er ein so guter Sachwalter sei, so schlechte Rechtssachen zu führen unternehme? „C'est que", war die Antwort, „j'en ai tant perdu de bonnes et tant gagné de méchantes, que je ne sais tantôt plus lesquelles prendre."

Der am 30. Mai 1635 zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen geschlossene Prager Frieden, der so nachtheilig für die deutsche Freiheit ausgefallen war, gab Veranlassung zu dem Distichon:

Praga atrox orbi quae protulit impia bellum,
Quo pacto pacem redderet illa bonam?

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 95. —— 5. April 1845.

Georg Forster.

Georg Forster's sämmtliche Schriften. Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von G. G. Gervinus. Neun Bände. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 12. 9 Thlr.

Es ist eine Bemerkung Friedrich Schlegel's aus seiner guten Zeit, daß in der Literatur durchaus keine ewigen Werke wünschenswerth seien, da unübertreffliche Urbilder unübersteigliche Grenzen der Vervollkommnung beweisen würden. Die Menschheit, setzt der Genannte hinzu, reicht weiter als das Genie. Dieser Satz ist richtig; doch ebenso unumstößlich ist die Erfahrung, daß die Entwickelungsphasen der Nationen stets in einem einzelnen genialen Kopfe ihren Anfang nahmen, um schneller oder langsamer, im Wege des Glaubens oder der Überzeugung, das Eigenthum der Gesammtheit zu werden. Zu der Entwickelung der Menschheit contribuiren dann die verschiedenen Nationalitäten: indem die eine auf religiösem Gebiet einen bedeutenden Vorsprung gewinnt und die übrigen mit Gedankenvorrath versorgt; indem eine andere auf dem Gebiet der Kunst überhaupt, oder einer einzelnen Kunst voranschreitet; eine dritte vorzugsweise die Entwickelung des Staats mustergültig vollzieht. Es fehlt zu oft der Beobachter, sonst würde historisch nachzuweisen sein, daß es, wie in der Schlacht der Feldherr, so in den friedlichen Erscheinungen des Lebens gewöhnlich ein hervorragendes Genie ist, das mit schöpferischer Intuition eine schüchtern keimende, bescheiden in die Realität strebende Idee dreist und rasch im Extreme darstellt, für den Sinn Vieler aufleuchten läßt, sodaß sie, annäherungsweise wenigstens, die Geistesrichtung des ganzen Volks durchdringt, und sich befestigt, um — was Schlegel will — von einer neuen Offenbarung überflügelt zu werden.

Das Genie steht aber zunächst immer allein. Je weiter der Vorsprung, den es auf der Leiter der Cultur gewann, desto länger haben die weniger glücklich ausgerüsteten Nachfolger zu klimmen. Es ist schon viel gewonnen, wenn der Voranschreitende nur erst Verwunderung erregt, — nach Einigen der erste Schritt des Philosophirens —, allmälig verstanden wird und die Nacheifernden zu eigenem Denken veranlaßt. Bloße Nachahmung hat selten viel Frucht gebracht; und aus der bloßen Aufnahme in das Gedächtniß entstehen sogar öfter Nachtheile als Vortheile.

Sehen wir nun die deutsche Geschichte an, so hat unsere Nation sehr oft erst fremder Völker Geistesblüten wenn nicht entlehnt, doch auf sich wirken lassen, bevor sie zur eigenen Production schritt. Wir brauchen wol nicht erst daran zu erinnern, wie Palästina auf dem Religionsgebiet für ganz Europa gedacht hat; wie dann Athen und Rom, endlich England und Frankreich auf unsere Bildung den beträchtlichsten Einfluß geübt haben, ohne daß wir sagen könnten, daß diese Nationen in ähnlichem reichen Maße wieder von uns geholt hätten. Am selbständigsten zeigten wir uns in der Kirchenreformation und in der Nationalpoesie, und die Geister, welche da wahrhaft schöpferisch aufträten, erfreuen sich der allgemeinsten Anerkennung. Was von diesen beiden Punkten aus auf dem Gebiet der Sitte, der Erziehung, der Kunst und Philosophie angeregt wurde, ist noch in der weitern Entfaltung begriffen und zwar so, daß die Fäden herüber- und hinüberschießen und der eigentliche Fortschritt in der wunderbarsten Verschlingung nur mit Mühe zu entdecken ist.

Auf politischem Gebiet dagegen, müssen wir uns stets eingestehen, sind wir am unselbständigsten, und trotzdem daß wir uns die Erfahrungen Englands und Frankreichs zu verstehen bemühten, blieben wir gegen beide Länder ganz beträchtlich zurück. Was in dieser Hinsicht bei uns geleistet worden ist, trägt immer noch den Charakter des Versuchs, der Nachahmung. Es fehlt die Sicherheit, der Muth der Gestaltung, das Durchgreifende. Der politische Sinn des Engländers beruht auf angeborenem Freiheitsdurst, auf dem edelsten Ehrgeiz, auf unerschöpflicher Gestaltungslust, auf dem steten Streben nach großen Verhältnissen. Bei den Franzosen ist derselbe politische Sinn ebenfalls auf persönlichen Ehrgeiz gegründet, der tief in die Nation gedrungen ist, auf Freiheitsbegeisterung und Beweglichkeit. Wir Deutschen haben es noch wenig über die kleinstädtischen Tugenden der Geduld, der Mäßigkeit, des Gehorsams, der Unterthänigkeit gegen den Ersten Besten hinausgebracht. Nur erst in wenigen glücklichen Momenten zeigten sich edle politische Leidenschaften im Volke. Dieselben erstarben bald. Nicht einmal das christliche Princip der Gleich-

heit vor Gott hat als Gleichheit vor dem Gesetz durchdringen können.

Desto merkwürdiger ist es, daß wir Deutschen gerade einen Mann aufzuweisen haben, der einen überaus freien Standpunkt als politischer Denker einnimmt, der den Parteistandpunkt und selbst den nationalen des Engländers oder des Franzosen als noch befangen weit hinter sich läßt und den kosmopolitischen Überblick mit einer Sicherheit festhält, daß darunter Alles, was in der Nationalität Treffliches aufkommen kann und will, Schutz findet, daß die Masse der Vorurtheile aber und der engherzigen Rücksichten als Ballast unbedingt über Bord geworfen wird.

Georg Forster ist einer der besten Schriftsteller und edelsten Männer, welche unsere Nation aufzuweisen hat. Er würde auch England und Frankreich zur größten Ehre gereichen. Georg Forster war Naturforscher und war Politiker, nicht als wenn die Gegenstände seines Nachdenkens zufällig zusammengewürfelt wären, sondern weil sein Geist in ursprünglicher Anlage begriff, daß sich in der Sternenwelt und in dem kleinsten Blümchen, im Gewissen, das sich in der Brust des Kindes regt, und im Völkerbunde für den Beobachter derselbe große, einheitliche Gedanke manifestirt. Als Ästhetiker wußte er ebenso wol die feinsten und geheimsten Regungen der Schönheit und Sittlichkeit zu erlauschen, wie er als Politiker verstand, das Princip der menschlichen Freiheit in den mannichfachsten Bewegungen des Lebens bloßzulegen. Er war mit einem Wort ein praktischer Philosoph in der edelsten Bedeutung. Große Schicksale fanden in ihm den großen Geist. In ihnen und durch sie wird er eine so eigenthümliche Erscheinung der Geschichte. Forster sah viele Länder und Menschen. Die bedeutendsten aus den verschiedensten Nationen nannten sich seine Freunde. Wir wollen nur Johannes v. Müller, Wilhelm und Alexander v. Humboldt und Lichtenberg nennen. Forster lebte in Deutschland, in Polen, in England. Er begleitete den Capitain Cook auf dessen zweiter Reise um die Welt, sah jene Naturvölker, für die Gelehrte und Dichter damals schwärmten, mit eigenen Augen und wohnte unter den Palästen und verkehrte zum Theil darin, wo zu Gunsten der Völker geprast und gefaullenzt wurde: schrieb und dachte viel und Gediegenes über diese Gegenstände, um dann zu wissen, daß mit dem Denken und Schreiben für unschlüssige, mattherzige, ekle Leser wenig gethan sei, daß vielmehr zur rechten Zeit auch für das Bedürfniß der Gegenwart gehandelt werden müsse. Wir sehen ihn deshalb fast als den einzigen Deutschen, der die französische Revolution in allen äußersten Consequenzen begriff und offen zu vertheidigen und in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung zu rechtfertigen den Muth und den Geist hatte. Viele andere Männer von Verstand billigten einzelne Vorgänge im Widerspruch mit den Machthabern und feigen Egoisten; sie billigten dieselben etwa so lange als Lafayette aushielt. Denn für die Beschränkung der Monarchie hatten sie England als Muster: sie hatten damit einen Vorgänger, auf den sie sich berufen konnten. Allein sie wichen zurück, sobald die Königswürde abgeschafft war und wollten von der Republik nichts wissen. Lieber nahmen sie das alte Regiment mit all seinen Gebrechen wieder in Schutz, weil sie, wie Forster von Girtanner sagt, vergessen hatten, daß ein republikanisches Gedränge ebenso gut Rippenstöße mit sich bringt als jedes absolutistische.

Forster selbst schritt kühn bis zu dem Gedanken vor, daß man entweder für absolute Freiheit oder für absolute Tyrannei sein müsse; daß es ein Mittelding nicht gebe, da die bedingte Freiheit immer auf Despotismus hinauslaufe und daher, weil sie Mäßigung affichire, gefährlicher und echten Freiheitsfreunden verhaßter sei als entschiedener Royalismus, der wenigstens gerade heraus sage: ihr sollt gehorchen. Dabei wußte er sehr wohl, daß in menschlichen Dingen nichts vollkommen ist. Er wollte aber Grundsätze festgehalten wissen, das Vollkommenere zu erreichen. Die Revolution betrachtete er nicht in Beziehung auf das Glück oder Unglück der gerade von ihrem Kampfe Betroffenen, sondern als ein gewaltiges Mittel des Schicksals, Veränderungen im Menschengeschlecht hervorzubringen. Er war mit Lichtenberg einverstanden, daß, wo mit Pflug und Spaten etwas auszurichten ist, der Berechnung des Einzelnen nachgegeben werden kann; daß, wo Erdbeben und Überschwemmungen mitwirken, großartigere, weiterblickende Entwürfe erfoderlich sind. War Forster auch, wie er selbst sagt, so wenig von dem Charakter der Franzosen erbaut als ihre Feinde und Verächter, so erkannte er neben ihren Mängeln und Fehlern dennoch nicht minder das Gute, das sie haben, und sah keine Nation einzeln als das Ideal an: alle zusammen machten für ihn die Masse der ganzen Gattung aus, und die Franzosen schienen ihm nun einmal, vielleicht gar zur Strafe, bestimmt, die Märtyrer für das Wohl, welches künftig die Revolution hervorbringen würde, abgeben zu müssen: ähnlich wie die Deutschen zu Luther's Zeit für das allgemeine Wohl Märtyrer wurden, indem sie die Reformation mit ihrem Blut vertheidigten. Forster sah, wie in der französischen Republik Alles zu der Oligarchie der Vernunft und der politischen Leidenschaften hindrängte und hielt deshalb fest, daß diese Herrschaft sich nur so weit ausdehnen dürfe, als sie wieder von Vernunft und edlem politischen Enthusiasmus freiwillig anerkannt werde. So weit sollte sie aber in der That gehen; eher sollte sie nicht nachlassen. Und nur darin irrte der sonst durchaus umsichtige Mann, daß er am deutschen Rhein — das übrige Deutschland nahm er schon ausdrücklich aus — so viel Intelligenz voraussetzte und die Sehnsucht nach Freiheit unter dem Zorn über die Herrschaft des Krummstabs so weit erstarkt glaubte, um mit wenig Nachhülfe eine vernünftigere Verfassung herzustellen. Er fand deshalb den stolzen Tod eines Geächteten. Bestechungen hatten bei diesem Kopfe nicht anschlagen wollen; deshalb wurde von den gegen die französische Republik verbündeten Mächten ein Preis

auf denselben gesetzt und Forster starb vor der Zeit in Paris.

(Der Beschluß folgt.)

Hermes und Bürck,
oder die historische Grundlage und Entfaltung der Erd- und Völkerkunde.

(Fortsetzung aus Nr. 94.)

Das Buch zerfällt in vier Abschnitte, wovon der erste als Einleitung den größten Umfang besitzt. Es werden hier die verschiedenen Werke, Nachrichten und Sagen, Behauptungen, Vermuthungen und Zweifel über die Entdeckung von Amerika durch die Isländer mit kritischer Umsicht und Sicherheit besprochen. Der Verf. entfaltet hier eine ungemeine Belesenheit, eine Klarheit und Schärfe im Urtheil und in der Beweisführung, wie es dem besten Historiker von Fach Ehre machen würde. Er tritt da, wo es sein muß, dreist, aber gemessen ruhig mit seiner eigenen Ansicht hervor und weiß fast immer mit sehr triftigen Gründen ganz für sich zu gewinnen. Das Thema ist vor unserm Verf. von dem gelehrten nordischen Alterthumsforscher Rafn mit Gründlichkeit durchgearbeitet, es schließt aber so viele dunkle, verwickelte Stellen in sich, daß man sich darüber freuen kann, wenn sich an seiner Bearbeitung noch recht oft gute Köpfe versuchen möchten. Schon unser Verf. hat in gar vielen Punkten die Ansichten seines gelehrten Vorgängers umgestoßen oder verbessert, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß ein noch späterer Nachfolger auch in der vorliegenden Arbeit unhaltbare Meinungen aufspüren und aus dem Felde schlagen wird. Wie wäre das aber auch anders möglich; bei so vielfach auf bloße Vermuthung und unvollständig überlieferte Sagen gestützter Untersuchung immer nur Wahrheit zu finden, darf nie erwartet werden. Die gleich im Anfang dieses kritischen Abschnitts gestellte Doppelfrage, ob nicht vielleicht Colombo schon vor seiner berühmten Fahrt Nachricht von den frühern Entdeckungen der Nordmänner im Westen erhalten und gerade hierdurch den ersten Anstoß zu seiner kühnen Unternehmung erhalten habe, scheint der Verf. sehr geneigt zu sein unbedingt zu bejahen. Darin liegt aber auf jeden Fall eine Übereilung. Denn wenngleich die Wahrscheinlichkeit nicht in Abrede zu stellen ist, daß Colombo bei seiner im J. 1477 nach England und Island ausgeführten Reise etwa von der alten Entdeckung über Helluland, Markland und Vinland gehört haben könnte, so weiß man doch sehr genau, daß es durchaus nicht in dem Plane des großen Genuesen lag, eine neue Welt, ein Amerika zu entdecken; seine Absicht war bei seiner Abfahrt rein nur darauf gerichtet, einen neuen Weg nach dem vielgepriesenen Indien aufzufinden. Es ist ja ganz historisch gewiß, daß Colombo die zuerst entdeckte große Insel Cuba für den östlichen Theil Indiens ansah. Und der noch heute übliche Name „Westindien" für die mit Cuba in Verbindung stehende Inselgruppe ist Denkmal und Beleg genug für des großen Mannes Absicht und Irrthum.

In der Hauptuntersuchung dieses Abschnitts werden die beiden Bruchstücke einer selbstständigen Erzählung der alten nordmännischen Entdeckungsreisen — nämlich „Thâttr Eireks rauda" und „Graenlendinga thâtt" — als die vornehmsten Vergleichungsmittel und glaubwürdigsten Quellen für die Geschichte der ersten isländischen und grönländischen Überfahrten und Niederlassungen in Nordamerika bezeichnet. Beide sind eingeschaltet in die „Olaf Tryggvason's-Sage" des „Codex Flateyensis membranaceus", welcher in der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen aufbewahrt wird und zu Ende des 14. Jahrhunderts niedergeschrieben ist. Der schon erwähnte Gelehrte Rafn legt den „Sögu theirra Thorfinns Karlsefnis ok Snorra Thorbrandssonar", welche in zwei Handschriften: 1) dem „Codex membranaceus" Nr. 540 in 4. ex collectione Arna-Magnaeana aus dem 14. Jahrhundert, und 2) dem „Codex membranaceus" Nr. 557 in 4. derselben Sammlung aus dem 15. Jahrhundert, enthalten sind, gleichen Werth mit den oben genannten beiden Bruchstücken bei. Unser Verf. ist dieser Meinung nicht und das gibt denn die Veranlassung zu einer sehr fein gesponnenen kritischen Untersuchung.

Besitzt nun diese Einleitung fast ein wenig zu viel Gelehrsamkeit, sodaß sie weniger für das große Publicum als wieder für Gelehrte paßt, so sind dagegen die beiden folgenden Abschnitte fast ganz frei gehalten von rein wissenschaftlichen Speculationen. Sie geben das von dem Verf. für wahr gehaltene Factum in einfacher Form und chronologisch geordneter Folge. Diese beiden Theile werden auch für die meisten Leser das eigentliche Wesen des Buches ausmachen und in dieser Hinsicht möchte es vielleicht gut gewesen sein, wenn der Verf. in der Vorrede darauf aufmerksam gemacht hätte, daß Diejenigen, welche das Hauptthema des Werkes noch nicht kennen sollten, die Einleitung zuletzt lesen möchten.

In den meisten Geschichtswerken fertigt man den Punkt über die Entdeckung Nordamerikas durch die in Island und Grönland angesiedelten Normänner sehr kurz damit ab, daß auf den alten Gelehrten Snorro Sturleson, oder Snorri Sturluson (wie unser Verf. schreibt), welcher im 13. Jahrhundert als Oberlandrichter auf Island lebte und die Bruchstücke der Edda und andere historische Haltpunkte seines Volkes niedergeschrieben hat, verwiesen wird. Für Historiker von Fach mag Das genügen, sie wissen sich eine alte Handschrift oder einen Abdruck des Snorro Sturleson zu verschaffen und haben Zeit, Beruf und Kenntniß dazu, hieraus die alten Sagen und Ueberlieferungen zu studiren. Die übrigen eifrigen Freunde der Geschichte und Erdkunde befriedigt ein solches Verweisen aber nicht. Sie möchten gern auch mehr wissen als die bloße Behauptung, daß Amerika schon im 9. und 10. Jahrhundert von Norwegern und Isländern entdeckt worden sei; sie möchten das Historische der Sache selbst in einer für das allgemeine Publicum passenden Bearbeitung lesen können. Das ist ein höchst beachtenswerther, vielfach gehegter Wunsch und der Verf. unsers Werkes hat sehr wohl daran gethan, diesem Bedürfniß abzuhelfen. Er gibt die Geschichte der alten Entdeckung von Amerika selbst und auf so anziehend belehrende Weise, daß sie Jedem Interesse einflößen, Jedem zugänglich werden kann. Allen, denen Geschichte und Geographie nicht blos oberflächlich am Herzen liegt, ist das Buch zu einer sorgfältigen Beachtung zu empfehlen.

Der erste von diesen beiden andern Abschnitten bespricht die Entdeckung und den ersten Anbau von Island, der zweite aber die Entdeckung von Grönland und die Entdeckungsreisen nach der nordamerikanischen Küste. Wir wollen unsere Aufmerksamkeit besonders dem letzten Abschnitte zuwenden. Das Hauptverdienst um die Entdeckung von Amerika ruht in der Familie Eirek des Rothen. Er ist ein geborener Norweger aus angesehenem begüterten Geschlechte. Mit seinem wegen Todtschlags flüchtig gewordenen Vater wählt er zunächst auf Island (970) einen Zufluchtsort, muß aber später seines eigenen unruhigen, rachsüchtigen Lebens wegen wieder auswandern und läßt sich zuletzt in Grönland nieder. Er bildet hier das Haupt einer sehr zahlreichen Niederlassung, besitzt drei Söhne, Leif, Thorvald, Thorstein und eine Tochter Freydis. Leif faßt zuerst den Plan zu einer Überfahrt nach Amerika. Die Veranlassung dazu gibt ein isländischer Seefahrer, Bjarni, Sohn einer mit Eirek nach Grönland ausgewanderten Herjulf zu Herjulfneß. Bjarni erzählt im Hause Eirek's viel von seinen Reisen, besonders von der letzten, wobei er, von Island aus stark nach Südwest verschlagen, ganz in der Nähe eines unbekannten großen Landes gewesen sei. Leif kauft Bjarni's Schiff und segelt damit los. Er entdeckt zuerst das Steinplattenland (Helluland), dann das Waldland (Markland) und zuletzt das Weinland (Vinland), wo er sich einen festen Wohnsitz, Leifsbudir, baut. Thorvald, der zweite Sohn des alten Eirek, bekommt nach der Heimkehr Leif's auch Lust nach dem

schönen Lande; er führt die Hinreise glücklich aus, wird aber in einem kriegerischen Zusammentreffen mit den Eingeborenen durch einen Pfeil getödet und in dem fremden Lande begraben. Als die Gefährten Thorvald's zurückkommen und ihr Unglück erzählen, entschließt sich Thorstein, der dritte Sohn Eirek's, aufs neue zur Reise nach Vinland, um die Leiche seines Bruders herüberzuholen und christlich zu begraben; auch dieser kommt glücklich an, wird aber auf der Rückfahrt mit mehren seiner Gefährten von einer bösen Seuche weggerafft. Gudrid, die Witwe Thorstein's, welche ihren Mann nach Vinland begleitet hat, verheirathet sich wieder mit einem berühmten norwegischen Seefahrer Thorfinn Karlsefni und macht mit diesem eine neue Fahrt nach Vinland. Das ist die vierte. Die fünfte und letzte Reise nach diesem vielgepriesenen Lande unternimmt zuletzt noch Freydis, die Tochter Eirek's, ein böses, herrschsüchtiges, mordgieriges Weib mit einem ganz untergeordneten schwachen Mann. Die letzten mislungenen Fahrten machten einen so abschreckenden Eindruck, daß von nun an weiter keine Unternehmungen vorkamen.

Zur Mittheilung aus dem Buche möchte sich die vierte Reise Gudrid's mit ihrem Mann Karlsefni am besten eignen:

„Karlsefni bat Leif um sein Haus in Vinland, dieser aber antwortete ihm, daß er dasselbe zwar verleihen, jedoch nicht verschenken wolle. Danach gingen sie in See und kamen, ohne daß sie auf ihrer Fahrt besondere Fährlichkeiten erlitten hatten, nach Leifsbudir, wo sie ihr Vieh aussetzten. Bald machten sie einen guten Fang, denn es war ein großer Walfisch an den Stand getrieben. Diesen nahmen sie und zerschnitten ihn, und es fehlte ihnen daher auf keine Weise an Nahrung. Das Vieh aber ging höher in das Land hinauf, und die männlichen Thiere fingen bald an, unlenksam und wild zu werden. Karlsefni ließ Bäume fällen und zurechthauen und das Holz zum Trocknen auf eine Klippe legen. Sie machten sich alles Gute, was das Land bot, zu Nutzen, sowol die Weintrauben als den Überfluß an Fischen. So verging der Winter und es kam der Sommer heran. Da erschienen die Eingeborenen, die in großer Menge aus einem Walde hervortraten. In der Nähe weidete aber das Hornvieh, und der Stier, der sich unter demselben befand, fing an zu brummen und furchtbar zu brüllen. Darüber erschraken die Eingeborenen so sehr, daß sie mit den Bündeln, die sie mit sich führten, davon-liefen. Sie nahmen ihren Weg gerade nach der Wohnung Karlsefni's und wollten in das Haus hinein, wurden jedoch durch bewaffneten Widerstand zurückgehalten. Keine von beiden Parteien verstand der andern Sprache. Da nahmen die Eingeborenen ihre Bündel, die mit Grauwerk, Wieselfellen und verschiedenem andern Pelzwerk gefüllt waren, löſten sie auf und boten den Inhalt zum Tausch oder Verkauf dar. Vor allen Dingen wollten sie Waffen haben, die ihnen aber Karlsefni zu geben verbot; vielmehr fand er einen andern Rath. Er befahl den Frauen, dicke Milch herauszubringen; und als die Eingeborenen diese sahen, wollten sie nichts Anderes haben. Da machten sie einen schlechten Kauf, indem sie Das, was ihnen geboten wurde, in ihrem Magen mit sich nahmen, während Karlsefni und dessen Gefährten ihre Bündel mit dem Pelzwerk behielten. Nachdem die Eingeborenen sich entfernt hatten, ließ Karlsefni eine starke Umpfählung um seinen Hof machen und setzte Alles zur Vertheidigung desselben in den Stand" ....

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Crichton. Historischer Roman. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. Drei Bände. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr.

Amaranthus, Schmetterlinge. Zerbst, Kummer. 16. 5 Ngr.

Arnoldi, Bischof von Trier, Hirtenbrief an die katholische Geistlichkeit und sämmtliche Gläubigen. Berlin, Eyssenhardt. Gr. 8. 2 Ngr.

Balzer, J. B., Preßfreiheit und Censur, mit Rücksicht auf die Trierer Wallfahrt und den doppelten Anklagezustand der schlesischen Tagespresse. Ein Wort für unsere Zeit. 2te verbesserte und mit einem Anhange vermehrte Auflage. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 10 Ngr.

Die hohe Bedeutung des heiligen Rockes Jesu Christi zu Trier, zur Rechtfertigung der Verehrung desselben. Ein Büchlein für alle Stände. Von einem Priester zu Aschaffenburg. Würzburg, Voigt und Mocker. Gr. 8. 4½ Ngr.

Buhl, L., Andeutungen über die Noth der arbeitenden Classen und über die Aufgabe der Vereine zum Wohl derselben. Berlin, Springer. Gr. 8. 5 Ngr.

Christhold, L. L., Nothwendige und gründliche Vertheidigung des hochwürdigen Bischofs Arnoldi zu Trier wegen der ihm zum Vorwurfe gemachten Ausstellung des heiligen Rockes. 2te Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 9 Ngr.

Deutschlands Zukunft in kirchlicher Hinsicht. Von einem deutschen Patrioten. Leipzig, Berger. 12. 5 Ngr.

Duller, E., An die Fürsten. Stimme eines deutschen Katholiken. Darmstadt, Jonghaus. 12. 1¼ Ngr.

— — Offener Brief eines deutschen Katholiken an die deutschen Bischöfe. Aufruf an die deutschen Katholiken, Priester und Laien. Darmstadt, Jonghaus. 12. 2 Ngr.

Eremites, J., Der Orden der barmherzigen Schwestern. Übersicht seiner Entstehung, Verbreitung, Gliederung, Leistung, Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit in der Gegenwart. Schaffhausen, Hurter. 1844. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die heilige Familie, oder Kritik der kritischen Kritik. Gegen Bruno Bauer und Consorten. Von F. Engels und K. Marx. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Heeringen, G. v., Gesammelte Novellen. Zwei Bände. Leipzig, Mayer. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Herbold, E., Der Weg zum Thron. Ein unterhaltendes Charaktergemälde von Karl Johann XIV. (Johann Bernadotte) König von Schweden und Norwegen. Leipzig, Literarisches Museum. Gr. 16. 22½ Ngr.

Hoffheinz, G. T., Bruchstücke aus den einsamen Denkbewegungen eines Landpfarrers. Königsberg, Gräfe und Unzer. 1844. Gr. 8. 12 Ngr.

Hoffmann, F., Über die Idee der Universitäten. Rede beim Antritt des Rectorats. Würzburg. Gr. 4. 18¾ Ngr.

Hugo, C., Brutus und Lucretia. Drama in vier Acten. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr.

Kunik, E., Die Berufung der schwedischen Rodsen durch die Finnen und Slawen. Eine Vorarbeit zur Entstehungsgeschichte des russischen Staats. 1ste Abtheilung. Petersburg 1844. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Mitternachtsglocke oder die Räuber im verfallenen Schlosse. Drei Theile. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Literarisches Museum. 12. 3 Thlr.

Posselt, D. E. L., Chronologisches Register der fränkischen Revolution, von Eröffnung der ersten Versammlung der Notablen bis zur Einführung der Consular-Regierung, 22. Februar 1787 bis 15. December 1799. Bedeutend vermehrt und fortgesetzt von K. Jochmus. 4ter Band. Stuttgart, Cotta. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Remlinger, G., Betrachtungen über das Sendschreiben von Joh. Ronge. 3te Auflage. Coblenz, Reiff. 12. 2½ Ngr.

Offenes Sendschreiben an Hrn. Joh. Ronge, als Entgegnung auf dessen Aufruf „an die niedere katholische Geistlichkeit". Von einem katholischen Priester. Aachen, Hensen und Comp. 8. 3 Ngr.

Tetzel (Johannes) der Ablaßkrämer. Ein Seitenstück zu der Reliquienverehrung und zu dem heiligen Rock zu Trier. Leipzig, Orthaus. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 96. —— 6. April 1845.

Georg Forster.

(Beschluß aus Nr. 95.)

Doch wir können weder Neues über Forster's Leben und Schicksale beibringen, noch beabsichtigen wir eine ausführliche Charakteristik des Mannes zu geben, da wir auch da nur schon Gesagtes wiederholen müßten. Zu bedauern ist, daß die Briefe Forster's an den mainzer Leidensgefährten Böhmer, die des Letztern Sohn in Händen hat, in die neue Ausgabe nicht aufgenommen worden sind. Übrigens ist das Bild, welches Gervinus von Georg Forster entwirft, zwar kurz gefaßt, aber treffend. Es ist ausführlich genug, um auf die ganze Bedeutung des Mannes aufmerksam zu machen. Im Übrigen müssen die Schriften selbst in ihrer ganzen Vielseitigkeit reden.

Nur einen Punkt wollen wir hier in Erwägung ziehen. Auch Gervinus stellt ihn in der Einleitung seiner Charakteristik factisch hin und beklagt ihn: doch muß sich auch die Erklärung finden lassen. Es ist ein eigenes Schicksal, daß es bisher immer nur vereinzelte Stimmen waren, welche auf Georg Forster aufmerksam machten. Friedrich Schlegel that es 1801 vergebens. Und bei Gervinus wollen wir wünschen, daß wir uns täuschen: allein wir fürchten, auch er erwartet die Anerkennung, wenigstens die allgemeine, ebenfalls noch zu früh. Die öffentliche Meinung macht zwar ihre meisten Eroberungen unter Geben und Nehmen, aphoristisch, sporadisch, und allmälig erst setzt sich ein Ganzes fest. Aber in jüngster Vergangenheit ist sie gerade da, wo sie allen Voraussetzungen nach schon hinlänglich erstarkt hätte sein sollen, am schmählichsten zurückgewiesen. Sie hat die Grundpfeiler der modernen Freiheit, die Repräsentativverfassung, wo sie schon mit grosser Mühe errungen war, wieder aufgegeben, zu einem bloßen Scheine herabsinken lassen; sie war zu ohnmächtig, auf Preßfreiheit zu bestehen, die nur das Mittel zur politischen Mündigkeit, noch nicht diese selbst ist. Und wieder werden Patrioten beschimpft, verfolgt und müssen das Vaterland meiden, während die Gemeinde von Laodicea zu Ehren gelangt.

Friedrich Schlegel hielt es sogar noch für nothwendig, Forster zu vertheidigen. Er faßt ihn hauptsächlich von ästhetischer Seite auf; er möchte des Schriftstellers Beobachtungsgabe, seinen Geschmack in Hinsicht der Objecte sowol als der Darstellungsweise beherzigt wissen. Er weiß das Alles nicht genug zu rühmen. Den politischen Scharfblick übergeht er aber ganz behutsam. Er will sogar Forster's thätiges Auftreten in der Revolution vergessen wissen, um seine Schriften vor der Schmach zu retten. Und doch sind die Schriften Forster's mit seinem activen Verhalten so eng verknüpft: mit solcher Nothwendigkeit drängten jene auf die That hin, daß mindestens Beides miteinander stehen oder fallen muß. Forster spricht in einem seiner Briefe davon, daß sein ganzes Leben ein Beweis davon sei, daß das Bewußtsein dieses seines ganzen Lebens ihm sage, wie die Grundsätze der Freiheit mit seinen Empfindungen und seinem ganzen Denken von je her verbunden waren.

Gervinus geht deshalb allerdings weiter und macht die politische Seite Forster's ganz und gar zur Hauptsache. Auch er zollt dem Kunstsinn, dem kritischen Talent volle Gerechtigkeit; aber er verfolgt Beides sogleich tiefer im Combinations- und Organisationstalent auf socialem Gebiet. Es läßt sich nachweisen, wie gerade in Deutschland der Staatssinn — nicht die Herrschsucht — wol aber das Streben, die menschliche Kraftentwickelung in der politischen Vereinigung zur höchsten Vollendung zu bringen und sich mit Menschen der Menschenwürde zu freuen, stets mit dem Sinn für das Schöne verbunden war. Allerdings bildet die Ästhetik die Grundlage der Moral, der Freiheit, der Menschlichkeit, der staatlichen Ordnung. Und so sieht man in Forster's universellem Streben, in seiner beständigen Beziehung des Individuellen auf das Allgemeine, zugleich die gemüthliche Seite seine Charakters, die den Genuß wie die Arbeit in der Harmonie des Lebens begründen will.

Von hieraus wird es möglich sein, die „Ansichten vom Niederrhein" wieder zu einer allgemeinen Lecture zu machen, wie dieselben es zur Zeit ihres ersten Erscheinens waren. Sie sind ein Meisterstück in der Kunst, mit der Schrift nach dem Leben zu malen und selbst im anscheinend Unbedeutenden den webenden Gedanken und in der anscheinend größten Verwirrung mit weltgeschichtlicher Umsicht, fast Voraussicht die hindurchschreitende Menschheitsentwickelung zu entdecken. Hier ist die Läuterung der Wirklichkeit unter dem philosophi-

schen Gesichtspunkte vollzogen. Die Vermittelung der schönen Literatur und der praktischen ist gelungen. Man wird in der angenehmsten Unterhaltung unvermerkt für die ernstesten und schwierigsten Probleme der neuern Zeit empfänglich gemacht. Hier lernt man einsehen, in welcher engen Verbindung der wahrhaft geniale Geist sich mit der Gesammtbewegung seiner Zeit zu halten weiß. Und nur spielend, leichtsinnig, leer ist gegen diese drei auf einen kleinen Winkel von Europa zusammengedrängten, aber ernsten, bedächtigen, inhaltsschweren Bände die größere Masse der neuern, bändereichen, weltspazierenden Reiseliteratur.

Von diesen Darstellungen, wobei das Nachdenken leicht gelingt, da mit der größten Bestimmtheit vorgedacht ist, verweist Gervinus sodann auf die aus allen Schriften, besonders aber aus den spät (1829) herausgegebenen und trotz des Jahres 1830 wenig beachteten Briefen hervorleuchtende Charakterstärke des Mannes. Er spricht es dreist aus: dieser Mann bedarf keiner Apologie. Die erste Herausgeberin der Briefe schloß mit den Worten: „Wer reiner ist als er, der hebe den ersten Stein auf." Gervinus sagt: „Vielmehr müßte der erste Stein aufgehoben werden gegen Den, der sich reiner dünkte als er."

Dennoch spricht auch diese neueste Charakteristik nicht die ganze Wahrheit über Forster's politische Grundsätze aus. Gervinus meint, Forster habe, wenn er sich für die Republik erklärt, England schon als republikanisch angesehen. Das ist wenigstens ungenau. Allerdings kam Forster oft darauf zurück, daß Deutschland für die Republik noch lange nicht reif sei und er sah das größte Unglück darin, daß der Krieg gegen die französische Republik den Sturm vor der Zeit herauffführen würde. Allerdings sah er in England mehr Freiheit als im übrigen monarchischen Europa. Allein daß er sich bei der englischen Verfassung mit ihrem feudalistischen Pomp nicht beruhigte, sondern daß er die Constitution von 1792 als der Vernunft, nicht absolut, aber unter den gegebenen Verhältnissen mehr als die übrigen europäischen Verfassungen entsprechend ansah, geht aus zahlreichen Stellen der Briefe, namentlich aus einigen an Johannes Müller, aus Forster's Auftreten im Jakobinerclub zu Mainz, aus seinem Auftreten in Paris deutlich genug hervor. Warum soll das auch verschwiegen werden? War auch die Idee, welche dort durchbrechen wollte, zu groß für ein kleinlich Geschlecht, und werden noch Jahrhunderte zu ringen haben, die oft düstern, meist noch zu hastigen und ungeduldigen Ausbrüche des Genies auf einfache Katechismusweisheit zurückzuführen: warum sollen wir, die wir freilich ebenfalls für dieselben noch nicht reif sind, weniger von Jemand lernen, der diesen außerordentlichen Vorgriff der Weltgeschichte klarer begriff als die Schöpfer der Ereignisse, wenn er auch ebenso glühend wie sie für Menschenwohl und gegen Menschenunterdrückung entbrannte? Hätte Gervinus den Republikaner in schmuckloser Größe, ohne Wanken in seinen Grundsätzen bei Verfolgung und Verachtung festgehalten, so würde es deutlicher geworden sein, warum Forster unter feigen, im Leben unbehülflichen Gelehrten, unter hölzernen Staatsmännern und einer politisch unaufgeklärten Menge allein stand, warum er noch immer nur von Wenigen verstanden und gewürdigt werden wird. Wir finden unser Zeitalter vielleicht erträglich hell; es wird einst eine Zeit kommen, wo man über die dicke Finsterniß, die darin herrscht, staunen wird. Denn freilich hat Gervinus recht, es herrscht in jedem allgemeiner verbreiteten Urtheil in Deutschland mehr Nachsicht als Strenge. Leider thut sie das; denn diese Nachsicht ist, genau besehen, nichts Anderes als Schwäche, Trägheit, Furcht, die sich gegenseitig bedingen. Auf den Höhen der Poesie geht's munter zu: da herrscht denn endlich weltliche Gewissensfreiheit; aber auf dem Gebiete prosaischer Praxis ist Kaspar Hauser der Schutzpatron. Menschen, die für die letztere viel mittelmäßig Kluges zusammensuchten, was man im täglichen Leben nicht gebrauchen kann, finden ein ungeheures Publicum. Welche Verbreitung hat z. B. Knigge's Buch über den Umgang mit Menschen! Selbst da, wo es am leichtesten ist, die richtige Position zu den Menschen zu nehmen, wenn man Andere gar nicht nachahmt, wenn man sich nur die eigene Kraft wirklich zutraut und dieselbe zusammennimmt, sucht man ängstlich nach Rath und Hülfe und der Schwätzer ist willkommen. Wie kann also ein Mann ein Publicum finden, der durchaus keine Auctorität sein will, der das Nachdenken im Gegentheil von jedem Auctoritätsglauben befreien und zum souverainen Selbstdenken reizen will? Forster verlangt durchaus keine Annahme seiner Meinung auf Treu und Glauben. Jedermann soll sich selbständig auf die Schärfe der Vernunft berufen und von da aus im Gesammtverbande der gegenwärtigen sittlichen Welt das Gleichgewicht finden. Und wie Vielen darf man es zutrauen, von der Höhe der Menschheit herab den ganzen Abstand bis zu den befangensten persönlichen Geistern zu durchmessen? die Sphäre der Individualität in bewußtseinsvolle Einheit mit der Gesammtheit zu bringen? Es gibt nur wenige solcher Menschen. Forster war einer dieser wenigen; und deshalb verdiente er an der Spitze eines großen, sich neu gestaltenden Staats zu stehen, und die Menschheit hätte sich gut dabei befunden.

M. Bock.

Hermes und Bürck,
oder die historische Grundlage und Entfaltung der Erd- und Völkerkunde.

(Fortsetzung aus Nr. 95.)

Der letzte Abschnitt handelt von der gegenwärtigen Beschaffenheit der nordamerikanischen Ostküste und von den aufgefundenen Denkmälern, welche die frühere Anwesenheit der alten Normänner außer Zweifel setzen. Die schon erwähnten fünf Reisen nach Vinland liefern zunächst Stoff zur geographischen Untersuchung. Es wird die Frage beantwortet, welche jetzigen Küstenpunkte das alte Helluland, Markland, Vinland wol gewesen sein möchten. Daraus geht mit großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß Leifsbudir in der Umgegend der Seaconnet Passage, der Narragansett und der Mount Hope Bay

gesucht werden müßte. Andere sehen in Labrador oder in Neufundland den Ort des alten Weinlandes, diese Ansicht kann aber wol nicht die richtige sein und ist wahrscheinlich aus einer Verwechselung Hellulands mit Vinland entstanden. Doch gesteht der Verf. selbst, daß ungeachtet der starken Wahrscheinlichkeit für seine Meinung sich dennoch gar Manches dagegen einwenden lasse. Indeß müsse man es als eine seltene Gunst des Schicksals ansehen, daß der „Dighton Writing Rock" aufgefunden sei, welcher fast alle Zweifel zu lösen im Stande wäre. Wir kommen hier an den allerwichtigsten Punkt des Buches und wollen daher dem Verf. selbst das Wort geben:

„Im J. 1829, als die königliche Gesellschaft der nordischen Alterthumsforscher zu Kopenhagen mit der Herausgabe der «Antiquitates americanae» umging, wendete sie sich an alle gelehrte Gesellschaften der Vereinigten Staaten mit der Bitte, ihr über die natürliche Beschaffenheit der Gegenden, nach denen die Entdeckungsreisen der alten nordischen Seefahrer gerichtet sein konnten, sowie über alle andern Punkte, aus denen sich irgend ein Aufschluß über dieselben erwarten ließe, freundliche Auskunft zu geben. Die amerikanischen Vereine kamen dieser Auffoderung bereitwillig entgegen und unter den Mittheilungen, welche in Folge derselben eingingen, befand sich auch eine von der Rhode Island Historical Society zu Providence, welche ausführliche Nachricht über den sogenannten Dighton Writing Rock gab. In einer Zeichnung aus dem J. 1790, die beigefügt war, erkannten die nordischen Alterthumsforscher auf den ersten Blick die auffallende Ähnlichkeit mit mehren altnordischen Denkmälern, die an verschiedenen Orten in Schweden, Norwegen und Island erhalten sind. Dadurch angeregt, stellte der Verein von Rhode Island genauere Nachforschungen an, und diesen verdanken wir denn, nebst den umständlichen Nachrichten über die Örtlichkeit, eine mit der größten Sorgfalt ausgeführte Abbildung des Felsens, der die so lange unentziffert gebliebenen Zeichen enthält."

Der hier erwähnte merkwürdige Stein ist in Massachusetts am östlichen Ufer des Tauntonflusses auf angeschwemmtem Boden ruhend aufgefunden worden. Er besteht aus Grauwacke, ist 11½ F. lang und 5 F. hoch. Die Oberfläche neigt sich unten im Winkel von 60° zum Horizont und kommt alle 24 Stunden zwei Mal ganz unter Wasser. Von der Hauptfläche dieses Felsblocks, welche die Figur und Inschrift trägt, ist unserm Werke eine getreue Abbildung beigelegt. Am deutlichsten und wichtigsten sind die in der Mitte des Steins eingegrabenen Worte Nam Thorfins.

Hier wollen wir nun die Mittheilungen über das erste Buch schließen. Das bis dahin Gesagte wird schon zur Genüge darthun, daß wir es hier mit einer sehr interessanten literarischen Arbeit von dauerndem Werthe zu thun haben.

Das Werk von A. Bürck ist eine ebenso angenehm unterhaltende als belehrende Lecture. Es trägt so viele ehrenwerthe, liebenswürdige Eigenschaften in sich, daß es ganz dazu befähigt ist, ein allgemeiner Liebling der gebildeten Welt zu werden. Ref. wünscht ihm dazu das beste Glück. Läßt es auch die Herrschaft der ernsten Gelehrsamkeit nie in sich aufkommen, so möchte dennoch die Zahl seiner Freunde gerade unter den Gelehrten nicht klein zu nennen sein. Es führt seinen Leser mit munterm Sinne leicht, aber entschieden und sicher durch kritische Wege, über unsichere, schwierige Stellen, und hütet sich auf seinen Wanderungen ebenso sehr vor zu langem Verweilen wie vor leichtfertigem Vorüberschlüpfen. Das Nützliche gilt ihm ebenso viel wie das Schöne, die praktische klare Wirklichkeit nicht mehr wie die erhabenste Schöpfung der Poesie, es beschäftigt ebenso wenig den Verstand allein, wie es sich vor ausschließlicher Sentimentalität mit Macht zu verwahren versteht. Es ist ein Buch für denkende Männer, für gebildete Frauen, für strebende Jünglinge, überhaupt für Jeden, dem es um gründliche Bereicherung seiner allgemeinen Bildung wahrhaft ernst ist. Daher wird es ganz besonders den Ältern, Erziehern und Lehrern der Jugend zu empfehlen sein. Den geographischen und historischen Lehrstunden liefert es reichen Stoff zur Belebung und Verarbeitung des Unterrichts. Beim Lesen der alten Classiker gibt es ein treffliches Mittel zur Vorbereitung, Wiederholung und Vollendung der im Unterricht behandelten Stücke; denn gerade der vorliegende erste Band enthält Das, was auf Schulen, bei der nothwendig mehr vorherrschenden sprachlichen Zergliederung der Alten, so leicht aus dem Auge gelassen wird, die poetische, historische und geographische Basis. Übersichtliche Kürze, leichte Faßlichkeit und eine würdige, Achtung einflößende Behandlung sind daneben Eigenschaften des Buches, welche man überall zu schätzen weiß. Solche Bücher heben das Studium der Alten, sie stellen das Wissen, Können, Denken und Handeln von diesen in das schönste Licht und spornen zum Selbst- und Gernlesen der alten Dichter und Prosaiker. Vor Allem möchte dieser erste Band sich aber Die zu Freunden machen können, welchen eine frühere Gymnasialbildung zu Grunde liegt, die aber durch die gewöhnlichen Verhältnisse des praktischen Lebens der Sphäre der alten griechischen und lateinischen Schriftsteller entrückt worden sind. August Bürck's „Alte Welt" wird ihnen die schönsten Erinnerungen an die fröhlich verlebte Jugendzeit erwecken.

Gehen wir nun näher in das Innere des Buches, so möchte wol sein Titel am wenigsten mit Glück gewählt sein. Er deutet nur auf einen Theil von Dem, was das Gesammtwerk in sich schließt, und es ist wahrscheinlich, daß er besser dem noch zu erwartenden zweiten Bande als diesem ersten anpassen mag. So weit die Schrift jetzt der Beurtheilung vorliegt, gibt sie die Erd- und Völkerkunde der Alten von der Erschaffung der Welt bis auf Claudius Ptolomäus. Die Geschichte der Reisen und Entdeckungen hilft blos zur Erreichung des Hauptzwecks, sie ist nur ein wichtiger Theil der Mittel, aber nicht Zweck selbst. Das, was in chronologischer Stufenfolge die Alten über unsere Erde und ihre Bewohner wußten und dachten, und wie sie hierbei zu ihren Ansichten und Kenntnissen gekommen sind, das Alles wird hier mitgetheilt und mit unserer jetzigen Erdkunde und Erdanschauung in Vergleich gebracht. Wir haben es daher mit einer Geschichte der alten Geographie im populairen, kritischen Maßstabe zu thun und das ganze Werk wird eine fürs große Publicum bearbeitete „Histoire de la géographie" der ganzen Welt sein, wie Humboldt uns eine solche „du nouveau continent" für die Meister der Erd- und Völkerkunde geschrieben hat. Hieraus folgt nun ganz natürlich von selbst, daß es nicht sowol auf des Verf. eigene Ansichten und Forschungen ankomme als auf ein zweckmäßiges Beibringen und Verarbeiten der wichtigsten Resultate gefeierter Männer von Fach. Und was diesen Punkt betrifft, so kann man den Verf. nur loben. Er ist dabei ebenso vorsichtig als einsichtsvoll und umsichtig zu Werke gegangen. Wenn er gestattet, daß statt seiner Andere das Wort nehmen, so sind dies immer nur Männer wie Rennell, Mannert, Ukert, Heeren, Voß, Bohlen, Burnes, Droysen, Ritter, und wer hörte solche Meister nicht gern selbst. Wir wollen daher die unter diesen Umständen gelegentlich aufgegebene Selbstständigkeit des Verf. durchaus nicht tadeln.

Beim Lesen der ersten Hälfte des vorliegenden Bandes wird man vielfach an Schwab's vortreffliche „Sagen und Erzählungen des classischen Alterthums" erinnert. Hat unser Verf. nun auch einen ganz andern Gesichtskreis vor Augen bei der Benutzung der Alten, so trifft er doch in der anziehenden Auswahl und edlen Verdeutschung genau mit Gustav Schwab zusammen. Er schreibt meistens ohne Schmuck in einfachen klaren Worten, nur zuweilen, besonders da, wo er den poetischen Geist der Alten wiederzugeben hat, bewegt er sich in fein abgerundeten Perioden, nimmt seine Sprache einen erhabenen dichterischen Schwung an.

Der vorliegende Band ist aus vier Büchern zusammengesetzt. Das erste hebt mit der Mythe der Schöpfung an und

schließt mit den Reisen und Entdeckungen der Karthager. Es wird erwähnt, daß nicht allein in der Bibel von einem Paradiese die Rede sei, sondern daß auch in den Sagen aller Völker Asiens Hindeutungen darauf vorkämen und daß die Angaben der Bibel viel weniger wie die andern Überlieferungen dazu geeignet wären, den wahrscheinlichen Ort dieser Wiege der ersten Menschen zu bestimmen. „Nehmen wir", schließt der Verf. seine von Ritter geleitete Untersuchung, „das Thal von Kaschmir als den ersten Wohnsitz der Menschen an. War der Kern der Erde mit Wasser bedeckt, welches nach und nach zurückwich, so flohen die Wasser zuerst von den Hochgebirgen und Hochebenen Asiens. Das Auge der Schöpfung ruhte freundlich zuerst auf dem Thale Kaschmir." Darauf wird die allmälige Verbreitung der Menschen über die Erde, ihre Eintheilung in Stämme und Staaten, ihre Beschäftigungsweise, die Veranlassung zu Erfindung und Entdeckung, zu Handel, Gewerb und Schiffahrt zum Gegenstand der Besprechung gemacht und die Abstammung der alten Hebräer und Phönizier untersuchend berührt. Bei diesem Allen herrscht aber ganz besonders Kürze vor. Es sind dazu allerdings zwei ganze Capitel verbraucht, indeß ist doch beiden zusammengenommen nicht mehr als 19 Seiten Platz gestattet. Die Urgeschichte Griechenlands wird in drei Capiteln anfangs allgemein behandelt, löst sich aber zuletzt in der besondern Erzählung des Argonautenzugs auf. Nun werden in den drei folgenden Capiteln die Fahrten und Schicksale Odysseus' mitgetheilt, auch wird Homer's Erdanschauung bei dieser Gelegenheit einer besondern Betrachtung unterworfen. Der Verf. erzählt hier gut, bleibt aber nicht immer der alten Homerischen Dichtung getreu und zeigt vielleicht ein zu starkes Streben nach gedrängter Kürze. Es werden hier oft wichtige Punkte der Homerischen Volkskunde geradezu mit Stillschweigen übergangen. Um diesen Ausspruch zu rechtfertigen, so mag aus dem sechsten Capitel Das hier mitgetheilt werden, was Odysseus nach seinem letzten Schiffbruche auf der Insel Scheria erlebte:

„Ermattet, wie er war, von der unsaglichen Anstrengung, geht er in den Wald und verbirgt sich unter dem hohen Lager herabgefallener Blätter. Lange mochte er geschlafen haben, als er mit Einemmale durch Lachen und Rufen fröhlicher Mädchenstimmen geweckt wird. Es war Nausikaa, des Königs Tochter, mit ihren Gefährtinnen, die mit einem Wagen voll Kleider an den Strom zur Wäsche gekommen waren, und nun, während die Gewänder an der Sonne trockneten, sich mit Ballspiel ergötzten. Der Ball war ins Dickicht geflogen, die Mädchen schrien auf und darob erwachte Odysseus. Von fern hinter Büschen versteckt, rief er Nausikaa an und klagte ihr seine Noth, wie er von Allem entblößt vom Sturme ans Land geworfen worden sei und bat sie um ein Gewand. Sie warf es ihm freundlich zu, und nachdem er sich im Strome gebadet und gesalbt, erschien er frisch und kräftig zur Bewunderung der Jungfrauen wieder vor ihnen. Er ging mit den Mädchen bis vor die Stadt, da aber trennten sich diese von ihm, nachdem ihm Nausikaa den Weg zu ihres Vaters Palast beschrieben hatte; um das böse Geschwätz der Bewohner zu meiden, daß des Alkinoos' Tochter mit einem Fremdling umhergehe. Da stand er nun vor der Stadt, die von einer hohen Mauer umschlossen war und erblickte die Häfen, wo am Lande eine Menge von Schiffen auf ihren Gestellen lagen."

Man sieht, dies soll der Inhalt des ganzen sechsten Gesanges sein von Homer's „Odyssee". Wie sind aber hier die 300 Verse in Nichts zusammengeschmolzen! Wer Homer's ausgezeichnete Schönheit gerade an diesem Orte seiner göttlichen Dichtung kennt, wird es mit Recht beklagen, so von der Hand geschlagen abgespeist zu werden, und wer Homer nicht kennt, möchte aus dem Gegebenen schwerlich eine Ahnung von der Wahrheit der hohen Begeisterung bekommen können, womit Eingeweihte so oft für ihren Homer zu schwärmen im Stande sind. Doch wollen wir nicht zu voreilig den Stab über unsern Verf. brechen. Er hat insoweit recht, zu eilen, als es ihm in seinem Werke viel weniger um die Darstellung der Schönheiten der „Odyssee" zu thun ist, als um das geographisch und ethnographisch wahrscheinlich Wahre dieses Gedichtes, deß Sagen und Dichtungen nur einleitend zum Felde seiner Forschungen gehören. Um indeß seine allzu flüchtige Eile in etwas wieder gut zu machen, so gibt der Verf. auf S. 59 u. 60, wo die Pracht der Wohnung Alkinoos' zu beschreiben ist, 49 Verse sehr guter, streng metrischer Übersetzung. Die beiden letzten Capitel dieses Buches beziehen sich auf die Colonien der Griechen, Schiffahrt, Handel und Colonien der Phönizier und auf die Entdeckungen der Karthager.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Ein neuer englischer Romanschriftsteller.

Nachdem ein Herr Gray mehre Kleinigkeiten geschrieben, empfahl ihn vor ungefähr Jahresfrist ein Roman: „The young prima Donna", namentlich durch die gesunde, darin zum Zielpunkt genommene Moral, der Beachtung eines nicht blos lesegierigen Publicums. Dieselbe Bahn hat er in einem andern, unlängst erschienenen Roman: „The gambler's wife" (3 Bde., London 1845) verfolgt. Es ist die aus dem Leben gegriffene schmerzens- und ereignißreiche Geschichte eines jungen, schönen, aber etwas zu starkwilligen Mädchens, das bessern Rath verschmähend und fortgerissen von irrender Leidenschaft einen braven, sie aufrichtig liebenden, ihr bereits verlobten Mann verläßt, um einem abgeglätteten Menschen sich in die Arme zu werfen, den das Spiel von Tag zu Tag in ein engeres Netz zieht. Maud Sutherland, die stolze, lebensfrische Schöne, ist ein trefflich gezeichneter Charakter. Sie siegt in manchem schweren Kampf mit ihrem Herzen, als sie sich von den Liebesworten des in Edelmuth auftretenden Harry Percy umstrickt sieht, bis sie in einer schwachen Stunde die gelobte Treue bricht und mit Percy nach Schottland flieht, wo sie nach dortigem Gebrauch getraut werden. Ihre Flucht zerreißt das Leben ihrer Mutter. Als sie bei der Rückkunft, Verzeihung zu erflehen, sich der Theuern zu Füßen stürzen will, kommt sie an das Lager der Sterbenden und wird vom Vater ihre Mörderin genannt. Weil einfach wahr, ist die Scene doppelt erschütternd. Mit fester Liebe dem unwürdigen Gegenstande ihrer Wahl anhängend, begleitet sie ihn nach Deutschland, wo ihre Hoffnung, ihn der Spielsucht zu entwöhnen, in Ems und Baden eine fürchterliche Täuschung erfährt. Das beugt ihr stolzes Gemüth, sie fühlt, wie sehr sie geirrt und wird ein stilles, sanftes, duldsames Weib. Ihr einziges Kind ist ihre einzige Freude. Der Tod nimmt es ihr. Gleichzeitig entdeckt sie, daß ihr Gatte einer Andern gehört. Sie trennt sich von ihm, den Tod in der Brust, kehrt nach England zurück und stirbt mit der Verzeihung ihres Vaters. Die Nachricht ihres Ablebens weckt in Percy die lang geschlummerte Reue und im Dienste für seine Nebenmenschen sucht er auszugleichen, was er an seiner Gattin verbrochen. Der Stil des Verf. ist voll Kraft und Grazie, und obwol Liebe das Hauptthema des Romans bildet, fehlt doch jene Milch- und Wasser-Sentimentalität, von welcher nicht die englischen Romane allein nur zu oft überfließen. 16.

Ein neues Epos über Napoleon.

Dem corsischen Helden ist in England wieder in einem W. R. Harris ein Sänger erstanden. Sein Epos nennt sich „Napoleon: an epic poem in twelve cantos". Je größer die Gehaltlosigkeit dieses Gedichts, desto größer die Einbildung des Dichters, welcher im Vorwort behauptet, in England habe seit Milton, in Deutschland seit Klopstock Niemand gewagt, Hand an die Schöpfung eines großen epischen Gedichts zu legen. Der Dichter nennt seine Aufgabe „himmlisch", läßt es sich dabei aber angelegen sein, seinen Helden auf alle Weise zu verunglimpfen. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 97. — 7. April 1845.

Die Universität Königsberg und ihre Jubelfeier.

Wol war von manchen Seiten die Befürchtung laut geworden, daß die königsberger Säcularfeier nur ein leeres Schaugepränge werden würde. Ernste Verstimmungen waren seit einigen Jahren eingetreten; noch wenige Wochen vor dem Beginn der Feier war man ungewiß, ob die Harmonie sich so weit herstellen würde, daß ein der hohen Bedeutung des Gegenstandes entsprechendes Zusammenwirken aller Betheiligten stattfinden könnte. Möglich, dachten Viele, daß mistrauische Beschränkungen den freien Aufschwung des Festes hemmen, die rechte Freude verkümmern und das Ganze auf lateinische Reden, Zweckessen und kirchliche Ceremonien reduciren werden. Das wäre freilich eine traurige Erscheinung gewesen, und nicht grundlos waren die betrübenden Vermuthungen, daß es so kommen könnte. In zwei Schreiben hatte sich der akademische Senat an den königlichen Rector gewandt und Vorschläge zur würdigen Feier des Jubiläums gemacht. Die erste dieser Eingaben war vom Nov. 1843, die zweite vom März 1844, und bis Anfang Mai war keine Antwort erfolgt. Dies Zögern schien die gehegten Besorgnisse zu bestätigen. Endlich traf ein Schreiben vom Minister Eichhorn ein, nach welchem es zweifelhaft war, ob der König der Jubelfeier beiwohnen würde, indem derselbe die persönliche Theilnahme von Umständen abhängig gemacht hätte. Der Minister sprach jedoch die Hoffnung aus, es würden sich die Umstände so gestalten, daß der König persönlich an der Feier Theil nehmen könnte. Außerdem enthielt das Schreiben noch einige Andeutungen über die Art und Weise, wie der Minister die Jubelfeier aufgefaßt und ausgeführt zu sehen wünschte. Die Vorschläge des Senats in Bezug auf die zu veranstaltenden Festlichkeiten selbst waren unberücksichtigt geblieben. In Folge dieses Ministerialschreibens fanden sich der Prorector und die Professoren veranlaßt, unterm 18. Mai sich mit nachstehender Immediateingabe nochmals an den König zu wenden:

Ew. königl. Majestät haben auf unsere allerunterthänigsten Immediateingaben vom 11. Nov. v. J. und 7. März d. J. wegen der bevorstehenden Jubelfeier unserer Universität durch Allerhöchstihren Minister der geistlichen Angelegenheiten unterm 3. d. M. uns eröffnen zu lassen geruht, daß Ew. Majestät es noch von den Umständen abhängen lassen wollen, ob Allerhöchstdieselben persönlich mit Ihrer Gegenwart jenes Fest beglücken werden. Indem uns so zu unserer Aller Betrübniß die Möglichkeit in Aussicht gestellt ist, die Jubelfeier unserer Albertina vielleicht ohne unsern erhabenen Rector begehen zu müssen und wir zugleich der Ehre eines allerhöchsten Bescheides Ew. königl. Majestät verlustig gegangen sind, so haben wir hieraus die traurige Überzeugung uns abnehmen zu müssen geglaubt, daß die Universität, die wir zu vertreten die Ehre haben, sich gegenwärtig nicht der vollen Gnade Ew. Majestät erfreue, daß vielleicht, worin auch immer die Veranlassung dazu liegen möge, durch irgend etwas Störendes und Trübendes das Herz unsers Königs uns entfremdet sein müsse. Es ist Keiner unter uns, der das Drückende einer solchen auf uns lastenden königl. Ungnade nicht tief empfände und mit tiefer Betrübniß es vor Augen sähe, daß, so lange ein solches unglückseliges Misverhältniß zwischen dem königlichen Rector der Albertina und der Allerhöchstdemselben treuergebenen Universität fortbesteht, für das Gedeihen derselben kein rechtes Heil und vollends für die bevorstehende Jubelfeier keine reine und volle Festfreude zu erwarten ist.

Inzwischen wagen wir doch in guter wohlbegründeter Zuversicht zu der königlichen Gnade unsers erhabenen Rectors uns fürs erste getrost der Hoffnung hinzugeben, daß, wie gerechten Grund immer Ew. Majestät zu haben glauben, Höchstihrer Universität zu zürnen, Ew. Majestät doch in königlicher Gnade dies nicht die Anstalt selbst, die unter Höchstihrem Schutze steht, werden entgelten lassen oder alle die Vielen, welche sonst bei der bevorstehenden Jubelfeier sich gern mit vollem Herzen betheiligen möchten.

Zugleich sind wir aufs tiefste von der Überzeugung durchdrungen, daß, wenn es Ew. königlichen Majestät gefallen wollte, die bevorstehende Jubelfeier recht inmitten Ihrer getreuen Universität zu begehen, dabei allerhöchstihre Willensmeinungen und den Grund Ihres Zürnens uns Allergnädigst zu erkennen zu geben, und uns selbst wiederum ein offenes huldvolles Gehör zu schenken, gerade durch diese persönliche Gegenwart Ew. Majestät, und vielleicht nur durch diese, sicher und vollständig Alles ausgetilgt werden würde, was zu unserm fortwährenden Schmerz Ew. königl. Majestät Huld und Gnade uns entfremdet hat. Dann würde auch das bevorstehende Fest dadurch seine rechte Weihe und eine noch tiefere Bedeutung bekommen, Allen, die dabei betheiligt sind, eine wahre und volle Festfreude, die sonst unmöglich wäre, erst möglich werden und die segensreiche Einwirkung davon unserer ganzen Provinz zu gute kommen.

Noch einmal bitten wir daher Ew. Majestät auf das unterthänigste und innigste um die Zusicherung Allerhöchstihrer persönlichen Theilnahme an unserm Jubelfeste.

Hierauf erfolgte vom Könige ein Antwortschreiben, in welchem zuvörderst das allerhöchste Wohlgefallen über

die in obiger Vorstellung ausgesprochenen Gesinnungen zu erkennen gegeben und die persönliche Theilnahme des Königs an dem Feste zugesagt wurde, insofern nicht unvermeidliche Behinderungen dazwischenträten. Folgende Stelle in dem königlichen Schreiben ist besonders bemerkenswerth:

Alle wahrhaft freie Wissenschaft anerkennt und ehrt ihre Freiheit in der Heilighaltung und somit auch in entschlossener Vertheidigung der göttlichen und der darauf gegründeten menschlichen Ordnungen gegen zuchtlose Phantasie, die, die schönen Namen der Freiheit und Wissenschaft misbrauchend, sich von jeder Anerkennungsehrfurcht lossagen möchte. Ob die Professoren der Universität zu Königsberg als leitende Körperschaft ihre Berufung zu solcher ehrwürdigen Vertretung in der letztverflossenen Zeit überall klar erkannt und mit Kraft erfüllt haben, mögen dieselben sich selbst beantworten. Ich will heute des Vergangenen nicht gedenken, sondern mich mit Vertrauen an die Aussicht halten, zu welcher die Eingabe vom 18. d. M. mich für die Zukunft berechtigt.

Ehe diese erfreuliche Entscheidung noch ergangen war und als die Vermuthung noch stattfand, daß die Feier sich in sehr engen Kreisen bewegen würde, war eine große Anzahl ehemaliger Commilitonen zusammengetreten, um das Jubiläum — sollten auch die ungünstigen Constellationen fortwähren — so froh als möglich zu begehen. Diese Vereinigung und ein von ihr gewähltes Comité blieb auch dann bestehen, als die Universität nach Eingang der königlichen Zusage eine Commission zur Anordnung der Festlichkeiten ernannte, und so war denn von zwei Seiten, sowie noch von einer dritten durch einen Studentenverein, für den weitern Fortgang der Angelegenheit gesorgt. Gerade den anfangs drohenden Hindernissen mag es zuzuschreiben sein, daß die Sache nun mit erhöhter Lebendigkeit ins Werk gesetzt wurde und im Ganzen jene Entwickelung gewann, welche man ursprünglich nicht erwartet hatte. Wie großartig die Feier sich gestaltet, wie reich sie an überraschenden und glänzenden Erscheinungen gewesen, haben seiner Zeit die öffentlichen Blätter gemeldet und es kann nicht unsere Aufgabe sein, deren Inhalt hier zu recapituliren. Doch wird sich bei Erwähnung mehrer auf das Fest bezüglichen Schriften Gelegenheit darbieten, an manches Interessante zu erinnern und Einzelnes hervorzuheben, was auf eine mehr als augenblickliche Beachtung Anspruch hat. Wir kommen zuerst auf zwei geschichtliche Arbeiten über die Albertusuniversität.

1. Die Gründung der Universität Königsberg und deren Säcularfeier 1644 und 1744. Zur Würdigung und zum Verständniß der bevorstehenden dritten Jubelfeier für Jedermann von Eduard Gervais. Danzig, Gerhard. 1844. Gr. 8. 7½ Ngr.

2. Die Albertus-Universität zu Königsberg. Eine Denkschrift zur Jubelfeier ihrer dreihundertjährigen Dauer in den Tagen vom 27. bis 31. August. Königsberg, Voigt. 1844. Gr. 8. 10 Ngr.

Beide Monographien empfehlen sich durch klare Zusammenstellung der Facta, triftige Bemerkungen über dieselben und gefällige Form des Vortrags. Beide behandeln am ausführlichsten die ersten Zeiten der Universität; über die neuern und neuesten Schicksale derselben sind nur wenige Notizen gegeben. Dies hat Gervais auf dem Titel seines Buchs auch nicht versprochen; dagegen wäre von der zweiten Schrift „Die Albertus-Universität" ein näheres Eingehen auf die Ereignisse des zuletzt verflossenen Jahrhunderts zu verlangen gewesen. Indeß hat der Verf. vielleicht geglaubt, die Grenzen einer Gelegenheitsschrift zu sehr zu überschreiten, wenn er der neuern Zeit denselben Umfang widmete wie der ältern. Jedenfalls wäre es dankenswerth, wenn ein geeigneter Schriftsteller diese Lücke nachträglich ausfüllen möchte. An Hülfsmitteln und Quellen fehlt es hierzu nicht und die Universitätsarchive würden hoffentlich für einen solchen Zweck nicht mit dem siebenfachen Siegel der Amtsverschwiegenheit verklebt sein.

Drei Jahre vor der Stiftung der königsberger Universität erfolgte die Gründung einer gelehrten Schule, „Particular" genannt, deren Einrichtung auf dem Landtage von 1540 so beschlossen wurde, daß daraus weiterhin eine Universität hervorgehen konnte. Für das Amt eines Rectors den rechten Mann zu finden, gab sich Herzog Albrecht die größte Mühe und wandte sich deshalb an Philipp Melanchthon, den er nächst Luther am höchsten schätzte, den er öfter noch als den vielbeschäftigten Reformator in politischen, religiösen und allen wichtigen Angelegenheiten befragte. Er war es, der dem Herzoge rieth, sobald als möglich eine vollständige Universität in Königsberg einzurichten, da nur eine solche dem Bedürfnisse des Landes genügend entsprechen könne. Und Albrecht war nicht säumig ihm zu folgen. Am 20. Juli 1544 wurde die Fundationsurkunde der neuen Hochschule publicirt und im In- und Auslande, vornehmlich in den protestantischen Ländern und Städten unter Ankündigung der freiesten Privilegien für die studirende Jugend proclamirt. Der erste Rector war Georg Sabinus, oder wie er eigentlich hieß, Schüler, der Schwiegersohn Melanchthon's. Außer Sabinus wurden noch zehn Professoren bei Gründung der neuen Universität angestellt.

Seltsam war es, daß der protestantische Albrecht sich die größte Mühe gab, die Bestätigung seiner Universität von dem Papste zu erhalten. Die schmeichelhaftesten Briefe wurden deshalb an den Cardinal Bembo geschrieben, aber ohne Erfolg. Endlich im J. 1560 erhielt man die gewünschte höhere Sanction von dem Könige Sigismund August von Polen. Der Universität wurden dadurch gleiche Rechte mit allen königlichen und kaiserlichen Universitäten zuerkannt, besonders das Recht der Promotionen in den vier Facultäten, dessen sie sich in den ersten 16 Jahren ihres Bestehens bis zum Eintreffen der Bestätigung gewissenhaft enthalten hatte.

Nicht lange nach der Gründung der Universität brachen die ärgerlichsten Händel aus; theologische Verfolgungssucht befleckte die neue Bildungsstätte. Dr. Gnapheus, der kaum der päpstlichen Inquisition aus Holland entflohen war, sah sich von seinen königsberger Collegen (1547) förmlich in den Kirchenbann gethan. Der akademische Senat publicirte ein Programm, worin bei

Strafe der Relegation allen Mitgliedern der Universität der Umgang mit Gnapheus untersagt wurde. Der Gebannte verließ Königsberg und ging nach Ostfriesland. Er, der so viele Verfolgungen erduldet hatte, nannte die Königsberger Inquisition härter als die, welche er in Delft und Löwen von den Päpstlern ausgehalten hatte.

Noch abscheulicher war der Osiander-Streit. Hier stieg der Scandal so hoch, daß beide Theile sich von der Kanzel herab nicht nur verketzerten, sondern auch zu den Waffen gegeneinander aufriefen. Ein gleichzeitiger Schriftsteller (Math. Vogel) sagt davon:

> Alle Liebe war aufgehoben, alle gute Nachbarschaft getrennt, bürgerliche Ruhe, Zucht und Beiwohnung dermaßen zerrüttet, daß man nicht allein ungegrüßt voreinander vorbeigegangen, sondern auch übereinander ausgespien und nachgeschrien, und Keinem, der in Osiander's Predigten gegangen, etwas abkaufen oder verkaufen wollen.

Den edelsinnigen aber energielosen Albrecht bekümmerten diese Streitigkeiten aufs tiefste; seine Bemühungen zur Beilegung derselben waren redlich gemeint, aber manche falsche Maßregeln wurden hierzu von ihm ergriffen und brachten der Universität großen Schaden. Theologisches Gezänk hat nur allzu häufig Fürsten und Völker in großes Unheil gebracht.

Was am meisten dafür spricht, daß Albrecht zur Gründung der Universität nicht durch prunksüchtige Eitelkeit getrieben wurde, sondern durch das aufrichtige Bestreben, die Bildung des Volks zu heben, zeigt schon die Fundationsurkunde des Particulars. Kein Stand sollte der Wohlthaten dieser Lehranstalt entbehren. Sehr richtig erkannte Albrecht, daß wahre Cultur nur aus dem Volke hervorgehen, nicht wie ein fremdes Reis ihm aufgepfropft werden dürfe. Darum sorgte er für Universitätslehrer, die des Polnischen, Lithauischen und Altpreußischen kundig waren; darum befahl er, daß man Studirende, die jener Sprachen mächtig und jenen Volksstämmen angehörig waren, vornehmlich unterstützen und zu tüchtigen Geistlichen, Lehrern und Beamten ihrer Landsleute ausbilden solle. Ein großes Hinderniß aber stand seinen löblichen Absichten entgegen. Es herrschte bei den Überresten der altpreußischen Bevölkerung Leibeigenschaft. Leiblich und geistig war der Volksstamm, der vor dem Orden das Land allein bewohnt hatte, verkümmert, sodaß Roheit und Stumpfsinn als seine hervorstechendsten Eigenschaften bemerkbar wurden. Allen seinen Thaten setzte Albrecht daher die Krone auf, als er in seinem Testamente verordnete:

> Wir wollen zu Erzeugung unserer Gnaden und Liebe, so wir zu diesem Lande tragen, hiemit aus fürstlicher Macht alle Preußen, die in unserm Herzogthume unter uns, denen von der Herrschaft, Adel oder Städten wohnen, des leiblichen knechtischen Eigenthums gefreiet und benommen haben, doch mit dem Unterschied, daß Diejenigen, so sich zum Studiren begeben und dem Folge thun, daß sie hernach bei der Kirche, Schule oder anderm weltlichen Regimente zu gebrauchen, Beides an ihren Personen und Gütern, die Andern aber, so sich des Studirens nützlich nicht befleißigen, allein für ihre Person und nicht mit den Gütern hinfort sollen frei sein und bleiben; begeben, begnaden und befreien sie demnach, daß sie hinfort freier Geburt seien, sich solcher nicht weniger als andere Köllmer getrösten, freuen und gebrauchen sollen, zuversichtlich, es werden nunmehr die Preußen ihre Kindlein zur Schule thun, damit sie in der Folgezeit in Kirchen- und andern Diensten gleich andern unserer Unterthanen nützlich zu gebrauchen.

So war denn ein neuer Herd für die Wissenschaften gegründet; freilich brannte er lange Zeit nur trübe und gab mehr Rauch als Licht. Nachdem ein Jahrhundert verflossen war, zeigte sich Alles in tiefem Verfall. Die Drangsale des Kriegs waren natürlich dem Wachsthum geistiger Bildungsstätten nicht förderlich. Unter den Studenten herrschte Roheit und Zügellosigkeit. Der sogenannte Pennalismus, der die neu Ankommenden das ganze erste Jahr hindurch der Raubsucht, dem frechsten Muthwillen und der empörendsten Behandlung der Landsmannschaft, der sie sich anschließen mußten, aussetzte, stand auf einer Höhe, daß kein Verbot und keine Züchtigung von Seiten des akademischen Senats dem Unwesen Einhalt zu thun vermochte. Nicht besser stand es um die Universitätslehrer. Die Theologen, nicht gewarnt durch den furchtbaren Religionskrieg, der in Deutschland wüthete und in ganz Europa den Frieden verscheuchte, stritten von Katheder und Kanzel mit Erbitterung widereinander und bewirkten statt Befestigung im Glauben Abfall vom Lutherthum, indem mehre Gelehrte und Geistliche zur katholischen Kirche übertraten. Unter solchen Umständen vollendete die Albertina ihr erstes Jahrhundert; bei den inhaltsleeren, wochenlangen Festlichkeiten dieses ersten Jubiläums wollen wir uns nicht aufhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Hermes und Bürck,

oder die historische Grundlage und Entfaltung der Erd- und Völkerkunde.

(Beschluß aus Nr. 96.)

Im zweiten Buche dringt schon viel mehr wie im ersten das historisch-geographische und ethnographische Interesse durch. Es besteht dasselbe aus zehn Capiteln, wovon die neun ersten dem ehrwürdigen Vater der Weltkunde, Herodot, gewidmet sind. Hier ist der Verf. schon viel besser in seinem Elemente. Er gibt die anziehendsten Mittheilungen aus der Länder- und Völkerkunde dieses wichtigen Zeitabschnitts. Das letzte Capitel bespricht die Erdanschauung Ktesias', Xenophon's, Skylax', Pytheas', Aristoteles'.

Das dritte Buch möchte wol das schönste vom ganzen ersten Bande sein. Es bezieht sich ausschließlich auf die gewaltigen Züge Alexander's in Asien. Hierauf hat der Verf. den größten Fleiß verwandt und mit der gewandtesten Feder daran gearbeitet. Das berühmte Werk Droysen's über Alexander ist ihm Vorbild und Wegweiser gewesen und an Ritter's Erdkunde von Asien hat er seinen Scharfblick gestählt und daraus einen großen Schatz der scharfsinnigsten Kritik entnommen. Es schließt dieses Buch 176 Seiten in sich und nimmt so den dritten Theil des ersten Bandes in Anspruch. Schwer fällt es hier, aus den 15 Capiteln Einzelnes herauszuheben und zur Betrachtung zu ziehen. Doch so wie bei den Alten die Kämpfe Alexander's in Indien die bewundertsten, die gepriesensten, so möchte, wenn einmal gewählt und beurtheilt werden soll, auch in unserm Werke der Beifall da am stärksten zum Vorschein kommen, wo der indische Kaukasus überstiegen,

die Schlacht am Hydaspes erkämpft und der gewaltige König Porus besiegt wird. Diese schönsten Stellen sind aber auch so eng mit dem Ganzen verwoben und so umfangsreich, daß an Mittheilen davon nicht zu denken ist. Um indeß doch Gelegenheit zur Beurtheilung der trefflichen Darstellungsweise unsers Verf. zu geben, so theilen wir hier eine ziemlich in sich abgeschlossene kleine Episode aus dem fünften Capitel mit, die Einnahme der sogdianischen Felsenburg. Die wilden Flammen des Aufruhrs in den früher eroberten Provinzen Arien, Baktrien, Sogdiana und in andern Ländern der südlichen Tatarei waren mit dem Tode des Hauptanstifters, Spitamenes, bis auf zwei Bergvesten, Sogdiana und Parätakene, gedämpft. Diese wollten sich nicht ergeben, sie trotzten auf ihre Unüberwindlichkeit. Und nun wollen wir den Verf. erzählen lassen:

„Nach Spitamenes' Tode leistete der Feind Alexander nur schwachen Widerstand im offenen Felde; in den Provinzen Sogdiana und Parätakene trotzten ihm noch immer zwei wichtige und seit langer Zeit für unüberwindlich gehaltene Festungen. In die erstere hatte Oxyartes, der Baktrier, das Haupt der Empörung, sein Weib und seine Kinder geflüchtet. Der Felsen war steil, schroff, beinahe unzugänglich und für eine lange Belagerung mit Lebensmitteln versehen. Der tiefe Schnee, der ihn umlagerte, erschwerte den Angriff und versorgte die Besatzung mit Wasser. Alexander foderte die Barbaren zur Übergabe auf; die Antwort, die er erhielt, war die spöttische Frage: Ob er sich etwa mit geflügelten Soldaten versehen hätte? Alexander war entschlossen, um jeden Preis den Felsen zu erobern. Eine Kriegslist mußte das Unmögliche möglich machen. Er ließ in seinem Lager durch Heroldsruf verkünden: Die Felsenstirn, die über der Burg emporrage, müsse erstiegen werden, zwölf Preise bis zu zwölf Talenten seien Denen bestimmt, die die Ersten oben wären; für Alle, welche an dem kühnen Wagnisse Theil nähmen, werde es ruhmvoll sein. Dreihundert Makedonier, die das Felsenklettern verstanden, begierig, unter den Augen des Königs sich auszuzeichnen, traten hervor und empfingen die nähern Befehle; dann versah sich Jeder mit einigen Eisenpflöcken, wie sie bei den Zelten gebraucht werden und mit Stricken; sie nahmen Mundvorrath auf zwei Tage und von den Waffen das Schwert und die Lanze mit. Um Mitternacht nahten sie sich der Stelle des Felsens, die am steilsten und deshalb unbewacht war. Anfangs stiegen sie mühsam; bald begannen die jach abgestürzten Felswände, glatte Eislagen, lose Schneedecken, mit jedem Schritte wuchs die Mühe und die Gefahr. Dreißig dieser Kühnen stürzten in den Abgrund, endlich mit Tagesanbruch hatten die Andern den Gipfel erreicht und ihre Fähnchen flatterten hell im Frühwinde. Sobald Alexander, der voll ängstlicher Erwartung über das Schicksal seiner Getreuen unten am Fuße des Berges stand, das verabredete Zeichen sah, ließ er die Heertrompete blasen und die jubelnden Truppen ausrücken; sandte dann von neuem einen Herold, der den feindlichen Vorposten zurief: Sie möchten sich ergeben, die geflügelten Menschen hätten sich gefunden, sie seien über ihren Häuptern, längerer Widerstand sei unmöglich. Die Barbaren, bestürzt und überzeugt, daß die Makedonier einen Weg auf den Felsen entdeckt hätten, zögerten nicht länger, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und Alexander zog klingenden Spiels in die sogdianische Festung ein. Reiche Beute fiel dort in seine Hand; unter dieser viele Frauen und Töchter sogdianischer und baktrischer Häuptlinge, auch des Oxyartes Gemahlin und seine Tochter Roxane, die Perle des Morgenlandes. Es staunte Alexander bei ihrem Anblick, das gefangene Mädchen besiegte des Siegers stolzen Sinn; sie erkor er, mit ihm den Thron des Morgenlandes zu theilen, die Vermählung mit ihr sollte den Frieden im transoxianischen Lande besiegeln. Auf die Kunde hiervon eilte Roxane's Vater zu Alexander; um seines Kindes willen ward ihm verziehen. Der greise Artabazus, der die baktrische Satrapie niederzulegen gewünscht hatte, erhielt die Felsenburg und das theure Kleinod in ihr zu hüten, bis der Tag des Friedens gekommen sei."

Das vierte Buch besteht aus neun Capiteln. Die beiden ersten sind noch den nächsten Folgen, den überlebenden Kampf- und Zeitgenossen Alexander's und den geographischen Gelehrten zu Alexandria gewidmet. Die fünf folgenden, sich auf das allmälige Wachsthum Roms, auf die Entdeckungen, Eroberungen und Wanderungen der Römer und Germanen beziehend, geben wieder den Glanzpunkt des ganzen vierten Buches ab. Außerordentlich schön und treffend sind die Sitten und Gebräuche, die Kämpfe und Spiele der alten Germanen geschildert. Der Verf. legt hierbei den Tacitus zu Grunde, wie wol nicht gut anders zu erwarten stand, aber in einer Weise, die ganz und gar vergessen läßt, daß man auf den Wegen der Übersetzung wandelt. Er sagt auch mit Wenigem viel, wie das die meisten Übertrager dem Tacitus nachgeahmt haben, aber er sagt es mit Geschmack und wahrhaft deutsch, nicht, wie so Manche, voller Ecken und Unbeholfenheiten, ohne einen getreuen deutschen Kern. Die beiden letzten Capitel bringen außer der Erdanschauung Strabo's, Plinius' und Ptolomäus' noch mehre andere sehr interessante Gegenstände zur Sprache.

In der Rechtschreibung möchte der Verf. wol etwas zu unbedingt der neuesten Mode zugethan sein. Es will dem Auge gar nicht recht gefallen, wenn es auf Wörter wie „sfärisch, fysikalisch, Filosofie" stößt. Übrigens scheint dem Herrn Verf. diese moderne Schreibweise doch auch noch nicht so recht geläufig geworden zu sein, denn zuweilen entschlüpfen ihm noch „Nymphen" und „Phäaken", wenn er eben „Nymfen" und „Fäaken" in das Reich seiner strengen Consequenz gebracht zu haben vermeint; er hat auf S. 478, wo er die Chatten auftreten läßt, ganz vergessen, daß er auf S. 476 noch mit Katten zu thun gehabt und auf S. 483 laufen ihm wieder Catten aus der Feder.

Zeitbestimmungen sind des Verf. Lieblingssache sicherlich nicht. Er läßt sie sehr spärlich auftreten. Die chronologische Übersichtlichkeit ist daher nicht die Glanzseite dieses ersten Bandes. Vielleicht verwendet der Verf. im zweiten Bande mehr Sorgfalt darauf. 52.

Literarische Notiz.

Zur römischen Literaturgeschichte.

In diesen Blättern ist ein französischer Gelehrter Namens Egger bereits mit gebührender Anerkennung genannt worden. So haben wir z. B. die für die Bildungsgeschichte der lateinischen Sprache bedeutenden „Latini sermonis vetustioris reliquiae selectae" und die interessanten Vorlesungen dieses Gelehrten an der Sorbonne erst neuerdings erwähnt. Wir erhalten jetzt einen wichtigen Beitrag für die römische literarische und politische Geschichte in seinem „Examen critique des historiens anciens de la vie et du régne d'Auguste". Schon im J. 1839 wurde eine ähnliche Arbeit Egger's von der Akademie gekrönt; aber statt dieselbe, wie gewünscht wurde, gleich dem Druck zu übergeben, unterwarf sie der Verf. einer neuen Revision und strengen Prüfung. So erhalten wir nun ein Werk, das reich ist an den wichtigsten Resultaten. Wir finden in diesem Werke, das einen starken Band von 500 Seiten bildet, außer dem Hauptthema, welches auf eine höchst befriedigende Weise behandelt wird, noch folgende Excurse: 1) über die Reden, welche von griechischen und lateinischen Historikern ihrer Darstellung einverwoben sind; 2) über die Geschichte der Municipalinstitutionen bei den Römern, und 3) über das politische Testament des Augustus. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 98. —— 8. April 1845.

Die Universität Königsberg und ihre Jubelfeier.

(Beschluß aus Nr. 97.)

In die Regierungszeit Friedrich's des Großen fällt die zweite Jubelfeier der Universität Königsberg. Ihr Zustand war 1744 ein blühender. Sie zählte 44 Professoren und die Zahl der Studirenden, wenn auch nicht mehr wie 1704 über tausend, war noch immer bedeutend. Sowol im Lande als auswärts wurde die Bedeutsamkeit dieser Säcularfeier erkannt und die Wirksamkeit der königsberger Hochschule geehrt. Und doch hatte sie während ihres Bestehens von zwei Jahrhunderten noch nicht in irgend einer Wissenschaft Ausgezeichnetes geleistet oder durch ihre Totalwirksamkeit auf intellectuelles, politisches oder sociales Leben der Nation, Deutschlands, Europas, der Welt einen Einfluß geübt, wie z. B. Bologna, Paris, die holländischen Universitäten, und in Deutschland Prag zur Zeit Huß', Wittenberg in der Reformationsperiode, Halle im 17. Jahrhundert durch Männer wie Thomasius, Wolf u. A. Nicht wie diese drei Hochschulen hatte die Albertina von ihrer Gründung an einen Aufschwung gewonnen. Daß auch von ihr eine geistige Bewegung von nachhaltigen Folgen, ja eine förmliche Geistesrevolution seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts ihren Anfang nehmen konnte, dazu wirkte hier wie in ganz Deutschland Friedrich's II. belebende Kraft vornehmlich mit. Seit er die politische Selbständigkeit der Nation erkämpft und dadurch den Nationalstolz geweckt hatte, stand es den Gelehrten zu, die Freiheit des Geistes auf solider Basis zu erheben. Dem wehrte Niemand weniger als der große König. Seinem wahrhaft königlichen Sinn war durchaus fern die kleinliche Furcht vor neuen Ideen und Schöpfungen, die den Gewohnheitsglauben umstießen, das bisherige System verwarfen, die Mangelhaftigkeit bestehender Institutionen ins Licht stellten und auf heilsamern Principien Staat, Kirche, Kunst, Wissenschaft und die Praxis des Lebens aufzuerbauen strebten.

In demselben Jahre, in welchem Friedrich der Große den Thron bestieg, bezog Immanuel Kant die Universität Königsberg, die durch ihn späterhin an die Spitze einer neuen Zeitrichtung gestellt und zu unvergänglichem Ruhme erhoben wurde. Was dieser gewaltige Geist gewirkt, ist der Welt bekannt. Daß auch Kant unter dem Drucke von Wöllner's reactionnairer Periode zu leiden hatte, zeigt ein an ihn gerichtetes Schreiben Friedrich Wilhelm's II. Bald nachdem Kant in seiner Schrift „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (1793) die kirchlichen Dogmen und Einrichtungen einer kritischen Beleuchtung unterworfen hatte, die über den Werth derselben Aufschlüsse gab, welche ewig gelten werden, erhielt er folgendes Cabinetschreiben:

> Unsere höchste Person hat schon seit geraumer Zeit mit großem Misfallen ersehen, wie Ihr Eure Philosophie zur Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums misbraucht. Wir haben uns zu Euch eines Bessern versehen, da Ihr selbst einsehen müsset, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Eure Pflicht als Lehrer der Jugend und gegen unsere Euch sehr wohlbekannte landesväterliche Absicht handelt. Wir verlangen des Ehesten Eure gewissenhafte Verantwortung und gewärtigen uns von Euch bei Vermeidung unserer höchsten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin nichts Dergleichen werdet zu Schulden kommen lassen, sondern vielmehr Eurer Pflicht gemäß Euer Ansehen und Eure Talente dazu verwenden, daß unsere landesväterliche Intension mehr und mehr erreicht werde, widrigenfalls Ihr Euch bei fortgesetzter Renitenz unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt. Sind Euch mit Gnade gewogen.

Um nun diese Gnade nicht völlig zu verscherzen und den in Aussicht gestellten unangenehmen Verfügungen zu entgehen, enthielt sich Kant bis an den Tod des Königs (1797) sowol der Vorlesungen als auch aller schriftstellerischen Arbeiten über religiöse Gegenstände. Aber gleich nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's III. beleuchtete er die verderblichen Wirkungen jener im Interesse des Kirchenglaubens versuchten Reaction gegen die unaufhaltsamen Fortschritte der Wissenschaft in seiner denkwürdigen Schrift über den Streit der Facultäten (1798), ein warnendes Denkmal für jede Gewalt, die gegen den organischen Entwickelungsgang des Geistes einen wol das Leben verwirrenden, aber, wenn man auf die Absicht und den Erfolg sieht, ebenso unrühmlichen als ohnmächtigen Widerstand versucht.

Die bedeutenden Männer, welche Königsberg nach Kant durch ihre Lehrvorträge und Schriften verherrlichten oder doch zierten, Kraus, Hamann, v. Hippel, Krug, Herbart, Rosenkranz, Severin Vater, Lobeck, Jacobi,

Bessel, Burdach, Sachs u. A. dürfen nur genannt werden, um die hohe Bedeutung dieser Universität zu bekunden. Über die theologische Facultät in neuerer Zeit thut man eigentlich am besten zu schweigen; über dieselbe sagt der Verf. von Nr. 2 in sehr gemäßigter Weise:

Hat sich die theologische Facultät in neuerer Zeit seit Hahn und Olshausen größtentheils wieder der vor einem Jahrhundert und früher herrschend gewesenen dogmatischen Orthodoxie zugewandt, so mag auch Das in gewissem Sinne neben jenen kräftig frischen Zeitbestrebungen nicht unersprießlich wirken, wenn es den Zöglingen dieser Hochschule zur Vergleichung mit den Leistungen der reinen Wissenschaft auch die Formen des Bewußtseins vorhält, von denen die zu Grabe getragene Vergangenheit beherrscht ward. Und so mögen auch die reactionnairen Bestrebungen, die sich von einer Seite dieser Hochschule gegenwärtig aufthun, dem unbefangenen historischen Blicke wohlthätig, vielleicht nothwendig erscheinen. Wenn die Wiederauferstehung von Meinungen, die ein zu vorschnelles Siegesgefühl schon auf immer für abgethan hielt, doch unwiderleglich beweist, daß die Wurzeln von Lebenselementen, welche Jahrhunderte lang auf dem Boden der Menschheit wucherten, gründlich auszurotten nicht die Arbeit eines Tagewerks ist: so ist es gut, wenn man sich in jene Erscheinungen nahe genug gestellt sieht, um an dem noch rückständigen Kampfe für oder wider sie auch seinen gebührenden Antheil zu nehmen. Die Wissenschaft läuft dabei keine Gefahr; es ist vielmehr die Probe ihres Werthes. Diese Probe zu machen, ist die Hauptaufgabe unserer Gegenwart, die den Werth aller öffentlichen Angelegenheiten nach der Größe des Dienstes ermißt, den sie dem Wohl der Gesammtheit leisten.

Unter den über die dritte Jubelfeier erschienenen Schriften liegen uns zur Hand:

3. Amtliche Nachrichten über die Feier des dritten Säcularfestes der Albertus-Universität zu Königsberg. Königsberg, Gräfe und Unzer. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Die dritte Jubelfeier der Albertus-Universität zu Königsberg von August Witt. Königsberg, Theile. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.
5. Nachträgliche Erinnerungen an die dreihundertjährige Jubelfeier der Albertina. Von M..i..r. Königsberg, Theile. 1844.

Zwei Momente haben wesentlich bestimmend auf die königsberger Jubelfeier eingewirkt: die ministerielle Verfügung gegen Dinter, welche kurze Zeit vor dem Fest erschien, und die Säcularfeier Herder's, welche dem Universitätsjubiläum zur Einleitung diente. Erstere war gleichsam eine Losung zum festen Zusammenhalten der Freisinnigen; Dinter's Name wurde dadurch zu einem Symbol des Widerstandes gegen Alles, was stillstehen oder rückwärtsstreben will. Wer den alten Dinter angreift, hat mit der ganzen Provinz einen schweren Stand. Herder's Geburt konnte auf keinen passerndern Tag fallen, oder vielmehr konnte es für das königsberger Jubelfest keine passendere Eröffnung geben, als die Feier von Herder's hundertjährigem Geburtstage. Als Rosenkranz in einer schönen Rede den Rechtssinn und das Vorwärtsstreben Herder's sowie seine Anhänglichkeit an Denk- und Preßfreiheit erhob, als Lengerke von Herder sang:

Die Christuslehre — sprach er frei —
Genüge nicht des Menschen ganzem Wesen,
Beruf zum höhern Ziele sei
In seinem eig'nen Namen: Mensch zu lesen. —
— — — — — — — —
Er lichtete das Christenthum!
Sein Sinn für Menschlichkeit war kein Zerstören!
Dogmatik predigen — den Ruhm
Ließ Andern er, den Reactionnairen.

da war es entschieden, welcher Grundton durch die ganze Jubelfeier gehen würde und wie wenig Diejenigen, welche aus einer entgegengesetzten Tonart spielen wollten, auf Erfolg rechnen durften. Wie von nun an das Fest, mit steigendem Interesse weiter geführt, eine fortlaufende Kette schöner, erhebender und fröhlicher Stunden bildete, ist Allen, die ihm beigewohnt haben, noch in frischem Andenken und wird bis an ihr Lebensende einen unauslöschlichen Eindruck in ihren Herzen zurücklassen.

Hr. Witt schildert in seiner Schrift mit anziehender Lebendigkeit den Verlauf des Festes; von den gehaltenen Reden theilt er nur wenige mit, unter diesen aber die von Lobeck gehaltene. Die Beigabe der Commerslieder ist willkommen, da sich manches Treffende darunter findet. Das „An die Professoren" beginnt:

Begraben sei'n die Zöpfe!
Sie hingen vor dem Licht,
Das nun in alle Köpfe,
Auch in die unsern bricht.
Steigt aus gelehrter Wolke
Perückenlos heraus,
Und theilet allem Volke
Von eurer Weisheit aus!

Die einzelnen Facultäten werden in diesem Liede angesungen. Nachdem der Philosophie und Medicin gedacht worden, heißt es von den Juristen:

Sitzt bald bei off'nen Thüren,
Daß alle Welt euch schaut;
Mag selbst das Volk erküren
Den Richter, dem es traut;
Gern von dem Selbsterkor'nen
Hör' ich den strengsten Spruch:
Dem Volk sind die Geschwor'nen
Des Rechts lebend'ges Buch.

Aber

Für euch, ihr Theologen,
Find' ich heut' keinen Platz
Stellt ihr euch gleich verwogen,
Versiegt ist euer Schatz:
Die Wissenschaft, die wache,
Verherrlicht nur mein Lied,
Indeß das Altersschwache
Sanglos und still verglüht.

In einem andern Liede werden die Theologen zwar nicht so ignorirt, doch wird ihnen der Toast nur unter gewissen Bedingungen ausgebracht:

Hoch leben denn zuerst die Theologen,
Wenn sie mit unbefang'nem Sinn
Nach Wahrheit forschend, nie vom Schein betrogen,
Uns weisen zu der Gottheit hin!

Doch Vivat auch, wer seinen eig'nen Glauben
Licht, warm und stark im Herzen trägt;
Wem nichts den schlichten Sinn mag rauben,
Der ihn zum Göttlichsten bewegt.

In Nr. 4 wird der Gang des Festes nach der Zeitordnung dargestellt und diese Schrift leidet eben nicht an der gewöhnlichen Trockenheit „amtlicher" Schriften.

Seinen Hauptwerth hat das Buch als Urkundensammlung; es gibt den Text der Handschreiben und Gratulationsadressen, theilt die gehaltenen Reden mit und liefert am Schlusse ein Namenregister aller Festtheilnehmer. Von den zur Gratulation Abgeordneten ist bei der Empfangsfeierlichkeit viel Schönes gesagt worden und keine einzige Rede trifft der Vorwurf des leeren Wortschwalls, der bei solchen Gelegenheiten häufig statt eines reellen Inhalts gegeben wird. Die höchste Anerkennung fanden aber die von dem zeitigen Prorector Burdach ertheilten Antworten. Man rühmt einzelner Fürsten, z. B. Ludwig Philipp's Geschicklichkeit, allerlei Anreden mit Geist zu erwidern; hier aber war es nicht bloße Sprachgewandtheit, sondern ein genialer Gedankenstrom, der sich in den mannichfachsten Richtungen, wie der augenblickliche Anlaß erheischte, in herrlicher Kraft ergoß und die ganze Umgebung zur lautesten Bewunderung hinriß. Nach dem Herderfeste und nach dieser Empfangsfeierlichkeit wäre es unmöglich gewesen, die Jubeltage mit Pedanterei oder Beschränktheit irgend einer Art zu begehen. Dem Feste war die unauslöschliche Weihe gegeben.

Daß von mehren Universitäten deutsche Gratulationsschreiben überreicht worden sind, machte einen guten Eindruck und wurde auch als ein Zeichen des Fortschritts betrachtet. Hinter dem Prunke der lateinischen Sprache verbirgt sich bei den Neuern nur gar zu häufig der Mangel an Gedanken; wie viele schönklingende lateinische Reden darf man nur in eine lebende Sprache übersetzen, um deren schreckliche Gehaltlosigkeit zu erkennen. Dies läßt sich indeß von dem lateinischen Gratulationsprogramm der Universität Breslau nicht sagen. Darin heißt es unter Anderm:

Bei der Erfüllung dieses hohen Berufs (an den Grenzen Deutschlands deutsches Leben zu erhalten) kommt es Ihnen zu statten, daß, je weiter Sie durch die örtliche Lage von dem wissenschaftlichen Verkehre des übrigen Deutschlands entfernt sind, Sie diesen mit um so größerm Eifer erfassen und erhalten und um so wichtiger den hohen Werth desselben erkennen, als Diejenigen, welche mitten in Deutschland leben. Daher muß aber auch Ihr Schmerz um so tiefer sein, wenn Sie irgendwo Menschen wahrnehmen, die es wagen, jenes Palladium Deutschlands, die freie Wissenschaft, mit frevelhaften Händen anzutasten; sei es, daß sie in thörichtem Wahne befangen glauben, jenen ewigen Strom menschlicher Bildung plötzlich aufzuhalten und in ihrer Afterweisheit zum Stillstehen bringen zu können, sei es, daß sie aus Selbstsucht jene Wissenschaften selbst, für die sie eine erheuchelte Liebe zur Schau tragen, heimtückischerweise anfeinden und durch Fesseln und Banden zu knechten versuchen. Weil derlei Bestrebungen auch in unserm Vaterlande sich zeigen, so sind sie mehr als irgend ein von außen drohendes Barbarenthum zu fürchten und fodern alle Guten, unter denen Sie schon seit langer Zeit einen ehrenvollen Platz behaupten, zu desto größerer Achtsamkeit und Ausdauer im muthigen Kampfe auf.

Die „Nachträglichen Erinnerungen" von M..i..r stellen es sich zur Aufgabe, einzelne Elemente zu bezeichnen, welche nicht in den freudigen und freien Schwung der Feier paßten und sich fremdartig gegen das Ganze verhielten. Dahin wird nun zuerst die Doctorpromotion der theologischen Facultät gerechnet, von welcher Anonymus sagt:

Durch ihr Verfahren bei diesen Promotionen hat die genannte Facultät es dahin gebracht, daß die höchste akademische Würde, die theologische Doctorwürde, von der königsberger Universität verliehen, aufgehört hat, für den Empfänger eine Auszeichnung zu sein. Jetzt erscheint diese Doctorwürde nicht mehr als eine Anerkennung und Belohnung wirklichen lebendigen Wirkens und Arbeitens im Felde der Theologie, sondern als ein von dem Verdienste unabhängiges ausschließliches Parteiwappen.

In der That mußte es auffallen, daß keinem ostpreußischen Theologen, unter denen es doch viele verdiente Männer gibt, jene Würde verliehen wurde, während man in weiter Ferne meist ganz unbekannte Leute damit bedachte. Alle andern Facultäten sind bei der Austheilung der akademischen Ehren gerechter und taktvoller gewesen. Ferner wird in dieser kleinen Schrift die Rede erwähnt, welche ein hochgestellter Mann bei dem im Junkerhof gegebenen Diner gegen den Schluß der Tafel gehalten hat; vielleicht würde diese Rede größere Aufmerksamkeit erregt haben, wenn sie nicht mehrfach durch das Rücken der Stühle und das Knallen der Champagnerpropfen gestört worden wäre; ihr Erfolg soll zweifelhaft gewesen und sogar lautes Zischen den schwachen Beifall übertönt haben. Weiterhin werden noch ein paar Unschicklichkeiten von Seiten einiger Militairs, eines Tribunalsraths u. s. w. getadelt, sowie überhaupt das Schriftchen eben nicht viel Schonung gegen vorgekommene Ungehörigkeiten zeigt. Doch gesteht der Verf. selbst ein, daß dies nur unbedeutende Schattenpunkte waren, die bei dem glänzenden Lichte kaum bemerkt wurden:

Größer, unendlich größer als alle Erwartungen war die Erfüllung. Einheit in der Freude, Einheit in der Gesinnung, gänzliches Aufhören des Unterschieds in Stand, Rang und Alter, männlicher Muth und jugendliches Vertrauen, Das waren die Züge, die unser Fest charakterisirten. 13.

Bibliographie.

Aller Streit hat nun ein Ende —! oder Angabe des einzig untrüglichen Kennzeichens, durch welches die Echtheit des ungenähten heiligen Rockes zu Trier, vor den 2: andern ungenähten heiligen Röcken, nach dem Gebote der heiligen Synode zu Saragossa und andern heiligen Synoden geprüft und bewährt werden soll. Von einem katholischen Freunde der Wahrheit. Nebst Mittheilung einer Behandlung heiliger Reliquien von Seiten des Kaisers Napoleon. Mit 1 lithographirten Abbildung. Frankfurt a. M., Körner. Gr. 8. 5 Ngr.

Auffenberg, J. Freih. v., Trauerspiele. Sieben Bände. Siegen, Friedrich. Gr. 16. 4 Thlr.

Bauer, H., Denkschrift über die Hinrichtung des Kämmerers Karl Friedr. Schulz und des Kaufmanns Karl Friedr. Kersten durch die Franzosen in Kyritz am 8. April 1807. Kyritz. Gr. 8. 15 Ngr.

Cretineau-Joly, J., Geschichte der Gesellschaft Jesu in religiöser, politischer und literarischer Beziehung nach authentischen und noch nicht veröffentlichten Urkunden. Nach dem Französischen frei bearbeitet. 1ster Band. 1stes Heft. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. Gr. 8. 10 Ngr.

Cunz, F. A., Die kirchliche Gesangbuchsreform, mit besonderer Beziehung auf die evangelische Landeskirche Preußens. Eisleben, Reichardt. 8. 20 Ngr.

Czerski (Johannes), der Stifter der christlich-apostolisch-katholischen Kirche zu Schneidemühl, dargestellt in Wort und

Bild. Nebst dem Glaubensbekenntniß der schneidemühler Gemeinde. Leipzig, Pönicke und Sohn. Gr. 4. 7½ Ngr.

Czerski, Ronge und Herr Joh. Sporschil. Von einem katholischen Laien. Leipzig, Berger. 12. 5 Ngr.

Féréal, V. v., Die Geheimnisse der Inquisition. Aus dem Französischen von L. Meyer. 1ster Theil. Leipzig, O. Wigand. 8. 10 Ngr.

Franksmann, C. F. W., Beleuchtung des Ronge'schen Schreibens an den Bischof Arnoldi, nebst einigen Bemerkungen über Zeitungscribenten, Dankadressen ꝛc. Kiel, Bünsow. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Frohberg, Regina, Gedankenfrüchte auf den Pfad des Lebens. 2te verbesserte und um 400 Nummern vermehrte Ausgabe. Wien, Mechitaristen-Buchhandlung. 8. 20 Ngr.

Gambs, J., Die menschliche Gesellschaft dem christlichen Ideale eine Stufe näher. Darmstadt, Jonghaus. 12. 2 Ngr.

Gärtner, W., Kaleidoscop. Novellen. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. 8. 15 Ngr.

Genth, W., Dichtungen. Herausgegeben von C. Dräxler-Manfred. Siegen, Friedrich. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Guericke, H. E. F., Ob Schrift? ob Geist? Ein Comitat für die „Dachpredigt" des Hrn. Pfarrer Wislicenus zu Halle. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Häusser, L., Geschichte der rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen. 1ster Band. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Haustein, A. H., Zweiter Bericht über die weitern Verhandlungen bei den Stadtverordneten zu Annaberg in Betreff der Beziehungen der dasigen römisch-katholischen Kirche zu dem Jesuitenorden und dem Jesuitismus. Annaberg, Rudolph und Dieterici. Gr. 8. 4 Ngr.

Hesekiel, G., Royalisten und Republikaner. Aus der Zeit der französischen Republik. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Hoffmann, E. F., Die Freiberger Petition um Verleihung einer freien kirchlichen Verfassung in ihrem Zusammenhange mit der Leipziger, mit besonderer Rücksicht auf die Beleuchtung der letztern im ersten Hefte des „Neuen Tempels", Freiberg, Craz und Gerlach. Gr. 8. 6 Ngr.

Israeli, B. d', Coningsby oder die neue Generation. Ins Deutsche übertragen von A. Kretzschmar. 1ster und 2ter Theil. Grimma, Verlagscomptoir. Gr. 16. 1 Thlr.

James, G. P. R., Agincourt. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Janj, C. G. M., Ronge, Czerski und die christkatholische Gemeinde zu Schneidemühl. Ein Zeichen der Zeit und Beitrag zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Pönicke und Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Jesuiten! Ein Ruf der Warnung und Erweckung an alle Freunde der Wahrheit und des Friedens. Darmstadt, Jonghaus. 12. 2 Ngr.

Kaiser, P. L., Hirtenbrief an die Geistlichkeit und die Gläubigen seines Kirchensprengels bei dem Anfange der Fastenzeit 1845. 2te Auflage. Mainz, Wirth. Gr. 8. 2 Ngr.

Kampf Luther's gegen Heiligenanrufung, Bilderdienst und Reliquienverehrung. Eine kirchenhistorische Abhandlung. Eisleben, Reichardt. 8. 4 Ngr.

Kapp, E., Philosophie der Erdkunde. 1ste Lieferung. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 12 Ngr.

Politischer Katechismus für das deutsche Volk. Herausgegeben von E. Zimmermann. Jahrgang 1845 in 12 Heften. Naumburg, Zimmermann. Kl. 8. 1 Thlr.

Die Katholiken als Verehrer der Heiligen, ihrer Reliquien und Bilder vor dem Richterstuhl der Vernunft und des Christenthums. Ein Beitrag zur Rechtfertigung der katholischen Kirche in ihren Lehren und Gebräuchen. Von einem katholischen Geistlichen der Diözese Trier. Trier, Lintz. 8. 2½ Ngr.

Kieckebusch, E., Gedichte. Berlin, Rücker und Püchler. 8. 1 Thlr.

Klemm, K. J., Welch einen entschiedenen Kampf die Gründer der evangelischen Kirche gegen das Heuchelwesen in der Religion geführt. Predigt. Dresden, Arnold. 8. 2½ Ngr.

Kletke, G. M., Literarische Übersicht von Schriften, welche über das Eisenbahnwesen in seiner Gesammtheit sowol als in Bezug auf einzelne Bahnen und Technologie in Deutschland und den benachbarten Staaten des Auslandes bis jetzt erschienen sind. Berlin, Eyssenhardt. Gr. 8. 5 Ngr.

König Orendel von Trier oder der graue Rock. Gedicht des 12. Jahrhunderts, übersetzt von P. Laven. Mit einem Vorwort. Trier, Lintz. Gr. 16. 12 Ngr.

Leibrock, A., Prinzessin Agnes und der Graf von Eberstein, oder: Die heimliche Ehe. Eine Geschichte aus dem Mittelalter. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lenzen, Maria, Ciullo d'Alcamo. Ein historischer Roman. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Liebesbetheuerungen rechtgläubiger Seelen. Antwort auf das wider den Pastor Uhlich zu Pömmelte (vorgeblich König zu Anderbeck) gerichtete „offene Sendschreiben" des Predigers Findeis über die Gesellschaft der Protestantischen Freunde und ihre Grundsätze von einem „Namenlosen". Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Geistliche Lieder. 2te verbesserte Auflage. Stuttgart, Liesching. 8. 5 Ngr.

Löhe, W., Drei Bücher von der Kirche. Den Freunden der lutherischen Kirche zur Überlegung und Besprechung dargeboten. Stuttgart, Liesching. Gr. 8. 17½ Ngr.

Moritz, M., Die Verehrung heiliger Reliquien und Bilder, und das Wallfahrten nach der Lehre der katholischen Kirche. Mit besonderer Rücksicht auf Ronge's Brief an den Bischof Arnoldi. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Aschaffenburg, Pergay. Gr. 8. 7½ Ngr.

Nagel, W., Abgedrungene Rechtfertigung gegen den aus Nr. 15 des Herold 1844 unter dem Titel: „Die reine Wahrheit in Sachen des Hochwürdigen Bremer Ministeriums gegen Hrn. Pastor Nagel" besonders abgedruckten Aufsatz. Bremen, Heyse. Gr. 8. 5 Ngr.

Oldenburg zur Zeit unsrer Väter. Eine Festgabe zur Feier des 500jährigen Bestehens unsrer Stadt. Mit einem Plane der Festung und einer Übersetzung des Freibriefes der Stadt Oldenburg. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 5 Ngr.

Petzholdt, J., Urkundliche Nachrichten zur Geschichte der sächsischen Bibliotheken. Dresden, Walther. Gr. 8. 5 Ngr.

Rättig, C., Die Verstörung der Kraft des Evangeliums in der Kirche des Herrn. Predigt. Königsberg, Voigt. Gr. 8. 5 Ngr.

Schoppe, Amalie, Tabitha von Geyersberg. Historischer Roman. Drei Theile. Jena, Luden. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Über die Bedeutung der Worte Geist, Geist Gottes und heiliger Geist in der Bibel. Braunschweig, Westermann. 8. 12 Ngr.

Jesuitische Verdächtigungen und die praktischen Bedenken des Hrn. Joh. Sporschil gegen den Versuch, eine sogenannte apostolisch-katholische Kirche in Deutschland zu stiften. Offenes Sendschreiben. Leipzig, Pönicke und Sohn. 8. 4 Ngr.

Werner, B., Unterschiede des Katholicismus und Protestantismus, ein Versuch zur Hinwegräumung von Misverständnissen, zur Niederschlagung unwürdiger Neckereien und zur Heranbildung eines auf wechselseitiger Anerkenntniß ruhenden Friedenszustandes zwischen Beiden im gewöhnlichen Leben. 2tes Heftchen: Ansichten und Aussichten des Streites. Darmstadt, Kern. 8. 7½ Ngr.

Zeugnisse für die christlichen Katholiken in Schneidemühl von alten Katholiken. Berlin, Wohlgemuth. 12. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 99. —— 9. April 1845.

Die deutsche Literaturgeschichte seit dreißig Jahren.

Es ist ein sehr großer Unterschied, ob einer Wissenschaft in einer bestimmten Zeit eine große und weitverbreitete Theilnahme sich zuwendet, oder ob sie in der That eine hohe Stufe der Ausbildung erreicht hat, und doch werden diese beiden ganz verschiedenen Zustände sehr oft miteinander verwechselt.

Eine sehr lebendige und weitverbreitete Theilnahme an der Geschichte der vaterländischen Literatur ist in unsern Tagen durchaus nicht zu verkennen; sehr im Irrthume aber sind Diejenigen, welche meinen, daß bereits Umfassendes und Vollendetes von wahrhaft dauerndem Werthe auf diesem Gebiete geleistet sei; ganz im Gegentheil lehrt ein irgend gründliches und wissenschaftliches Eingehen auf die Geschichte der deutschen Nationalliteratur je länger desto mehr, daß wir über die ersten Anfänge dieser Wissenschaft noch nicht hinaus sind, daß wir noch nicht viel mehr als tüchtige Vorarbeiten und werthvolle Versuche besitzen; zugleich darf man hoffen, daß die bereits anerkannte allgemeine Theinahme für deutsche Literaturgeschichte uns von Schritt zu Schritt weiter führen und dem wünschenswerthen Ziele allmälig nähern wird, wenn jene Vorarbeiten tüchtig benutzt, auf jenen Versuchen verständig fortgebaut wird, nicht aber, wenn sie auf unwürdige, unwissenschaftliche Weise oberflächlich ausgebeutet werden.

Bis um den Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts hatte man noch gar keinen Begriff von Dem, was Literaturgeschichte sein soll; nicht die Geschichte der geistigen Entwickelung eines Volks oder des gesammten Menschengeschlechts, wie sie sich in seinen Schriftwerken, besonders in seinen Dichtungen ausspricht, verstand man darunter, sondern die allerdürrste Bücher- und Gelehrtengeschichte. So entstanden um die angegebene Zeit höchst fleißige, umfassende, noch jetzt unentbehrliche und unübertroffene Sammelwerke wie die von Koch, Flügel, Jördens; selbst Bouterwek's Leistungen stehen bei aller Verdienstlichkeit noch auf keinem wesentlich höhern Standpunkt. J. G. Eichhorn und F. Schlegel haben zur Begründung einer wahren Literaturgeschichte wesentlich beigetragen, Niemand aber verdient hier mehr genannt und hervorgehoben zu werden als Ludwig Wachler. Abgesehen von Dem, was sein „Handbuch der Geschichte der Literatur" für die Gesammtwissenschaft geworden ist, bleibt ihm das ganz unbestreitbare und unschätzbare Verdienst, in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (erste Auflage 1818, zweite Auflage 1834) den Begriff der Nationalliteratur zuerst festgestellt und zugleich eine noch jetzt sehr beachtenswerthe Darstellung derselben gegeben zu haben; und so stehen alle Männer, die sich seit jener Zeit in würdiger Weise mit deutscher Literaturgeschichte beschäftigt haben, bewußt oder unbewußt auf Wachler's Schultern. Ich glaube dies hier um so mehr hervorheben zu müssen, da unsere schnell dahinlebende Zeit stille Verdienste auf wissenschaftlichem Gebiete nur zu schnell vergißt, und da nur Wenige in so unmittelbarer Nähe wie ich haben beobachten können, wie Wachler bis in sein hohes, von mancherlei Leiden gedrücktes Alter als begeisterter und begeisternder Lehrer thätig gewesen ist für Erweckung wissenschaftlicher und vaterländischer Gesinnung.

Die Zahl der seit einem Vierteljahrhundert in Wachler's Fußstapfen tretenden, mehr oder weniger ausführlichen Darstellungen der deutschen Literaturgeschichte ist sehr bedeutend und scheint noch immer im Zunehmen begriffen zu sein; hier aber zeigt sich recht augenfällig der im Eingange dieses Aufsatzes erwähnte Unterschied zwischen der Theilnahme, die eine Wissenschaft zu einer bestimmten Zeit findet, und der wahren Blüte derselben. Nicht ohne Werth sind manche seit Wachler's „Vorlesungen" erschienene Sammelwerke und übersichtliche Darstellungen, so namentlich Guden's „Chronologische Tabellen zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur" (1831); aber einen wirklichen Fortschritt hat die Wissenschaft der deutschen Literaturgeschichte seit Wachler nur in zweien der vielen ihr zu Theil gewordenen Darstellungen gemacht, in Koberstein's „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (erste Auflage 1827, dritte Auflage 1837) und in dem großen Werke von Gervinus; noch ein ganz neues Buch kann ihnen an innerm Werthe beigesellt werden, dessen Besprechung ich mir jedoch, da seine Richtung eine etwas andere ist, für den Schluß dieses Aufsatzes vorbehalte.

Koberstein hat außer dem engern Kreise der Schule nicht ganz die verdiente Anerkennung gefunden; schuld daran mag theils die zwar streng wissenschaftliche, aber nicht hinreichend übersichtliche Anordnung seines Buchs sein, theils der Umstand, daß er von dem eigentlichen literarhistorischen Stoffe wol zu viel in die Anmerkungen verwiesen und ihn selbst hier oft mit kurzen Andeutungen und Verweisungen abgefunden hat. Unendlich mehr und lautern Beifall hat das Werk von Gervinus gefunden, und es bedarf hier meiner besondern Anerkennung durchaus nicht, daß mit ihm die deutsche Literaturgeschichte einen großen Schritt vorwärts gethan hat, daß seine Arbeit bis jetzt unerreicht und unübertroffen ist und es wol noch eine ganze Reihe von Jahren bleiben wird. Sehr irren aber würden Diejenigen, die der Meinung wären, daß durch Gervinus eine an sich vollkommene Literaturgeschichte der Deutschen gegeben wäre; daß man also nun die Hände in den Schoos legen und auf den von Gervinus errungenen Lorbern ruhen könne; sein großes Verdienst ist, daß er bei so geringen Vorarbeiten so viel geleistet hat, als er gethan, daß er aber auch zugleich auf die sehr vielen Lücken, die noch auszufüllen sind, aufmerksam gemacht und dadurch mächtig zu weiterm Anbau der deutschen Literaturgeschichte angeregt hat. Man kann wol sogar ohne Übertreibung annehmen, daß die Mehrzahl Derjenigen, die das Werk von Gervinus unbedingt und unbeschränkt verherrlichen, nicht aus eigener gründlicher Kenntniß des gar nicht leicht zu lesenden Werks sprechen, sondern alles ihr Lob hauptsächlich auf den Ehrennamen, den sich Gervinus nicht blos als Gelehrter und Schriftsteller erworben hat, gründen; ebenso gewiß ist es aber hoffentlich, daß Diejenigen, die diesen oder jenen Mangel an seiner Literaturgeschichte getadelt haben, ihm selbst einen Vorwurf nicht haben machen wollen; und so darf ich es denn auch hier wol sagen, daß es in Gervinus' Literaturgeschichte nur wenige Abschnitte gibt, in denen sich durch sorgfältige Specialuntersuchungen nicht Lücken und positive Irrthümer nachweisen ließen; ja das Gegentheil ist bei dem heutigen Stande unserer Wissenschaft nicht einmal denkbar. Ganz ungeschmälert bleibt dadurch für Gervinus das Verdienst einer großartigen Auffassung seines Gegenstandes und einer, trotz mancher vorgefaßten Meinungen, die freilich zum Theil sehr tief eingreifen, stets geistvollen Behandlung seines Stoffs, und diejenige Literatur ist gewiß sehr glücklich zu preisen, deren Geschichtschreibung schon in ihren Anfängen mit einem solchen Werke bereichert wird; denn darauf muß ich immer wieder zurückkommen, daß unsere deutsche Literaturgeschichte sich wirklich noch in den Anfängen ihrer Entwickelung befindet.

Den besten Maßstab für die Wichtigkeit des von Gervinus Geleisteten gibt wie überall der fortwirkende Einfluß desselben ab: gerade zehn Jahre sind verflossen, seit Gervinus den ersten Band seines Werks veröffentlicht, und ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß ohne die von ihm ausgegangene Anregung nicht die Hälfte der Schriften über deutsche Literaturgeschichte erschienen wäre, welche dieser Zeitraum hervorgebracht hat, und daß dasselbe wol in noch höherm Maße von der öffentlichen Theilnahme gilt, die diese Richtung der literarischen Thätigkeit gefunden hat.

Es hat sich aber diese letztere in sehr verschiedener Weise kundgegeben. Männer, die sich in wirklich ernster Weise mit den Forschungen von Gervinus beschäftigten und sich durch dieselben zu eigenen verwandten Studien anregen ließen, mußten sehr bald die zahlreichen Lücken bemerken, die Gervinus nicht hatte ausfüllen können; die Beseitigung derselben erfodert zahlreiche Specialuntersuchungen und Monographien; es wird Niemand verkennen, wie Bedeutendes in dieser Beziehung schon vor Gervinus durch Benecke, die Brüder Grimm, Lachmann, Uhland, Hagen, Maßmann, Koberstein, W. Wackernagel, San Marte, Hoffmann, M. Haupt u. A. geleistet worden ist; aber Das eben ist bezeichnend für den Zustand der deutschen Literaturgeschichte, daß jeder neue Erwerb auf andere Punkte aufmerksam macht, die gleiche Beachtung erst noch erheischen, und so sind tüchtige Monographien auch noch jetzt Das, was für das Gedeihen unserer Wissenschaft vor Allem noth thut. Manchen werthvollen Beitrag hierzu haben wir in neuester Zeit von Prutz, Helbig *) u. A. erhalten, aber noch ist die Aufgabe beiweitem nicht erschöpft: Vieles ist in unserer Zeit für die ältern Jahrhunderte der deutschen Literatur geschehen, aber von dem eigentlich literargeschichtlichen Standpunkte aus kann das Meiste nur als Vorarbeit betrachtet werden und unmittelbar literarhistorische Bedeutung hat z. B. von den reichen Schätzen, die in M. Haupt's Zeitschrift niedergelegt sind, nur das Wenigste. Noch weit dürftiger sieht es aus, wenn wir in das 15., 16., 17. Jahrhundert herabsteigen, denen an Th. Echtermeyer große Hoffnungen verloren gegangen sind, und was endlich für die beiden letzten Jahrhunderte geschehen ist, trägt fast Alles den Charakter ästhetischer Kritik zu sehr an sich, als daß es zur Literaturgeschichte gerechnet werden könnte. Es muß vor Allem der Stoff in möglichster Vollständigkeit kritisch geläutert hergestellt werden, ehe der geistige Zusammenhang klar erkannt und dargestellt werden kann; für die größern Massen und ganzen Zeitabschnitte ist dies wol geschehen, aber es gilt nun, jenen ganzen unendlichen Reichthum geistiger Thätigkeit, der zusammen die deutsche Literatur bildet, bis in seine feinsten Verzweigungen zu verfolgen. Geschieht dies nicht, so kann wol das bereits Erforschte immer von neuem dargestellt, von neuen Seiten betrachtet werden, aber ein wahrer Fortschritt auf dem Gebiete der Literaturgeschichte ist nicht möglich.

Nicht dieser Ansicht scheinen die Verfasser der zahlreichen, größern und kleinern Handbücher der deutschen Literaturgeschichte zu sein, die jetzt jede Messe bringt; und dies ist die zweite Richtung der von Gervinus angeregten literarhistorischen Thätigkeit.

*) Helbig's Schrift über C. L. Liscow (Dresden 1844) ist noch so neu, daß es nicht überflüssig erscheint, auf die treffliche Arbeit besonders hinzuweisen.

Ein kurzgefaßtes Lehr- oder Handbuch sollte eigentlich die höchste Blüte einer der möglichen Vollendung möglichst nahe gebrachten Wissenschaft sein, denn es gilt ja, in einem solchen Buche kurz und übersichtlich, ohne alle ausschließlich gelehrte Zuthat, die ganze Summe aller einzelnen Forschungen und zugleich die große geistige Errungenschaft, die in jedem Schritt zu wissenschaftlicher Vervollkommnung enthalten ist, niederzulegen; es müßte eine solche Geschichte der vaterländischen Literatur gerade ebenso gut allgemeines Gemeingut werden können wie eine politische Geschichte des Vaterlandes, die wir freilich in diesem Sinne auch noch erwarten. Die Idee zu einem solchen Buche liegt unserer Zeit nahe genug, denn alle Wissenschaften sollen ja heutzutage „popularisirt" werden, auch die, deren ganze Natur dieser Richtung widerstrebt; aber freilich bleiben die Erfolge hinter dem Willen unendlich weit zurück, weil dies sogenannte „Popularisiren" meist von den unberufensten Händen auf die ungeschickteste Weise unternommen wird. Auch ich bin der Ansicht, daß diejenigen Wissenschaften, die nicht ausschließliche Sache der Fachgenossen sind, sondern einen allgemein menschlichen Kern, einen allgemein faßlichen Gehalt und eine allgemein bildende Kraft in sich haben, daß namentlich die Geschichte in allen ihren Zweigen fortan nicht mehr auf das einsame Studirzimmer des Gelehrten und auf das ernste Lehrzimmer allein beschränkt sein, sondern daß sie hinausgehen soll in die weiten Kreise aller Derer, deren geistige Fähigkeit und äußere Lebensstellung ihnen Theilnahme an der Entwickelung der gesammten Menschheit gestatten. Aber wie dies die schönste Aufgabe der Wissenschaft ist, so ist es auch ihre schwerste: der Mann, der uns — um wieder auf die besondere Wissenschaft einzugehen — das im wahren Sinne populaire Handbuch der deutschen Literaturgeschichte schreiben will, muß die umfassendste und gründlichste Gelehrsamkeit besitzen; selbst durchforschen kann er freilich nicht jede Einzelheit, aber jede Forschung, die ihm vorgearbeitet hat, muß er kennen, und keine Angabe darf er sich ohne selbständige Prüfung aneignen. Hat er so den Anfoderungen der Gelehrsamkeit in aller Strenge genügt, so hat er doch erst die eine, vielleicht die leichtere, Hälfte seiner Aufgabe überwunden; er muß sich nun noch, und das ist die Hauptschwierigkeit, über alle die Einzelheiten eines vieljährigen Studiums frei erheben können; er muß den belebenden Geist, der in allen einzelnen Schriftstellern und einzelnen Schriftwerken nur zersplittert und theilweise zur Erscheinung kommt, erfassen und ihm alle Einzelheiten unterordnen; er muß den unendlichen Stoff zu einem geistig belebten und von der rechten Gesinnung getragenen Ganzen ordnen, dieses Ganze gliedern und übersichtlich vertheilen, er muß das Wesentliche vom Unwesentlichen sondern, Dieses hervor- und Jenes zurücktreten oder auch ganz fallen lassen, endlich muß er diesen schwer errungenen Stoff in schöner Form, d. h. in der Sprache der Wahrheit und Einfachheit als ein jedem Gebildeten zugängliches Kunstwerk hinzustellen vermögen.

Dies ist das Ideal, was ich mir von einer deutschen Literaturgeschichte mache. Vielleicht wird man mir einwerfen, seine Erreichung übersteige die Kräfte des Einzelnen, und ich werde das wol zugeben müssen, wie man es ja bei jedem Ideal zugeben muß; deswegen aber gibt man das Streben nach einem solchen Ideale noch nicht auf. Aber freilich die meisten Verfasser unserer bisherigen Handbücher haben von solcher Größe ihrer Aufgabe kaum eine Ahnung, und je weniger sie diese haben, desto weiter bleiben sie mit ihren Leistungen hinter der Lösung ihrer Aufgabe zurück; ja unter allen am nächsten stehen ihr bis auf den heutigen Tag, standen wenigstens vor wenigen Monaten immer noch die oben erwähnten „Vorlesungen" von Wachler.

Ich muß dies scheinbar harte Urtheil näher begründen und deshalb die in den letzten zehn bis zwölf Jahren erschienenen Bearbeitungen der deutschen Literaturgeschichte kurz charakterisiren; es wird sich daraus zugleich am besten ergeben, daß ich über dem eben ausgesprochenen allgemeinen Urtheile die einzelnen Vorzüge, welche die eine oder andere jener Bearbeitungen besitzt, keineswegs übersehe.

Auf eigentlich gelehrte Darstellungen der deutschen Literaturgeschichte brauche ich hier natürlich nicht einzugehen: ich rechne zu ihnen die oben besprochenen Arbeiten von Koberstein und Gervinus, die nur für den Mann von streng wissenschaftlicher Bildung vorhanden sind. Ebenso wenig gehört hierher die Besprechung der auf rein pädagogische Bedürfnisse berechneten Grundrisse und Leitfäden. Doch kann ich wenigstens die werthvollste unter diesen Schriften nicht ganz unerwähnt lassen, es ist der „Grundriß der poetischen Literatur der Deutschen" von G. Helbig (erste Auflage 1843, zweite Auflage 1844), der sich ebenso sehr durch weises Maßhalten in der Auswahl des Stoffs als durch die durchdachte Anordnung desselben auszeichnet und namentlich bedeutend höher steht als der fleißige, aber auch nur fleißige und doch nicht hinreichend sorgfältige „Leitfaden" von Pischon, der seine große Verbreitung wol hauptsächlich dem Namen seines in andern Richtungen entschieden verdienstvollern Verfassers verdankt.

Unter denjenigen Darstellungen der deutschen Literaturgeschichte, die ich hier vorzugsweise ins Auge zu fassen habe, stelle ich an die Spitze das kleinere „Handbuch" von Gervinus (1842). Ich gestehe offen, daß ich von diesem Buche Großes vom Anfang an nicht erwartet habe. Wer desselben Verfassers großes Werk studirt hat, wer dort einen bewundernswerthen Gedankenreichthum gefunden, der oft, massenhaft zusammengedrängt, Lesung und Verständniß erschwert; wer gesehen, wie Gervinus, mit der einfachen Darstellung der deutschen Literatur nicht begnügt, ganz Europa in den Kreis seiner Betrachtung zieht, der dürfte wol billig Zweifel hegen, ob es demselben Manne gelingen werde, das schlichte, übersichtliche Gemälde zu entwerfen, welches von einem Handbuch zu verlangen ist; und meiner Meinung nach ist es ihm nicht gelungen. Wer die deutsche Literatur

bereits kennt und zwar ziemlich genau kennt, der wird dem „Handbuche" noch vielfache Belehrung und Anregung entnehmen; wer aber ein Studium der deutschen Literatur von diesem Buche aus beginnen wollte, der würde nicht weit gelangen. Es kommt hinzu eine Eigenthümlichkeit des Buchs, von der es mir unbegreiflich ist, wie gerade Gervinus sie wählen mochte: in strengster Sonderung werden hier die drei Hauptgattungen der Poesie, Epos, Lyrik, Drama, von ihren Anfängen bis zum Ende der Darstellung ohne alle verbindende, synchronistische Betrachtung durchgeführt, und somit ist die Hauptschwierigkeit in Anordnung des Stoffs beseitigt, aber nicht gelöst, und selbst ein so geistvoller Mann wie Gervinus konnte auf diesem Wege der Gefahr des todten Schematismus nicht ganz entgehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Über die Entstehung der „Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état".

Wir verdanken einer literarischen Streitschrift einige interessante Notizen, welche auf die Entstehung der vielbesprochenen „Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état" ein neues Licht werfen. Der eigentliche Stand der Sache ist in der Kürze folgender. Diese Memoiren, welche in allen Ländern ein ungewöhnliches Aufsehen erregten, wurden längere Zeit allgemein dem Minister von Hardenberg zugeschrieben, den man wenn nicht geradezu für den Verfasser, doch wenigstens für den Urheber und Anstifter dieser Denkwürdigkeiten hielt. Später wurden verschiedene Literaten, unter Andern der bekannte Alphonse de Beauchamp, Verfasser der Geschichte der Vendéekriege und zahlloser publicistischer Schriften, und der Graf von Allonville als bei der Herausgabe und Fortsetzung dieses Werkes betheiligt genannt. Michaud, Redacteur der großartigen „Biographie universelle", welcher vom dritten Bande an die besprochenen Memoiren verlegte und später auch das Verlagsrecht für die beiden ersten Theile erwarb, konnte am besten wissen, wer bei der Fabrikation dieses Werks die Hände im Spiel hatte. Lange Zeit schwieg er und beim Artikel Beauchamp in der „Biographie universelle" wurde dieser Arbeit mit keiner Sylbe Erwähnung gethan. Erst bei der vor kurzem begonnenen neuen, vervollständigten Ausgabe seines weitschichtigen biographischen Sammelwerks erlaubt er sich einige Andeutungen, welche in der Absicht geschrieben zu sein scheinen, um der zweifelhaft und wankend gewordenen Ansicht, als rührten diese Memoiren von dem großen preußischen Staatsmann her, neuen Glauben zu verschaffen. Michaud sagt ausdrücklich: „Le rédacteur des premiers volumes avait laissé en mourant les matériaux des volumes suivants à peu près en état d'être imprimés ... C'est à tort qu' on les a attribués à M. le comte d'Allonville qui n'a fait que mettre en ordre le travail de Beauchamp." Diese letzte Andeutung, welche geeignet ist, den Grafen Armand d'Allonville im Lichte eines gewöhnlichen Lohnarbeiters erscheinen zu lassen, hat Denselben gereizt und veranlaßt ihn, den Vorhang aufzuziehen und in einer offenen Darstellung seine Theilnahme an den erwähnten Memoiren unumwunden darzuthun. Er erzählt — und seine Worte dürften kaum in Zweifel zu ziehen sein, da er sich überall auf authentische Documente, wie z. B. seinen Contract u. s. w. stützt —, die sechs ersten Bände wären eigentlich nur eine Zusammenstellung aus verschiedenen historischen Werken. Der Buchhändler Ponthieu veröffentlichte die beiden ersten Bände im J. 1828. Man schrieb sie allgemein Hardenberg zu, der auch in der That den bekannten Diplomaten Schöll mit ihrer Abfassung beauftragt hatte. Diese Papiere wurden nach dem Tode Hardenberg's im preußischen Archiv deponirt, von wo sie, wie gesagt, erst sechs Jahre später der Öffentlichkeit, für die sie ursprünglich bestimmt waren, übergeben wurden. Im J. 1831 lieferte die Buchhandlung Michaud die Fortsetzung dieses Werks, dessen Herausgabe bis zum sechsten Bande den Händen Beauchamp's, der als gewandter Arbeiter bekannt war, überlassen wurde. Als derselbe im Juni 1832 starb, unterbrach der Mangel an geeignetem Material diese Publication für einige Zeit. Indessen verständigte sich der unternehmende und regsame Michaud bald mit dem Grafen Allonville, welcher sich geneigt zeigte, den abgerissenen Faden noch weiter fortzuspinnen. Beim Tode Beauchamp's war die Erzählung bis zum Anfange der Expedition nach Ägypten gediehen. Es blieb also die Umgestaltung der Republik, die Erhebung und der Sturz Napoleon's zu behandeln. Nach Allonville's Angabe würde, wenn man seinen Worten, daß er der alleinige Verfasser des ganzen Restes sei, keinen Glauben schenken sollte, eine flüchtige Vergleichung zu der Überzeugung führen, daß die letzten sechs Bände von einer ganz andern Hand herrühren müssen als von der, welche beim Anfang des Werks die Feder geleitet hat. Außerdem behauptet er, daß die Noten und Berichtigungen, welche sich in dem dreizehnten oder dem Registerbande befinden, dessen Zusammenstellung dem ehemaligen Buchhändler Egron zugewiesen wäre, aus seiner Feder geflossen seien. Vielleicht sehen wir einer Entgegnung von Seiten Michaud's entgegen, der jetzt, wo er öffentlich Lügen gestraft wird, als Mann von Ehre unmöglich schweigen kann. Wenn eine solche Erklärung von seiner Hand erscheinen sollte, so werden wir seiner Zeit das deutsche Publicum, welches dieser literarischen Streitfrage seine Theilnahme nicht versagen kann, vom veränderten Stande dieser Angelegenheit in Kenntniß setzen. Jedenfalls hielten wir die ganze Sache für interessant genug, um sie schon jetzt zur Sprache zu bringen.

Beitrag zur philosophischen Physiologie.

In der Regel fallen die Ärzte, wenn sie auf das Gebiet der Philosophie hinüberschweifen, leicht in einen gewissen Materialismus. Was sie mit ihren Händen nicht greifen, mit ihren Messern nicht zerlegen, mit ihren Formeln nicht gestalten können, existirt für sie nicht. Und doch bedarf es medicinischer und vor allem physiologischer Kenntnisse, um die Psychologie auf einer solchen Grundlage zu construiren. Glücklicherweise finden sich in neuerer Zeit sowol in Deutschland als in Frankreich einzelne Männer, die neben tiefem medicinischen Wissen eine genügende philosophische Durchbildung besitzen, um das Gebiet der Speculation mit Erfolg anbauen zu können. Unter diesen verdient Collineau, Mitglied der medicinischen Akademie zu Paris, erwähnt zu werden, der vor kurzem einen interessanten Beitrag zur physiologisch begründeten Psychologie geliefert hat. Dieses Schriftchen, welches wol werth ist, hier im Vorbeigehen angeführt zu werden, führt den Titel: „Analyse physiologique de l'entendement humain, d'après l'ordre dans lequel se manifestent, se développent et s'opèrent les mouvements sensitifs, intellectuels, affectifs et moraux, suivie d'exercices sur divers sujets de philosophie." Das Ganze zerfällt in drei hauptsächliche Theile. Im ersten derselben entwirft der Verf. das System seiner Psychologie, gegen dessen philosophische Berechtigung freilich manche Einwürfe zu machen wären. Im zweiten Theile werden die Grundsätze, die im ersten aufgestellt sind, weiter entwickelt. Die letzte Abtheilung des Werkes ist der Kritik einzelner abgerissener philosophischer Sätze gewidmet. Es kommen in diesem Theile, der im Ganzen am wenigsten genügend ausgefallen ist, unter andern die bekannten Sätze: Nihil est in intellectu quod non prius fuerit in sensu; Cogito ergo sum — zur Sprache. Ferner wird zum Schluß endlich der freie Wille des Menschen behandelt, den der Verf. mit der Willenskraft der Thierwelt vergleicht. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 100. —— 10. April 1845.

Die deutsche Literaturgeschichte seit dreißig Jahren.

(Fortsetzung aus Nr. 99.)

Ich gehe zu einer Classe literarhistorischer Darstellungen über, zu denen vornehmlich das „Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur" von J. W. Schäfer (2 Bde., Bremen 1842—44) gehört. Es ist gegründet auf ein sehr fleißiges, gründliches Studium, dem nicht leicht etwas Wesentliches entgangen sein dürfte; nicht minder gewissenhaft ist der Verf. bei Verarbeitung seines Stoffs zu Werke gegangen, und so leidet es keinen Zweifel, daß seine Arbeit unter allen ähnlichen eine der ersten Stellen einnimmt. Aber ganz löst sie auch ihre Aufgabe nicht, schon die Anordnung des Stoffs, bei welcher Gervinus allzu sichtbares Vorbild gewesen, beweist, daß sich Schäfer doch nicht mit voller Freiheit über den ganzen stofflichen Reichthum erhoben hat, und davon gibt auch die Darstellung selbst mehrfache Beweise: gelernt kann Literaturgeschichte aus diesem Buche werden, aber Anregung zu weiterer selbstthätiger Beschäftigung mit derselben, innere Erwärmung für den in der Literatur sich offenbarenden Volksgeist wird es schwerlich irgend Jemandem geben, dazu bleibt die gelehrte Arbeit durch das ganze Buch hindurch zu merklich. Indeß muß ich auch hinzufügen, daß das von mir an dem Buche Vermißte dem Verf. nicht eigentlich zum Vorwurf gemacht werden darf, da er selbst ein Hülfsbuch für Lernende, nicht aber eine im höhern Sinne populaire Darstellung der deutschen Literatur hat geben wollen, und so wird es ihm denn billig zum Lobe angerechnet, daß er diesem seinem nächsten Zweck nicht untreu geworden ist. In ungefähr gleichem Falle mit Schäfer scheint mir, nach freilich nicht ganz genauer Kenntniß des Buchs, die „Geschichte der deutschen Literatur" von Heinsius (sechste Auflage, 1843) zu sein, nur daß hier die Stoffmasse noch mehr das Übergewicht hat, die geistige Durchdringung derselben noch weniger sichtbar wird, das ganze Buch also noch mehr die Natur eines Leitfadens für mündliche Vorträge annimmt. Ich nenne hier endlich noch, um keine der neuern Erscheinungen ganz zu übergehen, die noch nicht vollendete „Deutsche Literatur" von Götzinger (Bd. 1 in zwei Hälften, Stuttgart 1842—44); da ich dieses Buch bis jetzt kaum weiter als vom bloßen Sehen kenne, so kann ich nur sagen, daß von demselben nach des Verf. sonstigen Arbeiten gewiß große Gründlichkeit, Vollständigkeit und Sorgfalt zu rühmen sein wird; ich nenne es aber gerade an dieser Stelle, weil ich nach der eben angegebenen Analogie auch von ihm jene geistig vollkommen freie Auffassung des großen Ganzen nicht erwarte, sondern vielmehr annehmen muß, daß auch hier das Überliefern des fleißig zusammengebrachten, an sich aber doch immer todten Stoffs die Hauptsache sein wird. Da ich meine Unbekanntschaft mit dem Buche offen eingestehe, so wird man in dem eben Gesagten, wenn es nicht richtig sein sollte, wenigstens eine absichtliche Ungerechtigkeit nicht finden können; denn durch ein gänzliches Übergehen des Buchs hätte ich mir ebenso leicht den Vorwurf absichtlichen Ignorirens zuziehen können.

Auf einen ganz andern Boden kommen wir, wenn wir jetzt übergehen auf die „Innere Geschichte der Entwickelung der deutschen Nationalliteratur. Ein methodisches Handbuch für den Vortrag und zum Selbststudium", von K. Fr. Rinne (2 Bde., Leipzig 1842). Der hochklingende Titel dieses Buchs könnte zu dem schönen Glauben verführen, daß wir hier ganz hauptsächlich und wesentlich Das finden würden, was ich an den zuletzt erwähnten Schriften vermißte: eine Geschichte des deutschen Volksgeistes, nachgewiesen an den Werken seiner Dichter; auch mag so etwas wol die Absicht des Verf. gewesen sein, aber erreicht ist von dieser Absicht wenig oder nichts; merkwürdig bleibt das Buch aber doch in hohem Grade, denn es ist nicht mehr und nicht weniger als eine Geschichte ohne Geschichte. Von eigener historischer Quellenforschung ist hier gar nicht die Rede; fremde Forschungen sind weder selbständig noch vollständig benutzt, denn der literarhistorische Stoff ist in Rinne's Augen überhaupt nur Nebensache, weshalb sein Buch auch von diesem unnützen Ballaste so viel als nur irgend möglich über Bord geworfen hat. Gewöhnliche Menschen werden danach freilich nicht begreifen, wie dieses Buch überhaupt auf den Namen einer Literaturgeschichte Anspruch machen könne, und ich kann nicht leugnen, daß ich auch ein solcher gewöhnlicher Mensch bin, daß ich in Rinne's Literaturgeschichte alle und jede Grundlage vermisse, nirgend festen Boden finde, und durchaus über-

zeugt bin, es werde Niemand aus diesem Buche die deutsche Literatur weder geschichtlich kennen noch geistig verstehen lernen; aber Rinne ersetzt das Alles durch Philosophie. Philosophie ist auch unleugbar eine schöne Sache, und gerade die Geschichtschreibung bedarf ihrer sehr als treuer Gefährtin, aber deswegen ist eine philosophische Auseinandersetzung Dessen, was die deutsche Literatur hätte sein und werden können und vielleicht gewesen und geworden ist, noch lange keine Literaturgeschichte; sie hat aber nicht einmal als philosophische Abhandlung, nicht einmal als ein müßiges Gedankenspiel Werth, wenn diese seinsollende Philosophie in durchaus haltlosen Abstractionen, in dunkler, um nicht zu sagen verworrener, Sprache umherirrt. Es ist diese ganze angebliche Literaturgeschichte ein Auswuchs jener philosophischen Richtung, welche glaubt, die ganze Welt und die ganze Geschichte der Menschheit aus dem reinen Begriff entwickeln zu können, wenn auch die Welt und die Geschichte gar nicht vorhanden oder gar nicht bekannt wäre; vor der Geschichte aber, die auf solche Weise entsteht, bewahre uns der Himmel. *)

An den bisher namhaft gemachten literarhistorischen Werken hatte ich einerseits ein Vorherrschen der stofflichen Massen, andererseits eine pseudo-philosophische Unwissenschaftlichkeit auszusetzen, ich komme nun zu der dritten und letzten Classe der neuern Literarhistoriker, zu den literarhistorischen Dilettanten. Aller Dilettantismus hat seine Heimat und seine Berechtigung auf dem Gebiete der Kunst; hier hat er das schöne Amt, das Leben des Einzelnen zu erheitern und zu verschönern; aber auch hier wird er schon unausstehlich, wenn er aus den engern Kreisen der Häuslichkeit und der geschlossenen Geselligkeit in das öffentliche Leben hinausschreiten und mit wahrhaft künstlerischen Leistungen in die Schranken treten will. Durchaus unberechtigt und ungehörig aber ist er auf dem Wege ernster Wissenschaft, die immer nur den einen Zweck als ihrer würdig anerkennen kann, die gesammte Menschheit in ihrer geistigen Entwickelung zu fördern; wer hierzu nicht die Kraft in sich hat, dem muß es unverwehrt sein, in seinen vier Pfählen zu seinem Vergnügen mit der Wissenschaft zu spielen. Will aber ein solcher an dem öffentlichen wissenschaftlichen Verkehre Theil nehmen, will er sich gar zum Lehrer des Volks oder der Jugend aufwerfen, so liegt darin eine Anmaßung, die nicht streng genug zurückgewiesen werden kann. Leider aber wimmelt es in unserer Zeit von Schriftstellern, die theils durch ihre Unbedeutendheit, theils leider durch ihre Menge dem verdienten Strafgericht oft entgehen, und von dieser Landplage ist denn auch die deutsche Literaturgeschichte nicht verschont geblieben. Wenn Jemand mit leidlicher Gewandtheit über die Erscheinungen des Tags zu sprechen versteht, so glaubt er auch sofort über alle Dichterwerke aller Zeiten absprechen zu können und bespricht sie dann natürlich, als ob sie alle nur Erscheinungen des Tags wären. Das gäbe also etwa eine Literaturgeschichte, passend für ein modernes Journalfeuilleton. Wer wol oder übel ein Compendium der Weltgeschichte oder der Geographie oder der Mythologie oder aller dieser Wissenschaften zusammengeschrieben hat, der sieht durchaus nicht ein, warum er nicht auch aus zehn literarhistorischen Werken ein neues literarhistorisches Compendium machen solle, obgleich dergleichen Fabrikarbeit nirgend weniger zulässig ist als bei der noch beiweitem nicht so wie andere Wissenschaften in den allgemeinen Bildungskreis aufgenommenen Literaturgeschichte. Wer einmal in einer „Töchterschule für höhere Stände" oder vor einer geduldigen „gemischten Versammlung" Vorträge über Literaturgeschichte gehalten hat, der will dann auch dem gesammten deutschen Volke seine Weisheit nicht vorenthalten und sendet sie mit Hülfe des Preßbengels in alle Welt aus. So entstehen die dilettantischen Literaturgeschichten unserer Tage; aber bald genug würde man ihre Fabrikation einstellen, wenn nicht das Publicum selbst einen großen Theil der Schuld trüge: aber freilich lesen sich die Schriften, die ich nachher namhaft machen werde, leichter als das Werk eines Gervinus, auch bequemer als die gewissenhafte Arbeit eines Schäfer, bei denen der Leser selbst denken muß; freilich kann man sich von jenen Dilettanten das schillernde und schimmernde Scheinwissen leichter aneignen, mit dem unsere anständigen Gesellschaften, geistreichen Thees u. s. w. zu coquettiren lieben. Die meiste Schuld aber fällt auf die Lehrer der Jugend, auf Hauslehrer, Erzieherinnen u. s. w., ja selbst meinen eigenen Stand, den der deutschen Gymnasiallehrer, kann ich nicht ganz freisprechen. Freilich, wer seinen Vorträgen das Werk von Gervinus zu Grunde legen will, der kommt nicht mit einem Viertelstündchen Vorbereitung davon; wer sich gar nach den einzelnen gelehrten Forschungen selbst umsehen, sie durcharbeiten, wol auch ergänzen, erweitern und fortsetzen will, der muß nicht wenige Zeit, oft auch nicht wenig Geld für Herbeischaffung literarischer Hülfsmittel opfern; Letzteres freilich sind nur die wenigsten Lehrer im Stande, Ersteres ist auch nur da möglich, wo man dem deutschen, besonders dem literarhistorischen Unterricht seine wahre Bedeutung auch äußerlich zugesteht; aber statt schlechter Hülfsmittel gute zu wählen, davon hält nichts ab als Gedankenlosigkeit und Schlaffheit, und so kann man es am Ende Niemandem verdenken, der schlechte Literaturgeschichten schreibt, so lange dergleichen Arbeiten noch Käufer, Freunde, ja sogar Lobredner finden.

An der Spitze des modernen literarhistorischen Dilettantismus steht Heinrich Laube's „Geschichte der deutschen Literatur" (4 Bde., Stuttgart 1840), das auffallendste Beispiel, wie sich ein gebildeter, auf dem Gebiete der Belletristik und des Journalismus wohlbewanderter Mann in der Wahl seiner Arbeiten so gänzlich vergreifen kann; eine eingehendere Besprechung und Würdigung des Buchs aber ist hier durchaus überflüssig, da es seit Th. Echtermeyer's gediegener Beurtheilung in den „Hal-

*) Ein anderer Recensent hat in Nr. 175 d. Bl. f. 1840 gefunden, daß Rinne's Buch „große Beachtung verdiene"; ich führe dieß pflichtschuldigst hier an, um jeden Leser vor ungeprüfter Annahme meines Urtheils zu warnen.

tischen Jahrbüchern" als nicht mehr vorhanden betrachtet werden kann. Es gehören zu den Dilettantenarbeiten ferner folgende drei Bücher:

Fr. Rössel t, Geschichte der deutschen Literatur. Von der frühesten bis auf die neueste Zeit. Zwei Bände. Breslau, Max u. Comp. 1833. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Chr. Oser, Geschichte der deutschen Poesie in leicht faßlichen Umrissen für die reifere Jugend beiderlei Geschlechts. Zwei Bände. Leipzig, Einhorn. 1844. Gr. 8. 3 Thlr.

C. G. F. Brederlow, Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur. Ein Lesebuch für die erwachsene Jugend. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Unter den Kennzeichen, die den derartigen Arbeiten alle in höherm oder geringerm Maße eigen sind, steht obenan der gänzliche Mangel an selbständigem Quellenstudium, denn die oft nicht einmal sonderlich umfassende Lecture ist an sich noch lange kein Quellenstudium; daraus machen diese Herren aber auch kein Hehl, sondern bekennen jenen Mangel ganz ehrlich mit den Worten: „Neues wird das Buch nicht viel bringen" u. dgl., woran sich denn irgend ein beschönigendes „aber dennoch" anschließt; beim rechten Namen genannt sind also alle diese Bücher Compilationen und nur die Methode dabei ist etwas verschieden, bald feine Mosaikarbeit, bald ein höchst grobkörniges Conglomerat. Aus dem Mangel an eigenem Quellenstudium folgt nun ganz nothwendig Mangel an Urtheil, das sich in jeder Hinsicht offenbart. Zunächst als Mangel an Urtheil über die benutzten Quellen, so macht sich z. B. Brederlow gar kein Gewissen daraus, Wolff, Horn, Pischon, Laube in einem Athem mit Wachler, Koberstein und Gervinus zu nennen, welcher Letztere jedoch ein „ganz vorzüglich" mit auf den Weg bekommt. Ebenso mangelhaft ist natürlich das Urtheil über die besprochenen Dichterwerke selbst, deren Kenntniß freilich sehr oft nicht über die Grenzen von W. Wackernagel's Lesebuch hinausgeht; wo das Urtheil dieser Historiker nicht entlehnt ist, da ist es auch sicherlich kein literarhistorisches, sondern höchstens ein sogenanntes ästhetisches, und wie unendlich viel subjectiv-willkürliches Denken und Meinen sich unter dem Namen ästhetischer Urtheile umhertreibt, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung. Von einer selbständigen Anordnung kann natürlich bei Werken, an denen nichts selbständig ist, nicht die Rede sein, ebenso wenig von einer wahrhaft künstlerischen Form der Darstellung. Hier noch anzugeben, welches die Rangfolge der drei obengenannten Bücher ihrem innern Werthe nach sei, ist im Grunde ganz überflüssig, da ich einmal alle drei für mindestens überflüssige Erscheinungen halte; sollte aber doch einmal hierüber etwas gesagt werden, so würde ich am meisten vor Rössel t's Arbeit warnen, der jedoch die Entschuldigung zur Seite steht, daß es ihrem Verfasser noch nicht vergönnt war, das Werk von Gervinus auszubeuten. Am erträglichsten ist noch Brederlow's Buch, es ist wenigstens fleißig und so gründlich gearbeitet, als es eben bei einer Compilation möglich ist; wenn sich nun überdies noch in der Vorrede eine im Ganzen gesunde Ansicht über Sinn und Zweck des literargeschichtlichen Studiums ausspricht, so läßt sich nur bedauern, daß der Verf. durch den Beifall, den seine Vorlesungen vor einem Hörerkreise fanden, dem nach seinem eigenen Geständniß der Gegenstand ein ungewöhnlicher und großentheils ganz neuer war, sogleich oder doch wenigstens nach noch zweimal wiederholtem Vortrage hat verführen lassen, seine Arbeit zu Nutz und Frommen der lieben deutschen Schuljugend in Druck zu geben, während es für ihn und mit der Zeit für die Wissenschaft von weit höherm Nutzen hätte werden können, wenn er sich statt dessen zu eigenen quellenmäßigen Arbeiten auf dem jetzt nur flüchtig überblickten Gebiete hätte bestimmen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Zeichen und Wunder.

Dr. Ennemoser sagt unter Anderm in der Vorrede zum ersten Bande der zweiten Auflage seiner „Geschichte des thierischen Magnetismus" sehr treffend: „Auch der Einwirkung einer objectiven Geisterwelt wird gar Vieles zugeschrieben, was sicher meistens der subjectiven Phantasie der Menschen zukommt. Die religiösen Visionen und Ekstasen sind mit den magnetischen verwandt und vielleicht nur in den seltensten Fällen, dem Principe nach, qualitativ verschieden. Von den körperlich pathologischen Zuständen, von der übertriebenen ascetischen, bis zur Ekstase potenzirten Übung, von den subjectiv täuschenden Phantasiebildern sind sehr viele Heilige offenbar nicht frei gewesen und die Trennung der natürlich-sinnlichen und übernatürlich-göttlichen Wirkungen führt uns ohnehin auf ein Feld, auf welchem der Zweifel und Streit über die Wunder beginnt, wo es sich nicht mehr apodiktisch ausmachen läßt, was Naturerscheinung und was pure Wirkung der göttlichen Gnade ist, wenn man auch die übernatürlichen Einflüsse, die natürlichen zu steigern, zuläßt, denn der Mensch besitzt eine noch völlig unbegriffene, positive, immanente (meist latente) Lebenskraft, die ihrer In- und Extension nach ins Unendliche reicht. Die Natur beruht auf einer solchen anerschaffenen Basis und Ordnung, daß ihre verwickeltsten und abnormsten Wirkungen viel mehr aus ihrer eigenen Gesetzmäßigkeit hervorgehen, als daß sie Folge übernatürlicher geistiger Kräfte sind, die mit ihr als passivem Werkzeuge nur fortuiter und fataliter ihren Spuk treiben." In der That eine der tiefsinnigsten und doch einfachsten Erklärungen ungewöhnlicher oder auffallender Erscheinungen, denen man etwas an ihrer Merkwürdigkeit und an ihrem Interesse zu nehmen glaubt, wenn man sie nicht schlechterdings zum Wunder stempelt und geradezu Himmel oder Hölle als unsichtbare Factoren supponirt; wozu auch übernatürliche Erklärungsgründe, wo natürliche ausreichen und wo ein Fall oder eine ungewöhnliche Erscheinung nichts vom Staunen erregenden Nimbus verlieren, wenn die Offenbarung geheimnißvoller Kräfte der menschlichen Natur, aus dunklem Schoose hervortretend, geltend gemacht wird. Man wird dies einleuchtend finden; was soll man aber von jener andern Art von Wundern sagen, die, außer jedem subjectiven Zusammenhange und von rein objectiver Beschaffenheit, gleichsam als plötzliche Phänomene in die Erscheinungswelt eintreten oder die man als wunderthätige, auf die menschliche Subjectivität rückwirkende Anströmungen palpabler Objecte der Außenwelt geltend machen will? Ich verstehe hierunter jene räthselhaften Erscheinungen, deren Schauplatz in der Regel Kirche und Altar sind, jene blutschwitzenden Christusköpfe, thränenvergießenden Madonnenaugen, redenden Crucifixe, blutenden Hostien, gewisse Verwandlungen an Heiligenbildern und Statuen u. s. w., dann die wunderbaren Heilungen durch Berührung als heilig verehrter Reliquien und sonstige Wirkungen geweihter Amulete und gesegneter Gegenstände. Gehören sie der Nacht- oder

Lichtseite des Natur- und Erscheinungslebens überhaupt an und welche Kräfte sind hier im dichtverhüllten Hintergrunde thätig? Vielleicht gelänge es, den Vorhang leise wegzuziehen oder schlimmern Falls unsanft zu zerreißen, wenn man nicht besorgen müßte, sich dabei die Finger auf irgend eine Weise zu verbrennen. Jedenfalls ließe sich ein „Archiv" für solche Wunder, ein zweites „Magikon" nach dem Vorbilde des Kerner'schen anlegen, wozu allerdings die Vergangenheit das meiste historische Material liefern würde. Indessen wage Niemand zu behaupten, die Zeiten der „Zeichen und Wunder" seien vorüber und wir lebten im Jahrhundert des nüchternsten Skepticismus und dürrsten Atheismus. Wer Augen hat zu sehen, der sehe, und Ohren hat zu hören, der höre, was sich soeben im deutschen Westen zuträgt. O ihr heiligen elftausend Jungfrauen! Ja, der Glaube macht selig und vermag Berge zu versetzen, und warum sollten wir nicht glauben, da doch das Außerordentliche schwarz auf weiß zu lesen? So mögen sich denn auch diese Blätter — deren Glaubensbekenntniß übrigens auch das meine — nicht scheuen, wieder nachzudrucken, was im Jahre des Heils 1591 in Paris und Lyon gedruckt zu lesen gewesen und was ein damaliger Correspondent folgendermaßen zu verdeutschen sich die Mühe genommen: „Es ist Niemand verborgen, wie etliche kleine Kreuze wunderbarlicherweis zum ersten in der Stadt Corbie erschienen, als dieselbe nach dem tödtlichen Abgang weiland des H. de Kambur, welcher eines alten adeligen Herkommens und eifrig katholisch gewesen und in einem Treffen hart in den Kopf verwundet worden, in des Feinds Hand gekommen, und folgends in mehr andern Städten in der Piccardia, als zu Amiens, Montidur u. s. w. auf den Corporal-Altar-Tüchern, Chorröcken, auch auf etlichen Particular-Personenleinengewand. So weiß männiglich, wie seit des jüngst verschienenen Osterabends in dieser Stadt Paris eben solche Kreuzlein in viel Kirchen gleichfalls auf den Corporalen, Altartüchern, Chorröcken und etlicher Privat-Personen Leinwand gesehen worden, deren etliche doppelte Kreuzlein gewesen, und damit Niemand Ursach hab' zu zweifeln, daß Solches eine sondere Schickung von oben herab, so bekommt man Schreiben von Bourges vom 25. und 28. Mai, daß sich daselbst auch eben solche Kreuzlein und von gleicher Farb wie jene von hier gezeigt, welche sind sämmtlich holzfarben gewesen, und erstlich auf einer Albe in St. Ambrosii Kirchen am heil. Auffahrttag, den 23. Mai, allda man eben dazumal das Paralis, d. i. das allgemeine Gebet um Abwendung des Jammers und Trübsal, darinnen dieses Königreich sich befindet, gehalten. Den Tag danach sind dergleichen Kreuzlein in unserer Frauen Kirchen, welche die Herren Jesuiten innhaben, in großer Anzahl auf den Altar- und Communiontüchern, auch auf des Predigers Chorrock erschienen, welches Alles, als es in der Stadt erschollen, hat verursacht, daß das Volk haufenweis herzugelaufen, solches Wunder zu sehen. Als aber Solches bis in die zwei Stund gewähret, so kommt das Geschrei, daß in andern Kirchen, als nämlichen zu unseren lieben Frauen, «zum heißen Backofen» genannt, zu St. Ursin, zu St. Peter, zu St. Hippolitus, zu St. Austrille und anderswo zugleich sich nicht weniger erzeige. Alsbald man denselben Orten gleich so sehr als zuvor der Herren Jesuiten Kirche zugelaufen, absonderlich aber zu unserer lieben Frauen, «zum heißen Backofen» (so den Namen daher hat, daß vor Zeiten ein Jud ein Christenkindlein in einen heißen Backofen geworfen, und solches durch Anschickung Gottes wieder unversehrt erledigt worden). Daselbst ist ein großes doppelt wunderbarlich Kreuz erschienen, schier in Gestalt eines Crucifix, sonst an der Farb wie die Kleinern. Der Mittelstamm hat nahe an drei Werkschuh Länge, die zween Zwercharme, sowol unten als oben haben auf der einen Seite einen halben Werkschuh, und auf der andern etwas Weniges mehr. Die Breite ist sowol am langen Stamm als auch an den Zwercharmen ungefähr auf anderthalb Zoll und oben an dem Kreuz hat es gleichsam eine dörnerne Kron gehabt. Dessen man sich aber am allermeisten verwundert, ist, daß nachdem solch Kreuz auf dem heil. Kreuzaltartuch erschienen und nicht wohl Raum dagewesen, damit das Volk, so haufenweis von der ganzen Stadt herzugelaufen, solch Wunder hätt' bequemlich sehen mögen, hat man's daselbst hinweggenommen, und an eine Wand bei einem Fenster, allda man's viel fügsamer sehen mögen, angehangen: siehe da ist solch wunderbarlich Kreuz allerdings verschwunden, daß man allein noch ein klein Anzeichen davon gesehen. Da man aber bei anderthalb Stunden danach das Altartuch an seinen vorigen Ort wiederum aufgehangen, hat sich das Kreuz von Stund an in seinem vorigen Wesen und Gestalt wieder gezeigt, wie dann viel hundert Personen solches Alles eigentlich vor und nach gesehen. So viel schreibt man von Bourges unter obermeldtem Datum, und wer es begehrt, dem können die Originalschreiben fürgelegt werden. Daraus sollen wir so viel lernen, daß wir uns durchaus und in Allem dem göttlichen Willen mit fröhlichem Herzen ergeben, unserem Heiland Jesu Christo sein Kreuz williglich nachtragen sollen, damit wir auch bei ihm der ewigen Freud theilhaftig werden und diese gewisse Hoffnung schöpfen mögen, daß unsere jetzige Angst und Noth letzlich zu Untergang und Verstürzung der Feinde seiner heiligen Kirche gelangen werden. Amen." Das uns vorliegende Manuscript enthält auch eine jenes wunderbare Kreuz darstellende Federzeichnung. Erwägt man die damaligen politischen und religiösen Zustände Frankreichs, so findet man bald einen genügenden Commentar jenes Wunders.

49.

Literarische Notizen aus England.

Erzählungen aus dem Orient.

Die wol nicht ungegründete Meinung, daß Erzählungen aus dem Orient den größern Theil ihres ehemaligen Reizes verloren haben, sei es, weil das Publicum sich dagegen abgestumpft oder Stümpereien ihm den Geschmack daran verleidet, hat den rühmlichst bekannten Verfasser von „The Kuzzilbash", „Allee Neemroo" u. A. im Vorworte zu seiner neuesten Mittheilung aus dem Orient: „The dark falcon; a tale of the Atrruck, by *J. B. Fraser*" (4 Bde., London 1845), zu der Bemerkung veranlaßt, daß dies sein Abschied von der schriftstellerischen Bühne sein solle. Jeder Abschied der Art hat etwas Trübes, der vorliegende um so mehr, weil dies angeblich letzte Werk von dem regen, frischen Geiste des Verf. klares Zeugniß gibt. Die Grundzüge desselben sind historisch, die eingeführten Personen haben im Leben den blutgetränkten Kampfplatz beschritten, auf welchem die Familien Zend und Kaja um die Oberherrschaft gerungen. Morde, Familienfehden, Empörungen, Blendungen und Stranguliren — an alle Dem ist aus dem Oriente nichts Neues. Was aber an dem Fraser'schen Werke neu und dankenswerth ist, das sind die enthüllten Springfedern jener Handlungen und die dadurch geöffneten Einblicke in orientalisches Leben und Treiben. Man sitzt beisammen in brüderlicher Eintracht, lauscht den geheimen Wünschen und Hoffnungen des Andern und spricht in Worten der Liebe und Zärtlichkeit von Vergangenheit und Zukunft, und eine Stunde darauf schickt der Mächtige dem Schwachen die seidene Schnur oder den Giftbecher. Der Reichthum der Erzählung will keinen, wenn auch noch so armen Auszug gestatten.

16.

Über die Sage von Perceval.

Der Herausgeber der auf Kosten der bekannten Camden Society veröffentlichten „The early english metrical romances of Perceval, Isumbras, Eglamour, and Deyrevant", J. O. Halliwell, nennt die Annahme, daß der dem Perceval (Percifal) zu Grunde liegende Stoff walisischen Ursprungs sei, „eine zu augenfällige Abgeschmacktheit, als daß sie der Widerlegung bedürfe". Bei solchem literarischen Ukasenton muß freilich jeder Streit aufhören.

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 101. —— 11. April 1845.

Die deutsche Literaturgeschichte seit dreißig Jahren.

(Beschluß aus Nr. 100.)

Wiederum nur der Vollständigkeit wegen will ich hier noch erwähnen, daß mir auch O. L. B. Wolff's „Encyklopädie der deutschen Nationalliteratur" nicht etwa unbekannt geblieben ist; da aber dergleichen encyklopädische Werke einmal das Recht zu jeder oberflächlichen Seichtigkeit zu haben scheinen, so hat sich auch O. L. B. Wolff bei Besorgung dieser Encyklopädie nur eines herkömmlichen Rechts bedient.

Ich glaube, daß in der vorstehenden Übersicht wol keine bemerkenswerthe Erscheinung der letzten zehn bis zwölf Jahre übergangen ist, bemerkenswerth nämlich sind auch schlechte Bücher dann, wenn sie irgend einer bestimmt hervortretenden Zeitrichtung angehören; absichtlich übergangen wurden nur diejenigen Werke, in welchen die Darstellung der deutschen Literatur nur einen einzelnen Theil bildet, so das „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie" von Rosenkranz (Bd. 3, Halle 1833) gehört hierher, welches nicht ganz davon freigesprochen werden kann, den ersten Schritt zu der von Rinne maßlos übertriebenen Richtung gethan zu haben. Auch Herzog's „Geschichte der deutschen Nationalliteratur mit Proben der deutschen Dichtkunst und Beredtsamkeit (erste Auflage 1830, zweite Auflage 1838) habe ich nicht besonders besprochen, theils weil das fleißige, im Ganzen zuverlässige, und durch die eingelegten Proben namentlich für Schüler brauchbare Buch doch auf den Namen einer durchgearbeiteten, in sich zusammenhängenden Literaturgeschichte eigentlich ebenso wenig Anspruch machen kann als Pischon's „Denkmäler der deutschen Sprache", theils weil es auch in der zweiten, wesentlich nicht veränderten Auflage von dem neuen Aufschwunge der deutschen Literaturgeschichte gar keine Notiz nimmt.

Und was ergibt sich denn nun endlich aus der ganzen vorstehenden Betrachtung? Wenn mich nicht Alles täuscht, eben die Gewißheit, daß die Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte noch keineswegs im richtigen Verhältniß stehen zu der Kraft, welche ihr die Schreibenden, zu der Theilnahme, welche ihr die Lesenden fortwährend widmen. Wenn einerseits das Bedürfniß nach tüchtigen Monographien und Specialuntersuchungen in hohem Grade vorhanden ist, wenn andererseits die Unzulänglichkeit auch der bessern, die Unnützlichkeit der meisten neuern Compendien sich nicht hinwegleugnen läßt, die großentheils nur dazu dienen, eingewurzelte Irrthümer selbst da immer wieder von neuem zu verbreiten, wo fleißige Forschung bereits die Wahrheit ermittelt hat — was soll man da anders wünschen, als daß diese unselige Compendienschreiberei endlich einmal eine Reihe von Jahren auf sich beruhen und einer desto angestrengtern Quellenforschung das Feld räumen möge? Findet ja doch dasselbe Verhältniß auch bei der politischen Geschichte Deutschlands statt. Welcher tüchtige Mann möchte hier in einer Zeit, wo die musterhaften Forschungen eines Pertz, Böhmer, Waitz u. A. im frischesten Zuge sind, mit einem Handbüchlein nach altem oder vielmehr veraltetem Zuschnitt hervortreten?

Ich könnte hier diesen Aufsatz schließen, in welchem ich meine Ansichten über Zweck und Aufgabe der deutschen Literaturgeschichte deutlich und nicht ohne die nöthige, obschon nur kurze Begründung ausgesprochen zu haben glaube, wenn nicht in den letzten Wochen ein Buch erschienen wäre, welches ich nicht übergehen darf; welches mich überzeugt hat, daß die Abfassung eines Handbuchs der deutschen Literatur doch nicht ganz unmöglich ist, welches aber durch sein Erscheinen fernere ähnliche Arbeiten doppelt überflüssig gemacht hat. Dieses Buch, auf welches ich schon oben einigemal hingedeutet habe, ist:

Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur von A. F. C. Vilmar. Marburg, Elwert. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr. *)

Der Verf. dieser „Vorlesungen" ist als gründlicher Kenner und selbständiger Arbeiter durch mehre Schriften, die die ältern Jahrhunderte der deutschen Sprache und Literatur behandeln, hinreichend bekannt, und wer diese Eigenschaft auch nur für einen einzelnen Theil einer geschichtlichen Wissenschaft besitzt, der gewinnt schon dadurch die Befähigung zu einem selbständigen und freien Urtheile auch über diejenigen Abschnitte, wo er weniger auf eigenen Füßen steht; aber Vilmar's „Vorlesungen"

*) Wir haben bereits in Nr. 86 d. Bl. einen Aufsatz über dieses Werk mitgetheilt. D. Red.

geben durchweg den deutlichen Beweis, daß ihr Verf. mit den sämmtlichen literarhistorischen Forschungen der neuern wie der ältern Zeit vollkommen vertraut ist, und sie nicht blos in sich aufgenommen, sondern sie auch zu prüfen und zu beurtheilen verstanden hat; so ist er also an seine Aufgabe mit aller der Vorbereitung herangegangen, die man nur irgend verlangen kann. Es ist ihm aber auch ferner gelungen, sich über seinen Stoff zu stellen und ihn zu einem übersichtlichen, in sich verbundenen Ganzen zu ordnen. Er selbst sagt in der Vorrede: „Kritik sei sein erster Gesichtspunkt nicht gewesen"; ich glaube dies noch näher dahin bestimmen zu dürfen, daß er die Arbeit der Kritik auf sich zu nehmen nirgend verschmäht hat, daß er sich aber bemüht hat, seinen Hörern und Lesern mehr als die negative Kritik zu geben, nämlich das positive Resultat langer und vielfacher Forschungen und Arbeiten; und diesem Zweck ist er so nahe gekommen, als es jetzt möglich sein dürfte. Er stellt in der That lebensvolle Bilder auf von dem geistigen Entwickelungsgange des deutschen Volks, so weit wir ihn kennen, und verliert sich dabei doch nirgend in hohle Raisonnements, sondern bleibt überall auf dem sichern Boden positiver Geschichte, sodaß seine „Vorlesungen" ebenso sehr in die Kenntniß als in das Verständniß der deutschen Literatur einführen. Wenn sie auch nicht so viel zur positiven Förderung der Wissenschaft beitragen als die Arbeiten von Koberstein und Gervinus, so stehen sie beiden an innerm Gehalt würdig zur Seite und können der jetzigen Generation Das werden, was bisher nur Wachler's in stofflicher Beziehung natürlich nicht mehr ausreichende „Vorlesungen" waren. Die schlichte und doch lebensvolle Darstellung in dem verdienstvollen Buche wird hoffentlich auch nicht wenig dazu beitragen, es bald weiten Kreisen bekannt und werth zu machen. Ich aber muß dem Verf. besonders danken, der mir es möglich gemacht hat, diesen allerdings größtentheils tadelnden, hoffentlich aber von dem Standpunkte ernster Wissenschaftlichkeit aus nirgend ungerechten Aufsatz mit einem Worte freudiger Anerkennung zu schliessen.

W. A. Passow.

Historisch-kritische Einleitung in den Koran. Von Gustav Weil. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1844. Kl. 8. 15 Ngr.

Der Verf. vorliegender Schrift, welcher schon durch sein Werk über das Leben Mohammed's ein bedeutendes Document seiner gründlichen Gelehrsamkeit gegeben hat, gehört zu derjenigen Classe unserer Schriftsteller, welche das Unglück haben, in ihren Forschungen in directes Widerspiel mit denen solcher Zeitgenossen zu kommen, die bisher das Monopol der Gelehrsamkeit wenigstens in einem bestimmten Fache genossen haben. Trifft es sich nun in einem solchen Falle, daß der Jüngere wirklich weniger weiß als der bisher rühmlichst Anerkannte, so ist er ohnedies verloren. Ist ihm aber in der That ein größeres Verdienst nicht abzusprechen, ist er gründlicher und gelehrter, so hat er doch noch mit dem historischen Rechte zu kämpfen, d. h. mit der Art von Anbetung, welche die Menge immerdar Personen zollt, die eine Reihe von Jahren in dem Besitze eines bedeutenden literarischen Rufes gewesen sind. Wie schwer es unter solchen Umständen einem jungen Mann ist, aufzukommen, beweist unsere Zeit zur Genüge. Es ist aber um so schwieriger in den ernsten oder minder bearbeiteten Wissenschaften, weil hier noch viel weniger als sonst die Menge ein Urtheil hat, sondern dieses in der Regel von den sogenannten Sachverständigen erhält und gläubig annimmt. Man weiß aber hinlänglich, daß unter dem Stande der Gelehrten der Neid und die Eifersucht keine geringere Rolle spielt als in irgend einem andern Verhältnisse, und daß sich gar manche Herren des literarischen Besitzes zusammengethan haben, um sich durch gegenseitige Lobeserhebung bei der errungenen Autorität zu erhalten. Aber um so nothwendiger ist auch die Verpflichtung für Jeden, der es mit der Wissenschaft ehrlich meint, in jedem Falle, wo das größere, aber bescheidene Verdienst in den Schatten gestellt oder doch wenigstens perfid behandelt zu werden droht, für dasselbe in die Schranken zu treten und das Publicum über die eigentliche Sachlage aufzuklären.

Ähnliche Bemerkungen habe ich schon öfter Gelegenheit gefunden auszusprechen. Sie drangen sich mir aber noch einmal mit aller Lebendigkeit auf bei der Durchlesung der Vorrede des zu besprechenden Schriftchens. Der Verf. vertheidigt sich nämlich mit ebenso viel Gründlichkeit als Bescheidenheit gegen einige Recensionen, die über sein Leben Mohammed's erschienen sind, welche von dem oben angegebenen Standpunkte der literarischen Besitztheorie ausgehen und den Verf. tadeln, weil — er gegen den bisher berühmtesten deutschen Orientalisten in mehr denn einem Falle aufgetreten sei und ihm nicht unbedeutende Fehler nachzuweisen versucht habe. Wir halten es hier nicht für nöthig, in das Detail dieser Streitigkeiten einzugehen, aber aufmerksam machen müssen wir unsere Leser doch auf die Vorrede des Dr. Weil, falls es sie interessirt, sich über die berührten literarischen Zustände zu unterrichten. Auf das Werkchen selbst glauben wir aber um so mehr näher eingehen zu müssen, weil dasselbe dem größern Publicum die Resultate langwieriger Forschungen über einen Gegenstand mittheilt, der verhältnißmäßig wenig gekannt, aber für die Entwickelung der Menschheit doch von großer Wichtigkeit gewesen ist.

Der Verf. theilt seine Schrift in drei Abschnitte. Der erste handelt von Mohammed; der zweite vom Koran; der dritte von der Lehre Mohammed's, vom Islam. Von diesen sind der erste und der letzte offenbar die wichtigsten, wiewol dem zweiten Bedeutung und Interesse auch keineswegs abgesprochen werden kann, und der dritte übertrifft wiederum, wenigstens an allgemeinem Interesse den ersten, weshalb wir länger bei ihm verweilen werden.

Der erste Abschnitt ist nur ein Auszug aus des Verf. größerm Werke. Wir können daher, da der Auszug schon gedrängt genug ist, diesen nicht noch einmal excerpiren und beschränken uns nur darauf, auf einige neue Forschungen des Verf. aufmerksam zu machen. Interessant war uns die Nachricht, daß Mohammed von früher Kindheit an epileptischen Zufällen litt, und die Verbindung, in welche der Verf. diesen Umstand mit seinen angeblichen Offenbarungen und Visionen bringt; er glaubt, daß Mohammed anfangs gar wohl durch diese Anfälle zu der Meinung gebracht werden konnte, er unterhalte sich wirklich mit Engeln, die ihm göttliche Offenbarungen mittheilten. Die Nachweisung des ganzen Ganges von der Verbreitung der mohammedanischen Lehre, die vielen Unglücksfälle, mit denen er zu kämpfen gehabt, bis er endlich doch zum Ziele gelangte, ist nicht minder interessant. Endlich verdient alle Aufmerksamkeit die Nachweisung, wie durch ganz specielle Verhältnisse, durch Persönlichkeiten, Leidenschaften Mohammed's u. s. w. manche Bestimmungen in den Koran kamen, an welche der Gesetzgeber sonst wol nicht gedacht hätte. Dies gilt besonders von den Bestimmungen über die ehelichen Verhältnisse. In diesen, bemerkt der Verf. sehr richtig, waren seine Offenbarungen rein erdichtete.

Der zweite Abschnitt, welcher vom Koran handelt, hat insbesondere für den Gelehrten Interesse; der Verf. entwickelt

ler viel kritischen Scharfsinn. Er beantwortet zuerst die Frage, warum Mohammed seine Aussprüche nicht noch bei seinem Leben sammelte. Die Ursache war, weil die meisten durch specielle Zufälle, Umstände, Ereignisse erzeugt waren, die nicht alle für alle Zeiten paßten und daher jeden Augenblick modificirt werden mußten, was jedoch nicht recht angegangen wäre, wenn Mohammed selbst sie gesammelt und geordnet hätte: denn göttliche Offenbarungen, für welche er sie ausgab, durften doch nicht jeden Augenblick widerrufen werden. Hierauf geht der Verf. zu der Sammlung von Abu Bekr und endlich zu der vom Khalifen Othmann über, welche uns noch vorliegt. Dieser gab beiweitem nicht alle Aussprüche Mohammed's, sondern ließ gar viele weg oder vernichtete sie gar, und nahm nur diejenigen auf, welche nach seiner Meinung in die Lehre eine gewisse Einheit brächten. Die Sammlung selbst ist jedoch ohne alle Rücksicht auf Chronologie angelegt und darum sehr schwer, sich in Bezug auf die Zeit, in welcher dieser oder jener Ausspruch gethan worden, zurecht zu finden.

Hier jedoch zeigt der Verf. besonders sein kritisches Talent. Er theilt die Suren in drei Perioden und weist dann jeder Sura nach innern Gründen den Platz an, den sie chronologisch einzunehmen habe. Die erste Periode sei diejenige, in welcher Mohammed selbst noch durchglüht ist von den Offenbarungen, die er gibt, wo er fast als Schwärmer erscheint und eine Fülle von Poesie zu Tage legt; in welcher ferner die Wahrnehmung zu bemerken ist, daß Mohammed selbst nur das Werkzeug eines wirklichen Reformators war, welcher ihm als Engel erschien, natürlich in Menschengestalt. Die zweite Periode, sagt der Verf., umfaßt auch sehr poetische Suren, doch tritt Mohammed schon mehr als Prophet wie als Verzückter auf, man merkt in seiner Darstellung schon mehr Spiel und Kunst als unmittelbare Ergießungen eines übersprudelnden Innern. Mohammed geht schon mehr ins Einzelne, sowol in seinem Tadel der abergläubischen Mekkaner, als in seiner Begründung des wahren Glaubens. Die dritte Periode endlich fällt in Mohammed's Aufenthalt in Mekka: die Suren erheben sich selten mehr über die gewöhnliche Prosa, doch herrscht in ihnen immer noch viel rednerisches Talent.

Es würde uns zu weit führen, hier dem Verf. bis ins Einzelne zu folgen, wo er mit großem Scharfsinn die Zeit von der Abfassung einer jeden Sura oder doch der bedeutendsten zu bestimmen weiß; wir gehen daher zu dem für uns wichtigsten Abschnitte, zu dem Islam über. Offenbar gebührt dem Verf. das Verdienst, die Ansichten, welche bisher über die Lehre Mohammed's gäng und gäbe gewesen, berichtigt zu haben. Er weist nach, daß gar manche extravagante Lehren des Islam keineswegs in der Absicht Mohammed's gelegen, sondern daß erst die spätern Zeiten manche Dogmen ausgebildet haben, ebenso wie dies auch beim Christenthum der Fall gewesen sei. Die Beziehung zu dem letztern mußte der Verf. natürlich öfter und ausführlicher besprechen, erstens, weil Mohammed offenbar auf dasselbe Rücksicht nahm, zweitens aber auch, weil von Seiten desselben die meisten Angriffe auf den Islam ausgegangen sind. Der Verf. geht hier sehr mild und schonend zu Werke, aber freilich für die strengen Orthodoxen der katholischen wie protestantischen Kirche immer noch zu streng, denn diese können natürlich eine Gleichstellung einer andern Lehre, und beschränkte sich diese auch nur auf einzelne Punkte, mit dem Christenthum nicht vertragen und schreien Zeter und Wehe über eine solche; von wissenschaftlicher Widerlegung kann, versteht sich, bei ihnen keine Rede sein.

Der Verf. bespricht zuerst die allgemeinen Glaubenssätze Mohammed's. Diese seien sehr einfach gewesen, indem Mohammed von seinen Anhängern nur verlangt hätte: 1) den Glauben an Einen Gott; 2) den an Mohammed und die ihm vorangegangenen Propheten; 3) an die Auferstehung der Todten und an ein jenseitiges Leben, in welchem die Frommen belohnt und die Sünder bestraft würden.

Hierauf geht der Verf. zu der weltlichen und kirchlichen Verfassung über. Er zeigt, daß Mohammed sich selbst nicht als weltlichen Herrscher betrachtet habe, sondern nur als Propheten, daß er den Despotismus nicht gewollt und daß man ihm die autokratische Verfassungsform, welche der spätere Mohammedanismus gehabt, so wenig zurechnen dürfe, als man dieselbe aus dem Christenthum ableiten könne, wiewol dies ebenfalls öfter geschehen sei.

Ebenso ist die Lehre von der Prädestination, wie von S. 95 an bewiesen wird, von Mohammed nicht in der Schroffheit ausgesprochen worden, wie dies die spätern Zeiten gethan haben. Der Verf. führt mehre Stellen des Koran an, aus welchen ganz deutlich hervorgeht, daß Mohammed die Freiheit des menschlichen Willens anerkannt habe; schon die einzige Thatsache konnte dies beweisen, daß er die Tugend im Himmel belohnt, das Laster bestraft werden läßt. Von Erbsünde weiß er nichts; in dieser Lehre nähert er sich vielmehr der des Pelagius. Wenn die spätern Mohammedaner den Fatalismus als Dogma angenommen haben, so ist dies ebenso wenig der ursprünglichen Lehre der Mohammedaner anzurechnen als die vielen Thorheiten, welche christliche Dogmatiker aus der Lehre Jesu abgeleitet haben. Der Verf. äußert sich auch hierüber sehr bescheiden. Er hätte aber noch vielmehr sagen können: es wäre ein Leichtes, unter den christlichen Religionsbekenntnissen Dogmen aufzufinden, welche an Unsinn und Bornirtheit keiner Lehre des Islam etwas nachgeben, und gerade auch in dieser Lehre von der Prädestination. Man braucht hier nicht einmal bei Augustin stehen zu bleiben, sondern darf an die Zeiten der Reformation erinnern, wo bekanntlich Calvin und seine Anhänger diese Lehre in der empörendsten Schroffheit hingestellt haben, und nicht nur dies, sondern sie ließen auch anders, milder Denkende deswegen hinrichten.

Endlich beweist der Verf. von S. 111, daß Mohammed keineswegs, wie ihm so oft vorgeworfen worden, blos den Glauben gewollt, sondern daß er ebenso viel Werth auf die Tugend gelegt habe. Freilich wurde von den spätern Zeiten auch diese Lehre in den Schatten gestellt: die Tugend wird zurückgesetzt vor dem Glauben; aber finden wir nicht im Christenthum dieselbe Erscheinung? Und gibt es nicht noch heutzutage eine christliche Partei, welche neuerdings sogar die herrschende, wenigstens äußerlich mit den Mitteln der Gewalt, genannt werden kann, die ausdrücklich nichts von der Tugend wissen will, als einer Ausgeburt des Heidenthums, sondern lediglich von dem Glauben, welcher allein den wahren Christen ausmache?

So findet denn der Verf. S. 114, und wir stimmen ihm hierin vollkommen bei, daß der Unterschied des Islam von dem Christenthum weniger in den Dogmen liege als in der Persönlichkeit beider Stifter. Was diese angehe, so müsse allerdings diejenige Mohammed's weit hinter der Jesu zurückstehen, und dies allein sei schon eine nicht unbedeutende Ursache von der größern welthistorischen Bedeutung des Christenthums. Christus habe seine Ansichten ruhig vorgetragen und durch die innere Kraft derselben die Menschen von ihrer Wahrheit zu überzeugen gesucht; endlich sei er für sie gestorben, habe sie also mit seinem Tode besiegelt. Mohammed hingegen habe Gewalt und allerlei Künste angewendet für die Verbreitung seiner Lehre. Während ferner Christus durch sittliche Vollkommenheit sich ausgezeichnet, habe Mohammed sich von seinen Leidenschaften und oft unedeln Neigungen beherrschen lassen. Endlich sei er noch dadurch von Christus unterschieden, daß er Gesetze, die blos ein locales oder momentanes Interesse hatten, als göttliche Offenbarungen erließ, während Christus sich nur auf solche Lehren beschränkte, die in der menschlichen Natur ihre Wurzeln haben und daher zu allen Zeiten und zu allen Völkern passen.

Mit allen diesen Dingen sind wir einverstanden. Da aber der Verf. so oft Veranlassung gefunden, einen Vergleich zwischen dem Christenthum und dem Islam anzustellen, so hätte er wol auch nach unserer Ansicht die welthistorische

Wirkung des Islam auf das Christenthum mit einigen Worten besprechen können. Denn wir glauben, daß gerade in der Beziehung zum Christenthum der Mohammedanismus und das Wesen desselben seinen eigentlichen Schlüssel enthält. Wie es uns scheint, so bildete, vom Standpunkte der Philosophie der Geschichte aus angesehen, der Islam eine naturgemäße Opposition gegen das Christenthum, wie es sich zur Zeit Mohammed's gestaltet hatte, und zwar trug diese Opposition einen doppelten Charakter, einen, welcher dem fast überwundenen Alterthum angehörte, insofern als der Islam sich auf einer Volksthümlichkeit aufbaute und auf diese in seinen Vorschriften fast ebenso Rücksicht nahm als die jüdische Nationalreligion, und zweitens einen Charakter, welcher der damaligen Zeit vorauszueilen schien, indem er dem Aberglauben und der Vielgötterei, die in dem Christenthum schon wieder eingerissen war, die einfache Lehre von einem einzigen Gott entgegenhielt, dem der Religionsstifter, Mohammed, blos als Prophet, keineswegs als wirklicher Gott beigeordnet war. Durch die Verbindung beider Charaktere, des antiken nationalen und des modernen vernünftigen, bekam der Islam damals eine um so gefährlichere Bedeutung, als das Christenthum in sich selbst zerspalten und theilweise zum Götzendienst herabgesunken war, dem die abscheulichsten Auswüchse der Heuchelei und der Pfaffenherrschaft nicht fehlten. Und gewiß liegt sowol hierin als auch in den einzelnen großen und einfachen Wahrheiten des Islam der Grund, warum derselbe anfangs eine so ungeheure Verbreitung fand, die sogar dem Christenthum den Untergang zu bereiten drohte. Dadurch aber ist der Islam für die Entwickelung des Christenthums von dem heilsamsten Einflusse gewesen, denn er hat das gesammte christliche Europa, insbesondere auch das abendländische aufgeschreckt, es zur Vertheidigung getrieben und dadurch das innere Absterben verhindert. Wäre diese Gefahr vor dem Islam nicht dazwischen gekommen, so ist wol zu zweifeln, ob die ungeheure Entsittlichung und Zerfallenheit, die gerade damals im abendländischen Europa herrschte, dem Christenthum nicht den innerlichen Untergang bereitet hätte, so aber raffte man sich noch einmal auf, um in ein neues Stadium der Entwickelung zu treten. Zu dieser Art des Einflusses, den der Islam auf das Abendland übte, kam aber bald noch ein anderer, friedlicher. Wir meinen hiermit die große Bewegung, die von den Arabern durch das Studium der Aristotelischen Philosophie nach Frankreich und in das übrige Europa gekommen war. Gewiß hat die geistige Bildung des Mittelalters den Arabern ebenso viel zu danken als dem Alterthum die spätere Zeit.

Aber eine Religion, die nicht allein auf die ewigen Wahrheiten, die in der Brust jedes Menschen liegen, gebaut ist, sondern welche zugleich an momentanen, zufälligen, socialen und darum veränderlichen Dingen haftet, die sie jedoch als unveränderlich zu bezeichnen unternimmt, wie die mohammedanische doch war, kann nicht dazu berufen sein, in der That zu einer Weltreligion zu werden. Den Einfluß, den der Islam möglicherweise erreichen konnte, hat er erreicht; nachdem dies geschehen, bereitete sich auch in ihm der Zerfall vor, der jedem menschlichen Werke unabänderlich folgt. Heutzutage ist er so ziemlich schon seinem Ende nahe gebracht, wenigstens fehlt ihm der wahre Enthusiasmus, der die Dauer verbürgt, wenn auch Ausbrüche der Roheit und des Fanatismus gerade in neuester Zeit wiederholt zum Vorschein gekommen sind. Dies will aber so wenig sagen, als die neuesten Versuche der katholischen und der protestantischen Hierarchie, die Menschheit wieder an dem Narrenseile zu gängeln oder in die Verdummung zurückzuführen, derselben einen bleibenden Erfolg zu verbürgen vermögen. Der Verf. spricht sich am Ende seines Werkchens über die Zukunft des Islam in folgenden zu beherzigenden Worten aus, mit denen wir ganz einverstanden sind und die wir hier zum Schluß mittheilen:

„Fragen wir nach dieser gedrängten Darstellung des Islam, welche Zukunft wir ihm prophezeien und welche Fortschritte er machen muß, um sich auf die Höhe der europäischen Civilisation zu schwingen, so glauben wir, daß er mit dem Judenthum ganz denselben Weg zu wandeln hat, sowol zur Sonderung der Tradition von der Offenbarung selbst als zur Unterscheidung in der Heiligen Schrift zwischen ewigen Wahrheiten und zwischen Gesetzen und Vorschriften, die nur vorübergehende äußere Umstände herborriefen. Eine einstige Verschmelzung mit dem Christenthum ist für den Islam um so eher vorauszusehen, als ja Mohammed selbst Christus und Maria weit höher stellt als ein Theil der protestantischen Christen. Gelangen die Mohammedaner einmal durch historisch-theologische Studien zur Überzeugung, daß das jetzige Christenthum ein ganz anderes ist als das, welches Mohammed kannte, daß das Urchristenthum wieder zu seiner Reinheit durch eigene Kraft zurückgekehrt ist, daß man auch als Christ nur an Einen Gott zu glauben hat, der allein Himmel und Erde geschaffen, daß man die Mutter Gottes weder für Gottes Gattin, noch Christus selbst für einen aus dieser Verbindung durch Zeugung hervorgegangenen Sohn Gottes zu halten braucht, so ist die Scheidewand zwischen ihnen und den Christen durchbrochen. Fahren aber die christlichen Missionare wie bisher fort, von den Muselmännern geradezu einen Glauben an Dogmen zu fodern, die sie unmöglich begreifen können und die sie, wie der Stifter ihrer Religion, als Abgötterei zu verwerfen genöthigt sind, so müssen auch wie bisher alle ihre Bemühungen ohne Erfolg bleiben. Juden sowol als Mohammedaner können nur auf dem Wege des Rationalismus wirklich bekehrt werden. Das sollten auch die Nichtrationalisten, ja selbst die Katholiken einsehen. Ist einmal dieser Schritt gethan, dann werden schon Diejenigen, deren Inneres nach einem positivern Glauben als dem christlichen Rationalismus schmachtet, von selbst zu den Supernaturalisten übergehen, oder sogar zu den Katholiken, um sich nicht nur an einem im Himmel thronenden Gottmenschen, sondern auch an seinem in nie aussterbenden Kirchenhäuptern stets gegenwärtigen Geiste festzuklammern wie einst ein Theil der Muselmänner an Ali und den Imamen aus seinem Geschlechte. Statt durch den Katechismus und die Bibel, welche ohne Commentar dem Nichtchristen ein verschlossenes Buch bleiben, dessen Äußeres eher abstoßend als anziehend ist, müßte man die Mohammedaner durch gründliches Studium der Welt- und Religionsgeschichte aufzuklären suchen. Mohammed könnte dann für das arabische Volk, wie Moses für die Israeliten ein Gesandter Gottes bleiben; als den größten Propheten, als den der ganzen Menschheit und aller Ewigkeit müßten sie aber Christus anerkennen.“ 53.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 102. —— 12. April 1845.

Historische Grundlagen des deutschen Staats- und Rechtslebens. Vorstudien zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte von Karl Robert Sachße. Heidelberg, Winter. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.*)

Der Verf., der das nationale Bewußtsein eines jeden Volks als dessen heiligstes Kleinod und folglich auch die Kenntniß der Nationalgeschichte, wodurch jenes Bewußtsein belebt wird, als eine Aufgabe jedes gebildeten Mannes betrachtet, hat in vorliegendem Werke versucht, eine Basis nicht allein für die Geschichte der deutschen, sondern zugleich aller andern germanischen Nationen zu geben. Von der Ansicht ausgehend, daß vor Allem die Urgeschichte einer Nation möglichst aufgeklärt werden müsse, wenn nicht in der historischen Entwickelung der spätern Perioden zu Vieles dunkel bleiben oder in einem falschen Lichte erscheinen solle, hat er daher die ältesten Staats- und Rechtsverhältnisse der germanischen Völker dargestellt, insoweit dies bei einer gründlichen Benutzung und gegenseitigen Vergleichung der geschichtlichen Quellen aller dieser Völker geschehen konnte; denn die Kenntniß des öffentlichen Rechts gilt ihm als die wesentlichste Grundlage des gesammten Studiums der Geschichte, da diese nichts Anderes ist als die Entwickelung des öffentlichen Lebens einer Nation. Je form- und bedeutungsloser das öffentliche Leben eines Volks ist, oder umgekehrt je starrer und unveränderlicher dessen Formen sind, desto weniger kann von einer Geschichte des Volks die Rede sein. Um daher eine festere Basis für die Geschichte der deutschen, französischen, englischen und anderer Nationen germanischen Ursprungs zu haben, war es nöthig, die Grundlagen ihres ältesten Staats- und Rechtslebens zu schildern, und über dies Bedürfniß spricht sich die Vorrede mit folgenden Worten aus:

> Schon seit der ersten Zeit, wo der Verf. das Studium der deutschen Rechtsgeschichte zu seiner Lieblingsaufgabe machte, fühlte er die Schwierigkeit einer klaren Auffassung der spätern Perioden, wo es noch an einer genauern Darstellung der frühesten fehlte. Von einer Auflösung der Gauverfassung war die Rede, und doch hatte man kaum erst aus einigen flüchtigen Zügen eine Ahnung von dieser Verfassung selbst erhalten. Wie war es also möglich, von den neuen Erscheinungen, die aus deren Auflösung hervorgingen, sich ein deutliches Bild zu entwerfen? insbesondere da diese Erscheinungen keinen geordneten Zustand der Staaten, sondern ein wahrhaftes Chaos von Ruinen uns darstellen. Alle die Trümmer, die wir hier, unter dem zerstörenden Einflusse des Lehnwesens, übereinander gehäuft und oft bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet den weiten Plan germanischer Staaten überdecken sehen, gehörten ursprünglich zu einem, wenn auch nicht nach feinerm Geschmacke, doch nach bestimmten Regeln und Verhältnissen aufgeführten Gebäude. Durch dessen Zusammensturz sind sie dahin dorthin geschleudert und zerstreut; aber fast jedes Stück liegt an dem bestimmten Orte, den es nach seiner frühern Stellung im Gebäude beim Herabstürzen und Zusammentreffen mit andern Stücken erhalten mußte. Bedarf man also eines Überblicks über dies Gewirre und einer richtigen Beurtheilung der zahllosen Fragmente, so muß der Grund und Plan des ganzen Gebäudes erst wieder aufgesucht und dargestellt werden, damit man dann, von dem Allgemeinen nach und nach zu dem Einzelnen übergehend, allmälig jedem Fragmente seine Stellung anweisen und zu dessen Beurtheilung schreiten kann.

Vorarbeiten Anderer, die bei dem Werke hätten benutzt werden können, fanden sich so gut wie keine; denn in Betreff der Verfassung ist eine kleine Schrift von Majer über Germaniens Urverfassung viel zu oberflächlich, um darauf weiter fortbauen zu können. In Ansehung des Ständewesens aber sind zwar einige gute Schriften vorhanden, wie z. B. C. Kindlinger's „Geschichte der Hörigkeit" und Wilda über die Gilden; allein sie behandeln ihren Gegenstand zu getrennt und außer seinem organischen Zusammenhange mit dem ganzen Staate selbst. Und doch ist es gerade das Ständewesen, was kraft einer innern Lebensthätigkeit sich tief aus dem Wesen und der Verfassung eines jeden Staats herausbildet; was nicht wie ein Pfropfreis willkürlich auf einen fremden Stamm verpflanzt werden kann, sondern nur auf demjenigen grünt, aus dem es organisch hervortrieb. Deshalb geht hier das Streben unsers Werks dahin, aus den Grundprincipien der ganzen Verfassung die Nothwendigkeit zu zeigen, warum die Stände gerade so, wie wir sie finden, sich bei den germanischen Völkern entwickelten und entwickeln mußten.

Da aber bei einer Darstellung der germanischen Urverfassung hauptsächlich auch auf die Völker Rücksicht genommen werden mußte, wo diese Verfassung in keinen Kampf mit dem Lehnwesen trat, sondern ruhig fortbestand, bis sie allmälig erst unter dem Einflusse der Zeit

*) Hierzu: Heidelberger Jahrbücher, Jahrgang 1844, Heft 3, Nr. 28 und 29, S. 442 fg.

verschwand, so hat der Verf. unter den Quellen, aus denen er schöpfte und die er in den Anmerkungen in großer Zahl wörtlich mittheilt, vorzüglich auch auf die ältern Gesetze und Geschichtsbücher der skandinavischen Staaten sein Augenmerk gerichtet, welche für die Rechtsgeschichte der germanischen Völker noch immer viel weniger als sie verdienen benutzt worden sind. Aus einer genauen Vergleichung der verschiedenen Volksrechte erweist er, daß die Grundprincipien des öffentlichen Rechts aller dieser Völker miteinander übereinstimmen und nur geringe Modificationen durch Zeit und Umstände bei einzelnen Völkern herbeigeführt wurden. Diese Grundprincipien aber finden sich noch in ziemlich später Zeit in den skandinavischen Staaten am reinsten und bestimmtesten ausgeprägt, und oft erhalten die Quellen anderer Völker erst aus den skandinavischen Licht und Bedeutung. Da aber diese Quellen in den verschiedensten Sprachen und Dialekten abgefaßt sind, die nur wenigen Lesern bekannt oder geläufig sein dürften, so sind zu allen mitgetheilten Stellen, deren Sprachen zu den weniger bekannten gehören, genaue wörtliche Übersetzungen beigefügt. Dies gilt hauptsächlich von Dem, was aus norwegischen, schwedischen, dänischen, isländischen, angelsächsischen und friesischen Gesetz- und Geschichtsbüchern entlehnt ist.

Das ganze Werk besteht aus zwei Hauptabtheilungen, deren erste von den Ländern und ihrer Verfassung, wonach sie in gewisse Provinzen und kleinere Regierungsbezirke abgetheilt waren, spricht. Die zweite behandelt das Ständewesen.

In der ersten Hauptabtheilung werden anfangs einige einleitende Bemerkungen über den Culturzustand der germanischen Völker in der Zeit vorausgeschickt, wo wir durch die Schriften der Römer und Griechen genauere Kenntniß von ihnen erhalten. Sie werden uns hier nicht als rohe und von aller Cultur entblößte Barbaren dargestellt, die etwa mit amerikanischen Wilden verglichen werden dürften. Sondern Ackerbau und Grundeigenthum waren schon längst die Basis der germanischen Staaten, die erste Stufe des Fortschritts zu besserer Ausbildung geworden. Schon suchten Fürsten und ihre Söhne im römischen Kriegsdienste und in Rom selbst Gelegenheit, sich die Kenntnisse der gebildeten Welt anzueignen. Schon hatte man in den Runen eine eigene Schrift, und obgleich sich Manche, zum Beweise des Gegentheils, auf eine bekannte Stelle des Tacitus berufen haben, so kann doch hieraus nichts weniger als ein solcher Beweis entlehnt werden; denn wir werden überzeugt, daß diese Stelle durchaus nicht von der Schreibkunst selbst, sondern nur von geheimem Briefwechsel zwischen Männer und Frauen rede. Viris pariter ac foeminis ignota sunt literarum secreta, sagt Tacitus in einem Capitel, wo nur von den strengen Sitten des Volks gesprochen wird. Nur geheime Correspondenz der Art sei der sittlichen Reinheit jener Völker zuwider gewesen und schon durch diese Bemerkung gibt Tacitus eigentlich stillschweigend den Gebrauch einer Schrift im Allgemeinen zu, deren Kenntniß in den skandinavischen Staaten schon lange vor Einführung des Christenthums und römischer Cultur sogar ziemlich verbreitet gewesen sein muß, da man sich ihrer als öffentlicher Denkmale bediente.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen werden wir zunächst aufmerksam gemacht auf die Ansichten der römischen und griechischen Schriftsteller über die Lage und Eintheilung der germanischen Länder und Völker. Die geographischen Irrthümer jener Schriftsteller werden untersucht und mit Rücksicht hierauf die gegebenen Nachrichten erklärt und berichtigt. Nach Tacitus und Plinius werden vier Hauptstämme unterschieden und unter diesen die Hermionen oder Gambririer in die Gebirgsgegenden des mittlern und südlichen Deutschland, die Ingävonen oder Sveven in die großen Ebenen des nordöstlichen Deutschland, die Istävonen oder Marser in die Niederungen der Ostseeküste, und die Vandalen auf die Inseln und Halbinseln Skandinaviens verlegt, von wo sie sich jedoch allmälig weiter nach Süden ausgebreitet hatten. Die Namen dieser Völkerstämme beziehen sich auf die Lage und Natur der Länder selbst, die sie im Besitze hatten; denn so ist der zuletzt angeführte aus dem dänischen Worte vand, d. i. Wasser, und dem alten Zeitwort ala, d. i. leben, irgendwo sich aufhalten, zu erklären und bezeichnet Wasserländer oder Insulaner, wie Hermionen, von hehr abgeleitet, Hochländer bezeichnet. Sveven gab es aber auch auf der Hochebene, die einen großen Theil Baierns umfaßt; allein diese, die unter dem Namen Markomannen bekannter sind und später, nach Böhmen sich zurückziehend, mit den Hermunduren die Wohnsitze vertauschten, dürfen nicht mit dem großen Svevenstamme im nordöstlichen Deutschland verwechselt werden, mit dem sie nur, weil auch sie eine Ebene bewohnten, den Namen gemein hatten, welcher durch das altskandinavische Wort sueif, d. i. eine Ebene, erklärt werden muß. Hierdurch erledigt sich zugleich der über den Unterschied von sassischen und svevischen Völkern schon lange fortgeführte Streit, wonach Einige deren Namen durch Grundsassen, d. i. auf festem Grundeigenthume wohnende, und herumschweifende oder nomadische Völker zu erklären versucht haben, deren es unter den germanischen schon zu Tacitus' Zeiten keine mehr gab, wenngleich Auswanderungen einzelner Völker bei besondern Veranlassungen noch weit später vorkommen. In dem Unterschiede der angeführten vier Hauptstämme aber findet sich der noch jetzt gebräuchliche wieder, wonach Hochländer, Flach- oder Plattländer und Niederländer den stammverwandten Bewohnern der skandinavischen Halbinseln und Inseln entgegengesetzt werden, und die Verschiedenheit der verwandten Sprachen selbst rechtfertigt diese Unterscheidung. Endlich wird noch die Beziehung erklärt, in die Tacitus die Namen dieser Stämme mit den Namen gewisser nationaler Gottheiten setzt, sowie die Art, wie die Römer ihre eigenen Götter den germanischen unterschoben, wobei besonders die griechischen Götternamen zu berücksichtigen sind. Denn unter

diesen erklärt sich vorzüglich aus dem Namen Ares sehr leicht, warum die Römer in dem Har-Aes oder dem hohen Asen der Germanen, den man in Betheuerungen u. s. w. anrief, ihren Mars wiederzufinden glaubten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Balgowe, historisch-romantisches Gemälde von F. W. F. von Rekowski. Drei Bände. Altenburg, Helbig. 1844. 8. 3 Thlr.

Wenn man das Frische Haff entlang gen Nordosten schifft, so erblickt man auf dem hohen Uferrande einer weit in die See sich erstreckenden Halbinsel ein mächtiges verfallenes Gemäuer, von dem nur noch ein Thurm erhalten ist. Dieses Gemäuer, welches fast drei Jahrhunderte lang nur von den Schiffern des Haffs beachtet wird und ihnen noch heute oft als ein erwünschtes Merkmal dient, ist die Ruine des einst so weit berühmten und mächtigen Ordenshauses Balga, welches 1240 aus der uralten Landesburg Balgowe emporstieg. 1238—40 war dieses Schloß die uralte und mächtige Landesburg Warmiens. Das alte Warmien oder Ermland war aber ein Theil der Provinz Ostpreußen und bespült von den Wellen des Frischen Haffs, dessen erste deutsche Benennung Estenmeer war. Hier hätten wir nun den Schauplatz und den Zeitraum des vorliegenden Romans ungefähr angegeben. Der Hauptmoment ist die Bekehrung der Ostpreußen zum Christenthum durch das Schwert der Ordensritter „unserer lieben Frauen" und wir sind Zeugen der Kämpfe und Siege des Kreuzes über das Heidenthum. Wir hören auch manche salbungsreiche Predigten, erleben sogenannte Wunder, und sehen zerknirschte Helden sich zur Wahrheit bekennen, unter andern den Romanhelden Pomande, welcher sogar so schwärmerisch christlich gesinnt ist, daß er um der heiligen Religion willen Verrath übt an einer Schar Heiden, bei denen sein Bruder Gastrecht fand. Es thut Ref. wirklich leid, das vorliegende Buch, zu welchem der Autor so viel Chronikstudien machen mußte, woran so viel Sittenmalerei gewandt wurde, welches so viel Mühe und Fleiß kostete, nicht unbedingt loben zu können. Es enthält viel Interessantes, manche Charaktere treten kräftig heraus, es ist Alles gründlich, geschichtsgemäß, und doch dabei so gründlich langweilig, so entsetzlich gedehnt, daß eine gewisse Energie dazu gehört, es vom Anfang bis zum Ende zu lesen. Wer diese Energie hat, kann nur gewinnen, nämlich ein treues, lebendiges Bild jener Zeit, jenes Landes, jener Heidenvölker und jenes christlichen Ordens „unserer lieben Frauen".

2. Freund oder Feind. Novelle von Miß Ellen Pickering. Aus dem Englischen von B. F. L. Petri. Drei Theile. Braunschweig, Leibrock. 1844. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Miß Ellen Pickering ist jetzt die neueste Modeschriftstellerin in England, und wenn das Spannende der Erzählung, die treue Charakterzeichnung und Schilderung anmuthiger Scenen von der Mode anerkannte Verdienste sind, so läßt sich der Vorzug begreifen, den sie gefunden hat. Hr. Mortimer glaubt seinen Freund umgebracht zu haben, während derselbe am Meeresufer, indem er sich gegen seinen heftigen Angriff vertheidigte, ins Meer fiel. Zwanzig Jahre sind seitdem verflossen und für Hrn. Mortimer ebenso viel Jahre der Reue gewesen; er hat den Sohn des todten Freundes mit väterlicher Liebe erzogen und denselben, als er mit seinem eigenen zugleich ins Wasser fiel, zuerst gerettet, ihn auf Reisen geschickt und den Unbemittelten mit reichlichen Geldmitteln versehen, ja selbst mit der höchsten Sparsamkeit gelebt, um dem Pflegesohn ein Vermögen geben zu können. Dessenungeachtet lastet die schwere That auf seiner Seele, und sein gereiztes sonderbares Wesen übt einen unglücklichen Einfluß auf die Familie. Den Sohn läßt er weder reisen noch zum Militairdienst treten, aus Furcht, der Heftige könne in gleiches Unglück wie er gerathen, und die Tochter versagt er dem Pflegesohn, weil er glaubt, die drohende Hand des gemordeten Freundes zwischen Beiden zu erblicken. Das dunkle Geheimniß der Missethat schwebt wie eine schwere Gewitterwolke über die beiden ersten Theile des Romans; ein intriguanter Vetter säet Unfrieden in die Familie, da ihm nach deren Vermögen gelüstet; und seinen Machinationen gelingt es, Hrn. Mortimer, den von seinem Gewissen schon arg Gequälten als des Mordes angeklagt vor das Gericht zu bringen. Es scheint dem Alten eine Erleichterung, seine Schuld bekennen zu können; in diesem Augenblick findet sich aber der todtgeglaubte Freund wieder; er war in die Hände von Schmugglern gefallen, dann von Corsaren gefangen worden, und kehrte erst nach langer Sklaverei heim. Die Auflösung wendet Alles zur allgemeinen Zufriedenheit. Die Fäden sind recht gut angelegt und recht anmuthig geschlungen, Haupt- wie Nebencharaktere trefflich geschildert und treu durchgeführt, die Räumlichkeiten nach der Natur mit ihren geschichtlichen Anspielungen dargestellt; kurz, das Ganze ist wirklich ein hübscher Roman, kein historischer, kein Tendenzroman, und dennoch fesselnd; er könnte mancher deutschen Schriftstellerin als Musterroman dienen.

3. Witwen und Witwer. Ein Roman aus dem wirklichen Leben von Mrs. Thomson. Nach dem Englischen von W. du Roi. Drei Theile. Braunschweig, Leibrock. 1844. 8. 4 Thlr.

Die Vorrede meldet, daß einer der Hauptmomente des vorliegenden Romans auf einer wahren Geschichte beruht, auf einem Ereigniß nämlich, welches sich in einer der vornehmsten Familien Englands zugetragen hat, deren Erbe durch seinen Schwager vergiftet wurde, welcher Letztere dann, des Verbrechens überwiesen, seine Strafe fand. Diese Geschichte ist unstreitig der Culminationspunkt des Interesses in den drei Bänden, wenngleich sie auch dem eigentlichen Roman nur einverleibt ist, und keine der Hauptpersonen eine bedeutende Rolle darin spielt, noch davon bedeutend beeinflußt wird. Der Verdacht der Vergiftung trifft zwar einen Augenblick den Gatten unserer Heldin, doch ist dieser aus andern Gründen geflohen und zufällig dem Verhör entgangen. Witwen und Witwer sind in großer Mannichfaltigkeit dargestellt: heirathslustige, und resignirte, lächerliche und vernünftige, gutmüthige und zänkische; voller Leben sind die Scenen, die Charakterschilderungen voller Wahrheit. Es ist nur leider Alles überladen; oft hemmen Scenen, deren schon ähnliche da waren, den Lauf der Geschichte gerade in einem Augenblicke, wo das Interesse auf die Geschichte gespannt ist. Die Nebenpersonen werden oft mit gar zu großer Wichtigkeit behandelt; die Mannichfaltigkeit der Gestalten hätte zu mehren Romanen Stoff geben können, während die vorliegende Herzensgeschichte recht gut in zwei Theile gedrängt werden konnte. 46.

Über die bauliche Einrichtung des römischen Wohnhauses von C. G. Zumpt. Mit einer lithographirten Tafel. Berlin, Dümmler. 1844. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wer das römische Haus im weimarischen Park gesehen hat, dürfte sich doch eine nicht ganz richtige Vorstellung von der innern Einrichtung eines gewöhnlichen römischen Hauses machen können. Weit zweckmäßiger wird hierzu das römische Haus sein, welches der König Ludwig von Baiern in Aschaffenburg nach pompejanischen Mustern zu erbauen beschlossen hat. Bis zu dessen Vollendung wird sich der Kunstfreund aus dem Vortrage des Hrn. Zumpt, der zu Berlin im Wissenschaftlichen Verein gehalten worden ist, eine sehr anschauliche Vorstellung mittels der beigegebenen Lithographie machen können, wenn er damit die klar und einfach geschriebenen Erläuterungen vergleicht. Wir können hier keinen Auszug aus der Schrift geben, machen aber gebildete Personen und Künstler auf die fruchtbaren Bemerkungen über das Vestibulum und

das Atrium der alten Römer aufmerksam, ferner auf die Schilderung der schönen musivischen Arbeiten in allen Räumen und auf die technisch-antiquarischen Erörterungen über die Tabernen oder Werkstätten in den Häusern, über die obern Stockwerke und die dahin führenden Treppen sowie auf die Widerlegung einer noch immer verbreiteten Ansicht, als hätten die Römer weder Kamine noch Schornsteine gehabt. Auf den ersten neun Seiten sind die städtischen Verhältnisse Pompejis kurz und bündig angegeben, seine Straßen, Umfangsmauern, Wasserleitungen und dergl. mehr, wobei auch sehr befriedigend dargethan ist, weshalb man in den Straßen der altrömischen Städte weder zu fahren noch zu reiten pflegte.

Wir reihen diese inhaltreiche Abhandlung an die ähnlichen Vorträge des gelehrten Verf. über die Bevölkerung im Alterthume, über die Philosophenschulen und über die altitalische Religion, und sprechen gern unsere Erwartung aus, daß es Hrn. Zumpt noch oft gefallen möge, in dieser anspruchslosen und doch gründlichen Weise die Schätze seiner antiquarischen Kenntnisse den Dilettanten der Philologie mitzutheilen. Denn das ist der edelste Gewinn, den diese Studien der heutigen Welt bringen, die sich mehr als es billig und nützlich ist von dem Leben der alten Welt abgewendet hat. 20.

Bibliographie.

Re, C. del, Nemesis oder Wege des Schicksals. Ein Roman nach einer Begebenheit aus dem bürgerlichen Leben der neuern Zeit. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Reichenbach, M., Julitage en miniature. Humoristisch-satirische Bilder in Novellenform. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Herausgegeben von E. Widenmann und H. Hauff. 28ste Lieferung: die heutigen Syrier, oder gesellige und politische Zustände der Eingeborenen in Damaskus, Aleppo und im Drusengebirge geschildert nach der an Ort und Stelle in den Jahren 1841—1843 gemachten Aufzeichnungen eines Reisenden. Aus dem Englischen übersetzt und mit statistischen Nachrichten aus der Handschrift des Verfassers vermehrt. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

— — Derselben 29ste Lieferung: Istrien und Dalmatien. Briefe und Erinnerungen von H. Stieglitz. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Risch, O. T., Zünfte, Gewerbefreiheit, gewerbliche Vereine, im Allgemeinen betrachtet und vergleichsweise zusammengestellt. 2te unveränderte Auflage. Berlin, Springer. Gr. 8. 15 Ngr.

Ritter, J. J., Über die Verehrung der Reliquien und besonders des heiligen Rockes in Trier. Eine Vorlesung veranlaßt durch ein Schreiben des Hrn. Johannes Ronge. 2te Auflage. Breslau, Aderholz. 8. 2½ Ngr.

Rom. Aus dem Französischen von A. de Marle. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Ruland, J. N., Von der Verehrung der Reliquien im Allgemeinen und der des heiligen Rockes zu Trier insbesondere. Predigt. Mit zwei Anhängen. 4te Auflage. Berlin, Eyssenhardt. 8. 3 Ngr.

— — Was wird uns das neue Jahr wol bringen? Neujahrspredigt 1845. 2te unveränderte Auflage. Berlin, Eyssenhardt. 8. 2 Ngr.

Ruland's (Kaplan) U über die Reliquien-Verehrung bleibt ein U. Von M. St....r. Berlin, Eyssenhardt. 8. 2½ Ngr.

Rustige, H., Gedichte. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 22½ Ngr.

Schwarz, J., Liebe, Kunst und Brot, oder: Der Bäcker und sein Kind. Mainzer Localposse in drei Acten. Mainz, Wirth. Gr. 12. 10 Ngr.

Schwertfeger, T., Breslau und Leipzig in ihren eigenthümlichen Beziehungen zur politischen und kirchlichen Freiheit Deutschlands. Ein Wort an die deutschen Männer jeder Confession. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 3 Ngr.

Siegmund, F., Zwölf Gedichte, unserer Zeit gewidmet. Leipzig, Köhler. 8. 6 Ngr.

Stella. Die Nichtigkeit des irdischen, die Herrlichkeit des ewigen Lebens. Frei nach dem Lateinischen von K. Steger. Mit 1 Stahlstich. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 8. 20 Ngr.

Katholische Stimmen gegen die Trier'sche Ausstellung im Jahre 1844. 4te Auflage. Frankfurt a. M., Körner. 8. 2 Ngr.

Thiers, A., Geschichte des Consulats und des Kaiserthums. Aus dem Französischen übersetzt unter Leitung von F. Bülau. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Meline. Gr. 8. à 1 Thlr.

Thönnissen, K., Kritische Erörterungen aus Hesiod's Leben, Glauben und Dichten. Trier, Lintz. 1844. Gr. 8. 8 Ngr.

Uhlich, Bekenntnisse. Mit Bezug auf die protestantischen Freunde und auf erfahrene Angriffe. Leipzig, Böhme. Gr. 8. 12½ Ngr.

Verbeek, J. W., Des Grafen Nicolaus Zinzendorf Leben und Charakter in kurzgefaßter Darstellung nach A. G. Spangenberg's Biographie desselben und Quellen aus dem Archiv der evangelischen Brüder-Unität. Gnadau. 8. 1 Thlr.

Die Verordnung vom 22. Mai 1815, betreffend die Volks-Repräsentation in Preußen. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Ngr.

Vivat Ronge! Vivat Schneidemühl! Oder: Was muß geschehen, damit das durch confessionelle Spaltungen zerrissene deutsche Volk wieder ein einiges Volk werde? Ein ernstes Wort an die deutsche Nation von einem Anhänger der neuen christlich-apostolisch-katholischen Gemeinden. Leipzig. Gr. 8. 3 Ngr.

Vollgraff, K., Kritische Beleuchtung der Schrift des Hrn. Prof. Zöpfl zu Heidelberg über das Verhältniß der Beschlüsse des Deutschen Bundes zu Sachen der streitigen Gerichtsbarkeit und gerichtlichen Entscheidungen. Frankfurt a. M., Varrentrapp. 8. 10 Ngr.

Die Vorgänge der letzten Tage auf hiesiger Universität, nebst dahin gehörigen Actenstücken. Zugleich ein Wort über das heutige deutsche Studentenleben. Kiel, Bünsow. 10 Ngr.

Wächst die römische Kirche oder fällt sie? Antwort: Sie ist gefallen. Sie wird fallen. Berlin, Wohlgemuth. 8. 3 Ngr.

Die griechisch-slawische Welt. Griechenland, Serbien, Ungarn, Polen und Rußland. Leipzig, Michelsen. Gr. 8. 15 Ngr.

Wilhelmi, K., Über die Entstehung, den Zweck und die Einrichtung der gegenwärtigen Geschichts- und Alterthumsvereine deutscher Zunge. Eine Rede. Heidelberg, Mohr. 1844. Gr. 8. 5 Ngr.

Wirth, F. W., Die Religionshandlungen der evangelischen Kirche. Zehn Predigten nebst einem Anhange: Über den Eidschwur. Erlangen, Heyder. Gr. 8. 12½ Ngr.

Wislicenus, G. A., Ob Schrift? ob Geist? Verantwortung gegen meine Ankläger. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 8 Ngr.

Ein Wort an Rom und seine Hierarchie. Veranlaßt durch die Ausstellung des heiligen Rockes und zugleich als Beleuchtung der Schrift: „Hr. Joh. Ronge der falsche katholische Priester und die schlechte Presse". 2te Auflage. Hagen, Thieme und Butz. 8. 3 Ngr.

Ein Wort der Verständigung über die deutsche Volkskirche als die höhere nationale Einheit von Protestantismus und Katholicismus. An Joh. Ronge. Von einem Protestanten. Stuttgart, Sonnewald. Gr. 8. 4 Ngr.

Zschokke, F., Die Todtengruft, oder: Die unterirdischen Racheschwerter. Leipzig, Drobisch. 8. 28 Ngr.

— — Die Walpurgisnacht, oder die Hexe der Bialshöhle. Leipzig, Drobisch. 8. 28 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 103. — 13. April 1845.

Historische Grundlagen des deutschen Staats- und Rechtslebens. Vorstudien zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte von Karl Robert Sachße.

(Fortsetzung aus Nr. 102.)

Wenn aber schon in dem bisher Erwähnten mancher willkommene Beitrag nicht allein zur germanischen Alterthumskunde, sondern auch für das Studium der classischen Schriftsteller und vor Allem des Tacitus enthalten ist, so erhalten wir im folgenden Abschnitte, wo der Verf. auf die einzelnen Völker der Germania antiqua übergeht, noch weit mehr, was zugleich für den Philologen, insofern er sich mit der Geographie der Griechen und Römer bekannt machen muß, sehr brauchbar ist. Wir finden hier, wo uns die Verfassung und die politischen Verhältnisse der germanischen Völker untereinander in der ältesten Zeit dargestellt werden, zugleich eine ausführliche Geographie Deutschlands in seiner ersten geschichtlichen Periode vor der Völkerwanderung. Mit Beziehung auf eine Stelle des Plinius wird nämlich jeder der zuerst genannten vier Hauptstämme wieder in vier größere Völkervereine eingetheilt und auch bei diesen das tetrarchische Princip der Verfassung consequent durchgeführt, welches noch nach der Völkerwanderung aus einer Menge von angeführten Quellen als ein Grundprincip der germanischen Staaten hervortritt. Mit diesem aber mischte sich zugleich die Dodekarchie, von der ebenfalls noch später unzählige Spuren nachgewiesen werden, und jeder Staat zerfiel also der Regel nach in vier Provinzen, deren jede von einem Provinzialkönige (Fylkiskonung) unter der Oberherrschaft des allgemeinen Volkskönigs (Thiodkonung) verwaltet wurde, während in jeder Provinz wieder drei oder in allen vier Provinzen zusammen zwölf größere Gauen bestanden, von denen jeder einen Grafen an seiner Spitze hatte. Doch litt diese Ordnung der Dinge natürlich in Zeiten der Unruhe manche augenblickliche oder dauerndere Störung. Geleitet von diesen Grundsätzen ordnet nun der Verf. die politischen Verhältnisse aller der Völker, die von römischen und griechischen Schriftstellern zu den germanischen gerechnet werden, indem er die Grenzen eines jeden theils nach vielen, aus älterer Zeit noch erhaltenen Orts- und Flußnamen u. s. w., theils und hauptsächlich nach den ältesten Grenzen der deutschen Erzbisthümer und Bisthümer zu bestimmen sucht. Denn die kirchliche Geographie, die der Veränderung schon darum weit weniger als die weltliche ausgesetzt war, weil Erzbisthümer und Bisthümer nicht wie die weltlichen Territorien vererbt und durch Erbschaft getheilt oder verschmolzen werden konnten, gibt oft einen sehr sichern Anhalt zur Bestimmung der ältesten Staatsgrenzen, da bei Einführung des Christenthums die Kirchenverfassung sich genau an die der Staaten anschloß und die neuen kirchlichen Regierungsbezirke mit den schon vorhandenen politischen möglichst in Übereinstimmung gesetzt wurden. Deshalb ist auch schon von Andern die kirchliche Geographie zu gleichem Zwecke, wenigstens in Betreff einzelner Völker, mit Glück benutzt werden, z. B. durch v. Ledebur in seiner Schrift über das Land und Volk der Bructerer. Zu bedauern ist es, daß der Verf. bei dieser Abtheilung seines Werks keine Karte beigegeben hat, wodurch der Überblick über die geschilderten Verhältnisse der verschiedenen Völker zueinander gewiß sehr erleichtert worden wäre.

Mehr ins Einzelne geht das zweite Capitel dieses Abschnitts, welches im ersten Hauptstücke die tetrarchische Verfassung und ihre Entwickelung in den einzelnen Staaten germanischen Ursprungs nach der Völkerwanderung beleuchtet. Hier wird zuerst die Provinzialverfassung Norwegens, Schwedens und Dänemarks sehr ausführlich geschildert, und gezeigt, wie man sie bei der allmäligen Ausdehnung dieser Staaten immer in ihrer ursprünglichen Art zu erhalten und wiederherzustellen suchte. Dann werden unsere Blicke auf die Provinzialverfassung der Friesen, Sachsen, Angelsachsen, Thüringen, Baiern, Alemannen, Franken, Longobarden, Normannen in Italien und Westgothen in Spanien hingelenkt. Das zweite Hauptstück stellt die Dodekarchie der größern Gaue und die Verfassung der niedern Regierungsbezirke (der kleinern Gaue, Centenen, Decanien u. s. w.) dar, wo ebenfalls das tetrarchische mit dem dodekarchischen Princip überall sich mischt, und wovon die bei allen Völkern germanischen Ursprungs erhaltenen Nachrichten uns vorgelegt werden. Endlich finden wir zum Schlusse noch einen Rückblick auf einige Staaten, wo die Tetrarchie in ihrer Verbindung mit der Dodekarchie besonders scharf hervortritt: dahin gehört vor

Allem die im 9. Jahrhundert von norwegischen Auswanderern gegründete Republik Island; aber auch Frankreich. Der Verf. macht (S. 223) darauf aufmerksam, daß schon in dem bekannten Prologe des Salischen Gesetzes die vier Consiliarii priores gentiles des fränkischen Volks, die der König aus den verschiedenen Provinzen des Reichs berufen habe, um gemeinschaftlich mit ihnen das neue Gesetz zu geben, auf eine tetrarchische Verfassung des salfränkischen Reichs hindeuten und gewiß nichts Anderes gewesen sind als jene vier Fylkiskönige, die unter den Oberkönigen von Norwegen, Schweden u. s. w. standen, die bei Berathungen oder Feierlichkeiten zu Ehrendiensten am Hoflager des Oberkönigs erscheinen mußten, und aus denen später die vier obersten Hofbeamten (Truchseß, Marschall, Schenk und Kämmerer) wurden, die sich im Mittelalter in allen fürstlichen Hofhaltungen finden. Und selbst die Benennungen jener Consiliarii, die der Prolog des Salischen Gesetzes uns aufbewahrt hat, lassen in der Art, wie sie (S. 243 fg.) erklärt werden, eine Beziehung auf diese Hofbeamten deutlich erkennen. Hierzu aber fügt der Verf. noch Folgendes bei (S. 289):

> Endlich werden in Frankreich schon unter den Karolingern vier Patriciate als eine Eintheilung des ganzen Reichs erwähnt, welche zwar auf ältere, römische Anordnungen zurückgeführt wird, die aber gewiß den germanischen Ansichten so entsprach, daß sie darum sich dauernd erhielt. Denn auch unter Ludwig dem Heiligen finden wir vier große Baillages des Reichs zu Vermand, Sens, Maçon und St.-Pierre le Moutier, die offenbar in Verbindung damit stehen. Wenn aber hierin das tetrarchische Princip der Verfassung sich zeigt, so sehen wir zugleich in den zwölf Pairien sowie in den zwölf Parlamenten auch die Zwölfherrschaft sich damit verbinden, und noch unter Ludwig XIII. findet sich eine Eintheilung Frankreichs in zwölf Gouvernements.

Alle diese Eintheilungen des Staats entwickelten sich also im Laufe der Zeit, und sowie das Lehnwesen oder andere Schicksale darauf einwirkten, auseinander und aus einer gemeinsamen Wurzel, aus den ältesten Principien der germanischen Verfassung. Die alte Eintheilung in Pairien und deren Lehnshöfe wurde der Grund, aus welchem allmälig die Parlamente hervorwuchsen, und in gleiches Verhältniß zu diesen traten dann die Gouvernements. Wie manchen Haltpunkt findet hier der Geschichtsforscher, wenn so die ganze Entwickelung der politischen Verhältnisse eines Staats an gewisse Grundprincipien sich anreiht, und wer an die wichtige Rolle denkt, die die Parlamente in Frankreich so lange Zeit hindurch spielten, der wird den Werth einer solchen Entwickelung nicht verkennen. In eben dieser Beziehung ist aber auch Dasjenige wichtig, was der Verf. (S. 214 fg.) von der ältern englischen Verfassung anführt; denn hierdurch wird die unter den Geschichtschreibern Englands hergebrachte Idee von einer angelsächsischen Heptarchie ganz und gar als irrig dargestellt und auf die ganze Geschichte der angelsächsischen Periode ein neues Licht geworfen. Auch in England waren zwei germanische Tetrarchien entstanden, eine sächsische, seit Hengist im J. 455 seine Scharen nach Britannien führte, und fast 100 Jahre später eine anglische, seitdem zwölf anglische Heerführer, unter denen Uffa als Oberhaupt genannt wird, 530 ihre Völker im nördlichen Theile des Landes ansiedelten. Allein zwei von den anglischen Provinzen wurden später unter einem Regenten vereinigt und so fanden sich eine kurze Zeit hindurch die sieben Könige, welche zu der Fabel von jener Heptarchie Anlaß gegeben haben. Zugleich aber treffen wir auch hier wieder in Uffa und seinen Genossen eine Andeutung des dodekarchischen Princips der Verfassung.

In der zweiten Hauptabtheilung wird im ersten Capitel der Darstellung des Ständewesens selbst erst eine genaue Untersuchung und Berechnung der sogenannten Compositionen vorausgeschickt, wodurch die einzelnen Stände sich charakteristisch voneinander unterschieden. Denn ohne deren genaue Kenntniß ist es oft unmöglich, die Bestimmungen unserer Quellen über die einzelnen Stände gehörig zu verstehen. Jeder Stand war nämlich nach einer gewissen Taxe abgeschätzt, die bei Verbrechen dem Verletzten als Geldstrafe ganz oder theilweise von dem Verletzer gezahlt werden mußte und den allgemeinen Namen Composition zu führen pflegt. Da aber, je nachdem der Grad der Verletzung oder der Schuld nur ein geringerer war, eben nur theilweise Zahlungen oft gefodert wurden, und da bei Personen niedern Standes, die einem Schutzherrn untergeben waren, gleichfalls bald nur der Theil in den Quellen erwähnt wird den der Herr, bald nur der den der Verletzte selbst erhielt, so kam es hier darauf an, bestimmte Grundsätze über die verschiedenen Theile der Gesammtsumme aufzustellen, wie sie nach Verschiedenheit der Fälle gezahlt oder in Abrechnung gebracht wurden, und deren arithmetisches Verhältniß zueinander nachzuweisen. Der Verf. ist der Erste, dem dies gelungen ist, obgleich schon Mancher sich daran versucht hat, und wir erhalten hier von ihm zugleich einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte des Strafrechts. Der Grund aber, weshalb eine genaue Darstellung und Berechnung der Compositionen bisher in den rechtsgeschichtlichen Arbeiten noch gefehlt hat, liegt wol großentheils darin, daß man sich bei der Berechnung nicht des Duodecimalsystems bediente, von welchem alle diese Berechnungen, wie der Verf. zeigt, ausgegangen sind. Dies war bei den germanischen Völkern das ältere arithmetische System, welches in den skandinavischen und angelsächsischen Gesetzen noch rein hervortritt, aber auch in fränkischen noch hier und da erscheint. Das Decimalsystem hingegen machte sich erst bei der Bekanntschaft mit römischer Cultur allmälig geltend. Deshalb wird uns zuerst das Compositionsrecht der Angelsachsen dargestellt, und hierauf gezeigt, welche Modificationen bei den Franken und andern Völkern durch den Gebrauch des Decimalsystems eingeführt worden sind.

Das zweite Capitel spricht von den einzelnen Ständen insbesondere, und zuerst von ihrer ältesten Eintheilung in Freie und Unfreie, sowie von dem Einflusse, den das Lehnwesen hierauf hatte. Im Ganzen unter-

schied man vier Classen. Nämlich solche, die einer unbeschränkten Freiheit und der vollen staatsbürgerlichen Rechte theilhaft waren. Diese hießen Schöffenbare oder ingenui, und bildeten den eigentlichen Kern der Nation. Zu ihnen gehörten Alle, die ein gewisses legales Maß von freiem Grundeigenthume besaßen, mit ihren Verwandten bis zu einem bestimmten Grade. Denn durch den Besitz eines solchen Familiengutes, der immer dem Haupte der Familie, nach einer gesetzlichen Erbordnung, vom Volke selbst durch die Investitur übertragen wurde, und wenigstens anfangs ganz unveräußerlich gewesen war, wurde man unabhängig von Andern und als Staatsbürger so selbständig, wie die Verfassung es erfoderte. Eine zweite Classe bildeten die Eigenthümer kleinerer Freigüter, deren Grundbesitz nicht hinreichend war, um dem Staate für sie und ihre Familie die nöthige Bürgschaft zu leisten, und denen deshalb auch keine volle staatsbürgerliche Selbständigkeit gewährt werden konnte. Um daher diesem Mangel abzuhelfen, waren sie in gewisse Gesellschaften zu gegenseitiger Hülfe und Vertretung vereinigt worden, für die der Name freie Bürgschaften oder Pflegen (plegia liberalia) der bezeichnendste ist, von welchem die Vereinigten selbst Pfleghafte heißen. Außerdem werden diese Gesellschaften gewöhnlich Gilden und die Theilnehmer an ihnen Congildonen genannt. Letztere hafteten dem Staate gegenseitig füreinander, sowie die Familie der Begüterten und das Haupt derselben für jedes ihrer Mitglieder haftete; die Gilde war also eine Art von Nachahmung der Familie selbst, und bildete, wie diese, die Grundlage des ganzen öffentlichen Lebens, eine Bürgschaft dem Staate gegenüber für das Wohlverhalten des Einzelnen, aber auch ein Schutzbündniß gegen alle Anfeindungen. Deshalb hatten diese Bündnisse das Fehderecht, um im Nothfalle selbst mit bewaffneter Hand jedem für sie gesprochenen richterlichen Urtheile Nachdruck zu geben, wenn der Verurtheilte sich nicht gutwillig fügte oder die richterliche Hülfe nicht ausreichte, um ihn zu zwingen. Allein das Lehnwesen betrachtete diese Schutzbündnisse mit misfälligem Auge und suchte die germanische Freiheit, diese republikanische Selbständigkeit der Staatsbürger, unter das Joch seiner Aristokratie zu zwängen. Schon die Gesetze Karl's des Großen geben daher scharfe Verordnungen gegen die Gilden, indem sie einen Scheingrund hierzu von der Religion entnehmen. Denn die Gilden, die vor Einführung des Christenthums immer unter den ältern Gottheiten einen Schutzpatron sich erwählt hatten und hierdurch in eine nähere Beziehung zu dem alten Glauben getreten waren, hatten zwar in der christlichen Zeit meist einen christlichen Heiligen dafür angenommen, aber sie behandelten diesen, z. B. bei ihren Festgelagen, immer noch, wie sie es bei jenem gewohnt gewesen waren und behielten in ihren Gebräuchen manche Überreste aus dem Heidenthume bei. Deshalb geboten auch skandinavische Könige, daß man bei Gildgelagen nicht mehr auf das Andenken Odin's und der Ahnen, sondern auf das eines christlichen Heiligen den Becher leeren und nicht mehr opfern solle. Allein in dem fränkischen Reiche, wo nicht nur die Religion, sondern noch weit gebieterischer das Lehnwesen mit den Gilden in Widerspruch trat, war die bloße Erreichung des religiösen Zwecks nicht genügend. Die Politik mußte hier nach einer gänzlichen Auflösung der Gilden mit aller Kraft hinstreben und man foderte von Denen, die bisher in diesen Vereinen einander selbst Schutz geboten hatten, daß sie sich nun dem Schutze eines königlichen Vasallen unterwerfen, ihre Rechte von dessen Gunst und Gutachten abhängig machen sollten. So sanken eine Menge von Gilden herab zu den niedern Ständen der Unfreien; doch gelang es andern, in den neu aufblühenden Städten ein Asyl ihrer Freiheit zu finden, wo sie nach Ablauf mehrer Jahrhunderte, in denen die Geschichte fast ganz von ihnen schweigt, auf einmal aus dem Dunkel wieder hervortreten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der von Hegel'scher Philosophie durchdrungene Schuster-Geselle oder der absolute Stiefel. Drama in zwei Auftritten von Fr. Ludw. Lindner. Stuttgart, Schweizerbart. 1844. 8. 5½ Ngr.

Dies Büchlein von 47 Seiten gehört zur unbegreiflichen Literatur; nicht seinem Inhalte, sondern seiner Existenz nach. Man begreift nicht, wozu es geschrieben oder doch gedruckt ist. Es enthält eine Reihe von Sätzen aus Hegel's „Phänomenologie des Geistes", einem Schuhmacher-Gesellen in den Mund gelegt, der, bei einem Meister Arbeit suchend, einen Probestiefel machen soll. Der Meister, der das an seinen Fragen und Einreden fortgesponnene Raisonnement des Gesellen, besonders über Bewußtsein, Fürsichsein und Anderssein nicht begreift, wird endlich ungeduldig und legt sein spanisches Rohr an den Narren. Das stört aber die gelassene Discussion des Gesellen nicht, sondern „bestimmt nur sein Bewußtsein zu einer Bewegung gegen das Policeibewußtsein". Im zweiten Auftritt spricht der Geselle sich dann in ähnlicher Weise mit neuen Schulsätzen gegen den Policeicommissar aus, bis er von diesem und dem Meister beschenkt sich zu fernern „absoluten Schuhen und Kaloschen recommandirt". Der Policeicommissar behält auch hier wie billig das letzte Wort; nur wissen wir nicht, ob es Spott ist, wenn der Verf. ihm so alberne letzte Worte in den Mund legt, wie: „Absoluter Stiefel! was wird dein Schicksal im Weltlaufe sein? — Allemal derjenige, welcher . . . Alle diejenigen, welche . . . . darum kene Feindschaft nich!"

Hat sich der Verf. über die Hegel'schen Sätze selbst klar machen wollen, was man aus der Anmerkung S. 7, 8, 9 vermuthen sollte, so wäre es an seiner Handschrift genug gewesen, und wenn ihm ein Pechdraht der richtige Faden dazu schien, so mochte er seinem eigenen Geschmack damit genug thun; aber um Andere zu belustigen, hätte es mehr Witzes bedurft, schon für die Erfindung. Der Humor des Verf. ist ganz eingepicht, es fehlt der Laune an Salz und Schmalz. Das Büchlein wäre viel werth, wenn es nicht gedruckt wäre. Da es aber so überflüssig in die Welt kommt, so möchte ich es wenigstens nicht ohne Nutzen gelesen haben, und beschwöre daher Jeden, dem es unter die Hände kommt, es ungelesen zu lassen. Schließlich sei noch bemerkt, daß Ref. durchaus kein Hegelianer und als solcher etwa gekränkt ist. 21.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Peruanische Sprachen.

Einer interessanten Abhandlung von Renzi „Sur les Incas et sur les langues Aymara-Guichua", welche im Institut historique vorgelesen und im Journal dieser gelehrten Gesellschaft niedergelegt ist, entnehmen wir die Notiz, daß sich im Besitze des Generalconsuls von Bolivia in London, Vincent Pazos-Canqui, ein Bild befindet, welches die verschiedenen Herrscher aus der Familie der Inkas seit der Gründung dieser Dynastie darstellt. Dieses Kunstwerk hat, vorzüglich wegen seiner genauen Angaben, historisches Interesse. Es ist mit Öl auf eine Leinewand gemalt, welche eine Höhe von drei Fuß und eine Breite von vier Fuß bietet. Sämmtliche Portraits sind nach den Büsten verfertigt, welche bei der Eroberung des Landes sorgfältig versteckt und erst bei der Unabhängigkeitserklärung Perus ans Licht gezogen sind. Der Verf. der citirten Abhandlung verdankt Hrn. Pazos noch andere interessante Angaben über die Culturverhältnisse des alten Peru und vorzüglich in Bezug auf die im Lande herrschenden Sprachen. Mancco-Ccapac, der erste Inka, der seinem Ursprunge nach zu dem Volke Aymara gehörte, suchte die Sprache Guichua, die in Peru das Übergewicht hatte, zu verdrängen, indem er seiner Muttersprache vorzügliche Geltung verschaffte. Im Grunde sind beide Sprachen ihrem ganzen Wesen nach sehr ähnlich und unterscheiden sich nur durch geringfügigere Abweichungen. Die Literatur der Peruaner beschränkte sich im Anfange auf kürzere Volkslieder, die von einem Rohrinstrumente begleitet vorgetragen wurden. Bald aber widmeten die Inkas der Pflege der Dichtkunst und der Beredtsamkeit oder besser der Wohlredenheit größere Aufmerksamkeit, und so bildete sich eine Art von Nationalliteratur, von deren Ursprung und Entwickelung wir freilich nur geringe Kenntniß haben. Indessen wird uns von Lustspielen und Theaterstücken ernstern Inhalts berichtet, welche bei festlichen Gelegenheiten in Gegenwart des Hofes aufgeführt wurden. Meistens waren diese Stücke in Versen oder versartigen Rhythmen abgefaßt. Einige Bruchstücke dieser dramatischen Versuche sind auf uns gekommen und wir halten eins dieser Fragmente, das in den Denkwürdigkeiten des Pater Blas-Valera mitgetheilt wird und vom Peruaner Garcilasso de la Vega übersetzt ist, für interessant genug, um hier seinem Sinne nach angeführt zu werden. Des Verständnisses wegen muß bemerkt werden, daß die Indianer den Glauben hatten, ihr Gott habe den Sohn und die Tochter eines Königs in den Himmel versetzt; diese Letztere hielte in der Hand einen vollen Wasserkrug, um ihn, so oft es die Erde bedürfe, auf dieselbe zu entleeren und das Geräusch des Donners entstehe dadurch, daß ihr Bruder diesen Krug ihr zerschlage.

Schönes Mädchen,
Dein regnerischer Bruder,
Er zerbricht jetzt
Deinen kleinen Krug,
Darum donnert es,
Darum blitzt es,
Darum fällt der Donnerkeil.
Du, königliche Tochter,
Du gibst durch den Regen
Uns deine schönen Wasser.
Zuweilen auch
Läßt du's hageln
Und auch schneien.
Er, der die Welt erschaffen,
Der Gott, der sie belebt,
Der große Viracocha,
Hat dir die Seele verliehen,
Dies Geschäft zu verrichten,
Welches er dir vertraut.

Die Sprache Aymara, welche jetzt in der Provinz Paz gesprochen wird, ist ebenso reich aber auch ebenso hart und unmelodisch als die Sprache Guichua. In beiden Mundarten sind die Nasaltöne vorherrschende Laute. Wir führen hier eine Stelle aus Lucas an, deren Übersetzung in die Sprache Aymara man dem genannten Pazos verdankt.

Aymara.

Halloja Haquenacaqua kellkaña munapjana cunateja unanchajana, hisapapjana, uñjiricana isapaspa: acanaca nayaja humaru unanchayañapataqui kellkani, sinti munata kankiri Theophilo, asqui chu'machaspa, kana aru yatiñam ataqui.

Lateinisch.

Quoniam quidem multi conati sunt ordinare narrationem, quae in nobis completae sunt, rerum sicut tradiderunt nobis, qui ab initio ipsi viderunt, et ministri fuerunt sermonis: visum est et mihi, assecuto omnia a principio diligenter ex ordine tibi scribere, optime Theophile, ut cognoscas eorum verborum, de quibus eruditus es, veritatem.

Reiseliteratur.

Wir müssen in d. Bl. noch eines Werkes gedenken, welches zwar schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts geschrieben ist, dessen Veröffentlichung indessen erst vor nicht gar langer Zeit begonnen hat. Es ist dies ein Reisewerk ernster Art und führt den Titel: „Voyage dans la Belgique, la Hollande et l'Italie, par feu André Thouin, rédigé par le Baron Trouvé." Thouin, welcher Mitglied des Instituts war und eine Stelle am Muséum d'histoire naturelle bekleidete, erhielt in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts den Auftrag von Seiten der französischen Regierung, Belgien, Holland und Italien zu bereisen. Der besondere Zweck seiner Mission war eine genaue und sorgfältige Kenntnißnahme der Verhältnisse des Ackerbaus in den verschiedenen Ländern. Daher findet man in den Notizen, welche er auf seiner Reise entworfen hat und deren Überarbeitung erst später besorgt wurde, vorzugsweise die Agricultur, das Landleben, das innere Hauswesen, örtliche Sitten und die Botanik berücksichtigt. Die eigentliche Redaction dieses inhaltreichen Reisewerkes verdankt man dem Baron von Trouvé, dem die Papiere des Reisenden nach dem Tode desselben eingehändigt und zur Herausgabe anvertraut wurden. Er hat sich durch die Leitung dieser Arbeit, welche in mancher Beziehung bedeutende Schwierigkeiten bot, ein nicht geringes Verdienst erworben. Besonders dankenswerth ist die biographische Notiz, welche der Herausgeber über den Verstorbenen dem eigentlichen Werke vorausgeschickt hat. Wir lernen in dieser anspruchslosen Darstellung einen rastlos thätigen, kenntnißreichen und äußerst wohlwollenden Mann voll Biederkeit und Herzenseinfalt kennen, den man im Verlauf der Reisebeschreibung noch lieber gewinnt.

Gedächtnißkunst.

Bei dem großen Aufsehen, welches die außerordentlichen, staunenswerthen Gedächtnißübungen des Dänen Reventlow der Mnemotechnik zugewendet haben, wollen wir hier kurz anführen, daß von dem bekannten „Traité de mnémotechnie générale" des Arztes Audibert vor kurzem eine neue Ausgabe erschienen ist. Indessen sind die Veränderungen, welche in dieser neuen Auflage zu bemerken sind, nicht sehr wesentlich. Was die Methode des Verf. selbst betrifft, so ist dieselbe bekanntlich bereits von Reventlow in der geschichtlichen Einleitung zu seinem scharfsinnigen „Lehrbuch der Mnemotechnik" (S. 84) abgefertigt. Die Richtigkeit und unphilosophische Begründung derselben könnte allein schon durch den Umstand dargethan werden, daß der Verf. sich nicht scheute, es offen auszusprechen, die Mnemotechnik scheine ihm überhaupt für die geistige Entwickelung des Kindes gefährlich, während unzählige Zeugnisse es darthun, daß die klare, einsichtsvolle Methode Reventlow's, weit entfernt dem Geiste zu schaden, denselben vielmehr bildet, schärft und ihm zu einer Art von Gymnastik dient. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 104. —— 14. April 1845.

Historische Grundlagen des deutschen Staats- und Rechtslebens. Vorstudien zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte von Karl Robert Sachße.

(Fortsetzung aus Nr. 103.)

Eine dritte Classe unter den Ständen bildeten die sogenannten Hörigen, d. i. Leute, die ganz ohne freies Grundeigenthum nur im Hause oder gewöhnlich auf den Gütern ihres Herrn lebten, die ihnen gegen gewisse Abgaben und Dienste zur Bewirthschaftung überlassen waren. Sie besaßen keine staatsbürgerliche Selbständigkeit und Freiheit, weil sie keinen eigenen Grund und Boden hatten, durch dessen Besitz sie in Verbindung mit der freien Gemeinde und dem Volke selbst hätten stehen können, von welchem ein solcher Besitz mittels der Investitur übertragen wurde. Doch waren sie auch nicht aller Freiheit beraubt und wenigstens als Menschen, wenngleich nicht als Staatsbürger, frei. Im Staate hatten sie nur Rechte durch die Vertretung von Seiten ihres Herrn, der, wenn sie durch Verbrechen verletzt waren, einen Antheil an der Composition erhielt, die ihnen gezahlt wurde, aber auch eine Garantie für sie übernahm, sie zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen den Staat zu nöthigen und wenigstens subsidiair für sie einzustehen, dafern sie solche Pflichten verletzen würden. Dagegen besaßen sie die Freiheit, diesen Schutzherrn mit einem andern zu vertauschen, wenn sie unzufrieden mit der Erfüllung der Obliegenheiten waren, die er gegen sie selbst übernommen hatte. Unter diesen Hörigen aber waren allmälig verschiedene Arten entstanden, die bald größere bald geringere Rechte erlangt hatten, je nachdem ihr Schutzherr mehr oder weniger sie begünstigte, und vor Allem selbst größere oder geringere Macht, um sie zu vertreten, besaß. Am begünstigtsten waren daher die Hörigen des Königs und der Kirche, die von wirklichen Freien wenig verschieden waren und unter denen man sogar bei den sogenannten freien Landsassen allmälig das Verhältniß ganz vergaß, in welchem sie ursprünglich zum Könige, als ihrem Schutzherrn, gestanden hatten. Denn diese hatten ihren Ursprung daher gehabt, daß schon die Gesetze der Karolinger den königlichen Schutz auf alle Fremde, Eingewanderte und Solche ausgedehnt hatten, denen ein besonderer Schutzherr, obgleich sie eines solchen ihrer Stellung nach bedurften, fehlte, und indem hierdurch der Schutz des Königs auf das ganze Land erstreckt wurde, mußte doch das Schutzverhältniß mit ihm so locker werden, daß es leicht ganz in Vergessenheit gerathen konnte.

Die vierte und letzte Classe endlich in der Reihenfolge der Stände bildeten die Leibeigenen, die nicht einmal durch Vertretung ihres Herrn staatsbürgerliche Rechte, sondern nur gemeine Menschenrechte besaßen, und an den Willen ihres Herrn, den sie nicht beliebig wechseln konnten, gänzlich gebunden waren. Was sie auf Befehl dieses Herrn thaten, wurde so betrachtet, als habe es Letzterer selbst gethan. Was sie aus eigenem Antriebe verbrachen, das wurde körperlich an ihnen gestraft, denn nur der Freie hatte, abgesehen von einigen schweren Verbrechen, das Vorrecht, sich durch Zahlung der Geldstrafe vor jedem Angriffe seiner Person, vor der Gewalt des Richters und der Fehde des Gegners zu sichern. Was dagegen an ihnen verübt wurde, galt als ein Verbrechen am Besitzthume des Herrn, der einen Schadenersatz dafür fodern konnte; denn eine Composition hatte der Leibeigene nicht, sondern nur einen Preis wie Thiere.

Einen Adelstand gab es demnach in der ersten Periode unserer Geschichte noch gar nicht, sondern nur einen Beamtenstand mit gewissen politischen, durch die Verfassung sanctionnirten Vorrechten, insbesondere mit dem einer höhern Composition, und was Tacitus von einer nobilitas sagt, geht nur auf diesen. Allein der erste Keim zum Entstehen eines Adels lag schon damals in dem Volksleben; denn theils finden sich schon Beispiele, daß die höhern Ämter erblich auf gewisse Familien übergegangen waren, aus denen so ein Fürstenstand oder hoher Adel entsprang, wie in Baiern der des Agilolfingischen Hauses und der vier andern Fürstengeschlechter, die in dem bairischen Volksgesetze erwähnt werden, und deren Vorrechte sich wiederum aus der einstmaligen tetrarchischen Verfassung des Landes erklären; theils schlossen sich an die höhern Beamten und vorzüglich an die Könige die Gefolgschaften an, deren schon Tacitus erwähnt und in denen der erste Keim zu einem niedern Adel lag. Diese waren nämlich verfassungsmäßig den höchsten Beamten des Volks als eine Art Leibwache in ähnlicher Art wie dem römischen Consul

seine Lictoren beigegeben, und Jeder, der in das Gefolge aufgenommen wurde, erlangte hierdurch eine höhere Composition und andere politische Vorrechte vor den übrigen Freien. In der ältern Geschichte Frankreichs sind diese Gefolgsleute unter dem Namen Antrustionen bekannt; bei den angelsächsischen Königen heißen sie Thains. An eine Erblichkeit ihrer Rechte war ursprünglich nicht zu denken, sondern die Aufnahme jedes Einzelnen in das Gefolge sowie seine Entlassung bedingte seine Rechte und hing von dem Gutachten des Herrn ab, dem das Gefolge diente, und da die ritterlichen Fertigkeiten hier besonders gelehrt und geübt wurden, da man deshalb, wie in den spätern Rittergilden, Lehrlinge oder Buben, Knappen und ausgelernte Ritter voneinander unterschied, so blieb es auch dem Herrn anheimgestellt, welchen Grad der ritterlichen Ehren und Rechte ein jeder Einzelne in seinem Gefolge einnehmen sollte. Gradus quin etiam et ipse comitatus habet, sagt Tacitus, judicio ejus, quem sectantur. Allein bald verwandelte sich die Aufnahme in eine lebenslängliche, und wer sie einmal erlangt hatte, konnte auf Lebenszeit seiner Rechte nicht wieder verlustig werden. Dies war der erste Schritt zur Umwandlung der Gefolge in einen neuen Stand, wovon natürlich nicht die Rede sein konnte, so lange alle Rechte ganz von dem besondern Dienstverhältnisse mit dem Herrn und von dessen Gutachten abhängig gewesen waren. Allein auch hierbei blieb man nicht stehen. Jeder Aufgenommene suchte bald auch seinen Söhnen gleiche Rechte zu verschaffen und die Nachkommen verdienter Männer wurden, wie schon Tacitus bemerkt, von den Dienstherren selbst nicht nur gern aufgenommen, sondern sogar von Andern bevorzugt, während man Solchen, deren Vorfahren noch nicht im Dienste gewesen waren, den Zutritt dazu zu verschließen suchte. So entstand allmälig eine abgeschlossene Classe von Familien, die, wenn nicht ausschließliche, doch nähere und unabweisbare Ansprüche auf die Vorrechte dieser Ritterschaft anfangs prätendirten, dann durch Herkommen erwarben, und mit der Zeit ein wahres Erbrecht darauf erlangten. Endlich schlich sich in der letzten Zeit der merowingischen Könige bei den fränkischen Antrustionen ein Geist der Unruhe und Empörung ein, der mit der Erblichkeit ihrer Rechte, wodurch sie unabhängiger wurden, nicht lange ausbleiben und von den schwachen Königen nicht mehr überwältigt werden konnte, und diese sahen sich seit dem Ende des 6. Jahrhunderts genöthigt, ihre Antrustionen nach und nach alle von den Pflichten des Dienstes zu entbinden. Das Dienstverhältniß war also nun aufgelöst und daraus ein erblicher Stand mit politischen Vorrechten hervorgegangen, zugleich aber war diesem Stande die Wurzel abgeschnitten, aus der er emporgewachsen war und Leben gesogen hatte. Denn aussterbende Familien konnten nun nicht mehr durch einen Dienstherrn, der nicht mehr existirte, mit neu aufgenommenen ersetzt werden, und der ganze Stand mußte seinem Untergange in jenen Zeiten des Kriegs- und der Staatsumwälzungen schnell entgegengehen. Aber auch bei den übrigen Völkern verloren die Gefolgschaften insbesondere durch die Eroberungen der Franken ihre Könige und Dienstherren, und erhielten sich nun nur noch eine Zeit lang als ein Adel. Blos bei den Angelsachsen sehen wir das Dienstverhältniß noch fortbestehen, bis es erst durch die Eroberungen der Normannen auf ähnliche Art unterging. Hieraus erklärt es sich allein, warum das Salische Gesetz und die ältern Quellen des fränkischen Rechts eines Dienstverhältnisses gedenken, in welchem die Antrustionen zum Könige standen, während in den andern Volksrechten überall ein Adel erwähnt wird, der zwar in seinen Vorrechten den Antrustionen ganz gleichsteht, bei dem aber von einem Dienstverhältnisse keine Spur mehr zu finden ist. Denn zur Zeit des Salischen Gesetzes bestand jenes Verhältniß bei den Franken noch, während es bei den übrigen Völkern in der Zeit, wo deren Gesetze auf Veranlassung der fränkischen Könige aufgezeichnet wurden, schon aufgelöst war, und der fränkische Antrustionenstand war also nicht, wie Einige behauptet haben, dadurch entstanden, daß der Adel in den Dienst des Königs eintrat, während er bei andern Völkern sich unabhängig erhielt, sondern umgekehrt war der Adel bei allen Völkern aus der Dienstmannschaft entsprungen, da deren Fesseln sich lösten. Allein dieser ältere Adel, dessen Erwähnung wir überall in den Leges barbarorum finden, steht mit dem heutigen in gar keiner Verbindung und am wenigsten ist Letzterer, wie man bisher immer angenommen hat, durch allmälige Fortbildung aus ihm entsprungen. Denn als die Karolinger ihr Lehnwesen einführten, um hierdurch das ganze Staatsgebiet nach und nach in die Lehnsverbindung zu ziehen, von sich abhängig zu machen und den Staat in eine Lehnsmonarchie zu verwandeln, wo alles Grundeigenthum von dem Könige selbst oder seinen Vasallen verliehen wurde, war jener ältere Adel zu seinem Untergange schon reif. In den blutigen Schlachten unter Karl Martell, in den Feldzügen Pipin's und Karl's des Großen, in den Unruhen unter den Söhnen Ludwig's des Frommen, in der Schlacht bei Fontenay u. s. w. war dessen Kraft gebrochen und der ganze Stand aufgerieben worden. Erst jetzt schoß der Keim des Lehnwesens mächtiger empor und mit der Erblichkeit der Lehne bildete sich ein neuer Stand, der zwar mit jenem eine gewisse Ähnlichkeit hat, aber dennoch in wesentlichen Kennzeichen sich von ihm unterscheidet. Denn von ihm sagen die Rechtsbücher des Mittelalters: „Fürsten, Freiherren u. s. w. sind in ihrer Composition den bloßen Schöffenbaren gleich“, während die höhere Composition überall als charakteristisches Standesvorrecht jenes ältern Adels in den Leges barbarorum hervorgehoben wird. Auch darf nicht übersehen werden, daß das Lehnwesen seiner ganzen Tendenz nach auf die Begründung einer neuen Staatsverfassung, einer Lehnsmonarchie abzweckte und wenigstens den Staat in eine Lehnsaristokratie umwandelte, wodurch der Vasallenstand eine ganz andere und weit höhere politische Bedeutung bekam als der ältere Adel, der die Bedeutung, welche ursprünglich den

Gefolgschaften beigewohnt hatte und die in ihrer Wichtigkeit für den ganzen Staat mit der des Vasallenstandes gar nicht verglichen werden kann, durch die Auflösung der Gefolgschaften fast gänzlich wieder verloren hatte. Die Entstehung und Fortbildung des heutigen Adels geht also mit dem Ursprunge und der Umgestaltung der Lehnsverfassung Hand in Hand, ohne mit dem Adel der ältern Volksrechte etwas gemein zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Poesie im Dienste der Menschlichkeit.

Menschen, die wirklich Beruf zum Dichten haben und bei Denen poetisches Schaffen etwas mehr ist als eine Episode aus dem Jugendleben, durchlaufen gewöhnlich drei Bildungsstadien. Beim ersten Erwachen und Drängen des Gefühls lassen sie sich von der Leidenschaft überwältigend fangen; die Liebe überströmt das Herz mit berauschender Gewalt oder die Natur fesselt sie durch die Magie ihrer äußern Erscheinung und damit nimmt ihr Bilden und Produciren einen lyrischen Charakter an. Sodann treten sie in das zweite Stadium, in die Region der kühlern Wirklichkeit; das Streben wirkt nach außen, es wird objectiv; der Productionsdrang schafft sich eine historische Unterlage; der Dichter wendet sich zum descriptiven oder drastischen Genre; er wird episch. Der zur Reife sich entwickelnde Geist, nachdem er die Glut der Leidenschaft gekühlt, die Affecten gesänftigt und die hochaufstrebende Phantasie gezügelt hat, führt den Zögling der Musen ins dritte Stadium, wo er uns seine Weltanschauung mittheilt, aber doch, wie Plato und Dante, seine metaphysischen Gestaltungen immer noch in das Gewand der Poesie kleidet. In diesem Stadium, wo Philosophie und Poesie sich verschmelzen und ein didaktisches Moment oft unwillkürlich sich einmischt, sehen wir jetzt Hermann Neumann, welcher unter dem Titel: „Das letzte Menschenpaar" (Aschersleben, Laue, 1844, 8., 1 Thlr.), ein Stücklein Divina commedia ins Publicum sendet und, wie er es im vorigen Jahre mit seinem „Nur-Jehan" gethan, menschenfreundliche Zwecke damit verbindet; denn an des Buches Stirn lesen wir: „Eine Gabe für die verarmten Spinner und Weber im schlesischen Gebirge." Ein Blick auf des Dichters frühere Leistungen und Bestrebungen im Gebiete der Dichtkunst bezeugt uns, daß er wirklich in jenem dritten Stadium stehe; man sehe über ihn Nr. 274 d. Bl f. 1840, und man wird finden, daß er in „Irisholdlein und Rosalieb", „Wunderperle", „Dichters Reich" u. a. das lyrisch-epische Stadium wirklich durchlaufen hat. Aus dem Tempel der Dichtkunst in die Hallen der Weisheit tretend, bringt er uns hier seine Ideen über Gott, Menschen und menschliche Zustände und Verhältnisse, über Religion und Christenthum, über das Princip des Bösen, über Liebe, Ehe, Freundschaft, Freiheit, Freude, Kunst, Tod und Unsterblichkeit; mythische und historische Personen macht er zu Trägern seiner individuellen Ansichten und Gefühle und zu Predigern seines philosophischen Glaubensbekenntnisses. Da figuriren, wie bei Milton und Klopstock, die Engel, ein Mephistopheles, unter dem Namen des Versuchers, Ahasverus, der ewige Jude, und die Elementargeister. Natürlich erinnert uns diese Zusammenstellung an die Faust-Sage und Faust-Dichtung, die von einer Unzahl von Dichtern aus neuerer Zeit zum Vehikel für die Darlegung ihrer metaphysischen Speculationen und Träume gemacht worden ist. Glücklicherweise sehen wir hier einen Mephisto handeln und wirken, der, nach der Beschreibung, die der letzte Adam S. 73—76 von seinem Wesen und Ursprung macht, als ein selbständiger und eigenthümlicher Charakter erscheint. Was die allbekannte Figur des Ahasverus anlangt, so tritt sie hier weniger eigenthümlich markirt hervor als die des Versuchers. Wie fruchtbar übrigens diese altchristliche Legende ist und wie viele Funken sie von je her empfänglichen Geistern entlockt hat, ergibt sich aus der Menge von Autoren unter Deutschen, Engländern, Dänen und Franzosen von Friedrich Laun an bis zu Eugen Sue herab; der Neumann'sche Ahasver stellt zwar das hochtragische Moment in seiner Erscheinung auch dar, aber doch erscheint er in seiner zähen Befangenheit für jüdische Nationalvorurtheile mit einer Beimischung moderner Sentimentalität mehr als ein Werkzeug, durch welches die Versöhnung des letzten Menschenpaars mit sich selbst und mit Gott bewirkt wird. Die Tendenz des ganzen Gedichts ist „der Sieg der durch dämonisches Walten bedrängten Liebe über Haß und Schmerz, Zweifel und Tod". Die Liebe versöhnt den Menschen mit der Noth der Zeit, mit dem oft unbegreiflichen Walten Gottes, mit dem Übel in der Welt und dem Tode selbst. „Der Mensch hat Ruhe nimmermehr", heißt es S. 184, „bis zu der Liebe Wiederkehr", und S. 207 lesen wir: „Der Mensch wird ewig durch die Liebe." Diese Idee, an und für sich schon vortrefflich, macht das Buch besonders geeignet, als Mittel zu dem obenangeführten wohlthätigen Zwecke zu dienen; doch auch die Auseinandersetzung derselben ist nicht minder zu loben. Die Weltansicht des Verf. ist die eines sinnigen, freilich von dem biblischen Glaubenssystem völlig emancipirten Dichters, von dessen religiösem Werthe oder Unwerthe hier nicht die Rede sein kann. In allen Schilderungen und Anschauungen waltet in üppiger Fülle Das, was die Franzosen verve nennen; der frische Hauch eines gesunden Innenlebens, verbunden mit einer gewissen Productionsfreudigkeit und Kraft bewegt sich durch alle Scenen des Gedichts, welches nach einem Vorspiel in fünf Abtheilungen zerfällt, und die Sprache, hier bei weitem correcter als in des Verf. frühern Werken, erhebt sich in einigen Passus wenigstens zu classischer Vollendung. Aber — und dies ist nun die Schattenseite des Werks — die poetischen Hebel, mit denen er diese Idee stützt, müssen von der Kritik geradehin verworfen werden. „Statt uns", urtheilte ein kundiger Freund des Referenten über das Gedicht, „so recht mitten ins bewegte Leben hineinzuführen und in die Wirklichkeit zu versetzen, und da die Liebe ihr Werk beginnen und vollenden zu lassen, uns auch wol, wie im «Faust» von Goethe, die Conflicte im menschlichen Leben vorzustellen, glaubt er seinen Zweck durch das phantastische Gebilde eines letzten Menschenpaars zu erreichen." Diese Ansicht scheint Ref. sehr treffend. Es leidet keinen Zweifel, daß er durch Darstellung des ersten Menschenpaars seine Idee noch besser realisirt haben würde; vielleicht aber glaubte er, daß dieses Sujet und diese Scenerie zu verbraucht seien, als daß sie für den Leser Interesse haben könnten. In dem Vorspiele treten wirklich der erste Adam und die erste Eva auf, und hätte er sie zu Trägern seiner Gedanken und Ansichten gemacht, dann befände er sich wenigstens auf materiellem Grund und Boden; seine Helden gehörten der Erde und irdischen Verhältnissen an; wie schön wäre z. B. die eheliche Verbindung des Mannes mit dem Weibe, die uns hier S. 136 fg. so vortrefflich geschildert wird; sie könnte ein Urtypus für die Weihe künftiger Geschlechter geworden sein. So aber hat der Leser, wenn er sich den süßen Eindrücken dieser Schilderung hingeben will, den störenden Gedanken, es ist die letzte Verbindung, die hier ein Menschenpaar schließt, und in der Perspective sieht er den Untergang aller irdischen Verhältnisse und den Greuel der Zerstörung. Überdies flattern dieser letzte Adam mit seiner Eva gleichsam in der Luft; sie haben keinen historischen Halt; auch läßt sich hier gar nicht ersehen, ob sie Wesen mit Fleisch und Blut, Adern und Nerven wie unser Einer oder ätherische Gebilde mit höherer Kraft begabt sind. Einmal machen sie im Hui Flüge über meilenweite Flächen, dann erscheinen sie wieder als schwache Menschen mit menschlicher Natur und menschlichen Bedürfnissen. Eva hat ihre Ältern verloren; sie verschmachtet vor Hunger und Durst; Adam fühlt die Regungen des Geschlechtstriebs und thürmt einmal (eine unmotivirte Handlung) voll frechen Trotzes eine Mauer auf, um sich ge-

gen die zerstörende Macht von oben zu schützen. Endlich liegt auch etwas Unnatürliches in dem Gedanken, daß die Erde mit ihren lebenden Bewohnern und allen unorganischen Producten, mit Ausnahme des Gartens Eden, allmälig abstirbt. Es würde viel poetischer sein, wenn der Dichter nach biblischen Bildern und Vorstellungen die Erde untergehen ließe. Dennoch übersieht man alle diese Fehlgriffe in den Mitteln zur Ausführung seiner Grundidee, wenn man die Gesinnung des Dichters ins Auge faßt. Vielleicht war das letzte Menschenpaar sein lange mit Liebe erzogenes Pflegekind, zu dessen Ausbildung und Ausstellung er alle edlern Kräfte seines Lebens aufgeboten und welches ihm einen Platz unter den Dichtern deutscher Zunge sichern sollte; aber siehe, da tritt ihm menschliches Elend im Bilde der armen schlesischen Spinner und Weber entgegen und vergessen sind schnödes Gold und vergänglicher Ruhm; das Herz drängt, sein geistiges Gewebe zu einem Netze umzugestalten, in welchem sich Gold für die Armen fangen läßt, und da ruft er den Bedrängten in der Zueignung die schönen Worte zu:

Doch seid getrost, die Hülfe naht,
Schon regt es sich mit Rath und That.
Ihr webtet uns in Thrän' und Leid
Manch Wiegen- und manch Hochzeitkleid,
Manch Sterbehemde weiß und fein,
Dafür soll euch geholfen sein!
Was wir versäumt, mag Gott vergeben;
Jetzt, arme Weber, laßt uns weben!

In gleicher edler Absicht ward auch „Nur-Jehan" vom Verf. gewebt; „Das letzte Menschenpaar" übertrifft jedoch sowol dieses orientalische Märchengewebe wie auch alle früher erschienenen Dichtungen Hermann Neumann's und rechtfertigt unsere Prophezeiung, nach welcher wir bereits vor sechs Jahren den Dichter ein os magna sonaturum nannten. 54.

Literarische Notiz aus England.

Ägyptische Alterthumskunde.

„Manners and customs of the ancient Egyptians", von Sir Gardner Wilkinson (5 Bde., London). Dieses anziehende jetzt vollständig erschienene Werk handelt von den Sitten und Gebräuchen der Ägypter, ihrem Privatleben, ihrer Regierung, ihren Gesetzen, Künsten, Manufacturen, Religionen und Geschichten, geschildert nach den Gemälden, Bildwerken und übrigen Denkmälern Ägyptens, verglichen mit den Erzählungen der Schriftsteller des Alterthums. Unter den Reisenden, welche nach einem langen Aufenthalt in Ägypten die neuen, namentlich durch die Entdeckungen des gelehrten Franzosen Champollion dargebotenen Mittel der Beobachtung mit Erfolg benutzt haben, verdient Wilkinson in den ersten Rang gestellt zu werden. Dieses hat er schon durch sein früheres 1837 erschienenes Werk: „Topography of Thebes, and general view of Egypt", wovon eine neue, sehr vermehrte Ausgabe in zwei Bänden unter dem Titel „Modern Egypt and Thebes, being a description of Egypt" gegenwärtig in London herauskommt, hinlänglich bewiesen, und durch das oben genannte Werk noch mehr dargethan. Dieses letztere bestand anfangs aus drei Bänden. Allein da der Verf. nachher fand, daß die Religion darin nicht hinlänglich dargestellt war, fügte er später noch zwei Bände hinzu, welche ausschließlich der Religion und der Mythologie gewidmet werden. Das Ganze wird mit einem Atlas von 87 Tafeln beschlossen, die, in Verbindung mit 503 in den Text eingeschalteten Holzschnitten, eine Sammlung solcher Gegenstände darbieten, welche die ägyptische Archäologie am meisten interessiren können. Der Verf. beginnt mit Ansichten über die Abstammung der Ägypter und nimmt an, sie seien von dem obern Nilthal in das niedere heruntergekommen und wären von derselben Race wie die Abyssinier. Dafür scheinen alle physischen Merkmale, welche aus den ägyptischen Gemälden und der Form der Mumienschädel hergeleitet werden, zu sprechen. Er beweist, daß das Delta von Ägypten in sehr alter Zeit angebaut gewesen, und daß dieser wichtige Theil des Landes bereits vor Homer existirte, was auch daraus hervorgeht, daß Tanis schon zu Abraham's Zeiten erbaut war und daß die zu Sais und anderswo gefundenen Gebäude den Namen von Ramesses führen. Darauf wirft der Verf. einen Blick auf die Geschichte Ägyptens nach Manetho und den verschiedenen uns noch übrig gebliebenen Quellen, und nimmt an, daß die ältesten noch vorhandenen Monumente nach aller Wahrscheinlichkeit die Pyramiden sind, weil man auf ihnen keine Hieroglyphen und keine Spur von Sculptur findet. Nachdem er die ältesten Dynastien durchgegangen, kommt er zu Osortasen I., dem ältesten König, zu dem man, nach den Monumenten, durch eine ununterbrochene Reihefolge hinaufsteigt. Er läßt ihn zu Joseph's Zeit, gegen 1740 v. Chr., regiert haben, obgleich die Combinationen der manethonischen Verzeichnisse der Könige mit denen, welche aus den Monumenten hervorgehen, diesen Herrscher drei Jahrhunderte früher, zu Abraham's Zeit, hinaufstellen. Zu dieser Zeit hatte die ägyptische Civilisation ihre ganze Entwickelung erhalten, wie man aus Beni-Hassan's Grabhöhlen, die unter seiner Regierung ausgehauen sind, und aus dem zu derselben Zeit errichteten Obelisk von Heliopolis ersieht. Es ergibt sich aus den Gemälden dieser Grotten, daß die Ägypter in der so entfernten Zeit schon Fabriken von Leinwand, Glas, Meubeln, Gold- und Silberarbeiten und von vielen andern Gegenständen, welche sehr vervollkommnete Künste anzeigen, besaßen; sie hatten gymnastische Spiele, sie kannten das Damen-, Ball- und Fingerspiel und andere Zeitvertreibe. Indem Wilkinson die Könige, von denen noch Gebäude übrig sind, mustert, richtet er seine besondere Aufmerksamkeit auf Ramasses oder Sesostris den Großen, dessen Baudenkmäler den höchsten Grad von Vollkommenheit, zu der die ägyptische Baukunst gelangt ist, bezeugen. Es sind vornehmlich die an dem Tempel oder Palast von Karnak oder Luxor gemachten Zusätze; das Memnonium und viele andere Gebäude zu Theben und Abydos; die im Felsen zu Abuh-Symbel ausgehauenen Tempel; die von Dayr, Seboa, Gerf-Hossayn in Nubien; die Obelisken von Tanis, und die übrigen Spuren, die in andern Theilen des Delta noch vorhanden sind. Der Verf. weilt besonders lange bei dem Grabmal des Osymandyas. Doch beeilt er sich, aus den dunkeln Zeiten der ägyptischen Geschichte herauszukommen, um zu den Zeiten derselben zu gelangen, wo die Schwierigkeiten verschwinden, von Psammetich an gerechnet. Er spricht von allen Werken, welche von diesem König noch zu Theben existiren und welche bereits von Herodot angeführt sind. Der Verf. verknüpft die Erzählungen des Herodot und des Diodor miteinander und sucht sie in Einklang mit den Monumenten zu bringen. Über Psammetich's Regierung bemerkt er, daß derselbe den Tempel Ammon's zu Theben sehr erweiterte. Sein Sohn Nechao befolgte die Politik des Vaters und begünstigte mehr und mehr die Niederlassung von Fremden in Ägypten, die viel Einfluß auf ihn gewannen. Indem der Verf. die Regierungen der Könige Apries und Amasis erzählt, bemüht er sich, die große historische Schwierigkeit zu lösen, welche in der Unverträglichkeit der Erzählung des Herodot mit den Prophezeiungen von Jeremias und Ezechiel besteht. Nach dem Geschichtschreiber war Ägypten nie reicher und blühender als unter Amasis, weil es damals nicht weniger als 20,000 bewohnte Städte hatte. Nach den genannten Propheten sollte Ägypten zur Zeit der Invasion von Nabuchodonosor in eine Wüste verwandelt, seine Städte entvölkert, seine Einwohner durch das Schwert ausgerottet oder bis an die Grenzen von Äthiopien verjagt werden. Doch wir können in einer kurzen Notiz dem Verf. nicht folgen. Nachdem Wilkinson so einen Abriß der Geschichte Ägyptens gegeben, den jeder Unterrichtete mit großem Vergnügen lesen wird, kommt er zum Hauptgegenstand seines interessanten Werkes, den wir oben bezeichnet haben. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 105. —— 15. April 1845.

Historische Grundlagen des deutschen Staats- und Rechtslebens. Vorstudien zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte von Karl Robert Sachße.

(Beschluß aus Nr. 104.)

Außer diesen allgemeinen Resultaten erhalten wir aber auch noch in den Anmerkungen, die am Ende eines jeden Paragraphen beigefügt sind und theils die nöthigen Beweisstellen, theils weitere Ausführungen des Gesagten liefern, viele Aufschlüsse über einzelne rechtsgeschichtliche Gegenstände. In dieser Beziehung verdient einer besondern Erwähnung, was §. 12, Anmerkung 20 über die Eintheilung des germanischen Jahres in drei Abschnitte, über deren Beziehung auf Gerichtsverfassung und Volksleben, und über die zu Anfang eines jeden üblichen Volksversammlungen und Feste gesagt wird. Desgleichen die Darstellung der dodekarchischen und der damit in Verbindung stehenden tetrarchischen Eintheilung der größern Gaue, die wir ebendaselbst in den folgenden Anmerkungen finden, woraus sich ergibt, daß die centum pagi, deren römische Schriftsteller bei mehren germanischen Völkern erwähnen, nichts Anderes waren als die hundert Centenen, in die jeder Staat verfassungsmäßig eingetheilt zu sein pflegte. In §. 13, Anmerkung 13 fg., werden uns Aufschlüsse gegeben über die schon viel besprochenen Sachibaronen des Salischen Gesetzes, sowie über den Ursprung der Schöffen und deren Zahl. In den Anmerkungen zu §. 15 erhalten wir Auskunft über eine Menge strafrechtlicher Grundsätze und damit in Verbindung stehender Dinge, z. B. in Anmerkung 14 über die ebenfalls schon oft besprochenen corpore infames bei Tacitus, unter denen solche Individuen zu verstehen sind, welche schon früher wegen eines Verbrechens mit einer Verstümmelung ihres Körpers, wie dies in vielen Fällen gebräuchlich war, bestraft worden waren, und an denen nun ohne weiteres die Todesstrafe vollzogen wurde, wenn sie sich eines neuen Verbrechens schuldig gemacht hatten. Denn eine solche Verstümmelung hatte die Ehr- und Rechtlosigkeit zu Folge. Im §. 8, Anmerkung 8 und 17, wird der Ursprung der sogenannten Freiherrschaften, Dynastien oder Sonnenlehne erklärt, deren sich einige in Frankreich, weit mehr aber in Deutschland fanden. Ebendaselbst in Anmerkung 16 erhalten wir sehr genaue Nachweisungen über die ursprüngliche Vertheilung des Grundeigenthums unter die freien Staatsbürger und über das Maß von Liegenschaften, welches zu einem freien Familiengute erfoderlich war, sowie über die Verpflichtungen zu Kriegsdiensten u. s. w., die, wie eine Grundsteuer für den Staat, darauf hafteten. In §. 19, Anmerkung 23, wird von den verschiedenen Altersterminen, von dem Unterschiede zwischen Mündigkeit und Großjährigkeit in Beziehung auf die Waffenfähigkeit und andere Rechte gesprochen, worauf der Verf. in §. 21, Anmerkung 10, noch ausführlicher wieder zu reden kommt. In §. 20, Anmerkung 2, spricht er von dem Familienrechte und den verwandtschaftlichen Beziehungen, die durch nähere oder entferntere Verwandtschaft begründet wurden. Ebendaselbst in Anmerkung 4[b] von der Gerichtsverfassung und den verschiedenen öffentlichen und nicht öffentlichen Gerichten, wobei zugleich ein Abriß des processualischen Verfahrens gegeben wird. In §. 21, Anmerkung 14 fg., ist von der Aufnahme eines Nichtverwandten in eine freie Familie, von einer Art Adoption die Rede, worin der erste Keim eines testamentarischen Erbrechts lag, und in Verbindung hiermit steht §. 19, Anmerkung 19, wo umgekehrt von dem Austritte eines Verwandten aus seiner Familie gesprochen wird. Hierin lag eine detestatio sacrorum familiarium, wodurch der Austretende zwar in den Stand gesetzt wurde, über sein eigenes Vermögen nun frei zu verfügen, aber auch alle Verhältnisse mit seinen bisherigen Intestaterben zerriß, durch die sein Verfügungsrecht vielfach beschränkt worden war, und da Ähnliches auch bei den Römern in älterer Zeit üblich gewesen zu sein scheint, indem auch bei ihnen eine solche detestatio jeder Testamentserrichtung vorausgehen mußte, so wird hieraus sehr einfach der bekannte Satz des römischen Erbrechts erklärt: Nemo pro parte testatus, pro parte intestatus decedere potest. Endlich gibt der §. 22, in Anmerkung 16—19[b], sehr ausführliche Erläuterungen über die gleichfalls schon vielfach besprochenen Friborge bei den Angelsachsen und die Contubernien des Salischen Gesetzes, in denen wir jene Gilden wiederfinden, deren wir schon oben gedachten.

Schließlich bemerken wir noch, daß der Verf. bei der Zusammenstellung seines Materials nicht allein für Diejenigen zu arbeiten strebte, die schon tiefer in das

Studium der Rechtsgeschichte eingeweiht sind, sondern auch für den Anfänger, und daß er deshalb Alles, was für Letztern zweckmäßig und brauchbar schien, in den Paragraphen zusammendrängte, während er alle tiefern Untersuchungen und Erörterungen auf die Anmerkungen verwies, welche sonach den gelehrtern Theil des Buchs bilden und nicht übersehen werden dürfen. Alle Darstellungen sind übrigens mit hinlänglicher Klarheit und Bestimmtheit gegeben. 55.

Le citoyen du monde (der Weltbürger). Offert en trois langues par *Daniel Josty*. Berlin, Mittler. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Es ist eine eigene Sache um die Werke sogenannter Naturdichter. An und für sich schon können wir diese Bezeichnung, welche besonders am Ende des vorigen Jahrhunderts sehr im Gange war, gar nicht gelten lassen. Was wäre ein Dichter, wenn seine Natur ihn nicht dazu berechtigte und wenn ihre Gaben ihm nicht zu Gebote ständen? Dazu kommt aber nun noch, daß gewöhnlich diese Autodidakten auf ihre geringe Bildung und auf die mäßigen Anfoderungen, welche man deshalb an ihre Leistungen stellen kann, zu pochen pflegen. Und doch — als sollte man von Widerspruch zu Widerspruch gelangen — halten sie sich in der Regel gar nicht innerhalb der Schranken ihrer bescheidenen Stellung. Statt anspruchslos mit ihren Gaben aufzutreten und ungekünstelt ihre Gefühle in Liedern auszuströmen, sieht man es ihnen nur zu oft an, daß sie gar nicht singen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Wenn sie ihrem unverzerrten Naturel folgten und ungezwungen ihren Gedanken, wenn auch zuweilen in holprichten Versen, Form gäben, so würde man für die Naivetät des Inhalts einige Anfoderungen, welche man an eigentliche Kunstleistungen zu stellen berechtigt ist, gern aufgeben.

Es ist eine merkwürdige, aber zugleich betrübende Erscheinung, daß gerade unsere gegenwärtigen Naturdichter — um diesen Namen beizubehalten — sich am meisten in überschwänglichen Gefühlen, in hohlen Declamationen gefallen, wie sie bei den Dichtern, welche auf der Höhe der Zeit stehen, längst abgestreift sind. Auf diese Weise erhalten wir statt concreter Bilder, statt naiv anschaulicher Gedanken verschwimmende Nebelbilder.

Wenn wir auch den Verf. vorliegender Sammlung zu diesem Zwittergeschlecht, das weder auf dem Gebiete der Kunstdichtung noch auf dem der reinen Natürlichkeit steht, rechnen, so wollen wir durchaus damit nicht sagen, als bräche nicht hier und da selbst durch die hohle Form ein gemüthliches Talent hervor. Wir erkennen vielmehr mit Vergnügen, daß hier und da ein ansprechender Gedanke und wol auch ein ganzes leidliches Gedichtchen mit unterläuft. Aber wozu in aller Welt das Alles gleich drucken lassen? Denn wenn Josty sich dadurch vor den Angriffen der gelehrten Kritik, wie er es nennt, sicher zu stellen glaubt, daß er seinen bekrittelnden Recensenten zuruft: „Faites mieux!" so kann man dieser freilich schon etwas abgedroschenen Auffoderung nur erwidern: Es gibt schon unzähliges Bessere, sodaß dein Mittelgut recht füglich ungedruckt bleiben konnte. Was hilft aber auch alles Protestiren gegen eine gelehrte Kritik, wenn der Verf. besonders in dem Französisch geschriebenen Theile dieselbe durch einen Ton herausfodert, welcher philosophisch sein soll. Mit dem besten Willen kann man deshalb nicht umhin zu erklären, daß die Aufsätze, welche zum Theil sich an die Besprechung wichtiger philosophischer Fragen (Réflexions sur l'homme, le tems, l'espérance, la charité et la foi; La vérité et la politique; Des facultés de l'âme, de l'esprit, du génie et de la mémoire et leur effet sur l'homme) machen, durchaus von einer sich spreizenden Prätension nicht freizusprechen sind. Wir hatten, als wir die Titel dieser Aufsätze lasen, die Meinung, wir würden in diesem Theile des Werkes in einfacher, vielleicht selbst etwas ungelenker Form die Resultate eines durch Lebenserfahrungen gestählten Mannes finden. Aber dem ist nicht so, überall sehen wir nur Phrasen, die auf Stelzen gehen.

Ansprechender sind die deutschen Gedichte, welche diese Sammlung enthält, sie haben zwar keinen eigentlichen poetischen Gehalt und es gebricht ihnen vorzüglich jene Natürlichkeit, welche wir von solchen Dichtern verlangen, deren Productionen eine strenge Kunstform entbehren; aber es zeigt sich doch im Ganzen eine wohlmeinende Gesinnung und eine gewisse Gemüthlichkeit. Doch macht sich auch in dem Deutsch geschriebenen Theile, in den prosaischen Stücken die Vornehmthuerei wieder breit. So in dem oberflächlichen Aufsatze: „Einige Bemerkungen über die Mysterien von Paris und die Vidocq'schen Geheimnisse."

Am meisten haben uns die „Poesias in linguag romaunsch" angesprochen, weil sich, wie es scheint, der Verf. in dieser Sprache am ungezwungensten bewegt. Wenigstens kommt es uns vor, als gebührte diesen Gedichten, was Innigkeit und Natürlichkeit betrifft, unbedingt der Vorzug. Auch um des reinsprachlichen Interesses willen verdienen sie schon höhere Berücksichtigung als die übrigen Abschnitte. Vielleicht hatte auch schon eine frühere Sammlung („Bière de mon Tonneau") desselben Verf. die günstige Aufnahme, welche sie, wie Josty sagt, gefunden hat, vorzüglich diesem Umstande zu verdanken. 30.

Der Weg zum Throne. Ein unterhaltendes Charaktergemälde von Karl Johann XIV. König von Schweden und Norwegen. Von Edwin Herbold. Leipzig, Literarisches Museum. 1845. Gr. 16. 22½ Ngr.

Das Papier ist geduldig, König Karl Johann ein recht interessanter Mann und das Literarische Museum, wie es scheint, nicht eben ekel: siehe da drei Gründe, die einen ehrlichen Mann dazu bringen können, „einen Weg zum Throne" zu schreiben. Im schlimmsten Falle ist doch das logische Princip rationis sufficientis gerettet und das Publicum muß es einsehen, warum es ein schlechtes Buch mehr lesen soll. Wer aber wird es dem Verf. verdenken, wenn er die glückliche Erfindung des Vorworts dazu benutzt, dem Leser Solches und Ähnliches nicht schon auf den ersten Seiten zu sagen, sondern gerade entgegengesetzt von Benutzung mancher sehr authentischer Quellen, von dem Muthe der Wahrhaftigkeit und andern sehr löblichen Dingen zu reden. Die Sprache ist nach dem Ausspruch eines bekannten Diplomaten weniger dazu geschaffen, das Wahre zu sagen als es zu verbergen. Warum sollte ein Schriftsteller nicht auch einmal in die Diplomatie hineinpfuschen, wäre es auch nur im Vorwort?

Es hält gewiß schwer, bei Darstellung großer Ereignisse alle Erregung von sich abzuwehren und sich in der gewohnten Mittelmäßigkeit alltäglicher Athmungsweise zu behaupten, Unser Verf. hat das ohne alle Anstrengung vermocht und gezeigt, welch schönes Ding es um die Objectivität der Darstellung sei. Auch nicht ein einziges Mal läßt er es sich zu Schulden kommen, begeistert zu erscheinen: die französische Revolution hätte für ihn sein und ebenso gut nicht sein können, Hr. Edwin Herbold ist ein Mann, der von solcherlei Dingen nicht mehr berührt wird. Und gerade so wie er selbst ist sein Held. Wenn es der Leser nicht schon wüßte, aus vorstehendem Buche würde er es nimmer erfahren, daß Bernadotte zur Zeit der Mirabeau, der Brissot, der Robespierre gelebt habe. Genug, er avancirt unterdeß bis zum General und wenn dies Avancement nicht gar so schnell vor sich ginge, könnte es ohne alles Bedenken in irgend eine kleine und abgelegene Garnisonstadt eines friedlichen deutschen Staats verlegt werden. Plötz-

sich aber muß Bernadotte um jeden Preis Republikaner sein, denn Edwin Herbold weiß nicht, wie er anders dessen oppositionelles Verhältniß zu Napoleon erklären soll. Und doch ist dieser Republikanismus nur die geschickte Phrase, in der sich eine selbstische und ehrgeizige Natur verbirgt, die gerade um dieser ihrer Selbstheit willen durch das gewaltige zwingende Selbst des spätern Kaisers sich bedrückt fühlen mußte. Bernadotte ist ein glücklicher Freigeist, der immer glückliche Vorwände in Bereitschaft hat, darauf sein Glück zu bauen, ein kluger Ehrgeiziger, der durch wohlüberlegte Benutzung des je Gebotenen eine höchste Stufe erreicht und behauptet.

Dem Verf. aber fehlt es gänzlich an Einsicht in die Tiefen der Innerlichkeit seines Helden, und er ist nicht im Stande, in ihm ein durchgehendes, seines Zweckes bewußtes Wollen nachzuweisen. Statt darin einen Einheitspunkt für seine Darstellung zu gewinnen, verliert er sich in die breite und lose Vielheit einzelner Thaten und Anekdoten, die kaum eine andere Beziehung aufeinander haben als die der Zeitfolge.

Das ganze Buch ist also ein ferner Gegensatz gegen seinen Titel, weder unterhaltend noch ein Charaktergemälde, am allerwenigsten aber „ein Weg zum Throne" literarischen Ruhms für den Verf. 56.

Bibliographie.

Bauer, E., Abfertigung der Sporschil'schen praktischen Bedenken gegen den Versuch, eine sogenannte apostolisch-katholische Kirche in Deutschland zu bilden. Grimma, Verlagscomptoir. Gr. 8. 6 Ngr.

Bechstein, L., Deutsches Dichterbuch. Eine Sammlung der besten und kernhaftesten deutschen Gedichte aus allen Jahrhunderten. Leipzig, G. Wigand. 8. 20 Ngr.

Belani, H. E. R., Die armen Weber und andere Novellen aus den Mysterien einer neuern und ältern Zeit. Leipzig, Fritzsche. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beleuchtung der Hillebrand'schen Schrift: „Neue Ärgernisse, oder der sogenannte katholische Priester Johannes Ronge rc." 4te Auflage. Dortmund, Krüger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Berg, L., Der objective Protestantismus und sein Verhältniß zum Pantheismus und Katholicismus. Ein religionsphilosophischer Versuch. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 20 Ngr.

Ein Blick in den Rationalismus unserer Tage. Replik auf das 1844 bei V. v. Zabern in Mainz unter dem Titel: „Wie steht's um Euch und was thut Noth?" erschienene Sendschreiben eines alten evangelisch-protestantischen Pfarrers an Viele seiner Amtsbrüder dieser Zeit. Mainz, Evler. 1844. 8. 7½ Ngr.

Charles, J., Der Abenteurer oder hundert Leben in Einem. Aus dem Tagebuche eines hochgestellten Mannes. Drei Theile. Leipzig, Fritzsche. 8. 3 Thlr.

Czerski, Rechtfertigung meines Abfalles von der römischen Hofkirche. Bromberg, Levit. 8. 5 Ngr.

Detroit, L., Des Mannes und des Weibes Wesen und Beruf. Königsberg, Tag und Koch. Gr. 8. 6 Ngr.

Deutschlands zweites Ostern oder die Auferstehung der Kirche. Ein Prophetenruf an Katholiken und Protestanten, Johannes Ronge gewidmet. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 4 Ngr.

Döllinger, J. J. J., Irrthum, Zweifel und Wahrheit. Eine Rede an die Studirenden der Universität zu München. München. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Ehrenfried, J. F. C. S., Das andere Wort in Sachen der sogenannten protestantischen Freunde. Ein Commentar des falschen Namen rc. für Hrn. J. Steinbrecher, nebst einem Vorworte an den Verfasser der vier ersten Gegenkönige, Hrn. A. B. C. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Emancipation der Schule. Nebst einer Hinweisung auf die Fortschritte des Schulwesens in Sachsen und Östreich und die Emancipation der französischen Schule. Von einem sächsischen Geistlichen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Feldmann, C., Die Mäßigkeitsvereine in Deutschland; ihre Gefahren und ihr Nutzen. Hamburg, Verlags-Comptoir. Kl. 8. 4 Ngr.

Gaume, J., Geschichte der häuslichen Gesellschaft bei allen alten und neuen Völkern, oder Einfluß des Christenthums auf die Familie. 1ster Band. — A. u. d. T.: Wohin gehen wir? Ein Blick auf die Bestrebungen der gegenwärtigen Zeit. Regensburg, Manz. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Die deutsche christlich-katholische Gemeinde aus politischem und nationalem Standpunkt. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Görres, J. v., Die Wallfahrt nach Trier. Regensburg, Manz. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Götz, G. J., Der Protestantismus in seiner tiefsten Erniedrigung. Ein Zuruf an Deutschlands Protestanten. 2te Auflage. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Grundwahrheiten der christlichen Religion dargestellt in einem im Casino-Gebäude in Oldenburg am 17. November 1844 öffentlich gehaltenen Vortrage. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Hassenpflug, H. D. L. F., Kleine Schriften juristischen Inhalts. 1stes Bändchen. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Gr. 8. 24 Ngr.

Hermes, C., Die schönsten Sprüche des Angelus Silesius. Der deutschen Christenheit zur Erbauung dargeboten. Mageburg, Falckenberg und Comp. 8. 5 Ngr.

Ein Hirt und Eine Heerde. Offenes Sendschreiben deutscher evangelischer Christen an die deutsch-katholischen Christen zu Schneidemühl, Breslau, Berlin und Leipzig u. a. O. Leipzig, Goetz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Horae belgicae. Studio atque opera *Hoffmanni* Fallerslebensis. Pars VII.: Niederländische Glossare des 14. und 15. Jahrhunderts. Nebst einem Niederdeutschen. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Ideen zur Einführung eines allgemeinen deutschen Preßgesetzes. Berlin, Mittler. Gr. 8. 6 Ngr.

Irenäus, Über Pauperismus und Schwanenorden. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Julius, G., Die Königlich Preußische Seehandlung und das bürgerliche Gewerbsrecht. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Jung, A., Die große Nationalfeier des dritten Universitäts-Jubiläums zu Königsberg. Königsberg, Tag und Koch. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Käuffer, J. E. R., In welchem Sinne allein dürfen wir eine völlige Religionsgemeinschaft unter den Menschen hoffen? Predigt. Dresden, R. und W. Kori. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kieser, D. G., Zwei akademische Reden. Über das Verhältniß der Philosophie der Natur zur Religion, und: Über die Emancipation des Verbrechers im Kerker. Jena, Cröker. Gr. 8. 10 Ngr.

Kieser, K., Die Augsburgische Confession aus Originalausgaben und ihre Widerlegung, aus dem echten Manuscript gezogen, ins Deutsche übersetzt und mit einer Darstellung der Hauptbegebenheiten und Verhandlungen versehen, die sich vor und während des Reichstages zu Augsburg im Jahre 1530 ereigneten. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr.

Kobbe, T. v., Jocosus Bremanus der neue Komiker der Bremer Pietisten-Gesellschaft. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Köppen, A., Die Kirchenordnung und Disciplin der alten Hussitischen Brüderkirche in Böhmen, Mähren und Polen, ein ehrwürdiges beherzigenswerthes Denkmal evangelischer Reformation vor Luther, unserer evangelischen Kirche verdeutscht überreicht. Leipzig, Engelmann. Gr. 8 15 Ngr.

Lothmann, W., Antwortschreiben auf Joh. Ronge's Wort an die Römlinge in Deutschland zum Neujahr 1845. Aachen, Hensen und Comp. 8. 1½ Ngr.

Der Lügengeist der heutigen katholischen Journalistik, oder

der „Mainzer Katholik“ in seiner wahren Gestalt enthüllt von einem Katholiken. Siegen, Friedrich. 8. 5 Ngr.

Möller, J. F., Die Sorge um Erhaltung der reinen Lehre und die Zuversicht auf das ewige Reich Christi. Zwei Predigten am Reformationsfeste und bei Eröffnung des neuen Kirchenjahres 1844. Magdeburg, Heinrichshofen. 8. 5 Ngr.

Müller, J. N., Die wichtigste Zeitfrage: wer hat den Sohn Gottes? Aus der heiligen Schrift und durch christliche Geschichten beantwortet. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Müller, L., Die sogenannten Lichtfreunde und die christlich-protestantischen Volksschullehrer Deutschlands. Ein offenes Sendschreiben an Hrn. Pastor König zu Anderbeck. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Neuhof, W., Bilder und Skizzen aus dem Kriegs- und Soldatenleben. Suhl, Manitius. 8. 5 Ngr.

— — Deutsche Sagen. Dem Volke erzählt. 1stes Bändchen. Suhl, Manitius. 8. 4 Ngr.

Pinoff, F., Der Judenkampf. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 8 Ngr.

Piper, G. O., Die Lebensfrage der Religion, oder vom jetzigen Glauben, der Religionslehre, und von zeitgemäßen Hülfsmitteln. Eine psychologische Erörterung. Quedlinburg, Ernst. Kl. 8. 5 Ngr.

Pischon, Rückblicke auf beabsichtigte Einführung einer Presbyterial- und Synodal-Verfassung im Preußischen Staate. Magdeburg, Heinrichshofen. 8. 10 Ngr.

Pistorius, H. A., Richtige Erklärung der Bibelstellen, welche in unserer Zeit besonders von den sogenannten Rationalisten gemisbraucht werden. Für Jedermann verständlich gefaßt. 1stes Heft. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Resultat des Emser Congresses, von den vier deutschen Bischöfen unterzeichnet, sammt genehmigender Antwort Sr. Kaiserl. Majestät Joseph II. in echten Actenstücken. Darmstadt, Leske. 12. 3 Ngr.

Röhr, J. F., Dringende Hinweisung auf die den heiligen Namen Jesu misbrauchenden Pharisäer der christlichen Kirche. Predigt. Weimar, Hoffmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Ronge, J., An die katholischen Lehrer. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 1½ Ngr.

Ronge's (Johannes) Leben nebst den durch seine Degradation und Excommunication veranlaßten Aufsätzen: „Rom und das Breslauer Domcapitel“ und „Urtheil eines katholischen Priesters über den heiligen Rock zu Trier“. Jena, Luden. Gr. 16. 3 Ngr.

Runde, Gemeines Recht für Deutschland. Eine Vorlesung. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Schattenseiten der Mission und der Bibelverbreitung. Von einem Freunde Gottes und der Wahrheit. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. Kl. 8. 11¼ Ngr.

Schettler, F., „Ich kann's nicht glauben“, oder Beleuchtung der ernsten theologischen Zeitfragen: I. Was dünket euch um die Vernunft? II. Was dünket euch um die Wunder der evangelischen Geschichte? Ein zeitgemäßer Beitrag zur Würdigung des rechten theologischen Standpunktes. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Sittig, E. S. F., Über protestantisch-kirchliche Entschiedenheit überhaupt und in besonderer Beziehung auf den Grundton der geistlichen Lieder. Nürnberg, F. Campe. Gr. 8. 7½ Ngr.

Southey, R., Geschichte Oliver Cromwell's. Leipzig, Schäfer. Gr. br. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stahl, F. J., Die Philosophie des Rechts. 2ter Band: Rechts- und Staatslehre auf der Grundlage christlicher Weltanschauung. 1ste Abtheilung: enthaltend die allgemeinen Lehren und das Privatrecht. 2te Auflage. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 2 Thlr.

Strachwitz, A. G. F. Freih. v., Nicht der heilige Rock zu Trier, sondern nur der katholische Priester Herr Joh. Ronge. Offenes Sendschreiben an diesen. 2te Auflage. Breslau, Aderholz. 8. 2 Ngr.

Strzybny, G., Die Kapläne der Breslauer Diözese und ihr ehemaliger Amtsgenosse. Ein Wort zur nähern Verständigung. Regensburg, Manz. Gr. 8. 5 Ngr.

Suckow, G., Hodegetische Anleitung zum naturwissenschaftlichen Studium auf Universitäten. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Über den offenen und herzlichen Haß des Hrn. Prof. Vischer in Tübingen, aus dem Standpunkte des wissenschaftlichen Universitätslebens. Stuttgart, Liesching. Gr. 8. 12½ Ngr.

Über die Stellung des Priesters zur Gemeine. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der Verein zur Hebung der arbeitenden Classen und die Volksstimmen über ihn. Von einem Handwerker. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Herr Fr. Th. Vischer und die christliche Kirche. Eine Stimme aus der Gemeinde. Stuttgart, Liesching. Gr. 8. 2½ Ngr.

Vogel, E. F., Die älteste christliche Kirche und ihre wahren Bekenner. Ein Blick auf Joh. Ronge und die Gemeinde zu Schneidemühl. Leipzig, Wienbrack. Gr. 8. 12 Ngr.

„Vorwärts!“ An die protestantischen Geistlichen Deutschlands. Von einem ihrer Amtsgenossen im Königreich Sachsen. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 4 Ngr.

Wagner, F. L. W., Lehren des Pabstes und Lehren der Bibel. Allen Freunden der Wahrheit zur Vergleichung vorgelegt. Als Anhang: Ein Glaubensbekenntniß, welches solche Ungarn, die zur römisch-katholischen Kirche übertreten, beschwören mußten. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 4 Ngr.

Wehl, F., Der Teufel in Berlin. Dramatische Scenen. 1stes Heft. Hamburg, Verlags-Comptoir. Kl. 8. 10 Ngr.

Weiske, J., Der Bergbau und das Bergregal. Eine Entgegnung auf die Schrift: „Über den Ursprung des Bergregals in Teutschland, von C. J. W. Karsten“. Eisleben, Reichardt. 8. 12 Ngr.

Die Provinz Westphalen und der Oberpräsident Freiherr von Vincke. Eine Skizze. Wesel, Bagel. 8. 7½ Ngr.

Wislicenus, A., Beitrag zur Beantwortung der Frage: ob Schrift? ob Geist? Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wislicenus, G. A., Ob Schrift? ob Geist? Verantwortung gegen meine Ankläger. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Wohlfahrt, J. F. T., Das katholische Deutschland frei von Rom! Oder: was ist nach den neuesten Ereignissen zu hoffen für Ein einiges christliches Deutschland? Weimar, Voigt. Gr. 8. 12½ Ngr.

Zeitblätter für evangelische Wahrheit. 1stes Heft. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 3 Ngr.

Deutscher Zeitungs-Katalog. Verzeichniss der in deutscher Sprache erscheinenden periodischen Schriften, mit Einschluss der politischen Zeitungen, der Tage-, Wochen- und Intelligenzblätter. 3te durchaus umgearbeitete Auflage. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 Thlr.

Zimmermann, K., Die hohe Bedeutsamkeit der Namen unserer Kirche. Zwei Reformationspredigten am 3. und 10. November 1844. Und: warum preisen wir unsern Luther selig? Predigt am Todestage Luther's. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 7¼ Ngr.

Zum Frieden der Confessionen. Ein unparteiisches Vermittlungswort in den religiösen Conflicten der Gegenwart von W. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Zur Orientirung in dem Streit gegen die Absoluten. Stuttgart, Liesching. Gr. 8. 2½ Ngr.

Zuruf eines evangelisch-lutherischen Christen an die Deutsch-Katholischen zu gegenseitiger Verständigung. Leipzig, Dörffling. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 106. —— 16. April 1845.

Über das sogenannte germanische und das sogenannte christliche Staatsprincip, mit besonderer Beziehung auf Maurenbrecher, Stahl und Matthäi. Von F. W. Carové. Siegen, Friedrich. 1843. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Es ist in der neuern Zeit so viel vom christlichen und germanischen, oder noch lieber vom christlich-germanischen Staate die Rede gewesen, diese Schlagwörter der modernen Weltansicht haben so manchen unklaren Kopf, der noch zu erleuchten gewesen wäre, gegen alles Licht verschlossen und sind endlich so oft in obsequiöser Weise nachgesprochen, daß es gut ist, sie etwas näher ins Auge zu fassen. Der Verf. hat dieses in dem oben bezeichneten Buche gethan, welches eine Kritik der Grundansichten Stahl's, Matthäi's und Maurenbrecher's enthält. Da es hier nicht darauf ankommen kann, eine Kritik zu kritisiren, so wollen wir nur im Allgemeinen unsere Anerkennung der Leistung des Verf., in welchem wir nach der Vorrede auch den Verf. der „Genesis der Julirevolution" vor uns haben, aussprechen und versuchen, unsererseits einen geringen Beitrag zum Verständnisse der angeregten Fragen zu liefern.

1) Das christliche Staatsprincip.

Die Politik hat das eigene Schicksal gehabt, daß ihre Ideen und Lehrsätze nicht wie die der übrigen Wissenschaften allein durch die Macht des Lichts und der Wahrheit an den Tag gekommen sind, sondern daß man sie auch erfunden hat, um einem bestimmten Bedürfnisse zu genügen. Dieses blos Erfundene haben wir von dem historisch Berechtigten wohl zu trennen, und sonach zwei Arten der politischen Ideen, die gemachten und erfundenen und die wahrhaft historisch berechtigten, zu unterscheiden. Gegen jene ist Polemik heilsam und verdienstlich, gegen diese wäre es Thorheit, polemisiren zu wollen. Das nicht Gemachte, das einmal Historische muß schlechtweg acceptirt werden.

Der christliche Staat erscheint zunächst in dem mittelalterlichen Regimente des Papstes und Kaisers. Hier ist er ein echtes Product der Geschichte und keine blos erfundene und den Leuten eingeredete Idee. Es existirt eine doppelte Herrschaft über die Welt, eine geistliche und eine weltliche. Jene ist die höhere; die weltliche ist nur ein Theil der großen Pyramide, deren Spitze der Papst ausmacht. Zwei Schwerter ließ Gott im Erdreiche, sagt der Sachsenspiegel, zu beschirmen die Christenheit. Dem Papste ist verliehen das geistliche, dem Kaiser das weltliche. Dem Papste ist auch verliehen zu reiten zu beschiedener Zeit auf einem weißen Pferde, und der Kaiser soll ihm den Stegreif halten. Das ist die Bezeichnung: was dem Papste widerstehe, das er nicht mit geistlichem Gerichte zwingen mag, daß es der Kaiser mit weltlichem Gerichte zwinge, dem Papste gehorsam zu sein; so soll auch seine geistliche Gewalt helfen dem weltlichen Gerichte u. s. w. Es ist also nicht von Staat und Kirche, sondern von zwei zu einer Organisation verbundenen Gewalten die Rede. Dieser Bund konnte aber auf die Dauer nicht bestehen, denn die Kirche, wesentlich auf das Jenseits und das Seelenheil verwiesen, zog gleichwol das Diesseits mit in ihren Bereich, und hier war alsdann keine Grenze mehr zu finden. Ist der Papst auch ein weltlicher Herr, so muß am Ende der Kirchenstaat der einzige sein, in welchem die Christenheit lebt, und was sich mehr oder weniger von diesem großen Netze losgerissen und abgesondert hat, wird noch immer als von Rechtswegen dazu gehörig und als abtrünnig betrachtet. In diesem Systeme wird — ebenso wie im modernen centralisirten Staate — viel und genau administrirt. Man muß eine Hierarchie, für diese etwas zu thun und in diesem Etwas auch ein Medium haben, durch welches die Administrirten an das Centrum gefesselt werden. Das Regieren ohne Bedürfniß der Regierten ist gerade hier zutreffend. Daher die erstaunliche Menge von Gegenständen der kirchlichen Administration und die umfassende Legislation der Kirche, die immer weiter in das eigentliche staatliche Gebiet hineingeht, sodaß am Ende ein universeller Kirchenstaat als das Ziel erscheint. Die Reformation hat diesem Verhältnisse ein Ende gemacht und damit ist die welthistorische Rolle des christlichen Staats beendet. Sein Rest ist der Kirchenstaat in sensu stricto, der aber selbst schon so sehr vom eigentlich staatlichen Momente durchdrungen ist, daß sein eigenthümlich christliches Element sich darauf beschränkt, daß sein weltliches Oberhaupt zugleich das Oberhaupt einer Religionspartei ist.

Was seitdem vom christlichen Staate — nicht blos

im Sinne eines solchen, in welchem das Christenthum anerkannt wird, sondern eines solchen, dessen Politik und Verfassung auf religiösen Grundlagen beruhen soll — vorgekommen ist, steht uns noch so nahe, daß seine Bedeutung nicht auf gleiche Weise klar, und noch von der Kritik zu bestimmen ist, ob es in die eine oder andere der oben bezeichneten beiden Classen politischer Ideen gehöre. Nachdem die mittelalterliche Herrschaft der Kirche und des Lehnwesens gebrochen und die Souverainetät der Fürsten begründet war, befand sich diese in einer eigenen Lage. Sie war nur durch Vernichtung des Feudalismus und des Patrimonialregiments sowie der weltlichen Größe der Kirche entstanden und hatte die jetzt so oft postulirte Scheu vor allem historisch Gewordenen keineswegs bewiesen. Der frühere Zustand hatte wesentlich auf der Autorität beruht und das Mittelalter war bis auf einige Wenige,

> Die was davon erkannt,
> Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,

und die man zu kreuzigen und zu verbannen nicht verfehlt hatte, durchaus blindgläubig gewesen. Das classische Alterthum galt als letzte Norm in der Kunst und Wissenschaft, das Corpus juris im Recht, und in der Religion die Offenbarung und der infallible Papst. Dieser Glaube war aber, als die Souverainetät entstand, wankend geworden, und diese, obgleich auf den Trümmern der Feudal- und Kirchenherrschaft gegründet, befand sich daher in der Lage, Feudalismus und Kirche wol als schlimme aber jetzt besiegte Feinde, zugleich jedoch die Kritiklosigkeit der Feudal- und Kirchenzeit als etwas Wünschenswerthes betrachten zu müssen. Daher auf der einen Seite wol politische Annullirung des Grundadels und des Klerus, sodaß von einem christlichen Staate im frühern Sinne nicht weiter die Rede war, zugleich aber auch auf der andern Seite eine Hinneigung und Vorliebe nicht sowol für Klerus und Grundadel selbst, als für den Einfluß auf das Volk, den man ihrer Herrschaft zuzuschreiben berechtigt war. Die Christlichkeit des Staats zeigte sich dabei in einer factischen Begünstigung des Klerus, sodaß dieser, wenn auch nicht von Rechtswegen, doch thatsächlich Macht, Ehre und Schätze gewann, und außerdem in den Theorien vom göttlichen Rechte der Könige. Die Lehre vom göttlichen Rechte sieht die Staaten als göttliche Einrichtungen und die Könige als unmittelbar von Gott eingesetzt an. Bossuet sagt: „Il faut garder les rois comme des choses sacrées, et qui néglige de les garder est digne de mort. Aussi Dieu a-t-il mis dans les princes quelque chose de divin. Le trône n'est pas le trône d'un homme, mais le trône de Dieu." Pascal drückt die Idee des göttlichen Rechts so aus: „Dans un état, où la puissance royale est établie, on ne pourrait violer le respect qu'on lui doit sans une espèce de sacrilège, parceque la puissance que Dieu y a attachée, étant non-seulement une image, mais une participation de la puissance de Dieu, on ne pourrait s'y opposer sans resister manifestement à l'ordre de Dieu." Es hält jetzt schwer, sich von diesem göttlichen Rechte eine Idee zu machen; es wird heute nicht sowol für falsch gehalten, als daß uns sein Begriff fremd ist und fern liegt. Früher glaubte man wirklich, daß Gott die Dynastien besonders ausersehen, und durch seine unmittelbare Anordnung gerade diese Könige den Völkern gegeben habe. Heute leugnet man dieses Wirken göttlicher Vorsehung freilich nicht, findet aber, daß im Grunde nicht viel damit gesagt ist, weil Gott alle irdischen Angelegenheiten leitet und man gar nicht einsieht, wie und weshalb ein noch specielleres Leiten gerade dieser einen Angelegenheit vorkommen sollte.

War nun nach der Lehre vom göttlichen Rechte die Monarchie eine unmittelbare Einrichtung Gottes, so war doch genau genommen ihre Christlichkeit noch nicht klar. Zunächst fehlte nämlich die der weltlichen Macht als Lehnsherrschaft vorgesetzte Macht des Kirchenoberhaupts. Man konnte daher aus der an sich sehr magern Idee vom göttlichen Rechte nur die allgemeine Consequenz ziehen, daß das weltliche Regiment Gottes Vorschriften gemäß geführt und also eingerichtet werden müsse, daß es zur wirklichen Verherrlichung Gottes dienen könne. Der Cardinal Richelieu lehrt in seinem politischen Testamente: „Le règne de Dieu est le principe du gouvernement des états: et en effet c'est une chose si absolument nécessaire, que sans ce fondement il n'y a point de prince qui puisse bien régner, ni d'état qui puisse être heureux." In dem Folgenden versteht dann Richelieu unter der Gründung des irdischen Reichs auf das göttliche weiter nichts, als daß der Fürst vernünftig regiere und vor allen Dingen durch einen geregelten und züchtigen Lebenswandel ein gutes Beispiel gebe. Nun ist aber nach der Lehre vom göttlichen Rechte der Fürst Niemandem von seinen Handlungen Rechenschaft schuldig als Gott, der zuweilen, um böse Fürsten zu strafen, Dynastien und Reiche zu Grunde gehen läßt. Hienieden ist sein Wille sein einziges Gesetz. Man weiß, wozu dieses bon plaisir als letztes Moment der Entscheidung geführt hat. Die Christlichkeit des vermöge göttlichen Rechts regierten Staats scheiterte an dieser Klippe so vollständig und schlug so schleunig in die äußerste Weltlichkeit und lascivste Willkür um, daß die alsbald folgenden Perioden des Voltairianismus, der Aufklärung und des rationalistischen Naturrechts kaum eine Veranlassung fanden, gegen das göttliche Recht zu reagiren. Es war also lange Zeit von Einrichtung der Staaten nach religiösen Vorschriften nicht weiter die Rede. Der erste Versuch, diesen Vorschriften in der Politik wieder eine Geltung zu verschaffen, liegt dann in der Errichtung des heiligen Bundes, der, neben der Anerkennung, daß bisher falsche und verwerfliche Principien die Oberhand behauptet, den Grundsatz aussprach, daß fortan *unter* den christlichen Völkern, sowol bei der innern Staatsverwaltung als bei der Ordnung der internationalen Angelegenheiten, die Gebote des Christenthums, der christlichen Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens anwendbar sein sollten. Natürlich war indeß auch hiermit nur

eine allgemeine Anerkennung des ewig Wahren und Rechten ausgesprochen. Die Anwendung im einzelnen Falle blieb dem Gewissen und der besondern Beurtheilung überlassen. Dieses reine Verfallen an die besondere Beurtheilung hat immer das Misliche, daß diese letztere vor den Augen Vieler als durch Interessen getrübt angesehen zu werden pflegt. Ob solche Interessen aber mit dem Christenthume zusammenhängen oder wol gar dadurch geboten sind, ist nicht leicht zu beurtheilen, und so darf man sich denn über die Verschiedenartigkeit der Meinungen, welche rücksichtlich der christlichen Behandlung internationaler Verhältnisse laut geworden sind, nicht im mindesten wundern. Was aber die Behandlung der innern Verhältnisse betrifft, so versteht sich die Anfoderung, daß die Staatsleute dabei Gott vor Augen und im Herzen haben sollen, so sehr von selbst, es läßt sich so wenig davon weg oder dazu thun, daß das Christliche hier mit dem allgemein Vernünftigen zusammenfällt, und ein jeder Staat, in welchem man jene Anfoderung nicht anerkennen wollte, geradezu in Barbarei und Roheit versinken müßte. In neuerer Zeit hat man indeß noch mehr als Dieses erreichen wollen. Der Staat, in welchem man sich zum Christenthume bekennt und dessen Lehren befolgt, ist noch nicht „der christliche Staat" im modernen Sinne; zu diesem gehört vielmehr, daß das Christenthum und die Lehre der Offenbarung geradezu die positive und geschichtliche Basis der Menschheit und des einzelnen Staats ausmachen, daß sie nicht blos den Staat, sondern alle Sphären der Gesellschaft durchdringen und dem ganzen Leben, auch da, wo es mit der Religion in keiner unmittelbaren Beziehung steht, eine bestimmte religiöse Färbung geben. Da das einfache Religiös- und Christlichsein eine so wenig geleugnete Anfoderung ist, daß man gar nicht von Christlichkeit spricht, wo es nicht auf das Charakteristische des Christenthums ankommt, so denkt man (obgleich im Grunde in einem christlichen Volke Alles christlich ist) sogleich an eine Übertreibung, sobald vom christlichen Staate, christlicher Ästhetik und Dergleichen die Rede ist. Wenn im folgenden Jahrhunderte vielleicht eine freimüthige Geschichte des gegenwärtigen geschrieben wird, etwa wie Schlosser die des vorigen geschrieben hat, so wird darin diese Christlichkeit eine interessante Episode bilden. Wir wollen eine solche Beschreibung des christlichen Staats hier nicht versuchen, sondern blos den Gesichtspunkt hervorheben, aus welchem sich die ganze Übertreibung als eine solche erkennen läßt. In dem mittelalterlichen, christlich-germanischen Staate war die Herrschaft zwischen Staat und Kirche streitig; eins von Beidem hielt man aber für die letzte und höchste Sphäre. Theilweise absorbirte die Kirche den Staat, dann aber trat der Staat nach Ausbildung der Fürstensouverainetät so entschieden in den Vordergrund, daß von einem eigentlichen Regimente der Kirche nicht mehr die Rede sein konnte. Dabei war die Stellung der Kirche eine unklare. Man stritt, und streitet theilweise noch, ob sie im Staate, über dem Staate oder unter dem Staate stehen solle. Eine Stellung über dem Staate räumt man der Kirche nirgend ein; stellt man sie aber in den Staat oder unter den Staat, so macht man sie zu einer Staatsanstalt, und dieses geschieht am allerauffallendsten gerade da, wo man einen christlichen Staat in jenem prägnanten Sinne haben will. Hier gibt man der Kirche keine hohe, sondern eine äußerst niedrige Stellung: man macht sie zu einer Anstalt, welche für Zwecke des Staats auf die Gemüther einen gewissen Einfluß haben soll.

Das Falsche liegt darin, daß Staat oder Kirche als die letzte und einzige Sphäre menschlichen Zusammenwirkens betrachtet und mit der Gesellschaft selbst verwechselt werden. Es gibt vielmehr verschiedene Sphären der Thätigkeit, in welchen sich die menschlichen Anlagen ihrer Bestimmung gemäß entwickeln, welchen allen eine gleiche Selbständigkeit gebührt, und von welchen keine zu einer bloßen Anstalt für die andere erniedrigt werden darf. Man kann hier nach der leiblichen und geistigen Seite der Menschheit Ackerbau, Industrie, Handel, Religion und Moral, Kunst und Wissenschaft als selbständige Sphären unterscheiden, denen die Sphäre des Rechts, in welcher ihnen allen die äußern, von menschlicher Freiheit abhängigen Bedingungen ihres Gedeihens gewährt werden, zur Seite steht. Eine feste, äußere Organisation haben bis jetzt blos die Sphäre des Rechts und der Religion im Staate und in der Kirche erlangt, nichtsdestoweniger ist aber die innere Selbständigkeit der übrigen nicht zu verkennen. Die einzelnen Sphären sind dabei nicht exclusiv, sondern außer seinem bestimmten Berufe, der einer einzelnen Sphäre entspricht, und dessen Übung vor der Polypragmosyne bewahrt, hat jeder Einzelne an allen Sphären auf mehr oder weniger mittelbare Weise Theil. Die Mission der Rechtssphäre oder des Staats ist dann die, ihnen allen die äußern Bedingungen ihres Gedeihens zu gewähren, und die Selbständigkeit aller sowie ihr Gleichgewicht untereinander und mit dem Staate selbst aufrecht zu erhalten. Eine Reihe der auffallendsten Verkehrtheiten entspringt gerade aus dem Verkennen dieses einfachen Zusammenhangs. Man faßt immer nur eine Seite, nur eine bestimmte Gefahr ins Auge, und vergißt darüber oft ein weit ärgeres Misverhältniß, eben weil man nur die einzelne Thatsache, nicht aber das Princip im Auge hat. Man sieht z. B. jetzt in Frankreich sehr wohl ein, daß es ein Misverhältniß ist, wenn die Wissenschaft dem Staate feindlich, und Journalistik und Straßenemeute eine Macht wird, die den Staat übermeistert; man sieht ein, daß die Kirche nicht im Sinne der Bischöfe von Chalons und Lyon Wissenschaft und Unterricht zum Instrumente für die Kirche herabsetzen dürfe. Dagegen sieht man nicht ein, daß es ein ebenso großes Misverhältniß ist, wenn die Industriellen durch den ihnen gegebenen exclusiven politischen Einfluß den Staat ganz auf gleiche Weise zum Mittel und zur Anstalt für Zwecke der Industrie gebrauchen können, als dieses in England von der Grundaristokratie zum Vortheile des

Grundbesitzes geschieht. Wenn im letztern Falle der Zustand wegen des Interesses dieser politisch bevorrechteten Classen stabil ist, so ist das kein Vorzug, weil das Schlimme und Falsche nicht stabil gemacht werden sollte. Daß aber in allen genannten Fällen das Misverhältniß gleich groß ist, erhellt sofort, wenn man erwägt, daß, sobald eine Sphäre die andere zum Mittel benutzt, dieser Übergriff nie zum wahren Gedeihen jener Sphäre selbst, sondern nur für ein Privatinteresse geschieht. Die oppositionnellen Tagsschriftsteller schreiben weniger im Interesse der Wissenschaft und Wahrheit als in ihrem eigenen; die Bischöfe, welche die Jugend gläubig und einfältig erhalten wollen, wollen nicht das Interesse der Religion, sondern das der Geistlichen, und in den zuletzt genannten Beispielen liegt der Eigennutz der Einzelnen noch weit klarer zu Tage.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Der chilesische Nationaltanz Samacueca.

Die erste große wissenschaftliche Expedition, wodurch die nordamerikanischen Freistaaten in die Fußstapfen anderer seefahrenden Nationen getreten sind, welche Pflicht, Ehre und Nutzen darin suchen, zu Nutz und Frommen der Wissenschaft mit großen Kosten allein zu solchem Zwecke bestimmte Aussendungen auszurüsten, ist vollendet und das Ergebniß derselben liegt in dem ausführlichen Berichte vor, welcher vor kurzem unter dem Titel: „Narrative of the United States exploring expedition during the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842", von C. Wilkes, Befehlshaber der Expedition, erschienen ist. Das dem Befehlshaber dieses wissenschaftlichen Geschwaders beigegebene corps scientifique bestand aus dem Sprachforscher Hale (der unter Anderm sich besonders die Erforschung der Sprache der Pescherähs und Patagonier, sowie der in Brasilien so zahlreichen Sklaven aus dem Innern Afrikas angelegen sein ließ), dem muschelkundigen Couthouy, dem Gesteinkenner Dana, dem Pflanzenforscher Rich, den Zeichnern Drayton und Agate und dem Gärtner Brackenridge. Der Bericht ist reich an wissenschaftlichen Ergebnissen in allen diesen Fächern, nicht minder reichhaltig an anziehenden Schilderungen und Beschreibungen von Ländern und Völkern, wovon beispielsweise zu erwähnen sind das Zusammentreffen der Expedition mit den Pescherähs im Feuerlande und die Beschreibung dieses Volksstamms, die Angaben über die Sklaven in Brasilien, das Umschiffen des Cap Horn, der Ausflug in die Cordilleren, der Besuch der berühmten Ruinen von Pachacamac rc. Wir theilen aus dem Werke die Beschreibung des unter dem Namen Samacueca bekannten Nationaltanzes der Chilesen mit: „Dieser Tanz wird gewöhnlich auf dem Chingano, einer Art Amphitheater, aufgeführt, das mit Räumlichkeiten umgeben ist, wo Erfrischungen, geistige Getränke einbegriffen, verkauft werden, und die gewöhnlich voll von Personen beider Geschlechter sind. Der Tanz wird unter einem offenen Schuppen auf einer Art Bühne aufgeführt. Die Musik ist eine Mischung spanischer und indianischer Tonweisen und wird nur von Frauenzimmern auf einer altmodischen langen und schmalen Harfe, deren eines Ende im Schoose der Spielenden, das andere zehn Fuß von ihr auf der Bühne ruht, aufgeführt. Ein anderes weibliches Wesen schlägt lustig den Takt auf dem Resonanzboden des Instruments. Ihr zur Rechten erblickt man ein drittes Mädchen, welches die gewöhnlichen Accorde auf einer mit Drahtsaiten bezogenen Guitarre greift und bei jeder Bewegung der rechten Hand über alle vollen Saiten fährt, indem sie die Accorde wechseln läßt. Dazu singen sie mit größter Kraftanstrengung ein Volkslied, gewöhnlich ein Liebeslied; eine davon singt die Altstimme; das Ganze aber ist ein seltsames Tongewirre. Der Tanz wird von einem jungen Manne und einem Mädchen aufgeführt; der erste trägt ein prächtiges mit Goldfranzen besetztes Scharlachwamms, weiße weite Hosen, rothe Schärpe und gleichfarbige Tanzschuhe und ein kleines rothes Mützchen, während die Tracht seiner Tänzerin in einem grell gefärbten, sehr kurzen und steifgestärkten Muslinröckchen, dem ein paar breite Hüften nicht wenig zu statten kommen, besteht, worüber ein prächtiger bunter französischer Shawl geworfen ist; dieser und schöngewirkte seidene Strümpfe vollenden den Anzug der Tänzerin. Die letztern sind überdies das wahre Kennzeichen der Chileserinnen aller Classen, auch nehmen sie sich keine Mühe sie zu verstecken. Nicht selten sieht man die übertriebene Pracht seidener Strümpfe bei den Waschweibern an ihren Wannen, wenn sie mit den Händen im Seifenwasser herumfahren. Die Tracht steht im Allgemeinen nett und die Natur wird weder durch enge Schnürbrüste noch durch das Tragen von Miedern verrenkt, keine Kopfbedeckung ist in Gebrauch, das Haar fällt, von der Stirn bis zum Nacken gleich gescheitelt, in zwei langen Flechten von den Schultern bis zur Mitte des Leibes nieder. Der Tanz ähnelt gewissermaßen dem Fandango, das Paar beginnt damit, sich einander gegenüberzustellen und das Schnupftuch über den Kopf des Andern zu schwenken, dann nahen sie sich, ziehen sich langsam wieder zurück, bis sie plötzlich schnell aneinander vorbeifliegen, indem sie einander unter den Armen, ohne sich zu berühren, mit großer Gewandtheit durchlassen und dabei mit Castagnetten den Takt schlagen. Ihre Bewegungen sind äußerst anmuthig und dabei doch sehr verliebt; die Gebehrden sind nicht allein für Eingeborene, die diesen Tänzen beiwohnen, sondern auch für Fremde leicht verständlich. Über ihre sittlichen Zwecke läßt sich nicht viel sagen."

Frühere englische Geschichtschreiber.

Für Geschichtsforscher liefert das jüngst erschienene „A manual of british historians, to A. D. 1600; containing a chronological account of the early chroniclers and monkish writers, their printed works and unpublished manuscripts" kurze und bündige Nachrichten über alle englische Chronisten und Geschichtschreiber von Gildas an bis auf Leslie. Alle ihre Werke werden darin namentlich aufgezählt; Nachweisungen gegeben, in welchen Ausgaben, Sammelschriften und Büchersammlungen sie zu finden und welche Handschriften davon vorhanden sind; beigefügt ist noch eine chronologische Tafel, worauf die Jahre verzeichnet sind, mit denen die einzelnen Geschichtswerke schließen. Der Verf. dieses Compendiums, Mackay, hat durch die Herausgabe seiner Schrift wirklich, wie er äußert, einem fühlbaren Bedürfniß in der bibliographischen Literatur abgeholfen.

12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 107. —— 17. April 1845.

Über das sogenannte germanische und das sogenannte christliche Staatsprincip. Von F. W. Carové.

(Fortsetzung aus Nr. 106.)

Ein ähnliches Misverhältniß ist die Christlichkeit des Staats in dem oben bezeichneten Sinne. Hier stellt der Staat die Kirche nicht über sich, sondern greift in ihren Wirkungskreis ein und maßt sich ihre Functionen an. Religion und Moral sollen freilich das ganze Leben der Menschen leiten und durchdringen. Allein das genügt nicht: die Aufklärung, der Rationalismus, und die Skepsis, die alle traditionnellen Größen so leicht vernichten, erfodern ein Gegengift, und dieses besteht in der Gläubigkeit. Früher waren in der Kirche Gläubigkeit und Vernunft als Katholicismus und Protestantismus einander gegenüber getreten. Jetzt steht im Protestantismus selbst die Gläubigkeit dem Rationalismus wieder gegenüber und diese hat alles Zweifeln, Prüfen und Kritisiren als Heterodoxie auszuschließen und sich an das Positive und Gegebene zu halten. „Un homme de bien", heißt es im Rabelais, „croit tout ce qu'on lui dit et ce qu'il trouve par écrit." In den öffentlichen Verhältnissen daher das göttliche Recht, welches weiter kein Raisonnement über die Nothwendigkeit und Heilsamkeit des Bestehenden zuläßt. Nach dem göttlichen Rechte ist aber Alles göttliche Einrichtung und in den kleinsten Dingen wird ganz unmittelbar Gottes Finger erkannt. Je mehr man Alles auf Religion bezieht, alle Handlungen religiös färbt, desto gläubiger und christlicher ist man. In Wahrheit leitet uns nun freilich die Religion in allen Lebensverhältnissen, aber nicht jede Handlung, nicht jede Einrichtung ist darum auch eine religiöse. Die Religion hat allein in der Kirche eine äußere Organisation und hier kommen im Cultus bestimmte religiöse Handlungen vor. Der christliche Staat bringt aber eine jede Einrichtung und zunächst die Staatseinrichtungen in religiöse Beziehung, und stellt damit für die Religion äußere Organisationen hin, die eigentlich einen solchen Sinn nicht haben und nur insofern für christlich gelten können, als die Menschen im Staate Christen sind. So wird versucht, Recht und Politik nach religiösen Lehren einzurichten und Alles mit Religion und Christenthum zu durchdringen. Da aber nicht alle Einrichtungen und Handlungen religiöse sind, so entstehen daraus Misbildungen, und das ganze Leben wird mit einer widerwärtigen Erbaulichkeit erfüllt. Zunächst enthält nur eine streng theoretische Religion wie die des Alten Testaments eigentliche Zwangsvorschriften. Das Christenthum wendet sich an das Gemüth und gibt Rathschläge. Es bedarf weiter keiner Erörterung, was dabei herauskommt, wenn man diese zur Basis positiver Gesetze macht. Die Religion der Freiheit wird damit in die des Zwanges, in eine Zuchtruthe verkehrt, die Gott den Menschen zur Strafe gegeben hat. Dann kehrt sich jene strenge Orthodoxie gegen das eigene Princip des Protestantismus: die fromme Gläubigkeit einer weichen Seele, die von den Qualen des Zweifels, von der harten Arbeit des eigenen Denkens und den Folgen der Erkenntniß unter die Flügel der Autorität flüchtet, und hier in kindlicher Hingebung an das zunächst den Sinnen und dann dem Gemüthe Imponirende in der eigenen Empfindungsherrlichkeit schwelgt, gehört dem Katholicismus und nicht dem ernstern, von Gemüthsillusionen gereinigten Protestantismus an. Diesen Katholicismus, die orthodoxe Strenge und Gläubigkeit will das protestantische Volk entschieden nicht. Wenn man sich entschlösse, die Gemeinden selbst zu fragen, wenn man ihnen durch eine Dem entsprechende Verfassung eine Stimme einräumte, so würde man gegen alle hierher gehörigen Reactionen einen entschiedenen Widerspruch vernehmen. Hilft es nun, daß man diesen Widerspruch gar nicht hört? Sollte es wirklich möglich sein, eine religiöse Richtung durch äußere Maßregeln einzuführen, die mit dem Geiste der Zeit entschieden streitet? Wir haben die Reformation erlebt, wir haben die Aufklärungs- und Revolutionsperiode durchgemacht, und alle geistigen Errungenschaften der letzten Jahrhunderte sind in unser innerstes Leben übergegangen. Sollte jetzt ein Rückfall in die Zeit der Reflexionslosigkeit und des Autoritätenglaubens möglich sein? Man beachte nur, mit welchem Mistrauen Alles, woraus sich auf Reactionstendenzen und orthodoxe Strenge schließen läßt, aufgenommen wird, wie man als letztes Ziel jeder hierher gehörigen Maßregel Verfinsterung und Absolutismus sogleich herausfindet, und wie die Sinne des Volks gegen alle dergleichen Dinge eine man möchte sagen überspannte und krankhafte Empfindlichkeit angenommen haben. Und wenn

nun jetzt, wo so mannichfache Umstände einem offenen Aussprechen der Ansichten im Wege stehen, wenn jetzt Stimmen von Geistlichen und Laien laut werden, die alles Ernstes gegen jene Orthodoxie protestiren, so kann man sicher schließen, daß dieselbe von der öffentlichen Meinung verworfen und nur von einzelnen Schwärmern und vielen Heuchlern gehegt und genährt wird. Der letzte Übelstand der Begünstigung dieser Orthodoxie ist dann der, daß die Kritik und Skepsis dadurch geweckt wird. Wir haben nach der Nüchternheit des Rationalismus allerdings das Bedürfniß, daß das gemüthliche Element neu belebt werde. Jene Orthodoxie und Altgläubigkeit ruft aber die Kritik aufs neue hervor und verleitet sie, viel weiter zu gehen als sie sonst gegangen wäre. Zunächst negirt sie nur den Autoritätenglauben und die reflexionslose Blindheit. Sie zeigt, daß das Christenthum wirklich nicht die Religion der Unfreiheit ist. „Ihr seid theuer erkauft", sagt Paulus (1. Kor., 7, 23), „werdet nicht der Menschen Knechte." Dann richtet sich die Kritik auch gegen das wirklich Heilige und Ehrwürdige und sucht dieses zu vertilgen. Endlich aber geht sie über die Grenzen der Wissenschaft hinaus, faßt, da die neue Richtung in den Augen Vieler, wie man einmal nicht leugnen kann, nicht freies wissenschaftliches Product, sondern etwas positiv Begünstigtes ist, die Gründe und Motive zu dieser Begünstigung ins Auge, und geräth hier auf ein Gebiet, auf welches wir ihr zu folgen nicht gesonnen sind.

2) Das germanische Staatsprincip.

Mit dem Rückfalle auf den Katholicismus in der Religion hängt der Rückfall auf das Mittelalter in der Politik zusammen. Beiden liegt das Streben nach Gläubigkeit und Reflexionslosigkeit zum Grunde: der religiöse und der politische Glaube an die feste und infallible Autorität müssen nothwendig Hand in Hand gehen. So ist dieser Rückfall im Felde der Politik als Reaction gegen die Aufklärung und Kritik, als Hervortreten des Gemüthlichen gegen das Verständige, des Positiven und Historischen gegen das Abstracte und von der Vernunft Postulirte, endlich der Poesie und des Erträumten gegen die Prosa und gegen die Wirklichkeit zu betrachten. Diese Richtung wurzelt gar nicht ausschließlich in politischen Überzeugungen, sondern ist ein Stück der modernen Weltanschauung überhaupt. Man geht, um den nüchternen Ernst der Gegenwart aus den eigenen Tiefen des deutschen Volks zu erfrischen, in dessen Vergangenheit zurück. Diese Vergangenheit malt man sich dann auf eine der Empfindung wohlthuende Weise aus. Der Bürger ist arbeitsam und wohlhabend, man sieht an ihm eine gewisse Tüchtigkeit und Biederkeit der Gesinnung, die sich mit edler Einfalt und kindlicher Treuherzigkeit paart, und alle diese Eigenschaften treten auch in der äußern Erscheinung hervor. Zufrieden und fleißig ist der Bauer, der seine Grundherrschaft, welcher er zinset und scharwerkt, segnet und verehrt. Dichter und Frauen sind zart und sinnig und von moderner Culturverderbniß völlig frei. Der Edelmann aber ist stark und edel, ein Schutz dem Volke, eine Zier dem Fürsten. Dieser erscheint als großer Herr, dem der Vasall den Stegreif hält. Das Alles malt man sich in kleidsamen Costumen, allenfalls vor prächtigen Domen und Kirchen, wo Bürger und Bauer auf der einen Seite vor allen weltlich Höhern in bescheidungsvoller Ehrfurcht sich neigt, auf der andern aber vor dem Priester und dem Heiligenbilde in frommer Andacht Knie und Rücken krümmt. Der ganze Zustand ist eine Ausmalung des geraden Gegentheils von Voltairianismus und Aufklärung.

Zunächst könnten nur Poesie und Malerei sich in diesem Bilde des Mittelalters, wobei indeß jetzt nachgerade Maß und Ziel anzurathen wäre, wohl ergehen, wenn die Sache dabei nur ohne weitere praktische Consequenz bliebe. Die Reaction gegen die rationalistische Gegenwart hat indeß auch politische Consequenzen, und im Felde der Politik erscheint sie als Vorliebe für das Germanische, Historische, Gläubige und Reflexionslose und Aversion gegen politische Mündigkeit, Aufklärung und die ganze Staatsansicht der modernen Zeit. Wir wollen nicht weiter erörtern, inwiefern es möglich sei, der Gegenwart, die nicht blos in dem mittelalterlichen Staatswesen, sondern auch in dem vorigen Jahrhundert ihre historische Begründung hat, die hierher gehörigen politischen Ideen wieder einzuimpfen, sondern diese Ideen selbst, das eigentlich germanische Staatsprincip, etwas näher ins Auge fassen.

Die erste Gestalt, unter welcher nach der Auflösung der altgermanischen Gau- und Gemeindeverfassung das deutsche öffentliche Leben erscheint, ist der Lehnstaat. In diesem ist ein einzelnes Rechtsgeschäft, die Hingabe des dominium utile einer Sache gegen das Versprechen der Treue und gewisser Dienstleistungen, auf seltsame Weise zur Gliederung für die ganze Gesellschaft gemacht, die damit in den Feudalismus wie in eine Form oder einen Rahmen eingezwängt erscheint. Alle Treue, alle Gewalt, ja jede Abstufung in der Gesellschaft beruht auf einer Übereinkunft, die bei der Hingabe einer Sache zur Nutzung geschlossen und in Todesfällen erneuert wird. Man gehorcht nicht, weil es eine höhere, von aller Einwilligung des Einzelnen unabhängige politische Macht gibt, sondern weil und insoweit man privatrechtlich dazu verbunden ist. Der Mangel dieses Systems liegt zunächst darin, daß es keine öffentliche, Alles gleichmäßig umfassende Macht gibt. Jeder Baron ist König in seiner Baronie und schließt die Einwirkung des höhern Herrn in seinem Territorium aus. Die Hintersassen entbehren daher einer unmittelbaren Verbindung mit der Staatsgewalt. Die gleichen Vasallen sind dagegen gleichberechtigte Herren, die untereinander nicht im Zusammenhange von Mitbürgern stehen. Der Landesherr selbst ist aber nur ein großer Herr, der eigene Besitzungen haben muß, wenn er etwas gelten will, und die Landeshoheit ist ein Gemisch aus gutsherrlichen Rechten über die Hintersassen auf Privatgütern, lehnsherrlichen Rechten über Vasallen und endlich vom Kaiser zu Lehn getrage-

nen Amts- und Regierungsrechten. Man hat mit Recht gesagt, daß es im Feudalsysteme weder Regierung als Politische Macht, noch Volk als gleiche Gesammtheit von Unterthanen gibt. Das ganze System war ferner auf das Grundeigenthum gebaut, und Eigenthum an Grund und Boden war nicht, wie nach den später zur Geltung gekommenen Grundsätzen des römischen Rechts, ein reines Privatrecht, sondern enthielt Hoheitsrechte über die darauf Angesessenen, welche vom Herrn regiert und gerichtet werden, ihm zinsen und ihm dienen und seine Unterthanen sind. Das Rittergut ist kein einfacher fundus rusticus im römischen Sinne, sondern ein kleines Territorium.

Augenscheinlich war aber das ganze feudalistische Schema zu eng, und eine allseitigere Entwickelung der Gesellschaft mußte es sprengen. Zunächst blühten Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft in den Städten auf, mit dem veränderten Kriegswesen verlor der Lehndienst und damit das ganze Lehnwesen seinen Sinn, das römische Recht veränderte den Begriff des Grundeigenthums, sodaß die nach deutschem Rechte darin liegenden eigenthümlichen, in das öffentliche Recht reichenden Befugnisse zu Privatrechten uud civilistischen Anomalien wurden, und endlich sprengte der Beginn einer durchgreifenden Regierung und Verwaltung, von welcher bei der vollen Consequenz des Feudalismus gar nicht die Rede sein konnte, das alte viel zu eng gewordene Gebäude.

So folgte auf den Lehnstaat der ständische Staat. Diesen werden wir genauer zu betrachten haben, da das sogenannte germanische Staatsprincip, wo es praktisch werden könnte und nicht auf ein ganz leeres Analogisiren des Modernen und Antiken hinausläuft, eben zu dem alten Ständewesen zurückzugehen trachtet. Im ständischen Staate zeigt sich der Anfang des Verhältnisses zwischen Fürst und Volk: das feudale Schema ist zersprengt, und die ganze Gesellschaft hat sich nun in den politischen Verband zwischen Regierung und Unterthanen zu fügen. Die ständische Monarchie ist aber erst der Übergang zu einem solchen Verbande. Der Fürst ist in der ständischen Monarchie — wie Jarcke ihn bezeichnet — ein mit Grund und Boden angesessener, mit mannichfachen nutzbaren Rechten begüterter Herr, der sein Fürstenthum und seine Herrlichkeit gerade in derselben Weise besitzt wie jeder Andere sein freies Recht und Eigenthum. So ist sein Recht ein Privatrecht. Eine eigentlich öffentliche Macht, die unbedingt als Inbegriff aller im Staat vorhandenen Macht durchgreifend auf Alle wirkt, hat er nicht. Ihm treten auf dem Gebiete des Privatrechts, in welchem sich das ganze Staatsleben noch bewegt, sogleich ebenso mächtige Privatrechte entgegen, welche er nicht als Landesherr von Staatswegen einschränken kann, sondern mit denen er sich abfinden und Verträge schließen muß. Das Ganze ist also ein Gemisch von Privatrechten, welche sich einigen müssen. Bei dieser Einigung kann, wie bei einem gewöhnlichen Vertrage, jeder Berechtigte ohne Rücksicht auf Staatsraison Ja oder Nein sagen, und wenn einmal Alle Nein sagen; und wenn der Fürst dann dem Principe untreu zu werden nicht mächtig genug ist, so steht der Staat still. Es leuchtet ein, daß eine kräftige Staatsregierung mit dem Ständewesen sich nicht verträgt, und in der That hat auch die Souverainetät erst durch Vernichtung der ständischen Befugnisse entstehen können. Auf die Zeit der Blüte des Ständewesens folgte daher im 17. und 18. Jahrhundert die Zeit der Souverainetät und unumschränkten Regierung, welche das Princip der ständischen Verfassung nicht mehr anerkannte und die Stände zu völliger Bedeutungslosigkeit herabsetzte. Was man hin und wieder von der Thätigkeit der Stände noch vernahm, war wenig erfreulich. In der öffentlichen Meinung hatten sie nie einen festen Haltpunkt haben können. Man sah daher ihrer Annullirung ganz ruhig zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Puff.

Ein Ungenannter hat im ersten Heft der „Deutschen Vierteljahrsschrift" von 1845 einen Puff ausgehen lassen gegen den Gedanken an ein deutsches Nationaltheater, nämlich einen Ausspruch des wackern Schiffsherrn Puff in „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", in welchem er eine geistreiche Parodie eines solchen Gedankens zu finden glaubt, und fügt das Votum eines Franzosen hinzu, daß ein Volk, welches von einem andern lernen müsse, wie es sich kleiden, das Halstuch binden, den Hut aufsetzen, Messer und Gabel handhaben soll, sich nicht anmaßen dürfe, eine Komödie haben zu wollen, welches unser patriotischer Ungenannter zu seinem Votum macht mit dem Amendement, statt Komödie Bühne zu setzen. Es müsse sich mit dem Surrogat einer Bühne und wie es scheint mit dem Surrogat einer Literatur überhaupt, bis allenfalls auf die lyrische Dichtung begnügen. Das ist allerdings mehr als herb! Und warum sind wir armen Deutschen denn so elend daran? Weil unser patriotischer Ungenannter an uns die zu einer Nationalität überhaupt erfoderliche Einseitigkeit vermißt: eine fixe Idee wie etwa Weltherrschaft, Welthandel, Weltdressur und Ähnliches, und daher eine gewisse Gleichförmigkeit der Cultur und Gesammtgefühl. Einen nationalen Grundzug gesteht er uns allerdings zu: die Richtung auf die Tiefe der Seele und die Natur, aber nicht auf das Leben, und dieses soll ja plastisch im Drama hervortreten; ergo — sind wir zum Drama nicht geeignet. Doch streitet er uns die geistige Fähigkeit dazu nicht ganz ab und eröffnet uns die trostreiche Aussicht, daß, wenn das gegenwärtige Deutschland zertrümmert sein wird, aus dem Koth des Grauses das zarte Pflänzchen der Nationalität und damit auch eines Nationaltheaters entsprießen, aber gewiß nicht, wie der ehrliche Puff seltsamerweise wünsche, von einem Augustus werde gepflegt werden. Wir bescheiden uns, daß wir unsern Fürsten nicht so nahe stehen, um beurtheilen zu können, ob sich denn von ihnen für Deutschland im Geistigen und Politischen gar nichts Gutes erwarten lasse; wir trauen aber dem Kothe, der sich aus dem Schutt Deutschlands bilden soll, nicht viel Humus zu und möchten gar gern das deutsche Volk davor bewahrt wissen, sich im Kothe zu wälzen, und möchten ihm gern erhalten wissen, was es in seiner eigenthümlichen Cultur bereits errungen hat, und möchten dieses so viel als möglich zu einem Gemeingute und wo möglich höher ausgebildet sehen. Der patriotische Ungenannte mag von seinem Gesichts- und Standpunkte aus vollkommen recht haben; allein sein Gesichts- und Standpunkt ist nicht der unsere. Wir nehmen Deutschland wie es ist und noch wol alles Rüttelns an dem schwerfälligen Michel ungeachtet im Ganzen ein gutes Weilchen bleiben wird, nicht wie es sein sollte (worüber sich viel streiten ließe), und überlassen, wie es

werden soll, dem allwaltenden Schicksal und den Eisenbahnen, und können uns nicht entschließen, die Idee eines deutschen Nationaltheaters unserm enttäuschten Patrioten (wie er sich selbst bezeichnet) preiszugeben: nämlich national in dem Sinne, daß es nicht das viele Gute, das ihm deutscher Geist darbietet, gegen das viele Schlechte, das deutsche Gefühl häufig Anwidernde der französischen Bühne zurücksetze und es sich eine Aufgabe sein lasse, das deutsche Publicum mit den Erzeugnissen vaterländischer Dichter bekannt zu machen und bei dieser Kenntniß zu erhalten, damit nicht dem Deutschen seine dramatische Dichtung verloren gehe und somit seine Darstellungskunst, wie dies bereits zum großen Theile der Fall ist. Die Foderung, daß nur Nationales im engern Sinne, nur heimischer Stoff, socialer oder historischer (welcher letzterer besonders dramatisch bald ausgehen möchte) auf der deutschen Nationalbühne erscheinen solle und also auch nur heimische Sitten und Verhältnisse, die wäre allerdings in mehr als einer Hinsicht einseitig und bornirt. Die englische und französische Bühne haben ihre Stoffe fremden Nationen entnommen und die letztere bekanntlich unmittelbar fremden dramatischen Literaturen, wie der italienischen und spanischen, aber ohne dies wie der ehrliche Deutsche in solchem Falle anzuzeigen, und auf die Weise gestohlen. Sie haben sie aber nicht blos körperlich, sondern geistig nationalisirt und wir machen ihnen aus dem Diebstahl kein Verbrechen. Unsere Dichter sollen es auch so machen.

Was unsere Zersplitterung und Ungleichheit der Bildung und Anregungsfähigkeit betrifft, wodurch die allgemeine Verständlichkeit und Wirkung beeinträchtigt werden soll, so glauben wir, unser enttäuschter Patriot geht darin zu weit. Die große Masse der Gebildeten in allen Gauen Deutschlands ist im Durchschnitt wol ziemlich gleichartig gebildet und mit den Sitten und Verhältnissen ihrer Nebenstämme nicht so unbekannt und wird durch die Eisenbahnen noch bekannter damit werden. Auch bezeugt die Erfahrung, daß die echtdeutschen Dichtungen, komische wie tragische, welche auf den verschiedenen deutschen Bühnen die Runde gemacht haben und machen, wenn nicht etwa besondere Bearbeitungen des Publicums durch Coterien und Parteien stattfanden, ziemlich gleich sind aufgefaßt und verstanden worden, und wir können darin nicht die Nothwendigkeit erkennen, daß das deutsche Theater seine Zuflucht zur französischen Bühne nehmen müsse, um so weniger, da die fremde Gesittung und ihre Verhältnisse ja noch weit mehr die allgemeinere Verständlichkeit beeinträchtigen müssen, mag sich Dieser und Jener noch so heimisch darin fühlen. Wie? Nur in den französischen socialen Verhältnissen sollen wir Deutsche unsern Boden finden und darum gezwungen sein, uns mit einem Surrogat der Bühne zu begnügen? Nicht vielleicht auch mit der französischen Seele als ein Surrogat für die deutsche? Das sind nun der Art Sophismen, mit welchen der deutsche Geist gegenwärtig oft wie hier recht geistreich und gewandt umsponnen wird; allein er zerreißt gewiß solch nichtsnutziges Spinngewebe in allen Sphären des Denkens und Fühlens. Wäre etwas daran, so müßten wir ja unsern Dichtern rathen, sich doch ja nicht einfallen zu lassen, deutsche Dramen zu dichten. Wir aber freuen uns im Gegentheil über die Thätigkeit, mag sie auch viel Unhaltbares hervorbringen, die in dieser Sphäre erwacht ist, freuen uns immer, wenn ein neues deutsches Drama auf der Bühne erscheint und das Ausländische zurückdrängt, loben die Directionen deswegen und verzweifeln nicht daran, daß der deutsche Genius wieder das verlorene Rechte finden würde. Unsere Übersetzer- und Bearbeiter-Fabriken mögen aber unserm patriotischen Ungenannten ein Vivat bringen.

Aber auch die Auffassung der Bühne als eine Nationalbildungsanstalt behagt unserm enttäuschten (oder entdeutschten?) Patrioten nicht. Er bezeichnet sie als „abgeschmackt". Wir geben ihm das schielende langbeinige Wortmonstrum willig preis; aber auch den Sinn desselben? Er sagt, keine Bühne bildet ein Volk, sondern das Volk bildet seine Bühne. Sehr richtig! Das vielgeplünderte deutsche Volk konnte aber seine Bühne nicht aus sich selbst bilden wie das geschlossene griechische (indische, chinesische), vielleicht nicht einmal wie das englische und französische, mit welchen wir übrigens den Entwickelungsgang unserer Bühne ziemlich gemein haben. Nun haben wir aber im Fortschritt der Cultur eine Bühne erhalten, die sich neben den Bühnen anderer Völker anerkannt zu einer achtungswürdigen und beachteten Höhe erhoben hatte, und von dieser verlangen wir, daß sie unsere Cultur bewahre und befördere. Eine Schule soll sie uns nicht sein: diese gibt ein positives Wissen; Bildung aber begreift das allgemeine rein Menschliche und die Befähigung zur Ausübung desselben in den mancherlei Conflicten des Lebens; und daß die Bühne dafür und für die Bekanntschaft mit dem Leben und seinen Conflicten wirken könne und solle, wird ihr wol nicht abgestritten werden können. Sie blos als eine amusante Gesellschafterin aufzufassen scheint uns sie zu erniedrigen: sie soll, wie die Kunst überhaupt, Erzieherin sein, und die Erziehung zur Menschheit ist auf kein Alter und keinen Stand beschränkt. Die deutsche Bühne soll aber Deutsche vorzüglich für das eigenthümliche deutsche Leben und dessen Conflicte erziehen, nicht vorherrschend für das französische, in welchem der Deutsche nie seine Wurzel finden kann, und darum wünscht er ein Nationaltheater. Ein echtes Nationaltheater darauf begründen wollen, daß es sich nur um Zustände der Gegenwart drehen müsse, das kommt uns wahrhaft abgeschmackt vor, obgleich wir den Lustspieldichter vorzüglich — nur nicht ausschließlich — darauf hinweisen möchten. Die Tendenz-Poesie, die niemals eine allgeltende sein kann, erkennen wir in keinem Gebiete der Dichtkunst für eine echte, sie ist eine Verschrobenheit unserer Zeit, bei welcher viele Talente untergehen.

Wenn wir nun aber auch unserm enttäuschten Patrioten in der aller Nebencomplimente ungeachtet doch hier ausgesprochenen Herabwürdigung des deutschen Volks und seiner Bühne unmöglich beistimmen können, so verkennen wir doch keineswegs, daß sein Aufsatz viel Scharfsinniges, Wahres und Beherzigungswerthes in einer lebhaften, gefälligen und anregenden Darstellung enthält. 57.

Notizen.

Die französischen Feuilletons.

In einer Gesellschaft, in der auch Béranger anwesend war, verglich Madame Aimable Tastu das Feuilleton der französischen politischen Zeitungen mit der Conscription der Revolutionszeit, welche die Blüte der französischen Jugend verschlungen habe, wie nach der Meinung jener Dame das Feuilleton die hoffnungsreichsten Talente der schönen Literatur abnutze. Mit dem Unterschiede, bemerkte der berühmte Chansonnier, daß aus der Mitte der Conscription große Generale und Marschälle von Frankreich hervorgegangen sind, während das Feuilleton bis jetzt nur die gemeinen Soldaten der Presse gestellt hat.

Ein Orientale über die englische Verfassung.

Wie seltsam sich doch die constitutionellen Formen ausnehmen, wenn sie durch die Brille eines Orientalen betrachtet werden! In einem, blos für Privatcirculation gedruckten Schriftchen über den Aufenthalt der Enkel des persischen Schah Futtah Ali in England, verfaßt von dem Geheimsecretair und Begleiter der Prinzen, findet man folgende naive Ansicht über das Aufsichtsrecht des Unterhauses über die Verwendung der öffentlichen Gelder: „Wenn die gemachten Ausgaben die Beistimmung der Gemeinen finden, so ist Alles gut; ist dies aber nicht der Fall, so kann Jeder, der zehn Tomans Steuer gegeben hat, in dem Hause der Gemeinen aufstehen, den Vezier des Schatzes bei der Gurgel packen und sagen: Kerl, wo hast du mein Geld hingethan?" Wer weiß, ob ein solches Verfahren nicht das beste Mittel bei dem Verschwinden von Überschüssen wäre. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 108. —— 18. April 1845.

Über das sogenannte germanische und das sogenannte christliche Staatsprincip. Von F. W. Carové.

(Fortsetzung aus Nr. 107.)

Auf die Zeit der unbeschränkten Regierung sollte aber nach der Auflösung des Deutschen Reichs und nach Errichtung des Deutschen Bundes ein verfassungsmäßiger Zustand folgen. Jeder Staat sollte eine landständische Verfassung haben. Da zu gleicher Zeit auch die Souverainetät der Fürsten bundesgesetzlich ausgesprochen wurde, so konnte an eine Restauration des ständischen Princips, mit welchem sich die Souverainetät nicht verträgt, nicht gedacht sein, sondern man konnte nur eine Vertretung des Landes oder Volks der souverainen Regierung gegenüber im Auge gehabt haben.

Anfangs hatte man bei diesen Bundesbestimmungen den Unterschied zwischen ständischen und repräsentativen Verfassungen nicht berücksichtigt. Die Vertretung bezog sich indeß nach allen Verfassungen, mochte man gleich die Zusammensetzung der Versammlung, welche sie ausübte, noch immer nach einem vom Ständewesen hergenommenen Muster einrichten, doch auf die Gesammtheit und Gesammtinteressen, und hiermit waren zunächst manche Mitglieder der frühern Stände unzufrieden. Ihr Interesse dabei lag ziemlich deutlich vor. Früher hatten die einzelnen Stände sich selbst vermöge Vorrechts vor den nicht zur Standschaft berufenen Unterthanen vertreten, und waren allein politisch berechtigt gewesen; jetzt war die Gesammtheit politisch berechtigt und die einzelnen Vertreter übten nur Rechte dieser Letztern, keineswegs aber besondere Standesvorrechte aus. Man suchte daher das neue Princip zu bekämpfen und hob zu diesem Ende den Unterschied zwischen ständischen und repräsentativen Verfassungen scharf hervor. Jene pries man als das echt germanische und vaterländische, das repräsentative System aber ward als unnational und, um es in den Augen der Ängstlichen zu verdächtigen, als ein Erzeugniß der französischen Revolution geschildert.

Fassen wir diesen Unterschied ins Auge, so finden wir, daß das ständische System darauf beruht, daß gewisse Stände ein Vorrecht haben, bei der Besteuerung und Gesetzgebung um ihre Einwilligung gefragt zu werden, welches Vorrecht im letzten Grunde auf ihrer natürlichen Freiheit beruht. Niemand ist, auch in öffentlichen Dingen, zu Leistungen oder zum Gehorsam verbunden, sofern er nicht consentirt hat. Diejenigen, welche eines solchen Vorrechtes entbehren, sind natürlich schutzlos. Nach dem repräsentativen System haben dagegen die politischen Rechte diesen privatrechtlichen Charakter verloren. Die Steuern und Gesetze werden hier von einer Staatsnothwendigkeit erfodert; man discutirt daher das Vorhandensein und Maß dieser Nothwendigkeit, und denkt nicht daran, ohne allen Grund Nein zu sagen, wie da, wo es auf einen blos privatrechtlichen Vertrag ankommt, zu welchem Niemand zu zwingen ist, möglich erscheint. Überhaupt läßt sich sagen, daß die Stände nur das Einzelne und Particulare darstellen, während eine eigentliche Volksrepräsentation einen universellen Charakter trägt. Zu den Ständen gehört nur, wer einmal das Recht der Standschaft hergebracht hat, sodaß nichts darauf ankommt, ob eine große Anzahl Unterthanen unvertreten bleibt. Wer ferner sich von der Landsässigkeit frei machen wollte, suchte sich gleichfalls von den Landtagen auszuschliessen. So die Ritterschaft in Altwürtemberg. Die Stände beschränken sich fernen darauf, die Verwendung der von ihnen bewilligten Summe zu controliren; eine Mitaufsicht über den ganzen Staatshaushalt liegt nicht in ihren Befugnissen. Sie werden deshalb auch gar nicht regelmäßig berufen, sondern nur, wenn man ihrer bedarf. Sie haben ferner nicht Rechte der Gesammtheit zu vertreten, sondern zunächst nur Rechte der besondern Stände. Selbst wo sie über allgemeine Angelegenheiten bestimmen, geschieht dieses nur in Folge eines Standesvorrechts, einer Art Vormundschaft über die nicht zur Standschaft Berechtigten. Wo daher Abgeordnete der einzelnen ständischen Körperschaften vorkommen, haben diese nicht nach ihrer Überzeugung, sondern nach den ihnen von ihren Committenten ertheilten Instructionen zu sprechen.

Nach dem repräsentativen Systeme findet in allen diesen Punkten eine universellere Beziehung statt. Man repräsentirt die Gesammtheit des Volks, sodaß aus dem politischen Vorrechte ein allgemeines Recht wird. Dieses Recht bezieht sich dann nicht blos auf bestimmte Einzelheiten, deren man allenfalls entbehren könnte, sondern umfaßt Gesetzgebung und Finanzwesen überhaupt und ohne Rücksicht, ob es sich gerade um Rechte und Privi-

legien einzelner Stände, welche davon berührt werden könnten, handelt.

Um nun das altständische Princip zu vertheidigen, genügt es offenbar nicht, dasselbe als echt germanisch darzustellen. Vieles echt Germanische ist im Laufe der Geschichte unbrauchbar und manche echt germanische Idee nicht nur bedeutungslos, sondern der Gegenwart in solchem Maße unverständlich geworden, daß sie nur von den gelehrten Forschern verstanden wird. Das bloße Preisen einer Einrichtung als einer germanischen wäre noch eine leere Phrase. Man macht also dem repräsentativen Systeme hauptsächlich zwei Vorwürfe und knüpft hieran die Behauptung, daß man allen Grund habe, einem so gefährlichen, unnationalen und mehr auf staatsphilosophischen Doctrinen als auf zuverlässigen historischen Grundlagen beruhenden Systeme das echt deutsche, nationale und vom Gifte der Aufklärung und Revolution nicht inficirte System des Ständewesens vorzuziehen.

Von jenen beiden Vorwürfen geht der erste dahin, daß das repräsentative System im letzten Grunde auf der Volkssouverainetät beruhe und so der Macht der Regenten schädlich und gefährlich sei. Der zweite damit verwandte Vorwurf besteht darin, daß man diesem Systeme eine überhaupt destruirende Tendenz schuld gibt: nicht blos das Königthum werde untergraben, sondern der ganze historisch gewordene Bau der Gesellschaft, die natürliche Gliederung der Stände und Corporationen werde zerstört, das Volk werde in eine atomistische Masse, in eine bloße Seelenzahl, eine abstracte Gleichheit aufgelöst, die man durch einen mittels Wahl daraus hervorgeholten Bruchtheil der Seelenzahl repräsentiren lasse.

Was den ersten Vorwurf betrifft, so läßt sich mit Recht behaupten, daß das alte Ständesystem der Macht der Fürsten viel gefährlicher sei als eine Repräsentativverfassung. Mit jenem ist keine Souverainetät verträglich, sondern der ganze Staat wird in Ansehung der privilegirten Stände wieder in den Zustand der natürlichen Freiheit versetzt, in welchem man nicht schlechthin, sondern nur in Folge besonderer Vereinbarung der Staatsmacht unterworfen ist. Die Vertheidiger des christlich-germanischen Staatsrechts opfern daher auch die Souverainetät im modernen Sinne auf, und gehen zu der alten Patrimonialherrlichkeit, also aus dem öffentlichen ins Privatrecht zurück. Der Fürst wird wieder der große Grundherr, der vermöge eines ihm zuständigen Privatrechts, vermöge der altdeutschen Idee, daß im Grundeigenthum auch Hoheitsrechte liegen, zunächst seine Hintersassen, dann aber auch — da doch nicht das ganze Land sein Privateigenthum sein kann —, alle übrigen Unterthanen schützt und regiert und neben und unter dem dann auch jeder Rittergutsbesitzer ein kleiner Regent ist. Diese Idee ist indeß schon deshalb unpassend, weil sie die Regierungsrechte über Alle, welche nicht Hintersassen des Landesherrn im eigentlichen Sinne, Patrimonialbauern, sind, gar nicht motivirt, da heutzutage die lehnbare Amtsgewalt darüber, welche früher stattfand, hinwegfällt. Dann aber ist sie unhistorisch. Die Regenten haben jetzt seit mindestens 200 Jahren die Souverainetät angenommen, womit sie von dem geschichtlich Vorhandenen abgewichen sind und sich, wie Maurenbrecher sagt, auf den philosophischen Boden gestellt haben. Die Souverainetät war ein neuer Begriff, aus dem man, ohne Berücksichtigung des Positiven und Geschichtlichen, Folgen und namentlich eine Machtvollkommenheit des Fürsten ableitete, wie sie vorher nicht stattgefunden hatte. Das Positive und Vorhandene war zur Begründung dieses Begriffs auch nicht brauchbar, man mußte ihn vielmehr philosophisch begründen, und that dieses theils durch die Doctrin vom göttlichen Rechte, theils durch die Theorien von einem Unterwerfungsvertrage. War hierdurch nun gleich die Macht der Fürsten größer und durchgreifender geworden, so lag doch in dem Begriffe der Souverainetät selbst auch der Keim zu der weitern Entwickelung von Ideen, welche vielleicht der Empfindung der Schwachen nicht angenehm sein mochten. Souverainetät ist Staatsmacht, der Regent muß, um sie zu üben, mehr als Privatmann sein, er muß die Gewalt des Staats oder Volks in seiner Hand vereinigen. Seine Macht als Individuum reicht nicht weit, er kann des moralischen Einflusses der die Macht einer Person weit überschreitenden, in der Volksüberzeugung begründeten Macht nicht entbehren. Es ist also immer etwas außer der Person des Fürsten, ja außerhalb einer einzelnen Person überhaupt Liegendes, was der Souverainetät erst ihren eigentlichen Sinn gibt. Mit der Souverainetät ist so zugleich auch eine Anerkennung des Volks als einer Persönlichkeit gegeben: in einem souverainen Staate findet zwischen Volk und Regenten ein Band des öffentlichen Rechts, nicht wie im Patrimonialstaate ein Privatrecht des Regenten auf das Volk wie auf eine bloße Sache statt. Jenes Band beruht nur in der Verfassung, welche die Souverainetät nicht aufhebt, sondern ihr erst einen rechtlichen Boden gibt, welche die Macht nicht einschränkt noch theilt, sondern nur verhütet, daß sie nicht wieder von dem alten privatrechtlichen Principe inficirt und wie im Patrimonialstaate dem persönlichen Belieben dienstbar gemacht werde; denn nur der Grundherr hat seine Macht zu Privatzwecken, der Monarch hat sie für öffentliche Zwecke. Diese Verwendung der Staatsmacht für blos persönliche Zwecke und Launen wird also geopfert werden müssen; dafür fällt aber im verfassungsmäßig geordneten Staate die Kritik, welcher der patrimoniale oder absolut souveraine Fürst unterworfen bleibt, hinweg. Seine Handlungen sind nicht die eines nach seinem bon plaisir verfahrenden Individuums, sondern der Staatsmacht selbst. Daher die Heiligkeit und Unverletzlichkeit seiner Person, die ohne Verfassung auf ganz andern Grundlagen beruhen würde; daher die Verantwortlichkeit der Minister und ebendaher die Möglichkeit einer freien Kritik, welche die Person des Fürsten doch nicht berühren kann.

So ist die alte Patrimonialherrschaft durch die Sou-

verainetät verdrängt worden. Will man diese nicht opfern, so muß man jene aufgeben. Eine Vorliebe für jene läßt sich höchstens dadurch erklären, daß die Souverainetät der Volksüberzeugung bedurfte, um Staatsmacht zu sein, und daß sich also die Idee eines Volksbewußtseins, eines verfassungsmäßigen Zustandes daran knüpfte. Näher betrachtet taugt aber doch die Patrimonialherrschaft nichts, und würde den Fürsten, so wie sie wirklich war, doch nicht zusagen. Man hat hier allen Grund wachsam zu sein. Die alte Patrimonialherrschaft, mit dem nothwendigen Gefolge von Unordnung und Zersplitterung der Staaten in kleinere Grundherrlichkeiten, würde man auch gar nicht einführen: es käme höchstens zur Beseitigung der uns von der Aufklärungsperiode hinterlassenen Folgen, und wir würden bei dem beabsichtigten historischen Rückschritte nicht bis in die Zeiten, wo die Ritterschaft dem Landesherrn Fehde ansagte, wo die Städte seines Territoriums ihm die Thore versperrten, und wo er bei getreuen Ständen um Bezahlung seiner Schulden nachzusuchen hatte, nicht also bis in die schöne germanische Zeit, nein, wir würden wohlweislich nur bis in das Zeitalter Ludwig's XIV., also in das Französische und Unnationale, zurückgehen.

Maurenbrecher ist nicht der Ansicht, daß Patrimonialprincip und Souverainetät unverträglich sind. Es soll sich von beiden das Gute behalten lassen. Das Patrimonialregiment im alten Sinne ist freilich nicht thunlich und Land und Leute können nicht als Gegenstand eines Privatrechts betrachtet werden. Dagegen soll nun das alte Privatrecht, das Eigenthum der Fürsten, an dem neuen Rechte, an der Souverainetät stattfinden. Man muß gestehen, daß diese Idee scharfsinnig ausgedacht ist. Allein Fallstaff hat doch recht, wenn er sagt: „See now how wit may be made a Jack-a-lent, when 'tis upon ill employment."

(Der Beschluß folgt.)

Eduard Graf Raczynski.

Wir theilen hier nach polnischen Quellen die Lebensbeschreibung eines Mannes mit, der auch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus als einer der Edlen des gegenwärtigen Geschlechts oft genannt worden ist und dessen literarische Thätigkeit gelegentlich auch in diesen Blättern früher Erwähnung gefunden hat.

Eduard Graf Raczynski wurde 1786 in Posen geboren. Sein Vater, Graf Filip Raczynski, war General im Heere der polnischen Republik, seine Mutter, gleichfalls eine geborene Raczynska, war die Tochter des Krongroßmarschalls und Generals von Großpolen, Kazimierz Raczynski. In früher Jugend der Mutter beraubt, erhielt Graf Eduard von seinem Vater eine sehr strenge Erziehung und erwuchs nach dessen Tode unter der Aufsicht eines nicht minder ernsten und strengen Geistlichen. Wenn er nun einerseits den streng sittlichen Grundsätzen, die er damals einsog, zeitlebens getreu blieb, so werden zugleich dadurch, daß er der Mutter- und auch der Vaterliebe fast gänzlich entbehrte, manche äußerlich schroff erscheinenden Seiten seines Charakters erklärlich.

Als Jüngling bezog Raczynski die Universität zu Frankfurt a. O., wo er sich hauptsächlich dem Sprachstudium und den Naturwissenschaften zuwandte. Da weckten Napoleon's Siege über die Preußen neue Hoffnungen zur Wiederherstellung Polens, Raczynski eilte sofort dem sich neubildenden polnischen Heere zu und empfing den französischen Kaiser mit der Blüte der polnischen Jugend in Posen. Er nahm darauf an allen Waffenthaten der Polen im J. 1807 in West- und Ostpreußen Theil; nur in der Schlacht bei Friedland war er nicht gegenwärtig, weil er damals gerade mit Depeschen an Napoleon entsandt wurde. Napoleon machte trotz seiner Herablassung auf Raczynski keinen vortheilhaften Eindruck, es war diesem auffallend, daß der Kaiser von ihm als einem jungen Offizier niedern Grades über die Stärke und Stellung verschiedener feindlicher Corps Auskunft haben wollte.

Nach dem Tilsiter Frieden suchte sich Raczynski für seine Laufbahn gründlich zu unterrichten und brachte unter Anderm zur genauen Kenntniß der Topographie Polens eine so bedeutende Sammlung von Karten zusammen, wie sie der polnische Generalstab selbst nicht besaß. In den Feldzügen von 1809 fehlte Raczynski nicht, er focht in mehren Schlachten, bei Sandomir fiel neben ihm sein Freund, der Fürst Marcelli Lubomirski, dessen Werk über England Raczynski später herausgegeben hat. Als darauf der Wiener Tractat abgeschlossen wurde, verließ Raczynski das polnische Heer, geschmückt mit dem goldenen Kreuze pro virtute militari. Er trat nun als Landbote des posener Departements 1812 in den Seym ein, den der damalige Großherzog von Warschau, Friedrich August, nach Warschau berief, um über die Wiederherstellung Polens nach den alten Grenzen zu berathen.

Nachdem aber Napoleon Polen hatte räumen müssen und die langgenährten Hoffnungen der Polen alle getäuscht waren, suchte Raczynski Zerstreuung und Belehrung auf Reisen. Nach gehöriger Vorbereitung unternahm er im J. 1814 seine große Reise nach Konstantinopel und Troja's Gefilden, und faßte während derselben eine so große Zuneigung zu den Türken, den ehemaligen Bundesgenossen des polnischen Reichs zur Zeit Sigismund I. und der Barer Conföderation, daß er selbst den Aufstand der Griechen ungern sah, weil dadurch eine Stütze Polens geschwächt wurde. Die Frucht dieser Reise ist die prächtige mit herrlichen Kupfern ausgestattete, von van der Hagen (Breslau 1827) auch deutsch herausgegebene Beschreibung der Reise.

Nach Beendigung dieser Reise wandte sich Raczynski vornehmlich der Literatur zu, in der er eins der Hauptmittel zur Erhebung des polnischen Volks und einen Hauptstützpunkt für die polnische Nationalität sah. Zuvörderst wollte er durch eine genaue Karte des Theiles von Altpolen, der als Großherzogthum Posen an Preußen gefallen war, nützen und ließ durch eigens gedungene Ingenieure mehre Theile der posener Wojewodschaft in viermal größerm Maßstabe aufnehmen als sie Zanoni's Karte darbietet, und schon war das Werk weit gediehen, als unübersteigbare Hindernisse die Ausführung unmöglich machten. Bald darauf, im J. 1824, gab Raczynski die „Briefe des Königs Jan Sobieski an seine Gemahlin während des Feldzugs vor Wien" (deutsch von Öchsle, Heilbronn 1827) und die „Denkwürdigkeiten zur Regierung des Königs Stephan Bathori" heraus. Diese beiden Könige pries und schätzte Raczynski vor allen andern, weil durch sie einst der Ruhm der polnischen Waffen über den Erdkreis verbreitet worden war.

Mit den oben erwähnten beiden Werken begann die lange Reihe der durch Raczynski veröffentlichten polnischen Werke alter und neuer Zeit, durch welche die polnische Literatur wahrhaft bereichert worden ist, wie der von Steffens auch deutsch herausgegebenen Memoiren des Passek, der Memoiren des Fürsten Albert Radziwill, des historisch wichtigen diplomatischen Codex von Großpolen, den des Grafen Großvater, der General von Großpolen, Raczynski, zusammengetragen hat, ferner der Reisen des Kopec, der Memoiren zur Regierungsgeschichte Johann Kasimir's und des bis auf 16 Theile angewachsenen „Obraz Polaków i Polski", in welcher Sammlung die inter-

essanten Memoiren von Wybicki, Kitowicz und Kolontaj befindlich sind. Während der Herausgabe dieser Werke beschäftigte sich Raczynski lange Jahre hindurch mit seinen beiden eigenen Werken, dem „Polnischen Medaillen-Cabinet" und den durch einen prachtvollen Atlas erläuterten „Erinnerungen an Grosspolen", Werke, die neben dem literarischen Werthe auch durch ihre typographische Ausstattung und die beigegebenen Kupfer Interesse behalten werden.

Doch hat Graf Raczynski nicht blos als Beförderer der Wissenschaft und Literatur seinen Landesgenossen vorgeleuchtet, seine grossen Verdienste sind auch auf andern Gebieten anzuerkennen. Ihm verdankt Posen eine öffentliche Bibliothek von 20,000 Bänden, eine treffliche Wasserleitung, ihm das Grossherzogthum manches schöne neue Gebäude und die Restauration so mancher alterthümlichen Kirche. Nicht wenige seiner wohlthätigen Plane sind vereitelt worden. So hatte er 150,000 Thaler zur Verbindung der Narew und der Weichsel durch einen Kanal bereits deponirt, schon war der Contract zwischen ihm und dem damaligen Schatzminister Fürsten Lubecki 1830 abgeschlossen, als die Revolution im November desselben Jahres die Ausführung verzögerte und die nachherigen Zustände sie gänzlich vereitelten. Ein gleiches widriges Schicksal erfuhr sein Vorhaben, in Posen eine Anstalt für ältere und arme adelige Fräulein und Witwen zu errichten, und die Gründung einer Realschule in Posen, zu der er 20,000 Thaler hergeben wollte, sowie die eines Leichenhauses in Posen. Grosse Summen hat Raczynski ausserdem darauf verwendet, um aus den Archiven zu Warschau, Königsberg, Berlin, Dresden, Rom, Venedig und Paris Auszüge zur polnischen Geschichte und Literatur zu erhalten; daneben unterstützte er die studirende Jugend in München, Berlin, Breslau, Eldena, Warschau, und manchem polnischen Schriftsteller wurde es nur durch seine Freigebigkeit möglich, auf Reisen die nöthigen Forschungen zu seinen Werken zu machen. Wohlthätig gegen Arme, belastete er sich oft für Andere mit Arbeiten, die ihm ganz fremd waren. Hier leitete er den Bau einer Kirche, dort das Austrocknen der Sümpfe, dort wieder beschäftigte ihn der Bergbau oder der Abdruck eines Werkes, und doch führte er daneben eine sehr ausgebreitete Correspondenz. Bei seiner Ordnungsliebe verringerte er trotz seiner sehr bedeutenden Ausgaben sein Vermögen nicht, sondern vermehrte es sehr ansehnlich, während das weit bedeutendere Vermögen manches andern Magnaten nutzlos für das Land dahinschwand.

Mässig in Speise, Trank, Kleidung und den übrigen Bedürfnissen war Raczynski ein Feind aller Hazardspiele und geräuschvollen Lustbarkeiten; rechtlich und gewissenhaft besass er die heute so seltene Tugend der alten Polen, dass er ein gegebenes Wort nie zurücknahm. Es reute ihn wol manchmal ein Versprechen, das er gegeben, doch hielt er sein Wort. Mit seiner Dienerschaft ging er freundlich um, er wusste sie stets nützlich zu beschäftigen, denn nichts war ihm so verhasst wie die Trägheit. Wie sehr er sein Vaterland liebte, zeigte sein ganzes Leben. Unter allen Geisteskräften herrschte bei ihm der gesunde Menschenverstand und die Energie vor. Bei seinen Vorsätzen war er unerschütterlich, zuweilen liess er ein Vorhaben fallen und schien es ganz aufgegeben zu haben, bis er nach Jahr und Tag mit neuem Eifer zu demselben zurückkehrte und es ausführte. Sein fester Wille setzte oft Das durch, was einem weit bedeutendern Talente nicht gelungen war. Dass es ihm auch an Muth nicht fehlte, bewies er zur Zeit der Huldigung 1840 zu Königsberg, als er dem König von Preussen die Beschwerden und Wünsche der Polen ans Herz legte. In jüngern Jahren liebte er die Musik sehr. Seinen Körper übte er früh an Entbehrungen, seinen Geist an Unerschrockenheit in Gefahr. Daher ihn die Nachahmungen von Seetreffen auf dem See zu Santomisl sehr belustigten, die er früher zuweilen da veranstaltete, wo er sich am 20. Januar d. J. den Tod gab.

In der Weltgeschichte und in der Baukunst war er sehr bewandert. Er sprach das Deutsche, Französische und Italienische geläufig. Mehre gelehrte Gesellschaften wählten ihn zu ihrem Mitgliede, wie die ehemalige Societät der Wissenschaften zu Warschau, die krakauer wissenschaftliche Societät, die geographischen Vereine zu Paris, Breslau und der für die pommersche Geschichte.

Wenn die Leidenschaften der Gegenwart verstummt sein werden und man die früh von ihm eingesogenen, mit seinem ganzen Wesen eng zusammenhängenden und in ihm stets ehrenwerthen, ihm eigenthümlichen socialen Lebensansichten von Dem, was er vollbracht, wird zu sondern gelernt haben, wird Graf Raczynski erst volle Anerkennung finden. 9.

Notizen.

Katharina von Medici.

Katharina von Medici, die Anstifterin der sogenannten Bluthochzeit in der Bartholomäusnacht, war durchaus keine bigote Katholikin; Katholicismus und Protestantismus galten ihr im Wesen ganz gleich, es waren ihr politische Mittel, sie war in dieser Hinsicht ein starker Geist, die den damals für freisinnig gehaltenen und deshalb verbotenen Künsten und Wissenschaften der Sterndeuterei und der Schwarzkunst (Alchymie) hold war und oblag. Der Hauptzug ihres Wesens war unersättliche Gier nach Macht und Gewalt, ihr opferte sie Alles. Es gab eine Zeit, wo sie diesen Durst durch Hülfe der Hugenotten zu löschen hoffte, erst als sie diese Hoffnung getäuscht sah, wandte sie sich den Guisen zu. Dabei war sie unversöhnlich, rachsüchtig und von tiefer Verachtung für die Menschen erfüllt. Brantôme erzählt folgenden Zug von ihr, der ihr Wesen besser als ganze Bände malt: „Quand elle appelloit quelqu'un mon amy, c'estoit qu'elle l'estimoit sot, ou qu'elle estoit en colère; si bien qu'elle avoit un gentilhomme servant, nommé M. de Bois-Fevrier, qui disoit bien le mot, quand elle l'appelloit mon amy — «Ha Madame», respondoit il, «j'aymerois mieux que vous me dissiez votre ennemy, car c'est autant à dire que je suis un sot, ou qu'estes en colère contre moy, ainsy que je cognois vostre naturel de long-temps.»"

Alte Inschrift.

Bekannt ist, wie oft Spottlust und Schadenfreude die Bemühungen tiefgelehrter Alterthumsforscher durch Unterschieben nachgemachter Überbleibsel des Alterthums zu narren gesucht hat. Eine ähnliche Täuschung, wie sie Scott's ehrlicher Monkbarns an dem Fund aus seinem angeblichen Castrum erfuhr, scheint mit einer Inschrift beabsichtigt worden zu sein, die sich auf einer kleinen Vase findet, welche vor einiger Zeit in der Nähe der Ufer der Saone in Frankreich ausgegraben wurde und deren Bedeutung den Scharfsinn der gelehrten Leute in Macon lange Zeit in Verlegenheit gesetzt haben soll. Die Inschrift zeigte folgende Buchstaben:

MUL. T. AR.
D. ADI. V. I. O.
N. EN.
SIS.

Mit vieler Mühe brachten sie endlich heraus, dass es heissen müsse: Mulieres Tinurtii Araris Dicaverunt Adipatam Urnam Jovi Optimo Nautarum Encolpiis Sispitum, zu deutsch: Die Frauen von Tournus an der Saone haben diese mit Schmeer gefüllte Urne dem höchsten Jupiter, dem Schützer aus den Stürmen des Meeres geretteter Matrosen, geweiht. Jemand, der wahrscheinlich weniger gelehrten Scharfsinn besass und sich mehr an der Oberfläche der Dinge hielt, las die Buchstaben wie sie dastanden und brachte Multarda Divionensis heraus, was nach seiner Meinung nichts Anderes sagen will als „dijoner Senf". 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 109. —— 19. April 1845.

Über das sogenannte germanische und das sogenannte christliche Staatsprincip. Von F. W. Carové.

(Beschluß aus Nr. 108.)

Der zweite Vorwurf, den man dem Repräsentativsysteme (seit Edmund Burke) macht, besteht darin, daß dasselbe nicht die wirklich im Volke wohnenden Elemente, nicht die Glieder seiner natürlichen Organisation vertreten lasse, sondern alles Dieses zerstöre und eine atomistische Masse, eine bloße Seelenzahl, aus der man durch Wahl und Wahlcensus eine gewisse Anzahl aushebe, vertreten lasse. Wir können diesen Vorwurf als richtig zugestehen, müssen aber leugnen, daß das alte Ständewesen deshalb besser sei. Nach den constitutionnellen Verfassungen wird allerdings nur die Seelenzahl, oder im Grunde nur der durch den Wahlcensus eingeschlossene Theil vertreten. Damit sind nun, da Alle auch an allen socialen Sphären Theil haben, freilich alle diese Sphären vertreten, aber theils ist die Theilnahme Aller an allen Sphären doch eine sehr ungleiche, theils begünstigt eben der Wahlcensus das Übergewicht gewisser Sphären, und somit bleibt es ein reiner Zufall, wenn eine gleichmäßige Vermittelung aller socialen Mächte mit der Regierung herbeigeführt wird. Das altständische System ist aber, wenn wir ganz von ihrem Principe absehen und blos die äußere Zusammensetzung der ständischen Versammlung ins Auge fassen, noch viel mangelhafter. Es werden nur Diejenigen vertreten, welche in einer Zeit, wo keine Staatsgewalt die verschiedenen gesellschaftlichen Elemente im Gleichgewichte erhielt, zufällig das Recht der Vertretung erwarben. Außerdem ist das Verhältniß der Vertretung unter den Berechtigten ein durchaus unrichtiges. Auf den Landtagen erschienen Adel, Geistlichkeit und Städte. Vom Adel als dem Vertreter des großen Grundbesitzes erschien meist jeder einzelne Rittergutsbesitzer. Die Vertretung der Städte hatte dann das Eigene, daß hiermit gar keine besondere Sphäre der gesellschaftlichen Thätigkeit, kein Stand, sondern eine Corporation, ein Bezirk, in welchem sich alle Elemente häufen können, vertreten war.

Ist also die Vertretung in repräsentativen Verfassungen bis jetzt mangelhaft, so muß man deshalb nicht zurückschrecken und das alte Ständewesen wieder ergreifen, sondern vorwärts gehen und die Vertretung so zu organisiren trachten, daß sie alle gesellschaftlichen Elemente und zwar in einem eine Harmonie unter sich und mit dem Staate herstellenden Maße umfaßt. Diesem Ziele streben manche neuere deutsche Verfassungen sichtlich zu. Bleibt man dem alten Ständewesen auch in der äußern Organisation der Repräsentativversammlungen treu, so gibt man doch überall das Princip des alten Ständewesens auf und beabsichtigt eine Vermittelung sämmtlicher, wirklich vorhandener Gesellschaftselemente mit der Staatsgewalt. Eine mangelhafte und wesentliche Elemente nicht berücksichtigende Organisation hat dann auch keine Änderung des Princips zur Folge, sondern bewirkt nur, daß die Vertretung Aller Sache des Zufalls bleibt, und daß die Gefahr vorhanden ist, die nicht Vertretenen in einen Zustand der Verwahrlosung und Verfeindung mit der bestehenden Ordnung verfallen zu sehen.

Dieses sind die eigentlich publicistischen Gesichtspunkte, unter welchen man das sogenannte germanische Staatsprincip betrachten kann. Eine andere Art und Weise, wie man das Germanische geltend macht, hat freilich kein wissenschaftliches Interesse, ist aber doch vielleicht nicht einflußlos, und muß also noch berührt werden. Man ergeht sich oft in tönenden Phrasen über freie, nationale, germanische Institutionen, man preist alte Einrichtungen, die Freiheit der Gau- und Gemeindeverfassung, das Richten und Regieren der souverainen Versammlung der Freien und andere Dinge, von denen man für die Gegenwart gar keine Anwendung machen kann, und die zu weiter nichts dienen, als daß man damit auf billige Weise liberal thut und die ganz allgemeine Consequenz findet, daß der Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit einmal den Deutschen tief im Blute liege. Das bloße Phrasenmachen ist in Deutschland hier so sehr an der Tagesordnung, daß man den Franzosen den Vorwurf der Zufriedenheit mit schönen Worten nicht mehr machen darf und alle Ursache hat, zu untersuchen, welche Symptome in solchem Schönthun mit alten Dingen liegen. Meist liegt die Bedeutung dieser alten historischen Sachen so fern, daß sie für die Gegenwart gar keinen Sinn haben. Die Interpretation macht dann unter Umständen erhebliche Schwierigkeiten. Die friesischen Stände haben vor einiger Zeit dem Kronprinzen

von Hanover einen silbernen Tafelaufsatz in der Form des Upstallsbooms überreicht und dabei geäußert, daß sich an diesen und das Eala frya Fresena die erhebendsten Erinnerungen knüpften. Der Kronprinz hat geantwortet: Es ruhe allerdings ein tiefer Sinn in dieser Gabe. Gegenwärtig bedeute der Upstallsboom das Königthum, um welches sich die Friesen reiheten. Wenn der Upstallsboom noch existirte, so möchte er allerdings diese Bedeutung haben; da er aber so wenig als die altfriesische Verfassung noch existirt, so läßt sich vielleicht auch annehmen, daß er heutzutage gar keine Bedeutung mehr habe. 35.

Über einige neuere Erscheinungen der französischen historischen Literatur. *)

„**Histoire des villes de France**", von Aristide Guilbert. Dieses bedeutende, erst im Entstehen begriffene Werk ist ein neuer Beweis für den Eifer, welchen die gegenwärtige Generation in Frankreich den historischen Studien zuwendet. Sie hat es begriffen, daß in einer gründlichen Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit der Schlüssel für die überraschenden Ereignisse, für die heftigen Aufregungen unserer Zeit liegt, und daß ein solcher Vergleich allein die Möglichkeit darbietet, mit einiger Sicherheit auf die Zukunft, wenigstens in ihren allgemeinen Umrissen, zu schließen. Die historische Schule, welche Hr. Augustin Thierry in den ersten Jahren der Restauration gründete, hat die eben bezeichnete Richtung der französischen Literatur nicht wenig gefördert. War sie anfangs nur ein nothwendiges Product dieser Geistesdisposition in Frankreich, so wurde sie später eins der wirksamsten Mittel, dieselbe zu unterhalten und zu verbreiten. Der Einfluß, welchen die politische Centralisation auf die Literatur und speciell auf die historische Literatur ausübte, führte bei der Geschichte der Städte nothwendig auf eine Beseitigung alles Dessen, was die erstrebte Einheit in der Darstellung, in der Aufreihung der Facta, in der Abstrahirung der Resultate stören konnte, führte zu einer Vernachlässigung der Details, der Episoden, der Traditionen und Legenden, kurz zu einem möglichsten Übersehen der Localchronik jeder Stadt. So absorbirte die Geschichte von Frankreich fast gänzlich die Geschichte von 4—500 Städten von Frankreich und war doch selbst nur zu oft nichts Anderes als die Geschichte von Paris. In dem vorliegenden Werke ist das Bemühen fühlbar, die Geschichte von Frankreich, in Bezug auf ihre Darstellung, wieder zu decentralisiren und dadurch eine gründliche, auf die Localchronik gestützte Geschichte seiner Städte wiederherzustellen. Das Gesagte wird genügen, um im Allgemeinen die Tendenz des Werks klar zu machen. Was die specielle Anwendung derselben und die Ausführung ins Einzelne betrifft, so darf ich mich statt eines Urtheils darauf beschränken, die Hauptmitarbeiter namhaft zu machen, welche sich unter der Direction des Hrn. Guilbert zur gemeinschaftlichen Abfassung dieses Werkes vereinigt haben. Die literarisch gebildete Mitwelt ist mit ihrem Urtheile über die Mehrzahl derselben längst im Reinen und somit ist auch der literarische Werth vorliegenden Werkes bestimmt. Eine Anzahl von Institutsmitgliedern, von Gelehrten und hohen Staatsbeamten hat es übernommen, die Geschichte ihrer Geburtsstädte zu schreiben; die der Festungen und Hafenstädte ist vorzugsweise den Händen hoher Offiziere der Land- und Seearmee übergeben; eine Anzahl geachteter Literaten hat sich diesen angeschlossen, um das Werk: „Eine Geschichte der französischen Städte, geschrieben von den ausgezeichnetsten ihrer Söhne aus unserer Zeit", zur Vollendung zu bringen. So behandelt Hr. v. Barante Riom, Cormenin Montargis, Gustav de Beaumont le Mans, Fauriel Toulouse, Viennet Beziers, Flourens Montpellier, Charles Magnin Salins, de la Saussaye Blois; Lamartine, Marmier, Troplong, de Saulcy, Hippolyte Rolle, Charles Lenormant, Emile Souvestre, Henri de Latouche, Alfred Nettement, Louis Reybaud, August Billiard u. A. schreiben die detaillirte Geschichte von Pontarlier, Nancy, Metz, Macon, Dijon, Orleans, Quimper, Aubusson, Autun, Marseille, Alençon u. s. w. Was bis jetzt davon beendigt und dem Publicum vorgelegt ist, erfüllt die durch solche Namen erregten gerechten Erwartungen. Mignet hat die Geschichte seiner Vaterstadt Aix versprochen. Desgleichen ist von Naudet, Amédée Thierry, Thibaudeau, de la Fontenelle, de Vaudoré, Désiré Nisard, d'Aveyac, Walckenaer, Henri Martin, Paul Lacroix, Mary-Lafon, Mérimée, Jules Bastide, Vitet, Martial Delpit und Ravenel die Geschichte von Paris, Clermont, Poitiers, Niort, Châtillon an der Seine, Bayonne, Bordeaux, Laon, Saint-Quentin, Soissons, Vezelay, Châlons an der Saone, Fécamp, Amiens und Commercy angekündigt. In dem Rahmen, welcher die einzelnen geschichtlichen Darstellungen umschließt, ist die alte Eintheilung von Frankreich nach Provinzen beibehalten worden.

Hieran schließt sich innerlich auf das engste ein Prachtwerk in Folio mit herrlichen Kupfertafeln, betitelt: „**Voyages pittoresques et romantiques dans l'ancienne France**", von M. J. Taylor, Ch. Nodier und Alph. de Cailleux, von welchem folgende Provinzen bereits beendigt sind: die Haute-Normandie, die Franche-Comté, die Auvergne und Languedoc; letzteres umfaßt Roussillon, Rouergue, Quercy, Vivarais, das Haut und Bas Languedoc. In diesem Augenblick erscheinen die ersten Lieferungen von der Champagne. Die Picardie, das Dauphiné und die Bretagne sind ebenfalls schon begonnen. Was über die Tendenz und Mitarbeiter des vorigen Werkes gesagt ist, findet auch auf dieses seine Anwendung und überhebt mich jeder weitern Auseinandersetzung.

Des Contrastes wegen sei hier „**La Bretagne**" angeführt, das neueste Buch des maßlosen Plauderers Jules Janin. Er scheint es aus keinem andern Grunde geschrieben zu haben als — um seiner „Normandie" ein Pendant zu geben. Das Buch enthält weder Geschichte noch Ideen; es erregt selbst in dem Leser keine Gedanken, sondern verhindert ihn höchstens an etwas Anderes zu denken.

Hier darf nicht unerwähnt bleiben eine eben erscheinende „Histoire politique et militaire du peuple de Lyon pendant la révolution française", von M. Alph. Balleydier. Das Buch (3 Bde.) umfaßt den Zeitraum von 1789—95. Der Verf., selbst aus Lyon, behandelt sein Thema mit Talent und Gewissenhaftigkeit. Beigefügt ist ein militairischer Plan von Hrn. Crepet, der Lyon im Belagerungszustande darstellt. Die Geschichte der Provinzen von Frankreich während der Revolutionsperiode ist zu Gunsten der Geschichte von Paris vernachlässigt worden. Die beiläufigen Nachrichten über die Vorgänge und Zustände jener Zeit zu Nantes, Toulouse, Bordeaux, Marseille und Lyon, welche wir in dem sechs Bände starken Werke des Republikaners Prudhomme, in den „Denkwürdigkeiten" des Girondisten Riouffe und in den Schriften anderer Zeitgenossen finden, sind allerdings auch in die spätern historischen Werke, welche diesen Gegenstand behandeln, in die „**Mélanges de littérature et de politique**" von Benjamin Constant, in die „**Etudes historiques**" von Chateaubriand, in die Revolutionsgeschichte von Thiers und Louis Blanc übergegangen, immer aber ist nur im Vorübergehen und insoweit darauf hingedeutet worden, als der Einfluß jener Ereignisse in den Provinzen auf den Fortschritt der Revolution in Paris nicht unberücksichtigt bleiben durfte; nirgend ist dieser wichtige Theil der Geschichte selbständig und erschöpfend abgehandelt worden. Die neueste Zeit sucht diese Lücke auszufüllen. Genanntes Werk liefert einen interessanten Beitrag zu der Revolutionsgeschichte von Lyon und zwar vorzugsweise vom mili-

*) Vgl. Nr. 87—89 d. Bl. D. Red.

tarischen Gesichtspunkte aus betrachtet. Die Concentrirung der Anstrengung auf ein kleines Feld hat eine um so gründlichere Durcharbeitung desselben zu Wege gebracht.

Die kürzlich erschienene vierte Auflage der „Chronologie ministérielle" von Bajot ist durch die Fortführung der Register bis in die neueste Zeit natürlich ein von der im Jahre 1843 veröffentlichten dritten Ausgabe ganz verschiedenes Buch geworden. Es ist und bleibt eine bloße trockene Nomenclatur, die jedoch bei genauerer Betrachtung und Vergleichung für Historiker die interessantesten Resultate liefert. Der jetzt wieder überall gelesene „Constitutionnel" hat diese neue Ausgabe in einem Premier-Paris ausführlich besprochen. Ich beschränke mich hier daher, um mit dem Inhalte bekannt zu machen, auf die Mittheilung des vollständigen Titels: „Chronologie ministérielle de trois siècles, ou liste nominative, par ordre chronologique, de tous les ministres de la justice, des affaires étrangères, de la guerre, de la marine, des finances, de l'intérieur, du commerce, de la police générale, des cultes et de l'instruction publique, depuis la création de chaque ministère; précédée d'un tableau des gouvernements et des assemblées législatives depuis 1515 jusqu' en 1844." Außer den in vorstehendem Titel aufgezählten Ministerien enthält das Buch noch die Minister des königl. Hauses und der öffentlichen Bauten, die Liste der Convents-Präsidenten, der Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, die der zwölf executiven Commissionen vom Germinal des Jahres II bis zum Vendémiaire des Jahres IV, die der Mitglieder des executiven Directoriums, der provisorischen Consuln und der definitiven Consuln. Diese vierte Ausgabe bildet übrigens einen Theil des ersten Bandes der officiellen Table, welche den (nicht überall officiellen) „Annales maritimes" beigefügt ist.

Der Vollständigkeit wegen führe ich hier noch den Titel eines andern interessanten Werkes an, das ein Pendant zur „Chronologie ministérielle" ist: „Représentation nationale, tableau des pouvoirs constitutionnels de l'état, indiquant toutes les formes gouvernementales que nous avons subies, les différentes phases parlementaires, les diverses combinaisons ministérielles essayées, et les noms des hommes politiques ou législateurs qui ont figuré depuis 1789 (jusqu' en 1841)", vom Doctor der Rechte Obriot. Endlich ist hier auch der Ort, noch eine dritte Nomenclatur anzuführen: „Précis des victoires, conquêtes et revers des Français, depuis 1792 jusqu' à 1845", die jetzt bei Renault erschienen und ebenfalls nicht ohne Interesse ist. Der Inhalt erhellt überall aus dem Titel.

Das in Lieferungen erscheinende historische Werk von Alexander Dumas: „Ludwig XIV. und sein Jahrhundert", eilt seiner Vollendung entgegen. Das leichte anmuthige Erzählungstalent des Verf., das sich in seinen unzähligen Romanen kundgibt, macht auch dieses Buch (welches zwei Bände bilden soll) zu einer angenehmen Lecture. Der reiche Stoff gibt ihm Veranlassung zu schönen Tiraden, zu geistreichem Geplauder, mitunter aber auch zu eitlem Geschwätz. Lebendigkeit fehlt nirgend, Wahrheit selten, Tiefe überall. Dies Buch gehört wenigstens nicht in die Kategorie der bestellten Fabrikarbeit, welcher Dumas' letzten Romane unbedingt anheimfallen.

Die specielle Geschichte von Paris haben in der letzten Zeit zwei seiner Publicisten zum Gegenstande ihrer Arbeiten gemacht: „Histoire du peuple de Paris", von Capo de Feuillide. Der Verf. war unmittelbar nach der Julirevolution Redacteur des Feuilleton in dem demokratischen Journal „Le bon-sens" (gestiftet von einem durch Schweinehandel emporgekommenen Millionair, dem belgischen Senator Lefebvre, der schönen und geistreichen Frau des Hrn. Cauchois-Lemaire zu Gefallen). In diesem Feuilleton gab er durch einen Angriff auf Emil de Girardin den ersten Anstoß zu dem scandalösen Streite der Vierzig- und Achtzigfranken-Presse, welchem Armand Carrel als blutiges Opfer fiel. Nach der Katastrophe scheute er sich nicht, selbst in der „Presse" zu schreiben, wie er denn überhaupt, aus Carcassonne gebürtig, gleich den meisten seiner Landsleute ein außerordentlicher Freund von Extravaganzen ist. Er war bald Legitimist, bald Republikaner, bald constitutionneller Conservativer. Wie sein Charakter und seine Meinungen, so ist auch sein Stil unstät und schwankend. Er schreibt lebhaft, heftig, uncorrect und hart, wie einst Henri Fonfrède. Rohe Kraft und Feuer mit allen ihren Vortheilen und Nachtheilen sind die Haupteigenschaften seiner Feder. Das zweite Werk heißt: „Histoire sociale, politique et anecdotique du peuple parisien depuis les temps les plus reculés jusqu' à nos jours", von Charles Marchal, der bereits Verf. von sechs Romanen, einigen politischen Broschüren und einer „Histoire politique de la France au dix-neuvième siècle" ist. Sein Buch über Paris ist erst im Entstehen begriffen. So viel ich aus den vorliegenden Bogen zu urtheilen vermag, scheint es mir ganz in dem Genre seiner übrigen Schriften abgefaßt, d. h. eine Fabrikarbeit zu sein, in welcher der Verf. den Mangel an gründlichem Fonds durch Phrasen-Drescherei zu verdecken bestrebt ist. Eine große Leichtigkeit im Ausdrucke, eine geschickte Handhabung der Sprachform verführt Hrn. Marchal zu der unleidlichsten Hohlheit und Weitschweifigkeit. Am vortheilhaftesten zeigt er sich in der politischen Broschüre, weil da die Leidenschaftlichkeit der Tagesdebatte zugleich nachhilft und entschuldigt, weil der Athem des wirklichen Lebens, der darin weht, ihn davon entbindet, seinem Werke Leben einzuhauchen, weil endlich der Leser, von dem Gegenstande schon vorher angeregt, überall zwischen den Zeilen liest. Die politische Broschüre ist, vom Gesichtspunkte des augenblicklichen Effects aus angesehen, gewiß die dankbarste Gattung der Publicationen. Sein letztes politisches Pamphlet, betitelt „Histoire de la famille d'Orléans", hat ihm bekanntlich eine Verurtheilung auf fünf Jahre Festungsstrafe und 10,000 Fl. Geldstrafe zugezogen. In den desfallsigen Gerichtsverhandlungen zeigte er sich als ein gänzlich charakter- und gehaltloser junger Mann (er ist erst 23 Jahre alt und verheirathet), dessen einzige Absicht es ist, durch seine Schreibereien Aufsehen zu erregen und dasselbe in Geld umzusetzen.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Abälard, Die Waise im Kerker. Zwei Bändchen. Breslau, Graß, Barth und Comp. Kl. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Oldenburgische Adresse an die deutsch-katholische Gemeinde zu Schneidemühlen. Oldenburg, Schulze. Gr. 4. 2½ Ngr.

Behnsch, O., Der erste öffentliche Gottesdienst der christkatholischen Gemeinde zu Breslau am 9. März 1845. Ein denkwürdiges Ereigniß. 4te Auflage. Breslau, Korn. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Die schlesische Presse, ein Dorn im Auge der Ultramontanen, nachgewiesen an dem jüngsten Libell des Fürstbischöflichen Consistorialrathes J. B. Baltzer. 2te Auflage. Breslau, Korn. Gr. 8. 4 Ngr.

Amtlicher Bericht über die am 9. und 10. September 1844 in Göttingen abgehaltene 3te Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung, erstattet von der ernannten Commission des Centralvorstandes. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Bestrebungen Ronge's und seiner Partei. Ein ernster Zuruf an die Katholiken von einem katholischen Priester. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Vertrauensvolle und dringende Bitte katholischer Einwohner der Stadt Offenbach a. M. an den Hochwürdigsten Bischof Dr. P. L. Kaiser zu Mainz um Beistand und Anführung gegen die Feinde des katholischen Christenthums. 2te Auflage. Hanau, König. 4. 2½ Ngr.

Blumröder, A. v., Der lebendig-machende Geist der christlichen Religion in 95 Sätzen, oder unumstößlicher Beweis,

daß das Wesen der Religion nicht in der gewöhnlichen, mit Dogmenglauben und Mysterien getriebenen Abgötterei bestehe, also die christliche Wahrheit weder auf Seiten der protestantischen Zeloten und Frömmler, noch auf Seiten der römisch-jesuitischen Obscuranten, Ablaßkrämer und Reliquienhändler ist. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 20 Ngr.

Brennglas, A., Herrn Buffey's Wallfahrt nach dem heiligen Rocke. Genrebild. Hamburg, Verlags-Comptoir. Kl. 8. 7½ Ngr.

Brinkmann, A., Die heilige Zeit der Fasten gefeiert in Gebeten, Betrachtungen und Liedern. Berlin, Möser und Kühn. Kl. 8. 20 Ngr.

Clemens, F., Das große Lied von den Jesuiten, für deutsche Männer gedichtet. Hamburg, Vogel. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Geschichte der Jesuiten. Volksthümlich bearbeitet. Hamburg, Berendsohn. Kl. 8. 5 Ngr.

Dirckinck-Holmfeld, Freih. C., Kritik der holsteinischen Rechtsverwahrung wider die Staatseinheit des dänischen Reichs. Sendschreiben an die braunschweigische Ständeversammlung über die schleswig-holsteinische Frage. Altona. Gr. 8. 10 Ngr.

Engeln, J., Geschichte der christlichen Kirche, welche lehrt, wie gnädig der heilige Geist vom Tode der Apostel bis zu unserer Zeit für die Erhaltung und Ausbreitung der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche gesorgt und die Verheißung Jesu erfüllt hat, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden. Osnabrück. 8. 5 Ngr.

Er muß aufs Land. Lustspiel in drei Acten. Freie Bearbeitung nach Bayard und de Bailly von J. Mendelssohn. Hamburg, Berendsohn. 12. 7½ Ngr.

Fritzsche, C. F., Freimüthige Worte über den Hirtenbrief des Hrn. Bischofs Arnoldi und über die Vorstellung der katholischen Geistlichkeit zu Trier an das Domcapitel daselbst. Blankenburg. 8. 3½ Ngr.

Das Gerücht von einer Constitution in Preußen und das Gesetz vom 22. Mai 1815. Leipzig, Rocca. Gr. 8. 3 Ngr.

Offenes Glaubensbekenntniß der deutsch-katholischen Christengemeine in Berlin. Nebst Anhang: Aufruf zur Constituirung eines deutsch-katholischen Kirchenconcils. Berlin, Hermes. Gr. 8. 2½ Ngr.

Offenes Glaubensbekenntniß der christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde zu Schneidemühl in ihren Unterscheidungslehren von der römisch-katholischen Kirche, d. h. der Hierarchie. Beigefügt ist die Eingabe der Gemeinde an die Königlich Preußische Regierung zu Bromberg. Berlin, Hermes. 8. 1½ Ngr.

Grützmacher, Traurede am 21. Februar 1845 bei der kirchlichen Trauung des katholischen Predigers Czerski in Schneidemühl. Berlin, Hermes. Gr. 8. 1½ Ngr.

Haußmann, J. G. F., Der moderne Pantheismus als Religion, in seinen jüngsten Manifestationen vom Standpunkt des christlichen Theismus beurtheilt. Stuttgart, Liesching. 8. 5 Ngr.

Hinrichs, Trier-Ronge-Schneidemühl in staats- und bundesrechtlicher Hinsicht. Ein fliegendes Blatt zu Neujahr 1845. 5te durchgesehene Auflage. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hirtenbriefe des Erzbischofs von Ikonium, Coadjutors des Erzbischofs von Cöln, Clemens August, Hrn. J. v. Geissel und des Bischofs von Trier, Hrn. W. Arnoldi. Soest, Nasse. 8. 2½ Ngr.

Hofmann, J. G., Die Macht des Geldes. Eine Aufsuchung der Ursachen der Verarmung und des sittlichen Verfalls so vieler unserer Mitmenschen nebst Mitteln zur Abhülfe. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 8 Ngr.

Jacobi, L., Über Verarmung und Entsittlichung der arbeitenden Classen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Jesuiten und der Radicalismus. Oder: kurze und gründliche Widerlegung jener Vorwürfe, welche dem Jesuitenorden in den schlechten Zeiten gemacht zu werden pflegen. Ein Vademecum für das katholische Volk von einem wohlmeinenden katholischen Laien. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 8. 5 Ngr.

Jonathan Slick oder Leben und Treiben der vornehmen Welt in New-York. Aus dem Englischen von F. Gerstäcker. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Thlr.

Das vielblättrige Kleeblatt, oder die Gegner König's. Beleuchtet vom Verfasser dieser Schrift. Leipzig, Einhorn's Verlagsexpedition. 8. 12 Ngr.

Krause, C. W. A., Abrechnung mit Hrn. Dr. Gelzer. Zweites Sendschreiben an meine Glaubensgenossen als mein letztes Wort in dem Breslauer Streite über das römisch-katholische Seligkeitsdogma. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Leonhardi, G., Rhätische Sitten und Gebräuche. Bruchstücke aus ungedruckten Reisebeschreibungen. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1844. 8. 7½ Ngr.

Meier, O., Institutionen des gemeinen deutschen Kirchenrechts. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 12½ Ngr.

Mendelssohn, J., Salomon Heine. Blätter der Würdigung und Erinnerung. Nebst dem Bildnisse und Facsimile des Verewigten. 3te vervollständigte Auflage. Hamburg, Berendsohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Menschen und Gegenden. Von Therese. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8. 2 Thlr.

Metzig, J. C. H., Ein Beitrag zur Verständigung über die Reformen des Preußischen Militair-Medicinal-Wesens. Lissa, Günther. Gr. 8. 10 Ngr.

Moritz, M., Auch ein Wort für die Jesuiten. Frankfurt a. M., Varrentrapp. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Niccolini, G. B., Arnaldo von Brescia. Tragödie. Nebst der Biographie Arnaldo's. Übersetzt von B. v. Lepel. Berlin, Schlesinger. Gr. 8. 25 Ngr.

Oehler, G. F., Prolegomena zur Theologie des Alten Testaments. Stuttgart, Liesching. Gr. 8. 17½ Ngr.

Oster, P. J., Schneidemühl oder Rom? Oder: Die wahre katholische Kirche ermittelt aus den apostolischen Urkunden. Posen, Gebrüder Scherk. Gr. 8. 12½ Ngr.

Phillips, G., Kirchenrecht. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Poujoulat, Geschichte des heiligen Augustin. Sein Leben, seine Lehren und seine Werke. Aus dem Französischen übersetzt von F. Hurter. 1ster Band. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Quinet, E., Der Ultramontanismus, oder die römische Kirche und die neuere Gesellschaft. Aus dem Französischen übersetzt von G. C. Pföhner. Leipzig, Geuther. Gr. 8. 20 Ngr.

Räbiger, J., Die allgemeine Kirche. Ein Wort an die Protestirenden unter Katholiken und Protestanten. Breslau, Graß, Barth und Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Reybaud, Charles, ohne Heirathsgut. Roman. Deutsch von F. W. Bruckbräu. Augsburg, v. Jenisch und Stage. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rom. Aus dem Französischen von A. de Marle. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Stern, S., Das Judenthum und der Jude im christlichen Staat. Vorlesung. Berlin, Buchhandlung des Lesecabinets. 12. 8 Ngr.

Walther, C., Blüthen der Andacht. Religiöse Lieder und Gesänge. Göttingen, Dieterich. 1844. 12. 20 Ngr.

Werg, A., Der Verwaiste. Eine historisch-romantische Erzählung. Berlin, Lüderitz. 8. 1 Thlr.

Wohlfahrt, J. F. T., Der Pauperismus nach seinem Wesen, Ursprunge, Folgen und Heilmitteln von dem Standpunkte der Geschichte, Anthropologie, Staatsökonomie, Legislation, Policei, Moral und christlichen Kirche. Weimar, Voigt. Gr. 8. 1 Thlr.

Zarbl, J. B., Die Verehrung der heiligen Reliquien. 2te Auflage. Landshut, Thomann. 8. 3¾ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 110. — 20. April 1845.

Der zweite Pariser Frieden. Von H. C. Freiherrn von Gagern. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Erster Artikel.

Wir freuen uns, daß wir unsern Lesern hier ein Werk anzeigen können, welches sowol durch die Persönlichkeit seines Verf. als durch die unendliche Wichtigkeit seines Gegenstandes weit hervorragt über der Masse der historischen und politischen Producte, die jedes Jahr unsere Presse verlassen. Es ist eine gewöhnliche Buchhändlerredensart, wenn es heißt: „Kein Gebildeter darf dieses Buch ungelesen lassen." Wenn wir diese Redensart aber hier in Bezug auf dieses Werk ebenfalls aussprechen, so ist es unser aufrichtigster Ernst. Seit vielen Jahren ist kein so wichtiger Beitrag zu unserer politischen Memoirenliteratur erschienen, und dieses Werk schließt sich würdig an die frühern Werke des Verf. an.

Der Freiherr v. Gagern ist eine Erscheinung in unserer politischen Literatur, die fast einzig dasteht. Englische und französische Staatsmänner haben sich gern am Abende ihres Lebens damit beschäftigt, nach dem Beispiele der Griechen und Römer, die wichtigen Weltbegebenheiten, an denen sie handelnd Theil genommen, für Mit- und Nachwelt aufzuzeichnen. Unsere deutschen Staatsmänner haben dieses bis jetzt noch unterlassen, theils weil die geheimen Cabinetsmotive, wonach unsere Geschichte sich gestaltet hat, weder öffentliche Prüfung noch vernünftige, organische Darstellung zulassen, theils, weil sie mehr diplomatische Routiniers als wirklich ideenreiche Politiker waren, und als solchen es ihnen an dem guten Bewußtsein und der höhern, freiern Anschauung der Verhältnisse fehlte, ohne welche Erfodernisse man es freilich nicht wagen darf, vor einer gebildeten Mit- und Nachwelt als Schriftsteller aufzutreten. Geschichte und Memoiren aus der Feder eines Thugut oder Lombard, oder eines Schele, Kamptz u. s. w., würden sich freilich seltsam ausnehmen und ihre Verfasser in einer Blöße darstellen, die sie immer mit sorgfältiger Ängstlichkeit vor der Öffentlichkeit zu verstecken gesucht haben. Ja, wie viele deutsche Staatsmänner möchten in diesem Augenblicke wol leben, die moralisch berechtigt wären, ehrliche Memoiren zu schreiben!

Unser Verf. gehört nun zu den Wenigen, welche ihr Thun und Treiben, ihre Motive, ihren „Antheil an der Politik" frei und offen bekennen und ohne Schamerröthen ihrem Volke vor Augen legen dürfen. Auch hat er stets das Bedürfniß dazu gefühlt, und in dieser Beziehung unterscheidet er sich auch von jenen wenigen ausgezeichneten deutschen Staatsmännern, die freilich keine Ursache hatten, mit ihren Handlungen, mit ihren Ideen und ihrer gesammten Persönlichkeit vor der Geschichte geheim zu thun, denen aber vermöge ihres mehr auf That gerichteten Strebens der Drang nach Mittheilung und kunstvoller literarischer Darstellung fehlte. Diese Zutraulichkeit zu dem Publicum, diese Lust an geistiger Gemeinschaft mit dem ganzen Volke ist eine ebenso seltene als liebenswürdige Eigenschaft. Die eigene Freude an dem Gethanen, Gedachten und Erlebten sucht bei Hrn. v. Gagern immer Anknüpfspunkte und Theilnahme in der öffentlichen Meinung. Allerdings hat diese Mittheilungslust bei dem großen Haufen unserer Diplomaten dem wackern Manne viel hämische Verketzerung und vornehmes Naserümpfen zugezogen. Es wurde viel von Indiscretion und Dergleichen geschwatzt. Denn nicht nur haßte man überhaupt die öffentliche Behandlung dieser Sachen und misbilligte im höchsten Grade das böse Beispiel, was einer der Ihrigen gab, sondern, was das Schlimmste war, indem Hr. v. Gagern mit seinem eigenen Antheile an der Politik offen hervortrat, hielt er auch keineswegs ängstlich mit dem Antheile zurück, den auch andere Personen daran genommen hatten, und so kamen denn auch eine Menge Urtheile, Charakteristiken und Schilderungen Anderer mit zum Vorscheine, wodurch die in ihrer Geheimnißkrämerei verletzte Diplomatie nur zu empfindlich berührt wurde. Diese Urtheile, die sich fast auf alle bedeutenden und unbedeutenden Staatsmänner seiner Zeit ausdehnten, waren nun gewiß nicht rigoros und vom einseitig schroffen Standpunkte ausgehend. Im Gegentheil ist Hrn. v. Gagern eine sehr milde, vielseitige, Umstände und Lage wohl berücksichtigende Auffassung eigenthümlich. Er verlangt keine Römertugend von unsern Salons, und von anderer ehrenwerther Seite ist ihm sogar der Vorwurf einer gewissen Laxität gemacht. Aber trotz dieser großen Milde, Umsicht und Toleranz blieb die Gagern'sche Kritik doch immer eine von einem höhern ethischen Maßstabe aus-

nun jetzt, wo so mannichfache Umstände einem offenen Aussprechen der Ansichten im Wege stehen, wenn jetzt Stimmen von Geistlichen und Laien laut werden, die alles Ernstes gegen jene Orthodoxie protestiren, so kann man sicher schließen, daß dieselbe von der öffentlichen Meinung verworfen und nur von einzelnen Schwärmern und vielen Heuchlern gehegt und genährt wird. Der letzte Übelstand der Begünstigung dieser Orthodoxie ist dann der, daß die Kritik und Skepsis dadurch geweckt wird. Wir haben nach der Nüchternheit des Rationalismus allerdings das Bedürfniß, daß das gemüthliche Element neu belebt werde. Jene Orthodoxie und Altgläubigkeit ruft aber die Kritik aufs neue hervor und verleitet sie, viel weiter zu gehen als sie sonst gegangen wäre. Zunächst negirt sie nur den Autoritätenglauben und die reflexionslose Blindheit. Sie zeigt, daß das Christenthum wirklich nicht die Religion der Unfreiheit ist. „Ihr seid theuer erkauft", sagt Paulus (1. Kor., 7, 23), „werdet nicht der Menschen Knechte." Dann richtet sich die Kritik auch gegen das wirklich Heilige und Ehrwürdige und sucht dieses zu vertilgen. Endlich aber geht sie über die Grenzen der Wissenschaft hinaus, faßt, da die neue Richtung in den Augen Vieler, wie man einmal nicht leugnen kann, nicht freies wissenschaftliches Product, sondern etwas positiv Begünstigtes ist, die Gründe und Motive zu dieser Begünstigung ins Auge, und geräth hier auf ein Gebiet, auf welches wir ihr zu folgen nicht gesonnen sind.

2) Das germanische Staatsprincip.

Mit dem Rückfalle auf den Katholicismus in der Religion hängt der Rückfall auf das Mittelalter in der Politik zusammen. Beiden liegt das Streben nach Gläubigkeit und Reflexionslosigkeit zum Grunde: der religiöse und der politische Glaube an die feste und infallible Autorität müssen nothwendig Hand in Hand gehen. So ist dieser Rückfall im Felde der Politik als Reaction gegen die Aufklärung und Kritik, als Hervortreten des Gemüthlichen gegen das Verständige, des Positiven und Historischen gegen das Abstracte und von der Vernunft Postulirte, endlich der Poesie und des Erträumten gegen die Prosa und gegen die Wirklichkeit zu betrachten. Diese Richtung wurzelt gar nicht ausschließlich in politischen Überzeugungen, sondern ist ein Stück der modernen Weltanschauung überhaupt. Man geht, um den nüchternen Ernst der Gegenwart aus den eigenen Tiefen des deutschen Volks zu erfrischen, in dessen Vergangenheit zurück. Diese Vergangenheit malt man sich dann auf eine der Empfindung wohlthuende Weise aus. Der Bürger ist arbeitsam und wohlhabend, man sieht an ihm eine gewisse Tüchtigkeit und Biederkeit der Gesinnung, die sich mit edler Einfalt und kindlicher Treuherzigkeit paart, und alle diese Eigenschaften treten auch in der äußern Erscheinung hervor. Zufrieden und fleißig ist der Bauer, der seine Grundherrschaft, welcher er zinset und scharwerkt, segnet und verehrt. Dichter und Frauen sind zart und sinnig und von moderner Culturverderbniß völlig frei. Der Edelmann aber ist stark und edel, ein Schutz dem Volke, eine Zier dem Fürsten. Dieser erscheint als großer Herr, dem der Vasall den Stegreif hält. Das Alles malt man sich in kleidsamen Costumen, allenfalls vor prächtigen Domen und Kirchen, wo Bürger und Bauer auf der einen Seite vor allen weltlich Höhern in bescheidungsvoller Ehrfurcht sich neigt, auf der andern aber vor dem Priester und dem Heiligenbilde in frommer Andacht Knie und Rücken krümmt. Der ganze Zustand ist eine Ausmalung des geraden Gegentheils von Voltairianismus und Aufklärung.

Zunächst könnten nur Poesie und Malerei sich in diesem Bilde des Mittelalters, wobei indeß jetzt nachgerade Maß und Ziel anzurathen wäre, wohl ergehen, wenn die Sache dabei nur ohne weitere praktische Consequenz bliebe. Die Reaction gegen die rationalistische Gegenwart hat indeß auch politische Consequenzen, und im Felde der Politik erscheint sie als Vorliebe für das Germanische, Historische, Gläubige und Reflexionslose und Aversion gegen politische Mündigkeit, Aufklärung und die ganze Staatsansicht der modernen Zeit. Wir wollen nicht weiter erörtern, inwiefern es möglich sei, der Gegenwart, die nicht blos in dem mittelalterlichen Staatswesen, sondern auch in dem vorigen Jahrhundert ihre historische Begründung hat, die hierher gehörigen politischen Ideen wieder einzuimpfen, sondern diese Ideen selbst, das eigentlich germanische Staatsprincip, etwas näher ins Auge fassen.

Die erste Gestalt, unter welcher nach der Auflösung der altgermanischen Gau- und Gemeindeverfassung das deutsche öffentliche Leben erscheint, ist der Lehnstaat. In diesem ist ein einzelnes Rechtsgeschäft, die Hingabe des dominium utile einer Sache gegen das Versprechen der Treue und gewisser Dienstleistungen, auf seltsame Weise zur Gliederung für die ganze Gesellschaft gemacht, die damit in den Feudalismus wie in eine Form oder einen Rahmen eingezwängt erscheint. Alle Treue, alle Gewalt, ja jede Abstufung in der Gesellschaft beruht auf einer Übereinkunft, die bei der Hingabe einer Sache zur Nutzung geschlossen und in Todesfällen erneuert wird. Man gehorcht nicht, weil es eine höhere, von aller Einwilligung des Einzelnen unabhängige politische Macht gibt, sondern weil und insoweit man privatrechtlich dazu verbunden ist. Der Mangel dieses Systems liegt zunächst darin, daß es keine öffentliche, Alles gleichmäßig umfassende Macht gibt. Jeder Baron ist König in seiner Baronie und schließt die Einwirkung des höhern Herrn in seinem Territorium aus. Die Hintersassen entbehren daher einer unmittelbaren Verbindung mit der Staatsgewalt. Die gleichen Vasallen sind dagegen gleichberechtigte Herren, die untereinander nicht im Zusammenhange von Mitbürgern stehen. Der Landesherr selbst ist aber nur ein großer Herr, der eigene Besitzungen haben muß, wenn er etwas gelten will, und die Landeshoheit ist ein Gemisch aus gutsherrlichen Rechten über die Hintersassen auf Privatgütern, lehnsherrlichen Rechten über Vasallen und endlich vom Kaiser zu Lehn getrage-

nen Amts- und Regierungsrechten. Man hat mit Recht gesagt, daß es im Feudalsysteme weder Regierung als politische Macht, noch Volk als gleiche Gesammtheit von Unterthanen gibt. Das ganze System war ferner auf das Grundeigenthum gebaut, und Eigenthum an Grund und Boden war nicht, wie nach den später zur Geltung gekommenen Grundsätzen des römischen Rechts, ein reines Privatrecht, sondern enthielt Hoheitsrechte über die darauf Angesessenen, welche vom Herrn regiert und gerichtet werden, ihm zinsen und ihm dienen und seine Unterthanen sind. Das Rittergut ist kein einfacher fundus rusticus im römischen Sinne, sondern ein kleines Territorium.

Augenscheinlich war aber das ganze feudalistische Schema zu eng, und eine allseitigere Entwickelung der Gesellschaft mußte es sprengen. Zunächst blühten Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft in den Städten auf, mit dem veränderten Kriegswesen verlor der Lehndienst und damit das ganze Lehnwesen seinen Sinn, das römische Recht veränderte den Begriff des Grundeigenthums, sodaß die nach deutschem Rechte darin liegenden eigenthümlichen, in das öffentliche Recht reichenden Befugnisse zu Privatrechten und civilistischen Anomalien wurden, und endlich sprengte der Beginn einer durchgreifenden Regierung und Verwaltung, von welcher bei der vollen Consequenz des Feudalismus gar nicht die Rede sein konnte, das alte viel zu eng gewordene Gebäude.

So folgte auf den Lehnstaat der ständische Staat. Diesen werden wir genauer zu betrachten haben, da das sogenannte germanische Staatsprincip, wo es praktisch werden könnte und nicht auf ein ganz leeres Analogisiren des Modernen und Antiken hinausläuft, eben zu dem alten Ständewesen zurückzugehen trachtet. Im ständischen Staate zeigt sich der Anfang des Verhältnisses zwischen Fürst und Volk: das feudale Schema ist zersprengt, und die ganze Gesellschaft hat sich nun in den politischen Verband zwischen Regierung und Unterthanen zu fügen. Die ständische Monarchie ist aber erst der Übergang zu einem solchen Verbande. Der Fürst ist in der ständischen Monarchie — wie Jarcke ihn bezeichnet — ein mit Grund und Boden angesessener, mit mannichfachen nutzbaren Rechten begüterter Herr, der sein Fürstenthum und seine Herrlichkeit gerade in derselben Weise besitzt wie jeder Andere sein freies Recht und Eigenthum. So ist sein Recht ein Privatrecht. Eine eigentlich öffentliche Macht, die unbedingt als Inbegriff aller im Staat vorhandenen Macht durchgreifend auf Alle wirkt, hat er nicht. Ihm treten auf dem Gebiete des Privatrechts, in welchem sich das ganze Staatsleben noch bewegt, sogleich ebenso mächtige Privatrechte entgegen, welche er nicht als Landesherr von Staatswegen einschränken kann, sondern mit denen er sich abfinden und Verträge schließen muß. Das Ganze ist also ein Gemisch von Privatrechten, welche sich einigen müssen. Bei dieser Einigung kann, wie bei einem gewöhnlichen Vertrage, jeder Berechtigte ohne Rücksicht auf Staatsraison Ja oder Nein sagen, und wenn einmal Alle Nein sagen; und wenn der Fürst dann dem Principe untreu zu werden nicht mächtig genug ist, so steht der Staat still. Es leuchtet ein, daß eine kräftige Staatsregierung mit dem Ständewesen sich nicht verträgt, und in der That hat auch die Souverainetät erst durch Vernichtung der ständischen Befugnisse entstehen können. Auf die Zeit der Blüte des Ständewesens folgte daher im 17. und 18. Jahrhundert die Zeit der Souverainetät und unumschränkten Regierung, welche das Princip der ständischen Verfassung nicht mehr anerkannte und die Stände zu völliger Bedeutungslosigkeit herabsetzte. Was man hin und wieder von der Thätigkeit der Stände noch vernahm, war wenig erfreulich. In der öffentlichen Meinung hatten sie nie einen festen Haltpunkt haben können. Man sah daher ihrer Annullirung ganz ruhig zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Puff.

Ein Ungenannter hat im ersten Heft der „Deutschen Vierteljahrsschrift" von 1845 einen Puff ausgehen lassen gegen den Gedanken an ein deutsches Nationaltheater, nämlich einen Ausspruch des wackern Schiffsherrn Puff in „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", in welchem er eine geistreiche Parodie eines solchen Gedankens zu finden glaubt, und fügt das Votum eines Franzosen hinzu, daß ein Volk, welches von einem andern lernen müsse, wie es sich kleiden, das Halstuch binden, den Hut aufsetzen, Messer und Gabel handhaben soll, sich nicht anmaßen dürfe, eine Komödie haben zu wollen, welches unser patriotischer Ungenannter zu seinem Votum macht mit dem Amendement, statt Komödie Bühne zu setzen. Es müsse sich mit dem Surrogat einer Bühne und wie es scheint mit dem Surrogat einer Literatur überhaupt, bis allenfalls auf die lyrische Dichtung begnügen. Das ist allerdings mehr als herb! Und warum sind wir armen Deutschen denn so elend daran? Weil unser patriotischer Ungenannter an uns die zu einer Nationalität überhaupt erfoderliche Einseitigkeit vermißt: eine fixe Idee wie etwa Weltherrschaft, Welthandel, Weltdressur und Ähnliches, und daher eine gewisse Gleichförmigkeit der Cultur und Gesammtgefühl. Einen nationalen Grundzug gesteht er uns allerdings zu: die Richtung auf die Tiefe der Seele und die Natur, aber nicht auf das Leben, und dieses soll ja plastisch im Drama hervortreten; ergo — sind wir zum Drama nicht geeignet. Doch streitet er uns die geistige Fähigkeit dazu nicht ganz ab und eröffnet uns die trostreiche Aussicht, daß, wenn das gegenwärtige Deutschland zertrümmert sein wird, aus dem Koth des Grauses das zarte Pflänzchen der Nationalität und damit auch eines Nationaltheaters entsprießen, aber gewiß nicht, wie der ehrliche Puff seltsamerweise wünsche, von einem Augustus werde gepflegt werden. Wir bescheiden uns, daß wir unsern Fürsten nicht so nahe stehen, um beurtheilen zu können, ob sich denn von ihnen für Deutschland im Geistigen und Politischen gar nichts Gutes erwarten lasse; wir trauen aber dem Kothe, der sich aus dem Schutt Deutschlands bilden soll, nicht viel Humus zu und möchten gar gern das deutsche Volk davor bewahrt wissen, sich im Kothe zu wälzen, und möchten ihm gern erhalten wissen, was es in seiner eigenthümlichen Cultur bereits errungen hat, und möchten dieses so viel als möglich zu einem Gemeingute und wo möglich höher ausgebildet sehen. Der patriotische Ungenannte mag von seinem Gesichts- und Standpunkte aus vollkommen recht haben; allein sein Gesichts- und Standpunkt ist nicht der unsere. Wir nehmen Deutschland wie es ist und noch wol alles Rüttelns an dem schwerfälligen Michel ungeachtet im Ganzen ein gutes Weilchen bleiben wird, nicht wie es sein sollte (worüber sich viel streiten ließe), und überlassen, wie es

weis, wie wenig wir noch sittlich zu Öffentlichkeit irgend einer Art herangereift sind. Wir verlangen von unsern öffentlichen Charakteren die Schüchternheit eines vierzehnjährigen Mädchens, die überall erröthet und stottert, sobald sie sich öffentlich zeigt. Wer im Gefühle seines Werthes diese Blödigkeit nicht besitzt und sie auch erheuchelt nicht zur Schau tragen mag, den nennt der große Haufen eitel. Die Sache ist aber ganz einfach; es soll Niemand mehr scheinen wollen wie er ist; sich auch nicht höher taxiren als er verdient. Aber es ist nichts natürlicher, ja nichts pflicht- und wahrheitgemäßer, als daß man den Werth, den man wirklich besitzt, auch selbst zu erkennen weiß, und daß man den Wunsch und das Streben hegt, daß unsere Mitmenschen ebenfalls unsere Persönlichkeit richtig zu schätzen wissen. Wie gesagt, wir Deutsche sind in dieser Beziehung mit unsern sittlichen Anfoderungen noch sehr im Unklaren. Wenn Goethe bei Gelegenheit z. B. ganz unbefangen äußerte: „Tieck ist gewiß ein talentvoller Mann, aber es ist eine Albernheit, ihn mit mir zu vergleichen", so schrie der ganze literarische Pöbel über die Eitelkeit Goethe's. Und doch sagte Goethe damit weiter nichts als eine ganz unbestreitbare Wahrheit. Warum sollte er gegen dieselbe blind sein, oder sie nicht offen aussprechen dürfen?

Daß übrigens dieses Selbstbewußtsein des Freiherrn v. Gagern ein sehr bedeutendes sei, ja daß es hier und da wol an Selbstgefälligkeit grenze, soll damit nicht geleugnet werden. Das aber ist das Vorrecht jedes ausgezeichneten, in sich einigen Charakters, daß selbst solche Eigenschaften, die bei unbedeutenden und zerrissenen Persönlichkeiten unbedingt als Fehler erscheinen würden, hier keinen verletzenden Eindruck machen. Im Gegentheil möchte man sich solche Eigenschaften gar nicht wegwünschen; man kann es gar nicht. Harmonisch durchgebildete Charaktere lassen sich gar nicht in einzelne Bestandtheile auseinanderreißen; was man bei andern Menschen Tugenden und Fehler nennt, ist hier so innig miteinander verwachsen und zu einem einzigen vollkommen organisirten Individuum ich möchte sagen chemisch verbunden, man fühlt so deutlich, daß alle Theile gegenseitig aufeinander ruhen, sich gegenseitig bedingen, daß es dem Einsichtsvollen und Gebildeten gar nicht einfällt zu sagen: „Dieses möchte ich wegwünschen, oder hier möchte ich noch etwas anflicken." Der ausgebildete, in sich einige Charakter ist eine einzige Tugend, der unausgebildete ein einziges Laster.

Diese Selbstgefälligkeit Gagern's, wenn man sie einmal so nennen will, äußert sich nun nicht blos darin, daß er seine Person überall in den Vordergrund stellt und an seine Person die Weltbegebenheiten anknüpft — das liegt in der Natur der Memoirenschriftstellerei, und ist ganz in der Ordnung, wiewol es vielleicht keinen Schriftsteller gibt, der das Wörtchen „Ich" so oft gebraucht hat —, sondern besonders darin, daß er doch hier und da seinen moralischen und politischen Einfluß etwas überschätzt. Manche Dinge, die er in den diplomatischen Kreisen bevorwortet und unterstützt hat, sind durchgegangen; ob aber durch ihn, durch seine geistreichen und gelehrten Abhandlungen, ob durch seine immer edeln und großartigen Motive, oder ob nicht häufig durch weit kleinlichere Menschen und Bewegungsgründe, das möchte sehr dahingestellt sein. Irren wir nicht, so haben selbstsüchtige und engherzige Diplomaten, die damals wie jetzt noch größtentheils das Heft in den Händen hatten, sich die Deductionen Gagern's recht gern gefallen lassen, sobald sie ihre Zwecke unterstützten; unwürdigen Motiven wurde dadurch ein anständiger Mantel umgehängt; aber Überzeugungen hat er doch wol weniger zu Wege gebracht als er seiner Feder und seiner Unterhandlungskunst zutraut. Es verkleinert den vortrefflichen Mann durchaus nicht, wenn wir die Ansicht aussprechen, daß er oft geschoben wurde, wo er zu schieben glaubte, und daß eben seine mächtigen Bundesgenossen über den gelehrten, philosophisch-phantastischen Reichsritter nicht selten heimlich gelächelt haben mögen. Ein guter Mensch, der nach höhern moralischen Zwecken unausgesetzt strebt, wird trotz der ausgebreitetsten Welt- und Menschenkenntniß immer hier und da der Dupe kleinlich-schlauer Menschen bleiben, denen er an Geist und höherer Erkenntniß hundert Mal überlegen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Militairische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde, historischen, wissenschaftlichen, kritischen und humoristischen Inhalts. Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen. Dritte Sammlung. Adorf, Verlagsbureau. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Es hat der geistvolle Herausgeber dieser selbst so geistvollen „Militairischen Briefe eines Verstorbenen" in dem Vorworte zur zweiten (1843 erschienenen) Sammlung derselben mit vollem Rechte bemerkt, daß die erste Sammlung in Nr. 225 f. 1842 d. Bl. eine ebenso gründliche als geistreiche Beurtheilung erfahren habe. Die in Nr. 359 und 360 f. 1843 d. Bl. von demselben Ref. enthaltene weitere Beurtheilung der zweiten Sammlung jener „Militairischen Briefe" verdient sicherlich eine gleiche Bezeichnung, um so schwieriger aber gestaltet sich demnach die Aufgabe, einen solchen Beurtheiler bezüglich der dritten Sammlung jener Briefe zu ersetzen. Wir würden Solches auch niemals gewagt haben, wenn wir nicht von der Redaction d. Bl. ausdrücklich hierzu aufgefodert worden wären, und wir haben dieser Auffoderung uns überhaupt nur insofern unterzogen, daß wir nicht sowol eine kritische Beurtheilung als vielmehr nur ein Referat über den Inhalt der vorliegenden dritten Sammlung zu geben beabsichtigen. In der That bedarf auch die Fortsetzung eines Werks, welches gleich diesem bei Männern aller Stände und jeglichen Alters eine so beispiellos günstige Aufnahme gefunden hat, weder einer wirklichen Beurtheilung noch einer weitern Empfehlung, und es genügt vollkommen, nachzuweisen, daß solche dem Vorangegangenen ebenbürtig sei. Dieses ist auch nicht nur vollkommen der Fall, sondern es darf diese Fortsetzung sogar als eine in vielen Beziehungen noch gediegenere und noch reichhaltigere bezeichnet werden. Daß aber dessenungeachtet der Verf. fortwährend das strengste Incognito bewahrt, läßt, wie der Herausgeber sehr richtig bemerkt, nur mit um so größerer Zuverlässigkeit vermuthen, daß dieser Correspondenz überhaupt eine höhere, über den Beifall der Menge hinaus-

reichende Absicht zu Grunde liegen möchte. Obgleich zwar der Herausgeber es bescheiden von sich ablehnt, jene Absicht völlig ergründet zu haben, so dürfte er solche aber doch wol vollkommen richtig darin erfaßt haben: „Daß der Verf. vor Allem danach strebe, manche schroffe Gegensätze der Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Kriegs zu vermitteln, den Zeitgenossen die Absichten und Erfahrungen der Erfahrensten zugänglicher zu machen und das Bessere der zu einer wahren Bücherflut angeschwollenen Militairliteratur in einer solchen Form darzubieten, daß es selbst dem verwöhnten Gaumen eines übersättigten Dandy als Leckerbissen erscheine, wodurch einem solchen unbewußt manche gute und derbe Lehre zu Theil würde. Zwar mit Catonischer Strenge alles Verwerfliche rügend, aber dabei eine seltene Unparteilichkeit beurkundend und die Erinnerung an ältere politische Feindschaften zwischen den deutschen Volksstämmen verwischend, indem er ihren Ursprung in den Misgriffen der damaligen Machthaber nachweist, zugleich aber auch gerade hieraus die gebieterische Nothwendigkeit gegenseitigen Vertrauens entwickelt.“ So bezeichnet der Herausgeber — im Geiste des Verf. — noch weiter dessen Zwecke und Absichten mit ebenso großer Kürze als treffender Schärfe.

Wir können uns dieser Ansicht sowie jener damit ganz übereinstimmenden unsers in d. Bl. über die erste und zweite Sammlung referirenden Vorgängers nur völlig anschließen. Ganz besonders aber müssen wir auch noch der Bemerkung des Letztern beistimmen, daß der Zweck der vorliegenden Schrift zunächst auch in einer Popularisirung Clausewitz'scher Denkungsweise und Ansichten zu bestehen scheine, und ihr Verf. nicht sowol als Geistesverwandter als vielmehr als wahres Geisteskind jenes Weisen bezeichnet werden müsse; eines Weisen, dessen Geisteshoheit auf dem Felde der Kriegswissenschaften unserer Ansicht nach bis jetzt noch keinen Nebenbuhler gefunden hat. Auch hat ja der unbekannte Verf. selbst S. 355 der zweiten Sammlung mit klaren Werten ausgesprochen, daß Nährung jenes Clausewitz'schen Geistes hauptsächlicher Zweck dieser olympischen Correspondenz sei. Möglicherweise könnte übrigens der Leser es dabei sogar mit einem Zwillingspaare Clausewitz'scher Geisteskinder zu thun haben, denn wenn der Herausgeber die große Vertrautheit des Verf. mit den besprochenen historischen Zuständen, und die diplomatischen Freiheiten mancher Anspielungen auf Zustände der Gegenwart als solche Andeutungen bezeichnet, woraus sich schließen lasse, in welchen Beziehungen der Verf. stehe oder gestanden habe, und hinzufügt, daß hieraus zugleich die Beharrlichkeit der Verleugnung der Autorschaft erklärt werde, weil selbst die höchste Stellung nicht gegen die versteckten Angriffe Derjenigen zu schützen vermöge, die offenen Tadel niemals verzeihen und sich dafür zu rächen suchen: so wird dadurch zwar die Vermuthung rege gemacht, daß diese Autorschaft einem militairischen Diplomaten zugeschrieben werden müsse, indessen hat auch der Herausgeber in seiner „Taktik für Subalternoffiziere“ und seinen „Eisenbahnen als Operationslinien“ sich selbst so sehr von Clausewitz'schem Geiste beseelt erwiesen, daß er wol fähig gehalten werden kann, diesem Werke mehr als bloßer Herausgeber zu sein. Dem sei übrigens wie ihm wolle, so haben wir es zunächst jedenfalls mehr mit dem Werke als mit dessen Verf. zu thun.

Dieses anlangend, so bietet es, in 15 Briefen (38. bis 52. Brief) wie schon erwähnt, abermals eine ebenso anziehende als lehrreiche Ausbeute dar. Nachdem nämlich im 38. Briefe in einer zwischen Gustav Adolf, Friedrich dem Großen und Napoleon angestellten Parallele der Preis der Feldherrengröße Friedrich zuerkannt worden, wird im 39. bis 44. Briefe hauptsächlich das Thema über Zweck und Mittel im Kriege, in einer Art Paraphrase der vier ersten Bücher der Clausewitz'schen „Lehre vom Kriege“, abgehandelt und dessen Lehrsätze überhaupt durch eine kritische Beleuchtung und Vergleichung der Feldzüge Eugen's in Italien von 1705—6 mit jener Napoleon's 1796 noch mehr erläutert. Der 45. Brief ist dagegen wieder ganz humoristischen Witzspielen gewidmet.

Steht es zwar nicht zu leugnen, daß eben die Fiction des Zusammentreffens der berühmtesten militairischen Notabilitäten aller Völker und aller Zeiten im Olymp die so meisterhaft durchgeführte Form des Dialogs und die Repräsentation verschiedener Meinungen und Ansichten durch scharf bezeichnete Individualitäten sehr zweckdienlich begründet, so kann Ref. übrigens doch auch nicht bergen, daß es ihm scheint, als wenn bei manchem jener phantastischen Schattenspiele des Witzes und launiger Satire die Vorbereitung und Einleitung in keinem Verhältniß zur Ausbeute oder Pointe stehen möchte. Leicht möglich, daß der Grund dieser Meinung darin liegt, daß die Mehrzahl jener Anspielungen Ref. bezüglich ihres Zieles und Gegenstandes unverständlich blieben, oder auch, bei seiner bescheidenen Lebensstellung, unverständlich bleiben mußten; und jedenfalls gewiß, daß Solches in vorliegender Sammlung ungleich weniger stattfand als in den vorhergehenden.

Voll köstlichen Humors sind übrigens namentlich die im 49. Briefe enthaltenen taktischen Tischgespräche, denen im 46. bis 48. Briefe ein mit höchst gediegenen Seitenbemerkungen durchwebtes Résumé der Feldzüge von 1708—12 in Flandern vorangeht. Vor Allem erregt nämlich, bei der olympischen Tafel, die aus Gliederpuppen bestehende Schar der olympischen Palastgrenadiere, welche durch im Innern verborgene Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt werden, und welche in der Uniform der altpreußischen Garderegimenter erscheinen, das Entzücken des alten Dessauers, zumal ihr taktfestes Exerciren nicht nur seinem Auge sondern auch seinen Ohren den höchsten Genuß gewährt, indem kleine, an den Gewehren befestigte Ketten bei jedem Griffe ein — wundervoll klingendes — Klirren erzeugen. Voll Emphase sich zu Saldern wendend bricht daher der alte Feldherr auch in die Worte aus: „Das ist eine Kerntruppe, mit welcher ich den Teufel aus der Hölle treiben wollte. Die Kerls marschiren ohne Punkt und Komma fort, wohin man sie haben will, nichts kann ihren Anlauf stören, und ihr Feuer, ja ihr Feuer! das ist ein immerwährendes Donnerwetter mit Bleihagel, so dicht wie Schloßen. Das ist eine Truppe, die Feuer im Leibe hat.“ Nur Dampf, nichts als Dampf, Durchlaucht, setzt indessen Feldmarschall Buddenbrock berichtigend hinzu, zugleich bemerkend, daß der Sieg nur dann als vollständig zu bezeichnen sei, wenn der Feind auseinandergesprengt und ihm das Wiederkommen unmöglich gemacht werde, was nur durch Cavalerie und nicht durch übermäßiges Schießen der Infanterie erzielt werden könne. Leopold erwidert jedoch ärgerlich: „Dampf oder Luft, das ist mir gleich viel, ich meine nur, daß Alles auf gutes Marschiren und schnelles Schießen ankommt. Das brachten meine Truppen auch ohne Dampfmaschinen zu Stande, das spanische Rohr that dieselbe Wirkung, und wenn man den Feind todtgeschossen hat, kommt er auch nicht wieder, wozu braucht man also die Cavalerie.“ Schwerin pflichtet dem Dessauer hierin völlig bei, doch Gneisenau erhebt hiergegen Einsprache und es entsteht hierdurch eine lebhafte Discussion, in welcher sich Schwerin u. A. auch folgendergestalt vernehmen läßt: „Unsere Truppen hatten keinen andern Willen als den ihrer Befehlshaber; wir klopften ihnen das Denkvermögen aus dem Leibe wie den Puder aus den Röcken. Die sparsam zugemessene Kost, oder die süße Gewohnheit des Darbens, wie unsere dichterischen Leute zu sagen pflegten, durchdrang das Kriegsvolk von unten herauf mit einer moralischen Kraft; die reichlich vertheilten Stockprügel erzeugten Unterwürfigkeit und befestigten die gegenseitige Zuneigung. Sich auf Befehl dem Tode zu weihen schien ihrer Einfalt nur unerlaßliche Pflicht. So marschirten sie dem Tode unerschrocken entgegen; wer dabei eine Anwandlung von Schwäche bekam, wurde durch eine Tracht Prügel wieder gestärkt. Dieses Arcanum zeigte sich überall von bester Wirksamkeit, selbst beim Unterrichte. Man gab sich damals nicht die einfältige Mühe, die Soldaten über ihr Verhalten vor dem Feinde zu belehren, sondern man begnügte sich, für bezeigte Unwissenheit sie durchzuprügeln. Das war viel einfacher und

nun mochte Jeder selbst für seine Belehrung sorgen." Hierauf entgegnet jedoch Marschall Serrurier: „Zu allen Zeiten hat man die Ursachen großer und dauernder Erfolge zu erforschen gesucht, ist aber darin nicht immer glücklich gewesen, weil man zu viel Werth auf Einzelheiten gelegt hat. Nach dem Siebenjährigen Kriege wurde unsere Infanterie (die französische) mit dem Obliquemarsche gequält, weil Friedrich der Große die seinige bei Roßbach und Leuthen in schräger Front zum Angriffe geführt hatte. Eine zweite Neuerung war die Einführung der Stockprügel. Bei Ausbruch des französischen Revolutionskriegs manoeuvrirten und schossen wir so gut wie die Preußen, wurden aber fast überall geschlagen, bis wir unsere Kampfesweise gänzlich änderten und die Stockprügel abschafften. Als wir anfingen den Sieg an unsere Fahnen zu fesseln, gab man uns schuld, die Truppen vor dem Angriffe durch Wein und Branntwein aufzuregen. Hätte aber das Geheimniß unserer Siege nur darin bestanden, so würden die Engländer und Deutschen uns bald aus Europa gejagt haben, denn sie tranken mehr als wir."

Die durch diese Bemerkung erregte allgemeine Heiterkeit wird indessen durch einen in Tenare ausgebrochenen Aufruhr unter den daselbst eingesperrten Schriftstellern unterbrochen, welche fingirte Scene dem Verf. Gelegenheit bietet, ebenso durch Witz und Satire schimmernde als durch Geist und Gesinnung sich auszeichnende Ansichten über Publicisten, Presse, Preßfreiheit und Preßzwang zu entwickeln. Nachdem er namentlich nachgewiesen, daß der Kampf der Meinungen mittels der Presse als kein Übel, sondern als eine Nothwendigkeit anzusehen sei und seitens der obersten Staatsgewalt nur verlangt werden könne, ihn als ein ehrliches Tournier auf loyale und ritterliche Weise zu führen, ihn zu verbieten aber als ein Act der Willkür bezeichnet werden müsse, welcher zugleich die öffentliche Meinung degenerire, schließt er mit den Worten: „Das ist ein Thema, mein Freund, worauf du die Variationen selbst machen wollest; doch vergiß dabei nicht den Werth der öffentlichen Meinung in diesem Sinne gehörig zu würdigen, sie ist für einen Bundesstaat unbedingt das wichtigste politische Element, dessen kräftige Entwickelung die Dressur durch Korallenhalsbänder und Maulkörbe entschieden von sich weist."

Der 50., 51. und 52. Brief haben hauptsächlich Betrachtungen über die Verhältnisse, unter welchen der erste Schlesische Krieg begann und die in demselben stattgefundenen Ereignisse zum Gegenstande, und am Schlusse des letzten dieser Briefe wird dem Leser Hoffnung auf weitere Fortsetzung dieses ausgezeichneten Werks in Aussicht gestellt. Daß eine solche Fortsetzung das Interesse um so mehr steigern müsse, je mehr der historische Theil die neuern Kriege ins Auge fassen wird, steht wol nicht zu bezweifeln, sowie denn auch in demselben Maße des Fortschreitens dieses Werk immer mehr und mehr sich als ein solches gestalten möchte, von dem man in Wahrheit behaupten dürfte, daß es gar Manchem eine halbe Bibliothek zu ersetzen im Stande sein würde. Faßt eine solche Behauptung zwar allerdings immer viel Gewagtes in sich, so befürchten wir aber doch nicht, daß sie uns als eine solche verwerfliche, die Würde der Wissenschaft beeinträchtigende Lobhudelei ausgelegt werden könnte, wie in neuerer Zeit leider auch in der Militairliteratur bemerklich geworden ist, und womit namentlich ganz unbegreiflich die „Militair-Literatur-Zeitung" bezüglich eines zwar an sich recht schätzbaren, aber z. B. mit vorliegendem in keiner Weise vergleichbaren Werks ihren diesjährigen Jahrgang eröffnete. 10.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Philosophische Literatur.

In Paris ist folgendes für die Geschichte der französischen Philosophie nicht unwichtige Werk erschienen: „Le Cartésianisme; ou la véritable rénovation des sciences, ouvrage couronné par l'Institut, suivi de la théorie de la substance et de celle de l'infini, par *Bordas Demoulin*; précédé d'un discours sur la réformation de la philosophie au 19ième siècle pour servir d'introduction générale", von F. Huet (2 Bde.). Der Versuch über den Cartesianismus ist in drei Abtheilungen getheilt. In der ersten, „Philosophie" überschrieben, handelt Herr Bordas von dem Verhältnisse des Gedankens zu sich selbst von Descartes; von den Ideen, den geistigen und körperlichen Substanzen und der Existenz der Körper. Die zweite, der Physik und Mathematik gewidmete Abtheilung umfaßt Alles, was auf das Licht, die Bewegung, die analytische Geometrie und die Differentialrechnung Bezug hat. Die dritte enthält allgemeine, theils philosophische, theils physikalische und mathematische Betrachtungen. Darauf folgt die Lehre von der Substanz und dem Unendlichen. Die von dem Professor der Philosophie zu Gent, Hrn. F. Huet, dem Werke vorangeschickte Einleitung hat zum Zweck, einige Anwendungen der von Bordas Demoulin aufgestellten Grundsätze darzulegen, anzugeben, was sie zum Fortschritte der verschiedenen Wissenschaften beitragen können, und insbesondere zu zeigen, welches Licht sie auf die gegenwärtigen Debatten zwischen der Philosophie und der Theologie, welche in unserer Zeit die Gemüther so heftig bewegen und in der That die Grundlagen unserer socialen Ordnung so nahe berühren, zu werfen vermögen.

Ein noch größeres Interesse dürfte das ebenfalls neuerdings zu Paris erschienene Buch: „Essai d'une nouvelle théorie sur les idées fondamentales ou les principes de l'entendement humain", von F. Perron, für viele Leser haben. Nachdem der Verf. in einer historischen Einleitung sich bemüht hat, den philosophischen Charakter der vier Gründer der modernen Schule in Frankreich, der Herren Laromiguière, Royer-Collard, Cousin und Jouffroy, und ihre Verdienste um die Wissenschaft an den Tag zu legen, setzt er die Lehre der neuen Schule und ganz besonders Cousin's Theorie von den Grundideen oder den Principien des menschlichen Verstandes auseinander. Hr. Perron erklärt, daß er diese Theorie nicht annehmen könne, weder in Bezug auf die Reduction, welcher sie die Grundideen unterwirft, noch in Bezug auf die Kennzeichen und Verhältnisse, welche sie ihnen zuschreibt, noch in Bezug auf den Ursprung und die Geltung, welche sie ihnen anweist, noch in Bezug auf die Beschaffenheit des Grundes, an den er sie befestigt. Nachher untersucht er das System der modernen Schule unter diesen verschiedenen Gesichtspunkten, und trägt sodann seine neue Lehre in den neun letzten Capiteln seines Werks vor, in denen er von den Ideen von Zeit und Raum, von den Ideen von Phänomen und Substanz oder von dem Princip der Substanz, von den Ideen von Ursache und Wirkung oder vom Principe der Causalität, von den Ideen des Endlichen und Unendlichen, von Einheit und Identität, von der Idee des Guten, von der Idee des Schönen, von der Idee des Wahren oder der Wahrheit und von den Kategorien handelt. Die beiden obgenannten Werke liefern wenigstens einen Beitrag zur Kenntniß der französischen Philosophie und haben insofern ihren Werth.

Astronomie.

Zu Paris ist der erste und zweite Band einer neuen schönen Ausgabe von Laplace's Werken erschienen, die auf Kosten des Staats, kraft eines Gesetzes vom 15. Juni 1843, welches im Anfange des ersten Bandes abgedruckt worden ist, herausgegeben wird. Der Artikel 2 dieses Gesetzes bestimmt, daß ein Exemplar von dieser neuen Ausgabe der „Mécanique céleste", der „Exposition du système du monde" und der „Théorie analytique des probabilités" an den Hauptort eines jeden Departements, an alle Städte, welche öffentliche Bibliotheken haben, und an alle Specialschulen eingeschickt werden soll. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 112. —— 22. April 1845.

Der zweite Pariser Frieden. Von H. C. Freiherrn von Gagern. Zwei Theile.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 111.)

Auch als moralisch-politischer Schriftsteller überschätzt Gagern seine Stellung zum Publicum und seinen Einfluß auf dasselbe, wie er denn überhaupt eine größere Kenntniß der Elemente der höhern Cirkel als des Mittelstandes und der untern Schichten der Gesellschaft zu besitzen scheint. In seinem bekannten Schreiben an den mecklenburgischen Gesandten Freiherrn v. Plessen, worin Gagern sich misbilligend über die repressiven karlsbader Maßregeln äußert, kommt ungefähr folgende Stelle vor (da es wol zehn Jahre her ist und darüber, als wir sie zum letzten Male gelesen, können wir sie aus dem Gedächtnisse nicht genau mehr wiederholen, aber ungefähr so wird sie lauten, wie wir sie hier mittheilen): „Und die Jugend, werden Sie sagen, wer schützt uns vor den Verirrungen der Jugend? — Die Jünglinge, mein verehrtester Freund, die Jünglinge überlassen Sie nur ruhig mir." Und dabei deutet er besonders auf seinen „Einsiedler" hin. Guter, vortrefflicher Mann! Niemand weiß den Werth und den Gehalt deiner Schriften höher zu schätzen als ich; Niemand erkennt auch freudiger an, daß deine Schriften eine Quelle von Belehrung und Weisheit für einzelne, wohlorganisirte Jünglinge sein könnten; Niemand verabscheut ferner mehr jene karlsbader und alle fernern Beschlüsse, wodurch man aus simulirter Furcht vor einzelnen Misbräuchen der Freiheit die freie Rede und die freie Entwickelung des Volks überhaupt unterdrückte. Aber daß du deine Schriften als Garantie gegen jugendliche Phantasterei, Excentricität und Überspanntheit ganz ehrlich anbieten zu können glaubtest, daß du sie als radicales Gegengift gegen abgeschmackte Professorensysteme mit kindlichem Vertrauen anempfehlen konntest, das deutet allerdings auf ein entschiedenes Verkennen deines Verhältnisses zu den Mitlebenden. Wann hat der große Haufen, er sei gelehrt oder ungelehrt, jung oder alt, je direct auf die Sprüche der Weisheit, der Erfahrung, des Wohlwollens gehört? Und vollends heutzutage! Und wer ist eben weniger geeignet, für die große Masse zu schreiben, als eben Gagern? Gagern's Schriften sind nur da wie wenige Edlere, reicher Gebildete. Fragt doch einmal auf den Universitäten herum, bei Professoren und Studenten, wer kennt Gagern? Wer weiß nur die Titel seiner Schriften anzugeben? Und wer hat sie vollends gelesen? Ich wette Hundert gegen Eins, nicht ein einziger Student und unter unsern Professoren und Docenten der Staatswissenschaften und Geschichte nicht zehn. Und dasselbe Verhältniß war damals ebenso wie jetzt. Unsere Professoren lesen nur Compendien und Systeme, aus denen sie Hefte oder neue Compendien und Systeme zusammentragen. Unsere Studenten studiren auch nur Systeme und Compendien, oder sie lesen Briefe von Ronge, Gedichte von Herwegh oder Prutz, flache Declamationen, wobei es darauf ankommt, das Maul so voll wie möglich zu nehmen. Gagern's Werke sind für sein Volk gewiß nicht verloren; wie alle Erzeugnisse ausgezeichneter Geister wirken sie auf die Besten und Edelsten und bringen vielfach durch diese wieder in den allgemeinen Volksgeist allmälig ein. Aber die Annahme, mit seiner keineswegs populairen Feder den Geist der studirenden Jugend regieren zu können, war denn doch ein gutmüthiger Irrthum.

Der Freiherr v. Stein äußert einmal in einem Briefe aus den J. 1810 oder 1811: „Hrn. v. Gagern's Ansichten sind phantastisch." Allerdings besitzt Gagern eine sehr lebhafte Phantasie, die sich nicht leicht auf einen bestimmten Zielpunkt fixirt, sondern leicht beweglich gar mannichfaltige politische Combinationen erzeugt. Ein Mann der That, ein großer Staatsmann, der nach einem vor seinem Auge mit Nothwendigkeit daliegenden Ziele handelt, der selbst gewissermaßen nur eine einzige verkörperte Idee ist, etwa wie Stein, ein solcher ist Gagern nicht. Er ist ein geistreicher, contemplativer Politiker, der die Dinge von allen Seiten betrachtet, und jeder ihr Recht abzugewinnen weiß. Ein politisches Axiom, von dem er ganz beherrscht wird, kennt er nicht. Geht es so — gut, — wo nicht, so geht es auch anders. Gelingt dieser Plan nicht, wohl, so interessiren wir uns für einen andern, der vielleicht gerade das Gegentheil von dem ersten ist. Wir können uns nicht enthalten, einen auffallenden Beleg dafür aus diesem Buche selbst anzuführen. Gagern spricht im zweiten Theile weitläufig über Talleyrand

und erwähnt dabei seine eigene Stellung zur Zeit des Tilsiter Friedens:

Zuerst noch ein Wort von Sachsen, dessen Frieden und Königthum zu Berlin in den Vorbereitungen eine Hauptbeschäftigung wurde.

Wie sehr ich persönlich von beiden Seiten ohne mein Zuthun hineingezogen wurde, habe ich im ersten Theile schon der Länge nach erwähnt. Ebenso, warum ich es lieber Andern überließ, wodurch ich aber keineswegs vollständig dispensirt wurde. Ich habe noch das kleine Memorandum oder die Note mit den Hauptbedingungen, die der Kurfürst erwartete — von der Fassung und in dem undiplomatischen, kauderwelschen Französisch des Banquier F.; nebenbei in großen Lettern vdt. Marcolini!

Nicht der Kurfürst, sondern Herr Talleyrand drang auf das nachdrücklichste in mich, daß ich mich selbst dazu aufwerfen, mich nur bereit erklären möge, sächsischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu werden, und ihm diese Einleitung überlassen solle. Denn sie hatten ja eben durch mich auf das bestimmteste fragen lassen, wer die angenehmste Person sei. Er stellte mir vor und gab mir Bedenkzeit:

Wie wichtig der Posten für Frankreich und den Rheinbund sei;

Wie der Kaiser, wenn einmal das gute Vernehmen hergestellt sei, unstreitig die günstigsten Gesinnungen, vielleicht, ja wahrscheinlich, höhere Plane mit Sachsen und der Person des Kurfürsten haben werde;

Wie angenehm es ihm — und wol dem Kaiser selbst — sein werde, Jemand an dem Posten zu wissen, mit ihm täglich zu verhandeln, der ihre Manier schon wisse und der ihnen bereits als ein Mann von Einsicht bekannt sei.

Endlich wie arm sie nach ihrem eigenen Betragen und Fürgeben an geschickten oder geneigten Staatsmännern sein möchten, und wie groß also der ihnen geleistete und wo nicht gleich, doch bald anerkannte Dienst sein werde.

Indessen lehnte ich es standhaft ab, aus den sehr einfachen, aber doch zusammenzufügenden Gründen:

1) Hatte ich im Nassauischen die oberste und allerangenehmste Stellung, genoß im hohen Grade das allgemeine Vertrauen, that oder veranlaßte durchaus, was mir beliebte, zählte dort beinahe schon 20 Dienstjahre, und war des Fürsten von Weilburg verpflichteter Diener und Freund. Ihn zu verlassen und zu kränken in so entscheidender Epoche, aus blossem Ehrgeiz, war mir peinlich.

2) Ich hatte eine Menge nordischer Vollmachten und Gesuche um Aufnahme in den Bund, die auch mir Angenehmes und Vortheilhaftes darboten.

3) Einmal sächsischer Minister, würde ich in dieser Stellung, aus meiner wahren Überzeugung und verändertem Pflichtgefühle, alsobald die Mediatisirung eben dieser Fürsten oder doch vieler verlangt und die Inconsequenz hervorgehoben haben, nach so namhaften Mediatisirungen im Südwesten, so viele, so Alles in Nordosten bestehen zu lassen. Und sie hatten mir eben erst so viel persönliches Vertrauen bezeigt!

4) Und wenn ich auch den König oder Kurfürsten, ihm näher stehend, für mich gewonnen hätte, wie hätte ich erwarten dürfen, in Sachsen anders als bête noire und ame damnée der Franzosen betrachtet zu werden? Und gerade in diesem Lande weiss man am wenigsten von Reichsritterschaft, und daß wir als solche Allen angehörten, was man selbst in Preußen und Baiern viel besser wußte und verstand. Die geographische Lage brachte Das mit sich.

Indessen hat Egoismus und wie Alles noch schlimmer wurde, mich später verleitet, solchen Träumen bisweilen nachzuhängen. Was würde geschehen sein, wenn ich in solcher Kategorie dem Kaiser näher gestanden hätte, und frei hätte reden dürfen und sollen? Es war in seiner Person nichts, was mich abgehalten oder erschreckt hätte.

Was aber mein Selbstvertrauen begründete, war, daß ich nicht etwa wie Talleyrand, der französische Große, ihn von Excessen und vom Immerweitergehen abhalten, sondern als deutscher Ritter oder Edelmann immer vorwärts führen, in seinem eigenen Sinn, nur gleich mit entschiedenen Planen hätte wirken wollen. Bei uns war schon Alles verrückt und erniedrigt. Wie die Dinge waren, konnten und sollten sie nicht bleiben. Alles, Alles schien mir besser als was damals war. Selbst Historiker und sehr bewandert in diesen Materien, schwebten mir Neustrien und Austrasien vor, in ihrem Gleichgewicht, in ihrer Eifersucht, in ihrem Wechsel. Vom Empereur d'occident hatte schon verlautet; Romanorum imperator klingt noch pragmatischer — der Charlemagne war ein Vorbild — und Napoleon gefiel sich nicht nur notorischermaßen in dieser Idee — er gefiel sich auch am Rhein, namentlich in Bieberich. Oberingelheim — Aachen — hätten zur Nachahmung und Restauration eingeladen. Und wennschon Paris, Fontainebleau und Malmaison, Talma, die Sängerinnen und weiblichen Theaterprinzessinnen, oder die Akademien und Sammlungen für ihn Reiz behalten hätten — so hätten ihn in den geeigneten Jahreszeiten Vogesen, Ardennen, der Taunus zu den Karolinger Jagden gerufen. Kammern zu Paris, zu Frankfurt oder Regensburg, vielleicht ein anderer Reichstag oder Bundestag. Et après nous le déluge. Ganz andere Möglichkeiten und Combinationen hätte ich der Zeit überlassen. Polnisch war ich ohnehin gesinnt und hätte Östreich auch wider seinen Willen genöthigt, in meinem Sinn klug zu sein und Galizien gegen die Begrenzung des Schwarzen Meeres zu vertauschen. Die Umwandlung des ganzen Orients, der Sturz der Pforte, die Befreiung der Christen ist noch heute mein Wunsch und mein politischer Wille. Mich dünkt, das waren die großen Kategorien, die in Napoleon's Haupt nur ungeordnet sich kreuzten — il veut ce qu'il peut — und ich nährte den Dünkel, daß ich daran gebessert hätte durch Consequenz und Beharrlichkeit.

Diese Stelle mag allein schon den Beleg liefern, daß Stein's Urtheil nicht unbegründet ist. Hier ist allerdings phantastische Willkür. Man schwankt zwischen der Stelle eines Franzosenfreundes und eines Franzosenfeindes; man weiß nicht, ob man den Kaiser bekämpfen oder unterstützen soll. Derselbe Reichsritter, der sich hier als Umstürzer aller Verhältnisse zeigt, kämpft wenige Jahre später für die Erhaltung derselben. Und welches gutmüthige, phantastische Selbstvertrauen! Gagern der Freund, der Rathgeber, der Vertraute Napoleon's, der ihn erst selbst über seine großen im Hintergrunde der Seele liegenden Plane klar macht! Doch genug von der Person des Verf.; eine gründlichere Schilderung seines Wesens und Werks gehört zu unsern zukünftigen literarischen Lieblingsplanen. Kehren wir in den folgenden Artikeln zu dem objectiven Inhalte des Buchs zurück, der sich allerdings mit dem Kern der neuern Zeitgeschichte beschäftigt, und nicht leicht irgend eine Frage der Gegenwart mittelbar oder unmittelbar unberührt läßt.*)

F. von Florencourt.

Romanliteratur.

1. Gesammelte Erzählungen und Novellen von A. v. Sternberg. Dritter und vierter Theil. Dessau, Aue. 1844. 12. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Es ist eine Freude, Sternberg's Schriften in die Hand zu nehmen und in ihnen immer wieder den deutschen originel-

*) Den zweiten Artikel theilen wir im Monat Mai mit. D. Red.

len Schriftsteller zu begrüßen, welcher wirklich aus sich herausschöpft, weder die französische noch die englische Literatur ausbeutet, weder der alten noch der neuen Literatur abborgt. Seine stets thätige, schaffende Phantasie bietet immer Neues und wirft, wie die berühmtesten Taschenspieler, immer neue duftende Sträußer dem Publicum zu, die sich nie zu erschöpfen scheinen. Selbst Zeit, Leben, Ereignisse und Zeitfragen verarbeitet er auf seine eigene Weise; die Resultate der Wissenschaft und Philosophie werden in ihm zu Novellen, zu Gesprächen und Märchen; die vorliegende Sammlung liefert wieder einen sprechenden Beweis davon. In „Andrea Ganelli" gibt er eine Biographie; im „Album" geißelt er das Jagen nach Berühmtheit; im „Dodo" flicht er einen Roman in das Ashmolean-Museum von Oxford, wo der kalte Naturforscher der Schwärmerin gegenüber gestellt ist. „Das Gespräch in einer Sommernacht" gibt pantheistische Ansichten im Gegensatz gegen die christlichen. Es fesselt uns in Sternberg's Schriften nie die bloße Geschichte, nie das bloße Gewebe der Ereignisse, diese sind nur das Gewand, worein ein tieferer Sinn sich kleidet, der Körper, welcher eine Idee veranschaulichen macht. Daß dieser Körper, daß dieses Gewand so anmuthig ausgeschmückt sind, daß man in Form nnd Faltenwurf den Künstler erkennt, das ist ein Verdienst mehr. Man vergißt darüber, daß die geschaffenen Gestalten nicht Gestalten der Wirklichkeit sind, und sich das Ideelle anmerken lassen, man genießt die Poesie mit Bewußtsein.

Der vierte Theil enthält nur die Novelle „Alfred". Referent hat diese Novelle schon einmal früher gelesen; damals war sie weniger ausgeführt, wie es ihm schien. Damals zog vor Allem des *armen* Schriftstellers Schicksal seine Aufmerksamkeit an, als ein Lebensbild der Zeit und des Genies, das an die Gemeinheit des Gelderwerbes geschmiedet ist, eins jener sorgenvollen Wesen, welche gezwungen sind zu denken, zu schreiben, um nicht zu darben, und dennoch darben müssen. Sternberg gibt mit dieser Novelle ein Bild des Literatenwesens in seinen verschiedenen Phasen. Drei Autoren führt er uns vor — den reichen, hochgestellten, der sein Genie nach Belieben sich entfalten läßt, der es nie zu zwingen braucht, der zu seinem eigenen Vergnügen schreibt, und Ruhm und Gewinn erntet. Dann den ausschweifenden, genußsüchtigen Literaten, der den Proletarier-Leichtsinn bis zur höchsten Gewissenlosigkeit treibt, welcher nur schreibt, um wieder schwelgen zu können, dem es einerlei ist, was er schreibt, wenn er nur bezahlt wird; an Gesinnungslosigkeit, an Genußsucht, sind viele Genies schon untergegangen. Der dritte Autor ist eben der darbende, bedrückte; in der Verzweiflung sucht er den Tod. Unser Held Alfred rettet ihn vor Selbstmord und hilft ihm empor. Auch zwei Buchhändler lernt man kennen, den edlern Typus und den gemeinen; welcher Schriftsteller ist nicht mit beiderlei Arten zusammengekommen? Welcher Schriftsteller hat wol nicht die Schmerzen empfunden, Das, was er im Heiligthum seiner Seele geschaffen, als einen bloßen Handelsartikel beurtheilt zu sehen? Ein Blick in die Werkstatt der Journalistik wird dem Leser gestattet; die Machination der Kritik, die Bestechlichkeit der Kritiker, die Gemeinheiten der Literatur werden ihm enthüllt; es ist ein Schattengemälde, und Ref. fühlt sich veranlaßt, an eine momentane Erbitterung des Autors zu glauben, welcher vorzüglich an den Schatten sich hielt, und die Lichtpunkte kärglicher auftrug als das Leben sie gibt. Von Liebesgeschichte ist wenig in dem Buche, gerade so viel, um die Darstellung zu einer Novelle zusammenzuhalten; doch ist das Wenige voll romantischen Interesses, und mit jener Ausschmückung in der feinsten und ausgesuchtesten Malerei, welche wir von des Autors Feder gewohnt sind. Drei Momente möchte Ref. besonders als gelungene charakteristische Dialoge herausheben. Der erste findet zwischen dem reichen Buchhändler Nehrmann und dem vornehmen Schriftsteller Graf Alfred Duborn statt, als Letzterer zur Übernahme der Redaction des Journals „Vorwärts" beredet werden soll. Der Buchhändler begeistert sich für die deutsche Sprache, weil er im Dienst der deutschen Lettern alt und reich geworden ist; er erzählt, wie er Gleim's „Kriegslieder" gesetzt, und sie den alten Kriegern von Kolin gratis dargereicht habe; seine ganze literarische Carrière setzt er auseinander und charakterisirt sich — nicht als einen geistreichen Buchhändler, doch als einen gemüthvollen, geistanerkennenden. Die zweite Unterhaltung ist die zwischen dem Buchhändler Potter und dem Schriftsteller Blummer; sie ist mit Humor gewürzt; die gemeine Gewinnlust des Buchhändlers, die geniale Roheit des Dichters stehen sich trefflich gegenüber. Der Buchhändler Potter, welcher den unglücklichen, armen, edlen Dichter auf übermüthige Weise tyrannisirt, ist hier demüthig, weil er von der spitzigen, pikanten Feder des käuflichen Kritikers Vortheil für sein Journal hofft. Damit Derselbe fleißig an einem bestellten Artikel arbeite, nimmt er ihm das einzige Paar Beinkleider mit, und verhindert ihn so am Ausgehen. Die Art, wie das geschieht und wie es aufgenommen wird, ist von sehr komischem Effect. Die dritte Unterhaltung ist zwischen Duborn und seinem Oheim, dem Domherrn, wo dieser, in veralteten Adelsbegriffen ergraut, nicht begreifen kann, wie ein Graf Schriftsteller sein, und sich für seine Schriften bezahlen lassen kann; Duborn spricht sich auf würdige Weise darüber aus. Man kann der Novelle „Alfred" nur durch unbedingtes Lob Gerechtigkeit widerfahren lassen.

2. Die Seherin von Venedig. Roman von Jean Charles. Drei Theile. Dresden, Arnold. 1845. 8. 3 Thlr.

Ein junger schwermüthiger Deutscher hält in Venedig in freier Luft ein lautes Selbstgespräch, in welches ein englischer Lord einfällt; eine Stunde darauf sind Beide Freunde, und noch am selben Tage beginnt der Lord seine Lebensgeschichte nebst seinen Lebensanschauungen dem neuen Freund vorzuerzählen. Wer nur einigermaßen mit englischen Sitten bekannt ist, muß über dieses schnelle Vertrautwerden erstaunen sowie über das öftere Umarmen der beiden Freunde. Der Lord ist unglücklich, weil er zu reich ist, und setzt mit viel Scharfsinn die Schattenseite des Geldes auseinander. Das ist auch das einzige Verdienst des Romans, dem keine echt natürliche Lebensauffassung zu Grunde liegt; es ist nicht *ein* Charakter geschildert, wie das Leben ihn bietet, man begegnet immer Gestalten ohne Wahrheit; die Tugend geht auf Stelzen einher, und das Laster ist schwarz; selbst der Stil ist nicht natürlich, bald geschraubt, bald vernachlässigt. Die Seherin, welche dem Roman den Namen gab, vermag keineswegs das Interesse des Lesers auf sich als auf eine Hauptfigur zu lenken; sie ist eine unglückliche vom Geliebten Verlassene und Geisteskranke, die der Magnetiseur in eine Somnambule verwandelt; ihr gehört die Liebe des Engländers, doch stirbt sie, als sie hätte glücklich sein können, nachdem sie erst eine bombastische Rede über Venedig von dem Thurm einer Ruine herab gehalten und Familienereignisse prophezeit hat. Für einen Roman, der keine Tendenz, keinen Zweck, weder historisches, noch philosophisches, noch Localinteresse bietet, noch sich mit Ausmalung von Seelenzuständen abgibt, ist der vorliegende nicht unterhaltend genug, um Leser zu fesseln. 46.

Bibliographie.

Alfieri, Graf V., Von der Tyrannei. Neu übertragen und mit einem Vorwort begleitet von F. Freiherrn v. Fennberg. Manheim, Hoff. 16. 15 Ngr.

Beiträge zur Enthüllung des Papstthums und der jesuitisch-hierarchischen Umtriebe. Von mehrern Katholiken. I. Zeitgeist. II. Unfehlbarkeit des heiligen Vaters. III. Schlußbemerkungen. Darmstadt, Pabst. 8. 3¾ Ngr.

Die Bibel und der Papst, oder Unterricht über den Unterschied zwischen der evangelisch-lutherischen und der römisch-katholischen Lehre. Ein zeitgemäßes Handbuch für Alle, die in den gegenwärtigen Religionswirren zur Klarheit und Ent-

schiedenheit kommen wollen, nach einer ältern Schrift mit Zusätzen herausgegeben von einem evangelisch-lutherischen Geistlichen. Leipzig, Köhler. Gr. 8. 24 Ngr.

Böhmer, W., Der heilige Rock in Trier und der katholische Priester Herr Joh. Ronge. Eine unbefangene Beurtheilung. 4te verbesserte Auflage. Breslau, Kern. Gr. 8. 2½ Ngr.

Militairische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde, historischen, wissenschaftlichen, kritischen und humoristischen Inhalts. Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen. 4te Sammlung, 1ste Abtheilung. Adorf, Verlagsbureau. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Carlén, Emilie, Paul Wärning. Abenteuer eines jungen Scheerenbewohners. Frei nach dem Schwedischen. Zwei Theile. Berlin, Morin. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Christ, K., Beleuchtung der neuesten Reformationspredigten und der antikatholischen Literatur überhaupt. Ein Beitrag zur Toleranzgeschichte des 19. Jahrhunderts. Regensburg, Manz. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Czerska, Witwe Anna, Offenes Sendschreiben an ihren Sohn, den suspendirten Priester Johann Czerski zu Schneidemühl. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Johannes Czerski, gegenüber seinen Widersachern. Nebst kurzer Schilderung eines Gottesdienstes der apostolisch-katholischen Gemeinde in Schneidemühl. Als Anhang: Aufruf an Theiner. Bromberg, Levit. 8. 5 Ngr.

Dietlein, W. O., Das Urchristenthum. Eine Beleuchtung der von der Schule des Dr. v. Baur in Tübingen über das apostolische Zeitalter aufgestellten Vermuthungen. Halle, Mühlmann. 8. 1 Thlr.

Eger, C., Der Baum. Gedicht. Aschersleben, Laue. 8. 10 Ngr.

Fischer, K. F., Über Volksbibliotheken, insbesondere in Städten. Ein offenes Sendschreiben an den Buchhändler L. S. in L. Leipzig, Schreck. Kl. 8. 6 Ngr.

Friedrich, J., Licht und Leben in Stillnau. Ein Erntefestlied. Erlangen, Blaesing. 16. 20 Ngr.

German, Ansichten über das deutsche Wehrwesen mit Versuchen zu seiner Vervollkommnung. Mit 3 Steindrucktafeln. Bamberg, Züberlein. Gr. 8. 2 Thlr.

Glaubensbekenntniß und Verfassungsgrundzüge der katholisch-christlichen Kirche. Entworfen und seinen Glaubensgenossen, insbesondere den katholischen Christen zu Offenbach a. M. vorgelegt von einem süddeutschen Geistlichen. Mitgetheilt durch L. Diefenbach. Frankfurt a. M., Körner. 8. 4 Ngr.

Grabowski, W., Territorialgeschichte des preußischen Staates, oder Darstellung des Wachsthums der Besitzungen des Hauses Brandenburg. Mit einer Karte und genealogischen Tabellen. Berlin, Enslin. 8. 1 Thlr.

Hegel, G. W. F., Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse. 4te unveränderte Auflage mit einem Vorwort von K. Rosenkranz. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Heinsius, J., Ostseebilder. Berlin, Morin. 12. 10 Ngr.

Hermann, C. F., Carmen zu Mitscherlich's 60jähriger Jubelfeier. Göttingen, Dieterich. 4. 2½ Ngr.

Ein Hirt und Eine Heerde. Offenes Sendschreiben deutscher evangelischer Christen an die deutsch-katholischen Christen zu Schneidemühl, Breslau, Berlin und Leipzig u. a. O. 3ter Abdruck. Leipzig, Goetz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Holdheim, S., Das Religiöse und Politische im Judenthum. Mit besonderer Beziehung auf gemischte Ehen. Eine Antwort auf Hrn. Dr. Fränkel's Kritik der Autonomie der Rabbinen und der Protokolle der ersten Rabbiner-Versammlung in Betreff der gemischten Ehen. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 15 Ngr.

Hurter, F., Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben. 2tes Bändchen. Schaffhausen, Hurter. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jachmann, Das Verhältniß des Protestantismus zu der neuen deutschen Kirche. Leipzig, Goetz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Judenfrage im Herzogthum Meiningen, oder Widerlegung eines bezüglichen Zeitungsartikels. Gera. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Kegelbahn. Eine Posse mit Geistererscheinungen und Stimmen aus der Ferne. Oldenburg, Sonnenberg. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Die allgemein christliche Kirche, in ihren Grundzügen. Vom Verfasser der Schrift: „Ein Hirt und Eine Heerde." Leipzig, Goetz. Gr. 8. 3 Ngr.

Kleikamp, Die Sympathie für die Czerskianer in Schneidemühl. Eine Besprechung der Königsberg-Oldenburgischen Adressen an dieselben. Oldenburg, Sonnenberg. Gr. 8. 2½ Ngr.

Mortimer, H., Die Geheimnisse der Bastille. Deutsch von L. Dorn. 1ster Theil. Leipzig, O. Wigand. 8. 10 Ngr.

Müller, J. N., Keinen Papismus und Romanismus! aber ums Himmelswillen auch keine Kirche nach Johannes Ronge. Ein Wort für unsere Reformations-Zeit. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Peschke, F., Offenes Sendschreiben an den Professor Hrn. Dr. Regenbrecht über seine Erklärung in Betreff seines Ausscheidens aus der römisch-katholischen Kirche. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Radikalismus und die Jesuiten. Eine Antwort auf: „Zürich und die Jesuitenfrage in Briefen eines Zürichers an einen Basler." Zugleich aber auch ein selbstständiges Wort über die Jesuitenfrage. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 5 Ngr.

Salomon, G., Die Rabbiner-Versammlung und ihre Tendenz. Eine Beleuchtung für ihre Freunde und Feinde. Hamburg, Berendsohn. 8. 15 Ngr.

Schneidemüller-Lied. Mit sechs Begleitstücken. Von G. Schwetschke. 3ter, mit einer Composition des Schneidemüller-Liedes für vier Männerstimmen vermehrter Abdruck. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Selbstbiographie und Selbstbekenntnisse des heiligen Rockes zu Trier. Nebst dessen Urtheil über Joh. Ronge und W. Arnoldi. Niedergelegt in einem Schreiben des heiligen Rockes an die katholische und protestantische Welt. Hamburg, Berendsohn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Seld, A. Freih. v., Mein jüngster Aufenthalt in Schneidemühl, oder Mittheilungen über die Persönlichkeiten und Verhältnisse in der neuen Gemeinde daselbst. 7te Auflage. Berlin, Wolff und Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Sonst, L., Der Priester-Apostat Johann Czerski und die apostolische Duodezkirche zu Schneidemühl vor dem Richterstuhle der heiligen Schrift, der kirchlichen Geschichtsüberlieferung und des gesunden Menschenverstandes, zugleich eine Vertheidigung und Rechtfertigung der katholischen Kirche. Regensburg, Manz. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Stürmer, T. v., Zur Vermittelung der Extreme im Staatsleben durch die Heilkunde. Vergangenheit. Beiträge zur Psychologie der alten Staaten Europas. Leipzig, Kummer. Gr. 8. 2 Thlr.

Über die sogenannten neun Artikel der christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde zu Schneidemühl im Großherzogthum Posen. Zur Warnung und Beherzigung für die römischen Katholiken von einem römisch-katholischen Geistlichen der Erzdiözese Posen. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Urtheil eines nicht-christlichen Philosophen über die religiösen Streitpunkte unserer Zeit. Worte für denkende Christen aller Confessionen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Was ist Czerski? Ein offenes Sendschreiben an Alle, die da hören, sehen und prüfen können und wollen. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 8. 1¼ Ngr.

Wurst, A., Czerski's Abfall von der römisch-katholischen Kirche ist nicht gerechtfertigt. Entgegnung auf das Czerski'sche Sendschreiben für Alle, die da hören, sehen und prüfen wollen oder können. Posen, Gebr. Scherk. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 113. —— 23. April 1845.

Der Selbstmord.

Die Liebe zum Leben hat der Mensch mit allen übrigen Geschöpfen der Erde gemein. Er ringt und müht sich nicht allein sein ganzes Leben hindurch ab, sich die nöthigen Mittel zu seiner Existenz zu verschaffen, sondern er kämpft darum mit der ganzen ihn umgebenden Natur; er flieht die Gefahr und sucht sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln ihr zu entziehen, wenn er ihr nicht entrinnen kann, und sein Leben selbst dann noch zu schützen und zu erhalten, wenn der Werth desselben durch Misgeschick und Entbehrung auf einen Grad herabgedrückt ist, der sich der Mühe des Erhaltens kaum mehr verlohnt. Fast sollte man daher nicht für möglich halten, daß er bei diesem ihm von Natur eingepflanzten Erhaltungstrieb doch zuweilen den Tod will und aus eigener Wahl und Macht seine Rechnung mit dem Leben abschließt. Die Freiheit, dies zu können, ist ein eigenes, trauriges Vorrecht des Menschen, um welches ihn die übrigen Geschöpfe eben nicht zu beneiden brauchen, die, nur durch den Instinct an das Leben gebunden, sich nie selbst vorsätzlich den Tod geben. Denn wenn von dem Skorpion gesagt wird, daß er sich, in einen Kreis von glühenden Kohlen gesetzt, mit seinem Stachel tödte, und von dem Rennthiere, daß, wenn der Vielfraß sich auf seinen Nacken stürze und ihm die Augen ausreiße, es so lange mit dem Kopfe gegen den nächsten Baumstamm anrenne, bis es sich umgebracht habe, so sind dies sicherlich nur Äußerungen des Schmerzes und der Selbstvertheidigung, es ist aber keine vorsätzliche Selbsttödtung.

Sonderbarerweise sind die Menschen seit den ältesten Zeiten bis auf die neuesten über die Rechtmäßigkeit des Selbstmordes immer verschiedener Meinung gewesen. In Athen wurde eine Zeit lang sogar dazu das Recht von der Obrigkeit ertheilt, wenn Der, welcher sich zu tödten beabsichtigte, zuvor seine Gründe dazu vorlegte und das Leben des Individuums keinen Nutzen für die Gemeinde versprach; ja, in den ersten Zeiten der massilischen Republik wurde sogar zur Ausführung desselben das Gift in Bereitschaft gehalten. Auf gleiche Weise hielt die Obrigkeit zu Marseille ein aus Schierling zubereitetes Gift für Diejenigen bereit, welche dem Rathe der Sechshundert ihre Beweggründe zum Selbstmord zuvor eröffnet hatten. Zu Alexander's des Großen Zeiten gebot das Gesetz den indischen Frauen, sich entweder nach dem Tode ihrer Männer auf dem Scheiterhaufen derselben zu verbrennen oder in einem verachteten Witwenstande zu leben, indem man ihnen dadurch die Vergiftung ihrer Männer, die sie oft aus dem Wege räumten, um sich anderwärts zu verheirathen, erschweren wollte. Unter den christlichen Sekten halten die Raskolniks die Selbsttödtung für erlaubt. Die heiligen Bücher der Hindus gestatten sie den Einsiedlern, und lebensmüde Männer und Greise unter diesem Volke besteigen unter dem Geleite der Priester einen Kahn, werden von diesen mit narkotischen Getränken betäubt und dann ins Wasser geworfen. Ebenso tödten sich noch jetzt schwache Greise und Matronen bei den Grönländern, Irokesen und nordamerikanischen Indianern, um ihren Kindern die Nahrungsmittel nicht aufzuzehren. In Japan wird der Selbstmord als eine zur Seligkeit führende Handlung betrachtet, und die Siamesen verehren die Selbstmörder als Heilige. Übrigens ist der Selbstmord sehr häufig bei den Kamtschadalen, Tungusen, Kurilen sowie bei den Chinesen, Malaien, Makassen, Javanern, Peguanern, ferner bei den Neuseeländern, den Negern in Paraguay und bei andern amerikanischen Völkerschaften.

Aber nicht allein unter rohen Völkern und zu Zeiten der Uncultur, sondern auch da, wo man schon hellere Begriffe über die Bestimmung des Menschen und seine Pflichten hatte, ja selbst unter Philosophen und Volkslehrern fanden sich Vertheidiger des Selbstmords. Die Stoiker vertheidigten und rühmten ihn als eine tugendhafte Handlung, als einen Sieg über die Neigung und als einen Stolz und Trotz gegen Götter und Menschen. Arrian (Dissertatt. Epicteti, lib. IV an vielen Orten), Antonin, Tacitus und vor Beiden Seneca sprachen sich hierüber bestimmt aus; doch gibt der Letztere zuweilen, im Widerspruche mit sich selbst, der Wahrheit das Zeugniß. („Bono viro vivendum est, non quamdiu juvat, sed quamdiu oportet. Vita, dum superest, bona est; hanc mihi, vel acuta si sedeam cruce, sustine." Epist., 101 und 104.) Cicero, obgleich schwankend, entscheidet aber doch zuletzt für die Meinung, daß man aus dem Leben wie aus einem Schauspiele hinweggehen dürfe

(De fin., III, 18). Unter den Neuern hat Robeck (Exercitat. philos. de morte voluntaria, Rinteln 1736; Exercit. secund., Marburg 1752), der sich nach Beendigung seiner Schrift selbst entleibt haben soll, alle Gründe des classischen und kirchlichen Alterthums zusammengesucht, die Selbsttödtung zu rechtfertigen. Rousseau, der nach den Denkwürdigkeiten der Frau v. Genlis doch am Ende noch sein Leben durch Gift endigte, wägt in einer Reihe merkwürdiger Briefe die Gründe für und gegen ihre Rechtmäßigkeit ab (Nouvelle Héloise, lettr. 20 fg.), vertheidigt sie von der einen Seite als Heilung von der Krankheit des Lebens, und vergleicht sie wieder von der andern mit der Thorheit eines Faulen, der sein Haus in den Brand steckt, um der Mühe überhoben zu sein, es aufzuräumen. Auch andere Moralisten erklären sie für zulässig und erlaubt, weil Das, was schön in der Tragödie sei, auch im Leben beifallswerth sein müsse; sie haben sie in vielen Fällen für schuldlos, in einigen sogar für Pflicht erklärt, ja, manche scheinen auf die Freiheit des Menschen, sich dem Tode zu weihen, wenn ihm das Leben nicht mehr behagt, einen besondern Werth zu legen. „Das Zeichen zum Rückzuge ertönt (τὸ ἀνακλητικὸν σημαίνει. Arrianus); es raucht im Zimmer, darum gehe ich hinaus (κάπνος ἔστι, ἀπέρχομαι. Antoninus V, 29). Wenn du nicht streiten willst, so fliehe und danke Gott, daß dich nichts im Leben zurückhalten kann (Seneca de providentia, c. 6, epist. 12). Wenn ein ganzes Volk lieber sterben als leben will, so kann es nichts Besseres thun, als in Masse dem Dinge ein Ende zu machen (Fries, Neue Kritik der Vernunft, Th. 3, S. 107)."

Von der andern Seite gab es aber nicht allein ganze Nationen, bei denen der Selbstmord für unerlaubt und entehrend gehalten wurde, sondern auch Philosophen und Moralisten der ältern und neuern Zeit erklärten sich bestimmt und unumwunden gegen seine Rechtmäßigkeit. In Rom ließ Tarquin der Stolze die Leichname der Selbstmörder an das Kreuz schlagen; Erhenkten parentirte man mit dem Stricke, an dem sie sich aufknüpften (parentabatur suspensis oscillis); Einziehung des Vermögens von dem Fiscus war eine gewöhnliche Folge der Selbsttödtung. In spätern Zeiten wurden Selbstmörder des öffentlichen Begräbnisses beraubt und gleich gefallenem Vieh verscharrt. Ein solches Begräbniß wurde ein Eselsbegräbniß (sepultura asinina) genannt, indem man sich dabei auf den Propheten berief, der von dem Könige Jojakim gesagt hatte: „Bei seinem Sterben wird ihn Niemand betrauern; es wird bei ihm nicht einmal heißen: Ach mein Bruder oder ach meine Schwester! Niemand wird sagen: Ach Herr, o des edlen Mannes! Wie das Aas eines todten Esels wird er weggeschleppt, hingeworfen außer Jerusalem verfaulen" (Jerem., 22, 18, 19). Nach dem alten kanonischen Rechte wurden Selbstmörder ohne Psalmodie beerdigt und die Fürbitte für sie war verboten. In Sachsen und einigen andern deutschen Provinzen wurden die Leichen der Selbstmörder, um verscharrt zu werden, durch eine Fensteröffnung herabgelassen, und mancher Erhängte starb aus Mangel an rechtzeitiger Hülfe, weil sich Niemand dazu hergeben wollte, ihn abzuschneiden, denn er setzte sich der Gefahr aus, von dem Volke für unehrlich, gleich den Scharfrichtern und Wasenmeistern, gehalten zu werden. In Frankreich versagte man ihnen in frühern Zeiten das Begräbniß und grub sie, wenn sie bereits zur Erde bestattet worden waren, wieder aus, schleppte sie an den Füßen auf eine Schleife und brachte sie so auf den Schindwasen. Fand man die Leiche des Selbstmörders nicht, so wurde wenigstens sein Andenken gebrandmarkt. Das preußische Landrecht verurtheilte sie zu einem ehrlosen Begräbnisse und verhängte schwere Zuchthausstrafe über die Theilnehmer dieses Verbrechens. Selbst die Huronen versagen den Leichnamen der Selbstmörder eine Ruhestätte bei ihren Entschlafenen und gedenken ihrer bei der jährlichen Todtenfeier nicht (Charlevoix, Voyage dans l'Amérique septentrionale, Th. 3, S. 376).

So wurde denn der Selbstmord in den neuern Zeiten von den meisten Staaten als ein Verbrechen und von ältern und neuern Philosophen für ein Vergehen gegen die Gesetze der Natur und Moral betrachtet. Die Platonische und Aristotelische Philosophie verwarf ihn. Sokrates lehrt im „Phaedon" des Plato: „Wir gehören nicht uns, sondern dem guten Geiste (δεσπότης ἀγαθός) an; er hat uns in dieser Welt auf einen angemessenen Posten (φρουρά) gestellt, den wir nicht verlassen dürfen; wer sich daher selbst tödtet, gleicht einem treulosen Sklaven, der seinem Herrn entläuft und seiner Strafe nicht entgehen wird." Wen Gott nicht selbst aus dem Kerker seines Leibes befreit, ruft der afrikanische Scipio einem seiner Nachkommen zu, der kann den Weg zu diesen seligen Höhen nicht finden (Cicero, Somn. Scip., c. III). Nach der „Sunna" zählte Mohammed vier Hauptverbrechen: Vielgötterei, Ungehorsam gegen die Aeltern, Meineid und Selbstmord. Keiner unter euch, lehrte er, wünsche sich den Tod, denn ist er tugendhaft, so kann er besser werden, und ist er lasterhaft, so kann ihm Gott Gnade geben, sich zu bekehren (Hammer's Fundgruben des Orients, Bd. 1, S. 304 fg., §§. 591, 609, 693). Unter den neuern Weltweisen haben besonders Kant (Tugendlehre, S. 73) und Fichte (Sittenlehre, S. 356) den Selbstmord als Missethat gewürdigt und verworfen.

Es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn sich die Menschen über die Recht- oder Unrechtmäßigkeit des Selbstmordes nicht einigen konnten, insbesondere aber in Zeiten, wo es noch an klaren Begriffen über die Bestimmung des Menschen überhaupt und über seine ethischen Verhältnisse fehlte. Der Gedanke: das Leben ist mein, wer will es mir wehren, es nach meinem Gefallen abzukürzen; wer hat das Recht, es zu hindern, wenn ich den Tod der Schande, den Qualen des Lebens vorziehe, hat etwas Verführisches und sein sophistischer Zuruf mag manchem Selbstmörder zum Deckmantel gedient und beim schwankenden Entschluß zwischen Sein und Nichtsein den Ausschlag gegeben haben. Dazu

kommt, daß uns allerdings die Pflicht gebietet, da, wo es sich um Recht und Wahrheit handelt, selbst den Tod nicht zu scheuen, zwischen diesem Nichtscheuen des Todes und der Selbsttödtung für gleiche Zwecke aber nur eine schwache Grenzlinie gezogen ist, ja, daß der Selbstmord für eine große Idee unleugbar den Schimmer einer verdienstlichen und großartigen Handlung in sich schließt, der die Welt Beifall und Bewunderung zollt. So stehen noch immer groß in der Geschichte da: Lucretia, die sich tödtete, um die Schmach ihrer Schändung nicht zu überleben; der jüngere Cato zu Utika, der sich den Tod gab, um dem Cäsar nicht in die Hände zu fallen; jene Zeloten, die sich auf Eleasar's Antrieb mit Weibern und Kindern in der jüdischen Festung Masada entleibten, um von dem jüdischen Heerführer Sylva nicht mishandelt zu werden; jene Mütter, die sich während der Christenverfolgung unter Diocletian mit ihren Töchtern von den Dächern herab oder in den Strom stürzten, um den Gefahren der Schändung zu entgehen u. s. w.

Die Selbsttödtung aus solchen und ähnlichen Motiven ist allerdings nicht in eine Reihe zu stellen mit derjenigen, welche in Folge des Lebensüberdrusses, der Furcht vor Strafe, des Entsetzens vor der eigenen Missethat und Schande verübt wird, aber sie ist dessenungeachtet nicht weniger verwerflich. Denn immer ist es denn doch der Muth, den wir in jenen scheinbar großartigen Aufopferungen bewundern; das Motiv dazu aber geht aus einem falschen Begriff von der Ehre hervor. Nicht der Unschuldige, dem die Ehre geraubt wird, ist der Geschändete, sondern der Räuber, und eine unverdiente Mishandlung beschimpft nicht den Gemishandelten, sondern den Thäter. In die Hände der Feinde zu fallen und durch sie den unverdienten Tod leiden, der ja überdies nicht immer unvermeidlich ist, erfodert einen größern Muth, als einem solchen Schicksal durch Selbsttödtung zuvorzukommen. Daher erscheint der Heldenmuth mancher Märtyrer, die sich um der Wahrheit willen martern und tödten ließen, noch ungleich größer als der jener Helden und Heldinnen, die sich selbst tödteten, um der Marter und dem Tod durch Feindes Hand zu entgehen. Bemitleiden kann man daher Diejenigen, die durch eine solche gewaltsame Handlung der Schande und der Mishandlung zu entgehen suchen, und ihre Willenskraft und ihren Muth bewundern, ihre That selbst aber nicht billigen, noch weniger sie als Muster zur Nachahmung aufstellen. Denn sollte es Grundsatz werden, die beleidigte Ehre durch den Tod zu rächen oder bei jeder Veranlassung, wo uns Schande, Mishandlung oder Tod von fremder Hand droht, das kurze Expediens der Selbsttödtung zu wählen, wozu würde dies führen? Jeder Schulknabe, den man züchtigen, jeder Übelthäter, den man durch Strafe bessern will, würde dann das Recht zu haben glauben, seinem Leben ein Ende zu machen, um nichts seiner Meinung nach Entwürdigendes zu dulden.

Jeder freie, an Leib und Seele gesunde Mensch, der über sich und seine Bestimmung und Pflichten nachzudenken nicht ganz verlernt hat, muß aber auch noch andere Gründe finden, die ihm den Selbstmord als durchaus verwerflich erscheinen lassen. 1) Streitet dagegen der tief in seine Brust verpflanzte und mit seinem ganzen Wesen innig verwachsene Trieb der Selbsterhaltung, ein Trieb, den er mit allen lebenden Geschöpfen gemein hat und der daher doch etwas mehr sein muß als jedes andere sinnliche Begehren, dessen Befriedigung er nach Gefallen möglich machen oder auch unterlassen kann. In dieser Liebe zum Leben wird der lebensmüde und seine Bürde durch einen freiwilligen Tod gewaltsam abwerfende Mensch durch jedes, auch das geringste Thier beschämt, das, mit allen Elementen im Kampfe, von allen Seiten durch Feinde bedroht, oft nur mit großer Mühe die Mittel zu seiner Unterhaltung erringend, und ohne in dem Besitze der Mittel zu sein, die dem mit Vernunft begabten Menschen zu Gebote stehen, doch nie aufhört, sich als Einzelwesen zu behaupten und sich jedes warmen Sonnenstrahls zu erfreuen, den ihm der Schöpfer aus seinen Höhen herniedersendet. Ja, es kann nur ein unnatürlicher Zustand sein, der den Menschen dazu nöthigt, von dieser Ordnung der Dinge eine Ausnahme zu machen und das Ziel seiner Tage zu verkürzen. Auch er ist gleich andern Geschöpfen dazu bestimmt, sich des Lebens zu freuen und der Natur das Recht zu lassen, allmälig die Bande zu lösen, die ihn an das Leben knüpfen, und es ist meist seine eigene Schuld, wenn ihm das Leben zu einer Bürde wird und er den Kampf mit den Widerwärtigkeiten und Mühseligkeiten desselben aufzunehmen und fortzusetzen sich nicht stark genug fühlt, und ist es nicht seine Schuld, so soll er in Geduld tragen, was das Schicksal über ihn verhängt hat, eingedenk, daß es männlicher und verdienstlicher ist, dem Übel Trotz zu bieten, als gleich einem treulosen und feigen Soldaten von seinem Posten zu entlaufen, und daß man auch im schwersten Leiden noch eine frohere und bessere Zukunft erwarten könne. Im September 1757 war Friedrich der Große seines Lebens überdrüssig, und im November erhob er sich als glorreicher Sieger der größten feindlichen Heere. Ein um Habe und Gut gekommener Bürger steht im Begriffe sich zu vergiften, da kommt der Postbote, um ihm die schriftliche Nachricht von dem Tode eines Verwandten zu bringen, durch den ihm eine reiche Erbschaft zufällt. Ein junger Mensch beschließt, sich zu erschießen, weil der Vater seiner Geliebten seine Verbindung mit ihr nicht zugeben will, da erkrankt plötzlich der Vater und stirbt und seine Wünsche sind erfüllt. Wie Viele, welche in der Verzweiflung sich das Leben zu nehmen im Begriffe standen, daran aber durch Andere gehindert wurden, haben nicht in der Folge ihren Entschluß bereut und Gott gedankt, daß er nicht zur Ausführung gekommen ist? Selbst noch in der Unterwelt wünschen, nach Virgil, die Selbstmörder wieder ans Licht zu treten und das härteste Schicksal zu ertragen („Quam vellent aethere in alto pauperiem durosque perferre labores.“ Aeneid., VI, 435). 2) Aber auch in Hinsicht auf den Verband, in welchem der Selbstmörder mit andern Menschen steht,

erscheint seine That unerlaubt und ungerecht. Er hat Ansprüche an die Gesellschaft, wie sie hinwiederum an ihn, und diese Ansprüche erstrecken sich nicht etwa blos auf sein materielles Besitzthum, auf Das, was er Einem oder dem Andern an Geld und Gut schuldig ist, sondern ebenso wohl auf seine intellectuellen Kräfte und Fähigkeiten. Ältern, Gatten, Kinder, Freunde, selbst der Staat haben Ansprüche auf seine Dankbarkeit, auf seinen Schutz, auf seine Dienste und den weisen Gebrauch seiner Talente und Kräfte. Kein Selbstmörder kann im voraus wissen, wozu ihn die Vorsehung noch in der Welt aufgespart hat und auf welche Weise und zu welchen nützlichen Zwecken seine Kräfte noch verwendet werden können. Er ist das Glied eines grossen Ganzen, ein Mitarbeiter an dem grossen Bau, den die Menschheit verwirklichen soll und nur dann verwirklichen kann, wenn Jeder den ihm angewiesenen Posten treu und redlich auszufüllen sucht. Hätte Jeder das Recht, wie er die Freiheit hat, nach Belieben von seinem Posten abzutreten, und würde es Grundsatz, sich gewaltsam das Leben zu nehmen, wenn es scheinbar keinen Werth mehr für ihn hat, welche Verwirrungen und Störungen würde dies für die menschliche Gesellschaft zur Folge haben? 3) Wenn es, wie nicht zu bezweifeln, die Aufgabe des Menschen für dieses irdische Leben ist, nicht allein seine geistigen Anlagen und Fähigkeiten nach Kräften auszubilden, sondern auch sittlich immer vollkommener zu werden, so muß auch von dieser Seite der Selbstmord als unsittlich und pflichtwidrig erkannt werden. Der Selbstmörder zerstört nicht allein seinen Körper und mit ihm das materielle Organ der Seele, sondern er vernichtet auch mit Einem Schlage alle Bedingungen zur weitern geistigen und sittlichen Vervollkommnung. Anstatt dem Lichte, das sein geistiges Leben erleuchten und erwärmen soll, immer mehr zuzustreben, löscht er es aus. Alle Wesen aber sind nicht umsonst da, sie müssen ihre Bestimmung erfüllen, daher auch der Mensch die ihm angewiesene höhere. Endlich 4) ist auch der Selbstmord irreligiös. Jedes Menschen Gewissen sagt ihm dies, ja, der schwankende Entschluß, die Scheu und Heimlichkeit, mit welcher die meisten Selbstmörder dabei zu Werke gehen, müssen wol zum Theil mit auf diese Stimme des Gewissens bezogen werden. Nach Falret kommen auf Zehn, welche den Selbstmord ausführen, immer Drei, die ihn nur versuchen. Die meisten suchen sich ein heimliches Plätzchen, wo sie diese That im Stillen verüben können, und Diejenigen, welche noch zu rechter Zeit daran verhindert werden, empfinden meist die bitterste Reue und Beschämung. Auch abgesehen von aller positiven Religion lehrt den Menschen schon sein eigenes Nachdenken, sich in Hinsicht auf die Zukunft zu beruhigen und getrost in die Leitung der Welt zu ergeben. Ein solches freudiges Ergeben ist, wie Lichtenberg sagt, die Frucht des anhaltenden und ernstlichen Studiums der Natur, und „es ist eine entzückende Betrachtung, sich sagen zu können, meine Ruhe ist das Werk meiner eigenen Vernunft, es hat sie mir keine Exegese gegeben und keine Exegese wird sie mir rauben".

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Englische Beurtheilung über deutsche Kinderschriften.

Bei Beurtheilung einer Menge zu Weihnachtsgaben bestimmter deutscher Kinderschriften läßt ein englisches kritisches Journal den „Hundertundfunfzig moralische Erzählungen für kleine Kinder", von Franz Hoffmann, die gebührende Ahndung zu Theil werden, weil aus allen darin enthaltenen Geschichten deutlich die Absicht hervorgeht, das Kind durch Androhung einer „Rache" für Unarten und Fehler abzuschrecken und an die Stelle des für die Kinderwelt allein angemessenen Grundsatzes der Liebe den der Furcht zu setzen. „Der deutsche Kinderschriftsteller", bemerkt der Engländer treffend, „ist nicht nur für das alte System, «den Sinn zu brechen» eingenommen, sondern sein Verfahren geht bis zum «Halsbrechen», um andern Kindern eine heilsame Warnung zu geben. Was die Arme und Beine der Kinder seiner Erzählungen betrifft, so läßt seine erfinderische Einbildungskraft sie wegen jeder Art des geringfügigsten Vergehens brechen und abschneiden. Jeden Ungehorsam gegen ein Gebot ahndet er mit den grausamsten Folgen, und darin besteht die einzige Moral der großen Mehrheit dieser hundertundfunfzig Erzählungen." Wollten die Engländer von Kinderschriften solcher Art, die leider noch sehr verbreitet sind, auf unsere Erziehung im Allgemeinen schliessen, so könnten sie sich freilich auch über unsere politische Mundlosigkeit nicht wundern, die eine Folge der von Kindesbeinen an eingeprägten Furcht ist, einen Schritt zu wagen, bis man nicht von obenher Erkundigungen eingeholt, ob man dabei auch nicht Hals und Beine brechen könne.

Das „Foreign quarterly review" über die östreichische Politik.

Der englische Geschichtsschreiber Alison hat in seinem bekannten Werke über die neueste Geschichte der östreichischen Regierung eine große Lobrede über ihre „fernsichtige Politik" und ihre „unbezwingliche Ausdauer" gegen Napoleon gehalten. Ein Aufsatz im „Foreign quarterly review" äußert bei Gelegenheit der Besprechung der „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege" sich darüber folgendermaßen: „Fernsichtige Klugheit hat außer Hrn. Alison wol noch Niemand in dem aristokratischen oder besser gesagt bureaukratischen Verfahren Östreichs während seiner Kriege mit Frankreich gefunden; und der Ruhm «unbezwinglicher Ausdauer» sowol im Jahre 1809 als 1813 kommt allein «dem deutschen Volke» zu, in keiner Weise aber den preußischen oder östreichischen Aristokraten, welche bewiesen, was sie zu thun vermochten, im Jahre 1806 bei Jena, und was sie nicht zu thun vermochten, bei dem Waffenstillstand von Znaym, wo die sich aufopfernden und siegreichen Tiroler nach all dem siegreich vergossenen Blut von Aspern und Wagram von dem Kaiser ohne alle Bedingungen dem Kaiser Napoleon auf Gnade und Ungnade preisgegeben wurden."

Eine wissenschaftliche Reise nach Spanien.

Der belgische Gelehrte Gachard ist vor kurzem von seiner wissenschaftlichen Reise in Spanien in sein Vaterland zurückgekehrt. Während seines langen Aufenthaltes in jenem Lande hat er in den Archiven besonders die Aufsuchung der auf die Geschichte Belgiens unter spanischer Herrschaft bezüglichen Urkunden sich angelegen sein lassen. Nach seinen Äußerungen hat er in dem vertraulichen Briefwechsel der Könige Spaniens mit den Statthaltern der Niederlande geschichtliche Thatsachen aufgefunden, die bisher noch nicht bekannt waren.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 114. — 24. April 1845.

Der Selbstmord.

(Fortsetzung aus Nr. 113.)

Glücklicherweise hält der in jedem Menschen liegende instinctartige Trieb der Selbsterhaltung der Versuchung zum Selbstmorde kräftig das Gegengewicht, und es gehört von der einen Seite ein ebenso starker Wille und ein bedeutender Grad von Muth wie von der andern ein Extrem von Muthlosigkeit und Furcht dazu, um diese angeborene Liebe zum Leben zu überwinden. Denn es erweist sich keineswegs in der Erfahrung gegründet, was manche Schriftsteller behaupten, daß nämlich nur Muth und starker Wille den Entschluß zur Reife bringen können, die Schranken der Natur zu durchbrechen und den Faden des Lebens gewaltsam zu zerreißen. Im Gegentheil sind die Fälle nur selten, wo, wie wir oben gesehen, eine große Idee, die Besiegelung des Rechts und der Wahrheit durch den Tod das Motiv zum Selbstmord abgaben, weit öfter sind es feige und schwache Seelen, die im Drange unglücklicher Verhältnisse und in einem verzweiflungsvollen Momente diesen Ausgang aus dem Leben wählen; ja, es verdient als ein auffallendes Moment zur Charakteristik unserer Zeit bezeichnet zu werden, daß Selbstmorde aus Furcht, Kleinmuth, Gewissensangst, Ehrgeiz, Übersättigung, schwelgerischem Leben und krankhafter Seelenstimmung beiweitem die häufigsten sind, während es sich im Alterthume gerade umgekehrt verhalten zu haben scheint. Freilich läßt sich dagegen einwenden, daß gewöhnliche Fälle von Selbstmord wol von den Alten ebenso wenig aufgezeichnet worden sein mögen, wie es noch heutzutage geschieht.

Als die häufigsten Motive des Selbstmordes in neuerer Zeit ergeben sich zumeist: 1) Unbefriedigte Liebe und Eifersucht. Noch im frischen Andenken ist der Tod der liebenswürdigen Dichterin Luise Brachmann, die dadurch ihren Tod fand. Sie verliebte sich bekanntlich im J. 1820 in einen jungen Mann, ohne jedoch bei ihm Gegenliebe zu finden. So getäuscht in ihren Hoffnungen, beschloß sie am 17. Sept. 1822 zu Halle, in ihrem fünfundvierzigsten Lebensjahre, freiwillig ihr Leben in den Fluten der Saale. In einer deutschen Stadt stand die hübsche junge Tochter eines alten Bilder- und Salamihändlers jeden Morgen auf der Brücke, in einem feuchten Kleide, das beim stärksten Winde sie starr umhüllte und nicht flattern wollte. Sie sah beständig den Weg nach dem Thore hin. Dort ging es nach dem Rhein und so weiter nach Frankreich. Ein Soldat, ein Franzose, hatte ihr versprochen, sie gewiß heimzuholen, und nun stand sie jeden Tag auf der Brücke, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und erwartete ihn. Das Kleid aber, das sie beim Abschied getragen, legte sie nicht mehr ab, aus Furcht, er würde sie in einem andern nicht so leicht wieder erkennen. Und nun, da bereits Jahre darüber vergangen waren und sie doch immer reinlich und geschmückt dastehen wollte, wusch sie Nachts das Kleid, und zog es am Morgen wieder an. Es hatte die Farbe verloren, war hier und da zerrissen und ganz unkenntlich geworden, wie sie selbst. Auf die Frage, wer sie sei, erwiderte sie den Vorübergehenden nichts als: „Ich bin Braut." Endlich sah sie die Straße zum Thore nicht mehr hinan, sondern über das Brückengeländer in den Strom. Nur Einem jagte dies Angst ein, er dachte an Unglück, aber Niemand wollte ihm glauben. Eines Morgens stand das arme, liebende Wesen nicht mehr da und Mittags wurde ein triefender Leichnam über die Brücke getragen.

2) Furcht vor großen Übeln und Leiden. So entleibte sich der Girondist Clavière, um der Guillotine zu entgehen (Mercier nouveau, Th. 4, S. 57); so vergiftete sich Mirabeau durch Opium, um die Schmerzen seiner Krankheit nicht länger ertragen zu müssen; so stieß sich der Girondist Valazé nach gefälltem Todesurtheil des Revolutionstribunals (1793) den Dolch in die Brust; so sammelte in der Salpetrière eine am Mutterkrebs leidende Frau sorgfältig mehre Körner Mohnsaft, die man ihr zur Linderung ihrer Schmerzen nach und nach gegeben hatte, um sich damit zu vergiften; so erstach sich der sonst edle Roland, weil ihn die Hinrichtung seiner geistvollen Gattin und seine eigene Gefahr mit Furcht und Gram erfüllten.

3) Unübersehbares Unglück und Elend. Nach der ersten Theilung Polens (1773) verlor der Landbote Reyter, der mit aller Macht gegen sie angekämpft hatte, den Verstand. In einem ruhigen Augenblicke foderte er ein Glas Wasser, zerknirschte, verschlang es und starb (8. August 1780. Emilie Plater, sa vie et sa mort, von

Jos. Struckewitz, S. 329, Paris 1835). Latude, von der Marquise Pompadour in die Bastille verwiesen (1756), war in einem finstern Kerker, auf faulem Strohe liegend, allen Stürmen der Witterung ausgesetzt, verlor das Gesicht, Haare, Zähne und weinte so jammervoll, daß er, obschon ohne Erfolg, versuchte, sich die Adern zu öffnen („Mémoires de H. M. de Latude", Th. 1, S. 143, Paris 1835). In Rouen nahmen sich in den Monaten Juni und Juli 1800 mehr als 60 Menschen das Leben. Den Hauptantheil daran hatten Bankrotte mehrer bedeutender Handlungshäuser, wodurch viele Familien plötzlich große Verluste erlitten.

4) Übersättigung durch schwelgerisches Leben und Luxus. In Folge dessen endigte der einzige Sohn Lord Milton's. Jung, wohlgebildet, sehr reich, talentvoll, von seinem Vater zärtlich geliebt, von den Damen ausgezeichnet, glänzende Ehrenstellen und Würden im Prospect, ekelte ihn doch das Leben an. Durch einen zu großen und schnellen Lebensgenuß hatte sich die Übersättigung eingefunden, die seinen Entschluß zur Reife brachte. Er ging in ein Bordell, ließ zwölf der schönsten Freudenmädchen kommen, denen er Alles nach Gefallen aufzutischen befahl. Hierauf ließ er die Thüren verschließen. Die Dirnen mußten sich entkleiden und ihn in dieser Nymphentracht durch Wollust erregende Stellungen und Tänze zu vergnügen suchen. Nach einigen Stunden entließ er sie reichlich beschenkt, zog eine Pistole aus der Tasche und jagte sich eine Kugel durch den Kopf. Lord Clive, Generalgouverneur in Ostindien, entleibte sich aus Ekel und Überdruß durch einen Schnitt in die Kehle, nachdem er, wie Osiander berichtet, wie ein indischer Nabob königliche Schätze nach England zurückgebracht und dort lange genug wie ein indischer Fürst geschwelgt hatte. Auf gleiche Weise tödtete sich William Ford, übersättigt von allen sinnlichen Genüssen des Lebens. Als er auf seiner Rückkehr von Hindostan nach England die Worte vernahm, daß man die englische Küste sehe, wendete er sich um und schnitt sich tödtlich in den Hals. In Paris bildete sich sogar vor mehren Jahren eine Gesellschaft der Freunde des Selbstmordes, deren Mitglieder sich auf zwölf belief. Die Namen der Mitglieder sollten jährlich in einer Urne gemischt und durch das Loos Derjenige bestimmt werden, der sich in Gegenwart der Übrigen das Leben zu nehmen hatte. Jedes Mitglied der Gesellschaft mußte nach den Statuten 1) ein Mann von Ehre sein; 2) Erfahrung haben von der Ungerechtigkeit der Menschen, der Undankbarkeit eines Freundes, der Falschheit einer Gattin oder Geliebten; 3) seit Jahren eine gewisse unbezwingliche Leere in der Seele, ein Misbehagen haben an Allem, was die Welt hienieden bietet.

5) Gewissensunruhe über begangene Missethaten. Eine so häufige Quelle des Selbstmordes in und außer Zuchthäusern und andern Strafanstalten, daß es unnöthig scheint, Beispiele anzuführen. Bemerkt verdient indessen dabei zu werden, daß es in vielen Fällen schwer zu entscheiden sein dürfte, welchen Antheil die Qualen des Gewissens und die Furcht vor der zu erwartenden Strafe an der Selbsttödtung haben.

6) Überspannung der Gefühle und Schwärmerei. Leider hat es zu keiner Zeit an Menschen gefehlt, die sich aus dieser Ursache das Leben nahmen und im beharrlichen Festhalten an irgend einer schwärmerischen Vorstellung oder religiösen Meinung die Rechtfertigung der Selbstentleibung zu finden glaubten. So knüpften sich einst zu Milet eine Anzahl verliebter Mädchen in ihrer hoffnungslosen Sehnsucht auf (Gellius, Noctes Atticae, XV, 10); so exaltirten sich die Circumcellionen, punische Schwärmer des 3. Jahrhunderts, zur Zeit der Christenverfolgung zuerst durch geistige Getränke und tödteten sich dann in Scharen, dem oft nur gefürchteten Märtyrertode zu entgehen oder die Schmach der verlorenen Keuschheit zu büßen (Theodoret, Fab. haeret., l. IV, c. 6); so ließ sich der indische Philosoph Calanus einen Scheiterhaufen errichten, auf dem er sich selbst verbrannte, um zur Seligkeit der Götter einzugehen (Diodor. Sic., XIX, 107). Zeno, der Stifter der stoischen Schule, hängte sich auf, weil er sich im Fallen den Finger verstaucht hatte, und dies für einen Ruf der Erde hielt, in ihren Schoos zu flüchten (Diogen. Laert., S. 695). Der venetianische Schuhmacher Mathieu Lovat, mit dem Beinamen Casale, nagelte sich 1805, nachdem er sich zuvor mit seinem Schustermesser die Zeugungstheile abgeschnitten und diese zum Fenster hinausgeworfen hatte, auf die raffinirteste Weise und mit seltener Todesverachtung selbst an ein Kreuz, welches er mit der einen freigelassenen Hand zum Fenster hinauszog, um sich so dem Anblick des Volks preiszugeben, Alles in der Überzeugung, daß der Wille des Höchsten ihm den Kreuzestod auferlegt habe. Eins der neuesten Beispiele eines Selbstmordes aus Schwärmerei von einer andern Art ist das der Charlotte Stieglitz, die sich den Dolch ins Herz stieß, angeblich, um ihrem hypochondrischen Manne durch den Schmerz über das Unglück ihres Verlustes die verlorene Ruhe wieder zu geben. Nicht zu verwechseln mit dieser Gattung des Selbstmordes ist jener mittelbare, wo der Mensch der Gefahr in seinem Berufe trotzt, wie der Arzt, der Seelsorger, der Krankenwärter, der Metall- und Hüttenarbeiter u. s. w.; oder sich in Gefahr stürzt, um entweder noch einer größern zu entgehen oder Andere zu retten, wie z. B. der Stallmeister Friedrich Wilhelm's des Großen Kurfürsten, der in dem Treffen zu Fehrbellin sein Pferd mit dem weißen seines Herrn vertauschte und so den Tod fand (Pöllnitz, Mémoires de quatre souverains, Th. 1, S. 91); oder den Tod gleichsam herausfodert, zur Beförderung guter und nützlicher Zwecke, wie z. B. der Arzt Valli, der sich die Pest einimpfte; Belmat, aus Chamouny, der zuerst im August 1786, mit großer Lebensgefahr, den Gipfel des Montblanc erstieg u. s. w.

Endlich ist noch eins der häufigsten Motive des Selbstmords: 7) Große Verstimmung des Gemüths in Folge körperlicher oder psychischer Krankheit. Es ist nicht zu leugnen, daß es eine

angeborene Anlage zum Selbstmorde gibt, die zuweilen sogar erblich sein kann, und in seltenen Fällen schon im kindlichen Alter ihre Wirkungen äußert. Falret führt Fälle an, wo sieben- bis achtjährige Waisenkinder, in tiefe Melancholie versunken, allem Genuß von Nahrung entsagten und als Opfer ihres hartnäckigen Entschlusses starben. Derselbe berichtet von einem zwölfjährigen Knaben, der sich aus Verdruß, in der Classe nur der Zweite geworden zu sein, erhängte. Auch epidemisch hat man den Selbstmord auftreten sehen und zwar meist in sehr heißen Sommern oder nach großen sich allgemein verbreitenden Unglücksfällen. Im Juli und August 1806 zählte man in Kopenhagen, wo damals der Handel ins Stocken kam, mehr als 300, im verhängnißvollen Jahre 1793 in Versailles 1300 Selbstmorde. Zuweilen hängt er offenbar mit moralischen Ursachen: Kummer, Sorge, Unglücksfällen, Ausschweifungen, luxuriöser Lebensweise, gekränktem Ehrgeiz u. s. w. zusammen, die dann aber nur als begünstigende Momente zu einer trübsinnigen Gemüthsart oder einem körperlichkranken Zustand hinzutreten, zuweilen aber auch nicht. Ebenso gehen ihm in manchen Fällen Symptome eines solchen kranken Seelen- oder Körperzustandes, Verstimmung, Menschenscheu, Brüten über traurige Vorstellungen, Schlaflosigkeit, Angst, Unterleibsbeschwerden u. s. w. voraus, bisweilen fehlen aber auch diese Symptome oder der Kranke hält sie, um nicht an der Ausführung seines Vorsatzes gehindert zu werden, so geheim, daß selbst seine nächsten Verwandten und Freunde nichts davon bemerken. Mir selbst sind während meiner ärztlichen Wirksamkeit zwei Fälle vorgekommen, wo, außer dem Triebe zum Selbstmorde, weder eine Spur von körperlicher Krankheit noch irgend ein äußeres Motiv zu dieser unnatürlichen Neigung wahrzunehmen war, und die deshalb meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Beide Männer, in den besten Jahren, waren körperlich vollkommen gesund und lebten sowol in den glücklichsten bürgerlichen als häuslichen Verhältnissen. Sie hatten ihr reichliches Auskommen, waren von keinen Unglücksfällen betroffen, hatten von der Zukunft nichts zu fürchten, waren von ihren Mitbürgern geachtet und geehrt, hatten keine Kränkung irgend einer Art erlitten, lebten nüchtern und sparsam, mit einem Worte, es war auch bei der schärfsten Untersuchung nicht ein Moment aufzufinden, das in ihnen den Lebensüberdruß hätte erwecken können. Und doch bestürmte Beide eine unbezwingliche Neigung, sich das Leben zu nehmen. Dem Einen bedünkte es, als rufe ihm stets eine innere Stimme zu: „Ermorde dich!" ohne daß er jedoch eine wirkliche Stimme, wie sie wol zuweilen Wahnsinnige hören, vernommen hätte; der Andere konnte kein Messer, keinen Strick, deren er sich doch als Landmann fast täglich bedienen mußte, sehen, ohne Lust zu bekommen, damit die unglückliche Handlung auszuführen. Dem Erstern, der den Hang zum Selbstmord über ein Jahr mit sich herumtrug, ohne außer mir auch nur einem Menschen davon etwas zu sagen, rieth ich, so oft er die Worte: „Ermorde dich!" vernehme, leise aber mit festem Willen zu entgegnen: „Du sollst mich nicht besiegen!" ein Rath, für den er mir in der Folge, nach seiner vollkommenen Genesung, sehr dankbar war, denn ihm schrieb er nächst vieler Bewegung in freier Luft hauptsächlich seine Genesung zu. Der Zweite war leider nicht so glücklich, über seine unglückliche Neigung den Sieg davonzutragen, er erhängte sich.

Diesen und ähnlichen Fällen liegt wol unbezweifelt ein krankhafter Seelenzustand zum Grunde, wenn wir auch bis jetzt ihre ursachlichen Verhältnisse und ihren Zusammenhang mit krankhaften Körperzuständen nicht nachzuweisen im Stand sind. Bis jetzt ist es aber auch noch ebenso wenig ausgemacht, ob nicht auch bei andern Arten des Selbstmordes, namentlich bei solchen, welche die Folge heftiger und aufgeregter Leidenschaften sind, Störungen in der psychischen Sphäre eintreten, welche die Willensfreiheit beschränken oder ganz aufheben. Lähmt ja oft schon ein plötzlicher Schrecken sowie die Furcht vor einer nahen Gefahr die Willenskraft in einem solchen Grade, daß der Mensch wie eingewurzelt dasteht, den Gefahren selbst nicht entfliehen kann und sich zuweilen in größere stürzt als die sind, deren er sich entziehen will. Ebenso bringt die Liebe den Menschen oft um alle Besinnung und läßt ihn Mittel wählen, die ihn, statt ihn dem Ziele seiner Wünsche näher zu bringen, nur noch mehr davon entfernen. Auf ähnliche Weise wirken Zorn, Eifersucht, heftiger Kummer, verschmähte Liebe, Verlust der Ehre, gekränkter Stolz, Verlust des Vermögens u. s. w., und wir, die wir nicht in ähnlichen Lagen des Lebens uns befunden, wissen nicht, was dann, in der Seele des Unglücklichen vorgeht, bevor er den tödtlichen Sprung aus dem Leben wagt. Er gleicht dem Krieger, der vor sich und hinter sich Feinde sieht, denen er nicht entrinnen kann. Alle Blüten des Lebens sind abgestorben, das Leben selbst steht wie ein nächtliches Gespenst vor seinen Blicken und winkt in die Tiefe; keine innere Stimme, die den Unglücklichen von dem Abgrunde zurückrufen könnte, ist mehr wach, weder der lebendige Instinct noch die Vernunft, sie sind beide überwältigt durch die Leidenschaft. Viele Selbstmörder, denen die Ausführung ihres Vorsatzes nicht gelang, erzählten später Esquirol, sie seien unwillkürlich zu dieser That hingezogen worden und hätten mit wahrer Lust an dem Gedanken gehangen; zugleich hätten sie sich in einem physisch wie moralisch so unerträglichen Zustand befunden, daß sie sich nur durch den Tod davon befreien zu können gewähnt hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der hellenische Nationalcongreß zu Athen in den Jahren 1843 und 1844. Nach der Originalausgabe der Congreßverhandlungen im Auszug bearbeitet von Alexander Clarus Heinze. Leipzig, Mayer. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Wenn auch in anderer Weise den Faden des Gegenstandes fortspinnend, schließt sich doch die vorliegende Darstellung der Verhandlungen des griechischen Congresses vom Monat Novem-

ber 1843 bis März 1844 an die „Geschichte der griechischen Revolution. Von H. A. v. St...t" an, die wir in Nr. 78 d. Bl. besprachen. Erstere ist allerdings viel mehr objectiv gehalten als letztere, wenngleich der Verf. jener Darstellung, der ebenfalls, wie der Verf. dieser „Geschichte", seit einer längern Zeit in bestimmten Verhältnissen in Griechenland, und zwar als Militair, sich aufgehalten und auch noch während des griechischen Congresses in Athen selbst gewesen, wol vielfache Gelegenheit gehabt hätte, aus eigener Kenntniß der hier in Frage kommenden Verhältnisse und Personen ein Wort mitzusprechen. Warum er das nicht gethan hat, wie gewiß manche Leser seines Buchs erwartet haben mögen, sagt er nicht, wenn man es auch ahnt, und den Grund davon in einer gewissen Furcht von seiner Seite, parteiisch zu werden, finden möchte. So hat er sich denn nur darauf beschränkt, eine zusammenhängende Übersicht jener Congreßverhandlungen aus den in Athen auf Staatskosten gedruckten Sitzungsprotokollen zu liefern; und er hat mit diesem ersten öffentlichen schriftstellerischen Versuche zunächst dem geschichtsforschenden Deutschland und überhaupt der neuern Geschichts- und Staatenrechtskunde, dann aber auch einem Theile der europäischen Diplomatie eine möglichst genaue Darstellung jener öffentlichen Verhandlungen in die Hand geben wollen, um dieselben im geschichtlichen Zusammenhange und als ein Ganzes auffassen zu können. Jedenfalls hat auch, von dieser Seite betrachtet, die vorliegende Darstellung ihren besondern geschichtlichen und staatsrechtlichen Werth, auch wenn man wünschen möchte, daß die gegebenen Auszüge nicht so kurz und oberflächlich wären, und daß sie mehr als offenbar der Fall ist das Wesen der Verhandlungen im Einzelnen erschöpften. Die Auswahl des Gegebenen kann in dieser Beziehung wenigstens nicht durchgängig eine glückliche genannt werden, wie es freilich in solchen Fällen überhaupt mislich ist, es Allen recht zu machen, und nicht für Manche zu viel, aber auch nicht für Andere zu wenig zu geben. Mit Recht macht übrigens der Verf. des Buchs in dem Vorworte auf die aus diesen Congreßverhandlungen sich ergebenden, immer erfreulichen Beispiele politischer Beredtsamkeit und parlamentarischer Gewandtheit unter den angehenden Staatsmännern Griechenlands aufmerksam; er weist den geschichtlichen Forscher auf sie hin, und spricht in dieser Hinsicht sowie was die durch diese Verhandlungen „in bedeutendem Maße vervollkommnete Ausbildung der gegenwärtigen Sprache der Griechen" anlangt (über die freilich Niemand aus dem vorliegenden Buche selbst urtheilen kann), die Berechtigung „zu den schönsten Hoffnungen" aus, „welche Griechenlands Wiedergeburt erweckt hat". Ein anderer, staatsrechtlich gebildeter und theils mit den bestehenden Verfassungen anderer Staaten, theils mit den Ergebnissen der parlamentarischen Verhandlungen in diesen Staaten bekannter und vertrauter Herausgeber würde freilich im Einzelnen auch noch auf Anderes in jenen griechischen Congreßverhandlungen, zur Vergleichung mit andern Verfassungen und mit der Behandlung der im griechischen Congresse zur Sprache gebrachten, auch in andern gesetzgebenden Volkskammern der Neuzeit besprochenen Gegenstände von allgemeinem Interesse, aufmerksam gemacht haben, eine Vergleichung, die wenigstens sehr fruchtbar werden kann, jedenfalls aber von nicht geringem Interesse ist. Aber gerade hierin erscheint das vorliegende Buch besonders mangelhaft; von den im griechischen Congresse stattgefundenen Verhandlungen über Abschaffung der Todesstrafe, über das Petitionsrecht der Unterthanen, über das Recht des Volks, Versammlungen zu halten u. s. w. lesen wir hier nichts. Daß übrigens der Verf. an geeigneten Stellen geschichtliche Notizen, Actenstücke, Regierungsverordnungen, Proclamationen u. s. w., als der Zeitgeschichte angehörig, eingeschaltet hat, ist, wenn auch nicht zur Vervollständigung des Ganzen, da es in gewisser Hinsicht zu wenig ein Ganzes ist, doch zu dessen Verständniß von Vortheil. 1.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Polignac's Rechtfertigungsschrift.

Der Fürst von Polignac ist wirklich ein gutmüthiger Schwärmer, wie seine neueste Schrift, welche unter dem Titel „Etudes historiques et morales de la société européenne vers le milieu du 19ième siècle" erschienen ist, aufs unwiderleglichste beweist. In diesem Werke unterzieht sich der edle Herr der undankbaren Mühe, eine Vergangenheit zu rechtfertigen, die, obgleich sie uns noch nahe liegt, doch schon dem unwandelbaren Spruche der Geschichte verfallen ist. Er hat sich schwerlich gedacht, welche traurige Rolle er spielen muß, indem er, welcher durch seine tolle Starrheit und beschränkte Selbstgenügsamkeit den Gang der Ereignisse beschleunigt hat, der Gegenwart den Fehdehandschuh hinwirft. Seine Stimme ist zu ohnmächtig, um den Lauf der Dinge zu beschwören; ja, was das Sonderbarste ist, sie scheint zu verhallen, ohne auch nur gehört zu werden, wenigstens erregt vorliegende Schrift durchaus nicht die erwartete Aufmerksamkeit. Zwar nehmen einige Journale darauf Rücksicht, um daran Urtheile über ihren Verfasser anzuknüpfen, die im Ganzen für denselben wenig günstig lauten; aber im Allgemeinen hat der Name Polignac beiweitem nicht mehr den leidenschaftlichen Klang wie ehedem. Im Ganzen findet seine unbedeutende Persönlichkeit jetzt schon ihre gerechte Würdigung, und sogar legitimistische Blätter wie die turbulente „Gazette de France" wagen nicht für ihn in die Schranken zu treten. Das „Journal des débats" macht sich eine Freude daraus, ihn in seiner ganzen Nichtigkeit darzustellen und gibt sich dabei noch den Anschein, als berichte es über dieses „traurige" Buch nur mit Widerstreben. Mit Recht meint es, man ersehe daraus, weß Geistes Kind der Mann sei, dem die Restauration ihr Geschick anvertraut habe und der sich in seiner Einfalt der „unsinnigsten" Aufgabe unterzogen habe.

Sociale Zustände.

Bei der besondern Aufmerksamkeit, welche den nothleidenden Classen in neuerer Zeit gewidmet zu sein scheint, wollen wir auf die verschiedenen Schriften eines und desselben Schriftstellers hinweisen, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, die Schäden und Gebrechen unserer gegenwärtigen gesellschaftlichen Ordnung aufzudecken, nicht um, wie manche unserer erregbaren Romantiker, an diesen Schattenseiten unserer modernen Zustände zu schwelgen, sondern aus reiner Sympathie für die leidende Menschheit. Der Name dieses Schriftstellers ist Dagneau und die Titel seiner literarischen Arbeiten, welche wir hier vorzüglich im Auge haben, sind: „Rudiment social", „Coup d'oeil moral, religieux et politique sur l'humanité", „Vues nouvelles d'économie commerciale", „De la position actuelle du commerce, de ses causes et des moyens de l'améliorer." Der Verf. dieser Schriften, welche zum Theil nur kürzere Broschüren sind, ist früher Kaufmann gewesen, und deshalb liegt ihm die Reorganisation des Handels, dieses unermeßlichen Hebels für unsere gegenwärtigen Verhältnisse, vorzüglich am Herzen. Besonders möchte er die Gefahren der thörichten Speculationen, unter denen oft unzählige Opfer leiden müssen, beschränken und den Handelsverbindungen jene frühere Solidität (cette antique bonne foi) wiedergeben, welche im Wirbel der Gegenwart unwiederbringlich verloren gegangen zu sein scheint. Aber Dagneau bleibt hierbei nicht stehen, sondern mit praktischem Blick und mit ruhiger Hand sondirt er die übrigen Wunden unserer Verhältnisse. Nirgend macht er sich der Übertreibung oder Entstellung schuldig und seine Vorschläge und Rügen verlassen niemals den festen Boden der Möglichkeit. Deshalb sind seine Rügen und Winke von Allen, die sich für das Wohl der leidenden Volksclassen interessiren, ernstlich zu berücksichtigen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 115. —— 25. April 1845.

Der Selbstmord.

(Fortsetzung aus Nr. 114.)

Auch diejenige Art des Selbstmordes, welche den eigentlichen Namen des Lebensüberdrusses, taedium vitae, verdient und gewöhnlich die Folge großer Ausschweifungen, Selbstschwächung, Exceß im Trinken u. s. w. ist, möchte ich den Seelenstörungen beizählen. Ein Seelenzustand, wo dem Menschen nichts mehr zu hoffen und zu wünschen bleibt, wo das Herz für alle höhern Gefühle wie für alle sinnlichen Genüsse verschlossen ist, wo es keinem liebenden Wesen mehr angehört, gegen Alles um und neben ihm gleichgültig ist, ein Zustand, wo

Das Herz ist gestorben,
Die Welt ist leer,
Und weiter gibt sie
Dem Wunsche nichts mehr,

kann kein gesunder sein; er setzt eine Decrepidität des Geistes voraus, bei der nichts wunderbar erscheint, als daß daneben noch so viel Muth aufzutreiben ist, um das Bischen abgenutzte Leben vollends abzutödten.

Die Ansicht vieler ausgezeichneter Ärzte, daß den meisten Fällen des Selbstmordes ein krankhafter Seelen- oder Körperzustand zum Grunde liege, hat nun auch die heilsame Folge gehabt, daß von einer Strafe des Selbstmörders für den Fall, als ihm die Ausführung seines unglücklichen Vorsatzes nicht gelingt, oder von einem unehrlichen Begräbniß seines Leichnams in neuern Zeiten nicht mehr die Rede ist. Dennoch aber hat namentlich die Beibehaltung des letztern auch noch jetzt manche Vertheidiger gefunden, indem sie der Meinung sind, daß Nachruhm und Nachschande auf den ungebildeten Menschen nicht ohne mächtige Einwirkung bleiben und daß der Erfahrung zufolge sich Menschen erst dann entleiben, wenn sie versichert sind, daß ihnen das Mitleid der Behörden ein ehrliches Begräbniß nicht versagen werde. Man beruft sich insbesondere auf das Beispiel der Mädchen von Milet, bei denen die Seuche des Selbstmordes alsbald aufhörte, nachdem der Senat ein Gesetz erlassen hatte, daß die Körper der Entleibten nackt auf dem Markt ausgestellt werden sollten; ferner auf das Gesetz des Ptolomäus, das die feurigen Grabreden des Stoikers Agesias bei Todesstrafe verbot und dadurch den häufigen Selbstmorden in Ägypten ein Ziel setzte; auf jenen Engländer, der den nach Amerika transportirten Negern, die sich da in großer Anzahl tödteten, in der Hoffnung nach ihrem Tode wieder nach Afrika zu kommen, die Hände abhauen und diese den Blicken der übrigen Neger aussetzen ließ. Allein obschon nicht zu leugnen ist, daß solche Strafgesetze einen und den andern Unglücklichen von der wirklichen Ausführung seines frevelhaften Vorhabens abhalten können, so muß man doch im Allgemeinen ihren Nutzen für sehr zweifelhaft halten, wenn man sie auch nicht geradezu als ungerecht und gefährlich verdammen kann. Hauptsächlich sprechen gegen solche Strafgesetze, daß sie eigentlich die Hinterbliebenen, die ohnehin durch ein solches Unglück in ihrer Familie gebeugt genug sind, nicht aber den Selbstmörder treffen; daß da, wo solche noch in Geltung sind, der Selbstmord des Vaters oder der Mutter den Kindern nicht verheimlicht werden kann, während dies doch, insbesondere bei erblicher Anlage dazu, sehr wünschenswerth sein würde; daß bei dem Unglücklichen, der sich einmal mit seinem Gewissen, mit seinem religiösen Glauben gegen das Unrechtmäßige der Handlung und mit dem Instinct der Selbsterhaltung abgefunden hat, auch Schande und Entehrung nichts fruchten; daß, wie schon Filangieri bemerkt, der Selbstmord gerade da am häufigsten vorkam, wo die schärfsten Strafen gegen ihn erkannt waren, wie denn namentlich die barbarische Sitte der indischen Frauen, sich nach dem Tode freiwillig dem Scheiterhaufen zu überliefern, sich eher vermehrt als vermindert hat, seit die Gesetze der dort herrschenden Europäer strenger geworden sind. Wie wenig die Gesetze gegen dergleichen widernatürliche Handlungen vermögen, wenn sich nicht Erziehung und wahre Aufklärung mit ihnen verbinden, beweist der Zweikampf, dem man schon seit Jahrhunderten mit aller Macht zu begegnen nicht müde geworden ist, und der sich doch trotzdem noch immer behauptet und von manchem sonst eben nicht unvernünftigen Manne vertheidigt wird. Dessenungeachtet bin ich des Glaubens, daß da, wo sich in einem besondern Falle die öffentliche Meinung bestimmt und einstimmig gegen den Selbstmord als eine verbrecherische Handlung ausspricht, und es vergeblich sein würde, ihr gegenüber dieselbe mit einem unfreien Seelenzustande zu entschuldigen, es gerathener sein dürfte, der Volksstimme nachzugeben und dem Selbst-

mörder ein ehrliches Begräbniß zu versagen. Da, wo man die bessere Einsicht nicht mit Einem Male zum Gemeingut machen kann, ist es besser, gegen Vorurtheile nachsichtig zu sein, als sich dem Verdacht auszusetzen, eine verbrecherische Handlung zu billigen, die die Gesammtheit auf ihrer Bildungsstufe verdammt. Während der Abfassung dieses Aufsatzes ereignet sich in meiner Nähe, auf einem kleinen Dorfe, ein schrecklicher Mord, der dies bestätigen mag. Ein Mann ermordet, angeblich aus Eifersucht, seine Frau, seine vier Kinder und dann sich selbst. Die ganze kleine Gemeinde des Ortes widersetzt sich einmüthig dem ehrlichen Begräbniß des Mörders; er muß außerhalb des Todtenackers beerdigt werden. Der Tischler, der die Särge der Ermordeten verfertigte, schrieb aus freiem Antrieb auf den Sarg der Frau die folgenden Worte:

Noch lag ich fest im tiefen Schlummer,
Ein Mörder kam, der einst mein Gatte war,
Zerschlug mein Haupt, ganz ohne Kummer,
Stellt so der Welt die größte Mordthat dar.

Auf den Sarg der beiden ältern Kinder schrieb er: „Durch die ruchlose, mörderische Hand eures Vaters kommt ihr so früh zu dem Ewigen!" Auf den Sarg der zwei jüngern Kinder: „Diese Unschuldigen mordete ihr eigener Vater!" Auf den Sarg des Mörders aber: „Elender, verruchter Mörder von deinem Weibe und vier Kindern, verantworte deine That vor Gott, dem allwissenden Richter!"

Ich meine, selbst wenn man eine so schreckliche That wie die obige nicht mit Freiheit des Selbstbewußtseins vereinigen könne, müsse man die Entrüstung des Tischlers darüber, der hier offenbar nur als das Organ seiner kleinen Gemeinde auftritt, eher ehren als misbilligen. Seine schlichten Aufschriften werden ohne Zweifel mehr nachhaltigen Nutzen stiften als manche salbungsvolle Rede, die die Gemeinde zur christlichen Liebe und zur Nachsicht im Urtheile über einen gefallenen Sünder ermahnt.

Es ist wol kaum dem Zweifel unterworfen, daß der Selbstmord in neuerer Zeit und mit fortschreitender Civilisation merklich zugenommen hat, dabei aber auf eine noch nicht zu ermittelnde Weise in manchen Ländern häufiger ist als in andern. In Frankreich zählte man in den J. 1827—31 jährlich 1 auf 119,000 Einw.; in der preußischen Monarchie (nach Balbi) 1 auf 14,000 Einw.; in der östreichischen Monarchie 1 auf 20,000 Einw.; in Rußland 1 auf 34,200 Einw.; im Staate Newyork 1 auf 8000 Einw.; im Staate Philadelphia 1 auf 16,000 Einw.; in Schweden 1 auf 37,000 Einw.; in Böhmen in den J. 1822—32 1 auf 30,800 Einw.; im Canton Zürich in 15 Jahren (1818—33) 1 auf 16,700 Einw.; im Canton Genf in 10 Jahren (1825—34) 1 auf 4000 Einwohner.

Besonders groß ist die Frequenz der Selbstmorde in großen Städten. In Paris kommt ungefähr 1 auf 2200 Einw. (merkwürdig ist es, daß hier ein Fünftel aller Selbstmorde auf die Hauptstadt kommt); in Berlin 1 auf 4000; in Genf 1 auf 2200; in Kopenhagen 1 auf 1000 (?); in Hamburg 1 auf 2222; in Prag 1 auf 5800 Einwohner.

Hinsichtlich der Zuverlässigkeit dieser Angaben verdient jedoch bemerkt zu werden, daß ohne Zweifel die wirkliche Zahl der Selbstmorde überall und mitunter um sehr Vieles größer ist als in der constatirten, da in sehr vielen Fällen zweifelhaft ist, ob eine Selbsttödtung stattgehabt, und viele verheimlicht oder wissentlich für natürliche Todesfälle ausgegeben werden. Ein bedeutender Theil der angeblich Verunglückten oder eines plötzlichen Todes Verstorbenen gehört wahrscheinlich in jene Kategroie. Auch sind die versuchten, aber verhinderten Selbstmorde nicht unter obigen Zahlen begriffen.

Unter den Frauen kommen weniger Selbsttödtungen vor als unter den Männern; das Verhältniß gestaltet sich wie 1 zu 3. Die größte Zahl fällt in das männliche Alter und den Eintritt in dasselbe. Am wenigsten ist das höhere Alter dazu geneigt. Der Grund dieser Erscheinung liegt sehr nahe, denn beim Eintritt in das männliche Alter erwachen die Sorgen, entwickeln sich die gefährlichsten Leidenschaften und sind die geistigen Anstrengungen am größten.

Zum Theil schon in diesen Umständen liegen die Maßregeln angedeutet, die wir zu nehmen haben, um dem Weiterumsichgreifen des Selbstmordes vorzubeugen. Sie können sich natürlich nicht auf den Einzelnen richten, sondern müssen auf die Gesammtheit des Volkes gerichtet sein.

Vor Allem haben wir der Erziehung unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Nur in einem gesunden Körper wohnt eine gesunde Seele. Jede Erziehung daher, welche den Körper nicht zu einer gewissen Reife kommen läßt, geistige Fähigkeiten und Gefühle früher weckt, bevor noch die Zeit dazu gekommen ist, an die Stelle der nöthigen Leibesübung nur eine einseitige geistige Ausbildung setzt, anstatt die geistigen Kräfte durch Naturanschauung zu kräftigen und dadurch eine aufkeimende übermäßige Empfindlichkeit und Weichlichkeit abzustumpfen, das kindliche Gemüth mit Sorge und Hang zum Ehrgeiz belastet, wird zum Fruchtboden, auf dem in spätern Jahren der Selbstmord hervorkeimen kann. Es gibt dagegen wol kaum ein besseres Gegengift als die frühe Bekanntschaft mit der Natur. Die Liebe zum Leben kann nur durch die Erkenntniß dieses Lebens selbst befestigt, der Gedanke an Selbsterhaltung nur durch die Hinleitung und den Glauben an einen Schöpfer, der Alles erhält und jedem Wesen seine Bestimmung und sein Lebensziel angewiesen hat, befestigt werden. Von gleicher Wichtigkeit mit der Naturkenntniß im Allgemeinen ist das Studium des eigenen Körpers, ein Studium, das bis jetzt als Gegenstand des Unterrichts ganz vernachlässigt worden und doch für jeden gebildeten Menschen in vielen Beziehungen so wichtig ist. Man kann nur Das nach seinem wahren Werthe achten und lieben lernen, was man genau kennt; die nähere Kenntniß des

eigenen Körpers, des wunderbaren Baues seiner Organe und ihrer Verrichtungen wird auch zur höhern Schätzung des Lebens führen.

Beschäftigungen dieser Art haben auch noch den Nebennutzen, daß das jugendliche Gemüth sich frühzeitig daran gewöhnt, seine Genüsse auf einem höhern und edlern Gebiete zu suchen als auf den Gebieten der Sinnlichkeit. Überhaupt aber ist der Genußsucht schon in den frühen Kinderjahren mit allen Kräften entgegenzuwirken und das jugendliche Gemüth frühe daran zu gewöhnen, Leiden und Widerwärtigkeiten des Lebens mit Muth und Geduld zu ertragen. Man wird selten finden, daß Menschen, welche früher unter dem Drucke widriger Verhältnisse aufwuchsen und an Entsagung gewöhnt waren, Selbstmörder wurden. Die stoische Schule mag in manchen Irrthümern befangen gewesen sein, aber manche ihrer Lehren verdienten noch jetzt der Jugend zur Nachahmung empfohlen zu werden.

Nächst der Erziehung hat die Regierungsform und die zweckmäßige Leitung der Völker großen Einfluß auf die Entstehung des Selbstmordes. Man hat im Allgemeinen gefunden, daß ihn eine despotische Regierung von der einen Seite ebenso begünstigt als von der andern ein zu weit getriebener und den Leidenschaften freien Spielraum lassender Republikanismus. Vor Allem aber sind es die Übergänge von dem erstern zum letztern. Merkwürdig ist es, daß politische Erschütterungen und Revolutionen nicht sowol während der Zeit der Stürme selbst, als vielmehr zu jener Zeit, wo sie bevorstehen, und noch mehr dann, wenn sie vorüber sind und Ruhe an ihre Stelle getreten ist, die allergünstigsten Bedingungen zum Ausbruch des Wahnsinns wie des Selbstmordes darbieten.

Daß mit den Fortschritten der Geistescultur und der Civilisation auch der Selbstmord zunehme, ist nicht zu leugnen, man würde aber sehr unrecht thun, wollte man ihnen dieses als solchen aufbürden und eine despotische Regierungsform wie die russische vorziehen, weil in diesem Reiche Selbstmorde seltener sind und in der Gegend von Kasan gar nicht vorkommen. Mit der zunehmenden Geistescultur verbinden sich übermäßige Anstrengungen des Geistes, übertriebener Speculationsgeist, überspannter Ehrgeiz, Begierden und Leidenschaften, Sittenverderbniß, Erkaltung des Gefühls u. s. w., und dies sind die Quellen des Übels, nicht aber die fortschreitende Cultur, die freilich nicht als die wahre angesehen werden kann, denn sonst müßte sie die Veredelung des Herzens und die Bezähmung sinnlicher Begierden und Leidenschaften mit einschließen. Daneben fehlt der heutigen Civilisation eine der Hauptstützen zur Erhaltung des innern Friedens und zur Fügung in die wechselnden Schicksale des Lebens, das religiöse Element, an dessen Stelle entweder Unglaube oder Sektengeist oder blos äußerlicher Cultus ohne Durchdringung bis zur Gesinnung und That getreten sind. Ein solcher Mangel an eigentlicher religiöser Bildung wird um so mehr ein begünstigendes Moment des Selbstmordes, je mehr von der andern Seite die allen Classen des Volks zugänglichen theatralischen Vorstellungen, unter denen namentlich die Trauerspiele diese Handlung auf eine wahrhaft verlockende Weise verherrlichen, die Lectüre schaler Romane und die Veröffentlichung jedes einzelnen Falles durch die Zeitungen, jede religiöse Haltung untergraben und die Neigung zur eigenmächtigen Verkürzung des Lebens begünstigen.

(Der Beschluß folgt.)

Einige Anliegen Deutschlands, besprochen von Friedrich Kölle. Zwei Theile. Stuttgart, Hallberger. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Vorliegendes Werk besteht aus der Zusammenstellung einer Anzahl umgearbeiteter Aufsätze der „Deutschen Vierteljahrsschrift". Der Verf. gibt sie insgesammt als „Kinder des Bestrebens, den Vorschritt mit der geschichtlichen Grundlage zu vermitteln". Er hätte richtiger gesagt: „den Fortschritt von seinem Ziele abzulenken und ihn in die Nebel der Vergangenheit zurückzuführen", denn er bietet unter dem prunkenden Aushängeschilde jenes Programms verkommene Waare aus der Feudalzeit feil. „Den Vorschritt mit der geschichtlichen Grundlage vermitteln" heißt dem Verf. nichts Anderes als trotz der unleugbaren Erscheinungen unserer Zeit die welken Früchte des mittelalterlichen Obscurantismus aufwärmen und anpreisen. Hr. Kölle nimmt die Miene eines Fortschrittmanns an; er bedient sich fleißig der Aufklärungsstichworte „Freiheit" (in den verschiedensten Zusammensetzungen, als: Gewissensfreiheit, Lehrfreiheit u. dergl.), „Gleichheit", „Emancipation" u. a. m., er spricht von den „Bedürfnissen der Gegenwart", von „organischer Entwickelung"; doch das ist eitel Schellengeläute. Er führt diese modernen Phrasen wie einen Besen, mit dem er den alten, mühsam theilweise schon ausgekehrten Plunder wieder über unsere Schwelle zurückzufegen sich bemüht. So verlangt auch er z. B. eine „Reform" unserer Verhältnisse. Wie aber definirt er gleich darauf die Reform? .... „Rückgriff auf die Urform"; und hierunter versteht er nicht etwa eine gründliche Umgestaltung unserer socialen und politischen Verhältnisse, einen Neubau derselben auf der einfachen und natürlichen Basis der Urzeit, sondern fast überall eine Wiederbelebung der verwitterten Institutionen des Mittelalters. Er kämpft noch für die scharfe Abgrenzung der Stände, für die allgemeine Einführung der Majorate; er will die Fürsten lieber durch Domainen als durch Civillisten unterhalten wissen; er behauptet, Deutschland habe von seinen Machthabern nichts mehr zu befürchten, weil dieselben jetzt nicht nur richtig Deutsch schreiben könnten, sondern sogar selbst schriftstellerten. Er schützt und befestigt den Adel in seinen Privilegien; doch nein! er will, daß auch der Adel dem Fortschritte unserer Zeit ein Opfer bringe und räth ihm deshalb: „das Jagdrecht auf den Feldern Anderer" aufzugeben! Klingt das nicht wie grobe Ironie? Hr. Kölle macht diesen Vorschlag aber ebenso ernsthaft wie den zur Retablirung des Corporations-, Innungs- und Zunftwesens. Sehr bedauert er, daß dem König von Preußen die Ausführung seiner Adels-Reconstructionsidee so wenig geglückt ist, „denn", sagt er, „die Völker müssen nach der naturgemäßen Ausbildung ihrer Grundform streben. Zu dieser gehört wesentlich ein durch Lehen oder Erstgeburtsrecht getragener Grundherrnstand", wie ihm denn nicht nur der englische Adel, sondern England überhaupt als überall nachahmungswürdiges Vorbild erscheint. Der Verf. hält nämlich „die Nachahmungssucht der Deutschen" (der er ein eigenes Capitel gewidmet) für einen im Wesen unserer Nation begründeten Charakterzug und scheut sich nicht die Worte hinzuschreiben: „Wir müssen nun einmal durch das Ausland gezwungen werden, etwas aus uns zu machen!" und: „Wir lieben, daß

Andere für uns denken und uns befehlen, was zu unserm Heile dient." Wenn Hr. Kölle mit Anwendung des pluralis majestatis in seinem eigenen Namen also spricht, so haben wir gegen diese persönliche Bescheidenheit durchaus nichts einzuwenden; will er aber das unerfreuliche Resultat seines γνωθι σεαυτον verallgemeinern und auf das ganze Volk ausdehnen, so erlauben wir uns, ihm die Vorrechte einer exceptionnellen Erscheinung zu vindiciren und protestiren feierlichst gegen eine so schmähliche Verunglimpfung unsers Nationalcharakters. Wir bedürfen des Auslandes wie der Mensch des Nebenmenschen zu seiner Fortbildung bedarf; es soll uns aber nie ein Lehr- und Zuchtmeister sein, der mit dem Stocke in der Hand uns anhält ein ordentliches Volk zu werden. Wir bedürfen Niemandes, der für uns denkt; diese unwürdige Beschimpfung unsers gesunden Menschenverstands weisen wir mit Stolz von uns ab und allein auf ihren Urheber zurück; und daher darf man uns auch nicht befehlen, was zu unserm Heile dient. Überhaupt scheint das „Befehlen und Gehorchen" ein Lieblingsthema des Verf. zu sein, das er dem deutschen Volke in allen Gradationen anpreisend vorführt, von dem „vernünftigen Gehorsam" an bis zum „unbedingten Gehorchen", ja bis zur „wahren Zerknirschung und Demuth". Als vortreffliche, wenngleich „noch nicht vollständig benutzte" Schule des Gehorsams preist er den Militairzwang an und räth bei gar zu widerspänstigen, unbeugsamen Naturen die Anwendung des strengern Seedienstes.

Die patriotische Überkraft
Soll rudern auf deutschen Galeeren!

Die Aufzählung aller in vorliegendem Buche deponirten Vorurtheile des Hrn. Kölle, der darin enthaltenen Ungereimtheiten und Schwärmereien für die alte Finsterniß würde zu weit führen. Hier sei nur noch kurz erwähnt, daß er für eine Organisation der Auswanderungsvereine enthusiasmirt ist; dieser aber entkeimt natürlich eine Vermehrung der Auswanderungslust, jener unseligen Resignation, die aus dem Bewußtsein der Unfähigheit entsteht, sich im eigenen Hause die Verhältnisse vernünftig zu gestalten, wie ein schwacher Mann, der sich den Hausfrieden nicht zu schaffen vermag, in der Schenke seine Wohnung aufschlägt. Der Verf. ist ferner ein warmer Lobredner der Freimaurerei (wie überhaupt der Geheimnißkrämerei), er thut sein Möglichstes, um sie von der vortheilhaftesten Seite darzustellen; doch spricht er warnend: Hüllt euch mit Vorsicht in den Schleier des Geheimnisses! denn „was man noch bei Menschengedenken als himmelfeste Wahrheit hinnahm, wird heute ohne Erbarmen in den Tiegel der Kritik geworfen und durchgeprüft. Es ist also nicht wohlgethan, der offenen Presse freimaurerische Schriften anheimzugeben. . . . . . Man soll die schmuzige Wäsche nicht vor Jedermanns Augen waschen, die zerrissene nicht auf offenem Felde zum Trocknen aufhängen" u. s. w. Der Himmel bewahre uns vor solchen Lobrednern! In gleich beschränkter Weise und mit gänzlicher Vernachlässigung des principiellen Gesichtspunktes redet er auch den „Brüder- und Schwesterhäusern" das Wort. Dieser Abschnitt hängt genau mit dem über die „Kirchen" zusammen, welcher wenigstens eine leidliche Darstellung des factischen Verhältnisses des Katholicismus zum Protestantismus enthält, und an diesen schließt sich wieder ein anderer „über die israelitische Frage", der in seiner Seichtheit und Oberflächlichkeit darthut, daß die erschöpfenden Untersuchungen von Bruno Bauer und Karl Marx über die Judenfrage an dem Verf. spurlos vorübergegangen seien. Überall stoßen wir in diesem Buche auf die gröbste Unwissenheit und auf die beharrlichste Bewegung in der retrograden Richtung; das östreichische Stabilitätsprincip wird von dem Verf. mit den schönsten Redensarten ausgeschmückt und angepriesen, das Streben nach wirklichem, lebenskräftigem Fortschritte, nach Auflösung der Disharmonien unserer Zeit nach Kräften verdächtigt und paralysirt, kurz allen wahren Interessen Deutschlands dermaßen entgegengearbeitet, daß man überrascht und verwundert ist, den Verf. für Aufhebung der Censur und der Spielhäuser stimmen zu hören. Allgemeine, nichtsbedeutende Redensarten, wie: „Die Deutschen möchten ihre stete Aufmerksamkeit auf das Interesse und die Ehre des Gesammtvolkes richten", sind nur die modernen Decorationen aus dem 19. Jahrhundert, welche ein Gedankengerippe aus dem 12. überkleiden und in unsere Zeit einschwärzen sollen. Doch wir warnen die Arglosen hiermit laut vor der versteckten Contrebande. Ja, während sich heute alle tüchtigen Kräfte daran machen, unser Schiff zu erleichtern, fortzuräumen, den alten Ballast auszuschaufeln, karrt Hr. Kölle ihn mühsam auf Seitenpfaden wieder heran und stößt dann aus seiner vielklappigen Trompete die alte verklungene Schlußfanfare hervor: „Das deutsche Volk schläft zwar noch, aber es wird einmal erwachen und sich zu gewaltigen Heldenthaten erheben!" Wenn wir nur diese hohlen, ermattenden Phrasen erst los wären, welche bewirken, daß jeder Deutsche das deutsche Volk als etwas außer sich Liegendes betrachtet und unthätig auf ein Lebenszeichen desselben wartet! In der Brust Jedes liegt das Vaterland und seine Zukunft. Sei Jeder selbst ein Held, dann erst wird das Volk Heldenthaten vollbringen.

Hr. Kölle hätte gut gethan, sein ganzes Buch so zu schreiben wie die vier letzten Capitel desselben. Sie handeln von der Kunst, und dieser Gegenstand ist der nebelnden und schwebelnden Phrasenmanier, dem leichten, gefälligen Stile des Verf. sehr zusagend. Im Übrigen beziehen wir auf ihn die von ihm selbst (in dem Abschnitte „Censur der Tageblätter") ausgesprochenen Worte: „Der größte Fluch der unfreien Presse besteht darin, daß sie nicht nur die Wahrheit nicht sagen darf, sondern auch Lügen sagen muß!" 44.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 116. — 26. April 1845.

Der Selbstmord.

(Beschluß aus Nr. 115.)

Daß Armuth im Allgemeinen die Neigung zum Selbstmord unterhalte, scheint die Erfahrung nicht zu bestätigen. Wer von Jugend auf an Entsagung, Duldung und Dürftigkeit gewöhnt ist, legt nicht leicht Hand an sich; wenigstens müßten, wenn das Gegentheil wahr wäre, unter den vielen Armen, die sich in allen Staaten finden, Fälle von Selbsttödtung verhältnißmäßig gegen die wohlhabendern Classen sehr häufig sein, was jedoch nicht der Fall zu sein scheint. Wol aber ist die Verarmung, der Übergang von einer bessern Lage des Lebens zu einer schlechtern, eine sehr häufige Quelle dieses Übels, eine Quelle, zu deren Versiegung freilich Diejenigen, denen das Wohl der Völker anvertraut ist, nur wenig beitragen können. Und doch dürfte es auch hier manche Punkte geben, deren Beseitigung, insofern sie ganzen Corporationen förderlich ist, auch dem Wohl und der Zufriedenheit des Einzelnen Vorschub leistet.

Bekanntlich sind große Städte die wahren Pflanzstätten des Selbstmordes. Nun lassen sich zwar große Städte nicht in kleine verwandeln, wol aber ließe sich ihrer wachsenden Vergrößerung dadurch entgegenwirken, daß man nicht geflissentlich Alles in sie zu centralisiren und den Überfluß an Kraft und Stoff auf die übrigen Theile der Länder abzuleiten suchte. Mancher kleine Regent glaubt jetzt nichts Angelegentlicheres zu thun zu haben, als nur seine Residenz zum Sitz aller Intelligenz und Industrie zu machen, ohne zu bedenken, daß er sie zugleich zum Sammelplatz alles Luxus, aller Begierden, Leidenschaften und Laster macht. Ref. hat in dieser Vergrößerung immer das Bild des großen Thurmbaus zu Babel gesehen, mit dessen Aufbau die Entartung des Menschengeschlechts gleichen Schritt ging, und der mit Zerstörung endigte. Das Herz besteht nur im Gegensatz aller Glieder des ganzen Organismus und hat nur Bedeutung, wenn von ihm aus alle Organe gleichmäßig mit Blut versorgt werden und dieses wieder zu ihm zurückströmen kann; ebenso wird eine große Stadt nur dann wohlthätig für das Ganze, wenn sie diesem die zu seinem Gedeihen nöthigen Quellen der Nahrung nicht entzieht, sondern belebend und befruchtend darauf zurückwirkt.

In letzterer Beziehung stellen zwar in neuerer Zeit die Aufhebung von Zöllen und Monopolen, die Erleichterung der Communication durch Eisenbahnen u. s. w. manche Verbesserungen in Aussicht; dennoch ist aber noch Manches aufzuräumen, was die freie Bewegung der Menschen hemmt und drückt. Hauptsächlich sind es die vielen Gesetze, in denen fast ein Land das andere überbietet, und nach denen sich jetzt die Menschen bei jedem Schritt und Tritt, den sie thun, umsehen müssen, um keins zu übertreten. Entweder die Welt ist viel schlimmer geworden als sie war, oder die Gesetzgeber dünken sich viel klüger als andere Leute, indem sie ihnen Alles vorschreiben zu müssen glauben, was sie thun oder unterlassen sollen. „Bloße Gewalt in der Hand des Gesetzgebers", sagt der scharfsinnige Groos, „der nicht die frei- und eigensinnige Menschennatur und die Launen des Zeitgeistes studirt hat, möchte eben Das sein, was das heroische Opium in der Hand des Medicasters, der das verborgene Wesen der Krankheit und den Genius der Jahreszeit ignorirt; statt sanften Schlaf und Ruhe, bewirkt er dann so oft entweder dummen Viehschlaf oder furchtbares Wachen und Raserei." Was bei zu vielem Gebieten und Verbieten in der häuslichen Erziehung herauskommt, lehrt die tägliche Erfahrung.

Unter die mancherlei Hemmnisse, welche die freie Bewegung und das moralische Wohl der Menschen hindern, gehören besonders die Localgesetze der einzelnen Länder über die Einwanderung. Wollte man sich doch einmal von den Nachtheilen der Menschensperre überzeugen, wie man sich längst von denen der Handelssperre überzeugt hat! Welche Hindernisse und Schwierigkeiten hat der Mensch zu überwinden, wenn er von einem Lande in das andere, ja oft nur von einem Orte zum andern in einem und demselben Lande ziehen will! welche Cautionen und Bürgschaften muß er leisten, um in dem neuen Lande Heimatsrechte zu erlangen! welchen Plackerein muß sich der Studirte unterwerfen, um in ein fremdes Land überzusiedeln oder gar darin eine Anstellung zu finden! Fast thäte es noth, daß er sich noch einmal auf die Schulbank setzte und seinen Studiencursus noch einmal von vorn begänne. Und dies Alles doch nur, weil kein Land dem andern traut, weil es seine Schulen, seine Prüfungen und Institutionen

für besser hält als die des andern. Denn wollte man einwenden, man habe der Leute selbst genug, man bedürfe der fremden nicht, so widerlegt sich dieser Einwand leicht dadurch, daß bei gegenseitigem Rechte der Freizügigkeit das fremde Land ja wieder auch die eigenen Unterthanen aufnimmt.

Es läßt sich leicht ermessen, daß durch einen gegenseitigen Austausch und durch erleichterten Verkehr der Menschen untereinander die Staaten nur gewinnen und nicht allein eine nachtheilige Stagnation ganzer Massen verhindert, sondern auch das Fortkommen des Einzelnen sehr erleichtert würde. Mancher würde noch ein Plätzchen in der Welt finden, wo er mit seinem geringen Pfund wuchern könnte, während er jetzt, an die Scholle seines Geburtslandes und Geburtsortes gebunden, in Noth und Armuth verkümmert. In Gottes Reiche sind viele Wohnungen, wenn sich nur die Menschen nicht als strenge Pächter und Vermiether davorstellen wollten! In welch naher Beziehung dieser Gegenstand mit der Verhinderung des Selbstmordes steht, habe ich nicht nöthig weiter anzudeuten.

Inwiefern den Regierungen das Recht zusteht, eheliche Verbindungen mit Personen zu hindern, in deren Familie Selbstmorde einheimisch sind, will ich nicht untersuchen und mögen die Juristen darüber entscheiden. Das Recht, vor solchen Verbindungen zu warnen, möchte ihnen aber wol nicht streitig gemacht werden können. Ebenso würde auch mancher Selbstmord verhütet werden können durch strengere Maßregeln gegen den Hang zum Trunke, Verbot der Hazardspiele und durch Wachsamkeit über solche Individuen, welche entweder in Folge eines krankhaften Körperzustandes oder auch sonst durch ihr Benehmen eine Neigung dazu verrathen, und wo die Wachsamkeit nicht hinreicht, selbst Zwangsmaßregeln angewendet werden dürfen.

Ich glaube in Obigem gezeigt zu haben, daß dieser Gegenstand nicht allein einer ernsten Erwägung würdig ist, sondern daß er auch von manchen Gesichtspunkten aus betrachtet werden kann. Die nächste Veranlassung dazu gab mir eine kleine, dem königlich preußischen Staatsminister Eichhorn zugeeignete Schrift:

Über den Selbstmord, seine Arten und Ursachen. Von J. H. Hoffbauer. Lemgo, Meyer. 1842. Gr. 8. 25 Ngr.

Außer einer magern Aufzählung der verschiedenen Arten und Ursachen des Selbstmordes, mit vielen zusammengetragenen Beispielen, findet sich aber nichts, was die Erkenntniß des Gegenstandes nur einigermaßen fördern könnte und nicht besser in den Schriften von Tzschirner, Osiander, Stäudlin, Falret u. A. behandelt wäre, weshalb das Schriftchen wol ungedruckt hätte bleiben können. K. Hohnbaum.

Thomas Münzer und seine Genossen. Historischer Roman von Ludwig Köhler. Drei Bände. Leipzig, Barth. 1845. 8. 4 Thlr.

Unsere Zeit ist eine Zeit der allgemeinen Geistes- und Gemüthsaufregung, der allseitigen Bewegung und Strebung; die Literatur aber, so weit sie außer dem Bereiche der abstracten Wissenschaften steht, ein Spiegelbild dieser Zeit. Die Poesie ist längst aus den Schranken eines gemüthlichen Stilllebens herausgetreten und hat sich mit den Zuständen des Völker- und Staatenlebens und des in diesem wohnenden und treibenden Geistes aufs innigste verschwistert, ja verschwistern müssen, ebenso wol wegen des ihr eigenthümlichen Berufs, als um nicht als eine nichtsnützige Schwätzerin zurückgewiesen zu werden. Die Geschichte selbst hat sich genöthigt gesehen, die starren Formen gelehrter Forschungen und Citatenkrämerei zu verlassen und — wozu sie auch ursprünglich berufen ist — eine Lehrerin des Volkes durch lebensvolle, in die religiösen, politischen und socialen Zustände der Gegenwart eingreifende, allverständliche und allansprechende Schilderungen zu werden. Der Roman, dieses Kind der Poesie und Geschichte, muß den Boden seines Gedeihens in dem Streben suchen, entweder ein möglichst getreues Bild der Jetztzeit aus irgend einer ihrer Sphären mit Augen und Herz gleich durchdringenden Farben aufzustellen und in dem Hintergrunde desselben einen Blick über den Kampfplatz der Tagesbestrebungen gewähren, oder er muß den Vorhang der Vergangenheit aufrollen und Thaten, Begebenheiten, Schicksale vorüberführen, die in ihrer innern Verwandtschaft mit der Gegenwart jetzt eben noch einmal zu geschehen scheinen, dadurch aber Aufmerksamkeit und Theilnahme erwecken, Wichtigkeit und Bedeutung gewinnen, ja bei kräftigen Geistern und Gemüthern nicht ohne unmittelbare Wirkung auf Gesinnung und Entschluß bleiben.

Solche Romane, aber auch nur solche Romane, will man allgemein und vorzugsweise. Hier ist ein solcher Roman!

Das 16. Jahrhundert und das 19. Jahrhundert, man könnte sie zwei Brüder nennen, so ähnlich scheinen sie selbst der oberflächlichsten Vergleichung. Natürlich sind bei dem ältern Bruder die den Charakter anzeigenden Züge vollkommen scharf und deutlich ausgeprägt, während sie bei dem jüngern Bruder sich theilweise noch ins Unbestimmte verlieren, doch nur in der Art, daß fast jeder neue Tag das Gepräge der Lineamente schärft und die brüderliche Ähnlichkeit entschiedener und auffälliger macht.

Wir können dieser Gedankenreihe nicht weiter nachgehen, weil sie nur dazu dienen soll, dem obengenannten Roman des durch sein allen Freunden einer politisch-zeitgemäßen Lecture höchst interessantes historisch-romantisches Gemälde: „Norwegen 1814" (Leipzig 1844), ehrenvoll bekannten Schriftstellers Ludwig Köhler die richtige Stelle im Repositorio für die neueste Belletristik anzuweisen. Er ist geschichtlicher Roman und hat es mit der Vergangenheit zu thun, aber mit einer Vergangenheit, in der gestritten wurde um die höchsten Interessen der Menschheit, um Wahrheit, Licht, Recht und Freiheit, in der also die Pulse der Gegenwart schlugen.

Thomas Münzer! Welch einen Mißklang hatte dieser Name noch vor Jahrzehnden. Man hätte mit demselben alle rechtgläubigen Christenleute wie vor einem Greuel und Scheuel in Angst und Schrecken setzen oder wenigstens wie vor einem bösartigen oder albernen Schwarmgeist mit Abscheu und Verachtung erfüllen können. Jetzt ist dies vorbei, nicht weil man herzhafter oder gleichgültiger geworden, sondern weil man Münzer besser kennen gelernt hat. Man hegt weder Furcht noch Abscheu vor ihm, als einem Manne, der seiner Zeit um mehr als zwei Jahrhunderte geistig vorausgeeilt war, dessen geistige Strebungen zum großen Theile erst in der neuesten Zeit eine richtige Beurtheilung finden konnten und dessen großartige Plane für Erhebung und Beglückung des Menschengeschlechts zu jener Zeit zwischen den Felsen der Stumpfheit und Trägheit einerseits und der Tyrannei und Arglist andererseits scheitern mußten. Mehr als dies: man lernt Münzer als einen Mann von staunenswerther Geistes- und Willenskraft, der Alles, Alles, selbst das Leben seiner Überzeugung zum Opfer bringt, achten, ja man lernt ihn lieben als einen Mann, der den Gedanken, seine Mitmenschen, insbesondere

seine Landesbrüder, die Deutschen, zu beglücken auch dann noch nicht aufgibt, als er den größten Theil derselben als seiner Anstrengungen unwürdig erkennt und sich, sein Herz und die Reinheit seiner Absichten auf das schmählichste verkannt sieht. Und je mehr man sich alles Vorurtheils abthut, nach den klarsten Zeugnissen der aller Traditionen entkleideten Geschichte abthun muß, um so mehr lernt man Die verachten, welche mehr oder weniger wissentlich und geflissentlich dazu beigetragen haben, Münzer dem Hasse und der Verachtung ganzer Jahrhunderte preiszugeben.

Man hat sich in neuester Zeit Mühe gegeben, Namen wie die eines Wallenstein, eines Tilly und Anderer von dem anklebenden Schmuze zu befreien. Wir wollen kein Wort über die Absicht dieser Bemühungen verlieren und noch viel weniger ein Urtheil über deren Verdienst aussprechen; aber für verdienstlicher müssen wir es erklären, daß redliche, vorurtheilsfreie, freisinnige Geschichtsforscher die über Münzer aufgethürmten Berge von Verleumdungsschutt hinwegzuräumen und damit zugleich über einen Theil der Geschichte des 16. Jahrhunderts, über den Bauernkrieg, ein lange und schmerzlich entbehrtes Licht zu verbreiten suchen. Der Bauernkrieg ist kein Gegenstand der Forschung und Erzählung für einen Aristokraten oder rücksichtelnden Gelehrten, und darum gibt es so viele verunglückte große und kleine Bücher über den Bauernkrieg nicht nur von vielgenannten, sondern sogar von sehr berühmten Historikern und Schriftstellern. Und allerdings ist es auch nicht Jedermanns Sache, dem Volke ebenso Gerechtigkeit widerfahren zu lassen wie den Adeligen und Fürsten, und nicht nur die Unthaten von jenem, sondern auch die zum Himmel schreienden Greuel von diesen auf die allgemeine Schaubühne zu bringen.

Dem Dr. W. Zimmermann gebührt der Ruhm, in seiner ausführlichen „Geschichte des großen Bauernkriegs" sich nicht nur als den quellenkundigsten, gelehrtesten und scharfsinnigsten Geschichtsforscher, sondern auch als den freisinnigsten und furchtlosesten Schriftsteller gezeigt zu haben. Als seinen Nachfolger stehen wir nicht an, Ludwig Köhler in seinem Werke „Münzer und seine Genossen" zu nennen.

Man erstaune nicht über diese Nebeneinanderstellung. Der Roman, wie er hier geboten wird, ist neben der Geschichte nichts Überflüssiges; er leistet ihr vielmehr die wesentlichsten Dienste, indem er, von einer lebhaften wiederschaffenden Phantasie und von einem selbständig alle Verhältnisse und Zustände durchdringenden Geiste unterstützt, Leben und Regsamkeit in die gewonnenen geschichtlichen Resultate bringt, das scheinbar Unzusammenhängende durch geschickt angelegte Fäden verknüpft, auch dem Unbedeutendern Farbe und Reiz gibt, und dem Ganzen eine Ordnung verleiht, die einen ebenso gefälligen als wünschenswerthen Überblick gewährt.

Wir könnten das Gesagte steigern, wenn wir uns weitläufig darüber aussprechen wollten, wie der vorliegende Roman die Veranlassung bietet, über eine alle Phasen des Geschehenen durchhellende allseitige Auffassung einer wichtigern Geschichtsperiode, über die lebendigste und wirksamste Darstellung von Thatsachen und Begebenheiten, über eine voraussichtlich außerordentliche Einwirkung der Geschichtswahrheiten auf Geist, Gemüth und Herz weitere Betrachtungen anzustellen. Sehen wir jedoch von dem Allgemeinen zu dem Einzelnen. Der Köhler'sche Roman ist ein wohlabgeschlossenes Ganzes, nicht nur in Bezug auf das Leben Münzer's und seiner Genossen, sondern auch hinsichtlich der durch sie nicht sowol hervorgerufenen, als nur genährten oder benutzten Zeitunruhen. Man sieht Münzer zuerst als jungen eifernden Theologen in Wittenberg mitten unter polemisirenden Studenten, begleitet ihn durch alle Abstufungen seines von einer einzigen Idee: Befreiung, Beglückung des deutschen Volkes, getragenen und gehobenen, aber auch niedergedrückten und vernichteten Lebens, und steht zuletzt in Mühlhausen in dem Ringe, in welchem sein jugendliches Haupt unter dem Henkerschwerte fällt. Sein Charakter ist mit einer ungemeinen Vorliebe gezeichnet und die Zeichnung kann in ihrem ganzen Umfange bis zur geringfügigsten Kleinigkeit nur trefflich genannt werden. Man sieht dem Bilde des von seinem Gott begeisterten Mannes zuweilen mit einer Überraschung in das schwärmerisch glühende Auge, welche an Schrecken grenzt und uns doch nicht zurückscheucht; man hört ihn reden mit der Heftigkeit eines Propheten und staunt vor dem Abgrunde der enthüllten Gedanken; man sieht ihn handeln und ist unwillkürlich entzückt von der Reinheit seines Herzens und seiner Seele, wie von der ihn belebenden Zuversicht; man sieht ihn kämpfen mit Zweifeln und bösen Erfahrungen und bewundert die Festigkeit seines Muthes, man sieht ihn sterben und ist hingerissen von seiner unerschütterlichen Überzeugungstreue. Um diesen und in diesem Lebenskreise bewegen sich, zum Theil thätig eingreifend, alle Notabilitäten der damaligen Zeit: Friedrich der Weise, Sickingen, Hutten, Luther, Melanchthon u. A., sämmtlich in den ihnen von der Geschichte beigelegten Charakteren sich kundgebend, fast sämmtlich mit seltenem Kunstgeschick die eine oder die andere Hauptrichtung der Zeitbestrebungen repräsentirend. Zu demselben Zwecke dienen alle andern und Nebenpersonen; obgleich es Einem der Verfasser fast unmöglich macht, diesen Ausdruck in seiner gewöhnlichen Bedeutung und Ausdehnung zu gebrauchen, so glücklich ist Alles in- und durcheinander verwebt. Wenn der Bauer Kolbach (der nachherige Cisterciensermönch Pfeifer) seinem Gutsherrn gegenüber die arg geknechtete deutsche Bauernschaft, dieser Gutsherr aber und neben ihm der Raubritter Wolfenzehe den übermüthigen und tyrannischen Adel in lebendigen Bildern darstellen und in die politisch-materiellen Zustände des deutschen Volkes einen Einblick gewähren, bei dem man zusammenschaudert, so geben ein unwissender, feister Schloßkaplan Benedict und ein ehrwürdiger Mönch Pater Thomasius einen Geschmack von den dort gänzlich verdorbenen, hier nach einem Bessern ringenden geistlichen Zuständen. Kurz jede Person, welche auftritt, trägt einen Stein zum Gebäude, ohne den es wenn nicht stürzen, doch schwanken, jedenfalls weniger schön, weniger vollkommen sein würde. Mit größter Auszeichnung muß das Bild des schon genannten Kolbach oder Pfeifer genannt werden; es macht den Eindruck eines schauerlichen Nachtstückes auf den Beschauer. Als einen Mann von Treue und Muth, als einen Mann, der nur mit dem letzten Athemzuge aufhört, für das Zerbrechen jeder Fessel des Volkes in Wort und That zu wirken, zeigt sich der lebensgewandte Gräber. Den Gegensatz zu Münzer und seinen großartigen, religiös-reformatorischen Ideen bildet seine eigene Gattin, die altgläubig fromme, sich um das Seelenheil ihres Gatten geistig quälende Marie. Ihr Bruder Heinrich repräsentirt eine Zeit lang die mittelalterliche Abenteuerlichkeit, spielt aber außerdem durch seine liebenswürdige Persönlichkeit eine gefällige und durch seine mannichfaltigen Verwickelungen in den Gang der Geschichte wichtige Rolle. Er ist übrigens gewissermaßen das versöhnende Moment des Ganzen, denn er ist es, der dem allgemeinen Unglück ein Glück entringt und glücklich in eine neue Zeit hineinragt. Wenn die Familiengeschichte Kolbach's, in welche auch die Münzer's mehrfach einspielt, ein schauerliches Sittengemälde aus den untern Regionen des damaligen Lebens liefert, so leistet die Geschichte des mühlhausener Patriciers Perlet, in welche die des Pater Thomasius in tragischer Weise verflochten ist, denselben Dienst in den höhern Sphären der Gesellschaft. Wenn der Junker Woldemar als Anhänger Münzer's aus reiner Überzeugung uns vor Augen tritt und im uneigennützigen Eifer für die als gut erkannte Sache seinen Tod findet, so zeigt sich gegenüber in dem Gerber Bartel Krump und seiner keifenden Ehehälfte die Neuerungssucht in allen ihren Blößen und Makeln, und deren Bezwingung erscheint nur als eine gerechte vergeltende Strafe. Mitten hindurch durch die großartigen und erschütternden Scenen des Romans — Münzer's Auftreten in Allstett, sein Aufschwung

zum Stifter einer christlichen Republik in Mühlhausen, sein Propheten- und Richteramt daselbst, seine innern und äußern Kämpfe und sein Fall, Sickingen's hochfahrende Plane zum Sturze des Priester- und Fürstendespotismus in Deutschland und sein Untergang, Hutten's vielfach verkanntes aufopferungsvolles Wirken für eine religiöse und politische Reformation, der Aufstand der Bauern nach allen Richtungen in Deutschland mit seinen brennenden Burgen und Klöstern, mit den Rachethaten der Aufständischen einerseits und mit seinen grausenerregenden Treulosigkeiten, Verräthereien und Metzeleien des racheburstigen Adels und der erzürnten Fürsten andererseits — mitten durch diese Scenen ziehen sich einzelne Bilder, die auf Augenblicke das große Gemälde vergessen lassen und für sich Auge, Geist und Herz zu fesseln im Stande sind. So der Tod des großen Friedrich des Weisen, der dem Bauernfeinde Luther gegenüber noch mit erkaltenden Lippen für religiöse Duldung spricht und den Fürsten Schonung ihrer Unterthanen empfiehlt; so das Ende des edlen und heldenmüthigen Florian Geyer, der für sein Festhalten an der Idee, die deutsche Freiheit, Einheit und Macht mit Hülfe des Volks zu begründen, ganz würdig des Denkmals ist, das man in neuester Zeit vorgeschlagen ihm zu errichten; so das schweizerisch-idyllische Sitten- und Volksgemälde aus dem Allgau, in dessen Vordergrund patriarchalische Würde und zärtliche Liebe spielen, in dessen Hintergrund dagegen alle Greuel eines Vertilgungskampfes durch Frondsberg und die glorreichen Sieger von Pavia, Brand, Mord und Nothzucht, Verzweiflung und Wahnsinn den Beschauer zurückschrecken.

Die Erwähnung des Schicksals der Allgauer im Bauernkriege und die Art, wie der Verf. ein tieferes Interesse für dasselbe hervorzurufen weiß, leitet uns darauf, über ein Element der Romandichtung, das auch hier nicht fehlt, über die Liebe zu sprechen. Der Verf. weiß mit derselben auf eine sehr geschickte Art umzugehen, und ohne sie zweckwidrig hervortreten zu lassen, zeigt er sie doch in den verschiedenartigsten Nuancirungen; bald am Fürstenhofe und in Burggemächern, bald im Bürgerhause und in der Bauernhütte, bald auch in der Wildniß des von Zigeunern durchzogenen Waldes, bald blos sinnlich und genußsüchtig, bald treu und wahr, bald aufopfernd und hingebend, bald falsch und treulos, bald glücklich, bald unglücklich. Seine Frauengestalten bewegen sich nicht im Zwielicht der Sentimentalität, sondern treten festen Charakters an das helle Tageslicht hervor. Besondere Aufmerksamkeit nimmt das Zigeunermädchen Ricca in Anspruch, sie, die dem Ritter Wolfenzehe freiwillig unter den mannichfachsten Schicksalswechseln folgt, ihm in den Kämpfen gegen die Bauern als Knappe dient und als solcher Florian in dem Augenblicke durchbohrt, wo er ihrem Ritter den Arm vom Rumpfe haut, und selbst dem Einärmigen noch treu bleibt, als er, von Stadt zu Stadt ziehend, das Bänkelsängerhandwerk treibt.

Schon oben bemerkten wir, daß der Roman, in allen seinen Theilen vollkommen abgerundet, ein harmonisches Ganze bilde, dem nur die weite Ausbreitung und Verzweigung des Bauernaufstandes einigen Eintrag zu thun scheint. Hier glauben wir über den innern Bau nichts weiter hinzufügen zu müssen als die Bemerkung, daß dieser Bau sich hinreichend daraus erkennen läßt, daß der erste Band speciell enthält: „Die neue Zeit", „Ritter und Bauer"; der zweite Band „Thomas Münzer", „Der Bundschuh"; der dritte Band „Die christliche Republik", „Das Blutgericht". Eine andere, bessere Theilung und Vertheilung des überreichen Stoffs zu finden, möchte für den Roman, der eine echt geschichtliche Würde beansprucht, kaum möglich sein. Die Spuren, daß der Verf. nach einem wohlüberdachten Plan gearbeitet habe, liegen deutlichst zu Tage. Seine Darstellung trägt den Charakter der Ruhe, Besonnenheit und Einfachheit. Wie wenig es auch zu verkennen ist, daß der Roman gewissen Tendenzen der Gegenwart sich zuneigt, wie sehr man es auch durchschaut, daß der Verf. bei der einen und der andern Scene, wo es gilt, die Begeisterung für Wahrheit und Freiheit zu schildern, mit ganzer Seele zugegen ist, nie, nie tritt er mit seiner Individualität hervor; nie läßt er sich selbst reden, nie eine leidenschaftliche Gereiztheit blicken. Darum auch nicht eine erörternde, parallelisirende oder polemisirende Einschaltung oder Episode. Die Objectivität des Romans ist streng festgehalten. Innere Beziehungen jedoch zu entdecken kann Dem nicht fehlschlagen, der nur über die Elemente der Kunst, zwischen den Zeilen eines sinnigen Buches zu lesen, hinaus ist. Der Darstellung entspricht die Sprache: sie hält sich fern von jeder Ziererei und Verkünstelung, ist natürlich, leicht und fließend, ohne der Kraft und Wirksamkeit zu entbehren, und regelrichtig.

Schließlich darf die Bescheidenheit nicht unerwähnt bleiben, mit welcher der Verf. von seinem Werke spricht und offen bekennt, welche wichtigen Dienste ihm bei seiner Arbeit die erwähnte „Geschichte des Bauernkrieges" von Dr. W. Zimmermann geleistet hat. Möge dem Buche, in dem so außerordentlich viele Anklänge ermunternd und ermuthigend enthalten sind, die ihm gebührende Anerkennung werden, möge es dazu dienen, das Vorurtheil auszurotten, die Lüge zu tödten, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, Sinn und Begeisterung für Freiheit und Volkswohl überall bis zur Unüberwindlichkeit zu erstarken! 58.

Bibliographie.

Neuer Aufruf an alle Christen aller Confessionen, zur Bildung einer allgemeinen christlichen Kirche. Von einem evangelischen Laien. 5ter Abdruck. Leipzig, Goetz. Gr. 8. 1 Ngr.

Beck, E. H. E., Die Berechtigung zur Civilversorgung des Preußischen Soldaten. Bunzlau, Appun. Kl. 8. 10 Ngr.

Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts. Mit geschichtlichen Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von J. E. Pipitz und G. Fink. 2ter Band. (Major Masson's geheime Denkwürdigkeiten über Rußland. Mit einer Einleitung: Russische Geschichten im 18. und 19. Jahrhundert.) 2ter Theil. Belle-Vue, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung. 8. 25 Ngr.

Johann Czerski, Stifter der neuen Gemeinschaft, dargestellt nach seinem eignen Bekenntniß. Für Alle die Sittlichkeit lieben. Magdeburg, Mazzuchi. 8. 2½ Ngr.

Grävell, Beglückwünschung der deutsch-katholischen Gemeinden durch einen evangelischen Christen. Lübben, Winckler. Gr. 8. 4 Ngr.

Greverus, J. P. E., Empfehlung der Vernunft als Richtschnur und Leitstern im Leben. Oldenburg, Sonnenberg. Gr. 8. 2½ Ngr.

Huhn, E., Topographisch-statistisch-historisches Lexikon von Deutschland, eine vollständige deutsche Landes-, Volks- und Staatskunde. Mit Ansichten, Städteplänen und Karten. 1ster Band, 1ste Lieferung. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. Gr. Lex.-8. 7 Ngr.

Melanchthon, Ph., Über des Papstes und der Bischöfe Macht. Für das deutsche Volk aufs neue gedruckt im Jahre 1845. Leipzig, Goetz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Mellin, G. H., Die ungesehene Gattin. Novelle. Aus dem Schwedischen. Berlin, Morin. 12. 22½ Ngr.

Pfeil, G., Katharine. Erzählung aus dem Hofleben. Ulm, Rübling. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ronge und Czerski. Erhebung des evangelischen Geistes gegen die römische Hierarchie. Eine historische Skizze. Jena, Mauke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rongen, J., Kostbare Reliquien meist aus dem goldenen Zeitalter der römischen Hierarchie. Gesammelt und der deutschen Nation zur Schau gestellt. Landsberg a. d. W., Volger und Klein. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 117. —— 27. April 1845.

Kritische Gänge. Von Friedrich Theodor Vischer. Zwei Bände. Tübingen, Fues. 1844. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Unsere Zeit lebt gewaltig schnell. Früher verwandte ein Gelehrter sein halbes Leben auf ein Buch, in welchem er gewichtige Resultate rein objectiver Studien niederzulegen gedachte; glaubte er nach Herausgabe desselben in diesen noch weitere Fortschritte gemacht zu haben, so folgten Anhänge oder Dergleichen, in denen der früher behandelte Gegenstand tiefer ergründet oder richtiger dargestellt wurde. Wir treiben es anders. Wie wir in unserer Auffassung des Fremden überall auf den Standpunkt losgehen, den innern Kern eines Buchs, wie Goethe ihn zu fixiren pflegte, die wissenschaftliche Denkungsart des Verfassers, und dabei seine Verdienste und den besondern Stoff, den er behandelt, oftmals als Nebensache betrachten, so glauben wir auch in unsern eigenen Leistungen hierauf vornehmlich unsere Aufmerksamkeit richten zu dürfen; wir neigen in fast allen Fächern zu entschiedener Tendenzschriftstellerei hin. Daher die Zersplitterung der Thätigkeit in unendliche Charakteristiken und Kritiken, Heftchen aller Art, Journalartikel, die uns selbst leicht wieder objectiv werden und, da wir damit dann immer einen totalen Fortschritt gemacht zu haben glauben, in unendlichem Progreß immer neue hervorrufen. Wir sehen die Erforschung der Wahrheit nicht von der Seite an, daß durch sie ein objectiver Thatbestand ans Licht gefördert werde, sondern von der andern, die sie freilich auch hat, daß wir in ihr uns selbst steigern.

Diese Reflexionen, welche bei Betrachtung heutiger Literaturerscheinungen jeden Augenblick entstehen, drängten sich uns bei Gelegenheit des vorliegenden Buchs besonders lebhaft auf. Ein Mann, der es selbst nicht wohl aufnehmen würde, wenn man ihn nicht unter die jungen rechnen wollte, sammelt seine vor wenigen Jahren, zum Theil erst kürzlich gedruckten Aufsätze, begleitet von einem neuen, in Gestalt einer Vorrede, in welcher dieselben theilweise als ihrem Standpunkte nach überwunden bezeichnet werden. Er protestirt dagegen, daß dies aus Eitelkeit geschehen sei. Gewiß nicht, wenn er selbst das Gesagte bisweilen nicht mehr billigt. Allein was sollen wir nun machen? Sollen wir uns aneignen, was in den einzelnen Aufsätzen gelehrt wird? Nicht doch, der Verf. denkt zu edel, um uns seine abgestreifte Haut als Paradekleid aufdringen zu wollen. Wir müßten also bei dem Einzelnen gegenwärtig haben, was er in der Vorrede darüber erinnert. Aber wie soll dies möglich sein? Wenn er selbst die Sachen wieder liest, mag ihm dies präsent sein; er wird sie dann eben aus der Geschlossenheit ihres Standpunktes herauslösen, und die in sie verarbeiteten Bestandtheile auf seine jetzige Denkungsart reflectiren. Das können aber wir unmöglich realisiren, und könnten wir es, hätten wir uns den jetzigen Vischer so ganz angeeignet, was sollte uns da noch der frühere?

Freilich findet in einem solchen Buche die phänomenologisch-biographische Betrachtungsweise, die jetzt vor allen beliebt ist, reiche Nahrung. Man lese die Mehrzahl der heutigen Recensionen. Ein Mann aus der alten Zeit, in der es sich nur um die Sachen handelte, würde meinen, alle Wissenschaften hätten sich in Literar- und Gelehrtenhistorie aufgelöst. Es wird der Persönlichkeit der Schriftsteller und ihrer Geschichte eine ganz unverhältnißmäßige Wichtigkeit beigelegt. Wer einmal ein religiöses Buch geschrieben hat, schreibe etwa später ein philosophisches. Kaum wird sich Jemand darum bekümmern, was Das werth sei, was er in dem letztern sagt; Jeder wird darüber reflectiren, wie er dazu gekommen sein möge. Und wenn es nur immer blos schriftstellerische Antecedentien wären, die man hereinzieht. Man denke an Gervinus. Er hat in Göttingen gehandelt, wie gar Mancher zu handeln nicht vermocht hätte. Aber daß das wohlverdiente Lob seines Werks immer und ewig damit eingeleitet wird, das kann man im Interesse der Wissenschaft nicht billigen. Es mag sein, daß es noth thut, mehr Gewicht darauf zu legen, daß der Schriftsteller in seinem Werke seine Person daran setze; daß er vertreten lerne, was er geschrieben. Allein wir dürfen es uns nicht verbergen: durch dieses Hervorziehen der Persönlichkeit beginnt in die ernstere Wissenschaft ein Geist des Literatenthums einzudringen, welcher, wenn er bis jetzt nicht geschadet hat, worüber wir nicht aburtheilen wollen, doch in der Folge sehr gefährlich werden kann. Denn zunächst wird zwar über eine Persönlichkeit nicht gesprochen, wenn sie nicht etwas Bedeutendes geleistet hat. Aber wird nur von ihr gesprochen, so

denkt man leicht, eine Persönlichkeit sei man eben schon von Natur, auch ohne etwas zu leisten, und wenn das erst Mehre denken, so beginnt eine gegenseitige Verehrung, bei der der beräucherte Götze zuletzt nichts Anderes ist als der auf der andern Seite erregte Dampf selbst.

Wir glauben, bei Betrachtung der Aufsätze des Hrn. Vischer von der persönlichen Bedeutung, die er ihnen durch die Vorrede mittheilt, abstrahiren zu dürfen.

Die ersten beiden Abhandlungen: „Dr. Strauß und die Würtemberger", und „Über allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der gegenwärtigen Zeit", sind unter die Rubrik „Zur Theologie" zusammengefaßt. Man fürchte aber nicht, in ihnen allzu vieler abstrusen Dogmatik oder spitzfindigen Bibelerklärung zu begegnen. Es ist nicht so schlimm gemeint. Der erstere von ihnen könnte auch zur Ethnographie gerechnet werden; denn er behandelt die Frage (S. 4): „Wie kommt es, daß gerade dieser Theil von Deutschland und näher diese Provinz dem Vaterlande und der Menschheit ein solches Individuum (wie der Verf. des «Lebens Jesu») schenkte?" Dies zu erörtern, wird bis S. 78 eine anziehende Darstellung des schwäbischen Landes und Stammes gegeben, besonders im Gegensatz zu Norddeutschland. Was darin die Schilderungen aus dem Vaterlande des Verf. betrifft, so müssen wir uns freilich bei denselben zufrieden geben, denn wir kennen es nicht; Norddeutschland aber möchte eine zu große Einförmigkeit zugeschrieben sein. Wenigstens sind manche der aufgestellten Charakterzüge, z. B. eine gewisse Gewandtheit in Rede und Benehmen, für Holstein, Mecklenburg, die Hansestädte — und was sollte Norddeutschland sein, wenn diese nicht berücksichtigt werden, — keineswegs zutreffend. Der Verf. scheint auch wirklich mit Norddeutschland keinen ganz bestimmten Begriff zu verbinden. S. 16 versteht er unter dem Norddeutschen Den, welcher ursprünglich Plattdeutsch spricht. So gehört schon das jetzige Königreich Sachsen gar nicht zu Norddeutschland. Dagegen wird aber (S. 37) Lessing der höchste Repräsentant der Norddeutschen genannt, der vollends in der halbslawischen Lausitz zu Hause war. Übrigens hat auch der Verf. von dem Verhältniß des Plattdeutschen zum Hochdeutschen, wo jenes Volksdialekt ist, eine unrichtige Vorstellung. S. 16 sagt er:

> Weil nun der Norddeutsche seinen ursprünglichen Dialekt vornherein auf die Seite legt und nur im engsten Kreise anwendet, so ist, indem die Kunstsprache seine gewöhnliche ist, sein ganzes Bewußtsein vornherein anders bestimmt: durch den Klang und Charakter seiner Rede fühlt er sich von Hause aus in das Element der modernen Reflexionsbildung gestellt, in das Element der Allgemeinheit, worin von dem Individuellen und Unmittelbaren provinzieller Naivetät abstrahirt ist.

Allein in gebildeten Familien ist das Hochdeutsche ganz und gar nicht Kunstsprache; die Kinder hören von früh auf nichts Anderes, es sei denn von den Dienstboten; der Gebildete z. B. in Hamburg kann oft kaum Plattdeutsch sprechen, er wendet den Dialekt nicht „im engsten Kreise" (das soll doch wol heißen in der Familie?) an, sondern nur wo er mit Leuten aus dem Volke, namentlich Landleuten, zu thun hat, denen das Hochdeutsch nur in der Predigt geläufig ist. Plattdeutsch und Hochdeutsch verhalten sich darin fast wie verschiedene Sprachen, nicht wie die Dialekte einer und derselben; auch ist das Plattdeutsche so abweichend, daß man es kaum als Dialekt betrachten kann, fast so wenig wie das Holländische. Der Verf. setzt selbst das norddeutsche Verhältniß dem schwäbischen, demzufolge auch die gebildeten Stände den provinziellen Dialekt reden, entgegen, kann sich aber dennoch von dem letztern in seiner Vorstellung nicht ganz losmachen. Nachdem also der Verf. (S. 78) auf Strauß gekommen, stellt er dar, wie dessen früherer Mysticismus den Keim der speculativen Weltansicht in sich getragen habe, wie das skeptische Element vornehmlich durch Schleiermacher in ihn gekommen sei, endlich wie er zu Hegel übergegangen, Alles mit häufigen Hinweisungen, wie dies durch sein schwäbisches Naturel bedingt sei. Ref. muß gestehen, daß er in Strauß' Stelle seinem Freunde diesen Aufsatz wenig gedankt haben würde. Denn einerseits muß Einem, wenn man so biographisch über sich Bericht erstatten sieht, zu Muthe sein, als sollte man damit entweder für todt und begraben erklärt werden, oder für beispiellos wichtig, und dann ist es doch ein verflucht schlechtes Compliment, mir das Beste, was ich geistig geleistet zu haben glaube, so ohne weiteres aus bloßen Naturelementen — denn dazu gehört doch die physische Abstammung durchaus — vorzuconstruiren.

Der zweite Aufsatz ist zunächst durch die Erledigung des Lehrstuhls der Dogmatik in Tübingen nach Abgang des Prof. Dorner hervorgerufen, und vertheidigt die Anstellungsfähigkeit der Straußianer. S. 144 wird angegeben, wie ein solcher sich als Geistlicher zu verhalten hätte:

> Er predigt nicht, es gibt keinen Teufel, denn das Volk hat einmal in dieser Figur die Idee des Bösen hypostasirt; er legt ihm nur ans Herz, daß der wahre Sitz des Teufels im Innern eines Jeden ist. Da mag denn außerdem sich noch extra einen Teufel an die Wand malen, wer das Bedürfniß hat. Er predigt nicht, es gab keine Wunder, er leitet nur darauf hin, daß die wahren Wunder die geistigen sind. Da mag denn außerdem noch extra glauben, daß Trauben auf Tannen wachsen können, wer das Bedürfniß hat. Er predigt nicht: es lebte kein historisches Individuum, das von den wesentlichen Schranken der Individualität frei gewesen wäre, sondern er sagt nur:
>
> Ist Christus tausendmal in Bethlehem geboren
> Und nicht in dir, du bleibst doch ewiglich verloren.

Das ist Alles recht schön, aber daß die Theologen sich damit nicht zufrieden geben konnten, ist klar. Der christliche Geistliche soll aus der Gemeinde selbst hervorgehen, nicht sie mit Erziehungskünsten, mit Herablassung in ihren „Kinderglauben" bearbeiten. Wie es ihm möglich sein sollte, diese unbefangene Stellung zu bewahren, das war eben das Problem.

Es folgen drei Aufsätze über bildende Kunst. „Sie schlagen", sagt die Vorrede, „alle mit wiederholten Schlägen auf Einen Punkt: keine Transscendenz, keine Mythen, keine Allegorie, sondern Geist der Wirklichkeit."

Der erste von ihnen über das Gemälde von Overbeck „Der Triumph der Religion in den Künsten" macht uns freilich mit einem grassen Beispiel der entgegengesetzten Richtung bekannt. Mit dem Urtheile über dasselbe scheint es seine Richtigkeit zu haben. Gleichwol läßt die Begründung desselben zu wünschen übrig.

Es ist in Symbol und Allegorie dasselbe äußerliche und dem wahrhaft Schönen fremde Verhältniß zwischen Bild und Idee. Der Unterschied ist nur der, daß das Symbol ein instinctmäßiges Product der im Dunkel suchenden Phantasie der Naturreligionen, Allegorie das Machwerk eines Einzelnen ist, der sich mit nüchterner Wahl des Verstandes einen Begriff ersinnt und ihn dann in ein beliebiges Bild verbirgt. Die symbolische Einbildungskraft confundirt, sich selbst dunkel, Bild und Idee; die Allegorie, deren Verfertiger für seine Person über den Unterschied und das Tertium beider völlig im Klaren ist, spielt Versteckens mit dem Zuschauer. Zwischen dem Weltstier Apis und dem Abstractum der ursprünglichen Zeugungskraft ist an sich dasselbe Verhältniß wie zwischen den zwei Bestandtheilen irgend einer modernen Allegorie, aber dem Ägyptier fielen Apis und Urkraft dunkel zusammen; was dagegen unter dem Homunculus zu verstehen sei, wußte Goethe recht wohl, nur der Leser soll sich müde rathen.

So einfach möchte die Sache denn aber doch nicht sein. Gegen diese Allegorie zu streiten wäre ja im Grunde eine Trivialität; sie ist überhaupt gar nichts Ästhetisches; ihren Unwerth darlegen, heißt gar nichts Anderes als nur erst überhaupt die Sphäre des Ästhetischen gegen die des Verstandesmäßigen feststellen. Warum sollte aber, was der Verf. Symbol nennt, nur an die bestimmte historische Bildungsstufe der Naturreligion geknüpft sein? Ist nicht namentlich von Schiller theoretisch und praktisch ans Licht gestellt, daß es für den Künstler ein Hineingebären, ein Hineinleben des Gedankens in das Sinnliche gebe, und wenn dies in der Weise möglich sein soll, daß vollkommen plastische Gestalten daraus hervorgehen, warum nicht noch eher so, daß Symbole entstehen? Gibt doch Hr. Vischer weiterhin selbst zu, daß die Allegorie hier und da, etwa als Decoration, zugelassen werden könnte, was doch unmöglich sein würde, wenn sie wirklich das rein Unästhetische wäre, wozu er sie macht.

Eine Zierde der Sammlung ist der folgende Aufsatz „Die Aquarellcopien von Ramboux" in der Galerie zu Düsseldorf. Er schließt sich gewissermaßen unmittelbar an den vorigen an. Overbeck will vor Allen die ältern Italiener studirt wissen, und sieht in ihnen den Gipfel aller Kunst. Vischer ebenfalls, aber in ganz anderer Beziehung. Ihre Vollendung, sagt er, liegt in ihrem Geist. Und was war dieser Geist Anderes als die strenge Vertiefung in die Sache, Erfüllung der Brust mit dem großen Gegenstande, der in aller Herzen lebte? S. 234 heißt es:

Dies ist die fruchtbringende Wahrheit, welche uns die Geschichte der Malerei bei dem Volke, das im Mittelalter einen dem Wesen dieser Kunst wahrhaft normativ entsprechenden Entwickelungsgang durchlief, dem italienischen, mit hundert Stimmen zuruft. Ich weiß wohl, daß eine nicht kleine Partei (eben die, zu welcher Overbeck gehört) gerade die entgegengesetzte Folgerung aus diesem Schauspiele zu ziehen gewohnt ist, daß sie behaupten, wir sollen, weil die Italiener gerade in diesen Stoffen groß waren, mit Verleugnung unsers ganzen Zeitbewußtseins, eben dieselben wählen, während ich vielmehr folgere, wir sollen sie darin nachahmen, daß wir unsere Stoffe aus derselben Quelle schöpfen, aus dem lebendigen und gegenwärtigen Geiste der Zeit und Nation.

Diese Unmittelbarkeit fehlt uns, wir kränkeln an der Reflexion. Dies wird besonders auf äußerst lehrreiche und anregende Weise (S. 220—231) an dem Gebrauche gezeigt, den man in der Landschaft von der Staffage mache. Um nun also diesen großen Stil der italienischen Malerei ins Licht zu stellen, dazu würden, da doch nur Wenigen vergönnt ist, Italien zu sehen, historisch angelegte Sammlungen von Copien dienen können. Eine solche sind die Aquarelle von Ramboux. Der Verf. geht sie durch, macht Vorschläge zu ihrer Vervollständigung, und spricht den Wunsch aus, daß man auf ihre Vervielfältigung durch die großen technischen Mittel, die unserer Zeit zu Gebote stehen, denken möge.

(Der Beschluß folgt.)

Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden. Herausgegeben von C. O. L. von Arnim. Dritter und vierter Theil. — A. u. d. T.: Reise durch Neapel, Sicilien, Malta und Sardinien. Zwei Theile. Leipzig, Hinrichs. 1845. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gleich von vornherein muß Ref. bekennen, daß dieses Buch auf ihn einen sehr angenehmen Eindruck gemacht hat. Zunächst dadurch, daß er es unmittelbar nach Rellstab's „Briefen aus Paris" und nach den „Orientalischen Briefen" der Gräfin Hahn las, welche trotz ihrer künstlichen Würze ihm ein sehr unbehagliches Gefühl von Übersättigung hinterlassen hatten, was jedoch auf die ersten Dosen von etwas flüchtiger Essenz aus der Reiseapotheke unsers Flüchtig-Reisenden entwich. Ihm war ungefähr zu Muthe wie jenem Theaterbesucher, der, aus dem Orchesterlärm einer unserer neuern Opern auf die Straße tretend, wo eben ein großer Zapfenstreich vorüberzog, ausrufen mußte: Gott sei Dank! endlich eine sanfte Musik! Aber auch abgesehen von dieser durch den Gegensatz bedingten Wirkung wird das Buch unsers Reisenden einen günstigen Eindruck nicht verfehlen. Zuerst tritt uns wohlthätig in demselben eine Persönlichkeit entgegen, die in unsern Tagen zu den seltenen gehört; kein blasirter, moroser, an Weltschmerz und Europamüdigkeit kränkelnder, oder tendenziöser, überall geistreich und romanhaft sich spreizender Tourist, sondern ein lebensfroher, unbefangener, freundlich und mild gesinnter Gentleman, wenn man nicht vielleicht noch passender Cavalier sagen will. Wir müßten ihn nach der überall sich kund gebenden Frische des Wesens und der leichten, lieblichen und geistigen Beweglichkeit für jung halten, wenn er nicht selbst durch häufig eingestreute Erinnerungen, die an eine Zeit vor 40—50 Jahren reichen, uns nöthigte, ein gewisses Alter bei ihm vorauszusetzen, aber eben dadurch auch den Beweis lieferte, daß die wahre Jugend nicht auf den Zeitraum weniger Jahrzehnde beschränkt ist. Eins nur wagt Ref. mit Bestimmtheit zu behaupten, was er aus den ersten und letzten Zeilen des ganzen Buches entnimmt, nämlich daß der Verf., nach der englischen Bezeichnungsweise, in single blessedness lebt. Denn wer unmittelbar vor der Abreise und gleich nach der Rückkehr es sein Hauptgeschäft sein läßt, mit dem „schönen, blau und gelb gefiederten Arra" das Frühstück zu theilen, der gibt deutlich zu verstehen, daß ihn kein Familienkreis umgibt. Diese Freiheit kommt nun der Reiselust unsers Verf. sehr zu statten, die ihn zu häufigen und weiten Ausflügen von je her ver-

anlaßt hat. Diese erstrecken sich jedoch nicht nur nach ihm neuen Ländern und Städten, sondern auch nach früher besuchten und lieb gewordenen, und so bricht denn Hr. von Arnim im Januar 1844 nach dem schon fünf Mal von ihm bereisten Italien auf. Reist er auch mitunter schnell und nennt er sich selbst einen Flüchtig-Reisenden, so hat man doch diese Benennung nicht allzu wörtlich zu nehmen, da er oft lange genug an demselben Orte verweilt; ebenso sind seine Bemerkungen keineswegs immer so flüchtig wie der Titel glauben machen will, sondern sie zeugen meistens, wenn auch kurzgefaßt und leicht hingeworfen, von einer sehr geübten Beobachtungsgabe und enthalten in nuce mancherlei Denkstoff, der glücklicherweise nicht nach heute beliebter Manier dem Leser wie ein präparirter Brei angeboten wird.

Der erste Theil enthält die Reise über Leipzig, München, Mailand, Genua nach Neapel und den zweimonatlichen Aufenthalt daselbst. Allenthalben ist der Verf. schon in früher Jugend oder selbst als hallischer Student gewesen, allenthalben eingeführt in die ersten, selbst höchsten Kreise der Gesellschaft, mit ihnen wie mit den Notabilitäten der gebildeten Stände bekannt, und so findet er häufig Gelegenheit, durch Erinnerung an alte Zeiten und merkwürdige Bekanntschaften die Gegenwart zu beleben. Sehr interessant ist, was er in dieser Beziehung über das damalige Leipzig, über Regensburg mit seinen diplomatischen Illustrationen und Curiositäten und über München mittheilt, wo er früher am kurfürstlichen, später am königlichen Hofe Max Joseph's die großartigste Gastfreiheit herrschend fand. Von dem bereits zum vierten Male besuchten Mailand reist der Verf. in bequemster Diligence nach Genua, während noch im Jahr 1802 eine dorthin von Genf durch die Bocchetta gemachte und hier sehr anmuthig erzählte Reise mit den größten Strapatzen und Fährlichkeiten verbunden war. In Genua schifft er sich auf dem neapolitanischen Dampfschiff Mongibello ein und ist in wenigen Tagen wohlbehalten in Neapel.

Aus dieser Sirenenstadt läßt es der Verf. nicht an den mannichfaltigsten Mittheilungen fehlen. Ein Hauptthema bilden zunächst die Salons, die Theater und der Carneval. Welch ein Umschwung der Dinge, wenn 1844 zu Neapel im Hause des französischen Gesandten „Lützow's wilde Jagd" und „Du Schwert an meiner Linken" von Franzosen gesungen wird! Die Ballettänzerinnen, zur Aufrechthaltung der Decenz (in Neapel!) „mit engen grünen Beinkleidern unter dem Rock, die bis aufs halbe Oberbein reichen, bekleidet" zu sehen, würden unsere Verehrer der „lieben, langen, lasterhaften Beine", wie Heine sie nennt, nicht ertragen. Zu den interessanten Erlebnissen des Verf. gehört auch eine nicht unergiebige Ausgrabung in Pompeji, welcher wahrscheinlich keine Eingrabung voranging, wie dergleichen zum Besten hoher Herrschaften wirklich und nicht immer geschickt angestellt werden sollen, sodaß man auch einmal eine Schere und ein Taschenmesser aus Sheffield zum Vorschein kommen sah. Die Residenz der preußischen Gesandschaft in der sogenannten Capella vecchia erweckt in Hrn. von Arnim die Erinnerung an den ehemals hier wohnenden, ehrwürdigen und ihm befreundeten Erzbischof von Tarent, Capece Latro († 1836), von dessen Leben und Wirken er nicht nur eine anziehende Schilderung entworfen, sondern auch sein Bild in Steindruck dem Bande beigefügt hat. Paläste, Kirchen, Räuber, Volksbildung, Finanzen, Fastenzeit und ihre Genüsse bieten außerdem reichlichen Stoff zu anregenden Besprechungen dar.

Im zweiten Theile folgen wir unserm Reisenden nach Sicilien, wandern mit ihm durch Palermo und dessen Umgebungen, begleiten ihn nach Messina, Taormina, Catania, auch eine Strecke den Ätna hinauf, den er nicht ganz erstieg, nach Syracus, und schiffen dann im Dampfer Maria Cristina bei schlechtem Wetter nach Malta. Hier auf das gastfreieste von den englischen Behörden aufgenommen, macht sich der Verf. den kurzen Aufenthalt wohl zu Nutze und kehrt dann nach kurzem Verweilen in Syracus, Messina und Neapel (drei Tage) nach Genua zurück. In Genua faßt er den Entschluß, nach Sardinien zu gehen, welches Land, außer dem Bereiche der gewöhnlichen Touristen liegend, nur selten in unsern Tagen besucht wird. Um so mehr sind wir Hrn. von Arnim zu Dank für seine Mittheilungen verpflichtet, in welchen mancher neue Aufschluß über die verschiedenartigsten Verhältnisse der merkwürdigen Insel enthalten ist. Auch hier hatte der Verf. vor andern Reisenden mancherlei Vortheile und Erleichterungen der Gunst zu danken, welche seiner Persönlichkeit widerfuhr, eine Gunst, deren er sich allenthalben durch die in neuern Reisewerken so oft vermißte Discretion und durch den Adel der feinsten Sitte und Bildung würdig zeigt. Im Juli ist unser Flüchtig-Reisender nach halbjähriger Abwesenheit wieder in dem heimatlichen Berlin und hier nehmen wir von ihm einen flüchtigen, d. h. kurzen Abschied. Denn wir wünschen und hoffen ihm bald wieder auf einem neuen Ausfluge zu begegnen, auf welchem die ihm so holden Genien des jugendlichen Frohsinns und der Gesundheit ihn fürder begleiten mögen. 32.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Esprit des institutions militaires.

Der Marschall Marmont, Herzog von Ragusa, hat unter dem Titel: „Esprit des institutions militaires", soeben ein neues Werk erscheinen lassen, in welchem er die längst bekannten Ansichten Napoleon's über Organisation und Behandlung der Armee nochmals ausführlich auseinandersetzt. Das Heer ist eine Maschine, deren einzelne Glieder so genau und leicht ineinandergreifen sollen, daß ein Arm sie mit Leichtigkeit handhaben könne. Die Hebel, durch welche diese eine Hand den ganzen Mechanismus nach Belieben in Bewegung setzt, sind: Ruhm, Begeisterung für den König (oder Kaiser) und Vaterlandsliebe. Der Kitt, welcher die verschiedenen Theile unter sich zusammenhalten soll, ist der möglichst crasse und arrogante esprit de corps. Das sind die Grundgedanken des Buches. Napoleon hat sie vor Jahren am besten ins Leben zu rufen verstanden; er fühlte sehr wohl, daß der Stock nicht mehr der einzige Hebel und das Tractament nicht mehr der einzige Kitt sein dürfe; er verfeinerte, er verwandelte beide. Das war ein großer Fortschritt für seine Zeit. Jetzt aber sind wir auch über diesen spiritualisirten Korporalismus hinweg, denn jetzt ist ein Eroberungskrieg unter civilisirten Nationen unmöglich geworden. Heute ist die Armee nichts Anderes mehr als das bewaffnete Volk, welches fremde Eingriffe in sein Recht und Eigenthum abweist. Wo sie mehr sein und thun will, herrscht noch Barbarei. Darin liegen zugleich auch alle Bestimmungen über Organisation und Behandlung des Heeres, kurz der ganze esprit des institutions militaires d'aujourd'hui. 8.

Schätze der Kirchen von Rheims.

Zu Rheims erschien vor kurzem ein Werk unter folgendem Titel: „Trésors des églises de Reims", von Prosper Tarbé (mit 31 Lithographien, 4.). Die Kirchen zu Rheims haben der Taufe Clodwig's und der Krönung der französischen Könige in jener Stadt eine historische und religiöse Wichtigkeit zu verdanken, die bis zu den ersten Zeiten der Frankenherrschaft hinaufsteigt. Darum hat auch die königliche Munificenz dieselben stets mit den kostbarsten Geschenken bereichert. Man begreift leicht, welches Interesse für die französische Geschichte und Kunst die Beschreibung der heiligen Gefäße, Kleinodien, Reliquienkästchen, Gewänder, Fahnen, Wandteppiche u. s. w. haben muß, welche sich seit Einführung des Christenthums bis auf unsere Tage unter den Schätzen der Kirchen Notre-Dame, Saint-Remi und Saint-Nicaise u. s. w. angehäuft haben. Gute lithographirte Zeichnungen der vornehmsten der beschriebenen Gegenstände begleiten das Werk. Freunde solcher Kostbarkeiten können sich aus demselben belehren. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 118. —— 28. April 1845.

Kritische Gänge. Von Friedrich Theodor Vischer. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 117.)

Auch in der Recension über Hallmann's „Kunstbestrebungen der Gegenwart" bespricht der Verf. die Hindernisse, welche in unserer Zeit einer frischen Entfaltung der Kunst entgegenstehen. Er findet sie im Allgemeinen wiederum in der vorwaltenden Reflectirtheit, die einerseits die sinnliche Umgebung unmalerisch mache, andererseits nicht verstehe, sich zu allgemeinen Interessen, zu einem öffentlichen Leben zu erheben. Wir müssen ihm darin der Sache nach recht geben; viele von seinen Bemerkungen, z. B. daß in dem Handwerke, welches immer mehr durch den Fabrikbetrieb verdrängt werde, der eigentliche Boden der Kunst verloren gehe, sind äußerst treffend. Allein er scheint es uns in der Form zu versehen. Er will aus den Umständen, welche doch nur Bedingungen für die Blüte der Kunst sind, dieselbe hervorgehen lassen. So findet er z. B. ein Hinderniß derselben in unserer unmalerischen Kleidertracht. Aber eine Tracht ist nur so lange unmalerisch, bis ein künstlerisches Auge ihr eine malerische Seite abzugewinnen weiß. Der Verf. sagt bei Gelegenheit von Hallmann's Vorschlag, Scenen aus dem Siebenjährigen Kriege zu malen, die Zopfzeit sei gegen die Gegenwart noch sehr malerisch. Richtig — so urtheilen wir, weil sie nicht mehr unsere unmittelbare Umgebung ist, weil wir sie gar nicht anders kennen als aus Kunstwerken, welche sie eben künstlerisch zu benutzen verstanden. Ein andermal meint er, wie viel pittoresker sei ein Wagen von schnaubenden Hengsten gezogen als ein Eisenbahnzug. Zugegeben — aber abgesehen davon, daß es doch auch noch mit Pferden bespannte Fuhrwerke gibt, wer zwingt uns denn, in dem Eisenbahnzug etwas Pittoreskes zu suchen? Das Verhalten des Künstlers zur Wirklichkeit besteht ja überhaupt nur darin, daß er aufnimmt, was er brauchen kann, und das Übrige beiseite liegen läßt. Überdies fragt es sich gar sehr, ob nicht von anderer Seite, z. B. von architektonischer, gerade das Eisenbahnwesen der Kunst ganz neue und sehr anregende Aufgaben stellt, so wie auch manche Fabrikbauten sonst gleichgültigen Landschaften ein außerordentliches malerisches Interesse mittheilen. Ein ähnlicher Fall tritt bei den Dampfschiffen ein, die er ebenfalls nennt. Mag ein Segelschiff für sich allein genommen einen prächtigen Anblick gewähren; wir haben Seestücke gesehen, in denen die Unabhängigkeit der Dampfschiffe von dem Element, im Sturm wie bei Windstille, auf äußerst glückliche Weise benutzt war; auch lassen schon an sich die Kriegsdampfschiffe bei der höhern Orlogsbemastung, und besonders, wegen des Wegfalls der unförmlichen Räderkasten, die jetzt in Gebrauch kommenden Schraubendampfschiffe in ihrem Ansehen nichts zu wünschen übrig. Endlich müssen wir aber wieder auf die obige Bemerkung zurückkommen: die malerischen Motive, welche eine Segelflotte darbietet, sind Allen geläufig; der Inländer vergegenwärtigt sich, wenn er ein Seeschiff vorstellen will, vielleicht nur irgend ein Gemälde, für eine Dampflotte dagegen ist die künstlerische Auffassung erst aufzufinden. Laßt nur die rechten Genies kommen, der Stoff wird sich unter ihren Händen schon gestalten müssen. Und Das erlaube uns der geehrte Hr. Verf. auch auf die andere Seite der Sache, auf den politischen und religiösen Zustand der Gegenwart anzuwenden. Wir können uns nicht mit der Ansicht befreunden, daß die Kunst nur so ohne weiteres eine Ausgeburt derselben sein müsse; auch er wird für sie immer nur eine Veranlassung zu eigenthümlichen Schöpfungen sein, den dann freilich hinterher eben nur auf diese Verbindung anzusehen — und darin besteht die heutige Kunstphilosophie großentheils — Niemandem verwehrt werden kann.

Von den Aufsätzen über Poesie behandelt der erste die Literatur über Goethe's „Faust". Wir können über ihn kurz sein. Er ist eigentlich vom Verf. nur darauf berechnet, seinen Begriff von der Allegorie und seinen Widerwillen gegen dieselbe an einem bestimmten Beispiel, dem zweiten Theile des Gedichts, darzustellen, welches den Gegensatz der wahren Poesie, wofür er den ersten anerkennt, selbst gleich bei sich führe. „Der Faust ist dunkel", so beginnt er, „darf ein Gedicht dunkel sein?" und schließt: „Wer Der ist, der Homunculus, das mechanisch ohne Potenz gemachte Menschlein? das ist der zweite Theil Faust von Goethe." Wir haben schon oben angedeutet, daß er uns die Sache zu sehr übers Knie zu brechen scheint. Allein da wir, um dies weiter auszuführen, ebenfalls auf den zweiten Faust eingehen müß-

ten, der Verf. aber in der Vorrede bei Gelegenheit Rötscher's sagt, daß er über denselben nichts mehr lese, so schweigen wir lieber. Doch müssen wir uns erlauben anzumerken, daß wir, was der Verf. Bd. 1, Vorrede S. x sagt: „Gemäßigt habe ich einige Stellen, wo mir das Unreife zu sehr in die Gestalt des Rohen zu versinken schien", nicht in hinlänglichem Maße bestätigt gefunden haben. Hr. Vischer ist ein geistreicher Mann, aber der eigentliche Witz gelingt ihm selten; derselbe kommt bei ihm fast immer frostig heraus, und wird dann zu beleidigender Persiflage. Wenn er z. B. S. 125 von der Krause'schen Philosophie sagt, daß sie in ihrer krausen Terminologie, hinter der nicht viel sei, der Menschheit Schnitzel kräusle, so ist das nicht übel; fügt er dann aber hinzu: „Doch der Meister ist wol mehr und anders als der Schüler, ich will «dem größten Philosophen unserer Zeit, dem lange verkannten und nun seligen Krause, dem Schöpfer des tiefsten und wahrsten Systems» nichts zu leide thun; Gott hab' ihn selig! gebe seinem Leibwesen eine fröhliche Auferstehung, nehme ihn auf in die Wohlordnung des Wesengemäßen, erhebe ihn zu der geläutertsten Anschauung der Harmonie und beseligenden Liebemilde des ewigen Wahren, Guten und Schönen, lasse ihn erblicken das Ideale oder Geist-Schöne und des Wesenalls harmonischen Wesengliedbau in seinem wesenlichen Gliedbauleben": so lachen wir vielleicht ein wenig, aber es ist uns nicht wohl dabei.

In anderer Weise kommt der Gegensatz von Poesie und Nichtpoesie zur Sprache in den vier folgenden Aufsätzen über die dichterischen Antipoden Eduard Mörike und Herwegh. Müssen wir, wie aus dem Obigen hervorgeht, behaupten, daß der Verf. bei seinem Kampfe für die Wirklichkeit in der Kunst den Begriff einer rein poetischen Wirklichkeit nicht immer festgehalten, so erhellt doch aus der Anerkennung des erstern der genannten beiden Männer und der männlichen Zurechtweisung, welche, bei Anerkennung seiner politischen Grundsätze, der letztere erfährt, daß er dieselbe in der Anschauung vollkommen ergriffen habe.

Die übrigen Aufsätze übergehen wir. Der Vorschlag zu einer Oper geht zunächst die Musikverständigen an, und was den Plan zu einer neuen Gliederung der Ästhetik betrifft, welcher uns freilich am meisten interessirt hat, so behalten wir uns ein tieferes Eingehen auf ihn, dem ohnehin an diesem Orte kaum der nöthige Raum gegönnt werden dürfte, bis auf das Erscheinen des Handbuchs vor, von welchem er, laut Eingang, ein Vorläufer ist. **Wilhelm Danzel.**

Schweizerische Literatur über den Jesuitismus.

Fast die ganze neue schweizerische Literatur dreht sich jetzt um die wichtige Jesuitenfrage. Es erscheinen täglich größere und kleinere Schriften über diesen Gegenstand, die aber kaum richtig gewürdigt und verstanden werden können, wenn man nicht zugleich eine klare Vorstellung von den Fortschritten des Ultramontanismus in der Schweiz und von der Politik hat, welche die römische Curie in Beziehung auf die Eidgenossenschaft schon lange beharrlich verfolgt. Eine wahre Einsicht in den Verlauf der Sache kann man aber am wenigsten aus den einseitigen und zerstückten Correspondenzen der deutschen Blätter gewinnen, und am allerwenigsten erhalten die Leser der augsburger „Allgemeinen Zeitung" ein richtiges Bild davon, da diese Zeitung, was die schweizerischen Angelegenheiten betrifft, seit geraumer Zeit besonders einseitig zu Werke geht. Hier zu Lande zuckt man über die augsburger Zerrbilder freilich nur die Achseln. Wissen wir ja, daß das bairische Blatt in dieser Hinsicht unter einem besonders hohen Luftdrucke lebt, der ihm das freie Athmen ganz und gar unmöglich macht.

Die römische Curie hat von jeher die große Wichtigkeit der politisch zerstückelten Schweiz für Durchführung ihrer Absichten und Plane erkannt. Sehr bemerklich ist der Einfluß dieser ultramontanen Politik schon seit der Einführung der ständigen Nunciaturen in der Schweiz und seitdem es Rom gelungen, alle Klöster der bischöflichen Jurisdiction zu entziehen und sie unmittelbar dem päpstlichen Einflusse zu unterwerfen. Die schweizerischen Bisthümer waren mit den benachbarten französischen und schweizerischen Erzbisthümern so lange verbunden, bis die so Manches lösende französische Revolution auch diesen Verband aufhob, worauf Rom, im Widerspruche mit den Bestimmungen des katholischen Kirchenrechts, die unmittelbare Unterordnung dieser Bisthümer unter seine Herrschaft durchsetzte. Bei der geringen Zahl der schweizerischen Katholiken, etwa 900,000, hat die Gesammtheit aller Bisthümer in der Schweiz kaum die Größe eines der unmittelbaren deutschen oder französischen Bisthümer. Allein auch diese Zersplitterung in Bezug auf die kirchliche Eintheilung lag im Interesse Roms, weil dadurch die Zahl der vom päpstlichen Stuhl abhängigen geistlichen Würdenträger und somit die Masse der geistlichen Miliz wuchs, wodurch Rom seine Eroberungen auszudehnen suchte. Ein Hauptwerkzeug zur Erreichung ultramontaner Zwecke war bekanntlich von jeher der Jesuitenorden. Schon vor seiner Wiederherstellung im J. 1815 schlichen sich die Jesuiten in den Canton Wallis ein, ohne vorerst noch öffentlich hervorzutreten, bis ihnen im J. 1815 die Collegien zu Sitten und Brieg förmlich übergeben wurden und sie hiermit anerkannt waren, ohne daß die andern Cantone Einspruch thaten. Dagegen mahnten Bern und Zürich im J. 1818, während der Periode der Restauration, sehr ernstlich von der Einführung des Jesuitenordens in Freiburg ab, die aber gleichwol trotz des Widerspruchs einer aufgeklärten starken Minorität im Canton selbst durchgesetzt wurde. Vor einigen Jahren erfolgte nun die Einführung der Gesellschaft Jesu in den Canton Schwyz, ebenfalls im Widerspruche mit dem Beschlusse einer frühern schwyzerischen Landsgemeinde. Jetzt, nachdem es der ultramontanen Partei gelungen war, die Verfassung des Cantons Luzern in ihrem Interesse umzugestalten, fing man an, die Berufung der Jesuiten auch an diesen sogenannten katholischen Vorort zu betreiben. Nach allerlei vorbereitenden Missionen wurde die Berufung beschlossen, ungeachtet eine sehr zahlreiche und entschiedene Opposition sich im Kern des luzerner Volkes schon damals kundgegeben hatte. Auch die Mehrheit der schweizerischen Bevölkerung überhaupt erkannte endlich die Größe der drohenden Gefahr, woraus eine die ganze Schweiz erschütternde Aufregung hervorgegangen ist. Diese so vielfach gemisdeutete Volksbewegung ist doch nichts mehr und nichts weniger als der Ausdruck eines richtigen Gefühls der Selbsterhaltung, als eine gerechte Nothwehr.

Um die ganze Gefahr zu ermessen, welcher die Schweiz durch die Berufung der Gesellschaft Jesu nach Luzern entgegensieht, muß man besonders die Stellung des Cantons Aargau ins Auge fassen. Das jetzige Aargau bestand zur Zeit der Mediation aus zwei Cantonen, dem katholischen Canton Baden und dem reformirten Aargau, und wurde erst durch die Restauration in einen Gesammtcanton vereinigt, dessen Bevölkerung zur etwas größern Hälfte aus Reformirten besteht.

Nach der Umgestaltung der Verfassung des Cantons Aargau im Geiste des Princips der Repräsentativ-Demokratie wurde der daselbst bestehende confessionnelle Gegensatz schon 1835 bei der durch die sogenannten Badener Conferenzartikel entstandenen Aufregung, sowie 1840 und 1841 bei Gelegenheit der Revision der Verfassung von der ultramontanen Partei zu wiederholten Aufständen benutzt. Zu beiden Malen war der Antrieb zur Empörung hauptsächlich von den zahlreichen aargauer Klöstern ausgegangen, von denen gerade das wichtigste, reichste und mächtigste, die Abtei Muri, nahe an der luzernischen Grenze liegt. Nach Unterdrückung des letzten ultramontanen Aufstandes hatte der Große Rath des Cantons Aargau mit einer bedeutenden Majorität die Aufhebung aller Klöster beschlossen, wohl einsehend, daß seine gesicherte politische Existenz neben dem Fortbestande der Klöster, die ebenso viele feindliche Staaten im Staate gebildet, unmöglich sei. Daran nun hat sich die lange verhandelte Klosterfrage geknüpft, welche endlich, wie bekannt, von der Tagsatzung dahin entschieden wurde, daß die Aufhebung eines Theiles der Klöster gutgeheißen ward, jedoch unter der Bedingung, daß der Stand Aargau diejenigen Klöster wiederherzustellen habe, deren Fortbestand seine friedliche politische Existenz nicht geradezu gefährde. Aargau leistete diesem Tagsatzungsbeschlusse Folge, indem es wirklich vier Nonnenklöster herstellte, während es bei der Aufhebung derjenigen Klöster verblieb, die man in Wahrheit als den Herd der immer wiederkehrenden Unruhen betrachten konnte. Die Stimmung in den an den Canton Luzern angrenzenden Bezirken des Aargaus hatte sich indessen noch keineswegs vollständig beruhigt, als die neue ultramontane Regierung in Luzern mehre aufregende jesuitische Missionen nahe an den Grenzen des katholischen Aargaus veranstalten ließ und hierdurch deutlich genug die Absicht an den Tag legte, bei erster Gelegenheit die Versuche der Revolutionnirung des Aargaus zu erneuern.

Während dieser Manifestationen hatte die Jesuitenpartei im Wallis ihren blutigen und großes Unheil nach sich ziehenden Sieg am Flüßchen Trient errungen. Es ist notorisch, daß diese Partei von der dem Jesuitenorden affiliirten, in Lyon gegründeten Gesellschaft zur Verbreitung des katholischen Glaubens mit bedeutenden Geldsummen unterstützt wurde. Erklärte doch sogar der Abt von St.-Moritz im Canton Wallis von öffentlicher Kanzel herab diesen Sieg für ein Werk jener Gesellschaft. Über die Ereignisse im Wallis sind zu vergleichen:

1. Bericht des eidgenössischen Commissariats im Canton Wallis an den eidgenössischen Vorort. Von Altlandammann Schmidt von Uri und Staatsschreiber B. Meyer. Luzern 1844.
2. Die Ereignisse im Canton Wallis. Übersetzung der Schrift: La contre-révolution en Valais, au mois de mai 1844, von Moritz Barmann, mit Noten. Nebst einer geschichtlichen Einleitung und einer Schlußbetrachtung von Ludwig Snell. Zürich und Winterthur, Literarisches Comptoir. 1844.

Die erste Schrift trägt zwar ein officielles Gepräge, ist aber gleichwol nichts mehr als eine Parteischrift. Ihr Hauptverfasser ist der in letzter Zeit nur allzu bekannt gewordene B. Meyer von Luzern, dem seine politischen Gegner wegen der Grausamkeit, die sie ihm zuschrieben, den Beinamen „Blutbeni" (Beni ist eine Abkürzung für Bernhard) gegeben haben. Er hat auch in der neuesten Jesuitenfrage nur eine betrübte Parteirolle gespielt und als blindes Werkzeug der politischen Propaganda sich bloßgestellt. Der Verf. der zweiten Schrift, Moritz Barmann, obwol einer der Betheiligten im Parteikampfe des Cantons Wallis, gibt dennoch eine Schilderung der Ereignisse daselbst, die den Charakter der Unparteilichkeit trägt und in allen Hauptsachen durch Documente belegt ist. Ihr Werth wird in der deutschen Übersetzung durch die sehr gründliche geschichtliche Einleitung des bekannten Publicisten und genauen Kenners des schweizerischen Staatsrechts, Ludwig Snell, noch bedeutend erhöht. Am besten erkennt man die traurige Bedeutung der beklagenswerthen Ereignisse im Canton Wallis an den unseligen Früchten, die sie getragen. Hat doch die neue Verfassung dieses Cantons nicht blos den öffentlichen, sondern sogar den Privatgottesdienst der Protestanten daselbst verboten.

Bei diesen Fortschritten des Ultramontanismus und den zumal von der luzerner Regierung so deutlich an den Tag gelegten Absichten gegen den Canton Aargau beschloß der Große Rath dieses Cantons im Interesse der Erhaltung des Friedens, der Ruhe und Ordnung in der Schweiz, bei der Tagsatzung im Sommer 1844 einen Antrag für Aufhebung und Ausweisung des Jesuitenordens. Dieser Antrag blieb zwar zunächst in der Minderheit; doch erwarb sich der aargauische Seminardirector A. Keller als Gesandter bei jener Tagsatzung das große Verdienst, die schweizerische Bevölkerung auf den ganzen Umfang der sie bedrohenden Gefahr aufmerksam gemacht zu haben. Die sehr gründliche Motivirung seines Antrags ist zugleich als besondere Flugschrift erschienen, die auch der Aufmerksamkeit des deutschen Publicums in hohem Grade zu empfehlen ist. Sie erschien unter dem Titel:

3. Über Aufhebung und Ausweisung des Jesuitenordens in der Schweiz. Vortrag der aargauischen Ehrengesandtschaft auf der eidgenössischen Tagsatzung zu Luzern am 19. Aug. 1844. Von Augustin Keller. Aarau, Sauerländer 1844.

Der Verf., der selbst Katholik ist, weist zuerst auf die walliser Ereignisse am Trient und deren Folgen hin. Er erlaubte sich kein Schimpfen über die Jesuiten, wie es in übergroßem Eifer in Zeitungen und Schriften zuweilen vorkommt; er erkannte im Gegentheil die frühern Verdienste einzelner Mitglieder sowie des ganzen Ordens an, predigte aber den Kampf gegen seine Grundsätze, seine Tendenzen und Wirkungen. Seite 6 heißt es: „In seinem Ursprunge war er (der Orden) eine fromme Stiftung, in seiner Vollendung eine dämonische Macht; in seinen Mitgliedern überall verbreitet und doch in seinen Constitutionen nirgend gekannt; ein Bettelorden, der nicht bettelt und an Reichthümern Fürsten überbietet; in seinen Grundsätzen bald kirchlich verdammt, bald wieder gebilligt; von einem Papste kraft göttlicher Eingebung aufgehoben und von einem andern Papste ebenfalls kraft göttlicher Eingebung wieder eingesetzt; bald ein Antichrist, eine Verschwörung gegen Kirche und Staat genannt, bald wieder als Schutzgeist von Thron und Altar gefeiert; reich an trefflichen Lehrern und reicher an arglistigen Verführern; stolz auf Glaubenszeugen, wie sie die apostolische Kirche sah, und wieder ebenso stolz auf Verbrecher, welche ihre Frevel unter der Hand des Henkers büßten; einfältig wie die Taube unter den Wilden, klug wie die Schlange an den Höfen; auf Paraguay ein Stifter und Priester der Cultur, im civilisirten Europa ihr Verderber; jeder ein willenloser Knecht und zugleich ein Souverain; des Papstes Sklave und Tyrann zugleich; unter jeder Form, unter allen Ständen, in allen Verhältnissen immer wieder anders und doch überall und immer derselbe; ein ewiger Proteus, ein weltgeschichtliches Räthsel — so stellt sich uns der Jesuitenorden dar! Wo findet da das Urtheil eine sichere Grundlage? Nirgend sicherer als in den historischen Erscheinungen, welche der Orden überall als Spuren seiner Wirksamkeit zurückgelassen hat und vor unsern Augen noch immer zurückläßt."

Nun geht der Verf. auf die praktischen Ergebnisse und historischen Erscheinungen, die geheime und öffentliche Wirksamkeit des Ordens über und zeigt zunächst seine Gemeingefährlichkeit, nachdem er eine kurze Entstehungsgeschichte und eine Schilderung seiner Wirksamkeit nach den Gesetzen seiner Constitutionen gegeben hat. Der Orden erkenne nur den Papst als Souverainetät an, der jede Regierungsgewalt auf Erden unterworfen ist. Der General, der bekanntlich auf Lebenszeit ernannt wird, herrsche als Stellvertreter Gottes mit dem unumschränktesten Despotismus. Keller hebt weiter besonders die Einheit der Tendenz, der Lehren und Ansichten des Jesuitismus hervor und wie ihn das einige, nie getheilte Bewußt-

sein des Berufs der Weltherrschaft durchdringe; wie der Jesuit an kein Vaterland gebunden sei; wie er mit dem Eintritt in den Orden alle Bande der Verwandtschaft zerreiße.*) An den Jesuitengeneral gelangen stufenweise periodische Berichterstattungen, damit er (wie einst ein General selbst sagte) aus dem Cabinete in Rom die Welt, ohne daß sie es wisse, regieren könne. Dann geht der Verf. auf die Morallehre der Jesuiten über. Er hebt unter Anderm hervor, daß der Jesuit Suarez im Cap. IV des VI. Buches gesagt: „Der vom Papste gebannte Regent kann von dem Augenblicke an als Tyrann behandelt und von jedem Privatmanne «a quocunque privato» umgebracht werden. Wer einen solchen Tyrannen tödtet, thut es mit der Autorität Gottes. Darin sind wir (Jesuiten) alle einig (in hac causa unum sumus).“ So lehren auch Molina, Mariana, Grätser, Salmeron, Bellarmin rc. Der General modificirte 1614 auf vielseitige Reclamationen die Lehre vom Fürstenmorde nur dahin: „Es sei nicht Jedem (non cuique personae) unter beliebigen Umständen erlaubt, einen Fürsten umzubringen.“ Auch darauf macht der Verf. besonders aufmerksam, wie es z. B. die Moral der Jesuiten erlaube, daß „Dienstboten oder andere Arbeiter ihren Lohn durch geheimes Entwenden erhöhen dürfen, wenn sie, aus Noth gedrungen, den Dienst oder die Arbeit um einen vermeintlich zu geringen Lohn übernommen haben“. Dies ist eine jesuitische Lehre, die bei der jetzigen Stimmung der arbeitenden Classen und bei ihrem Hange zu Coalitionen für Ertrotzung eines höhern Arbeitslohns unter Umständen höchst gefährlich werden kann. Es ist im Grunde dieselbe Lehre, die auch der Communist Weitling gepredigt und die hauptsächlich dessen Ausweisung aus der Schweiz veranlaßt hatte. Nur findet hier der große Unterschied statt, daß eine solche Moral, wenn sie von einer überall verbreiteten und mächtigen religiösen Gesellschaft gelehrt wird, viel schlimmere Folgen nach sich ziehen dürfte als wenn sie ein einfacher Handwerker zu verbreiten bemüht ist.

Die Gefährlichkeit des Jesuitenordens erklärt Keller für monarchische wie für republikanische Staaten gleich groß, besonders durch die Lehre des Ordens von der Souverainetät, die er dem Volke, das er am Zügel des Fanatismus führt, in die dienstbare Hand legt, und durch seinen allen Gemeinsinn zerstörenden Egoismus. Das Eindringen der Jesuiten in die Schweiz, die schlimmen Folgen ihrer Wirksamkeit werden geschildert und gezeigt, wie sie als Träger der confessionnel politischen Bestrebungen des „goldenen Bundes“ (der sieben katholischen Orte und des Wallis vom J. 1586) berufen und „mit der grundsätzlichen Entzweiung der Eidgenossen in Schule, Kirche und Staat von Amtswegen beauftragt worden seien“. Als Beleg, daß die neuen Jesuiten nach der päpstlichen Herstellung die alten geblieben, verweist Keller auf eine Reihe älterer und neuerer in den Jesuitencollegien eingeführter Schriften. Namentlich im „Compendium der Moraltheologie“ von J. J. Moullet (Freiburg 1834), das in Freiburg als Lehrbuch gebraucht wird, ist z. B. der Diebstahl kraft communistischen Princips gerechtfertigt u. s. w. S. 42 heißt es: „Mittlerweile stellt derselbe (der Jesuitismus) im Wallis die ersten öffentlichen Versuche seiner praktischen Moraltheologie an. Wie einst Mariana den Königsmörder Clement «eine ewige Zierde Frankreichs» pries, so pries die «Union» (ein Journal der Jesuitenpartei) die Mörder des liberalen Saillen als gute Bürger, welche nichts als ihre Pflicht gethan hätten. Ein Vicar, der sechs Kindsmorde auf sich hat, wird mit der Immunitätslehre gegen den Arm der Gerechtigkeit geschützt, die Liberalen aber, welche die Immunität bestreiten, in Bann gelegt. Verrath führt den Liberalismus am Trient auf die Schlachtbank, die Priester vertauschen den göttlichen Hirtenstab mit dem Schwerte und der Bischof von Sitten läßt auf den Mord in allen Kirchen seines Sprengels das Tedeum singen. Unterdessen liest man in den Annalen der Jesuitenpropaganda vom Monat Mai, der Bischof von Genf und Lausanne (ein Zögling der Jesuiten) habe von der Gesellschaft 68,400 Fr. zur Verwendung erhalten.“

*) Ein Jesuitenzögling in Freiburg schrieb unlängst an seinen Vater: „Es gibt heiligere Bande als jene der sündhaften Natur; ein Mensch, der dem Fleische abgestorben ist und nur noch dem Geiste lebt, kann eigentlich gar keinen andern Vater haben als den himmlischen, keine andere Mutter als seinen heiligen Orden.“

Wir entnehmen der Keller'schen Schrift noch einige interessante Einzelheiten: 1761 hatte die Schweiz 87 und nach dem Verzeichnisse von 1843 über 278 öffentliche Mitglieder der Gesellschaft Jesu. Die weit verbreitete Verbrüderung zum „allerheiligsten Herzen“ zählt bereits (nach einem jüngst ausgestellten Aufnahmsschein) drei Millionen Mitglieder. Der „Glaubensverein“, d. h. die Propaganda selbst, hat mit einem wöchentlichen Beitrag von 5 Centimes gegen eine Million Mitglieder und den heiligen Franz Xaverius, den großen Jesuitenheiligen, zum Schutzpatron. Nach Seite 4 ihrer öffentlichen Rechnung hatte die Propaganda im Monat März 1842 eine Cassaeinnahme von 2,752,215 Fr. In Paris bestehen Brüderschaften von Kindern, deren jedes wöchentlich einen Sou bezahlt, vorgeblich um kleine Chinesen loszukaufen, welche die Ältern in China den Schweinen vorwerfen wollen. Das deutsche Collegium in Rom wurde nach Herstellung des Ordens wieder den Jesuiten übergeben. Nur gut begabte Zöglinge, die solchen Ländern angehören, die von Ketzerei angesteckt sind, werden aufgenommen. Sie müssen einen feierlichen Eid leisten, sich dem geistlichen Stande zu widmen, sogleich nach erhaltener Weihe zur Seelsorge ins Vaterland zurückzukehren, ohne höchste Erlaubniß in keinen Orden einzutreten, sondern stets der Pastoration zu leben. Zu diesem Zwecke werden sie ohne besondere Erlaubniß ihrer geistlichen und weltlichen Obern und ohne den Titel eines Beneficiums oder Patrimoniums selbst außer der gesetzlichen Zeit durch alle Stufen hinauf zum geistlichen Stande geweiht. Aus dieser Anstalt gingen von 1818—41 125 jesuitisch gebildete Seelsorger für Deutschland hervor, 53 für die Schweiz (1 für das Bisthum Como; 7 für das von Sitten; 12 für das von Lausanne; 13 für das von Chur; 20 für das von Basel). Ebenso gingen aus diesem Collegium hervor: der Erzbischof Dunin in Gnesen und Posen; Bischof Tob. Jenni in Freiburg; Bischof Preux im Wallis; der Coadjutor Fontana in Bern, der mit dem Bischof Jenni ums Jahr 1823 in der Schweiz zuerst die Stimme gegen gemischte Ehen erhob.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Erinnerung an Karl I.

Die Britische Alterthumsgesellschaft hatte am 30. Jan., dem Jahrestage der Hinrichtung Karl's I., unter ausdrücklicher Erwähnung dieses Grundes, ihre Sitzungen ausgesetzt. Alle Welt verwunderte sich nicht wenig, wie es einem wissenschaftlichen Vereine im Jahre 1845 noch einfallen könne, seine Geschäfte wegen so allgemein als veraltet betrachteter Erinnerungen zu unterbrechen. Aber der Alterthumsverein hat einen Vertheidiger gefunden. „Gerade von einer Alterthumsgesellschaft“, bemerkt mit unverkennbarem Spott ein englisches Blatt, „verlangen wir die Aufbewahrung des Vermorschten und die Wiederherstellung des Veralteten. Ihr Beruf weist sie ausdrücklich auf das Aufklauben einer Menge zerbröckelnder Trümmer hin, die, werthlos an sich, nichtsdestoweniger als Proben der rohen Kunst der Zeit, worin sie entstanden, von Werth oder, wenn auch moralisch ganz unbedeutend, doch merkwürdig erscheinen als Erinnerung an verschwundene Vorurtheile oder verglühte Leidenschaften. Die Gegenwart darf sich nicht beklagen, daß Gebräuche wie der getadelte Alterthumsgesellschaften zur Aufbewahrung überantwortet werden und auf diese Weise unter dem Plunder der Vergangenheit ihre Stelle erhalten.“ 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

᛫
Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 119. —— 29. April 1845.

Anna. Ein Roman aus der nächsten Vergangenheit. Von Adele Schopenhauer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1845. Gr. 12. 3 Thlr.

Mit den lieblichen „Wald-, Haus- und Feldmärchen" klopfte die Verf. im vorigen Jahre zum ersten Mal an die Pforten der Literatur, und ein zahlreiches Publicum rief Herein! So tritt sie denn ein mit dem ersten Roman. Bedeutende Vorgängerinnen machen ein solches Auftreten nicht ganz leicht. Gräfin Hahn-Hahn hat die eine Welt von Romanlesern, Frau v. Paalzow die andere in Beschlag genommen. Die Geistreichen schwören zu der Fahne der Erstern, die Verständigen zu der der Letztern, die Gemüthlichen preisen Frederike Bremer, eine Unzahl von andern Schriftstellerinnen drängt sich dazwischen; sie haben mehr oder weniger Genie, mehr oder weniger Talent, das Publicum nimmt sich gar nicht die Mühe, die einzelnen Geniefunken herauszufinden, und ist nur allzu sehr geneigt, bei der Überfülle an Damenliteratur die Achseln zu zucken. Um so schwerer wird es nun einer neuen Schriftstellerin, sich hervorzuthun, sich eine Leserwelt zu bilden. Der Verf. der „Anna" mag es indeß gelingen; ihr Roman leidet nicht an der Breite der Paalzow'schen, nicht an der Gemüthlosigkeit der Hahn'schen Werke, auch klebt er nicht wie die der Bremer gar zu sehr am Alltäglichen; er hat im Grund keinen Fehler. Er ist ein Kunstwerk von Anfang bis zu Ende, mit Sorgfalt gearbeitet; Alles ist wohl durchdacht, entworfen, gefeilt; es geschieht nichts, was nicht geschehen könnte, nie fällt eine der handelnden Personen aus ihrem Charakter, keine Inconseqenz läßt sich andeuten, und man sollte meinen, daß die Verf. im Feuer des Schaffens dennoch die Kritik niemals aus den Augen verloren habe.

Der Roman „Anna" beginnt in Weimar im Jahr 1806, im wohlbekannten, deutlich bezeichneten Raum; das Haus in der Windischengasse mit dessen Hinterhaus in der Esplanade steht zwar jetzt nicht mehr ganz wie sonst, doch erinnert man sich seiner noch sehr wohl. Im Vorderhaus wohnte der Bürgermeister mit seiner Familie, zu der unsere Heldin Anna gehört, im Hinterhaus die vornehme, reiche Familie v. Waldau, mit unserer zweiten Heldin Leontine; Beide sind noch Kinder, als die Plünderung 1806 mit Einquartierung und Soldatengreueln vor sich geht, Beide sind Gespielinnen und Freundinnen. Der Unterschied des bürgerlichen und adeligen Lebens damaliger Zeit wird nun mit viel Geschick hervorgehoben; man fühlt, daß die Schilderungen der Wirklichkeit entnommen sind.

Wer in jenen Tagen Thüringen und Weimar gekannt hat, muß sich erinnern, daß die jetzt an einzeln uns erhaltenen Beispielen bewunderte Einfachheit der häuslichen Einrichtung damals ganz allgemein war und der Luxus unser Ländchen weit später berührt hat, denn noch waren die Stände durch Umgang und äußere Lebensbedingungen geschieden.

Wenn die Bürgermeisterin ohne Vorwissen des Mannes Kartoffeln oder Äpfel aus dem Garten verkaufte und sich von deren Erlös ein Tuch, eine Haube anschaffte, ahnte Niemand, daß Anna der Vergleich der Art und Weise, wie Waldau und seine Gattin lebten, so schmerzlich ins Herz schnitt, und doch, wenn ein andermal das Kind von seinem Bettchen aus die Mutter in tiefer Nacht, bei einem einzigen Licht, an der Christbescherung für die Kleinen heimlich arbeiten sah, wenn es die tausend Ersparungen und Berechnungen bemerkte, durch welche die theure Frau den Geschwistern ein Spielzeug mehr auf den Weihnachtstisch legen konnte, dann fühlte es sich wieder tausendmal glücklicher als Leontine, deren Wünsche so leicht und nebenher erfüllt werden konnten.

Anna ward dann Alles lieber, instinctmäßig empfand sie einen Vorzug ihres Geschicks und es ward ihr ernst und still beim Fest zu Muthe. Das schwarze Kleid der Mutter, das Kuchenbacken, ja sogar das vorangehende Fasten rührte sie durch einen geheimnißvollen beglückenden Zauber.

Das Leben der Waldaus bietet nun einen Gegensatz zu dem obenerwähnten. Während bei Bürgermeisters die Soldaten plündern und sich roh betragen, werden sie drüben durch den wohlversehenen Weinkeller und die immer reichlich versorgte Küche beim Guten erhalten; überdies reden Mutter und Tochter Französisch, Kammerdiener und Bonne desgleichen; der Theetisch der gnädigen Frau bildet eine Art von Oase in der Kriegswüstenei; Vornehme, Geistreiche, Künstler, Alles versammelte sich da; großstädtische Sitte herrschte, und es geschahen eine Menge Dinge, welche Bürgermeisters für unpassend erklärt haben würden, wären sie je in diesen Kreis gekommen, was aber nie geschah.

Mit großer Vorliebe schildert die Schiftstellerin das Dienerpersonal der Waldau'schen Familie, welche, wie sie selbst gesteht, naturgetreue Portraits sind:

Selbst die Revolution mit ihren Folgen hatte nicht vermocht, die eigentlichen Familiensitten des petit bourgeois in ihnen anzugreifen. Madame Sophie wurde noch mit altväter-

licher Galanterie von ihrem Manne behandelt, der trotz seiner zahlreichen infidélités sie entschieden als Hauptperson anerkannt; liebte ihn doch diese Frau aus Herzensgrund, und verdeckte unermüdlich alle seine Schwächen.

In der höhern Gesellschaft war der Muth, mit welchem sie ihre Herrschaft vor der Plünderung bewahrte, zu allgemein bekannt, als daß man sie einer gewöhnlichen Dienerin hätte gleichstellen mögen. Auch war sie eine durchaus angenehme Erscheinung, voller Witz und Verstand, und dennoch bescheiden. In ihrer rein bewahrten Nationalität lag ein so eigenthümlicher Reiz, daß beinahe keiner der berühmten Gäste des Waldau'schen Hauses an Madame Sophiens Thüre vorüberging, ohne auf ein Viertelstündchen bei ihr einzusprechen.

Dieses war nun Leontinens Bonne, welche zu gleicher Zeit Anna freundlich aufnahm und ihre Liebe zuwendete. Wir sehen, wie sie die beiden kleinen Mädchen auf dem Schoos hält und ihnen von Ludwig's XVI. Tod und dann von der Emigration u. s. w. erzählt; Bild auf Bild drängt sich hervor aus dem tiefen Schacht der Erinnerung. Während der Revolution hatte sie einen Sohn geboren, sie mußte ihrer Herrschaft folgen; das Kind hinderte die Flucht, und sie sah sich genöthigt, es in eine Hausthür zu legen; sie wartete bis es gefunden wurde, dann floh sie und hörte niemals von ihrem Kinde.

Ergreifend ist nun der Moment, wie dieser Sohn sich wiederfindet und als französischer Offizier der Mutter wiedergegeben wird; sie pflegt ihn im Waldau'schen Hause, dann verläßt sie die Familie und ihren Mann, um mit dem siegreichen französischen Heer als Dienerin im Gefolge eines Obersten ihm nachzuziehen und in seiner Nähe zu bleiben — die Liebe der Mutter war stärker als alle andern Gefühle. Der Abschied von Madame Sophie war nun Anna's erster heftiger Schmerz; der zweite ward ihr durch die Abreise von Waldaus und die Trennung von Leontine, der dritte durch den Tod ihrer Mutter. Nach dem Begräbniß derselben kommt Frau v. Waldau, welche, nachdem sie Witwe geworden, den General Geiersperg geheirathet hat, nach Weimar zurück. Sie schlägt vor, die funfzehnjährige verwaiste Anna mit nach Berlin zu nehmen, um ihre Erziehung dort zu vollenden, und der in vieler Hinsicht bedrängte Bürgermeister gibt seine Einwilligung. So schließt der erste Abschnitt, welcher mit 1806 bezeichnet ist. In ihm sind schon die Fäden angelegt zu der spätern Verschlingung, und wir lernen die meisten Personen kennen, die späterhin in Anna's Schicksal eingreifen. Gleich nach dem Begräbniß der Mutter sehen wir Anna mit ihrem Vetter Otto, einem jungen Studenten und angehenden Naturforscher, welcher sie brüderlich umarmt, ihr seine Liebe erklärt und der funfzehnjährigen Cousine einen Heirathsantrag macht. Überrascht und erschrocken reißt sie sich aus seinen Armen und wird von Leontine umschlungen, welche soeben angekommen war; sie sieht Otto nicht wieder, ehe sie Weimar verläßt, und schreibt ihm einen Abschiedsbrief, wodurch sie den jungen Mann in große Verzweiflung stürzt. Eine andere Bekanntschaft ist der junge preußische Offizier Graf Kronberg, der Bruder der Frau v. Waldau; ferner der französische Offizier St.-Luce, der die Familie Waldau während der Plünderung geschützt hat, und ein französischer Soldat Monsieur August, der der weinenden Anna ein kleines goldenes Andenken schenkt, um sie zu beschwichtigen, während ein Major ihrer Mutter Sonntagsstaat plündert.

In der folgenden Abtheilung 1822 finden wir nun den Grafen Kronberg als Anna's Gatten wieder; sie nimmt sich als junge Gräfin und Mutter zweier Knaben sehr lieblich aus, scheint ihrem Gemahl recht freundlich, wenn auch ohne Liebe zugethan; in dem Grafen finden wir aber einen Typus gewisser Erscheinungen in der vornehmen Welt: den nach außen gerichteten Ehrgeiz, der es mit der Moral nicht sehr genau nimmt, und Verirrungen, in denen so manches Edle zu Grunde gehen kann; der Fluch des Oberflächlichen ruht auf Kronberg, und die um so viel höher stehende Anna durchschaut und fühlt den Druck desselben. Otto, der Verehrer ihrer Jugend, tritt als Professor wieder auf und besucht die gräfliche Cousine in Bern. Anna hat ihn seit seiner Liebeserklärung nicht wieder gesehen; seine Leidenschaft zu ihr wollte er nicht vergessen; auch Anna vergaß sie nicht, obgleich sie dieselbe nie getheilt hatte, es durchzitterte sie das Begegnen:

An die Möglichkeit einer heftigen Leidenschaft dachte sie gar nicht, theils traute sie dem Jugendfreund sie nicht zu, theils fehlte ihr der Maßstab für dieselbe, überhaupt träumte Anna nicht und wiegte sich nicht in Emotionen. Ihr ernster Charakter gehörte nicht zu den romantischen, sie bebte zurück vor der ewigen Kraft und Tiefe ihres Wesens, wenn irgend ein Umstand den Schatten desselben an ihr vorübergleiten ließ, ohne ihn zu erkennen, wie zuweilen ein unverstandenes Geisterleben durch einen Mark und Bein erschütternden Schauder uns erschreckt, den wir nicht zu erklären vermögen.

Das Verhältniß Otto's zu Anna ist sehr eigenthümlicher Art, und die Verf. hat es mit großer Sorgfalt ausgemalt.

Männer wie Otto — sagt sie — die ihre Kindheit und Jugend in dem Mittelstande verlebt haben, sind dem Einfluß des aristokratischen Benehmens vornehmer Frauen in hohem Grade ausgesetzt. Ohne eben verlegen zu sein, fühlen sie dennoch in höhern Gesellschaftskreisen sich etwas unsicher. Um Alles in der Welt möchten sie keinen Verstoß begehen; besonders plagt sie eine geheime Scheu, lächerlich oder gar ungehobelt zu erscheinen; so geben sie unbewußt der Einwirkung einer anmuthigen, nicht schwer sie niederdrückenden Überlegenheit sich hin. Schlägt doch diese Überlegenheit über alle solche Abgründe leicht fliegende Brücken, erscheint sie doch so unbedeutend, der Gewalt und Kraft des männlichen Charakters gegenüber — nun bestimmt sie in all ihrer Unbedeutendheit erst diesen, dann den nächsten Augenblick, reiht Schritt an Schritt und Stunde an Stunde; und auf diese Weise ist manche vornehme und sogar manche dabei recht häßliche und nicht sonderlich geistreiche Frau zur Circe gescheiter und ausgezeichneter Männer geworden.

Solchen feinen Beobachtungen begegnet man oft in dem Buch.

Anna wird gerührt und erwärmt durch Otto's Liebe, aber sie theilt seine Gefühle nicht, sie wird sich nur bewußt, daß Kronberg sie nicht so liebt; erst Gotthardt, ein junger der Diplomatie sich widmender Mann, den Kronberg während einer langen Abwesenheit zum Hof-

meister seiner Kinder nach Bern sendet, ist das Wesen, welches ihrem Herzen gefährlich sein soll, er ist der Held, der ihr gegenübergestellt wird und mit ihr das tiefere Interesse des Lesers theilt. Er ist der Fels, an dem Anna's sogenanntes eheliches Glück zerbricht. Dieses Verhältniß, mit allen seinen Kämpfen, in allen seinen Phasen, bietet das Gefühlsinteresse des Romans; es ist durchaus edel gehalten, weder sie noch er vergessen einen Augenblick ihre Pflichten; sie verlieren nie das vollkommene Bewußtsein ihrer edlen Natur. Otto durchschaut die Neigung und leidet; er heirathet ein junges Schweizermädchen, das ihn schon lange liebt und sein Leben gerettet hat; sie ist eine liebliche Romanerscheinung der einfachen naiven Art, ganz Liebe, Hingebung und Selbstvergessen, bei ihr findet man Ansprache ohne Ansprüche. Der starke Mann weiß, was er der Frau, die er an sich gekettet hat, schuldig ist; er macht sie glücklich, trotz seiner mächtigen Liebe für Anna. Die Verf. hat eine Aufgabe gelöst, die selten einer Frauenfeder gelingt, sie hat edle Männergestalten geschaffen. Die Männer werden von den Frauen leicht nur als Liebhaber aufgefaßt, was allerdings die miserabelste Rolle ist, die ein Mann spielen kann. Gotthardt und Otto sind nun zwei herrliche Männergestalten, und die Leserwelt ist zweifelhaft, welcher von beiden sie den Vorzug geben soll; selbst Kronberg ist nicht von schlechtem Stoff, und die Verirrungen, wodurch er Anna unglücklich macht, finden in seiner Eifersucht gegen Gotthardt und dem großstädtischen Schauplatz einige Entschuldigung.

(Der Beschluß folgt.)

Schweizerische Literatur über den Jesuitismus.

(Beschluß aus Nr. 119.)

Das ausgezeichnete spätere Votum Keller's bei der letzten außerordentlichen Tagsatzung in Zürich erschien auch als besonderes Flugblatt. Es behandelt mit der größten Sachkenntniß und Klarheit an der Hand der Geschichte die von Tag zu Tag wichtiger werdende Jesuitenfrage. Keller erinnert unter Anderm darin an den päpstlichen Ausspruch der Aufhebungsbulle vom J. 1773: „daß der Jesuitenorden nicht nur mit der Ruhe der Staaten, sondern auch mit dem Frieden und der Eintracht der Kirche Gottes unvereinbar sei." Etliche vierzig Jahre später, als im Wallis die Landesbehörden die Aufsicht und Leitung des Erziehungswesens in Anspruch nahmen, antwortete die Gesellschaft Jesu: „wenn sich der Staat solche Foderung beikommen lasse, so habe er die Folgen zu gewärtigen." Auch gibt Keller einige weitere Sätze aus dem schon oben erwähnten „Compendium der jesuitischen Moraltheologie", die an Schändlichkeit Alles übertreffen.

Schon vor Keller haben andere Schriftsteller auf die Gefahr des Jesuitismus aufmerksam gemacht, namentlich der wohlbekannte Troxler in seiner neuesten Schrift:

4. Die Jesuitenfrage vor dem luzerner Volk und der Eidgenossenschaft. Bern, Huber. 1844.

Stimmt man auch dem Verf. nicht bei in Dem, was er über die frühere unselige sogenannte Parität im Aargau sagt, so verdient doch sein Vorschlag der Errichtung einer Gesammthochschule, auf der zumal auch für das Studium der katholischen Theologie gesorgt werde, wenigstens als frommer Wunsch Anerkennung. Im Übrigen beschränkte sich sein Vorschlag an das luzerner Volk nur auf den guten Rath, die Jesuiten nicht einzuführen. Dieser Rath wurde indessen auch von tausend andern Seiten her in immer neuen Formen und von neuen Gründen unterstützt gegeben; aber vergebens. Die dem Ultramontanismus verfallenen Behörden des Cantons Luzern ließen sich von der Berufung der Jesuiten nicht abhalten. Beweis genug, daß man der Gesellschaft Jesu und ihrem verderblichen Einflusse nicht mit den belobten „geistigen Waffen" begegnen kann!

Es ist bekannt, daß ein Theil des luzerner Volks einen vergeblichen Versuch gemacht hat, sich der Jesuiten zu erwehren. Näheres darüber findet sich in dem Schriftchen:

5. Die Ereignisse im Canton Luzern vom Christmonat 1844. Eine Appellation an die Eidgenossenschaft im Namen der freisinnigen Partei des Cantons Luzern. Baden 1845.

Diese Schrift, wenn auch von einem Parteistandpunkte ausgehend, weist doch gründlich genug nach, daß die Berufung der Jesuiten nach Luzern auf einer Verletzung der Verfassung beruht. In Folge der Ereignisse, welche die eben genannte Schrift bespricht, wurde eine außerordentliche Tagsatzung berufen, deren Mehrheit sich zwar gegen die Jesuiten ausgesprochen, aber keinen entscheidenden Majoritätsbeschluß zu Stande gebracht hat. Sie tagte und tagte, ohne daß es Tag wurde. Vor und während der langen Verhandlungen hat die ultramontane Partei, wohl wissend, daß die Sache des Jesuitismus nicht überall günstig angesehen sei, alle Anstrengungen gemacht, um im Auslande den Glauben zu erwecken, daß es sich nicht sowol um Vertreibung der Jesuiten als vielmehr um einen Umsturz des Bundes handle. Diese Bemühungen hatten im Auslande, wo man gewöhnlich über die schweizer Angelegenheiten sehr im Dunkel ist, nur allzu viel Erfolg. Von solchem Standpunkte gingen auch die kurz vor und während der Tagsatzung erlassenen diplomatischen Noten aus, welche die eigentliche Jesuitenfrage, um die es sich für jetzt einzig in der Schweiz handelt, mit keinem Worte berührten. Diese Noten gaben dem Schultheiß Neuhaus von Bern in der Tagsatzung vom 19. März in seinem nun gleichfalls als besondere Flugschrift herausgekommenen Votum Veranlassung, näher auf dieselben einzugehen. Das Neuhaus'sche Votum erschien, so wie es abgegeben wurde, in französischer Sprache unter dem Titel:

6. Discours sur les dépêches diplomatiques de l'Angleterre et de la France. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1845.

Neuhaus zeigt mit Hinweisung auf die völkerrechtlichen Verträge von 1815, daß die englische Note von dem Irrthum ausgeht, als sei von den europäischen Großmächten die damals zu Stande gekommene Form der Bundesverfassung garantirt worden; er erkennt indeß an, daß diese englische Note in geziemenden Ausdrücken abgefaßt sei. Schärfer dagegen ist sein Tadel über die französische Note, die sich besonders mit der Freischarenfrage befaßte. Wir heben hier einige Stellen hervor: Die Note des Hrn. Guizot ist in „gebieterischen Ausdrücken abgefaßt". „Dieser Minister führt gegen die Schweiz eine hochmüthige, scharfe Sprache, eine Sprache, wie sie ein Minister des Innern an einen französischen Präfecten richten könnte, der seine Pflichten vernachlässigt hat." „Ohne Zweifel ist es Hrn. Guizot erlaubt, für die helvetische Demokratie keine Sympathie zu fühlen, aber unser Vaterland wie ein französisches Departement zu behandeln, das ist ihm nicht gestattet und kann ihm niemals gestattet werden, so lange die Schweiz auf der Karte von Europa nicht ausgestrichen ist." „Die Instruction, die Bern über die Freischaren gegeben, ist an diejenige über die Jesuitenfrage gebunden. Beide Instructionen bilden zusammen ein Ganzes: die Jesuiten sind die Ursache des Übels; die Freischaren sind eine durch diese Ursache hervorgebrachte Wirkung. Wenn die Tagsatzung das Übel nicht bei der Wurzel fassen, nicht die Ursache angreifen will, so mag es überflüssig scheinen, sich mit der Wirkung zu beschäftigen. Der

Jesuitenorden ist die wirkliche Freischar in der Schweiz; dieser Orden ist frei von allen Pflichten gegen die Familie, gegen das Vaterland und die Moral, und besonders diese Freischar müßte man entfernen."

Da es nicht möglich ist, alle in der Schweiz über die Jesuitenangelegenheit erscheinenden Schriften zu besprechen *), so erwähnen wir nur noch folgende, vom schweizerischen Anti-Jesuitenverein herausgegebene:

7. Die Jesuiten in ihrer Wirksamkeit von ihrer Entstehung bis auf unsere Tage, besonders in der Schweiz, aus den Quellen geschildert. Eine Volksschrift. Bern, Fischer. 1845.

Wie die Berufung von Strauß an die züricher Universität im J. 1839 tiefen Eindruck auf das züricher Volk gemacht, so ist jetzt weit tiefer und nachhaltiger die Jesuitenfrage in das ganze Volk der Eidgenossen gedrungen. Jeder Stand, jedes Geschlecht und jedes Alter bis auf die Kinderwelt herab nimmt Antheil daran. Als vor einiger Zeit ein luzerner Pfarrer die Schuljugend ermahnte, Gott anzuflehen, daß der Jesuitenstreit ein Ende nehme, sagte ein Kind zum andern: wenn man ihm nicht erkläre, ob es für oder gegen die Jesuiten beten solle, so werde es fünf Vaterunser für und fünf gegen sie beten. Auch besteht in Luzern schon lange ein Frauengebetverein für die Jesuiten, und jetzt hat sich ebenfalls ein solcher gegen sie gebildet, der es aber, wie verlautet, nicht bei dem Beten bewenden lassen will, sondern in seiner Weise auch thätig einzugreifen gedenkt. Überhaupt haben die Frauen in Luzern sich in der letzten Zeit bei verschiedenen Gelegenheiten sehr energisch gezeigt. Und sollten auch nicht alle fähig sein, die Gefahr zu ermessen, die ihr Land bedroht, so haben doch die meisten unter ihnen einen Gatten, einen Bruder oder Sohn unter den Gefangenen oder Flüchtigen, deren schreckliches Loos sie zu mehr als zum Beten antreibt. Indeß hat die Sache auch angefangen, sich der Einbildungskraft des Volks zu bemächtigen, ganz in ähnlicher Weise wie im J. 1839, wo Viele den Doctor Strauß für eine Art Teufel hielten, oder auch für einen Verbrecher, der ein Brandmal trüge. Unlängst versicherte ein Bauer vom Lande den Einsender in vollem Ernste, daß man in Luzern einen „Jesuitenteich" abgelassen und zwanzig neugeborene Kinder darin gefunden habe. Um so wichtiger und wohlthätiger ist das Erscheinen von Schriften wie die zuletzt angeführte, worin dem Volke verständlich gemacht wird, um was es sich eigentlich handelt und wo es durch wirkliche Thatsachen, durch die Weltgeschichte aufgeklärt wird.

Schon aus dieser Darstellung, obgleich sie nur einige Momente berührt, geht deutlich genug hervor, daß sich die Schweizer in ihrem Widerstande gegen die Ausbreitung des Jesuitenordens, von dem sie die innere Sicherheit und Ruhe ihres Landes sowie die öffentliche Moral bedroht sehen, im Zustande der gerechtesten Nothwehr befinden. Vor Allem aber hätte sich auch die deutsche Nation Glück zu wünschen, wenn es der Schweiz gelänge, der weitern Ausbreitung des Ordens im Gebiete der Eidgenossenschaft Schranken zu setzen. Jahr ein Jahr aus strömen Tausende von Wallfahrern aus den benachbarten Ländern in die Schweiz, und wenn es den Jesuiten gelänge, in der Mitte dieses Landes, an dem katholischen Vororte sich festzusetzen, so würden sie mit ihren aufregenden Missionen auch bald bis an die Grenzen der deutschen Staaten vorrücken und den Samen der confessionnellen Zwietracht in das benachbarte Deutschland tragen.

Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, näher auf diesen wichtigen Gegenstand einzugehen. Aber wünschenswerth wäre es, daß eine die Sache gründlich und erschöpfend behandelnde Schrift erschiene, die auch für Deutschland berechnet wäre. Das sonst sehr gute Schriftchen von F. Kortüm: „Unmaßgebliches Votum in der schweizerischen Jesuitensache" (Manheim, Bassermann, 1845), hat es doch hauptsächlich nur auf die Schweiz abgesehen. Und welche einseitig ungerechte Urtheile sich über dieses Land in Deutschland bilden müssen, geht unter Anderm auch daraus hervor, daß es in dem „Jesuitenbüchlein" (Leipzig, Reclam, 1845), das doch der guten Sache dienen will, S. 20 heißt: „In der Schweiz, einst das Land der Freiheit, der edlen und treuen Sitten und unverdorbener Gefühle, jetzt der Wohnsitz des Fanatismus und aller politischen und moralischen Niederträchtigkeit, auf diesem Herde des Teufels legten sie (die Jesuiten) wieder den Grundstein ihrer künftigen Macht und Herrschaft ꝛc." Die ganze Schweiz wird da ohne weiteres über einen Leisten geschlagen, denn was hier von „Fanatismus, Dummheit" u. s. w. gesagt ist, kann nur auf den kleinsten Theil des schönen Landes, und auch hier nur wieder ausnahmsweise, eine Anwendung finden. Möge man doch auch bedenken, daß jetzt wie schon manches Mal eine hochwichtige Frage in der Schweiz praktisch ihre Lösung fand, während es in andern Staaten nur beim Theoretisiren blieb.

Die Unkenntniß über die Schweiz, die falschen Vorstellungen, die man von ihr in Deutschland hat, sind wol auch Ursache, daß von dort aus sich noch keine Sympathie für den Kampf eines Volks kundgegeben, das, von gleicher Abstammung und gleicher Zunge, dieselben Interessen wie das deutsche verficht. Oder geht die jetzige religiöse Bewegung in Deutschland nicht auf dasselbe Ziel los? Handelt es sich dort nicht auch um einen Kampf gegen einen fremden Geistesdruck, gegen eine Herrschaft, die seit Jahrtausenden nur danach trachtet, wie sie ihre auf Verfinsterung sich gründende Macht vergrößern wolle? 59.

*) Auch die über die Gefährlichkeit und Sittenlosigkeit des neuesten Jesuitismus nähern Aufschluß gebende Schrift: „Die Jesuiten und die Universität", von F. Génin, ist in der Schweiz in einer deutschen Übersetzung erschienen und hat in weitem Kreise Verbreitung gefunden.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Streifzug nach Marokko.

Wir haben Charles Didier aus Genf als einen gewandten, geistreichen Schriftsteller bereits kennen gelernt. Abgesehen von seinen Romanen, die, wenn sie zum Theil auch den excentrischen Ausbrüchen der romantischen Schule angehören, meist ins Deutsche übersetzt sind, waren vorzüglich die Reisebilder und Reiseskizzen, welche er von seinen häufigen und ausgedehnten Wanderungen heimzubringen pflegte, dankenswerthe Gaben. Man muß nämlich wissen, daß Didier ein rastloser Tourist ist, der sich wahrlich noch lange nicht für „Semilasso" erklären wird. Kaum hat er Spanien durchwandert und von dieser Reise ein recht modernes Buch mitgebracht, so begegnen wir ihm wieder mit seiner Reisemappe und seinem Wanderstabe in Italien. Aber abwärts von der großen Landstraße sich wendend, durchkreuzt er dieses vielbereiste Land auf einsamen, unbekannten Pfaden. Mit Ausdauer und Vorliebe suchte er in das Volksleben tiefer einzudringen als die Schar von Reisenden, die gähnend, langweilig und langweilend flüchtig ihre „große Tour" machen. Aber deshalb weiß er auch, wie sein treffliches Buch „La campagne de Rome" beweist, selbst auf abgeweideten Strecken noch manche liebliche Blume zu entdecken, noch manchen dankenswerthen Fund zu thun. Wir haben vor kurzem von ihm ein Werkchen bekommen, das zwar im Grunde nichts als eine Zusammenstellung und ein Abdruck mehrer Artikel der „Revue des deux mondes" ist, das aber nichtsdestoweniger gerade bei den gegenwärtigen Zeitverhältnissen besondere Berücksichtigung finden wird. Der Titel „Promenade au Maroc" deutet schon an, daß der Verf. dieser interessanten Reisebilder keineswegs mit übertriebenen Ansprüchen auftritt und daß er durchaus nichts als die Eindrücke einer flüchtigen aber nicht erfolglosen Wanderung bieten will. Niemand wird diese ansprechende Schrift unbefriedigt aus der Hand legen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 120. —— 30. April 1845.

Anna. Ein Roman aus der nächsten Vergangenheit. Von Adele Schopenhauer. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 119.)

Leontine nun hat sich zu einer originellen, liebenswürdigen Erscheinung ausgebildet: sie ist eine jener Frauen, welche geboren scheinen, ihr Geschlecht an dem männlichen zu rächen; sie ist coquet ohne Bewußtsein; alle Männerherzen fliegen ihr zu und sie spielt damit. Sie scherzt über ihren eigenen Leichtsinn und liefert, anmuthig tändelnd, eine willkommene Abwechselung unter den ernsten Gruppen der entsagenden, trauernden und kämpfenden Gestalten. Ihre heimliche Ehe mit dem Italiener, ihr Übertritt zur katholischen Kirche, des Gatten precaire Lage, die Gefahren die ihm drohen, und das dieses Verhältniß umgebende Geheimniß drängen einen fremdartigen Stoff in den übrigens so ernst gehaltenen Roman, ohne ihn zu stören. Der rebellische Italiener ist sehr gut geschildert in seiner Glut, in seinem Leichtsinn, in Inconsequenz und Unzuverlässigkeit. Die traurigen Folgen dieser Ehe trägt Leontine mit viel Heiterkeit und Lebensmuth. Sie ist von ihrem Gatten getrennt und weiß nichts von seinem Schicksal; er ist ihr todt gemeldet und sie glaubt ihn noch am Leben.

Ich klage nicht — sagt sie. — Daß mir gerade nur das Flüchtige schön erschien, daß ich von ihm eine ewig neue Rückkehr hoffte, und deshalb die Fesseln, mit denen ihr Alle es euch selbst verletzt und verkrüppelt; bewahrt, nicht ertragen konnte, liegt in meiner Natur. Ich habe meinen Gemahl nicht geliebt in euerm Sinn, aber daß ich ihn wie die Andern verlor, ist grauenhaft, entsetzlich.

Wir wollen nicht etwa in d. Bl. den ganzen Roman erzählen; derselbe soll ja gelesen werden und den Leser spannen. Er schließt 1832 wieder in Weimar.

Anna und Leontine sitzen in den stillen Laubgängen des weimarischen Parks, „da wo man die träumerische Ilm zögernd an der beblümten Wiese vorüberschleichen sieht, wo ihre sonderbaren, leise schäumenden Wellen" u. s. w. Weimar war zu einer schönen, freundlichen Mittelstadt Deutschlands geworden und sah nicht mehr aus wie eine geniale, nicht gut aufgeräumte Gelehrtenwirthschaft. Hier kommen nun auch Anna's erwachsene Söhne herbei; es finden sich eine Menge Freunde zusammen, die wir 1806 kennen lernten; sie kamen größtentheils, um Anna zu einer Verbindung mit Gotthardt zu überreden. Sie ist schon seit mehren Jahren Witwe und Gotthardt Präsident; ein zartes Bedenken, Rücksichten für ihre Söhne, hat sie indeß bis jetzt von der zweiten Ehe abgehalten; wir verlassen unsere beiden Helden glücklich. Es ist uns auch Niemand von all den angeführten Gestalten verloren gegangen. Schon in Bern finden wir Madame Sophie, nachdem sie ihren Sohn begraben, als Wirthschafterin der Gräfin Kronberg, und Duguet als Kammerdiener wieder; St.-Luce wird in Wien, wo Kronberg als Gesandter lebt, Hausfreund der Familie. Selbst Monsieur August, der einst dem Kinde Anna ein goldenes Andenken gab, erscheint als treuer und ergebener Diener des St.-Luce. In der traurigen Katastrophe von Anna's Schicksal reist Otto zu ihr und zeigt, wie er in seiner glücklichen, friedlichen Ehe der Jugendfreundin eine warme Freundschaft bewahrt hat.

Mancher möchte vielleicht beim Lesen des vorliegenden Buchs einer wärmern Anregung entbehren; man ist so sehr gewohnt, in Romanen das innere und äußere Leben einiger Personen als Mittelpunkt und alle Kunst darauf verwendet zu sehen, um dieselben zu mächtigen Magneten zu gestalten. Der vorliegende Roman fließt wie der Strom des Lebens dahin, bald diese und bald jene ihm anvertraute Gestalt ans Land setzend und wieder aufnehmend; jede Individualität findet darin ihre Rechte, und verlangt Anerkennung und Aufmerksamkeit.

Nur edles und schönes Material ist zu diesem Roman verbraucht worden, nirgend berührt uns jene Schlechtigkeit, die der Tugend als Folie dienen soll; das Gute bedarf dessen nicht. Die Verf. weiß nicht nur durch den Lauf der Geschichte zu fesseln, nicht nur der Phantasie müssen ihre anmuthigen Verschlingungen vorgaukeln, Gemüth und Verstand sollen angesprochen werden durch die Resultate ernster Lebensbeobachtungen, scharfer Verstandesurtheile, die als „schöne Stellen" dem Leser entgegengetragen werden.

Wir gedenken des Moments im weimarischen Park, als Leontine und Anna nach zurückgelegtem dreißigsten Lebensjahre sich wiederfinden. Anna's Söhne gesellen sich zu ihnen; und Egon, der älteste, findet Leontine noch immer sehr schön.

Er seufzte leise, Anna aber lächelte freundlich. Man nennt in Frankreich das erste graue Haar einer jungen Frau le che-

von historique; obgleich fast unhörbar leise, schien der Mutter dieser erste Seufzer des Sohnes eine ganz idyllische Geschichte voll lauter Frühlingsempfindungen zu enthalten — le soupir historique dachte sie. Und als müsse das höchste Erdenglück vom Himmel herab auf den ersten Wunsch dem Sohn zu Füßen fallen, sah sie dankbar auf in die wolkenlose Bläue. Wie wehe den Frauen selbst das Leben gethan haben mag, wenn sie für ihre Kinder hoffen, liegt immer etwas Primitives in ihrem Gefühl; die Narben der Erfahrung sind plötzlich ganz ausgelöscht, und sie glauben der Zukunft unbedingt, als wären auch sie — sechzehn Jahre.

Eine andere rühmenswerthe Eigenschaft unserer Autorin ist das rasche und gedrängte Skizziren von Zeit- und Localzuständen. Die Schweizerberge als Hintergrund zu den Romanbegebnissen in Bern, das wiener grossstädtische Treiben, wo so Vieles aneinander vorüberzieht, ohne ineinander zu greifen, die Stimmung in Deutschland während des Befreiungskriegs, Alles ist so wahr und gelungen, man meint, es sei absichtslos eingestreut, und doch gehört es zum Ganzen und der Leser muß es wissen; er muß auch etwas über Italien erfahren und dessen Revolution, um Leontine's romantische Heirath zu verstehen; der ganze historische Hintergrund ist meisterhaft gezeichnet.

Indem Ref. nun diese Kritik noch einmal überliest, sieht er mit Schrecken, daß er nur gelobt hat; das klingt wie ein günstiges Vorurtheil, das den Tadel unterdrückt; dem ist aber nicht so. Der Roman hat wirklich keinen Fehler — und doch wird er manchen Leser kalt lassen, und doch wird der große Haufe kein Interesse daran finden. Er ist ein Kunstwerk, dessen Werth nicht Jedermann zu ermessen weiß.

Adele Schopenhauer weist sich auch als Dichterin aus, und da wir gesonnen sind, sie dem Publicum als eine neue Bekanntschaft zu präsentiren, müssen wir dafür sorgen, daß es sie auch von dieser Seite kennen lerne.

Mitten in der Brandung auf den Felsentrümmern
Ruht der alte Schiffer, schauend in die Flut;
Unter blauen Wogen, wo die Muscheln schimmern,
Bergen sich Korallen vor des Blickes Glut.

Durch das Meergebrause ruft er den Erschreckten
Und den Bernsteinwäldern und den Perlen zu:
Schlaft in euern Tiefen! Die euch sonst erweckten,
Meine Taucherblicke, gönnen euch die Ruh'.

Glänzt mit euerm Schimmer, euern Purpurzweigen
Ruhig durch die klare, rasch-bewegte Nacht;
Bleibt in eurer Schöne der Najade eigen,
Zu des Wellenbettes hochzeitlicher Pracht.

Hören's die Najaden unten in den Wogen,
All die Nereiden steigen still herauf,
Und ein Netz von Klängen, die sein Herz durchzogen,
Schlagen unter Wellen sie dem Fischer auf.

Doch der alte Schiffer schüttelt seine Locken,
In des Auges Muschel schläft die Thräne fort.
Er sieht Netz und Schlingen — die Gesänge stocken,
Seinen Nachen treibt es aus dem Felsenport.

Rasch in sicherm Sprunge steht er in der Barke,
Faßt das Steuerruder mit erfahr'ner Hand:
Ruhig, Klang und Welle! Euch bezwingt der Starke
Und ihr tragt den Nachen mir zum sichern Strand.

46.

Aus der Caserne. Memoiren eines östreichischen Militairs, herausgegeben von Stephan Thurm. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1845. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Es ist zur Gewohnheitspflicht geworden, deutsche Memoiren mit ebenso großer Freude als Nachsicht aufzunehmen. Recht ihrem aristokratischen Ursprung gemäß machen sie durch ihre bloße Erscheinung Glück, und wie wesenlos auch gewöhnlich diese Erscheinung ist, so blendet sie doch so sehr, daß die Nachsicht und Geduld, die sie in hohem Grad in Anspruch nimmt, als schuldiger Respect gefodert wird. Daher haben die Memoirenschreiber das Privilegium maßloser Geschwätzigkeit, unbeschränkter Nachlässigkeit, kolossaler Lügenhaftigkeit, rücksichtslosester Indiscretion, unsittlichster Leichtfertigkeit u. dgl. Man verzeiht den Memoiren nicht nur alles Das, was man in der aristokratischen Gesellschaft den Individuen verzeiht, sondern man findet in den Memoiren wie in den Salons solche geniale Eigenthümlichkeiten, noble Schwächen, interessante Temperamentssünden „piquant, charmant, aimable". Auch die Kritik fügt sich diesen wie gar manchen andern sogenannten nobeln Passionen und entschuldigt hier diese milde Nachsicht damit, daß auf diese Art die Großeweltpflanze der Memoirenliteratur, die in Frankreich so vielblätterig wuchert, auch in Deutschland heimisch gemacht werden soll. Seit einer langen Reihe von Jahren ist man übereingekommen, es laut als Unglück und Schande zu beklagen, daß Deutschland so wenig oder eigentlich gar keine wirklichen und wirksamen Memoiren besitze. Man beklagt diesen Mangel zugleich als Ursache und Wirkung so mancher unserer traurigsten geselligen und politischen Zustände und ist daher sehr geneigt, das Erscheinen jedes neuen Memoirenwerkes für ein Zeichen unsers Fortschrittes zu halten.

Den uns vorliegenden Memoiren eines östreichischen Militairs kam nebst dem geschilderten allgemeinen Gunstvorurtheil noch der Umstand zu gut, daß sie Enthüllungen über den am geheimnißvollsten abgeschlossenen öffentlichen Stand des geheimnißreichen Östreichs verhießen, und daß die Bruchstücke, welche von den freimüthigen „Grenzboten" gebracht worden waren, in Östreich großes Aufsehen gemacht und policeiliche Nachforschungen zur Entdeckung des pseudonymen Verfassers veranlaßt hatten. Man erwartete mit gutem Grunde, daß ein censurfrei gedrucktes Buch von zwei Bänden eine reiche Fülle der interessantesten Enthüllungen und freimüthigsten Beurtheilungen der östreichischen Militairverhältnisse bringen würde, wovon jene Mittheilungen der „Grenzboten" gewiß nur ein kurzer und schwacher Auszug gewesen wären. Diese Erwartung wird leider nicht erfüllt. Wir finden in den zwei Bänden an wichtigen und nützlichen Mittheilungen kaum drei Seiten mehr als wir schon in den „Grenzboten" gelesen, alles Übrige ist Memoirengeschwätz der seichtesten und schlechtesten Art.

An diesem Unglück ist nun lediglich der durch den schlechten Geschmack des Salonpublicums zur Regel gewordene Gebrauch schuld, Memoiren maßlos in die Länge zu ziehen. Unser Verf. wollte seine Erfahrungen in Memoirenform herausgeben und wußte, daß das Publicum bei Memoiren gewöhnlich an vier dicke Bände gewöhnt ist. Seine Erfahrungen und Kenntnisse reichten aber kaum hin, einen einzigen Band zu füllen, und er mußte doch wenigstens zwei Theile bringen. Daher erzählt er auf mehr als zwei Drittheilen des bedruckten Papiers in langweiligster Redseligkeit Geschichten, die, um das Mildeste über sie zu sagen, gar nicht zur Sache gehören. Das Werk besteht aus 15 Capiteln und davon beschäftigen sich nur sechs in halbwegs würdig wirksamer Weise mit Militairsachen, alle übrigen sind höchst gemeinen Liebesgeschichten und leeren Wirthshauskannegießereien gewidmet.

Die sechs ehrenhaften Capitel enthalten aber, freilich in sehr mangelhafter Auffassung und Darstellung, höchst wichtige Mittheilungen, welche Allen, die sie angehen, der östreichischen Regierung überhaupt und der Militairverwaltung insbesondere,

viel zu denken, zu bereuen und zu bessern geben. Man traut kaum seinen Augen, wenn man liest, welche heillose Unordnung in dem wegen seiner regelrechten Ordnung gewöhnlich hoch gepriesenen Östreich herrscht. Und wenn dies selbst da der Fall ist, wo militairische Subordination waltet, wie muß es erst in andern freiern Richtungen aussehen! Besonders grimmerregend sind die Nachweisungen über die schamlosen Defraudationen, durch die der Staat, d. i. die steuerpflichtigen Staatsbürger, jährlich um viele Tausende betrogen werden. Und doch hat Östreich ein so zahlreiches Controlpersonal! Vielleicht eben auch nur, um die Verwaltungskosten zu vermehren. Höchst betrübend sind die Mittheilungen über die gänzliche Vernachlässigung jeder edlern Verstandes- und Herzensbildung im östreichischen Militair. Und der Verf. spricht überdies einzig von der Artillerie, auf deren Bildung man sich in Östreich gewöhnlich sehr viel einbildet. Aber diese Bildung ist durchaus geistlose Dressur. Manches mag sich freilich im Lichte der neuesten Zeit auch hier wie überall gebessert haben, aber Vieles ist doch noch so, wie es der Verf. schildert. Den wärmsten Dank aller Menschenfreunde verdient der Verf. für die edle Entrüstung, mit der er das östreichische Prügel- und Geißelsystem im Militair verdammt und für allgemeine öffentliche Verdammung schildert. Er führt wahrhaft herzzerreißende Scenen an, die man in dem gemüthlich frommen, väterlich regierten Östreich gar nicht für möglich hielte. Und wenn solche barbarische Züchtigungen selbst in der Artillerie so häufig vorkommen, wie mag es erst in den andern Corps zugehen! Der Menschenfreund müßte verzweifeln, wenn er nicht die sichere Hoffnung hätte, daß der milde Kaiser Ferdinand diese unchristlichen Greuelstrafen gewiß bald abschaffen wird.

Für diese sechs ehrenhaften Capitel also sagen wir dem Verf. im Namen aller guten Östreicher den besten Dank und sprechen dabei den Wunsch aus, daß bald auch aus andern Zweigen des östreichischen Staatslebens ähnliche und bessere Memoiren ans Licht treten möchten. Daß aber unser Verf. diese seine sechs braven Capitel in eine solche Pfütze schmuziger Prostitutionsgeschichten getaucht und Dinge erzählt, auf die nicht einmal der vielsagende Titel „Aus der Caserne" paßt, weil in der schlechtesten Caserne mehr Sittlichkeit oder doch Sittenpolicei ist — diese Ausschweifung muß tief bedauert und rücksichtslos streng getadelt werden, denn der Verf. hat dadurch nicht nur der Wirkung seiner guten und gutgemeinten Capitel geschadet, sondern dazu beigetragen, die östreichische Oppositionsliteratur überhaupt in Misachtung und Verruf zu bringen.

Franz Schuselka.

Zur polnischen Literatur.

Als ein werthvoller Beitrag zur polnischen Landesgeschichte ist eine neu erschienene „Kronika miasta Lwowa" (Chronik der Stadt Lemberg) von Dionysius Zubrzycki (Lemberg 1844) anzusehen. Der Verf., Archivar des lemberger Magistrats, hat mit großem Fleiße und großer Treue viele seltene und bisher noch ganz unbenutzt gebliebene Documente, welche in dem lemberger Magistratsarchive aufbewahrt werden, zu dieser Chronik benutzt und daher nicht wenige Data ans Licht gezogen, die entweder früher gänzlich unbekannt gewesen, oder doch noch nirgend so genau dargestellt worden sind, und die sich nicht nur auf den Ursprung der Stadt, sondern auch auf deren äußere Gestaltung und innere Verhältnisse beziehen.

Ein anderes neues Werk zur Städtegeschichte Polens ist „Pamiątka z Krakowa" (Andenken an Krakau), von Joseph Mączynski (mit einer Karte des Freistaats und mehren Abbildungen versehen, 2 Thle., Krakau 1845). Es enthält zuvörderst eine weitläufige mit vielem Fleiße aus den polnischen Geschichtschreibern mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen zusammengestellte Chronik der Stadt von den ältesten Zeiten bis zum J. 1815. Das Erblühen und Hinwelken keiner polnischen Stadt fällt so genau mit dem Erblühen und Hinwelken des ganzen polnischen Reichs zusammen als das von Krakau. Durch Boleslaw Chrobry zur Residenz der polnischen Könige erhoben, gedeiht Krakau unter den Jagellonen zur höchsten Macht und Blüte; seine Universität, von Jagello gestiftet, ist das Herz des ganzen geistigen und wissenschaftlichen Lebens im Staate; doch 1609 hört Krakau zugleich mit dem Beginn der Auflösung des Reichs unter Sigismund III. Wasa auf, Residenz zu sein; seine Universität sinkt zugleich mit dem freien geistigen Leben im ganzen Staate unter dem Einflusse der Jesuiten; die einst so reiche mächtige Residenz gelangt nach und nach dahin, daß ihr, um ihr aufzuhelfen, der letzte polnische König 1787 aus seiner Privatchatoulle ein Almosen von 300 Dukaten gewährt, und die Stadt schämt sich nicht, zum Andenken an diese Wohlthat eine Medaille schlagen zu lassen. Das vorliegende Werk enthält außer der Chronik eine genaue Beschreibung des Freistaats und der Stadt, aller Kirchen derselben, besonders des Doms, der an historischen Denkmälern für Polen Das ist, was die Westminsterabtei für England, ferner eine Zusammenstellung der neuesten statistischen Notizen über Krakau. Der ganze Freistaat enthält jetzt 141,202 Einwohner, davon sind in der Stadt allein 41,832 und hierunter 11,794 Juden; die Stadt besteht aus 2453 Häusern, 39 Kirchen und 28 Kapellen; an der Universität lehren 26 Professoren, sie wird von 146 Studirenden besucht; ferner sind in der Stadt ein Lyceum, eine technische und eine Handelsschule, eine Realschule, elf Elementarschulen, sieben Buchhandlungen und vier Druckereien, im Umkreise 40 Elementarschulen.

Ein interessantes Werk hat Woycicki, der Sammler polnischer Volkslieder und Volkssagen, neuerdings herausgegeben unter dem Titel: „Niewiasty polskie" (Die polnischen Frauen), (Warschau 1844). Er schildert in historischen Skizzen das historische Leben der polnischen Frauen, ihre Bedeutung in der Familie, ihre Sitten, Tugenden, Gewohnheiten u. s. w. vom 15. bis ins 18. Jahrhundert, zeigt, daß der Einfluß und die Bedeutung der polnischen Frauen in früherer Zeit nur ein geringer war, sie jedoch mit dem 17. Jahrhundert an den Höfen der Magnaten in den Vordergrund traten, und die Herrschaft hier nicht weniger in ihre Hände kam als in Frankreich. Das Werk ist wegen der darin enthaltenen Zusammenstellung fortlaufender Zeugnisse aus den Werken und Schriften der geschilderten Zeiten zur Sittengeschichte Polens von Bedeutung.

Ein großes Verdienst haben sich die Herausgeber von Czacki's Werken erworben, welche in Posen in drei starken Quartbänden erscheinen. Czacki's Schriften sind bis jetzt noch nicht gesammelt worden, ein Theil ist noch nie gedruckt worden, auch das bereits Gedruckte meist jetzt sehr selten geworden, und doch gehören gerade diese Schriften wegen der tiefern Forschungen und der umfassenden Gelehrsamkeit des Verf. zu den gehaltvollsten der polnischen Literatur. Sie beziehen sich hauptsächlich auf die Geschichte und die Rechtsverfassung Polens.

Nach den officiellen Listen befanden sich im J. 1844 in Warschau 3 Gymnasien, 4 Kreisschulen, 1 pädagogisches Institut, 1 Rechtsinstitut (der einzige Ersatz für die Universität), 9 kaiserliche Elementarschulen für Knaben, 28 Privatschulen für Knaben, 6 Industrieschulen (5 in Warschau und 1 in Praga), 4 jüdische Schulen, 6 kaiserliche Mädchenschulen, 66 Privatschulen für Mädchen, und 1 kaiserliche Rabbinatschule, sämmtlich mit 131 Lehrern, 6 Lehrerinnen, 34 Gouverneuren und 34 Gouvernantinnen. Die Gymnasien besuchten 1720 Schüler, die Kreisschulen 450 Schüler, das pädagogische Institut 12, das juristische 170, die Elementarschulen 948. Im Ganzen gab in diesen warschauer Lehranstalten 4930 Schüler und 2653 Schülerinnen. Vor allen andern Lehranstalten zeichnete sich das vor zwei Jahren von Okunieff gegründete Realgymnasium aus, das unter der Lei-

tung Frankowski's steht; doch haben sich in den sechs Jahren, daß Okunieff die Aufsicht über die warschauer Unterrichtsanstalten führt, alle diese Anstalten ungemein gehoben. 9.

Bibliographie.

Acten in der Hitzig'schen Untersuchung. 3tes Heft: Das Urtheil der ersten und die Verhandlungen der zweiten Instanz. Leipzig, Weber. Kl. 8. 7½ Ngr.

Neue Actenstücke aus der fiskalischen Untersuchungssache wider den Kreis-Sekretair v. Young zu Lyck wegen Beleidigung des Regierungs-Präsidenten Braun zu Gumbinnen. Königsberg, Theile. 8. 7½ Ngr.

Aufdeckung der groben Unwahrheiten in der „Reinen Wahrheit in Sachen des Hochwürdigen Bremischen Ministeriums gegen Pastor Nagel". 2te Auflage. Oldenburg. Gr. 8. 5 Ngr.

Kurze Beleuchtung der beiden in Peine zum Vorschein gekommenen Broschüren. Von einem Laien. Braunschweig, Meyer sen. Gr. 8. 2 Ngr.

Beneke, E., Die neue Psychologie. Erläuternde Aufsätze zur 2ten Auflage meines Lehrbuchs der Psychologie als Naturwissenschaft. Berlin, Mittler. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Bertholdi, H., Die Flagge. (Diese Blätter gehören dem Volke.) 1845. 1stes Heft. Danzig, Kabus. Gr. 8. 6 Ngr.

— — Ein fliegendes Blatt. Danzig, Kabus. Gr. 8. 6 Ngr.

Braß, A., Bauer und Edelmann. Eine historisch-romantische Erzählung. Berlin, Lüderitz. 8. 1 Thlr.

Dabrowski's, J. H., Feldzug nach Grosspolen. Als Beitrag zur Geschichte der polnischen Revolution im Jahre 1794 von ihm selbst beschrieben. Aus der polnischen Bearbeitung des Grafen *E. Raczynski* ins Deutsche übersetzt durch *v. Erckert I.* Nebst einer Karte von Grosspolen. Berlin, Mittler. Gr. 8. 25 Ngr.

Ebrard, A., Das Dogma vom heiligen Abendmahl und seine Geschichte. 1ster Band. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 2 Thlr.

Nachträgliche Erinnerungen an die 300jährige Jubel-Feier der Albertina, von M..i..r. Königsberg, Theile. 1844. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Feind kam, da die Leute schliefen. Eine Predigt, Herrn Domherr Förster und allen katholischen Priestern zur Beherzigung. Von einem römisch-katholischen Laien. 4te Auflage. Hirschberg, Lucas. 8. 2 Ngr.

Georgi, K. A., Entwurf einer Petition an das Königlich Sächsische hohe Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts und die in Evangelicis beauftragten Herren Staatsminister um Gewährung einer freieren Verfassung der evangelischen Landeskirche. Dresden, Arnold. Gr. 8. 1½ Ngr.

Germanus, Die Hannover-Bremensche und Oldenburg-Ostfriesische Eisenbahn in den gegenseitigen Interessen der betreffenden Staaten beleuchtet. Oldenburg. Gr. 8. 5 Ngr.

Gessel, F., Gehören wir auch zu Denen, welche nicht glauben wollen, wenn sie nicht Zeichen und Wunder sehen? Eine Predigt. Königsberg, Theile. 1844. Gr. 8. 4 Ngr.

Henß, A., Wanderungen und Lebensansichten. Jena, Frommann. 8. 1 Thlr.

Katholischer Lehrer! welch' Bild stellt Ronge von dir auf? Verdienst du solche Schmach? Erwiderung auf Ronge's Brief: An die katholischen Lehrer. Von einem katholischen Lehrer der Provinz Sachsen. Magdeburg, Mazzuchi. Gr. 16. 3¾ Ngr.

Keine Ohrenbeichte mehr! Zeitgemäßes Wort eines rheinhessischen Katholiken an seine Glaubensgenossen. Frankfurt a. M., Körner. 8. 2 Ngr.

Lewald, O., Das Handelsgericht als Staatsinstitut und als Schiedsgericht. Praktisch dargestellt für Kaufleute. Berlin, Trautwein. Gr. 8. 10 Ngr.

Mallet, F., Ein Geständniß. Ein Wort über Pastor Nagel's „Rechtfertigung". Bremen, Kaiser. 8. 2 Ngr.

Richter, J., Aristophanisches. Berlin. 4. 10 Ngr.

Römisch-Christlich, nicht Anti-Christlich. Eine kurze Beleuchtung des Broschürleins: „Christkatholisch nicht Römisch. Jesuitenspiegel für das Jahr 1845." Von Einem, der die Jesuiten auch kennt. Regensburg, Manz. 8. 3¾ Ngr.

Ronge und Czerski zur Kirchenversammlung in Leipzig. Eine Denkschrift zur Erinnerung an das Concil und die Osterfeier der deutsch-katholischen Gemeinde zu Leipzig. Nebst drei Worten des Herrn an die Baumeister seiner Kirche in Deutschland. Leipzig, Brauns. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schultheß, J., Der Familien- und Selbstmord des H. Hugolz von Horgen, geschehen zu Dällikon am 21. Heumonat 1844. Geschichtlich aus den Akten und andern glaubwürdigen Zeugnissen dargestellt. Nebst einer durch dies Ereigniß veranlaßten Predigt von J. Brunner. 3te Auflage. Zürich, Schultheß. 8. 2½ Ngr.

Smend, R., Die Zukunft der evangelisch-katholischen Kirche. Eine Weissagung. Mit einem Nachworte von Pastor prim. Fr. Mallet. Bremen, Kaiser. Gr. 8. 20 Ngr.

Stimmen aus der Gegenwart. Gedichte. Eisenberg, Schöne. 12. 5 Ngr.

Stolle, F., Elba und Waterloo. Ein historischer Roman. Drei Theile. 2te verbesserte Auflage. Hamburg, Engel. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Das Prager Theater bei Fackelbeleuchtung. Aus den Papieren eines quieszirten Beleuchtungsinspectors. Leipzig, Reclam jun. 8. 7½ Ngr.

Thiers, A., Geschichte des Consulats und des Kaiserthums. Aus dem Französischen übersetzt unter Leitung von F. Bülau. 3ter Band. Leipzig, Meline. Gr. 8. 1 Thlr.

Triumph des Evangeliums. Memoiren eines von den Verirrungen der heutigen Philosophie zurückgekommenen Weltmenschen. Übersetzt aus dem Spanischen von J. F. A. Buynand des Echelles. 1ster Band. Regensburg, Manz. 8. 27½ Ngr.

Die preußische Verfassungsfrage. Sammlung aller auf die Verordnung vom 22. Mai 1815 bezüglichen Aktenstücke, Gesetze, Petitionen, Landtags-Abschiede, Denkschriften u. s. w., so wie die bedeutendsten Stimmen von Staatsmännern und Publicisten über dieselbe. Leipzig, Mayer. 8. 10 Ngr.

Verständigung für evangelisch gesinnte Christen über die Gründung einer deutsch-katholischen Kirche. Von einem christlichen Seelsorger. Dresden, Gottschalck. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Verwandten in der Provinz. Aus dem Schwedischen. Berlin, Morin. 12. 1 Thlr.

Wegelin, D., Erinnerungen aus Rußland und dem Orient, aufgezeichnet während seiner Reisen im Norden, in der Türkei, Palästina, Aegypten und Griechenland. Herausgegeben von H. Leemann. Zwei Theile. Mit Ansichten und Plänen. Zürich, Schultheß. 8. 2 Thlr. 14 Ngr.

Werdmüller, O. A., Der Glaubenszwang der zürcherischen Kirche im 17. Jahrhundert. Eine kirchenhistorische Skizze. Zürich, Schultheß. 8. 18 Ngr.

Wolfart, Ph. L., Der Abfall von Rom unter preußischem Gesetz. Potsdam, Stuhr. 8. 3¾ Ngr.

Das königliche Wort Friedrich Wilhelm's III. Eine Denkschrift an gewisse Staatsweise. Berlin, Köse. Gr. 8. 2½ Ngr.

Sieben Worte, in Bezug auf die Wirren und Mahnungen der Zeit im Glauben und Wissen, zunächst an die sogenannt „philosophisch-theologischen", immer und immer aber nur vernünftelnd sich zeigenden Herren von der großen Bank, am 27. Jan. 1845. Dresden, Adler und Dietze. Gr. 8. 2 Ngr.

Würdig, A. L., Wonach hat die evangelisch-lutherische Kirche unseres Vaterlandes vor allen Dingen zu trachten, wenn ihr eine freiere Verfassung wirklich zum Heile gereichen soll? Predigt. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 2 Ngr.

Wuttke, A., Fragen an die allgemein-christliche Kirche vom Standpunkte der evangelischen Kirche. Breslau, Max und Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 121. —— 1. Mai 1845.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Die alten und die neuen Jesuiten.

Von einem Katholiken.

Das stromweise vergossene Blut des Dreißigjährigen Kriegs, die Zerstückelung unsers Vaterlands, die Erniedrigung unsers Namens, die politische Erschlaffung, an der wir noch immer leiden — lauter Folgen, durch die wir unsere religiösen Zerwürfnisse schwer büßten, hatten uns Deutschen wenigstens den einen Vortheil gebracht, daß wir uns gegenseitig zu dulden anfingen, uns nicht mehr über Dinge stritten, die Jeder mit seinem eigenen Gewissen abzumachen hat, und endlich daran dachten, uns bequemer als bisher in unserm Haushalt, dem weiland heiligen römischen Reiche, einzurichten, als auf einmal wieder mitten in unsere friedfertigen Bestrebungen hinein der Apfel der Zwietracht fiel, welcher unsere Väter entzweit hatte. Da ertönten, dem 19. Jahrhundert zur Schande, die Ufer des Rheins vom Ursprung bis zur Mündung neuerdings von Geschrei über Religionsgefahr, und flogen auch nicht die Schwerter aus der Scheide, so tauchten sich doch hundert geschäftige Federn in Gift und Galle und hundert verdächtige Zwischenträger säeten Unfrieden in den Familien, Verwirrung im Staate aus. Wem haben wir diesen Zustand der Dinge zu danken, der die mühsame Errungenschaft dreier Jahrhunderte in Frage stellt? Wem begegnen wir auf allen Wegen, die ins Mittelalter zurückführen? Welchen Namen die öffentliche Stimme in Deutschland und in der Schweiz wie in Frankreich und in Belgien frei nennt, brauchen wir kaum zu wiederholen: sie nennt die Jesuiten.

Wenn die Policei eines deutschen Staats — Policei und deutsch paßt so gut zusammen! — einer geheimen Gesellschaft auf die Spur käme, die aus einigen tausend Mitgliedern bestände, sich zum unbedingten Gehorsam gegen ein aller Verantwortlichkeit lediges Oberhaupt verpflichtet hätte und zu unbekannten Zwecken über Millionen an Geld und Gut verfügte; in deren Papieren sich Abhandlungen über die Zulässigkeit des Tyrannenmords, der falschen Eidschwüre u. s. w. fänden; einer geheimen Gesellschaft, welche die wirksamsten Mittel in Händen hätte, auf alle Stände Einfluß zu üben, ohne daß über diese Mittel und die Art ihrer Verwendung eine Controle möglich wäre — was würde wol die betreffende Regierung, was der hohe Bundestag dazu sagen? Durch alle loyalen deutschen Zeitungen ginge ein Aufruf des Entsetzens, und in Frankfurt würde eine Centralcommission errichtet, wie Deutschland noch keine gesehen. Nun, diese geheime Gesellschaft ist vorhanden, sie ist schon hundertmal und zwar von Männern denuncirt worden, die wenigstens ebenso viel Glauben verdienen als die Angeber Jordan's, man erblickt überall die Spuren ihrer verbrecherischen Thätigkeit — warum laßt ihr sie gewähren, ihr, die ihr Recht und Gerechtigkeit zu handhaben geschworen habt? Warum laßt ihr die Jesuiten ihr Netz ungehindert wieder über die Welt spannen, die sie schon einmal beherrscht haben?

Weil wir in ihnen, so tönt es von den Thronen her, die festesten Stützen unserer uns von Gott verliehenen Gewalt erkannt haben und uns nicht zum Echo der Afterphilosophie, zu Werkzeugen radicaler Verleumdungen hergeben wollen.

Wir wollen uns nun diese Stützen der Throne, diese Steine des Anstoßes für die Afterphilosophie, diese bedauernswerthen Opfer radicaler Verleumdungen näher besehen.

Rom, die Hauptstadt der katholischen Welt, stand am Abgrund des Verderbens. In den Borgias, deren einer, Alexander VI., Papst war, hatte es Herrscher erblickt, die an die Zeiten Nero's erinnerten; am Hofe Leo's X. leugnete man die Unsterblichkeit der Seele und spottete über die kirchlichen Lehrsätze, von deren Ertrag

man in Schwelgerei lebte; die Päpste misbrauchten ihre Stellung zu politischen Zwecken, dachten nur an die Bereicherung ihrer Familien und legten, um die Kosten ihrer mit den Vorschriften der Christusreligion ganz und gar unverträglichen Unternehmungen zu bestreiten, den Gläubigen immer drückendere Lasten auf. Der Bogen wurde überspannt, die Sehne brach. Da trat dem deutschen Denker, der die Herrschaft der Autorität, welche mit sich selbst so sehr in Widerspruch gerieth, abwarf und geistige Freiheit predigte, ein spanischer Schwärmer gegenüber, der in soldatischer Zucht aufgewachsen war und das Heil nirgend sah als im Gehorsam. Es ist, heißt es in einer Bulle Benedict's XIV., die beständige, auch durch päpstlichen Ausspruch bestätigte Meinung Aller, daß der allmächtige Gott, gleichwie er zu andern Zeiten andere heilige Männer erweckt, so dem Luther und den Ketzern jener Zeit den heil. Ignaz und die von ihm gestiftete Gesellschaft entgegengestellt habe. Die Jesuiten sind also Krieger und haben, wie einst die Malteser die Ungläubigen, die Ketzer zu bekämpfen, wobei jedoch wohl zu bemerken ist, daß sie unter Ketzern Alle verstehen, die nicht dem Kleide oder der Gesinnung nach Jesuiten sind.

Als Zweck des Ordens gibt eine scheinbar unverfängliche Stelle der Regeln an: „Mit Gottes Gnade nicht allein auf das Heil und die Vervollkommnung der eigenen Seele bedacht sein, sondern auch sich eifrig dem Heile und der Vervollkommnung des Nächsten widmen." Man sollte glauben, diesen Zweck zu erreichen, genüge das Evangelium; dies ist aber nicht der Fall: die zwei auf Veranstaltung der 18. Generalcongregation der Gesellschaft Jesu 1757 in Prag gedruckten Foliobände mit Bullen, Constitutionen, Decreten, Regeln, Erklärungen u. s. w. belehren uns eines Bessern. Das Himmelreich leidet Gewalt: darum finden wir hier den verwickeltsten Apparat, der je erdacht worden ist, um es zu stürmen. Wenn man ihn untersucht hat, wundert man sich nicht mehr, daß die Jesuiten so viele — fruchtlose — Mühe auf die Geheimhaltung desselben verwendet haben; denn einige Theile desselben haben ein sehr zweideutiges Aussehen und könnten von Unkundigen leicht für das Handwerkszeug einer Gaunerbande gehalten werden. So folgert selbst der berühmte Geschichtschreiber Ranke, von dem man doch voraussetzen muß, daß er Lateinisch versteht, aus einer Stelle des fünften Capitels des sechsten Theils der Constitutionen, daß die Vorgesetzten „im Namen Jesu und kraft des Gehorsams" auch Sünden gebieten können; und obwol diese Stelle, Dank einer Zweideutigkeit, die der Sprachgebrauch schon längst mit dem Kunstausdruck jesuitisch bezeichnet hat, auch anders ausgelegt werden kann, so braucht man damit doch nur andere, klarer stilisirte Vorschriften zusammenzuhalten, um zur Überzeugung zu gelangen, daß damit Männern, denen der Zweck die Mittel heiligt, sehr gefährliche Waffen in die Hände gegeben werden. Nach dem Ausspruche des heil. Ignaz selbst soll ja der Jesuit willenlos sein wie ein Stock in der Hand seines Obern; Stöcke aber lassen sich bekanntlich so gut als Stützen wie als Mordwaffen gebrauchen. In einem Buche, welches freilich keinen Jesuiten zum Verfasser hat — wenn wir nicht irren, ist es blos die Heilige Schrift — heißt es irgendwo, daß, wer Übles thut, das Licht scheue; auch verpflichtet die katholische Kirche ihre Priester nur zur Bewahrung des Beichtgeheimnisses; die Gesellschaft Jesu muß jedoch gute Gründe haben, ein anderes Verfahren zu beobachten, und sieht strenge darauf, daß die Ihrigen nicht aus der Schule schwatzen. „Die Verschwiegenheit", so lautet die 31. Regel des Secretairs, der dem General beigegeben ist, „welche vorzüglich sein Amt erfodert, wird sich nicht allein darauf erstrecken, daß er von den Angelegenheiten, die geheim zu halten sind, weder gegen seine Mitbrüder noch gegen Fremde etwas verlauten läßt, sondern sie verpflichtet ihn auch dazu, daß er alle Briefe und Schriften, die etwas Geheimes enthalten, dermaßen verborgen und versteckt hält, daß sie von Niemandem gelesen werden können." Überhaupt könnte man leicht auf den Gedanken kommen, diese Constitutionen, Regeln u. s. w. seien blos da, um dem „Nächsten", auf dessen „Heil und Vervollkommnung" es angeblich dabei abgesehen ist, Sand in die Augen zu streuen, wenn man z. B. das 40. Decret der zweiten Generalcongregation liest: „Die Congregation hält dafür, daß weder den Fürsten noch andern geistlichen oder weltlichen Herren einer aus unsern Religiosen zugesellt werden dürfte, der den Hofhaltungen derselben folgen und dort wohnen soll, um das Amt eines Theologen, Beichtvaters oder sonst eine Stelle zu begleiten; außer etwa auf eine ganz kurze Zeit von einem oder zwei Monaten" — und dann die Thatsache damit vergleicht, daß 200 Jahre lang fast an allen Höfen und bei allen Großen Jesuiten die Beichtvaterstellen begleitet haben.

Daß sich das Christenthum 1500 Jahre lang ohne Jesuiten beholfen hat, ist eine Wahrheit, die ihnen so unbequem ist, daß sie schon Versuche gemacht haben, sie wegzuleugnen. Sie führten nämlich den Ursprung ihres Ordens nicht blos auf Jesus zurück, sondern behaupteten sogar, die Stiftung desselben sei von David, Jesaias und Johannes in der Apokalypse vorhergesagt worden. Darüber wollen wir nicht mit ihnen streiten, noch uns dabei aufhalten, daß ein Orden, den Jesus gestiftet hat, nicht wol von Johannes in der Apokalypse vorhergesagt werden konnte; es wäre besser für sie, wenn sie uns den Gewinn, den das Christenthum davon gehabt hat, daß sie sich diese 300 Jahre her desselben so uneigennützig angenommen haben, klar aufzeigen und die Vortheile nachweisen könnten, welche den Ländern, wo man ihnen Einfluß gestattete, aus ihrem Bestehen erwuchsen. Was nun das Christenthum betrifft, so haben sie demselben jedenfalls den Dienst geleistet, daß sie Voltaire erzogen, dessen sie sich jetzt in ihren Predigten als warnenden Beispiels so gut zu bedienen wissen; und für die Wohlfahrt der Staaten, die sie aufgenommen haben, waren sie so eifrig besorgt, daß alle Regierungen ohne Ausnahme sich genöthigt sahen, sich ihrer zu ent-

ledigen — von Karl V. angefangen, der den ersten Jesuiten, welcher nach Östreich kam, Bobadilla, fortjagte, weil er sich in Sachen mischte, die ihn nichts angingen, bis zum kleinen Canton Schwyz, der bei schwerer Strafe verbot, je wieder auf Einführung dieses Ordens anzutragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Politische Sippschaft.

Sechs Büchlein liegen uns vor, die sich durch ihre Titel als politische ankündigen. Diese Productionen vermehren sich mit jedem Tage. Der politische Trieb unserer Zeit steht bei uns noch im — Blätterausschlag, im Blätteransatz. Die höhern Entwickelungen werden nicht ausbleiben. Viel Unerfreuliches läuft in dieser Literatur mit unter; nicht Alles sieht wie frische, frühlingige Vegetation aus; Manches erinnert mehr an die Disteln und Pilze des Herbstes. Die Richtung der meisten dieser Schriften wird auch schwer beschuldigt. Doch ist es begreiflich, daß lebhafte Kräfte, denen keine gemessenen Aufgaben des Schaffens gegönnt sind, das Bestehende angreifen, annagen. Deß haben sich dann die herrschenden Gewalten zu wehren, wobei sie freilich durch Verbieten sich eben auch nicht in ihrer Größe zeigen, sondern oft nur neuen Stoff zum Annagen liefern, und sich damit neue Verlegenheit, verbieten zu müssen, bereiten. Wer dabei am meisten verliert, läßt sich nicht so bestimmt sagen, wiewol es sich am Ende zeigen wird. Die Untern gewinnen erstaunlich viel Witz, die Obern aber den Vortheil, daß wir uns durch Belesen und Belachen des Kleinlichen und Erbärmlichen mit diesem selbst gemein machen und daran gewöhnen. Das Verbieten des Witzigen und Verwegenen ist dann ein gutes Mittel, uns desto mehr zum Lesen anzutreiben und im Lachen herabzuwürdigen.

Aus diesem Gesichtspunkt ist Ref. geneigt, dem Witz zuweilen aus dem Wege zu gehen, der jetzt Hans in allen Ecken ist. Viel lieber begegnete er dem Humor, der uns ganz auszugehen droht, ihm, dessen Herz zu allem Weh des Lebens warm schlägt, dessen lachendes Auge feucht ist, und dessen Arm seine Geißel so hoch schwingt, daß er Diejenigen, die sie zu fürchten haben, aufwärts auszuweichen nöthigt. Er ist billig im Misbilligen; er nimmt mehr unsere Vernunft als den Verstand in Anspruch, und schürt in unserm Herzen Entrüstung, Stolz und Muth für die Zukunft an. Nun zu den sechs Büchelchen!

1. Disteln. Kiel, Bünsow. 1843. 16. 7½ Ngr.

Es sind 45 kleine Seiten voll Distichen, mit dem Motto:

> Weil es an Weide gebricht für die Menge der heutigen Esel,
> Ist es ein löblich Bemüh'n, Disteln in Scherben zu zieh'n.

Die witzigen derselben sind nicht interessant und die interessanten nicht witzig.

> Bienchen holen im Herbst den letzten Honig aus Disteln,
> Disteln zieht der Poet, Futter für Esel zu streu'n.

2. Gedichte zweier Lebendigen. Erstes Heft. Breslau, Max und Comp. 1844. 8. 7½ Ngr.

Auf schön gedruckten 40 Seiten bekämpfen zwei Lebendige oder ein doppelt Lebendiger den bekannten einen Lebendigen, den Dichter Herwegh, „den biß'gen Sohn der Musen", wie er S. 21 genannt wird. Ihm rufen die zwei Lebendigen zu:

> Die du wähntest zu beherrschen, spotten dein mit kaltem Blute,
> Bieten statt des frischen Lorbers dir die welke Birkenruthe.

In diesem Sinne ist das Büchlein abgefaßt. Es dient der conservativen Politik. Die Birkenruthen sind frische biegsame poetische Reiser; aber wo sie treffen sollen, zeigen sie sich wirklich etwas welk, wie es der Poet selbst gesteht.

3. Politische Nesselblätter. Leipzig, Ph. Reclam. 1845. 12. 15 Ngr.

Auch dies stärkere Büchlein ist, der Gesinnung des Verf. nach, conservativ. Es ist nichts Stechendes, Brennendes an diesen Nesseln. Zwar gehören auch Hanf und Hopfen zum Nesselgeschlecht: doch gelten diese weniger durch ihre Blätter als durch den Bast und die balsamischen Zapfen. Etwas Hopfenbitter ist denn wirklich im Büchlein; auch an Malz guter Gedanken fehlt es nicht. Die prosaischen „Rhapsodien" geben Betrachtungen über die Welt, und was deren Glück begründet. Die „Vision" wirft in guten Versen Blicke auf einige europäische Länder, die nicht von Freiheit und Liebe zugleich beherrscht sind. Gleichfalls über verschiedene Länder, über den Frieden und besonders über Östreichs tüchtige und nur „unliebenswürdige" Solidität sprechen sich die „nüchternen Reflexionen" wohlmeinend aus. Humoristisch wird der Verf. gegen England. „Die ganze englische Staatspolitik", sagt er, „läßt sich mit zwei Worten bezeichnen: Kautschuk und Water-Twist. Menschenliebe, Weltfriede bedeutet in England Kautschuk. Länder, Meere, Völker, Gottes weite Welt bedeutet nichts Anderes als Water-Twist" u. s. w. Im vierten Aufsatze bespricht der Verf. die jüngsten druckschriftlichen Angriffe gegen Östreich. Östreich, meint er, begünstige in Wirklichkeit nichts und Niemand besonders als sein Regierungssystem. Die Regierung brauche eigentlich nichts als sich selbst einen großen, und zwar den besten Dienst zu erweisen, nämlich über ihre wohlwollenden und dankenswerthen Absichten nicht länger eine würdevolle aber übel gedeutete Stille zu beobachten. Der Verf. eifert gegen die „Briefe eines Eingeborenen" und die „Briefe aus Wien", und spricht sich für Wien und Östreich aus. Er vertheidigt sogar gegen eine üble Kritik in den „Wiener Briefen" Halm's „Sohn der Wildniß" auf 20 Seiten eines nur 160 Seiten starken Buchs. Aber dieser Eifer ist trocken, hat kein Nesselbrennen, kein Hopfenbitter, sondern stellt höchstens einen splitterrauhen Hanffaden vor. Ich vermuthete erst einen nahen Freund Halm's; jedenfalls spricht sich der Verf. als Israelit aus und gibt als solcher zum Schluß ein wirklich schönes rührendes Gedicht: „Des Jünglings Klage."

4. Freie Lieder von Heinrich Grahl. Leipzig, Friese. 1844. 12. 20 Ngr.

Diese Poesien sind nur theilweise politisch. Alle beurkunden eine schöne lyrische Begabung. Dies Talent, nicht gerade in neuen Formen schöpferisch, aber auch frei von den Bizarrerien und Wunderlichkeiten moderner Lyrik und der alten Formen mächtig, bietet die reichen Ergüsse eines reifen Gemüths in edlem, warmen Ausdruck. Die politischen Lieder sind nicht von der negirenden, spöttischen, giftigen Race, sondern innig und begeisternd, nach oben mahnend, nach unten ermuthigend. Selbst „Michel in der Wiege" ist mehr launig als bissig, und sogar der Bundestag kommt mit dem betenden Distichon ab:

> Unser längster Tag auf Erden ist der deutsche Bundestag;
> Betet, daß an ihm die Sonne warm und fruchtbar scheinen mag.

5. Die politische Wochenstube. Eine Komödie von R. E. Prutz. Zürich, Literarisches Comptoir. 1845. 8. 22½ Ngr.

Hier kommen wir zu einem politisch übersättigten Gedicht, an dem auch das Talent überwiegend erscheint. Scharf und schonungslos geht der Poet zu Werke. Das Messer, womit gleich im ersten Auftritt der Doctor seinem Kilian, für den er keine Kost mehr hat, den Magen exstirpiren will, setzt der Dichter an das Gemüth des Lesers, und sucht nur das Zwerchfell zu schonen, um es erschüttern zu können. Dazu ist jedoch der Spaß nicht harmlos genug. Zarte Leser haben sogar etwas Übelkeit zu befürchten; denn der Dichter behandelt mitunter arge Schäden der Zeit, und setzt das nackte chirurgische Messer an, wenn er es übrigens auch höchst poetisch manipulirt. Wir begnügen uns diesmal, das reizend ausgestattete Büchlein als eine sehr merkwürdige Erscheinung zu bezeichnen, an der kein für Poesie und Politik interessirter Leser vorübergehen darf, sei

es auch nur, um auf der einen Seite zu bewundern, was unsere Dichtkunst vermag, und welche griechische Taille unsere deutsche Sprache annehmen kann, auf der andern Seite aber auch zu erstaunen, was unsere — Presse leistet. Dies dreiactige Lustspiel verdiente wol eine eingehende Besprechung für sich allein; nur ist es für manche Blätter zu schwer, die kräftige Poesie zu berühren, ohne der kränklichen Politik weh zu thun, die Schönheiten der Erfindung zu rühmen, ohne mit dem Fuß an Das zu stoßen, was die gegen den Dichter erhobene Anklage wegen Majestätsverbrechens für sich aufnehmen wird. In allen Stücken vertheidigen möchten wir den Dichter nicht. Auch rechtfertigt er selbst zwischen dem zweiten und dritten Acte sich nur gegen die Vorwürfe der innerlich nichtsnutzen Heuchler, nicht aber gegen den Tadel der tüchtig wie er gesinnten Leser, die freilich auch vom muthigsten Zorne des Dichters ein ästhetisches Maß und von seiner Geißel eine ehrfurchtvolle Senkung am rechten Orte erwarten. Selbst Aristophanes durfte die Republik als solche nicht angreifen. Überdies ändert sich unser modernes deutsches Gefühl nicht, wenn sich auch unser Sinn für altgriechische Formen erweitert. Prutz selbst sagt in einem frühern Aufsatz „Zur Geschichte der deutschen Übersetzungskunst", wir seien nicht mehr die Menschen der alten Welt und haben nicht mehr ihre Sprache noch ihre Formen und Vorstellungsweise; daher denn, wo diese Formen in unsere Welt zur Darstellung kommen, etwas Unpassendes, Unverständliches, Befremdliches entstehe. Da nun der Dichter dies bei der Wahl seiner Komödienformen selbst vergessen hatte, so wollen wir auch nicht so streng richten, wessen er sich im Inhalt des Gedichts vermessen. Er war eben zu sehr in den Aristophanes verzückt. Nicht im Geiste seines „Schlaukopfs", sondern als Richter, der nicht philisterhaft von solchen Wagnissen neue Reactionen gegen die Presse fürchtet, die da frei werden muß — quand même —, würden wir ausrufen: Dem Talent im Bunde mit Gesinnung sei viel erlaubt! Das Maß, das der Dichter in seinem schönen Wahnsinne verliert, findet sich in jeder Brust eines echtdeutschen Lesers wieder!

6. Kerkerpoesien. Von W. Weitling. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1844. 8. 15 Ngr.

Nach der fremdartigen Prachtblüte jenes Prutz'schen Gedichts folgt der schlichte Fruchtkern eines poetischen Gemüths. Der Kerker war die Kapsel dieser reifenden Samenkörner. Diese Poesien haben in ihrer Kunstlosigkeit etwas Rührendes und Wohlthuendes. Gerade im Kerker spricht sich dieser berüchtigte Communistenanführer so mild und so muthig aus! Ein welt- und menschenfreundliches Herz haben ihn nicht verlassen. Er zieht uns sanft durch sein Gitter zu sich hinein, wir werden vertraut mit seinem Zustande, wir durchleben mit ihm die Kerkernacht und hören jeden Glockenschlag mit dem Wachenden, die Schritte des Wächters auf dem Gang, das Husten des Kerkernachbars und um fünf Uhr das weckende Läuten. Sein eigenes Geschick zeichnet er im „Verplauschten Böcklein", das seinen Stallgenossen von schlechter Zeit und theuerm Korn, vom bessern Futter der Begünstigten vorplaudert, und als Aufwiegler vom Herrn gezüchtigt und eingesteckt wird. Wie das arme Geschöpf endlich freigelassen verendet —

Der Löwe macht ein ernst Gesicht,
Die Heerde stand betroffen da;
Den Wölfen war das Weinen nah,
Den Herr'n von Zürich nicht.

Dies Wort ist das bitterste des gemüthlichen Mannes in seinen „Kerkerpoesien"! Wahrhaft erhebend ist das Gedicht „Verzage nicht". Wie dem Gefangenen sich ein enger Kerker in Erinnerung und Erhebung erweitere, zeige noch der eine Vers aus dem eben erwähnten Gedichte: „Die Nacht":

Wie licht es hier an meinem Bette schimmert,
So nahe, daß ich's reiche mit der Hand.
Die Venus ist's, die durch das Gitter flimmert,
Beleuchtend meine dunkle Kerkerwand.
Einst durfte sie, ein Frauenbild, mir winken,
Und liebend ich an ihren Busen sinken;
Jetzt lacht sie mir, ein heit'res Sternenbild,
Ein Ruhepunkt in höhern Regionen,
Ein Weltenball, wo and're Träumer wohnen,
Die auch vielleicht, wie mich, ein Schmerz durchwühlt.

21.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Geschichte des Buddhismus.

Es war hohe Zeit, in das Chaos der buddhistischen Lehre einige Ordnung und Klarheit zu bringen. Die widerstreitenden Ansichten und die Menge von Widersprüchen, welche bisher in Bezug auf diese Religion herrschend gewesen sind, werden zum ersten Male von einem Gelehrten von anerkannter Gediegenheit, von Burnouf, einer ebenso umfassenden als gründlichen Kritik unterworfen. Dies geschieht in einem Werke, dessen Anfang vor kurzem unter dem Titel: „Introduction à l'histoire du buddhisme indien", die königliche Druckerei verlassen hat. Bekanntlich bildete sich diese Religionslehre, welche in der Culturgeschichte der Menschheit eine so bedeutsame Rolle gespielt hat, im siebenten Jahrhunderte vor Christus aus einer Umgestaltung des Brahmanismus. Obgleich dieser Anfang so ziemlich festzustehen schien, so haben doch über Ursprung, Bedeutung und Charakter dieser Religion die unglaublichsten Streitigkeiten entstehen können. Ja, noch vor wenigen Jahren konnte von einen englischen Schriftsteller, Namens Sykes, welcher nachzuweisen suchte, daß der Buddhismus älter sei als der Brahmanismus, ihre ganze Entwickelungsgeschichte auf den Kopf gestellt werden. Im vorliegenden Werke nun sind alle bekannten Quellen und selbst eine große Menge solcher, aus denen noch kein europäischer Gelehrter geschöpft hatte, mit weiser Mäßigung, mit kritischem Takte und tiefer Gelehrsamkeit benutzt. Besonders bemerkenswerth unter den Hülfsmitteln, welche dem Verf. zu Gebote gestanden haben, sind die umfassenden Materialen, welche vom englischen Gesandten in Nepal, B. Hodgson, geliefert sind. Sie bestehen aus einer außerordentlichen Menge von wichtigen Handschriften, welche von diesem gelehrten Staatsmanne in verschiedenen buddhistischen Klöstern gefunden sind und die er mit der größten Liberalität in Abschrift an die Asiatische Gesellschaft in Paris geschickt hat. Sie konnten in keine bessern Hände fallen als in die Burnouf's. Dieser junge Gelehrte, der eine der glänzendsten Zierden seines Vaterlandes ist, hat ein Werk geliefert, bei dem man nicht weiß, ob man mehr die Belesenheit des Verf. oder seinen Scharfsinn und kritischen Blick bewundern soll.

Zur Geschichte von Luxemburg.

Freunden der historischen Forschung wird ein Werk über die älteste Geschichte von Luxemburg bekannt geworden sein, welches 1842 erschienen ist. Es führt den Titel „Luciliburgensia sive Luxemburgum romanum" und wurde schon im 17. Jahrhundert vom gelehrten Pater Alexander von Wilteim abgefaßt. Indessen war diese äußerst gelehrte Schrift Manuscript geblieben, bis sie 1842 von Aug. Neyen zum Druck befördert wurde. Der verdiente Herausgeber hat vor kurzem einen neuen, wenngleich weniger umfangsreichen Beitrag zur Geschichte seiner Geburtsgegend gegeben in seiner „Esquisse historique sur la ci-devant seigneurie-baronnie de Meysembourg dans le duché de Luxembourg". In dieser Broschüre finden wir unter Anderm eine vollständige Aufzählung aller Herren von Meysembourg, welche seit 1176 am Hofe der Grafen und Herzöge von Luxemburg figurirt haben. Außerdem hat Neyen schon früher sich durch einige naturwissenschaftliche Leistungen, unter denen wir ein „Manuel de zoologie ou exposé succinct et méthodique de l'histoire naturelle des animaux" hervorheben, bekannt gemacht. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 122. —— 2. Mai 1845.

Die alten und die neuen Jesuiten.

(Fortsetzung aus Nr. 121.)

Es ist bei den neuesten Lobrednern der Gesellschaft Jesu Mode geworden, sich auf protestantische Gewährsmänner zu berufen, wobei sie allerlei unschuldige Kunstgriffe anwenden, falsch citiren, Sätze aus dem Zusammenhange reißen, bedingte Aussprüche unbedingt hinstellen u. s. w. Auf diese Weise haben sie ein stattliches Heer von Autoritäten zusammengebracht, welche sie gegen Diejenigen, die sich durch päpstliche Bullen nicht in die Enge treiben lassen, als Reserve ins Gefecht führen. Schlözer sagt z. B. irgendwo: Unter den Jesuiten hat es von je her sehr gelehrte Männer gegeben, die um gewisse Wissenschaften sich ausnehmende Verdienste erwarben — diese Stelle wird triumphirend herausgehoben und hinzugesetzt: Sogar Schlözer also, dieser nüchterne Protestant, der bei euch Liberalen so viel gilt, hat der Wahrheit die Ehre geben und die Verdienste des Jesuitenordens anerkennen müssen. Der Nachsatz jedoch wird übergangen, er heißt: Die Jesuiten thaten Alles vorsätzlich, und mußten es ihrem Plane getreu thun, um die Volksaufklärung zu hindern, den großen Haufen im Stupor zu erhalten (damit er, fein einträglich, an die Casa di Loretto, an Lucas-Zettelchen u. s. w. glaube), und folglich gewisse Wissenschaften, die unmittelbar Licht unter Viele verbreiten, auf alle Weise niederzudrücken. So machen sie es mit J. v. Müller, Ranke, Schlosser u. A., die in einigen, besonders französischen, auf halbgebildete und unschlüssige Leser berechneten Flugschriften, wahrscheinlich sehr wider Wissen und Willen, unter der Fahne des kein Mittel verschmähenden Ordens kämpfen, während sie eigentlich in ihren Schriften ein mehr oder weniger entschiedenes Verdammungsurtheil über denselben abgegeben haben. Da nun jene Lobredner auf einmal so warme Verehrer protestantischer Gelehrsamkeit geworden sind, so können wir uns nicht enthalten, ihnen ein Pröbchen davon aufzutischen; es rührt von Wachler her, dem sie die Ebenbürtigkeit mit den von ihnen citirten Berühmtheiten wol kaum werden streitig machen können. Er äußert sich über ihre Lieblinge in folgender Weise:

Vielgestaltiger Kampf gegen selbständigen Vernunftgebrauch oder rationalen Eigenwillen war in allen Ländern Europas an der Tagesordnung; aber der gewaltsame Obscurantismus scholastischer Paläologen und ihrer vornehmen Schergen in der neuen Kirche, und alle tückische Grausamkeit der Inquisitionsgerichte und alle blutigen Frevelthaten der mit dem Racheschwert bewaffneten Übermacht in der alten, wenn sie auch stürmische Übertreibungen erzeugten, das Gleichgewicht in der sittlichen Welt störten, ganzen Geschlechtern Knechtssinn, Muthlosigkeit und Erschlaffung aufzwangen, richteten nicht so großes und auf die Dauer verwüstendes Unheil an als die schlaue Betriebsamkeit des von Ignaz von Loyola gestifteten, aber erst von Jakob Laynez und Alphons Salmeron, besonders von Claudius Aquaviva zum vollendetsten Täuschungssystem erhobenen Jesuitenordens. Diese dem in sich mächtigen Protestantismus entgegengesetzte zur Aufrechthaltung des päpstlichen Ansehens und zur Erweiterung des römischen Kirchengebiets oder zur Wiedereroberung des verlorenen bestimmte Anstalt, deren Geheimlehre und eigenthümliche Zwecke selbst vielen arglosen Mitgliedern unbekannt bleiben konnten, prunkte mit Gelehrsamkeit und einem Scheine von Aufklärung, welche darauf berechnet war, die Vernunft in einem Dämmerungszustande zu erhalten und nie zur Erstarkung durch sittliche Freiheit gelangen zu lassen, und suchte geistlichen und weltlichen Despotismus hinter einem Trugbilde der Freiheit zu bergen, schmeichelnd dem Eigennutze der Vornehmen und Weltklugen durch verheißene Verewigung geistiger Unterthänigkeit des größern Volkshaufens. Mit allerlei Künsten, bald mit schlüpfrig bequemer Sittenlehre, bald mit asketischer Strenge, bald mit gelehrter Vielwisserei und Gründlichkeit, bald mit frommer Verachtung des menschlichen Wissens, bald mit gewandter Theilnahme an den Angelegenheiten der Zeit, bald mit arglistiger Verdächtigmachung der Gefahren des Zeitgeistes, herrschte dieser Orden, ein schwer erreichbares Muster geheimer Policei, über Gewissen und häusliches Leben, über Hof und Staat, Kirche und Literatur, Unterricht und Erziehung. Ebenso viele geheime sündhafte Gelüste als große öffentliche Verbrechen sind aus dem Schoose dieser Gesellschaft hervorgegangen und ihre Kopf und Herz vergiftenden Grundsätze und Ansichten sind in alle Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens eingedrungen. Darum konnte die wennschon in ihren letzten Ursachen nichts weniger als preiswürdige, doch, nach den Foderungen des Staatswohls gewürdigt, zeitgemäße Aufhebung zunächst nur das äußere Dasein derselben treffen und ihre unerfreuliche Wiederherstellung mag als offene Kriegserklärung einer durch Öffentlichkeit weniger fruchtbaren alten Partei betrachtet werden und bedroht die Menschheit mit geringern Gefahren als sie von vorhergegangenen und zum Theil noch jetzt im Finstern schleichenden Umtrieben zu besorgen hatte.

An einer andern Autorität, die in den Augen von Katholiken bei Fragen wie die vorliegende gewichtiger ist als alle protestantischen Universitäten der Welt, läßt sich am deutlichsten nachweisen, wie weit es die neuen

Jesuiten, sich auch darin als würdige Nacheiferer ihrer Vorgänger bewährend, in der Kunst gebracht haben, die Geschichte zu fälschen. In einem Buche, welches 1844 aus dem Laboratorium hervorgegangen ist, in dem die ehrwürdigen Väter und ihre Helfershelfer die Zaubertränke bereiten, die uns in einen religiösen Opiumrausch versetzen sollen — das Buch führt den bescheidenen Titel: „Die Wahrheit über die Jesuiten und ihre Lehre" — wird mit der unbefangensten Manier von der Welt behauptet, Papst Clemens XIV. habe dem Jesuitenorden, als er ihn aufhob, durchaus keinen Vorwurf gemacht, er habe die Weisheit, die Heiligkeit und das Lehrsystem der „Kinder Loyola's" gelobt und erklärt, er habe bei ihnen nichts gefunden als lauter sehr heilige Dinge. Wäre an dem Institut der Jesuiten, wird hinzugefügt, irgend etwas Tadelnswerthes zu finden gewesen, hätte wol der Papst ermangelt dessen Erwähnung zu thun, in einem Breve, das er erließ, um sie zu vertreiben? Die Sicherheit, mit der hier im Namen der Wahrheit gelogen wird, hat etwas Imponirendes. Was läßt sich nicht mit Leuten ausrichten, die alle „weltlichen" Rücksichten so gänzlich abgestreift haben, daß sie „zur größern Ehre Gottes" Thatsachen, von deren Richtigkeit sich Jedermann in der nächsten Minute überzeugen kann, kaltblütig verneinen? Man muß nämlich wissen, daß dieses Aufhebungsbreve unter andern folgende Stellen enthält:

Dessenungeachtet ersieht man aus dem Inhalte und den Ausdrücken dieser apostolischen Verordnungen offenbar, daß in dieser Gesellschaft gleich bei ihrem Entstehen mannichfaltige Samen von Zwietracht und Eifersucht, nicht nur allein in der Gesellschaft selbst, sondern auch gegen andere Regularorden, gegen die Weltpriesterschaft, gegen Akademien, Universitäten, öffentliche Schulen, ja sogar selbst gegen Fürsten aufgekeimt sind, in deren Staaten sie aufgenommen worden; und daß diese Streitigkeiten bald über die Beschaffenheit und Natur der Gelübde, über die Zeit der Zulassung zu denselben, über die Gewalt, Glieder auszustoßen, über die Zulassung eben dieser Glieder zu den heiligen Verrichtungen, ohne die gehörige Form und die feierlichen Gelübde nach den Anordnungen des tridentinischen Kirchenraths und des Papstes Pius V. zu beobachten; bald aber auch über die unumschränkte Gewalt, die sich der vorgesetzte General dieser Gesellschaft anmaßte, über andere die innere Regierungsverfassung betreffende Gegenstände, und bald über Lehrmeinungen, Schulen, Freiheiten und Privilegien entstanden seien, welche die ordentlichen Bischöfe und andere in geistlichen und weltlichen Würden stehende Personen ihrer Gerichtsbarkeit und Gerechtsame zuwider zu sein erachteten. Endlich fehlte es nie an den wichtigsten Beschuldigungen, die man den Gliedern dieser Gesellschaft macht, und welche den Frieden und die Ruhe in der Christenheit nicht wenig störten. Hieraus entstanden viele Klagen wider die Gesellschaft, welche durch das Ansehen verschiedener Fürsten bekräftigt, und wovon Berichte an die Päpste Paul IV., Pius V. und Sirtus V., unsere Vorgänger verehrlichen Andenkens, eingegangen sind. Unter diesen Fürsten war Philipp II., katholischer König von Spanien berühmten Andenkens, der die wichtigen Ursachen, wodurch er hierzu angetrieben wurde, die ernstlichen Vorstellungen, die ihm von der spanischen Inquisition wider die ausschweifenden Privilegien der Gesellschaft und wider ihre Regierungsverfassung gemacht wurden, und endlich die Hauptstreitpunkte, die auch durch einige gelehrte und fromme Männer aus der Gesellschaft bestätigt worden, unserm Vorgänger Sirtus V. vorlegen ließ, und es bei ihm dahin brachte, daß er eine apostolische Visitation der Gesellschaft beschloß und veranstaltete.

Diesem eigenen Ansuchen des Königs Philipp II., das sich auf die höchste Billigkeit gründete, gab Sirtus V. Gehör, und wählte zu dem Amte eines apostolischen Visitators einen Bischof, der wegen seiner Klugheit, Tugend und Gelehrsamkeit allgemein beliebt war. Er setzte auch noch eine Congregation von einigen Cardinälen nieder, welche auf die Vollendung dieses Geschäfts allen Fleiß verwendet haben würden. Allein da erwähnter Sirtus V. allzu früh durch den Tod hinweggerafft wurde, so wurde dieses heilsame Unternehmen vereitelt und blieb ohne allen Erfolg.

— — — Alle diese Anstalten reichten aber so wenig hin, das Geschrei und Klagen wider die Gesellschaft zu stillen, daß vielmehr von Tag zu Tag die beschwerlichsten Streitigkeiten über die Lehre der Gesellschaft, welche sehr Viele für Rechtgläubigkeit und Sitten anstößig hielten, sich fast über die ganze Erde ausbreiteten. Es entstanden dabei auch innerliche und äußerliche Uneinigkeiten, und es liefen häufige Klagen über ihre unersättliche Begierde nach irdischen Gütern ein. Aus alle Dem sind sowol die weltbekannten Unruhen, welche den apostolischen Stuhl in den tiefsten Kummer und Verdruß stürzten, als auch die wider die Gesellschaft von einigen Fürsten gefaßten Entschließungen entstanden. Als sie daher eine neue Bestätigung ihres Instituts und ihrer Privilegien von unserm Vorfahrer Papst Pius V. suchte, sah sie sich genöthigt zu bitten, daß er einige Decrete, welche in der fünften Generalcongregation erlassen und von Wort zu Wort in sein Breve vom 4. Herbstmonat 1606 eingerückt wurden, erneuern und durch sein Ansehen bestätigen möchte. In diesem Decrete liest man nun sehr ausführlich, daß sowol die innerlichen Unruhen und Zwistigkeiten in der Gesellschaft als die Klagen und Streitigkeiten mit Auswärtigen die Generalcongregation veranlaßt haben folgendes Gesetz zu machen.

Hier wird das Verbot angeführt, sich in weltliche Dinge, in Politik und Staatsangelegenheiten zu mischen, welches schon die fünfte, im J. 1593 abgehaltene Generalcongregation zu erlassen für gut fand, weil der Orden „vielleicht durch die Schuld, den Ehrgeiz oder unzeitigen Eifer Einiger in übeln Ruf gekommen sei":

Wir haben aber zu unserer tiefsten Kränkung bemerkt, daß vorbedachte und noch viele andere herrlich angewandte Mittel fast gänzlich kraftlos und ohne Wirkung waren, um so viele und so wichtige Unruhen, Beschuldigungen und Anklagen gegen oft genannte Gesellschaft zu zerstreuen oder zu vertilgen, und daß sich deswegen unsere übrigen Vorgänger, die Päpste Urban VIII., Clemens IX., X., XI., XII., Alerander VII., VIII., Innocenz X., XI., XII., XIII. und Benedict XIV. vergebliche Mühe gaben, die erwünschte Ruhe in der Kirche wiederherzustellen. Sie gaben zu diesem Ende sehr viele heilsame Verordnungen, theils hierüber, daß die Jesuiten sich in ihren heiligen Missionen in keine weltlichen Geschäfte mengen sollten, theils in Rücksicht der verdrießlichen Zwistigkeiten und Unruhen, die von der Gesellschaft wider die ordentlichen Bischöfe, wider die Regularorden, wider milde Stiftungen und Gemeinden von allerlei Gattungen in Europa, Asien und Amerika nicht ohne großen Nachtheil der Seelen und zum Erstaunen der Völkerschaften mit solcher Heftigkeit erregt wurden; ferner betrafen die Verordnungen unserer Vorgänger auch die Erklärung und Ausübung gewisser heidnischer Gebräuche, die an verschiedenen Orten angenommen, und dagegen andere, obgleich von der allgemeinen Kirche gebilligt, verworfen wurden; sie betrafen den Gebrauch und die Erklärung solcher Lehrsätze, welche der apostolische Stuhl als ärgerlich und gegen gute Zucht und Sitten offenbar anstoßend mit Recht verdammt hat; sie betrafen endlich noch andere höchst wichtige Dinge, welche zur Erhaltung der Reinigkeit des christlichen Begriffs unumgänglich nöthig waren, und aus welchen nicht weniger zu unsern als schon in vorigen Zeiten Schaden und Unheil erwachsen ist; nämlich Zerrüttungen und Empörungen in einigen katholischen Provin-

zen, und Verfolgungen der Kirche in etlichen Reichen Europas und Asiens. Unsere Vorgänger haben darüber vielen Kummer erfahren müssen, und unter denselben ging Papst Innocenz XI. frommen Andenkens, aus Noth gedrungen, so weit, daß er der Gesellschaft verbot, Novizen anzunehmen und einzukleiden. Innocenz XIII. sah sich genöthigt, ihr mit gleicher Strafe zu drohen, und Benedict XIV. beschloß die Visitation der Häuser und Collegien in den Reichen unsers liebsten Sohnes in Christo, des allergetreuesten Königs von Portugal und Algarbien. Endlich ist dem apostolischen Stuhle kein Trost, der Gesellschaft keine Hülfe und der Christenheit kein Vortheil aus dem apostolischen Briefe zugeflossen, der von unserm unmittelbaren Vorfahrer Clemens XIII. seligen Andenkens mehr erpreßt als erbeten wurde, und worin das Institut der Gesellschaft sehr empfohlen und von neuem bestätigt wird.

Nach so vielen und heftigen Stürmen haben alle Rechtschaffenen gehofft, einmal den höchst erwünschten Tag anbrechen zu sehen, der reichen Frieden und Ruhe brächte. Es entstanden aber, so lange eben dieser Clemens XIII. auf dem Stuhle saß, nur noch gefährlichere und heftigere Stürme. Denn je mehr sich das Geschrei und die Klagen wider die gedachte Gesellschaft erhoben, und sogar hin und wider die gefährlichsten Empörungen, Tumulte und Ärgernisse ausbrachen, um so mehr wurde das Band der christlichen Liebe zerrissen, die Herzen der Gläubigen zu Parteilichkeit, Haß und Feindschaft entzündet, und es endlich so weit gebracht, daß selbst Diejenigen, deren von ihren Voraltern angeerbte Frömmigkeit und Großmuth gegen die Gesellschaft allgemein gerühmt wurde, nämlich unsere in Christo geliebtesten Söhne, die Könige von Frankreich, Spanien, Portugal und von beiden Sicilien, sich genöthigt sahen, die Jesuiten aus ihren Staaten zu verbannen und auszustoßen, weil sie dies für das einzige und nothwendige Mittel ansahen, um zu verhindern, daß nicht Christen im Schoose der heiligen Mutter Kirche einander selbst reizten, angriffen und verwundeten.

— — — Nach Anwendung so vieler und nothwendiger Mittel also, im Vertrauen auf die Eingebung und den Beistand des göttlichen Geistes, wie auch aus Amtspflicht gedrungen, die Ruhe und den Frieden der Christenheit zu erhalten, zu nähren und zu befestigen, und nach unsern Kräften alles Dasjenige hinwegzuräumen, was ihr auch im geringsten nachtheilig sein könnte; und nachdem wir außerdem noch bemerkt haben, daß erwähnte Gesellschaft die reichen Früchte nicht mehr bringen und den Nutzen nicht mehr schaffen könne, wozu sie gestiftet, von so vielen unserer Vorgänger gebilligt und mit so zahlreichen Privilegien versehen wurde, ja daß es kaum oder gar nicht möglich sei, daß, so lange sie bestehe, der wahre und dauerhafte Friede der Kirche wiederhergestellt werden könne: — so heben wir — — — erwähnte Gesellschaft auf, unterdrücken sie, löschen sie aus, schaffen sie ab u. s. w.

Berücksichtigt man nun noch, daß Clemens XIV. diesen Schritt ungern that, daß er einem Institute gegenüber, welches in der katholischen Kirche so lange bestanden hatte, immer die Interessen des päpstlichen Stuhles verfochten zu haben vorgab und noch viele Gönner zählte, Schonung beobachten mußte und die schlimmsten Seiten desselben gar nicht herauskehren durfte, so wird man den im Aufhebungsbreve ausgesprochenen Tadel, dem gewiß die umfassendste Sachkenntniß zum Grunde lag, als das mildeste Urtheil betrachten müssen, welches überhaupt über den Orden gefällt werden konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Spanische Literaturzustände.

Inmitten der Verwirrungen eines dreißigjährigen blutigen Bürgerkrieges hat sich in Spanien eine lebendige geistige Bewegung entwickelt. Als ihren Mittelpunkt muß man das madrider Athenäum betrachten, eine wissenschaftliche Anstalt, die, 1823 gegründet, nach der französischen Intervention durch Proscriptionen verödet und dann geschlossen, erst nach dem Tode Ferdinand's VII. wieder geöffnet wurde. Dies Athenäum ist eine Gesellschaft von etwa 500 Notabilitäten der Wissenschaft und Gesellschaft, welche die Kosten der Anstalt durch freiwillige Geldbeiträge decken, oder unentgeltlich Vorlesungen halten. Letztere umfassen die classischen und die neuern Sprachen, Literatur, Geschichte und Philosophie der Geschichte, Jurisprudenz und Rechtsphilosophie, Metaphysik, Anatomie, Chemie, Mathematik, christliche und arabische Alterthümer. Die Professoren gehören fast alle der moderantistischen oder dem Theile der progressistischen Partei an, die sich neuerdings den Moderados angeschlossen hat, und zählen in ihrer Mitte parlamentarische Notabilitäten wie Martinez de la Rosa, Moron, Donoso-Cortes, Pidal u. a. Ihre Hauptorgane sind zwei Revuen, die „Revista de Madrid" und die „Revista de España y del estranjero". Erstere wird von Don Francisco Cardeñas redigirt, erhält aber ihre hauptsächlichste Wichtigkeit durch die historischen, politischen und staatsökonomischen Arbeiten, welche Alcala-Galiano und Donoso-Cortes darin veröffentlichen. Die „Revista de España y del estranjero" ist von Moron gegründet und zählt unter ihren Mitarbeitern fast alle spanischen Dichter, Kritiker, Historiker und Publicisten von Ruf. Sie gibt ein treues Bild der geistigen Bewegung Spaniens, weil sie selbst den Anstoß zu dieser Bewegung gibt. In Allem, was sich auf die pyrenäische Halbinsel selbst bezieht, rechtfertigt diese Zeitschrift vollkommen ihren Titel; wo sie von den Zuständen des Auslandes spricht, ist dies weniger der Fall, außer in den philosophischen und staatsökonomischen Artikeln. Im Ganzen fehlt eine genaue Kenntniß des geistigen Bodens, auf dem die außerspanische Literatur und Wissenschaft erwachsen ist, um hier immer den richtigen Maßstab anlegen zu können.

Am meisten cultivirt wird die Geschichte und in ihrer Auffassung zeigt sich am deutlichsten der Fortschritt, den die geistige Bewegung in Spanien hauptsächlich seit 1830 gemacht hat. Das bekannte Werk des Grafen Toreno über den spanischen Aufstand schließt die Reihe derjenigen historischen Werke, welche keinen Anspruch auf eine philosophische Auffassung der Begebenheiten machen. Zur Charakterisirung der neuern Schule spanischer Geschichtsschreiber dienen am besten fünf historische Werke, die sämmtlich seit 1840 aus der Mitte der jungen Literatur hervorgegangen sind. Es sind dies die „Historia de la civilizacion de la España" von Tapia; das unter demselben Titel erschienene Werk von Moron; die „Estudios historicos sobre Antonio Perez" von Bermudez de Castro; die „Historia de Granada" von Lafuente y Alcantara, und die „Historia de la regencia de la reina Maria Cristina" von Pacheco. Die beiden erstgenannten Werke wollen nicht eine Geschichte im strengen Sinne des Wortes sein; indem sie zu den zahlreichen Ausgängen der spanischen Civilisation emporsteigen, bemühen sie sich, ihren wahren, den Augen des übrigen Europa noch verhüllten Charakter zu erfassen und die hauptsächlichsten Phasen ihrer Entwickelung bloßzulegen. Beide Bücher gehören mehr der Philosophie der Geschichte als der Geschichtserzählung an. Dem Werke Tapia's wirft man nicht ohne Grund eine übertriebene Anwendung allgemeiner oder von fremden Zuständen abgezogener philosophischer Formeln auf die von ganz eigenthümlichen Factoren erzeugte Civilisation Spaniens vor, überhaupt ein Miskennen der Einflüsse der verschiedenen Völker, die nach und nach Spanien beherrscht haben. So übergeht Tapia fast ganz die Herrschaft der Römer und der Gothen und nimmt als Ausgangspunkt die arabische Civilisation an, deren bedeutenden Einfluß er gegenüber den europäischen Institutionen in den kleinen, noch übriggebliebenen christlichen Staaten nicht gehörig würdigt. Vom Eintritt der Habsburgischen Dynastie an wird Tapia's Werk zu einem bloßen gedrängten, aber klaren und genauen chronologischen Abriß.

Bei allen seinen großen Mängeln muß man aber doch diesem Werke das Verdienst zugestehen, in Spanien der erste Versuch in der Philosophie der Geschichte zu sein. Auf andere Weise ist Moron zu Werke gegangen. Er verweilt mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit bei den Kämpfen der Ureinwohner mit den Römern, bei der Herrschaft dieser letztern und ihrem Einfluß auf die Cultur der pyrenäischen Halbinsel, während er weniger tief auf die Einwirkung der Institutionen der Westgothen eingeht. Am besten erfaßt und beschreibt Moron die Civilisation der Mauren und den Charakter ihrer Herrschaft, sowie die zahllosen Elemente der Auflösung, die von Anfang an der maurische Staat in sich schloß; am besten von allen spanischen Schriftstellern, die bis jetzt darüber geschrieben haben, weist er die Spuren nach, welche die afrikanischen Racen in den Sitten, in den Institutionen Spaniens und in dem Blute seiner Einwohner zurückgelassen haben.

Das dritte von uns genannte Werk, der Versuch über Antonio Perez von Bermudez de Castro, ist eine Geschichte jenes berühmten Secretairs Philipp's II., welcher erst von seinem Herrn zu der einflußreichsten Stelle des Staats erhoben, dann plötzlich gestürzt und zum Tode verurtheilt wurde und der Hand des Henkers nur durch die Flucht zu den aragonischen Insurgenten entging. Hingerissen von dem glänzenden Schauspiele der Macht und Größe, welches die spanische Monarchie unter der Herrschaft Philipp's II. darbietet, scheint der Verfasser anfangs fast willens zu sein, als Apologet Philipp's II. aufzutreten — ein Hang, den er mit einigen andern Schriftstellern der nationalen Schule spanischer Geschichtschreibung gemein hat; aber im Verlaufe seines Werks kommt er bald von diesem Paradoxon zurück, und gruppirt um Philipp II. und Perez ein treues und lebendiges Gemälde der Zustände Spaniens im 16. Jahrhundert, geschöpft aus zahlreichen zum erstenmal benutzten Quellen. Von dem Werke Lafuente's über Granada ist bis jetzt blos der erste Theil erschienen, welcher sich durch eine vortreffliche Darstellung der Kriege des Sertorius und ein kräftig gezeichnetes Gemälde des Einbruchs der Vandalen und Westgothen empfiehlt.

Pacheco hat in seiner Geschichte der Regentschaft der Königin Christine, von der erst der erste einleitende Theil — von der Abdankung Karl's IV. bis zum Tode Ferdinand's VII. erschienen ist —, dieselbe Zeitepoche behandelt, die schon Graf Toreno vor ihm so glänzend beschrieben hat. Doch in Auffassung und Darstellung steht der farbenreichen, effectvollen Schilderung, dem mehr das Äußerliche erfassenden Blick, dem enthusiastisch panegyrischen Tone des Geschichtschreibers des Aufstandes von 1808 die gewissenhafte Feststellung des Thatsächlichen, die tiefeingehende Erforschung der wirkenden Kräfte, die fast kühle Unparteilichkeit Pacheco's schroff gegenüber. Der gelungenste Theil seines Buchs ist der, welcher der Politik der gesetzgebenden Cortes von Cadix gewidmet ist, deren geheimste Triebfedern er bloßlegt.

Wir könnten unsere Liste historischer Werke noch um Vieles anschwellen, wenn wir mehr beabsichtigten als eine flüchtige Andeutung und Umgrenzung des nach langem Schlummer erwachenden geistigen Lebens der pyrenäischen Halbinsel zu geben. Fast ohne Ausnahme haben sich die spanischen Historiker nur mit der Geschichte ihres Vaterlandes beschäftigt, und durchgängig zeigt sich das Bestreben, entweder durch Specialgeschichten und Monographien erst die Grundsteine zu einer allgemeinen Geschichte Spaniens zusammenzutragen, oder mit ihren historischen Arbeiten an die die Gegenwart bewegenden Fragen anzuknüpfen und so mit geistigen Waffen die Wiedergeburt des Vaterlandes zu fördern. Letztere Richtung herrscht natürlich noch mehr in der staatswissenschaftlichen Literatur vor, auf welche wieder die neuerwachte Vorliebe für historische Studien eine heilsame Rückwirkung ausübt.

Auch in der belletristischen Literatur macht sich seit längerer Zeit eine neue Richtung geltend. Man ahmt jetzt nicht mehr den frostigen Classicismus des französischen Kaiserreichs nach, der nirgend zur Natur wird, noch die Typen moderner Romantik, die als Product einer geistigen Bewegung, der Spanien fremd blieb, dort nie heimisch werden können, sondern die neuere Schule sucht in den eigenen Zuständen den Boden und die Typen für ihre Gestaltungen. An der Spitze dieser Bewegung stehen Gil y Zarate, Breton de los Herreros, Hartzenbusch und Zorilla, die jetzt für die Koryphäen der castilischen Literatur gelten. 6.

Wissenschaftliche Anstalt für Juden in London.

In London ist jüngst unter der Gönnerschaft der angesehensten und ausgezeichnetsten dortigen Juden eine literarische und wissenschaftliche Anstalt für die Juden gegründet worden, die jedoch nicht ausschließlich für israelitische Glaubensgenossen bestimmt ist. Das „Athenäum" spricht sich über die Zeitgemäßheit dieser Anstalt folgendermaßen aus: „Es ist ein glückliches Zeichen unserer Zeit, daß diese Einrichtung auf den ersten Blick weniger beachtenswerth scheint als sie es wirklich ist, da sie keinen andern Eindruck macht als eine der vielen Gesellschaften, die auf allen Seiten entstehen, um die Wißbegierde verschiedener Classen oder besonderer Ortschaften zu befriedigen. Bei näherer Betrachtung tritt es jedoch als ein sichtbares Anzeichen des äußerst merkwürdigen Fortschritts hervor, der, man kann sagen, in Tagesfrist einige der eigenthümlichsten Kennzeichen einer tausendjährigen Volksgeschichte verändert. In all den wechselnden Scenen und den sich wandelnden Bildern der alten Geschichte Europas ist der Jude eine auffallende und unwandelbare Gestalt — überall gesehen, nirgend zu Hause —, bei allen Umgestaltungen und Veränderungen sichtbar, aber stets als leidendes Werkzeug, nie als anstoßgebende Ursache —, alle Gesellschaften gleich einem Gespenst, das nichts von deren Blut in seinen Adern hat, heimsuchend —, in jedem Lande das Geschöpf der Gefangenschaft, das keinen Theil des staatlichen Körpers bildet —, mit dem äußern Leben der Völker verbunden, aber nirgend im vertrauten Umgang mit ihnen. Dieser Zustand dauerte lange genug, um für eins der ständigen Wunder der Geschichte zu gelten, das allen ihren gewöhnlichen Andeutungen widerspricht und welches jetzt jene vollkommene Verschmelzung mit der Gesellschaft, zu der der Jude äußerlich gehörte — eine Verschmelzung, die durch seine jahrhundertlange Vereinsammung als unmöglich bezeichnet zu werden schien, während sie in jedem andern Falle für etwas ganz Gewöhnliches hätte gelten müssen —, zu einer solchen Merkwürdigkeit gemacht. Wir stehen, der Zeit nach, jenem Systeme der Absonderung und des Ausschließens noch nahe genug — näher vielleicht noch in Betreff des Ortes —, um eine Anstalt für eine auffällige und zugleich erfreuliche Erscheinung zu halten, die von Juden zu Zwecken der Belehrung gegründet wird und wohin sie Andersgläubige einladen, um dort gemeinschaftlich mit ihnen laut ihren gleichen Theil an der geistigen Größe des Vaterlandes in Anspruch zu nehmen, ihren Platz in dessen staatlicher Verfassung zu fodern, ihr Loos mit dem Edelgeborenen einzusetzen und ihren so lange rückwärts gekehrten Blick vorwärts auf die künftigen Siege der Wissenschaft und der Bildung zu werfen." Die Gesellschaft hat sich den Namen „Jew's and general literary and scientific institution" beigelegt; Classen zum Unterricht, Lesezimmer und Vorlesungen gehören zu den Einrichtungen der Anstalt. Um die Dankbarkeit der britischen Juden gegen ihren verstorbenen hohen Gönner, den Herzog von Sussex, „den unermüdlichen und standhaften Freund Israels" auszudrücken, haben die Gründer für den Versammlungsort in Leadenhall-Street den Namen Sussexhalle gewählt. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 123. —— 3. Mai 1845.

Die alten und die neuen Jesuiten.

(Fortsetzung aus Nr. 122.)

Dreiundzwanzig Jahre vor der Aufhebung, als die Gesellschaft Jesu in der üppigsten Blüte stand, die freilich schon den Wurm des Verderbens in sich barg, zählte sie in 39 Provinzen 24 Profeßhäuser, 660 Collegien, 61 Prüfungshäuser, 176 Seminaren und Convicte, 335 Residenzen und 273 Missionen — in Allem 22,589 Mitglieder, darunter 11,293 Priester. Rechnet man dazu die sogenannten Tertiarier, die durch einfache Gelübde an den Orden gebunden waren, die Anhänger, die er in allen Ständen hatte, den Einfluß, den ihm die Beichtväterstellen an den Höfen, die ihm beinahe ausschließlich übertragene Erziehung der Jugend, die Schriftstellerei, deren er sich damals eifrig befliß u. s. w. verschafften, die ungeheuern Geldmittel, über die er verfügen konnte; bedenkt man, daß er über die ganze Erde verbreitet war und doch auf das engste zusammenhing, daß alle Fäden dieses ungeheuern Netzes in einem Mittelpunkte zusammenliefen, so wird man, von allem Andern abgesehen, wenigstens zugeben müssen, daß sich hier eine riesenhafte, aller Überwachung spottende Macht gebildet hatte, deren Misbrauch sehr leicht war, und daß sich kein Staat, der einen Schatten von Selbständigkeit bewahren wollte, der Möglichkeit eines solchen Misbrauches aussetzen durfte. Unwillkürlich könnte man sich versucht fühlen, auf diesen Bettelorden, wie sich die Gesellschaft Jesu in ihrer hochmüthigen Demuth zuweilen nannte, die bekannte Stelle in Goethe's „Faust" anzuwenden und zu sagen:

> Die Jesuiten haben einen guten Magen,
> Haben ganze Länder aufgefressen,
> Und doch noch nie sich übergessen —.

wenn sie sich nicht wirklich einmal „übergessen" hätten und zwar gerade an einem Bissen, den man ihnen am ehesten hätte gönnen können, an Paraguay nämlich und ihren südamerikanischen Missionen, wo sie in der That am wohlthätigsten wirkten, wenn auch mit Übertretung ihrer Gelübde, die ihnen Armuth, Keuschheit und Gehorsam vorschrieben, während sie dort Reichthümer sammelten, Kinder erzeugten und herrschten.

Das Aufhebungsbreve wurde bekanntlich in mehren Ländern gar nicht berücksichtigt, in den meisten umgangen; die Jesuiten nahmen es eben, wo es sich um den Vortheil oder gar um das Dasein ihres Ordens handelte, mit dem Gelübde des unbedingten Gehorsams gegen den päpstlichen Stuhl nicht so genau und überdies lebte Clemens XIV. nicht lange genug, um die Vollziehung seines Breve übernehmen zu können. Die sogenannten Exjesuiten hingen fortwährend untereinander zusammen und wirkten überall im Geiste ihres Instituts fort. So schreibt z. B. Georg Forster im J. 1786 aus Wilna, wo die Universität noch immer in den Händen des dem Namen nach aufgehobenen Ordens war, an Lichtenberg in Göttingen:

> Was bei Exjesuiten, und wenn es die besten sind, und bei Denen, die in ihr Horn blasen, zu holen sei, werden Sie sich leicht selbst sagen — es ist keine Sylbe eines wissenschaftlichen Gesprächs mit diesen Menschen möglich, sie sind trotz ihrer unaufhörlichen Verbeugungen, Höflichkeiten und Freundschaftsbetheuerungen immerfort auf ihrer Hut, immer mistrauisch, immer heimlich und hinterrücks wirksam, äußerst bemüht, unter dem Schein von Geschäftigkeit ja keinen Fortschritt zur wirklichen Aufklärung machen zu lassen, viel weniger ihn selbst zu machen, wol aber durch ewige Klage, ihnen seien die Hände gebunden, schnappend nach mehr Gewalt und Einfluß, und um sich greifend, unter welchem Vorwand es immer sei.

Am sächsischen Hofe waren im J. 1787, dem Hof- und Staatskalender zufolge, nicht weniger als 25 Exjesuiten angestellt, als Beichtväter, Kapläne u. s. w., je mit 1000 bis 3000 Thaler Gehalt. In Lüttich, ihrem berühmtesten niederländischen Collegium, behielten sie ihre Ordenskleidung und fuhren fort Novizen aufzunehmen. In Luzern und Freiburg legten sie jene zwar ab, lebten aber beisammen wie früher und blieben im Besitze ihrer Lehrstellen und Einkünfte. Katharina II. und Friedrich II. ließen sie bei sich fortbestehen, weil sie sich stark genug fühlten, sie in den ihnen angewiesenen Grenzen zu halten. Kurz, die Maßregel der Aufhebung war rein illusorisch und hat dadurch, daß sie in Spanien und Portugal mit übertriebener Härte durchgeführt wurde, nur dazu beigetragen, den Orden mit einer Art Märtyrerglorie zu umgeben, die derselbe heutzutage trefflich auszubeuten versteht. Daher hörten auch die Kämpfe gegen denselben nicht auf, man forschte seinen Umtrieben nach, spürte seine Verzweigungen mit den damals besonders Deutschland unterwühlenden geheimen Gesellschaften auf, in die sich der vom öffentlichen Leben

abgestoßene Thätigkeitstrieb geflüchtet hatte, und wohlmeinende Männer ließen es an eindringlichen, leider wenig beachteten, ja sogar verspotteten Warnungsrufen nicht fehlen. Gerüchte von der bevorstehenden Wiederstellung des Ordens, die man richtiger eine Legitimirung des zwar gestörten, aber nie und nirgend ganz unzerbrochenen Bestehens hätte nennen sollen, tauchten bald hier, bald dort auf: zur Zeit des Ausbruches der französischen Revolution nahmen sie eine immer festere Gestalt an. Da schrieb der weltkluge Heyne an seinen Schwiegersohn Forster (unterm 22. Juni 1792): „Halten Sie es mit den Jesuiten immer auf einem erträglichen Fuß, wir erleben es sicher, daß der Orden wiederhergestellt wird", und im pariser „Moniteur" vom 27. Juni des nämlichen Jahrs wird aus Wien gemeldet: „Man spricht hier ernstlich davon, an der Wiederherstellung der Jesuiten zu arbeiten. Dies ist, sagt man, die beste Art, Deutschland vor den verderblichen Grundsätzen des französischen Übels und der volksthümlichen Freiheit zu bewahren, mit der sich die deutsche Freiheit schlecht vertragen würde." Das Zusammentreffen dieser Muthmaßungen, die in Göttingen, in Wien und in Paris mit solcher Bestimmtheit ausgesprochen wurden, deutet offenbar darauf hin, daß ein Plan bestand, die Verbreitung der Lehren, auf welche sich die Franzosen bei ihrer politischen Wiedergeburt stützten, durch den Jesuitismus zu hemmen, und daß man diesem eine mit der religiösen Hand in Hand gehende politische Wirksamkeit zudachte — eine Wirksamkeit, die er in der That allen Ableugnungen, Beschönigungen und Verboten zum Trotz immer geübt hat und welche die wahre Ursache wie seiner Macht und seines Sturzes so auch des Widerwillens ist, den er stets allen Freunden des Fortschrittes eingeflößt hat. Diese Wirksamkeit ist schon mit dem priesterlichen Charakter, wie ihn das Christenthum ausgebildet hat, unvereinbar; ganz und gar entgegen ist sie aber der Bestimmung eines Regularordens, den seine Gelübde auf den Himmel anweisen.

Das Oberhaupt der schismatischen griechischen Kirche, der russische Zar Paul I., welcher als Großmeister von Malta im Bunde mit den Türken und Engländern dem Papst in Rom, der katholischen Geistlichkeit in Frankreich und dem Islam in Ägypten wieder zur Herrschaft verhelfen wollte — dieser Zar, den der hohe Adel, mit dem er es so gut meinte, in seinem Bett erwürgte, war es, auf dessen Bitte Papst Pius VII. im J. 1801 den Jesuiten erlaubte, sich im Umfange des russischen Reichs wieder als Orden zu constituiren. Im J. 1804 wurde diese Erlaubniß auf Ansuchen des Königs Ferdinand, der einst einen Schornsteinfeger vom Dache geschossen hatte, um zu sehen, ob sein Gewehr so weit trage, auf das Königreich beider Sicilien ausgedehnt, und am 4. August 1814 wurde endlich die Bulle erlassen, durch welche Pius VII. auf „dringende Begehren von Erzbischöfen, Bischöfen und von einer Reihe und Menge lauter vornehmen Personen" den Orden für alle Staaten wiederherstellte. Mit den nämlichen Formeln, mit welchen Clemens XIV. die Aufhebung für alle Zeiten bekräftigte, sicherte Pius VII. den Fortbestand durch sein „ewig gültig sein sollendes Gesetz".

In Rußland dauerte die Herrlichkeit nicht lange. Kaiser Alexander, dieser „glückliche Zufall" unter den russischen Selbstherrschern, verwies die Jesuiten 1820 aus seinen Staaten und sah sich veranlaßt, diese Maßregel, welche seinen an der Restauration des Mittelalters arbeitenden gekrönten Collegen gewiß unerwartet kam, durch ein Circular zu rechtfertigen, das seine Gesandten den Höfen mittheilten. Wie Sir William A'Court, damals englischer Gesandter in Neapel, an den preußischen Geschäftsträger Bartholdy in Rom schreibt, wurde als Grund der Ausweisung der Jesuiten blos ihr Bestreben angegeben, Proselyten zu machen, und kein politisches Motiv damit in Verbindung gebracht. Sir William, der jetzt unter dem Namen Lord Heytesbury Irland als Vicekönig verwaltet, wird in seinem neuen Wirkungskreise Gelegenheit genug finden, sich über die Thätigkeit der Jesuiten zu belehren. Hat doch O'Connell seine vier Söhne von ihnen erziehen lassen und sich geäußert (in einer am 11. Oct. 1843 in der Kornbörse gehaltenen Rede), „er würde, wenn ihm der Himmel 24 Söhne geschenkt hätte, sie alle haben von den Jesuiten erziehen lassen".

Im Königreiche beider Sicilien dagegen gehören die Jesuiten, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, bereits zu den größten Grundbesitzern; im J. 1843 vermachten ihnen zwei reiche Neapolitaner, der Marchese Mascara und der Generaldirector der indirecten Steuern, mit Hintansetzung armer Verwandten, ihr großes Vermögen — wodurch sie sich sonst noch um das Land verdient gemacht haben, ist uns nicht bekannt, es müßte denn das jährlich regelmäßig sich wiederholende Wunder der Flüssigwerdung des Blutes des heiligen Januarius ihrer Vermittelung zuzuschreiben sein.

Die Witwe Napoleon's und des Grafen Neipperg hat den Jesuitenorden durch ein Decret vom 20. März 1844 in ihre, glücklicherweise nicht sehr umfangsreichen „Staaten" eingeführt und ihm den Secundairunterricht und die philosophischen Vorbereitungsanstalten übergeben.

Nach Spanien kamen die Jesuiten im Gefolge Ferdinand's VII. zurück, dessen Tyrannei, so stumpfsinnig sie sonst war, in ihnen ein taugliches Regierungsmittel erkannte. Die nach dem Tode dieses ihres würdigen Gönners eingetretenen Veränderungen haben ihnen einigen Abbruch gethan; doch geht aus den Berichten des englischen Missionars George Barrow hervor, daß z. B. die Seminare, in denen ein Theil der für Großbritannien und Irland bestimmten katholischen Priester gebildet wird, fortwährend unter ihrer Leitung standen, und die im Namen ihrer Tochter herrschende Marie Christine ist wahrlich nicht Schuld daran, wenn ihr Einfluß in diesem Lande, wo sie wie in Portugal einst allmächtig waren, noch hinter ihren Wünschen zurückbleibt.

Karl X., der eine in Ausschweifungen verlebte Ju-

gend durch den Schutz zu sühnen suchte, den er in seinem Alter frommen Gaukeleien aller Art angedeihen ließ, hat im Juli 1830 erfahren, wie fest die Jesuiten Thron und Altar zu stützen verstehen. Nach seinem Sturz fanden es die ehrwürdigen Väter passend, sich für einige Zeit unsichtbar zu machen; man hörte lange nichts mehr von ihnen und glaubte schon, sie hätten das Vaterland Pascal's und Voltaire's als unverbesserlich seinem Schicksale überlassen, obgleich die hier und da an den Tag tretenden Spuren ihrer unterirdischen Thätigkeit wol auf eine andere Vermuthung hätten führen können, als sie auf einmal wieder wie eine drohende Gewitterwolke am Horizonte erschienen. Sie hatten den Punkt erspäht, auf den sie ihre im Stillen vorbereiteten Angriffsmittel mit der größten Wahrscheinlichkeit des Erfolgs richten konnten, riefen schlauerweise eine Zeitidee zu Hülfe und begannen im Namen der Freiheit des Unterrichts den Kampf, der ihnen die Erziehung der Jugend, mit andern Worten die Herrschaft über die künftige Generation in die Hände spielen und ihnen in Frankreich zu Dem verhelfen sollte, was sie in Belgien, wo sie sich nun mit den Liberalen, die ihnen den holländischen Protestantismus aus dem Felde schlagen geholfen hatten, um die Siegesbeute zanken, schon errungen hatten. Um die Art ihres Auftretens zu charakterisiren, genüge folgende Thatsache. In Lyon, das von je her einer der Centralpunkte jesuitischer Umtriebe war, wie man dies unter Anderm in Wolf's „Geschichte der römisch-katholischen Kirche unter der Regierung Pius' VI.“ (II, 117) nachgewiesen lesen kann, erschien vor kurzem bei einem der blos mit dieser Gattung Literatur Geschäfte machenden Verleger ein sogenanntes Erbauungsbuch, das nichts Anderes ist als ein Roman, in dem die heilige Jungfrau ihre eigene Lebensgeschichte erzählt und zwar mit einer Menge Einzelheiten, wie sie nur die alles Sinnes für das Schickliche bare Abgeschmacktheit der Mutter Christi in den Mund legen kann. Im Laufe der „Unterhaltung mit ihren Kindern“ kommt Maria, wie billig, auch auf die Jesuiten zu sprechen und äußert sich über sie wörtlich in folgender Weise: „Man kann all das Gute, was die Congregationen bewirkt haben, gar nicht aufzählen: ihnen, der Inbrunst, dem guten Geiste, dem heiligen Wetteifer der Frömmigkeit, den sie unter den Schülern verbreiten und unterhalten, haben die Jesuiten die Überlegenheit zu verdanken, welche ihre Collegien in allen Ländern über alle der Erziehung der Jugend gewidmeten Anstalten erlangt haben und die ihnen so viele Feinde und Neider erweckt hat.“ Dies sind die eigenen Worte der Jungfrau Maria, welche ohne Zweifel die Unterrichtsfrage in letzter Instanz erledigen.

Ein Sieg der Jesuitenpartei gehört in Frankreich zu den unmöglichen Dingen. Der legitimistische hohe Adel mag fortfahren, seine Kinder in das freiburger Pensionnat zu schicken; die Bischöfe mögen sich wie bisher in Hirtenbriefen mit der liberalen Journalistik herumzanken oder gar selbst zu Journalisten werden; der Graf Montalembert mag sich, so viel er Lust hat, in der Pairskammer als Kämpe des Mittelalters und Repräsentant des Katholicismus Gregor's VII. gebehrden; der Absatz der Wundermedaille mag sich gleichbleiben oder steigen — die frommen Gemüther werden sich in Frankreich stets lieber an Fénélon als an den geistlichen Uebungen des heiligen Ignaz erbauen, man wird in der Polemik immer Pascal dem Pater Garasse vorziehen, der Pater Loriquet wird nie Thierry oder Guizot, nicht einmal Mignet oder Thiers verdrängen, die Denker werden wie bisher eher nach Descartes als nach dem Pater Harduin, selbst eher nach Cousin als nach den philosophischen Institutionen des Herrn Bouvier, Bischofs von Mans, greifen, die Dichter werden nie nach dem Pater Bouhourd fragen, und in den Staatswissenschaften wird nie mehr die Theorie zu Ehren kommen, nach welcher der Pater Letellier, Beichtvater Ludwig's XIV., als der König in großer Verlegenheit war und sich Bedenken machte, seinen ausgesogenen Unterthanen eine neue Abgabe aufzulegen, denselben mit der aus den Casuisten geschöpften Belehrung beruhigte: der Fürst sei der wahre Eigenthümer, der Herr aller Güter des Königreichs. Dessenungeachtet ist es nicht überflüssig, die Streitkräfte zu mustern, über welche jene Partei verfügen kann, und wir geben hier eine Übersicht derselben, so weit sie sich nach völlig glaubwürdigen Quellen abschätzen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Harry Lorrequer's Geständnisse. Irländisches Charakterbild von Charles Lever. Aus dem Englischen von C. Richard. Aachen, Mayer. 1844. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Jack Hinton. Irische Bilder von Charles Lever. Aus dem Englischen von C. Richard. Zwei Theile. Aachen, Mayer. 1844. Gr. 12. 3 Thlr.
3. Thomas Burke. Roman aus der Zeit des französischen Kaiserreichs von Charles Lever. Aus dem Englischen von C. Richard. Vier Theile. Aachen, Mayer. 1844. Gr. 12. 3 Thlr.

„Harry Lorrequer's Geständnisse“ erschienen im J. 1839, und wendeten sogleich die Aufmerksamkeit des Publicums dem Verf. zu, welcher damals als Arzt in Brüssel bei der englischen Gesandtschaft lebte. Später ist er nach Dublin zurückgekehrt, wo er die Herausgabe einer Monatsschrift leitet. Lever's spätere Werke, sämmtlich mit der bezeichnenden Ankündigung „herausgegeben von Harry Lorrequer“, wurden von den englischen Tagesblättern bei ihrer jedesmaligen Erscheinung mit freudigstem Willkommen begrüßt; seine lebendige Auffassung, seine tiefe Menschenkenntniß, seine kraftvolle Darstellung, seine anziehenden Charakterschilderungen, sein Witz und kerniger Humor werden allgemein anerkannt. Es ist nun gewiß ein verdienstvolles Unternehmen, einen guten fremden Schriftsteller ins Deutsche zu übertragen, aber freilich müßte dann das Deutsche auch besser sein als das vorliegende. Ref. gesteht, daß das Lesen der drei genannten Werke ihm wegen der sehr schlechten Übersetzung recht schwer wurde, da ohne Kenntniß der englischen Sprache ein Verstehen kaum möglich ist. Was soll man sagen, wenn Einem folgende Redensarten entgegentreten: „Die Tafel selber war durch Gelächter geschüttelt“, anstatt daß sie wol davon erschüttert ward; oder: „Als die Gesellschaft des Vicekönigs den Wagen füllte“ — sollte man nicht meinen, sie habe Heu oder sonst etwas aufgeladen, während die vornehmen Personen nur einstiegen? So läßt der Übersetzer

eine junge Person auf dem „Hintertheil“ sitzen, anstatt auf dem Rücksitz, und man speist „Sandwichs“, das englische Wort für Butterbrote; man wird in vornehmen Häusern vom Kellner bedient, während der Buttler doch einen ganz andern Rang einnimmt. Sinnentstellend ist in der That das Deutsch der vorliegenden Bände, und man sollte vermuthen, daß der Übersetzer weder im Deutschen noch im Englischen bewandert sei. Der Übersetzung nach mußte Herr Richard noch nicht lange aus der Schule sein; dagegen spricht die Wahl des Romans für ihn.

„Harry Lorrequer's Geständnisse“ enthalten die mit vielem Humor erzählten Jugendstreiche eines jungen Mannes, welcher seine Laufbahn in Irland beginnt. Militairische Kreise, Kasernenleben, Kriegs- und Kamaschendienst, Liebe, Freundschaft, Leichtsinn, Abenteuer aller Art in echt irischer Färbung, füllen den Band auf anmuthige Weise. — „Jack Hinton“ erfreut sich aller Vorzüge des vorhergehenden Werks. Eine Liebesintrigue spielt in Irland im Anfang des jetzigen Jahrhunderts; der Held ist ein Engländer von guter Familie, und vom englischen Gesichtspunkte aus werden die irischen Scenen und Lebensbilder dargestellt; Nationalcharaktere und Nationalzustände werden auf lebendige, geistreiche Weise geschildert; nach dem Frieden wird der Leser nach Paris versetzt; die handelnden Personen sind sämmtlich äußerst sorgsam geschildert, und es fehlt nicht an Humor, welcher, in Verbindung mit einer großen Gemüthlichkeit, den Leser auf angenehme Weise anregt und unterhält. — „Thomas Burke“ nun, das neueste und umfangreichste Werk, ist die Lebensgeschichte eines jungen Irländers, welche im vierzehnten Jahre beginnt und reich an Abenteuern ist. Als zweiter Sohn eines begüterten Irländers, flieht er nach dessen Tode des Vormundes Härte, und geräth in unzählige Gefahren, die der Zustand Irlands in den neunziger Jahren mit sich bringt. Verschiedene Parteien nehmen sich seiner an; er geräth unter den Schutz eines der französischen Offiziere, welche, um die Revolution zu organisiren, nach Irland gekommen waren. Kerker, Verhör, Volksauflauf, englische und irische Truppen, Rebellen, Verräther, Edelmuth und Gesinnungslosigkeit, alle diese Motive werden, wenn auch nicht als Gemälde, doch als treue Skizzen nach dem Leben geschildert. Der Nationalcharakter der Irländer ist nie aus den Augen gelassen, und bewährt sich auch bei unserm Helden bei seinen fernern Lebensereignissen in Frankreich, wo er Militairdienste nimmt und unter Napoleon die Schlacht bei Jena und Austerlitz mitkämpft. Misverständnisse und unglückliche Zusammentreffen verfolgen ihn indeß auch hier; der Leser wird von einem Ereigniß zum andern gerissen, und in dem Faden der Erzählung knüpfen sich Knoten auf Knoten, die mit Talent wieder gelöst werden. Eine stille Liebe zu einer verheiratheten Frau durchweht des Kriegers Leben mit einem Schimmer der Schwermuth, und Liebessehnen verleiht den stets sich drängenden Begebenheiten einen mystischen Reiz. Burke nimmt als Oberst den Abschied, sein Bruder ist gestorben, er ist nun der einzige Erbe großer Besitzungen und unermeßlich reich; in Irland langweilt er sich aber trotz seines Reichthums, und er geht wieder nach Frankreich. Abermals beginnt ein thatenreiches Leben, abermals Abenteuer und eine Reihenfolge von romantischen Begebenheiten; endlich stirbt der alte General, der Gemahl der geliebten Frau, und der Roman ist zu Ende. Befriedigt und dankbar für angenehm vollbrachte Stunden, wobei es nicht an Belehrung fehlt, legt der Leser auch den vierten Theil des letzten und besten Werks von Charles Lever aus der Hand.

4. Der Oberst von Carpezan. Novelle aus dem Dreißigjährigen Kriege von Ernst von Brunnow. Leipzig, Teubner. 1844. 8. 22½ Ngr.

Dieser Roman ist mit einem Gerippe zu vergleichen; der Knochenbau ist da, aber weiter nichts; es hätte eine schöne Gestalt daraus werden können, wenn die Knochen mit einiger Anmuth überkleidet wurden; so blieben sie aber blos eine kunstlose und unkünstlerische Zusammenstellung historischer Bruchstücke, worein eine Liebesgeschichte, welche nicht das Gepräge der Gefühlswahrheit trägt, eingewebt ist. Schon der Anfang scheint uns etwas unwahrscheinlich, wenn die schöne Ludmilla, an der Thür lauschend, des bewunderten Helden Carpezan Rede Wort für Wort nachspricht, und später einmal „Heil dem edeln Carpezan“ über den lärmenden Volkshaufen hin den unter Carpezan's Anführung zurückkehrenden Deputirten entgegenruft. Daß von Ludmilla einigemal gesagt wird, sie hat Temperament, verletzt den Leser, indem ihrer Coquetterie dadurch alles Romantische geraubt wird, was ihr doch als der Heldin bleiben sollte; solche Classificirung der Gefühle paßt in medicinische und philosophische Bücher, nicht in den Roman, wo der Leser in Zweifel bleiben darf über die Natur der Gefühlserscheinung, und nicht genau zu wissen braucht, ob das Temperament der Champagnerschaum der Liebe ist, oder die Hefe, die auf dem Boden liegt und den Champagner moussiren macht. Ludmilla wird in mehren Liebesintriguen geschildert, und vermag in keiner interessant zu erscheinen, in keiner ist ihr Gefühl, ihre Verfahrungsweise motivirt. Wenn nun auch das vorliegende Werk nicht als Novelle zu empfehlen ist, so ist es doch wegen seiner historischen Skizzen sehr lobenswerth; mit klarem Überblick der Totalgeschichte sind die einzelnen Bruchstücke abgerissen, die Charaktere der handelnden Personen wenn auch flüchtig, doch treffend gezeichnet, Kriegszustände rasch und kräftig vorgeführt. Man erkennt im vorliegenden Werke tiefere Studien und bedeutenderes Talent als das gewöhnliche Leben sie bietet; es ist von höherm Werth als viele der neuern literarischen Erscheinungen, und Ref. muß um so mehr bedauern, daß die Anmuth fehlt, die bei den Novellen nur ungern vermißt wird. 46.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Urkundenbibliothek.

Von der bekannten „Bibliothèque de l'école des chartes“ ist neuerdings in Paris eine Fortsetzung erschienen. Die fünfte und sechste Lieferung des vierten Bandes enthalten früher nicht herausgegebene Briefe der Herzogin von Longueville, Schwester des großen Condé, bekannt gemacht von Victor Cousin; Untersuchungen über die Ansichten und Gesetze bezüglich auf den Selbstmord während des 14., 15. und 16. Jahrhunderts, von Felix Bourquelot; eine Notiz von der in den Archiven des Reichs befindlichen Sammlung von Insiegeln der Könige und Königinnen Frankreichs, von Natalis de Wailly; eine vorher nie gedruckte Episode aus dem Leben der Jeanne d'Arc, von Vallet de Viriville; einen zweiten Artikel über Tancred, betreffend Tancred's und Balduin's Expedition nach Sicilien, von de Saulcy; Untersuchungen über die Geschichte der Musikanteninnung der Stadt Paris, von Bernhard; eine Notiz von Jules Marion über die Abtei de la Bussière (Côte d'or); endlich den Text einer alten Ballade für den Cardinal Balue, gezogen aus dem 7687. Manuscript der königlichen Bibliothek. Die vierte Lieferung des fünften Bandes enthält: 1) „Jacqueline Pascal“, von V. Cousin. Diese Schwester des berühmten Blaise Pascal dichtete schon in ihrem achten Jahre, schrieb im elften eine Komödie von fünf Acten in Versen: „L'amour tyrannique“, die vor dem Cardinal Richelieu gespielt wurde. 2) Fortsetzung und Schluß der „Recherches sur l'histoire de la corporation des ménétriers ou joueurs d'instruments de la ville de Paris“, von M. P. Bernhard. 3) „Etienne de Mornay, chancelier de France sous Louis Hutin“, von M. F. Guessard; eine sehr interessante biographische Notiz dieses berühmten Mannes, der von 1315 bis zum 22. Juli 1316 Kanzler von Frankreich war. Die in den drei ersten Lieferungen des fünften Bandes behandelten Gegenstände bieten kein geringeres Interesse dar. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 124. — 4. Mai 1845.

Die alten und die neuen Jesuiten.

(Beschluß aus Nr. 123.)

Nach dem Geständnisse eines Ministers gab es in Frankreich 1843 etwa 250 Jesuiten, die sich mit Seelsorge beschäftigten und auf Lehrstellen vorbereiteten. Man darf dabei nicht vergessen, daß ihr Dasein in Frankreich, welches ausdrücklich gesetzlichen Bestimmungen entgegen ist, jetzt mit der nämlichen Frechheit verkündet wird, mit der es früher geleugnet wurde. Nach einer Angabe in P. Ravignan's Schrift „Von dem Bestande und der Verfassung der Jesuiten" beläuft sich die Anzahl derselben auf 206 Priester (das Jesuitenjournal „L'univers" bemerkt dazu, es seien vielleicht wol mehr), die in 20 Diöcesen vertheilt sind; doch sind die Novizen und Laienbrüder in dieser Zahl nicht begriffen. Außerdem werden 315 französische Jesuiten auswärts für den Unterricht und die Missionen verwendet. Einer Notiz in der „Allgemeinen Preußischen Zeitung" zufolge, die auch in die „Allgemeine Zeitung" übergegangen ist, zerfällt Frankreich in zwei jesuitische Provinzen mit den Hauptörtern Paris und Lyon. Jene, die minder bedeutende, zählt 14 Häuser mit 122 Mitgliedern und 70 Novizen. Grundeigenthum besitzt sie im Werth von zwei Millionen, dazu kommen 200,000 Francs Zinsen von Capitalien (die aber größtentheils der lyoner Provinz gehören), 300,000 Francs Ertrag von Predigten und Almosen für gute Werke, die den ehrwürdigen Vätern anvertraut werden, 40—50,000 Francs Zuschuß von der lyoner Gesellschaft für Verbreitung des Glaubens, und ein nicht unbeträchtlicher Gewinn, den sie aus dem Verschleiß von Büchern und aus ihren Lehranstalten ziehen. Lyon ist bekanntlich der Hauptsitz des Vereins für Verbreitung des Glaubens, der nach dem Rechnungsabschluß vom Monat März 1842 2,752,215 Francs eingenommen hat (wahrscheinlich in einem Jahre, obwol der Prospectus nach der löblichen jesuitischen Gewohnheit sich nicht ganz deutlich darüber ausspricht). Auf die Verwendung dieser Fonds üben die Jesuiten, wenn sie nicht ganz in ihren Händen ist, wenigstens den größten Einfluß, und man muß zugeben, daß dies Alles zusammengenommen für einen Bettelorden immerhin als ein schöner Anfang betrachtet werden kann.

In Belgien blüht den Jesuiten ihr eigentliches Paradies. Dort zählten sie schon 100 Jahre nach der Stiftung des Ordens in zwei Provinzen 47 Häuser und 1574 Mitglieder. Jetzt werden von Belgien aus vorzüglich die Rheinlande bearbeitet, in die man jesuitische Priester einzuschmuggeln sucht. Nebenbei versieht man sie von daher mit den Producten der literarischen Thätigkeit des Ordens, unter dessen 12,000 Schriftstellern die löwener Theologen von jeher nicht die dunkelste, sondern vielmehr eine der verdunkelndsten Rollen gespielt haben.

Auf England hielten die Jesuiten von den Zeiten der Königin Elisabeth her unverwandt ihr Augenmerk gerichtet. Strenge Strafgesetze, die Folgen hochverrätherischer Anschläge, auf denen sie ertappt wurden, erschwerten ihnen dort den Eintritt und Aufenthalt; dagegen besetzten sie alle der ketzerischen Insel gegenüberliegenden Küsten mit Collegien, in denen die Kinder der englischen Katholiken erzogen, Priester und Missionare für ihren Bedarf gebildet und aus denen die Stuart mit Beichtvätern und später mit Agenten und Spionen versorgt wurden. Solche Collegien gab es zu Lüttich, St.-Omer, Vatigny, Gent; eins war in Rom und drei in Spanien. Auch ein irländisches und ein schottisches Collegium befanden sich in Rom; vier irländische ferner in Spanien und ein schottisches in Douai. Auch hatten sie, allen Verboten zum Trotz, in beiden Inseln einige „Residenzen" inne und standen somit dem englischen in sich uneinigen und in der hochkirchlichen Form ganz erstarrten Protestantismus immer so kampffertig gegenüber, daß man sich nicht darüber wundern darf, daß sie demselben in der neuesten Zeit so viel Boden abgewonnen haben. Stonyhurst in Lancashire ist jetzt ihr Hauptsitz.

Unmittelbar nach ihrer Vertreibung aus Rußland wurden die Jesuiten durch Entschließung des Kaisers Franz vom 20. Aug. 1820 in die östreichischen Staaten eingeführt, und zwar „zuvörderst der Übernahme" (diese etwas undeutsche Wortfügung findet sich in der „Denkschrift Sr. Excellenz Fürst Metternich an den Schultheiß des Standes Luzern", die abgedruckt ist in „Kurzer Beitrag zur Würdigung der Gesellschaft Jesu", Luzern 1844) des Gymnasiums zu Tarnopol in Galizien. Wenn man

sich erinnert, daß die Jesuiten „wegen Proselytenmacherei" aus Rußland entfernt worden sind, und weiß, daß Östreichisch-Polen und das nahe Ungarn von der Proselytenmacherei der griechischen Kirche, die mit dem russischen Stärke Eins ist, bedroht werden, so wird man nicht umhin können, in dieser Aufnahme der Jesuiten, unter denen sich eine nicht unbeträchtliche Anzahl Russen befindet, einen jener Streiche zu erblicken, die unter dem Deckmantel des „herzlichen Einverständnisses" die östreichische und die russische Politik zuweilen einander spielen. Bis 1827 blieben die Jesuiten auf Galizien beschränkt, wo sie eine philosophische Lehranstalt und zwei Gymnasien versehen und zwei Convicte leiten, ein kleineres in Tarnopol und das neu errichtete adelige in Lemberg. Für diese Leistungen beziehen sie vom Staate einen jährlichen Dotationsbeitrag von 20,000 Gulden aus dem galizischen Studienfonds. Seither sind ihnen noch in andern Provinzen Häuser und Lehranstalten eingeräumt worden, und zwar versehen sie in Tirol das Gymnasium zu Innsbruck und die dortige Theresianische Ritterakademie, im Lombardisch-venetianischen Königreiche theilweise den Unterricht am Communalgymnasium zu Verona (auch haben sie neulich in Brescia ein Convict eröffnet), in Grätz ist ihr Noviziat für die deutsch-östreichische Ordensprovinz (für welches der Staat jährlich 7000 Gulden aus dem steiermärkischen Studienfonds beiträgt) und in Innsbruck und Linz (wo sie, wie der dortige Bischof in seinem Schreiben an den luzerner Erziehungsrath sagt, sich anfangs „bei gottesdienstlichen Handlungen gegen die bestehende Ordnung hinwegsetzen wollten", und mit einigen „flachen Neologen" unter den Weltpriestern nicht auf dem besten Fuße stehen), wird für die Kleriker des Ordens Philosophie und Theologie gelehrt. Ihre Anzahl belief sich 1839 im Ganzen auf 289, von denen 34 auf Pfarreien ausgesetzt waren, die übrigen aber sich theils der Jugenderziehung, theils von der Hand dem beschaulichen Leben widmeten.

Der Benedictiner P. Albert Jäger hat neulich nachgewiesen (und alle wahren Freunde seines schönen Vaterlandes sind ihm dankbar dafür), welche Dienste die Jesuiten von Zeiten der Grafschaft Tirol geleistet haben, die sie unter Anderm im spanischen Erbfolgekrieg an die Franzosen und Baiern verriethen. Vielleicht hing der verunglückte Urkundendiebstahl im Archive, den sich neulich zum großen Scandal der ganzen Stadt Innsbruck ein Jesuit zu Schulden kommen ließ, mit diesen „unliebsamen" Erinnerungen zusammen. Gegenwärtig sind in Innsbruck 18 Priester (darunter 4 Russen), 18 Kleriker (darunter ein Sohn des Redacteurs des „Östreichischen Beobachter") und 14 Laienbrüder beschäftigt, und besonders Erwähnung verdient, daß dort P. Xaver Weninger, Doctor der Theologie, die Stelle eines Professors des Bibelstudiums und der Kirchengeschichte bekleidet. Dieser Jesuit ist nämlich der Einzige, welcher seit Wiederherstellung des Ordens eine theologische Schrift in deutscher Sprache herausgegeben hat. Sie ist betitelt: „Apostolische Vollmacht des Papstes in Glaubensentscheidungen", hat aber vor den Augen der deutschen katholischen Theologie keine Gnade gefunden; es ist ihr sogar von zwei Zeitschriften, deren Rechtgläubigkeit über allen Zweifel erhaben ist, von dem „Archiv für theologische Literatur", das die münchner Facultät herausgibt und dem „Katholik" aller wissenschaftliche Werth abgesprochen worden.

Die Jesuiten erfreuen sich in Östreich vor andern klösterlichen Gemeinschaften mehrer Begünstigungen. Die bedeutendsten derselben sind, daß sie mit dem Ordensgeneral in „ungestörter Verbindung" stehen dürfen und daß sie von dem allgemeinen Amortisationsgesetze befreit sind, d. h. [illegible], wenn ihnen bewegliche oder unbewegliche Güter oder Capitalien durch Schenkungen oder Vermächtnisse, oder „auf irgend eine andere Art" zufallen, blos die Anzeige an die betreffende Behörde zu machen haben. Welch weiten Spielraum die letztere Bestimmung ihrer in dem Breve Clemens' XIV. erwähnten „unersättlichen Begierde nach irdischen Gütern" gewährt, liegt am Tage. In Östreich dürfte man sich davor um so mehr in Acht zu nehmen haben, als die Jesuiten dort an ihre Erwerbungen leicht den Maßstab der Zeiten Leopold's I. legen könnten, von dem Hormayr (im „Östreichischen Plutarch", IX, 149) erzählt: „Seine Begierde, die Jesuiten zu bereichern, ging sehr weit und es war andem, daß Steiermarks Hauptstadt Grätz und die Grafschaft Glatz ihnen verpfändet, oder was in der Folge das Nämliche war, geschenkt werden sollten." Zu der einzigen That seines ganzen Regentenlaufes haben ihn die Jesuiten gebracht, daß er nämlich den Fürsten Wenzel Eusebius von Lobkowitz (17. Oct. 1674) plötzlich, und da er eben zu einer Unterredung mit dem Kaiser fahren wollte, aller Ämter und Würden entsetzt, auf die Herrschaft Raudnitz in Böhmen verwies, und ihm bei schwerster Strafe untersagte, sich jemals nach der Ursache dieses strengen Benehmens zu erkundigen. Lobkowitz, ein Mann von umfassendem Geist, ausgebreiteter Erfahrung und Weltkenntniß, und von der umgreifendsten Thätigkeit, war nämlich der Jesuiten geschworener Feind, und verfolgte sie ebenso sehr durch die siegende Kraft seiner Beredsamkeit und Geschäftskenntniß, als durch den Stachel des schneidendsten Witzes und durch getäuschte Hoffnungen.

Als die Regierung von Wallis 1844 den römischen Stuhl wieder um Jesuiten bat, wurde ihr geantwortet, sie habe dieselben schon seit vier Jahren in den „Vätern des Glaubens" im Lande. Seitdem haben sie in der Schweiz ihre festeste Zwingburg aufgeführt und beherrschen den katholischen Theil derselben fast unumschränkt. In die reformirte aber strecken sie mannichfaltige Fühlfäden aus, wie unter Anderm auch daraus hervorgeht, daß in der Rechnung des bereits erwähnten lyoner Vereins über die in der Schweiz verwendeten Gelder neben einer Summe von 68,400 Francs für den Bischof von Lausanne und Genf auch eine Ausgabe von 4620 Francs für eine Glaubensmission im Canton Zürich erscheint. Die öffentlichen Mitglieder der Gesellschaft Jesu sind in

der Schweiz folgendermaßen vertheilt: der Provinzial mit zwei Assistenten in Freiburg, 83 im dortigen Collegium, 45 im Pensionnat daselbst, 29 in Estavayer, 63 in Brieg, 18 in Sion, 12 in Schwyz. Vier, die zur Provinz gehören, werden als Missionare in China verwendet, 1 lebt in Dresden und 7 befinden sich sonst außerhalb der Provinz. Dagegen halten sich in derselben noch 13 ihr nicht angehörige Jesuiten auf. Im Ganzen sind es also 278, die in den Cantonen Wallis, Freiburg, Schwyz nisten, um einen Ausdruck des Geschichtschreibers Gelbanus zu gebrauchen. Luzern steht ihre Einführung noch bevor, und zwar wird es sie vorzüglich der Consequenz eines Staatskünstlers, des Schultheißen, ehemaligen Redacteurs der „Bundeszeitung" und nunmehrigen Gesandten an der Tagsatzung, Siegwart-Müller, zu danken haben, der sich vom „knabenhaftesten Radicalen" zum „männlichsten Conservativen" emporgearbeitet hat und wie sein College, Staatsschreiber Meyer, heute Das hochpreist, was er noch vor kurzem verdammt hat. Wenn einmal die theologische Lehranstalt und das Seminarium den ehrwürdigen Vätern übergeben sein wird (gegen welche Übergabe, beiläufig gesagt, 85 Weltgeistliche, denen sich sonst noch 22 angeschlossen haben, beim Großen Rathe des Cantons bittlich eingekommen sind) —, welch glückliche Zeiten werden dann für Luzern anbrechen! Seine jungen Priester werden aus der „Kurzgefaßten Moraltheologie" des Prof. Moullet, aus den von Prof. Rousselot aufgefrischten Vorlesungen des Prof. Sättler über das sechste Gebot, aus des Hrn. Bouvier Abhandlung über eben dasselbe, lauter Bücher, die an scharfsinnigen Combinationen des unsterblichen Pater Sanchez Untersuchungen über das Ehesacrament noch übertreffen, ihre fromme Begeisterung schöpfen und Das vollenden, was die Jesuitenmissionare, die sich an die Spitze der Mädchen-Vereine gestellt haben, so schön begannen.

Zum Beschlusse sei noch erwähnt, daß nach einem in Rom erschienenen Verzeichnisse die Gesellschaft Jesu 1841 in 10 Provinzen und 212 Häusern 3565 Mitglieder zählte. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß die gewöhnlich Ligourianer geheißenen Ordensgeistlichen, die sich selbst Redemptoristen oder Priester von der Versammlung des allerheiligsten Erlösers nennen und fast ebenso zahlreich verbreitet sind als die Jesuiten, blos eine Spielart dieser Letztern sind und ihnen überall den Weg bereiten und zur Seite stehen; daß ferner eine Menge geistlicher und halbgeistlicher Congregationen und Brüderschaften von ihnen geleitet werden, und daß endlich insbesondere die Ursulinerinnen, deren höchstes Ordensfest, das der heiligen Ursula, die den Heiligen anderer Orden sonst nicht mit besonderer Andacht zugethanen Jesuiten ebenfalls feierlich begehen, bei ihnen die Stelle eines solchen Schwesterordens vertreten, wie ihn die meisten Mönchsgenossenschaften sich zugesellt haben. 60.

Der Tod in allen seinen Beziehungen, ein Warner, Tröster und Lustigmacher. Als Beitrag zur Literaturgeschichte der Todtentänze von F. Naumann. Dresden, Grimm. 1844. 12. 22½ Ngr.

Seit Fiorillo's gediegener Behandlung der Todtentänze („Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland", Bd. 4, S. 119—174) sind noch so manche Bereicherungen zur Kenntniß derselben ans Licht gefördert, sodaß eine vollständige, erschöpfende Uebersicht alles Dessen, was in Bezug auf diesen Punkt der Kunstgeschichte geleistet ist, höchst wünschenswerth wäre. Verf. vorliegenden Schriftchens hat etwas dem Ähnliches angestrebt; aber so bescheiden auch die Art und Weise ist, mit der er hier auftritt, so muß man ihm doch selbst das Zeugniß einer nur annähernden Vollständigkeit versagen. Freilich sind die Notizen über die Todtentänze in so manchen Werken zerstreut, daß ein großer Fleiß und eine gewaltige Belesenheit dazu gehört, um in dieser Beziehung etwas Genügendes zu leisten. Französische Werke, welche diesen interessanten Gegenstand behandeln, hat der Verf. fast ganz unberücksichtigt gelassen, obgleich gerade in neuester Zeit einige hierauf bezügliche interessante Erscheinungen zu bemerken waren. Außerdem hätten wir vorzüglich auch noch gewünscht, daß Naumann auf die mannichfaltigen Vorstellungen Rücksicht genommen hätte, welche sich die Dichter der verschiedenen Nationen vom Tode gemacht haben. Freilich wäre dadurch seine Aufgabe erweitert worden; aber es war dies wol nicht zu umgehen, wenn er den Tod in allen seinen Beziehungen als Warner, Tröster und Lustigmacher schildern und darstellen wollte. Dadurch wäre auch seine Schrift, die nur äusserst skizzenhaft gehalten ist, interessanter und ersprießlicher geworden. Welche reiche Blumenlese der geistreichsten Beziehungen und der sonderbarsten Grillen würde es nicht abgegeben haben, wenn er die Werke der Dichter ausgebeutet hätte! Als eine von den gewöhnlichen Vorstellungsarten abweichende Darstellung des Todes wollen wir hier z. B. nur das Bild, welches der geistreiche Fürst von Ligne vom Tode entworfen wissen will, anführen: „On est injuste envers la Mort en la peignant comme on fait: on devrait la représenter en vieille femme bien conservée, grande, belle, auguste, douce et calme, les bras ouverts pour nous recevoir. C'est l'emblème du repos éternel après la malheureuse vie inquiète et orageuse." 30.

Notizen.

Über die Existenz des Einhorns.

Unter den von Zeit zu Zeit immer wieder auftauchenden, ebenso sehr die bloße Neugierde als den wahren wissenschaftlichen Eifer beschäftigenden Fragen macht sich auch in jüngster Gegenwart jene nach der wirklichen Existenz des von den Meisten für fabelhaft gehaltenen und unter die Ausgeburten der Phantasie verwiesenen Einhorns geltend. Gegen die Möglichkeit seiner Existenz läßt sich vernünftigerweise um so weniger etwas einwenden, als es nicht an Analogien dazu in der Natur fehlt. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte das Einhorn eine vielleicht nicht sehr zahlreiche Antilopenart im Innern Afrikas sein, falls sie nicht ein im Laufe der Zeiten durch feindselige Conjuncturen unterdrücktes und ausgestorbenes Thiergeschlecht war. Vielleicht gibt eines Tages, wie bereits über so Manches, die Geologie auch hierüber nähern Aufschluß. Erst kürzlich hat der gelehrte französische Consul Fresnel in Dschidda ein ausführliches interessantes Schreiben im Journal der Asiatischen Gesellschaft in Paris über ein, der Aussage von Negersklaven zufolge, in Borgu existiren sollendes Einhornfell sammt Kopf veröffentlicht, worin es heißt, er habe eigens einen Sklaven an Ort und Stelle abgesendet, um diese Haut zu bringen und um somit eine anziehende, nicht ohne Mistrauen aufgenommene Thatsache, auf palpable Weise bestätigt zu sehen. So brachte auch neulich das „Morgenblatt", 1844, Nr. 195

und 298, in einem „Naturhistorisch-antiquarische Streifereien“ überschriebenen Aufsatze interessante Notizen über das Einhorn und den Narwhal aus älterer und neuerer Zeit. Es scheint, als ob das Narwhalhorn früher bei mangelhafterer Naturkenntniß, larer kritischer Untersuchung und zugänglicherer Gläubigkeit häufig dem Landeinhorn als Attribut beigelegt worden wäre. Gern ergreifen wir nun den sich darbietenden Anlaß, auch unsererseits einige antiquarisch-naturhistorische Daten, die wir dem zufälligen Besitze eines alten Manuscripts verdanken, hier zu Nutz und Vergnügen der Leser niederzulegen. Es schreibt nämlich unterm 6. März 1618 ein jedenfalls unterrichteter und belesener Mann Namens Hayden an einen hochgestellten Gönner am erzherzoglichen Hofe in Grätz: „In jüngst meinem zu Villachsein habe ich von Eurer Gnaden verstanden, daß Sie nicht glauben wollen, es sei ein Einhorn jemals auf der Welt gewesen. Nun finde ich aber, daß Paulus Jovius nicht allein dasselbige in seinem achtzehnten Buche mit aller seiner Gewaltsamkeit beschreibt, sondern es gedenkt auch dessen Job im neununddreißigsten Capitel mit diesen Worten: «Meinst du, das Einhorn werde dir dienen und werde bleiben an deiner Krippe? Kannst du ihm das Joch anknüpfen zum Acker zu gehen, daß es hinter dir pflüge?» u. s. w. mit Mehrem. So sollen zu Mekka zwei ganze Einhörner gewesen sein. In Venedig bei St.-Marx hat man zwei Hörner. In Paris desgleichen eins, so Clemens VII. dem Könige Henriko II. verehret, als er ihm seine Muhm, die Catharinam Medicaeam, verheirathen wollen. In Frankreich bei St. Dionysio Areopagita ist auch eins. Desgleichen zu Strasburg in der Hauptkirche; so noch sieben Schuh lang, ist auch eins gewesen; wie aber anno 1584 das Capitel daselbst uneins worden und der lothringsche Krieg entstanden, hat's der eine Theil davon gebracht. War so schwer, daß man's kaum mit zweien Händen heben können. Der König in Polen soll auch zwei haben. Adam von Clermont, ein Bürger von Antorf, hat anno 1565 eins nach Antorf gebracht, so Einer von Schemberg in Frankreich bekommen, dergleichen schöner ganz nie ein Potentat gehabt, wie ihm denn dessen der Senat daselbst Zeugniß gegeben. Ist drei Ellen weniger vier Daumen, oder sieben Schuh weniger einen halben Daumen lang gewesen, ein Schuh elf Daumen breit. Anno 1603 ist dieses Horn auch zu Mainz bei Etlichen, so Gift bekommen, probirt und stattlich erfunden worden. Nicht weit von Basel ist ein Dorf, heißt Augst (Lateinisch Augustae Rauricorum), haben anno 1585 zween Fischer ein solches stattliches Horn im Rhein gefunden, aus dem Wasser gezogen und bei Seit gelegt, in Meinung, solches ein andermal mit sich heim zu nehmen und zu verbrennen. Indessen kommt ein anderer armer Mann, Holz zu klauben, findet's, will's zerhacken, kann lange nicht, endlich aber zerschmettert er's, nimmt so viel er kann mit heim, wirft's zum andern Holzhausen und holt darnach das andere auch. Wie nun das Weib damit eingeheizt, verbrennt zwar das andere Holz, das Horn will aber durchaus kein Feuer fangen. Das sieht das Weib, daß es kein Holz, sondern sonst etwas und schilt ihren Mann derentwillen, daß er nichts Besseres gebracht, wie das Weiberbrauch ist. Indem sie nun solches besser besichtigt, finden sie, daß es ein Horn, und wird das Geschrei offenbar, daß man davon discurirt, es möchte ein Einhorn sein. Sobald solches die Fischer hören, kommen sie und begehren dasselbige, erlangen es auch bald, jedoch hat der arme Mann ihm heimlich davon ein Stück im Keller behalten. Es sind aber Leute viele Meilen Wegs gekommen und haben gedacht, wenn sie nur ein halb Pfund davon bekommen könnten, wollten sie zufrieden sein; haben aber 15 Loth davon bekommen. Dieses Horn hat Anfangs bei zwei Centner gewogen, denn eine Mannsperson leichter einen Vierling Weizen oder Roggen auf den Achseln als dieses Horn ertragen mögen. In Brugg in der Schweiz ist in dem Fluß Arula anno 1520 auch ein solches Horn gefunden worden. Anno 1585 ist in Mähren, etwa zwei Stunden von Auspitz, bei einem Flecken, Bausen genannt, in einem Weinberg ein ganzes Skelet eines Einhorns (?) gefunden worden, welches Zähne hat gehabt zu drei Pfund schwer, Füße wie ein Elefant, daß man gar eine Faust in ein Schienbein schieben können, wie ich denn die ganze Historie davon beschrieben habe. Darum die Maler weit irren, welche das Einhorn nur in der Größe eines Hirsches malen. Plinius beschreibt es also: «Asperrima fera monoceros, reliquo corpore equo similis, capite cervo, pedibus elephanto, cauda apro, mugitu gravi, uni cornu nigro media fronte cubitorum duum eminente. Hanc feram vivam negant capi.» Für meine Person bin ich wol der Meinung, daß Einhörner vor der Sündflut gewesen, das Geschlecht aber bald darauf aus Unfall untergegangen und kein lebendiges mehr vorhanden, wie denn kein einziger Mensch vorgekommen, der ein lebendiges gesehen. Und lasse mich gar nicht hindern, daß Martin Forbisser, ein Engländer, in seiner Schiffahrt, so er anno 1577 gegen Niedergang und Mitternacht verrichtet, geschrieben, daß er in Americae finibus extremis einen todten Fisch mit einem solchen Horne gefunden, welches die Kraft gehabt, daß, sobald man etwas Vergiftetes, als Spinnen und dergleichen, darauf geworfen, dieselben verdorben. Denn warum sollt es nicht auch ein Monoceros marinus sein können? Hab' ich doch gelesen, daß mancherlei Thiere wie auf Erden, also auch im Meere sind. Und dieses Alles schreib ich Euer Gnaden für die lange Weil aus lauter Melancholie, weil ich nichts Wichtiges zu verrichten Lust oder Lieb hab, mit gehorsamer Bitte, mir solches gnädig zu verzeihen.“ So originell die ganze, Wahres und Falsches seltsam confundirende Abhandlung, ebenso charakteristisch der Schluß, den wir dem Leser nicht vorenthalten wollten. 49.

Vorherbestimmung.

Man nimmt gewöhnlich an, daß Männer, die ausersehen sind, eine hervorragende Rolle auf den Bretern der Weltgeschichte zu spielen, das Bewußtsein ihrer künftigen Größe in sich tragen und deshalb bei der Ungunst der Verhältnisse ihre Zeit abzuwarten wissen. Es sind aber zu viel Beispiele vom Gegentheil vorhanden, als daß man diese Meinung als Regel gelten lassen könnte. Cromwell wollte eben nach den Wildnissen Amerikas auswandern, als ihn das Machtgebot Karl's I. zurückhielt; Napoleon beabsichtigte im Jahre 1796 in türkische oder persische Kriegsdienste zu treten, weil er unter den damaligen Verhältnissen seinen Weizen in Frankreich nicht blühen sah; der Herzog von Wellington war entschlossen, als er noch eine niedere Offizierstelle bekleidete, den Abschied zu nehmen und wandte sich zu diesem Zwecke an den damaligen Lordlieutenant von Irland, Lord Camden, indem er ihn um eine Stelle beim Zollwesen bat. In allen diesen Fällen, wie bei den meisten großen Männern, ist die Heldenlaufbahn vorzugsweise von den äußern Umständen bestimmt worden, mit deren günstigerer Gestaltung sich ihre Hoffnungen zugleich mit dem immer klarer werdenden Bewußtsein der in ihnen liegenden Kräfte zur Bemeisterung dieser Umstände erhoben, bis sie endlich, durch den Erfolg der Versuche kühn gemacht, ihrem Streben ein Ziel steckten, an das sie früher nie gedacht, noch denken konnten. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 125. — 5. Mai 1845.

Über einige historische Chansons aus den ersten Jahrhunderten der französischen Literatur.

Die historischen Denkmäler des französischen Bodens haben in der neuern Zeit nach den verschiedensten Richtungen hin so fleißige und zum Theil aufgeklärte Bearbeiter gefunden, daß die Franzosen in den letzten Decennien mit Riesenschritten Dasjenige wieder einzuholen und gutzumachen gesucht haben, was sie so viele Jahrhunderte lang zu ihrem großen Nachtheil mit unbegreiflicher Geringschätzung vernachlässigt hatten. Nicht nur werden wie bekannt unter den Auspicien der Regierung mit bedeutenden Geldopfern alle für die Geschichte nur einigermaßen interessante Schriftstücke der Bibliotheken des Königreichs edirt, sondern es befleißigen sich auch zahlreiche Privatgesellschaften und einzelne Gelehrte mit dankenswerthem Wetteifer, die schriftlichen Monumente der vergangenen Jahrhunderte dem Staube der Bibliotheken und der Vergessenheit zu entreißen und sie durch den Druck allgemeiner zugänglich zu machen. Während jedoch die Regierung vorzugsweise ihre Mittel und Unterstützungen der Herausgabe rein historischer Monumenten zuwendet, bleiben die Schriften von blos literarischem Interesse mehr dem Eifer der Privatpersonen überlassen, ohne daß sie darum hinter jenen bedeutend zurückblieben. Raynouard, Paulin Pâris, Francisque Michel, der Abbé Lebeuf, Leroux de Lincy und viele Andere haben eine Menge literarischer Documente veröffentlicht, die über das geistige Leben des Mittelalters reiche und befriedigende Aufschlüsse in großer Fülle gegeben haben. Wir entnehmen die folgenden Mittheilungen besonders aus Leroux' de Lincy interessantem „Recueil de chants historiques français". Die Übersetzungen der Lieder haben wir, um uns so wenig als möglich von dem Sinn zu entfernen, zwar in dem Versmaße des Originals aber ohne Reim gegeben. Gegenstand ist überall nur das sich an historische Begebenheiten knüpfende Lied, nicht der Roman oder die Sage. Ebenso sind nur die eigentlich französischen, d. h. nordfranzösischen Lieder behandelt.

Vor dem 11. und 12. Jahrhundert findet man nur einige Spuren lateinischer Gedichte, die sich auf Zeitereignisse beziehen. Hildegar, Bischof von Meaux unter Karl dem Kahlen, hat uns ein solches Gedicht aufbewahrt, welcher den Sieg Chlotar's II. über die Sachsen angeblich im J. 623, und die Barmherzigkeit des heiligen Faron, der die Gesandten vom Tode rettete, feiert. Ein anderes Gedicht ist das auf die Schlacht bei Fontenay (841) von Angelbert. Ein drittes, von etwas besserer Latinität, besingt den Tod Hugo's, vermuthlich eines natürlichen Sohns Karl's des Großen. Man liest darin folgende Strophe:

> Nam rex Pipinnus lacrymasse dicitur
> Cum te vidisset ullis absque vestibus
> Nudum jacere turpiter in medio
> Pulvere campi.

In den letzten Jahren des 11. Jahrhunderts sang man in Tours auf allen Straßen, ob in lateinischer Sprache oder in einer französischen Übersetzung bleibt dahingestellt, satirische Lieder gegen den jungen Archidiakonus Johann, worin man ihn eines verbrecherischen Umgangs mit dem Erzbischofe beschuldigte, der ihn dessenungeachtet und obgleich er allgemein Flore la Courtisane genannt wurde, auf den bischöflichen Sitz von Orleans zu bringen wußte. Bei Gelegenheit der feierlichen Einsetzung am Tage der St.-Innocents sang man ein Lied, welches so anfing:

> Eligimus puerum, puerorum festa colentes,
> Non nostrum morem, sed jussa regis sequentes.

Um dieselbe Zeit ging ein ähnliches satirisches Lied von Stadt zu Stadt, das gegen Landri Grafen von Auxerre gerichtet war, welcher durch seine Intriguen die Scheidung Robert's von seiner Gemahlin Constantia herbeigeführt hatte, wodurch Robert sich die Excommunication zuzog. Das Gedicht ging augenscheinlich von der Geistlichkeit aus, da es eine Menge Anspielungen aus der Bibel enthält und dem Landri die Namen Ahitophel, Absalom, Jugurtha, Catilina u. a. beigelegt werden. Es muß viele solcher Gesänge gegeben haben, die nicht auf uns gekommen sind, da Petrus, Vorsänger der Kathedrale von Paris, in seinem Verbum abreviatum die Priester, welche, nach Beendigung einer Messe, die ihnen nichts eingebracht, eine zweite und dritte anstimmen, mit den Bänkelsängern vergleicht, die, wenn sie merken, daß die Chanson von Labri ihren Zuhörern nicht gefällt, das Lied von Narcisse, und wenn auch dieses nicht zusagt, immer ein anderes aufspielen. Aus der Zeit vom

12. Jahrhundert an besitzen wir eine Menge gereimte Erzählungen wahrer oder fabelhafter Geschichten, die ursprünglich in kürzerer Form den Namen Chanson de geste führten und später, als sie länger, ausführlicher und complicirter wurden, den Namen Romans bekamen. So hat die bekannte Chanson de Roland in der ältesten auf uns gekommenen Fassung aus dem 12. Jahrhundert nur 1800 Verse, während sie in einem spätern Manuscript über 10,000 Verse zählt. Als sie Taillefer in der Schlacht bei Hastings sang, wie im Roman de Rou berichtet wird, war sie gewiß nur ein kurzes Lied. Die Einfälle der Sarazenen einerseits und die Erinnerungen an die Verheerungen, welche die normannischen Raubzüge über das Land gebracht andererseits, bilden mit dem heldenmüthigen Widerstand, welchen die Völker des gallischen Bodens leisteten, den Hauptstoff dieser sogenannten Chansons. Die Liebe spielt in ihnen gewöhnlich eine untergeordnete Rolle. Erst als, unter andern politischen Ereignissen, durch die Heirath der Eleonore von Guyenne mit Ludwig VIII., die Troubadours in Frankreich mehr Eingang fanden, lernten die nordfranzösischen Sänger die Huldigung des weiblichen Geschlechts auf eine feinere Art besingen. Die historische Genauigkeit ist aus zwei Gründen in der Chanson de geste nicht zu suchen. Erstens erlaubte die Unsicherheit der Quellen und die Unwissenheit der Dichter keine gründliche Erfassung ihres Gegenstandes. Zweitens hatten die vortragenden Jongleurs, welche von Schloß zu Schloß zogen, zu viel Rücksicht auf ihr Publicum zu nehmen, um überall ihren Gesang gleichmäßig vorzubringen. So findet man, im Gegensatze zu der allgemeinen Tendenz, nach welcher irgend ein Kaiser Karl als Hauptperson auftritt, einzelne Chansons, in welchen gerade die Figuren Karl's des Großen und Pipin's lächerlich gemacht werden und irgend einem angeblichen Helden, welcher als Stammvater irgend eines Schloßherrn angenommen wird, unterliegen. Im Anfange des 12. Jahrhunderts finden wir eine lateinische Chanson mit französischem Refrain von Hilarius, einem Schüler Abälard's, gegen diesen Letztern. Als sich Abälard in eine einsame Gegend bei Provies zurückgezogen hatte, folgten ihm bekanntlich eine große Anzahl seiner Schüler dahin, und ließen sich um seine aus Schilf und Stroh gebaute Wohnung nieder, gleichfalls elende Hütten bauend und allem Lebensgenuß entsagend, um den berühmten und geliebten Lehrer auch ferner zu hören. Die Andacht und Wißbegierde dieser eifervollen Schüler wurde aber durch die Ankunft der Heloise, welche sich mit mehren Frauen in derselben Gegend niederließ, vermuthlich etwas gestört, da nicht allen der rein geistige Umgang mit jenen so leicht werden mochte als ihrem Meister, wenigstens waren sehr verdächtige Gerüchte darüber im Umlauf, und ein Kuhhirt wollte sogar Manches gesehen haben, sodaß sich Abälard genöthigt sah, seinen Schülern die Weisung zu geben, den Ort zu verlassen und sich nach Quincey zu begeben. Der Schmerz und die Entrüstung darüber war groß unter dieser zahlreichen Jugend. Hilarius machte sich zum Dolmetscher ihrer Gefühle und schrieb die angeführte Chanson, deren Anfang lautet:

Lingua servi, lingua perfidie (sic)
Rixe motus, semen discordie,
Quam sit prava sentimus hodie
Subjacendo gravi sentencie
Tort a vers nos li mestre.

Eine andere Chanson aus diesem Jahrhundert, die schöne Audefroy-le-Bâtard Erembor betitelt, hat zwar kein geschichtliches Factum zum Gegenstande, enthält aber zwei interessante Andeutungen über die Gebräuche der Zeit. Es ist nämlich darin die Rede von den Francs de France, eine Benennung, welche lange Zeit hindurch nur den fränkischen Eroberern des Landes beigelegt zu sein scheint. Die Chanson fängt nämlich folgendermaßen an:

Im Maienmond zur Zeit der langen Tage,
Als Frankreichs Freie von Hofe kehrten,
Ritt Renaud stolz voran dem ersten Zuge.
Und wie er kam zur Burg der Erembor,
Mocht' er die Augen nicht zu ihr erheben.
Ach Renaud, lieber Freund!

Ducange gibt in seinem Glossar bei dem Worte Franci die Erklärung, daß der Name Francs, nach einer alten coutume de parlement, nur Denen beigelegt wurde, welche den öffentlichen Gerichtstagen und den von den Pairs gehaltenen sogenannten grands jours beiwohnen durften. Auch in der Chanson de Roland ist von Francs de France die Rede.

Die zweite Andeutung ist eine besondere Art der Betheurung. Es sagt nämlich die Dame, um den Zorn ihres eifersüchtigen Ritters zu besänftigen:

Renaud, um von der Schuld mich zu befreien, will ich
Mit hundert Jungfrau'n und mit dreißig Damen
Auf heiligen Reliquien dir schwören,
Daß nie ich einen Anderen geliebt als dich.
Nimm diesen Schwur und meinen Kuß zum Pfande.
O Renaud, lieber Freund.

Am Ende des 12. Jahrhunderts steht die Chanson des Königs Richard Löwenherz über seine Gefangenschaft. Die vielfach bestrittene Erzählung von der Auffindung des Orts seiner Gefangenschaft durch Blondel, seinen Sänger und Diener, ist durch die kürzlich gemachte Entdeckung eines Manuscripts auf der königl. Bibliothek zu Paris, aus der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts, welche übrigens schon der Präsident Fauchet citirt, und in welchem diese Geschichte erzählt wird, wol außer Zweifel gesetzt. Es bestehen zwei Versionen dieser Chanson, die eine in provenzalischer Mundart, die andere in nordfranzösischer. Es dürfte schwer zu bestimmen sein, in welcher Sprache Richard die Chanson geschrieben, da ihm beide gleich geläufig waren. Meist fehlerhaft sind die frühern Abdrücke, z. B. von Sinner 1772 in seinem „Katalog der Manuscripte der berner Bibliothek“, von Millot 1774 in seiner „Geschichte der Troubadours“, von Sismondi 1819 in seiner „Littérature du midi“. Raynouard gibt nur den provenzalischen Text. Leroux de Lincy hat endlich 1841 einen genauen Abdruck des nordfranzösischen Textes nach einem Manuscript aus den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts geliefert.

Nach diesem Texte folgt hier diese Chanson in einer wörtlichen Übersetzung, in dem Versmaß des Originals, aber ohne Reim:

Wer Fesseln trägt, der kann sein gutes Recht
Nur durch der Klage dumpfen Ton bekunden.
Er dichtet dann zum Troste sich ein Lied.
Viel sind mir treu, doch sind die Gaben karg:
Schmach über sie, wenn ich um schnöde Lösung
Zwei Winter bin gefangen.

Wohl wissen's meine Mannen und Barone,
Brite, Normann, Gascogner, Poiteviner,
Daß keinen meiner Treuen je ich ließ
Um Geldes willen in der Feinde Ketten.
Nicht sag' ich das zum Vorwurf, noch aus Haß,
Doch bin ich noch gefangen.

Wohl seh' ich nun, daß Todte und Gefang'ne
Nicht Freunde mehr und nicht Verwandte haben,
Da man aus Geiz mich hier verschmachten läßt.
Ich trau'r um mich, doch mehr noch um mein Volk,
Das herber Tadel trifft, wenn ich hier sterbe,
Daß es mich ließ in Banden.

Nicht Wunder ist es, daß das Herz mir bricht,
Wenn fremde Herr'n die Länder mir verheeren.
O dächte Jeder doch des heil'gen Eids,
Der mir geleistet ward, wie ich des meinen.
Dann würd' ich wahrlich nicht mehr lange Zeit
Hier ein Gefang'ner sein.

Und die Gefährten, die ich stets geliebt,
Die von Cahors, und die aus Perche alle;
Durch Lieder hör' ich, daß sie untreu sind,
Mir, ihrem Herrn, der nie die Treue brach.
Bekriegten sie mich jetzt, es wäre ehrlos,
Wo ich gefangen bin.

Sie wissen's wohl, die aus Anjou und Tours,
Die Ritter all' so reich jetzt und so ruhig,
Daß fern ich bin, gefangen, unter Feinden.
Sie könnten helfen, doch sie thun es nicht,
Sie steh'n gewappnet da und kriegesmächtig,
Und ich bin hier gefangen.

O, Gräfin, Schwester, eu'r gefang'ner König
Erhebt sein Fleh'n zu Gott, daß er euch schütze;
Zu Gott, durch dessen Will'n er hier gefangen.
Nicht spreche ich von jener, die in Chartres
Die Mutter Ludwig's.

Richard besang aber nicht allein seine persönlichen Leiden; er wußte die Poesie auch zum Werkzeuge seiner politischen Plane zu machen, wie denn überhaupt im 12. Jahrhundert in dem Lande der Troubadours der Krieg ebenso eifrig durch Gesänge als durch Waffenthaten geführt wurde. Man braucht nur an Bertrand de Born zu erinnern. Die nächste Veranlassung zu einem solchen geharnischten Liede gab dem Löwenherz der Abfall des Dauphin von Auvergne und des Grafen Guy, welche zur Partei des Königs Philipp August übergegangen waren, nachdem sie übrigens, wie man in der Einleitung des Originalmanuscripts liest, wie Richard im Stich gelassen und durch Philipp mit Waffengewalt dazu gezwungen worden waren. Richard's Sirvente fängt folgendermaßen an:

Dauphin, ich muß euch fragen,
Euch und den Grafen Guy,
Was ihr in diesen Zeiten
Als Krieger wohl gethan?
Ihr schworet mir die Treue
Und hieltet sie so schlecht
Wie Isegrim dem Reinhard,
O Hasenherzen ihr!

Ihr höret auf zu streiten
Als ich nicht mehr gezahlt,
Und wußtet doch, daß Chinon
Nicht Gold noch Kupfer hat,
Ihr wollt 'nen reichen König,
Tapfer und treu dem Wort,
Bin ich denn karg und feige
Daß ihr mein Banner flieht? u. s. w.

Der Dauphin unterließ nicht, auf diesen poetischen Angriff durch ein ähnliches Lied zu antworten, worin er Richard alle die Vorwürfe zurückgibt, die dieser ihm gemacht. Richard's Sirvente ist in der Mundart von Poitou, welche des Königs natürliche Sprache war, des Dauphins Antwort ist provenzalisch.

Als Richard in dem Kriege gegen den Vicomte von Limoges vor dem Schlosse Chalus an den Folgen eines Pfeilschusses starb, ließen die Sänger des Nordens und Südens ihre Klagen über den Verlust des gefeierten Helden und Dichters, ohne Rücksicht auf Parteiansichten, einstimmig ertönen. Es ist uns bis jetzt wol nur ein Gedicht über dieses Ereigniß bekannt geworden, nämlich das von Gaucelm Faidit, aus Uzerche, welchen Richard, als er noch Graf von Poitou war, bei sich aufgenommen hatte. Das Klagelied, welches er seinem ehemaligen Herrn widmete, wurde sogleich in die nordfranzösische Mundart von Poitou und Anjou übersetzt und fand allgemeinen Anklang. Auch diese Übersetzung, von einem ungenannten Verfasser, ist auf uns gekommen. Das provenzalische Gedicht findet sich bei Raynouard. Der Anfang des Gedichts lautet:

Wie hart ist's, daß so grenzenlosen Schmerz,
Das größte Weh, das je der Mensch empfunden,
D'rob aller Zeit die Thränen fließen werden,
Ich jetzt besingen muß in meinem Liede.
Denn er, des Heldenmuthes Haupt und Vater,
Der mächt'ge Richard, Englands tapf'rer König,
Er ist nicht mehr. O Gott, welch ein Verhängniß!
Wie ist so schwer die Trauermähr zu tragen,
Ein Herz von Stein hat, wer sie kalt vernimmt u. s. w.

Das Gedicht besteht aus fünf neunzeiligen Strophen, deren Reimstellung und Anordnung nahe an die achtzeilige Stanze oder Octave der Italiener grenzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine wahre Geschichte der neuesten Zeit. Aus dem Tagebuche eines Jesuiten und den mündlichen Mittheilungen eines Ausgeschiedenen. Zürich und Winterthur, Literarisches Comptoir. 1845.

Der Herausgeber dieser merkwürdigen Geschichte leitet sie mit den Worten ein, daß er es für seine Pflicht halte, durch ihre Veröffentlichung „auch demjenigen Theile des Publicums, welcher in dem gerechten Aufstande eines Volks gegen die Umtriebe eines verderblichen Ordens gleichgültig geblieben ist, oder welcher die Geschichte desselben zu wenig kennt, um sie nach Verdienst zu würdigen, die Augen zu öffnen". Er beruft sich, so unerhört auch die darin erzählten Begebenheiten in unserer

Zeit schienen, auf das Zeugniß mehrer noch lebender Personen, „die theils selbst in diesem traurigen Drama eine Rolle spielten, theils in gewisser Hinsicht Opfer dieser Ereignisse wurden".

Die alle Moral niedertretenden Grundsätze, auf denen der Jesuitismus beruht; die verabscheuungswürdigen Theorien, von denen er ausgeht, sind bekannt genug. In dieser angeblich „wahren Geschichte der neuesten Zeit" soll nun ein Stück seiner schauderhaften Praxis mitgetheilt werden. Weiß man auch, daß für die Jesuiten ein Menschenleben nur insoweit Werth hat, als es ihren Zwecken dient; gedenkt man der Opfer, die ihnen schon seit Jahrhunderten gefallen: so übersieht man doch allzu leicht, welcher lang gesponnener Intriguen sie fähig sind; auf welchen weiten, langsamen Um- und Schleichwegen sie leise, aber sicher, auf ihr Ziel hinarbeiten; wie sie ihr Opfer, das sie zur Erreichung eines ihrer Zwecke ausersehen, umgarnen, es an unsichtbaren Fäden leiten, daß es — ob es wolle oder nicht — unfehlbar in ihre Schlingen stürze. Eins dieser teuflischen Gespinnste, dieser Höllengewebe will die „wahre Geschichte" enthüllen.

Wir erfahren zuerst von einer angeblich früher in M. bestandenen Gesellschaft der „opfernden Götter". In diese Gesellschaft, einer Vorschule zum Jesuitismus, wird ein junger Baron von B. eingeführt. Die Symbole und Mysterien, in welche sie sich hüllte, ziehen ihn nicht an; dagegen imponirt ihm die Idee von der „im Menschen wohnenden Götterkraft", welche die Gesellschaft proclamirte. Bis zum höchsten Grade, dem sogenannten Herrengrade, in welchem sich die Adepten Knechte nannten, und der zum raffinirtesten Lebensgenuß führte, wobei denn auch Frauen eine Rolle spielten — bis zu diesem Mysterium gelangte der junge Mann, Cölestin genannt, nicht, da ihm unterdessen das schöne Mysterium einer wahren, reinen Liebe aufgegangen war. Diese Liebe wird ihm zuerst durch die Ränke der Jesuiten und dann durch den Tod geraubt. Von einem dazu bestimmten Werkzeuge wird in das vereinsamte, zur Schwärmerei geneigte Gemüth Cölestin's der Same des Ehrgeizes und des Fanatismus gestreut und ihm später nur darum abgerathen, in die Gesellschaft Jesu zu treten, um ihn desto sicherer dazu zu bewegen. Das Beispiel seines besten Freundes, der früher schon verleitet wurde, sich in das Collegium zu F. in der Schweiz zu begeben, und durch den später nach seinem Austritt die ganze gräßliche Geschichte dem Herausgeber derselben bekannt geworden sein soll, befestigte Cölestin's Entschluß, ebenfalls in jenes Collegium einzutreten. Erst nach seinem dortigen mehrjährigen Aufenthalte wird ihm der Auftrag, gegen hoch- aber ihm sehr nahestehende Personen*) ein schändliches, verrätherisches Spiel zu spielen, wodurch der Orden sich Eingang in den Staat, mit der Hauptstadt M., zu verschaffen gedenkt. Jetzt gehen dem Verblendeten die Augen auf, er verweigert den geschworenen Gehorsam und muß nach langen Hunger- und Krankheitsqualen in einem der tiefen Keller des Collegiums zu F. eines jämmerlichen Todes sterben. Wäre diese Geschichte ein Roman, er wäre interessant genug. Aber außer den Worten des Herausgebers, der, wie wir aus sicherer Quelle wissen, einem berühmten adeligen Geschlechte angehört, scheint einigermaßen auch die einfache, unmittelbare Darstellung in diesen Briefen und Tagebuchblättern dafür zu sprechen, daß nicht Alles Erfindung ist. Schade, daß der Herausgeber, der die Aufmerksamkeit bis zum Ende der Geschichte in Spannung zu erhalten weiß, sich zu einigen Ausschmückungen verleiten ließ, wie es z. B. ohne Zweifel die ganz überflüssige Vision S. 70 ist.

Möge in der Publication dieser „wahren Geschichte" auch eine Auffoderung für Andere liegen, denen irgend etwas von der engern oder weitern Wirksamkeit des Jesuitismus bekannt ist, ohne Scheu damit ans Licht zu treten, damit mehr und mehr die geheimen Machinationen dieses Feindes der Menschheit offenbar werden, damit seine schon öfters wankende Macht im 19. Jahrhundert, das so Bedeutungsvolles in seinem Schoose trägt, endlich stürze, um sich nie wieder zu erheben. 59.

*) Der Jesuitenzögling soll der natürliche Sohn eines deutschen Fürsten sein.

Literarische Notiz aus England.

Lady-Blessington.

In England ist Lady Blessington eine der gelesensten Schriftstellerinnen, mehr vielleicht weil ihre Schriften einen Abglanz von der aristokratischen Welt geben, deren so heiß ersehnte und doch nie zu erreichende Höhen das große englische Publicum wenigstens aus der Ferne zu betrachten liebt, als wegen ihres zwar mehr zierlichen als kräftigen, aber doch noch genügend bedeutenden Talents der Erfindung und Darstellung. Für uns Deutsche hat sie noch andere Vorzüge. Lady Blessington hat seltene Gelegenheit gehabt, den menschlichen Charakter in einer großen Mannichfaltigkeit von Phasen, vorzüglich aber in der fashionablen Welt zu studiren. Ihre hohe gesellschaftliche Stellung, ihr Verkehr mit den Sommitäten der vornehmen Welt, ihre Reisen und ihre Bekanntschaft mit fast allen literarischen Berühmtheiten der letzten zwanzig Jahre haben ihr den Stoff zu den zahlreichen Werken geliefert, in denen ihre Phantasie gewöhnlich nur die Vehikel erschafft, durch die sie ihre reichen Erfahrungen mittheilt. So hat sie uns eine Reihe Sittenschilderungen aus der Gegenwart Englands gegeben, die ihrem Talent und ihrer Gelegenheit zum Beobachten die Wahrheit und die Treue, ihrer Phantasie die Lebendigkeit der Schilderung und die Anmuth ihrer Form verdanken. Ihrem neuesten Werke: „Strathern, or life at home and abroad", wohnen diese Vorzüge in noch höherm Grade bei als ihren frühern. Konnte man die letztern nicht ganz von einer gewissen Einförmigkeit freisprechen, die der enge Kreis, in dem sie sich bewegten, fast vorschrieb, so hat die hochgestellte Dame diesmal nicht nur die glänzende Oberfläche der vornehmen Welt dargestellt, sondern auch ihre Kehrseite in den Thorheiten und raffinirten Lastern, die eine üppige Hypercivilisation erzeugt. Der Hauptzweck der Verfasserin scheint diesmal nicht der gewöhnliche der Romandichter gewesen zu sein, nämlich die Darstellung der Gefahren, welche dem strebsamen Helden, der sich erst sein Glück gründen will, auf seinem Lebenspfad drohen, sondern die Gefahren, welche die Jugend, welche alle Gaben des Glückes und der Natur im Übermaß besitzt und die der Meinung der Welt nach gewöhnlich durch einen Blumengarten geht, zu besiegen hat. Lady Blessington läßt ihren Helden und ihre Heldin jung, schön, unermeßlich reich und von zahlreichen Freunden umgeben ihren Lebensweg antreten — kurz, sie gibt ihnen im Anfange schon alles Das, was andere Novellisten das auserwählte Paar erst am Schlusse des Romans gewinnen lassen. Aber doch überzeugt sie den Leser in der Laufbahn von Strathern und Louise Sydney, daß selbst so hochbegünstigte Kinder des Schicksals Gefahren, Misgeschick und Schmerzen ausgesetzt sind, die man sonst geneigt ist nur als die Erbschaft der Söhne und Töchter der Armuth zu betrachten. Sie führt sie in das Ausland, versetzt sie unter ihre Landsleute in Italien und Frankreich, wo ihrer Versuchungen und Prüfungen harren, denen weder Jugend noch Reichthum entgehen kann. Sie leiden, und leiden tief und schwer. Neid, Verleumdung, Verkanntwerden und Verkennen stürzen sie in Bedrängnisse, wie sie nur die Unglücklichsten der Menschenkinder treffen können. Endlich werden beide Liebende durch die christliche Barmherzigkeit ihrer Standesgenossen voneinander getrennt und haben jetzt Jedes für sich allein schwere Prüfungen zu leiden. Zuletzt durch Unglück gebessert und gereinigt, erkennt Jeder des Andern Werth und die eigenen Fehler, durch deren Benutzung ihre arglistigen Rathgeber sie einander entfremdet hatten; sie versöhnen sich wieder und stellen ihr Lebensglück auf eine Grundlage, wo es nicht von Zufällen und Feinden erreicht werden kann. Das ist der Kern des Romans, der sich in rascher Handlung und mannichfaltigen Scenenwechsel vor dem Leser entwickelt. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 126. —— 6. Mai 1845.

Über einige historische Chansons aus den ersten Jahrhunderten der französischen Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 125.)

Von den Liedern, welche sich auf die Kreuzzüge beziehen, athmen beiweitem die meisten nur Liebesklagen, das Bedauern, die Dame des Herzens verlassen zu müssen, oder Befürchtungen und Ermahnungen hinsichtlich des Treubleibens während der Abwesenheit der Ritter von ihrem Vaterlande u. dgl. m. Unter den bis jetzt bekannt gewordenen Gesängen dieser Gattung, die das Ereigniß selbst zum Gegenstande haben, ist das älteste ein vor nicht langer Zeit in der Harleianischen Bibliothek zu London aufgefundenes und von Delarue zum ersten Male veröffentlichtes Gedicht, welches zur Zeit geschrieben wurde, als Ludwig der Jüngere das Kreuz nahm, und eine Auffoderung an das Volk enthält, an dem heiligen Kriege Theil zu nehmen. Der Verfasser ist nicht bekannt. Das Gedicht befindet sich in einer gereimten Chronik über die Geschichte der Herzöge von der Normandie von Benoit von Saint-More. Quesnes de Bethune schrieb ebenfalls mehre begeisterte Gedichte, um theils für den Kreuzzug aufzumuntern, theils die Streiter Christi selbst in ihrer Pflicht zu erhalten. Er eifert gegen die Saumseligen, die Ehrgeizigen, welche nur Eroberungen in Palästina für ihre Rechnung zu machen suchten, und besonders gegen Diejenigen, welche das zu dem heiligen Zwecke zusammengebrachte Geld anzugreifen wagten. Gewiß blieben bei der einflußreichen Stellung des Dichters diese Ermahnungen nicht ohne Erfolg und beschleunigten wol die Abreise des Königs Philipp August zu dem Zuge, welcher mit der Einnahme von Ptolemais endigte. Man weiß, daß der König das Kreuzheer für seine Ehre viel zu früh verließ und nach Frankreich zurückkehrte. Quesnes de Bethune folgte ihm. Da schleuderte Hues de la Ferté, ein wegen seines satirischen Geistes damals berühmter Ritter, gegen Quesnes und den König ein Spottgedicht, welches bald sehr allgemein bekannt wurde und den Erstern so empfindlich berührte, daß er bald darauf im J. 1198 an dem Zuge gegen Konstantinopel Theil nahm und einer der Ersten die Fahne aufpflanzte. Das Gedicht besteht aus einer sechszeiligen und zwei achtzeiligen Strophen. Es lautet folgendermaßen:

Trotz aller Heiligen und trotz Gottes Willen
Kommt Quesnes zurück, und schlecht sei er empfangen!
Schmach über ihn und seine Predigten,
Schmach über Jeden, der ihn nicht verhöhnt,
Wenn Gott ihn einst in großen Nöthen sieht,
Wird er ihn auch, wie jener ihn, verlassen.

Sing nicht mehr Quesnes, es ist vergeb'nes Müh'n,
Denn deine Lieder finden nicht mehr Glauben,
Du ziehst es vor, hier schmachbedeckt zu leben,
Statt freudig dort im heil'gen Kampf zu sterben.
Man zeigt auf dich als der Ungläub'gen einen,
Treubrüchig bist du, wie dein schwacher König.
Gott wird, da er mit Allmacht uns beherrscht,
Des Königs nie und nie sich dein erbarmen.

Wie tapfer warst du Quesnes mit deiner Zunge,
Wie krieg'risch predigtest du allem Volke,
Und wollte irgend wer zu Hause bleiben,
Du spartest Schmähung nicht und bittern Tadel.
Nun kommst du selbst, den Herd dir zu besudeln,
Viel räudiger als du hinweggezogen,
Verwahr dein Kreuz nur und versteck es gut,
Denn ruhmlos bringst du's, wie du's mitgenommen.

Ein anderes, angeblich von mehren Herren des Hofs verfaßtes Lied enthält eine ehrerbietige, aber energische Ermahnung an den König, die Sache des Glaubens nicht aufzugeben. Es scheint im heiligen Lande selbst gedichtet worden zu sein, da es in demselben heißt:

Wenn du, o König, jetzt nach Frankreich kehrst,
So wird Champagne und alle Völker sagen,
Daß du Verrath geübet an den Deinen.

Später, aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, findet sich noch ein Gedicht von Hues de St.-Quentin und zwei von Thibaut, Grafen von der Champagne und König von Navarra, welche zur Eroberung des heiligen Landes auffodern.

Wenn das Lied so auf einer Seite zur Begeisterung der Völker für eine großartige Sache gebraucht wurde, so diente es nicht minder in jener Zeit zur Förderung von Parteizwecken und innern Fehden. So wurde zur Zeit, als Philipp August die Feste Thouars in Poitou belagerte und den Vicomte Aimery, der seine Partei verlassen und sich zu den Engländern geschlagen hatte, hart bedrängte, von diesem oder einem seiner Anhänger ein sehr charakteristisches Lied verfaßt, in welchem alle Herren von Poitou namentlich aufgefodert werden, sich um Aimery zu scharen, ihren gemeinschaftlichen Hort, die

Feste Thouars zu vertheidigen und die Hülfe des deutschen Kaisers anzurufen. Es wird darin unter Anderm auch dem Könige der Vorwurf gemacht, er habe Bordeaux für einen spanischen Maulesel hingegeben, mit Bezug auf die den Bordelesen vom Könige verweigerte Hülfe, als Alfons die Stadt belagerte und die Einwohner sich den Franzosen in die Arme werfen wollten.

Als nach dem Tode Ludwig's VIII. seine Witwe Blanca von Castilien unter dem Einflusse des Cardinal-Legaten (Sant-Angelo) die Regentschaft übernahm und den elfjährigen Thronfolger nach Rheims zur Krönung führen wollte, verweigerten die meisten der großen Barone des Reichs unter allerlei Vorwänden, bei dieser Ceremonie gegenwärtig zu sein. Es bildete sich bald die bekannte Ligue, an welcher selbst der Graf Thibaut von der Champagne, obgleich Anhänger der Königin-Witwe, Theil nahm, um eine ihm widerfahrene Beleidigung zu rächen. Die Familie der Capetinger wurde des Thrones für verlustig erklärt und der Hr. v. Coucy als Prätendent aufgestellt. Diese allgemeine Bewegung regte zu verschiedenartige und mannichfaltige Interessen an, als daß man nicht gegenseitig alle Hebel in Bewegung gesetzt hätte, um seine Zwecke nach Kräften zu fördern. So wurde denn auch die immer wirksame Waffe der Chansons in Anwendung gebracht. Von den drei Gesängen, die mir vorliegen, ist der eine gegen die Königin-Witwe gerichtet. Es wird ihr darin mit Bitterkeit Veruntreuung des Geldes ihres Sohnes des Königs, zu Gunsten der Spanier, und verbrecherischer Umgang mit dem Grafen Thibaut von Champagne vorgeworfen. Der Ton der Chanson ist bitterer und gereizter als alle frühern Gedichte dieser Art. Der Dichter verspottet auch sehr scharf ihr Verhältniß zu Rom, von wo sie die Gewalt bekommen habe, alles Schlechte für gut auszugeben und jeglichen Schurken allsogleich zu kanonisiren. Die politischen Lieder dieser Zeit bilden schon einen Vorschmack zu der Satyre Ménippée, welche wir im 16. Jahrhundert unter ähnlichen Parteikämpfen mit Erfolg für Heinrich IV. im Kampfe gegen die Anmaßungen der römischen Curie streiten sehen werden.

Die zweite Chanson ist besonders gegen Thibaut gerichtet, der sich durch seine Liebe zur Königin verleiten ließ, die Partei der Barone zu verlassen. Auch wird ihm indirect darin der Vorwurf gemacht, daß er den König Ludwig VIII. vergiftet, um in den ungestörten Besitz des Gegenstandes seiner Liebe zu kommen. Beide Anschuldigungen finden sich auch in andern gleichzeitigen längern Gedichten und Chroniken, wie z. B. in der „Chronique de Saint Magloire“, bei Philippe Mouskes, Mathieu Paris u. A.

Die dritte Chanson von Hues de la Ferté ist besonders an den König gerichtet, und fällt in die Zeit, wo derselbe nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre selbst die Regierung übernehmen sollte. Sie gibt dem König guten Rath im Sinne der Partei und berührt alle hauptsächlichen Zeitfragen. Um 1236 wurde auch in England von einem Geistlichen eine französische Chanson gedichtet über die Erpressungen, welche Heinrich III. gegen die Geistlichkeit anordnete, als er, um seinen Sohn auf den Thron von Sicilien zu bringen, den Papst durch bedeutende Geldsummen gewinnen zu müssen glaubte. Das Gedicht findet sich in Wright's „Sammlung der politischen Gesänge Englands von Johann bis Eduard II.“ (London 1839). Ebendaselbst finden sich auch noch zwei französische Gedichte zu Ehren Simon's de Monfort, zweiten Sohnes des durch seinen Kreuzzug gegen die Albigenser bekannten Heerführers gleiches Namens, welcher in dem Aufstande der englischen Barone gegen Heinrich III. eine Hauptrolle spielte.

Ein merkwürdiges Gedicht dieser Art ist die um 1270 von einem französischen Baron, dessen Name nicht bekannt ist, gegen die unter dem Namen Etablissements bekannten Verordnungen des heiligen Ludwig, wodurch er die Feudalrechte wesentlich einschränkt, gerichtete Chanson. Der Dichter ist empört über diese vermeintliche Beeinträchtigung, die doch nur dazu dienen sollte, einen gesetzlichen Zustand im Lande herbeizuführen, und nennt sie geradezu eine Erfindung des Teufels. Das Manuscript ist von Leroux de Lincy aufgefunden und 1839 zum ersten Male publicirt worden. Einige Strophen sind leidenschaftlich, die zweite ist ruhiger. Sie lautet:

Ich weiß gewiß, daß Gott sie niemals will
Die Knechtung, die man heutzutage übet.
O freier Muth, wie bist du so dahin!
Will Niemand sich zu deinem Schutz erheben?
Wol könntest du mit Kraft und Macht dich zeigen,
Denn unser König ist dir wahrlich hold;
Doch ach! der Edlen sind so wenig nur
　Die um ihn sind;
Denn außer ihm ist's Einer oder zwei.
Er aber ist vom Pfaffenvolk umstrickt,
　Daß er nicht weiß zu helfen;
　Und so braut man zusammen
　Die Wohlthat und die Sünde.

Im 14. Jahrhundert, 1368—71, besang Eustache Deschamps, einer der besten lyrischen Dichter der Zeit in einer hübschen Ballade die Geburt der beiden Söhne Karl's V. von Frankreich, von denen der letztgeborene von Bertrand du Guesclin aus der Taufe gehoben wurde. In einer andern Ballade besingt er den Tod des Helden Bertrand du Guesclin, und in einer dritten den 1394 zwischen England und Frankreich geschlossenen achtundzwanzigjährigen Waffenstillstand.

Froissart berichtet uns, daß um dieselbe Zeit, etwa 1375, als Johann v. Montfort und Karl v. Blois sich um die Bretagne stritten, die jungen Mädchen in Quimperlé auf Jean Devereux, einen tapfern und klugen Ritter von der englischen Partei, welcher sich dort in der Stille eine Festung erbaut, von wo er das umliegende Land eben nicht schonte, einen Gesang gemacht hatten, der, bald von Mund zu Mund gehend, allgemein gesungen wurde und auch bis zu den bei Lamballe versammelten bretagnischen Baronen gelangte. Diese sprachen: Wahrlich, die Kinder müssen uns lehren, wohin wir unsere Waffen zu kehren haben, und zogen hin vor die Burg, um sie zu nehmen, mußten aber unverrichteter

Sache abziehen, da der Herzog von Bretagne seinem Vasallen zu Hülfe kam. Der Refrain dieser Chanson lautet:

Hütet euch vor der neuen Burg,
Ihr, die das Land durchzieht,
Denn drinnen haust in Saus und Braus
Herr Johann Devereux.

Unter Karl V. hatte Paris einen Prevôt, Hugues Aubriot, der sich durch eine Menge vortrefflicher Einrichtungen höchst verdient um die Stadt gemacht hatte. Durch seine Strenge gegen den Unfug der Studenten verdarb er es aber mit der Universität, deren Rector es dahin zu bringen wußte, daß er der Ketzerei angeklagt und vor ein Inquisitionsgericht gestellt wurde. Die Anklage gründete sich besonders auf das Factum, daß er einigen Juden, denen man die Kinder gestohlen hatte, um sie zu taufen, dieselben wieder zustellen ließ. Er wurde zu lebenslänglichem Gefängniß und öffentlicher Abbitte verurtheilt. Bei dieser Gelegenheit wurde von den Studenten ein Spottlied auf ihn gesungen, von welchem jede Strophe mit einer sprüchwörtlichen Sentenz endet, und worin ihm über die meisten seiner wohlgemeinten Einrichtungen bittere Vorwürfe gemacht werden. Das Lied hat 22 Strophen. Als Probe folgende zwei:

Du schworest, des Königs Gesetze
Und die der Universität
Nach besten Kräften zu schützen
Sowie auch das Wohl der Stadt;
Doch hast du's mit nichten gehalten,
D'rum wirst du von Allen verleugnet,
„Wer Lauch sä't, juble nicht zu früh."
Und als du in Ehren und Würden,
Da war dir kein Ding mehr recht,
Verfolgtest mit deinen Gesetzen
Studenten und Frauen sogar.
D'rum sitzest anjetzt du in Banden,
Wie dir's auch mit Recht gebührt,
„Wer zu viel will, erreicht nichts."

Der Wahnsinn Karl's VI. gab der Dichterin Christine de Pisan, die an seinem Hofe lebte, den Stoff zu einer Complainte, die nicht ohne dichterischen Werth und voll tiefen Gefühls ist. Diese ausgezeichnete Frau, obgleich in Italien geboren, nahm den lebhaftesten Antheil an Allem, was ihrem Adoptivvaterlande begegnete. So besang sie auch in drei Balladen den berühmten Kampf und Sieg der sieben französischen Ritter über sieben englische Ritter, von denen sie herausgefodert worden waren, und welcher in der Gegend von Bordeaux bei Montendre, unter Vorsitz des Herzogs von Orleans, 1402 stattfand. In der zweiten Strophe macht sie die französischen Ritter namhaft; sie lautet:

Ihr, guter Herr von Châtel, der ihr gern
Bei Denen weilt, die stark und wohl erfahren;
Und ihr, Bataille, so tapfer und so fest,
Und Barbazan, den Niemand mag verachten.
Champagne auch ihr, so hohen Muthes voll,
Und Archambaut, Clignet so schön gewappnet,
Keralouis, ihr alle sieben gebt
Beispiel den Guten, Freude euren Damen,
Wohl seid ihr's werth, den Lorberkranz zu tragen.

Der letzte Vers wiederholt sich bei jeder Strophe. Im J. 1404 besang sie noch den Tod Philipp's des Kühnen, Herzogs von Burgund, den sie indeß mit einiger Übertreibung lobt.

Der Zustand Frankreichs nach der schrecklichen Niederlage bei Azincourt war im höchsten Grade traurig. Michelet sagt in seiner „Geschichte Frankreichs" darüber: „Nach der Schlacht bei Meloria, welche die Pisaner verloren, sagte man: Wollt ihr Pisa sehen? geht nach Genua. Ebenso hätte man nach der Schlacht bei Azincourt sagen können: Wollt ihr Frankreich sehen? geht nach London." Inmitten dieses Jammers, sagt Monstrelet, dichteten einige clercs ein Klagelied über den Untergang des Reichs und den Verfall der Kirche. Es hat drei Strophen und bietet wenig Besonderes dar.

(Der Beschluß folgt.)

Eine Reise nach Rom von Ignaz Jeitteles. Mit einer biographischen Skizze desselben von August Lewald. Siegen und Wiesbaden, Friedrich. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Buch ist die letzte Arbeit des Verf., der, im Begriffe seine Reise nach Italien zu beschreiben, nur bis zu seinem Aufenthalte in Rom vorgerückt war, als ihn der Tod übereilte. August Lewald berichtet von ihm in der vorangeschickten biographischen Skizze, daß er, 1783 zu Prag von wohlhabenden jüdischen Ältern geboren, daselbst die Rechtswissenschaft studirt, dann aber, zum Geschäfte seines Vaters übergehend, ein sogenanntes offenes Waarengeschäft auf der hohen Brücke in Wien etablirt, sich jedoch nebenbei, als Doctor der Philosophie, fortdauernd mit der Literatur, und, als genauer Freund Beethoven's, mit der Musik beschäftigt habe. Der Mittelpunkt seiner literarischen Thätigkeit war die ihm sehr am Herzen liegende Frage der Judenemancipation, in deren Interesse er seine „Gedanken an der Wiege eines Kindes jüdischer Ältern", seine kritischen Bemerkungen zur Abhandlung des Prof. Rosa: „Die Quellen des heutigen ärztlichen Misbehagens", wie auch eine Menge von Artikeln in wiener Blättern und von Correspondenzen für Lewald's „Europa" schrieb. Das einzige größere Werk, das er hinterlassen, ist sein „Ästhetisches Lexikon" (Wien 1834). Es steht, unter dem Einflusse des östreichischen Stabilitätsprincips, allerdings nicht auf der Höhe der Zeitideen, zeugt aber von Fleiß und Geschmack.

Der vorliegenden „Reise nach Rom" merkt man es allerdings nicht an, daß ein fast sechzigjähriger Greis sie gemacht und beschrieben, so frisch, so kräftig ist der darin wehende Geist, so lebhaft, so elastisch der ihn umspannende Ausdruck. Das Thema ist freilich sehr abgegriffen, die Geleise aller nach und durch Italien führenden Wege sind bis ins Bodenlose ausgefahren, und dennoch blättert man mit Vergnügen in diesem Buche; es entgeht dem Vorwurfe langweiliger Wiederholung nicht sowol, weil Italien, wie Jeitteles in seiner Bescheidenheit behauptet, „ein für die Reisebeschreiber aller Zeiten unerschöpflicher Schacht, sondern vielmehr, weil es von ihm selbständig betrachtet und originell reflectirt ist. Seine Worte: „Sieht auch Jeder Dasselbe, so hat er doch seine eigene Pupille", sind nur in sehr beschränktem Maße wahr, denn es gibt Menschen, die niemals mit eigenen Augen sehen. In dem Prodromus des vorliegenden Buches spricht Jeitteles selbst seine Absicht bei Abfassung desselben folgendermaßen aus: „Ich bin nicht gewillt, eine förmliche Beschreibung Italiens zu liefern, kein Reisehandbuch, höchstens etwas für Herz und Verstand. Nur in aphoristischer Art und Weise werde ich Einzelnes besprechen, mitunter von der Anschauung zur abstracten Idee, von der abstracten Idee zum historischen Fragment, vom histo-

rischen Fragment zur Betrachtung, zur reflectirten Pointe schreiten, eigentlich springen. Allerdings mag eine solche ruhelose Form getadelt werden, ... sie ist am Ende Nichts als das Dolce far niente eines vagen Geistes, der am Strande Perlen sucht und sie in das Meer wirft, um der kleinen Wellchen sich zu freuen. Aber ich denke: durch eine solche wechselnde kaleidoskopische Form das Mittel gegen die fürchterlichste aller Krankheiten gefunden zu haben, die ein Buch treffen kann — das Mittel gegen die Langweile; daher über Manches nicht sowol flüchtig, als kurz. Man muß abzubrechen verstehen; die Hälfte ist oft mehr als das Ganze, hat schon der alte Hesiod gesagt, und je kleiner die Dosis, desto größer die Wirkung, behaupten neuere Ärzte."

Den also vorgezeichneten Weg hat der Verf. strenge befolgt und die erstrebte Wirkung dadurch erreicht. 44.

Notizen.

Lamartine über Geschichtschreibung fürs Volk.

In einer bereits vor längerer Zeit erschienenen Flugschrift entwickelt Lamartine sehr treffliche und beachtenswerthe Ansichten, in welchem Geist und Sinne man Geschichte für das Volk schreiben müsse. „Man muß dabei", bemerkt er unter Anderm, „die Wahrheit allein im Auge halten. Auch meine man ja nicht, daß Einem deshalb weniger Aufmerksamkeit geschenkt oder daß man weniger volksbeliebt dadurch werden würde. Das Volk zu belehren durch Thatsachen, durch Ereignisse, durch die verborgene Bedeutung jener großen geschichtlichen Schauspiele, von denen die Menschen blos die äußern Auftritte und die Darsteller sehen, aber deren Plan durch eine unsichtbare Hand angelegt ist; ihnen das Erkennen, das Urtheilen, das sich selbst Maßgeben beizubringen; sie in den Stand zu setzen, Diejenigen, welche dem Volke Dienste leisten, von Denen, welche es irreleiten, Diejenigen, welche blenden, von Denen, die erleuchten, zu unterscheiden; jeden großen Mann oder jedes großes Ereigniß aus seiner eignen Geschichte zu erklären und zu sagen: «Wägt sie selbst, nicht mit dem falschen Gewichte eurer Tagesleidenschaften, eurer Vorurtheile, eures Zornes, eurer Nationaleitelkeit, eurer beschränkten Vaterlandsliebe, sondern mit dem richtigen Gewicht des Weltbewußtseins des Menschengeschlechts und der Zuträglichkeit der That für die Sache der Gesittung»; sie zu überzeugen, daß jedes Volk seine Stelle, seinen ihm angewiesenen Standort, jede Gesellschaftsclasse ihre verhältnißmäßige Wichtigkeit vor dem Weltgeist hat; das Volk deshalb zu lehren, sich selbst zu achten und mit vollem Bewußtsein seines Thuns und Lassens, mit hingebendem Eifer theilzunehmen an der fortschreitenden Erfüllung der großen Entwürfe der Vorsehung; mit einem Worte, in den Menschen ein sittliches Bewußtsein zu wecken und dieses Bewußtsein an großen Ereignissen und Männern ihrer Geschichte und an ihnen selbst zu kräftigen — dies hieße, wie ich zu behaupten wage, dem Volke mehr geben als Herrschaft, Macht oder Selbstregierung; es hieße ihnen Bewußtsein, das Urtheil und die unbeschränkte Gewalt über sich selbst geben, es hieße sie über alle Regierungen stellen; denn wahrlich, an demselben Tage, wo sie fähig sind zu herrschen, werden sie herrschen, es kommt nicht darauf an in welcher Gestalt und unter welchem Namen. Das Volk ist es, das umgestaltet werden muß; die Regierungen werden sich dann selbst «nach seinem Bildniß» umgestalten: denn, seid versichert, wie das Volk, so ist die Regierung, und wenn das Volk sich über die seinige beklagt, so geschieht dies nur, weil es keiner andern werth ist. Dies war Tacitus' Meinung zu seiner Zeit — und es ist ebenso wahr noch zu der unserigen."

Die reine demokratische Staatsverfassung.

Lord Brougham nennt im dritten Theile seiner „Political philosophy" als die wesentlichsten Kennzeichen und Vortheile reiner demokratischen Staatseinrichtungen folgende:

1. Die grundsätzliche Eigenthümlichkeit, wodurch sich dieselben von andern Staatsformen unterscheiden, besteht darin, daß das Volk die Verwaltung seiner eigenen Angelegenheiten selbst in Händen hat und dadurch die große Ursache der schlechten Regierung, die Eigensucht der Machthaber beseitigt erscheint; wenn der Vortheil des Gemeinwesens dort geopfert wird, muß man solches der Unfähigkeit, der Leidenschaft oder Unwissenheit, nicht der vorüberlegten schlimmen Absicht beimessen. Der Souverain in einer Monarchie hat seinen eigenen Nutzen im Auge; die bevorrechtete Körperschaft in einer Aristokratie denjenigen ihres Standes oder ihrer einzelnen Mitglieder. Aus einer rein volksgemäßen Regierung kann kein solch schädliches Verhältniß sich erheben. Wenigstens sind die Aussichten des Gelingens sehr gering und das Uebel kann blos von einer Partei oder einigen Einzelnen herrühren, die beim Volke im Allgemeinen dergestalt in Gunst kamen, daß sie dasselbe zu ihren eigenen Zwecken misbrauchen: eine Sache, die natürlicherweise selten vorkommt, da stets ein Gegenstreit der Parteien stattfindet und das Volk eher zum Argwohn gegen Alle, welche Macht und Einfluß besitzen, geneigt ist.

2. Man läuft nicht Gefahr, daß unfähige oder verworfene Menschen sich der obersten Leitung der Staatsangelegenheiten bemächtigen, weder in der Gesetzgebung noch in der gesetzvollstreckenden Behörde. Kein Kind in der Wiege, kein faselnder Blödsinniger, kein tobender Wahnsinniger, kein verderbter oder lasterhafter Auswürfling kann jemals den Staat verwalten und jedes gesetzliche Ansehen dem Hasse und der Verachtung preisgeben.

3. Der Fortgang der Gesetzgebung muß stets mit der Vervollkommnung des Zeitalters gleichen Schritt halten. Das Volk theilt stets den Gesetzen den Eindruck seiner eigenen Meinung mit. Kein verkehrtes Interesse kann den Fortschritt der Verbesserungen aufhalten. Keine Vorurtheile einer einzelnen Classe, keine selbstischen Absichten sind irgend von Gewicht.

4. Der persönliche Ehrgeiz eines Einzelnen, sein Gefühl verletzter Würde, sein persönliches Ehrgefühl sowie sein Trachten nach Vergrößerung finden unter dieser staatlichen Gestaltung ihren Platz nicht. Hätte der tugendhafte Washington selbst kriegerischen Ruhm lieb gewonnen und die Herrschaft der republikanischen Einrichtungen über Canada oder Neuspanien auszudehnen begehrt, so würde das Volk ihn schnell gelehrt haben, daß der Krieg ein Spiel, welches ihre Herrscher spielen zu lassen die Völker viel zu klug sind.

Der Weg zur Größe.

Eine vor kurzem erschienene Broschüre „The Grandeur of the law" zählt nicht weniger als 70 englische Pairschaften auf, deren Gründer, aus dem Volke hervorgegangen, sich blos als Rechtsanwälte und Richter durch ihre Gesetzkunde zu dieser hohen Würde emporgeschwungen hatten. Die Herzoge von Norfolk und Devonshire befinden sich unter dieser Zahl. Merkwürdig ist jedoch, daß erst mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts sich für ausgezeichnete Männer dieses Berufs aus dem Volk die Pforten des Oberhauses öffnen, während früher nur der geistliche Stand den Plebejern die Aussicht eröffnete, in den Kreis der großen Barone einzutreten. So war Lord Tenterden's Vater ein Barbier zu Canterbury, der in dem „Law magazine" als ein „kleiner, strammer, pedantisch aussehender Mann, mit einem großen Haarzopf" geschildert wird, der „mit den Werkzeugen seines Berufs unter dem Arme in Begleitung seines Sohnes (des nachherigen Lord-Oberrichters), eines verständigen, gesetzten und ebenso pedantisch wie sein Vater aussehenden jungen Menschen, einherschritt". So war ferner der bekannte Lordkanzler Eldon, dessen Lebensbeschreibung von Horace Twiß vor einiger Zeit in drei Bänden unter dem Titel: „The public and private life of Lord Chancellor Eldon. With selections from his correspondence", erschienen ist, der Sohn eines Kohlenmäklers zu Newcastle, der sich durch sein Geschäft und andere Handelsspeculationen ein sehr großes Vermögen erworben hatte. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 127. —— 7. Mai 1845.

Über einige historische Chansons aus den ersten Jahrhunderten der französischen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 126.)

Mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts hatte sich in der Normandie, in dem Ländchen Bocage-Normand, in der Umgegend von Vire eine Gesellschaft sing- und trinklustiger Brüder gebildet, die die Flasche zum Gegenstande und Mittelpunkt ihrer Muse gemacht hatten. Ihr Meister war Olivier Basselin, oder Basselin, auch Bisselin genannt, ein Walker seines Gewerbes, dessen höchst frische und anmuthige Dichtungen man noch heute mit Vergnügen liest. Er wohnte in der Vorstadt von Vire an einem Orte, der Pont des vaux hieß. Von diesem Orte wurden die Gesänge der lustigen Brüderschaft, die sich selbst die Namen Galants, oder Compagnons galois und Gales-bon-temps beilegten, Vaux-de-Vire genannt, welches Wort später in vaudeville überging, und in den verschiedenen Zeiten auch verschiedene Dichtungsarten bezeichnete. Als 1417 die Engländer die Normandie überschwemmten und Vire einnahmen, konnten die lustigen Zecher den Wein nicht mehr besingen, da die Engländer ihnen denselben austranken, sie gebrauchten daher ihren Einfluß auf das Volk, um durch patriotische Lieder den Haß gegen die fremden Eindringlinge zu nähren und zu thätigem Widerstande anzufachen, was ihnen auch gelang. Die kampflustigen Lieder Olivier Basselin's sind ebenso keck und schlagend als seine Trinklieder gemüthlich und ansprechend sind. Er besiegelte seine Gesinnung durch den Tod im Kampf gegen die Feinde seines Vaterlandes.

Die meisten der Gedichte Karl's, Herzogs von Orleans, eines der bedeutendsten lyrischen Dichter des 15. Jahrhunderts, sind Liebes-, Frühlings- u. dgl. Lieder. Jedoch hat er während seiner fünfundzwanzigjährigen Gefangenschaft in England auch mehre Lieder auf Zeitverhältnisse gedichtet. So z. B. drei an den Herzog Johann von Burgund, ein Gebet für den Frieden, Sehnsucht nach dem Vaterlande u. s. w.

Eine der schönsten Waffenthaten unter der Regierung Karl's VII. ist die Belagerung und Einnahme von Pontoise, welches von einer starken englischen Besatzung und zweien Armeen vertheidigt wurde. Die Franzosen zeigten hierbei eine sehr kluge Mäßigung; sie verfolgten einen sehr geschickten Plan, der sie sicher, aber langsam zum Ziele führte. Die Engländer, an diese Behutsamkeit von Seiten der Franzosen nicht gewöhnt, schickten ihnen ein Spottgedicht, von welchem jede Strophe, wie das oben erwähnte von den pariser Studenten gegen Hugues Aubriot gerichtete, mit einer proverbialen Sentenz endet, und in welchem sie den Franzosen besonders Feigheit vorwerfen. Diese antworteten zuerst durch ein ähnliches Gedicht, worin sie alle die Sprüchwörter gegen die Engländer kehren und nächstdem durch die Erstürmung und Einnahme der Festung. Als die Engländer endlich sowol aus der Normandie, mit Ausnahme von Calais, als aus der Guyenne vertrieben waren, feierten Alain Chartier, die Compagnons galois und der Herzog Karl von Orleans dieses Ereigniß durch begeisterte Lieder. Sonderbarerweise begeisterte die Erscheinung der Jungfrau von Orleans die Dichter der damaligen Zeit in sehr geringem Grade. Martial d'Auvergne ist fast der Einzige, welcher ihrer in seinen „Vigiles de Charles VII" erwähnt. Dagegen hat der Krieg der französischen Großen gegen Ludwig XI., welcher unter dem Namen Guerre de bien public bekannt ist, fast ebenso viel Chansons hervorgerufen als später die satirenreichen Kämpfe der Fronde. Es zeichnen sich unter denselben zwei aus, von denen das eine in dialogischer Form dem Grafen von Charlais, einem der empörten Großen, den Rath gibt, das öffentliche Wohl doch in die Hände einer allgemeinen Versammlung der drei Stände des Königreichs zu legen. Das andere, im entgegengesetzten Sinne verfaßt, enthält eine Satire gegen Ludwig XI., worin alle Klagen, welche Adel und Geistlichkeit gegen ihn erhoben, aufgeführt sind.

Auf den Tod Philipp's von Valois, Herzogs von Burgund u. s. w. 1467, machte Hr. v. Louvignies, ein ehrenhafter Ritter seiner Zeit, einen Trauergesang, in welchem die verschiedenen Provinzen Philipp's redend eingeführt werden. Es sprechen so nacheinander Burgund, Brabant, Flandern, Artois, Hennegau, Holland, Seeland, Namur und die Franche-Comté, jede in einer siebenzeiligen Strophe, deren Verse alle mit demselben Buchstaben anfangen, sodaß die neun Strophen den Namen Philippus bilden. Außer diesem Kunststück hat dieses Lied nicht viel Werth.

Chastellain hat die Streitigkeiten zwischen Ludwig XI. und Karl dem Verwegenen von Burgund in zwei Liedern besungen, in welchen er Partei für den Letztern nimmt. Gilles des Ormes antwortete auf diesen Angriff zu Gunsten des Königs. Gilles zeigt keineswegs mehr Eleganz als der Kämpe des Burgunders, dessen Sprache verworren, jedoch nicht ohne Schwung ist. Man könnte ihn den Ronsard seines Jahrhunderts nennen, da er wie jener die Sprache mit eigenmächtigen Wortbildungen verunstaltete und auch ebenso während seines Lebens bewundert und nach seinem Tode vergessen wurde.

Hatten die Genossen und Dichter des Vaux de Vire unter der Fremdherrschaft von den Feinden zu leiden gehabt, so plagten sie unter Ludwig XI. die umherschweifenden Söldnerbanden der sogenannten Francs archers. Sie halfen sich wiederum durch Gesänge, welche bis vor den König kamen und ein strenges Verbot desselben gegen alle derartige Gewaltthätigkeit zur Folge hatten.

Die für die Franzosen unglückliche Schlacht bei Guinegate hat in Molinet, Kanonikus zu Valenciennes, einen wenngleich sehr frostigen und geschraubten Sänger gefunden. Im Eingange ruft derselbe nicht nur Klio, Amphion, Mercur, Apollo, Arion und alle Gottheiten des Landes und Meeres an, sondern er richtet auch seine Bitte um Beistand und Hülfe bei seinem Gesange an 29 musikalische Blas- und Saiteninstrumente, die eine ganze achtzeilige Strophe füllen, und das Kunststück zeigen, wie man das ganze Inventarium eines Instrumentenmachers in Verse bringen kann. Dann fodert er noch alle kleinen Kinder auf, in seinen Gesang wie sie eben vermöchten einzustimmen, worauf er die Besiegten mit allen möglichen Beleidigungen und die Sieger mit ungemessenem Lobe überschüttet und mit einem Vivat auf den Erzherzog Maximilian von Östreich schließt. Man sieht, daß von der edlen Einfachheit der ältern, ritterlichen Sänger, die sich nie zu gemeiner Leidenschaftlichkeit herabziehen ließen, wenn sie ernste Dinge in ihren Liedern behandelten, keine Spur mehr vorhanden ist, und daß die Poësie in Frankreich um diese Zeit ebenso roh, ungeschliffen und hausbacken erscheint, wie wir sie in vielen Productionen der deutschen Meistersänger finden.

In den Werken Coquillart's finden wir noch vier auf Zeitereignisse bezügliche Balladen, von denen indeß nur zwei ihm zuzuschreiben sein dürften: die auf den Frieden von Arras 1482 und die um 1484 zur Zeit der berühmten Ständeversammlung dieses Jahrs gedichtete, welche philosophische Betrachtungen über den Zustand des Landes enthält. Von den andern beiden ist eine von einem Anhänger des Herzogs von Lothringen, dessen Partei Grünmäntel genannt wurden, und der damals seine Ansprüche auf das Herzogthum Bar und die Provence geltend zu machen suchte, gedichtet. Die andere ist eine Antwort auf diese Chanson. Sie bewegt sich in gemeinen Drohungen mit Galgen und Rad und ist ohne allen poetischen Werth. So zeigt sich am Ende des 15. Jahrhunderts die Poësie in dem gesunkensten Zustande, und erst dem folgenden war es vorbehalten, ihr an dem ritterlichen Hofe Franz' I. zu derselben Zeit einen neuen und frischen Aufschwung zu geben, als in Deutschland mit der aufgehenden Morgenröthe der Geistesfreiheit die deutsche Sprache durch Luther sich in der Prosa regenerirte. 64.

Actenstücke betreffend die beabsichtigte Herausgabe der „Kritische Blätter für Leben und Wissenschaft". Berlin, Veit und Comp. 1844. Gr. 8. 10 Ngr.

Diese Actenstücke haben die Beachtung und Aufmerksamkeit nicht gefunden, welche sie doch ihrem eigenthümlichen Inhalte nach zu erregen, ja herauszufodern, nach unserer Meinung durchaus geeignet wären. Freilich die Ereignisse und Begebnisse drängen und verdrängen einander in unsern Tagen schnell, das kaum Geschehene scheint sogleich auch schon weitab von uns zu liegen; wer hat in diesem Gewirr noch Zeit und Ruhe, sich für die Schicksale einer nur beabsichtigten Journalunternehmung zu interessiren, da schon die Schicksale der wirklich unternommenen und vorhandenen kaum irgend Theilnahme finden? Bei der Angelegenheit aber, die obige Actenstücke betreffen, handelt es sich nicht nur um ein Journal, sondern um die Stellung einer großen und einflußreichen Regierung zu einer großen und einflußreichen Philosophie, es handelt sich ferner um die Bestimmung der Grenze, an welcher bei Universitätsdocenten die literarische Freiheit aufhört und die amtliche Gebundenheit anfängt. Aus diesen Gesichtspunkten betrachtet gewähren die Documente ein nicht geringes Interesse, und fodern zur Prüfung, Besprechung, Verständigung auf. Leider muß man gestehen, sie machen nach keiner Seite hin einen erfreulichen Eindruck. Was Consequenz, Takt, Einsicht anlangt, so ist zwar die Überlegenheit des Ministeriums unverkennbar, aber die Wirkung dieser Vorzüge wird durch die Thatsache des Interdicts, die, was man auch sagen mag, als Gebrauch der Staatsmacht wider geistige Bestrebungen beklagenswerth ist, aufgehoben. Die petitionnirenden Professoren, die Herren Hotho, Vatke, F. Benary und A. Benary, welche das Ministerium um Einwilligung zur Herausgabe der „Kritischen Blätter" angehen, erweisen sich in ihren Eingaben und Ausführungen als ehrenwerthe Lehrer von unzweifelhafter Lauterkeit der Absichten und Wünsche; könnte man ihnen aber auch den Mangel an Geschäftstakt und Sicherheit, den jeder ihrer Schritte verräth, zugute halten, so fühlt man sich doch keineswegs veranlaßt, gegen die auffallende Unklarheit, ja Unreife ihrer in dieser Sache entwickelten Ansichten gleiche Nachsicht zu üben. Endlich ist auch von der philosophischen Facultät eine dankenswerthe und wohlverstandene Vorstellung an den Minister unter den Actenstücken, und wenn man auch den Vorwurf der Inconsistenz, den dieser Schritt ihr zugezogen, ganz unbegründet finden muß, so wundert man sich doch, daß die Facultät nicht besser verstanden hat, auch den Schein einer solchen zu vermeiden.

Zu Anfang Septembers v. J. kamen die genannten vier Professoren um Genehmigung zu genannter Zeitschrift bei der zuständigen Behörde, dem Oberpräsidium der Provinz, ein, und legten einen Prospectus bei. Sie scheinen in die Gewährung keinen Zweifel gesetzt zu haben, blieben aber vier Monate hindurch über das Schicksal ihres Gesuchs in Unkunde, bis der Unterrichtsminister, von welchem unterdeß im amtlichen Geschäftsgange ein Gutachten über die Angelegenheit gefodert worden, ihnen mündlich die Mittheilung machte, daß ihnen, in Betracht ihrer Stellung zur Universität, aus höhern Rücksichten für das Wohl derselben die Ermächtigung zu der erbetenen Herausgabe verweigert werden müsse. Ihr Vorhaben nämlich, womit sie, auch gegen ihren Willen, verderblichen Richtungen leicht anheimfallen würden, sei ganz geeignet, den ohnehin schon gegen

die Universitäten jetzt mannichfach regen Argwohn zu erhöhen, da sie ohne praktisch lebendige Kenntniß von Kirche und Staat beide Gebiete im Geist einer Philosophie zu behandeln vorhätten, welche, nach des Ministers eigenem wie aller höhern preußischen Staatsmänner Urtheil, mit Kirche und Staat wie sie sein könnten und dürften unverträglich sei. Der Minister, der sich bei dem Gehör sehr wohlwollend gegen die Petenten erwiesen zu haben scheint, sprach den Wunsch freiwilliger Verzichtleistung auf das Unternehmen aus; die Professoren aber konnten sich zu einer solchen nicht entschließen, und so erhielten sie nach vier Wochen vom Oberpräsidium den Bescheid zugefertigt, daß nach Erwägung ihrer Amtsverhältnisse einer- und der in ihrem Prospectus ausgesprochenen Tendenz andererseits die gewünschte Genehmigung nicht ertheilt werden könne.

Was ist nun in diesem Prospectus enthalten und angekündigt? Man muß gestehen, er ist nach Inhalt und Ausdruck ausnehmend geringfügig, und war in keiner Weise geeignet, einem ohnehin abweichend gesinnten Minister durch Bedeutung zu imponiren und seine ablehnende Entschließung durch zarte Bedenken zu erschweren. Dies Document gibt kein Zeugniß weder von Hegel'scher Philosophie noch von echter aus ihr gewonnener Bildung; manche Stellen darin erinnern sogar peinlich an die hohle Redeweise ganz untergeordneter Tagesschreiber. Die Freunde der vier Professoren, besonders aber die wahren Schüler Hegel's durften wol über eine Darlegung unzufrieden sein, die ganz nothwendig als ein Ausfluß Hegel'scher Schule überall angesehen werden mußte, sich jedoch über die jetzt in der ephemeren Presse gemeingewordenen Auffassungen um nichts erhaben zeigt, ja ihnen sogar durch unaufhörlichen Gebrauch vager literarischer Marktwörter, wie „Richtung", „Fortschritt", „der Gedanke" u. a. auch der Form und dem Tone nach sehr nahe kommt. Der Prospectus sagt, in den bisherigen kritischen Zeitschriften habe ein großer Theil des Inhalts immer nur einen kleinen Theil der Leser in Anspruch genommen, „da die eigentliche Fachgelehrsamkeit nur Die berührte, in deren Beschäftigung sie eben einschlug". (Kann man sich, beiläufig gesagt, unbehülflicher ausdrücken?) Da habe es denn nahe gelegen „ein Journal zu gründen, welches aus dem gesammten Stoff der Literatur Das hervorheben sollte, was allgemein Anklang finden muß". Weiter heißt es: „In einer Zeit, die sichtbar einer großartigen Entwickelung, einem Umschwung in allen Richtungen entgegenstrebt, hat das Alte sein Recht, das Neue seine Berechtigung aufzuweisen, und vermag es nur durch den Gedanken. Wie die Zeit dahin ist, wo die Wissenschaft ein abgeschlossenes Sein für sich bildete, so auch der Wahn, daß die freiern Bewegungen des Lebens abgerissen seien von dem Gedanken, nicht in ihm vielmehr ihre treibende Kraft, ihre Stärke hätten. Gedanke und That, Leben und Wissenschaft dürfen nicht mehr getrennt erscheinen." Man wird zugeben, dies ist nach Stoff und Stil ganz der Jargon des oben bezeichneten Theils der Zeitschriften- und Pamphletliteratur, und die Überreicher eines so gehaltenen Prospectus haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie sich von der Behörde eine vergleichende Beziehung zu einigen Helden derselben gefallen lassen mußten. Großartige Entwickelung! Umschwung in allen Richtungen! u. s. w., wie oft bekommen wir diese Phrasen jetzt zu hören! und von wem! Wie es im „Faust" vom Zeitgeist heißt, daß es im Grunde der Herren eigener Geist ist, so konnte man von jenem „Umschwung in allen Richtungen", von dem wir unablässig zu hören bekommen, mit gleichem Recht sagen, daß es im Grunde wol nur der Herren eigener Umschwung in allen Richtungen sei. Also in einer Zeit solchen Umschwungs habe das Alte sein Recht und das Neue seine Berechtigung aufzuweisen und vermöge es nur durch den Gedanken! Soll hiermit etwas Besonderes, unsere Zeit Unterscheidendes ausgesprochen sein? In welcher Zeit ist je „vermocht" worden, Recht und Berechtigung auf andere Art aufzuweisen? Recht und Berechtigung sind selbst Gedanken, können also auch nur und konnten auch immer nur als solche aufgewiesen werden. Aber „durch den Gedanken!" Durch welchen Gedanken? Durch den der Sache selbst? Das wäre wahrlich nichts Neues, sondern ist seit die Welt steht so gehalten worden; eine Macht, die Krieg erklärt, rechtfertigt ihn durch den Gedanken der Staatsraison, und ein Mensch, der ein Brot stiehlt, rechtfertigt dieses „Alte" durch den Gedanken, daß er Hunger habe und leben müsse. Oder ist der Gedanke der Hegel'schen Philosophie oder einer andern gemeint, warum wird nicht ausdrücklich gesagt und bekannt, das Alte habe sein Recht und das Neue seine Berechtigung durch den Gedanken der Hegel'schen Philosophie aufzuweisen oder durch eine andere? Ist aber dies die Meinung, und wird damit die weitere Aussage in Verbindung gebracht, daß jetzt „Gedanke und That nicht mehr getrennt erscheinen dürfen", dann erleben wir ein Aufräumen, gegen das alle bekannten Revolutionen Pygmäenspiel gewesen. Wir können über diesen Punkt hier nicht ausführlicher sein, nur so viel sei bemerkt, daß da niemals und nirgend das Leben sich zur Höhe philosophischer Wissenschaft erhoben hat noch erheben wird, die Einheit beider nicht anders in die Erscheinung gesetzt werden kann, als indem die Wissenschaft ihrerseits sich zum Leben herabläßt und Pallas Athene Tunica und Peplos abwirft und eine Blouse anlegt. Genug, alle diese Phrasen, wie noch andere des Prospectus von der „Freiheit, die jede ausschließliche Richtung verbannt", und von der „Wahrheit, welche jede Parteiung abweist", sind nichts, enthalten nichts, ganz und gar nichts, oder wenn ihnen irgend eine Bedeutung zukommt, so ist es nur die der Aftergestalt, zu welcher die Ideen einer großen Philosophie verzogen oder plattgedrückt werden könne. Man darf sich daher wol wundern, solcher Aftergestalt in einer Darstellung zu begegnen, deren Urheber durch sorgfältige und besonnene wissenschaftliche Arbeiten rühmlich gekannt sind. Es ist wahr, die Professoren entschuldigen sich mit der Eile, in welcher ihr Aufsatz abgefaßt worden; aber sie vertheidigen doch die in ihm vorgetragenen Sätze als „durchweg bekannt", und überdies kann gegen die Anfechtung des Sinnes und Vorhabens Eile nicht als Entschuldigung gebraucht werden, da im Gegentheil die Eile bekanntlich beide meist deutlicher zum Vorschein bringt als Muße.

Hoffen, daß eine solche Ankündigung das bei dem ganzen Unternehmen leicht vorauszusehende Bedenken der Behörden beseitigen werde, da sie vielmehr doch geeignet genug war, selbst großes Vertrauen in Bedenken zu verwandeln, darf wol, wie oben geschehen, als Mangel an Geschäftstakt bezeichnet werden. Derselbe Mangel zeigt sich auch in den weitern Schritten der Unternehmer. Sie folgern nämlich, der Ausspruch des Ministers, wie sie ihn auffassen: „Was ihre Philosophie auf Universitäten lehren darf, soll sie nicht in Zeitschriften verbreiten" (das aber hatte der Minister gar nicht gesagt), könnte sich zu dem weitern Ausspruch umwenden: „Was diese Philosophie nicht in Zeitschriften verbreiten darf, soll sie auch auf Universitäten nicht lehren." Aus dieser Consequenz entnehmen sie für sich die „wissenschaftliche Pflicht", ihre Angelegenheit an den König zu bringen, machen aber zuvor an den Senat eine Eingabe (der sie den Erlaß des Oberpräsidiums sowie einen Bericht über die Weigerungsgründe des Ministers beilegen), und stellen an ihn die Frage, ob er die Sache zu einem solchen Schritt wichtig genug erachte. Die Antwort hierauf lautete: „Es liegt dem Senat zur Erörterung der Frage nichts Factisches in amtlicher Form vor, mit Ausnahme der Äußerung in der Verfügung des königlichen Oberpräsidii, daß aus ihren amtlichen Verhältnissen sich Bedenken ergeben haben. Da aber dieser Ausdruck mehrer und sehr verschiedener Deutungen fähig ist, so bedauert der Senat, für jetzt auf die Sache selbst nicht eingehen zu können." Diese Antwort nun fassen die Betheiligten, unbegreiflich übel berathen, so auf, als stelle ihnen der Senat, um sich der Sache bemächtigen zu können, die Vorbedingung, sich eine amtliche Bestätigung der nur mündlich ausgesprochenen Weigerungsgründe des Ministers einzuholen; sie gehen dann auch den Minister um eine solche an.

Darf man sich wundern, wenn dies Gesuch eine üble Aufnahme fand? Denn was wär es anders, als der Minister solle über seine Äußerungen eine Bescheinigung ausstellen, damit dann der Senat darüber urtheilen könne? Indeß erhielt doch der Regierungsbevollmächtigte den Auftrag, die erbetene Bestätigung zu ertheilen, und es wurde auf diesem amtlichen Wege den Professoren der bereits gegebene Bescheid wiederholt, der in noch bestimmterer Fassung dahin lautete, daß die Verfolgung ihres angekündigten Plans, durch allgemein verständliche Darstellungen der Resultate der Wissenschaft auf die Gestaltungen des Lebens einzuwirken, weder dem Zwecke der Universität noch dem Berufe ihrer Lehrer angemessen sei; es handle sich nicht darum, Vorträge, die sich innerhalb der wissenschaftlichen Grenzen hielten, zu beschränken; auch möchten die Professoren einzeln schreiben und drücken lassen, was sie mit ihrer Lehrerstellung für vereinbar hielten; zu einer Zeitschrift aber, welche von der Philosophie aus, die notorisch mit Staat und Kirche in Conflict gerathen, auf die Gestaltung beider in popülairer Weise einwirken wolle, könne Universitätslehrern die Hand des Ministers nicht geboten werden.

An diesem Punkte nun erledigt sich das Interesse an diesen Verhandlungen, soweit es ein allgemeines ist. Die Professoren, mit jener erlangten Bestätigung ausgerüstet, wenden sich abermals an den Senat, der aber alle weitere Betheiligung an der Sache ablehnt. Ebenso verhaten sich die beiden von den Professoren angesprochenen Facultäten, die theologische und die philosophische. Was nun noch in den Actenstücken von Interesse ist, liegt bereits außerhalb der Verhandlungen über den Fall selbst. Die letztgenannte Facultät nämlich, welche, wie eben gesagt, eine Betheiligung an dem besondern Vorkommniß, als solchem, mit Recht abgelehnt hatte, sah doch, ebenso richtig, daß die Behandlung desselben von Seiten des Ministeriums ein allgemeines Moment enthielt, das die Facultät selbst anging. Amtliche Verhältnisse ihrer Glieder hatten ausgesprochenermaßen und thatsächlich als Hinderniß der Bewilligung eines literarischen Unternehmens gegolten. Gegen solche Beschränkung dieser Verhältnisse, „welche auch für künftige Fälle der Anwendung von der größten Bedeutung werden könnte", fühlte sich die Facultät zu einem Worte der Verwahrung verpflichtet, und übermachte dem Minister eine Vorstellung, worin auseinandergesetzt ist, wie die Wirksamkeit der deutschen Universitäten durch freieste Verbindung ihrer Lehrer mit der Literatur bedingt sei; durch Hemmung dieser Verbindung, die von Alters her bestehe, werde daher das Gedeihen der Universitäten selbst bedroht; so lange Zeitschriften noch mit der Wissenschaft im Zusammenhange stehen, dürfte sich in dem öffentlichen Amt der Herausgeber eher eine Gewähr als ein Bedenken finden lassen; die Wissenschaft überdies dürfe, auf ihren streitbaren Geist vertrauend, mögliche Conflicte mit dem Leben nicht scheuen, daher sämmtliche Mitglieder der Facultät sich in dem Wunsche vereinigen, daß Diejenigen ihrer Glieder, welche einer in solche Conflicte gerathenen Philosophie anhängen, deswegen in ihrer literarischen Thätigkeit keinerlei Hindernisse finden mögen. Auf diese Vorstellung — welche zur Vermeidung des Anscheins von Inconsequenz von aller Beziehung auf den besondern Fall wol hätte befreit bleiben sollen — erwidert der Minister: die Facultät habe nicht den mindesten Grund zu der Besorgniß, daß die höchsten Behörden nicht stets sorgfältig bedacht sein werden, die wissenschaftliche Freiheit, deren Erhaltung Niemand ernstlicher als der König selbst wolle, zu schützen; auch die Anhänger der Hegel'schen Philosophie haben kein Hinderniß literarischer Thätigkeit erfahren; nur habe die Staatsbehörde einigen dieser Schule angehörigen Männern, „welche nach ihren Ideen von Staat und Kirche, die sie Philosophie oder Wissenschaft zu nennen belieben, das Leben umgestalten wollen", den Weg zu Übergriffen in diesem Sinne nicht geradezu öffnen mögen; denn solche Tendenzen, denen eine aus mangelhaftem Urtheil hervorgegangene Verwechselung des „idealen Ineinanderseins von Gedanken und Wirklichkeit mit der natürlichen Entwickelung des Lebens" zu Grunde liege, erwiesen sich bei näherer Prüfung als unverträglich mit dem Lehramt und den damit verbundenen Pflichten, daher ihre Zurückweisung dem Interesse der Facultät selbst gemäß sei, welche zum Besten der Universität dahin zu wirken habe, daß „der Misbrauch wissenschaftlicher Freiheit, welcher in jetziger Zeit das Leben in Staat und Kirche zu verwirren droht", von ihren Kreisen fern gehalten werde.

Wir haben nur noch ein Wort hinzuzufügen. Übergriffe der bezeichneten Art zu verhüten ist Aufgabe der Censur. Soll zu dieser policeilichen Prävention auch noch eine hierarchische hinzugefügt werden, so sehen sich die Universitäten in ihren Verhältnissen zur Presse in eine und dieselbe Kategorie mit Instituten und Körperschaften gesetzt, an die wir hier nicht erinnern wollen, und um wissenschaftliche Freiheit wären Schranken gezogen, in welchen sie ihren Namen aufgeben müßte. Bezweifelt kann nicht werden, daß literarische Einwirkungen auf das Leben, würden sie aus der Region einer mit Staat und Kirche verträglich erachteten Philosophie beabsichtigt, kein Bedenken bei der Behörde erregen würden. Kann demnach die Frage, wie der Minister ein literarisches Gesuch aus dem Kreise einer ihn beruhigenden Philosophie her etwa behandelt haben würde, als beantwortet angesehen werden, so ist doch auch die andere Frage, ob einen bessern Prospectus nicht ein besseres Schicksal würde betroffen haben, noch immer als offen zu betrachten. Durchaus beachtenswerth bleibt Das, daß der Minister die Hegel'sche Philosophie von den Auffassungen der Gesuchsteller, wie oben zu sehen, ausdrücklich scheidet, daß sonach der sonst sehr übliche Kunstgriff verschmäht worden, diese Philosophie mit ihren Ausartungen ineinszusetzen.

Wir schließen mit dem Bedauern, daß durch diesen Vorgang die Aussicht auf endliche Gründung einer einflußreichen Literaturzeitung in Berlin wiederum verstellt worden, und wir bedauern den Fall auch an sich selbst, indem nach dem literarischen Rufe der vier Professoren sich nicht bezweifeln läßt, daß, wie wenig Geschick ihnen auch bei den Verhandlungen nachzurühmen war, sie sich doch sicherlich, zumal nach einiger Übung und Erfahrung, als geschickte Redactoren erwiesen haben würden. 62.

Literarische Notiz aus Frankreich.

Biographisches Handbuch.

Die weitschichtige, umfangsreiche „Biographie universelle" von Michaud hat bei allen anerkennenswerthen Vorzügen, welche ihr weder abgesprochen noch geschmälert werden können, doch vorzüglich den doppelten Fehler, daß hier und da bei der Charakteristik bedeutender Persönlichkeiten die Parteileidenschaft ihr Spiel treibt und daß, was Anlage und besonders Ausführlichkeit betrifft, die Bearbeitung der einzelnen Artikel oft eine zu große Ungleichheit verräth. Dazu kommt als nothwendige Folge der großen Ausdehnung dieses Sammelwerks noch, daß der Gebrauch desselben durch die große Bändeanzahl zum Theil beschwerlich wird. Es ist deshalb kein unglücklicher Gedanke, daß sich einige jüngere Gelehrte der Arbeit unterzogen haben, das ungeheure Material dieser großen Sammlung in einem starken Bande zusammenzustellen. Sie sind aber dabei nicht stehen geblieben, sondern sie haben überall da, wo die „Biographie universelle" Lücken darbot, Ergänzungen und Nachträge eingeschoben. So ist aus der „Biographie portative universelle", welche aus der Vereinigung mehrer Gelehrten wie L. Lalaune, L. Renier, Th. Bernard u. s. w. hervorgegangen ist, ein ganz brauchbares, empfehlenswerthes Werk zum Nachschlagen geworden, in dem man außer einem inhaltsreichen Résumé von den 23,500 Artikeln der 52 Bände der „Biographie universelle" noch 5000 Namen findet, welche in dieser größern Sammlung nicht enthalten sind. Das Ganze ist in 54 Hauptabtheilungen vertheilt, welche den Gebrauch dieses Werkes sehr erleichtern. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 128. —— 8. Mai 1845.

Geschichte der italienischen Poesie von E. Ruth. Erster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Eine Geschichte der italienischen Poesie zu schreiben ist ein ebenso kolossales als verdienstliches Unternehmen: kolossal wegen der ungeheuern Größe und Wichtigkeit des Gegenstandes; verdienstlich, weil wir, mit Ausnahme des fleißigen aber längst veralteten Bouterwek, kein Werk dieser Art besitzen. Es gehört in der That ein nicht gewöhnlicher Muth, ein eiserner Fleiß, eine unendliche Geduld dazu, die poetischen Producte einer Literatur, welche schon mehr als ein halbes Jahrtausend umfaßt, auch nur in ihrer Vollständigkeit zu erforschen, und ein tiefeindringender, scharferkennender und dabei besonnener Geist, um auf diesem unabsehbaren Meere mit sicherer Hand das Steuer zu führen und sich die Wellen nicht über den Kopf zusammenschlagen zu lassen. Allerdings ist für die italienische Poesie mehr als für irgend eine andere der romanischen Sprachen vorgearbeitet, und sieht man nur auf die Zahl und den Umfang der Werke, welche die Italiener selbst geliefert haben, so könnte man meinen, mehr als die Hälfte der Arbeit sei schon gethan, und es komme nur darauf an, mit sicherer Hand zu wählen und mit gebildetem Geiste zu ordnen. Allein wenn man die italienischen Arbeiten näher kennt, die unsaglich weitschweifigen, durchaus geschmack- und kritiklosen und dabei chaotischen Werke eines Crescimbeni, Quadrio, Mazzuchelli u. A. selbst zur Hand nimmt, so wird man bald inne, daß man nur Namen und Büchertitel vor sich hat und daß selbst der sonst wackere und verständige Tiraboschi dem deutschen Bearbeiter der italienischen Literatur keineswegs die Mühe erspart, überall mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenem Geiste zu urtheilen. Überall stößt man bei den Italienern auf mühseligen Sammlerfleiß, auf elende Kleinigkeitskrämerei, auf municipale Vorurtheile, auf engherzigen Patriotismus, auf einen durch die Satzungen der Kirche eingeschüchterten oder unterjochten Geist; fast überall vermißt man ein freies, unabhängiges, selbständiges Urtheil: mit einem Worte, wer die Geschichte der italienischen Poesie darstellen will, findet zwar Führer die Menge, er hat bei einigem Fleiße nicht zu fürchten, daß ihm irgend etwas, auch das Kleinste und Unbedeutendste nicht, entgehe; aber auf die Urtheile dieser Führer darf er sich nicht verlassen; er muß sich Land und Leute selbst ansehen und die Mühe nicht scheuen, durch vertrauten Umgang mit ihnen eine genauere Bekanntschaft und eine richtigere Einsicht sich zu verschaffen. Auch was Andere, namentlich Franzosen wie Sismondi und vorzüglich Ginguené über die italienische Poesie geschrieben, ist zwar nicht ohne Verdienst, aber doch ungenügend, unvollständig, und vor allen Dingen fehlt gerade den Franzosen der freie, unparteiische Blick, die Unbefangenheit und das Talent, fremde Geistesproducte in ihrer Eigenthümlichkeit zu erfassen. Es ist daher gewiß ein höchst verdienstliches Unternehmen vom Hrn. Dr. Ruth, uns eine uns noch fehlende Geschichte der italienischen Poesie in deutschem Sinn und mit deutschem Geist und Fleiß zu geben, wozu er auch durch äußere Umstände vor vielen Andern befähigt ist, da er längere Zeit in Italien gelebt, den ganzen überschwänglichen Reichthum der italienischen Bibliotheken hat benutzen, mit vielen kleinen, speciellen Arbeiten der Italiener, welche kaum nach Deutschland gelangen, sich hat bekannt machen und vor allen Dingen den Sinn und Geist des Volks hat unmittelbar auf sich einwirken lassen können. Leider aber hat von vornherein ein Unglücksstern über sein Werk gewaltet. Er hatte es auf vier starke Theile angelegt, gewiß nicht zu viel, wenn man den Umfang der italienischen Literatur erwägt, allein er sah sich später veranlaßt, sich auf zwei zu beschränken, und zwar als er schon sein Arbeit bis zum Dante, vermuthlich inclusive, vollendet hatte. Die übeln Folgen dieser Beschränkung sind schon in dem vorliegenden Theile nur allzu sichtbar, indem die Einleitung jetzt eine ganz unverhältnißmäßige Breite gegen das Werk einnimmt, und wenn wir nicht sehr irren, schon die Bearbeitung des Petrarca und des Boccaccio die Spuren der ängstlich beschneidenden und zurückhaltenden Hand, im Vergleich mit der Behandlung des Dante, an sich trägt. Nur eine gänzliche Umarbeitung der Einleitung und des Dante, ein Opfer, wozu sich der Verf. nicht hat entschließen können, hätte der Sache gründlich abgeholfen; so aber ist das Misverhältniß zwischen Einleitung und weiterer Behandlung des Gegenstandes ein Übelstand,

welcher das Werk auf eine unangenehme Weise entstellt: die Glieder passen nicht zum Kopfe.

Man muß dem Verf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er die Größe und Schwierigkeit seiner Aufgabe wohl erkannt, und mit echt deutscher Gründlichkeit spricht er es aus, daß, um die Poesie eines Volks, als den Ausdruck der Gesammtseele desselben, recht zu verstehen, vor allen Dingen der Charakter dieses Volks und die verschiedenen Stufen seiner Bildung zu erforschen seien; daß also sein Werk nicht blos eine historische, sondern auch eine psychologische Darstellung der italienischen Poesie sein solle. So löblich diese Ansichten sind, so haben sie doch den Verf., auch wenn keine Beschränkung seiner Arbeit eingetreten wäre, etwas zu weit über alles Maß hinausgeführt. Wer muß nicht erschrecken, wenn er den Inhalt der volle 324 S., also über die Hälfte dieses Theils füllenden Einleitung betrachtet und darin in drei Abschnitten nicht allein eine ausführliche Darstellung der letzten Zeiten des sinkenden römischen Reichs, der Entwickelung der christlichen Kirche, der Wissenschaft und Kunst der Römer, des Einflusses der Longobarden, sondern auch weitläufig die Geographie Italiens, die Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen, die Entwickelung des Handels, des Ritterwesens abgehandelt findet, und wenn er sieht, daß der Verf. erst nach einem weiten Umwege, auf welchem Araber und Provenzalen betrachtet, romanische und provenzalische Sprachen besprochen werden, endlich auf die italienische Sprache kommt, welche er wunderlich genug als eine aus der provenzalischen und zwar namentlich in Neapel hervorgegangenen Sprache betrachtet, wie er denn (S. 174) geradezu sagt: „die italienische Sprache sei eigentlich nur die verfeinerte provenzalische Sprache.“ Hier angelangt, wird nun wiederum mit ermüdender Ausführlichkeit über die italienische Schriftsprache, über den toscanischen Dialekt, über die Rhythmik der Italiener, über die Begründung der Sprache durch die Grammatik und Lexikographie gehandelt, um endlich (S. 297) auf den Charakter der Italiener als Grundlage ihrer Poesie zu kommen. Man sieht leicht, daß, wer so Vieles umfaßt, nothwendig über Einzelnes zu viel und doch zu wenig sagen muß, wie dies von dem größten Theil der hier abgehandelten Gegenstände gilt; eine weise Beschränkung auf das Nothwendigste und eine prägnante Kürze in der Darstellung wären allerdings viel schwieriger, aber auch viel zweckmäßiger gewesen.

Ein anderer Umstand, welcher dem Buche hätte höchst vortheilhaft sein können, aber ihm nur nachtheilig geworden ist, ist der, daß der Verf. nicht blos das Material dazu in Italien gesammelt, sondern wie es scheint auch seine ganze geschichtliche Ansicht des Mittelalters aus dortigen oder wenigstens undeutschen Quellen geschöpft hat. Wenn man seine Urtheile über die päpstliche Hierarchie, über das Mönchswesen, die scholastische Phantasie und namentlich über Thomas von Aquino liest, glaubt man sich aus dem 19. ins 18. Jahrhundert versetzt, wo alle diese Dinge in einem oberflächlichen, frivolen Geist behandelt wurden: doch das Erstaunen hört auf, sobald man sieht, daß der Verf., der freilich das Wesen des Mittelalters nicht aus den Quellen studiren konnte, wozu allein ein Menschenleben nöthig wäre, sich an Denina, Gibbon, Tiraboschi, Ginguené, Hallam u. A. anlehnt, während er die gründlichen Arbeiten deutscher Historiker entweder nicht kennt oder ignorirt. Ebenso verhält es sich leider auch mit seinen Ansichten über die Wichtigkeit der Araber, ihren Einfluß auf die Provenzalen und dieser auf die Italiener, über die Einwirkung der germanischen Sprachen auf die Bildung des Italienischen; auch hier findet man meist nur die alten, längst widerlegten Ansichten der Italiener und Franzosen, aber nichts von den genauern Untersuchungen der Deutschen.

Mit S. 325 betreten wir endlich das eigentliche Gebiet der italienischen Poesie. Der erste Abschnitt, welcher die Dichter vor Dante behandelt, ist unendlich besser als alles Frühere gearbeitet: die Wahl der zu erwähnenden Dichter ist gut und ihre Charakteristik ruht augenscheinlich auf eigener Anschauung. Auch der fünfte Abschnitt, welcher mit großer Ausführlichkeit von Dante handelt, verdient manches Lob; wenn nur nicht auch hier alles Maß überschritten wäre und wenn dem Verf. nur nicht unbegreiflicherweise die wichtigsten deutschen Arbeiten über diesen Gegenstand unbekannt geblieben wären. Kopisch ist fast der Einzige, welchen der Verf. erwähnt, und obwol er ihm in einigen Punkten mit vollkommenem Rechte widerspricht, ist er ihm doch in andern mehr als billig gefolgt. Ein ziemlich ausführliches Leben Dante's und eine allgemeine Betrachtung und Inhaltsanzeige der „Divina commedia“, worin sich manche gute Bemerkung findet, eröffnen die Arbeit über den Dante, und es wäre zu wünschen, daß er denselben mehr Fleiß gewidmet und eine größere Ausdehnung gegeben hätte; er wäre dann nicht in Versuchung gekommen, die zum wenigsten gesagt höchst überflüssige ins Einzelne gehende Inhaltsanzeige der 100 Gesänge der „Divina commedia“ zu geben, welche hier einen ungebührlichen Raum, fast 100 Seiten einnimmt. Die Charakteristik Dante's und seiner politischen Gesinnung verdient alles Lob; dagegen ruht, was über die Erklärung der „Divina commedia“ und die verschiedenen Commentatoren derselben gesagt wird, wol kaum auf eigener Kenntniß und ist gar zu ungenügend. Wenn dem Verf. auch nur der Artikel Dante in der „Encyklopädie“ von Ersch und Gruber zur Hand gewesen wäre, so wäre gewiß Vieles in seiner Arbeit anders und richtiger ausgefallen.

Was über die Zeitgenossen Dante's gesagt wird, ist überaus dürftig; den Cecco d'Ascoli erwähnt er gar nicht und beschränkt sich auf ein paar Werke über Francesco Barberino, Cino da Pistoja und Fazio degli Uberti. Dagegen müssen wir den etwas ausführlichern Abschnitt über Petrarca fast durchaus anerkennend erwähnen. Ist sein Urtheil über diesen weit über seinen Werth gepriesenen Mann gleich etwas streng und hart, so ruht es doch entschieden auf eigener Beobachtung

und beurkundet einen ehrenwerthen echt deutschen Sinn. Boccaccio, dessen Tüchtigkeit er mit vollkommenem Rechte anerkennt, ist weniger gründlich bearbeitet, manche seiner Werke scheint der Verf. mehr dem Rufe nach als aus eigener Lecture zu kennen und auch hier muß man bedauern, daß ihm die Arbeit des Prof. Witte in seiner Übersetzung des „Decamerone", die doch schon 1843 erschienen ist, unbekannt geblieben zu sein scheint.

So enthält denn der erste Theil nur die zwei ersten Jahrhunderte der italienischen Poesie, und es bleibt dem Verf. die schwere Aufgabe, die unendlich zahlreichen und mannichfaltigen Producte von beinahe fünf Jahrhunderten in einem einzigen Theile zu gewältigen. Wir wünschen von Herzen, daß es ihm dabei gelingen möge, durch richtige Wahl und sichere Unterscheidung des Wesentlichen von dem Unbedeutenden sowie durch gründliche Kürze das fast Unmögliche zu leisten, und daß nicht etwa Oberflächlichkeit an die Stelle der Gedrängtheit trete und aus der mächtigen amphora nicht ein winziger urceus werde. 63.

Eine Stimme aus England über des Fürsten Pückler „Egypt under Mehemet Ali".

Darüber heißt es in der „Sunday Times": „Dieser deutsche Fürst ist ein kluger Mann und schreibt gut. Nur zeigt sich seine Klugheit nicht in der Abschätzung eines Charakters oder in der Würdigung unterschiedener Regierungsformen. Kein Schriftsteller hat Mehemet Ali und sein Regierungswesen aus einem unrichtigern Gesichtspunkte betrachtet oder die Einwirkungen auf Ägypten so systematisch und complet falsch dargestellt. Pückler-Muskau wurde vom Pascha mit Auszeichnung und gastfrei aufgenommen und will nun seine Dankbarkeit dadurch beweisen, daß er die Fähigkeiten Seiner Hoheit überschätzt und dero Laster bemäntelt — ein Verfahren, das liebenswürdiger scheint als es ist. Man ist liebenswürdig, wenn man menschlich mit den Niedern fühlt und Denen ein Freund wird, die keinen haben. Pückler-Muskau erschöpft seinen Vorrath an Sympathien so ganz zu Gunsten der Mächtigen, daß ihm für die Schwachen nichts übrig bleibt. Er achtet es für gemein, über Mehemet Ali zu spotten, und das ist es auch, denn verspotten heißt sans rime et sans raison tadeln. Allein etwas ganz Anderes ist es, die Fehler seiner Verwaltung leidenschaftlos hervorzuheben, den alten Mann und seine Verbrechen zu beschreiben, nicht bitter, nicht ultra, sondern genau nach der Wahrheit. Zu einem solchen Grade der Unparteilichkeit kann unser deutsches Fürstchen seinen Verstand nicht emporschrauben. Er gehört zu der zahlreichen Classe von Reisenden, welche der listige Mehemet Ali anzuführen und zu verblüffen versteht. Ziemlich Alles, was er von Ägypten gesehen, sah er mit den Augen des Pascha oder seiner Creaturen, und doch hat er die Unverschämtheit, ein Urtheil über das Land abzugeben, gleich als hätte er es unter besonders günstigen Umständen bereist und Vieles gesehen, was andere Reisende nicht zu sehen bekämen. Gerade das Gegentheil ist der Fall. Er hat weniger gesehen und weniger davon verstanden als Andere. Selbst die gewöhnlichen Naturerscheinungen auf dem Nil waren ihm bisweilen fremd. Zum Beispiel verwechselt er den Chamsin mit dem Simum, berichtigt, was andere Reisende davon erzählt, und bemerkt, wie sehr es ihn überrascht, sich während der Dauer desselben eher stärker als schwächer zu fühlen. Den Leser überrascht das auch; seine Verwunderung hört aber auf, sobald er entdeckt, daß Pückler-Muskau's Chamsin den Nil heraufweht. Die Sache ist blos, daß unser scharfsinniger Fürst den Nordwind für den Chamsin genommen. Er ist allerdings ein Fürst. Das soll uns jedoch nicht hindern, ihn über diesen Punkt zurecht zu setzen. Der Chamsin ist nicht der Boreas, sondern ein aus Süden wehender Wind, der aus der heißen Zone eine Überfülle von Wärmestoff herbeiführt, welcher sich der ganzen Atmosphäre bemächtigt und Menschen und Thiere schwach und matt macht. Mehr oder minder regelmäßig dauert er 50 Tage und das ist die Bedeutung seines Namens. Die meisten Mittheilungen des Verf. über Ägypten verhalten sich wie seine Begriffe vom Chamsin. Er sitzt in seiner Kandjia und wird binnen wenigen Tagen nach Unterägypten geblasen, ohne kaum irgendwo zu landen. Dann landet er und begleitet den alten Pascha auf einer Inspectionsreise durch ein paar Dörfer. Er findet die Ebene von Said fruchtbar und gut angebaut und läßt augenblicklich eine Tirade gegen alle Diejenigen los, die ihr Bedauern geäußert, daß so viel fruchtbares Land in Ägypten wegen Mangel an Bebauern brach liege, oder mit Wüstensand überschüttet werde. Hätte er gleich Andern ganz Ägypten zu Fuß durchzogen, wäre in die vielen Tausend Dörfer getreten und hätte das elende Landvolk gesehen, kaum einen Lumpen auf dem Körper, oft ohne die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse — er hätte vielleicht ein anderes Lied gesungen und Mehemet Ali eine schwächere Lobrede gehalten. Eine Probe, wie der Fürst Pückler-Muskau im Sprunge Schlüsse zieht, kommt in seiner kurzen Beschreibung von Unterägypten vor. Die Einwohner eines gewissen Dorfs umringen den Pascha und bestürmen ihn mit Bitten, sie der Frohndienste an den öffentlichen Arbeiten in ihrer Nachbarschaft zu entheben. Das Gefolge Seiner Hoheit jagt sie mit Stöcken fort, «jedoch», wie der Fürst mit eigenthümlicher Naivetät hinzusetzt, «ohne sie zu schlagen». Darauf wendet sich der sanfte, weichherzige alte Pascha an seinen deutschen Gast und jammert ihm Eins vor, weil die erbärmlichen Fellahs nicht begreifen, daß jene Arbeiten ihren Vortheil bezwecken. Pückler-Muskau stimmt in die Jeremiade ein und beide Arkadier setzen ihre Visitation fort, von ihrer eigenen tiefen Weisheit ebenso fest überzeugt wie von der geistigen Finsterniß der Araber. Eins versucht unser deutscher Fürst nicht zu erklären. Nämlich dies. Als Mehemet Ali Herr über Ägypten wurde, belief sich die Volkszahl auf mehr denn viertehalb Millionen. Jetzt beträgt sie kaum zwei. Was ist aus dem Deficit geworden? Hat Mehemet Ali's väterliches Regiment es gefressen? Oder ist es jener monströsen Bornirtheit zum Opfer gefallen, welche Fürst Pückler-Muskau für Größe des Geistes nimmt und die den armseligen alten Pascha bewog, sich gegen Großbritannien aufzulehnen? Wir schenken aber den ungehörigen Auslassungen dieses deutschen Fürsten viel zu viel Aufmerksamkeit. Seine Unkenntniß von Ägypten findet nur in seinem kecken Egoismus seines Gleichen. Hätte er sich begnügt, ein Buch zu liefern, wie er im Stande ist, es zu schreiben, so könnten wir etwas Hübsches erhalten haben, denn sobald er keine Meinung äußert, schreibt er ungewöhnlich gut." 23.

Bibliographie.

Auerbach, B., Schwarzwälder Dorfgeschichten. 2te durchgesehene Auflage. Manheim, Bassermann. Gr. 16. 2 Thlr.

Anwandter, A. F. L., Die Feuer-Versicherungs-Anstalt Borussia, ihr Entstehen, Bestehen und Vergehen; auch Belehrung für deren Verwaltung und Fingerzeige für die Actionaire. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 6 Ngr.

Beurtheilung der Schrift: „Die alte und die neue Lehre", oder: „Wer lehrt den Weg Gottes recht? Dargestellt in einem kurzen Unterricht ꝛc. Gütersloh bei Bertelsmann", vom rein evangelischen Standpunkte aus. Detmold, Meyer. 8. $2^1/_2$ Ngr.

Bhâravi's Kirâtârjunîyam. (Der Kampf Arjuna's mit dem Kirâten.) Gesang I und II. Aus dem Sanskrit übersetzt von Dr. *C. Schütz*. Bielefeld, Velhagen und Klasing. Gr. 4. 10 Ngr.

Bittkow, T., Dies gehört den Deutsch-Katholiken. Berlin, Hermes. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Offener Brief einer Christin an ihre Schwestern, die Frauen und Jungfrauen der Gegenwart, eingeleitet durch ein Vorwort von A. M. Müller. Berlin, Hermes. 8. 1 Ngr.

Döllinger, G., Übersicht der in dem bayerischen Regentenhause geschehenen Ländertheilungen, der dadurch entstandenen verschiedenen Linien und ihrer Erlöschung, mit Andeutung der Successions-Verhältnisse. München 1844. 8. 4 Ngr.

Erinnerung an die wohlehrwürdige Frau Ignatia Jorth, Gründerin und erste General-Oberin des Ordens der barmherzigen Schwestern in Bayern. Eine biographische Skizze. 8. 5 Ngr.

Fullerton, Lady G., Ellen Middleton. Eine Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt von J. R. Schuster. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Oehler. 8. 1 Thlr.

Ghillany, F. W., Römisch oder deutsch? Eine Stimme aus Bayern. Zugleich eine Erwiderung auf die Schrift des Dr. Götz „Der Protestantismus in seiner tiefsten Erniedrigung". 2te Auflage. Leipzig, Götz. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Glaubensbekenntniß eines Christen. Ein Fragment. Neubrandenburg, Brünslow. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Gräße, J. G. T., Bibliotheca psychologica, oder Verzeichniß der wichtigsten, über das Wesen der Menschen- und Thierseelen und die Unsterblichkeitslehre handelnden Schriftsteller älterer und neuerer Zeit, in alphabetischer Ordnung zusammengestellt und mit einer wissenschaftlichen Übersicht begleitet. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Graul, K., Die evangelisch-lutherische Mission zu Dresden an die evangelisch-lutherische Kirche aller Lande. Offene Erklärung und dringende Mahnung. Vorwärts oder Rückwärts? Leipzig, Dörffling. 8. 4 Ngr.

Grundzüge zur Constituirung einer rein-(katholisch-)christlichen Kirche. Von einem christlichen Geistlichen in Sachsen. 3te verbesserte Auflage. Dresden, Arnold. Gr. 8. 4 Ngr.

Guth, E., Der Geist des Evangeliums und das kirchliche Übel der Gegenwart mit Bezug auf die Synodal-Angelegenheit. Königsberg, Theile. Gr. 8. 6 Ngr.

Hoeck, W., Anton Ulrich und Elisabeth Christine von Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel. Eine durch archivalische Documente begründete Darstellung ihres Übertritts zur römischen Kirche. Wolfenbüttel, Holle. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hoffmann, C., Das Dasein, die Beschaffenheit und Lage des Fegefeuers, oder des dritten Ortes, eigentlich Reinigungsortes, sowol aus klaren Stellen der heiligen Schrift, als aus Vernunftgründen bewiesen, geschildert und bestimmt. Heilbronn, Landherr. 8. 5 Ngr.

Hollatz, A. D., Über die Möglichkeit einer Vereinigung der deutsch-reformirten und deutsch-lutherischen Kirche. Einige Bemerkungen zu dem hierüber im diesjährigen Vorworte der Evangelischen Kirchenzeitung Gesagten. Stettin, Weiß. 1844. 8. 5 Ngr.

Die Kampfhähne. Ein Fastnachtsschwank in zwei Acten. Oldenburg. Gr. 8. 5 Ngr.

Die gedrückte Kirche in Preußen. Offener Brief an alle deutsche Mitchristen von K. Rechtlieb. Leipzig, Hartmann. 8. 5 Ngr.

Eine deutsch-jüdische Kirche. Die nächste Aufgabe unserer Zeit. Von einem Candidaten der jüdischen Theologie. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Matsper, v., Das verkleinerte Grundeigenthum in Beziehung auf Gewerbindustrie. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Müller, J., Erinnerungen der heiligen katholischen Kirche, der besten Mutter, an ihren verirrten Sohn Johannes Ronge. 4te Auflage. Striegau, Hoffmann. Gr. 8. 2 Ngr.

Münter, B., Die Bekehrung des Grafen Struensee. Überzeugung eines Naturalisten von der Wahrheit der christlichen Religion. Stolberg a. H., Kleinecke. 8. 1 Thlr.

Nagel, L. J., Offenes Sendschreiben an den kirchlichen Centralverein in der Provinz Sachsen zu Gnadau. Stettin, Weiß. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Nagel, W., Zur Fortbildung des Christenthums. Eine Zusammenstellung von Predigten, als Beitrag zur Religion des Geistes. Bremen, Schünemann. Gr. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Nees von Esenbeck, F., Die evangelische Gemeine zu Boppard und die schlechte Presse. Eine abgenöthigte Erklärung. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 5 Ngr.

Nentwig, R., Die Glaubensbekenntnisse, oder welcher ist der echt-christliche Glaube? Ein Vortrag gehalten in der 11ten Versammlung der deutsch-katholischen Christen in Berlin. Berlin, Wolf. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Theophrastus Paracelsus als Bekämpfer des Papstthums. Leipzig, Köhler. 8. 5 Ngr.

Prisac, W., Die Zeichen der Zeit in acht illustrirten Zeitungsberichten. Neuß, Schwann. Gr. 8. 6 Ngr.

Der heilige Rock zu Trier im Jahre 1512 und im Jahre 1844. Ein brüderlicher Glückwunsch an die deutsch-katholischen Gemeinden. Berlin, Hermes. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Der Ruf der Zeit an die katholische Geistlichkeit, den katholischen Lehrstand, den katholischen Beamten- und Gewerbestand, die katholischen Gemeindevorsteher, Stadtverordneten und Magistrate, wie auch an die löblichen Buchhandlungen Deutschlands. Von A. Brinkmann und J. Haft. Berlin, Moeser und Kühn. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Sammlung sämmtlicher Gesetze und Verordnungen über die gegenseitigen Verhältnisse der Protestanten und Katholiken im Königreich Württemberg. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 12 Ngr.

Scheibert, J. W., Bürgerschulwesen. 1ster Artikel: Was sollen die höhern Bürgerschulen. Elbing, Neumann-Hartmann. 8. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Schmidt, W. A., Die Zukunft der arbeitenden Klassen und die Vereine für ihr Wohl. Eine Mahnung an die Zeitgenossen. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Schömann, G. F., Winckelmann und die Archäologie. Eine Rede. Greifswald, Koch. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Schönwetter, P. J., Die Theilnahme an dem Werke der Heidenbekehrung, ein Werk des Lichtes und nicht der Finsterniß. Predigt. Nördlingen, Beck. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Schuselka, F., Der Jesuitenkrieg gegen Österreich und Deutschland. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Offenes Sendschreiben an den Central-Verein und sämmtliche Lokal-Vereine für das Wohl der arbeitenden Klassen. Von X. Berlin, Mittler. Gr. 8. 6 Ngr.

Offenes Sendschreiben von einem Katholiken an den Verfasser der Schrift: „Zweites offenes Bedenken, die Kniebeugungs-Frage, insbesondere die neueste Cabinets-Entschließung vom 3. November betreffend." München, Lentner. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Tegner's, E., Nachtmahlskinder. Aus dem Schwedischen übersetzt von G. v. Leinburg. Bonn, Henry und Cohen. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Die Trauung des apostolisch-katholischen Pfarrers Czerski in Schneidemühl. Dargestellt nach authentischen Berichten. Bromberg, Levit. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Vogl, J. N., Deutsche Lieder. Jena, Mauke. 8. 20 Ngr.

Weber, G., Geschichte der akatholischen Kirchen und Secten von Großbritannien. 1ster Theil. 1ster Band: Die Lollarden und der destructive Theil der Reformation. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Wohin? Eine kirchliche Zeitfrage in Andeutungen zu beantworten versucht durch ein Gemeindeglied. Königsberg, Theile. Gr. 8. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Wolff, O. L. B., Dämmerstunde. Ein Gedicht. Berlin, Veit und Comp. 8. 15 Ngr.

Woycke, A., Gedichte. Danzig, Kabus. 12. 1 Thlr.

Young, E., Mängel und Übelstände im Preußischen Beamtenwesen. Zwei Petitionen an Preußens Provinzialstände. Königsberg, Theile. 8. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 129. —— 9. Mai 1845.

Karl Beck.

Man hat unsere Zeit häufig als eine vorzugsweise kritische bezeichnet und ihr mehr oder minder nach allen Seiten hin den Beruf und die Kraft zur Productivität abgesprochen. Wenn Savigny ihr den Beruf absprach, auf dem Gebiete der Gesetzgebung productiv aufzutreten; wenn man darauf hindeutet, daß sich in allen Künsten mehr ein feiner und großartiger Eklekticismus als eine tiefe, ursprüngliche Originalität geltend macht; wenn man selbst bemüht gewesen ist, die philosophischen Entwickelungen der Gegenwart nur als eklektische Ausbildung früherer Systeme nachzuweisen, so hat die Behauptung, daß unsere Zeit vorzugsweise kritisch und nicht productiv sei, nirgend mehr als auf dem Gebiete der schönen Literatur Raum gefunden. Fragt man nun, wo die großen kritischen Thaten auf diesem Felde sind, so weiß Niemand Antwort zu geben. Wären die kritischen Organe der Gegenwart aber wirklich so vorzugsweise und so überwiegend ausgebildet, so würden sie doch wol etwas Besonderes und Bedeutendes hervorgebracht haben? Wir sehen jedoch nichts dieser Art. Im Gegentheil, die kritischen Bestrebungen auf dem Felde der schönen Literatur sind entschieden in den Hintergrund getreten und sie stehen, im Vergleich mit derartigen Bewegungen des vorigen Jahrhunderts, gerade auf Null. Die Kritik ist in sich selbst blasirt und das Publicum ist gegen die Kritik mistrauisch geworden. Und dennoch hört man häufig unsere Gegenwart als eine besonders kritische bezeichnen! Man spricht eben einen Gemeinplatz nach, ohne über seine Wahrheit weiter nachgedacht zu haben. Will man die Gegenwart aber einmal durchaus eine kritische Epoche nennen, so muß man darunter verstehen: sie ist eine Epoche der Krisen, sie ist eine Epoche, welche alles Alte zusammenschüttelt, nicht um es kaltblütig zu kritisiren, sondern um ein Neues, ein Nochnichtdagewesenes zu produciren, um endlich das Resultat einer bereits dreihundertjährigen Bewegung zu gewinnen. Sie ist eine Epoche des Strebens, also gewissermaßen eine durchweg productive Zeit, wenn ihr Produciren auch weniger Ende als Anfang, weniger Zweck als Mittel ist. Sie ist eine Epoche, welche sich weder in der Kritik noch in der künstlerisch gemäßigten Production befriedigt, sie geht mit ihrem Wollen über beide hinaus und darin eben liegt ihr Hamletscharakter. Denn in der Kritik Hamlet's ist auch keine Freude, kein Genuß an der Kritik, sie will eben nur über die Vollziehung einer That, welche der ganze Hamlet anstrebt, täuschen.

Haben wir nun aber unsere Gegenwart nicht als eine einseitig kritische, sondern als die Periode eines großen unbefriedigten Strebens, in der die kritischen und die productiven Elemente durcheinanderwogen, ohne zur Ruhe und zur That gelangen zu können, richtig erkannt, so wird uns Alles klar werden müssen. Sie hat viel von dem Schelling'schen Janus mit seinen drei Potenzen des Seinkönnens, des Seinsollens und des Seinmüssens, aber es fehlt das große, Eine, wahrhafte Sein. Als Janus schaut sie zurück, prüfend, in eine Vergangenheit, mit der sie durch tausend Adergeflechte verbunden, als Janus schaut sie verlangend und harrend in die Zukunft, und zwischen beiden Gegensätzen liegt die Gegenwart, auf dem Boden dieser beiden unvereinigten Gegensätze sind die kritischen und productiven Elemente der Gegenwart geboren und daher, weil sie den großen Zwiespalt der ganzen Zeit in sich tragen und, bei allem Sehnen nach einem Großen und Ganzen, nicht über ihn hinaus können, ihr Unbefriedigtsein mit sich selbst, ihre Schwäche, ihr Sterben als Knospe, als Blüte. Es ist nicht schwer, diesen zerrissenen Grundcharakter unserer Gegenwart auf allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaften, ganz besonders aber in der Wissenschaft, welche es mit dem ganzen Menschen zu thun hat, zu erkennen. Er bricht überall hervor und noch viele wohlgemeinte und tüchtige Strebungen wird der ungeheure Abgrund verschlingen, ehe er sich schließt und die Welt in der kräftigen That einen versöhnenden Messias für ihr langes unbefriedigtes Wollen findet.

So haben wir nun auch den Grund gefunden, weshalb unsere Zeit vorzugsweise die Zeit der Talente ist und das Genie keinen rechten Boden in ihr finden will. Das Genie beruht auf innerer Einheit, auf einer großartig-harmonischen Entwickelung des gan en Menschen. Unsere Zeit kann über den Zwiespalt nicht hinauskommen. In den Gegensätzen und Widersprüchen unsers Lebens ist ein großer Raum für Talente jeder Art, das Genie kann nicht zwischen denselben stehen, es muß sich

über dieselben erheben, aber diese Gegensätze unserer Welt sind noch so mächtig, daß sie die freie, allseitige Entwickelung eines Genies sehr beeinträchtigen müssen und ihm, wo es sich dennoch, trotz unserer Zeit, kraft seines gottmenschlichen Wesens, hervorheben sollte, eine durchaus vereinsamte Anachoretenstellung anweisen würden. Denn die Welt ist mit den Gegensätzen, auf denen sie steht und sich bewegt, so vollkommen beschäftigt, daß sie keine Zeit gewinnen kann, ein Genie, welches über diesen Gegensätzen steht, zu begreifen und seine Versöhnungsmission zu würdigen. Wäre das Genie überhaupt ein Fluch, so würde es in keiner Zeit ein größerer Fluch sein können als in der unserigen. Sie hat kein Interesse für den universellen Standpunkt eines Genies. Im Kampfe der Gegensätze nutzt das Genie nichts, beweist sich wol gar störend; die Talente, die mittelmäßigen Talente und die talentvollen Mittelmäßigkeiten sind an der Tagesordnung und schwimmen am besten oben, das Genie steht tief unten im stillen einsamen Meeresgrunde.

Aber ehe wir weiter gehen, dürfte es wol nothwendig sein, eine Erörterung Dessen, was Genie und was Talent ist, zu versuchen; wir bedürfen einer solchen Prüfung für die Folge dieses Aufsatzes und um dem jungen Dichter, mit welchem wir uns speciell beschäftigen werden, seinen wahren und richtigen Standpunkt anzuweisen. Man hat sich seit langer Zeit schon mit der Erklärung des „Genies“ beschäftigt und allerlei mehr oder minder treffende und pedantische Auslegungen gegeben. Beim Verstehen des Genies kommt es aber in Wahrheit weniger auf eine Ausbreitung dialektischer Begriffe als auf ein Ahnen seines Wesens an und am Ende kann nur ein Genie das Genie selbst begreifen. Nicht durch philosophische Kategorien, eben nur durch die geniale Erleuchtung des Lebens kann das Genie verstanden werden. Das Talent wird immer nur einzelne Seiten verstehen. Da nun der Schreiber dieser Zeilen wol nicht berechtigt wäre, sich für ein Genie zu halten, so kann er für seine Deutung Dessen, was Genie ist, auch keine Vollständigkeit erwarten. „Vom Standpunkte des Talents“ mag er aber auch nicht das Genie betrachten, denn das hieße in dem Genie eben nur das Talent erkennen und sagen, daß es Genie sei. Versuchen wir deshalb objectiv zu verfahren. Sehen wir zu, worin das Genie sich äußert und als solches erkenntlich wird, so müssen wir sagen: in seinen Schöpfungen, und wir müssen also an den Schöpfungen des Genies sein eigenes Wesen entdecken können, das Schaffende durch das Geschaffene. Zwar mag das Genie da sein können, ohne Thaten verrichtet zu haben, allein wir könnten nicht sagen, Rafael, Shakspeare, Beethoven, Goethe wären Genies, hätten sie nichts geschaffen, wodurch das Wesen des Genies zu uns spräche. Also die Schöpfungen des Genies sind durchströmt von der ganzen Fülle des Genies selbst. Die Einheit von Idee und Form ist mächtig in ihnen geworden, das Genie verkündet sich durch sie. Wenn wir also aus den Schöpfungen des Genies das Schaffende in seinem eigenen Wesen erkennen können, so haben wir für unsere Prüfung einen bestimmten Kreis gewonnen und wir brauchen uns nicht in dialektischen Abstractionen und poetischen, unbegrenzten Ahnungen über Das, was Genie ist, umherzutreiben.

Zunächst erheben sich die Productionen des Genies immer über die Gegensätze, in welche die Wirklichkeit des Lebens sich spaltet, und sie sind deshalb ihrer innersten Natur nach immer versöhnend. Was nicht hinaus kam über die Gegensätze der Wirklichkeit, kann kein Genie sein. Die romantische Schule konnte nicht hinaus über die Gegensätze, deshalb hat sie auch kein Genie hervorbringen können. Sie brachte es in ihren Hauptvertretern blos zu einem genialen Anflug. Shakspeare erhebt sich über die Gegensätze der Wirklichkeit, es erreicht in ihm die Vollendung und Versöhnung des wahren Menschenthums ihre ganze Höhe, er ist ein Genie. Wie also die Productionen des Genies im Allgemeinmenschlichen, in der Versöhnung der Gegensätze einen großen Theil ihres Wesens finden, so in ihnen eben auch das Genie selbst. Das Genie ist berufen und befähigt, den auseinandergehenden Menschenatomen den Spiegel des wahren Menschenthums vorzuhalten und für sie die Menschheit zu fühlen, als ein heiliger Hoherpriester sie zu vertreten. Darum wurzelt es mit seinem ganzen Wesen in dem wahrhaften Humanen, und das Selbstbewußtsein des Genies ist eben das Sichwissen der Menschheit. In diesem großen, gotterfüllten Bewußtsein überredet das Genie die Schranken der Zeit und es fühlt sich in seinem Schöpferdrange ewig, wie denn auch seine Schöpfungen in ihrer wahrhaft und rein menschlichen Natur ein ewiges Moment enthalten. Es bewegt sich frei über den Schranken, welche der Wirklichkeit des Lebens gesetzt sind und welche auch das Talent über sich anerkennen muß, es ist eingegangen in die Freiheit des Sichselbstbewegens und ist mit seinem ewigen, weil reinmenschlichen Inhalte nicht wie das zeitliche Wirken des Talents dem Wechsel der Zeiten verfallen. Darin ist denn nun aber auch eine andere Seite des Genies, seine Universalität, gefunden. Denn wie es schon darin als universal anerkannt ist, daß es sich über die Schranke des Zeitlichen erhebt, so macht sich auch darin seine Universalität geltend, daß es sich in durchaus universaler Weise der Wissenschaft, der Poesie, des Lebens, der Kunst bemächtigt. Die Strahlen des ganzen Menschenthumes fließen dem Genie zu und es gebärt sie, durch sein göttliches Medium, freier und lichter zu einem neuen Leben, denn das schöpferische Moment des Genies duldet nicht, daß sie in seiner besondern Individualität abgeschlossen verharren, sondern fodert ihren neuen Gährungsproceß von demselben. Diese Universalität des Genies läßt sich aber bald als eine excentrische, bald als eine concentrische bezeichnen. Bald macht sie sich darin geltend, daß sie sich in einem freien Hervorbringen nach allen Seiten hin darstellt, bald tritt sie in der begrenzten Form einer bestimmten Kunst oder Wissenschaft hervor, um diese besondere mit ihrer allgemeinmenschlichen

Kraft und Strömung zu erfüllen und immer das Höchste in derselben zu leisten. In Michel Angelo z. B. machte die Universalität des Genies sich in erster Art, excentrisch, geltend. Ihm genügte nicht eine Sphäre, umzuschaffen, er wurde vielmehr getrieben nach den verschiedensten Seiten hin. Er mußte als Maler, als Architekt, als Bildhauer, als Dichter sein Genie bewähren, während Rafael dagegen sein Genie in die Malerei concentrisch versenkte und es aus ihr universell hervorleuchten ließ. Fassen wir es nun also zusammen, worin sich uns das Genie bewährt, so können wir sagen: in seiner schöpferischen Kraft, in der vollkommenen Unabhängigkeit seiner Schöpfungen von den Gegensätzen und Einseitigkeiten der gemeinen Wirklichkeit und in dem wahrhaft menschlichen, versöhnenden Wesen, endlich aber auch in der Universalität dieser Productionen.

Das Talent verhält sich darin als Gegensatz zum Genie, daß es wie dieses das Universelle, so das Vereinzelte, das von dem großen göttlichen Medium des wahrhaften Menschenthums vereinsamt Ausgestoßene und in den Wirrwarr der Gegensätze Hinausgetriebene ist, welche sich überall geltend machen. Darin aber ist es im Zusammenhange mit dem Genie, daß es bemüht ist, über die gemeine Wirklichkeit mit ihren Gegensätzen hinauszukommen und einen vollkommenen Zustand zu schaffen. Zwar gelingt ihm dieses nicht, denn es ist eben einseitig und selbst in den Gegensätzen befangen, wenn es dieselben auch als solche erkannt hat, und es ist eben dem Genie vorbehalten, den letzten großen Schlag zu vollführen und die gewappnete Minerva mit Schild und Speer aus dem Haupte des Zeus hervorspringen zu lassen; aber es arbeitet, und was ihm an Intensivität abgeht, das sucht es durch Extensivität zu ersetzen, und wenn es nicht großartig, ursprünglich schafft, so strebt es um so tüchtiger und emsiger, und wie das Genie im vollendeten Schaffen seinen welthistorischen Beruf erfüllt, so findet das Talent denselben im Streben. Dadurch wird es der Bahnbrecher des Genies, es wird der Johannes, welcher dem Erlöser die Wege bereitet, und eben nur durch seine tüchtigen Vorarbeiten kann dem Genie die vollendete und vollendende Schöpfung möglich werden. Die Wahrheit dieser Stellung des Talents zum Genie kann die ganze Geschichte vielfach beweisen, wir wollen hier aber nur zwei Beispiele aus der neuern Zeit anführen. In Luther trat das Genie der Reformation hervor, aber nur dadurch war ihm seine geniale That möglich geworden, daß schon lange vor ihm die mannichfachsten Talente sich in der Erreichung Dessen einseitig abgearbeitet hatten, was er zum Durchbruch brachte. Eine große und genaue Entwickelung dieser antereformatorischen Talente ist in dem Werke Ullmann's „Die Reformatoren vor der Reformation" zu finden. Dieselbe Nothwendigkeit der vorarbeitenden Talente zeigt sich bei dem glänzenden Durchbruche unserer sogenannten classischen deutschen Literaturperiode in Schiller und Goethe. Diese Genies konnten eben nur dadurch die Imperatorenstellung des Genies gewinnen und behaupten, daß ihnen eine Menge rüstiger und eifriger Talente vorangegangen waren, die nun zum Theil unter dem Schutt der Zeit begraben und vergessen liegen oder auf die man doch, wenn man sie kennt, spöttisch und achselzuckend herabzublicken pflegt. Zwar mit großem und entschiedenem Unrecht, denn von dem reinsittlichen Standpunkte aus kann das emsige und unermüdliche Streben des Talents eine weit höhere Anerkennung verlangen als die vollendende That des beinahe naturwüchsigen Genies. Wenn das Genie auf eine universell-menschliche Bedeutung Anspruch machen darf, so muß dagegen dem Talent eine historische zuerkannt werden, und unsere Zeit als die Zeit der Talente nach jeder Richtung hin wird deshalb eine tiefsinnige, historische Bedeutung anzusprechen haben. Sie ist die Zeit des tüchtigsten, des eifrigsten Strebens, des allseitigsten Anstaltmachens, um den Bräutigam der Zukunft zu empfangen. Sie arbeitet überall hin mit dem eisernsten Fleiße, und diese ungeheure Arbeit der Talente, welche vielleicht alle einmal von einem kommenden Genie verdunkelt werden und doch ihr entschiedenes Verdienst haben, hat in der momentanen Erfolglosigkeit der Arbeit eine sehr rührende Seite, aber auch eine erhebende. Die Talente der Gegenwart haben es durch ihre ungeheuern Bestrebungen und ihren unermüdlichen Fleiß dahin gebracht, daß sie die Gegensätze und Gebrechen der Zeit von allen Seiten her beleuchtet und erkannt haben und doch, weil sie eben nur Talente sind, können sie nicht Herr derselben werden und das Neue, die That, welche sie in sich tragen und als nothwendig bezeichnen, zu einer vollen, lebenden Wahrheit machen. Hier haben wir wieder die Hamletsnatur der Gegenwart, welche wir schon im Anfange des Aufsatzes angedeutet haben, hier sehen wir die Zeit mit ihren vielen Talenten vor dem Schleier der Zukunft stehen, unfähig denselben zu heben. Es fehlt das Genie, ob aber das Genie, diese Nothwendigkeit unserer Zukunft, sich einst in einem Individuum offenbaren oder ob es in der Masse erwachen wird, das ist eine Frage, die wir hier unerörtert lassen müssen.

Das Streben und die Bewegung der Zeit sind so ungeheuer, daß die Talente zuweilen über sich selbst hinauszugehen scheinen und das Genie zu anticipiren suchen. Ganz dasselbe geschah im vorigen Jahrhundert, wo der Drang nach Umgestaltung unsers Nationallebens namentlich in der Literatur ein so tiefes und allgemeines und das Bedürfniß nach genialen Thaten ein so lebendiges wurde, daß überall Scheingenies die wahrhaften Genies zu anticipiren suchten. Es braucht nur an die Geniesucht der Sturm- und Drangperiode erinnert zu werden. So treten in der Gegenwart ebenfalls eine Menge guter Talente hervor, welche sich bald für Genies ausgeben und bald auch dafür gehalten werden, bis dann immer wieder entdeckt wird, daß sie eben auch nur fleißige und feinspürige Talente sind. Sehen wir von allen übrigen Entwickelungen unserer Tage ab und behalten wir eben nur die schöne Literatur im Auge, so kann sich in ihr die Wahrheit unserer

Behauptung schon recht deutlich beweisen. Eine Umgestaltung unsers literarischen Lebens ist überall als nothwendig anerkannt worden und überall streben die vielen Talente unserer Literatur eine solche an, aber sie selbst hat dessenungeachtet noch nicht erzielt werden können. Welche Rührigkeit hat sich z. B. auf dem Gebiete des Dramas entwickelt, es ist viel Schönes, viel Talentvolles geschehen, aber das wahrhaft geniale Drama ist noch ausgeblieben und das talentvolle ist bald von der Eitelkeit des Verfassers selbst, bald von der Kurzsichtigkeit und Einseitigkeit unserer Tageskritik als das geniale angepriesen worden. Natürlich war es am Ende immer wieder nichts mit demselben und nur das Talent konnte Anerkennung verdienen. So ist unsere schöne Literatur nicht arm an falschen Demetriussen und Sebastianen, welche den leerstehenden Thron des Genies, des „Retters der Zukunft“ einzunehmen suchen, aber immer wieder herabgetrieben werden. Eins aber kann nicht geleugnet werden, daß in unserer schönen Literatur nach und nach Erscheinungen auftauchen, bei denen es sehr zweifelhaft wird, ob man ihnen den Standpunkt des Talents oder des Genies vindiciren muß. Es sind dies solche Erscheinungen, aus denen einerseits die Flamme des Genies hervorlodert, während sie andererseits wieder mit den Schwächen und Einseitigkeiten des Talents behaftet blieben, Erscheinungen, die durch ihre Ursprünglichkeit jedenfalls mehr sind als fleißiges Talent, andererseits aber auch wieder den großen Ansprüchen nicht genügen wollen, welche die Gegenwart an ein sie aus ihrem Zwiespalt erlösendes Genie macht, während sie vielleicht in einer frühern Zeit unbedingt und freudig als ein solches anerkannt wären. Diese Erscheinungen geben das deutlichste Zeugniß von der tiefen Bewegung unserer Gegenwart und werden deshalb immer eine besondere Beachtung verdienen. Sie schaffen eine Mittelstufe zwischen Talent und Genie, wie es eine solche noch in keiner frühern Epoche hat geben können, sie sind Talente, so feinspürig und so umsichtig, daß es sehr schwer wird, in der Kunst ihrer Productionen nicht die unbefangene, vollendete That des Genies zu vermuthen, oder sie sind auch wirklich Genies, denen es aber unmöglich wurde, der ungeheuern, nach allen Seiten hin ausgebreiteten und zerrissenen Bewegung Herr zu werden, und die deshalb vereinsamt in sich hineinschauen und geniale Feuerkugeln steigen lassen, da sie die Welt nicht an allen Enden in Brand stecken können. Ein solches über das Talent hinausgehende Talent ist z. B. Gutzkow in seinen dramatischen Productionen. Er versteht es, seinen Dramen eine Fassung zu geben und seine Situationen so überraschend anzulegen, seine Charaktere so aus sich selbst herauszuentwickeln, daß man sehr häufig nicht umhin kann, ihn als ein dramatisches Genie zu bezeichnen, und dennoch tritt es bei genauerer Betrachtung und Zerlegung seiner Arbeiten wieder deutlich hervor, daß sie nicht sowol aus der Unmittelbarkeit des Genies, als aus dem mühsamen, mit Schmerz und Noth verbundenen Streben des Talents entstanden sind. Umgekehrt möchten die dramatischen Productionen Hebbel's ein Genie erkennen lassen, sie tragen die volle Tiefe und Unmittelbarkeit des Genies in sich, aber sie können sich, trotz ihrer großen Natur, nicht zu der Bedeutung erheben, welche das Genie anzusprechen hat, und sie bleiben stille vereinzelte Anachoreten. Diese ganz neue Stufe, welche erst die moderne Zeit zwischen Talent und Genie hervorgebracht hat, dieses Ineinanderweben des Einen in das Andere, ist aber auch erfüllt mit allen Schmerzen und Qualen der gegenwärtigen Krise, sie fühlt alle Dolche in ihrer Brust und es ist ihr weder die glückliche Beschränktheit des Talents in einem Gegensatze der Zeit noch auch die göttliche Unbefangenheit des Genies über allen Gegensätzen der Zeit gegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neugriechische Literatur.

Die schon früher angekündigte „Geschichte von Griechenland“ von Rangawis ist nun ihm vorigen Jahre erschienen, aber sie entspricht nicht den Erwartungen, die man sich vielleicht davon gemacht hat. Als Grundlage dieser Geschichte des alten Griechenlands hat der Verfasser das bekannte Buch von Goldsmith benutzt, das jedoch heutzutage keinen besondern Werth mehr hat; außerdem sind seine eigenen Forschungen nicht besonders glücklich und von großem Werthe, und die Benutzung der Quellen entbehrt der erfoderlichen Sorgfalt und Genauigkeit. — Dagegen wird jetzt in Athen eine „Geschichte der alten Völker“, von K. D. Schinas, gedruckt, die ihrem Verfasser und Griechenland selbst zu besonderer Ehre gereichen wird. Nach den Proben davon zu urtheilen, die uns zugekommen sind, ist das Werk das Ergebniß tiefer, neuer und oft glücklicher Untersuchungen; leider hat es jedoch den großen Fehler, daß es in einem selbstgeschaffenen Neugriechisch geschrieben ist, das weder für die heutige noch vielleicht auch für die alte griechische Sprache gelten kann. — Ein interessantes Schriftchen aus dem Gebiete der geschichtlichen Literatur des neuen Griechenlands ist die im Jahre 1844 erschienene historisch-chronologische Abhandlung von Konstantin Paparrigopulos in Athen: „Τὸ τελευταῖον ἔτος τῆς ἑλληνικῆς ἐλευθερίας“ (Das letzte Jahr der griechischen Freiheit). Der Verf., der bereits mit einer geschichtlichen Abhandlung über die Einwanderung einiger slawischen Stämme in den Peloponnes („Περὶ τῆς ἐποικήσεως Σλαβικῶν τινων φυλῶν εἰς τὴν Πελοπόννησον“, Athen 1843) vor die Öffentlichkeit getreten, beschäftigt sich in seiner erstgedachten Abhandlung mit der Frage, in welchem Jahre Korinth durch die Römer zerstört worden, und ob dies nach der gewöhnlichen Annahme in dem nämlichen Jahre mit der Zerstörung Karthago's (146 vor Chr. Geb.) geschehen sei. Er bestreitet die Richtigkeit dieser Meinung und glaubt vielmehr, die Zerstörung Korinths in das nächste Jahr (145 vor Chr. Geb.) setzen zu müssen. — Vom Prof. Kontogonis in Athen erschien im J. 1844 eine hebräische Archäologie, und von dem bekannten Konstantin Oikonomos der erste Theil eines größern Werks von der Übersetzung der heiligen Schrift. Über letzteres, das jedenfalls ein besonderes Interesse in Anspruch nimmt, namentlich auch insofern es von diesem Verfasser herrührt, berichten wir zu seiner Zeit mehr. 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 130. —— 10. Mai 1845.

Karl Beck.

(Fortsetzung aus Nr. 129.)

Wenn wir nun das Gebiet der allgemeinen Betrachtung verlassen und uns auf den Boden der Lyrik begeben, so finden wir auch hier im Einzelnen bestätigt, was überhaupt im Allgemeinen gilt. Seitdem die Bewegung der Gegenwart die Fluren der Lyrik durchflutet, ist dort eine Menge hübscher und anerkannter Talente aufgewachsen, aber es sind auch auf diesem Boden Talente über das Talent hinausgegangen und Genies thätig geworden, ohne den gehörigen Raum für den Flügelschlag der freien Seele finden zu können. Um uns nicht zu weit zu verirren, wollen wir nicht die ganze neuere Lyrik in unsern Kreis ziehen, sondern nur auf einige Gestalten unserer sogenannten politischen Poesie acht geben. Ein Talent ist Hoffmann von Fallersleben, aber auch mit der ganzen Beschränktheit eines Talents behaftet. Er dreht sich regelmäßig in seinem engen Kreise und setzt ein ephemeres, politisches Bewußtsein mit Witz und Talent in Verse, ohne aber auf die Höhen des Lebens steigen zu können und die Ströme der Tiefe rauschen zu hören. Im Cirkeltanze seiner politischen Gesinnung, auf dem Standpunkte des zeitlich beschränkten Talents kann er nirgend zum Begreifen und lebendigen Ausdruck des wahrhaft Menschlichen gelangen, er bleibt vielmehr in allen durch Zeit und Verhältnisse bedingten Schranken des einseitigen Talents stecken. Ebenso kann Freiligrath nur als Talent betrachtet werden. Er war es in seiner ersten Epoche, der romantisch-orientalischen, und ist es auch in seiner zweiten, der gegenwärtigen, der politischen. Denn in beiden Epochen war es die Form, welche ihn trieb und begeisterte, zuerst die Form der Romantik, der er durch seine orientalische Bilderpracht die Leerheit nicht nehmen konnte, und jetzt die Form des Liberalismus, über dessen zeitliche Anfoderungen und Formungen er nicht an den tiefen, vollen Nerv des Lebens gelangen kann. Die Bestätigung ist in seinem „Glaubensbekenntniß“ vielfach zu finden. Die lyrischen Talente sind es denn auch namentlich gewesen, abgesehen von dem vielen Talentlosen und gänzlich Verfehlten, welche die politische Poesie der Gegenwart angebahnt und in allen Weisen und Tonarten ausgebeutet haben. Es bedurfte da keines ursprünglichen Schaffens, der Stoff war da, es durften nur mit Talent und Pathos neue Variationen gefunden werden. In Norddeutschland waren sie überall mächtig geworden. Einer von den Bessern dieser Sorte ist z. B. Prutz. Seine politische Poesie ist nicht talentlos zu nennen, aber sie hat auch nichts Großes, Ursprüngliches in sich. Sie pumpt Redensarten und Gedanken in bekannte Formen hinein und spielt den Helden, während sie den deutschen Schulmeister nicht verleugnen kann. In Süddeutschland waren die talentvollen, politischen Lyriker bisher nur selten gewesen. Wenn sich der süddeutsche Geist aus den Banden seiner Genußlichkeit und seiner idyllischen Naturanschauung emporriß, so pflegte er gleich etwas mehr zu geben als ein bloßes, sich den bestehenden Formen anschmiegendes Talent. Er zeigte dann gleich seine Ursprünglichkeit, die er sich vor dem norddeutschen bewahrt. Herwegh, Lenau, Anastasius Grün und der junge Dichter, von dem wir hier reden werden, sind alle mehr als schöne Talente, das Ursprüngliche, das Selbstschaffende ihrer Natur erhebt sie über den Kreis des Talentvollen. In neuester Zeit aber scheint auch in Süddeutschland die talentvolle politische Lyrik um sich zu greifen. Namentlich in Östreich, wo eine Menge junger, strebender Kräfte unter dem Drucke der Verhältnisse schmachten und, eben nicht reich an tieferm politischen Verständniß der Gegenwart und ihrer Bedürfnisse, sich talentvoll-lyrisch-politischen Phantasien hingeben. Eine der neuesten Erscheinungen in dieser Weise ist Moritz Hartmann, welcher in seiner erschienenen Gedichtsammlung zwar recht Hübsches bietet, dessen Poesie wir aber unmöglich so tief und groß nennen können, wie sie hier und da gemacht worden. Vor einigen Jahren sollte auch Rudolf Hirsch ein großer östreichischer Dichter sein, er sollte es wagen dürfen, sich mit Uhland zu messen, und wo ist er geblieben? Übertriebenes Lob schadet mehr als ein gegründeter Tadel, denn es wird immer lächerlich machen. Uffo Horn und Alfred Meißner sind ebenfalls als recht erfreuliche politisch-lyrische Talente Östreichs zu bezeichnen.

Karl Beck ist mehr als ein solches Talent. Will man in der Lyrik Kategorien bilden, so stellen wir ihn in jene, in welche Herwegh, Anastasius Grün u. A. gehören, ohne zu meinen, daß mit Vergleichungen etwas

Besonderes gewonnen werden könnte. Seine Poesie ist voller Ursprünglichkeit und das ist ihre geniale Seite. Seine Poesie ist vollkommen unmittelbar, sie ist nicht wie bei Herwegh vermittelt durch den politischen Gedanken und gereizt durch den Fanatismus und den Groll dieses Gedankens, sie wirkt unmittelbar auf die Empfindung und kommt unmittelbar von der Empfindung einer durch und durch poetischen Natur. Wir tragen eben deshalb aber auch Bedenken, Beck einen politischen Dichter zu nennen. Seine ganze Natur und seine ganze Poesie paßt nicht in unser politisches Gehäuse. Er schöpft in seinen Gedichten nicht aus Systemen, wie Herwegh es z. B. mit wunderbarer Kraft gethan und Prutz es demselben nachgeahmt hat, er schöpft unmittelbar aus dem Herzen. Freilich muß auch eine solche Poesie politisch werden und sie ist es bei Beck vollkommen geworden, aber diese politische Poesie offenbart sich in ganz andern Reflexen als die politische Poesie des Tags. Ihr Charakter ist ein humaner, ein idealer, kein fanatischer, sie hat bei ihrem Freiheitsbewußtsein nicht eben eine besondere wünschenswerthe oder nicht wünschenswerthe Staatsform im Auge, es ist die Unermeßlichkeit der Freiheit selbst, von deren Schauern und deren Glück sie erfüllt wird, mag sie dadurch auch etwas Vages und Unbestimmtes erhalten und den Männern, die Alles mit einer politischen Etiquette bekleben müssen, nicht sehr behagen. Das politische Element ist nur Eine Strahlenbrechung dieser Poesie, sie hat die übrigen Regungen des Menschenherzens nicht abgeschworen, sie hat für alle ein Herz, für alle einen Sinn, und wenn sie hier aufschäumt im Sturm einer politischen Wogenbrandung, so läßt sie sich doch auch von der Poesie eines Veilchens und eines einfachmenschlichen Conflicts, an denen der politische Dichter theilnahmlos vorüberreilt, wundermächtig ergreifen. Den „Gepanzerten Liedern“ Beck's stehen die „Stillen Lieder“ zur Seite. Das Allgemeinmenschliche seiner Poesie überragt ihre politische Seite, trotz ihres Anlaufs auf Interessen der Zeit und des Tages. Und wir tadeln dies nicht, wir finden vielmehr in dem Hinausgehen dieser Poesie über den politischen Schmerz und das politische Hoffen, wir finden eben in ihrem warmen Anschmiegen an das Menschliche in seiner allseitigsten Bedeutung ihren besondern Werth, und wir sehen darin, wie sie sich über den engen Kreis des Talents in die Sphären des Genies, welches ja eben nur im vollen Menschlichen seine Befriedigung findet, hinaushebt. Ihre menschliche Seite ist eben auch ihre geniale Seite und die Bedeutung Beck's liegt weit weniger in seinen politischen Anschauungen als in der ursprünglichen Art und Weise, seinen Empfindungen und Gefühlen Worte und Gestalt zu verleihen.

Es ist eine Reihe von Jahren vergangen, seitdem Beck sich zum ersten Mal in die Literatur einführte. Es waren die „Gepanzerten Lieder“, welche der junge Ungar zuerst in den literarischen Wirrwarr Deutschlands hineinwarf, und man muß diese Erstlingsblüten der Beck'schen Poesie eben nach der Zeit, in der sie entstanden, und nach der Entwickelungsstufe, auf welcher der junge Poet sich damals befand, betrachten und würdigen. Er singt selbst:

Aus dem Lande der Magyaren,
Aus dem Land der süßen Trauben
Zog ich jung und unerfahren
In das Land der Eichenlauben.

und charakterisirt sein Lied auf folgende Weise:

Sein erster Gang, sein erstes Ringen,
Ein jäher Sturz vom Felsgestein,
Ein Schwingen, Dringen und Verschlingen
Bis tief ins stille Thal hinein.
Ein Hauen, Stürmen und Zerschlagen,
Und Überschwemmen das Gefild,
Das sind die trotzig dunklen Sagen
Vom Lauf des Stromes, kühn und wild.

Doch kehrt er wieder zum Gestade,
Ins alte traute Bett zurück,
Wenn er auf die geliebten Pfade
Gestreut der Halmen gold'nes Glück.
Dann kommt er ruhig hergezogen,
Und wallt und wallet bis ins Meer,
Die Sonne schwimmt in seinen Wogen
Und der Gestirne blankes Heer.

Dann wird er nimmer stürmen, schlagen
Und branden um ein Felsenriff,
Dann wird er still und ruhig tragen
Des Lebens schwer befrachtet Schiff.
Und unter Singen, unter Lachen,
Im Rudertakte, dort und hier,
Schwimmt dann auf ihm im bunten Nachen
Des Friedens munt'rer Gondolier.

Die Zeit, in deren Strömungen Beck zum ersten Mal als Dichter auftrat, war vorzugsweise die Zeit einer unbedingten Verehrung für Börne, die Zeit des Weltschmerzes und des Jungen Deutschlands. Alle diese drei Momente haben einen entschiedenen Einfluß auf den jungen Poeten geübt, der, in keinem philosophischen Feuer gestählt, sein Herz an dieselben hingab. Börne hatte sich eine entschiedene Gewalt über die junge Welt gewonnen und seine stolze, eherne Gestalt erschien ihr, unter den Beschränktheiten der Epigonen, als die eines Heroen, eines Gottes; er war ihr eine Bibel geworden, und die „Gesinnung“, um derenwillen er Alles opferte und duldete, was ihr das „Gottgleiche“ an ihm. Die junge Welt war damals in ihrem Freiheitsstreben noch phantastisch und schwärmerisch genug, einen Religionscultus aus demselben zu machen, aber wie weit entfernt ist dieser bacchantische, unbestimmt taumelnde Freiheitscultus von demjenigen, welcher, hindurchgedrungen und geläutert durch die philosophischen Bewegungen, in den „Liedern eines Lebendigen“ gefeiert wird. Und Beck war nicht minder ergriffen wie Andere von diesen unbestimmten Fluctuationen, die wie das Christenthum an das Kreuz Christi sich an das Märtyrthum Börne's knüpften. Beck war ein junges, phantasiereiches Blut. Es fehlte ihm noch der sichere Halt, das bestimmte Maß, und leicht und natürlich wurde er von der allgemeinen Aufregung, die im Allgemeinen mehr Pathos als Wahr-

heit hatte und beim Jungen Deutschland sogar in Coquetterie überschlug, ergriffen. Die Verehrung für Börne mochte bei ihm wol wahrhaftiger und natürlicher sein als bei vielen Andern, die eben nur einen Götzen brauchten, um ihn selbstgefällig umfangen zu können. Das Gedicht „Börne's Tod", welches wir mittheilen, ist warm und innig:

Nicht mocht' er rechten mit dem Glücke,
Daß nimmer ihm sein Strahl gelacht,
Gern zog er, an des Elends Krücke,
Mit andern Edlen in die Nacht.
Das Täubchen liebt die sichern Kreise,
Nicht fragend, ob's gefangen sei.
Doch nur der Vogel auf der Reise,
Der Heimatlose, der ist frei.

Wie einst Themistokles die Schiffe
Durch Brand zerstörte in der Bucht,
Daß er, zu siegen im Begriffe,
Den Weg versperre sich zur Flucht:
So hat auch er in fernem Lande,
Von einer Welt bestaunt, gehört,
Mit seines Wortes Freiheitsbrande
Den Weg zur Heimat sich zerstört.

Nicht mocht' er rechten mit der Liebe,
Daß sie sein Herz verödet ließ,
Daß sie um lebenswarme Triebe
Beim starren Haß ihn betteln hieß.
Mag ruh'n bei sanftem Wellenkosen
Ein Schiffchen in geschloss'ner Bai;
Doch nur im Sturm, im liebelosen,
Im Sturm der Nacht, da ist es frei.

Nur mit dem Schicksal mocht' er rechten,
Daß es den Donner ihm versagt,
Die große Fehde auszufechten,
Bis einst der Freiheit Sonne tagt.
Was nutzt ein Wetterschein im Sange?
Ein Blitz in Worten schlägt noch nicht;
Wol röthet er des Sklaven Wange,
Doch schmilzt es seine Ketten nicht.

Ob ruhig nun im Grabeshügel —
Ob seiner Hülle Kerker sprang —
Ob auch sein Geist auf kühnem Flügel
Zum Lichte von der Erde drang —
Ob auch die Himmel um ihn tagen —
Ob auch ihr Thor geöffnet sei —
Er wird den Gott zuerst befragen:
Ist man in deinem Himmel frei?

Dieses Gedicht athmet die treueste Verehrung für den großen Todten; es ist eben auch nicht überladen mit Pathos und Bilderreichthum und gewinnt dadurch bedeutend an Tiefe und Ausdruck. Aber wir können nicht umhin zu bekennen, daß der junge Poet, indem er sich in seinem Enthusiasmus für Börne vermaß, eine „Neue Bibel" zu schreiben.

Ja, eine neue Bibel will ich schreiben,
An die ein zweifelndes Jahrhundert glaubt!

all jene Unsicherheit und phantastische Unklarheit über das Wesen der Freiheit und die Wege zu ihr zu erkennen gab, welche überhaupt die politischen Elemente damaliger Zeit charakterisirten. Beck scheint selbst zu dieser Überzeugung gekommen zu sein. Er hat in der neuen Ausgabe seiner Gedichte diese „Neue Bibel" bedeutend gekürzt. Schon die Absicht, eine „Neue Bibel" zu schreiben, ist eine vollkommen verfehlte. Was die ganze Menschheit zusammengetragen hat im Schmerze tausendjähriger Mythen und Zuckungen, das kann selbst das größte Genie in seiner Subjectivität nicht ersetzen. Und nun gar beabsichtigt hier ein junger Poet, eine neue Bibel zu schreiben, durch dessen „gewitterschwüles, zürnend Haupt" sich die „Bilder wüst und blitzend treiben" und an Das, was ein „gewitterschwüles, zürnend Haupt voll wüster und blitzender Bilder" gebärt, soll ein „zweifelndes" Jahrhundert glauben! Jeder sieht ein, daß hier die poetische Emphase das Maß, innerhalb dessen sie sich bewegen muß, weit überschritten hat und daß das Können zu dem unbestimmten Wollen durchaus nicht in dem allergeringsten Verhältniß steht. Es scheint, als ob Beck in der „Neuen Bibel" die Strömungen der Zeit, welche ihn überrauschten, verarbeiten wollte, aber dieses gelang ihm nicht. Die Zeit blieb im Unklaren über sich selbst und der junge Poet blieb es wieder über sie. Wenn das Verständniß fehlte, so sollten Bilder aus allen Zonen und Sphären dasselbe ersetzen, aber wir freuen uns, daß an unserm Dichter trotz solcher jugendlichen Überstürzungen nicht wahr geworden, was er in dem Gedichte „Schöpfung" von vielen Deutschen singt:

Wie er in wilder Leidenschaft sich härmend,
Zur Freiheit mit verbuhltem Auge lugend,
Mit ihr die Nächte brünstiglich durchschwärmend,
Sich aufgerieben in der schönsten Jugend.

In Wahrheit, Beck's Natur war zu sehr ursprünglich, als daß sie einem solchen Schicksal, trotz ihrer poetischen Verirrungen, wie es so manchem deutschen Dichter geworden — wir erinnern nur an den einst so gefeierten und vielversprechenden Ernst Ortlepp — hätte verfallen können. Schon damals kämpfte er mit den „wüsten und blitzenden Bildern", welche ihn beunruhigten; zwar sind sie sehr mächtig und wollen unendlich viel bedeuten, sie reden den Dichter sogar an:

Und die Gestalten rotten sich zusammen:
So sei verflucht mit deinem Zauberstabe,
Wir sterben hier, versengt von deinen Flammen,
Uns war so wohl in deines Busens Grabe u. s. w.

aber es kommt die Zeit, wo sie ihre Macht verlieren und ihr wesen- und inhaltsloser Spuk einer klarern Weltanschauung zu weichen hat. In der ersten Epoche des Dichters ist sie zwar fern, auch in der neuern will zuweilen das alte Chaos dem jungen Tag sein Recht noch streitig machen, aber für die Zukunft darf der Sieg des Bewußtseins über die Nebel des Träumens nicht zweifelhaft sein. Beck hatte in jener ersten Epoche seiner Poesie, von welcher wir hier reden, dem falschen Weltschmerze, welcher damals durch die Literatur coquettirte, eine Macht über sich eingeräumt. Seine junge Natur, welche in den Schmerzen und Wehen der ersten Entwickelung lag, mochte getäuscht sein von dem vielen Heulen und Zähneklappern, in dem sich ein großer literarischer Chorus gefiel, und unbewußt mit einstimmen. Aber er, mit seinem frischen, ungarischen Blute, paßte am wenigsten zu den Pedanten, welche der Kitzel stach und welche ein Byron'sches Elend vorstellen wollten.

Die Wahrheit dieser Worte hat Beck selbst erkannt. Das Schwülstigste jeder Epoche fehlt in der neuen Ausgabe seiner Gedichte. Das Einleitungsgedicht „Der Sultan" ist geblieben. Dieses Gedicht ist von Vielen gelobt und bewundert, und allerdings gleicht es mit seinem Bilderreichthum einem orientalischen Selam, dessen Würze vielleicht zu stark für deutsche Nasen ist, aber uns hat es nie erquicken können. Der Orientale sucht das Wesen der Poesie im Bilde, nicht der Germane; für diesen ist sie ein tieferer Spiegel des Lebens und der Natur. Der Dichter denkt sich hinein in die Natur eines orientalischen Sultans und stellt in den ersten Abtheilungen meisterhaft, mit brennender Glut, die poetischen Anschauungen des Orients dar:

Kein Gott als Gott — der Dichter sein Prophet!
Mein Koran ist das Buch der Weltgeschichte.
Ich wende mich im brünstigen Gebet
Nach Sonnenaufgang mit dem Angesichte.

Ein Sultan bin ich, wild und sturmbewegt,
Mein Heer: Des Lieds gepanzerte Gestalten,
Die Sorge hat um meine Stirn gelegt
Den Turban in geheimnißvolle Falten.

Mir schickt die Mohrenkönigin die Nacht
Ins Schlafgemach die jungfräulichsten Rosen,
Die leicht geschürzten Träume nahen sacht,
Und Kuß auf Kuß und bräutlich süßes Kosen.

Sie salben mir den fluggelähmten Geist
Frisch mit der Bilder duftendem Gewürze,
Sie plätschern um mich her und schäkern dreist,
Wenn ich ins heiße Bad der Dichtung stürze.

Und Sang und Tanz, Gelag und Saitenspiel,
Ein Flieh'n und Suchen, Finden und Erkennen,
Und mit der Bräute schönster lieb' ich viel,
Bis hoch im Blau des Morgens Strahlen brennen.

So weit ist die gewürzte, poetische Anschauungsweise des Orients meisterhaft beibehalten, allein plötzlich schlägt sie um und orientalischer Bilderreichthum soll uns den Schmerz vergegenwärtigen, mit dem die Zeit den Dichter heimgesucht hat:

Ich sah ein Weib. Ihr Busen wallte voll.
Wildgroß das Aug', gedankenreich die Stirne,
Das Angstgeschrei der bangen Freunde scholl:
O folge nicht, o folge nicht der Dirne!

Schlaf wohlgemuth im angeerbten Haus,
An der Gewohnheit, des Gesetzes Brüsten;
Doch diese Freigeword'ne saugt dich aus
Ach und vergiftet dich mit ihren Lüsten.

Ich aber war ihr selig angetraut,
Mit süßem Zauber hielt sie mich umschlossen,
Im Rausch des Kusses sang die holde Braut
Die Märchen ihrem Feuergeist entsprossen.

Sie hieß die Zeit. Ach ihres Sehnens Drang,
Ihr Lieben, ihr Gebaren, ihr Bestreben
Und ihre Märchen mitternächtig bang,
Ich schrieb sie hin mit meinem rothen Leben.

Hat nun hier nicht der Dichter ganz und gar den Standpunkt aufgegeben, den er anfangs eingenommen? An die Stelle des genießenden „Sultans" ist die quälende „Zeit" getreten, aus dem „Genuß" ist der „Schmerz" geworden. Aus der narkotischen, schmerzlosen Poesie des Orients soll sich uns die tiefe, innerliche Bewegung unserer Poesie enthüllen. Ist dies möglich? Solche Gegensätze vereint auch der Dichter trotz seines Zauberstabs nicht. Sie stoßen sich dauernd ab und es ist durch das Zusammenhäufen so ganz verschiedener Anschauungen dem Gedichte seine ganze Kraft und seine Harmonie genommen. Es steht darin ein buntes Bild, aber es gewinnt, es bewegt nicht. Es stellt am wenigsten dar, was es soll: den Beruf, die Mission des Dichters. Der Gedanke, welcher dem Dichter ursprünglich vorschwebte, ging durch den Bilderschmuck verloren und das Wesen der Poesie im Bilde zu suchen zeigt hier seine vollkommene Unrichtigkeit und Schwäche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Christliche Ikonographie.

In Paris ist erschienen: „Instructions du Comité historique des arts et monuments. Iconographie chrétienne. Histoire de Dieu", von Didron (4 Bde.). In der Einleitung gibt der Verf. den Plan zu seinem Werke folgendermaßen an: „Dieser erste Theil der Instructionen über die Ikonographie wird die archäologische Geschichte oder die Ikonographie Gottes, dann die Ikonographie des Engels, eines unsterblichen wenn nicht ewigen Wesens, welches hierarchisch und chronologisch nach der Gottheit kommt, endlich die Ikonographie des Teufels, des gefallenen Engels, der einige Zeit nach seiner Schöpfung und vor dem Werden des Menschen herabgestürzt und niedergeworfen wurde, umfassen. In den hierauf folgenden Theilen werden die sieben Schöpfungstage, die so oft in unsern Kirchen dargestellt sind, das Werden und der Fall des Menschen, die archäologische Geschichte des Todes und der Todtentänze entwickelt werden. Und da der zum Sterben verurtheilte Mensch sich durch die Arbeit der Hände, die Bildung des Geistes und die Ausübung des Guten rehabilitirt, so wird man die Verpersönlichung des Feldes und der Stadt, der freien Künste, der Tugenden und Laster zeigen, um die Bezeichnung und den Sinn davon zu geben. Endlich wird der Rest die Geschichte der Patriarchen, der Richter, der Propheten und der Könige der Juden erzählen. Sodann wird das Leben der Jungfrau Maria und das des Herrn Jesu Christi an die Reihe kommen und zuletzt werden die Bilder der Apostel, der Märtyrer, der Bekenner und der ausgezeichnetsten Heiligen die Musterung passiren. Der Schluß des Werkes, wovon man hier blos die Prolegomena gibt, wird die dem Buche der Offenbarung Johannis entlehnten Bilder beschreiben." Die zahlreichen Holzschnitte, zu deren Erklärung der Text dient, sind größtentheils nach Paul Durand's Zeichnungen ausgeführt. 31.

Monumentalgeschichte.

Unter der großen Menge von Kupferwerken, welche der Darstellung der wichtigsten Monumente aller Zeiten und aller Nationen gewidmet sind, zeichnet sich durch Sorgfalt der bildlichen Ausführung und seines wissenschaftlichen Gehalts wegen ein umfangreiches Werk aus, welches der verdiente Ernest Breton unter dem Titel: „Monuments de tous les peuples, décrits et dessinés d'après les documents les plus modernes", herauszugeben angefangen hat. Bis jetzt sind acht Lieferungen erschienen, welche im Stande sind, billige Foderungen durchaus zu befriedigen. Breton hat sich schon durch eine Reihe gehaltreicher Abhandlungen kunsthistorischen Inhalts als kritischer Forscher und fleißiger Sammler höchst vortheilhaft bekannt gemacht. Ausgedehnte Reisen haben ihn außerdem noch in neuerer Zeit in den Stand gesetzt, sorgfältige Beobachtungen an Ort und Stelle anzustellen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 131. —— 11. Mai 1845.

Karl Beck.

(Fortsetzung aus Nr. 130.)

Überhaupt kann es Beck nicht genug angerathen werden, daß er sich mehr und mehr von diesem falschen Grundsatze entferne. Das Überbauen und Überstürzen mit Bildern mag auch bei ihm mehr auf Instinct als auf Grundsätzen beruhen, um so mehr hat er es zu vermeiden. Verkehrte Theorien vom Wesen der Poesie haben wol zuweilen behauptet, daß dasselbe im Bilde zu suchen sei, demnach wäre auch Hoffmannswaldau ein bedeutender Dichter. Aber selbst wenn man hinzusetzt, daß es im schönen Bilde und in der Harmonie der Bilder untereinander liege, selbst dann ist Das, was die Poesie zur Poesie macht, nicht gegeben. Das Bild bleibt für unsere Poesie immer etwas Exotisches; in der schmerzlosen, äußerlichen, allegorischen Poesie des Orients mag es wirklich die Hauptsache, worauf es ankommt, geworden sein, aber deshalb nimmt sie einen durchaus untergeordneten Standpunkt ein. Wenn die Poesie berufen ist, die ideale Seite des Menschen und der Natur zu enthüllen, so verlangt schon ein solcher hoher Zweck, daß sie aus etwas ganz Anderm bestehe als aus einem willkürlichen Zusammenhäufen schöner und brennender Bilder. Sie muß mehr sein als ein köstlicher Teppich, hinter dem Teppich muß eine Welt sich entfalten. Um aber die ideale Welt schaffen und gebären zu können, dazu bedarf es der innern Klarheit, brennende Bilder ersetzen sie nicht. Diese Klarheit braucht keine systematische, eingeschulte, philosophische Klarheit zu sein, sie beruht auf der Intuition des Dichters, sie geht unmittelbar hervor aus der genialen Begabung seiner Natur. Eine solche Begabung mögen wir auch wol Beck zusprechen, aber wir können nicht umhin zu gestehen, daß er die Stimme derselben in seiner ersten Epoche mannichfach überhört und im Bilderreichthume gesucht hat, was unmöglich in ihm liegen kann. Dessenungeachtet soll die Poesie sich des Bildes nicht gänzlich entäußern, mit Maß und Geschmack angebracht erhöht es durch die Versinnlichung des Gedankens dieselbe, aber die Poesie kann nun und nimmer im Bilde bestehen. Wir wollen hier an Goethe erinnern. Seine schönsten, tiefsten, unmittelbar in die Seele dringenden lyrischen Gedichte entbehren fast alles Bilderreichthums. Ihre erhabene Einfachheit erhöht ihren Zauber unendlich; die hellen großen Sterne des Himmels spiegeln sich klar und ruhig in der hohen See.

Erklären kann man es sich aber wol, wie es kam, daß die Beck'sche Poesie sich ursprünglich mehr als zu billigen mit Bildern „salbte". Zuvörderst entstanden die „Gepanzerten Lieder" in einer Entwickelungsepoche des Dichters, die noch keine Resultate gewonnen, sondern im steten Kampfe lag mit den Anfoderungen der Zeit und des Lebens. Sie waren keine Resultate eines Kampfes, eines Schmerzes, eben in ihnen selbst kämpfte der junge Dichter gegen Alles, was ihn beunruhigte, was ihn schmerzte; sie gingen nicht hervor aus einer durchgearbeiteten Weltanschauung, die sich erhoben hat über die einzelnen Gegensätze, sondern diese vielmehr arbeiteten sich in ihnen durch und ein Chaos des Ahnens, Strebens und Willens suchte in ihnen eine Gestaltung. Man denke nur, daß Beck, eine junge, ungarische Natur, geboren an der Donau, wo sie schon mit den Bildern des Orients spielt, sich als Jüngling hineingetrieben sah in die Strömungen der deutschen Bewegung. Wie konnte er, da ihm die Voraussetzungen derselben fehlten, sie anders ergreifen als mit der orientalischen Glut, und wie natürlich ist es, daß eine Natur wie die seine, um die Mysterien des deutschen Geistes zu erfassen, nach Bildern suchte als nach Symbolen für verschiedene Momente desselben! Überall deshalb, wo er sich in seinen Gedichten in die allgemeine Bewegung des deutschen Geistes hineinstürzt, finden wir eine Unklarheit, die nicht recht weiß, wo hinaus. Träume werden vielfach „Gedanken" genannt und die Bilder schäumen und stürzen ruhelos übereinander. Wo sich dagegen das Auge des Dichters auf eine festgeschlossene Persönlichkeit, auf einen bestimmten Lebenskreis gerichtet hat, da dringt auch schon in der Anfangsperiode des Dichters seine höhere Begabung, die Kraft seiner poetischen Natur hervor und die schöne, freie Gestaltung des Wesentlichen und Wahren verscheucht die unbestimmten Bilderphantome. Wenn Beck in Zukunft dieses berücksichtigt, wenn er weniger den allgemeinen Horizont der Zeit spiegeln als die Entwickelung der verschiedenartigsten Zustände und Conflicte unter ihm zum Hauptvorwurfe seiner Poesie machen will, dann ist er im Stande, Ausgezeichnetes zu leisten.

Das Besondere mit seinem Pulsschlag und in seiner warmen Natur gelingt ihm immer besser als das Allgemeine. Während in den „Gepanzerten Liedern" z. B. die „Neue Bibel", welche den allgemeinen Nerv des Lebens und der Zeit fassen möchte, sich immer in Unbestimmtheiten umherbewegt, athmen die Gedichte, welche sich auf etwas Concretes beziehen, eine volle ursprüngliche Poesie, eine Kraft und Originalität, wie man sie nur selten findet. „Schiller's Haus in Gohlis", „Die Eisenbahn", „Das junge Palästina" und selbst aus der „Neuen Bibel" das eine, „Du sollst nicht tödten", welches wir anführen werden, können den gegründetsten Anspruch machen, zu den schönsten Blüten der modernen deutschen Poesie gerechnet zu werden:

Du sollst nicht tödten.

Walten sieht die Macht dich gerne
An dem Armensünderblock,
Seid'ne Bänder, gold'ne Sterne
Schmücken blendend deinen Rock.
Hunderttausend Opfer sanken
Und noch bist du nicht am Ziel,
Deine Opfer: die Gedanken
Und dein Mordgewehr: der Kiel.

Laß uns leben, laß uns blühen,
Schallt ihr leicht bewegtes Wort,
In der Jugend Morgenglühen,
Sterne rauben hier und dort.
Laß uns singen auf der Erden
Märchen, neu und wunderbar,
Von den Völkern, die da werden,
Von dem König, der da war.

Doch umsonst, die Edlen starben,
Ach, von Leichen strotzt das Feld;
Wohlgemuth und ohne Narben
Stehst du da, ein wilder Held.
Und so baust du still und wacker,
Deiner Riesenschuld bewußt,
Einen großen Todtenacker
Tief in deiner eig'nen Brust.

Und in dieses Friedhofs Räumen
An der Gräber weitem Schlund,
Schwergequält von wüsten Träumen,
Liegst du dort, ein treuer Hund.
Und sie wachsen, und sie steigen,
Und es birst und bricht der Schrein,
Und es tobt der tolle Reigen
Und es schlottert ihr Gebein.

Und sie halten dich umschlungen,
Thränenloser Scherge du!
Und mit tausend Flammenzungen
Zischeln dir die Schatten zu:
Bunte Kleider läßt du spinnen?
Der Tapeten stolze Pracht?
Sieh, aus unserm Leichenlinnen,
Ist der seid'ne Tand gemacht.

Horch, vom Macbeth tönt die Kunde,
Daß ein Jüngling ihn erschlug,
Den auf weitem Erdenrunde
Keine Frau im Schoose trug.
Sieh, uns hat die Zeit getragen,
Uns geboren, uns gezeugt;
Und du fällst, von uns geschlagen,
Bist der Macbeth, der uns beugt.

Vollendet in der Form, tief und innig im Ausdruck und von einem festen Bewußtsein, von einer klaren Anschauungsweise getragen, sind diese Gedichte ein deutlicher Beweis von der großen Begabung des Dichters, von Dem, was er zu leisten vermag, wenn er sich die bestimmten Grenzen zieht. Wo er sich wie hier vollkommen klar ist, vermeidet er von selbst den Übersturz der Bilder, und die mächtigste Ursprünglichkeit ersetzt den äußerlichen Pomp. In jüngster Zeit hat Beck mannichfach zu erkennen gegeben, daß er mit seiner Poesie den rechten Weg dahin gefunden, wo sie den mächtigsten Zauber ausübt.

Resumiren wir nun unser Urtheil über die ersten Schöpfungen des Dichters, über die „Gepanzerten Lieder", so wird es dahin lauten, daß sie eben als ein Entwickelungsmoment des Dichters zu betrachten sind, als ein Entwickelungsmoment mit allen Schwächen und Ansätzen eines solchen. Die Welt des Dichters besteht in ihnen den Werdungsproceß. Es wogen und gähren die Gedanken durcheinander, es kämpfen die Schmerzen einer jungen strebenden Subjectivität und der „Zeit". Die schweren Wolken geben den hohen, hellen Sternen, welche im Busen des Dichters verhüllt sind, nicht immer Raum, ihr Licht zu verbreiten, und suchen durch ihre phantastischen Gestalten Das zu ersetzen und anzudeuten, was eben nur die Göttlichkeit des Lichts, der von Nebel und Schwulst befreiten Poesie zu geben vermag. Aber die Sonne steht über den Wolken. Es kommt eben nur darauf an, daß sie die Nebel zerstreue, welche sie hindern wollen, Segen und Licht zu verbreiten.

Ungefähr um dieselbe Zeit, etwas später, als Beck seine „Gepanzerten Lieder" erscheinen ließ, sang er, im Gegensatze zu ihnen, auch „Stille Lieder". Wir haben oben angedeutet, daß eben in der ursprünglich-menschlichen Seite die geniale Seite der Beck'schen Poesie zu erkennen sei und späterhin nachgewiesen, wie diese Ursprünglichkeit in der politischen Sphäre einerseits sich durch die Hingabe an das Äußerliche des Bildes untreu geworden war, andererseits aber, wo sie das Concrete ergriff, sich vollkommen wiederfand und poetisch neu gebar. In diesen „Stillen Liedern" zeigt sich nun auf das allerdeutlichste, wie mächtig und tief der rein menschliche Drang der Beck'schen Lyrik ist und wie sie, weniger gemacht, ein Königsadler hoch über dem Erdball zu schweben und ihn mit allen seinen Schmerzen kalt und gleichgültig unter sich zu lassen, vielmehr darin ihr Wesen sucht, concrete Zustände zu durchdringen und einer poetisch-erfüllten Subjectivität einen vollkommenen Ausdruck zu geben. In der Originalität, mit der das Menschliche erfaßt, in der Wahrheit und Tiefe, in der sie dasselbe wiederspiegelt, geht sie hinaus über die Sphäre des Talents, hier entwickelt sie ihre geniale Natur. Und hier, wo sie vollkommen Herr ist, wo sie die Glocken nur zu berühren braucht, um sie hell erklingen zu lassen, verschmäht sie, eben weil sie Herr ist, auch den Schwulst der Bilder und strömt aus reinen Quellen wieder unmittelbar zum Herzen. In den „Stillen Liedern" hat Beck den schönsten und tiefsten Ausdruck seines innern

Lebens gegeben. Er beherrscht den Kreis, in dem er sich hier bewegt, ganz vollkommen. Hier ist keine Überreiztheit, sondern volle, warme Natürlichkeit wahrzunehmen, und das Kleinste und Einfachste muß sich vor dem Blicke des Dichters tief poetisch gestalten. Z. B. das Gedicht „Küsse“:

Wie küssest du mich so süß, so warm!
Wer hat es dich gelehrt, du Liebe?
Als ob sich ein summender Bienenschwarm
Am Fensterglas die Köpfchen riebe!

Wie deine Küsse, Geliebte mein,
Verlockend an meine Lippen klopfen!
Als fielen auf einen durstigen Stein
Viel volle, schwere Regentropfen.

O, summet, Bienchen, summet, lallt!
O, Regentropfen, sinke, sinke!
Bis, wie das Glas, mein Herze hallt,
Ich, wie der Stein, in der Flut ertrinke.

Das Mysterium des Kusses kann kaum tiefer und inbrünstiger geschildert werden, und die Verwendung der Bilder in diesem Gedichte, der „summende Bienenschwarm“ am Fensterglas und der „durstige Stein“ haben durchaus nichts Übertriebenes an sich. Sie versinnlichen nur auf die lieblichste und einfachste Art die Feier des Kusses, sie sind hier nicht das Wesentliche, sondern nur das Andeutende und als solchem kann ihnen, bei einer richtigen Auswahl, wie hier, ihr Werth und ihre Bedeutung nirgend abgesprochen werden. In einem andern stillen Liede heißt es:

Sorgenvolle, wetterschwüle
Mädchenstirne, geh' zur Ruh!

Hier scheint uns das Bild der „Wetterschwüle“, auf eine Mädchenstirn angewandt allerdings unzweckmäßig zu sein. Man denkt dabei eher an einen Zeus, der seine Donner und Blitze aussenden will, als an ein Mädchenköpfchen. Wahrhaft edel in seiner Tiefe und Formvollendung ist das „Heimweh“, „Stillfürsich“, „Regen“ und um den Beweis zu liefern, wie rein und einfach Beck auch in der Verwendung der Bilder sein kann, wenn er den Stoff nur vollkommen beherrscht, möge hier noch das schöne Lied „Ich liebe dich“ angeführt werden:

Das Abendglöckchen hört' ich klingen,
Bald klang es leis, bald klang es laut,
Galt's eines Herzens letztem Ringen?
Galt's einer myrthenschmucken Braut?
Im Klange sprach ein süßes Mahnen:
So tönet voll beglückter Pein,
So muß das schwärmerische Ahnen
Der Liebe sein.

Es summte auf dem Blumengrunde,
Es trank aus einem Honigkrug
Das Bienchen mit dem süßen Munde,
Das heimlich doch den Stachel trug.
Im Summen sprach ein leises Mahnen:
So sticht voll Lust, so sticht voll Pein.
So muß das schwärmerische Ahnen
Der Liebe sein.

Die Nachtigall vernahm ich schlagen
So freudiglich, so wehmuthvoll,
Als ob ihr bei des Liedes Klagen
Die Thräne aus dem Auge quoll!
Im Liede sprach ein leises Mahnen:
So tönt in Lust, so tönt in Pein,
So muß das schwärmerische Ahnen
Der Liebe sein.

Ach, und des Abendglöckleins Klagen,
Dies Bienensummen fern und nah,
Und dieses Nachtigallenschlagen
Vernahm ich, als ich dich ersah.
Erst rauschten mir die Klänge alle
Bald wehmuthsvoll, bald freudiglich,
Und starben dann in einem Halle:
Ich liebe dich!

Wenn diesen „Stillen Liedern“ auch die objective Glasur der Goethe'schen Lyrik fehlt, so muß man sie doch zu den schönsten Producten unserer modernen Poesie rechnen. Und erinnert man sich, daß zu jener Zeit, als sie großentheils entstanden, sich meistentheils noch eine triviale Nachahmung der bekannten Heine'schen Zerrissenheit geltend machte, so bekommen sie auch in dieser Beziehung einen höhern Werth. Es ist ihre Wahrheit, es ist ihre Unmittelbarkeit, welche ihnen so großen Zauber verleiht, sie sind der offene Ausdruck einer vollen, poesiereichen Natur. Ihr Ahnen und Schwärmen ist nicht gemacht, ihr Schmerz hat nichts von jenem forcirten „Weltschmerze“, dem Beck sich hier und da hingegeben, wo er sich in einen Kampf mit der Zeit einließ, sie haschen nach keinen Bildern; die Bilder laufen hier und da aus der hellen und klaren Flut hervor und wollen nicht über den wesentlichen Inhalt täuschen, sondern diesen noch mehr zur Anschauung bringen. Es ist auch hier die concrete Seite der Menschennatur, welcher Beck sich mit voller poetischer Kraft zu bemächtigen weiß; im Ausdrucke, den er den Gefühlen der Liebe, des Heimwehs, der Sehnsucht gibt, bewährt er seine volle Kraft unmittelbarer Begabung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Geldgier des Papstthums und die Hierarchie. Historisch und an den von den Päpsten aufgestellten Geldtaxen zum Abkaufen der Sünden nachgewiesen. Von F. S. Ammann. Mit vielen Holzschnitten. Bern, Jenni Sohn. 1844.

Diese mit allerlei Citaten belegte Schrift ist ihrer populairen Haltung nach auf das Volk berechnet, wobei nur zu bedauern ist, daß etwas Trivialität mit unterläuft, denn diese schadet, auch bei den Ungebildeten, dem Eindruck, sobald von ernsten, wichtigen Dingen die Rede ist. Der gewesene Kapuziner, der sich früher schon in ähnlichen Schriften versuchte, so gut und ehrlich er es meinen mag, kann seinen frühern Stand nicht verleugnen. Wie manchmal schon der Pferdefuß unter der Kutte hervorsah, so sieht bei ihm zuweilen die Kutte aus dem Kleide des Schriftstellers hervor.

Nachdem er dargethan, daß Christus „Moral und nicht Dogmatik“ gelehrt, und wie im Laufe der Zeit an die Stelle der reinen Principien des Christenthums ein aller Vernunft Hohn sprechender Aberglaube, ein Werk des Drucks und der Finsterniß trat, geht er auf die „Habsucht der Hierarchie im Allgemeinen“ über, die sogleich sinnbildlich in den beigegebenen oft recht guten Holzschnitten als Hyder mit sieben Köpfen veranschaulicht wird. Er schildert, mit Anführung historischer Quellen, die Mittel, wodurch die Geistlichkeit das Volk dahin

brachte, mit Leib und Seele der Kirche unterthan zu sein. Es werden mehre Schauder erregende Formeln der Excommunication mitgetheilt, die in so grellem Widerspruche mit der Religion der Liebe stehen, und über Solche ausgesprochen wurden, die in irgend einer Weise sich gegen die Heiligkeit des Kirchengutes vergingen. Bei der Schilderung der „Habsucht der Päpste im Besondern" deckt der Pater aus ihrer Geschichte die grasseste Seite auf, zeigt ihre Geldgier, ihre Verschwendung und Sittenlosigkeit, kurz ihr ganzes Sündenregister, und wie wenig zu verschiedenen Zeiten alle erlassenen Verordnungen gegen die durch das Beispiel der Päpste verderbte hohe und niedere Geistlichkeit gefruchtet haben, bis Leo X. mit seiner aufs höchste getriebenen Ablaßkrämerei den Ausbruch der schon lange sich vorbereitenden Reformation veranlaßte. Bei Aufzählung der Mittel, wodurch sich die Päpste bereicherten, kommen allerlei Curiosa zum Vorschein, die nicht ohne Interesse sind.

Der ehemalige Kapuziner geräth am Schlusse seines Schriftchens in wahre Begeisterung. Er ruft unter Anderm aus: „Wohl euch ihr geistlichen Herren zu Rom, daß das Volk die Geschichte und besonders eure Geschichte nicht kennt, ihr vorgeblichen Statthalter Christi, ihr Beschützer der Jesuiten. Es würde vor gerechtem Zorne beben, wenn die Namen Rom und Papst in seine Ohren tönten" u. s. w. „Ich bekenne es frei vor der ganzen Welt: diesen gerechten Zorn habe ich, weil ich nun eure Geschichte kenne und einsehe, was euer Getreibe bedeutet, mit dem ihr euer Unwesen fast täglich wieder vor unsern Augen erneuert! Verdammt mich, flucht mir als Ketzer und Feind der Kirche, verweigert mir lebenslänglich die Functionen als katholischer Geistlicher und im Tode die Sacramente, wie nachher das christliche Begräbniß — dies Alles erschreckt mich nicht. Ich weiß, an wen ich glaube und daß mein Erlöser lebt; weder Hunger noch Durst, weder Verfolgung noch Schwert, weder Armuth noch Blöße, weder Leben noch Tod, weder Schmach noch Schande soll mich von dem Wege der Wahrheit ableiten, noch von der Liebe trennen, die da ist in Christo, unsem Herrn, Amen!" 59.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Übersicht der neuesten Leistungen auf dem Felde der geographischen Wissenschaften.

Bei der ungemeinen Regsamkeit auf dem Gebiete der geographischen und ethnographischen Wissenschaften und bei der unermüdlichen Hast, mit der nach allen Richtungen hin und zur Verfolgung der verschiedenartigsten Zwecke wissenschaftliche Reisen unternommen werden, bedarf der Gelehrte vom Fach der größten Ausdauer und eines eisernen Fleißes, um einigermaßen den mächtigen Umschwung dieser Wissenschaften verfolgen zu können. Wir muthen Niemandem zu, allen ephemeren Erscheinungen auf dem üppigwuchernden Felde der Touristenliteratur eine gewisse Aufmerksamkeit zu widmen, denn das erfoderte mehr als herculische Kraft; aber welche Belesenheit, welche Sorgfalt gehört nicht schon dazu, um eine genügende Kenntniß zu nehmen von den unzähligen Entdeckungen, welche von den verschiedensten Reisenden täglich gemacht werden, um in Bezug auf die fortwährenden Bereicherungen der Länder- und Völkerkunde einigermaßen mit der Zeit fortzuschreiten. Dankenswerth sind deshalb die Bemühungen fleißiger Compilatoren, welche die abgerissenen Notizen, welche in verschiedenen Werken zerstreut sind, einregistriren, rubriciren und zu brauchbaren Repertorien verarbeiten. Dadurch wird es Demjenigen, der nicht Alles lesen kann, einigermaßen möglich, den Stand der geographischen Wissenschaften im Fluge zu überschauen. Freilich genügen diese Compilationen nicht immer strengwissenschaftlichen Anfoderungen; aber diese Werke sind, wenn sie geschickt angelegt und mit Einsicht und Sorgfalt angefertigt werden, für einen großen Kreis immerhin recht brauchbar. Ja, sie gewähren in vieler Beziehung einen größern Nutzen als die bändereichen Sammlungen, in denen die verschiedenartigsten Reisewerke unverarbeitet nebeneinander aufgeschichtet werden. Die französische Literatur ist nicht arm an derartigen Erscheinungen, welche die vereinzelten Bestrebungen zusammenfassen und für eine Zeit wenigstens zu einem gewissen Abschluß bringen. Freilich ist der Werth solcher Sammelwerke sehr relativ und es ist denselben auch nie eine sehr lange Brauchbarkeit zu prophezeien. Unter den neuesten Unternehmungen dieser Art sind verschiedene recht bemerkenswerth, etwas ganz Vorzügliches aber kann man sich von einem Werke versprechen, dessen Erscheinen vorbereitet wird. Schon der Name des Verf., L. Vivien, der sich durch eine sehr verständige und fleißige Arbeit über die französische Revolution sehr vortheilhaft bekannt gemacht hat, bürgt dafür. Das Werk, um das es sich hier handelt, wird den Titel führen: „Histoire des découvertes géographiques des nations européennes dans les diverses parties du monde." Es ist auf 43 Bände nebst einem Atlas von 100 Karten berechnet. Durch diese Erscheinung werden viele andere Werke, welche seit der bändereichen „Histoire des voyages" des Engländers Astley herausgekommen sind, überflüssig gemacht. Dieses Werk wird nach den verschiedenen Ländern in Abschnitte zerfallen. Außerdem wird der erste Theil, welcher aber erst nach Beendigung des Ganzen herauskommen wird, eine allgemeine Einleitung und ein chronologisches Gemälde von der Geschichte der geographischen Entdeckungen enthalten.

Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution.

Unter allen Berichten, welche von Augenzeugen über die französische Revolution abgefaßt worden sind, nimmt Necker's Werk immer noch in mehr als einer Hinsicht einen sehr bedeutenden Rang ein. Wir erhalten jetzt eine äußerst heftige Anklageschrift nicht blos gegen dieses Werk, sondern gegen Necker überhaupt, gegen sein Wirken, seine Maßregeln, seine Ideen, ja selbst gegen seinen Charakter. Sie rührt von einem Zeitgenossen Necker's her, welcher an der Leitung der Staatsgeschäfte einen nicht unwichtigen Antheil genommen hat, wenngleich er sich nirgend als einen Mann von überlegener Befähigung zeigte. Diese Schrift, welche aus irgend einem Privatarchive ans Licht gefördert ist, führt den Titel: „Mémoire autographe de M. de Barentin, chancelier et garde des sceaux sur les derniers conseils de Louis XVI, avec une notice biographique par M. Maurice Champion." Necker, so viele Gegner er auch gehabt hat, ist vielleicht nie erbitterter angegriffen als in dieser Denkschrift; seine Talente, seine Handlungen, selbst sein guter Wille werden ganz und gar verdächtigt. Man kann sich diesen Haß, diesen Ingrimm aus Barentin's Stellung sowie aus seiner ganzen Richtung einigermaßen erklären. Derselbe gehörte nämlich einer alten Familie an, welche sich in der Magistratur ausgezeichnet hatte (famille de robe), und er verachtete deshalb in Necker den neuerungssüchtigen Roturier, der, um das Maß noch vollzumachen, überdies Protestant und Fremder war. So gibt er ihm denn auf den Kopf schuld, daß er das Beste Frankreichs fortwährend seinem persönlichen Interesse geopfert habe. Er sieht in ihm einen Revolutionnaire von der schlechtesten Sorte, der um so gefährlicher war, da er seine teuflischen Plane unter der Maske der Mäßigung verbarg. Wer den Entwickelungsgang der Revolution mit einiger Ruhe und Unparteilichkeit betrachtet, wird zugeben, daß Necker eine so schwere Anschuldigung keineswegs verdient. Man mag seine Befähigung in Zweifel ziehen, seine Maßregeln angreifen und verwerfen, der Vorwurf niederträchtiger Gesinnung, der hier gegen ihn erhoben wird, ist ungegründet. Wenn wir übrigens ein allgemeines Urtheil über das erwähnte Mémoire fällen sollen, so können wir, auch abgesehen von der maßlosen Polemik gegen Necker, demselben die hohe Bedeutung nicht zugestehen, welche der Herausgeber Champion für dasselbe in Anspruch nimmt. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 132. —— 12. Mai 1845.

Karl Beck.
(Fortsetzung aus Nr. 131.)

Wir haben mannichfach von dem großen Bilderreichthume der Beck'schen Poesie geredet und denselben weit eher eine Schwäche als einen Vorzug genannt. Allein auch dieser Tadel dürfte einige Begrenzung finden. Es gilt im vollen Maße, wo die Bilder in ihrem Übereinanderstürzen allen eigentlichen Inhalt verdrängen und wo der Dichter durch sie etwas andeuten will, worüber er sich selbst nicht klar ist. Sie machten sich deshalb in den „Gepanzerten Liedern" besonders da gelten, wo der Dichter den Anlauf auf Allgemeinheiten nahm und eine concrete Begrenzung verschmähte. Hier suchte er durch brennende Bilder zu ersetzen, was ihm am innern Verständniß fehlte, hier konnte ihre brennende, äußere Pracht über den Mangel einer innern Harmonie nicht hinwegtäuschen. Aber der Bilderreichthum Beck's ist da durchaus am rechten Orte, wo der Dichter bemüht ist, sein ungarisches Vaterland zu malen, dieses Land, von dem er singt:

> Du schönes Ungarland, Berg, Schlucht und See!
> Als Buhle kommt der Himmel dir entgegen,
> In dir begrüßt er seine Danae,
> Und küßt dich heiß im gold'nen Strahlenregen.
> Die Saat, des Stehens überdrüssig, ruht,
> Sie wiegt das Haupt voll segnender Gedanken,
> Die Rebe trunken von der eig'nen Glut,
> Muß sich berauscht um ihre Schwestern ranken.

Abgesehen, daß es auch hier etwas Concretes ist, das den Dichter begeistert und dem er huldigt, findet der Bildercultus, mit dem der Dichter sich seinem ungarischen Vaterlande zuwendet, in der Natur dieses Landes, in den Zuständen und Sitten seiner Völker noch seine besondere Anwendung. Die Contraste einer ungebundenen Wildheit und einer beginnenden Civilisation begegnen sich in Ungarn, die bilderreichen Phantasien des Orients machen sich geltend in demselben, und dieselben Bilder, die bei der Veranschaulichung jener Schmerzen und Wehen, welche den deutschen Geist treiben, vollkommen verfehlt sein möchten, können hier, wo es gilt, den kräftigen Roßhirten auf der weiten Haide, den Tanz der Zigeuner, den Fanatismus und die Stumpfheit der Moslemin darzustellen, von erhabener Schönheit sein und den tiefsten Eindruck machen. Die Schilderungen, welche Beck von Ungarn entwirft, gewinnen deshalb durch ihre orientalische Bilderpracht und einen „Janko" hat noch Niemand ihm nachdichten können. Er ist eine prachtvolle Incarnation des ungarischen Volkscharakters und der ungarischen Natur; seinen eigenen Übergang dagegen vom ungarischen Elemente mit seiner warmblütigen Sinnlichkeit zu den Schmerzen und Bewegungen des deutschen Geistes hat der Dichter im „Fahrenden Poeten" darstellen wollen. Der erste Gesang ist noch ganz und gar der ungarischen Heimat gewidmet, in brennender Bilderpracht wird sie umarmt, ihre geschichtlichen Riesenphantome zeigen sich dem poetischen Auge:

> Auf Farrenkräutern, tief im Haideland,
> Da sitzt die Weltgeschichte düster lugend.
> Hier stand der Christ und da der Turbanträger,
> Dort Attila, der Heide groß und frei,
> Ihn hieß die Sage: Gottes Geißelschläger!
> Da bebte Rom, — das Alles ist vorbei!
> Nur Roma's Sprache wankt mit trägem Schritte,
> Ein müder Schatten, noch in uns'rer Mitte.

Der zweite Gesang hat den Dichter nach Wien geführt, sein „Nachtgedanke" ist sein „schwarzes Roß". Im Genußleben der großen Kaiserstadt tritt schon der deutsche Geist mit seinen Nägelmalen vor den Dichter hin und er bleibt nicht mehr so unbefangen, so inbrünstig wie im ersten Gesange. Der „Schmerz", die „Zeit" sind über ihn gekommen und er hat vom Ysopschwamm gekostet. Meisterhaft durchgeführte Volksschilderungen wechseln mit unbestimmten Ahnungen und Sehnsuchtsergüssen und einem phantastischen Grolle:

> Ein and'rer Gott ist nun ans Kreuz geschlagen,
> Der dorngekrönet zu den Völkern spricht.
> Gedanke heißt er. Hört den Heilverkünder,
> Vernehmt ihn Morgens und des Abends spät!
> Wer ist der Judas, wer der feile Sünder,
> Der diesen Gott zum zweiten Mal verräth?

Der Dichter bekennt, daß er erschöpft sei von „seinen wüsten Träumen" und im dritten und vierten Gesange finden wir ihn da wieder, wo der deutsche Geist sich am mächtigsten und glanzvollsten entfaltet. Hier, wo es gilt, das Wesen des deutschen Geistes poetisch zu begreifen, verliert der Bilderreichthum, welcher in den beiden ersten Gesängen ganz an seinem Orte war, schon sehr bedeutend an seiner Kraft und der poetische Bilder-

cultus kann hier den Gegenstand nicht erschöpfen. Was ist damit gewonnen, wenn Weimar das „Rom der deutschen Kraft" genannt wird, und vermag die Hymne, welche Beck vor dem einfachen Eichentische Goethe's auf das Holz hält und zwar ziemlich unverständlich:

Denn was die Welt im innersten bewegt
Hat Gott dem Holz ins schlichte Herz gelegt

einen klaren Blick in die geniale Natur Goethe's zu ersetzen? Die Natur Goethe's scheint dem Dichter nicht aufgegangen zu sein in ihrer krystallenen Tiefe, um so lebhafter wendet er sich Schiller zu, und dessen Auffassung kann man sich schon gefallen lassen:

O Schiller, Schiller, dem im Geisterschwunge
Das größte Herz im wärmsten Busen schlug,
O, du warst der Prophet, der ewig junge,
Der kühn voran der Freiheit Fahne trug.
Du warst verschwenderisch mit deinem Blut,
Dein tiefes Lieben und dein wärmstes Leben
Hast du für eine Welt dahingegeben,
Sie nahm das Opfer kalt und wohlgemuth,
Denn sie begriff nicht deinen tiefen Gram;
Sie hörte nur die Melodie der Sphären,
Wenn an ihr Ohr die Liederwoge kam,
Die du geschwellt mit deinen besten Zähren.

Der Idealismus Schiller's mußte den jungen Dichter weit tiefer ergreifen als die geschlossene Gestalt des „glückgeliebten Dichtergreises", wenn er auch von diesem voller Verehrung und ungeachtet des Börne'schen Schattens, der ihn beunruhigt, singt:

O Goethe, Fels, den Aare stolz umkreisten!
Ob dich der Haufe schroff und frostig schalt,
Tief unter deinem Busen, dem beeisten,
Schlug dir ein Herz voll glühender Gewalt.

Der vierte Gesang findet den Dichter auf der Wartburg. Und in diesem Gesange entfaltet er, da er sich der Allgemeinheiten enthält und historische Gestaltungen in bestimmten Rahmen zusammenstellt, wieder seine ganze poetische Gewalt über concrete Zustände. Die Schilderung jenes Mönches, der ihn einst, in seiner Jugend, das graue Mönchslatein lehrte, ist unübertrefflich; ebenso die Erinnerung an Margarethe. Zu bedauern ist es, daß der Poet sich den Sängerkrieg entgehen ließ, er hätte seinem frischen Farbenreichthume einen herrlichen Stoff geben müssen. Er hat es über sich gewonnen, seine Gefühle über den Fanatismus und die Grausamkeiten des Mittelalters und über den Beruf der neuen Zeit nicht durch bloße Bilder, die eine Abstraction ersetzen sollen, sondern durch lebenvolle Gruppen zu veranschaulichen, und da ist er Meister. Gönnen wir ihm gern seinen Glauben an eine allgemeine Versöhnung:

O seht, ein neuer Tempel wird errichtet,
Wo nicht der Priester stets von Liebe gleißt,
Ein Glaube, ernst und heiter, wird gedichtet,
Ein Gottesglaube, der Versöhnung heißt.
Der Glaubensstifter ist die Weltgeschichte,
Die neue Bibel sind die Weltannalen,
Die von der Freiheit gold'nem Morgenlichte,
Am Abendroth versunk'ner Zeiten strahlen!
Mit Thränen ist ein jedes Blatt besiegelt,
In jeder ist ein Himmel abgespiegelt
Und blutend hat die Menschheit unterschrieben;
Denn all die Ströme Blut, die jetzt noch fließen,
Die Helden alle, die im Kampf geblieben,
Sind Opfer, den Versöhnungsbund zu schließen.

So hat uns denn die ganze erste Epoche des Dichters überall den Beweis geliefert, daß seine poetische Natur eben dort ihre ganze Fülle ausbreitet, wo sie sich auf einem bestimmten, concreten Boden bewegt, daß sie aber dort, wo sie Allgemeinheiten zu bewältigen sucht, nur allzu häufig in einem unklaren Bildertraume aufgeht. Dadurch ist nun Beck's ganze Richtung bestimmt, dadurch ist zu erkennen, wo er das Bedeutendste und das Tiefsinnigste zu leisten vermag und welche Klippen er zu vermeiden hat. Wenn Beck auch kein dramatischer Dichter ist, so bedarf seine Lyrik doch dramatischer Gestalten, um ihre volle Kraft zu entwickeln oder, wenn sie eine reine Lyrik ist, so taucht sie, wie in den „Stillen Liedern", unmittelbar auf aus der Welt der Empfindung. Wo sie den Anlauf nimmt, sich zum Organ besonderer Zeitbewegungen zu machen, wo sie ihre besondere Natur mit Allgemeinheiten, mit den Kampfinteressen der Gegenwart erfüllen will, da entgeht ihr das Wahre dieser Allgemeinheiten nur allzu häufig über dem Drang und dem Pathos der Bilder. Eben deshalb ist Beck auch kein eigentlicher politischer Dichter. Er hat sich wol nie recht dazu verstanden, den Bewegungen der Zeit überall hin prüfend und forschend nachzuspüren und ein langsames, verarbeitetes Verständniß über sie zu gewinnen; er vertraute wol immer mehr auf die unmittelbare Intuition als auf die construirende Kritik. Jene Unmittelbarkeit, in der seine Poesie ihr Wesen findet, hat ihn von den einzelnen Zergliederungen immer zurückgehalten, und wie er auch Zeitzustände anschauen mag, niemals betrachtet er sie von dem Standpunkte einer Partei, sondern immer nur nach dem Standpunkte seiner besondern Natur. Und die Befriedigung dieser Natur ist nicht in einer politischen Sphäre gegeben, es ist überhaupt das Menschliche und dessen Verklärung, worin sie sich bewegt und wovon sie erschüttert wird und in dessen poetischer Gestaltung sie ihre vollen Blüten entfaltet. Hier ist sie groß und mächtig, hier kann sie die tiefsten Wurzeln schlagen und sprossen und zeugen, was durchschauert wird von dem unmittelbaren Hauche eines genialen Lebens.

Nachdem die erste Epoche des Dichters abgelaufen und er von Leipzig in seine Heimat zurückgekehrt war, versenkte seine Muse sich längere Zeit in ein Schweigen und sie hat erst in jüngster Vergangenheit den Beweis geliefert, daß dieses Schweigen kein Tod war. Nämlich durch die „Auferstehung". Wir können dieses Gedicht nicht so auffassen, als wäre der Standpunkt desselben derjenige, auf dem der Dichter sich gegenwärtig befindet. Er hat uns selbst gesagt, daß seine Anschauung über dasselbe hinausgegangen sei. Dieses Gedicht findet nur dann seine richtige Erklärung, wenn man sich in die Zustände des Dichters hineinversetzt, wenn man sich erinnert, daß der Dichter, getäuscht von manchen Hoff-

nungen, die ihn nach Deutschland hineingetrieben hatten, erschöpft und verstimmt in die östreichischen Lande zurückgekehrt war. Hier in seiner Einsamkeit hörte er von der neuen Bewegung in Deutschland:

Im Lande der Eichen,
Dort schleuderten tapf're Dichter,
Sangmajestäten von Gottes Gnaden,
Von ihren Füßen
Den Hemmschuh,
Sie schauten der Freiheit beleidigte Gottheit
Im lodernden Dornbusch
Der Begeisterung:
Den Löwen trug ihr Lied im Wappen;
In großen Zügen führten sie
Die Geister
In die Befreiungsschlacht,
Verlangend
Die große eingekerkerte Sonne
Das Brot des ewigen Lebens,
Den freien Athemzug
Des Gedankens.

und indem er traurig auf die Schranken schaute, die ihn hemmten und fesselten, die ihm den Frühling draußen um so schöner malten, sang er dieses Gedicht, welches anfangs auch den Titel führen sollte: „Aus Östreich", und man könnte von dieser Poesie sagen, was der Dichter selbst bei einer andern Gelegenheit singt:

Dies ist des Jünglings stiller Traum,
Er härmt sich krank, er härmt sich bleich,
Doch laut zu klagen wagt er kaum
Nach altem Brauch in Österreich.

Freilich hat nun der Dichter sich nicht um diesen alten Brauch gekümmert, er hat laut geklagt, aber wenn man diese politische Poesie mit der eines Herwegh vergleicht, so gewahrt man den mächtigsten Unterschied. Hier ein gerades Losstürmen auf Alles, was hemmt und fesselt, ein Ruf zum „Reißt die Kreuze aus der Erde", dort ein Hinausschwärmen über die enge Schranke und eine Phantasie der Freiheit. Es wird keine Partei vertreten, und individuelle Gefühle und Anschauungen, untermischt mit allgemeinen Blicken in die Menschennatur, machen sich geltend, und eben darin, daß Beck seinen individuellen Gefühlen hier wiederum keinen concreten Boden vergönnt, daß er sie gewissermaßen nicht dramatisirt, sondern eben auch, zwar geläuterter, wie in der „Neuen Bibel" im Allgemeinen umherschweben läßt, eben darin ist die Schwäche dieser im Einzelnen mannichfach gelungenen Poesie zu bemerken. Sie erscheint als ein politischer Vorsatz. Ein Gedicht voll Gestalten in Fleisch und Blut würde weit mächtiger wirken als dieser politische Traum, der eben doch auf keinem politischen Boden beruht, sondern, geboren von poetischer Intuition, allgemeine, menschliche Ahnungen und individuelle Stimmungen ausspricht und sich häufig genug wieder mit Bildern jagt, wo die Ahnungen ineinander verfließen, z. B.:

Vergiß den Deutschen,
Den guten Papageno
In seiner scheckigen Gewandung,
Mit seines Gemüthes weicher Zauberflöte,
Dem Schloß
Vor der Redelust der redlichen Lippen,
Mit seinen gefiederten Gespielen,
Den dichtenden Nachtigallen
Im gitterreichen Käfig.

So fein das Bild vom Papageno auch ausgeführt ist, so wenig scheint doch der Vergleich des Papageno mit dem Deutschen zu passen. Es ist bestechend, blendend, aber es trifft nicht. Und gleich darauf werden in einem und demselben Satze die Fürsten und Völker zuerst als „spielende Knaben, rußbemalt, besenstielbewaffnet", und dann als „Brutusstolze" bezeichnet. Das Spiel der Bilder überragt den Gedanken. Aber endlich erscheint der Engel der Auferstehung und reißt den Dichter empor aus seinem Groll, seiner Verstimmung und seinem Brüten. Dieser Engel bezeichnet den neuen Tag, und durch ihn hat Beck seine Anschauungen über die neuen Bewegungen der Zeit und des Lebens ausgesprochen.

Diese Anschauungen voll Poesie, voll Ursprünglichkeit, es quillt, es drängt sich uns in ihnen ein volles, inniges Leben entgegen, aber es mangelt ihnen eine politische Bestimmtheit. Beck fühlt sich nicht zum Dichter der Partei berufen; singt er doch selbst:

Das rohe Raufen der Parteien,
Es irre dich nicht!
Sei wie der freie Strom!
Nicht diesem Ufer gehört er,
Und jenem nicht,
Er wallet und woget zwischen den beiden, —
Der ganzen Gegend gehört
Sein Segen und seine Schönheit.

Ein voller Beweis, wie unbestimmt die politischen Elemente in Beck geblieben. Wäre der Politiker in ihm ebenso mächtig wie der Dichter, er würde den Kampf und Ruf der Partei nicht verschmähen. Er würde wissen, daß alles Das, wogegen er eifert und aufglüht, nicht durch die Schalmei eines Poeten, sondern nur durch das Wachsthum und den Zusammenhalt der Partei gestürzt werden könne; aber so, nur bewegt von seinen poetischen Anschauungen, sind ihm alle praktischen Resultate fern, und sein Schmerz, indem er nur eine poetische Form gefunden, ist gelindert, sein Drängen und Streben fühlt sich noch im Liede befriedigt. Die poetische Fülle einzelner Stellen geht weit hinaus über das politische Bewußtsein des Ganzen. Beck zeigt auch hier, daß er weit mehr berufen ist, in das Herz hineinzugreifen, das Einzelne, das Concrete poetisch zu erklären, als ein Allgemeines zu verherrlichen und zu begreifen. Wo sich der Dichter aus der unbestimmten, subjectiven Verstimmung und aus dem Bemühen, die Zeit im Ganzen zu fassen und darzustellen, auf den concreten Boden besonderer Zustände hinbewegt, wo er sich unmittelbar an die „Gebieter der Erde", an Jene,

Die auf des Stammbaums welkendem Laub
Am Fett der Ahnen saugen,

wendet, wo er den Fluch des Geldes erblickt und die Heuchelei der Priester ihn entflammt, da wird seine ganze hinreißende Ursprünglichkeit rege und es brennt ein edles Feuer auf seiner Zunge, ein Feuer, das nicht

sowol von einem politischen Fanatismus als von einer tiefpoetischen Anschauung der allgemeinen Würde des Menschenthums genährt worden.

(Der Beschluß folgt.)

Politisches Vermächtniß Seiner Majestät des verstorbenen Königs von Schweden Karl Johann. Enthaltend bisher ungekannte Originaldocumente in eigenen Briefen, Noten, Reden u. s. w. Dem deutschen Herausgeber mitgetheilt von dem hohen Verstorbenen. Altona, Hammerich. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Bei einer solchen Sammlung von Urkunden über das Leben eines der größten und weisesten Monarchen des 19. Jahrhunderts mußte sich nach unserm Dafürhalten der Herausgeber oder Redacteur nothwendig nennen. Denn dies fodert die Achtung vor dem berühmten Namen, der die Überschrift dieses Buchs bildet, und auch das Publicum kann Anspruch darauf machen, einen Mann zu kennen, der sich rühmt, dem erhabenen Verstorbenen so nahe gestanden zu haben, daß er die nachfolgenden Documente von demselben „aus eigenem Antriebe" empfangen und die Erlaubniß erhalten hat, von diesen Papieren, da sie nicht durch den Buchhandel veröffentlicht seien (ob sich wol Karl Johann so kaufmännisch ausgedrückt haben kann?), in passender Zeit Gebrauch zu machen. Übrigens wollen wir die Echtheit dieser Actenstücke, so viel ihrer bis jetzt noch ungedruckt waren, nicht bestreiten. Denn obschon wir vom Herausgeber keine Bürgschaft haben, so liegt dieselbe doch in dem Inhalte der Reden und Briefe. Des hochherzigen Monarchen Sorge für alle Interessen Schwedens, die geistigen sowol als die materiellen, die Würde und Einfachheit seiner Reden, die wohlwollenden Gesinnungen gegen alle Stände, die kluge Einsicht in die Bedürfnisse des Landes, und der richtige Blick, mit dem auswärtige politische Verhältnisse erfaßt sind, alle diese Eigenschaften, die in Geijer's Personalien die verdienteste Belobung gefunden haben und auch in diesen Blättern öfters besprochen worden sind, finden wir in den hier mitgetheilten Reden auf den Landtagen, in den Antworten an die verschiedenen Körperschaften und in den politischen Noten und Briefen. Unter diesen sind die an den Kaiser Napoleon in den Jahren 1810, 1812 und 1813 gerichteten, aber keineswegs unbekannten, die bedeutendsten, unter den andern Reden und Briefen machen wir hier vorzugsweise auf die musterhaft schöne Zuschrift vom 20. Oct. 1812 aufmerksam, in welcher der damalige Kronprinz dem Baron Cederhjelm, als dem ernannten Oberhofmeister seines Sohnes, eine Instruction ertheilt, deren genaue Befolgung für das jetzige Schweden von dem größten Segen gewesen ist. Das edle Seitenstück dazu ist die Rede, mit welcher derselbe Fürst am 14. Juli 1817 seinen Sohn in die Versammlung des Staatsraths eingeführt hat.

Aus den Feldzügen der Jahre 1813 und 1814 sind sechs Proclamationen mitgetheilt, und der Herausgeber verspricht, wenn es gewünscht würde, alle Proclamationen und Schlachtberichte in einem besondern Hefte nachzuliefern. Wir meinen, daß dies besser unterbleibt. Denn der Krieg in Deutschland hatte, wie Steffens in seinen „Denkwürdigkeiten" (VII, 284—286) nachgewiesen hat, für die Schweden durchaus kein nationales Interesse, und des Kronprinzen Stellung war eine so eigenthümliche, daß auch seine Proclamationen aus jener Zeit durchaus nicht die Frische und Lebendigkeit des deutschen Aufrufs haben konnten. „Statt Ereignisse herbeizuführen, begnügte sich der Kronprinz, diese abzuwarten." Das ist in aller Kürze ein sehr wahres Wort des Generals von Hofmann in seinem Buche „Zur Geschichte des Feldzugs 1813". Eine solche Sammlung wie die beabsichtigte würde also nur den Tadel wieder aufreizen, den General Tauentzien, Fricius und andere schon laut genug ausgesprochen haben. 20.

Neue englische Romane.

Der nicht mit Namen genannte Verf. des historischen Romans „Henri IV, or the days of the League", hat einen ditto herausgegeben: „The Palais royal" (3 Bde., London 1845), der eine wirklich graphische Beschreibung des zerrissenen Zustandes der französischen Hauptstadt um die Mitte des 17. Jahrhunderts enthält. Eine mächtige Faction hatte sich damals gebildet unter dem Kriegerfürsten Condé, dem unentschlossenen und schmuzigen Herzog von Orleans, dem jungen, ehrgeizigen de Retz, nachherigem Erzbischof von Paris, und Beaufort, dem Lieblinge des Volks. Es galt die Beseitigung des Cardinals Mazarin, der durch seine gewandte Politik sich die Gunst der Königin-Regentin gewonnen und durch seine Habsucht sich verhaßt gemacht. Aber die Königin widerstand dem vereinigten Wunsche der Nation, ihren Minister zu entlassen. Paris erhob sich. Das Parlament erklärte Mazarin für einen Verräther, verbannte ihn aus Frankreich und setzte nach Ablauf einer gewissen Zeit im Wiederbetretungsfalle einen Preis auf seinen Kopf. Die Königin wankte nicht, stützte sich auf Ludwig XIV., dessen Vormünderin sie war und in dessen Namen die Fronde handelte. Das war 1650 der Zustand von Paris, welcher dem Romane zum Grunde liegt. Die darauf gebaute Erzählung berichtet die Abenteuer eines jungen Glückssoldaten, Henri St.-Maur, Anhänger Condé's. Ein Zufall macht ihn zum Beschützer der Königin-Regentin und einer ihrer Damen, Madame du Plessis, einer jungen, reizenden Witwe, um deretwillen St.-Maur sich von Condé ab und der Sache der Königin zuwendet. Eine von der Königin und Mazarin ihm gespielte Büberei bringt ihn zur Fronde zurück. Er wird Geheimschreiber des Retz und vermittelt später Condé's Flucht aus der Festung Vincennes — ein Wagstück, auf welchem der Ausgang des Kampfes zwischen beiden Parteien hauptsächlich beruhte. Die Schilderung desselben ist ebenso vortrefflich wie die des Angriffs auf Paris unter Turenne und des blutigen Gefechts in der Vorstadt St.-Antoine.

An dem dreibändigen Romane „Zoe: the history of two lives", von Geraldine Endsor Dewsbury (London 1845), werden rigorose Moralisten und Orthodoxen mancherlei zu tadeln finden, Jene eine gewisse kecke Vernachlässigung des conventionnellen Decorum, Diese verschiedene ziemlich bestimmt ausgedrückte religiöse Zweifel. Dessenungeachtet ist es ein hübscher, unterhaltender, lesenswerther Roman, voll tiefer Reflexionen über die Ereignisse und Wechselfälle, Gefühle und Leidenschaften, vorherrschenden Ansichten und Herkömmlichkeiten eines unendlich buntscheckigen Dinges — des menschlichen Lebens. Zoe, die Heldin, sagt Sächelchen, die eine Dame der heutigen guten Gesellschaft zwar im Verborgenen thun, aber nimmermehr öffentlich sagen dürfte, ohne mit zweideutigen Blicken betrachtet und hinter ihrem Rücken mit nicht zweideutigen Worten besprochen zu werden. Gleichwol kann es kein fleckenreineres weibliches Geschöpf geben als diese Zoe. Sie ist die aufmerksame, treue Gattin eines bejahrten Mannes, den sie nicht geliebt und jung geheirathet, die zärtliche Mutter ihrer Kinder, eine junge, verführischen Lockungen widerstehende, keinen Makel auf ihren Ruf bringende Witwe. Verläßt sie nun auch der Leser in der Blüte ihres Alters und kann man freilich nicht wissen, was später aus ihr geworden, muß doch von einem Weibe, das solche Prüfungen unversehrt bestanden, mindestens christliche Liebe das Beste hoffen. Die Erzählung schreitet rasch fort. Nirgend lange, ermüdende Details. Eine Reise, ein Diner, eine Liebesscene, ein paar Dutzend Zeilen und die Reise ist beendigt, die Tafel aufgehoben, die Liebesscene gespielt. Frauen können viel daraus lernen, wenn sie wollen, und Männer auch. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 133. —— 13. Mai 1845.

Karl Beck.

(Beschluß aus Nr. 132.)

Aber sonderbar, während diese Anschauung den Dichter abhält, sich in das „rohe Raufen der Partei" zu stürzen, während er es vermeiden will, sich in der „Gereiztheit Nesseln" zu kleiden, führt sie ihn andererseits doch auf einen Weg, der weit abliegt von seinem lyrischen Berufe. Diese Anschauung treibt ihn hinaus über die Grenzen der Poesie und läßt ihn Vorschläge machen, wie das Elend der Welt, welches er geschildert, aufgehoben, wie es gelindert werden könne. Natürlich bleiben solche Vorschläge, die sich bis auf eine specielle Besteuerung

Der Ketten, der Perlen, der Kreuze, der Spangen
Die gleißend am Leibe des Weibes hangen,

erstrecken, eben Phantasien eines Poeten und sie werden keine staatswissenschaftliche Bedeutung ansprechen wollen. Die Wünsche des Dichters erschüttern die bestehende Welt nicht in ihren Grundsäulen, es soll eben das Bestehende selbst die Welt generiren. Z. B.:

Lebendig werde das Gold,
Dann schlägt
Die größte der Stunden!
Du Kaiser, du König,
Und kaufe dem Armen
Sein schwarzes Brot.

Vom Fürstenthrone aus soll das Glück, der Segen verbreitet werden:

Versammle edlere Lauscher
Wie einen herrlichen Ritterorden
An deinem Hofe.
Sie mögen behorchen
Im weiten Lande
Die beichtenden Lippen
Der Armuth.

Ebenso:

Dein Marstall und deine Meute,
Und deine bankettirenden Gesandten,
Sie speisen
An reichern Tischen
Als die Kunst,
Die Weisheit in deinen Landen.

Ferner:

Was deine Söldner kosten
In deinen Casernen,
Wo Vaterlandsliebe
Und Muth gepredigt wird
Mit hochgeschwungener Haselruthe,
Gib das der schlummerlosen Sorge,
Gib das der athemlosen Thätigkeit.

Der Kaiser, der König soll der „Gott" werden, der „plötzliche, rettende Freund" den das verkannte Verdienst im Himmel sucht. Eine arkadische Weltordnung gestaltet sich im Hirn des Poeten, er glaubt unter einem solchen „Gotte" das Glück der Erde begründet und er beginnt nun, ihm in seiner Art praktische Vorschläge zu machen. Der „Gott" soll dem Wucherer keine Adelsbriefe mehr geben, er soll besteuern:

Den goldenen Wagen,
Die dampfenden Teller,
Den prächtigen Keller,
Lakaien und Papageien.
Sein unersättlich Brünsten,
Sein sündhaft Börsenspielen,
Sein ekles Geliebel mit den Künsten
Auf prunkenden Dielen.

Aber der „Gott" soll noch mehr thun. Er soll den Armen ein Weihnachtsfest geben, er soll den müßigen Händen zur Arbeit verhelfen, er soll die Namenstagen der Heiligen abschaffen, er soll den lockenden Buhlen, den Prachtsinn, mit seiner frechen Dirne, der Mode, kreuzigen. Statt großer Dome soll der Gott Krankenhäuser bauen und:

Unzählige Armenhäuser baue!
Aus Steinen mache Brot,
Wie Jesus Christus.

Hat man in diesem Gedichte hier und da communistische Tendenzen wittern wollen, so spricht doch schon diese eine Stelle ganz entschieden gegen eine solche Behauptung. Ein Communismus, der mit „Armenhäusern" zufrieden wäre, ist doch wol eben kein Communismus. Beck ist kein Dichter bestimmter Tendenzen, seine Wünsche sind Phantasien, die mit keinem bestimmten Systeme zusammenhängen, sie beruhen auf Anschauungen, die ein poetischer Moment gebiert und die ebenso wieder mit ihm verschwinden. Während er hier, wie eben angeführt, Alles von den zu „Gott" gewordenen Fürsten und Königen erwartet, ist es bald darauf die „Vereinigung", welche retten und erlösen soll:

Auf, auf,
Und läutet Sturm,
Ihr Glöckner der Zeit!

Auf, auf ihr Herculesse!
Bald sind die Ställe gereinigt,
Die Sümpfe getrocknet,
Bald ist die Hydra getödtet,
Bald ist der Eber
Des Wahns erlegt,
Und lächelnd wallt an ihm
Die Menschheit vorüber,
Und schaut harmlos
Die gläsernen Augen,
Die feiernden Hauer
Des ausgestopften Ungethüms.
Vereinigung, Vereinigung!
So hieß der Geist,
Der schon zu Babel
Die ewigen Thürme bauen wollte —
Vereinigung.

Jenes Vertrauen, welches kurz zuvor auf das „Gottwerden" der Fürsten, der Könige gesetzt wurde, wendet sich hier an die Vereinigung der Menge. Ein niet- und nagelfestes politisches System kann hinter solchen poetischen Phantasien unmöglich verborgen sein. Mögen sie immerhin durchglüht werden von einer allgemeinen Sehnsucht nach Besserwerden und Freiheit, einen politischen Grund, was wir jetzt politisch nennen und was in Herwegh seine hohe politische Verklärung erhalten, haben sie nicht. Wenn wir schon zu Anfang dieses Aufsatzes ein Bedenken trugen, Beck einen politischen Dichter zu nennen, so möchten sich diese Bedenken im Einzelnen überall noch bewährt haben. Die politische Seite der Beck'schen Poesie ist unbestimmt und schwankend. Ihre ganze Kraft und Fülle entfaltet sie erst da, wo es nicht sowol das Allgemeine, als concrete Zustände und Gefühle, Empfindungen darzustellen gilt. Die politische Poesie der Gegenwart will ein festgeschlossenes Bewußtsein. Sie hat den kindlichen Glauben, der sich bei Beck noch vielfach geltend macht, sie hat die keusche Unmittelbarkeit der Seele, welche sich in seinen Gedichten wiederspiegelt, über ihr Wissen und Wollen verloren. Sie ist Partei und sie kann nicht anders sein als behaftet mit allen Einseitigkeiten der Partei, aber sie gewinnt auch alle Stärke derselben. Will Beck in Zukunft eine Stellung als politischer Dichter einnehmen, so wird er sich vor allem Übrigen aus dem Kreise seiner poetischen, aber unbestimmten Anschauungen zu einem festen Bewußtsein über die Zeit durcharbeiten müssen. Schöne Poesien wie die, womit er seine „Auferstehung" schließt, „gold'ne Träume einer freien Zukunft", genügen da nicht, Träume kommen glänzend, aber sie verschweben auch wieder. Die „Auferstehung" war ein politischer Traum, wird Beck erweckt sein zu einem vollen, politischen Bewußtsein und wird ein solches seinen Ausdruck finden in den Poesien, welche wir noch für die Zukunft von ihm erwarten?

Aber weshalb soll Beck sich in den politischen Kampf der Gegensätze stürzen? Weshalb soll er unter den Rädern des Sichelwagens dieser Zeit seine stolzen, poetischen Blumen mühsam schützen? Gönnen wir ihm seinen Standpunkt auch außerhalb des „Raufens der Parteien". Das flammende Siegel seiner Poesie bedarf nicht erst eines politischen Parteiattestes. Seine Ursprünglichkeit müßte verloren gehen im Strudel der Gegensätze und der vielfachen Zweifel, aber eben in ihrer Unmittelbarkeit ist die Kraft der Beck'schen Poesie, eben in ihrer Ursprünglichkeit wird sie von genialen Lichtern durchleuchtet. Selbst in Verirrungen wirkt diese Kraft; die poetische Fülle, der poetische Genius war immer da, es kam eben nur darauf an, die rechte Form, die richtige Gestalt für ihn zu finden. Und wenn sich Beck darüber klar ist, daß seine Poesie nicht im Kreise unbestimmter Allgemeinheiten und im Bemühen, diese durch Bilderpomp allegorisch zu versinnlichen, sondern in der vollen und ursprünglichen Erfassung des concreten Lebens ihre geniale Natur entwickelt, dann wird die Zukunft dieses jungen Dichters sich zu seiner Vergangenheit verhalten wie ein unruhiger Vorsatz zu einem bestimmten, vollendeten Schaffen. 28.

Sechs Vorlesungen über Philosophie der Geschichte von Friedrich Liebe. Wolfenbüttel, Holle. 1844. Gr. 8. 20 Ngr.

Ehe die Menschen dazu kommen, das gerade vor Augen Liegende und Alltägliche für wahr zu halten, schweifen sie in wer weiß welche abenteuerliche Phantasiegebilde aus und suchen darin die Stätte der Wahrheit. Was ihnen die gesunden Sinne bieten, scheint gar zu wenig absonderlich, um ihnen zu behagen; die Philosophie darf nicht so trivial sein, mit dem gemeinen gesunden Menschenverstande übereinzustimmen, was wäre sie denn sonst Großes und Werthvolles! Zuletzt wäre jeder unbefangene Denker eine Art von Philosoph und es gehörte keine Kunst mehr dazu, um solchen Titel zu erwerben. Aber mit dem Worte Philosophie verbinden sich sogleich eine Menge von wunderlichen Vorstellungen. Ein Philosoph, der Augen und Ohren hat wie ein anderer Mensch, ist kein rechter Philosoph; ein solcher darf weder sehen noch hören, noch diesen sinnlichen Anschauungen irgend eine Bedeutung zuschreiben, vielmehr muß er hinter das Sichtbare und Hörbare schauen und was er da nicht sieht noch hört, sind recht eigentlich die Offenbarungen der Philosophie. Er ist darum ein privilegirter Weltenrichter, denn die specifisch-philosophische Wahrheit wohnt und thront nur im Zeit- und Raumlosen und ist ein schroffer Gegensatz gegen alles weltliche Dasein. Freilich sind die Philosophen nicht immer ehrlich genug gewesen, dies offen zu bekennen, sondern haben oft die seltsamsten Schleichwege versucht, um über ein klares und gerades Bekenntniß hinwegzuschlüpfen; aber Ernst ist es ihnen doch nimmer um die Wirklichkeit der Welt und des Lebens gewesen. Behaupten sie auch etwa, daß in der Welt die Wahrheit sei, so ist diese doch nicht vollständig oder vollkommen darin, ist sogar durch die Weise des weltlichen Daseins selbst verhindert, je in ihrer Totalität zu erscheinen, und sucht um deswillen so bald als thunlich sich aus ihm wieder zurückzunehmen, d. h. man will der Sinnenoffenbarung nicht geradezu Alles und Jedes absprechen, aber doch spricht man dem Gedanken allein die Wahrheit zu. Und dies ist vornehmlich das Charakteristicum der Hegel'schen Speculation. In diesen Vorlesungen von Friedrich Liebe, die wesentlich vom speculativen Standpunkte ausgehen, handelt es sich um die Geschichte, aber nicht um die mannichfachen und reichen Begebenheiten, Thaten und Ereignisse unter den verschiedenen Völkern und Staaten, nicht um dieses räumliche und zeitliche Vielerlei, die der rechte und eigentliche Inhalt sind, sondern um gewisse beliebige Gedanken, welche als die ewigen und wahren Wesenheiten der einzelnen Epochen behauptet werden. Als die Urbilder alles Geschehenen in die Einheit eines Systems sich zusammenschließend haben sie ihre

Stätte in einem Himmel der Idee, der wol auf die Erde sich herablassen, aber nimmer in ihr heimisch werden kann: ein Himmel, der inmitten des Daseins seine jenseitige Natur nicht einen Augenblick lang verleugnet. Alles Erscheinende ist bloße Copie, die um ihrer Vielfarbigkeit willen nimmer auf adäquate Weise die unterschiedlichste Gedankeneinheit in sich ausdrücken kann, ist blos eines Moments der Idee theilhaftig, in welchem diese nur einseitig und beschränkt widerscheint, ist mit einem Worte eine blos endliche Form eines Unendlichen. Indem aber in dieses ausschließlich die volle Wahrheit fällt, so liegt die eigentliche Bewegung der Geschichte außer und hinter ihr und somit auch das eigentliche Interesse.

Eine an und für sich zeitlose Idee verschmäht es nicht, in die Form der Zeitlichkeit einzugehen, oder richtiger, sie setzt diese Form als eins ihrer eigenen Momente. Sie, die Ewige, gebiert die Zeit aus sich selbst und wird als darin sich entwickelnd zur Geschichte. Also es ist keine äußere Nothwendigkeit, kein Zwang vorhanden, welcher die Idee in diese ihr durchaus widersprechende Erscheinungsweise hineintreibt, und wie sollte auch das Absolute bezwungen und bewältigt werden können? Es ist eine freie innere Nothwendigkeit des Wesens selbst und die Dialektik soll diese aufweisen. Aber das Unmögliche ist nun einmal doch nicht möglich, und man kann es nun und nimmermehr begreifen, wie der Gedanke dazu komme, in allerfreiester Freiheit sich selbst Gewalt anzuthun, man kann es nun und nimmermehr begreifen, welch innerer Drang in dem Ewigen nach dem Zeitlichen, in dem Raumlosen nach dem Raume stattfinden könne, man kann es nun und nimmermehr begreifen, daß zwischen solchen überhaupt eine Beziehung existire. Denn zwischen Raum und Nichtraum, zwischen Zeit und Nichtzeit gibt es so wenig Mittelglieder als zwischen dem Sein und dem Nichts. Aber der Gedanke ist gegen solchen Widerspruch so völlig gleichgültig, daß er nicht nur im Raume und in der Zeit oder als räumlich und zeitlich erscheinender seine Ewigkeit nicht preisgibt, und in diesen seinen neuen Formen ausschließlich sein Wesen ausbreitet, sondern er bleibt ein ewiger trotz seiner Zeitlichkeit, ein raumloser trotz seiner Räumlichkeit: er ist in und außer der Welt zugleich, ein steter Widerspruch seiner selbst. Natürlich aber sind Zeit und Raum in der Einheit mit ihren Gegensätzen nicht mehr, was sie in Wahrheit und in der That sind: sie vernichten sich darin selbst, und das Thun der Idee, ihrem innern Widerspruche gemäß, ist nur dies, die Formen, die sie setzt, ebenso sehr und sogleich wieder zu zerbrechen. Ihre Wahrheit erreicht sie nicht anders als in der Totalität ihrer gesammten Momente, oder sie ist wesentlich ein Sein, darin sich alle einzelnen Kategorien in eine einzige Allgemeinheit zusammengefaßt haben; Zeit und Raum aber sind Formen, darin die Unterschiede auseinander gehalten werden und als ein Nebeneinander oder Nacheinander erscheinen. Unmöglich also können sie so belassen werden.

Die Welt ist eine Stätte, darin die einzelnen Unterschiede eine selbständige Geltung haben, nicht so sklavisch unter dem Despotismus der ideellen Einheit begriffen sind, daß sie ebenso sehr wieder verschwinden als sie entstehen und überhaupt zu keinem rechten Sein gelangen. Es ist vielmehr die Wirklichkeit ein Ganzes von Einzelgestalten, dessen Zusammenhang diese nicht vernichtet, sondern in ihrer Eigenheit und Freiheit gelten läßt. Aus der Vernichtung des einen Unterschiedenen geht nur wieder ein neues auf, es ist ein fortgesetzter Wechsel, eine dauernde Bewegung, in welcher der Untergang des Einen der Keim und der Wurzelboden eines Andern ist, nimmer aber kommt es zu seinem goldenen Zeitalter, seinem tausendjährigen Reiche bewegungs- und unterschiedsloser Seligkeit, wie es die Idee als eine letzte und höchste Wahrheit fodert. Und gerade darum arbeitet diese an der steten Vernichtung der Welt, ist ein stetes und unaufhörliches Streben, dieselbe aufzuheben; denn sie meint, sich dadurch erst zu ihrer ganzen Freiheit wiederherzustellen; die speculative Geschichtsforschung kann sich nimmer an dem Bestehen irgend einer großen und bedeutungsvollen Bildung der Geschichte erfreuen; von vornherein muß sie den Keim des Todes, das geheime Anzeichen der Fäulniß davon hervorsuchen, aus dem ganzen natürlichen Dasein muß ihr ein schwindsüchtiges Sehnen der Creatur nach dem Nichts hindurchscheinen: denn so lange noch irgend etwas besteht, so lange es noch wirkliche unterschiedene Existenzen gibt, hat die Idee keine Ruhe und keine Rast. Erst auf den Trümmern alles in Zeit und Raum Bestehenden ist der Tummelplatz ihres Wesens. Ist aber ein solches Ziel, da Alles und Jedes zu Nichts geworden und zu Grunde gegangen, etwas absolut Undenkbares, so kann auch die Idee nimmer aufhören, mit dem Unwahren zu ringen und nimmer anfangen, je eine total wahre zu sein. Sie wird immer und immer behaftet sein mit einem Natürlichen, welches ihr widerstreitet, und alles Regieren und Aufheben desselben, alles Versuchen, Das zu bloßen Momenten herabzusetzen, was recht eigentlich wesensvoll ist, hilft zu nichts. Es gehen aus den alten vernichteten nur immer wieder neue zeitliche und räumliche Formen hervor, und die Speculation ist in argem Irrthume, die solch endlosen Processes Ende abzusehen vermeint. Darum aber ist auch die Geschichte nicht fähig, in ein System wie das Hegel'sche aufgenommen zu werden. Denn indem sie die Idee fort und fort an den Wechsel jener Gestalten fesselt, kann sich diese daraus nicht zu jenen vorgeblich ewigen Bildungen erheben, welche daraus doch hervorgehen sollen. Gleichwol unternimmt es der Gedanke und schüttelt ohne Bedenken das zeitliche Dasein von sich ab. Das heißt aber doch wol nichts Anderes als daß die Geschichte ihm recht eigentlich eine Nichtexistenz ist. Denn im andern Falle müßte er in ihm haften. Sein Fortgang aber zu Stätten und Wesenheiten der Zeitlosigkeit ist eine ausdrückliche und unleugbare Nichtigkeitserklärung alles Zeitlichen.

Indem die Geschichte auf diese Weise von der Idee nur gesetzt wird, um sogleich wieder aufgehoben zu werden, so kann man fragen, warum es überhaupt erst eine Geschichte gebe. Es kann doch wol nichts Vergeblicheres und Nutzloseres sein als ein Ding, das nur seiner Vernichtung wegen da ist, und am besten bleibt es überhaupt und von vornherein weg. Eine Nothwendigkeit zu statuiren, die sich so ganz und gar widerspricht, daß sie als Nothwendigkeit des Seins und zugleich als Nothwendigkeit des Nichtseins auftritt, kann doch wol Keinem im Ernste einfallen. Die speculative Nothwendigkeit der Geschichte ist aber in der That keine andere. Es ist geradezu ein höhnisches, frevles Spiel, welches die Philosophie auf diese Weise mit dem Dasein treibt, ein heuchlerisches Beginnen, das weder wagt, ihm völlig abzusagen, noch ihm redlich sich hinzugeben. Es soll also Vernunft in der Geschichte sein und die Hegel'sche Metaphysik weiß sich nicht wenig damit, daß sie in der Welt mehr als blinden Zufall und tolles Ohngefähr anerkennt, aber doch sind Dasein und Vernunft etwas Anderes und Besonderes gegeneinander, und ihre Einigkeit ist so wenig wahr und einig, daß sie vielmehr miteinander nur als ringender Widerspruch erscheinen. Es ist Vernunft in der Geschichte oder die Geschichte selbst ist Vernunft, aber eine Sache, die ebenso sehr unvernünftig als vernünftig ist.

Die Hegel'sche Philosophie beruht wesentlich in der Trennung des Denkens und des Anschauens. Jenes gilt ausschließlich als das Wahre und Berechtigte und Dieses ist von vornherein ein Gefäß der Unreinigkeit, ein Organ des Irrthums. Es ist aber dem Denken nur das Gleiche und Gemeinsame in den Dingen erschlossen und es ist somit unfähig, in der Welt eine Mannichfaltigkeit von Unterschieden wahrzunehmen. Für den Denker, der eben consequent nur denkt, muß Alles und Jedes in eine farblose Allgemeinheit, in einen Gedanken untergehen, den er in seiner äußersten Verallgemeinerung als den Gedanken κατ' ἐξοχην ausspricht. Und ein solcher ist die absolute Idee. Sie ist das Ärmste und Trivialste, das überhaupt gedacht werden kann, das Inhaltloseste und Leerste, aber gerade darum das echte und rechte Ziel des einseitigen Denkens, das nun einmal von einer Sinnenoffenbarung der An-

schauung nichts wissen will. Denn von welchem Punkte der Welt der Gedanke auch ausgehen möge, immer wieder wird er bis zu dieser seiner letzten Leere gelangen, aus der Geschichte, aus der Natur, immer wieder wird er sich in diese seine Freiheit und von der Dunkelheit der Materie noch nicht getrübten Klarheit zurückziehen. Aber gleichwol ist der Mensch auch ein anschauender und dieses Sein, diese Natur des Menschen läßt ihn nicht in solche Selbstgenügsamkeit und reine Selbstbeziehung ganz und gar verfallen. Augen und Ohren und alle übrigen Sinne bringen ihm tagtäglich eine Menge von Anschauungen zu, welche durch ihre Unterschiedlichkeit und Vielfältigkeit in den reinen Gedanken störend einbrechen. Es ist also auf diese Weise ein wirklicher Dualismus in Ich vorhanden und die Nothwendigkeit der Sinnenoffenbarung läßt sich nicht so durchaus von der Hand weisen. Und doch verstößt solche Zweiheit gegen das Gesetz des Denkens, das überall nur eine Einheit und zwar eine unterschiedslose zu erfassen vermag. Es kann also nicht anders, da es sich selbst ausschließlich berechtigt ist, als die Anschauung unter diese Einheit gefangen nehmen und als eine Nothwendigkeit des Gedankens setzen. Die wirklichen Dinge werden zu Schranken, welche die Idee sich setzt, zu Momenten derselben, die ursprünglich und wesentlich in ihr enthalten sind; denn das Denken muß sich als die Einheit und Wahrheit der ganzen Welt bethätigen. Es liegt aber in der Natur der Dinge, daß dieses keinen wahren Ernst mit ihnen machen kann. Die Idee muß das Inadäquate und Incongruente der Anschauung als belästigend und störend empfinden und, sowie sie dieselbe aus ihrer Einheit hervorgehen ließ, ebenso sehr wieder in diese auflösen und verflüchtigen. Von vornherein schon zum bloßen Momente der Idee herabgesetzt und dadurch deren Gesetzen unterworfen, kann sie solchem Thun keinen Widerstand mehr entgegensetzen. Das abstracte Denken hat trotz seines Vorgebens aus sich selbst kein rechtes und innerlich nothwendiges Verhältniß zu den Gegenständen der Anschauung und kann sie demgemäß nur als ein ihm Fremdes und an und für sich Gleichgültiges behandeln. Dies ist der Sinn der Dialektik.

Es könnte nun sein Bewenden dabei haben, den Standpunkt im Allgemeinen bezeichnet zu haben, von dem diese Vorlesungen von Liebe ausgehen. Aber ich weiß nicht, ob ich so viel Autorität für mich in Anspruch nehmen darf, daß mir ein Jeglicher auf meine bloße Versicherung hin glauben sollte, der Verf. sei wirklich gar nichts Weiteres als ein Hegelianer. Nur selten wol sind Menschen von einer überkommenen Ansicht so völlig abhängig, daß sie dieselbe nicht einmal auf eine einigermaßen eigenthümliche Weise zu verarbeiten unternehmen; und von einem Schriftsteller, der ein ganzes Buch schreibt, ist man am allerwenigsten berechtigt, Solches vorauszusetzen. Denn wozu ein Buch, wenn es nichts Neues, gar nichts Neues bringt! Ein Buch soll ein Individuum sein, es tritt in die Bücherwelt als ein solches ein und wird doch nicht etwa auf seinen bloßen Namen das Recht seiner Existenz gründen können. Die Sage aber schon spricht Doppelgängern ein solches ab.

Der Verf. bringt nun zwar hier und da ganz interessante Notizen über die asiatischen Völker bei, welche in Hegel's Philosophie der Geschichte noch nicht enthalten sind, aber das Alles geht doch nur das bloße Material an und dient keineswegs dazu, eine auch nur einigermaßen differente Ansicht zu begründen. Die Gedankenkategorien vielmehr, in denen das wahre Wesen der einzelnen Völker und Epochen begriffen werden soll, sind durchaus die Hegel'schen und man kann etwa nur die Consequenz anerkennen, mit welcher jegliche Abweichung vermieden worden. So gleich über den Orient: „Im Oriente tritt das geistige Princip in seiner Unmittelbarkeit ins Leben und bildet die Organisation der Staaten, ohne daß sein Wesen zum Bewußtsein der Einzelnen käme." Und dann ferner: „In Griechenland ist zunächst nicht mehr ein bloßes Aggregat von bewußtlosen Elementen zu erblicken, sondern der Geist, der diese letztern im Oriente zu Organisationen zusammensetzt, scheint hier schon in die Individuen hinein. Die Wirklichkeit des Allgemeinen ist hier freies Wollen der als bestimmte und berechtigte Persönlichkeiten erscheinenden Individuen; es steht ihnen aber nicht als ein Getrenntes und Gesondertes gegenüber, das nun Gegenstand ihrer Reflexion würde, sondern es ist unmittelbar und so zu sagen unbewußt mit ihnen vereinigt, so wie in einem Kunstwerke sich der Ausdruck des Geistigen mit dem empirischen Stoffe verbindet." — „In der römischen Welt löst sich die Unmittelbarkeit der Einheit des Einzelnen mit dem Allgemeinen auf: das besondere Bewußtsein des Einzelnen und das abstract allgemeine Princip stehen sich schroff und unvermittelt gegenüber." — „Nach der Dialektik des Gedankens erfaßt sich das einzelne Bewußtsein, welches von dem Allgemeinen regiert und aufgehoben ist, in dem Allgemeinen wieder; der besondere Geist erkennt sich als Eins mit dem Allgemeinen, und in dieser Vereinigung liegt die Erlösung und Versöhnung" u. s. w. Wer gerade Hegel's Vorlesungen zur Hand hat, mag Das vergleichen und er wird sich überzeugen, daß Hr. Liebe in der That ein Hegelianer ist und zwar vom reinsten Wasser.

In allen diesen Charakteristiken ist das Gemeinsame enthalten, daß die einzelnen Menschen, wie sie Völker und Staaten bilden, als das eine Moment der Idee erscheinen, dem das andere der Allgemeinheit bald mehr bald minder schroff entgegentritt. Oft als ein gar nicht viel gewußtes, gänzlich fremdes, welches die einzelnen unterjocht und ihre Entwickelung daniederhält. Statt daß also in die Menschen selbst die Werkstätte der Geschichte verlegt werde, sind sie Producte eines außer ihnen Befindlichen; statt daß aus ihnen die Bewegung der Welt hervorgehe, sind sie bloße Moments dieser Bewegung, die etwas Apartes für sich ist. Die Geschichte geht in ganz andern Regionen vor sich, als in der Sphäre des Menschenwesens, und nicht der Orientale selbst ist es, der seine Inhaltslosigkeit und Indifferenz in seinen Staaten und in seinen Religionen niedergelegt und gegenständlich gemacht hat, der Orientale selbst ist es nicht, der die gänzliche Leere seines Innern ausgesprochen und in der Gleichgültigkeit gegen sein Selbst den Despoten möglich macht und erträgt, sondern es ist die Idee, die nun einmal am Orient ihre dialektische Carrière beginnt. Sie nur hat diese Organisationen und Nichtorganisationen geschaffen, sie nur hat die Griechen, die Römer, die Germanen geschaffen, denn Griechen, Römer und Germanen sind an und für sich gar nicht und nur als Momente des absoluten Gedankens oder der Hegel'schen Willkür treten sie in die Geschichte.

W. Friedensburg.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 134. — 14. Mai 1845.

P. F. Aiken's vergleichende Darstellung der Constitution Großbritanniens und der Vereinigten Staaten von Amerika. Bearbeitet von K. J. Clement. Mit einer Vorrede von Franz Baltisch. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Durch den Auflösungsproceß, in welchem in Europa die mittelalterlich-aristokratischen Verhältnisse begriffen sind, hat eine Menge unklarer und sich widersprechender Ideen Raum gewonnen, durch welche eine vernünftige Entwickelung unserer Zustände wahrscheinlich noch lange Zeit hindurch verhindert werden wird. Auf der einen Seite finden wir eine ungemessene Vorliebe für das Schwindende, die sich mit dem ganzen Gewichte des Vornehmen, Legitimen und einer wohlgelittenen Besonnenheit geltend macht, besonders am Positiven festhält, ungeachtet dieses Positive wie Schnee unter den Händen schmilzt, und der genauern Nachfrage nach ihren Principien, die am Ende nur in Interessen, Liebhabereien und Charakterschwächen zu finden sein möchten, durch Denunciationen und politische Verketzerungen ausweicht. Auf der andern Seite sehen wir dagegen ein tiefes Misbehagen an unsern Zuständen, einen Drang nach Neuerungen, bei denen es zunächst blos auf Destruiren ankäme, und als die gepriesene Mitte zwischen beiden Combinations- und Vermittelungsversuchen, die nichts im Principe scharf und entschieden gutheißen oder verwerfen, sondern als letztes Ziel nur ein Gleichgewicht unter streitenden Elementen, also die resultatlose Verlängerung eines Kampfes vor Augen haben.

In diesem trüben Wirrwar kann nichts ersprießlicher sein, als aus dem ganzen Ideenkreise, in welchem man sich bewegt, geradezu herauszugehen und denselben mit einem durchaus verschiedenen und, wenn auch nicht schlechthin bessern, doch wenigstens klaren und principfesten Ideenkreise zu vergleichen. Aus diesem Grunde ist gerade eine Parallele der amerikanischen Verfassung mit den Verfassungszuständen im alten Europa äußerst lehrreich, indem dadurch die beiden Grundprincipien aller Verfassungspolitik scharf und entschieden einander gegenübergestellt und die Einflüsse von Vermittelungsversuchen zwischen beiden, welche diese Verschiedenheit weniger aufheben als verdecken, beseitigt werden müssen. Um diese Principien gleich jetzt zu bezeichnen, so ist das erste, in Europa geltende, das des Privatrechtlichen, das zweite das Princip des Öffentlichrechtlichen. In der langen Geschichte, die Europa durchgemacht hat, stellt sich ein ganz allmäliger Übergang aus dem ersten in das zweite dar, ein Übergang, der bis jetzt nur den Gegensatz beider recht deutlich gemacht hat und von seiner Vollendung vielleicht noch um Jahrhunderte entfernt ist. In rohen und primitiven Zuständen, wo man weder den Begriff wahrer Freiheit noch Besorgniß vor ihrem Verluste hat, vermischen sich äußere Glücksgüter und politische Macht so, daß diese als Folge der erstern, und bald ebenso wie diese nur als ein privatrechtliches Besitzthum, als etwas dem Besitzer Wohlerworbenes, nur seinem Wohlsein Dienendes angesehen werden. Natürlich, daß man die Glücksgüter und die politischen Vorrechte, die auf solche Weise auch eben nur Glücksgüter und keine zum Wohle der Gesammtheit zu übende Pflichten sind, in den einmal glücklichen Familien zu befestigen suchte, sodaß sich durch die Jahrhunderte hindurch bestimmte Familien zum Bessern und Edlern, zum arbeitlosen Verzehren und Befehlen, die minder Glücklichen aber zum Arbeiten, zum Gehorchen und zu einer untergeordneten Stellung gewöhnen. Daher Erblichkeit der politischen Rechte, Erbadel mit unveräußerlichen Gütern, und die, historisch richtig, auf Grundherrlichkeit und Patrimonialität gestützte Fürstenwürde, im Sinne eines einer bestimmten Familie als wohlerworbenes Privatrecht zustehenden Glücksgutes, das sie zu ihren Privatzwecken hat und von dessen Verwendung sie Niemandem Rechenschaft schuldig ist. In seiner vollen Consequenz führt dieses Princip zu unabsehbarem Unglücke: man hat es daher in der Anwendung gemildert, insofern von der einen Seite mit dem Privatrechte eine providentielle Mission zur Beglückung der Menschen als verbunden, und von der andern das Privatinteresse als mit dem Gesammtinteresse nicht nur verträglich, sondern sogar als demselben förderlich betrachtet werden durfte. Nach dem andern Principe ist die öffentliche Macht nie ein Privatbesitzthum, sondern immer eine nur im Gesammtinteresse zu übende Pflicht: man vererbt sie daher nicht wie ein Besitzthum, sondern erwirbt sie nur wie ein Amt, sie steht nicht schlechthin, als Recht des Berechtigten, sondern vermöge des Gesammtwillens, vermöge der

Verfassung zu, sie wird nicht zu Privatzwecken, sondern nur zu allgemeinen Zwecken geübt.

Es ist unmöglich, ohne scharfe Trennung beider Principien die Entwickelung der modernen Politik richtig aufzufassen, und deshalb ist eine Vergleichung der amerikanischen Verfassung, in welcher das zweite Princip rein und consequent durchgeführt ist, mit den europäischen Verfassungen und ganz besonders mit der englischen Verfassung lehrreich. In Europa hatte durchgängig das erste Princip gegolten, bis mit der ersten französischen Revolution das zweite sich geltend zu machen anfing, welches man seltsamerweise in der englischen Verfassung, die man für eine freie hielt, weil in England allerdings Unterthanen eine Stimme hatten, zu erblicken glaubte. Seitdem hat man auf dem Continente die englische Verfassung bei dem durch die französische Revolution begonnenen Fortschritte als Muster und Vorbild angesehen, obgleich gerade von England aus dieser Fortschritt mit der größten Ausdauer bekämpft und in neuester Zeit hin und wieder eine ganz besondere Vorliebe für englische Institutionen an solchen Orten geäußert ist, wo man einer Entwickelung der öffentlichen Zustände im Sinne des zweiten jener beiden Principien in hohem Grade abgeneigt sein möchte. Dieses zweite Princip kann sich nur als Gegensatz gegen das historisch Gegebene und als Resultat des Vernunftrechts geltend machen: in keiner Verfassung ist aber der Charakter des Positiven und Historischen so scharf hervortretend wie in der englischen. Das Privatrechtliche verhält sich hierzu dann so, daß, während dasselbe auf dem Continente in wenige Hände concentrirt und als Vorrecht gegen die Gesammtheit geltend gemacht, endlich aber durch den Charakter des Öffentlichrechtlichen in den Staatseinrichtungen theilweise verdrängt ist, es in England schon früh eine bedeutende Ausdehnung erhielt, sich der ganzen Verfassung bemeisterte, und auch die allgemeinen Interessen — während auf dem Continente blos specielle Privatinteressen gelten — mit umfaßte, ohne daß sein eigentlicher Charakter verloren gegangen, oder, bis auf die Reformbill, wesentlich beeinträchtigt wäre.

Nach dem Bemerkten muß die oben bezeichnete Vergleichung der englischen und amerikanischen Verfassung eine ganz besondere Theilnahme um so mehr erwecken, als darin dem Principe des amerikanischen Staatsrechts die specifisch englischen Staatsansichten auf das entschiedenste gegenübergestellt werden. Dieser Umstand bildet sogar das Hauptinteresse des Buchs, in welchem man eben nur den englischen Standpunkt, dessen Einseitigkeit der Herausgeber Clement in den Noten sehr oft hervorhebt, vertreten findet. Um diesen Standpunkt, der allen Notabilitäten unter den englischen Politikern gemeinsam ist, näher zu bezeichnen, ist zunächst darauf aufmerksam zu machen, daß in England die geistigen Regungen durch Philosophie, welche im vorigen Jahrhunderte den Continent bewegten, überhaupt nicht eingedrungen sind. David Hume, der letzte nennenswerthe englische Philosoph, hatte mit dem Satze geschlossen, daß eine über die empirische Gewißheit hinausreichende theoretische Erkenntniß nicht möglich sei, und damit langte man am Ende vor einem derben Empirismus an, der sich an das Historische, Positive und Materielle hält, sich gegen alle Speculation sorgfältig abschließt, und zu philosophiren meint, wenn er sich auf altkluge Weise in den landläufigsten Kategorien der ordinairen Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit herumtreibt. Demnach weiß man von einer Theorie allgemein menschlicher Rechte, von einer a priori vorhandenen Nothwendigkeit vernünftiger Zustände nichts, die englische Freiheit und das Vortreffliche der Verfassung hat mit solcher Nothwendigkeit nichts zu thun und stützt sich ganz allein auf die einzelnen Urkunden, welche die Grundlage der Verfassung bilden. Hätte man diese nicht, so hätte man auch kein Recht auf Freiheit. Ganz consequent spricht daher die englische Ansicht, die sich bei Burke am schärfsten ausgeprägt findet, Völkern, welche diese Urkunden nicht haben, das Recht auf vernünftige Zustände ab, indem sie sich mit dem Alten begnügen, der englischen Vorliebe für das Alte folgen und sich vor dem Abschaffen des alten Unfugs hüten müßten. Daß man aber das Alte, und namentlich die Verfassung werthhält, beruht auf einem sehr achtungswerthen Nationalgefühl, auf der Erfahrung, daß man wenigstens den Erniedrigungen, welchen am Ende die Völker des Continents ausgesetzt wurden, nie verfallen ist, und einer Stetigkeit und Beharrlichkeit des Charakters, welche sich gegen Voltairianismus und Aufklärung abzuschließen gewußt hat. Die Verfassung selbst denkt man sich nach jener empirischen Auffassungsweise als eine Maschine, die freilich nichts taugen mag, aber doch gut arbeitet, und deren regelmäßiger Gang auf einem Gleichgewichte der einander gegenübergestellten und sich gegenseitig vor Excessen bewahrenden Kräfte beruht. Als Motive für die Bewegung dieser Kräfte erkennt man das allerrudeste Interesse an: schon längst hat man eingestanden, daß in politischen Dingen every man ought to be supposed a knave, und in neuerer Zeit hat Lord Brougham ganz offen erklärt, daß nichts falscher sei als bei den politischen Parteien an Principien zu denken, da diese blos vorgeschützt würden, und das eigentliche Motiv immer nur das ganz rohe Interesse sei. Daneben ist man fest überzeugt, daß die Verfassung das Werk der tiefsten Weisheit sei, welche Alles so glücklich abgemessen, man spricht immer von: unserer beglückenden Verfassung, und zeigt neben einer auffallenden Seichtigkeit und Oberflächlichkeit in den Principien eine erstaunliche Fertigkeit des Raisonnements im Sinne der alten Vorurtheile. Nichts scheint dem Publicisten des Continents beim Studium der englischen Staatsrechtlehrer auffallender als die Kunst, mit welcher am Ende der augenfälligste Misbrauch damit gerechtfertigt wird, daß alles Dieses ein Stück der beglückenden, so weise ausgedachten und so bewährten Verfassung, und nichts gefährlicher sei als ein Ändern und Modificiren dieses so kunstvollen und vortrefflichen Mechanismus. Die bloße Idee einer neuen Verfassung, sagt Burke, ist im Stande,

einem wahren Briten mit Ekel und Abscheu zu erfüllen. Nie ist Blackstone beredter, als wo er eine alte Unbequemlichkeit erkennt, aber ermahnt, sie sich gefallen zu lassen. Das alte, zum Theil aus dem Lehnwesen herstammende System der gerichtlichen Klagen muß er nothwendig für ein zu den Bedürnissen der Zeit nicht mehr passendes Chaos voll unnützen Wustes erklären: aber man soll es doch beibehalten, und sich, in heiliger Scheu vor aller Reform, mit den Milderungen begnügen, welche die Praxis allmälig einführte. Unser Klagensystem, schließt er, gleicht einem alten gothischen Schlosse, erbaut in den Tagen des Ritterthums und für den Gebrauch der Gegenwart eingerichtet. Die alten Wälle, Thürme und Hallen sind prächtig und ehrwürdig, aber unnütz, und deshalb verfallen. Die innern Gemächer aber, für den täglichen Gebrauch eingerichtet, are cheerful and commodious. Letzteres ist eine arge Beschönigung, denn der englische Civilproceß ist ein solches Labyrinth, daß es kaum noch einen Juristen geben soll, der den Windungen und Irrgängen eines Eigenthumsprocesses zu folgen vermag. So ist denn das: nolumus mutari leges angliae zum Principe der englischen Staatsansicht geworden, und da wir von Lord Brougham wissen, daß die Principien blos Redensarten und die Interessen das Wahre sind, so werden wir auch glauben dürfen, daß die englische Landaristokratie im Bunde mit Klerus und Juristen blos deshalb am Alten festhält und jeder auch unbedeutend scheinenden Reform principmäßig widerstrebt, weil sie ihren Vortheil dabei findet.

Jenes nolumus mutari leges angliae ist auch der Wahlspruch unsers Verf. (S. 125) und in diesem Fundamentalsatze der englischen Staatsweisheit liegt der Schlüssel zu allen übrigen ganz im Sinne Burke's gehaltenen Erörterungen für die englische und gegen die amerikanische Verfassung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Frondheim. Ein historisch-romantisches Gemälde aus dem vorigen Jahrhunderte von F. J. Zumbach. Hamburg, Kittler. 1844. 8. 1 Thlr.

Eine Erzählung voll unwahrscheinlicher Verwickelungen: von vertauschten Kindern und verführten Jungfrauen, von einem verbrecherischen Grafen, der seinen Zwillingsbruder im unterirdischen Kerker schmachten läßt, und noch andern nicht weniger tragischen Begebenheiten. Der Schauplatz des Romans ist der Spessart, es hätte aber ebenso gut ein anderes Gebirg sein können, das Local macht seine Rechte nicht geltend. Der Roman ist überhaupt wie von zwei verschiedenen Autoren vorgetragen; die erste Hälfte umständlich, mit Details und Reflexionen erzählt, wenn auch nicht mit Sorgfalt und gewählten Ausdrücken; die andere Hälfte ist gedrängt und schnell abgethan, wie wenn Jemand den Inhalt eines zwei- oder dreitheiligen Romans in einer halben Stunde erzählen wollte; die Ereignisse jagen dem Ende zu, welches Ref. sehr erwünscht kam.

2. Die Thugs, oder indischer Fanatismus. Historischer Roman von Karl Rößler. Zwei Theile. Altenburg, Schnuphase. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. hatte sehr recht, uns in der Vorrede mit seinen frühern Werken bekannt zu machen: „Die Nemesis" im „Preußischen Volksfreund", „Der größte Betrüger" und „Bruchstücke aus dem Leben eines Kraftgenies" im „Kometen", und noch andere in den „Ronneburger Blättern" abgedruckte Artikel sind von ihm. Er führt auch einige günstige Kritiken über seine frühern Werke an, und scheint sehr wohl zu wissen, wie bestechlich das Urtheil der Recensenten heutzutage ist und wie leicht eine günstige oder ungünstige Stimmung beim Lesen des Buchs bei der Kritik desselben entscheidet. Ref. würde indeß auch ohne diese Vorsichtsmaßregel dem vorliegenden Werkchen sein Lob gezollt haben; es zeugt von braven Studien indischer Sitten und Gebräuche, und reiht die verschiedenen Lebensbilder jener Zone mit großer Geschicklichkeit aneinander. Die Schilderung der Naturscenen ist sehr gelungen, auch treten einzelne Charaktere, sowol unter den Engländern als den Eingeborenen, vortheilhaft heraus; Löwen, Tiger, Schakal gehören wie billig unter die handelnden Personen; der Gottesdienst der Allmutter Kali, jener Schußgöttin der Thugs, wird mit allen sich darauf beziehenden Sagen und Gebräuchen dem Leser dargestellt; er lernt den indischen Fanatismus in seiner ganzen Scheußlichkeit kennen. Die Liebesgeschichte, welche ein europäischer Faden bildet, an dem die indischen Bilder gleichsam als Perlen angereiht werden, ist unbedeutend und farblos; sie verdankt dem Localinteresse den einzigen Reiz.

3. Lebenswirren aus Gegenwart und Vergangenheit. Erzählungen vom Verfasser des Romans „Heliodora". Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1845. 8. 2 Thlr. 11¼ Ngr.

Ref. empfindet durchaus kein Bedauern, den frühern Roman des Verf. nicht gelesen zu haben; die vorliegenden Novellen sind ihm sauer genug geworden. Wie lang, wie breit, wie ganz ohne Genie und Talent geschrieben sind sie! Die erste, „Der wandernde Maler", konnte Ref. kaum zu Ende bringen: eine Unzahl von Gesprächen wird aneinander gereiht, und die Geschichte des Romans schreitet so langsam vorwärts, daß der Leser die Geduld verliert, ein Beweis, wie wenig interessant die einzelnen Unterhaltungen sind.

4. Vom Borne der Zeiten. Novellen von Bernd von Guseck. Zwei Bände. Berlin, v. Puttkammer. 1844. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Diese Novellen erschienen dem Ref. als von eigenthümlicher Art, er möchte sie als Ereignißnovellen bezeichnen. Der Verf. hat ein sehr ausgebildetes Erfindungsvermögen und versteht Begebenheiten zu erschaffen und aneinander zu passen. Kunst wendet er nicht viel daran; weder liegt ihm an einer feinen Schattirung und Charakteristik, noch an einer genauen Localfärbung; mit Reflexionen und philosophischen Ansichten gibt er sich auch nicht ab — und dennoch sind seine Erzählungen unterhaltend. Bald haben wir es mit den Tscherkessen, bald mit Tempelrittern zu thun, bald befinden wir uns in dem einen Welttheil, bald in dem andern; wir sehen unsern Helden beständig in Gefahren und den Gefahren entkommend; es folgt in der Handlung Schlag auf Schlag. Ref. will nun nicht gerade behaupten, daß der Leser alles Beschriebene zu sehen meint — nein, dazu ist die Schilderung nicht lebhaft genug —, aber er hört erzählen und horcht auf, läßt sich spannen, folgt aufmerksam dem Faden der Geschichte; er fühlt zwar nicht Herzklopfen, doch will er gern das Ende wissen, weniger seine Theilnahme als seine Neugierde wird rege, und er läßt sich herzlich gern das Erzählen gefallen; es vertreibt ihm lange Abende und müßige Stunden.

5. Novellen und Erzählungen von Therese von Megerle. Drei Theile. Presburg, Schaib. 1845. Gr. 12. 3 Thlr.

Dreizehn recht unterhaltende Novellen liefern die drei Bände; sie sind voll Leben und Handlung, spielen in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten und geben die Local- und Zeitfärbung jedesmal so treu als es in einer kurzen Novelle geschehen kann. Oft ist der Faden der Erzählung künstlich verschlungen, und dem Leser werden Überraschungen berei-

ker. Ref. hat alle mit gleichem Vergnügen gelesen. Die „Jüdin von Cordova" und die „Bewohner vom Schlosse Pont de Cé" sprachen ihn am meisten an. Die erste spielt in Spanien unter Alfons XI., König von Castilien und Leon; die maurischen, heidnischen und christlichen Sitten jener Zeit bilden eine farbige Mosaik, auf welcher die edle Jüdin in Großmuth, Liebe und Unglück als eine schöne Gestalt heraustritt. Die zweite der genannten Novellen versetzt in die Zeit der französischen Revolution und ist reich ausgeschmückt mit Bildern des Emigrantenlebens und den furchtbaren Folgen jener Greuel.

6. Der Vergeltung Walten. Erzählungen aus dem Leben geheimer Verbrecher. Aus dem Holländischen von Theodor Gräpel. Zwei Bände. Leipzig, Wöller. 1845. 8. 1 Thlr.

Man sollte doch glauben, es würden in deutschen Originalen schon lange und langweilige Erzählungen genug geschrieben und gedruckt, und man brauchte nicht noch durch Übersetzung solche Waare ins Land und in die Literatur zu bringen. Vorliegende Erzählungen haben trotz der vielversprechenden Titel kein anderes Interesse als das, welches gewöhnliche Mord- und Raubverbrechen einflößen. Fälle, welche bei jedem Criminal und jeder Jury vorkommen, werden in einer weder für den Criminalisten noch für den Psychologen anziehenden Weise erzählt; der Versuch, auf romantische Weise vorzutragen, ist mislungen und macht die Sache breit und langweilig, da eine Menge nicht zur Geschichte gehörender Details, welche an und für sich kein Interesse haben, angeführt werden. „Die Zigeunerin" ist die Novelle, welche den ganzen ersten Theil einnimmt, sie hat den meisten romantischen Stoff, doch ist er ohne Talent verarbeitet.

7. Die Rückkehr ins Vaterhaus von St. Kelly. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1844. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vorliegender Roman ist der beste, den wir noch von dieser Feder gelesen haben; er ist hübsch erzählt, gut angelegt, sorgsam aus- und durchgeführt. Die handelnden Personen sind schön ausgestattet, die Verhältnisse und Begebenheiten auf nicht ganz unnatürliche Weise verschlungen; manche hübsche Reflexion ist eingestreut. Wir können den Roman mit gutem Gewissen als einen gelungenen loben.

8. Liebe. Ein Roman von Charlotte Bury. Aus dem Englischen von Karl Gerold. Zwei Theile. Wien, Gerold. 1844. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein wirklich echter Liebesroman. Er führt das Shakspeare entlehnte Motto: Was ist die Liebe?

> Kummer und Schmerzen, Seufzer und Thränen,
> Treu' und Ergebung, ewiges Sehnen,
> Tugend und Unschuld, Demuth und Pflicht,
> Bis auch das Herz im Busen bricht,
> Das ist die Liebe.

Ein Liebesroman findet nun in der Regel ein kleines Publicum, denn die Liebesgeschichte gleicht einer Seifenblase, welche bei Berührung des kalten Verstandes zerplatzt. Wer weiß denn zu sagen, was die Liebe ist? Dem Einen ist sie ein Gespenst, dem Andern ein anmuthiges Märchen, dem Einen Ambrosia, dem Andern Hausmannskost, die Jugend hält sie für Champagnerschaum, das Alter für die Hefe des Lebens, welche nur zuweilen eine angenehme Gährung hervorbringt. Wie wenige mögen jetzt im 19. Jahrhundert noch von Liebe lesen; die Männer gar nicht, denn diese finden sich viel schneller im Labyrinth der Liebe zurecht, da ihr Ariadnefaden meist aus ziemlich grobem Material gewoben ist; die alten Frauen lesen auch nicht mehr gern von Liebe — nur die Jugend will noch davon hören, und für die liebe Jugend ist auch der vorliegende Roman der Lady Charlotte Bury geschrieben. Er eignet sich wie beinahe alle englischen Romane zum Vorlesen am Familientisch; er ist gewürzt mit hübschen Schilderungen, wohldurchdachten Reflexionen, und ein echt weibliches Princip, der Duft einer höhern Frauenbildung, ist auf jeder Seite zu fühlen und zu gewahren. Auch ist die Übersetzung recht brav, mancher Übersetzer könnte sich ein Beispiel daran nehmen. Ref. schätzt nun eine gute Übersetzung eines guten Buchs ebenso hoch als ein Originalwerk, und das vorliegende preist er der Lesewelt freudig an. 46.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Kunst in München.

Michiels, Fortoul und einige andere Franzosen, welche über die deutsche Kunst geschrieben haben, berücksichtigen immer vorzugsweise München, das ihnen der Centralpunkt der Kunst in Deutschland dünkt. Seltener, daß ein flüchtiger Tourist des Auslands auch einmal Notiz nimmt von den künstlerischen Bestrebungen des Nordens. St.-Marc Girardin, der sich durch seine phrasenkräuselnde Kunst den Weg zum Ministerium gebahnt hat, weiß dies in eine Formel zu fassen, wenn er in seinem flüchtigen Reiseberichte sagt: „Im Norden Deutschlands denkt, in München baut man." Vor kurzem haben wir eine neue kleine Schrift erhalten, in der aufs neue für die Hauptstadt Baierns der Name eines deutschen Athen in Anspruch genommen wird. Dieses Werkchen, auf das wir hier aufmerksam machen wollen, führt den Titel „Souvenirs d'un voyage à Munich; ou description des principaux monuments de la ville nouvelle", von A. L. Lusson. Der Verf. ist Architekt und nimmt deshalb auch vorzüglich auf die öffentlichen Bauwerke Rücksicht. Nirgend scheint ihm eine größere Vereinigung prachtvoller Bauten, nirgend ein tieferes, wahreres Verständniß der alten Architektur als in München. Weniger befriedigt scheint Lusson von Dem, was in Bezug auf die Malerei in Baiern neuerdings geleistet ist. Indessen erklärt er sich hier für weniger competent und dann ist er weit entfernt, das Verdienst eines Cornelius und anderer Meister schmälern zu wollen. Überall spricht sich in dieser Schrift die innigste Bewunderung für die kunstsinnigen Bestrebungen des Königs von Baiern aus.

Ursprung der Slawen.

Seit einiger Zeit sind eine Reihe mehr oder weniger interessanter Werke in Frankreich über die geographischen, statistischen und historischen Verhältnisse des Slawenthums erschienen, an denen man wahrnehmen kann, daß das Interesse Frankreichs auf Rußland und die Slawen überhaupt gerichtet ist. Unter den diesen Gegenstand behandelnden Büchern und Broschüren, welche die letzten Monate gebracht haben, bemerken wir eine kleine Abhandlung, betitelt „Des Slaves et des Russes", von M. P. Demidoff. In dieser Flugschrift von geringem Umfange, die mehr um ihres Verfassers als um ihres eigenen Gehaltes willen bemerkt zu werden verdient, wird eigentlich nur der Ursprung der Russen und der Slawen überhaupt besprochen. Der Verf. macht die Ansicht geltend, daß die slawische Nation von den Sueven des Tacitus abstamme. Er nimmt zugleich nicht blos an, daß sein Volk theilgenommen habe an der Verheerung Roms, sondern er beansprucht sogar für dasselbe den größten und bedeutendsten Antheil an der Zertrümmerung der römischen Herrschaft. Gelegentlich wird auch die Behauptung aufgestellt, daß die Schweiz von Slawen bevölkert worden sei. Mit Recht bemerkt ein geistreicher Kritiker, welcher in einem französischen Blatte diese und ähnliche Ansichten bezweifelt: „es wäre seltsam zu sehen, wie die Russen, nachdem sie die Civilisation und die Freiheit über das übrige Europa verbreitet, für sich selbst die Sklaverei und Barbarei behalten hätten". 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 135. — 15. Mai 1845.

H. F. Aiken's vergleichende Darstellung der Constitution Großbritanniens und der Vereinigten Staaten von Amerika. Bearbeitet von K. J. Clement.

(Fortsetzung aus Nr. 134.)

Was nun das Einzelne betrifft, so setzt der erste Abschnitt die historischen Elemente und Bedingungen auseinander, welche man bei der Einrichtung der amerikanischen Verfassung vorfand. Mit Recht wird es hervorgehoben, daß (im Gegensatze mit Südamerika, wo die europäischen Einwanderer nur erobern und plündern wollten) Nordamerika von fleißigen, verhältnißmäßig gebildeten Colonisten, zum großen Theile Puritanern, bevölkert worden ist, und also im Geiste seiner Bevölkerung eine Garantie für die Erreichung eines vernünftigen Zustandes hatte. Als man nach der Trennung von England die öffentlichen Einrichtungen zu ordnen hatte, entbehrte man einer Menge Elemente, welche in Europa vorhanden waren. Man hatte keine Dynastie, welche die Krone mit Macht und Einkünften als ein Familiengut besaß, man hatte keine erbliche Aristokratie, welcher politische Vorrechte als Glücksgüter zuständig waren, man hatte keine Flecken mit Wahlrechten, welche zu Handelsgegenständen geworden waren, keine Vorzugsrechte vornehmer Familien auf einträgliche Stellen, und keine Sinecuren und unnützen Pfründen als Stücke der beglückenden Verfassung. Es war also erklärlich, daß man diesen Vortheil benutzte, und die englische Verfassung, mit Ausnahme und nach Abzug aller dieser Dinge, annahm, und sie in den Einzelheiten auf den vorhandenen Bund souveräiner Staaten mit den durch dieses letztere Verhältniß gebotenen Modificationen übertrug. So trat das Princip des Öffentlichrechtlichen rein und ungetrübt von dem europäischen Principe privatrechtlicher Zuständigkeit öffentlicher Functionen hervor. Die Errichtung einer Monarchie stand mit diesem Principe an sich im Widerspruche, da diese Regierungsform ohne eine erbliche Staatsmacht, wenigstens einer Familie, nicht zu denken ist. Außerdem hatte man aber zur Zeit, wo die Verfassung entstand, sehr naheliegende und einfache Gründe dagegen. Die amerikanischen Staatsmänner sahen, daß in Europa die Volksinteressen durch dynastische und Hofinteressen in den Hintergrund gedrängt und an manchen Orten ganz vernichtet waren. War dies nun gleich in England nicht der Fall, und beruhte nach der englischen Staatslehre die Weisheit der Verfassung eben darauf, daß die dynastischen Interessen durch das Gegengewicht der übrigen gezügelt wurden, so war dies doch immer ein Conflict, und die ganze Weisheit führte nur dazu, diesen Conflict ewig zu machen, und ein Resultat zu verhüten. Man konnte also fragen, ob es klug sei, sich einen ewigen Conflict zu schaffen und ob — wozu die Betrachtung der übrigen Monarchien führt — man weise handle, weil in einem besondern Falle von zwei sich umschlingenden Pflanzen die eine die andere nicht getödtet habe, an den neu gepflanzten Schößling sogleich eine ihn umschlingende Pflanze zu setzen. Hiernach muß man dem Verf. zugeben, daß die amerikanische Verfassung ein legislatives Experiment sei, aber behaupten, daß das Schaffen einer Monarchie ebenfalls ein Experiment, und vielleicht ein noch bedenklicheres gewesen sein würde; man muß ihm einräumen, daß die amerikanische Verfassung, bei deren Gründung alle vorhin bezeichneten Elemente des Privatrechtlichen fehlten, nicht für England paßt, aber behaupten, daß aus demselben Grunde die englische Verfassung auch nicht für Nordamerika paßte. Überhaupt kommt es bei der Frage von der Möglichkeit republikanischer Verfassungen für Europa gar nicht so sehr auf Zweckmäßigkeitsgründe an. Es kann deshalb nie die Frage sein, ob man diese Verfassungsform für gut halte, und sich entschließen wolle, sie einzuführen, weil die Elemente der privatrechtlichen Zuständigkeit politischer Rechte bei uns einmal existiren und fest begründet sind. Sie zu vernichten oder in sich verfallen und verrotten zu lassen, wie sie es in Frankreich vor der ersten Revolution waren, liegt ganz außerhalb der Macht einzelner Menschen und ist nur durch den Lauf der Geschichte möglich. Geschieht es aber auf dem Wege historischer Entwickelung, so löst sich die Sache ganz von selbst: man hat nicht willkürlich abgeschafft, um neu einzurichten, sondern das eine Princip ist verloren gegangen und man hat deshalb das zweite zu ergreifen.

Das zweite Capitel schildert die nordamerikanischen Provinzialeinrichtungen. Diese sind den englischen darin ähnlich, daß örtliche Angelegenheiten Gegenstände einer völlig selbständigen Communalverwaltung sind. Was

dann die Unionsstaaten betrifft, so hat jeder von ihnen einen Senat und ein Repräsentantenhaus, beide vom Volke gewählt, und einen mit der vollziehenden Gewalt bekleideten Gouverneur, der auf ein oder zwei Jahre gleichfalls vom Volke gewählt wird. Daneben bilden aber die einzelnen Staaten die Union, an deren Spitze der Congreß und der Präsident stehen. Der Congreß zerfällt in den Senat und das Repräsentantenhaus, von denen jener keineswegs aristokratische Interessen, sondern das Princip der Staatensouverainetät, dieses aber das Princip der Nationalität und Einheit der Union vertritt. Die Mitglieder des Senats werden nämlich nicht direct vom Volke, sondern von den legislativen Versammlungen der einzelnen Staaten — jeder Staat ernennt zwei und auf sechs Jahre — gewählt, das Haus der Repräsentanten wird aber vom Volke, sodaß auf 48,000 Seelen ein Repräsentant kommt, gewählt. Der Congreß hat die allgemeinen Angelegenheiten zu ordnen, er kann Abgaben ausschreiben, nimmt Geld auf den Credit der Vereinigten Staaten auf, ordnet die indirecten Abgaben und die Handelsverhältnisse mit dem Auslande, entscheidet über Krieg und Frieden u. s. w. Der Präsident endlich wird nicht direct vom Volke, sondern von Wahlcollegien ernannt, zu welchen jeder Staat ebenso viel Wähler stellt, als er Senatoren und Deputirte in den Congreß sendet. Seine Ernennung geschieht auf vier Jahre. Bei diesen vom Verf. näher beschriebenen Einrichtungen ist eigentlich von keiner Vergleichung mit englischen Einrichtungen die Rede: die Amerikaner sind jener Arbeit des Balancirens aristokratischer Interessen (d. i. der Ansprüche einer erblichen Classe, selbst ohne alles eigene Verdienst ihrer Mitglieder auf Kosten der Gesammtheit große Vortheile zu genießen) mit demokratischen und dynastischen Bestrebungen ganz überhoben, und die bei ihrer Verfassung zu lösende Aufgabe bestand nicht in dem Unschädlichmachen von vornherein für schädlich gehaltener Elemente durch weise Mischung mit andern, sondern in der Verbindung des föderalen Princips, nach welchem die einzelnen verbundenen Staaten selbständig sind, mit dem nationalen, nach welchem das Ganze dennoch eine Einheit bildet. Diese Aufgabe ist nach dem Urtheile der bewährtesten Publicisten durch die angegebene Einrichtung auf das glücklichste gelöst: die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten ist keineswegs aufgehoben, über ihnen existirt aber eine Nationalregierung, welche sich mit ihren Maßregeln nicht an die einzelnen Bundesregierungen, sondern direct an die einzelnen Unterthanen wendet. Hiermit ist das Beispiel der Möglichkeit einer republikanischen Verfassung für einen großen Staat gegeben. Was über die Dauer und Haltbarkeit dieser Verfassung gesagt zu werden pflegt, ist viel zu sehr Conjectur und von eingewurzelten europäischen Vorstellungen zu abhängig, als daß man bedeutendes Gewicht darauf legen könnte. Gegen den Übergang in eine monarchische oder aristokratische Form scheint im Geiste des Volks ein starkes Gegengewicht zu liegen, und was die Gefahr einer Zersplitterung der Union betrifft, so ist freilich richtig, daß die Centralgewalt eine executive Macht, um jeden Versuch einer Lossagung gewaltsam zu hintertreiben, nicht hat. Die Gefahr eines innern Zwiespalts wird indeß mit dem immer lebendiger werdenden Erkennen des Werths der amerikanischen Einrichtungen immer geringer werden, und Streitigkeiten mit dem Auslande möchten für jetzt eher dem Bunde neue Festigkeit zu geben als seine Festigkeit zu beeinträchtigen geeignet sein.

Im dritten Capitel ist von den Wahlen und den legislativen Versammlungen die Rede. Die Wahlen geschehen durch Stimmzettel, und die Wahlkörper bestehen beinahe aus der ganzen Masse der amerikanischen Bürger, denn in den neuesten Unionsstaaten hat jeder Bürger, der 21 Jahre alt ist, eine Stimme. In manchen wird eine Vermögensberechtigung erfodert, in New-Jersey 50 Pf. jährlich, in South-Carolina und Maryland 50 Acres Land, in andern Staaten Dienst bei der Miliz oder Steuerzahlung. Eine Ausschließung von irgend einer Erheblichkeit findet also nicht statt. Als Folge dieser demokratischen Einrichtung wird ein rascher Wechsel und eine Unklarheit der Gesetzgebung bezeichnet, dann aber auch eine aus der eifersüchtigen Aufrechterhaltung der Gleichheit folgende Ausschließung gerade der bessern Kräfte. Was die Verworrenheit der Gesetze betrifft, so ist dies ein allgemeines Leiden und gerade England hat hier am wenigsten irgend einem Lande der Welt etwas vorzuwerfen. Was aber den zweiten Punkt betrifft, so ist es klar, daß alles Spotten über Gleichheit höchst überflüssig ist und daß die arrière-pensée, die dahintersteckt, leicht ans Licht gezogen werden kann. An eine abstracte Gleichheit denkt man unter vernünftigen Leuten nicht, sondern nur an Abschaffung von Privilegien und Kastenvorrechten. Die Menschen sind von Natur und durch ihre fernern Schicksale nothwendig ungleich. Hieraus folgen aber jene Vorrechte, die man im Berufen auf diesen Umstand zu vertheidigen meint, keineswegs, sondern stehen mit der natürlichen Ungleichheit der Menschen sogar im schneidendsten Widerspruche. Daß die Gleichheit, wie man sie in Amerika versteht, sogar zu einer Ausschließung der bessern Talente führe, daß insonderheit das Wählen durch Stimmzettel so durchaus schädlich und verderblich sei, wie der Verf. meint, können wir nicht zugeben. Das Wählen by ballot ist eine in England oft ventilirte Maßregel, welcher die Aristokratie aus dem einfachen Grunde opponirt, weil damit ihrem vorherrschenden Einflusse ein Ende gemacht werden würde; ob aber dieses nicht blos ihren Interessen, sondern auch den Gesammtinteressen entgegen wäre, müßte erst noch geprüft werden. Die bessern Talente werden erfahrungsmäßig dadurch nicht ausgeschlossen. Amerika hat — ungeachtet alles Wahlunfugs — in der Leitung seiner öffentlichen Angelegenheiten so viel Intelligenz gezeigt, als es sich in einem jungen Staate, wo man noch die besten Kräfte auf materielles Arbeiten verwenden muß, irgend erwarten läßt. Eine weit gründlichere Ausschließung des Talents liegt in exclusiven Be-

rechtigungen eines Standes, wie sie in Deutschland wenigstens factisch noch stattfinden. In England ist dem Talente zwar keine Stelle versperrt, allein der Weg ist doch nur der, in den Dienst der Aristokratie zu treten, und von dieser durch die Stimmen, über welche sie disponirt, zunächst in das Parlament befördert zu werden. Daß geheime Wahl und Wahlcensus dem Talente nicht förderlich sind, ist ferner eine unleugbare Thatsache. Von der breiten Loquacität der englischen Parlamentsredner wollen wir nicht weiter sprechen: bemerkenswerth ist aber der auffallende Mangel an Intelligenz in der französischen Deputirtenkammer, wo es unter mehr als 400 Mitgliedern kaum 20 ausgezeichnetere Leute gibt, und die größte Zahl gar nicht einmal die Mittelmäßigkeit erreicht. Die Pairskammer zeichnet sich dagegen vortheilhaft aus, und wird es noch mehr, je weiter sie sich von dem Zeitpunkte entfernt, wo der Sitz darin von Standes- und Geburts wegen zustand.

Lesenswerth ist es, was der Verf. von dem Wahlunfuge und der Unordnung in den legislativen Versammlungen mittheilt, wozu es indeß an Seitenstücken aus England nicht fehlt. Minder lehrreich, aber um so charakteristischer sind dagegen die Bemerkungen (S. 118 fg.) durch welche die Vortrefflichkeit der Geburtsaristokratie bewiesen werden soll. Die hohe Stellung hebt ihre Mitglieder gleich von vornherein über Hemmnisse weg, mit denen Andere zu ringen haben, und macht sie besser und edler, sodaß sie zu allen politischen Würden geschickter sind. Welcher von beiden, sagt der Verf., wird am vordersten auf der Rennbahn erwartet, der Renner, den man an seinem Stammbaum erkennt, oder der träge gemeine Karrengaul? Was die Hinweghebung der Geburtsaristokratie über eine Menge von Mühen und Hindernissen betrifft, so können wir darin nur einen ihr zu Theil werdenden Vortheil, ein Glück, aber keine Bürgschaft für ein wirkliches Bessersein erblicken, der Vergleich mit Pferden ist aber unpassend, denn so oft man auch einen Vergleich aus Verschiedenheit der Thierracen zur Stütze des Geburtsadels gemacht hat, so sind doch Menschen keine Thiere, der Adel ist keine veredelte Race eines bestimmten genus, und moralisches und wissenschaftliches Bessersein ist kein natürliches Racenprivilegium. Man muß nur aufrichtig genug sein, das einmal vorhandene Misverhältniß nicht durch Redensarten beschönigen zu wollen.

Im vierten Capitel ist von der ausübenden Gewalt die Rede, und der Präsident der Vereinigten Staaten wird dem britischen Souverain gegenübergestellt. Der Präsident und der Vicepräsident wird jedesmal auf vier Jahre gewählt. Es besteht zu dem Ende in einem jeden Staate eine Wahlversammlung, worin die Zahl der Senatoren und Deputirten gleich ist, welche der Staat im Congresse hat. Der Präsident ist Haupt der Land- und Seemacht und der Miliz, er ist ermächtigt, mit Rath und Zustimmung des Senats Verträge mit auswärtigen Mächten zu schließen, und diplomatische Agenten und regelmäßig alle Beamten der Union zu ernennen. Er unterrichtet den Congreß von Zeit zu Zeit vom Zustande der Union, kann ihn außerordentlich zusammenberufen und, wenn die beiden Häuser über die Zeit ihres Wiederzusammentritts getheilter Meinung sind, auf eine bestimmte Zeit vertagen. Er hat das Recht der Begnadigung und der Zustimmung zu den Congreßbeschlüssen, ihm steht ein suspensives Veto zu, und er bezieht einen Gehalt von 25,000 Dollars. Außerdem ist er persönlich verantwortlich. Die Vergleichungen zwischen den englischen und amerikanischen Einrichtungen, welche der Verf. hier anknüpft, sind gewiß von dem höchsten Interesse: leider können wir das Einzelne nicht erörtern und müssen nur den Gesammteindruck bezeichnen. Dieser ist kein anderer, als daß in Amerika rein das Princip des Öffentlichrechtlichen, nach welchem die Staatsmacht von der Idee eines privatrechtlichen Besitzthums, eines zum Vortheil einer Familie zuständigen Glücksguts entkleidet und als öffentliche Function nur für die Gesammtheit geübt wird, vorwaltet, während in England das entgegengesetzte Princip, aber keineswegs rein und durchgängig, herrscht. Ist die höchste Stelle im Staate kein Amt, sondern ein Besitzthum, so folgt die Erblichkeit von selbst. Beim Verf. folgt sie aber nicht von selbst, sondern — ebenso wie bei Blackstone — aus allerdings sehr triftigen Zweckmäßigkeitsgründen. Blackstone protestirt eifrig gegen das göttliche Recht der Könige, und leitet die Erblichkeit der Krone nur aus Zweckmäßigkeitsgründen und dem positiven englischen Rechte ab. Ebenso Burke. Hierin liegt aber augenscheinlich schon eine Hinneigung zum zweiten Principe. Bloße Zweckmäßigkeitsgründe für die Erblichkeit machen die Krone aus einem Besitzthume zu einem Amte, und können unter Umständen auch nicht vorhanden sein. Sie heben die absolute Zuständigkeit des Rechts der Dynastie auf. Das Gesetz, welches einmal positiv existirt, ist eine noch mislichere Basis. Geht es von dem Könige aus, so bedurfte derselbe, um es geben zu können, schon des Rechts, welches er sich durch das Gesetz beilegt; geht es vom Volke aus, so stützt es sich auf Volkssouverainetät; beruht es auf dem Consense zwischen König und Volk, so haben wir einen Vertrag vor uns, mit dessen Anerkennung die Volkssouverainetät ebenfalls anerkannt ist. Consequent sind daher nur die französischen Legitimisten, die bei dem privatrechtlichen Principe, wonach es für das zuständige Recht keinen andern Titel gibt als das jus divinum, stehen bleiben. Ebenso ist hinsichtlich der Verantwortlichkeit das Princip bereits getrübt. Der Regent kann nicht verantwortlich sein, wenn die Regierung kein Amt, sondern ein Besitzthum ist: man hat daher die Vermittelung gefunden, die Verantwortlichkeit den Ministern aufzulegen. In diesen beiden mächtigsten Punkten nähert sich das Verhältniß eines constitutionnellen Monarchen dem eines Präsidenten. Dem Principe, daß er ein Amt und kein Besitzthum habe, ist hier schon einige Einräumung geschehen, während hinsichtlich des Verhältnisses des Präsidenten der Vereinigten Staaten dieses Princip ganz rein erhal-

ten und dem entgegengesetzten Principe gar keine Einräumung gemacht ist. Mit Recht behauptet daher Tocqueville, daß Frankreich mit seinem Könige mehr einer Republik als die Union der nordamerikanischen Freistaaten mit ihrem Präsidenten einer Monarchie gleiche. Der König von Frankreich unterscheidet sich von dem Präsidenten nur durch die Erblichkeit seiner Krone und seine Unverantwortlichkeit, in welchen Punkten aber dem Principe der Legitimität schon auf die eben bemerkte Weise Abbruch geschehen ist, und außerdem nur noch durch die größern Einkünfte, durch welche der dem Volke imponirende Glanz der Krone bewahrt wird, und das Prästigium, welches nach der langjährigen Anschauungsweise des Volks den Thron umgibt.

(Der Beschluß folgt.)

Kleine Lebensbilder. Aus der Mappe eines deutschen Arztes von J. Goldschmidt. Zwei Theile. Oldenburg, Stalling. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verf. obiger Schrift gibt sich darin dem Publicum als einen Arzt in Oldenburg israelitischen Glaubens zu erkennen, der sich nicht enthalten kann, die hervorstechendsten seiner Erlebnisse der Welt in Anekdotenform mitzutheilen. Mag die Welt ihm diesen Schritt verzeihen! die Kritik kann es nicht. Sie darf sich durch die in das Gewand der Anspruchslosigkeit gekleidete captatio benevolentiae des Vorworts nicht entwaffnen lassen; sie drückt dem Buche unparteiisch den Stempel auf, welcher seinen wahren Werth bezeichnet: Spreu!

Der erste Theil enthält die höchst unerheblichen Hauptpunkte in dem akademischen und Berufsleben des Verf., den wir, unter der Voraussetzung, daß er aus Rücksicht auf das Lesepublicum das Interessanteste herausgesucht, wegen seines langweiligen, prosaischen Lebenslaufs aufrichtig beklagen. Und wie sind sie erzählt! Welche Prosa! Ja, wenn der Verf. nur bei der Prosa bliebe! aber er versteigt sich bis zu Versen (Thl. 1, S. 83):

Versöhnung.

Der Vater zürnt, die Mutter weint;
Getrennt sind Die, die Liebe sonst vereint.
Willst, Vater, lieb Mütterchen du betrüben,
Wird auch dein Emmchen dich nicht mehr lieben.

Der Vater schaut das Mägdlein an,
Und drückt es an die Brust sich sehr;
Umfaßt in Lieb die Mutter dann;
Und sie — sie weint nicht mehr!

Darf bei dem heutigen Stande unserer Literatur Jemand solche Poesie drucken lassen, ohne daß man ihm zuruft: Zurück! Du gehörst nicht hierher! Hat das gebildete Deutschland dadurch, daß es eine ideenreiche, gedankenkräftige und elegante Literatur mit Schmerzen aus seinem Schoose zur Welt geboren, sich nicht die Berechtigung zur barschen Abfertigung literarischer Aufdringlinge erworben?

Der zweite Theil enthält Skizzen aus dem oldenburgischen Volksleben, in welchen die mitgetheilten Sprüchwörter einiges Interesse gewähren würden, wenn der Dialekt für Jedermann verständlich wäre. Die das Buch beschließenden Reiseskizzen sind eine Zusammenstellung von faden Plattheiten und Taktlosigkeiten; sie bestätigen vollkommen das Urtheil der Reisegefährten Hrn. Goldschmidt's, das er selbst sehr naiv also mittheilt: „Meine frühern Reisegefährten sagten von mir, ich reise nicht, um etwas zu sehen, sondern nur um zu schwatzen!" Und wenn Hr. Goldschmidt mit liebenswürdiger Offenheit hinzufügt: „Ich muß gestehen, sie hatten nicht unrecht", so stimmt ihm gewiß jeder Leser seiner „Lebensbilder" bei, nachdem er vorher den Ausspruch der Reisegefährten also modificirt hat: „Hr. Goldschmidt schreibt nicht um zu belehren, sondern nur um zu schwatzen." Welche Arroganz aber, sein hingeworfenes Geschwätz für courfähig in der Literatur zu halten! Solche täglich zunehmende, die wahre Fortbildung beeinträchtigende Anmaßung mit Ernst zurückzuweisen, ist die Aufgabe eines Literaturblattes. Soll es die Berechtigten aufmuntern, so muß es auch den Unberufenen rathen, bei ihrem Leisten zu bleiben, und alle Mitstrebenden zur Ausrottung des im Garten unserer Literatur wild emporschießenden Miswachses auffodern. In diesem Sinne schrieb J. H. Voß einst seinem Göckingk:

Gäte, raufe mit mir das geile Unkraut!
Hurtig, Göckingk! du rechts! ich gäte links um!
Hier die Quecke von Trink- und Liebesliedern,
Dort elegischen Wermuth, Odentollwurz,
Und Saudisteln des Minn- und Bardensanges,
Taube Nesseln des Epigramms, und langen
Epistolischen Hühnerdarm, des Volksliedes
Poßit, und der Balladen Teufelsabbiß!
Hurtig! Nicht in den Steig, dort hintern Dornbusch
Hinweggeschleudert den ekelhaften Unrath,
Aufgehäuft und verbrannt mit Pech und Schwefel!
Ha! dann stehen wir fern mit Hopfenstangen,
Abgewandt und die Nase fest zuhaltend,
Steh'n und schüren die Glut; indeß der dicke
Pestaushauchende schwarze Qualm hoch aufsteigt,
Der, noch stinkender als Tobias Fischdampf,
Alle Teufel verscheucht.....

44.

Literarische Notiz.

Über die Rechte und die Stellung der Geistlichkeit.

Bei dem lebhaften Interesse, welches in neuerer Zeit die Streitigkeiten über den Werth oder Unwerth der katholischen Institutionen gewonnen haben, ist es wünschenswerth, daß man die Gliederung der römischen Kirche und die Grundsätze, auf denen die Hierarchie beruht, gründlich kennen lerne. Ein deutliches Bild von dem untergeordneten Verhältnisse, in dem die niedere Geistlichkeit zur höhern steht, gewinnt man in einer Reihe von Aufsätzen kirchenrechtlichen und reintheologischen Inhalts, welche den Cardinal de la Luzerne zum Verf. haben. Sie waren zum größten Theile gänzlich unbekannt, und so kann man nicht umhin, ihre Veröffentlichung, welche man dem äußerst thätigen Abbé Migne verdankt, eine höchst zeitgemäße zu nennen. Diese bisher ungedruckte Sammlung führt den Titel: „Dissertations sur les droits et les devoirs respectifs des évêques et des prêtres dans l'église, par le cardinal de la Luzerne." Man lernt aus diesen Aufsätzen, welche Zeugniß von großer kanonischer Gelehrsamkeit geben, die strenge hierarchische Disciplin kennen, unter deren Drucke besonders die niedere Geistlichkeit leiden muß. Der Verf. sucht die Nothwendigkeit und Angemessenheit dieser strengen Abstufung mit einem großen gelehrten Apparate darzuthun. Daß er dabei den Grundsätzen, auf welchen das ganze römische Kirchenwesen beruht, nur consequent bleibt, kann nicht bestritten werden; ob aber die niedere Geistlichkeit (le bas clergé), welche in der Kirche eine Art von tiers-état bildet, immer in dieser bescheidenen Stellung beharren wird und ob sich die revolutionnaire Strömung der Gegenwart ihrer nicht bemächtigen muß, das ist eine andere wichtige Frage, deren Lösung der nächsten Zukunft überlassen bleibt.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 136. —— 16. Mai 1845.

P. F. Aiken's vergleichende Darstellung der Constitution Großbritanniens und der Vereinigten Staaten von Amerika. Bearbeitet von K. J. Clement.

(Beschluß aus Nr. 135.)

Das fünfte Capitel — Gesetz und Religion — zeigt zunächst die Verwandtschaft der gerichtlichen Institutionen der Vereinigten Staaten mit denen Englands. Die so schätzenswerthen Grundzüge der Öffentlichkeit und des Urtheilens durch Geschworene finden sich in den Vereinigten Staaten wieder. Die bemerkenswertheste Eigenthümlichkeit ist aber die Einrichtung eines obersten Gerichtshofs, dessen Verfassung zwar eine gerichtliche, dessen Befugnisse aber politische sind. Während nämlich jeder einzelne Unionsstaat seine eigenen Gerichtshöfe hat, übt die Union selbst durch einen Bundesgerichtshof — Supreme court of the United States — die Gerichtsbarkeit in höchster Instanz, sodaß in der Union die richterliche Gewalt neben der ausübenden und gesetzgebenden, und völlig unabhängig von beiden, erscheint. Die Competenz dieses Gerichts erstreckt sich auf alle Rechts- und Billigkeitsfälle, zu deren Entscheidung die Verfassung, Gesetze und Verträge der Union maßgebend sind; ferner auf alle Rechtsfälle, in welchen Gesandte und Consuln betheiligt sind, Admiralitäts- und Seesachen, Streitsachen, in welchen die Vereinigten Staaten Partei sind, oder welche zwischen zwei Staaten entstehen, zwischen einem Staate und Bürgern eines andern, zwischen Bürgern verschiedener Staaten u. s. w. Es wird mit Recht hervorgehoben, daß dieser Gerichtshof die Einheit und die Dauer der Verfassung wesentlich aufrecht zu erhalten beitrage, und die Fehler, welche von den legislativen Versammlungen der einzelnen Staaten begangen werden, unschädlich mache. Leider ist es nicht möglich, die Vergleichung des englischen und amerikanischen Rechtszustands, in welcher der Verf. hier abbricht, an diesem Orte in seinem Sinne fortzuführen. Die englischen Gesetze über Eigenthum und Erbrecht haben in Amerika manche dringend nöthige Modification, deren fortwährende Zurückweisung England theuer zu stehen kommen kann, erhalten, und wohlunterrichtete Engländer nehmen keinen Anstand, dies offen einzugestehen (z. B. „Foreign quarterly review", Nr. 13, S. 199). Die comparative Methode der Jurisprudenz findet hier den Stoff zu den lehrreichsten Vergleichungen. In Ansehung des religiösen Lebens entscheidet sich der Verf. für die Nothwendigkeit einer Staatskirche und führt die Nachtheile aus, die durch den Mangel einer solchen herbeigeführt werden. In den Vereinigten Staaten ist die Religion kein Gegenstand der Gesetzgebung geworden, vielmehr ist hier Alles den Einzelnen überlassen geblieben. Bis jetzt ist die Folge hiervon freilich keine Auflösung der Moralität und Religiosität, sondern nur eine Zersplitterung in Sekten und Parteien gewesen, und es mag Aufgabe der Zukunft sein, das Gemeinsame und Wahre im Christenthume mit Beseitigung aller zufälligen und unwesentlichen Verschiedenheiten schärfer und klarer hervortreten zu lassen. Bis jetzt rühmen sich die Amerikaner, von dem alten Bunde zwischen Thron und Altar und von der Benutzung der Kirche als bloßer Staatsanstalt und politischen Instruments nichts zu wissen, und wenn man erwägt, daß diese Gesichtspunkte in Europa bei den Staatskirchen oft sehr scharf hervorgetreten sind, und auch jetzt noch das Verhältniß der Staaten zum religiösen Elemente keineswegs befriedigend geordnet ist, so wird sich der Tadel, den man in dieser Hinsicht oft über Amerika ausspricht, bedeutend mildern müssen.

Das letzte Capitel handelt vom gesellschaftlichen Einflusse politischer Einrichtungen. Es erörtert die durch den Willen der Majorität geübte Despotie, den Zustand der periodischen Presse und den Einfluß der Demokratie auf die Sitten. Die Zustände Nordamerikas in diesen Beziehungen sind bekannt, auch in d. Bl. mehrfach besprochen, und wir müssen uns daher näherer Angaben um so mehr enthalten, als der Verf. im Wesentlichen den viel gelesenen Darstellungen Tocqueville's gefolgt ist. Auf eine äußerst beredte Weise schildert der Verf. endlich den gleichfalls schon in d. Bl. mehrfach erörterten Zustand des Sklavenwesens in den Vereinigten Staaten. Allerdings ist hier eine Schattenseite der amerikanischen Zustände zu finden. Man darf indeß nicht verkennen, daß die Urtheile, die man darüber zu fällen pflegt, meistentheils ungerecht sind. In Amerika selbst ist man davon überzeugt, daß die Sklaverei nichts tauge, man hat deshalb die Einfuhr von Sklaven und den überseeischen Sklavenhandel verboten und durch die Grün-

dung der Colonie Liberia den unzweideutigsten Beweis von gutem Willen gegeben. Man fand die Sklaverei einmal vor, und ihre Abschaffung stieß auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Man befürchtet viel mehr Böses von den freien Schwarzen als von den Sklaven. Die sich an die Hautfarbe knüpfende Abneigung macht eine Mischung der Racen ganz unmöglich. Im Ganzen sind die freien Schwarzen ein corrumpirte Art, und leben im völligsten Müßiggange, wodurch sie Neid und Misbehagen unter den Sklaven erwecken. Deshalb, nicht aus Vorliebe für die Sklaverei, hat man grausame Beschränkungen eingeführt: in vielen Staaten ist freien Schwarzen der Eintritt verboten, und sie können, wenn sie ihre Freiheit nicht beweisen, wieder als Sklaven behandelt werden. Es käme also darauf an, die ganze schwarze Bevölkerung loszuwerden: eine Sklavenemancipation würde das Übel nur verschlimmern. Leider trägt hier Amerika den Schaden für die Schuld der Vorfahren. Nichts ist gewisser, sagt Jefferson in seinen Memoiren, als daß die Schwarzen zur Freiheit bestimmt sind wie die Weißen, aber es ist ebenso gewiß, daß beide nicht zusammen in demselben Staate leben können. Noch können wir die Emancipation und Deportation friedlich und allmälig so leiten, daß das Übel nach und nach entfernt und die Lücke durch freie weiße Arbeiter ausgefüllt wird. Überläßt man aber die Sache sich selbst, so muß man vor den Folgen, welche daraus noch entstehen können, schaudern. Leider hat die noch nicht gehemmte Einfuhr von Sklaven den hier bezeichneten Ausweg immer schwieriger gemacht.

Wir haben es uns ungern versagt, näher in die Einzelheiten des vorliegenden Buchs einzugehen. Das Gesagte wird indeß hinreichen, von dem Inhalte eine Idee zu geben, und die Aufmerksamkeit, welche dieser Inhalt verdient, rege zu machen. Sind wir gleich in vielen Punkten ebenso wie der Herausgeber mit den eigenthümlich englischen Ansichten des Verf. nicht einverstanden, so müssen wir doch das Buch als einen äußerst lehrreichen Beitrag zur vergleichenden Verfassungspolitik auf das angelegentlichste empfehlen. 35.

Studien von Adalbert Stifter. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. 1844. Gr. 12. 4 Thlr.

Als Adalbert Stifter vor einigen Jahren dem Publicum zuerst durch Beiträge in östreichischen Taschenbüchern bekannt wurde, sprach sich der lebhafteste Antheil sofort aus. Man erkannte im Verhältniß zum Gewohnten des Tags eine durchweg neue Erscheinung und diese mit einem Duft und Schmelz, mit einem Zauber bekleidet, die, weil seit Jahren nicht gesehen, feenartig fremd dem Auge entgegentraten. Es ist so ganz menschlich, bei dem Neuen, von welchem wir freundlich begrüßt werden, das Bekannte als vermittelnden Maßstab herbeizuholen, um ein möglichst vertrauliches Verhältniß herzustellen, mindestens um nicht gegen Anstand und Sitte zu verstoßen, indem wir dem Neuen etwa zu viel oder zu wenig Ehre bezeigten, wenn wir Rang und Stand, materielles und geistiges Vermögen nicht zu bestimmen wüßten. Diese sociale Menschlichkeit hat in der Kritik den Parallelismus erzeugt, denn da sie einmal das Amt des Einführens eines neuen Gastes in die Gesellschaft übernommen hat, so muß sie auch im Stande sein, dieser, wenigstens vorläufig, sogleich zu sagen: der Gast sei ein naher Verwandter oder intimer Freund von A. und B. Dann weiß die Gesellschaft ohne viele Weitläufigkeiten, wen sie vor sich hat und welche Stellung ihr und ihm gebühre. So hat man denn auch A. Stifter mit Jean Paul und Leopold Schefer zusammengestellt, und es muß allerdings eine Verwandtschaft unter diesen Dreien anerkannt werden. Aus einigen Andeutungen in den hier vorliegenden Studien läßt sich sogar neben der Verwandtschaft auch noch ein wahres Freundschaftsverhältniß zu Jean Paul nachweisen, wogegen wir irgend der Unklarheit in Ideen und Empfindungen, welche bei Schefer wol Anstoß gibt, begegnen.

Indessen ist das Vergleichen doch immer nur ein unsicheres, mindestens sehr untergeordnetes Hülfsmittel. Wo es darauf ankommt, die ganze Erscheinung in ihrem innern Werthe sich deutlich zu machen, ist es gerathener, diesen aus sich selbst zu entwickeln. Wir können bei diesem Versuche dem Irrthum verfallen, immer aber werden wir so viel gewinnen, daß der Irrthum am Ende von selbst sich auflöst oder doch unerheblich wird. Wollen wir nun den innern Werth eines Dichters kennen lernen, so müssen wir zunächst nach den Mitteln fragen, deren er sich bedient. Wir haben dann einen Maßstab für die Kräfte gewonnen, die ihm zu Gebote stehen und erfahren damit das Verhältniß Beider zu dem Geleisteten.

Die Mittel, welche Stifter gebraucht, bezeichnen ihn schon nach wenigen gelesenen Worten sogleich als einen Maler, zunächst als Landschafter. Ob er die Kunst ausübt oder nicht, kommt gar nicht in Frage, da wir sehr leicht erkennen müssen, daß er wahrhaft von ihr durchdrungen und beseelt ist, so ganz, daß jedes seiner Worte wie ein Bild lebendig uns entgegentritt, daß jedes seiner Bilder wiederum als solches verschwindet, indem es die Sache selbst wird, die es bezeichnen oder auch nur schmücken soll. Mit dürren Worten ausgesprochen sind also Zeichnung und Farbe die Mittel des Dichters, der uns in den vorliegenden beiden Bänden sechs Gemälde gibt, von denen wir das erste, „Der Condor", als Luft- und Wolkenbild bezeichnen mögen. „Die Feldblumen", „Das Haidedorf", „Der Hochwald" sind schon durch diese Titel charakterisirt, wogegen „Die Narrenburg" schwieriger einzuordnen ist, gleich jenen Gemälden, bei denen Kunstkenner zweifelhaft sind, ob sie den Genrebildern, den Landschaften mit wesentlich hervortretender Staffage oder gar den Historien beigegeben werden sollen. Es ist ein idyllisches Capriccio. Die Natur und die Werke der Menschenhand zeichnet und colorirt Stifter mit einer Sicherheit, mit so sorgfältigem Fleiße selbst in den kleinsten Details, daß wir jedes einzelne Blatt des Baums, den winzigsten Schmetterling und Käfer, den leisesten Lichtpunkt zu sehen glauben, und wirklich erläßt er uns auch nichts von den tausend Dingen, die so leicht und so oft unser flüchtiges Auge gar nicht berühren. Darin aber zeigt er sich eben als echten Künstler, daß Fleiß und Sorgfalt nirgend als ängstliche Kleinlichkeit des Copisten erscheinen; er gibt mit drei Worten schon ein ganzes Bild voll dramatischen Lebens, fest in Zeichnung, klar in Farbe. Wir haben bisher nicht an die Möglichkeit gedacht, durch das Wort Gestalt und Geist der Natur vollgenügend wiedergegeben zu sehen, denn wie zu tausend Malen sie auch von den Dichtern aller Zeiten dargestellt worden ist, so faßten sie entweder nur Einzelnes auf, oder sie verloren sich in ihrem eigenen Landschaftsbilde und setzten das Meiste als dem Leser doch schon bekannt voraus. Wie viele Scenen haben z. B. die Romantiker in den Wald verlegt und gewiß haben Einige wirklich trauliche oder schaurige Waldgefühle in uns hervorgerufen. Gehen wir aber mit Stifter in seinen „Hochwald" oder in das Proscenium und die nächste Umgebung der „Narrenburg", da kehren alle die Erlebnisse unserer eigenen Wanderungen so lebendig wieder, als wären wir noch immer auf der Wanderung begriffen, unter dem grünen Baldachin, von Lichtfunken durchschimmert, vom Luft-

hauch durchflüstert, wo jeder Schmetterling wie ein Märchen an uns vorübergaukelt.

Nicht allein aber die Natur und die Werke der Menschenhand, sondern auch den Menschen selbst sehen wir mit derselben leichten und sichern Hand aus dem Rahmen des Bildes hervorschreiten. Meistens sind es nur wenige Züge, nur Umrisse, nur drei Worte, immer aber haben wir damit einen ganzen Menschen gewonnen, den wir sicher unter Tausenden heraus sogleich wieder erkennen in Gestalt und Charakter, wenn auch nur sein Name genannt wird. Das ist bekanntlich zu allen Zeiten als eine schwere Kunst angesprochen, hier erscheint Das weder schwer noch als Kunst, denn der Dichter zwingt uns, seine wenigen Linien unwillkürlich weiter auszuführen, selbst zu schaffen, eben deshalb prägen sich uns Gestalt und Charakter so fest, so unauslöschlich ein, und wir sind ihm dankbar dafür, daß er unserer eigenen mitwirkenden Thätigkeit vertraute, anstatt unserer Bequemlichkeit mit der Farbe dienstbeflissenen Entgegenkommens zu schmeicheln in genauer Beschreibung jedes Knopfes im Frack, womit doch nichts gewonnen ist als Zeitverbringen.

Fragen wir nun nach Demjenigen, was Stifter mit seiner Kunst und Kunstfertigkeit denn eigentlich vor uns hinstellt, so befänden wir uns in einiger Verlegenheit, wenn wir die vor uns aufgerollten Bilder als Erzählung, Novelle oder Roman bezeichnen sollten. Wir erinnern uns aber, daß er selbst das hier Gegebene unter dem allgemeinen Titel „Studien" zusammenfaßt und finden darin einen Anhaltpunkt zu näherer Verständigung. Studien sind ungefähr gleichbedeutend mit Aphorismen, Bruchstücken, Notizen zu weiterer Ausführung, hie und da schon zusammengereiht, oder die Übergänge, die Verknüpfungen, die Gegensätze kurz und leicht angedeutet. So etwa ist es auch hier. Es erscheinen eine und mehre Personen, sogar ein ganzer Saal voll wirbelnden Tanzes; wir wissen nicht, was sie zusammenführt, was sie trennt, mit einem Worte, was sie wollen. Es ist uns aber — und den Grund dafür haben wir oben schon darzulegen versucht —, es ist uns unmöglich, an ihnen vorüberzugehen, und da finden wir denn endlich ein Ereigniß, ein Wort, einen Hauch als Lösung des ganzen lieblichen Räthsels, sodaß wir erst eigentlich da die Geschichte selbst machen müssen, wo sie bei Andern zu Ende zu gehen pflegt. Diese Eigenthümlichkeit, unterstützt und gehoben durch eine jugendfrische, jugendreine Sprache, klare, blühende Diction gibt nun aber den Darstellungen jenen märchenhaften Charakter, der uns scheinbar aus der ganzen gewohnten Wirklichkeit hinweghebt, sodaß wir in einer feenhaften Welt selbst da zu athmen glauben, wo uns der Dichter in ein gar enges Stübchen des vierten Stocks führt, von welchem aus wir nichts sehen als ein kleines Stück Nachthimmel. Kunstkenner werden ihn daher wol in die Classe der Idealisten versetzen und es kann ihnen nicht an Gründen für diese Maßregel fehlen; Leser, die nur Stoff und immer Stoff, die aus einer Begebenheit, aus einer Leidenschaft in die andere taumeln wollen, werden unsern Dichter einen Phantasten nennen, dem, trotz aller Plastik, die eigentliche, die wirkliche Wirklichkeit so fremd sei wie die Wolken von gestern. Beide mögen Recht behalten. Jene dagegen, die in Adalbert Stifter einen Geist erkannten, der die Natur wie das Menschenherz gleich klar und sicher durchschaut und darstellt, müssen, auf den Schatz hindeutend, dessen Werth und Größe aus den vorliegenden Blättern zu Tage leuchtet, sich der Hoffnung hingeben, daß aus dem Idealisten und Phantasten schon ein Dichter hervorschreite, welchem in der Gegenwart ein Ehrenplatz mit vollem Rechte gebührt.

Wir sind auf die einzelnen Gaben in diesen beiden Bänden nicht näher eingegangen. Das Publicum kennt sie oder doch einige derselben schon aus Taschenbüchern; es hat sich ein Urtheil gebildet und mag dasselbe mit unsern hier niedergelegten Ansichten zusammenstellen. Außerdem aber meinen wir, sei es nicht bei jedem zum ersten Mal auftretenden Dichter angemessen, die Einzelheiten allzu umständlich, scharf und genau zu zerlegen, wenn man nicht etwa die Störung des ganzen Organismus verschulden will. Dieser Gefahr aber wären wir bei Stifter ausgesetzt, eben weil wir in seinen Werken nicht Einzelheiten, jede für sich von der Laune des Talents ins Dasein gerufen, sondern darin und in und mit ihm selbst die Einheit, die Harmonie eines lebenvollen Organismus vor uns sehen. **Friedrich Voigts.**

Bibliographie.

An die Christen und Deutschen. Ein fliegender Brief in Sachen der Kirchenfehden. Von einem Christen. Neuwied, v. d. Beeck. 16. 1 Ngr.

Angely, L., Paris in Pommern; oder: Die seltsame Testaments-Clausel. Vaudeville-Posse in einem Act und mit bekannten Melodien versehen. 3te Auflage. Berlin, Fernbach jun. 8. 10 Ngr.

Arndt, F., Die geheimen Feinde Jesu Christi. Predigt. 2te Auflage. Berlin, Wohlgemuth. 8. 2½ Ngr.

Beitrag zur Würdigung der Wirren im Judenthume, von J. M....s. Leipzig, Fritzsche. Gr. 8. 12 Ngr.

Beleuchtung der ersten drei Abhandlungen aus dem „Wegweiser zur Bildung für deutsche Lehrer, herausgegeben von Dr. F. A. W. Diesterweg." Elberfeld, Klein. Gr. 8. 10 Ngr.

Beleuchtung der Rechtfertigung des apostolisch-katholischen Priesters Czerski, hinsichtlich seines Abfalles von der römischen Hofkirche. Von einem Katholiken. Gnesen. 8. 5 Ngr.

Amtlicher Bericht über die allgemeine deutsche Gewerbe-Ausstellung in Berlin 1844. 1stes Heft. Berlin, Reimarus. Gr. 8. 10 Ngr.

Bericht über die im höchsten Auftrage Sr. königl. Hoheit des Prinzen Carl von Preussen und Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten von Schönburg-Waldenburg bewirkte Untersuchung einiger Theile des Mosquitolandes, erstattet von der dazu ernannten Commission. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Betrachtung der neuesten kirchlichen Ereignisse aus dem Standpunkte des Rechts und der Politik. Von einem rechtsgelehrten Staatsmann. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 11⅓ Ngr.

Bitzer, F., Das System des natürlichen Rechts. Stuttgart, Steinkopf. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Boden, A., Über den Untersuchungsproceß gegen Pfarrer Weidig. Eine Streitschrift wider den großherzoglich hessischen Hofgerichtsrath Dr. jur. Hrn. Friedr. Nöllner in Gießen. Frankfurt a. M., Oehler. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Brandt, A. G. J. v., Die Offenbarung Johannis des Sehers. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dante Alighieri's prosaische Schriften mit Ausnahme der Vita nuova. Übersetzt von K. L. Kannegießer. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Delitzsch, F., Die biblisch-prophetische Theologie, ihre Fortbildung durch Chr. A. Crusius und ihre neueste Entwickelung seit der Christologie Hengstenberg's. Historisch-kritisch dargestellt. Leipzig, Gebauer. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die furchtbar gestraften Diebe. Mitgetheilt von dem jetzigen Prediger an der Strafanstalt zu N. Berlin. 8. 2½ Ngr.

Dirckinck-Holmfeld, Freih. C., Kritik der holsteinischen Rechtsverwahrung wider die Staatseinheit des dänischen Reichs. Sendschreiben an die Braunschweigische Ständeversammlung über die schleswig-holsteinische Frage. Altona. Gr. 8. 10 Ngr.

Ebner, C., Versuch zur Vertheidigung der angeborenen Rechte des Frauengeschlechtes. Wien, Sollinger. Gr. 8. 14 Ngr.

Protestantische Erwiederung auf Hrn. Dr. Ghillany's Schrift „Römisch oder Deutsch?" Nürnberg, Korn. 8. 3¾ Ngr.

Fahne, A., Das Staatsamt und die Gesetze vom 29. März 1844. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 10 Ngr.

Frankßmann, C. F. W., Beleuchtung des Ronge'schen Schreibens an den Bischof Arnoldi, nebst einigen Bemerkungen über Zeitungsskribenten, Dankadressen rc. 2te unveränderte Auflage. Kiel, Bünsow. Gr. 8. 6½ Ngr.

Gärtner, W., Amadäus. Dramatisches Mährchen in fünf Handlungen. Wien, Pfautsch und Comp. 8. 22½ Ngr.

Gedichte, zur Preisbewerbung eingesendet an den Norddeutschen Musikverein in Hamburg. Herausgegeben mit Bewilligung der respektiven Dichter von C. Krebs. Hamburg, Schuberth und Comp. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Geist, C., Der Zeitgeist. Eine Geistergeschichte mit spukenden Zeitfragen. Leipzig, Einhorn. 8. 10 Ngr.

Geschichte des Vereins für die deutsche Volksschule und für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. 1ster Beitrag. Elberfeld, Bädeker. 8. 4 Ngr.

Goebel, K., Der heilige Rock, ein evangelisches Zeugniß abgelegt in einer Predigt über Joh. 19, 23, 24. Mit einer Nachschrift vermehrt. 2te Auflage. Neuwied, v. d. Beeck. 8. 2½ Ngr.

Hachtmann, F., Wohin sollen wir gehen? Jesus ist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes! Ein evangelisches Zeugniß, gegenüber dem Unglauben und dem Glaubensschwanken der Zeit, in fünf Predigten über Evangelium Joh. 6, 66—69, nebst einem Vorwort über die schriftwidrige Lehre der „Lichtfreunde". Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 5 Ngr.

Hense, C. C., Friedrich der Große. Kurze Darstellung des Lebens, Charakters und der Thaten des großen Königs. Billige Volks-Ausgabe. Brandenburg, Müller. 8. 10 Ngr.

Hopf, A., Vernichtung und Tod dem Branntweins-Drachen. Gedichte. Berlin. 8. 2½ Ngr.

Jesuitenmoral. Ein Album für Freunde der frommen Väter. Zusammengestellt nach mehr als 300 Stellen aus jesuitischen Kasuisten. Leipzig, Michelsen. 8. 10 Ngr.

Jolowicz, H., Blüthen rabbinischer Weisheit, nach den besten Bearbeitungen zu einem volksthümlichen deutschen Lesebuche für Schule und Haus gesammelt. Thorn, Lambeck. 8. 7½ Ngr.

Jureck, J. C., Offenes Sendschreiben an römisch-katholische Christen, auf Veranlassung der Rechtfertigung des Herrn Czerski wegen seines Abfalles von der römischen Hofkirche. Lissa, Günther. 8. 3 Ngr.

Kux, T., Die erste Versuchung des Herrn in der Wüste Quarantania. Eine Warnungs- und Weckstimme für die katholischen Christen unserer Zeit in ähnlicher Versuchung. Breslau, Aderholz. 8. 2½ Ngr.

Laven, P., Die kirchliche Tradition vom heiligen Rocke, mit Rücksicht auf die historische Untersuchung der Herren Dr. Gildemeister und Dr. v. Sybel, durch noch lebende Volkssagen und durch das altdeutsche Gedicht vom grauen Rock in Schutz genommen. Trier, Lintz. Kl. 8. 10 Ngr.

Lorentzen, K., Die Adressen der Ständeversammlungen in Itzehoe und Roeskilde und der Lauenburgischen Ritter- und Landschaft in Beziehung auf die staatsrechtliche Selbstständigkeit der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Mit einem Vorwort und einer Stammtafel. Kiel, Bünsow. Gr. 8. 7½ Ngr.

Marschall Vorwärts! oder Leben, Thaten und Charakter des Fürsten Blücher von Wahlstadt. Ein Buch für Deutschlands Volk und Heer, von Rauschnick. 2te Auflage, eine sorgfältig verbesserte und vermehrte, mit 4 Stahlstichen. 1ste Lieferung. Barmen, Langewiesche. 8. 5 Ngr.

Marx, J., Die Ausstellung des heiligen Rockes in der Domkirche zu Trier im Herbste des Jahres 1844. Mit einem Titelkupfer. Trier, Lintz. 8. 15 Ngr.

Müller, A. M., Ein Blick in die Entwickelung des Christenthums. — Der rechte Hirt. — Zwei Vorträge, gehalten vor der deutsch-katholischen Gemeine in Berlin. Herausgegeben von C. W. Schmidt. Berlin, Hermes. 8. 2½ Ngr.

Niemeyer, C., Heldenbuch. Ein Denkmal der Großthaten in den Befreiungskriegen von 1808—1815. 7te Auflage, nach den besten und neuesten, namentlich seit 1831 erschienenen Werken und Nachrichten vermehrt und berichtigt. Mit 28 Portraits, 2 Kriegsscenen und 1 colorirten militairischen Gruppe. 1ste Lieferung. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 8. 15 Ngr.

Zwanzig Päbste an der Himmelspforte vor Petrus. Zur Kurzweil für Jedermann von Jemand. 2te Auflage. Leipzig, Melzer. Gr. 16. 5 Ngr.

Pascheles, W., Leben und Wirken des berühmten israelitischen Banquieurs Saloman Heine aus Hamburg, sein großartiges Testament und Leichenbegängniß. — Nekrolog des k. k. privilegirten wiener Großhändlers Herrmann Todesco. — Vermächtniß des gelehrten portugiesischen Israeliten Thomas de Pinta. Aus den verläßlichsten Quellen gesammelt und herausgegeben. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Prag. 8. 3 Ngr.

Piper, F., Geschichte des Osterfestes seit der Kalenderreformation, zur Beurtheilung der wider das diesjährige Osterdatum erhobenen Zweifel. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 15 Ngr.

Der heilige Rock im Zusammenhange mit mehren Erscheinungen der neuern und neuesten Zeit. Ein Fragment zur Geschichte der Gegenwart von Christianus Germanicus Antiromanus. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 8. 15 Ngr.

Rom oder Ronge? Die Zeit dringt auf Entscheidung. Ein Schriftlein zur Beherzigung für denkende Katholiken und Protestanten. Hersfeld, Schuster. 8. 4 Ngr.

Ronge und Czerski zur Kirchenversammlung in Leipzig. Eine Denkschrift zur Erinnerung an das Concil und die Osterfeier der deutsch-katholischen Gemeinde zu Leipzig. Nebst drei Worten des Herrn an die Baumeister seiner Kirche in Deutschland. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Brauns. Gr. 8. 7½ Ngr.

Santo Domingo, Geist des Papstthums und Jesuitismus. 2te Auflage. Leipzig, Schulz Kl. 8. 15 Ngr.

Schaden, E. A. v., Vorlesungen über akademisches Leben und Studium. Marburg, Elwert. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schimmer, K. A., Geschichte von Wien, von der ältesten bis auf die gegenwärtige Zeit. Wien, Sollinger. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

See, G. vom, Rancé. Ein Roman. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 8. 4 Thlr.

Siegmund, F., Zwölf Gedichte, unserer Zeit gewidmet. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Köhler. 8. 6 Ngr.

Statistik des preußischen Staats; Versuch einer Darstellung seiner Grundmacht und Kultur, seiner Verfassung, Regierung und Verwaltung im Lichte der Gegenwart. Berlin, Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Danziger Theater-Almanach für 1845, herausgegeben von D. F. Karl. Danzig. Kl. 8. 15 Ngr.

Becqueray, J. L., Die allgemein-christliche Gemeinde, oder der Revolutionsgeist im Reiche Gottes. Eine Stimme in der Wüste, erklungen dem deutschen Volke in Haupt und Gliedern. Coblenz, Hölscher. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Vereinigung der Katholiken und Protestanten. Eine Bibelschrift für die ganze Christenheit, Johannes Ronge gewidmet. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 2½ Ngr.

Vilmar, A. F. C., Deutsche Alterthümer im Hêliand, als Einkleidung der evangelischen Ceschichte. Beiträge zur Erklärung des altsächsischen Hêliand und zur innern Geschichte der Einführung des Christenthums in Deutschland. Marburg, Elwert. 4. 15 Ngr.

Wolf, H., Votum eines Unbefragten über die Katechismusreform. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 8. 6½ Ngr.

Einige Worte über Religion, das Christenthum und die Religion des Geistes, von F. M. Königsberg, Theile. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 137. —— 17. Mai 1845.

Drei Sänger.

1. Lieder vom Bodensee. Von C. K. Emmishofen, Literarisches Institut. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Gedichte eines Östreichers. Leipzig, Brockhaus. 1845. 12. 20 Ngr.
3. Kelch und Schwert. Dichtungen von Moritz Hartmann. Leipzig, Weber. 1845. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist wahr, die lyrischen Wälder Deutschlands sind immer reicher nicht blos an Sängern, sondern auch an Melodien geworden. Unser geistiges Klima erinnert an das physische jener Länder, in denen zwei Jahreszeiten, Lenz und Herbst, wechseln. Ähnlich haben wir unsere Lyrik und unsere Philosophie, Blüten und Früchte, beide nicht selten an einem und demselben Baume gewachsen. Kommen uns die epischen oder dramatischen Sommertage nur vereinzelt, so hören dafür unsere Sänger auch nach Johannis nicht auf zu schlagen; haben wir etwas mehr philologischen Winter, wo man von Eingemachtem lebt, so wachsen dafür auch unsere Herbstfrüchte dazwischen fort und geben unserer Philologie eine höhere Bedeutung. Wie sehr bei uns, im Vergleich mit andern Nationen, das Lyrische vorwaltet, zeigt sich nicht nur im Reichthum unserer Sänger und Sangweisen, sondern auch in der tiefern Empfänglichkeit der Nation für das Lied. Jeder Gebildete schlägt wenigstens einmal im Leben einige Reime an, seien es Liebesaccorde auf Rosapapier in einen Blumenstrauß zum Geburtstage der Ersehnten dargebracht, oder Klagetöne mit blasser Tinte niedergeschrieben und in den Korb gelegt, mit welchem die Grausame die zärtliche Werbung beantwortet hat. So bleibt denn auch gerade *die* Form der Poesie, zu der sich jedes deutsche Herz gestimmt fühlt, und in der sich so viele Federn versuchen, dennoch diejenige, die von der Menge stets am höchsten angesehen wird, obschon sie die unterste ist. Viele nennen blos, oder doch vorzugsweise, den Sänger einen Dichter, und die höhern poetischen Schöpfungen gelten ihnen eben nicht für höher. Diese Schätzung zeigt sich auch, für den Deutschen bedeutsam, darin, daß man Gedichte kauft, wenn man auch Dramen und Romane, selbst die besten, nicht anschafft.

Bei solchem Reichthum an Sängern geht es denn in unserer Lyrik nicht selten zu wie in einem Frühlingswalde: es ist ein solches Singen, Schreien, Zirpen, Pipen, Pfeifen durcheinander, daß es lustig anzuhören ist. Nicht alle schlagen aus frohester und reinster Brust, und noch einzelner finden sich Diejenigen, an deren prophetischen Lauten die deutsche Poesie die Jahre ihrer Zukunft nachzählen könnte. Manchmal scheint es, als ob eine Kehle die andere blos überbieten möchte. Daher kam der lustige Muthwille, der bereits wieder im Abnehmen ist, die wunderlichsten Reime hervorzugurgeln. Und wie der unerwartetste Reim um so mehr auffällt, wenn er ungereimten Gedanken dient, so fehlte es denn auch an solchen Gedichten nicht. Am Ende, wenn der Wanderer den Kopf recht toll und voll vom Waldgeschrei hat, findet er auf dem Heimwege, vielleicht an einer Lerche, die er aus röthlichem Abendschein des Himmels vernimmt, daß manche Töne und Weisen des Vogels unserer Empfindung verwandter sind als andere, und überzeugt sich, daß auch der echte Lyriker immer wieder auf gewisse Gefühle zurückkommen darf, die unserm Herzen die ältesten bleiben, ohne daß sie je alt werden. Das Register der Freiheitslieder, an unserer lyrischen Orgel in jüngster Zeit frisch und weit genug herausgezogen, hat gewiß viel ansprechende Pfeifen. Nur hat man so gern die grellsten oder hat auch blos aus dieser Tonart spielen wollen, und nur Wenige haben die sogenannte vox humana dieses Registers gefunden. Nicht alle politischen Misgriffe und Misverhältnisse nämlich, denen etwa die Satire mit ihren Jamben nachhinken könnte, berühren gerade das Reinmenschliche im Bürger, um sich dadurch zum lyrischen Erguß zu eignen. Unser Kleeblatt von Sängern bringt politische Gedichte nur vermischt mit andern lyrischen Gedichten. Betrachten wir sie nach ihrer aufsteigenden lyrischen Bedeutung!

1. Die „Lieder vom Bodensee" haben mir wenig zugesagt, so günstig ihnen meine Erinnerung an den reizenden Sommerabend entgegen kam, an welchem ich vergangenes Jahr dem alten Konstanz und dem zaubervollen See entgegen fuhr. Die Lebhaftigkeit eigentlicher Anschauungen der Phantasie wie der Sinne überwuchert und erstickt mit üppigem Blätterwuchse von Worten und Reimen die Gedanken und Gefühle des Dichters. Die Erscheinungen der Natur werden in ihren Einzelheiten gemalt, die Empfindungen secirt, die Gedanken ausgezupft, und dann all das Zerrissene und

Todte in pomphafter Sprache ausgestellt. Der Pomp selbst wird nicht selten zum Bombast. Von Jean Paul z. B. sagt der ungenannte Poet:

Du tauchest deines Spottes ernste Ruthen
In deiner weichen Seele Balsammilde,
Behauchst mit Liebe schwerer Streiche Gluten,
Erpflanzest rosig blühende Gefilde
Um Herzen, die in herbem Schmerz verbluten,
Und hüllst in Lenzduft grimmes Weh, das wilde.

Zur Abwechselung fließt auch wieder eine leichte natürliche Sprache und Versification über ganz prosaischen Boden, wie z. B. im Gedicht „Übles Erbe", in welchem beschrieben wird, wie Ältern sich „abrackern", um Geld zu häufen für ihre Kinder, die später dafür nur Fluch statt Dankes finden, weil der Reichthum ihnen zu schmählicher Knechtschaft wird. Dies Gedicht hat nur bedingte prosaische Wahrheit und gar kein poetisches Moment. Unter dieser ersten Abtheilung der Gedichte, „Sympathien" überschrieben, kommen denn auch politische Gedichte vor, die sich aber auch mehr durch prunkhafte Worte als durch muthige oder frische Gedanken geltend machen. Da der Dichter seine Stärke im Ausmalen von Anschauungen fühlt, so liebt er die Allegorie, in der er sich an der Einkleidung des Gedankens gütlich thun kann. Er läßt z. B. (S. 54) ein Wagenrad mit einem Hemmschuh um Freiheit unterhandeln. Der Hemmschuh gefällt sich aber in seinem Berufe so sehr, daß er selbst bergauf nicht unter dem Rade hervor will. Da wird aber das geduldige Rad endlich wild und zerquetscht ihn; worauf denn die matte Lehre folgt:

Ihr Hemmschuh' alle groß und klein,
O laßt und seid gescheit!
Sonst malmt zu Staub euch das Gebein
Das schwere Rad der Zeit.

Der Vergleich schielt so auffallend, daß es lächerlich wird. Denn das Hemmen bergauf wird doch nicht vom Hemmschuh abhängen, sondern vom Fuhrmann, auch kann das Rad ruhig dabei sein, wenn die Pferde nur vorwärts können. Will es aber doch gern zermalmen, so wird es dazu bergab vielmehr Gewalt haben. Dergleichen Unwahrheit der Bilder und Vergleiche kehren aber wieder. Im Gedichte „Zu früh" sind Vöglein und Blümlein zu früh gekommen, und ein Spätfrost tödtet sie. Dann heißt es:

Hohe Geister, idealbethauet (!)
Die mit Adlerblicken auf zum Licht geschauet,
Weinend sind uns unerkannt verglommen,
Weit der trägen Zeit vorangeklommen.

Hohe Geister und kleine Vögel passen aber wie eine Faust auf ein Auge. Ebenso wenig stimmt das Unerkanntbleiben der Einen zum Erfrieren der Andern. Und wie Geister mitten im Klettern verglimmen können, besonders, wenn sie idealbethaut (!), mithin feucht sind, ist auch schwer zu begreifen. Wenn nun solche Allegorien, an sich schon kalt, noch von dem Frost annehmen, den der Dichter beschreibt, so fehlt auch wieder anderwärts den Gedanken eines unverhüllten Zuspruchs das rechte Feuer. Das Gedicht „Auf!" ist eine Ermunterung an Deutschland, worin es unter Anderm heißt:

Hört ihr Dunkels Knechte stöhnen,
Und die Brut, die Joche schuf!
— — — — — — — —
Fliehet Knechte, schnell entweichet,
Daß nicht Rache euch erreichet!

Der Tausend, was werden sie nach solcher Mahnung fliehen! Hat nun dem Dichter noch mehr Frost nöthig geschienen, so hat er ihn richtig in der nordischen Mythologie gefunden, die er sehr zu lieben scheint. Bragur, Skulda, Loke, die Walkyren und wie sie alle heißen, werden stets, welchen der Dichter sie auch besuchen mögen, das beste Eis mitbringen. Besser sind unserm „Sänger des Bodam" einige scherzhafte Gedichte gelungen, „Klagen eines Cidevant", „Adelsbestrebungen" u. dergl. Was er aber Balladen nennt, sind keine echten Balladen, und die Sagen sind wieder viel zu breit malend und wortprunkend.

(Der Beschluß folgt.)

Eram. Skizze aus den Jugendjahren eines Veteranen. Mit einem einleitenden Vorworte von Ludwig Rellstab. Berlin, Reichardt und Comp. 1845. 8. 20 Ngr.

Der Herausgeber deutet in dem Vorworte mit verständiger Einsicht den nicht zu verkennenden Werth des vorliegenden Buches an als eines aus jener Anzahl von Denkschriften, die ein eigenes und in seiner Eigenthümlichkeit betrachtungswürdiges Dasein aus den mittlern Classen der Gesellschaft abspiegeln und im Widerschein persönlicher und örtlicher Einzelheiten den Gang und Gehalt des Geschehenen nicht selten besser darlegen als manches Werk von weitausholenden Erklärungen und Erzählungen. Das Buch „Eram" nun zeichnet sich im Besondern durch den ruhigen Eindruck einer natürlichen, ihrem angewiesenen Kreise treu verbleibenden Unbefangenheit aus, und da der Veteran überall ein wackeres Gemüth, einen guten leichten Sinn und eine thätige Lebhaftigkeit zeigt, so ist die Schrift für geschichtliches Interesse wie für bloße Unterhaltung zur rechten Zeit herausgegeben.

Es sind zwar nur sieben Jahre, die uns der Verf., Hr. Baumann, ein pensionirter Stabsoffizier der preußischen Armee, aus seinem Leben vorführt, aber es sind sehr erlebnißreiche, stürmische Jahre, zu deren Kenntniß ein jeder Beitrag sachverständiger Männer mit Dank aufgenommen zu werden verdient. Die uns geschilderten Zeiten sind nämlich die letzten Jahre vor den Ereignissen des Jahres 1806, die Epoche des Königreichs Westfalen und der furchtbare russische Feldzug im Jahre 1812, von denen der dritte Theil allerdings der bedeutendste und für die meisten Leser interessanteste ist, während auch die Erinnerungen aus der ersten hessischen Dienstzeit des Verf. und die Beiträge zur Kenntniß des Treibens im Königreich Westfalen um so höher anzuschlagen sind, je mehr diese Bilder allmälig verblassen und der Männer immer weniger werden, die sich aus eigener Anschauung ihrer erinnern.

Der Verf., in Kleve um das Jahr 1790 geboren, ist der Sohn eines dortigen Consistorialraths und Superintendenten, nach dessen frühem Tode er durch die Bemühungen seines Vormundes, des nachmaligen preußischen Feldpropstes Offelsmeyer, im Jahre 1805 eine Anstellung als Standartenjunker in einem kurfürstlich hessischen Dragonerregimente erhielt. Hier empfangen wir nun das Bild eines angehenden Offiziers aus den Tagen des alten Kriegswesens, mit dem zwölf Zoll langen Zopfe, den pomadirten und gewichsten Seitenlocken, den knappen ledernen Beinkleidern, den steifen Stiefeln und dem Rohrstock, wir werden in das Garnisonleben in der kleinen Stadt Fritzlar geführt und lesen, wie sich die Junker die Einförmigkeit

des Friedensdienstes durch Spiel, Besuch der Spinnstuben und allerhand Schwänke — die sogenannten Cornetstreiche — zu verkürzen suchen, bis die Katastrophe des Jahres 1806 das Kurfürstenthum Hessen ereilte und alle Regimenter aufgelöst werden. In treuen ergreifenden Zügen schildert der Verf. den Grimm der alten, versuchten Krieger, als sie die Waffen abgeben mußten und ihrem frühern Landesfürsten nicht mehr dienen sollten. Er selbst aber pilgerte zu Fuß, als Färbergesell verkleidet, nach Wesel, dem Aufenthalt seiner Mutter, und hatte mit einem Freunde beschlossen, sich bis zur polnischen Grenze durchzuschleichen, um preußische Dienste zu nehmen. Aber der Plan war der französischen Militairbehörde bekannt geworden, die Jünglinge wurden in Münster verhaftet, verhört, erst hart bedroht, dann aber zur Gefangenschaft verurtheilt, die unser Verf. in leidlicher Weise bis zum Ende des Jahres 1807 in Luxemburg abhielt. Da er sich nun nach dem Tode seiner Mutter ganz allein fand, bedrängt und hülfsbedürftig, so blieb ihm nichts übrig als westfälische Dienste zu nehmen. Dies geschah im Januar 1808.

In diesem eleganten, freien und selbständigen Leben als Offizier in dem schönen Regimente der Chevauxlegers der Garde befand sich der Verf. ganz wohl. Das glänzende Residenzleben ward durch die Dörnberg'schen Unruhen, durch den Feldzug in Sachsen im Jahre 1809 gegen die Östreicher und durch mehre Reisen des Königs Jerome in seinem Lande unterbrochen, worüber wir manche anziehende Dinge erfahren, da der Verf. hier überall selbst zugegen gewesen ist. Vom König bezeugt er, daß die Gardereiter ihn sehr geliebt hätten, sowie er auch auf diesen Reisen eine liebenswürdige, gewinnende Manier gezeigt und ihnen, wenn sie aus Ehrfurcht zu singen aufgehört hätten, zugerufen habe: „Eh bien, mes Allemands, chantez, fumez." Dabei schlug und klopfte er dann vergnügt mit seiner Reitpeitsche an die hohen Reiterstiefel. Der glänzende Einzug der Madame mère in Kassel gibt ein anschauliches Zeugniß von der außerordentlichen Pracht des westfälischen Hofes, aber die große Bewunderung, welche der Verf. gegen die Mutter so vieler Kaiser und Könige an den Tag legt, theilen nicht Alle, welche die kalte und vornehme Frau in den Tagen ihrer Hoheit gekannt haben.

Als westfälischer Rittmeister zog Hr. Baumann im März 1812 mit nach Rußland und schildert in der zweiten, größern Hälfte dieser Erinnerungen seine Schicksale und Abenteuer während des fürchterlichen Rückzugs. Daß seine Mittheilungen blos auf ihn selbst sich beziehen und daß er in seinem einfachen Zuge sich nicht zu allerhand allgemeinen Betrachtungen, wie sie als zufällige Beute oft aus dem Weltverkehr aufgehascht werden, verführen ließ, rechnen wir seinem Buche zu einem besondern Lobe an. Denn wieviel auch in historischen Werken über jenes gewaltige Ereigniß geschrieben ist, wie glänzend Ségur die französische Tapferkeit und Ausdauer geschildert, und wie geschickt Rellstab in seinem bekannten Buche Dichtung und Wahrheit untereinander gemischt hat, so besitzen wir doch von deutschen Augenzeugen und Mitthätigen nur wenige Denkmale dieser schrecklichen Zeit, die auch unserm Vaterlande so viele tapfere Söhne geraubt hat. Die eigenthümliche Tüchtigkeit eines untergeordneten Mannes erkennen wir in dem Tagebuche des bergischen Feldwebels v. Loengen (Iserlohn 1831), wogegen die Mittheilungen des Rittmeisters Röder von Bomsdorf aus dem russischen Feldzuge (Leipzig 1816—18) sich in einer schon höhern und gebildetern Sphäre, aber durchaus auf dem Boden des Persönlichen und Privaten bewegen. Als Seitenstück hierzu betrachten wir die Erinnerungen in dem vorliegenden Buche.

Wir erfahren nun, wie bald nach der Überschreitung des Niemen das für Feind und Freund gleich schädliche System der Selbstverpflegung im französischen Heere überhand nahm, und begleiten den Verf. auf einer Fouragirung, die er fünf Tage vor der Schlacht bei Mosaisk in die Gegend von Wiasma machte. Welch einen schweren Stand die einzelnen Truppentheile hatten und wie sie genöthigt waren, zu ihrer nothdürftigsten Existenz und bei den drohendsten Gefahren Expeditionen vorzunehmen, welche die Kräfte des Ganzen schwächten, ist aus dieser unbefangenen Erzählung recht ersichtlich, die zugleich für die militairische Umsicht des Verf. ein gutes Zeugniß ablegt. Mit Recht hält er sich nicht bei der Schlacht von Mosaisk auf und gibt dafür ein recht anschauliches Bild seines Aufenthalts in Moskau, wo er zuerst sich in einem leerstehenden Palast einquartirte, diesen aber in der Nacht des 14. Septembers durch das Feuer zu verlassen genöthigt ward und sich nun in das schöne Souterrain eines verbrannten Palastes übersiedelte, wo er und seine Kameraden sich bald mit allem Nöthigen zur Führung eines leidlichen Haushalts versahen. In Mosaisk, wohin er am 8. October mit einem militairischen Auftrage entsendet wurde, fand er den Commandanten wie einen Fürsten eingerichtet und Beide träumten von großer Behaglichkeit im Winter, als plötzlich die Nachricht von dem beschlossenen Rückzuge ankam und fast unmittelbar darauf der kaiserliche Generalstab in Mosaisk eintraf.

Unter vielen Entbehrungen gelangte die Schar, mit der unser Verf. Glück und Unglück theilte, von Hunger gequält (ein Brot zu besitzen galt schon für große Freude) und von den verfolgenden Russen erschreckt, an die Ufer der Beresina. Eine treue Beschreibung (S. 134 fg.) führt uns die gräßlichen Scenen dieser Tage vor das Auge. Von Minute zu Minute nahm das Gedränge zu; als die Brücke für das Fuhrwerk eingestürzt war, kannte man keine Mäßigung mehr, ganze Glieder der Vordersten wurden in den Strom geschleudert, der Verf. und seine Gesellschaft waren nahe daran auseinandergesprengt zu werden, als sie beschlossen, zurückzukehren und sich seitwärts hinausschieben ließen, wo sie über eine Masse lebender und todter in den Koth getretener Menschen und Pferde zu ihrem Feuerplatze zurückkehrten. Hier wollten sie die Ankunft der Nacht abwarten und dann ihr Heil versuchen. Aus den zahlreichen Wagen brachte unser Verf. Lebensmittel und Wein herbei, wovon eine köstliche Mahlzeit gehalten wurde, auch mit Geld versahen sich alle reichlich aus den verlassenen Kassenwagen; unser Verf. besaß an 1500 Napoleonsdor, die ihm freilich späterhin fast sämmtlich von habgierigen Plünderern entrissen wurden, deren Rest ihm aber doch von den ersprießlichsten Folgen gewesen ist. Dann ward Kriegsrath gehalten, wie man sich selbst und die Verwundeten fortschaffen, was man an Kleidern, Pferden und anderm Bedarf mitnehmen wollte. „Wir glichen", sagt der Verf., „eher wandernden Kleidermagazinen als unsern eigenen Personen. Ich trug über zwei Paar feine Nankingbeinkleider die reichgestickten Paradehosen und die goldgestickte Scharlachweste, über die wiederum die grünen und sehr hoch hinaufgehenden Reithosen gezogen wurden, dann die Staatsuniform, einen Überrock, einen Mantel und über dies Alles einen reichen russischen Pelz." Nun fand sich ein französischer Artilleriehauptmann zu ihnen, der ihren großen Wagen mit den verwundeten Offizieren zwischen seine Geschütze nahm, und so zog die Karavane in der Nacht vom 28. auf den 29. November um 2 Uhr glücklich über die Brücke, die um 4 Uhr angezündet wurde.

Das Elend, welches die Armee von jetzt an betraf, läßt sich nicht leicht in wenige Worte fassen. Bis zum späten Abend irrte sie auf der weiten Ebene umher, der schneidend kalte Wind ermattete sie, das Schneegestöber machte sie fast blind, und dann fanden sie kein Obdach und Feuer, das Auffinden von Nahrungsmitteln, wie ein Sack mit Mehl, ein steinhartes Brot, ein Stück rohes Fleisch, war eine besondere Gunst des Zufalls. Den Weg bedeckten zahllose Leichen, die Lebenden gingen mit hohlen, eingefallenen Gesichtern einher, Klagen und Geschrei, Verwünschungen und Flüche gegen Gott und Menschen erfüllten die Luft, hier zerschellten sich einige den Kopf an Baumstämmen, dort sangen andere mit schmerzlichem, wahnsinnigen Lächeln die Lieder ihrer Heimat oder saßen am Wege und weinten wie die Kinder unter lautem Schluch-

zen, während Andere sich unter gräßlichem Lachen in die prasselnden Feuer stürzten. Die Disciplin hatte schon längst aufgehört, aber auch die Menschlichkeit artete in Härte und Egoismus aus. Ein alter Mann mit schneeweißem Haar, gebückt, kraftlos, in einen großen Mantel gehüllt, trat an die Feuer der Soldaten. Mit bittender Gebehrde wandte er sich an diese: „Pour l'amour de Dieu, une petite place au feu." „Va t'en au diable." „Mais je suis général!" „Il n'y a plus de général!', war die Antwort, „nous sommes tous généraux." Hinter Malodeczno trennte sich der Verf. am 8. December mit dem Obersten Pfühl von seinen noch mattern Gefährten, um wo möglich Hülfe zu schaffen, aber der Strom der Flüchtlinge riß sie unaufhaltsam mit sich fort nach Wilna hinein, wo der Verf. auch diesen Gefährten verlor.

Von Wilna bis Kowno erging es dem Verf. einigermaßen besser, da er Geld genug hatte, sich manche Bequemlichkeiten durch Juden zu verschaffen, von deren Geldgier die abschreckendsten Züge erzählt werden, und auch sonst manche Gunst des Augenblicks für sich und einen verwundeten Kameraden zu benutzen verstand. Den Letztern fand er hinter Wilna plötzlich wieder und schaffte, von dessen treuem Burschen unterstützt, ihn auf einem kleinen Schlitten und mit einem abgetriebenen Pferde durch Lebende, Todte, Trümmer, Equipagen und Hindernisse aller Art mit größter Aufopferung fort, bald auf der großen Straße, bald auf Nebenpfaden. Dazu drang die Kälte so fürchterlich auf sie ein, daß sie anfingen gänzlich zu erstarren; das Pferd konnte auch nicht mehr fort, und sie sahen sich endlich genöthigt, den kranken Gefährten, nachdem er von ihnen unterstützt eine Weile sich zu Fuß unter den fürchterlichsten Schmerzen fortgeschleppt hatte, in einem Bauernhause zurückzulassen, wo das Mitleid der Eigenthümer ihn in einen russischen Schlafpelz hüllte, mit dem Versprechen, ihn für einen ihrer Angehörigen auszugeben. Der Verf. ließ ihm einen doppelten Napoleonsdor zurück und zog dann weiter. Mehr konnte er nicht geben, da die Kosacken ihn bereits seines Schatzes beraubt hatten und ihm von den stets neuen Plünderern Weste, Mantel, Überrock und Reithose, eins nach dem andern, abgerissen waren. Denn diese Noth kam auch noch hinzu, die russische leichte Reiterei hielt ein wahres Treibjagen nach den flüchtigen Feinden, und die Kosacken sowol als die raubgierigen Nachzügler und Bauern nahmen mit der größten Brutalität Alles was sie finden konnten. So erdrosselten sie einen französischen Verwaltungsbeamten beinahe, als sie seines seidenen Tuches habhaft werden wollten, und ein westfälischer Hauptmann, der sich von dem geschlossenen Trupp, dessen Haltung den Plünderern noch einige Achtung abnöthigte, auf einen Augenblick zu trennen wagte, ward von ihnen bis auf das Hemde, trotz der fürchterlichsten Kälte, ausgezogen. Da gab Jeder, was er entbehren konnte, um den Beraubten nothdürftig zu kleiden, der Verf. seine Uniform, die er noch unter einem erhandelten Schafpelze trug.

So brachen die Unglücklichen am Morgen des 21. Decembers von Prenn auf, zitternd vor Kälte und Hunger, ihre verwundeten Kameraden in der Mitte mit fortschleppend, die Kosacken hinter sich, die sie wie die Schafe vor sich hertrieben, eine Schar von etwa 300 Mann. Aber der Edelhof, wo sie bleiben sollten, war voll russischer Einquartirung, der wohlwollende Besitzer durfte sie nicht aufnehmen und wies sie zwei Büchsenschüsse weiter nach Schmitischken, wo keine Einquartirung sei. Plötzlich verschwanden auch die Kosacken, die ihnen doch wenigstens Führer hätten sein können und da standen die Armen nun am späten Abend, bei einer Kälte von 30 Graden, erstarrt, hungrig, zerlumpt und sahen den Tod vor Augen, der ihrer in dem öden unwirthbaren Lande unfehlbar harren mußte. Auch sind nur vier Männer von der ganzen Anzahl am Leben geblieben. „An diesem schrecklichen Abend", sagt der Verf., „vielleicht dem fürchterlichsten meines Lebens, verlor auch ich beinahe meinen so lange bewährten frischen Muth." Doch er bat die Kameraden, ihm zu folgen, und nach einer mühevollen Wanderung erreichten sie Schmitischken. Fast mit Gewalt stürzten sie sich in den innern Hofraum, vermochten aber erst für die deutschen Offiziere den Einlaß zu erhalten, als unser Verf. ankündigte, er besitze noch etwas Geld, um die Gastfreundschaft zu lohnen. Seiner nachdrücklichen Verwendung gelang es auch, für die Übrigen im Dorfe Speise und Obdach zu erhalten. Zwei junge Leute, der Sohn und der Neffe des kleinen, dicken Hausherrn, eines Herrn von Corries, fanden solches Behagen an dem Verf., daß sie ihn auffoderten hier zu bleiben, was er ihnen zusagte, wenn auch sein Freund von C., der wie ein Todter in dumpfer Betäubung auf der Streu lag, bleiben dürfte. Als nun am Morgen die Kosacken die Übrigen forttrieben, sahen sie den in Schafpelz und Mütze Vermummten für einen zum Hause Gehörigen an und den von C. für einen Todten, und so blieben Beide zurück; ein dritter Offizier hatte sich unter dem Backtrog versteckt und mußte auch behalten werden.

Wir glauben es gern der treukameradschaftlichen Gesinnung unsers Verf., daß ihm die Betrachtung des künftigen Schicksals seiner bisherigen Gefährten Thränen auspreßte, die er einem eigenen Schicksal bisher nicht geweint hatte. Aber auch ihm war Ruhe und Pflege höchst nothwendig, denn sein erfrorener Fuß begann anzuschwellen und verursachte die folterndsten Schmerzen. Eine alte Tante im Hause war hier die wahrhaft barmherzige Samariterin, indem sie ihm mit einem gewöhnlichen Messer, ohne vor dem pestilenzialischen Geruche zurückzubeben, das vom Brande schon ergriffene Fleisch von den Knochen ablöste und ihn so vom Tode errettete. Eben Dieser verdankte auch der Herr von C. die Erhaltung seines Lebens, da sie ihn mütterlich mit einfachen Mitteln pflegte, sodaß er noch früher als unser Verf. (schon in der Mitte Januars) das Haus verlassen und sich nach Marienpol begeben konnte, wo eine regelmäßige russische Verwaltung eingerichtet war und er, sowie auch späterhin der Verf. selbst, im Hause eines polnischen Edelmanns die beste Bewirthung und Herberge fand.

Die ergötzlichen Schilderungen aus dem Leben und Haushalte eines kleinen russischen Edelmanns, die einfache Sitte, die sonderbare Mischung von Gutmüthigkeit und Kargheit in dem Charakter des Herrn von Corrjes und manches Andere geben zum Schlusse des Berichts ein unterhaltendes Genrebild, bei dem wir uns jedoch nicht länger aufhalten dürfen. Wir verlassen beide Freunde wohlbehalten in bester Pflege zu Marienpol und voll des Wunsches, nach wiedergewonnener Gesundheit in preußische Kriegsdienste zu treten. Wann dies geschehen ist und welche weitern Schicksale der Verf. erlebt hat, würde unstreitig mancher Leser gern von ihm erfahren haben. Denn sein Buch füllt nicht blos, wie er im Vorworte sagt, eine müßige Stunde aus, sondern wird in seiner Anspruchslosigkeit die lebendige Betrachtung einer der größten Weltbegebenheiten aus der neuern Zeit auf die zweckmäßigste Weise unterstützen. 20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 138. —— 18. Mai 1845.

Drei Sänger.

(Beschluß aus Nr. 137.)

2. Eine innigere lyrische Begabung bringt der Östreicher aus Klosterneuburg mit. Seine „Zeitgedichte" sprechen die warme Gesinnung eines Östreichers aus, der sich zu Deutschland erhebt, aber mit allem deutschen Stolze sein liebes Östreich nicht vergessen will. Recht hübsch gedacht ist „Das ewige Rheinlied". Der Rhein mit seinen schweizer Quellen und holländischen Mündungen stürzt sich bei Schaffhausen nur darum so brausend herab, um mit seinen Zornesklängen sein träumendes Deutschland zu wecken. Die „Vermischten Gedichte" schließen sich an Natur, Erlebnisse und Kirchenfeste an. Ein frommes, gläubiges Gemüth, ein zur Erhebung und zur Hingebung gestimmtes Herz machen sich geltend und suchen nach keiner neuen großgedachten Auffassung des Lebens. Die Frage nach dem schwarzen oder blauen Auge weiß indeß dies alte Thema neu und recht anmuthig zu fassen. Überhaupt sind die Liebeslieder, die das einfache Leben des Dichters durchziehen, das Ansprechendste und Schönste in der kleinen Sammlung. Wie lieb ist „Nach dem Besuch", „In der Nacht!" u. s. w. Zur Probe stehe hier das veilchenkleine Gedicht:

Des Veilchens Grab.

Lag ein geknicktes Veilchen
Auf einem nackten Stein.
„Ach Veilchen, armes Veilchen,
Sollst weicher begraben sein."

Sie nimmt das todte Veilchen,
Steckt's in den Busen tief,
Wo tiefer als das Veilchen
Geknickte Liebe schlief.

Der Sänger, wenn auch nicht immer bewältigend, ist doch nicht selten in Gedanken und Formen recht eigenthümlich.

---

3. Bedeutender, gewaltiger sind freilich die „Dichtungen" von Moritz Hartmann. Hier strömt eine echte, tiefe, hinreißende Lyrik. Und wenn auch nicht überall die Form vollendet ist, so erscheint der Poet doch in der Auffassung und Behandlung stets eigenthümlich und oft überraschend neu. Die „Innern Stimmen" kommen aus einem wahren und tiefen Herzen, z. B. in dem schönen Gedicht „Seit sie gestorben", in welchem diese Überschrift zu Anfang und Ende jeder Strophe so bedeutsam widerklingt. Ebenso wahr und tief ist das Verhältniß des Dichters zu seinem Lied ausgesprochen in dem Gedicht „Ein Lied". Er sucht fort und fort ein Lied, in das er sein ganzes Fühlen und Leben zwingen könnte. Dies Lied aber versteckt sich immer hinter die Lieder, die er gewinnt. Die Abtheilung „Aus der Gegenwart" enthält politische Gedichte von echtem Gehalt: nicht witzelnd, nicht spöttisch, sondern muthig und kühn, Recht fodernd, Kampf bietend. Auch hier besonders versteht der Dichter, das oft Gesagte neu zu fassen. Die deutsche Freiheit fodert er als rückständigen Sold.

Heraus den Sold, daß ab wir wälzen
Die Armuth, die uns unterjocht,
Sonst müssen Kronengeld wir schmelzen,
Schon glüht der Kessel und es kocht.

So nennt er das Wort Judenemancipation nicht; aber er läßt in lebhaft düsterm Bild einen Juden auf dem Schlachtfelde von Waterloo sterben, und so mit Blut besiegeln

Des vielversproch'nen Contractes Blatt;
Doch leer ist's geblieben, und öd' und glatt.

Wenn aber der Sänger das Misgeschick des deutschen Volks beklagt, versöhnt er uns einen Moment auch wieder durch das rührende Gemälde des sterbenden Kaisers Joseph, der die Freiheit geben wollte, als man ihren Werth noch nicht begriff. Die böhmische Sage, daß dieser edle Kaiser nicht gestorben sei, hat der Sänger, selbst aus Böhmen entstammt, zu einem seiner ergreifendsten und zugleich schärfsten Gedichte benutzt. Böhmische Bauern sitzen in der Schenke bei Bier und mit kurzen Pfeifen, einem Nachbar zuhörend, der von Wien gekommen ist und von den Herrlichkeiten der Residenz erzählt. Auch den schmucklosen Sarg Kaiser Joseph's unter den Prachtsärgen der Kaisergruft hat er gesehen. Die Andern lächeln erst mitleidig, widersprechen dann, werden immer heftiger gegen den Ketzer, der des noch lebenden Kaisers Sarg gesehen haben will, und werfen den Rechthaber zuletzt aus der Schenke. Nachgrollend kommen sie endlich zur Betrachtung:

— — Sind wir nicht Sklaven,
Frohnende Knechte noch immerfort
Unserer Pfarrer, unserer Grafen?
Schleichen nicht Pfaffen von Ort zu Ort?

Ist dein Bub' nicht schmachvoll verendet
Unter der Ruthe in der Casern'?
Ist dein Kind nicht schmählich geschändet
Vom zukünftigen gnädigen Herrn?

Kannst du nach Lust, nach Willen beten?
Essen wir and'res als schwarzes Brot?
Sind wir nicht verwaist und zertreten?
Kaiser Joseph ist todt, ist todt!

„Er ist todt!“ — Sie rufen's mit Klagen,
Und entblößen zum Beten das Haupt. —
Funfzig Jahre und Noth und Plagen
Mußten kommen, bis sie's geglaubt.

Weniger anmuthend sind die episch-lyrischen Gedichte. Der Dichter, so eigenthümlich und ergreifend an Stoffen aus der Gegenwart, wird düster, seltsam, schneidend, abstoßend in rein phantastischem Gebiet. Er ist durchaus moderner Sänger, der, mit kühner Hand für die gespannten Interessen der Gegenwart begabt, wenn er in die abgeschlafften Saiten der Romantik greift nur schnarrende, schrillende Accorde findet. Auch die Sonette sagen uns weniger zu. Ziemlich steif und gezwängt, wie sie sind, fesseln und verrenken sie den eingereimten Gedanken. Dafür entschädigt man sich an den vielen herrlichen Liedern, die man wieder und wieder zu lesen und mitzufühlen nicht ermüdet. **H. Koenig.**

Deutsches Taschenbuch. Erster Jahrgang. Zürich, Literarisches Comptoir. 1845. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Satire Hoffmann's von Fallersleben war so lange in ihrem Rechte, als sie gegen das wirklich Verächtliche und Verderbte zu Felde zog. Waren es auch nur die gerade an der Oberfläche zu Tag liegenden Misstände in Staat und Gesellschaft, die sie zu geißeln unternahm, so ward doch ihr Zusammenhang mit einem tiefern und an den Wurzeln des Lebens zehrenden Übel von Allen gleichmäßig empfunden. Das scheinbar Äußerliche erhielt somit Bedeutung durch seine unmittelbare Beziehung auf ein Inneres und die Satire traf wirkliche und wesensvolle Verhältnisse. Seitdem ist aber Hoffmann ein Anderer geworden. Er hat den Beifall, der ihm gespendet worden, misverstanden, und für die Theilnahme an seinen Liedern den Grund nicht sowol in dem Inhalte als in der bloßen leeren Form seines Witzes zu finden gemeint. Seinem Ich hat er allein zugeschrieben, was der Sache ebenso sehr zukam: was Wunder, wenn er jetzt dieses Ich als den einzig berechtigten Maßstab an alle Zustände und Verhältnisse anlegt. Er ist ein leerer Witzling, ein schaler Spötter geworden.

Die Satire soll den Gegensatz des Niedern gegen das Hohe, des Häßlichen gegen das Schöne, des Gemeinen gegen das Edle in seiner ganzen schneidenden Schärfe herausstellen: sie hat kein anderes Ziel als das Wahre selbst und ist eine negative Weise, dieses auszusprechen. Ergeht sie sich also in der Schilderung und Darlegung des Gemeinen und Nichtigen, so läßt sie zugleich ein Hohes und Wesenreiches daraus hervorscheinen und hat in diesem Gegenschein recht eigentlich ihr Element. Sobald aber das Ich sich isolirt und alle Bedeutung, alles Wesen ausschließlich in sich verlegt, ist in Wahrheit das rechte Maß verloren. Gegen dieses inhaltlose Ich gehalten gibt es keine Unterschiede mehr in der Welt der Gegenständlichkeit; der Gegensatz des Guten und Bösen ist ihm ein gleichgültiger, und nur insoweit die Dinge ihm Gelegenheit geben, daran sich aufzuspreizen, sind sie von Interesse. Dem spottenden Witze ist also ausgesetzt nicht mehr, was dem Spott um seiner selbstwillen verdient: solchen verdient Alles, worüber es glückt einen Witz zu finden. Und wäre es das Heiligste und Gerechteste, was schiert Das, denn der Witz ist sich [illegible] Zweck geworden.

Konnte aber ein ehrenwerther Mann und ein so [illegible]liches Talent als Hoffmann einer solchen Trivialität [illegible] Eitelkeit anheimfallen, so ist das Publicum selbst nicht frei aller Schuld daran. Es ist nicht ehrlich gegen seinen D[illegible] gewesen, es hat sich für denselben begeistert, aber die [illegible]sterung hat zum Theil sehr selbstische Motive gehabt. [illegible] nur der Sache zu huldigen, hat man diese mehr oder [illegible] als bloßen Vorwand gebraucht, sich selbst zu feiern, mit [illegible]hafter Lust hat man sich an jede hervorragende Ersch[illegible] des Lebens angeklammert, nur weil man um jeden Preis [illegible] Inhalt sich geben wollte, dessen man entbehrte. Dem [illegible]genwart hat das rechte Pathos, den rechten Lebens[illegible] nicht gefunden, und in dem quälenden Bedürfnisse [illegible] krankhafter Begeisterungssucht getrieben, wirft sie sich [illegible]les, was auch nur einige Nahrung verspricht. Man [illegible] den Dichter benutzen wollen, und wenn dies nun [illegible] zur Abnutzung geglückt ist, so hat man nicht minder [illegible] als jenen darum anzuklagen.

Die im vorliegenden Taschenbuche unter dem [illegible] „[illegible]volini“ mitgetheilten Lieder Hoffmann's sind das Ergeb[illegible] ner Reise nach Italien. Er ist nach Italien gegangen, [illegible] weil er an den großen Denkmälern einer erhebenden [illegible] greifenden Vergangenheit seine Kraft gegen die [illegible] der Gegenwart stählen, nicht weil er durch Anschauung des [illegible] schönen und Erhabenen einen höhern Maßstab gegen das Häßliche und Verzerrte gewinnen wollte: er ist nach Italien gegangen einzig und allein zu dem Zwecke, alles [illegible] von der häßlichsten und kleinlichsten Seite zu sehen. Das [illegible] [illegible]cherliche und Beschwerliche mag der Sache selbst so [illegible] als es wolle, es wird dennoch herbeigezogen, um den [illegible] und vollen Genuß nicht aufkommen zu lassen. Das [illegible]tendste ist nicht unbedeutend genug, es nicht dennoch gegen [illegible] Große zu kehren und eine Beziehung zwischen beiden herauszusuchen, welche dieses herabsetzt. Und daraus soll der [illegible] Witz dieser Satire hervorgehen, ein so frivoler und [illegible] Witz, als je einer der Eitelkeit einer gespreizten und [illegible] Persönlichkeit gedient hat. Man überzeuge sich selbst:

Geschmacksläuterung.

Jetzt wie vor tausend Jahren
Ist Rom ein Zauberwort,
Und es gereicht zum Ruhme,
Wenn wir gewesen dort.

Und unserem Gefühle
Macht's Ehre obend'rein,
Und dem Geschmacksurtheil
Wird's groß Gewicht verleih'n.

Frisch auf d'rum, Vetter Michel,
Rauch römischen Tabak,
Und kehrst du heim nach Deutschland
Ist lauter dein Geschmack.

Zopf und Haarbeutel.

Haarbeutelträger war Herr Goethe,
Als er in Welschlands Stätten ging,
Kein Wunder, daß er mit Begeist'rung
An des Palladio Werken hing.

Der Zopf in dieses Künstlers Werken*)
War ihm ein sehr verwandtes Ding —
Haarbeutelträger war Herr Goethe,
Als er in Welschands Stätten ging.

---

*) Ich mag mich nicht enthalten, diesem Urtheile [illegible] über Palladio das Heinse's über denselben Künstler entgegen[illegible] Wenn Einer, so ist Heinse kein Verehrer des Zopfes: „Er [illegible] den Palladio vor allen neuen Baumeistern, nannte ihn eine [illegible] Seele voll des Vortrefflichen aus dem Alterthume.“ — „[illegible]

Außer Hoffmann treten noch Prutz, ein Autodidakt (Gottfried Keller) und ein Pseudonymus (Apolles Storchschnabel) mit Dichtungen auf. Prutz mit einer matten Satire „Prinz Rednar", welche einen an sich ziemlich gewöhnlichen Witz in so lange und dünne Witzfäden auszieht, daß er endlich dem natürlichen Auge ganz und gar entschwindet, und mit drei andern Freiheitsliedern, welche, nach der Volksweise zu sprechen, gern möchten und doch nicht können. Frischer und kräftiger dagegen ist der Autodidakt. In seinen Liedern ist mehr Sinnlichkeit, mehr unmittelbare Lebensoffenbarung und Naturwahrheit als in den meisten Freiheits- und Gesinnungsgesängen der Gegenwart. Die Phrase ist noch nicht so mächtig über ihn geworden, daß sie seine Eigenthümlichkeit daniederhielte, aber bei alledem fehlt auch ihm die specifisch poetische Begabung wenigstens gerade für die Freiheit. Seine Freiheit, von der er singt, ist immer noch ein Abstractum, eine fleisch- und blutlose Gestalt, und sein Empfinden für dieselbe hat sich mit seinem Gegenstande noch so wenig identificirt, daß es bei allen Versuchen ihn zu durchdringen doch immer draußen bleibt. Sein Dichten geht so zu sagen um die Freiheit herum und wird ihrer nicht mächtig. Denn todter Begriff und lebendige Individualität können einander nun und nimmermehr decken. Der Dichter hat also nur Empfindungen über oder von der Sache, d. h. Gefühle und Anschauungen, die allenfalls durch den Gedanken an diese wach geworden und ins Leben gerufen sein mögen, aber nicht Anschauungen, die sie selbst in sich spiegeln. Es fehlt in diesen Liedern an dem rechten organischen Zusammenhange zwischen dem Empfundenen und dem Empfinden, und es könnte Anderes als die Freiheit vielleicht in ähnlicher Weise gefühlt und gesungen werden. Nichtsdestoweniger soll doch aber eine solche Beziehung stattfinden. Muß sie nicht äußerlich und gewaltsam sein? Oft eine frostige Allegorie, oft ein willkürliches Spiel des Witzes. Das eben ist der Fehler der bisherigen politischen Poesie, daß sie die Freiheit nicht aus sich selbst erzeugt und schafft, sondern sich für einen vorgefundenen Begriff zu begeistern versucht. Und darin ist der Autodidakt wie die Andern befangen. Was endlich den Pseudonymus betrifft, so läßt der erste Gesang seines naturwüchsigen Heldengedichts „Hans von Katzenfingen und seine Frau Tante", eben weil es nur ein erster ist, ein begründetes Urtheil noch nicht zu. Nur so viel mag ausgesprochen werden, daß die heitere Laune und der leichte springfähige Witz des Anfangs eine frohe Erwartung der Fortsetzung rege machen. Und nun zur Prosa.

„Das Itzsteinfest zu Manheim am 22. Sept. 1844, mit Bruchstücken und einer Einleitung" stellt den gewaltigen Umschwung der öffentlichen Meinung im badischen Lande seit den zwanziger Jahren recht schlagend heraus. Damals Itzstein von den Meisten verkannt und verketzert, von Wenigen nur, und von diesen verstohlenerweise gesucht; und jetzt derselbe Itzstein vom lauten Jubelrufe eines für ihn begeisterten Volks umtönt und Gegenstand einer öffentlichen Feier, wie sie wol selten in Deutschland gefeiert wird. Das muß wol den Muthlosesten aufrichten. Ist auch auf dem Papiere noch gar wenig erlangt worden, diese Umwälzung in der öffentlichen Meinung ist eine große Gewähr einer großen Zukunft. Die Deutschen kennen nun einmal jene schnell auflodernde Begeisterung nicht, welche etwa die Franzosen auszeichnet; bei uns muß Alles aus den Tiefen der Innerlichkeit, aus dem Grunde des Wesens herausgeboren und erarbeitet werden. Dafür dauert es aber auch und ist eine nachhaltige Errungenschaft, was einmal errungen. Unser Nationalcharakter scheint nicht dazu gemacht, durch einen raschen Handstreich die Freiheit zu erobern, wir erwerben sie auf dem langsamern, aber doch auch sichern Wege der Gesinnung und Überzeugung. Und hier ist in der That noch ein gar weites Feld von unsern Freiheitsmännern anzubauen. Es will nichts nützen, immer auf die Nachbarvölker und deren Weise zu schauen; darüber verliert man nur die rechte Anschauung vom eigenen Wesen und lernt es am Ende gar misachten und aufgeben. Wem aber die Freiheit Ernst und mehr als schwärmerische Phrase ist, der soll auch wissen, daß sie ihre einzige Grundlage in den wirklichen, lebendigen Menschen hat, daß sie also in einem bestimmten und besondern Volkscharakter ruhen und daraus hervorgegangen sein muß. Und so mag man denn dieses deutsche Gesinnungsfest als Zeugniß eines wirklichen und volksgemäßen Fortschritts zur Freiheit begrüßen und dem Verf. der hier vorliegenden Mittheilung für seine ansprechende Schilderung Dank wissen.

Ein zweiter Aufsatz führt die Aufschrift: „Die Phalansterier und der Jesuit Giulio. Drei Tage aus dem Jahre 1945. Derjenigen der herrschenden Parteien, welche den meisten Menschenverstand verloren hat, gewidmet von Janus Pansophus, wohnhaft auf der Furka 2045." Ein tolles, buntes Durcheinander, eine Satire auf Alles und noch manches Andere, ein wahrer Veitstanz der auf das abenteuerlichste durcheinander gewürfelten Gestalten. Der Jesuitismus siegt im Kampfe mit dem Communismus über diesen, erringt die Alleinherrschaft und geht endlich in der trostlosen Einsamkeit dieses Herrscherthums verzweifelnd unter. Ein weites Leichenfeld — — zuletzt „Der weiße Zar mit den moskowitischen Horden". Man entnimmt daraus etwa so viel, daß die unendliche Nüchternheit und Langweiligkeit des Communistenstaats, diese einförmige, maschinenmäßige Tugend desselben die ungeheuerlichste Abenteuerlichkeit und den gesteigerten Wahnsinn des Verbrechens zu seiner Kehrseite hat. Diese sind die Reactionsweisen der menschlichen Freiheit gegen ein Gesetz, welches die Sittlichkeit zu einer Sache rein mechanischer Einrichtung macht. Die Individuen können sich in ihrer Selbstheit nicht anders fühlen, zum Genusse ihrer Besonderheit nicht anders gelangen als durch das Böse und Unsittliche, durch die Ausnahme von dem allgemeinen versklavenden Gesetze. Beide Seiten aber sind gleich wenig berechtigt, und der Kampf, den sie gegeneinander führen, kann nur mit gegenseitiger Vernichtung enden. Aber dieser Hauptgedanke, wenn er es wirklich ist, ist in so viel Nebenwerk und Beiherspielendes verloren, in eine Menge satirischer Ausfälle auf Personen, Parteien und Ansichten der Gegenwart und einer jüngsten Vergangenheit, selbst auf örtliche Verhältnisse versteckt, daß er wol etwa mühsam herausgefunden, nicht aber unmittelbar und lebendig durchgefühlt werden kann. Es mangelt die scharfe Ausprägung und Gestaltung der Gegensätze, ihr Conflict ist nicht treffend genug dargestellt und ihr Widerspruch nicht tief genug begründet. Zudem fehlt der ganzen Satire ein versöhnender Hintergrund in einer bestimmten positiven Weltanschauung. Denn aus der allgemeinen Vernichtung geht kein Wahreres, kein mehr Berechtigtes hervor. Es ist Alles auf gleiche Weise eitel Lüge und Hohlheit.

Die dritte und letzte Abhandlung: „Politik und sociales Leben", von Julius Fröbel, ist ein Versuch, in wissenschaftlicher Weise den Communismus zu rechtfertigen. „Das Gefühl des Bedürfnisses", heißt es, „lehrt den Einzelnen, die Bedingungen seiner Entwickelung aufsuchen, die der Mensch nur unter den Menschen findet. Die gesellschaftliche Bewegung geht aus den Bedürfnissen der Lebensentwickelung hervor." — — „In den unvollkommenen Zuständen der Gesellschaft ist das Glück des Einen durch das des Andern beschränkt, das Glück Aller aber ist und bleibt an die Gesellschaft gebunden. Die letzte Thatsache enthält die Kraft der Anziehung, die erste die der Abstoßung unter den Bestandtheilen der Gesellschaft." — — „Aus innerer Nothwendigkeit muß die Menschheit einem endlichen Zustande entgegengehen, in welchem das individuelle Leben in der solidarischen Gemeinschaft Aller seine freieste Entwickelung findet — — die Erreichung dieses Ziels erklärt die Vernunft

---

Wunderwerk ist der Palast Cornaro am Kanale, wie schön die Kirchen zu S.-Giorgio und Al Redemtore zu Venedig! Und die Brücke zu Vicenza über den Bachilion so leicht und reizend und sicher in ihren Bogen wie ein beherzter Amazonensprung." „Ardinghello", Bd. 1, S. 32, Ausgabe von H. Laube; vgl. ebend. Bd. 2, S. 96.

für den einzigen allgemeinen menschlichen Zweck, dem sich alle besondern Zwecke unterordnen: sie erklärt die Arbeit für diesen Zweck für die einzige allgemein menschliche Thätigkeit, der alle besondern Thätigkeiten nur Dienstleistungen sind und die Organisation aller Arbeit unter diesem Gesühlspunkte wird ihre höchste, ja genau genommen ihre einzige praktische Aufgabe." — — „Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft sind die aneinander gebundenen des socialen Lebens, also das Ziel der Politik." — — „Die wahre Demokratie, nach welcher unsere Zeit hindrängt, hebt in allen bedeutungsvollen Beziehungen das Privatleben auf, duldet den Gegensatz von diesem und dem Staatsleben nicht. Sie will nicht den Unterschied von Staatsmännern und Privatmännern, sie will keine Privatwissenschaft, keine Privatkunst, keine Privatfreuden, keine Privatleiden, sie will öffentliches gemeinsames Leben der Gesellschaft." Nun ja, zwei ist mehr, zwei ist das ganze Geheimniß und Ergebniß alles Kopfzerbrechens. Das Wörtlein Und muß bei diesen modernen Philosophen in Ungnade gefallen sein; denn sie mögen schon nicht mehr, daß der Mensch das Bedürfniß der Allgemeinheit, nach welchem er sich mit andern vergleicht und gleichsetzt, und auch das der Selbstheit oder Besonderheit habe. Sie mögen nicht anders als das arme Selbst am Galgen der Allgemeinheit aufhängen, blos weil sie nicht zwei Dinge zusammenreimen können. Aus der Physik hätten sie lernen mögen, daß die bloße Anziehung ohne Abstoßung ein Ende aller Bewegung, eine Vernichtung aller Selbständigkeit des Angezogenen ist, daß daraus nur Ruhe und zwar die Ruhe der Bedingtheit, nicht die der Freiheit resultiren muß. Aber sie sind eben Metaphysiker, und weil es der Begriff ist, ihr Idol, das solche Anziehungskraft auf sie ausübt, daß sie darüber die Wahrung der eigenen Persönlichkeit vergessen, kümmert sie das nicht. Wie die Schmetterlinge umflattern sie in immer engern Kreisen so lange das Licht dieser ihrer fixen Idee, bis sie zuletzt ganz und gar hineinfallen und sich jämmerlich verbrennen. Selbst der erste und einfachste Act des Lebens, die alltägliche Wahrheit des Essens und Trinkens, ist und bleibt ihnen ein ewiges Geheimniß. Denn der Communismus läßt in Wahrheit kein rechtes Essen und Trinken zu. Der Einzelne ißt und trinkt nach ihm nicht anders als für die Gesellschaft, zum Nutzen und Frommen der Gesellschaft, er ißt überhaupt nicht, er wird gefüttert, wie eine Maschine geschmiert wird. Freilich ist Das wider die Natur und eine himmelschreiende Verkehrung, aber wer das Essen anerkennt, der muß auch Eigenthum und wer weiß was Alles anerkennen, das nun einmal um keinen Preis anerkannt werden soll. Denn das Essen ist eine erste und ursprünglichste Form des Eigenthums, wie dies schon die Kinder wissen, die nach Allem greifen und es am liebsten in den Mund stecken. Das Eigenthumsverhältniß ist nur ein dauernder Assimilationsproceß, wie das Essen ein verschwindender und momentaner ist. Aber naturam expellas furca, tamen usque recurrit. Im Grunde ist Essen doch immer Essen, und trotz aller Fictionen der Theorie ist die plane Unnatur etwas Unmögliches. Sie essen also und trinken, aber sie denken nicht wie sie essen und trinken, ihr Essen und ihr Denken befehden einander auf Tod und Leben, und Eins straft das Andere fortwährend Lügen. Freilich hat damit der Communismus nichts Neues in die Welt gebracht; er hat nur die uralte Trennung von Natur und Geist, diese Ausgeburt des theoretisirenden Kopfes, in die Praxis einzuführen gesucht. In der Schelling'schen Identitätsphilosophie, die als Repräsentantin aller andern gelten kann, ist der Communismus noch als rein theoretischer enthalten, im Communismus ist die Identitätsphilosophie praktisch geworden. Beide aber wären nicht möglich gewesen, wenn nicht vom cogito — sum des Cartesius an das Denken sich zu einer Welt für sich und alles Andere zu selbstlosen Accidentien und Attributen dieser gemacht hätte. Von da an war der Sinn für die Besonderheit, für das Selbstische und Eigenthümliche im Leben verloren; denn das Denken ist nur der Sinn für das Gleiche und Allgemeine. Statt also anzuerkennen, daß überall im Himmel und auf Erden Besonderheit und Allgemeinheit synthetisch verbunden und eins sind, hat die Theorie nur dies Eine, das Gleiche in allen Dingen vor Augen. Von einer Allgemeinheit zur andern aufsteigend findet sie so lange kein Ziel ihres Verallgemeinerns als der Begriff nicht ein Allerallgemeinstes ist, das sich überhaupt aussagen läßt. So lange es aber noch irgend Unterschiede gibt, noch irgend ein bestimmter Inhalt vorhanden ist, der eben um seiner Bestimmtheit willen andere Bestimmtheiten voraussetzt, so lange ist dem Denken noch seine volle Befriedigung nicht zu Theil geworden. Erst in der Nacht aller Unterschiede am bloßen Sein hat es seine Sättigung, und der Communismus ist nichts Anderes als dieses nächtige Sein im Gebiete der Ethik.

W. Friedensburg.

Notizen.

Der Marquis von Sainte-Aulaire.

Goethe hat uns schon in seinem „Westöstlichen Divan" gezeigt, daß die erotische Poesie nicht ausschließlich die Gabe der Jugend ist. Der an Jahren älteste Dichter von Liebesliedern möchte aber wol der Marquis von Sainte-Aulaire sein, der Ahnherr des noch lebenden berühmten Geschichtschreibers der Fronde. Nach einem vielbewegten Leben im Feldlager und am Hofe trat er erst im sechzigsten Jahre öffentlich als Dichter auf, und im neunzigsten Jahre war sein Ruhm am begeistertsten. Doch schon zu einer viel frühern Zeit verrieth sich einmal sein schlummerndes Talent, als er jene in der französischen Literatur berühmten Extemporeverse schrieb, die an Kühnheit und Grazie von wenigen übertroffen werden dürften. Er saß nämlich eines Abends in dem auserwählten Cirkel der schönen Herzogin von Maine still und in Gedanken versunken in einer Ecke. Alle Damen waren neugierig, die Ursache der Schweigsamkeit des sonst so lebendigen Marquis von Sainte-Aulaire zu erfahren, und die Herzogin, obgleich sie die Ursache ahnte, konnte dem Drängen ihrer Freundinen nicht widerstehen. Der junge Marquis erwiderte, er wage seine Gedanken nicht auszusprechen, aber wenn die Herzogin darauf bestehe, sie zu wissen, so wolle er sie niederschreiben. Er schrieb darauf folgende Verse:

La divinité qui s'amuse
A me demander mon secret,
Si j'étais Apollon ne serait pas ma muse,
Elle serait Thétis, et le jour finirait.

Ob diese zarte Liebeserklärung Erhörung fand, können wir nicht sagen. Nur das Eine wissen wir, daß der Marquis, so lange die Herzogin lebte, ihr treuer Freund und täglicher Gast blieb.

Die französische Revolution in den Provinzen.

Wie der Stoß der französischen Revolution wesentlich von Paris als dem Mittelpunkte ausging und den revolutionnairen Bewegungen im übrigen Frankreich sein Gepräge aufdrückte, die den Widerstand versuchenden, aber unterliegenden Kräfte dagegen gerade aus den Provinzen kamen und dort einen eigenthümlichen Charakter trugen, so hat sich auch die Geschichte der Revolution wie billig Paris zum Mittelpunkt der Handlung ausersehen, und die reactionirenden Vorfälle in den Provinzen nur episodisch behandelt. Dennoch sind diese letzten Kämpfe provinzieller Selbständigkeit in Frankreich von so großem Interesse, daß ausführlichere Nachrichten, die nicht die pariser Bewegung zum Mittelpunkt nehmen, bis jetzt schmerzlich vermißt worden sind. Diese Lücke füllt nun der letzte Theil des geschmackvoll illustrirten Werkes von Pitre-Chevalier: „La Bretagne ancienne et moderne" aus, das unter dem Separattitel „La Bretagne et la Venedée, histoire de la révolution française dans l'ouest" erschienen ist. Die zahlreichen Illustrationen des Buchs stellen geschichtliche Namen, Ansichten, Portraits und Trachten dar. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 139. —— 19. Mai 1845.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

Geschichte der Menschheit und der Cultur. Von G. F. Kolb. Erste Abtheilung: Das Alterthum. Zweite Abtheilung: Das Mittelalter und die Neuzeit. Pforzheim, Dennig, Finck und Comp. 1843. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Erster Artikel.

Man kann im Allgemeinen zwei Geschichtsauffassungen unterscheiden: die objective und die subjective. Unter der objectiven Geschichtschreibung pflegt man eine solche zu verstehen, welche die Begebenheiten und Erscheinungen an sich betrachtet und darstellt, ohne sie mit dem Raisonnement des Geschichtschreibers zu begleiten. Als die subjective aber wird diejenige Geschichtschreibung bezeichnet, welche den Standpunkt des Verf. sofort erkennen läßt, bei welchem die Anschauungen des Letztern in den Vordergrund treten und die Erscheinungen und Ereignisse nur unter seinem Gesichtspunkte dargestellt werden. Im ersten Augenblicke wird man sich unwillkürlich versucht fühlen, für jene Art der Geschichtschreibung Partei zu ergreifen; denn die Treue und Unparteilichkeit sei ja eins der wesentlichsten Erfodernisse des Historikers, und diese müsse wol verschwinden, sowie die Subjectivität desselben ins Spiel komme. Auf der andern Seite aber ist auch nicht zu leugnen, daß die sogenannte objective Geschichtschreibung, wenigstens in unsern Tagen, nicht immer die interessantesten Erzeugnisse für sich aufweisen kann; denn in der Regel gehören diejenigen Geschichtswerke, die sich als objective bezeichnen, zu den langweiligsten und vermögen am wenigsten das Interesse zu fesseln, während die zur subjectiven Gattung gehörigen immer einen größern Leserkreis sich zu erringen wußten, überhaupt auf eine größere Bedeutung Anspruch machen konnten. Woher kommt Das? Einfach daher, daß die objective Geschichtschreibung über der sorgfältigen Sichtung und Zusammenstellung des Materials vergessen hat, den innern Zusammenhang der Begebenheiten, also den eigentlichen Geist der Geschichte darzustellen. Daß dieser doch immer die Hauptsache ist, daß die Erfassung desselben am meisten Belehrung zu bieten, zugleich aber auch das meiste Interesse zu gewähren vermag, darüber werden jetzt wol Alle einig sein, denen überhaupt ein Urtheil in wissenschaftlichen Dingen zusteht. Aber um den Geist aus den Begebenheiten herauszufinden, dazu gehört nothwendig die Thätigkeit des Individuums. Denn von selbst bietet sich der innere Kern der Geschichte nicht Jedem dar, der zu ihr hinzutritt; es ist durchaus nothwendig, daß der Historiker eine gewisse Empfänglichkeit, ja eine gewisse Fertigkeit oder Talent mitbringe, um die wirkenden Ideen in dem Gange der Geschichte zu erkennen. Von diesem Standpunkte aber aus betrachtet muß die Geschichte mehr oder minder subjectiv werden. Sowie man also die Nothwendigkeit anerkennt, das Geistige in der Historie aufzufassen und darzustellen, so wird man zugleich nicht umhinkönnen, eine gewisse Subjectivität der Geschichtschreibung zuzugestehen. Sowie man aber dieses thut, so sieht man diese freilich der größten Willkür preisgegeben. Denn jeder Historiker bringt seine besondere Weltanschauung, seine besondere Ansicht des Lebens und der menschlichen Natur mit, und will nach dieser die einzelnen Epochen und Erscheinungen in der Geschichte beurtheilen. Auch ist dies hinlänglich geschehen. Man kann die verschiedenen Versuche in dieser Beziehung vielleicht am passendsten in drei verschiedene Richtungen eintheilen: die Einen gingen vom rationalistischen Standpunkte aus, die Andern vom religiösen, resp. orthodoxen, die Dritten vom philosophischen, resp. speculativen. Es ist bekannt, wie häufig man den Letztern vorgeworfen hat, daß sie die Geschichte wie das Bett des Prokrustes behandeln: sie lassen weg oder übergehen, was nicht in ihr System taugt; sie dichten auf der andern Seite Manches hinzu, was mit der historischen Wahrheit auf keine Weise harmonirt, kurz sie zwängen mit Gewalt die Geschichte in die Jacke ihrer Philosopheme, mag nun diese noch so sehr widersprechen, denn sie ordnen nicht ihr System der Geschichte unter, sondern umgekehrt diese jenem. Wie die streng Orthodoxen, die Christlichen, die Gläubigen die Geschichte behandeln, hat nicht mindern Tadel gefunden, und mit Recht: denn wie die Philosophen in der Historie nur ihr System wiederfinden, so die Gläubigen lediglich ihre Dogmen, ihre eigenthümliche Ansicht vom Christenthume; wo dieses nicht herrscht, sehen sie nichts als Belial, während die Zeiten, welche sich die gröbste Unvernunft, die hartherzigste Intoleranz und die fanatischeste Verfolgungssucht zu schulden kommen ließen — denn die strenggläu-

digen Epochen haben immer diese Erscheinungen in ihrem Gefolge —, als die besten, dem christlichen Ideale am nächsten kommenden gepriesen werden. Endlich die rationalistische Richtung nennt sich zwar selbst — denn das ist der Ursprung ihres Namens. — die vernünftige, im Grunde aber findet man als wirkendes durchgreifendes Element bei ihr weniger die Vernunft als vielmehr den Verstand, und zwar meistens einen sehr einseitigen. Diese Richtung bietet zwar in negativer Hinsicht manches Ersprießliche, indem sie mit schonungsloser Hand das Messer der Kritik an die Geschichte legt und manche Erscheinungen, welche frühere Zeiten als tadellose oder wunderbare gepriesen, als Illusionen uns hinstellt. Allein in positiver Beziehung kann diese Richtung insofern nicht befriedigen, als sie, lediglich vom Verstande ausgehend, von dem sogenannten Naturrechte und den Foderungen der angeblichen Vernunft über den Standpunkt der Gegenwart nicht zurückzugehen und sich nicht in Zeiten zu finden vermag, denen ganz andere Lebensbedingungen als die unsern zu Grunde gelegen. Der Rationalismus ist daher gegen die Geschichte ebenso ungerecht wie die orthodoxe Theologie und die philosophische Speculation; denn auch er hat sich ein System gebildet, das er für vollkommen hält, und welches den Maßstab für die Erscheinungen der Vergangenheit bilden muß.

Wie aber? könnte man fragen. Soll denn die Geschichte gar nicht mit Geist zu behandeln sein, ohne daß man zu fürchten hat, daß sie verdreht, verschroben oder verfälscht würde? Warum nicht? Eben Das, glauben wir, ist die Aufgabe des gegenwärtigen Historikers, alle angegebenen Klippen vermeidend, dahin zu steuern, den Gang und den Geist der Geschichte in möglichsten Einklang mit ihrem objectiven Gehalte, mit den Thatsachen und Begebenheiten zu bringen. Schon manche unserer Zeitgenossen haben dies erkannt, und wir dürfen hoffen, daß diese Geschichtsauffassung sich mehr und mehr Bahn bricht. Freilich, sie ist nicht so leicht zu erringen. Denn sie erfodert einmal die gänzliche Freiheit von Vorurtheilen, von Systemen, von irgend einer scharf ausgeprägten religiösen Richtung, sofern sie intolerant und blind macht; sie erfodert aber zugleich Treue, Wahrheitsliebe, Gelehrsamkeit, Kritik, und endlich eine gewisse Feinheit der Beobachtung, welche mit sicherm Takte aus der Masse von Ereignissen, ja sogar aus fragmentarischen Überlieferungen den innern Zusammenhang, die Ideen, die wirkenden Momente herauszufinden versteht. Da diese Eigenschaften nicht so sehr häufig in einem und demselben Individuum vereinigt sind, so wird die Anzahl der wahrhaft tüchtigen Historiker ziemlich dünn gesäet sein; nichtsdestoweniger aber sind wir berechtigt, diese Ansprüche an jedes Geschichtswerk zu machen, das heutzutage erscheint, wo einestheils so viel gethan ist, um den vorhandenen Stoff zu sichten, neuen zu bringen, anderntheils schon so viele Richtungen mit ihren Fehlern und Schwächen an uns vorübergegangen sind.

Diese Ansprüche machen wir auch an das Buch von Kolb, welches wir diesmal einer nähern Kritik unterwerfen wollen. Obwol der Verf. im Ganzen einer uns befreundeten Richtung in Religion wie Politik angehört, und sein Streben gewiß Anerkennung verdient, so sind wir doch nicht gesonnen, ihm im geringsten etwas zu schenken, sondern wir wollen gerade an diesem Buche zeigen, wohin eine einseitige Richtung führt. Der Verf. gehört nämlich offenbar zu der rationalistischen Richtung. Aber eben weil wir uns vorgenommen haben, strenge zu sein, so müssen wir auch unser Urtheil begründen. Dies können wir am besten dadurch, daß wir nicht blos negativ zu Werke gehen, sondern zugleich auch andeuten, welchen Weg der Verf. hätte nehmen, wie er die Sachen hätte auffassen sollen. Wir können dies um so mehr, als der Gegenstand, den der Verf. behandelt, wichtig genug ist, um etwas länger dabei stehen zu bleiben. Es ist nämlich die Geschichte der Menschheit und der Cultur, also ein Gegenstand, der gewissermaßen als die Quintessenz aller Geschichtsforschung anzusehen ist, und namentlich auch für die Gegenwart, deren Tendenzen und ihre historische Berechtigung ein praktisches Interesse gewährt.

In der Einleitung spricht sich der Verf. offen über seinen Standpunkt aus. Seite 4 hat er zwar die Ansicht, daß kein Zeitalter sich aus der Geschichte wegnehmen ließe, ohne eine Unterbrechung, eine Lücke im Gange der Ereignisse und der Entwickelung zurückzulassen; jedes Zeitalter habe daher seinen Selbstzweck, diene aber auch zugleich der Zukunft: eine Ansicht, mit welcher wir vollkommen übereinstimmen, denn es drückt sich dadurch offenbar die Meinung aus, daß jedes Zeitalter gewissermaßen eine höhere, welthistorische Berechtigung in sich tragen und von diesem Standpunkte aus auch aufgefaßt werden müsse. Allein S. 13 und 14 weicht der Verf. offenbar von dieser Ansicht wieder ab, indem er sich gegen Diejenigen ereifert, die an den Geschichtschreiber die seltsame Foderung stellten, alle Zustände der vergangenen Zeiten nur nach den damals geltenden Begriffen zu beurtheilen, und glauben, daß der Historiker das Höchste geleistet habe, wenn er jede Epoche ausschließlich nach der in derselben herrschenden Anschauungsweise, jedes Zeitalter gleichsam aus sich selbst erkläre und beleuchte. Er könne sich mit dieser Anschauungsweise nicht einverstanden erklären, er werde vielmehr einen andern Maßstab zur Beurtheilung der Verhältnisse, zur Ermittelung des Werthes oder der Verwerflichkeit der Ereignisse oder socialen Einrichtungen nehmen, und diesen gibt er auch an. Das leitende Princip, von dem er ausgehe, sei in folgendem Satze enthalten: „Wahre Cultur besteht bei einem jeden Volke in dem Maße, in welchem seine sämmtlichen socialen Einrichtungen und Verhältnisse die Entwickelung und Ausbildung aller vorhandenen Geistes- und Körperkräfte zur dauernden Begründung und vernunftgemäßen Benutzung des intellectuellen und materiellen Wohlergehens der Gesammtheit befördern und herbeiführen."

Hier sehen wir sogleich die ganze Anschauungsweise des Verf. Er will uns weniger eine Geschichte geben

als vielmehr eine Kritik der Cultur, eine Beurtheilung der einzelnen Phasen derselben, und zwar ob sie mehr oder weniger mit seinem Begriffe von wahrer Cultur übereinstimmen. In der That bleibt sich der Verf. treu durch das ganze Buch hindurch, er tritt überall als der Kritiker auf, er fragt allenthalben, stimmt Dies oder Jenes mit meinem Begriffe überein oder nicht? und gibt dann darauf die Antwort mit Ja oder Nein. Gestehen wir uns aber, diese Art der Culturgeschichte ist zum mindesten sehr bequem. Auch glauben wir nicht, daß sie dem Begriff und den Anfoderungen, die man an eine solche stellen kann, wirklich entspricht. Abgesehen von dem wirklichen Stoffe, hat nach meiner Ansicht die Geschichte der Menschheit zu zeigen, wie sich unser Geschlecht allmälig entwickelt hat, wie es, von kleinen Anfängen ausgehend, von einer Stufe zur andern schreitet, wie eine frühere Stufe in sich den Keim schon zu der nächstfolgenden trägt, wie jede Epoche von gewissen Grundanschauungen bewegt wird, die mit Nothwendigkeit sich durch alle Sphären des Lebens ergießen, wie gute und schlechte, löbliche und tadelnswerthe Erscheinungen in dem Gefolge jeder Epoche sich finden, wie gerade die schlechten Seiten der Epochen insofern wieder ihr Gutes haben, als sie die Auflösung des ganzen Zustandes herbeiführen, um einem andern, höher stehenden Platz zu machen, kurz, wie nichts allein steht, sondern in innigem Zusammenhange mit der ewig fortschreitenden Menschheit. Deshalb hat nach meiner Ansicht der Geschichtschreiber der Menschheit und der Cultur weniger zu kritisiren als vielmehr zu erklären. Er muß suchen die Fäden zu erkennen, durch welche die Geschichte der Völker und der Epochen miteinander zusammenhängen, er muß nach den innersten Lebensbedingungen der Völker forschen: dann findet er, nicht nur wie gewisse Nationen und Zeiten beschaffen gewesen, sondern warum sie gerade so und nicht anders waren. Doch wir werden bald Gelegenheit finden, in diese Dinge näher einzugehen.

Der Verf. beginnt mit den Mythen über die Schöpfung, die er mit Recht für unzureichend erklärt, um dieselbe uns historisch darstellen zu können, da sie doch nichts Anderes gewesen wären als die Vorstellungen der Völker von dieser Thatsache. Dann geht er (S. 26) zu der Menschheit in ihren frühesten Verhältnissen zur Außenwelt über; er behandelt diesen Abschnitt kurz, was wir ihm danken, da doch nichts weiter als Vermuthungen, aus der Natur der Menschen geschöpft, zu geben gewesen wären. Ebenso verfährt er in dem Abschnitte über die Racen (S. 29), und über die ersten Schritte der Entwickelung des Menschengeschlechts (S. 33). Wir enthalten uns, hierüber etwas Näheres zu sagen, da wir bei der Besprechung eines andern Buchs mehr Gelegenheit haben werden, darauf einzugehen.

Erst mit S. 45 kommt der Verf. auf das Alterthum. Hier spricht er gleich anfangs einen Gedanken aus, der ganz richtig ist und, tiefer erfaßt, ihm ein näheres Verständniß des Alterthums verschafft hätte. Es trete uns, sagt er, im Alterthume eine eigenthümliche Erscheinung entgegen, nämlich die der strengen Absonderung und Trennung eines jeden einzelnen Volks von allen andern Nationen der Erde. Allein diese Erscheinung deducirt er falsch aus dem Wahne (der einzelnen Völker) einer ausschließlichen innern Vortrefflichkeit, einer ausschließlichen Bevorzugung durch die Götter selbst. Dieser Wahn war vielmehr mit die Folge von jener Erscheinung, und diese selbst ist nur daraus zu erklären, daß die äußere Natur überhaupt einen überwiegenden Einfluß auf die erste Menschheit gehabt hat. Diese äußere Natur bildet verschiedene Volksthümlichkeiten, die sich aus sich selbst heraus entwickeln, mit eigener Sitte, Religion und Lebensansicht, und eben darum viel schroffer einander entgegenstehen, weil außer der verschieden wirkenden Natur noch kein anderes Band vorhanden war, das sie geistig einander näher gebracht hätte. Der Verf. fügt hinzu, daß die Römer hiervon eine Ausnahme gemacht hätten: ihr Geist sei mehr auf das Universelle gerichtet gewesen. Wir werden aber sehen, wie die Römer gerade darum dazu berufen war, das Alterthum aufzulösen und den Übergang zum Mittelalter vorzubereiten.

Dann geht der Verf. zu den Chinesen (S. 48), zu den Indiern (S. 55) und zu den Äthiopen (S. 81) über. Er hat beigebracht, was Wichtiges über diese Völker zu sagen ist, besonders können wir der Darstellung des socialen Lebens der Indier unsere Anerkennung nicht versagen. Auch die Ägypter (S. 84) werden nach den vorhandenen Quellen im Ganzen gut geschildert; wir sind mit ihm einverstanden, wenn er (S. 93) die herrschende Kaste bei den Ägyptern als Asiaten bezeichnet, als kaukasische, im Gegensatze zu der gewöhnlichen Annahme, daß Ägypten seine Cultur durch die Neger Äthiopiens erhalten habe. Wir stimmen ihm ferner bei, wenn er zwischen dem indischen und dem ägyptischen Cultus eine Ähnlichkeit findet, die sich auch auf die gesammten socialen Einrichtungen erstreckt — denn hier wie dort ist das Priesterthum vorherrschend und das Kastenwesen. Auch mit seiner Darstellung der jüdischen Zustände, die von S. 116 an besprochen werden, sind wir einverstanden. Er faßt sie einmal als Theokratie auf, in der Weise, wie bei Aegyptern und Indiern das Priesterthum herrschte: die Juden selbst als barbarisches, und zugleich übermüthiges, unduldsames Volk. Bei der Geschichte aller dieser Völker ist der Standpunkt des Verf. von Vortheil; denn dadurch werden gar manche falsche Vorstellungen zerstört, die uns theils unsere Theologen, theils unsere Gelehrten beigebracht, welche die sonderbare Neigung haben, in den entferntesten Zeiten gerade die größte Weisheit und eine seltene Cultur zu erblicken. Was insbesondere die Juden betrifft, so hat die neuere Kritik hinlänglich dargethan, daß sie sowol hinsichtlich ihrer Religion als ihrer politischen Einrichtungen im Ganzen noch auf der Stufe stehen, welche die Völker des Alterthums überhaupt einnehmen. Ihre Absonderung von den Fremden, welche

bei ihnen mehr wie bei den Andern in Barbarei ausartet, deutet schon darauf hin, ebenso ihre Religion. Denn ursprünglich hatte diese vor den andern Religionen des Alterthums nichts voraus, der Götzendienst verlangte Menschenopfer, und selbst der Jehovadienst, welcher allerdings ein Fortschritt war, erinnerte schon dadurch an die alten Culten, daß Jehova eben doch nur ein jüdischer Nationalgott war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Polemik zwischen der Universität und dem Klerus.

In der wichtigen Streitfrage zwischen der Universität d. h. dem gesammten vom Staate geleiteten Unterrichtswesen und der Geistlichkeit, die ihren Mittelpunkt in Rom sieht, scheinen alle Schleusen geöffnet und die Flut der Pamphlets bricht in wachsenden Wogen über das Publicum herein. Nur einige von den wichtigern Werken, die auch für das Ausland einiges Interesse bieten, können in diesen Blättern von Zeit zu Zeit bezeichnet werden. Dazu rechnen wir eine Sammlung verschiedener auf diese Angelegenheit bezüglicher Aufsätze, welche von verschiedenen Verfassern herrührend von einem und demselben Grundgedanken getragen werden. Der Titel derselben lautet: „Les dogmes, le clergé et l'état: Etudes religieuses par M. M. Eug. Pellaton, Aug. Colin, Hipp. Morvonnais et V. Hennequin." Wir erhalten hier eine Zusammenstellung verschiedener Artikel, welche zum größten Theile schon in der „Démocratie pacifique", anerkanntermaßen einem der besten pariser Journale, gestanden haben, und diese Sammlung ist deshalb als eine Art von Votum der socialistischen Schule zu betrachten. Dies verleiht ihr ein eigenthümliches Interesse. Die socialistische Schule will hier eine Art von religiöser Reform begründen, ohne sich deshalb auf den Standpunkt des Protestantismus zu stellen, der ihr zu leicht in eine rein philosophirende Betrachtung des Glaubens auszuarten scheint. Die Hauptgrundsätze, die hier festgehalten werden sollen, sind: Beibehaltung der heiligen Texte, unaufhörliche Fortentwicklung des menschlichen Gedankens. Hieraus ergibt sich für die socialistische Schule die Aufgabe: diese beiden wesentlichen Punkte in Einklang zu bringen und zwar so, daß der Denker, welcher von der Idee geleitet wird, und die Menschen, welche am Buchstaben hängen, sich auf demselben Wege treffen müssen. Von Wichtigkeit für die Entwickelungsgeschichte der Socialisten ist es, daß hier bei aller Freiheit der Glaubensansichten doch das reine Christenthum als die unwandelbare Basis hingestellt wird, auf der sich die unermeßlichen Reformplane dieser Schule, welche bisher zu sehr im Phantastischen umherebelte, verwirklichen sollen. Dabei wird die Religion in einem vernünftigen, äußerst freien Verhältniß zum Staate aufgefaßt. Besonderes Interesse bietet unter den verschiedenen Aufsätzen, welche in dieser Sammlung enthalten sind, eine kurze Übersicht Dessen, was in Frankreich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in Bezug auf kirchliche Verfassung und Gestaltung des Unterrichtswesens geschehen ist. Aus diesem geistreichen Résumé geht augenscheinlich hervor, daß der gegenwärtige Conflict zwischen der Geistlichkeit und der Universität eine durchaus nothwendige Folge der politischen Ereignisse ist. So wenig der Verf. dieses Aufsatzes auch mit den maßlosen Ansprüchen der ultramontanen Geistlichkeit übereinstimmt, so wollen wir doch hier noch anführen, daß das Endergebniß seiner Darstellung dahin lautet: der Grundsatz von der Freiheit des Unterrichts müsse unzweifelhaft den Sieg davontragen.

Didaktische Poesie.

In unserer Zeit, wo mehr als jemals das Wort „tout genre est permis, excepté l'ennuyeux" eine Wahrheit ist, will die gutmüthige aber unendlich langweilige didaktische Dichtungsgattung nicht mehr recht munden. Früher war es an der Tagesordnung, Geographie, Geschichte, sogar die mathematischen Wissenschaften in Verse zu setzen, und flugs galt das für didaktische Poesie. Man ergötzte sich an endlosen Lehrgedichten über die speciellsten wissenschaftlichen Fragen, und bedachte nicht, daß in der Bezeichnung „didaktische Poesie" schon eine contradictio in adjecto enthalten sei. Jetzt ist offenbar dieses ganze Genre in einen argen Miscredit gekommen. Nur selten werden noch die vielbewunderten Meisterwerke dieser Art, welche besonders das vorige Jahrhundert in reicher Fülle hervorgebracht hat, aus dem Staube der Bibliotheken hervorgezogen, und wenn es geschieht, so geschieht es mehr um literaturhistorischer Zwecke willen, als wegen des poetischen Genusses. Nur hier und dort finden sich noch Liebhaber, welche sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in langen didaktischen Dichtungen Zeugniß zu geben von ihrer Begeisterung für irgend eine Wissenschaft oder Kunst. Es sind dies meist Männer, welche den eigentlichen literarischen Bewegungen ferner stehen, sodaß man bei ihren Productionen außer der Langweiligkeit ihres Gegenstandes meist noch eine gewisse Unbeholfenheit in der Darstellung mit in den Kauf nehmen muß. Dies ist wenigstens der Fall bei einem soeben erschienenen Lehrgedichte über die Jagd, welches der Verf. Hr. Deyeux der Ehre einer höchst splendiden äußern Ausstattung für würdig erachtet hat. Es führt den Titel „La chassomanie". Wir würden dieser literarischen Production in diesen Blättern mit keinem Worte gedenken, wenn wir es nicht im Interesse derjenigen Leser thäten, welche Geschmack an den edlen „Sports" finden. Die „Chassomanie", welche in Wahrheit kaum den geringsten poetischen Anfoderungen entspricht, scheint uns in artistischer Beziehung so interessant und enthält so entzückende Bilder und Vignetten von Dreux, Beaume, Forest, Jacque und Valerio, daß sie auf dem Tische eines eleganten Weidmannes eine Stelle verdient. Was die Anlage der versificirten Abhandlung betrifft, so genüge es, wenn wir sagen, daß der Verf. mit den Jagdarten, welche für die edelsten gehalten werden, beginnt und stufenweise bis zu den unbedeutendsten Abarten des Vogelfanges (aviceptologie) herabsteigt. Dabei hält sich Deyeux aber nicht eben sehr streng an den vorgezeichneten Plan, sondern ergeht sich in Abschweifungen und Episoden aller Art. Der Versbau ist holpericht und zum Theil selbst stümperhaft; aber dafür werden Jagdliebhaber durch den recht häufigen Gebrauch der consecrirten Kunstausdrücke entschädigt.

Beitrag zur Sittengeschichte.

Vor einigen zwanzig Jahren erschien ein kleines pikantes Büchelchen über die Kunst Schulden zu machen und seine Gläubiger an der Nase herumzuführen („Art de faire des dettes et de promener ses créanciers"). Wahrscheinlich ist jetzt diese Kunst (gaya ciencia möchten wir sie nennen) bekannt und verbreitet genug, sodaß es von Seiten der Literatur eher einer Reaction zu Gunsten der armen Gläubiger bedarf. Deshalb scheint uns ein kleines Werkchen, das diesen Bedrängten zu Hülfe kommt, und das als eine Art von Seitenstück zu dem oben angeführten zu betrachten ist, recht zeitgemäß zu sein. Es heißt: „L'art de se faire payer de ses débiteurs", von Alph. Tronchin. Der Verf. dieser kleinen Schrift, der ein recht hartes Herz haben muß, da er den sorglosen Schuldnern mit unerbittlicher Hartnäckigkeit zu Leibe geht, setzt sich anfangs auf ein recht hohes Pferd und thut, als handle es sich darum, dem wankenden Staatscredit wieder auf die Beine zu helfen. Aber da, wo er mehr in die Details eingeht, wird seine Darstellung zum Theil so interessant, daß sie von Sittenmalern nicht ohne Vortheil benutzt werden könnte. Überall sucht er nämlich seine Maßregeln auf die Grundsätze einer praktischen Psychologie oder richtiger einer schlauen Menschenkenntniß zu gründen. 71.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 140. —— 20. Mai 1845.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. [illegible].)

Offenbar aber bilden die Juden immerhin eine wichtige Übergangsstufe. Denn während wir bei den bisherigen Völkern das Kastenwesen erblicken mit überwiegendem Einflusse der Priesterschaft, welcher nicht nur das Volk, sondern auch die weltliche Macht unterthan ist, so ist bei den Juden das Kastenwesen beiweitem nicht in der Schroffheit wie bisher ausgebildet, und die weltliche Macht beginnt einen erfolgreichen Kampf mit dem Priesterthume. Dieser Kampf ist mit daran schuld, daß der König noch ziemlich beschränkt erscheint, denn das Priesterthum, welches zuletzt nicht umhinkann, die Erwählung eines solchen zuzugestehen, will wenigstens so viel wie möglich thun, um ihn nicht allmächtig werden zu lassen, und setzt ihm daher eine gewisse Grenze seiner Herrschaft. Es liegt aber am Tage, daß die weltliche Macht immer weiter strebt: sie sucht die Unumschränktheit. Eine neue Phase durchläuft sie bei den Assyriern und Babyloniern, die der Verf. von S. 131 behandelt, wo allerdings die Priester immer noch vor den andern Ständen viel voraushaben, aber die Könige schon ziemlich unumschränkt sind. Bei den Persern endlich (S. 138) ist die Autokratie des Königs schon vollständig ausgebildet, sie wird daselbst schon zu vollkommenem Despotismus. Der Verf. ermangelt nicht, sich über die schauderhaften Wirkungen desselben bitter auszulassen. Aber dennoch ist er als ein Fortschritt zu betrachten, denn er löste den Kastenunterschied allmälig auf, den überwiegenden Einfluß des Priesterthums, und schuf eine gewisse Gleichheit unter den Staatsangehörigen, welche allerdings noch insofern mangelhaft war, als sie der Freiheit entbehrte. Sowie nur aber einmal die Schranke der Kastenunterschiede durchbrochen war, so war überhaupt die Möglichkeit einer allseitigern Entwickelung gewährt, die zuletzt auch wol den Despotismus zu überwinden vermochte.

Als dasjenige Volk, welches die nächst höhere Stufe einnimmt, bezeichnet der Verf. mit Recht die Phönizier. Bei ihnen ist der weltliche Despotismus verschwunden, ihre politischen Zustände sind schon ziemlich gut geordnet, sie scheinen eine beschränkte monarchische Verfassung gehabt zu haben. Der durch die Nähe des Meeres angeregte Handel, dessen sie sich beflissen, führte sie naturgemäß auf die Nothwendigkeit politischer Ordnung und Geregeltheit, auf die Wahrung politischer Freiheit. Mit den Phöniziern in Verbindung stehen die Karthager, eine phönizische Colonie. Diese hatten schon eine republikanische Verfassung. Der Handel war auch bei ihnen die Hauptsache; in Verbindung mit ihm stand ihr Colonialwesen, welches sehr ausgebreitet war.

Bis hierher haben wir an der Auffassung und Darstellung des Verf. wenig auszusetzen gefunden. Nun aber gelangt er (S. 180) zu den Griechen. Hier will er sich historischer Unparteilichkeit befleißigen und die Schattenseiten des griechischen Lebens, die in der Regel übergangen würden, hervorheben; er zeigt aber dabei, daß er in den eigentlichen Kern des Hellenenthums nicht tiefer eingedrungen sei, und daß er zum wenigsten übersieht, wie die Griechen vermöge der Aufgabe, die ihnen im Entwickelungsgange der Menschheit geworden, nicht anders sein konnten. Er tadelt (S. 204) zuvörderst an ihnen, daß sie sich wie Juden und Ägypter als ein auserwähltes Volk betrachteten, die übrigen Nationen als Barbaren, aber er vergißt dabei, daß die Hellenen, welche den Höhepunkt des antiken Lebens repräsentiren, doch auch den wesentlichen Grundsatz des Alterthums haben müssen. Außerdem brach eben dieser Grundsatz bei den Hellenen zu einer schönen Erscheinung durch, nämlich zum Patriotismus. Diese Tugend kann sich in ihrer vollen Reinheit nur da bewähren, wo politische Freiheit vorhanden ist, wo überhaupt die Möglichkeit einer allseitigen Entwickelung stattfindet. Diese Grundbedingungen fehlten aber bei den asiatischen Völkern; erst bei den Griechen traten sie ein, und eben darum bietet uns ihre Geschichte jene gewaltigen Heldenthaten, an denen sich heute noch unsere Jugend begeistert. Der Verf. tadelt an den Hellenen, daß sie noch keine Idee einer allgemeinen Menschheit gehabt hätten. Ganz richtig, aber hätten sie dieselbe gehabt, so hätte ihnen der Patriotismus gefehlt, so würden sie nicht in das Alterthum passen, so müßten sie überhaupt eine ganz andere Culturstufe einnehmen als sie wirklich thun. Die Hellenen aber sollten die ganze Weltanschauung des Alterthums in der höchst möglichen Vollendung, deren sie überhaupt

fähig war, darstellen. Daß das Hellenenthum an sich nicht vollkommen war, versteht sich von selbst; die Schattenseiten jener Epoche müssen aber zugleich als diejenigen Momente gefaßt werden, in welchen sich überhaupt die Unzulänglichkeit der antiken Weltansicht darstellte, und in denen eben darum auch der Keim zu ihrer Zerstörung lag. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man z. B. die Zerstückelung Griechenlands in politischer Beziehung betrachten. Der antike Grundsatz strenger volksthümlicher Sonderung bewährte sich in Griechenland sogar innerhalb des hellenischen Volks; keine Nation des Alterthums war aber schon durch die Natur zu einer so großen Mannichfaltigkeit des Volksthums hingewiesen als eben die Griechen, daher die vielen Stämme und Staaten, die unabhängig, nur mit vorwiegendem Einflusse des einen oder des andern Staats, nebeneinander standen. Aber gerade diese Erscheinung rief auch die außerordentliche Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit des griechischen Lebens hervor, jene geistige Rührigkeit, in welcher sie es jedem andern Volke des Alterthums zuvorthun, und wodurch sie sich einen bleibenden Einfluß auf die spätere Entwickelung gesichert haben. Freilich war eben diese politische Zersplitterung zugleich die Ursache ihres spätern Untergangs, der Mangel an Einheit gab sie zuerst in die Hände des Macedoniers, später der Römer. So sehen wir demnach in einer und derselben Erscheinung die Ursache der höchsten Blüte und des politischen Untergangs: sie brachte so lange die gute Wirkung hervor als nothwendig war, um die schönen Keime, die in ihr lagen, zur Entfaltung zu bringen; dann aber machte sich mit naturgemäßer Nothwendigkeit die andere Wirkung geltend.

Was die politischen Verhältnisse betrifft, so tadelt der Verf. an den Griechen die Sklaverei. Wir sind gar nicht gesonnen, diese an und für sich zu vertheidigen, nicht einmal sind wir der Meinung von Heeren, gegen welchen der Verf. mit Recht sich ereifert, daß nämlich die Sklaverei den Griechen nothwendig gewesen sei, um zu dem Grade von Cultur zu gelangen, dessen sie sich erfreuten. Denn dies würde nichts Anderes heißen als daß ohne Sklaverei keine hohe Stufe der Civilisation zu erreichen sei, was baarer Unsinn ist. Wir wollen nur zu bedenken geben, daß die Geschichte keinen Sprung macht, sondern stufenweise weiter schreitet. Die frühern Staaten kannten theils das Kastenwesen, theils einen unbeschränkten weltlichen Despotismus. Griechenland hatte beide Elemente ausgeschieden; es befanden sich daselbst republikanische Verfassungsformen mit mehr oder weniger Gleichheit der Freien in den politischen Rechten. Aber unmöglich konnte dieses Volk schon zu der vollkommenen Freiheit durchgedrungen sein, die politische Freiheit mußte dem Gange natürlicher Entwickelung zufolge beschränkt sein auf eine gewisse Classe von Einwohnern; die Übrigen, indessen beiweitem nicht so zahlreich wie in den asiatischen Staaten, gehörten der Sklaverei an. Ohnedies hängt die Sklaverei mit jenem antiken Grundsatze der volksthümlichen Sonderung zusammen, denn meistens waren die Sklaven Kriegsge[illegible] gene; mit diesen, einem fremden angeblich barbarischen Volke entsprossen, durfte man anfangen was man [illegible]. Die Sklaverei mußte sich daher so lange erhalten, [illegible] die Idee der Menschheit noch nicht aufgekommen [illegible] mit ihr zugleich entsteht, dann die Idee der [illegible] würde, die Idee, das Individuum als solches zu [illegible]. Dieser Idee ist aber das ganze Alterthum fremd, [illegible] eben darum konnte auch die Sklaverei nicht fehlen.

Auch die sociale Stellung des Weibes wird [illegible] Verf. von S. 213 an hart getadelt. Es ist [illegible]tig: das Weib wie das Familienleben überhaupt [illegible] in Griechenland zurück im Vergleich mit unsern [illegible]den. Allein der Verf. hätte auch hier bedenken [illegible] daß die Menschheit keinen Sprung macht. [illegible] Polygamie, die in den asiatischen Staaten [illegible] konnte man naturgemäß zu keiner andern Stel[illegible]. Weibes gelangen als zu der in Hellas. [illegible] Monogamie, freilich mit ziemlicher Beschränkung [illegible] Frauen. Ferner ist noch Folgendes zu erwägen: [illegible] ganze griechische Leben bewegte sich in der [illegible] in der Politik. Griechenland war das erste [illegible] den bisherigen, welches in politischer Beziehung [illegible] große Rührigkeit an den Tag legte, welches [illegible] Verhältnisse nach allen Seiten hin durchbildete, [illegible] sehr natürlich, daß vor dieser Thätigkeit die [illegible]ziehungen zurücktreten mußten. Weil Alles [illegible] war, waren die andern Dinge nichts, oder [illegible] was in Beziehung zu ihm; daher ist das Familien[illegible] unbedeutend, daher wird selbst die Erziehung als [illegible]sache betrachtet, daher tritt die Kinderliebe zurück, [illegible] z. B. misgestaltete Kinder vom Vater ohne [illegible] getödtet werden durften, weil man glaubte, sie [illegible] für den Staat keine tüchtigen Bürger abgeben. [illegible] Heutzutage werden wir uns mit dergleichen Grund[illegible] allerdings auf keine Weise befreunden können, sie [illegible] aber mit nothwendiger Consequenz aus dem [illegible] griechischen Lebens. Wenn wir dieses im Auge behal[illegible]ten, sind sie uns erklärlich, erscheinen sie uns natürlich, und wir haben dann kein Recht mehr, ohne [illegible] dagegen loszufahren.

Die Religion der Hellenen (S. 220) wird [illegible] diesem Verf. nicht minder getadelt. Er hat [illegible] in diesem Abschnitte meist nur den herrschenden Aberglauben geschildert, aber keine Rücksicht auf ihre Mythologie genommen. Wenn von der Religion der Griechen die Rede ist, verdient doch wol die letztere den ersten Platz, denn in ihr gerade spricht sich der tiefe poetische Sinn des Volks aus und sie repräsentirt auch den eigentlichen Gehalt der religiösen Vorstellungen der Griechen. In ihr drückt sich auf das schönste jene innige Beziehung der Griechen zu der Natur aus, welche überhaupt ein charakteristisches Moment der alten Welt ist, aber von den Hellenen besonders gepflegt und auf jene [illegible] Stufe gehoben ward, auf welcher sie in Befreundung und heiterstes Ineinsleben übergeht. Dieses Wesen des Griechenthums hat der Verf. nicht aufgefaßt, er sagt [illegible]

her nichts von ihrer Mythologie, wol aber gibt er sich große Mühe, die einzelnen Beispiele des Aberglaubens anzuführen, deren es natürlich bei jeder Naturreligion gibt, deren es auch bei unsern Vorfahren gegeben hat, und deren sogar heutzutage noch bei uns gebildeten Deutschen anzutreffen sind. Wenn der Verf. ferner anführt, daß in Griechenland Leute auch wegen religiöser Ansichten verfolgt, verdammt, bestraft worden wären, so ist das ganz richtig. Aber er vergißt, daß, wie alles Andere, so auch die Religion eine Sache des Staats war, und daß die Religion angreifen nichts Anderes hieß als die Institutionen des Staats erschüttern. Die Religion wurde für Staatszwecke benutzt, mußte dem Staate dienen, und daher mußte der letztere darauf sehen, sie in ihrer Heiligkeit zu erhalten. Mit Recht bestraft er jeden Versuch, diese anzutasten, wenn es sein muß, mit dem Tode, denn er greift dem griechischen Staate an die Wurzel.

In demselben Verhältnisse wie die Religion befand sich die Kunst bei den Griechen. Auch diese war ein Ausfluß von ihrer innigen Befreundung mit der Natur. Eben weil hierin die Griechen alle andern Völker übertrafen, waren sie auch am geeignetsten, die Kunst auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Und eben darum waren sie auch berufen, sie auszuüben und so viel Zeit und Mühe darauf zu verwenden als sie konnten. Wahrhaft spießbürgerlich klingt es daher, wenn der Verf. (S. 234) den Griechen vorwirft, daß sie zu viel für die Kunst gethan, indem sie alle Mittel fast ausschließlich hierfür verwendet hätten; sie hätten dafür mehr für Volksschulen, für Straßenbauten und für Policei thun sollen. Nun wahrhaftig! die Nachwelt würde es Herrn Kolb nicht sehr gedankt haben, wenn die Griechen seinem Rathe gefolgt wären, denn statt genialer Menschen hätte er zwar recht gute, aber dennoch langweilige Philister aus ihnen gemacht! Lieber Himmel! Ist denn Das so schwer einzusehen, daß nicht alle Menschen und Völker über einen Kamm geschoren werden dürfen? Daß die einen für Dieses, die andern für Jenes, die dritten wieder für etwas Anderes Sinn, Neigung und Fähigkeit haben, und daß man sie eben darum gewähren lassen muß? Jedes Volk bildet Das in sich und aus sich heraus, was in ihm liegt: es soll nichts Anderes herausbilden, und es kann auch nicht. Die Griechen hatten nun in sich ein künstlerisches Talent, und zwar in einem hohen Grade, eben darum wendeten sie dasselbe an, bildeten sie es aus. Es wäre ewig Schade, wenn sie statt der künstlerischen Productionen, in denen sie ihrer Natur zufolge ausgezeichnet waren, Hrn. Kolb folgend, gute Straßen gebaut und die Sicherheitspolicei cultivirt, auch moderne Volksschulen eingerichtet hätten! Von allen diesen Dingen wäre nichts auf uns gekommen, aber die Erzeugnisse ihrer künstlerischen Muse besitzen wir noch, wenn auch nur zum Theile, ergötzen uns an ihnen, bilden uns an ihnen heran.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Jesuiten des 19. Jahrhunderts. Von Ad. Rukenberg. Berlin, Voß. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Jesuiten des 19. Jahrhunderts können nicht richtig beurtheilt und begriffen werden ohne Kenntniß der Geschichte des Jesuitenordens selbst, ohne Kenntniß seiner Anfänge, seines Fortgangs, seiner Schicksale; denn nur dadurch lassen sich zugleich die Grundlagen für das Wesen dieses Ordens und des Jesuitismus im engern und besondern Sinne erkennen. Mit Recht hat demnach der Verf. der vorliegenden zeitgemäßen Schrift der eigentlichen Darstellung seines Gegenstandes im ersten Capitel eine kurze historische Übersicht vorausgehen lassen, in welcher er jene Anfänge und weitern Schicksale des Ordens kurz schildert, theilweise nach den Vorlesungen des Franzosen Quinet. Eine Darstellung der Leistungen des Ordens, welche derselbe in den verschiedenen Erdtheilen sowie in den einzelnen Reichen Europas sammt seiner Begründung bis auf unsere Tage „zur größern Ehre Gottes" fertig gebracht hat, ist hiervon natürlich ausgeschlossen, außer insoweit der Verf. auf die besondere Thätigkeit des Ordens in Verbreitung der römischen Kirche unter den außereuropäischen Völkern besonders hingewiesen und über seine diesfallsigen Leistungen sich verbreitet hat. Übrigens möchte wol auch eine solche in das Einzelne eingehende Darstellung jener Leistungen ihre großen innern Schwierigkeiten haben. Dagegen erkennt man hier aus jener geschichtlichen Übersicht namentlich die Möglichkeit, wie der Jesuitenorden die Erfolge habe erlangen können, von denen die Geschichte berichtet; man erkennt sie, indem man die Leichtigkeit und Geschwindigkeit erkennt, mit der sich die Jesuiten den Regeln der Klugheit unterwerfen. Diese Regeln, nach denen sie als Missionare unter fremden Völkern verfuhren, sind hier aus der Geschichte ihrer Wirksamkeit zusammengestellt. Diese Regeln haben aber nicht nur zu großen Erfolgen des Jesuitenordens geführt, sondern auch später zur Vernichtung einer jeden Spur seiner geheimen und heimlichen Thätigkeit; und eben auch hierin muß ein Triumph für den Orden, und zwar, bei der Schlechtigkeit seiner Zwecke und seiner Mittel, sein größter Triumph erkannt werden.

Das Alles setzt die Darstellung des Verf. klar auseinander. Dabei macht er mit Recht darauf aufmerksam, daß man den Orden nicht nur als eine kirchliche Einrichtung und nicht nur in kirchlicher Hinsicht, sondern auch in seinen Beziehungen zur Politik, zu den Staaten und deren Regierungen aufzufassen habe. Von dieser Seite betrachtet ist er nicht nur an und für sich der Religion, dem Christenthume (der Verf. nennt ihn geradezu eine Ausartung des Christenthums), der Tugend und Sittlichkeit, er ist auch mittelbar und unmittelbar den Fürsten und Völkern der gefährlichste Feind gewesen; und zwar, den Fürsten gegenüber, die Einzelnen als Königsmörder und als Beichtväter, oder indem sie die Monarchie durch die Demokratie und dagegen diese durch jene zu zerschmettern suchten, „bis alle diese Formen abgenutzt und veraltet wären und nichts mehr übrig bliebe als sich in die Constitutionen und das Ideal, die das Wesen der Gesellschaft Loyola's ausmachen, hineinzustürzen". Das Wesen des Jesuitenordens ist mit Sicherheit und Klarheit in dem Urtheile Peter's I. gezeichnet, das er über ihn aussprach. „Ich weiß, daß der größte Theil der Jesuiten im höchsten Grade unterrichtet ist, und daß sie, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, den Staaten ganz vorzüglichen Nutzen bringen könnten; aber ich weiß auch ebenso gut, daß sie die Religion nur zu ihrem persönlichen Vortheile gebrauchen; daß dieses Äußere von Frömmigkeit einen unmäßigen Ehrgeiz und ein verwickeltes Triebwerk zu Ränken verbirgt, dessen Spiel nur darauf ausgeht, ihren Reichthum zu vermehren und die Herrschaft des Papstes oder vielmehr ihre eigene in allen Staaten Europas einzuführen oder zu befestigen; daß ihre Schulen nur ein Werkzeug der Tyrannei sind; daß sie zu große Feinde der Ruhe sind, als daß man von ihnen hoffen könnte, sie würden sich nicht in die Angelegenheiten eines Reichs mischen; so leiste

ich Verzicht darauf, sie anzunehmen, indem ich mich nicht genug darüber wundern kann, daß es noch Höfe in Europa gibt, denen nicht die Augen über ihr hinterlistiges Betragen aufgehen."

Was die Gründe der Aufhebung des Jesuitenordens im J. 1773 anlangt, denen zum Trotz derselbe im J. 1814 dennoch wiederhergestellt wurde, so werden diese Gründe und die nähern Verhältnisse der Aufhebung des Ordens aus der gründlichen und ausführlichen Darstellung des Franzosen Alexis von St.-Priest im Aprilheft der „Revue des deux mondes" vom vorigen Jahre nach authentischen Familienpapieren hier mitgetheilt. Nach der officiellen Aufhebung des Ordens, indem die Jesuiten dessenungeachtet noch hier und da geduldet wurden, waren die Exjesuiten weit gefährlicher als früher, wo sie öffentlich auftraten; und man kann in der That sagen, daß der Jesuitismus nun erst ausgebildet schien, d. h. nicht das Wesen des Jesuitenordens, sondern jenes schleichende Gift, das die schändlichen Lehren und Grundsätze des Jesuitenordens enthalten, nach denen sie zu ihren Zwecken handeln.

Über das Wesen des Jesuitenordens, seinen Charakter, seine Einrichtungen, Bestrebungen, seine Moral und die Grundsätze, worauf die Jesuiten ihre Moral gründen und wonach sie sie praktisch handhaben, verbreitet sich der Verf. im zweiten Capitel ausführlich. In ihrer Sittenlehre zeigen die Jesuiten am offenkundigsten, daß sie die Pharisäer des Christenthums geworden sind, wie die Pharisäer die Jesuiten des Mosaismus waren. Im dritten Capitel betrachtet der Verf. „die Stellung der Jesuiten zur Gegenwart", d. h. ihr offenes Auftreten in der neuesten Zeit und, was viel bedeutsamer ist, die Verbreitung ihrer Grundsätze und das Wirken des Jesuitismus, mag derselbe nun von geheimen Anhängern und Genossen des Ordens ausgehen, oder auch nur aus der Verfolgung gleicher Zwecke überhaupt entsprungen sein. Daß der Jesuitismus die Verwirklichung der absoluten Herrschaft der römischen Kirche auf der ganzen Erde, die unbedingte Unterwerfung aller Völker unter die römische Hierarchie, in welcher er als Herrscher gebiete, als letzten Zweck verfolge, ist aus seiner Geschichte klar und deutlich zu sehen. Jedes Mittel, welches zu diesem Zwecke in irgend einer Weise beiträgt, hält der Jesuitismus für erlaubt, und ergreift es unbedenklich. Jene Herrschaft ist aber nur erreichbar durch den unbedingten blinden Glauben und dieser wieder nur durch Verzichtleistung auf Denkfreiheit und Vernunftgebrauch, durch vollständige Passivität des Menschen, die wieder durch den Absolutismus der bürgerlichen Herrschaft gefördert, erleichtert und unterstützt wird. Ignaz Loyola will ja, zunächst freilich nur für den Jesuitenorden, daß „der Mensch unter der Hand seiner Vorgesetzten wie ein Leichnam" sei; der Jesuitenorden selbst aber will, der Menschheit außer ihm gegenüber, daß diese Menschheit Ein Leichnam sei, wie einst der römische Kaiser Caligula von dem römischen Volke wünschte, daß es nur Einen Kopf haben möchte, damit er es mit einem Hiebe vernichten möchte. Was daher die bürgerliche Freiheit, das freie Denken, den freien Vernunftgebrauch, die freie Wissenschaft hemmt und so die Bevormundung der Völker begünstigt und fördert, das fällt in das weite Gebiet des ungenügsamen, herrschsüchtigen Jesuitismus. Daraus ergibt sich auch, was die Völker und was gewissenhafte Regierungen zu thun haben, damit sie nicht dem Jesuitismus als Opfer verfallen. Die bloße Aufhebung des Ordens als einer äußern Erscheinung, auch wenn sie erfolgen könnte und der Papst zum zweiten Male dazu sich entschlösse, würde den Jesuitismus allein noch nicht zerschmettern. Das können nur die Völker durch Das, was dem Jesuitenorden abgeht, durch das reine Christenthum, mit allem Dem, was durch das Christenthum für die Menschheit in Staat und Kirche, in Haus, Schule und Wissenschaft gewonnen worden ist; das können nur die Völker mit ihren gewissenhaften Regierungen durch eine wahrhaft christlich-vernünftige Haltung in allen Beziehungen. 1.

Literarische Notizen aus England.

Ein coup d'état der amerikanischen Zöllner.

Es ließe sich gewiß ein eigenes Buch schreiben, wenn man alle die Misgriffe zusammentragen wollte, welche die Zollbehörden in den verschiedenen Ländern in ihrem Eifer, dem finanziellen Interesse ihrer Staaten zu dienen, schon begangen haben. Gut nur, wenn diese Misgriffe sich immer im eigenen Bereiche halten und nicht, wie es kürzlich in Deutschland geschehen, zu wirklichen Übergriffen sich gestalten, indem sie z. B. die Befugnisse der Preßpolicei sich zugeeignet haben. Ein hübsches Beispiel von jener vergleichsweise harmlosern und unschuldigern Art ward kürzlich von amerikanischen Blättern erzählt. Die französische Deputirtenkammer hatte nämlich eine werthvolle Sammlung von Werken dem Congreß der Vereinigten Staaten von Amerika zu Washington zum Geschenk gemacht, aber, wahrscheinlich in der zweifellosen Annahme, daß dergleichen Geschenke an die souverainen Vertreter des amerikanischen Volks den Zollverordnungen nicht unterlägen, vergessen die Eingangsgebühren zu entrichten. Da die Corporation, für welche das Geschenk bestimmt war, auch nicht Miene machte, diesen Zoll zu zahlen, so ließ die edle Zollbehörde mir nichts dir nichts die Bücher im Wege der Versteigerung verkaufen, um zu dem Ihrigen zu kommen. Als dies bekannt wurde, brach aber der Lärm los. Die amerikanische Presse voll Scham und Entrüstung wußte nicht Worte genug zu finden, um den Diensteifer der Zöllner zu brandmarken, und der Senat fand sich veranlaßt, alle Theilnahme an einem so offenbaren Verstoß gegen die Gesetze auch nur der allergewöhnlichsten Höflichkeit von sich abzulehnen; der leitende Ausschuß der Congreßbibliothek aber ergriff, um sich in der öffentlichen Meinung zu reinigen, das Mittel, eine Untersuchung zur Ermittelung der Urheber dieses seltsamen Misverständnisses anzuordnen, sich die Bücher zurückfodern und bei der französischen Regierung diesen Fehltritt unter Beifügung des aufrichtigsten Dankes für das Geschenk entschuldigen. Gut nur, daß Frankreich in Bezug auf Amerika nicht die gereizte Empfindlichkeit hat, die sich bei der geringfügigsten Gelegenheit in seinem politischen Verkehre mit England zeigt; wer weiß, ob die Feuerköpfe der französischen Presse sonst nicht in dieser Beleidigung einen casus belli entdeckt hätten.

Ein Gedicht von Mrs. Norton.

Mrs. Norton, welche ihre Verehrer den weiblichen Byron nennen, hat in dem jüngsten Kinde ihrer Muse: „The child of the islands; a poem", dem einstigen Thronfolger Englands, dem vier Jahre alten Prinzen von Wales, in herrlichen wohlklingenden Stanzen den Zustand des Volkes von England an das Herz gelegt. Was der Heißsporn des „jungen Englands", Lord Ashley, unter seinen Pächtern und Bauern praktisch ins Werk zu setzen sucht, einen größern und innigern Verkehr und Umgang zwischen den verschiedenen Klassen, zwischen den Armen und den Reichen, findet an der Dichterin einen beredten und hinreißenden Anwalt. Was John Prince, der dichtende Weber, was der in der Blüte seiner Jahre hinwelkende geniale Volksdichter Robert Nicoll gesungen, dieselben Klagen, dasselbe Weh tönt wider aus den Stanzen der Mrs. Norton. Ihre Phantasie erschöpft sich, die Gegensätze unsers gesellschaftlichen Zustandes in ihren schroffsten Erscheinungen einander gegenüber zustellen: die Wiege des königlichen Kindes mit den zahllosen Gaben, die das Glück ihm jetzt beschert und für die Zukunft vorbehält, gegenüber dem Loose der armen Näherinnen, der Arbeiter in den Bergwerken, des Webers hinter seinem Stuhl. Da dieses Dichterwerk das Lieblingsthema der Jetztzeit behandelt, so wird bei seinen hohen lyrischen Vorzügen und dem Umstande, daß seine Verfasserin dem schönen Geschlechte angehört, ihm schwerlich der deutsche Umdichter fehlen. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 141. —— 21. Mai 1845.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 140.)

Hinsichtlich der Wissenschaften sucht der Verf. den Griechen auch so viel wie möglich abzuzwacken. Er tadelt gewissermaßen an ihnen, daß sie z. B. in den Naturwissenschaften noch nicht so viel gewußt als wir, daß die Historiker, wie Herodot, sich zu Vieles hätten aufbinden lassen, daß Thukydides Reden gemacht, wie sie niemals zuvor gehalten worden, und vergißt bei alle Dem, daß die Wissenschaft der Griechen besonders deshalb für uns Muster ist, daß Inhalt und Form, Stoff und Darstellung auf das schönste einander durchdringen, daß die plastische Darstellung dem hellenischen Historiker jene Bewunderung verschafft hat, die wir ihm heute noch zollen, und daß, wenn auch die Reden wirklich nicht so gehalten worden waren wie sie der Geschichtschreiber aufbewahrt hat, dennoch das Wesentliche derselben keineswegs etwas Anderes war.

Auch die Kriegswissenschaft der Hellenen findet er noch roh im Vergleiche mit unsern jetzigen Heeren! An den Bestimmungen hinsichtlich des Handels hat er ebenfalls Manches auszusetzen. So tadelt er (S. 246), daß die Athener kein Getreide, Bauholz, Wachs u. s. w. ausführen ließen, daß für das Getreide ein Maximum des Preises festgesetzt war, daß Niemand über eine gewisse Menge Getreide aufkaufen durfte — lauter Dinge, die wir wenigstens lobenswerth finden, weil sie darauf ausgingen, Theuerung, Verarmung oder Wucher zu verhüten. S. 250 kommt er darauf zurück, daß bei den Griechen fast Alles auf das öffentliche Leben gerichtet und das private in den Hintergrund gedrängt gewesen sei, weshalb zwar die Tempel, Hallen, Religions- und Staatsgebäude mit der größten Pracht ausgestattet worden, die Privatwohnungen dagegen ein ärmliches Bild dargestellt hätten. S. 252 tadelt er bei den Spartanern die in alle Verhältnisse eingreifende Macht des Staats, so namentlich die Erziehung. Wir haben aber schon oben angegeben, daß Das nicht anders sein konnte, daß Das mit dem Wesen des Hellenenthums zusammenhing.

Ehe der Verf. von Griechenland scheidet, gibt er noch (S. 259) einen Gesammtüberblick über Das, was er darüber gesagt, und findet, daß wir uns eben doch sehr freuen dürften, nicht in der hellenischen Blütenzeit leben zu müssen, sondern in der unserigen, denn wir hätten doch Buchdruckerkunst, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, Sklavenemancipation, von welchen Dingen die Griechen nichts gewußt!

Die Römer, zu denen der Verf. nach kurzer Besprechung der macedonischen Zustände (S. 265) übergeht, setzt er weit über die Griechen, weil sie grandiose praktische Werke aufgeführt, findet aber an ihnen doch theils den Mangel gänzlicher Freiheit zu tadeln, also die Nichtanerkennung der menschlichen Urrechte, theils die Verachtung der Fremden, die sie, wie die übrigen Nationen des Alterthums, als Barbaren ansahen. Die Sklaverei genirt ihn auch bei den Römern, er schildert alle Greuel, die daraus entsprangen, bedenkt aber nicht, daß gerade bei ihnen, die vorzugsweise ein kriegerisches Volk waren, die Sklaverei sehr erklärlich ist, und selbst die Roheit, mit welcher sie die Sklaven behandelten. Daß das Weib bei den Römern ebenfalls zurückstand, der rücksichtslosen Gewalt des Mannes preisgegeben, finden wir sehr natürlich, denn auch die Römer gehörten noch zum Alterthume.

Der Verf. bespricht dann den Ackerbau, das Gewerbswesen, den Handel, das Kriegswesen, die äußere Politik, die Behandlung der besiegten Völker, die schönen Künste und Wissenschaften, die allgemeinen Lebensansichten und Verhältnisse, die Volksbildung, das Religionswesen, Rechtswissenschaft, Finanzverwaltung u. s. w. Aber er wirft hierbei die verschiedenen Epochen der römischen Geschichte, namentlich die Zeiten der Republik und die des Kaiserreichs untereinander, wodurch die Klarheit des historischen Blicks getrübt wird und die welthistorische Bedeutung des römischen Volks gänzlich verschwindet. Denn offenbar hatten die Römer eine doppelte Aufgabe zu lösen: einmal nämlich sollten sie noch ein Moment der antiken Weltansicht durchbilden, zweitens waren sie dazu berufen, das ganze Alterthum aufzulösen und eine neue Zeit vorzubereiten. Beide Aufgaben aber hingen miteinander zusammen, die zweite entsprang naturgemäß aus der ersten. Während nämlich in Griechenland vorzugsweise die schöne, künstlerische, ideale Seite des antiken Lebens repräsentirt ward,

sollte in den Römern die praktische, staatliche, rechtliche zur Vollendung gelangen. Die Griechen sind vorzugsweise ein künstlerisches Volk, die Römer ein kriegerisches. Diesem ihren Wesen entspricht denn auch der Anfang ihrer Geschichte, sie ermangeln der Cultur, der Civilisation, der Verfeinerung, der Wissenschaften. Dagegen wird Alles, was sich auf das Praktische bezieht, auf das öffentliche Leben, auf Recht und Gesetz, durchgebildet, und zwar bekanntlich mit einer so scharfen Consequenz, daß wir heute noch von ihnen lernen. Als ein Volk des Alterthums ist es natürlich auch vorzugsweise dem Staate, dem Allgemeinen zugewendet: Weib, Familie, Individuum als solches tritt vor ihm zurück, das Gefühl, das Gemüth wird darum nicht berücksichtigt; die Haupttugend besteht darin, tüchtiger Bürger, braver Soldat zu sein. Das Religionswesen ist daher auch nur als Staatsmittel zu betrachten. Wegen der innern Durchbildung des römischen Staats, wegen der consequenten Durchführung aller Zustände, die sich darauf beziehen, übertraf nun das römische Volk alle andern des Alterthums an äußerer Gewalt, und darum war es vorzüglich dazu berufen, ein Kriegsvolk zu sein und die andern durch Eroberung sich zu unterwerfen, und dies geschah auch. Denn Rom hatte vom Alterthume jenen Grundsatz der Nichtanerkennung fremder Nationalitäten bis zur höchsten Schärfe ausgebildet; es begnügte sich nicht damit, sie als Barbaren zu verachten, sondern es raubte ihnen auch ihre Unabhängigkeit. Aber indem Rom fast die ganze damals bekannte Welt sich unterwarf, löste es gerade jenen Grundsatz factisch auf, welcher die Eroberung hervorgerufen, denn es brachte überall seine Institutionen und Staatseinrichtungen hin, und versuchte daher, aus den verschiedenen einander fremd entgegenstehenden Nationen ein Ganzes zu bilden. Der Gedanke einer allgemeinen Menschheit war daher durch eben diese Römer, obwol sie es keineswegs im Sinne hatten, dennoch durch die That vorbereitet. Sie sollten aber noch durch etwas Anderes erfolgreicher für die Verbreitung dieses Gedankens wirken, nämlich durch die Aufnahme der christlichen Religion, welche mehr wie irgend eine andere Erscheinung zur Auflösung der antiken Weltanschauung mitwirkte.

Nachdem aber Rom diese Aufgabe erfüllt hatte, mußte es untergehen. Und sein Untergang war wiederum bedingt durch seine eigenen Elemente, gerade durch diejenigen Kräfte, durch welche es stark geworden war. Die kriegerische Tüchtigkeit unterwarf den Römern die fremden, in Civilisation weit vorangeschrittenen Nationen, dadurch kamen auf einmal Schätze und Genüsse nach Rom, wovon die Einwohner bisher keinen Begriff gehabt; diese Resultate einer verfeinerten Cultur konnten aber bei den noch rohen Römern nur einen nachtheiligen Einfluß hervorbringen, sie erzeugte statt wahrer Bildung Luxus und Schlemmerei. Dadurch wurde das ganze sociale Leben vergiftet, dieses erzeugte sittliche Verschlechterung, in Folge davon namenlose Streitigkeiten um die Herrschaft, endlich den Despotismus der Kaiser, der den Staat dann so herunterbrachte, daß er, nachdem er seine Aufgabe erfüllt, in die Hände der Barbaren fiel.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Camilla, Prinzessin von Bissignano oder: Die Rache. Roman von J. Satori (Neumann). Drei Theile. Danzig, Gerhard. 1844. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Phantasie ist der Verf. nicht abzusprechen, sie hat sich Unglaubliches ausgedacht und dem Unglaublichen vermochte sie doch kein Interesse zu geben. Der Roman spielt in Neapel, und man erlebt sogar eine Scene aus der Masaniello-Revolte, doch ist außerdem wenig Neapolitanisches dabei, weder Local- noch Nationalfärbung. Der Held ist ein Räuberhauptmann, er entführt Camilla, die Prinzessin von Bissignano, nachdem er sie vor einem verhaßten Freier gerettet hat. Sie lebt sehr glücklich mit ihm und erfährt erst nach zwölf Jahren, wessen Gemahlin sie ist. Die Räubergesellschaft, welche sich die Verbündeten nennt, hat ihre eigenthümlichen Gesetze, unter andern, daß der Hauptmann nie bei Raub und Mord die Hand im Spiel habe, was für unsern Helden sehr bequem ist; er zeigt sich im Laufe der Begebenheit weder als klug noch als pfiffig. Um seine erste Frau zu rächen, welche durch einen hohen Geistlichen verführt und verrathen war, besucht er letztern selbst und erzählt ihm, daß er Rache an ihm nehmen wolle. Natürlich wird er ins Gefängniß geworfen. Die Verbündeten befreien ihn, nachdem er mit seinem Blute einen Contract unterschrieben, der ihn an die Bande bindet; sie haben der Geistlichkeit Rache geschworen. Der Verführer in der Kutte wird durchgeprügelt, sodann verliebt sich unser Held in der Kirche in die Prinzessin Camilla, lockt sie auf sein Schiff, überredet sie, seine Gattin zu werden; um ihr eine Blume in ihr Album zu holen, begibt er sich in Lebensgefahr und stürzt von einem Thurme herab; dadurch besiegt er ihre letzten Bedenklichkeiten in Betreff des Vaters, den sie verlassen hat; sie gehört nun ihm mit Leib und Seele. Es ist viel Unsinn in den Begebenheiten der drei Theile und die Breite der Erzählung ist nicht geeignet, dieselbe genießbar zu machen.

2. Robert Surcouff, französischer Pirat im 19. Jahrhundert. Roman aus dem Leben. Bautzen, Schlüssel. 1844. 8. [illegible]

Während der fortdauernden Seekriege zwischen Britannien und Frankreich wurden in beiden Ländern viele Kaper[illegible] ausgerüstet und die französischen Piraten thaten durch den leichten Bau ihrer Fahrzeuge, durch ihr schnelles Segeln und die Gelenkheit und Bravheit der Mannschaft dem britischen Handel bedeutenden Abbruch. Der vorzüglichste, tapferste, listigste und unternehmendste, zugleich aber auch der sanfteste und edelmüthigste dieser Piraten war Robert Surcouff, dessen Leben und Thaten hiermit dem Publicum vorgelegt werden. Er starb 18[illegible], umgeben von Kindern und Enkeln und allgemein geachtet und geliebt. Seine Biographie kann nur interessant sein; die Vereinigung der humansten Gesinnungen mit dem inhumanen Beruf bietet dem Psychologen Stoff zum Nachdenken. Als Roman kann Ref. das vorliegende Werk nicht rühmen, die Roman-Ingredienzien nehmen sich fremdartig aus in dem historischen Stoff, man erhält gleichsam nur Fetzen von Jedem und Alles scheint zusammengeflickt. Auch Politik findet man darin und zwar Urtheile und Besprechungen über Napoleon und dessen Wirken; man wundert sich und begreift nicht, warum man so viel Altes schon längst Abgemachtes noch einmal lesen muß, man denkt, es hat Bezug auf den Helden des Romans — aber nein. So auch eine Beschreibung von Venedig gegen Ende des Buchs; sie steht kaum im Zusammenhang mit dem Übrigen. Das ganze Buch macht den Eindruck, als sei es durch

einzelne Bestandtheile vom Zufall zusammengewürfelt; doch von den einzelnen Bestandtheilen sind manche recht interessant.

---

3. Amandus und Amanda. Familiengemälde von Hermann Amas. Zwei Theile. Oldenburg, Stalling. 1844. 1 Thlr.
4. Juliens Nachlaß. Von der Verfasserin von Juliens Briefen. Leipzig, Wienbrack. 1844. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Ref. kann unmöglich diese zwei Werke zu der Unterhaltungsliteratur rechnen, da sie beide sich eine ernstere Tendenz als die Unterhaltung erlaubt gewählt haben. Sie handeln beide über Erziehung. In „Amandus und Amanda" wird „ein glückliches Familienleben das köstlichste Gut des irdischen Daseins" genannt, und zur Erreichung desselben vor Allem „das Christenthum" angerathen, welches es durchdringen und heiligen soll. Wir wollen nicht diese Überzeugung widerlegen, wol aber wäre an der Einkleidung derselben Mancherlei auszustellen. Erstens der kleine enge Druck auf grauem schlechten Papier, sodaß Vater und Mutter sich die Augen dabei verderben; für die Kinder ist keine Gefahr, denn diese lesen das Buch nicht; es ist sogar zweifelhaft, ob Ältern und Lehrer es lesen, da die breiten und gedehnten Reflexionen ohne alle Folgenreihe nicht wenig ermüden. Die Erziehungslehren beginnen auch wirklich von Anfang an, ja noch vor der Hochzeit der Ältern, indem eine zu große Übereinstimmung ihrer Charaktere die Charaktere der Kinder beeinflussen möchte; der ernste Mann soll deshalb eine heitere Frau nehmen. Eine Anleitung, wie das Christenthum zu lehren sei, scheint Ref. nicht ohne Verdienst; man sieht, der Verf. hat darüber wie über so Manches nachgedacht, doch ist der Stil sehr vernachlässigt oder vielmehr unbehülflich und schülerhaft und das ganze Buch ist auf sehr fromme und geduldige Leser und Leserinnen berechnet.

„Juliens Nachlaß" ist vorzüglich auf Töchtererziehung gerichtet. Wir sehen die sterbende Julie ihre zwei Pflegetöchter ermahnend. Beide haben Kinder zu erziehen; die eine ist an einen blinden Mann verheirathet, die andere auf dem Punkt, eine Neigung zu einem fremden Maler zu hegen; die Sterbende empfiehlt ihr „Selbsterziehung", der zweiten Pflegetochter, welche Witwe und eine praktische Frau ist, empfiehlt sie die schwärmerische Freundin, der sie in der Erziehung ihrer Kinder beistehen soll.

„Ich fand stets, daß nur Der, welcher der Wirklichkeit, sie verschönernd, angehört, zur praktischen Erziehung tüchtig ist. Ein poetisches Weib kann Reichthümer des Wissens, des innern Lebens ausströmen in Kinderseelen, aber nie wird sie allein die ruhige, ungestörte Entwickelung ungestört walten lassen und durch faßliche, sanfte, ruhige Darstellung vollenden. Sie wird immer Überspannung, Überreizung herbeiführen. Ruhige, lebensfrohe, glückliche Erdenbürger, die froh im Gebet zum Himmel aufschauen, sonst aber der schönen Erde mit reinem Sinne recht froh werden und ihr für diesseits recht heiter angehören — die wird eine Phantasie, die über Idealen schwebt, nie bilden; sie wird die schöne Menschlichkeit verwischen, um Engel zu bilden. Hätte Gott uns schon hienieden zu Engeln bilden wollen, wie leicht wäre es ihm gewesen! Und ach, es ist schrecklich, aber wahr, daß oft unter dem Engelsflügel das Thier am nächsten steht." Die Verf. scheint überzeugt zu sein, daß ausgezeichnete Frauen nicht die besten Mütter und Erzieherinnen sind. Wir wollen die Verf. noch einige Male selbst sprechen lassen, um einen Begriff von ihrem Werke zu geben.

„Wie schwer überhaupt Erziehung ist, habe ich selbst so oft in Erfahrung gebracht, und wenn ich die Verschiedenheit der Bedürfnisse und der Wirkungen von manchen allgemeinen Lebensregeln in der Anwendung, die die Kinder davon machen und zeigten, übersah, so fand ich, daß es größtentheils um ein ruhiges Plätzchen, besonnene Beobachtung und ein liebevolles Wort zu thun war. Vieles Einwirken machte das Leben gerade zu dem Gegentheil von Dem, was man sich davon versprach. Klares, sanftes Rechthun ist wahrhafte Weisheit und freundliches Vorthun eigentliche Lehre."

Ferner sagt sie: „Wie aus jener heiligen Sage von der Witwe Ölkrüglein schon hervorgeht, daß Gott den Witwen seinen besondern Segen gibt, in nie versiegenden Gaben und Quellen innern Reichthums; daß er immer hilft, oft wunderbar und sichtlich — das fand ich zu oft, um es je bezweifeln zu können. Die edelsten, glücklichsten Menschen, die ich kenne, sind Kinder armer, frommer Witwen, die mit Vertrauen auf den Beistand des Höchsten ihre Kinder mit unglaublich Wenigem erzogen. Und wie oft hörte ich nachher von diesen Menschen, daß nie ganz die Nahrungsquelle versiegte. Wie bei jenen Ölkrüglein sah man oft das Ende des Unterhaltes, dennoch fehlte es nie an Brot und Frieden. Denn im Glauben: «Gott wird helfen!» erhöhte sich die Kraft, die er unterstützte, und sein Segen war sichtlich mit ihr."

„Unterricht und Erziehung wird gewöhnlich als Eins betrachtet und doch ist's sehr verschieden. Nicht die Kenntnisse bilden den innern Menschen, sie können nur nützlichen Stoff für das Leben geben, nicht die sittliche, geistige Gestalt formen und leiten. Außer den Lehrstunden entwickelt sich das Kind mehr als in denselben, und was gewöhnlich nicht beachtet wird, die Zeit zwischen denselben, ist viel wichtiger."

„Beschäftigung nanntest du mit mir die Seele der Erziehung und alle Kinder greifen freudig, begierig nach ihr, vermissen sie selbst bei ihren Genüssen, wenn diese leer davon sind. Ich habe durch sie das meiste Gute, was ich in junge Seelen pflanzte, erreicht, indem ich die Beschäftigungen ordnete und theilte. Entfernt von jener Ängstlichkeit, die wie ein unsichtbares Leiteband die Kinder hält, wacht doch, auch abgewandt, scheinbar nur mit andern Dingen beschäftigt, einer guten Mutter Auge über den Kleinen."

„Ein Lehrer ist, wenn er liebenswürdig ist, immer gefährlich für ein junges Herz, und dann um so mehr, wenn er Privatstunden gibt, mehr noch als es in einer Lehranstalt der Fall ist. Daß ein Privatlehrer (Hofmeister) das Gefährlichste ist für Mädchen-Unterricht und -Erziehung, und durchaus vermieden werden sollte, ist, obgleich tausend Erfahrungen stets und immer davor warnen, immer noch nicht genug erkannt."

Die Verf. warnt vor einer Bildung über den Stand, sie will die Töchter vor Allem zur Häuslichkeit und zu guten Hausfrauen erzogen haben; hierzu gibt sie zwei Wege an: entweder die Kleinen in häuslichen Geschäften heranwachsen, sich in früher Zeit zu häuslichen Verrichtungen gewöhnen zu lassen, oder ihnen nach vollendeter Erziehung systematisch die Pflichten einer Hausfrau zu lehren. Letzteres erachtet sie als Nothbehelf und nicht so empfehlenswerth als die erstere Methode, da das junge Mädchen schon Freude an geistiger Beschäftigung bekommen und den Sinn für die langweilige mechanische Thätigkeit verloren hat. Selbst wenn das Mädchen sich nicht verheirathet, meint die Verf., seien häusliche Talente ihr vortheilbringend:

„Ein fürs Haus erzogenes Mädchen, das gottesfürchtig, fleißig, unermüdet thätig ist, wird auch als Helfende in jedem Hause willkommen sein. Sie wird sich in der Folge auch unverheirathet nicht unglücklich und allein stehend fühlen, denn sie kennt kein höheres Bedürfniß."

Im Ganzen enthält das vorliegende Werkchen sehr viel Wahres und Schönes, und wenn Ref. auch nicht ganz mit der Meinung der Verf. übereinstimmt und die Koch-, Näh- und Wasch-Passionen der Frauen für ebenso große Klippen hält als alle andern Passionen; obgleich Ref. meint, daß mit gutem Willen und gesundem Verstand die Hausfrauenpflichten leicht erlernt und erfüllt werden: so muß er doch der Autorin zugestehen, daß sie ihre Ansicht gut durchgeführt hat und daß dem Werkchen eine edle Absicht zu Grunde liegt. 46.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Sprachkunde.

In Paris erschien neuerdings die erste Abtheilung des siebenten Bandes von dem bekannten Werke: „Recueil de voyages et de mémoires publiés par la société de géographie"; sie enthält: „Grammaire et dictionnaire abrégés de la langue berbère", verfaßt vom verstorbenen Venture de Paradis, vormaligem Lehrer der türkischen Sprache an der königl. Specialschule der lebenden orientalischen Sprachen und erstem Dolmetscher bei dem Oberbefehlshaber der Armee des Orients, durchgesehen von Amadée Jaubert und herausgegeben von der Geographischen Gesellschaft. Vom J. 1824 an hatte diese Gesellschaft sich vorgenommen, die handschriftlichen Werke des Professors Venture, welche nach des Verf. Tode von Volney auf der königlichen Bibliothek niedergelegt wurden, zum Vortheil der Geographie und Philologie herauszugeben. Da nun, seitdem die französischen Soldaten auf dem Boden Afrikas in täglichem Verkehr mit den Kabylen sind, welche diese Mundart (das Berberische) sprechen, die Herausgabe dieser werthvollen Arbeiten gewissermaßen eine Nothwendigkeit geworden, so hat die Gesellschaft vom Minister des Krieges seinen Beitritt zur Ausführung dieses nützlichen Unternehmens ohne Mühe erhalten, und sie hat den Pair Amadée Jaubert beauftragt, dem Drucke der Grammatik und des Wörterbuchs der berberischen Sprache vorzustehen. Dem Texte dieses gelehrten Werks geht ein Avertissement von Jaubert und eine biographische Notiz von Jomard über Venture de Paradis voran, welcher am 8. Mai 1739 zu Marseille geboren war und während Napoleon's Expedition nach Syrien im Mai 1799 starb. Das Werk schließt mit einem Anhang, mehre von demselben Verf. 1788 gesammelte Reisebeschreibungen des nördlichen Afrikas enthaltend, welche einen Theil von Raynal's Papieren, die gegenwärtig auf der königlichen Bibliothek aufbewahrt sind, ausmachten.

Geschichte.

Von Auguste Vidalin ist vor kurzem erschienen: „Edouard III et le régent, ou essai sur les moeurs du 14ième siècle." Das 14. Jahrhundert, welches mit den Unruhen einer bestrittenen Erbfolge begann und inmitten der Unordnungen einer von Wahnsinn begleiteten Minderjährigkeit endete, könnte zu den unglücklichsten, welche je ein Volk heimgesucht haben, gezählt werden, wenn nicht die Regierung Karl's V. viele Unglücksfälle wieder gut gemacht hätte, und wenn nicht aus dem Schoose der Verheerungen, die Frankreich verwüsteten, Keime entsprossen wären, welche, wenn nicht sogleich, doch in einer ziemlich nahen Zukunft sich zur Größe und Wohlfahrt des Landes entwickeln mußten. In dieser harten Probe, die Frankreich zu bestehen hatte, liegen zwei Dinge jetzt am Tage, welche, obgleich damals nicht klar begriffen, nichtsdestoweniger später ihre nothwendigen Folgen haben mußten: nämlich die Antipathie gegen fremden Einfluß, von dem man so viel Übel gelitten, und das Mistrauen gegen die Feudalherrschaft, welche nicht allein zu schwach war, dieselben zu verhindern, sondern sie auch verschuldet hatte. Und als man später diese wichtigen Folgen wahrnimmt, muß man ihre Ursachen im 14. Jahrhundert, unter den schmählichen Demüthigungen der Regierung Karl's VI. und den traurigen oder glorreichen Abwechselungen der Regierung Karl's VII. aufsuchen. Schon die Erwägung ihrer Folgen für die Zukunft würde dieser Geschichte ein großes Interesse ertheilen, selbst abgesehen von dem Interesse, welches ihr eigenthümlich ist. Doch diese Geschichte wollte Hr. Vidalin nicht schreiben, sondern er hat die vornehmsten Personen dieses merkwürdigen Jahrhunderts herausgegriffen und ihre Charaktere studirt, und der Versuch, den er neuerdings öffentlich bekannt gemacht hat, ist das Ergebniß des gelehrten Studiums, welches er von ihnen gemacht hat. Indem er das Detail der Begebenheiten vernachlässigt, bemächtigt er sich der Masse der Begebenheiten, ordnet sie mit Kunst und gibt seinem Gemälde eine dramatische Bewegung und das Colorit, welches einem Gemälde Leben ertheilt. Hr. Vidalin fängt damit an, die respective Stellung der verschiedenen Mächte Europas zu jener Zeit kurz zu beschreiben, und zeichnet somit den Raum, auf dem die beiden vornehmsten Staaten, Frankreich und England, ihre Rolle spielen sollten. Zuerst gibt er dem Leser eine Vorstellung von den Verbrechen, welche in England der Thronbesteigung Eduard's III. vorangingen, und von den Trübsalen, welche Frankreich zu dulden hatte, ehe die Vorsehung diesem Lande Karl V. schenkte. Er zeichnet mit einem wirklichen Talent der Beobachtung und Ausführung Eduard's Portrait, eines staatsklugen Königs, dessen Gewandtheit der Treulosigkeit so nahe kommt, und das Portrait des weisen Königs von Frankreich, welchem er die Stelle, die ihm unter den großen Königen gebührt, anweist. Der Schwarze Prinz, die heldenmüthige Stütze des Erstern; Karl der Schlimme, der böse Genius des Letztern; Jacque Artevelle, Tribun von Flandern; Marcel, Tribun von Frankreich — figuriren Jeder in der Reihe, welche er in dem Gemälde einnehmen soll; vorzüglich ist Marcel mit besonderer Sorgfalt vom Verf. geschildert worden. Er beschloß, die Kammern als oberste Lenkerin der gouvernementalen Bewegung unter dem Schilde des Generalcapitains zu gründen. Durch dieses System wurde Letzterer dem Regenten Frankreichs entgegengestellt; dem königlichen Panier das Panier des Volks; der erblichen Gewalt die Wahlgewalt. Die Politik des Jahrhunderts, seine Sitten, seine Ritterspiele und seine theatralischen Vergnügungen beschäftigen wechselsweise den Geschichtschreiber. Endlich versteht es der Verf., ernste Lehren der Erfahrung und nützliche Wahrheiten aus seiner Erzählung zu ziehen.

Ein neues Werk über die Académie française.

Der erste Band einer „Histoire des quarante fauteuils de l'Académie française, depuis sa fondation jusqu'à nos jours (1635—1844)", von M. Tyrtée Tastet, ist jetzt in Paris erschienen. Der Verf. erzählt zuvörderst, nach Pellisson, dem Abt Olivet und d'Alembert, die allgemeinen, auf die Geschichte und Organisation der Académie française sich beziehenden Thatsachen, und gibt die Liste der von der Akademie vorgeschlagenen Gegenstände der Mitbewerbung und der von ihr zuerkannten Preise von Wohlredenheit und Poesie von der Zeit ihrer Gründung bis auf die Gegenwart. Nach dieser Einleitung beginnt die besondere Geschichte eines jeden Fauteuil, bezeichnet durch den Namen des berühmtesten Mannes unter Denen, die ihn eingenommen, eine aus kurzgefaßten, aber interessanten Notizen bestehende Geschichte der Akademiker, die aufeinander gefolgt sind. Der erste Band begreift den Fauteuil Fléchier's, von Godeau, seinem ersten Inhaber, bis zum Grafen Molé; den Gresset's, von Gombauld bis zu Victor Cousin; den Volney's, von Chapelain bis zum Grafen Sainte-Aulaire; den des Abtes Girard, besetzt von Philippe Habert im J. 1634, und jetzt von Herrn Briffault; endlich den Fauteuil Esménard's, von Germain Habert bis Lacretelle. Das ganze Werk wird vier Bände ausmachen.

Eine neue Ausgabe der „Théorie des lois politiques de la monarchie française", von Mlle. de Lézardière, ist soeben in Paris erschienen. Diese neue Ausgabe ist ansehnlich vermehrt und von dem Vicomte de Lézardière, unter Begünstigung der Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts, besorgt worden. Sie besteht aus vier Bänden in Großoctav. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 142. —— 22. Mai 1845.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 141.)

Man sieht schon aus diesen wenigen Andeutungen, wie wichtig die Römer für die Geschichte der Menschheit sind, indem sie die Anschauung einer lange andauernden Epoche schließen und den Übergang zu einer von dieser doch so ganz verschiedenen bilden. Es wäre die Aufgabe des Geschichtschreibers der Menschheit gewesen, auf diese Dinge näher einzugehen und die verschiedenen Zeiten und Richtungen in der römischen Geschichte voneinander zu sondern. Er hätte hier Gelegenheit gehabt, einen Rückblick zu thun auf die charakteristischen Merkmale der antiken Weltanschauung, wodurch denn der Geist und das Wesen der neuen Epoche, des Mittelalters, und der unverkennbare Gegensatz desselben zum Alterthume deutlicher hervorgetreten wäre. Folgendes hätte sich dann als das Resultat der Geschichte der alten Cultur gezeigt: Vorherrschen der Naturgewalt, der nach außen gerichteten Thätigkeit, Zurücktreten des Gemüths, daher des Weibes, der Familie; Vorherrschen des äußern Lebens, der Öffentlichkeit, daher Zurücktreten des Individuums als solches; Vorherrschen des Rechts der Stärke, daher allenthalben Sklaverei; Nationalreligionen, durch die umgebende Natur erzeugt, nur auf ein Volk berechnet, daher Nationalgötter; streng gesonderte einander fremd entgegenstehende Nationalitäten, Patriotismus, aber keine Idee der Menschheit. Der Gegensatz zu dieser Weltanschauung wäre: Vorherrschen des innern Lebens, des Gemüths, daher Hervorheben des Weibes, der Familie, des Individuums als solches betrachtet; allgemeine Religion, dadurch Idee der Menschheit, der individuellen Freiheit; Zurücktreten der schroffen Nationalitäten. Es versteht sich, daß man zu der letzten Weltansicht, welche die des Mittelalters ist, nicht auf einmal gelangen konnte, es mußte erst die alte Welt mit ihrer Anschauung überwunden werden, und zwar innerlich; es mußte also eine Zwischenstufe geben, eine Epoche der Auflösung. Diese bilden die Römer. Wir haben oben schon angedeutet, wie durch sie die Idee der schroffen Nationalität gebrochen ward. Sie trugen aber eben dadurch auch dazu bei, die alten Nationalreligionen aufzulösen, denn durch die politische Vermischung zersetzten sich auch die verschiedenen Religionen; die Römer brachten ihre religiösen Vorstellungen in die eroberten Provinzen, aber dafür nahmen sie auch die Mythologien derselben wiederum nach Rom. Durch diese Zerstörung der naturgemäßen Einheit verloren aber die Religionen ihren ursprünglichen Gehalt, ihre tiefere Bedeutung, und konnten bald um so weniger befriedigen, je mehr das äußere sociale Leben bei der Masse der Völker, und selbst auch bei den Reichen und Vornehmen zerrüttet und vergiftet war. Aus dieser Auflösung der ursprünglichen Religionen ist der maßlose Aberglaube zu erklären, der sich in den spätern Zeiten des römischen Reichs findet: es spricht sich in ihm offenbar schon das Verzweifeln an dem alten Glauben aus. Außerdem aber gibt es noch genug Anzeichen von dem sehnlichen Bedürfnisse nach einer neuen Religion, welche dem gedrückten Menschengeschlechte Trost und Beruhigung gewähre.

Von diesem Gesichtspunkte aus hätte der Verf. die altrömische Religion und das Christenthum betrachten sollen. Aber die eben angegebenen Momente berührt er nicht einmal, und vom Christenthum hat er eine durchaus oberflächliche Ansicht. Es ist schon ganz unpassend, daß er es in der römischen Geschichte gleichsam nur gelegentlich bespricht (S. 312), während diese ewig denkwürdige Erscheinung, welche heute noch die Grundlage unserer Bildung und zum wenigsten unserer sittlichen und religiösen Vorstellungen ist, eins der wesentlichsten Momente der neuen Zeit ausmacht und im schroffsten Gegensatze gegen die antike Weltanschauung dasteht. Mit dem Christenthume hätte der Verf. eine neue Epoche beginnen müssen. Er hat aber, wie es scheint, gar keine Ahnung von seiner welthistorischen Bedeutung. Es wäre seine Aufgabe gewesen, das Wesen dieser neuen Religion aufzufassen und zwar im Gegensatze zu den Culten des Alterthums. Er hätte zeigen müssen, daß das Christenthum sich besonders dadurch von jenen unterschied, daß er nur einen Gott, und zwar einen für die gesammte Menschheit annahm, wodurch es befähigt war, zu einer Weltreligion zu werden, während die alten Religionen immer nur auf ein Volk beschränkt waren. Er hätte zeigen müssen, daß das Christenthum den Menschen auf sich selbst zurückführte, ihm sein Inneres er-

öffnete, seine Gesinnung zu bessern suchte, überhaupt das Individuum als solches hob, während bei den Culten des Alterthums jede moralische Erhebung, jeder Trost und Beruhigung bereits verschwunden war. Wie das Christenthum entstanden, was es um die Person Christi für eine Bewandniß gehabt, ist durchaus Nebensache. In der Geschichte der Menschheit handelt es sich nur darum, zu zeigen, warum diese neue Religion in kurzem so großen Beifall gefunden, und die Antwort darauf kann keine andere sein als: weil die neue Weltansicht der Menschheit Bedürfniß geworden war, weil die alten Religionen nicht mehr ausreichten. Aber statt Dessen gibt der Verf. folgende vier höchst platte Gründe für ihre Verbreitung an: 1) Die Gleichgültigkeit des Polytheismus gegen das Emporkommen jeder neuen Religion. 2) Die Vortheile, welche verschiedene der römischen Herrscher für sich persönlich aus der neuen Lehre zu erlangen hofften. 3) Der fanatische Eifer der ersten Christen. 4) Das Mirakelwesen. Das ist eine durchaus verkehrte und beschränkte Auffassung der Geschichte der Menschheit. Wir gehören gar nicht zu Denen, welche das Christenthum in Allem und Jedem vertheidigen, und es etwa gar als eine göttliche Offenbarung ausgeben wollen: nein, wir betrachten die christliche Religion rein vom historischen Standpunkte aus. Aber gerade weil wir dies thun, so müssen wir ihr ihre weltgeschichtliche Bedeutung und ihre weltgeschichtliche Berechtigung vindiciren. Sie war vorbereitet, schon mehre Jahrhunderte — der Verf. hätte als solche Vorbereitungen die Philosopheme Sokrates' und Platon's recht gut annehmen können, sowie auch die Alexandriner, und die verschiedenen jüdischen Sekten —, sie mußte daher eintreten, und als dies geschah, so mußte sie der ganzen sittlichen Stimmung der damaligen Welt gemäß allgemeine Verbreitung finden: die einzelnen äußern Ursachen, die dazu mitgeholfen haben mögen, sind gegen die eigentlichen Motive doch nur Bagatellen.

Daß das Christenthum gleich anfangs einige keineswegs zu vertheidigende Schwächen zeigte, wollen wir nicht leugnen. Sie lagen jedoch ebenso im Wesen des Christenthums, namentlich insofern es im Gegensatze zum Alterthume erschien, wie gar manche Erscheinungen in der antiken Welt. So ist gar nicht zu leugnen, daß die Christen unduldsam gegen die heidnischen Religionen waren, während man von diesen letztern dies gar nicht behaupten kann. Dieses ist aber sehr natürlich. Die Christen erkannten nur eine Religion als die wahre an, nämlich die ihrige, von welcher sie verlangten und hofften, daß sie die Weltreligion werden würde; die Alten aber wußten es gar nicht anders, als daß jedes Volk auch seine eigene Religion, seine eigenen Götter habe. Unduldsamkeit in religiöser Beziehung wäre demnach mit dem Alterthum gar nicht in Einklang zu bringen gewesen: sehr wohl aber ist dies der Fall mit dem Christenthum, welches, von seiner Vortrefflichkeit überzeugt, schon dem Heile der Völker zu Liebe gegen ihre Religionen ankämpfen muß, um sie vollends zu besiegen und zu überwinden.

Die Unterdrückung der natürlichen Triebe, die jedoch in der ursprünglichen Lehre keineswegs lag, ist ebenfalls als eine fast nothwendige Consequenz aus dem Streben des Christenthums zu erklären. Denn dieses war gegen die gesammte Weltansicht des Alterthums gerichtet, in welchem die Naturgewalt in jeder Beziehung das vorherrschende Element war; eben gegen dieses Vorherrschen der Naturgewalt kämpfte nun das Christenthum an, welches an seine Stelle die innere Welt des Gemüths zu setzen suchte, und in diesem Kampfe gerieth dasselbe leicht dahin, überhaupt gegen die Natur und somit auch gegen die natürlichen Triebe im Menschen anzukämpfen.

Gerade in derselben Weise, wie das Christenthum im Gegensatz zu der alten Welt stand, an der Spitze einer neuen Entwickelung, ebenso das Germanenthum, welches ein gleich wesentliches Element der neuen Weltanschauung bildet als das Christenthum. Doch darüber in einem zweiten Artikel.*) 53.

Mittheilungen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Boston.

Die deutsche Literatur ist seit einigen Jahren mehr und mehr der Gegenstand der Aufmerksamkeit amerikanischer Gelehrten geworden! Immer aber beschränkt sich dieselbe auf „schöne" Literatur und auf die Theologie. Über beide urtheilen indessen die Amerikaner mit einer Oberflächlichkeit, die für andere Nation ihre Urtheile ungenießbar macht. Schiller, den man den „sanften, gemüthlichen" nennt, ist der Held deutscher Dichtkunst und deutscher Gesinnung. Goethe ist ein Egoist, der allein sich lebt, auf seinem Zimmer philosophirt, der den Ruf und Ruhm nicht verdient den er hat, der bald genug von der jetzigen Höhe seiner Berühmtheit herabfallen wird. Man weiß nicht, oder ignorirt aus Mangel an Kenntniß deutscher Zustände, daß Goethe als Staatsmann und als Staatsbeamter 40—50 Jahre lang thätig gewesen, und daß er als solcher und als Gelehrter eine Menge großer und tiefer Richtungen theils hervorgerufen, theils begleitet und begünstigt, theils zu einer Blüte entwickelt hat, in welcher keine Nation sie je gesehen. Man sieht nicht, wie Schiller in tiefster Seele nach Etwas rang, was Goethe angeboren war — Klarheit der Sprache und der Empfindung —, und daß er eben deshalb eine geringere Stufe in der Literatur der Nation inne hat, über welche Goethe schon bei seinem ersten Auftreten hinwegschritt. Daher wird Schiller vom Volke und der Jugend in Masse verstanden, Goethe von den Gebildeten und Reifern. Die Sprache Goethe's ist die des feinsten Sprachgefühls, eines der Vollendung nahen Geschmacks; die Schiller's ein starker Kampf mit der Philosophie und dem Gedanken. Man weiß nicht, daß Schiller z. B. den Schwulst der Beiwörter bedurfte, um seinem Gefühl Bahn zu brechen, während Goethe das rechte Wort für das zarteste, leiseste Gefühl zu Gebote stand u. dgl.

So tief nun Goethe in der deutschen Sprache und Literatur, also im höchsten Geistesleben des Volks wurzelt, so wenig kann man hier begreifen, daß das deutsche Volk aus verschiedenen politischen und verschiedenen Bildungsclassen besteht. Das Volk nämlich der Vereinigten Staaten hat diese Bildungsclassen nicht. Der Yankeegelehrte ist wenig besser als ein Autodidakt, der nur Das lernt, was Jeder ohne Beihülfe lernen kann. Das ganze Volk hat eine gleichmäßige praktische Bildung, d. h. eine nicht über das Wissen unserer mittlern Bür-

*) Wird im nächsten Monat mitgetheilt. D. Red.

gerschulclassen hinausgehende. Die Methode, Alles durch das Gedächtniß, nichts durch eigenes Nachdenken zu erlernen, beschränkt den Kreis des Wissens bis zum Unbedeutenden. Es ist daher dem Amerikaner fast unmöglich, Geschichte zu studiren. Nur langsam bemächtigt er sich der Geschichte seines Volks und auch nur dann, wenn er deutsche oder mindestens europäische Erziehung genossen hat. Die historische Literatur und Entwickelung der Deutschen ist ihm völlig fremd. Man erstaunt, wenn man vernimmt, daß auf der ersten und besten gelehrten Anstalt der Union, auf der Harvard-Universität zu Cambridge, keine Universalhistorie gelehrt wird, ja daß nicht einmal ein Lehrer vorhanden ist, der sie lehren könnte. Ebenso wenig werden alte Geschichte oder Specialgeschichte der Nationen oder wichtiger Epochen vorgetragen. Wie sehr dies das Studium der Sprachen, der Philosophie, des Rechts und der Theologie und selbst der Medicin beeinträchtigt, sieht jeder Gebildete auf den ersten Blick. Dagegen brüstet man sich mit den **Selfmade men** der Revolution und bildet sich ein, daß die Verhältnisse von 2 Millionen Menschen den Zuständen und Bedürfnissen einer Nation von 18—20 Millionen gleich seien! Man sieht nicht, wie der Mangel an tüchtigen positiven Studien der Staatswissenschaften die Staatsmänner der Gegenwart zu den erbärmlichsten Creaturen der politischen Parteien macht, und obschon man darüber klagt, daß sie sind wie sie sind, denkt man nicht daran, weshalb sie sind wie sie sind und nicht anders sein können.

Im verflossenen Sommer wurde das jährliche Wiederbeginnen der Vorlesungen in der Harvard-Universität in Cambridge feierlich wie immer begangen; der Antheil, den ganz Massachusetts, ja ganz Neuengland an diesem Feste nimmt, beweist, daß man diese Anstalt für höchst wichtig halte. Sollte man es aber glauben, daß die ältesten Männer, welche hier gebildet worden, noch nach derselben Methode unterrichtet worden sind wie die gegenwärtige Generation? Sollte man glauben, daß nur geringe Spuren eines Fortschritts bemerkbar sind, um die einzelnen Doctrinen dem Bedürfnisse der Zeit und ihrem gegenwärtigen entwickelten Standpunkt gemäß zu lehren? Mit der unverschämtesten Dreistigkeit fallen Die, welche vor 20—30 Jahren Schulbücher geschrieben, über Die her, welche jetzt bessere schreiben oder die Mängel der ältern mit Gründlichkeit und Sachkenntniß rügen. Man nennt dies Pedanterei, deutsche transcendentale Philosophie, Neuerungssucht u. dgl. Der unwissende Haufe der Schüler glaubt seinem Landsmann mehr als dem Fremden, und findet seinen Stolz darin, einem **Selfmade man** zu folgen.

Der Amerikaner ist von Natur mit Witz und Scharfsinn hochbegabt. Kein anderes der lebenden Völker hat diese Gewandtheit, die schwachen Seiten anderer zu sehen und mit rascher Entschlossenheit zu seinem Vortheil zu nutzen. Diese Eigenthümlichkeit bezeichnet den edlern wie den gemeinern amerikanischen Volkscharakter. Die Beredtsamkeit der Staatsmänner ist es nicht allein, welche uns diesen Eindruck macht; es ist die Anlage der Nation in allen ihren Richtungen, mit Kürze und Schärfe die Sachen beim rechten Ende anzugreifen und mit Leichtigkeit und Lust zu handhaben, welche uns überall entgegentritt. Mit dem geringsten Gewicht positiven Wissens ist der Mann hier auf seine Geisteskräfte gewiesen und diese gebraucht er als ein freier, auf sich selbst gestellter Bürger, den Niemand bevormundet als die Verhältnisse. Der höchste Zweck ist „utility“.

Bleibt der Amerikaner in diesem Kreise, so steht er mit jeder Nation auf gleicher Linie und überflügelt sie sogar. Verläßt er aber diesen Standpunkt und sucht mit Gelehrtheit, Literaturkenntniß, Sprachwissenschaft u. dgl. zu glänzen, so macht er sich nicht nur in Paris und Wien, sondern selbst zu Hause lächerlich.

Ein Herr Pastor Georg Putnam in Roxburg bei Boston, einer der gefeiertsten Redner von Neuengland, trat am dritten Tage jener jährlichen Universitätsfeier als Redner auf und hatte die Eitelkeit, alle jene von den Verhältnissen ihm wie Andern gesetzten Schranken des Wissens und Urtheils zu überschreiten. Was er vorbrachte, ist bereits in dem Vorhergesagten berührt, und gibt den Maßstab, wie hoch die Gebildetsten der Nation, zu denen er gezählt wird, stehen. Mit großer Eleganz der Sprache und mit glänzenden Rednerkünsten übertünchte er die Lücken seines Wissens und gab als Resultat tiefer Forschung unverdaute Sätze und Behauptungen. Die Bessern seiner Zuhörer fühlten ein Misbehagen. Die große blinde Masse jauchzte dem glänzenden Costume der Thorheit Beifall zu.

Nachdem Herr Putnam Voltaire abgethan und mit den Worten geschlossen hat: „Es gibt blos Eine Vereinigung (embodiment), in welcher die Seele der Tugend eines Menschen leben und gedeihen kann und dies ist ein Charakter, ein praktisches Leben, die Thaten und Züge, welche einer edeln Begeisterung gleichstehen. Es ist ein Gesetz, daß sie nur so verkörpert werden könne, oder sonst aus dem Herzen heraussterben soll. Der Mann von Genie ist geneigt, dieses Gesetz zu vergessen oder ihm Hohn zu sprechen. Nach seiner Meinung sind ein thatkräftiger Charakter und die alltäglichen Tugenden für gewöhnliche Menschen. Es ist sein Ruhm, seine Visionen des Göttlichen in «Gedanken welche athmen, und in Worte welche brennen» umzuschaffen. Er mag Andere für das Schöne, das Edle und das Wahre gewinnen und «uneingedenk sein der eigenen Lehren» u. s. w.“ Er fährt dann fort:

„Ich weiß es, es gibt augenscheinliche Ausnahmen, aber ich glaube, sie sind doch nur augenscheinlich. Eine sehr merkwürdige, eine fast wunderbare bietet sich in dem Falle des großen Mannes dar, welcher so lange das Scepter hielt, nachdem es der verwesten Hand Voltaire's entfallen war, — ich meine des deutschen Goethe. Wenn wir uns unterstehen, von der götzendienerischen Lobrednerei einiger deutschen und amerikanischen Bewunderer abweichend zu denken und bei den genauern Berichten und ruhigern Urtheilen zu verweilen, welche uns von des großen Mannes eigenem Lande erreichen und welche, wie wir überzeugt sind, dort die Geltung bei der Menge haben — freilich nicht ohne einigen Widerspruch, einen Widerspruch, welcher täglich schwächer wird —, dann müssen wir auf Goethe als die Impersonation sittlicher Indifferenz sehen. Ein Lebemann und ein Hofmann bildete er seinen Epikurismus dem Anstand und der Anmuth, der verfeinerten und selbst der höchsten Gesellschaft an, in welcher er sich bewegte, oder welche, sollten wir eigentlich sagen, sich um ihn als den Mittelpunkt bewegte. Er verstand es, sich die Achtung, vielleicht selbst die Liebe von weit bessern Männern als er selbst war zu gewinnen. Aber er war merkwürdig bloß und baar von sittlichem Mitgefühl und scheint ein Ding wie moralische Verbindlichkeit gar nicht gekannt zu haben. Er war kalt, selbstsüchtig und falsch: durch ganz Deutschland ist sein Name gleichbedeutend mit Ungebundenheit. In der That haben dort wie hier verwandte Geister ein Wörterbuch, mit Hülfe dessen sie aus seiner herzlosen Wüstheit (profligacy) eine sehr leichte Sache zu machen verstehen. Sie halten es für unverschämt, seine Laster bei ihren rechten Namen zu nennen und sie für die Grundlage des Urtheils über einen so großen Mann anzusehen. Aber sowol drüben als hier werden Leute, nach deren Meinung das Moralgesetz eine Wirklichkeit und sittliche Reinheit ein Kennzeichen ist, das sie wenigstens auf gleiche Stufe mit poetischem Talent bringt —, diese werden ihrer alterthümlichen Meinung anhangen, sollte auch der Charakter Goethe's selbst in Frage kommen. Nach ihrer Ansicht muß schwarz schwarz bleiben und schwarz genannt werden. Die Laster, in deren Gefolge sich Verrath und kaltherziges Spielen mit dem Frieden und der Tugend anderer sich befinden, sind von der Gattung, welche man aus Menschenfreundlichkeit am wenigsten übertünchen sollte. Mit dem Auge des Künstlers und der unbeweglichen Gleichmüthigkeit tiefster Eigenliebe konnte er kühn die Zerstörung betrachten, die er in den Herzen angerichtet, welche ihm vertrauten. Er schöpfte

Materialien für Dichtungen aus den Leiden, die er selbst leichtsinniger Weise verursacht hatte, und man kann sich kaum des Eindrucks erwehren, daß er sich innerlich zu einem reichen Zuwachs zu seiner künstlerischen Domaine durch so köstliche Erfahrungen Glück gewünscht habe. Wenn das ein hartes Urtheil über Goethe ist, so ist die Stimme seines Vaterlandes dafür verantwortlich, nicht ich."

„Und doch war dieser schlechte Mann — wie sollte ich zaudern, ihn so zu nennen — dieser schlechte Mann war, wie uns die Eingeweihten versichern, der erste Dichter seiner Zeit. Alles, was wir unter der höhern Literatur Deutschlands verstehen — wird gesagt —, welches die höhere Literatur der Welt ist, sammelt sich um diesen Mann als ihren Schöpfer. Er verstand es, die Springfeder des Gedankens und Gefühls zu berühren, häufiger, kunstvoller und mächtiger als irgend ein Mann in den beiden Generationen, über welche seine Lebenszeit reichte. Er verstand es meisterhaft, mit dem Geistigsten umzuspringen und einen Spiegel der heiligsten, sittlichen Empfänglichkeit, die in den tiefsten Tiefen des Gemüths verborgen ist, vorzuhalten. So sagen seine Bewunderer, und deren sind so viele und zu starke, um sie durch oberflächlichen Widerspruch widerlegen zu können."

„So hätte denn dieser falsche Mann wirklich als wahrer Dichter Erfolg gehabt? Sollte ich wirklich meine Behauptung aufgeben müssen? Nein! nicht um hundert Goethe! Er hat als wahrer Dichter der höchsten Ordnung keinen entschiedenen Erfolg gehabt. Es ist zu früh, um über diesen Punkt zu seinen Gunsten bei so vielem Widerspruch zu entscheiden. Die Schärfe und bewunderungswürdige Durchdringlichkeit seines geistigen Auges, die Breite seines Wissens, der Schwung seiner Einbildungskraft und seine vollendete Kunst in schriftstellerischen Ausführungen kann Niemand leugnen. Und dabei hatte er eine Gewalt, die von Niemand annähernd erworben ward, durch Imagination, Beobachtung und Aneignung jene moralischen Elemente oder doch den Reflex derselben zu ersetzen, da sie doch keine lebende Gestalt in ihm gehabt haben können, außer etwa als Reminiscenzen gesegneter Empfänglichkeiten, womit sein Geist in der Jugend geschmückt gewesen sein mag."

„Seine Gewalt und Kunst hierin wie in andern Dingen sind wunderbar. Das heißt: er war ein großer, unerreichter Künstler — Künstler, das ist die Bezeichnung, die man überall auf ihn anwendet — eine Bezeichnung, welche, auf Schriftsteller angewendet, bei uns zu meinem Leidwesen in Aufnahme kommt als ein Ausdruck der Empfehlung. In Europa ist dieser Ausdruck eine Herabsetzung; er zeigt nämlich einen Schriftsteller an, dessen Begeisterung nicht durch sein Herz geht und dessen hohe Gedanken keine Heimat in seiner eigenen Seele und keinen Ausdruck in seinem Leben haben."

„Goethe ist ein Künstler — blos Das, obschon so groß! Ich denke, man wird ihn nicht immer an die Spitze der wahren und edeln Dichter setzen. Er war kein wahrhaftiger Mann, und deshalb kann er da nicht stehen bleiben. Bereits wird es allgemein gefühlt, obschon er noch im Zenith seines Ruhms steht, daß er in gewisser Beziehung ein glänzender Betrüger sei. Sein Grundmangel wird mehr und mehr erkannt. Man findet, daß er nicht der Mann ist, der das Allerheiligste der Seele erreicht, daß er zwar scheint, aber nicht wärmt, daß er zwar anregt, aber nicht erhebt, daß er kein Priester Gottes ist. Bereits findet sich das deutsche Herz selbst in dieser Angelegenheit zurecht. Es nimmt nicht Goethe, es nimmt Schiller zum Ideal. Seine Liebe und Begeisterung läuft zu Schiller, dem wahrhaftigen Mann, dessen großes glühendes Herz blos seine eigenen eingeborenen Bewegungen und Begeisterungen ausspricht; der Mann, dem eine hohe Neigung und eine edle Empfindung und Bestrebung kein bloßes wissenschaftliches und diensames Factum, sondern eine Lebenserfahrung, eine innerliche und absorbirende Realität ist, die sich aus seiner Seele aus Überfülle ausgießt. Es ist sein Name, seine Geschichte, seine Dichtung, nicht Goethe's, welche das Deutschen Auge glühen macht und die deutsche Brust mit liebender Begeisterung und erhebenden Sympathien hebt. Es ist so; es muß so und nicht anders sein; es wird mehr und mehr so werden, drüben und überall. Die Welt wird den Menschen nicht mehr von seinen Werken trennen, denn er kann sich ja selbst nicht von ihnen trennen. Die Idealität, obwol für einige Zeit verkleidet, wird sich herausstellen. Wenn auch sein Leben nie beschrieben, sein Name nie bekannt geworden wäre, sie werden hervortreten und beide, er und seine Werke, auf denselben Platz gestellt werden. Die Spinne kann nicht des Seidenwurms Cocon spinnen, obschon ihre getrennten Fäden im Sonnenschein ebenso schön und glänzend eine Zeit lang aussehen mögen. Das Falsche kann an der Stelle des Wahren nicht Bestand haben. Wann und wie auch der Künstler den Menschen überholen mag, Zeit wird beide überholen und todt rennen. Wenn Goethe und seines Gleichen bewundert und von den Wenigen studirt sein werden, die sich einen Zweck daraus machen, künstlerische Cultur kennen zu lernen, werden Schiller und seines Gleichen ihren Weg von Herzen zu Herzen machen, segnend und gesegnet, frohen und hohen Anklang hervorrufend bei Allem, was edel ist in menschlichen Seelen auf dem ganzen Erdenrunde." „An oration, delivered at Cambridge before the *Φ. B. K.* Society in Harvard University August 29, 1844 by *George Putnam*."

Ich habe es fürs Beste gehalten, die ganze Stelle aus des Herrn Pastors Putnam Rede zu übersetzen, da sie jetzt gedruckt vor mir liegt. Sie macht auf mich den Eindruck: ein Dichter, der große Thaten besingt, muß sie auch ausführen können. Sollte man einen solchen Satz nicht umkehren können und sagen: ein Held, der große Schlachten gewinnt, muß sie auch würdig besingen können? Mit einem Worte, ich finde den Ausfall unwahr, oder doch unrichtig; und ein Mangel an Logik in einem öffentlichen Redner steht der Unwahrheit ziemlich gleich, weil er seinen Beruf und seine Fähigkeit zu urtheilen überschreitet.

Merkwürdig war der Tadel, den noch an demselben Abende in einem Privatcirkel ein Oberrichter der Vereinigten Staaten, der einst in Harvard-College erzogen worden war, über diese Richtungen des begabten Redners aussprach. Er griff die ganze glänzende Außenseite der Universität an und hielt es für ein großes Gebrechen, daß man den Hochmuth der jungen Leute stachle, beschränkte halbe Urtheile und unvollkommene, einseitige Resultate von Studien als unverbesserliche Weisheit hinstelle und dabei sich die Jugend beruhigen lasse. Es schienen diese Äußerungen eines hochgestellten und hochgeachteten Greises allgemeinen Beifall in dem Kreise zu finden, wo sie gemacht wurden.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Wörterbuch der Geschichte.

Unter den verschiedenen Hülfsmitteln, welche das Studium der Geschichte sehr erleichtern, nehmen die alphabetisch geordneten Werke einen nicht unbedeutenden Platz ein. Wenn man sich jedoch ihrer mit einigem Vortheil bedienen soll, so müssen ihre Grenzen weiter gesteckt sein als sie es in allgemeinen encyklopädischen Werken sein können. Ein recht brauchbares Werk dieser Art finden wir in dem „Dictionnaire universel d'histoire et de géographie" von Bouillet, welches seit zwei Jahren schon die dritte Auflage erlebt hat. Diese ungemein schnelle Verbreitung spricht schon zu seinen Gunsten, nicht minder die schmeichelhaften Ausdrücke, mit denen es von Seiten der Universität empfohlen ist. Anerkennungswerth ist, daß der Verf. bei jeder neuen Ausgabe bemüht gewesen ist, seinem Werke die möglichste Vollständigkeit und Genauigkeit zu verleihen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 143. —— 23. Mai 1845.

Der zweite Pariser Frieden. Von H. C. Freiherrn von Gagern. Zwei Theile.

Zweiter Artikel.*)

Bei seiner Theilnahme an dem zweiten Pariser Frieden sowie an dem kurz vorhergehenden Wiener Congresse erscheint Hr. v. Gagern in doppelter Eigenschaft; einmal als deutscher Patriot, deutscher Reichsritter, dem es allein um das Heil des ganzen, großen Vaterlands zu thun ist, und sodann als niederländischer Minister und Diener des oranischen Hauses, welcher die besondern Interessen eines außerdeutschen Fürsten zu wahren hat. In dieser letztern Eigenschaft war er an beiden Orten bei der hohen Diplomatie accreditirt und aus derselben erwuchsen ihm amtliche Pflichten. Seine Pflichten als deutscher Patriot waren nur moralischer Natur und konnten ihm nur von seinem Gewissen und seiner Gesinnung dictirt sein.

Es ist bekanntlich ein eigenes Ding um das menschliche Herz. Auch bei Diplomaten ist es zuweilen Selbsttäuschungen unterworfen. Hr. v. Gagern war gewiß ein guter deutscher Patriot und ist es noch jetzt; nie und nimmer würde er ein Amt übernommen haben, welches ihm direct und unverhohlen die Verpflichtung auferlegt hätte, feindselig und schädlich auf Deutschland einzuwirken. Neigung, Studium, Selbstvertrauen drängten ihn nach einem diplomatischen Wirkungskreise; er bedurfte dazu einer amtlichen Stellung auf dem Wiener Congresse; vielleicht konnte er eben keine andere finden als die eines niederländischen Ministers, und so erschien er als solcher auf dem großen diplomatischen Kampfplatze. Ganz gewiß überredete ihn jener Sophist, der bei allen Menschen laut wird, sobald widerstreitende Neigungen und Pflichten das Gewissen in Verlegenheit setzen, daß die Interessen Deutschlands und die Interessen des Königs der Niederlande nicht in Collision miteinander ständen. Leider waren auch andere deutsche Diplomaten in ähnlicher Selbsttäuschung befangen. Graf Münster war gewiß ein guter Deutscher, aber er war auch Freund und Diener des englischen Königshauses, und selbst unser berühmter östreichischer Diplomat, der Fürst Metternich, hatte zuerst östreichische, das heißt vorzugsweise ungarische, slawische, italienische Interessen zu vertreten, und dann erst kamen die deutschen und auch diese nur in Bezug auf Östreich. Selbst die reindeutschen Fürstenhäuser und ihre Vertreter hatten alle außer dem allgemeinen deutschen Interesse noch besondere eigennützige Wünsche für ihre speciellen Vortheile, und diese letztern standen durchgehends in erster Linie. Das Wohl und die Größe Deutschlands wurde von Allen mehr oder weniger nur nebenbei berücksichtigt, und nur insofern, als es mit den verschiedenen Sonderinteressen nicht collidirte.

Nur ein einziger Staat machte auf dem Wiener Congresse hiervon eine ruhmwürdige Ausnahme, oder, wenn man lieber will, nur ein einziger Staatsmann. Dieser Staat war Preußen, und dieser Staatsmann war der unsterbliche Freiherr v. Stein, der damals ohne Auftrag und auf seine eigene Hand sich nach Wien verfügt hatte. Wir wollen nicht leugnen, daß bei den preußischen Staatsmännern die Wünsche und Bestrebungen vielleicht ebenso gemischter und eigennütziger Natur waren wie bei den Übrigen, und daß bei ihnen das Heil des großen deutschen Vaterlandes vielleicht ebenso leicht in den Hintergrund zurückgetreten wäre wie bei den andern Staatsmännern, sobald ihr preußischer Particular-Patriotismus damit in Widerstreit gerathen sein würde. Aber Das war eben ihre glückliche ethische Situation, daß die Plane für ein einiges freies Deutschland und die Plane für ein großes starkes Preußen ganz miteinander zusammenfielen, nicht nur als rednerische Figur — denn auch sämmtliche übrigen Staatsmänner hatten die allgemeinen deutschen Interessen als geläufige Redensart beständig im Munde, aber nur um bewußter- oder unbewußterweise ihre besondern Zwecke damit zu bemänteln —, sondern ohne alle Selbsttäuschung mit den reellsten Absichten und im klarsten Bewußtsein der Mittel und Wege und des endlichen Zieles. Der Freiherr v. Stein aber, das steht fest und ist über allen Zweifel erhaben, war großartigen und freien Sinnes genug, um nur einen einzigen großen Zweck zu kennen und dieser Zweck hieß: Deutschland. Auch er erstrebte mit Leidenschaft und Feuer wie kein Anderer die Vergrößerung Preußens, weil er nur in dem entschiedenen Übergewichte dieser großen reindeutschen Macht die Verwirklichung einer kräftigen Einheit Deutschlands für möglich hielt, hätte

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 110—112 d. Bl. D. Red.

bei ihnen mehr wie bei den Andern in Barbarei ausartet, deutet schon darauf hin, ebenso ihre Religion. Denn ursprünglich hatte diese vor den andern Religionen des Alterthums nichts voraus, der Götzendienst verlangte Menschenopfer, und selbst der Jehovadienst, welcher allerdings ein Fortschritt war, erinnerte schon dadurch an die alten Culten, daß Jehova eben doch nur ein jüdischer Nationalgott war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Polemik zwischen der Universität und dem Klerus.

In der wichtigen Streitfrage zwischen der Universität d. h. dem gesammten vom Staate geleiteten Unterrichtswesen und der Geistlichkeit, die ihren Mittelpunkt in Rom sieht, scheinen alle Schleusen geöffnet und die Flut der Pamphlets bricht in wachsenden Wogen über das Publicum herein. Nur einige von den wichtigern Werken, die auch für das Ausland einiges Interesse bieten, können in diesen Blättern von Zeit zu Zeit bezeichnet werden. Dazu rechnen wir eine Sammlung verschiedener auf diese Angelegenheit bezüglicher Aufsätze, welche von verschiedenen Verfassern herrührend von einem und demselben Grundgedanken getragen werden. Der Titel derselben lautet: „Les dogmes, le clergé et l'état: Etudes religieuses par M. M. Eug. Pellaton, Aug. Colin, Hipp. Morvonnais et V. Hennequin." Wir erhalten hier eine Zusammenstellung verschiedener Artikel, welche zum größten Theile schon in der „Démocratie pacifique", anerkanntermaßen einem der besten pariser Journale, gestanden haben, und diese Sammlung ist deshalb als eine Art von Votum der socialistischen Schule zu betrachten. Dies verleiht ihr ein eigenthümliches Interesse. Die socialistische Schule will hier eine Art von religiöser Reform begründen, ohne sich deshalb auf den Standpunkt des Protestantismus zu stellen, der ihr zu leicht in eine rein philosophirende Betrachtung des Glaubens auszuarten scheint. Die Hauptgrundsätze, die hier festgehalten werden sollen, sind: Beibehaltung der heiligen Texte, unaufhörliche Fortentwicklung des menschlichen Gedankens. Hieraus ergibt sich für die socialistische Schule die Aufgabe: diese beiden wesentlichen Punkte in Einklang zu bringen und zwar so, daß der Denker, welcher von der Idee geleitet wird, und die Menschen, welche am Buchstaben hängen, sich auf demselben Wege treffen müssen. Von Wichtigkeit für die Entwickelungsgeschichte der Socialisten ist es, daß hier bei aller Freiheit der Glaubensansichten doch das reine Christenthum als die unwandelbare Basis hingestellt wird, auf der sich die unermeßlichen Reformplane dieser Schule, welche bisher zu sehr im Phantastischen umhernebelte, verwirklichen sollen. Dabei wird die Religion in einem vernünftigen, äußerst freien Verhältniß zum Staate aufgefaßt. Besonderes Interesse bietet unter den verschiedenen Aufsätzen, welche in dieser Sammlung enthalten sind, eine kurze Übersicht Dessen, was in Frankreich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in Bezug auf kirchliche Verfassung und Gestaltung des Unterrichtswesens geschehen ist. Aus diesem geistreichen Résumé geht augenscheinlich hervor, daß der gegenwärtige Conflict zwischen der Geistlichkeit und der Universität eine durchaus nothwendige Folge der politischen Ereignisse ist. So wenig der Verf. dieses Aufsatzes auch mit den maßlosen Ansprüchen der ultramontanen Geistlichkeit übereinstimmt, so wollen wir doch hier noch anführen, daß das Endergebniß seiner Darstellung dahin lautet: der Grundsatz von der Freiheit des Unterrichts müsse unzweifelhaft den Sieg davontragen.

Didaktische Poesie.

In unserer Zeit, wo mehr als jemals das Wort „tout genre est permis, excepté l'ennuyeux" eine Wahrheit ist, will die gutmüthige aber unendlich langweilige didaktische Dichtungsgattung nicht mehr recht munden. Früher war es an der Tagesordnung, Geographie, Geschichte, sogar die mathematischen Wissenschaften in Verse zu setzen, und flugs galt das für didaktische Poesie. Man ergötzte sich an endlosen Lehrgedichten über die speciellsten wissenschaftlichen Fragen, und bedachte nicht, daß in der Bezeichnung „didaktische Poesie" allein schon eine contradictio in adjecto enthalten sei. Jetzt ist offenbar dieses ganze Genre in einen argen Miscredit gefallen. Nur selten werden noch die vielbewunderten Meisterwerke dieser Art, welche besonders das vorige Jahrhundert in reicher Fülle hervorgebracht hat, aus dem Staube der Bibliotheken hervorgezogen, und wenn es geschieht, so geschieht es mehr um literaturhistorischer Zwecke willen, als wegen des rein poetischen Genusses. Nur hier und dort finden sich noch Liebhaber, welche sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in langen didaktischen Dichtungen Zeugniß zu geben von ihrer Begeisterung für irgend eine Wissenschaft oder Kunst. Es sind dies meist Männer, welche den eigentlichen literarischen Bewegungen ferner stehen, sodaß man bei ihren Productionen außer der Langweiligkeit ihres Gegenstandes meist noch eine gewisse Unbeholfenheit in der Darstellung mit in den Kauf bekommt. Dies ist wenigstens der Fall bei einem soeben erschienenen Lehrgedichte über die Jagd, welches der Verf. Hr. Deyeux der Ehre einer höchst splendiden äußern Ausstattung für würdig erachtet hat. Es führt den Titel „La chassomanie". Wir würden dieser literarischen Production in diesen Blättern mit keinem Worte gedenken, wenn wir es nicht im Interesse derjenigen Leser thäten, welche Geschmack an den edlen „Sports" finden. Die „Chassomanie", welche in Wahrheit kaum den geringsten poetischen Anfoderungen entspricht, scheint uns in rein praktischer Beziehung so interessant und enthält so entsprechende Bilder und Vignetten von Dreux, Beaume, Forest, Foussereau und Valerio, daß sie auf dem Tische eines eleganten Waidmannes eine Stelle verdient. Was die Anlage der versificirten Abhandlung betrifft, so genüge es, wenn wir sagen, daß der Verf. mit den Jagdarten, welche für die edelsten gehalten werden, beginnt und stufenweise bis zu den unbedeutendsten Abarten des Vogelfanges (aviceptologie) herabsteigt. Dabei hält sich Deyeux aber nicht eben sehr streng an den vorgezeichneten Plan, sondern ergeht sich in Abschweifungen und Episoden aller Art. Der Versbau ist holpericht und zum Theil selbst stümperhaft; aber dafür werden Jagdliebhaber durch einen recht häufigen Gebrauch der consecrirten Kunstausdrücke entschädigt.

Beitrag zur Sittengeschichte.

Vor einigen zwanzig Jahren erschien ein kleines piquantes Büchelchen über die Kunst Schulden zu machen und seine Gläubiger an der Nase herumzuführen („Art de faire des dettes et de promener ses créanciers"). Wahrscheinlich ist jetzt diese Kunst (gaya ciencia möchten wir sie nennen) bekannt und verbreitet genug, sodaß es von Seiten der Literatur eher einer Reaction zu Gunsten der armen Gläubiger bedarf. Deshalb scheint uns ein kleines Werkchen, das diesen Bedrängten zu Hülfe kommt, und das als eine Art von Seitenstück zu dem oben angeführten zu betrachten ist, recht zeitgemäß zu sein. Es heißt: „L'art de se faire payer de ses débiteurs", von Alph. Tronchin. Der Verf. dieser kleinen Schrift, der ein recht hartes Herz haben muß, da er den sorglosen Schuldnern mit unerbittlicher Hartnäckigkeit zu Leibe geht, setzt sich anfangs auf ein recht hohes Pferd und thut als handle es sich darum, dem wankenden Staatscredite wieder auf die Beine zu helfen. Aber da, wo er mehr in die Details eingeht, wird seine Darstellung zum Theil so interessant, daß sie von Sittenmalern nicht ohne Vortheil benutzt werden könnte. Überall sucht er nämlich seine Maßregeln auf die Grundsätze einer praktischen Psychologie oder richtiger einer schlauen Menschenkenntniß zu gründen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 140. — 20. Mai 1845.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 139.)

Offenbar aber bilden die Juden immerhin eine wichtige Übergangsstufe. Denn während wir bei den bisherigen Völkern das Kastenwesen erblicken mit überwiegendem Einflusse der Priesterschaft, welcher nicht nur das Volk, sondern auch die weltliche Macht unterthan ist, so ist bei den Juden das Kastenwesen beiweitem nicht in der Schroffheit wie bisher ausgebildet, und die weltliche Macht beginnt einen erfolgreichen Kampf mit dem Priesterthume. Dieser Kampf ist mit daran schuld, daß der König noch ziemlich beschränkt erscheint, denn das Priesterthum, welches zuletzt nicht umhinkann, die Erwählung eines solchen zuzugestehen, will wenigstens so viel wie möglich thun, um ihn nicht allmächtig werden zu lassen, und setzt ihm daher eine gewisse Grenze seiner Herrschaft. Es liegt aber am Tage, daß die weltliche Macht immer weiter strebt: sie sucht die Unumschränktheit. Eine neue Phase durchläuft sie bei den Assyriern und Babyloniern, die der Verf. von S. 131 behandelt, wo allerdings die Priester immer noch vor den andern Ständen viel voraushaben, aber die Könige schon ziemlich unumschränkt sind. Bei den Persern endlich (S. 138) ist die Autokratie des Königs schon vollständig ausgebildet, sie wird daselbst schon zu vollkommenem Despotismus. Der Verf. ermangelt nicht, sich über die schauderhaften Wirkungen desselben bitter auszulassen. Aber dennoch ist er als ein Fortschritt zu betrachten, denn er löste den Kastenunterschied allmälig auf, den überwiegenden Einfluß des Priesterthums, und schuf eine gewisse Gleichheit unter den Staatsangehörigen, welche allerdings noch insofern mangelhaft war, als sie der Freiheit entbehrte. Sowie nur aber einmal die Schranke der Kastenunterschiede durchbrochen war, so war überhaupt die Möglichkeit einer allseitigern Entwickelung gewährt, die zuletzt auch wol den Despotismus zu überwinden vermochte.

Als dasjenige Volk, welches die nächst höhere Stufe einnimmt, bezeichnet der Verf. mit Recht die Phönizier. Bei ihnen ist der weltliche Despotismus verschwunden, ihre politischen Zustände sind schon ziemlich gut geordnet, sie scheinen eine beschränkte monarchische Verfassung gehabt zu haben. Der durch die Nähe des Meeres angeregte Handel, dessen sie sich beflissen, führte sie naturgemäß auf die Nothwendigkeit politischer Ordnung und Geregeltheit, auf die Wahrung politischer Freiheit. Mit den Phöniziern in Verbindung stehen die Karthager, eine phönizische Colonie. Diese hatten schon eine republikanische Verfassung. Der Handel war auch bei ihnen die Hauptsache; in Verbindung mit ihm stand ihr Colonialwesen, welches sehr ausgebreitet war.

Bis hierher haben wir an der Auffassung und Darstellung des Verf. wenig auszusetzen gefunden. Nun aber gelangt er (S. 189) zu den Griechen. Hier will er sich historischer Unparteilichkeit befleißigen und die Schattenseiten des griechischen Lebens, die in der Regel übergangen würden, hervorheben; er zeigt aber dabei, daß er in den eigentlichen Kern des Hellenenthums nicht tiefer eingedrungen sei, und daß er zum wenigsten übersieht, wie die Griechen vermöge der Aufgabe, die ihnen im Entwickelungsgange der Menschheit geworden, nicht anders sein konnten. Er tadelt (S. 204) zuvörderst an ihnen, daß sie sich wie Juden und Ägypter als ein auserwähltes Volk betrachteten, die übrigen Nationen als Barbaren, aber er vergißt dabei, daß die Hellenen, welche den Höhepunkt des antiken Lebens repräsentiren, doch auch den wesentlichen Grundsatz des Alterthums haben müssen. Außerdem brach eben dieser Grundsatz bei den Hellenen zu einer schönen Erscheinung durch, nämlich zum Patriotismus. Diese Tugend kann sich in ihrer vollen Reinheit nur da bewähren, wo politische Freiheit vorhanden ist, wo überhaupt die Möglichkeit einer allseitigen Entwickelung stattfindet. Diese Grundbedingungen fehlten aber bei den asiatischen Völkern; erst bei den Griechen traten sie ein, und eben darum bietet uns ihre Geschichte jene gewaltigen Heldenthaten, an denen sich heute noch unsere Jugend begeistert. Der Verf. tadelt an den Hellenen, daß sie noch keine Idee einer allgemeinen Menschheit gehabt hätten. Ganz richtig, aber hätten sie dieselbe gehabt, so hätte ihnen der Patriotismus gefehlt, so würden sie nicht in das Alterthum passen, so müßten sie überhaupt eine ganz andere Culturstufe einnehmen als sie wirklich thun. Die Hellenen aber sollten die ganze Weltanschauung des Alterthums in der höchst möglichen Vollendung, deren sie überhaupt

fähig war, darstellen. Daß das Hellenenthum an sich nicht vollkommen war, versteht sich von selbst; die Schattenseiten jener Epoche müssen aber zugleich als diejenigen Momente gefaßt werden, in welchen sich überhaupt die Unzulänglichkeit der antiken Weltansicht darstellte, und in denen eben darum auch der Keim zu ihrer Zerstörung lag. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man z. B. die Zerstückelung Griechenlands in politischer Beziehung betrachten. Der antike Grundsatz strenger volksthümlicher Sonderung bewährte sich in Griechenland sogar innerhalb des hellenischen Volks; keine Nation des Alterthums war aber schon durch die Natur zu einer so großen Mannichfaltigkeit des Volksthums hingewiesen als eben die Griechen, daher die vielen Stämme und Staaten, die unabhängig, nur mit vorwiegendem Einflusse des einen oder des andern Staats, nebeneinander standen. Aber gerade diese Erscheinung rief auch die außerordentliche Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit des griechischen Lebens hervor, jene geistige Rührigkeit, in welcher sie es jedem andern Volke des Alterthums zuvorthun, und wodurch sie sich einen bleibenden Einfluß auf die spätere Entwickelung gesichert haben. Freilich war eben diese politische Zersplitterung zugleich die Ursache ihres spätern Untergangs, der Mangel an Einheit gab sie zuerst in die Hände des Macedoniers, später der Römer. So sehen wir demnach in einer und derselben Erscheinung die Ursache der höchsten Blüte und des politischen Untergangs: sie brachte so lange die gute Wirkung hervor als nothwendig war, um die schönen Keime, die in ihr lagen, zur Entfaltung zu bringen; dann aber machte sich mit naturgemäßer Nothwendigkeit die andere Wirkung geltend.

Was die politischen Verhältnisse betrifft, so tadelt der Verf. an den Griechen die Sklaverei. Wir sind gar nicht gesonnen, diese an und für sich zu vertheidigen, nicht einmal sind wir der Meinung von Heeren, gegen welchen der Verf. mit Recht sich ereifert, daß nämlich die Sklaverei den Griechen nothwendig gewesen sei, um zu dem Grade von Cultur zu gelangen, dessen sie sich erfreuten. Denn dies würde nichts Anderes heißen als daß ohne Sklaverei keine hohe Stufe der Civilisation zu erreichen sei, was baarer Unsinn ist. Wir wollen nur zu bedenken geben, daß die Geschichte keinen Sprung macht, sondern stufenweise weiter schreitet. Die frühern Staaten kannten theils das Kastenwesen, theils einen unbeschränkten weltlichen Despotismus. Griechenland hatte beide Elemente ausgeschieden; es befanden sich daselbst republikanische Verfassungsformen mit mehr oder weniger Gleichheit der Freien in den politischen Rechten. Aber unmöglich konnte dieses Volk schon zu der vollkommenen Freiheit durchgedrungen sein, die politische Freiheit mußte dem Gange natürlicher Entwickelung zufolge beschränkt sein auf eine gewisse Classe von Einwohnern; die Übrigen, indessen beiweitem nicht so zahlreich wie in den asiatischen Staaten, gehörten der Sklaverei an. Ohnedies hängt die Sklaverei mit jenem antiken Grundsatze der volksthümlichen Sonderung zusammen, denn meistens waren die Sklaven Kriegsgefangene; mit diesen, einem fremden angeblich barbarischen Volke entsprossen, durfte man anfangen was man wollte. Die Sklaverei mußte sich daher so lange erhalten, als die Idee der Menschheit noch nicht aufgekommen war; mit ihr zugleich entsteht dann die Idee der Menschenwürde, die Idee, das Individuum als solches zu ehren. Dieser Idee ist aber das ganze Alterthum fremd, und eben darum konnte auch die Sklaverei nicht fehlen.

Auch die sociale Stellung des Weibes wird von dem Verf. von S. 213 an hart getadelt. Es ist ganz richtig: das Weib wie das Familienleben überhaupt stand in Griechenland zurück im Vergleich mit unsern Zuständen. Allein der Verf. hätte auch hier bedenken sollen, daß die Menschheit keinen Sprung macht. Von der Polygamie, die in den asiatischen Staaten stattfand, konnte man naturgemäß zu keiner andern Stellung des Weibes gelangen als zu der in Hellas. Hier existirte Monogamie, freilich mit ziemlicher Beschränkung der Frauen. Ferner ist noch Folgendes zu erwägen: das ganze griechische Leben bewegte sich in der Öffentlichkeit, in der Politik. Griechenland war das erste Volk unter den bisherigen, welches in politischer Beziehung eine so große Rührigkeit an den Tag legte, welches die staatlichen Verhältnisse nach allen Seiten hin durchbildete. Es war sehr natürlich, daß vor dieser Thätigkeit die andern Beziehungen zurücktreten mußten. Weil Alles der Staat war, waren die andern Dinge nichts, oder doch nur etwas in Beziehung zu ihm; daher ist das Familienleben unbedeutend, daher wird selbst die Erziehung als Staatssache betrachtet, daher tritt die Kinderliebe zurück, sodaß z. B. misgestaltete Kinder vom Vater ohne weiteres getödtet werden durften, weil man glaubte, sie werden für den Staat keine tüchtigen Bürger abgeben können. Heutzutage werden wir uns mit dergleichen Grundsätzen allerdings auf keine Weise befreunden können, sie folgten aber mit nothwendiger Consequenz aus dem Wesen des griechischen Lebens. Wenn wir dieses im Auge behalten, sind sie uns erklärlich, erscheinen sie uns natürlich, und wir haben dann kein Recht mehr, ohne weiteres dagegen loszufahren.

Die Religion der Hellenen (S. 220) wird von unserm Verf. nicht minder getadelt. Er hat jedoch bei diesem Abschnitte meist nur den herrschenden Aberglauben geschildert, aber keine Rücksicht auf ihre Mythologie genommen. Wenn von der Religion der Griechen die Rede ist, verdient doch wol die letztere den ersten Platz, denn in ihr gerade spricht sich der tiefe poetische Sinn des Volks aus und sie repräsentirt auch den eigentlichen Gehalt der religiösen Vorstellungen der Griechen. In ihr drückt sich auf das schönste jene innige Beziehung der Griechen zu der Natur aus, welche überhaupt ein charakteristisches Moment der alten Welt ist, aber von den Hellenen besonders gepflegt und auf jene schöne Stufe gehoben ward, auf welcher sie in Befreundung und heiterstes Ineinsleben übergeht. Dieses Wesen des Griechenthums hat der Verf. nicht aufgefaßt, er sagt da-

her nichts von ihrer Mythologie, wol aber gibt er sich große Mühe, die einzelnen Beispiele des Aberglaubens anzuführen, deren es natürlich bei jeder Naturreligion gibt, deren es auch bei unsern Vorfahren gegeben hat, und deren sogar heutzutage noch bei uns gebildeten Deutschen anzutreffen sind. Wenn der Verf. ferner anführt, daß in Griechenland Leute auch wegen religiöser Ansichten verfolgt, verdammt, bestraft worden wären, so ist das ganz richtig. Aber er vergißt, daß, wie alles Andere, so auch die Religion eine Sache des Staats war, und daß die Religion angreifen nichts Anderes hieß als die Institutionen des Staats erschüttern. Die Religion wurde für Staatszwecke benutzt, mußte dem Staate dienen, und daher mußte der letztere darauf sehen, sie in ihrer Heiligkeit zu erhalten. Mit Recht bestraft er jeden Versuch, diese anzutasten, wenn es sein muß, mit dem Tode, denn er greift dem griechischen Staate an die Wurzel.

In demselben Verhältnisse wie die Religion befand sich die Kunst bei den Griechen. Auch diese war ein Ausfluß von ihrer innigen Befreundung mit der Natur. Eben weil hierin die Griechen alle andern Völker übertrafen, waren sie auch am geeignetsten, die Kunst auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Und eben darum waren sie auch berufen, sie auszuüben und so viel Zeit und Mühe darauf zu verwenden als sie konnten. Wahrhaft spießbürgerlich klingt es daher, wenn der Verf. (S. 234) den Griechen vorwirft, daß sie zu viel für die Kunst gethan, indem sie alle Mittel fast ausschließlich hierfür verwendet hätten; sie hätten dafür mehr für Volksschulen, für Straßenbauten und für Policei thun sollen. Nun wahrhaftig! die Nachwelt würde es Herrn Kolb nicht sehr gedankt haben, wenn die Griechen seinem Rathe gefolgt wären, denn statt genialer Menschen hätte er zwar recht gute, aber dennoch langweilige Philister aus ihnen gemacht! Lieber Himmel! Ist denn Das so schwer einzusehen, daß nicht alle Menschen und Völker über einen Kamm geschoren werden dürfen? Daß die einen für Dieses, die andern für Jenes, die dritten wieder für etwas Anderes Sinn, Neigung und Fähigkeit haben, und daß man sie eben darum gewahren lassen muß? Jedes Volk bildet Das in sich und aus sich heraus, was in ihm liegt: es soll nichts Anderes herausbilden, und es kann auch nicht. Die Griechen hatten nun in sich ein künstlerisches Talent, und zwar in einem hohen Grade, eben darum wendeten sie dasselbe an, bildeten sie es aus. Es wäre ewig Schade, wenn sie statt der künstlerischen Productionen, in denen sie ihrer Natur zufolge ausgezeichnet waren, Hrn. Kolb folgend, gute Straßen gebaut und die Sicherheitspolicei cultivirt, auch moderne Volksschulen eingerichtet hätten! Von allen diesen Dingen wäre nichts auf uns gekommen, aber die Erzeugnisse ihrer künstlerischen Muse besitzen wir noch, wenn auch nur zum Theile, ergötzen uns an ihnen, bilden uns an ihnen heran.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Jesuiten des 19. Jahrhunderts. Von Ad. Rutenberg. Berlin, Voß. 1845. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Jesuiten des 19. Jahrhunderts können nicht richtig beurtheilt und begriffen werden ohne Kenntniß der Geschichte des Jesuitenordens selbst, ohne Kenntniß seiner Anfänge, seines Fortgangs, seiner Schicksale; denn nur dadurch lassen sich zugleich die Grundlagen für das Wesen dieses Ordens und des Jesuitismus im engern und besondern Sinne erkennen. Mit Recht hat demnach der Verf. der vorliegenden zeitgemäßen Schrift der eigentlichen Darstellung seines Gegenstandes im ersten Capitel eine kurze historische Übersicht vorausgehen lassen, in welcher er jene Anfänge und weitern Schicksale des Ordens kurz schildert, theilweise nach den Vorlesungen des Franzosen Quinet. Eine Darstellung der Leistungen des Ordens, welche derselbe in den verschiedenen Erdtheilen sowie in den einzelnen Reichen Europas sammt seiner Begründung bis auf unsere Tage „zur größern Ehre Gottes" fertig gebracht hat, ist hiervon natürlich ausgeschlossen, außer insoweit der Verf. auf die besondere Thätigkeit des Ordens in Verbreitung der römischen Kirche unter den außereuropäischen Völkern besonders hingewiesen und über seine diesfallsigen Leistungen sich verbreitet hat. Übrigens möchte wol auch eine solche in das Einzelne eingehende Darstellung jener Leistungen ihre großen innern Schwierigkeiten haben. Dagegen erkennt man hier aus jener geschichtlichen Übersicht namentlich die Möglichkeit, wie der Jesuitenorden die Erfolge habe erlangen können, von denen die Geschichte berichtet; man erkennt sie, indem man die Leichtigkeit und Geschwindigkeit erkennt, mit der sich die Jesuiten den Regeln der Klugheit unterwerfen. Diese Regeln, nach denen sie als Missionare unter fremden Völkern verfuhren, sind hier aus der Geschichte ihrer Wirksamkeit zusammengestellt. Diese Regeln haben aber nicht nur zu großen Erfolgen des Jesuitenordens geführt, sondern auch später zur Vernichtung einer jeden Spur seiner geheimen und heimlichen Thätigkeit; und eben auch hierin muß ein Triumph für den Orden, und zwar, bei der Schlechtigkeit seiner Zwecke und seiner Mittel, sein größter Triumph erkannt werden.

Das Alles setzt die Darstellung des Verf. klar auseinander. Dabei macht er mit Recht darauf aufmerksam, daß man den Orden nicht nur als eine kirchliche Einrichtung und nicht nur in kirchlicher Hinsicht, sondern auch in seinen Beziehungen zur Politik, zu den Staaten und deren Regierungen aufzufassen habe. Von dieser Seite betrachtet ist er nicht nur an und für sich der Religion, dem Christenthume (der Verf. nennt ihn geradezu eine Ausartung des Christenthums), der Tugend und Sittlichkeit, er ist auch mittelbar und unmittelbar den Fürsten und Völkern der gefährlichste Feind gewesen; und zwar, den Fürsten gegenüber, die Einzelnen als Königsmörder und als Beichtväter, oder indem sie die Monarchie durch die Demokratie und dagegen diese durch jene zu zerschmettern suchten, „bis alle diese Formen abgenutzt und veraltet wären und nichts mehr übrig bliebe als sich in die Constitutionen und das Ideal, die das Wesen der Gesellschaft Loyola's ausmachen, hineinzustürzen". Das Wesen des Jesuitenordens ist mit Sicherheit und Klarheit in dem Urtheile Peter's I. gezeichnet, das er über ihn aussprach. „Ich weiß, daß der größte Theil der Jesuiten im höchsten Grade unterrichtet ist, und daß sie, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, den Staaten ganz vorzüglichen Nutzen bringen könnten; aber ich weiß auch ebenso gut, daß sie die Religion nur zu ihrem persönlichen Vortheile gebrauchen; daß dieses Äußere von Frömmigkeit einen unmäßigen Ehrgeiz und ein verwickeltes Triebwerk zu Ränken verbirgt, dessen Spiel nur darauf ausgeht, ihren Reichthum zu vermehren und die Herrschaft des Papstes oder vielmehr ihre eigene in allen Staaten Europas einzuführen oder zu befestigen; daß ihre Schulen nur ein Werkzeug der Tyrannei sind; daß sie zu große Feinde der Ruhe sind, als daß man von ihnen hoffen könnte, sie würden sich nicht in die Angelegenheiten eines Reichs mischen; so leiste

ich Verzicht darauf, sie anzunehmen, indem ich mich nicht genug darüber wundern kann, daß es noch Höfe in Europa gibt, denen nicht die Augen über ihr hinterlistiges Betragen aufgehen."

Was die Gründe der Aufhebung des Jesuitenordens im J. 1773 anlangt, denen zum Trotz derselbe im J. 1814 dennoch wiederhergestellt wurde, so werden diese Gründe und die nähern Verhältnisse der Aufhebung des Ordens aus der gründlichen und ausführlichen Darstellung des Franzosen Alexis von St.-Priest im Aprilheft der „Revue des deux mondes" vom vorigen Jahre nach authentischen Familienpapieren hier mitgetheilt. Nach der officiellen Aufhebung des Ordens, indem die Jesuiten dessenungeachtet noch hier und da geduldet wurden, waren die Exjesuiten weit gefährlicher als früher, wo sie öffentlich auftraten; und man kann in der That sagen, daß der Jesuitismus nun erst ausgebildet schien, d. h. nicht das Wesen des Jesuitenordens, sondern jenes schleichende Gift, das die schändlichen Lehren und Grundsätze des Jesuitenordens enthalten, nach denen sie zu ihren Zwecken handeln.

Über das Wesen des Jesuitenordens, seinen Charakter, seine Einrichtungen, Bestrebungen, seine Moral und die Grundsätze, worauf die Jesuiten ihre Moral gründen und wonach sie sie praktisch handhaben, verbreitet sich der Verf. im zweiten Capitel ausführlich. In ihrer Sittenlehre zeigen die Jesuiten am offenkundigsten, daß sie die Pharisäer des Christenthums geworden sind, wie die Pharisäer die Jesuiten des Mosaismus waren. Im dritten Capitel betrachtet der Verf. „die Stellung der Jesuiten zur Gegenwart", d. h. ihr offenes Auftreten in der neuesten Zeit und, was viel bedeutsamer ist, die Verbreitung ihrer Grundsätze und das Wirken des Jesuitismus, mag derselbe nun von geheimen Anhängern und Genossen des Ordens ausgehen, oder auch nur aus der Verfolgung gleicher Zwecke überhaupt entsprungen sein. Daß der Jesuitismus die Verwirklichung der absoluten Herrschaft der römischen Kirche auf der ganzen Erde, die unbedingte Unterwerfung aller Völker unter die römische Hierarchie, in welcher er als Herrscher gebiete, als letzten Zweck verfolge, ist aus seiner Geschichte klar und deutlich zu sehen. Jedes Mittel, welches zu diesem Zwecke in irgend einer Weise beiträgt, hält der Jesuitismus für erlaubt, und ergreift es unbedenklich. Jene Herrschaft ist aber nur erreichbar durch den unbedingten blinden Glauben und dieser wieder nur durch Verzichtleistung auf Denkfreiheit und Vernunftgebrauch, durch vollständige Passivität des Menschen, die wieder durch den Absolutismus der bürgerlichen Herrschaft gefördert, erleichtert und unterstützt wird. Ignaz Loyola will ja, zunächst freilich nur für den Jesuitenorden, daß „der Mensch unter der Hand seiner Vorgesetzten wie ein Leichnam" sei; der Jesuitenorden selbst aber will, der Menschheit außer ihm gegenüber, daß diese Menschheit Ein Leichnam sei, wie einst der römische Kaiser Caligula von dem römischen Volke wünschte, daß es nur Einen Kopf haben möchte, damit er es mit einem Hiebe vernichten möchte. Was daher die bürgerliche Freiheit, das freie Denken, den freien Vernunftgebrauch, die freie Wissenschaft hemmt und so die Bevormundung der Völker begünstigt und fördert, das fällt in das weite Gebiet des ungenügsamen, herrschsüchtigen Jesuitismus. Daraus ergibt sich auch, was die Völker und was gewissenhafte Regierungen zu thun haben, damit sie nicht dem Jesuitismus als Opfer verfallen. Die bloße Aufhebung des Ordens als einer äußern Erscheinung, auch wenn sie erfolgen könnte und der Papst zum zweiten Male dazu sich entschlösse, würde den Jesuitismus allein noch nicht zerschmettern. Das können nur die Völker durch Das, was dem Jesuitenorden abgeht, durch das reine Christenthum, mit allem Dem, was durch das Christenthum für die Menschheit in Staat und Kirche, in Haus, Schule und Wissenschaft gewonnen worden ist; das können nur die Völker mit ihren gewissenhaften Regierungen durch eine wahrhaft christlich-vernünftige Haltung in allen Beziehungen. 1.

Literarische Notizen aus England.

Ein coup d'état der amerikanischen Zöllner.

Es ließe sich gewiß ein eigenes Buch schreiben, wenn man alle die Misgriffe zusammentragen wollte, welche die Zollbehörden in den verschiedenen Ländern in ihrem Eifer, dem finanziellen Interesse ihrer Staaten zu dienen, schon begangen haben. Gut nur, wenn diese Misgriffe sich immer im eigenen Bereiche halten und nicht, wie es kürzlich in Deutschland geschehen, zu wirklichen Übergriffen sich gestalten, indem sie z. B. die Befugnisse der Preßpolicei sich zugeeignet haben. Ein hübsches Beispiel von jener vergleichsweise harmlosern und unschuldigern Art ward kürzlich von amerikanischen Blättern erzählt. Die französische Deputirtenkammer hatte nämlich eine werthvolle Sammlung von Werken dem Congreß der Vereinigten Staaten von Amerika zu Washington zum Geschenk gemacht, aber, wahrscheinlich in der zweifellosen Annahme, daß dergleichen Geschenke an die souverainen Vertreter des amerikanischen Volks den Zollverordnungen nicht unterliegen, vergessen die Eingangsgebühren zu entrichten. Da die Corporation, für welche das Geschenk bestimmt war, auch nicht Miene machte, diesen Zoll zu zahlen, so ließ die edle Zollbehörde mir nichts dir nichts die Bücher im Wege der Versteigerung verkaufen, um zu dem Ihrigen zu kommen. Als dies bekannt wurde, brach aber der Lärm los. Die amerikanische Presse voll Scham und Entrüstung wußte nicht Worte genug zu finden, um den Diensteifer der Zöllner zu brandmarken, und der Senat fand sich veranlaßt, alle Theilnahme an einem so offenbaren Verstoß gegen die Gesetze auch nur der allergewöhnlichsten Höflichkeit von sich abzulehnen; der leitende Ausschuß der Congreßbibliothek aber ergriff, um sich in der öffentlichen Meinung zu reinigen, das Mittel, eine Untersuchung zur Ermittelung der Urheber dieses seltsamen Misverständnisses anzuordnen, ließ die Bücher zurückfodern und bei der französischen Regierung diesen Fehltritt unter Beifügung des aufrichtigsten Dankes für das Geschenk entschuldigen. Gut nur, daß Frankreich in Bezug auf Amerika nicht die gereizte Empfindlichkeit besitzt, die sich bei der geringfügigsten Gelegenheit in seinem politischen Verkehre mit England zeigt; wer weiß, ob die Feuertäufer der französischen Presse sonst nicht in dieser Beleidigung einen casus belli entdeckt hätten.

Ein Gedicht von Mrs. Norton.

Mrs. Norton, welche ihre Verehrer den weiblichen Byron nennen, hat in dem jüngsten Kinde ihrer Muse: „The child of the islands; a poem", dem einstigen Thronfolger Englands, dem vier Jahre alten Prinzen von Wales, in herrlichen wohlklingenden Stanzen den Zustand des Volkes von England an das Herz gelegt. Was der Heißsporn des „jungen Englands", Lord Ashley, unter seinen Pächtern und Bauern praktisch ins Werk zu setzen sucht, einen größern und innigern Verkehr und Umgang zwischen den verschiedenen Ständen, zwischen den Armen und den Reichen, findet an der Dichterin einen beredten und hinreißenden Anwalt. Was John Prince, der dichtende Weber, was der in der Blüte seiner Jahre hinwelkende geniale Volksdichter Robert Nicoll gesungen, dieselben Klagen, dasselbe Weh tönt wider aus den Stanzen der Mrs. Norton. Ihre Phantasie erschöpft sich, die Gegensätze unsers gesellschaftlichen Zustandes in ihren schroffsten Erscheinungen einander gegenüber zustellen: die Wiege des königlichen Kindes mit den zahllosen Gaben, die das Glück ihm jetzt beschert und für die Zukunft vorbehält, gegenüber dem Loose der armen Näherinnen, der Arbeiter in den Bergwerken, des Webers hinter seinem Stuhl. Da dieses Dichterwerk das Lieblingsthema der Jetztzeit behandelt, so wird bei seinen hohen dichterischen Vorzügen und dem Umstande, daß seine Verfasserin dem schönen Geschlechte angehört, ihm schwerlich der deutsche Umdichter fehlen. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 141. —— 21. Mai 1845.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 140.)

Hinsichtlich der Wissenschaften sucht der Verf. den Griechen auch so viel wie möglich abzuzwacken. Er tadelt gewissermaßen an ihnen, daß sie z. B. in den Naturwissenschaften noch nicht so viel gewußt als wir, daß die Historiker, wie Herodot, sich zu Vieles hätten aufbinden lassen, daß Thukydides Reden gemacht, wie sie niemals zuvor gehalten worden, und vergißt bei alle Dem, daß die Wissenschaft der Griechen besonders deshalb für uns Muster ist, daß Inhalt und Form, Stoff und Darstellung auf das schönste einander durchdringen, daß die plastische Darstellung dem hellenischen Historiker jene Bewunderung verschafft hat, die wir ihm heute noch zollen, und daß, wenn auch die Reden wirklich nicht so gehalten worden waren wie sie der Geschichtschreiber aufbewahrt hat, dennoch das Wesentliche derselben keineswegs etwas Anderes war.

Auch die Kriegswissenschaft der Hellenen findet er noch roh im Vergleiche mit unsern jetzigen Heeren! An den Bestimmungen hinsichtlich des Handels hat er ebenfalls Manches auszusetzen. So tadelt er (S. 246), daß die Athener kein Getreide, Bauholz, Wachs u. s. w. ausführen ließen, daß für das Getreide ein Maximum des Preises festgesetzt war, daß Niemand über eine gewisse Menge Getreide aufkaufen durfte — lauter Dinge, die wir wenigstens lobenswerth finden, weil sie darauf ausgingen, Theuerung, Verarmung oder Wucher zu verhüten. S. 250 kommt er darauf zurück, daß bei den Griechen fast Alles auf das öffentliche Leben gerichtet und das private in den Hintergrund gedrängt gewesen sei, weshalb zwar die Tempel, Hallen, Religions- und Staatsgebäude mit der größten Pracht ausgestattet worden, die Privatwohnungen dagegen ein ärmliches Bild dargestellt hätten. S. 252 tadelt er bei den Spartanern die in alle Verhältnisse eingreifende Macht des Staats, so namentlich die Erziehung. Wir haben aber schon oben angegeben, daß Das nicht anders sein konnte, daß Das mit dem Wesen des Hellenenthums zusammenhing.

Ehe der Verf. von Griechenland scheidet, gibt er noch (S. 259) einen Gesammtüberblick über Das, was er darüber gesagt, und findet, daß wir uns eben doch sehr freuen dürften, nicht in der hellenischen Blütenzeit leben zu müssen, sondern in der unserigen, denn wir hätten doch Buchdruckerkunst, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, Sklavenemancipation, von welchen Dingen die Griechen nichts gewußt!

Die Römer, zu denen der Verf. nach kurzer Besprechung der macedonischen Zustände (S. 265) übergeht, setzt er weit über die Griechen, weil sie grandiose praktische Werke aufgeführt, findet aber an ihnen doch theils den Mangel gänzlicher Freiheit zu tadeln, also die Nichtanerkennung der menschlichen Urrechte, theils die Verachtung der Fremden, die sie, wie die übrigen Nationen des Alterthums, als Barbaren ansahen. Die Sklaverei genirt ihn auch bei den Römern, er schildert alle Greuel, die daraus entsprangen, bedenkt aber nicht, daß gerade bei ihnen, die vorzugsweise ein kriegerisches Volk waren, die Sklaverei sehr erklärlich ist, und selbst die Roheit, mit welcher sie die Sklaven behandelten. Daß das Weib bei den Römern ebenfalls zurückstand, der rücksichtslosen Gewalt des Mannes preisgegeben, finden wir sehr natürlich, denn auch die Römer gehörten noch zum Alterthume.

Der Verf. bespricht dann den Ackerbau, das Gewerbswesen, den Handel, das Kriegswesen, die äußere Politik, die Behandlung der besiegten Völker, die schönen Künste und Wissenschaften, die allgemeinen Lebensansichten und Verhältnisse, die Volksbildung, das Religionswesen, Rechtswissenschaft, Finanzverwaltung u. s. w. Aber er wirft hierbei die verschiedenen Epochen der römischen Geschichte, namentlich die Zeiten der Republik und die des Kaiserreichs untereinander, wodurch die Klarheit des historischen Blicks getrübt wird und die welthistorische Bedeutung des römischen Volks gänzlich verschwindet. Denn offenbar hatten die Römer eine doppelte Aufgabe zu lösen: einmal nämlich sollten sie noch ein Moment der antiken Weltansicht durchbilden, zweitens waren sie dazu berufen, das ganze Alterthum aufzulösen und eine neue Zeit vorzubreiten. Beide Aufgaben aber hingen miteinander zusammen, die zweite entsprang naturgemäß aus der ersten. Während nämlich in Griechenland vorzugsweise die schöne, künstlerische, ideale Seite des antiken Lebens repräsentirt ward,

sollte in den Römern die praktische, staatliche, rechtliche zur Vollendung gelangen. Die Griechen sind vorzugsweise ein künstlerisches Volk, die Römer ein kriegerisches. Diesem ihren Wesen entspricht denn auch der Anfang ihrer Geschichte, sie ermangeln der Cultur, der Civilisation, der Verfeinerung, der Wissenschaften. Dagegen wird Alles, was sich auf das Praktische bezieht, auf das öffentliche Leben, auf Recht und Gesetz, durchgebildet, und zwar bekanntlich mit einer so scharfen Consequenz, daß wir heute noch von ihnen lernen. Als ein Volk des Alterthums ist es natürlich auch vorzugsweise dem Staate, dem Allgemeinen zugewendet: Weib, Familie, Individuum als solches tritt vor ihm zurück, das Gefühl, das Gemüth wird darum nicht berücksichtigt; die Haupttugend besteht darin, tüchtiger Bürger, braver Soldat zu sein. Das Religionswesen ist daher auch nur als Staatsmittel zu betrachten. Wegen der innern Durchbildung des römischen Staats, wegen der consequenten Durchführung aller Zustände, die sich darauf beziehen, übertraf nun das römische Volk alle andern des Alterthums an äußerer Gewalt, und darum war es vorzüglich dazu berufen, ein Kriegsvolk zu sein und die andern durch Eroberung sich zu unterwerfen, und dies geschah auch. Denn Rom hatte vom Alterthume jenen Grundsatz der Nichtanerkennung fremder Nationalitäten bis zur höchsten Schärfe ausgebildet; es begnügte sich nicht damit, sie als Barbaren zu verachten, sondern es raubte ihnen auch ihre Unabhängigkeit. Aber indem Rom fast die ganze damals bekannte Welt sich unterwarf, löste es gerade jenen Grundsatz factisch auf, welcher die Eroberung hervorgerufen, denn es brachte überall seine Institutionen und Staatseinrichtungen hin, und versuchte daher, aus den verschiedenen einander fremd entgegenstehenden Nationen ein Ganzes zu bilden. Der Gedanke einer allgemeinen Menschheit war daher durch eben diese Römer, obwol sie es keineswegs im Sinne hatten, dennoch durch die That vorbereitet. Sie sollten aber noch durch etwas Anderes erfolgreicher für die Verbreitung dieses Gedankens wirken, nämlich durch die Aufnahme der christlichen Religion, welche mehr wie irgend eine andere Erscheinung zur Auflösung der antiken Weltanschauung mitwirkte.

Nachdem aber Rom diese Aufgabe erfüllt hatte, mußte es untergehen. Und sein Untergang war wiederum bedingt durch seine eigenen Elemente, gerade durch diejenigen Kräfte, durch welche es stark geworden war. Die kriegerische Tüchtigkeit unterwarf den Römern die fremden, in Civilisation weit vorangeschrittenen Nationen, dadurch kamen auf einmal Schätze und Genüsse nach Rom, wovon die Einwohner bisher keinen Begriff gehabt; diese Resultate einer verfeinerten Cultur konnten aber bei den noch rohen Römern nur einen nachtheiligen Einfluß hervorbringen, sie erzeugte statt wahrer Bildung Luxus und Schlemmerei. Dadurch wurde das ganze sociale Leben vergiftet, dieses erzeugte sittliche Verschlechterung, in Folge davon namenlose Streitigkeiten um die Herrschaft, endlich den Despotismus der Kaiser, der den Staat dann so herunterbrachte, daß er, nachdem er seine Aufgabe erfüllt, in die Hände der Barbaren fiel.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Camilla, Prinzessin von Bissignano oder: Die Rache. Roman von J. Satori (Neumann). Drei Theile. Danzig, Gerhard. 1844. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Phantasie ist der Verf. nicht abzusprechen, sie hat sich Unglaubliches ausgedacht und dem Unglaublichen vermochte sie doch kein Interesse zu geben. Der Roman spielt in Neapel, und man erlebt sogar eine Scene aus der Masaniello-Revolte, doch ist außerdem wenig Neapolitanisches dabei, weder Natur- noch Nationalfärbung. Der Held ist ein Räuberhauptmann, er entführt Camilla, die Prinzessin von Bissignano, nachdem er sie vor einem verhaßten Freier gerettet hat. Sie lebt sehr glücklich mit ihm und erfährt erst nach zwölf Jahren, wessen Gemahlin sie ist. Die Räubergesellschaft, welche sich die Verbündeten nennt, hat ihre eigenthümlichen Gesetze, unter andern, daß der Hauptmann nie bei Raub und Mord die Hand im Spiel habe, was für unsern Helden sehr bequem ist; er zeigt sich im Laufe der Begebenheit weder als klug noch als pfiffig. Um seine erste Frau zu rächen, welche durch einen hohen Geistlichen verführt und verrathen war, besucht er letztern selbst und erzählt ihm, daß er Rache an ihm nehmen wolle. Natürlich wird er ins Gefängniß geworfen. Die Verbündeten befreien ihn, nachdem er mit seinem Blute einen Contract unterschrieben, der ihn an die Bande bindet; sie haben der Geistlichkeit Rache geschworen. Der Verführer in der Kutte wird durchgeprügelt, sodann verliebt sich unser Held in der Kirche in die Prinzessin Camilla, lockt sie auf sein Schiff, überredet sie, seine Gattin zu werden; um ihr eine Blume in ihr Album zu holen, begibt er sich in Lebensgefahr und stürzt von einem Thurme herab; dadurch besiegt er ihre letzten Bedenklichkeiten in Betreff des Vaters, den sie verlassen hat; sie gehört nun ihm mit Leib und Seele. Es ist viel Unsinn in den Begebenheiten der drei Theile und die Breite der Erzählung ist nicht geeignet, dieselbe genießbar zu machen.

2. Robert Surcouff, französischer Pirat im 19. Jahrhundert. Roman aus dem Leben. Bautzen, Schlüssel. 1844. 8. 24 Ngr.

Während der fortdauernden Seekriege zwischen Britannien und Frankreich wurden in beiden Ländern viele Kaperschiffe ausgerüstet und die französischen Piraten thaten durch den leichten Bau ihrer Fahrzeuge, durch ihr schnelles Segeln und die Gelenkheit und Bravheit der Mannschaft dem britischen Handel bedeutenden Abbruch. Der vorzüglichste, tapferste, listigste und unternehmendste, zugleich aber auch der sanfteste und edelmüthigste dieser Piraten war Robert Surcouff, dessen Leben und Thaten hiermit dem Publicum vorgelegt werden. Er starb 1843, umgeben von Kindern und Enkeln und allgemein geachtet und geliebt. Seine Biographie kann nur interessant sein; die Vereinigung der humansten Gesinnungen mit dem inhumanen Beruf bietet dem Psychologen Stoff zum Nachdenken. Als Roman kann Ref. das vorliegende Werk nicht rühmen, die Roman-Ingredienzien nehmen sich fremdartig aus in dem historischen Stoff, man erhält gleichsam nur Fetzen von Jedem und Alles scheint zusammengeflickt. Auch Politik findet man darin und zwar Urtheile und Besprechungen über Napoleon und dessen Wirken; man wundert sich und begreift nicht, warum man so viel Altes schon längst Abgemachtes noch einmal lesen muß, man denkt, es hat Bezug auf den Helden des Romans — aber nein. So auch eine Beschreibung von Venedig gegen Ende des Buchs; sie steht kaum im Zusammenhang mit dem Übrigen. Das ganze Buch macht den Eindruck, als sei es durch

einzelne Bestandtheile vom Zufall zusammengewürfelt; doch von den einzelnen Bestandtheilen sind manche recht interessant.

---

3. Amandus und Amanda. Familiengemälde von Hermann Amas. Zwei Theile. Oldenburg, Stalling. 1844. 1 Thlr.
4. Juliens Nachlaß. Von der Verfasserin von Juliens Briefen. Leipzig, Wienbrack. 1844. 8. 22½ Ngr.

Ref. kann unmöglich diese zwei Werke zu der Unterhaltungsliteratur rechnen, da sie beide sich eine ernstere Tendenz als die Unterhaltung erlaubt gewählt haben. Sie handeln beide über Erziehung. In „Amandus und Amanda" wird „ein glückliches Familienleben das köstlichste Gut des irdischen Daseins" genannt, und zur Erreichung desselben vor Allem „das Christenthum" angerathen, welches es durchdringen und heiligen soll. Wir wollen nicht diese Überzeugung widerlegen, wol aber wäre an der Einkleidung derselben Mancherlei auszustellen. Erstens der kleine enge Druck auf grauem schlechten Papier, sodaß Vater und Mutter sich die Augen dabei verderben; für die Kinder ist keine Gefahr, denn diese lesen das Buch nicht; es ist sogar zweifelhaft, ob Ältern und Lehrer es lesen, da die breiten und gedehnten Reflexionen ohne alle Folgenreihe nicht wenig ermüden. Die Erziehungslehren beginnen auch wirklich von Anfang an, ja noch vor der Hochzeit der Ältern, indem eine zu große Übereinstimmung ihrer Charaktere die Charaktere der Kinder beeinflussen möchte; der ernste Mann soll deshalb eine heitere Frau nehmen. Eine Anleitung, wie das Christenthum zu lehren sei, scheint Ref. nicht ohne Verdienst; man sieht, der Verf. hat darüber wie über so Manches nachgedacht, doch ist der Stil sehr vernachlässigt oder vielmehr unbehülflich und schülerhaft und das ganze Buch ist auf sehr fromme und geduldige Leser und Leserinnen berechnet.

„Juliens Nachlaß" ist vorzüglich auf Töchtererziehung gerichtet. Wir sehen die sterbende Julie ihre zwei Pflegetöchter ermahnend. Beide haben Kinder zu erziehen; die eine ist an einen blinden Mann verheirathet, die andere auf dem Punkt, eine Neigung zu einem fremden Maler zu hegen; die Sterbende empfiehlt ihr „Selbsterziehung", der zweiten Pflegetochter, welche Witwe und eine praktische Frau ist, empfiehlt sie die schwärmerische Freundin, der sie in der Erziehung ihrer Kinder beistehen soll.

„Ich fand stets, daß nur Der, welcher der Wirklichkeit, sie verschönernd, angehört, zur praktischen Erziehung tüchtig ist. Ein poetisches Weib kann Reichthümer des Wissens, des innern Lebens ausströmen in Kinderseelen, aber nie wird sie allein die ruhige, ungestörte Entwickelung ungestört walten lassen und durch faßliche, sanfte, ruhige Darstellung vollenden. Sie wird immer Überspannung, Überreizung herbeiführen. Ruhige, lebensfrohe, glückliche Erdenbürger, die froh im Gebet zum Himmel aufschauen, sonst aber der schönen Erde mit reinem Sinne recht froh werden und ihr für diesseits recht heiter angehören — die wird eine Phantasie, die über Idealen schwebt, nie bilden; sie wird die schöne Menschlichkeit verwischen, um Engel zu bilden. Hätte Gott uns schon hienieden zu Engeln bilden wollen, wie leicht wäre es ihm gewesen! Und ach, es ist schrecklich, aber wahr, daß oft unter dem Engelsflügel das Thier am nächsten steht." Die Verf. scheint überzeugt zu sein, daß ausgezeichnete Frauen nicht die besten Mütter und Erzieherinnen sind. Wir wollen die Verf. noch einige Male selbst sprechen lassen, um einen Begriff von ihrem Werke zu geben.

„Wie schwer überhaupt Erziehung ist, habe ich selbst so oft in Erfahrung gebracht, und wenn ich die Verschiedenheit der Bedürfnisse und der Wirkungen von manchen allgemeinen Lebensregeln in der Anwendung, die die Kinder davon machten und zeigten, übersah, so fand ich, daß es größtentheils um ein ruhiges Plätzchen, besonnene Beobachtung und ein liebevolles Wort zu thun war. Vieles Einwirken machte das Leben gerade zu dem Gegentheil von Dem, was man sich davon versprach. Klares, sanftes Rechtthun ist wahrhafte Weisheit und freundliches Vorthun eigentliche Lehre."

Ferner sagt sie: „Wie aus jener heiligen Sage von der Witwe Ölkrüglein schon hervorgeht, daß Gott den Witwen seinen besondern Segen gibt, in nie versiegenden Gaben und Quellen innern Reichthums; daß er immer hilft, oft wunderbar und sichtlich — das fand ich zu oft, um es je bezweifeln zu können. Die edelsten, glücklichsten Menschen, die ich kenne, sind Kinder armer, frommer Witwen, die mit Vertrauen auf den Beistand des Höchsten ihre Kinder mit unglaublich Wenigem erzogen. Und wie oft hörte ich nachher von diesen Menschen, daß nie ganz die Nahrungsquelle versiegte. Wie bei jenen Ölkrüglein sah man oft das Ende des Unterhaltes, dennoch fehlte es nie an Brot und Frieden. Denn im Glauben: «Gott wird helfen!» erhöhte sich die Kraft, die er unterstützte, und sein Segen war sichtlich mit ihr."

„Unterricht und Erziehung wird gewöhnlich als Eins betrachtet und doch ist's sehr verschieden. Nicht die Kenntnisse bilden den innern Menschen, sie können nur nützlichen Stoff für das Leben geben, nicht die sittliche, geistige Gestalt formen und leiten. Außer den Lehrstunden entwickelt sich das Kind mehr als in denselben, und was gewöhnlich nicht beachtet wird, die Zeit zwischen denselben, ist viel wichtiger."

„Beschäftigung nanntest du mit mir die Seele der Erziehung und alle Kinder greifen freudig, begierig nach ihr, vermissen sie selbst bei ihren Genüssen, wenn diese leer davon sind. Ich habe durch sie das meiste Gute, was ich in junge Seelen pflanzte, erreicht, indem ich die Beschäftigungen ordnete und theilte. Entfernt von jener Ängstlichkeit, die wie ein unsichtbares Leiteband die Kinder hält, wacht doch, auch abgewandt, scheinbar nur mit andern Dingen beschäftigt, einer guten Mutter Auge über den Kleinen."

„Ein Lehrer ist, wenn er liebenswürdig ist, immer gefährlich für ein junges Herz, und dann um so mehr, wenn er Privatstunden gibt, mehr noch als es in einer Lehranstalt der Fall ist. Daß ein Privatlehrer (Hofmeister) das Gefährlichste ist für Mädchen-Unterricht und -Erziehung, und durchaus vermieden werden sollte, ist, obgleich tausend Erfahrungen stets und immer davor warnen, immer noch nicht genug erkannt."

Die Verf. warnt vor einer Bildung über den Stand, sie will die Töchter vor Allem zur Häuslichkeit und zu guten Hausfrauen erzogen haben; hierzu gibt sie zwei Wege an: entweder die Kleinen in häuslichen Geschäften heranwachsen, sich in früher Zeit zu häuslichen Verrichtungen gewöhnen zu lassen, oder ihnen nach vollendeter Erziehung systematisch die Pflichten einer Hausfrau zu lehren. Letzteres erachtet sie als Nothbehelf und nicht so empfehlenswerth als die erstere Methode, da das junge Mädchen schon Freude an geistiger Beschäftigung bekommen und den Sinn für die langweilige mechanische Thätigkeit verloren hat. Selbst wenn das Mädchen sich nicht verheirathet, meint die Verf., seien häusliche Talente ihr vortheilbringend:

„Ein fürs Haus erzogenes Mädchen, das gottesfürchtig, fleißig, unermüdet thätig ist, wird auch als Helfende in jedem Hause willkommen sein. Sie wird sich in der Folge auch unverheirathet nicht unglücklich und allein stehend fühlen, denn sie kennt kein höheres Bedürfniß."

Im Ganzen enthält das vorliegende Werkchen sehr viel Wahres und Schönes, und wenn Ref. auch nicht ganz mit der Meinung der Verf. übereinstimmt und die Koch-, Näh- und Wasch-Passionen der Frauen für ebenso große Klippen hält als alle andern Passionen; obgleich Ref. meint, daß mit gutem Willen und gesundem Verstand die Hausfrauenpflichten leicht erlernt und erfüllt werden: so muß er doch der Autorin zugestehen, daß sie ihre Ansicht gut durchgeführt hat und daß dem Werkchen eine edle Absicht zu Grunde liegt. 46.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Sprachkunde.

In Paris erschien neuerdings die erste Abtheilung des siebenten Bandes von dem bekannten Werke: „Recueil de voyages et de mémoires publiés par la société de géographie"; sie enthält: „Grammaire et dictionnaire abrégés de la langue berbère", verfaßt vom verstorbenen Venture de Paradis, vormaligem Lehrer der türkischen Sprache an der königl. Specialschule der lebenden orientalischen Sprachen und erstem Dolmetscher bei dem Oberbefehlshaber der Armee des Orients, durchgesehen von Amadée Jaubert und herausgegeben von der Geographischen Gesellschaft. Vom J. 1824 an hatte diese Gesellschaft sich vorgenommen, die handschriftlichen Werke des Professors Venture, welche nach des Verf. Tode von Volney auf der königlichen Bibliothek niedergelegt wurden, zum Vortheil der Geographie und Philologie herauszugeben. Da nun, seitdem die französischen Soldaten auf dem Boden Afrikas in täglichem Verkehr mit den Kabylen sind, welche diese Mundart (das Berberische) sprechen, die Herausgabe dieser werthvollen Arbeiten gewissermaßen eine Nothwendigkeit geworden, so hat die Gesellschaft vom Minister des Krieges seinen Beitritt zur Ausführung dieses nützlichen Unternehmens ohne Mühe erhalten, und sie hat den Pair Amadée Jaubert beauftragt, dem Drucke der Grammatik und des Wörterbuchs der berberischen Sprache vorzustehen. Dem Texte dieses gelehrten Werks geht ein Avertissement von Jaubert und eine biographische Notiz von Jomard über Venture de Paradis voran, welcher am 8. Mai 1739 zu Marseille geboren war und während Napoleon's Expedition nach Syrien im Mai 1799 starb. Das Werk schließt mit einem Anhang, mehre von demselben Verf. 1788 gesammelte Reisebeschreibungen des nördlichen Afrikas enthaltend, welche einen Theil von Raynal's Papieren, die gegenwärtig auf der königlichen Bibliothek aufbewahrt sind, ausmachten.

Geschichte.

Von Auguste Vidalin ist vor kurzem erschienen: „Edouard III et le régent, ou essai sur les moeurs du 14ième siècle." Das 14. Jahrhundert, welches mit den Unruhen einer bestrittenen Erbfolge begann und inmitten der Unordnungen einer von Wahnsinn begleiteten Minderjährigkeit endete, könnte zu den unglücklichsten, welche je ein Volk heimgesucht haben, gezählt werden, wenn nicht die Regierung Karl's V. viele Unglücksfälle wieder gut gemacht hätte, und wenn nicht aus dem Schooße der Verheerungen, die Frankreich verwüsteten, Keime entsprossen wären, welche, wenn nicht sogleich, doch in einer ziemlich nahen Zukunft sich zur Größe und Wohlfahrt des Landes entwickeln mußten. In dieser harten Probe, die Frankreich zu bestehen hatte, liegen zwei Dinge jetzt am Tage, welche, obgleich damals nicht klar begriffen, nichtsdestoweniger später ihre nothwendigen Folgen haben mußten: nämlich die Antipathie gegen fremden Einfluß, von dem man so viel Übel gelitten, und das Mistrauen gegen die Feudalherrschaft, welche nicht allein zu schwach war, dieselben zu verhindern, sondern sie auch verschuldet hatte. Und als man später diese wichtigen Folgen wahrnimmt, muß man ihre Ursachen im 14. Jahrhundert, unter den schmählichen Demüthigungen der Regierung Karl's VI. und den traurigen oder glorreichen Abwechselungen der Regierung Karl's VII. aufsuchen. Schon die Erwägung ihrer Folgen für die Zukunft würde dieser Geschichte ein großes Interesse ertheilen, selbst abgesehen von dem Interesse, welches ihr eigenthümlich ist. Doch diese Geschichte wollte Hr. Vidalin nicht schreiben, sondern er hat die vornehmsten Personen dieses merkwürdigen Jahrhunderts herausgegriffen und ihre Charaktere studirt, und der Versuch, den er neuerdings öffentlich bekannt gemacht hat, ist das Ergebniß des gelehrten Studiums, welches er von ihnen gemacht hat. Indem er das Detail der Begebenheiten vernachlässigt, bemächtigt er sich der Masse der Begebenheiten, ordnet sie mit Kunst und gibt seinem Gemälde eine dramatische Bewegung und das Colorit, welches einem Gemälde Leben ertheilt. Hr. Vidalin fängt damit an, die respective Stellung der verschiedenen Mächte Europas zu jener Zeit kurz zu beschreiben, und zeichnet somit den Raum, auf dem die beiden vornehmsten Staaten, Frankreich und England, ihre Rolle spielen sollten. Zuerst gibt er dem Leser eine Vorstellung von den Verbrechen, welche in England der Thronbesteigung Eduard's III. vorangingen, und von den Trübsalen, welche Frankreich zu dulden hatte, ehe die Vorsehung diesem Lande Karl V. schenkte. Er zeichnet mit einem wirklichen Talent der Beobachtung und Ausführung Eduard's Portrait, eines staatsklugen Königs, dessen Gewandtheit der Treulosigkeit so nahe kommt, und das Portrait des weisen Königs von Frankreich, welchem er die Stelle, die ihm unter den großen Königen gebührt, anweist. Der Schwarze Prinz, die heldenmüthige Stütze des Erstern; Karl der Schlimme, der böse Genius des Letztern; Jacque Artevelle, Tribun von Flandern; Marcel, Tribun von Frankreich — figuriren Jeder in der Reihe, welche er in dem Gemälde einnehmen soll; vorzüglich ist Marcel mit besonderer Sorgfalt vom Verf. geschildert worden. Er beschloß, die Kammern als oberste Lenkerin der gouvernementalen Bewegung unter dem Schilde des Generalcapitains zu gründen. Durch dieses System wurde Letzterer dem Regenten Frankreichs entgegengestellt; dem königlichen Panier das Panier des Volks; der erblichen Gewalt die Wahlgewalt. Die Politik des Jahrhunderts, seine Sitten, seine Ritterspiele und seine theatralischen Vergnügungen beschäftigen wechselsweise den Geschichtschreiber. Endlich versteht es der Verf., ernste Lehren der Erfahrung und nützliche Wahrheiten aus seiner Erzählung zu ziehen.

Ein neues Werk über die Académie française.

Der erste Band einer „Histoire des quarante fauteuils de l'Académie française, depuis sa fondation jusqu'à nos jours (1635—1844)", von M. Tyrtée Tastet, ist jetzt in Paris erschienen. Der Verf. erzählt zuvörderst, nach Pellisson, dem Abt Olivet und d'Alembert, die allgemeinen, auf die Geschichte und Organisation der Académie française sich beziehenden Thatsachen, und gibt die Liste der von der Akademie vorgeschlagenen Gegenstände der Mitbewerbung und der von ihr zuerkannten Preise von Wohlredenheit und Poesie von der Zeit ihrer Gründung bis auf die Gegenwart. Nach dieser Einleitung beginnt die besondere Geschichte eines jeden Fauteuil, bezeichnet durch den Namen des berühmtesten Mannes unter Denen, die ihn eingenommen, eine aus kurzgefaßten, aber interessanten Notizen bestehende Geschichte der Akademiker, die aufeinander gefolgt sind. Der erste Band begreift den Fauteuil Fléchier's, von Godeau, seinem ersten Inhaber, bis zum Grafen Molé; den Gresset's, von Gombauld bis zu Victor Cousin; den Volney's, von Chapelain bis zum Grafen Sainte-Aulaire; den des Abtes Girard, besetzt von Philippe Habert im J. 1634, und jetzt von Herrn Briffault; endlich den Fauteuil Esménard's, von Germain Habert bis Lacretelle. Das ganze Werk wird vier Bände ausmachen.

Eine neue Ausgabe der „Théorie des lois politiques de la monarchie française", von Mlle. de Lérardière, ist soeben in Paris erschienen. Diese neue Ausgabe ist ansehnlich vermehrt und von dem Vicomte de Lérardière, unter Begünstigung der Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des öffentlichen Unterrichts, besorgt worden. Sie besteht aus vier Bänden in Großoctav. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 142. —— 22. Mai 1845.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 141.)

Man sieht schon aus diesen wenigen Andeutungen, wie wichtig die Römer für die Geschichte der Menschheit sind, indem sie die Anschauung einer lange andauernden Epoche schließen und den Übergang zu einer von dieser doch so ganz verschiedenen bilden. Es wäre die Aufgabe des Geschichtschreibers der Menschheit gewesen, auf diese Dinge näher einzugehen und die verschiedenen Zeiten und Richtungen in der römischen Geschichte voneinander zu sondern. Er hätte hier Gelegenheit gehabt, einen Rückblick zu thun auf die charakteristischen Merkmale der antiken Weltanschauung, wodurch denn der Geist und das Wesen der neuen Epoche, des Mittelalters, und der unverkennbare Gegensatz desselben zum Alterthume deutlicher hervorgetreten wäre. Folgendes hätte sich dann als das Resultat der Geschichte der alten Cultur gezeigt: Vorherrschen der Naturgewalt, der nach außen gerichteten Thätigkeit, Zurücktreten des Gemüths, daher des Weibes, der Familie; Vorherrschen des äußern Lebens, der Öffentlichkeit, daher Zurücktreten des Individuums als solches; Vorherrschen des Rechts der Stärke, daher allenthalben Sklaverei; Nationalreligionen, durch die umgebende Natur erzeugt, nur auf ein Volk berechnet, daher Nationalgötter; streng gesonderte einander fremd entgegenstehende Nationalitäten, Patriotismus, aber keine Idee der Menschheit. Der Gegensatz zu dieser Weltanschauung wäre: Vorherrschen des innern Lebens, des Gemüths, daher Hervorheben des Weibes, der Familie, des Individuums als solches betrachtet; allgemeine Religion, dadurch Idee der Menschheit, der individuellen Freiheit; Zurücktreten der schroffen Nationalitäten. Es versteht sich, daß man zu der letzten Weltansicht, welche die des Mittelalters ist, nicht auf einmal gelangen konnte, es mußte erst die alte Welt mit ihrer Anschauung überwunden werden, und zwar innerlich; es mußte also eine Zwischenstufe geben, eine Epoche der Auflösung. Diese bilden die Römer. Wir haben oben schon angedeutet, wie durch sie die Idee der schroffen Nationalität gebrochen ward. Sie trugen aber eben dadurch auch dazu bei, die alten Nationalreligionen aufzulösen, denn durch die politische Vermischung zersetzten sich auch die verschiedenen Religionen; die Römer brachten ihre religiösen Vorstellungen in die eroberten Provinzen, aber dafür nahmen sie auch die Mythologien derselben wiederum nach Rom. Durch diese Zerstörung der naturgemäßen Einheit verloren aber die Religionen ihren ursprünglichen Gehalt, ihre tiefere Bedeutung, und konnten bald um so weniger befriedigen, je mehr das äußere sociale Leben bei der Masse der Völker, und selbst auch bei den Reichen und Vornehmen zerrüttet und vergiftet war. Aus dieser Auflösung der ursprünglichen Religionen ist der maßlose Aberglaube zu erklären, der sich in den spätern Zeiten des römischen Reichs findet: es spricht sich in ihm offenbar schon das Verzweifeln an dem alten Glauben aus. Außerdem aber gibt es noch genug Anzeichen von dem sehnlichen Bedürfnisse nach einer neuen Religion, welche dem gedrückten Menschengeschlechte Trost und Beruhigung gewähre.

Von diesem Gesichtspunkte aus hätte der Verf. die altrömische Religion und das Christenthum betrachten sollen. Aber die eben angegebenen Momente berührt er nicht einmal, und vom Christenthum hat er eine durchaus oberflächliche Ansicht. Es ist schon ganz unpassend, daß er es in der römischen Geschichte gleichsam nur gelegentlich bespricht (S. 312), während diese ewig denkwürdige Erscheinung, welche heute noch die Grundlage unserer Bildung und zum wenigsten unserer sittlichen und religiösen Vorstellungen ist, eins der wesentlichsten Momente der neuen Zeit ausmacht und im schroffsten Gegensatze gegen die antike Weltanschauung dasteht. Mit dem Christenthume hätte der Verf. eine neue Epoche beginnen müssen. Er hat aber, wie es scheint, gar keine Ahnung von seiner welthistorischen Bedeutung. Es wäre seine Aufgabe gewesen, das Wesen dieser neuen Religion aufzufassen und zwar im Gegensatze zu den Culten des Alterthums. Er hätte zeigen müssen, daß das Christenthum sich besonders dadurch von jenen unterschied, daß er nur einen Gott, und zwar einen für die gesammte Menschheit annahm, wodurch es befähigt war, zu einer Weltreligion zu werden, während die alten Religionen immer nur auf ein Volk beschränkt waren. Er hätte zeigen müssen, daß das Christenthum den Menschen auf sich selbst zurückführte, ihm sein Inneres er-

öffnete, seine Gesinnung zu bessern suchte, überhaupt das Individuum als solches hob, während bei den Culten des Alterthums jede moralische Erhebung, jeder Trost und Beruhigung bereits verschwunden war. Wie das Christenthum entstanden, was es um die Person Christi für eine Bewandniß gehabt, ist durchaus Nebensache. In der Geschichte der Menschheit handelt es sich nur darum, zu zeigen, warum diese neue Religion in kurzem so großen Beifall gefunden, und die Antwort darauf kann keine andere sein als: weil die neue Weltansicht der Menschheit Bedürfniß geworden war, weil die alten Religionen nicht mehr ausreichten. Aber statt Dessen gibt der Verf. folgende vier höchst platte Gründe für ihre Verbreitung an: 1) Die Gleichgültigkeit des Polytheismus gegen das Emporkommen jeder neuen Religion. 2) Die Vortheile, welche verschiedene der römischen Herrscher für sich persönlich aus der neuen Lehre zu erlangen hofften. 3) Der fanatische Eifer der ersten Christen. 4) Das Mirakelwesen. Das ist eine durchaus verkehrte und beschränkte Auffassung der Geschichte der Menschheit. Wir gehören gar nicht zu Denen, welche das Christenthum in Allem und Jedem vertheidigen, und es etwa gar als eine göttliche Offenbarung ausgeben wollen: nein, wir betrachten die christliche Religion rein vom historischen Standpunkte aus. Aber gerade weil wir dies thun, so müssen wir ihr ihre weltgeschichtliche Bedeutung und ihre weltgeschichtliche Berechtigung vindiciren. Sie war vorbereitet, schon mehre Jahrhunderte — der Verf. hätte als solche Vorbereitungen die Philosopheme Sokrates' und Platon's recht gut annehmen können, sowie auch die Alexandriner, und die verschiedenen jüdischen Sekten —, sie mußte daher eintreten, und als dies geschah, so mußte sie der ganzen sittlichen Stimmung der damaligen Welt gemäß allgemeine Verbreitung finden: die einzelnen äußern Ursachen, die dazu mitgeholfen haben mögen, sind gegen die eigentlichen Motive doch nur Bagatellen.

Daß das Christenthum gleich anfangs einige keineswegs zu vertheidigende Schwächen zeigte, wollen wir nicht leugnen. Sie lagen jedoch ebenso im Wesen des Christenthums, namentlich insofern es im Gegensatze zum Alterthume erschien, wie gar manche Erscheinungen in der antiken Welt. So ist gar nicht zu leugnen, daß die Christen unduldsam gegen die heidnischen Religionen waren, während man von diesen letztern dies gar nicht behaupten kann. Dieses ist aber sehr natürlich. Die Christen erkannten nur eine Religion als die wahre an, nämlich die ihrige, von welcher sie verlangten und hofften, daß sie die Weltreligion werden würde; die Alten aber wußten es gar nicht anders, als daß jedes Volk auch seine eigene Religion, seine eigenen Götter habe. Unduldsamkeit in religiöser Beziehung wäre demnach mit dem Alterthum gar nicht in Einklang zu bringen gewesen: sehr wohl aber ist dies der Fall mit dem Christenthum, welches, von seiner Vortrefflichkeit überzeugt, schon dem Heile der Völker zu Liebe gegen ihre Religionen ankämpfen muß, um sie vollends zu besiegen und zu überwinden.

Die Unterdrückung der natürlichen Triebe, die jedoch in der ursprünglichen Lehre keineswegs lag, ist ebenfalls als eine fast nothwendige Consequenz aus dem Streben des Christenthums zu erklären. Denn dieses war gegen die gesammte Weltansicht des Alterthums gerichtet, in welchem die Naturgewalt in jeder Beziehung das vorherrschende Element war; eben gegen dieses Vorherrschen der Naturgewalt kämpfte nun das Christenthum an, welches an seine Stelle die innere Welt des Gemüths zu setzen suchte, und in diesem Kampfe gerieth dasselbe leicht dahin, überhaupt gegen die Natur und somit auch gegen die natürlichen Triebe im Menschen anzukämpfen.

Gerade in derselben Weise, wie das Christenthum im Gegensatz zu der alten Welt stand, an der Spitze einer neuen Entwickelung, ebenso das Germanenthum, welches ein gleich wesentliches Element der neuen Weltanschauung bildet als das Christenthum. Doch darüber in einem zweiten Artikel.*) 53.

Mittheilungen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Boston.

Die deutsche Literatur ist seit einigen Jahren mehr und mehr der Gegenstand der Aufmerksamkeit amerikanischer Gelehrten geworden! Immer aber beschränkt sich dieselbe auf „schöne" Literatur und auf die Theologie. Über beide urtheilen indessen die Amerikaner mit einer Oberflächlichkeit, die für andere Nation ihre Urtheile ungenießbar macht. Schiller, den man den „sanften, gemüthlichen" nennt, ist der Held deutscher Dichtkunst und deutscher Gesinnung. Goethe ist ein Egoist, der allein sich lebt, auf seinem Zimmer philosophirt, der den Ruf und Ruhm nicht verdient den er hat, der bald genug von der jetzigen Höhe seiner Berühmtheit herabfallen wird. Man weiß nicht, oder ignorirt aus Mangel an Kenntniß deutscher Zustände, daß Goethe als Staatsmann und als Staatsbeamter 40—50 Jahre lang thätig gewesen, und daß er als solcher und als Gelehrter eine Menge großer und tiefer Richtungen theils hervorgerufen, theils begleitet und begünstigt, theils zu einer Blüte entwickelt hat, in welcher keine Nation sie je gesehen. Man sieht nicht, wie Schiller in tiefster Seele nach Etwas rang, was Goethe angeboren war — Klarheit der Sprache und der Empfindung —, und daß er eben deshalb eine geringere Stufe in der Literatur der Nation inne hat, über welche Goethe schon bei seinem ersten Auftreten hinwegschritt. Daher wird Schiller vom Volke und der Jugend in Masse verstanden, Goethe von den Gebildeten und Reifern. Die Sprache Goethe's ist die des feinsten Sprachgefühls, eines der Vollendung nahen Geschmacks; die Schiller's ein starker Kampf mit der Philosophie und dem Gedanken. Man weiß nicht, daß Schiller z. B. den Schwulst der Beiwörter bedurfte, um seinem Gefühl Bahn zu brechen, während Goethe das rechte Wort für das zarteste, leiseste Gefühl zu Gebote stand u. dgl.

So tief nun Goethe in der deutschen Sprache und Literatur, also im höchsten Geistesleben des Volks wurzelt, so wenig kann man hier begreifen, daß das deutsche Volk aus verschiedenen politischen und verschiedenen Bildungsclassen besteht. Das Volk nämlich der Vereinigten Staaten hat diese Bildungsclassen nicht. Der Yankeegelehrte ist wenig besser als ein Autodidakt, der nur Das lernt, was Jeder ohne Beihülfe lernen kann. Das ganze Volk hat eine gleichmäßige praktische Bildung, d. h. eine nicht über das Wissen unserer mittlern Bür-

---

*) Wird im nächsten Monat mitgetheilt. D. Red.

gerschulclassen hinausgehende. Die Methode, Alles durch das Gedächtniß, nichts durch eigenes Nachdenken zu erlernen, beschränkt den Kreis des Wissens bis zum Unbedeutenden. Es ist daher dem Amerikaner fast unmöglich, Geschichte zu studiren. Nur langsam bemächtigt er sich der Geschichte seines Volks und auch nur dann, wenn er deutsche oder mindestens europäische Erziehung genossen hat. Die historische Literatur und Entwickelung der Deutschen ist ihm völlig fremd. Man erstaunt, wenn man vernimmt, daß auf der ersten und besten gelehrten Anstalt der Union, auf der Harvard-Universität zu Cambridge, keine Universalhistorie gelehrt wird, ja daß nicht einmal ein Lehrer vorhanden ist, der sie lehren könnte. Ebenso wenig werden alte Geschichte oder Specialgeschichte der Nationen oder wichtiger Epochen vorgetragen. Wie sehr dies das Studium der Sprachen, der Philosophie, des Rechts und der Theologie und selbst der Medicin beeinträchtigt, sieht jeder Gebildete auf den ersten Blick. Dagegen brüstet man sich mit den Selfmade men der Revolution und bildet sich ein, daß die Verhältnisse von 2 Millionen Menschen den Zuständen und Bedürfnissen einer Nation von 18—20 Millionen gleich seien! Man sieht nicht, wie der Mangel an tüchtigen positiven Studien der Staatswissenschaften die Staatsmänner der Gegenwart zu den erbärmlichsten Creaturen der politischen Parteien macht, und obschon man darüber klagt, daß sie sind wie sie sind, denkt man nicht daran, weshalb sie sind wie sie sind und nicht anders sein können.

Im verflossenen Sommer wurde das jährliche Wiederbeginnen der Vorlesungen in der Harvard-Universität in Cambridge feierlich wie immer begangen; der Antheil, den ganz Massachusetts, ja ganz Neuengland an diesem Feste nimmt, beweist, daß man diese Anstalt für höchst wichtig halte. Sollte man es aber glauben, daß die ältesten Männer, welche hier gebildet worden, noch nach derselben Methode unterrichtet worden sind wie die gegenwärtige Generation? Sollte man glauben, daß nur geringe Spuren eines Fortschritts bemerkbar sind, um die einzelnen Doctrinen dem Bedürfnisse der Zeit und ihrem gegenwärtigen entwickelten Standpunkt gemäß zu lehren? Mit der unverschämtesten Dreistigkeit fallen Die, welche vor 20—30 Jahren Schulbücher geschrieben, über Die her, welche jetzt bessere schreiben oder die Mängel der ältern mit Gründlichkeit und Sachkenntniß rügen. Man nennt dies Pedanterei, deutsche transcendentale Philosophie, Neuerungssucht u. dgl. Der unwissende Haufe der Schüler glaubt seinem Landsmann mehr als dem Fremden, und findet seinen Stolz darin, einem Selfmade man zu folgen.

Der Amerikaner ist von Natur mit Witz und Scharfsinn hochbegabt. Kein anderes der lebenden Völker hat diese Gewandtheit, die schwachen Seiten anderer zu sehen und mit rascher Entschlossenheit zu seinem Vortheil zu nutzen. Diese Eigenthümlichkeit bezeichnet den edlern wie den gemeinern amerikanischen Volkscharakter. Die Beredtsamkeit der Staatsmänner ist es nicht allein, welche uns diesen Eindruck macht; es ist die Anlage der Nation in allen ihren Richtungen, mit Kürze und Schärfe die Sachen beim rechten Ende anzugreifen und mit Leichtigkeit und Lust zu handhaben, welche uns überall entgegentritt. Mit dem geringsten Gewicht positiven Wissens ist der Mann hier auf seine Geisteskräfte gewiesen und diese gebraucht er als ein freier, auf sich selbst gestellter Bürger, den Niemand bevormundet als die Verhältnisse. Der höchste Zweck ist „utility".

Bleibt der Amerikaner in diesem Kreise, so steht er mit jeder Nation auf gleicher Linie und überflügelt sie sogar. Verläßt er aber diesen Standpunkt und sucht mit Gelehrtheit, Literaturkenntniß, Sprachwissenschaft u. dgl. zu glänzen, so macht er sich nicht nur in Paris und Wien, sondern selbst zu Hause lächerlich.

Ein Herr Pastor Georg Putnam in Roxburg bei Boston, einer der gefeiertsten Redner von Neuengland, trat am dritten Tage jener jährlichen Universitätsfeier als Redner auf und hatte die Eitelkeit, alle jene von den Verhältnissen ihm wie Andern gesetzten Schranken des Wissens und Urtheils zu überschreiten. Was er vorbrachte, ist bereits in dem Vorhergesagten berührt, und gibt den Maßstab, wie hoch die Gebildetsten der Nation, zu denen er gezählt wird, stehen. Mit großer Eleganz der Sprache und mit glänzenden Rednerkünsten übertünchte er die Lücken seines Wissens und gab als Resultat tiefer Forschung unverdaute Sätze und Behauptungen. Die Bessern seiner Zuhörer fühlten ein Misbehagen. Die große blinde Masse jauchzte dem glänzenden Costume der Thorheit Beifall zu.

Nachdem Herr Putnam Voltaire abgethan und mit den Worten geschlossen hat: „Es gibt blos Eine Vereinigung (embodiment), in welcher die Seele der Tugend eines Menschen leben und gedeihen kann und dies ist ein Charakter, ein praktisches Leben, die Thaten und Züge, welche einer edeln Begeisterung gleichstehen. Es ist ein Gesetz, daß sie nur so verkörpert werden könne, oder sonst aus dem Herzen heraussterben soll. Der Mann von Genie ist geneigt, dieses Gesetz zu vergessen oder ihm Hohn zu sprechen. Nach seiner Meinung sind ein thatkräftiger Charakter und die alltäglichen Tugenden für gewöhnliche Menschen. Es ist sein Ruhm, seine Visionen des Göttlichen in «Gedanken welche athmen, und in Worte welche brennen» umzuschaffen. Er mag Andere für das Schöne, das Edle und das Wahre gewinnen und «uneingedenk sein der eigenen Lehren» u. s. w." Er fährt dann fort:

„Ich weiß es, es gibt augenscheinliche Ausnahmen, aber ich glaube, sie sind doch nur augenscheinlich. Eine sehr merkwürdige, eine fast wunderbare bietet sich in dem Falle des großen Mannes dar, welcher so lange das Scepter hielt, nachdem es der verwesten Hand Voltaire's entfallen war, — ich meine des deutschen Goethe. Wenn wir uns unterstehen, von der götzendienerischen Lobrednerei einiger deutschen und amerikanischen Bewunderer abweichend zu denken und bei den genauern Berichten und ruhigern Urtheilen zu verweilen, welche uns von des großen Mannes eigenem Lande erreichen und welche, wie wir überzeugt sind, dort die Geltung bei der Menge haben — freilich nicht ohne einigen Widerspruch, einen Widerspruch, welcher täglich schwächer wird —, dann müssen wir auf Goethe als die Impersonation sittlicher Indifferenz sehen. Ein Lebemann und ein Hofmann bildete er seinen Epikurismus dem Anstand und der Anmuth, der verfeinerten und selbst der höchsten Gesellschaft an, in welcher er sich bewegte, oder welche, sollten wir eigentlich sagen, sich um ihn als den Mittelpunkt bewegte. Er verstand es, sich die Achtung, vielleicht selbst die Liebe von weit bessern Männern als er selbst war zu gewinnen. Aber er war merkwürdig bloß und baar von sittlichem Mitgefühl und scheint ein Ding wie moralische Verbindlichkeit gar nicht gekannt zu haben. Er war kalt, selbstsüchtig und falsch: durch ganz Deutschland ist sein Name gleichbedeutend mit Ungebundenheit. In der That haben dort wie hier verwandte Geister ein Wörterbuch, mit Hülfe dessen sie aus seiner herzlosen Wüstheit (profligacy) eine sehr leichte Sache zu machen verstehen. Sie halten es für unverschämt, seine Laster bei ihren rechten Namen zu nennen und sie für die Grundlage des Urtheils über einen so großen Mann anzusehen. Aber sowol drüben als hier werden Leute, nach deren Meinung das Moralgesetz eine Wirklichkeit und sittliche Reinheit ein Kennzeichen ist, das sie wenigstens auf gleiche Stufe mit poetischem Talent bringt —, diese werden ihrer alterthümlichen Meinung anhangen, sollte auch der Charakter Goethe's selbst in Frage kommen. Nach ihrer Ansicht muß schwarz schwarz bleiben und schwarz genannt werden. Die Laster, in deren Gefolge sich Verrath und kaltherziges Spielen mit dem Frieden und der Tugend anderer sich befinden, sind von der Gattung, welche man aus Menschenfreundlichkeit am wenigsten übertünchen sollte. Mit dem Auge des Künstlers und der unbeweglichen Gleichmüthigkeit tiefster Eigenliebe konnte er kühn die Zerstörung betrachten, die er in den Herzen angerichtet, welche ihm vertrauten. Er schöpfte

Materialien für Dichtungen aus den Leiden, die er selbst leichtsinniger Weise verursacht hatte, und man kann sich kaum des Eindrucks erwehren, daß er sich innerlich zu einem reichen Zuwachs zu seiner künstlerischen Domaine durch so köstliche Erfahrungen Glück gewünscht habe. Wenn das ein hartes Urtheil über Goethe ist, so ist die Stimme seines Vaterlandes dafür verantwortlich, nicht ich."

„Und doch war dieser schlechte Mann — wie sollte ich zaudern, ihn so zu nennen — dieser schlechte Mann war, wie uns die Eingeweihten versichern, der erste Dichter seiner Zeit. Alles, was wir unter der höhern Literatur Deutschlands verstehen — wird gesagt —, welches die höhere Literatur der Welt ist, sammelt sich um diesen Mann als ihren Schöpfer. Er verstand es, die Springfeder des Gedankens und Gefühls zu berühren, häufiger, kunstvoller und mächtiger als irgend ein Mann in den beiden Generationen, über welche seine Lebenszeit reichte. Er verstand es meisterhaft, mit dem Geistigsten umzuspringen und einen Spiegel der heiligsten, sittlichen Empfänglichkeit, die in den tiefsten Tiefen des Gemüths verborgen ist, vorzuhalten. So sagen seine Bewunderer, und deren sind so viele und zu starke, um sie durch oberflächlichen Widerspruch widerlegen zu können."

„So hätte denn dieser falsche Mann wirklich als wahrer Dichter Erfolg gehabt? Sollte ich wirklich meine Behauptung aufgeben müssen? Nein! nicht um hundert Goethe! Er hat als wahrer Dichter der höchsten Ordnung keinen entschiedenen Erfolg gehabt. Es ist zu früh, um über diesen Punkt zu seinen Gunsten bei so vielem Widerspruch zu entscheiden. Die Schärfe und bewunderungswürdige Durchdringlichkeit seines geistigen Auges, die Breite seines Wissens, der Schwung seiner Einbildungskraft und seine vollendete Kunst in schriftstellerischen Ausführungen kann Niemand leugnen. Und dabei hatte er eine Gewalt, die von Niemand annähernd erworben ward, durch Imagination, Beobachtung und Aneignung jene moralischen Elemente oder doch den Reflex derselben zu ersetzen, da sie doch keine lebende Gestalt in ihm gehabt haben können, außer etwa als Reminiscenzen gesegneter Empfänglichkeiten, womit sein Geist in der Jugend geschmückt gewesen sein mag."

„Seine Gewalt und Kunst hierin wie in andern Dingen sind wunderbar. Das heißt: er war ein großer, unerreichter Künstler — Künstler, das ist die Bezeichnung, die man überall auf ihn anwendet — eine Bezeichnung, welche, auf Schriftsteller angewendet, bei uns zu meinem Leidwesen in Aufnahme kommt als ein Ausdruck der Empfehlung. In Europa ist dieser Ausdruck eine Herabsetzung; er zeigt nämlich einen Schriftsteller an, dessen Begeisterung nicht durch sein Herz geht und dessen hohe Gedanken keine Heimat in seiner eigenen Seele und keinen Ausdruck in seinem Leben haben."

„Goethe ist ein Künstler — blos Das, obschon so groß! Ich denke, man wird ihn nicht immer an die Spitze der wahren und edeln Dichter setzen. Er war kein wahrhaftiger Mann, und deshalb kann er da nicht stehen bleiben. Bereits wird es allgemein gefühlt, obschon er noch im Zenith seines Ruhms steht, daß er in gewisser Beziehung ein glänzender Betrüger sei. Sein Grundmangel wird mehr und mehr erkannt. Man findet, daß er nicht der Mann ist, der das Allerheiligste der Seele erreicht, daß er zwar scheint, aber nicht wärmt, daß er zwar anregt, aber nicht erhebt, daß er kein Priester Gottes ist. Bereits findet sich das deutsche Herz selbst in dieser Angelegenheit zurecht. Es nimmt nicht Goethe, es nimmt Schiller zum Ideal. Seine Liebe und Begeisterung läuft zu Schiller, dem wahrhaftigen Mann, dessen großes glühendes Herz blos seine eigenen eingeborenen Bewegungen und Begeisterungen ausspricht; der Mann, dem eine hohe Neigung und eine edle Empfindung und Bestrebung kein bloßes wissenschaftliches und diensames Factum, sondern eine Lebenserfahrung, eine innerliche und absorbirende Realität ist, die sich aus seiner Seele aus Überfülle ausgießt. Es ist sein Name, seine Geschichte, seine Dichtung, nicht Goethe's, welche des Deutschen Auge glühen macht und die deutsche Brust mit liebender Begeisterung und erhebenden Sympathien hebt. Es ist so; es muß so und nicht anders sein; es wird mehr und mehr so werden, drüben und überall. Die Welt wird den Menschen nicht mehr von seinen Werken trennen, denn er kann sich ja selbst nicht von ihnen trennen. Die Idealität, obwol für einige Zeit verkleidet, wird sich herausstellen. Wenn auch sein Leben nie beschrieben, sein Name nie bekannt geworden wäre, sie werden hervortreten und beide, er und seine Werke, auf denselben Platz gestellt werden. Die Spinne kann nicht des Seidenwurms Cocon spinnen, obschon ihre getrennten Fäden im Sonnenschein ebenso schön und glänzend eine Zeit lang aussehen mögen. Das Falsche kann an der Stelle des Wahren nicht Bestand haben. Wann und wie auch der Künstler den Menschen überholen mag, Zeit wird beide überholen und todt rennen. Wenn Goethe und seines Gleichen bewundert und von den Wenigen studirt sein werden, die sich einen Zweck daraus machen, künstlerische Cultur kennen zu lernen, werden Schiller und seines Gleichen ihren Weg von Herzen zu Herzen machen, segnend und gesegnet, frohen und hohen Anklang hervorrufend bei Allem, was edel ist in menschlichen Seelen auf dem ganzen Erdenrunde." „An oration, delivered at Cambridge before the *Φ. B. K.* Society in Harvard University August 29, 1844 by *George Putnam*."

Ich habe es fürs Beste gehalten, die ganze Stelle aus des Herrn Pastors Putnam Rede zu übersetzen, da sie jetzt gedruckt vor mir liegt. Sie macht auf mich den Eindruck: ein Dichter, der große Thaten besingt, muß sie auch ausführen können. Sollte man einen solchen Satz nicht umkehren können und sagen: ein Held, der große Schlachten gewinnt, muß sie auch würdig besingen können? Mit einem Worte, ich finde den Ausfall unwahr, oder doch unrichtig; und ein Mangel an Logik in einem öffentlichen Redner steht der Unwahrheit ziemlich gleich, weil er seinen Beruf und seine Fähigkeit zu urtheilen überschreitet.

Merkwürdig war der Tadel, den noch an demselben Abende in einem Privatcirkel ein Oberrichter der Vereinigten Staaten, der einst in Harvard-College erzogen worden war, über diese Richtungen des begabten Redners aussprach. Er griff die ganze glänzende Außenseite der Universität an und hielt es für ein großes Gebrechen, daß man den Hochmuth der jungen Leute stachle, beschränkte halbe Urtheile und unvollkommene, einseitige Resultate von Studien als unverbesserliche Weisheit hinstelle und dabei sich die Jugend beruhigen lasse. Es schienen diese Äußerungen eines hochgestellten und hochgeachteten Greises allgemeinen Beifall in dem Kreise zu finden, wo sie gemacht wurden.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Wörterbuch der Geschichte.

Unter den verschiedenen Hülfsmitteln, welche das Studium der Geschichte sehr erleichtern, nehmen die alphabetisch geordneten Werke einen nicht unbedeutenden Platz ein. Wenn man sich jedoch ihrer mit einigem Vortheil bedienen soll, so müssen ihre Grenzen weiter gesteckt sein als sie es in allgemeinen encyklopädischen Werken sein können. Ein recht brauchbares Werk dieser Art finden wir in dem „Dictionnaire universel d'histoire et de géographie" von Bouillet, welches seit zwei Jahren schon die dritte Auflage erlebt hat. Diese ungemein schnelle Verbreitung spricht schon zu seinen Gunsten, nicht minder die schmeichelhaften Ausdrücke, mit denen es von Seiten der Universität empfohlen ist. Anerkennungswerth ist, daß der Verf. bei jeder neuen Ausgabe bemüht gewesen ist, seinem Werke die möglichste Vollständigkeit und Genauigkeit zu verleihen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 143. —— 23. Mai 1845.

Der zweite Pariser Frieden. Von H. C. Freiherrn von Gagern. Zwei Theile.

Zweiter Artikel.*)

Bei seiner Theilnahme an dem zweiten Pariser Frieden sowie an dem kurz vorhergehenden Wiener Congresse erscheint Hr. v. Gagern in doppelter Eigenschaft; einmal als deutscher Patriot, deutscher Reichsritter, dem es allein um das Heil des ganzen, großen Vaterlands zu thun ist, und sodann als niederländischer Minister und Diener des oranischen Hauses, welcher die besondern Interessen eines außerdeutschen Fürsten zu wahren hat. In dieser letztern Eigenschaft war er an beiden Orten bei der hohen Diplomatie accreditirt und aus derselben erwuchsen ihm amtliche Pflichten. Seine Pflichten als deutscher Patriot waren nur moralischer Natur und konnten ihm nur von seinem Gewissen und seiner Gesinnung dictirt sein.

Es ist bekanntlich ein eigenes Ding um das menschliche Herz. Auch bei Diplomaten ist es zuweilen Selbsttäuschungen unterworfen. Hr. v. Gagern war gewiß ein guter deutscher Patriot und ist es noch jetzt; nie und nimmer würde er ein Amt übernommen haben, welches ihm direct und unverhohlen die Verpflichtung auferlegt hätte, feindselig und schädlich auf Deutschland einzuwirken. Neigung, Studium, Selbstvertrauen drängten ihn nach einem diplomatischen Wirkungskreise; er bedurfte dazu einer amtlichen Stellung auf dem Wiener Congresse; vielleicht konnte er eben keine andere finden als die eines niederländischen Ministers, und so erschien er als solcher auf dem großen diplomatischen Kampfplatze. Ganz gewiß überredete ihn jener Sophist, der bei allen Menschen laut wird, sobald widerstreitende Neigungen und Pflichten das Gewissen in Verlegenheit setzen, daß die Interessen Deutschlands und die Interessen des Königs der Niederlande nicht in Collision miteinander ständen. Leider waren auch andere deutsche Diplomaten in ähnlicher Selbsttäuschung befangen. Graf Münster war gewiß ein guter Deutscher, aber er war auch Freund und Diener des englischen Königshauses, und selbst unser berühmter östreichischer Diplomat, der Fürst Metternich, hatte zuerst östreichische, das heißt vorzugsweise ungarische, slawische, italienische Interessen zu vertreten, und dann erst kamen die deutschen und auch diese nur in Bezug auf Östreich. Selbst die reindeutschen Fürstenhäuser und ihre Vertreter hatten alle außer dem allgemeinen deutschen Interesse noch besondere eigennützige Wünsche für ihre speciellen Vortheile, und diese letztern standen durchgehends in erster Linie. Das Wohl und die Größe Deutschlands wurde von Allen mehr oder weniger nur nebenbei berücksichtigt, und nur insofern, als es mit den verschiedenen Sonderinteressen nicht collidirte.

Nur ein einziger Staat machte auf dem Wiener Congresse hiervon eine ruhmwürdige Ausnahme, oder, wenn man lieber will, nur ein einziger Staatsmann. Dieser Staat war Preußen, und dieser Staatsmann war der unsterbliche Freiherr v. Stein, der damals ohne Auftrag und auf seine eigene Hand sich nach Wien verfügt hatte. Wir wollen nicht leugnen, daß bei den preußischen Staatsmännern die Wünsche und Bestrebungen vielleicht ebenso gemischter und eigennütziger Natur waren wie bei den Übrigen, und daß bei ihnen das Heil des großen deutschen Vaterlandes vielleicht ebenso leicht in den Hintergrund zurückgetreten wäre wie bei den andern Staatsmännern, sobald ihr preußischer Particular-Patriotismus damit in Widerstreit gerathen sein würde. Aber Das war eben ihre glückliche ethische Situation, daß die Plane für ein einiges freies Deutschland und die Plane für ein großes starkes Preußen ganz miteinander zusammenfielen, nicht nur als rednerische Figur — denn auch sämmtliche übrigen Staatsmänner hatten die allgemeinen deutschen Interessen als geläufige Redensart beständig im Munde, aber nur um bewußter- oder unbewußterweise ihre besondern Zwecke damit zu bemänteln —, sondern ohne alle Selbsttäuschung mit den reellsten Absichten und im klarsten Bewußtsein der Mittel und Wege und des endlichen Zieles. Der Freiherr v. Stein aber, das steht fest und ist über allen Zweifel erhaben, war großartigen und freien Sinnes genug, um nur einen einzigen großen Zweck zu kennen und dieser Zweck hieß: Deutschland. Auch er erstrebte mit Leidenschaft und Feuer wie kein Anderer die Vergrößerung Preußens, weil er nur in dem entschiedenen Übergewichte dieser großen reindeutschen Macht die Verwirklichung einer kräftigen Einheit Deutschlands für möglich hielt, hätte

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 110—112 d. Bl. D. Red.

sich ihm ein anderer sicherer Weg gezeigt, unbedingt würde er Preußen dem Deutschen Reiche zum Opfer gebracht haben. „Nennen Sie mir einen andern Weg, auf welchem Deutschland frei und einig, groß und mächtig werden könne", schreibt er in einem frühern Brief an den Grafen Münster, „und ich werde Ihnen den Beweis liefern, daß mir der Staat Preußen nichts gilt." Es ist nicht zu verkennen, daß die Bestrebungen der mittlern und kleinen Staaten Deutschlands nach möglichster Unabhängigkeit und der daraus hervorgehenden Lockerheit des Deutschen Bundes sich hinter Gründe verschanzten, die keinen übeln Klang hatten. So war es namentlich unser Freiherr v. Gagern, der eine echt germanische Freiheit sich nicht vereinigt denken konnte mit dem entschiedenen Übergewichte eines einzigen Staats, welches zuletzt die Selbständigkeit der übrigen gänzlich unterdrücken mußte, und der namentlich eine allseitige Entwickelung des deutschen Geistes mit der preußischen Oberherrlichkeit für unverträglich hielt. Diese historisch-reichsritterliche Ansicht von der dem deutschen Staatswesen nothwendigen Vielköpfigkeit gründete sich gewiß auf die ehrlichste Überzeugung, wennschon für unsere Person es uns zweifellos erscheint, daß die freie Entwickelung des deutschen Geistes durch freies Gemeindeleben, durch freie Presse, durch öffentliches Gerichtswesen und durch eine freie Provinzial- und reichständische Vertretung ungleich genügender gesichert sein möchte wie durch die Zersplitterung und die scheinbare Unabhängigkeit in verschiedene Staaten, und eben alle diese Momente gehörten zu den Grundzügen des großen Stein'schen Plans. Aber wir gestehen aufrichtig, daß wir auch nicht einmal einen Scheingrund für die Aufnahme solcher Fürsten in den Deutschen Bund haben auffinden können, deren meiste Länder nicht deutsche Provinzen sind und die daher häufig auf dem Deutschen Bundestage eine außerdeutsche und antideutsche Politik verfolgen müssen. Die Verfechtung der Unabhängigkeit kleinerer deutscher Fürsten und seine Eifersucht auf Preußens Übermacht erklären wir uns aus einem aufrichtigen, wenn auch falschen Patriotismus des Freiherrn v. Gagern, aber seiner unbedingten Föderung niederländischer Interessen können wir so würdige Motive bei dem besten Willen nicht unterlegen.

Wir haben uns bei dieser Gelegenheit nicht gescheut, uns ganz offen für die Stein'schen Vergrößerungsplane Preußens auszusprechen. Wir halten sie für die einzig richtige, für die einzig mögliche Lösung des gordischen deutschen Knotens, die damals durch historische Zustände an die Hand gegeben wurde. Wir schwören noch heute unbedingt zu den Fahnen Preußens und in weit entschiedener Weise und auf edlere und deutschere Gründe gestützt als Hr. v. Bülow-Cummerow es that.

Der Plan Stein's ist gescheitert; sicher nicht für immer, aber doch auf geraume Zeit, und wir gestehen, daß wir in gewisser Beziehung Deutschland sowol als Preußen Glück hierzu wünschen. Nur derselbe große Mann, in dessen Anschauungsweise sich dieser Plan mit Nothwendigkeit gestaltete, war auch allein im Stande ihn auszuführen. Mittelmäßigere Männer und kleinlichere Motive konnten die Oberherrlichkeit über Deutschland für Preußen nicht erobern; in diesem großen Kampfe, der mehr geistiger als materieller Natur war, war auch ein solches geistiges Übergewicht nothwendig, wie Stein in die Wagschale werfen konnte. Der Plan eines moralischen Riesen muß fehlschlagen, wenn moralische Zwerge ihn ausführen sollen, und es war daher verständig, daß man ihn nicht weiter verfolgte, sondern ihn aufgab.

Das Preußen, was sich seit 1815 in Bureaukratie und moralischer Engherzigkeit vor unsern Augen entwickelt hat, war allerdings auf keine Weise befähigt, eine Suprematie in Deutschland zu erringen, und hätte es sie dennoch errungen, so wäre deutscher Geist und deutsche Freiheit schlecht genug dabei gefahren. Allerdings sind es eben verschiedene Mittelstaaten von Deutschland, denen wir den unleugbaren Fortschritt an Charakter und Freiheit zu verdanken haben, den deutscher Geist und deutsches Volk seit 30 Jahren gemacht hat. Hr. v. Gagern und seine Sinnesgenossen können sich also mit einem gewissen Scheine von Recht ihrer richtigen Voraussicht rühmen; aber auch nur scheinbar. Immer und ewig wird das deutsche Staatswesen Stück- und Flickwerk bleiben, allen gerechten Anfoderungen unangemessen, ein Jammer aller Patrioten und ein Spott des Auslandes, bis endlich dereinst der Geist Stein's in Preußen zum Durchbruche kommt, die Führung und Leitung Deutschlands mit reiner und uneigennütziger Hand ergreift, alle widerstrebenden undeutschen Elemente aus dem Deutschen Bunde herauswirft und sich selbst und dem übrigen Deutschland eine freie Verfassung ertheilt, welche ihre einzige, heutzutage überhaupt nur mögliche Garantie gegen despotische Übergriffe in die Rechte und Lebensbedingungen der andern Staaten in dem durch Öffentlichkeit entwickelten Rechtssinne des Volks hat.

Diese Abschweifung bezieht sich allerdings mehr auf die Verhältnisse des Wiener Congresses als auf den zweiten Pariser Frieden. Ohne auf den Wiener Congreß zurückzukommen, läßt sich aber auch über den zweiten Pariser Frieden gar nicht sprechen. Der erste Pariser Frieden und der Wiener Congreß übertreffen unstreitig an historischer Wichtigkeit den zweiten Pariser Frieden. Der erste Pariser Frieden sprach die Absetzung Napoleon's und die Rückkehr der Bourbons aus; er setzte die Grenzen des neuen Frankreichs fest und schuf das neue Königreich der Niederlande. Der Wiener Congreß hatte noch bedeutendere und schwierigere Fragen zu lösen, er entschied über das Schicksal Polens und Sachsens, bestimmte die künftige Gestalt und Größe Preußens und entschied über die künftige Ordnung des Deutschen Bundes. So fand der zweite Pariser Frieden schon lauter festbestimmte Verhältnisse vor. Alles, was man in Wien über Polen und Deutschland festgesetzt hatte, war abgemachte Sache, und konnte oder sollte wenigstens keiner neuen Veränderung unterworfen sein. Hr. v. Gagern selbst hat uns durch den zweiten Band seines „Mein Antheil an der Politik" eine vortreffliche Auseinandersetzung der

Verhandlungen, Motive und Persönlichkeiten geschenkt, welche der Wiener Congreß der Geschichte geliefert hat. So dankenswerth nun auch dieser neue Beitrag zu der politischen Geschichte des 19. Jahrhunderts ist, so thut man dem Werke doch nicht unrecht, wenn man es als einen Supplementband zu dem „Wiener Congresse" von demselben Verfasser betrachtet. Sowol der Inhalt als die Schreibart des letztern übertrifft das erste beiweitem. Die Schuld liegt aber weniger an dem vorgerückten Alter des Verfassers, welcher Umstand allerdings auf die etwas salope Aneinanderreihung und Behandlung der Gegenstände mit von Einfluß gewesen sein mag, sondern gerade in dem größern Inhaltreichthume und der größern historischen Bedeutsamkeit des Gegenstandes selbst. Nachdem die europäischen Verhältnisse durch die beiden vorhergehenden großen diplomatischen Verhandlungen einmal festgestellt waren, so konnte der zweite Pariser Frieden auch nur über diejenigen Verhältnisse noch eine Entscheidung fällen, welche eben durch Napoleon's Rückkunft von neuem in Frage gestellt worden. Diese Fragen waren folgende:

Erstlich: Wer soll den französischen Thron besteigen? Der einzige Zweck des Feldzugs, welchen das verbündete Europa abermals gegen Frankreich unternommen hatte, war die Entfernung und Unschädlichmachung Napoleon's. Das hatten die verbündeten Mächte ausdrücklich erklärt; ja sie waren sogar so weit gegangen, zu behaupten, daß sie einzig und allein mit Napoleon, dagegen nicht mit Frankreich, nicht mit dem französischen Volke Krieg führten. Diese Behauptung beruhte allerdings auf einer sehr gewagten Fiction. Um Napoleon allein zu bekämpfen, hätte es wol keiner großen Heere und der Anstrengung von ganz Europa bedurft. Bei Ligny und Waterloo war es nicht Napoleon allein, der uns zu schaffen machte, sondern 200,000 Franzosen, der kampffähige Kern von Frankreich, standen ihm zur Seite. War die Rückkehr Napoleon's und seine neue Besteigung des französischen Throns ein Friedensbruch, so war die französische Nation, welche zu diesem Factum freiwillig mitgewirkt hatte, offenbar an diesem Friedensbruche mit schuldig. Hr. v. Gagern hat daher staatsrechtlich und vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes aus vollkommen recht und leichtes Spiel, wenn er diese Erklärung in seinen damaligen Noten und Aufsätzen widerlegt und verspottet, und wenn er nachweist, daß eine solche Trennung zwischen Fürst und Volk eine ebenso neue als unglückliche Erfindung sei. Er selbst hatte sich in Wien geweigert diese Erklärung zu unterzeichnen. So unhaltbar, und in ihren Consequenzen völlig unausführbar diese Fiction von der Trennung des Kaisers und seines Volks nun auch sein mochte, so verband man doch einen guten und praktischen Zweck damit, den man freilich auch durch eine bessere Theorie hätte erreichen können. Man wollte dadurch vermeiden, daß der neue Krieg ein Nationalkrieg des französischen Volks würde und wollte die Napoleon'sche Partei von dem übrigen Volke isoliren. In dieser Beziehung war es gewiß ganz angemessen, daß man den Franzosen volle Freiheit zusicherte, sich ihren künftigen Herrscher selbst wählen und ihre innern Verhältnisse selbst ordnen zu dürfen, daß man also keineswegs für die Rückkehr der Bourbons das Schwert gezogen habe. Es mochte ferner ganz angemessen sein, daß man den Franzosen gleich von vornherein ihre im letzten Frieden gewonnenen Grenzen zusicherte, um auch in dieser Beziehung der Verzweiflung eines nationalen Selbstgefühls zuvorzukommen. Aber wie gesagt, das Alles hätte sich wol ausdrücken lassen, ohne zu einer so seltsamen Fiction seine Zuflucht zu nehmen, deren Consequenzen der schlaue Talleyrand bei den spätern Friedensverhandlungen aufs vortrefflichste zu großer Verlegenheit der andern Diplomaten auszubeuten wußte.

(Der Beschluß folgt.)

Mittheilungen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Beschluß aus Nr. 14.)

Die Nation fühlt allgemach durch, daß sie, um in der Reihe der civilisirten Nationen zu glänzen, etwas mehr bedürfe. Die bedeutenden Bestrebungen, sich deutsche Sprache und Literatur anzueignen, sprechen dafür. Fast jedes halbe Jahr erscheinen wichtige Schriften der Deutschen übersetzt. Es würde interessant sein, einen Katalog der seit zehn Jahren hier eingebürgerten deutschen Werke anzufertigen, und es würde daraus hervorgehen, daß tüchtige Männer bereits anfangen, auch die altclassischen Studien des Deutschen dem Yankee genießbar zu machen. Bereits regt sich in dem jüngsten Geschlecht eine Sehnsucht nach tiefern Zügen aus diesem Born des Wissens. So darf man hoffen, daß etwas in der nächsten Zukunft sich ändern werde, wovon man jetzt noch keine Ahnung hat — die Methode des Unterrichts und die Gegenstände des Wissenswerthen selbst.

Die Entfremdung einer Literatur von der alten Classicität darf man a priori nicht für ein Unglück halten. Wir haben in Europa diesen „Schimmel zur Gnüge geritten". Es könnte wol ein Volk der Erde einmal einen neuen, durch eigenthümliche Regeln der Schönheit bedingten Weg betreten. Bereits hat die neuere Literatur in Dichtung und Prosa neue, den Griechen fremde Bahnen (Romantik) betreten und ebenso haben Malerei und Sculptur den classischen Weg vielfach mit Glück gegen den sogenannten romantischen vertauscht. Hier in Amerika ist von Beiden eigentlich nicht die Rede. Die, welche irgend eine Schule angehören besitzen europäische Bildung. Der deutsche Bildhauer Pettrich versuchte es, amerikanische Schönheit — eine Venus mit dem amerikanischen Gesichtstypus — darzustellen. Meinem Gefühle nach waren Körper- und Gesichtsausdruck zu weich. Doch zweifle ich nicht, daß er das Leben getreu copirt hatte. Diese amerikanischen Schönen, welche nie ihre Muskeln entwickeln, in deren Gesichtern, besonders in der Wölbung der Augen, der Form der Nasen und der Stirn, zunächst beiden Organen ferner in der durchgehenden Häßlichkeit von Mund und Kinn, eine Erinnerung an die natürliche Wildheit des Lebens der ersten Ansiedler liegt, sind zu durchsichtig, zu wenig tief, zu matt, um von der Natur copirt in einer Statue zu genügen. Dennoch liegt eine Eigenthümlichkeit darin, die, zur Kraft entwickelt und durch die Civilisation gemildert, einen neuen Typus geben könnte. Abgesehen von dem äußern Ausdruck der Frauen ist der männliche Typus in den Vereinigten Staaten Schlankheit und Geschmeidigkeit, Nervosität und Magerkeit. Eine längliche Kopfform, schmale Stirnen und nahe zusammengerückte, scharf ge-

logischen Tiefe leicht Abbruch thut. Es ist nicht mehr als recht und billig, daß Hubert das Verhältniß mit der schönen Harfnerin, nachdem er es einmal angeknüpft, auch nachdem er als Graf erkannt ist, nicht aufhebt, aber wie er es anknüpfen können, ist nicht recht begreiflich, da er selbst doch wußte, daß er mehr sei als Grenzjäger. Die letzte Novelle, „Der Wildschütz", ist wieder zu größern Ansprüchen berechtigt. Sollte sie nach der vorigen geschrieben sein, so möchten wir in ihr eine Ehrenerklärung sehen, die der Verf. der eigenthümlichen Poesie des Wald- und Jägerlebens dafür gegeben, daß er es in jener zur Maske für einen vornehmen Herrn gemacht. Und wir glauben ihm im Namen der Oreaden und Hamadryaden sowie der leichtgeschürzten Artemis Verzeihung zusichern zu können, so eine duftige Waldluft weht durch das ganze Stück, so ungezwungen fügt sich in die einfachen Ereignisse des Jäger- und Zigeunerlebens die ganze complicirte Begebenheit ein. Auch ist hier wieder die Peripetie sehr glücklich angelegt: die tiefste Erniedrigung für den edeldenkenden Hubert, als Wilddieb ertappt zu werden, führt unmittelbar zur Anerkennung durch seinen fürstlichen Vater. Man könnte einen solchen Ausgang der Novellenform unangemessen finden. Aber die genannten Novellen sind dies überhaupt nicht in dem strengen Sinne der Tieck'schen Producte dieser Art, nämlich Ausführungen merkwürdiger psychologischer Fälle oder socialer Combinationen, die auf dergleichen beruhen, sondern im Grunde nur kurze Romane.

Anders verhält sich dies freilich mit den im sechsten Bande enthaltenen „Kunstnovellen". Die Mehrzahl derselben bewegt sich in musikalischen Kreisen, und ist der Darstellung der innern Schicksale gewidmet, welche gerade Diejenigen zu ergreifen pflegen, deren Beruf es ist, mit den mächtigsten Leidenschaften, welche die Menschenbrust aufwühlen, und allen nächtlichen Tiefen des Lebens ein gefährliches Spiel zu treiben. Der Verf. gibt uns bei der Gelegenheit aus dem Schatze seiner musikalischen Kenntniß und Einsicht eine Fülle anregender Bemerkungen, die Novelle „Julius" ist ganz der Erörterung des Verhältnisses der italienischen und deutschen Musik gewidmet. Nur das letzte Stück dieses Bandes gehört einer andern Sphäre an. Die solide Grundlage der Kunst ist das Handwerk, und so sehen wir uns denn nach Nürnberg versetzt, wo mehr als an andern Orten dieser Zusammenhang sichtbar ist; in dem Verhältnisse des Goldarbeiters Bernhard und des Waffenschmieds Reinhold, von denen der Letztere seinem jungen Widersacher doch am Ende den höchsten Glanzpunkt seines Lebens verdanken muß, wird uns gar passend versinnlicht, wie aus der rauhen Tüchtigkeit mittelalterlicher Bürgerlichkeit die zarte Blume feiner Kunstübung emporgekeimt.

Dem Fach der Erzählung gehören auch noch die „Sagen und romantischen Erzählungen" im fünften Bande an; der Verf. bezeichnet sie dem größten Theile nach als Jugendarbeiten, und freilich fühlt sich der Jüngling, dessen ganzes Gebiet im Reiche der Phantasie liegt, vorzugsweise zu solchen Stoffen hingezogen, während der reife Mann, der einen bedeutenden Lebensinhalt darzustellen hat, die Formen des wirklichen Lebens wählen wird, in dessen Verwickelungen ihm derselbe zu Theil geworden.

Die übrigen Bände enthalten Dramen, Gedichte und vermischte prosaische Schriften biographischer und kritischer Art. Die Gedichte und Dramen erregen schon von vornherein ein gutes Vorurtheil dadurch, daß sie entschieden an Schiller's Weise anklingen; doch möchten wir in Bezug auf die letztern bemerken, daß uns des Verf. Talent sich mehr zur Erzählung hinzuneigen scheint; „Bianca" könnte ebenso gut eine Novelle sein wie eine Tragödie und ähnelt auch am Stoffe den Novellen des Verf. auffallend, und in „Karl von Burgund" und „Franz von Sickingen" wird die Katastrophe zu ausschließlich durch die verrätherische That einzelner Menschen herbeigeführt, was statt der tragischen Erhebung sittlichen Unwillen hervorruft. Unter den vermischten Aufsätzen im neunten und zehnten Bande hat uns besonders der über Ludwig Devrient angezogen. Ein anderer, als dessen Verfasser sich Hr. Rellstab erst hier zu erkennen gibt, war uns wohl erinnerlich; es ist die Abhandlung über Gentz, die in den „Hallischen Jahrbüchern" erschien und ihrer Zeit viel Aufsehen machte. Der Verf. legt einen besondern Werth auf sie, weil er in ihr Gelegenheit gefunden, sein politisches Glaubensbekenntniß abzulegen, das er in seinen übrigen Schriften nur im Vorübergehen habe andeuten können. Ref. steht den dort besprochenen Kreisen zu fern, als daß er irgendwie entscheiden könnte, ob der Verf. in Beurtheilung des besondern Inhalts recht habe; die allgemeinen Grundsätze, die er an den Tag legt, haben uns damals wie jetzt mit Hochachtung für ihn erfüllt. Überhaupt werden sich die hier gesammelten Schriften durch den Ernst, mit dem in ihnen Kunst und Leben behandelt werden, und den Anschluß an die besten Muster, welcher sich in ihrer Form kundgibt, unter den Lesern von gediegenem Geschmack auch fernerhin viele Freunde erwerben. 42.

Stimmen aus Ungarn.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 146.)

23. Ein Haupthinderniß des Fortschritts in Ungarn. Dargestellt von J. Wildner Edler von Maithstein. Wien, Strauß Wwe. 1842.

Dieses Erstlingsproduct des Verf. auf dem Felde der ungarischen Politik ist voll von Begeisterung und mit stets sich wiederholenden Anreden an das theure Vaterland geschrieben. Der Verf. gibt zuerst eine Übersicht über die geringen Resultate des Landbaus, der Industrie und des Handels in Ungarn, und schließt an dieses „leider nicht anziehende Bild der physischen Cultur das der geistigen", welches nicht besser sei. Diese kränkle an der Wurzel, an dem Mangel der Ausdehnung des Elementarunterrichts. §. 2. Der König ist zu beschränkt, um für das Land nach Bedürfniß sorgen zu können. §. 3. Der Staatsschatz ist erschöpft, sodaß bei der Einführung des neuen Wechselrechts der vom Verf. gemachte Vorschlag, adelige Grundbücher einzuführen, nicht ausgeführt werden konnte, weil kein Geld dazu vorhanden war. So müssen alle Gewerbe, alle Volksentwickelung stocken, wenn „die Leerheit der Staats-

kasse in Ungarn fortdauert" und die vielfachen Finanzquellen, welche in andern Staaten die Kassen füllen, verstopft, d. i. die adeligen und geistlichen Güter unbesteuert bleiben. Von dieser Steuerfreiheit haben sich diese Güter mit Unrecht losgemacht dadurch, daß sie beim Aufhören des persönlichen Kriegsdienstes, zu dem sie früherhin verpflichtet waren, die Erhaltung der dafür eingeführten stehenden Heere ganz allein der Regierung überließen. „Es ist wirklich zum Erstaunen, wie es geschah, daß der Adel sich dieser großen Last so unvermerkt entledigte, aber doch alle Vortheile behielt, ja noch mehr erlangte; denn der Bauer und Städter muß jetzt die Militairmannschaft hergeben und zahlt allein die Militaircontribution, aus der der Adelige, wenn er ins Militair eintritt — wozu er keine Pflichten hat! noch seine Besoldung bezieht." Darum ist es §. 5 Gewissenspflicht, daß die Güter des Adels und der Geistlichkeit steuern. Auch würde sich diese Steuer hundertfach entgelten durch die Steigung des Werthes der Realitäten und ihres Ertrags. §. 6. Die Übernahme der Domestica sammt den Deparditen vom Adel weist der Verf. zurück, weil die Rusticalgründe nicht überlastet sind, sondern sogar das Dreifache zu steuern im Stande wären; sie drückt nur, weil sie nicht nach rationnellen Principien der Größe und Qualität des Bodens vertheilt ist. Dadurch würden nur die Bauerngründe, nicht aber das Ganze, der Staat, gewinnen; auch sei es würdiger, an den Staat zu zahlen als an das Comitat (?). §. 7. Aus der adeligen Steuer möge ein Fonds für die sämmtlichen Communicationsmittel gebildet werden unter Controle des Reichstags. Zur Erbauung neuer Straßen, wozu wenigstens 100 Mill. Gld. nothwendig seien, müßten freilich die adeligen Güter selbst besteuert, dazu ein Cataster ihres Ertrags entworfen und perpetuirlich angestellte Beamte zur Eintreibung derselben eingesetzt werden. §. 8 widerlegt der Verf. die Annahme, der Staat habe Einkünfte genug, denn die Einnahmen beruhen auf den alten Sätzen, während das Geld jetzt im Werthe sehr gesunken; es gibt in Ungarn keine Verzehrungssteuer, Stempelgefälle, Taxen, Mauthgefälle, keine durchaus geltende Grundsteuer, keine Gewerbsteuer und kein Tabackmonopol. Die Beamten sind viel zahlreicher, ihre Besoldungen größer; die Erhaltung des Militairs kostet mehr als ganz Ungarn für die Regierung einträgt. Für die Staatsschulden bezahlt Ungarn keine Interessen, keinen Beitrag zu ihrer Tilgung, sodaß die „Einkünfte verhältnißmäßig unbedeutend, die Lasten aber überschwänglich sind". §. 9. Der Verf. berechnet die Einnahmen Ungarns auf kaum 17 Mill. Gld., also auf die Quadratmeile 4250 Gld., während England das Vierzigfache, Frankreich das Zehnfache, Böhmen (16 Mill.) das Vierfache, Oestreich unter der Enns das Zwölffache, die Lombardei das Elffache, Mähren und Schlesien das Vierfache bezahlen, sodaß Ungarn es nur der Verbindung mit Östreich zu danken hat, daß es so außerordentlich geringe Steuern zu bezahlen hat. §. 10. Dem Kriegsfuße anderer Staaten analog müßte Ungarn 28 Mill. Gld. für den Militairetat auswerfen, sodaß hier allein 11 Mill. fehlen. Der Enthusiasmus wird in unserer Zeit kein Land mehr vor dem Feinde retten. Es sei weder recht noch edel, daß Ungarn zu den Bedürfnissen des Staats so außerordentlich wenig beitrage. §. 11. Dadurch ist nun erwiesen, daß das Hauptthinderniß des Fortschritts in Ungarn der schlechte Zustand des Ärars ist. §. 12. Wenn man daher die Cultur des Landes wolle, so müsse man auch das Mittel dazu, die Steuer wollen, denn (§. 13) „ohne Kräftigung des Staatsärars ist alles Abmühen vergeblich". Diese Broschüre ist von vielen Seiten auf das härteste angefochten, freilich in dem Hauptpunkte, daß in Ungarn für das allgemeine Beste zu wenig hergegeben werde, keineswegs widerlegt worden. Zur Antwort auf diese Angriffe schrieb der Verf. ein zweites Buch:

24. Die ungarischen Publicisten über die Broschüre: Ein Hauptthinderniß des Fortschritts in Ungarn. Wien, Gerold. 1843. Gr. 8. 12½ Ngr.

Der Verf. beginnt seine Erwiderung mit einem Artikel gegen Hrn. von Drosch in der Beilage des „Hirnök", den er tüchtig durcharbeitet. Man habe, sagt der Verf., ihm heimliche Absichten untergeschoben, während er überall offen und redlich das Wohl des Vaterlandes angestrebt. Der „Hirnök" fodert vom Verf., er hätte mehr disputiren sollen, allein dies sei auf den ungarischen Landtagen schon so zur Genüge geschehen, daß man jetzt lieber schnell und energisch Hand an das Werk legen müsse. Und weiter unten heißt es, gegen die Nothwendigkeit, die Regierung mit mehr Mitteln zu versehen „sich zu sträuben, wie es Hr. von Drosch thut, heißt sich im Egoismus vergraben, von Nationalität träumen, aber nichts für dieselbe thun; heißt Vaterlandsliebe auf der Zunge führen, nicht aber im Herzen, heißt einer Stubenpolitik voll kleinlicher Rücksichten, Zänkereien, wechselseitigen Beschuldigungen u. s. w. folgen, aber Das mit vorurtheilsfreiem, klarem Blicke nicht schauen, was die Geschichte aller Zeiten in ihre Blätter schrieb". Vor solchen „falschen Propheten, wie Hr. v. Drosch ist", möge man sich wohl hüten. Weiter beweist der Verf. deutlich, wie der Kritiker keineswegs die Gesetze seines Vaterlandes tüchtig kenne, sondern den Planen und Interessen der Aristokratie Vorschub zu leisten sich bemühe. Die zweite Erwiderung gilt dem „Pesti Hirlap". Der Verf. zeigt, wie gerade durch den Adel die frühere Macht der Städte, welche durch die Könige unterstützt bereits dem Adel drohend zu werden anfingen, gebrochen und wie dieser seit Jahrhunderten bereits allmälig dahin gelangt sei, sich den Besitz der gesetzlichen Macht zum Nachtheil derselben anzumaßen. Aber nicht blos direct, sondern auch indirect wirkte der Adel auf die Städte, denn durch die Steuerfreiheit desselben war es unmöglich, die nöthigen Lehranstalten für Gewerbe und Handel zu gründen; zweitens durch Einfluß des Adels wurden alle Gesetze zurückgewiesen, welche die Sicherheit der Person, des Eigenthums verbürgt hätten. Während derselbe Herrscher in den östreichischen Erblanden seit mehr als einem halben Jahrhundert vortreffliche Civil-, Criminal- und Handelsgesetze erlassen habe, sei er darin in Ungarn durch den von dem Adel beherrschten Landtag gehindert worden, sodaß noch bis zur Stunde die Fabrikanten in Brünn und Wien ihre Rohstoffe aus Ungarn auf theurem Wege, mit theurer Arbeit beziehen und selbst den nicht unbedeutenden Eingangszoll bezahlen, um dann die Producte wieder unter mancherlei Beschwerden und Kosten nach Ungarn zu schaffen; und dennoch sind sie außerhalb Ungarns nicht steuerfrei wie der ungarische Adel. Aber dafür haben sie eine sichere und schnellere Justiz und eine Menge durch Handels- und Industrieschulen gebildeter Arbeiter, die ihnen zur Seite stehen. Wer das wahre Wohl Ungarns wolle, müsse streben, dem vierten Stande aufzuhelfen, das Hauptmittel dazu aber sei die Ermöglichung von dessen Bildung und gewerblicher Erziehung. Der Zwischenzoll diene weit eher dazu, die Bemühung Ungarns zur Weckung einer Industrie zu unterstützen als sie zu hindern, denn die östreichischen Fabrikanten müssen ja diesen Eingangszoll bezahlen. Aus der Argumentation und der ganzen Darstellung des „Pesti Hirlap" geht übrigens klar hervor, daß es keineswegs das Wohl Ungarns, sondern rein den Vortheil der Grundbesitzer im Auge habe, denn wenn der Eingangszoll nach Östreich auf die Rohproducte aufgehoben würde, so könnte der ungarische Edelmann seine Früchte, die er fast kostenlos und überdies ganz steuerfrei producirt, zu unvergleichlich niedrigem Preise an die Erbstaaten liefern und müßte zweifelsohne die Agricultur dieser in der kürzesten Zeit gänzlich ruiniren. Darum sei es eine Pflicht der östreichischen Regierung, diesen Eingangszoll nicht aufzuheben, so lange der große Grundbesitzer in Ungarn unbesteuert ist. Dadurch wird freilich erwirkt, daß Ungarn wenigstens den auf den nach Ungarn eingeführten Kunstproducten lastenden Steuerantheil tragen muß. Dafür sei Ungarn wieder durch Befreiung vom Tabacksmonopol großentheils entschädigt, denn „es werden über 250,000 Centner Taback aus Ungarn geschafft, wofür 3 Mill. Gld. dahin gehen, ohne daß sich in den andern Erbstaaten eine Concurrenz rühren darf". Lächerlich sei es, wenn man be-

haupte, Ungarn genieße keinen Vortheil von der östreichischen Nationalbank; freilich hat es keinen Antheil an der Gründung derselben gehabt, weil es eben keinen Credit besitzt. Allein es genießt die Vortheile der leichtern Geldcirculation so gut wie die übrigen Länder und viele Actien derselben sind in Händen von Ungarn. Zwei andere Artikel desselben Blattes, die ohne Geist über des Verf. Buch gewitzelt, macht er in ehrenhafter Kürze ab. Mit Aufwand von viel größerer Kraft dagegen tritt er dem Redacteur des Blattes, Kossuth, selbst entgegen, welcher von dem Buche Gelegenheit nahm, Zwietracht zu säen und die bereits bestehende Kluft zwischen der Regierung und der ungarischen Nation noch zu erweitern, was den Verf. mit aller Entrüstung erfüllt. Unwahrheit und Entstellung, Leidenschaft und Hingerissenheit zeigten sich zur Genüge in jenem Artikel, und dennoch habe Kossuth die von Wildner aufgestellte Idee selbst aufgenommen. Und am Ende charakterisirt er Kossuth's und seiner Freunde Handelsweise mit folgenden Worten: „Sie wenden Mittel an, die die Gemüther spalten, feindselig einander gegenüberstellen, die Jeden in seinem Egoismus bestärken, sein Einzelinteresse über das Ganze stellen lassen, die ein pecuniaires Zusammenwirken zu des Landes Blüte lächerlich machen, unter die Geißel der Satire und rücksichtslosen Ironie stellen, und das Alles nennen die Führer der öffentlichen Meinung — die Nationalität befördern!"

Und somit schließen wir unsern Bericht über diesen eigenthümlichen Zweig der deutschen erotischen Literatur, es der nächsten Zeit überlassend, ob sie über kurz oder lang ein ähnliches Sümmchen von geistiger und materieller Kraft auf diesen Punkt hin zusammenschleudert und uns abermals veranlaßt, einen kurzen Überblick über dieselbe zu werfen.

J. P. Jordan.

Bibliographie.

Kurze Anweisung für Reisende von Deutschland nach Kopenhagen, Stockholm und Petersburg. (Schwedisch und deutsch.) Stockholm, Fritze. 12. 10 Ngr.

Beichtbüchlein in Sachen der gemischten Ehen, oder Anweisung für die Beichtkinder, wie sie ihren Priestern antworten sollen, wenn diese ihnen wegen der evangelischen Erziehung ihrer Kinder die Absolution verweigern. Duisburg, Schmachtenberg. 8. 2½ Ngr.

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1845. In zwölf Lieferungen. Berlin. Gr. 8. 15 Ngr.

Beschreibung Roms. Ein Auszug aus der Beschreibung der Stadt Rom von *E. Platner* und *L. Urlichs*. Mit einem Plane der Stadt. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Bibel-Gesellschaften, namentlich die brittischen und ausländischen in ihrem 40jährigen Bestehen. Mit einem alle Freunde der Bibel und Bibel-Gesellschaften aufrufenden Vorworte. Karlsruhe, Groos. 8. 3¾ Ngr.

Breier, E., Der Gezeichnete. Historischer Roman. Drei Bände. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

— — Die Sendung des Rabbi. Zeit- und Sagenbild aus dem 15. Jahrhundert. Zwei Bände. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Campanella, Fliegende Blätter gegen die Jesuiten. II. Die Jesuiten und ihr Erziehungs- und Bildungssystem. Berlin, Springer. 8. 2½ Ngr.

Carstädt, Was bedarf die protestantische Kirche? Ein Synodal-Separat-Votum. 4te Auflage. Leipzig, Reclam jun. Gr. 8. 5 Ngr.

Conscience, H., Flämisches Stillleben, in drei kleinen Erzählungen. Aus dem Flämischen übersetzt von M. Diepenbrock. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 20 Ngr.

Authentische Darstellung der vor dem Bischofe zu Mainz stattgehabten Besprechung mit der Deputation der sogenannten Deutschkatholiken von Offenbach. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des religiösen Sektenwesens in Deutschland. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Eisenlohr, H., Die Weltgeschichte nebst einem Abrisse der Geschichte für Erfindungen für Schulen und zum Selbstunterricht. Karlsruhe, Müller. Gr. 8. 10 Ngr.

Häusle, J. M., Was ist der katholische Priester? Beantwortet in einer Primizpredigt. Wien, Mayer und Comp. 1844. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Hieronymi, W., Was wollen wir? Rede, gehalten nach seinem Übertritte zu der neuen allgemeinen christlichen Kirche vor der Gemeinde zu Magdeburg am 16. März 1845. Magdeburg, Baensch. 8. 2 Ngr.

Des Quintus Horatius Flaccus sämmtliche Dichtungen. Im Versmaße der Urschrift übersetzt und mit kurzen Erläuterungen versehen von C. Hoffmann. Dilingen, Friedrich. 12. 11¼ Ngr.

Lebensgeschichte des polnischen Trompeters Christian Friedrich Klemcke, nachmaligen Stabstrompeters im Königlich Preußischen 2ten Husarenregimente. Von ihm selbst erzählt. Herrnstadt 1844. Kl. 8. 15 Ngr.

Lange, Luther. Predigt über Joh. 1, 6—8, gehalten am Reformationsfeste 1844 in der Stadtkirche zu Borna. Nebst einem Anhange, enthaltend den Brief, welchen Luther bei seiner Rückkehr von der Wartburg nach Wittenberg von Borna aus an Friedrich den Weisen schrieb. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die alte und die neue Lehre, oder: Wer lehret den Weg Gottes recht? Dargestellt in einem kurzen Unterricht über den Unterschied der Lehre des Heidelberger Katechismus und des Leitfadens für den Religionsunterricht in den Schulen des Fürstenthums Lippe. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 2 Ngr.

Märtyrer, insbesondere der evangelischen Kirche. In Verbindung mit Mehreren herausgegeben von J. H. Wichern. 1stes Heft: Heinrich von Zütphen. Hamburg, Agentur des rauhen Hauses. 8. 3 Ngr.

Menschengröße und Naturwunder. Herausgegeben von C. A. L. Donath. 1ste Lieferung. Neusalza. 8. 2½ Ngr.

Mirani, J. H., Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit Böhmens. Zwei Bände. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mohl, M., Aus den gewerbswissenschaftlichen Ergebnissen einer Reise in Frankreich. Mit 148 eingedruckten Holzschnitten. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Mügge, T., Neue Novellen. Drei Bände. Hanover, Kius. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die Nothwendigkeit großer deutscher Kolonien und Kriegsflotten. Von H. v. D. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Otto, Luise, Die Freunde. Roman. Drei Bände. Leipzig, Wienbrack. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Das Palais Royal. Ein historischer Roman. Aus dem Englischen von A. Jourdan. Drei Bände. Hanover, Kius. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein scandalöser Prozeß. Bischof Benj. Onderdonk von Newyork und seine Verurtheilung vor dem dortigen Bischofshofe, wegen gewaltsamer Verletzung weiblicher Ehre. Mit einem Auszug des Zeugenverhörs. Hamburg. 8. 2½ Ngr.

Pyrker, J. L., Lieder der Sehnsucht nach den Alpen. Stuttgart, Cotta. 8. 20 Ngr.

Rutenberg, A., Die Jesuiten des 19. Jahrhunderts. 2te unveränderte Auflage. Berlin, Voß. Gr. 8. 10 Ngr.

Seidlitz, J., Neue Novellen. Zwei Bände. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 8. 2 Thlr.

Wolff, O. L. B., Hausschatz deutscher Prosa. Theorie des deutschen prosaischen Styls, verbunden mit einer reichhaltigen Auswahl von Musterstücken jeder Gattung der Schreibart aus den vorzüglichsten deutschen Schriftstellern, in chronologischer Ordnung. Ein Buch für Schule und Haus. 1ste Lieferung. Leipzig, O. Wigand. Lex.-8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 148. — 28. Mai 1845.

Dramatische Literatur des Jahres 1844.

Zweiter Artikel.*)

21. Moritz von Sachsen. Trauerspiel in fünf Acten. Von R. E. Prutz. Mit Einleitung und Anhang. Zürich und Winterthur, Literarisches Comptoir. 1845. 16. 1 Thlr.

Die Einleitung, mit welcher der Verf. diese schnell notorisch gewordene Arbeit bei dem Leser einführt, stellt uns zugleich mitten in das heutige Verhältniß der Kritik zu den dramatischen Leistungen des Tags und bringt manches gewichtige und beherzigenswerthe Wort darüber vor. Es ist ganz richtig, was der Verf. in dieser mit großer Kraft des Urtheils geschriebenen Beleuchtung des kritischen Standpunkts für das Drama, über den mangelnden Beruf unserer Zeit zur tragischen Production und zur Widerlegung der verschiedenen Ansichten über die tragischen Schöpfungen der Zeit vorträgt. Wir stimmen ihm darin bei, daß es ebenso unzulänglich sei, mit Goethe und Schiller das deutsche Drama für abgethan und ein- für allemal geschlossen zu erklären, als die deutsche Tragödie überhaupt auf das Familienleben anweisen und beschränken, oder gar endlich behaupten zu wollen, daß außer Shakspeare kein Heil für dieselbe zu finden sei, da wir das Vorbild eben geradehin für unnachahmlich halten, und lassen seine kühne Behauptung: daß wir nicht schwache Epigonen der Vergangenheit, sondern vielmehr hoffnungsvolle Progonen der Zukunft seien, gelten, was sie werth ist, wenn wir auch nicht in dem Sinne daran glauben, den der Verf. festhält, nämlich daß Deutschland seine historische Blüte noch vor sich habe. Deutschland kann und wird (so meinen wir) ein sehr gesegnetes und glückliches Land werden; aber die Gipfelpunkte seiner Kunstleistungen, die Höhenpunkte seiner Poesie, im engern Wortsinne, halten wir für überschritten; seine Zukunft gehört der Denkfreiheit, der Philosophie und der glücklichen Praktik an, nicht der poetischen Glorie, wie der Verf., abweichend von uns, prognosticiren möchte.

Wollte man freilich von den einzelnen Vorzügen, durch welche sich sein „Moritz von Sachsen" vor andern Leistungen des Tags auszeichnet, mit sanguinischer Hoffnung weiter schließen, so käme man allerdings mit ihm dahin, diese Arbeit für den Keim einer neuen Literaturepoche zu halten, welche die politische Landesgeschichte zum künftigen Kunststoff erhebe. Aber der Schluß beruht auf einem Irrthum: der Stoff macht das Gedicht nicht, und es gibt, im Ganzen genommen, nichts Unpoetischeres als die deutsche Reichsgeschichte, da sie aus lauter vereitelten Bestrebungen und im Keim erstickten Anfängen besteht. Es bleibt daher bei dem alten Satz, daß die Tragödie wesentlich ein Gedankenkunstwerk sei, dessen Aufgabe es ist, allgemein menschliche, nicht special-geschichtliche, oder gar völkerhistorische Zustände zu malen. Der Verf. geht von der entgegengesetzten Ansicht aus; aber wir bitten ihn, seinen eigenen „Moritz von Sachsen" zu fragen, warum er ein vorzügliches Drama ist und wodurch er wirkt? Wahrlich nicht durch das verkümmerte Stück deutscher Historie, das er wohl oder übel darstellt, sondern durch die Darstellung der rein menschlichen Situationen: Verwandtenliebe, die von der Überzeugung bekämpft wird, Treue und Anhänglichkeit, die sich mit Undank belohnt glaubt, Verlangen nach Rache für ein verrathenes Vaterland und ein betrogenes Vertrauen. Diese Elemente streiten und wirken im Moritz des Verf., wenigstens sind sie es allein, die dramatisch wirken.

Die Freiheit und der Glanz seines Vaterlandes ist dem Herzog Moritz vom Dichter allerdings als eine Haupttriebfeder seiner Handlungen untergelegt worden. Die historische Kritik wird hiergegen Einiges zu erinnern finden. Moritz stritt für seine Interessen und gerade auf Seiten Derer, die er bekämpfte, war das reinere Interesse der Denk- und Volksfreiheit, soweit man diese zur Zeit Karl's V. überhaupt begriff. Im Sinne des Verf. ist Moritz daher nichts weniger als ein deutscher Held; er macht ihn nur dazu. Also auch von dieser Seite angesehen ist es mit dem Progonenthum der liberalen Ideen nicht weit her.

Indeß, dies Alles hat mit dem Kunstwerth des Stücks wenig oder nichts zu schaffen und der „Moritz von Sachsen" bleibt immer ein vorzügliches Drama; wir führen alles Dies vielmehr nur an, um den Verf. auf den Irrthum aufmerksam zu machen, als müsse ein künftiges deutsches Drama, wenn es gut sein wolle, durchaus ein politisch-liberales sein!

Ein anderer Irrthum des Verf. ist der, halsstarrigst zu begehren, daß sein Stück durchaus auf den deutschen Hofbühnen gegeben werden solle. Aufrichtig, ist es von einem Fürsten, der in seinem Theater Erheiterung und Unterhaltung sucht, zu verlangen, daß er sich so derbe Lehren ertheilen lasse, als der Verf. ausgibt? Hundert gegen Eins, der Verf. verböte sein eigenes Stück, wenn er Minister des königlichen Hauses wäre! Wozu also die Anklageschrift seines Anhangs?

Doch kommen wir endlich zu dem Stücke selbst, welchem diese Ungehörigkeit anhängt, und das sicher eine der gewichtigsten dramatischen Arbeiten des Jahrs ist. Die Fabel ist einfach. Von vorn herein nimmt der Held unser Interesse hin, er weigert dem Oheim, dem Schwiegervater, die an der Spitze des Schmalkaldischen Bundes stehen, seine Theilnahme an diesem Bunde wider den Kaiser, in dem er seinen Wohlthäter und zugleich den größten Mann seiner Zeit liebt. Nicht der Hohn der Blutsverwandten, nicht die Thränen seiner Gattin, nicht der Fluch der alten und blinden Großtante, Elisabeth von Sachsen, vermögen ihn in diesem Entschlusse wankend zu machen. Nein, als der kaiserliche Bote ihm den Auftrag bringt zur Vollstreckung der Acht gegen die geliebten Verwandten, da übernimmt er sie mit fast zu großer Consequenz. Im zweiten Acte sind die Fürsten gedemüthigt, die Verwandten des Kaisers Gefangene, Moritz ist der Erbe ihrer Macht. Ein augen-

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 88 — 90 d. Bl. D. Red.

blicklicher Rausch des Glücks entzückt den jungen Helden; es ist der einzige glückliche Moment seines Lebens. Was hat er gefehlt, daß die Nemesis ihn so schnell ergreift? Der Kaiser verhöhnt seine Foderung der Freilassung seiner Gefangenen; Moritz, im Innersten empört, endet einen schweren Kampf, verräth seine Treue, überfällt den Kaiser, zwingt ihn, Deutschland und die Fürsten frei zu geben. Der Kaiser, schwer verletzt, enttäuscht über Welt und Menschen, entsagt der Krone, Moritz aber fällt siegend im Kampf gegen seinen vormaligen Bundesgenossen, den Markgrafen Albrecht, tödtet durch den Schmerz sein Weib und läßt sein Leben aus den aufgerissenen Wunden dahinströmen. An diesem Gang der Fabel ist nichts auszustellen; sie war nur so zu fassen. Die Charaktere, fest und scharf gezeichnet, setzen sich gegenseitig in das beste Spiel, das Außerordentliche erscheint natürlich und innerlich wahr, und Bild und Sprache hängen wie ein schmückendes und verklärendes Gewand um diese Begebenheit. Granvella, der Kaiser und sein Narr, eigentlich außerhalb dieses historischen Rahmens stehend, ordnen sich demselben vortrefflich zur Seite, nichts stört die harmonische Gestalt dieses Werks wahrer Poesie, diesen Kunstbau, an dem kein Theil ungebührlich vorspringt, keiner zurücktritt. Bei einem so aus einem Guß, in einem Ton vollendeten Werke ist es schwer, einzelne Stellen hervorzuheben, deshalb, weil sich Alles eng verbindet; doch mögen die Schlußscene des ersten Acts, der Abschied Kurfürst Friedrich's von dem Leben, da ihm seine Verurtheilung gemeldet wird, Moritz' Monolog im dritten Act, die Scenen zwischen dem Kaiser und dem Hofnarren und endlich Moritz' letzte Worte als vorzüglich gelungen ausgezeichnet werden. Durchaus schön ist die Auffassung des Charakters Kurfürst Friedrich's, obgleich das Leid seiner Gefangenschaft übertrieben geschildert ist; Philipp, der, in Mecheln gefangen, mehre unglückliche Fluchtversuche machte, büßte freilich schwerer.

Im Ganzen genommen ist Moritz ein unbegreiflicher Charakter; eine Seele so weich und Thaten von so harter Art, daß alle Mitlebende in ihm einen wilden Egoisten, einen mitleidlosen Schergen der kaiserlichen Gewalt haßten — das reimt sich schwer. Warum ist er einmal taub gegen Anna's Bitten, und verlangt dann wieder nach ihr und ihrem Rath? Woher kommt sein Schuldbewußtsein im Sterben? Warum trägt er bis zuletzt die Beute, die er einem geliebten Verwandten als er fiel abgenommen? Diese Zweifel mag der Dichter lösen. Seine letzten Worte:

Der Tod
Löscht alle Schuld . .
Ich habe nicht vollendet, was ich wollte,
Und mitten nun im Laufe sterb' ich selbst. . .
Was ich gefehlt, vergebt mir: lasset nicht
Den Unverstand an meinem Namen nagen.
Denn, wie ich war, ich war doch Deutschlands Sohn,
Du aber wachs' empor aus meinem Blute
O wachs' empor und rage durch die Welt,
Baum uns'rer Freiheit, theures Vaterland.
Lebt wohl. . .

lösen sie nicht; vielleicht sind sie nicht zu lösen als mit dem alten Satz, daß ein tragischer Held die Menschheit, d. h. ihre Schwächen zurückspiegeln soll.

22. Karl von Bourbon. Historische Tragödie in fünf Acten. Von R. E. Prutz. Hanover, Kius. 1845. Gr. 8. 20 Ngr.

Mit dem vorhergehenden Stücke steht diese Arbeit in so weit in geistigem Zusammenhange, als sie eigentlich denselben Gedankenstoff bearbeitet und eine ähnliche historische That vor dem poetischen Richterstuhl verhandelt, den Verrath des Vaterlandes. Allein, wie diese Handlung hier klarer zu Tage liegt, wie sie in ihren Motiven faßlicher, allgemeiner und wirkungsreicher erscheint als dort, so erhebt sich der Dichter an ihr auch zu noch höherer tragischer Würde, zu größerer Innigkeit und mächtigerer Wirkung. Zwar, so lange es sich zwischen König Franz und dem stolzen Vasallen Bourbon blos um Neid und Scheelsucht handelt, so lange Wille und Handlung nicht feststehen, nicht übereinstimmen, läßt uns das Drama kalt und wir erwärmen uns für keinen der Streiter. Die große Klippe, an der, wie wir fürchten, die Darstellung dieses schönen Dramas immer scheitern wird, die widerwärtige Erscheinung der Herzogin von Angoulême, macht sich in diesen ersten Acten allzu geltend. König Franz ist kein Kind mehr, er ist vielmehr König und Freund Bourbon's; welche Wirkung kann nun die Leidenschaft seiner Mutter für Karl von Bourbon anders machen als eine lächerliche oder eine widerwärtige? Dies Element war von dem Dichter durchaus zu überwinden! Er mußte es in den tiefsten Hintergrund drängen, wenn es nicht gänzlich zu verbannen war. Wir durften die Herzogin niemals sehen, höchstens von ihr hören, nimmermehr aber sie in Monologen ihre unverständige Liebesglut schildern oder Berechnungen darauf gründen hören. Hier ruht der Grundfehler des sonst so lobwürdigen Stücks: ein Fehler des Urtheils, des guten Geschmacks, wenn man will, aber doch ein Hauptfehler; denn der Herzogin Sinn und verstandlose Leidenschaft für Bourbon ist doch eigentlich die bewegende Muskel des ganzen Dramas. Dies abgethan — allein es ist schwer, es zu vergessen — freuen wir uns dieser Arbeit und wünschen dem Dichter Glück dazu. Es ist wirklich ein schöner Wurf, den er gethan hat. In plastischer Klarheit treten die historischen Charaktere Franz und Karl vor uns hin; Franz, leicht, gutmüthig, edel, immer würdig der Krone, die er trägt; Karl, edel, aber von Leidenschaft geblendet, tief verwundet, seine Schmach rächend und am Schmerz der Rache verblutend, ein Verräther seines Vaterlandes zwar, aber achtbar durch den Schmerz, den er über die wilde Nothwendigkeit empfindet und sein Unglück mit Würde überwindend. Was von den Personen gilt, ist auch von den Gedanken zu sagen, die dies Stück bewegen; auch sie treten durchsichtig, klar, fast plastisch vor uns hin: das elendeste der Loose ist das des Verräthers, denn auch siegreich, ist er sein eigener Todesrichter! Die Geschicklichkeit, mit der die Fabel von da ab geführt ist, wo Bourbon zum Entschluß kommt, bewährt des Dichters dramatisches Formtalent; es ist dagegen nichts zu erinnern als etwa der unnöthige, der Historie widersprechende Gifttod Bourbon's, für den wir durchaus keine Nothwendigkeit erkennen können; denn Bourbon tödtet sich selbst, indem er zum Sturm von Rom abeilt und Diana sterben sieht; es bedarf ihres Giftes nicht. Was aber am meisten von der Begabung des Dichters Zeugniß gibt, das ist die Zeichnung Bourbon's, nachdem die That vollbracht ist. Die tragische Muse feiert hier einen Triumph der Würde und Hoheit. In diesen Scenen, bei Adrian v. Croy, auf dem Schlachtfelde von Pavia und sonst ist jedes Wort Gedanke und Lehre. Bourbon klagt nicht, keine Phrase, keine Floskel entschlüpft ihm; aber in jedem Worte malt sich seine innere Verurtheilung. Die prägnante Kürze dieser Dialoge ist die höchste Beredtsamkeit. Flüchtling oder Sieger unter fremder Fahne, büßt er seine Schuld als Verräther, indem er sein Richter ist.

Wir rechnen die Wirkung dieser Scenen zu den höchsten Effecten, welche die tragische Muse hervorbringen kann, wirksam mehr durch Das, was nicht gesagt wird, als durch die gesprochenen Worte. Hier liegt ein großes Geheimniß tragischer Wirkung, von geringen Geistern nie entdeckt; im Schweigen meinen wir. Mit der Zeichnung des königlichen Ritters Franz können wir uns ebenso einverstanden erklären, und was er etwa gefehlt hat, macht der Monolog im vierten Act wieder gut.

Nun richt' dich auf, mein königlicher Geist!
Die Stunde der Gefahr ist da: nun schüttle
Den Staub des Müßiggangs von deinen Schwingen
Und zeig' in Thaten endlich, wer du bist.
Die Lage meines Reiches ist nicht gut:
Wohin ich schau', mein Horizont ist schwarz
Und Wetterwolken hängen über mir.

Wohl, mögen sie! Ich fühl' mein Herz gestählt,
Ja, sehnsuchtsvoll dem Kampf entgegenschlagen,
Wo eine Krone zu verspielen steht u. s. w.

Das Einzige, was zu dem Bilde nicht völlig paßt, das der Dichter von diesem König entwirft, ist die schweigende Unterwerfung, mit der er die lange Strafrede seiner Mutter hinnimmt, die gleich auf diesen Monolog folgt und die auch in technischer Beziehung eine durchaus störende Tirade ist, welche aller Wirkung, besonders am Schlusse eines Acts, gänzlich entbehrt. Der Dichter muß diesen Auftritt durchaus umarbeiten.

Aus allem Vorstehenden mag sich nun wol das Urtheil zusammenstellen, daß, obwol „Karl v. Bourbon" keine ganz fehlerlose Tragödie sei und besonders durch die Auffassung des Charakters der Mutter Franz' I. der Kritik eine starke Blöße darbietet, sie dennoch und ohne Zweifel zu den bedeutendsten und begabtesten dramatischen Leistungen der jüngsten Zeit zählt und, da sie mit „Moritz von Sachsen" in Form und Geist eine enge Verwandtschaft verkündet, Product eines Systems, nicht des Zufalls oder der Laune sei. Dieses System spricht sich besonders in Wahrheit und Natürlichkeit der Rede, in der Vermeidung alles herkömmlichen und abgehörten Phrasenschmucks, in der Verleugnung alles sentimentalen Effecthaschens, in einer geraden und männlichen Gedankenäußerung aus, bei der die poetische Form mehr als Nebensache, Gedanke und Bedeutung als Hauptzweck erscheinen. Es ist der Kritik nicht zu verdenken, daß sie eine solche Erscheinung als eine ebenso würdige wie neue begrüßt, und indem sie Halm und Prutz als die beiden Pole der tragischen Schwingung unserer Tage auffaßt, sich ihr Urtheil vorbehält, welcher von beiden Poeten die Aufgabe der dramatischen Kunst am vollständigsten zu lösen vermöge. Sonderbar ist es, daß hier am Ende wieder der große Unterschied zwischen der männlichen und der weiblichen Schönheit seine Bedeutung geltend macht, und daß eine Schmelzung der beiden genannten Poeten zu nichts Anderm führen würde als zu einer Wiederholung des „Don Carlos", „Maria Stuart", oder „Wallenstein", deren classische Natur Prutz nicht anzuerkennen willens ist.

23. Graf Durem, oder Kraft und Macht. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von R. v. Liliencron. Kiel, Schwers. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf. dieser in vieler Beziehung merkwürdigen Arbeit setzt seine Hoffnung auf Ironie und Laune; er hat in der That eine überaus humoristische Tragödie geschrieben, bei deren Durchlesung uns wirklich zweifelhaft geworden ist, ob dies Genre nicht am Ende dasjenige sei, das, indem es sich dem Geiste unserer Zeit und dem großen Vorbilde Shakspeare's am engsten anschließt, die meiste Hoffnung auf nachhaltigen Erfolg habe. Die lange Reihe ernster historischer Tragödien, die z. B. Raupach geschrieben hat — was tödtet sie? Gerade der Mangel Dessen, was der Verf. in so reicher Fülle bietet, Witz, Geist, Humor. Und dieser Witz ist scharf und schlagkräftig, er verfehlt sein Ziel nicht ein einziges Mal, ist immer spitz, immer geschmackvoll; ja, er steht an launiger Wirkung dem Geistesspielen im „Heinrich V." wahrlich um nichts nach. Mag man von dieser Arbeit sagen, daß sie den Absichten der tragischen Muse nicht diene: den Reichthum an Geist, Anregung und Laune kann ihr Niemand streitig machen. Neben diesem Feuerwerk des Witzes machen dann aber auch die gefühlvollen und ernsten Scenen eine um so tiefere Wirkung rege und der springende und getheilte und dennoch homogene Effect hält das Interesse an der Arbeit wach, was den eintönig tragischen Leistungen nicht immer geschieht. Die Fabel ist einfach und ziemlich frei historisch. Nach König Ferdinand's von Portugal Tode ist der Thron in die Hand der Parteien gegeben; denn Eleonore, seine Witwe, abdicirt. Die Verträge weisen ihn Castilien zu und der Castilier wird zum König ausgerufen. Da erscheint aus der Verbannung Graf Durem, den Eleonore geliebt hat, der um ihretwillen verbannt war. Seine Kraft reißt sofort die schlotternden Parteien hin; er ist im Begriff König zu werden, da fällt er von der Hand Don Juan's, des natürlichen Bruders König Ferdinand's, der sein Nachfolger wird; das tragische Element aber beruht darin, daß Eleonore den Grafen noch liebt, dem sterbenden Gatten aber geschworen hat, ihn zu fliehen. Diese Auffassung der Geschichte bot der Ironie freies Feld, und der Verf. benutzt diese Freiheit mit dem seltensten Glück. Seine Malerei des Parteiwesens, der Ohnmacht, die in der Hofluft ihren Sitz hat, der Gewalt, die ein kräftiger Wille über Halbmenschen ausübt, der Macht des kecken Muths und ähnliche Beziehungen mehr, ist vortrefflich; sie läßt ihm und uns die gute Laune, Befriedigung und Genuß nicht ausgehen. Was soll die Kritik nun zu dieser Gattung des Trauerspiels sagen? Am Ende kann sie nur daran erinnern, daß es kein Trauerspiel war, was sie vor sich hatte, sondern blos ein gutes Stück Poesie. Und daß Sir Robert ein solches ist, daß Menezes, Pereira und alle andern Träger des ironischen Geistes des Verf. vortreffliche Gestalten sind, wird Niemand in Abrede stellen, der kein Thränenheld ist. Dabei ist die Führung der Fabel so lebhaft, Überraschung an Überraschung so gereiht, die Diction so kurz und kräftig, daß Theilnahme und Spannung den Leser nicht verlassen, und daß die Wirkung dieses Dramas, das mit den politischen Dramen „Bertrand und Raton", „Glas Wasser" und ähnlichen Effectstücken in Wahlverwandtschaft steht, auf der Bühne vortrefflich sein muß. Ein durchaus poetischer Hauch, ungemein viel Geist und endlich eine zwar flüchtige, aber desto schärfere Charakteristik verleihen dieser eigenthümlichen Arbeit einen auch vor der höhern Kritik bestehenden und bleibenden Werth. Eine Probe mag von der Diction des Verf., die nicht minder eigenthümlich ist als seine Gedankenreihe, eine Vorstellung geben. S. 41 spricht Durem zu Pereira:

.... Nicht so sauer dreingeseh'n,
Mein junger Freund! Man muß in dieser Welt
Des Nutzens halber viel hinunterschlucken
Was bitter schmeckt. Das Leben ist aus Gut
Und Schlecht ein unauflösbares Gewirr.
So schleicht das Laster sich zur keuschen Tugend,
Und zeugt mit ihr die That, in deren Antlitz
Man beider Ältern Ähnlichkeit erkennt.

Ein schönes und neues Bild.

Jagt mir die Grillen fort, sie kleiden Euch
Wie welkes Laub den Mai...

Die folgende Scene entwickelt meisterhaft, wie ein Usurpator die Gemüther fesselt:

Durchgreifen muß man; Widerstand verkriecht sich,
Wenn er den Gegner kampfentschlossen sieht.
Laßt die Vollstreckung pünktlich überwachen;
Habt euer Auge überall; es folge
Dem Auge rasch die Hand.
Denn Usurpation, im Anfang klein,
Ein unbemerktes Sandkorn, thürmt sich schnell
Zum Felsen, der dem Recht den Weg versperrt.

Köstlich durchweg ist Sir Robert, der Fallstaff'sche Freund Graf Durem's. „Heda, ihr Kerle! So lauft nicht so! Ihr solltet euer langsames Gehirn gebrauchen, um darauf zu gehen, und euere schnellen Füße zum Denken nehmen. Das wäre für beide Theile vortheilhaft." Und solcher Scherze im Überfluß. Wir können nicht umhin, alle das Bessere suchende Bühnendirectionen auf dies geistreiche Drama aufmerksam zu machen, indem schon Sir Robert allein eine wahre Bühnenperle ist, ein seltener Fund für Schauspieler und Zuschauer!

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen aus England.

Eine geschichtliche Novelle aus Englands Vorzeit.

Allerdings bedarf die deutsche Literatur kein ausländisches, die kirchlichen Bewegungen der Gegenwart berührendes Pro-

duct. Sie hat an eigenen Erzeugnissen vollauf. Aber zur Abwechselung wäre eine englische Novelle zu empfehlen: „The battle cross, a romance of the fourteenth century", von John Brent, Verf. von „The Sea wolf", „The lays of Poland" u. s. w. (3 Bde., London 1845). Ein kräftiges, selbstgeschaffenes Product, keine Buchmacherei; Männer und Frauen von Fleisch und Blut, keine ausgestopften Marionetten, die an Draht oder Bindfaden über die Bühne figuriren. Das Stück beginnt im J. 1385, als Percy, der berühmte Hotspur, Sohn des ersten Grafen von Northumberland, Statthalter von Berwick und Hüter der östlichen Marken war. Zwei Jahre später fiel Jakob, Graf von Douglas, in Northumberland ein, während die Grafen von Strathern und Fife, Söhne des Königs von Schottland, die englischen Grenzbezirke verwüsteten. Douglas drang bis vor Newcastle und unter den Mauern dieser Stadt in persönlichem Zusammentreffen mit Percy erobert er dessen Lanze, woran ein Fähnchen flattert. Triumphirend schwingt er sie in die Luft und schwört, sie mit nach Schottland zu nehmen und auf die Mauern von Dalkeith aufzupflanzen. „Bei Gott, das sollst du nicht!" schwört Percy. So schürzt sich der Knoten. Die um jene Zeit eingetretene blutige Verfolgung der Anhänger Wickliffe's führt zur Lösung am Faden der herkömmlichen Liebesgeschichte. Ein Mädchen, Rosamunde, eine Lollard, wie die dem neuen Glauben Zugethanen hießen, soll einen Anhänger des orthodoxen Glaubens heirathen, während ihr Herz einem der Ihrigen, ihrem Milchbruder gehört. Das bringt sie dem Tode auf dem Scheiterhaufen nahe. Der tapfere Percy wird ihr Retter und gewinnt seine Lanze zurück. Die Gräuel der Religionsverfolgung sind vortrefflich geschildert, mit manchem bedeutsamen Winke für die Gegenwart, daß religiöse Intoleranz zu allen Zeiten auf die Gemüther und Handlungen der Menschen gleichmäßig gewirkt hat, eine That die andere nach sich reißt und was friedlich anfängt, oft in tödtliche Feindschaft ausgeht. 16.

Katalog der berühmten Bibliothek der Erzbischöfe von Canterbury.

Während der angefangene Katalog der Büchersammlung des Britischen Museum in einer Weitschweifigkeit und Langsamkeit fortschreitet, daß zur Vollendung dieses Bücherverzeichnisses auf diese Weise mehr als ein halbes Jahrhundert erforderlich sein würde, ist kürzlich unter dem Titel: „An index of such english books, printed before the year MDC, as are now in the archiepiscopal library at Lambeth etc. By the Rev. S. R. Maitland", ein Katalog der berühmten Bibliothek der Erzbischöfe von Canterbury in Lambethhouse in Southwark, einem Stadttheile Londons, erschienen, der auf 120 enggedruckten Seiten über 2000 mehr oder wenige seltene darin befindliche englische Werke dem Nachschlagenden die gehörige und nothwendige Auskunft ertheilt. Es erhellt aus diesem Katalog, daß diese erzbischöfliche Büchersammlung vielleicht mehr wahrhaft seltene Bücher besitzt als die Bibliotheken der beiden englischen Universitäten und der Hochschulen zu Edinburg und Dublin zusammengenommen. Besagte Bibliothek wurde von dem im Jahre 1544 geborenen und 1610 gestorbenen Erzbischof Bancroft gegründet, der, ein großer Freund der Literatur, seine Bücherliebhaberei nicht nur auf Werke seines Berufs beschränkte, sondern auch geschichtliche und politische Veröffentlichungen wie Schöpfungen der schönen Literatur in das Bereich seines Sammelns zog. Ob seine Nachfolger, Abbot und der berüchtigte Laud, seinem Beispiele folgten, ist unbekannt. Während der Bürgerkriege scheint man vor dem zelotischen Haß der Rundköpfe gegen Alles, was wie ungläubig und profan aussah, die Bücher in Sicherheit gebracht und erst zu der Zeit der Wiedereinsetzung der Stuarts sie im erzbischöflichen Palast wieder aufgestellt zu haben. Die von Bancroft selbst gesammelten zeigen, je nachdem dies vor seiner Erhebung zur höchsten kirchlichen Würde oder nach derselben stattfand, entweder seine Anfangsbuchstaben oder das ihm zuertheilte Wappen auf dem Einband. Unter den im Katalog aufgeführten Seltenheiten verdienen bemerkt zu werden: „Anglo-phile Eutheo. A second and third blast of retreat from places and theatres" (ohne Druckort, 1580, 12.), eine Streitschrift in Bezug auf den damals kurz vor Shakspeare's Zeit zwischen den Puritanern und schönen Geistern geführten Streit über den Einfluß der Bühne auf die Sitten; ferner Thomas Churchyard's „A wished reformation of wicked rebellion" (Tho. East, 1598, 4.), eine bisher unbekannte Abhandlung, die sich wahrscheinlich auf den irischen Aufstand 1595 und die bekannte Rolle bezieht, die Graf Essex bei seinem Auftrag, ihn zu unterdrücken, gespielt; „Dialogue between the Foster, the Hunter and the Deane" (ohne Druckort und Jahr), ein satirisch-humoristisches Schriftchen, welches wahrscheinlich einer ganzen Sammlung solcher Volksschriften angehörte; „Essayes. Religious meditations, places of perswasion and disswasion" (Ino. Windet for H. Hooper, 1597, 8.), die erste und höchst seltene Ausgabe von Bacon's „Essays", wovon eine Abschrift vor einigen Jahren mit 30 Pf. St. verkauft wurde; endlich Edward Hake's „A joyful continuance of the commemoration of the reign of Queen Elizabeth" (Rd. Jones, 1579, 8.). So bekannt trotz ihrer Seltenheit bisher Hake's „Commemoration" war, so wußte man nicht, daß er eine Fortsetzung davon verfaßt.

Die Weisheit und Güte Gottes in der Chemie nachgewiesen.

Das fromme England hat der Beispiele so manche, daß bedeutende Vermächtnisse zu Preisen bestimmt worden sind, die für Schriften ausgesetzt wurden, welche die Güte und Allmacht Gottes, die Unsterblichkeit der Seele und Ähnliches darthun sollten. Bekannt sind in dieser Hinsicht unsers Wissens auch durch mehrfache deutsche Bearbeitung die sogenannten „Bridgewater-Bücher" geworden. Eine vor einigen Jahren verstorbene reiche Dame, Mrs. Acton, hatte zu ähnlichem Zwecke dem königl. Institut in ihrem Vermächtniß die Summe von 1000 Pf. St. mit der Bedingung überwiesen, daß die Zinsen dieses Capitals jedes siebente Jahr der besten Schrift zugesprochen werden sollen, welche die Weisheit und Güte des Allmächtigen veranschauliche. Dieser Preis ist nun zum erstenmale der Schrift „Chemistry, as exemplifying the wisdom and beneficence of God", von Georg Townes, zuerkannt worden. Es bleibt nun gewiß in philosophischer Rücksicht kein leichtes Stück Arbeit, ohne ein sehr unlogisches Verfahren aus dem Nachweise der unabänderlichen Regelmäßigkeit und Nothwendigkeit der Naturgesetze, wie sie aus jedem Ergebniß neuerer Forschung immer deutlicher hervortreten, die vorausgesetzten Eigenschaften des Urgrundes dieser Gesetze selbst zu erweisen. Aber der Glaube nimmt es bei solchen Dingen mit der Logik nicht eben genau, sondern bedient sich seiner Argumente als Prämissen, und seiner Prämissen als Argumente. Auch die vorliegende Schrift hält sich, wie es zu solchem Zwecke nicht anders sein kann, nicht ganz frei davon, obwol sie bei ihrer Argumentation ganz auf dem Pfade der Ergebnisse der neuern Wissenschaft bleibt. Man sieht überdies, daß der Verfasser in dieser Hinsicht von den Forschungen unsers genialen Liebig den besten Gebrauch gemacht, ja oft dessen geistreiche Darstellung in den „Chemischen Briefen" nur amplificirt und paraphrasirt hat.

Die londoner Alterthumsgesellschaft.

In der londoner Alterthumsgesellschaft hat Dr. Lee vor einigen Wochen den Antrag gestellt, man solle den bisher üblichen Gebrauch abschaffen, wonach die Gesellschaft als solche den Jahrestag der Enthauptung Karl's I. als Trauerfest begeht. Herr Lee meinte, dies sei eine Narrheit, welche selbst für eine Alterthumsgesellschaft zu veraltet aussehe. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 149. —— 29. Mai 1845.

Dramatische Literatur des Jahres 1844.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 148.)

24. Die Royalisten, oder: Cromwell's Ende. Trauerspiel in fünf Acten. Von E. Raupach. Der Trilogie: Cromwell, dritter Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1844. 8. 1 Thlr.

Raupach hat mit seinen sehr regelmäßigen, sehr kunstgerechten und sehr glatt versificirten historischen Tragödien das geschichtliche Drama bei Literatoren und Theaterbesuchern etwas in Verruf gebracht, aus keinem andern Grunde als — um es gerade heraus zu sagen — weil es diesen höchst regelmäßigen und geschichtsgetreuen Arbeiten an Geist fehlte. Er versucht nun in der Trilogie „Cromwell" einen andern Weg. Fußend auf dem leidenschaftlichen Geschmack der Deutschen für Familienleben und Familienscenen, spielt er das historische Drama auf dies Gebiet hinüber, und dieser Kunstgriff gelingt ihm. Raupach ist durch und durch ein deutscher Poet; wenn er eine Zeit lang seine Stoffe aus dem öffentlichen Leben entnahm, so geschah dies mit Zwang, als ein Act des Willens, gegen seine und seiner Zuhörer Natur. Hier nun ist er wieder zu Hause; er ist auf seinem eigenen Gebiet, er hört wieder Stimmen und findet Töne, die seiner Naturanlage ganz zusagen. Das historische Drama, an und in der Familie entwickelt, ist seine und des deutschen Dramatikers Aufgabe überhaupt. Auch „Don Carlos", „Wallenstein" und selbst „Egmont" sind solche historische Familienstücke und schleppen, wenn man sie genauer betrachtet, das politische und öffentliche Element eigentlich nur als Ballast mit sich fort. „Cromwell" also ist eine bürgerliche Tragödie und dazu paßt es, daß der jambische Klippklapp zur Seite geworfen und die natürliche deutsche Prosa zu Ehren gebracht ist. Wir sind damit ganz einverstanden; die Wirkung ist naturgemäßer und vollständiger; denn der Dichter hat das Talent der dramatischen Prosa. Nach allem Diesen ist „Cromwell's Ende" für deutsche Zuhörer zugleich ein höchst wirksames Stück, dem wir seinen Werth zugestehen müssen, ohne es deshalb für einen Kunstgewinn erachten zu können. Das Neue, das es bringt, hat mit der Erweiterung oder Verwirklichung des Kunstgesetzes nichts zu thun; es bezieht sich nur auf die neue Auffassung des Charakters des Helden, die allerdings noch nicht da war. Herrisch, heftig, auffahrend; schwach, weich wie ein Kind, gottbegeistert, reumüthig, haltlos in sich und zerrissen zwischen Wollen und Dürfen, so haben wir Cromwell hier zum ersten Mal zu sehen. Er ist nun kein politischer Held mehr, seine Erhebung ist ein Zufall, sein Einfluß auf das Geschick seines Vaterlandes ein bloßes Ergebniß der Umstände. Er ist blos ein Familienvater, der eine rührende Geschichte vor uns darstellt. War das die Absicht des Dichters? Wir zweifeln!

Wie dem indeß auch sei, dramatische Wirkung fehlt den „Royalisten" nicht. Wir sehen, wie sich der Boden unter dem Gebäude der Macht allmälig höhlt, das Cromwell aufgerichtet hat, wie er seines letzten Ziels, der Königskrone, verlustig geht, da ihm der Muth mangelt, sie gegen den Willen des Heers zu ergreifen; wir sehen den Zwiespalt in seiner Familie, von der seine Gattin das Vorgegangene bedauert, seine Tochter Betty (Clappole) entschiedene Royalistin ist, während Brigitte zu den Republikanern hält und sein Sohn Richard seine Nachfolge verschmäht. Der Schmerz aber, welcher ihn tödtet, ist der Fluch seines Lieblings, Betty, die nach ihres Beichtigers Hewet Verurtheilung in Irrsinn stirbt, und in diesem alle Dämonen des Gewissens in Cromwell's Brust wach ruft.

Das Stück bietet mehre ausgezeichnete Scenen dar. Der Kampf Cromwell's, ob er die dargebotene Krone zu ergreifen habe, ob nicht, gibt ihm den tragischen Haupthebel; der Monolog S. 28 — „König — und gelöst wäre die Frage meines Lebens" — ist schön; der Schluß des ersten Acts, Betty's Bitte, sie nicht, wie ihre Großmutter, in Westminster zu begraben, ist von ergreifender Wirkung; die Scene des Überfalls der Offiziere ist erschütternd. Allein hiervon abgesehen sind es doch mehr einzelne glückliche Gedanken als die dramatische That, die uns ein Interesse abgewinnen; denn der Held des Stücks selbst erscheint von vorn herein allzu sehr als ein Verlorener und Hoffnungsloser, dem Kraft und Weisheit Valet gesagt haben.

S. 10 sagt Hewet: „Auf je mehr Seiten der Mensch verwundbar ist, je vollkommener ist er." Ist das wahr? Sollte es nicht vielmehr heißen: „Desto kränker ist er." Wir sehen, Raupach ist zu einer Weichheit der Empfindungen gelangt, die dem tragischen Dichter nicht zupaßt und bei der seine Laufbahn geschlossen ist. Am gebrochenen Herzen, oder weil er ein unglücklicher Vater war, ist Cromwell nicht gestorben. Wie wir den Dichter kennen, kann es nicht Wunder nehmen, daß er gelegentlich gegen den Freiheitsschwindel scharfe Reden führt. So S. 132: „Ja ja, ich weiß es, es ist die Narrheit dieser Zeit, daß kein Schuster mehr Schuhe machen will, aber sie sollen!" Und S. 143: „Freiheit — Gespenst, das mir auf allen Wegen entgegentritt — womit verführst du die Welt? Was versprichst du? Kannst du das Widersprechende halten? Du kannst nicht, Lügnerin! Du äffst die ewige Freiheit nur nach, die jenseit der Morgenröthe steht und ihren Fuß niemals diesseit setzt. Du narrst die Welt, Betrügerin; aber ich will dich bannen, Gespenst!" Und anderwärts: „Ich binde euch die Hände, glaubt ihr? Thoren! der Schöpfer ließ euch mit gebundenen Händen geboren werden!" u. s. w. So, meinen wir, sei diese Arbeit des Dichters von „Isidor und Olga" genugsam charakterisirt.

25. Saul und David. Ein Drama der heiligen Geschichte. Von Friedrich Rückert. Stuttgart, Liesching. 1844. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Indem wir dies Buch öffnen, tritt uns, nächst der ungewöhnlichen poetischen Rüstigkeit, die in weniger als zwei Jahren diesen „Saul", die zwei Theile des „Herodes", „Heinrich IV." und vielleicht noch Anderes schuf, die Üppigkeit der

Reimbildung entgegen, in welcher der „Saul" sogar die „Lucinde" und andere Schlegel'sche Arbeiten übertrifft. Es ist, als hätte der Dichter geradehin die Reimfähigkeit seiner Muttersprache versuchen wollen:

Nehmt diesen Korb und eilt durch alle Gauen
Mit diesen Gliedern, die vom Blute thauen.
Sagt ihnen dies: So wird man euch zerstücken,
Wenn ihr zu feige seid, ins Feld zu rücken,
Als Männer, und euch selber zu beschützen
Dumpf unters Joch wollt euern Nacken bücken,
Statt euer Blut im Schlachtfeld zu verspritzen,
Geduldig laßt als Schlachtvieh euch benützen.

Und gleich darauf:

Die Gasse durch des Lagers Mitten,
Durch welche uns're Boten schritten,
Um Hülf' in Israel zu bitten,
Die, weil sie Rückkehr schnell verhießen,
Die grimmen Feinde offen ließen.
Nun wird die letzte Feist verfließen,
Dann werden sie die Gasse schließen.

Oder:

Ein Tag rollt nach dem Tag hinab
Und jeder ist ein Sonnengrab.
Wie seltsam ist der Stunden Gang!
So kurz und flüchtig, träg und lang!
So langsam der Erwartung Drange,
So eilig denn, wovor uns bange.
So windet sich die alte Schlange,
Die Zeit, mit ihren Augenblicken,
Um uns, und droht uns zu ersticken.

Welche Reim- und welche Wortseligkeit! Natürlich, denn ein Reim, läßt man der Lust daran einmal die Zügel schießen, lockt den andern herbei. Und dies ist der Vorwurf, den wir dem Dichter machen! Die Regeln der Kunstgattung wie die Regeln des Geschmacks laufen Gefahr, hierüber in Vergessenheit zu gerathen, ja die Gesetze der Logik, Sinn und Verstand des Vorzutragenden bleiben selbst nicht ohne Gefährde. Will unser Dichterveteran sich herablassen, ein deutscher Guarini, ein Secentist zu sein und soll von ihm das Verderben ausgehen, das Jene verschuldeten?

Von der verfehlten Form dieses heiligen Dramas abgesehen, bietet das Stück viel Erfreuliches dar; es ist in einer warmen und lebendigen Auffassung der Zeit und der heiligen Tradition geschrieben und reich an guten Einblicken in die Natur des Menschenherzens. Die Durchgänge, welche Saul's Seele erfährt, von der Kraft und Demuth des jungen Tempelhüters und Knechts seines Vaters Kis, bis zu dem stolzen Gebieter in Gibea, den Argwohn und Herrschlust umlagern, sind klar und schön dargelegt und es ergreift uns mächtig, wie der Geist der Frömmigkeit, des Gottvertrauens und der Demuth von dem Machthaber weicht, der erst noch als König seines Vaters Äcker mit den Rindern desselben pflügt, auf den Nothruf der Bürger von Gilead aber die Rinder zerstückt, die blutenden Glieder unter sein Volk sendet und mit dem Siege über die Ammoniter ein Held seines Volkes wird. Es ergreift uns, wie Saul, ruhelos, sein eigener Feind durch Herrscherstolz, nun wieder der frommen Demuth David's unterliegt und König David den Sieg durch Großmuth gegen sein Geschlecht krönt. Die Töne, welche der Dichter in dieser Darstellung findet, sind oft sehr schön und des gekrönten Dichters würdig, und der Wechsel rhythmischer Formen und Reimweisen, in dem der Poet sich nun einmal hier zu ergehen eine unwiderstehliche Lust bezeigt, ist bisweilen selbst wirkungsvoll und reich an Reiz. So in den Strophen, die David nach der Botschaft vom Falle Saul's und Jonathan's in der Schlacht von Gilboa singt und an vielen andern Stellen.

Mein Jonathan gefallen!
Die Ceder fiel vom Libanon, ein Stern von Himmelshallen! u. s. w.

Doch dies sind nur einzelne Schönheiten eines Geistes, der sich ganz in seiner Aufgabe gesammelt hat, welche die poetische Verklärung dieses Theils der heiligen Geschichte war; wir müssen daran vorübereilen, nur anerkennend, daß die Aufgabe würdig und die Lösung poetisch war und daß nicht leicht Jemand in klarer Auffassung der sittlichen und socialen Verhältnisse Israels in jener fernen Zeit mit Rückert um den Preis wird ringen können.

26. Polyeukt, ein christliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Adolf Philippi. Hamburg, Kittler. 1845. 8. 10 Ngr.

Diese gutgemeinte und mit anerkennenswerther Vers- und Sprachgewandtheit geschriebene Tragödie ist schneller zu erledigen, da sie durchaus in jener Mittelregion des poetischen Gebiets ausharrt, die das Vorzügliche ebenso wie das geradehin Tadelnswerthe ausschließt. Corneille hat denselben Stoff in einer bekannten Tragödie bearbeitet, und obwol der Verf. sich dagegen verwahrt, seine Leistung nicht auf Corneille's Arbeit zurückzubeziehen, so ist es doch die französische Auffassung der Tragödie mehr wie die deutsche, der wir bei ihm begegnen. Viel leere Rhetorik, viele Phrasen und wenig Handlung; viel subjective Selbstbespiegelung, wenig Objectivität und darum ein Überfluß an Worten und ein Mangel an Thaten, innerlicher oder äußerlicher. Für solchen Mangel geben gute Verse und wohlangewandte Sprüche aus dem Neuen Testament einen schlechten Ersatz, ja, sie decken den fehlenden Beruf des Poeten eigentlich mehr auf als zu. Die Fabel selbst gibt hierbei zu vielen Ausstellungen Stoff, und wenn der Verf., um den Machthaber Felix nicht zum Mördet an seinem Kinde werden zu lassen, zu der Fiction seine Zuflucht nimmt, daß Paulina nicht seine, sondern Davu's Tochter sei, so zeugt dies eben von einer Schwächlichkeit der tragischen Conception, die weit entfernt ist, ein gutes Vorurtheil zu erwecken. Den Dichter wie den Helden macht nur kräftiges Wollen, und ein Poet, der nichts zu wagen wagt, ist wie ein Held ohne Muth im Kampfe, nur daß der erste noch die Gesetze des Geschmacks und seiner Kunst nebenher zu beobachten hat! Wir wollen nicht leugnen, daß das Stück von einer gewissen stillen und rührenden Wirkung sei; indessen enthält es doch zu wenig Neuheit in Situation, Charakterzeichnung und Gedanken, als daß wir dem Verf. das Prognostikon eines erheblichen Effects stellen könnten. Seine Arbeit gehört vielmehr zu denen, die zur Vergessenheit geboren sind.

27. Dramatische Werke von Karl Gutzkow. Dritter Band. Leipzig, Weber. 1844. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jedermann weiß, welchen Namen Gutzkow in verhältnißmäßig kurzer Zeit unter den deutschen Bühnendichtern gewonnen hat. Dem Rufe, dem Jubel, mit dem die Coterie seine Arbeiten in diesem Gebiete empfängt, können wir, wie wir offen gestehen, nur schwach und mit Restrictionen beistimmen. Alles in Allem genommen scheint uns der streng kritische, der zersetzende und kaustische Geist Gutzkow's wenig berufen, im Drama eine große Wirkung hervorzubringen; im Drama, das ohne einen gewissen Grad von Hingerissenheit und Begeisterung, welche die Täuschung geben, die das Drama verlangt, nicht wol auf warme und billige Zuhörer rechnen darf. Hingerissenheit ist Gutzkow's Sache nicht. Er mag daher mit seiner kritischen Kenntniß, mit seiner oft meisterhaften Berechnung der Effecte, mit der kräftigen Einfachheit seiner Sprache und mit der Gewalt seiner Gedanken uns überraschen, blenden, selbst eine gewisse Bewunderung so großer Vorzüge in uns rege machen — der tragische Poet Deutschlands wird er nimmermehr werden. Er ist viel zu sehr Kritiker, viel zu scharfsichtig für Unzulässigkeiten und Mängel, viel zu erwägend und berechnend und am Ende, um es gerade herauszusagen, viel zu wenig Poet, um uns unsern Schiller vergessen zu machen, oder selbst Halm und seine Geistesgenossen von der Bühne zu

unbrängen. Die Arbeiten Gutzkow's können nichts mehr als befriedigen; erwärmen, entzücken, uns außer uns selbst zu versetzen, uns zu täuschen — ist ihnen nicht gegeben. Da, wo er etwa wie im „Patkul" den Anlauf dazu nimmt, verunglückt sein Werk; aber er reißt unsere Bewunderung an sich, wo es gilt, scharfe Töne zu finden, Kälte, Ironie, berechnete Intrigue, Contraste der Sitte mit dem Moralgesetz hinzustellen und walten zu lassen. Einen Dichter von solcher Natur werden die Deutschen würdigen und was er werth ist schätzen; ihr Dichter κατεξοχην wird er niemals sein, denn er wird die Jugend und die Frauen gegen sich haben.

Der vorliegende Band bringt uns zwei Dramen in Prosa: „Ein weißes Blatt" und „Zopf und Schwert", das leider von einem sehr unverdienten Verbot der Darstellung getroffen worden ist. Sprechen wir zuvörderst von dem letzten Stück, das uns in des Verf. Art und Weise das vorzüglichere und gelungenere zu sein scheint. Man kann die Geschichte zwiefach auffassen: in der Absicht, sie poetisch zu verklären, und in der Absicht, aus ihr einen Stoff für die Poesie zu entlehnen, was keineswegs Dasselbe ist oder zu demselben Resultate führt. Geister, in denen die Poesie überwiegt, werden sich auf dem letztern Wege die Geschichte dienstbar machen; andere, in welchen das kritische Element vorwaltet, werden die Geschichte reproduciren, versinnlichen, mehr oder minder poetisch bekleiden, sie verklären. Das Letzte ist der Fall mit Gutzkow's historischen Dramen, das Erste war Schiller's und im „Egmont" auch Goethe's Sache. Der an sich ziemlich trockene Stoff, der Charakter der Zeit König Friedrich Wilhelm's I. von Preußen, spiegelt sich in „Zopf und Schwert" treu wieder; das Stück ist in dieser Beziehung fast ultra-historisch. Die Intrigue ist aufs glücklichste erfunden, fesselt uns mit Nothwendigkeit und liefert Peripetien genug, große und kleine Katastrophen, um auf der Bühne Wirkung zu üben. Alle Charaktere sind mit fester Hand gezeichnet, reich und gut ausgestattet, mit Liebe behandelt und so vor uns ins Spiel gesetzt, daß ein völlig abgerundetes Bild, ein völlig befriedigender Gesammteffect daraus hervorgeht. Die Diction löst eine schwere Aufgabe, nämlich die, ein annehmbares Mittelding zu sein zwischen historischer Treue und der Foderung des heutigen Geschmacks. In allen diesen Beziehungen haben wir den Dichter zu loben, ja, so weit zulässig, zu bewundern; allein poetisch ist sein Drama nicht. Ein vortreffliches Charaktergemälde, bei dem jedoch, wie überall bei Gutzkow, das Herz übel wegkömmt; denn Das ist eben der Mangel in der Naturanlage des Poeten, daß er dem Herzen nur widerwillig seine Rechte zuerkennt. Es scheint uns, daß er in das Verhältniß des Erbprinzen ohne Schaden an der historischen Treue immerhin etwas mehr Gemüth hätte legen können. Das Stück ist nichtsdestoweniger an köstlichen Scenen — wir rechnen dahin Eversmann's Leichenrede im Tabackscollegium — so reich, die Widersprüche im Charakter des Königs, des vielverkannten und, indem man ihn von seiner Zeit trennt, vielgelästerten treuen Fürsten seines Volks sind so glücklich gelöst, das Ganze ist so launig und gut dramatisirt, daß wir dem Stücke ein langes Dasein und vollkommene Geltung verheißen können. Die Totalwirkung ist dem königlichen Charakter ja dem Königthume selbst günstig, und das Verbot des Schauspiels daher zu bedauern.

Im Schauspiel „Ein weißes Blatt" ist die Scenerie eine bürgerliche und in einer gewissen Scribe'schen Nacheiferung aufgefaßt. Im Ganzen des Stücks ist viel Innigkeit und daher mehr Sympathie mit dem deutschen Geschmack, wie er sich unter äußern und innern Lebensbedingungen zwischen Rhein und Niemen einmal ausgebildet hat, anzutreffen. Die Sprache ist wie immer bei Gutzkow vortrefflich; dagegen ist der Reiz der Neuheit in Situation und Charakteristik nicht eben groß oder hervorstechend, die Intrigue aber ist, obwol spannend und anziehend, doch durchweg peinvoll und unnatürlich. Wie will der Verf. rechtfertigen, daß ein Mann wie Holm Eveline's Liebe nicht wahrnimmt! Wie verantworten, daß bei ihm selbst das entsprechende Gefühl der Gegenliebe erst nach der Trennung hervortritt! Wie seine Empfindung für Tony, wie Beate's plötzliche Entsagung und viele andere Dinge auf Natur begründen? Welche Rolle spielt das weiße Blatt überhaupt in diesem Schauspiel? Wozu ist es da? Alle diese verwandten und verbundenen Menschen, warum wissen sie nichts voneinander? So lange der Verf. uns nicht diese Fragen löst, müssen wir sein „Ein weißes Blatt" für ein gänzlich naturwidriges, ganz verfehltes, ja jedes zartere Gefühl schwer verletzendes Drama halten. Die poetisch klingenden Phrasen über die Natur im Feierkleide, in der Scene zwischen Tony und Gustav, sind für uns vollends ein ganz verunglückter Versuch des Verf., aus seiner Natur herauszugehen; von den Worten aber, mit welchen Beate das Stück schließt:

Reichst der Liebe du die Hände,
Pflück' die Blume, wie sie sprießt,
Daß der Anfang und das Ende
Immer ineinander fließt.

bleibt er uns den Sinn schuldig, abgesehen von ihrer grammatischen Mangelhaftigkeit. Gutzkow kann nichts Besseres und nichts Eiligeres thun als aus seinem Standpunkt als Kritiker dies unglückliche Schauspiel ohne Gnade zu verurtheilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Marquis von Fortia d'Urban.

Obgleich seit dem Tode des Marquis von Fortia d'Urban schon eine geraume Zeit verflossen ist, so erinnern wir uns doch nicht, in irgend einem deutschen Blatte eine biographische Notiz dieses ehrenwerthen, verdienstvollen Mannes gelesen zu haben. Wir halten es deshalb für unsere Pflicht, seinem Andenken noch nachträglich einige Zeilen zu widmen. Die einzelnen Angaben werden wir einer biographischen Skizze entnehmen, die vor kurzem erschienen ist.

Agricol Joseph François Xavier Pierre Esprit Simon Paul Antoine de Fortia d'Urban wurde am 18. Febr. 1756 zu Avignon geboren. Er gehörte einer alten Adelsfamilie an, die aus Catalonien stammte und sich in den ersten Jahren des 12. Jahrhunderts in Frankreich niederließ. Sieben Jahre alt kam er in eine Erziehungsanstalt zu Passy in der Nähe von Paris, von wo er nach La Flèche geschickt wurde, woselbst Ludwig XV. eine Freischule für die Söhne unbemittelter alter Militairs gegründet hatte. Hier zeichnete er sich sehr vortheilhaft aus und wurde im J. 1771 in der Militairschule zugelassen, auf der er binnen weniger als drei Jahren den ganzen Kreis seiner Studien durchlief. Noch im J. 1773 ward er zum Unterlieutenant im Regiment du roi ernannt, das zu Nancy in Garnison lag. Die kriegerische Laufbahn sagte indessen seinen Neigungen, die ihn zu den Wissenschaften und besonders zum Studium der Mathematik trieben, wenig zu. Familienrücksichten nöthigten ihn, in der Armee noch zu bleiben, bis sich ihm endlich bei Gelegenheit eines langwierigen Familienprocesses, der ihn während mehrer Jahre in Rom fesselte, die Gelegenheit bot, der militairischen Carrière zu entsagen. Von nun an widmete er sich ganz dem Dienste der Wissenschaften und vollendete, nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war, im J. 1781 ein mathematisches Werk: „Traité d'arithmétique", das er schon zu Rom begonnen hatte, und seine „Principes de morale naturelle". Die Verbindungen, die er in Rom mit den höchsten Kreisen der Gesellschaft angeknüpft hatte, verschafften ihm den Ehrenposten eines Colonel der Miliz von Venaissin. Während der Schreckenszeit lebte Fortia in der tiefsten Verborgenheit zu Vitry-sur-Seine und ließ sich erst als die ärgsten Stürme ausgetobt hatten in Paris nieder. Hier gingen die wichtigsten politischen Ereignisse an ihm vorüber, ohne daß sie im Stande gewesen wären, in ihm irgend einen Gedanken der Ehrsucht oder das Verlangen, eine politische Rolle zu spielen, anzuregen. Die

zahlreichen Werke, welche er während seines langjährigen Dienstes der Wissenschaften verfaßt und herausgegeben hat, lassen sich ihrem Inhalte nach in vier Classen theilen. Es sind nämlich mathematische, moralische, historisch-chronologische und archäologische. Das wichtigste mathematische Werk, das er geliefert hat, ist ohne Zweifel sein „Traité des progressions par addition", zu dem er schon in früher Jugend die Materialien zusammengetragen hatte. Des „Traité d'arithmétique" haben wir bereits Erwähnung gethan. Hieran reiht sich sein 1811 erschienenes Werk: „Principes des sciences mathématiques", in dem er alle seine Betrachtungen über die mathematischen Wissenschaften niedergelegt hat. Von seinen auf die Moral bezüglichen Werken erwähnen wir seine „Principes et questions de morale naturelle", die zu Yverdon vom Prof. Zelion herausgegeben wurden. Dieses Buch trägt keine Spuren an sich von dem Sarcasmus, der in der Zeit, wo es entstand, an der Mode war. Obgleich in einem ganz andern Geiste geschrieben, verräth es vielleicht hier und da ein eifriges Studium der „Maximes" von Larochefoucauld, von denen Fortia verschiedene Ausgaben besorgt hat. Auch die „Oeuvres complètes de Vauvenargues" erschienen unter seiner Leitung. Im J. 1835 schrieb er einen „Essai sur l'immortalité de l'âme et la résurrection", der zwar seiner ganzen Anlage nach etwas skizzenhaft gehalten ist, aber eine Fülle interessanter Ideen in Anregung bringt. Ungleich wichtiger aber als alle diese Schriften ist Das, was Fortia in historischer und philologisch-archäologischer Beziehung geleistet hat. Die Ansichten F. A. Wolf's in Bezug auf Homer suchte er in einem eigenen Werkchen: „Homère et ses écrits", zu widerlegen, in der er die wirkliche Existenz Homer's vertheidigte. Diese Untersuchungen führten ihn zu einer sorgfältigen Beleuchtung der Frage, wann der Gebrauch der Schreibekunst in Griechenland eingeführt worden sei. Er legte seine Betrachtungen über diesen wichtigen Punkt in einer fleißigen Abhandlung nieder, die er u. d. T. „Essai sur l'origine de l'écriture" erscheinen ließ. Dieses Werk schließt sich eng an seine Schrift über Homer an und berührt mehre interessante Fragen der Philologie und Archäologie. Fortia suchte in seiner Abhandlung unwiderleglich darzuthun, daß die Schreibekunst aus der Zeit vor Moses datirt, und er stützt sich dabei nicht blos auf Documente des profanen Alterthums, sondern auch auf die Autorität der Bibel. Fortia ergänzte seine Untersuchungen über diesen Gegenstand durch sein „Système de bibliographie" und durch gelehrte Dissertationen über den Papyrus und die verschiedenen Papierarten. Der wissenschaftliche Gehalt dieser Abhandlungen wird in einem interessanten Aufsatze des „Metropolitan magazine", Bd. 11, Nr. 12, Oct. 1834 („On the actual state of the archeological science in France and England, and in particular on the Essai, etc., par le marquis de Fortia") gebührendermaßen gewürdigt. Allmälig erweiterte Fortia den Kreis seiner historischen Forschungen und dehnte ihn auf die gesammte Geschichte der Erde und ihrer Bewohner aus. Die „Essais sur l'histoire ancienne du globe", die „Théorie complète sur la manière d'étudier l'histoire et la géographie combinées" und sein „Tableau chronologique des événements rapportés par Tacite et antérieurs à l'avénement de l'empereur Tibère" können als Zeugniß dafür dienen, daß er ungeachtet der Vielseitigkeit seiner Studien sich doch immer einen echt wissenschaftlichen Sinn zu bewahren wußte. Viel größer aber ist das Verdienst, das der Marquis de Fortia sich um das Gedeihen der historischen Studien durch die Beförderung eines ungeheuern Unternehmens erwarb. Wir meinen die Unterstützung, die er der von den Benedictinern mit unsäglichem Fleiße begonnenen „Art de vérifier les dates" zu Theil werden ließ. Dieses Riesenwerk war unvollendet geblieben und es bedurfte des ganzen Eifers eines Vereins von Gelehrten, dessen Seele Fortia war, um das ins Stocken gerathene kolossale Werk seiner Vollendung näher zu bringen. Ungeachtet dieser umfassenden, zeitraubenden Arbeiten fand derselbe immer noch Muße zur Theilnahme an andern Werken, wie z. B. an der „Biographie universelle", die er mit manchem interessanten Artikel bereichert hat. Unter den besondern Werken, die er noch außerdem auf dem Felde der Archäologie, Philologie und Geschichte herausgegeben hat, nennen wir vorzüglich sein „Projet d'une nouvelle histoire romaine", für das er von einer der gelehrten Akademien Roms eine goldene Medaille erhielt; seine sehr umfassende Geschichte Portugals, deren letzter Band erst noch erscheinen wird; eine „Vie de Xénophon", eine „Vie de Pétrarque" und eine „Vie du brave Crillon"; ferner seine „Dissertation sur les deux dernières campagnes de Louis XIV"; „Dissertation sur la femme de Molière" und das „Supplément à l'édition de Tite-Live", das der „Collection des classiques latins" von Lemaire einverleibt ist. Gewissermaßen ein Résumé seiner Forschungen über die alte Geschichte ist sein „Tableau historique et géographique du monde depuis son origine jusqu'au siècle d'Alexandre". Hieran reihen sich sein „Plan d'un atlas historique" und seine „Histoire antédiluvienne de la Chine". Von Wichtigkeit ist auch seine Ausgabe der „Annales du Hainaut" von Jacques de Guyse, die er mit zahlreichen Anmerkungen ausgestattet hat. Aber während er sich mit der Geschichte der entlegensten Gegenden beschäftigte, kehrte doch sein Geist immer wieder gern nach seinem Geburtsorte zurück. Seine „Mémoires pour servir à l'histoire des propriétés territoriales dans le département de Vaucluse" und verschiedene ähnliche Abhandlungen bezeugen die Anhänglichkeit, welche er für die Gegend empfand, wo seine Voraltern gastliche Aufnahme gefunden hatten. Alle diese Werke sicherten ihrem Verf. einen so bedeutenden Rang in der Gelehrtenwelt, daß eine große Anzahl gelehrter Gesellschaften sich beeilte, denselben in ihren Schoos aufzunehmen. So wurde er unter Anderm auch Mitglied der „Académie des inscriptions et belles-lettres". Hr. v. Fortia starb am 4. August des vorigen Jahres in einem Alter von 83 Jahren, und die große Theilnahme, die sich bei seinem Tode aussprach, verrieth, daß man den Verlust, den die Wissenschaften durch das Ableben dieses eifrigen Beförderers aller wissenschaftlichen Bestrebungen erlitten hatten, allgemein zu würdigen wußte. 39.

Notiz.

Eine neue Religion.

Im „Siècle" ward vor kurzem die Gründung einer neuen Religion angekündigt, die sich „Almamism" nennt und den Eingebungen des Geistes Gottes zu folgen behauptet. Die Ankündigung wendet sich, um Anhang für ihr Unternehmen zu erhalten, zunächst an die Gelehrten, behält sich aber vor, im Laufe der Zeit die ganze Welt zu der entworfenen Religion zu bekehren. Der Papst des neuen Glaubens, welcher sich den Titel „Philalma" beilegt, verlangt so bald als möglich mit einer gehörigen Anzahl Priester, Priesterinnen, heiligen Sängern und dem übrigen ganzen Rüstzeug einer Hierarchie versehen zu werden. Ein englisches Blatt bemerkt zu dieser seltsamen Ankündigung: „Die Wandlung kriegerischer Zeiten in verkehrliche findet sicherlich eine neue und merkwürdige Form des Ausdrucks in dieser religiösen Propaganda im Wege der Ankündigung statt der Bekehrung durchs Schwert. Es ist wahrscheinlich zum ersten Male (? Saint-Simonisten und Fourieristen?), daß ein neuer Glaube durch Ankündigungen gepredigt und seine Sendboten auf die wohlfeile und angemessene Weise gesucht wurden, auf welcher man Bediente und Kindermädchen findet. Anerbietungen frommer und gläubiger Aspiranten müssen, wie wir glauben, in postfreien Briefen gemacht werden; aber jedenfalls wird in diesem neuen Falle die gewöhnliche Berücksichtigung des «letzten Platzes» des Bewerbers nothwendig sein." Es scheint bald, als habe das englische Journal den Humbug eines französischen Schalks, der vielleicht nur die byzantinische Richtung der Kirchenstreitigkeiten unserer Tage verhöhnen wollte, als Ernst genommen. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 150. —— 30. Mai 1845.

Dramatische Literatur des Jahres 1844.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 149.)

28. Spanische Dramen, übersetzt von C. A. Dohrn. Vierter Theil. Berlin, Nicolai. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mit dem vorliegenden vierten Theile soll diese verdienstliche Sammlung spanischer Dramen vorläufig geschlossen sein, was wir aufrichtig bedauern. Der Verf. dieser Übertragungen war in dem unermeßlich reichen Bergwerke der spanischen Dramaturgie so einheimisch, und brachte zu seinem Unternehmen so viel guten Geschmack und Kunstübung mit, daß es schwer fallen wird, einen gleich gewandten Geist für die Fortsetzung dieser lobwürdigen Übersetzungen zu gewinnen. Und doch ist sein Unternehmen nur als der Anfang einer unerschöpflichen Förderung zu bezeichnen und der dahinter liegenden Schätze sind noch unzählige, alle würdig, dem deutschen Literaturgeiste zugänglich gemacht und ihm einverleibt zu werden. Die bisherige Arbeit hat uns fast nur Probestücke in allen Gattungen zu Tage gefördert und schon hiermit unsern Dank verdient, indem sie auf die Mannichfaltigkeit der Gattungen aufmerksam machte; in jeder Gattung aber sind der Meisterwerke viele vorhanden. Der vierte Theil bringt uns zunächst Rosa's berühmtes und noch jetzt in Spanien vielgesehenes Drama: „Del rey abajo — ninguno!" („Außer meinem König — Keinen!") ein Stück aus dem innersten Kern der spanischen Denkart entlehnt, in dem der Conflict des spanischen Royalismus mit dem Ehrenpunkte auf das wirksamste und ergreifendste zur Darstellung kommt. Das Stück ist aus dem unermeßlichen Repertoire Spaniens eins der bekanntesten und ist noch heute die Wonne aller kleinen Städte im Lande, in welchen die auf Sommergrasung ausziehenden größern Theatertruppen gewöhnlich mit diesem Drama debutiren. Ochoa rechnet es zu den vier Meisterwerken der spanischen Bühne (die drei andern sind ihm Calderon's „Tetrarca", Moreto's „El desden con el desden" und Alarcon's „Verdad sospechosa"), und Halm hat es uns kürzlich in seinem „König und Bauer" in einer freien Bearbeitung, jedoch mit sehr veränderter Grundlage, näher gebracht. Der Plan des Ganzen beruht wesentlich in der Empfindung, die dem Spanier ausschließlich angehört und die wir uns selbst nur auf dem Wege des Verstandes aneignen können, nämlich auf der an Religion streifenden Liebe und Unterwerfung unter den König, in der für den Castilier alle Ehre besteht. Diese Empfindung wird in Garcia del Castagnar auf die empfindlichsten Proben gestellt, mit der Gattenehre in Conflict gebracht, und die Schönheit des Dramas wurzelt in dem siegreichen Bestehen aller dieser Prüfungen. Von dieser Auffassung der Verhältnisse weicht die modern-europäische weit ab; allein der Dichter läßt jene Specialität so sehr im Lichte allgemein menschlicher Beziehungen erscheinen, daß dem Drama seine volle Wirksamkeit bleibt, obwol sein Grundgedanke uns fern liegt. Die Übersetzung ist mit großer Liebe zur Sache und mit noch größerm Fleiß gearbeitet und entspricht jeder Anfoderung.

Das Charakterlustspiel „La verdad sospechosa" („Selbst die Wahrheit wird verdächtig") von Juan Ruiz de Alarcon, von dem so wenig bekannt ist, daß kaum feststeht, ob er diesseit oder jenseit des Meeres geboren ist, ist nicht minder verdienstvoll. Moralische Tendenzen sind der spanischen Bühnenkunst ziemlich fremd und kommen als bestimmte Bestrebung fast nur bei Alarcon vor, der in diesem Stück das Laster der Lüge straft oder vielmehr ergötzlich züchtigt. Das Lustspiel ist bekanntlich das Original zu Corneille's „Menteur", in dem jedoch der natürliche Reiz des spanischen Stücks fast ganz abgestreift und die nackte Verirrung erscheint, während diese hier in einer liebenswürdigen Verschleierung auftritt und uns zur Sympathie nöthigt. Dies durchweg ergötzliche Lustspiel krönt sich mit der komischen Kraft, die in der poetischen Gerechtigkeit beruht, die am Schlusse geübt wird und kraft welcher die fast allen Betheiligten eigene Sünde der Lüge an Jedem gebührend gerächt wird. Den Beschluß macht ein Entremes von Lope, „Die Zauberin", eine Probe jener seltsamen Gattung, in welcher dieser ungezogene Liebling der Grazien seinen reichen Muthwillen, seine graciöse Tölpelei so anmuthig entfaltet. Solche Stücke wurden bekanntlich zwischen den geistlichen Autos sacramentales gegeben und standen mit diesen nicht in dem geringsten Zusammenhange. Zu diesem Zwischenspiel wurde eine Idee des Apulejus ergriffen. Noch leichter und hingeworfener erscheint das zweite Entremes vom „Blitzsoldaten", eine neckende Arbeit voll halbdunkler Anspielungen auf Ritterromane, Homerische Bewunderung, Romanzenwuth u. dgl. mehr, oft mit bewußtem Unsinn gewürzt. Der Verf. hat diese Stücke frei bearbeitet; eine strenge Übersetzung schien unmöglich. Möchte dieser Unternehmung nur recht bald eine ebenso geschickte Fortführung zu Theil werden, als sie bisher unter der Hand des Verf. gefunden hat.

29. Ausgewählte dramatische Werke von J. L. Heiberg. Aus dem Dänischen von K. L. Kannegießer. Erster und zweiter Band. Leipzig, Weber. 1844. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

In Heiberg, dem Sohne des Dichters, Pflegesohn Rahbek's und Stiefsohn Ehrensward's, findet sich eine in der That seltene Vereinigung poetischer Anlagen beisammen. Romantik und Ironie, Satire und Lyrik der alleranmuthigsten Art werden selten nebeneinander gefunden, noch seltener aber sich so innig einander durchdringend als dies bei Heiberg der Fall ist. Wir dürfen dem Übersetzer der vorliegenden Auswahl Heiberg'scher Werke, Prof. Kannegießer, daher für den Versuch, uns von diesen höchst eigenthümlichen Arbeiten durch eine sorgsame und geschmackvolle Übertragung eine Vorstellung zu geben, unsern Dank sagen.

Heiberg's Geist steht mit dem Molière's in mehr als einer Verwandtschaft; man kann ihn auch den dänischen Gozzi nennen, da er dessen Formen nicht selten zum Vorbilde nimmt.

Am liebsten bewegt er sich jedoch auf demjenigen Gebiete, das, nur in prosaischerer Auffassung, von dem wiener Dichter Raimund unter uns zu Ehren gebracht worden ist; das Vaudeville aber verdankt ihm seine Einbürgerung in Dänemark. Seit längerer Zeit hat die Journalistik und die Novelle (er ist wol mit Recht als der Verf. der bekannten „Alltagsgeschichte“ bezeichnet worden) das Drama bei ihm verdrängt; zu den reizendsten Arbeiten aber, die wir von ihm kennen, gehören die „Elfen“ und „Fata Morgana“, welche die vorliegende Übersetzung enthält. Romantik und Humor spielen hier auf eine höchst eigenthümliche Art ineinander über und machen sich gewissermaßen vor unsern Augen den Vorrang streitig, während in der Operette: „Abenteuer im Rosenborger Garten“, mehr das volksthümliche Element und die possenhafte Erfindung sich geltend machen. Etwas Ungewöhnliches, das sich wol als „genial“ bezeichnen läßt, waltet in allen Heiberg'schen Arbeiten vor; man würdigt dies jedoch erst in dem Maße, als man mit seiner Auffassung vertraut wird. Auch Gozzi ist erst dem Eingeweihten recht genießbar und wirkt wie Heiberg durch die Zusammenstellung des launenhaft Komischen mit dem Abenteuerlichen oder dem Idyllischen und Romantischen.

Wir hoffen, daß der verdienstvolle Übersetzer es nicht bei den hier gegebenen Stücken bewenden lassen, sondern uns wo möglich auch die „Psyche“, die „Neujahrsscherze“ und den „König Salomo“ dieses originellen Dichters mittheilen werde.

30. Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne. Neue Folge. Erster Band. Dresden, Arnold. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Das Urtheil über den dramatischen Beruf der erlauchten Verf. der „Originalbeiträge zur deutschen Bühne“ ist seit geraumer Zeit schon festgestellt, und jede neue Leistung dieses Geistes verkündet nicht nur den Formen- und Gestaltenreichthum, der in ihm lebendig ist, sondern auch eine gesteigerte Technik, einen immer vollendetern Geschmack, einen immer reinern Ausdruck des dramatischen Gedankens, der zur Bearbeitung gerade vorliegt. Bewundernswerth ist die Mannichfaltigkeit dieser Gedanken, die Leichtigkeit ihrer Gruppirung, die Klarheit und der innere Zusammenhang, die von solcher Art sind, daß die besten Iffland'schen Familienstücke, damit verglichen, mangelhaft erscheinen. In dem vieractigen Schauspiel „Der Siegelring“ z. B. stellt sich eine so vollendet reine Erfindung und eine so classische Abrundung des dramatischen Stoffs dar, daß es eine Aufgabe wäre, darin den geringsten Überfluß oder die Möglichkeit eines Zusatzes nachzuweisen, oder auch nur einen Ausdruck zu bezeichnen, der nicht vollkommen an seiner Stelle wäre. Vielleicht ist die Zeichnung des jungen Mannes, dessen Verdienst wider seinen Willen an den Tag kommt und belohnt wird, insoweit zu bemängeln, als ein so hoher Grad von Schüchternheit und Bescheidenheit kaum in der Wirklichkeit anzutreffen sein möchte; allein haben wir diese Erfindung einmal zugegeben, so wird ein vollkommenerer Ausdruck dafür kaum zu denken sein. Wie unterhaltend, wie liebenswürdig die Verf. ferner selbst moralische Schwächen zeichnet, mag der eitle Hugo, der rangsüchtige Lohrmann im ersten Stück, der gutmüthige Polterer Murr im zweiten Drama „Der alte Herr“, und der Prinz im letzten Stücke „Regina“, belegen. In „Der alte Herr“ ist die Situation zwar nicht gerade neu, aber sie ist höchst lieblich ergriffen und gestaltet, sodaß der trefflichen Pauline unsere innigste Theilnahme bis zum Schluß erhalten bleibt, obwol wir die Lösung ahnen. Solche weibliche Charaktere sind vollendeter niemals in unserer Bühnenliteratur zur Darstellung gebracht; sie konnten und können nur aus der reinsten weiblichen Seele hervorgehen. „Regina“, Schauspiel in fünf Acten, erinnert nahe an „Pamela“; das Sujet ist dasselbe mit einer geringen Wendung am Schluß, und in den Situationen ist Goldoni vorangegangen. Es steht jedoch sehr dahin, einmal ob die Verf. die „Pamela“ Goldoni's kennt, und zweitens, ob in ihrer Zeichnung nicht noch mehr Naturtreue und Wahrheit wiedergegeben ist. Mehr schalkhafte Laune und Unterhaltungsstoff liegt in „Regina“ gewiß. In der Gattung, welcher alle diese Arbeiten angehören, dem Gesellschafts- und Familienschauspiel, bieten sie geradehin einen classischen Charakter dar und müssen, wir sprechen dies ohne Furcht des Widerspruchs aus, auf lange hin als Muster und Vorbilder gelten. Von „Lüge und Wahrheit“ aber, dem „Oheim“ und dem „Landwirth“ ab bis zu diesen jüngsten Erzeugnissen desselben Talents stellt sich eine so feste, nie fehlende und immer reine Gestaltung solcher dramatischen Stoffe dar, sie bewähren durchweg ein solches Bewußtsein und eine solche Beherrschung der dramatischen Aufgabe und ihrer Form, daß sie vollkommen an die Regelmäßigkeit organischer Bildungen erinnern. Rechnen wir hierzu eine ungemeine Kenntniß der Gesellschaft und eine stets geistreiche Auffassung ihrer Verhältnisse, so wird sich die Befriedigung und der Beifall leicht erklären, den diese echt deutschen Dramen von ihrem Erscheinen an gefunden haben und zwar, was ebenso selten ist, sowol auf als außerhalb der Bühne. Denn auch außerhalb der Schaubühne ist ihre Wirkung erhebend und stärkend, vorzüglich durch denjenigen Satz der Weltmoral, den die Verf. fast überall zum Grunde legt und den Pauline in „Der alte Herr“ einmal mit diesen Worten ausspricht: „Es gibt wenige Verhältnisse im Leben, die ganz unerträglich sind; wenn man nur nicht anstrebt gegen sie. Nur im Kampfe gegen sie liegt die Qual und das Elend.“ Möge die treffliche Dichterin an diesen wirkungsvollen Sittengemälden noch lange Freude finden!

(Der Beschluß folgt.)

Minnes-Ord öfver Konung Carl XIV. Johann af *P. D A. Atterbom*. Upsala 1844.

Diese Gedächtnißrede ist nicht allein ein Meisterstück der Beredtsamkeit, sondern hat auch wahren historischen Werth, indem deren Verf. uns ein treues Bild des berühmten Kriegers, Heerführers, Staatmanns und Königs vor Augen stellt. Nach einer passenden Einleitung schildert Atterbom mit lebendigen Zügen die schöne und erhabene Geburtsgegend Bernadotte's am Fuße der Pyrenäen, sein älterliches Haus, seine Kindheit, Erziehung und Jugend. Karl Johann Bernadotte wurde am 26. Januar 1764 zu Pau geboren. Als er zur Welt kam, war er so klein und schwächlich, daß die Ältern an der Erhaltung seines Lebens verzweifelten. Doch gewann das Kind bald Kräfte und wuchs fröhlich heraus. Bernadotte genoß eine sorgfältige Erziehung. Sein Vater, ein gründlich unterrichteter, rechtschaffener und mit Geschäften überhäufter Advocat, hätte gern gesehen, daß auch der Sohn sich diesem Stande widmete. Aber ein ahnungsvoller, unwiderstehlicher Drang riß denselben zu der kriegerischen Laufbahn hin. An einem schönen Morgen im September 1780 verließ er, ein hoher, schlanker und schöner Jüngling, das väterliche Haus, um als Freiwilliger in die Militairdienste seines Vaterlandes zu treten. Drei Monate vorher war sein Vater gestorben und die sorgsame Mutter gab dem Sohne sehr ungern ihre Einwilligung zu diesem Schritte. Die beiden ersten Jahre seines Soldatenlebens brachte er in einem einförmigen Garnisondienst auf der Insel Corsica zu, der seinem Charakter und seinen Wünschen sehr wenig entsprach. Doch ersieht man aus allen Umständen, daß seine Vorgesetzten, besonders sein Oberst, ihn stets mit Auszeichnung behandelten, wobei auf seine Eigenschaften und seine Erziehung billige, ja väterliche Rücksicht genommen wurde. Wie sehr sie ihn schonen wollten, zeigt z. B. ein im Archiv zu Bastia aufbewahrtes Tagearbeits-Journal über die Anlegung einer neuen Straße, geführt von dem jungen Bernadotte als Aufseher seiner Kameraden. Endlich sieht man es daraus, daß, als endlich die Langweile des einförmigen Garnisonlebens ihn schwermüthig und kränklich gemacht, ihm gestattet wurde, nach Hause zu gehen und da, unter einem achtzehnmonatlichen Urlaub, sich über seine Zukunft genauer zu bestimmen.

Hier wurde sie auch entschieden. Vergeblich bestürmten ihn jetzt seine Mutter und sein älterer Bruder, selbst ein geschickter Jurist, aus der Welt der Träume zu erwachen und das einträgliche Geschäft seines Vaters, dem er auch schon vorbereitende Studien gewidmet, zu ergreifen. Umsonst gab es Augenblicke, wo er selbst unentschieden war oder zweifelnd am Scheidewege seiner Zukunft stand. Diesen Kampf mit sich selbst kämpfte er in einsamen Gedanken aus; während dieser Zeit durchstreifte er, den Umgang mit Menschen so viel als möglich meidend, die Gegenden an den Ufern des Adour und des Gave mit der Geschichte von Ferdinand Cortez' Abenteuern oder das Leben eines andern großen Feldherrn in der Hand. Sein Entschluß wurde endlich gefaßt. Er kehrte zu seinen Waffenbrüdern zurück, welche unterdessen nach Marseille gezogen waren. Rasch aufeinander folgende Beförderungen führten ihn jetzt durch alle ersten Militairgrade, so weit, daß er beim Ausbruch der Revolution, welche Frankreich und Europa neu gestalten sollte, bereits Regimentsadjutant war: eine seltene Auszeichnung zu einer Zeit, da eine unadelige Geburt, besonders beim Militair, ein fast unübersteigbares Hinderniß für jede Beförderung zu höhern Stellen war. Im J. 1785 — nach der Wiederkehr von seiner Heimat — hatten diese Beförderungen mit der vom Soldaten zum Corporal angefangen. Im J. 1791 wurde er zum Lieutenant ernannt. Drei Jahre danach nahm er als Oberst Theil an dem Siege bei Fleurus und zeichnete sich dabei so aus, daß er gleich nach der Schlacht zum General erhoben wurde. Binnen kurzer Zeit war sein Name einer der glänzendsten unter Denen, welche die Revolutionskriege hervorriefen. Zehn Jahre später war der Divisionsgeneral Bernadotte Marschall von Frankreich; zwei Jahre später Prinz von Ponte Corvo. Noch vier Jahre dazu und er zog als Kronprinz von Schweden in Stockholm ein, erkoren zum Thronfolger der Wasa, durch Adoption ihrem Stamm einverleibt.

Doch eine Rede und noch weniger die kurze Anzeige derselben kann unmöglich den ganzen Inhalt der Geschichte dieses ruhmvollen Lebens erzählen. Atterbom sagt von dem König: „Wer erinnert sich nicht bei dem Namen Bernadotte bald an die Ehre, unter Allen, welche damals die Ersten in den Waffen waren, die Meisten zu übertreffen, selbst von Niemandem übertroffen; bald an die Eigenschaft, worin blos Napoleon ihm gleich war, nicht weniger durch Beredtsamkeit als Kriegsmacht zu siegen oder gleich stark im Worte als im Schwerte zu sein; bald an die weit größere Ehre, die er mit fast Niemandem theilte, eine Reihe von Auftritten und Stellungen unbefleckt zu durchwandern, worin, selbst nachdem die bürgerlichen Blutbäder aufgehört hatten, die Raubgier und die Machtberauschung fortdauerten; bald an die Gabe und Kunst, mit des Feldherrn Ehrfurcht gebietendem Blick, Stimme und Anstand die unwiderstehliche Liebenswürdigkeit zu vereinigen, welche bei dem Unterbefehl, dem Soldaten, bei dem Feinde selbst vom Herzen zum Herzen drang; bald an die Geschicklichkeit in Regierungs- und Verwaltungsgeschäften, womit er in friedlichen Aufträgen durch seine Klugheit, seine Weisheit, seine Achtung für Menschenwürde und Menschenrecht Andern vorleuchtet?" Und an einer andern kurz darauf folgenden Stelle der Rede heißt es: „Bernadotte war ein geborener König; nicht durch Würde und Ahnen seiner Vorfahren, nicht einmal durch die Erstlingsgaben der Natur, welche ihn früh hervorlockten und ihn gleichsam in die Gunst des unerhörtesten Glücks einschmeichelten, sondern vornehmlich durch seine milde Seelenhoheit, sein edelmüthiges Herz, sein zartes und dem Sittengesetze treues Gewissen, seine Achtung vor aller nationalen Existenz, seine Geneigtheit und Fähigkeit, sich auch in fremde Volkseigenthümlichkeiten hineinzufinden, womit er von seinen Eigenschaften einen königlichen Gebrauch zu machen verstand. Darum und einzig darum bescherte ihm Gott, der in ihm ein so treues Werkzeug fand, den schließlichen Lebensberuf: von dem Doppelthron des skandinavischen Nordens vor Europa an den Tag zu legen, wie das wahre Königthum, weit entfernt, irgend einen Eindrang durch die wahre Freiheit zu befürchten, umgekehrt selbst an die Spitze ihrer Wünsche tritt."

Durch jeden Wechsel seines Lebens und seiner Schicksale geht derselbe Charakterzug: Treue gegen die urersten und einfachsten Menschenpflichten, aus denen alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft hervorgegangen sind; Treue gegen Gottes Stimme in und außer uns; Treue gegen das Vaterland und die Ehre; Treue gegen jede gesetzliche Obrigkeit; Treue gegen den heiligen Auftrag jeder Heldenkraft, zu schützen und wohlzuthun; kurz die Treue gegen sich selbst, welche der schärfste Gegensatz des Egoismus ist. Und in dieser Treue, welche gerade die Unterlage seines Genies ausmachte, lag auch die seltene Vereinigung der Tugenden eines Kriegs- und Friedensfürsten eingeschlossen. So steht er da: Alles wagend aus Eifer für die Menschheit und die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft, stolz und rücksichtslos sprechend nur dann, wenn es galt gegen den Zorn Dessen, vor dem ganz Europa zitterte, sich der Beleidigten und Unterdrückten anzunehmen. Bernadotte hatte nie nöthig, sein politisches Glaubensbekenntniß zu ändern; denn dieses war nichts Anderes als sein moralischer Glaube. Marschall des Kaisers Napoleon, ohne je die Gebote des Machthabers zu umgehen, aber auch ohne die geringste feige Nachgiebigkeit; Statthalter von eroberten Ländern mit festem Entschluß, dieselben die Segnungen eines friedlichen Zustandes schmecken zu lassen: so war der Diener, so der Feldherr, so der Staatsmann Bernadotte; so ging er rein und selbständig die glänzenden Stufen hinauf, die ihn endlich bis zum Thron der schwedischen Gustav und Karl führte.

Den ehemaligen Kämpen des skandinavischen Nordens glich er darin, daß er, bevor er den Thron bestieg, einen ruhmvollen Heldennamen sich errungen hatte; aber der Ruf, welcher ihm in Schweden voranging, wußte auch von seinen übrigen Eigenschaften zu erzählen. Sie wurden genauer geschildert von heimkommenden Kriegern, welche in Deutschland seine Gefangene geworden. Mit ihnen stimmten zurückkehrende junge Gelehrte überein, welche während seiner Verwaltung Hanovers in Göttingen studirt hatten, sodaß unter den Zügen der Schilderung auch seine Achtung vor jeder hohen und schönen Geistesbildung hervortrat. Seine Wahl zum Kronprinzen von Schweden war das Werk eines freien Volks, und nur mit Widerwillen ließ ihn Kaiser Napoleon seiner neuen Bestimmung entgegengehen.

Kurz nach seiner Ankunft in Schweden foderte die Staatsweisheit von Karl Johann ein großes Opfer — das größte und schmerzlichste, welches von dem Herzen eines edlen Sterblichen verlangt werden konnte: er sah sich genöthigt, das Schwert gewissermaßen gegen sein ursprüngliches Vaterland zu ziehen. Seine Theilnahme an dem europäischen Krieg, der Napoleon's Weltherrschaft ein Ende machte, ist sehr verschieden, meistens einseitig und parteiisch beurtheilt worden. Viele, namentlich Franzosen, haben gemeint, er hätte alle andern Verbindlichkeiten vergessen, blos als Franzose handeln und sich auf jeden Fall der Sache Napoleon's annehmen sollen; Andere hingegen sind der Ansicht gewesen, er hätte alles Übrige vergessen sollen, um lediglich als Preuße oder Deutscher zu handeln, und von Haß und Rache erfüllt, Frankreich selbst mit Feuer und Schwert zu überziehen. Ja Einige gingen so weit, daß sie ihm jeden Antheil an Napoleon's Besiegung absprechen wollten. Doch war er es, der den schwankenden Muth der Bundesgenossen aufrecht erhielt; er war es, dessen Standhaftigkeit die Zweifel entfernte, welche, bei einer zufälligen Verdunkelung ihrer Hoffnungen, aus dem Schicksal der frühern Coalitionen geschöpft wurden; er war es endlich, der die Aussicht auf einen glücklichen Erfolg doppelt gewisser machte und jeden Stillstand, jede Waffenruhe, jeden Friedensschluß eifrig abrieth, bevor Europa eine genügende Bürgschaft für eine neue, auf Unabhängigkeit, Recht und Wohlwollen gegründete

Ordnung der Dinge erhalten. Seine Rathschläge bekräftigte er durch die Stellung, womit er sowol Schweden als Berlin deckte, durch seine Kunst, die fast von allen Seiten andrängenden feindlichen Streitkräfte in Schach zu halten, durch seine Siege bei Groß-Beeren und Dennewitz und endlich durch seine kraftvolle Theilnahme an der Schlacht bei Leipzig.

Zu jener entscheidenden Epoche gab es selbst in Schweden nur Wenige, die sich zu einer richtigen Vorstellung von dem skandinavisch-schwedischen und europäisch-skandinavischen Gesichtspunkte Karl Johann's zu erheben vermochten. Getadelt von der einen Seite, in dem großen Kampfe nicht als Franzose, von der andern, nicht als Preuße oder Deutscher aufgetreten zu sein, mußte er noch von der dritten und nächsten sich verurtheilen hören, weil er nicht als ein von ebenso beschränkter Einseitigkeit fanatisirter Schwede auftrat, um, blind für Alles außer der Wiedereroberung Finnlands, Schweden, sich selbst und seine Familie mit Napoleon in den Untergang zu verwickeln, dessen baldiges Annahen einem so tiefen Kenner von dem Charakter und der wirklichen Lage desselben nicht verborgen sein konnte.

Dies war Karl Johann's sogenannte Politik von 1812. Und seine ganze folgende Regierung als König von Schweden und Norwegen trägt das entschiedenste Kennzeichen einer königlichen Denkweise, welche bis zur letzten Stunde es als Hauptgeschäft ansah, zu versöhnen, zu einigen, zu beruhigen und Hülfe und Segen zu spenden. Rastlos opferte er dem Wohle der Unterthanen seine Zeit und seine Kräfte und sparte keine Mühe, um den geistigen Fortschritt und den materiellen Wohlstand derselben zu befördern. Dabei hatte er mit vielen und großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Geboren und erzogen im südlichen Europa unter halb spanischen, halb französischen Umgebungen und Eindrücken, ausgebildet zum Mann und Heerführer unter beständigem Umgang mit Nationen, von denen selbst die Deutschen im Vergleich mit den Schweden und Norwegern Südländer sind; als Solcher und überdies schon weit ins Mannesalter vorgerückt, wurde er bis zu dem äußersten Norden hinaufberufen, um da über ein Volk zu herrschen, welches in der Art zu fühlen und zu denken, in Gewohnheiten uud Einrichtungen ihm nicht weniger fern stand als in der Sprache. Diese so zu erlernen, daß er in ihr mit dem Volke hätte offen, frei und ungezwungen sprechen können, war zwar sein eifriger Wunsch und sein Bestreben, aber der Drang der wichtigsten Staatsangelegenheiten ließ ihm dazu keine Zeit und Muße. Dieser Umstand erschwerte ihm die Möglichkeit, immer und überall die Dinge und Verhältnisse mit eigenen Augen zu durchschauen. Und gleichwol können wir, wenn wir seine Regierung im Ganzen betrachten, nicht umhin, den richtigen Takt und Scharfblick zu bewundern, womit er es dessenungeachtet verstand, sich mit den nordischen Angelegenheiten vertraut zu machen und in allen wesentlichen Dingen gewöhnlich Das herauszufinden, was für die innere und äußere Wohlfahrt seiner beiden Reiche ersprießlich war.

Gegen blos auf Speculation gegründete politische Theorien war Karl Johann, nach Allem, was er gesehen, erlebt und erfahren, argwöhnisch geworden; daher scheute er sich auch vor jeder voreiligen Verwirklichung derselben im praktischen Leben. Vorsichtig und behutsam in seiner Regierungskunst wie in seiner Kriegskunst, wollte er sich immer Mittel und Wege offen erhalten, keinen wirklichen und sichern Gewinn für einen größern, aber blos möglichen und ungewissen zu verlieren. Insbesondere wollte er, daß Wünsche und Veränderungs-Projecte der Art, welche das innerste Dasein des Staats durchgreift und dasselbe auf die Probe eines Wagespiels von unberechenbaren Folgen stellt, blos als Früchte einer wirklichen, auf klare Einsicht gegründeten und zu gehöriger Reife gelangten Volksüberzeugung hervorkommen sollten.

Dieser schwache Schattenriß des tapfern Kriegers, des berühmten Heerführers und ausgezeichneten Staatsmanns Bernadotte, des edlen und großen Königs der skandinavischen Halbinsel, Karl XIV. Johann, den Ref. aus Veranlassung der musterhaften Rede Atterbom's und aus eigener Kenntniß entworfen, möge hier, da die Beschränktheit des Raums nichts weiter gestattet, dem Leser dieser Blätter einstweilen genügen.

D. G. von Ekendahl.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Jugendliteratur.

Kein Gebiet der Literatur ist so sehr der Stümperei preisgegeben und wird von so schamloser Speculation ausgebeutet als das Feld der Jugendliteratur. Und doch sollte nirgend die Überwachung strenger, die Pflege sorgfältiger sein als gerade hier. Wie verderblich kann nicht das Gift wirken, das den jugendlichen Gemüthern in unverdächtiger Form geboten wird! Deshalb sollten bessere Schriftsteller, welche mit Talent und Fertigkeit auch tüchtige Gesinnung verbinden, dieses Feld, das für Weizen und Unkraut gleich empfänglich ist, nicht frechen Buchmachern überlassen. In Frankreich halten Männer von Ruf und Stellung diese Art von schriftstellerischer Thätigkeit nicht für ihrer Würde unangemessen, und wir sehen, wie Schriftsteller von bedeutendem Range nicht nur diesem Zweige ihre besondere Aufmerksamkeit widmen, sondern wie sie es nicht verschmähen, selbst zur Bereicherung der Jugendliteratur beizutragen. Unter den vorzüglichen Schriftstellern für die Jugend verdient besonders eine Dame genannt zu werden, deren Werke zum Theil selbst in Deutschland Eingang und Anerkennung gefunden haben. Wir meinen Dem. S. Ulliac-Trémadeure. Ihre Erzählungen moralisirenden Inhalts können dem Besten, was in diesem Genre geschrieben ist, an die Seite gestellt werden. Dabei hat die Verf. auch Werke der Belehrung geliefert, welche höchst brauchbar sind. Die günstige Aufnahme, welche ihre mannichfaltigen Productionen bisher gefunden haben, hat Dem. Ulliac auf den Gedanken gebracht, ihre bessern Schriften durch Ergänzungen und Erweiterungen zu einem umfassendern Werke zu vereinigen. Der Anfang dieser Sammlung, welche den Titel führt „Bibliothèque de la jeune fille", ist bereits erschienen, und er läßt hoffen, daß das Ganze, wenn es vollendet ist, einen wirklichen Schatz für die Jugend enthalten wird. Die erste Serie — bis jetzt fünf Bände — enthält folgende Stücke: „Laideur et beauté"; „Morale pratique"; „Leçons d'histoire naturelle sur les polypes, les insectes et en particulier les papillons"; „Eugénie, ou le monde en miniature"; „Récits historiques"; „Conseils d'une mère à ses filles"; „Astronomie et météorologie"; „L'institutrice"; „Simples histoires".

Zur Geschichte des Protestantismus in Frankreich.

Seit dem trefflichen Werke Coquerel's „Les églises du désert" sind zwar verschiedene interessante Beiträge zur Geschichte der protestantischen Kirche in Frankreich erschienen, aber keine verdient so allgemeine Beachtung, als ein vor kurzem herausgekommenes Werk, welches die Geschichte des Protestantismus in Nismes bietet („Histoire de l'Église réformée de Nimes", von Borel). Diese Stadt ist bekanntlich das hauptsächlichste Bollwerk der Reformation im südlichen Frankreich gewesen, und als schon im übrigen Theile des Königreichs die blutigen Verfolgungen der Hugenotten begonnen hatten, da schallten in Nismes, Montauban und einigen andern Punkten des Südens die Hymnen der Protestanten ungestört zum Himmel empor. Der Verf. bietet in seinem anspruchslos geschriebenen Werke eine brauchbare Geschichte von der Gründung der reformirten Kirche in Nismes und von den verschiedenen Schicksalen, welche dieselbe im Laufe der Jahrhunderte erlitten hat. Manches blutige Blatt läuft in seine Darstellung mitunter.

17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 151. —— 31. Mai 1845.

Dramatische Literatur des Jahres 1844.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 150.)

31. Krösos. Eine Tragödie in fünf Aufzügen. Von J. A. Overbeck. Altona, Wendeborn. 1844.

Wenn aus einem gänzlich vergriffenen und untauglichen Stoffe durch bloßes Sprachtalent jemals eine Tragödie zu machen wäre, so hätte aus dem vorliegenden „Krösos" eine solche werden müssen; mindestens eine solche im antiken Wortsinne. Allein die bloße Andeutung des bekannten Gegenstandes macht uns schon ersichtlich, daß er eigentlich, soweit vom historischen Inhalt die Rede ist, gleichsam nur die eine Hälfte eines tragischen Vorwurfs darbietet, nämlich die Buße, indeß die andere Hälfte, nämlich die Verschuldung, wenigstens nach moderner Denkweise gänzlich fehlt. Wir sehen den König Krösos von den erschütterndsten Schlägen des Schicksals — der Götterrache — daniedergeschmettert; weshalb? aus welcher Verschuldung? Weil er einen Brudermörder gastlich aufnahm und sich gegen Solon gerühmt hatte, glücklich zu sein. Diese Schuld genügt uns nicht; den Alten mochte sie genug sein. Mindestens hätte die Zuversicht auf sein Glück bei dem Könige bis zum Übermuth, bis zum Frevel gesteigert werden müssen, die Aufnahme Adrast's bis zum Hohn gegen Recht und Sitte, wenn beide allein die Götterrache rechtfertigen sollten. Doch dies geschieht durchaus nicht; vielmehr verbirgt uns der Verf. das Vorspiel mit Solon ganz und in Adrast's Aufnahme sehen wir den König nur edel und großmüthig handeln. So kommt es denn, daß uns sein Elend völlig unverdient, der Tod seiner Kinder, Atys und Epiaxa, eine ungerechte Buße, eine echte Rache neidischer Götter zu sein scheint, von der wir uns zürnend ab- und wegwenden. Dem Verf. muß dies Misverhältniß ganz entgangen sein, da er keinen Versuch macht, es irgendwie zu verkleiden und zu verdecken, was mittels unserer obigen Hindeutungen leicht hätte geschehen können.

Das Stück ist in Senaren geschrieben, und wir gestehen, daß diese Versart hier eine günstige Wirkung hervorbringt. In längern Erzählungen verdient sie unzweifelhaft den Vorzug vor dem zehn- und elffüßigen Jambus, da sie bessere Einschnitte und einen reichern Wechsel der rhythmischen Gestalt darbietet; im Dialog erscheint sie dagegen ein wenig schwerfällig, z. B. in Adrast's Bericht (S. 33):

Von ihren Sitzen tobend hob sich eine Schar
Und schmähte höhnend meines Sieges Preis; es wuchs
Der Funke schnell zum Brande; zitternd sprang ich auf,
In glüh'nder Widerrede steigernd meinen Zorn.
Sie hörten nicht und schmähten wilder, heft'ger stets,
Erhebend laut des Bruders Stärke; aufgeregt
Und tief gekränkt verlangte laut ich von ihm selbst
Das Zeugniß meines Siegs ....

32. Ottavio Galsayna, oder: Die Rose von Santa-Croce. Trauerspiel in fünf Acten. Von C. Gaillard. Berlin, Challier und Comp. 1844. Lex.-8. 20 Ngr.

Ein leidenschaftlicher Erguß einer Unbill rächenden, Freiheit athmenden jugendlichen Seele, in dem eine achtbare poetische Anlage wohl erkennbar ist. Für die dramatische Form scheint diese Anlage jedoch nicht vorbestimmt zu sein, da sie ihre Grenzen und ihre Gesetze nur widerwillig erträgt. Den Stoff entlehnte der Verf. von einer Scene aus dem Leben Lord Byron's, wenn wir nicht irren, denn die Andeutung ist nicht unverkennbar und trifft nicht ganz zu. Gegen politische Tendenzen wird Seitens des Verf. protestirt, doch liegt dem ganzen Bilde viel Haß fürstlichen Unrechts zum Grunde, die Charaktere haben durchweg etwas Wildes, Salvator Rosa Ähnliches, die Sprache ist maßlos, überstürzend, unschön, die Scenen reihen sich mit Willkür aneinander. Es ist eben nur ein Versuch einer jungen, zügellosen Kraft, aber darum beachtenswerth, weil eine Kraft vorhanden ist. Daß der Verf. indeß auch die sanftern Töne der Rede wohl zu treffen weiß, beweist die Scene zwischen Ottavio und Angelica im ersten Act, die mit den schönen Versen schließt:

O holde Rose! Schenk' mir Gärtnerslohn
Und laß mich deine zarten Blüten pflegen ....
Und bräche der Sirocco auf dich ein,
So hüll' ich sanft in kühlend Moos dich ein.

So können wir den Verf. dieses ersten Versuchs auf einem dornigen Gebiet immerhin ermuntern fortzufahren; jedoch muß er Klippen und Abgründe seiner Bahn erst noch kennen lernen. Schlimm genug, daß unsere Zeit überall Frucht will, anstatt des Keimens und der Blüte, besonders aber in der Welt der Bühne verlangt, daß der Dichter ganz fertig, der Darsteller sofort ganz vollendet vor sie hintrete; ein unbilliges, ja wenn man will ein unvernünftiges Verlangen, dem die Zeit sich aber einmal fügt.

33. Östreichisches Volkstheater. Von C. Haffner. Erster Band. Leipzig, Reclam jun. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein echtes Volkstheater ist die letzte, aber nicht die schlechteste Frucht der dramatischen Vollendung; der Kern, aus dem der dramatische Baum erwuchs und zu dem er wieder hinstrebt. Nur das fertige, das vollendete Drama erzeugt diese Frucht. So lange die dramatische Bildung mit sich selbst ringt und kämpft, kann es zur Ausbildung seines Gegensatzes und Widerspiels, welches das echte Volkstheater ist, nicht gedeihen; in dem Maße aber, wie diese Bildung Consistenz gewinnt, wird auch das Volkstheater hervortreten. Eben hierin hat es seinen Grund, warum die Völker, deren dramatische Bildung zum Abschluß gekommen ist, die Alten, die Italiener, die Franzosen, ein Volkstheater besitzen, wir Deutschen aber eigentlich nicht. Was auch sollte beispielsweise im Norden von Deutschland Stoff einer Volksbühne sein, das nicht eine bloße Caricatur darböte? Das eigentlich positive Element zu einer

solchen ist erst seit der Kante-Literatur und Brennglas im Keimen und mag darum gern gepflegt werden. Etwas besser ist die Sache im Osten und Süden Deutschlands bestellt und namentlich besitzt Wien treffliche Anfänge zu einem Volkstheater, und an Raimund einen Volkspoeten, der noch lange Zeit Vorbild und Muster sein wird. Der Verf. des vorliegenden Bandes eifert diesem nach; aber in genialer Naivetät, in gleichsam unbewußter vis comica steht er ihm noch weit nach. Seiner Laune ist etwas Studium, ein wenig Zwang anzusehen, Dinge, die bei längerer Übung vielleicht von ihm abfallen werden. Sein Volksmärchen „Das Marmorherz" beruht ganz auf Raimund'schen Ingredienzen und Jakob Taubenherz ist eine durchweg prächtige Gestalt. Er kündigt sich gut an: „Gehorsamer Diener; wenn hier keine Bärenfamilie logirt, möcht' ich wol ein wenig gegen den Regen untertreten, sonst aber will ich die brummenden Herrschaften nicht geniren", und führt sich selbst gut durch. Die Charakterskizze „Das rothe Häuschen" ist beiweitem nicht so erfreulich, und die Albernheiten des komischen Märchens „Der Tod und der Wunderdoctor" entbehren meistens derjenigen Spontaneität, die dergleichen bei Raimund sehr ergötzlich macht. Mit dem Geiste jenes bis jetzt unerreichten Volkspoeten ist nur das erste Stück verwandt, und diese Aufgabe mag der Verf. denn auch ferner bei sich festhalten.

34. Einen Jux will er sich machen. Posse mit Gesang in vier Aufzügen. Von Johann Nestroy. Wien, Wallishausser. 1844. 12. 15 Ngr.

In kecker Laune und glücklicher Parodie steht Raimund keiner seiner Nachfolger näher als Nestroy, der in dem angezeigten Stück wirklich den Beweis geliefert hat, daß man die Lachmuskeln seiner Zuhörer stundenlang in Bewegung setzen und doch noch neu bleiben kann. Obgleich nun hier ein witziger und närrischer Gedanke den andern jagt, so ist es doch keine Witzjagd, der wir beiwohnen, sondern die wirklich höchst launige Auffassung der Situationen und der Standescharaktere, die jene effectvollen Witzspiele wie von selbst hervorruft. Das Stück ist als ein Sittenspiegel wiener Hausknechte, Lehrbuben, Commis und Principale, wie Melchior sagt: classisch.

35. Die Maulschellen-Komödie, oder: Die Cholerischen. Lustspiel in vier Acten. Von Th. v. Wimpfen. Heilbronn, Landherr. 1844. 8. 10 Ngr.

Das Häßliche und Widerwärtige kann niemals Gegenstand der Komödie sein; diese hat es nur mit dem Abnormen, dem Excentrischen, dem Verkehrten, nie mit dem Unwürdigen und Hassenswerthen zu thun. Das Stück ist daher in seiner Grundidee zu verwerfen; denn Mishandlung einer Frau ist eine ästhetisch nicht zu sühnende Sünde, eine nicht wieder gut zu machende Verirrung. Da nun hier diese Verirrung eine immer wiederkehrende Grundlage des ganzen Stücks ist, so kann man sich kaum schwerer gegen die Kunstgesetze versündigen als der Verf. thut.

36. Das Hermannsfest im Teutoburger Walde. Dramatisches Fragment. Von C. Heusinger. Arnstadt, Meinhardt. 1844. Gr. 8. 7½ Ngr.

Am liebsten schwiegen wir von diesem ohnmächtigen Versuch, den Deutschen durch den Mund von Leuten aller Stände, Studenten, Auswanderern, Policeidienern, Ministern, Handwerkern und Offizieren, ex cathedra unangenehme Wahrheiten zu sagen, ganz still. Geister, die, etwa wie Börne, ihre Liebe zum Vaterlande bekundet haben, dürfen ein zürnendes Wort der Liebe an den Gegenstand ihres Denkens, Sorgens und Sehnens richten — wir verzeihen es ihnen um ihrer Liebe willen; aber wo nimmt der Verf. das Recht zu Hohn und Spott her, die er im Schulmeisterton gegen sein Vaterland ausschüttet? Wir meinen, die Zeit auch dieser unseligen Manie sei nun endlich vorüber und der Deutsche könnte ohne Scham und Ärger immerhin ein Deutscher sein!

37. Mina, oder: Dreifache Haushaltung. Komische Oper in drei Acten. Von C. Gollmick. Mainz, Schott's Söhne. 1844. Ler.-8. 7½ Ngr.

38. Die Memoiren des Satans. Lustspiel in drei Aufzügen. Aus dem Französischen bearbeitet von L. W. G. Karlsruhe, Macklot. 1842. Gr. 8. 12½ Ngr.

Bekannte, leichte Waare vom französischen Trödelmarkt, nach kurzer Elle gemessen und ziemlich gut zugeschnitten. Es ist darüber nichts weiter zu sagen, als daß das zuletzt genannte Lustspiel, auf einem ganz guten Gedanken angelegt, auch auf deutschen Bühnen gefallen kann.

39. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Vierundzwanzigster Jahrgang für 1845. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1845. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Bemerkung, daß dieser reichen und schätzbaren Sammlung allmälig der belebende Odem auszugehen scheint, ist nicht eben erfreulich. Das „Jahrbuch" war vordem ein Rendezvous der guten Gesellschaft; es läuft Gefahr, um diesen Credit zu kommen, seinen Ruf einzubüßen, wenn „Scheibentoni" sich darin breit machen darf. Hiervon abgesehen ist das Schauspiel „Die Verlobte", aus dem Nachlasse der trefflichen Agnes Franz, ein löbliches Drama im Geiste der Verf. von „Wahrheit und Lüge", nur nicht so concentrirt, kurz und kräftig, wie es zu wünschen wäre. Der etwas diffuse Dialog schadet der Handlung und vermindert ihre Wirkung. In „Die gewagte Cur", Lustspiel in drei Acten von E. Raupach, ist in anmuthigen Versen die gute Lehre enthalten, daß eine schwärmende Frau darum noch keine untreue sei, und daß es oft gefährlich werde, diese ätherischen Wesen von ihren Liebhabereien heilen zu wollen. Das Stück ist allerliebst und an zweimal zu lesenden Stellen reich. Was Hulda gleich zu Anfang von der Auffassung des Poetischen bei den Frauen sagt:

> Der weite Kreis des Komischen
> Ist kaum für uns vorhanden: Ironie,
> Witz und Satire lassen das Gefühl,
> Wenn sie's nicht gar verletzen, unberührt...

ist wahr und gut beobachtet; nur die Dichtung, die in der eigenen Sphäre reiches Leben weckt, ist für die Frauen Dichtung. „Marie", Schauspiel von A. P., mag wol einer vielbekannten, hier schon erwähnten dramatischen Dichterin angehören, obwol es die heitern Empfindungen nicht erweckt, die aus den Arbeiten von dieser Hand meist hervorgehen. Die Prüfungen der armen Marie sind eher schmerzlicher Art und das Ganze im französischen Sinne sentimental, d. h. peinvoll. Die „Schicksalskämpfe", historisch-romantisches Drama von F. W. Gubitz, wurden vor 30 Jahren verfaßt und in Berlin aufgeführt. Dies Stück gehört der Gattung an, gegen welche Contessa seine geistreiche Parodie richtete und der Verf. kritisirt dasselbe, bevorwortend, so gut und kräftig, daß wir uns füglich des fernern Urtheils enthalten können. Diese Blütenzeit der Überschwänglichkeit und jeglichen Unmaßes ist hoffentlich für immer vorüber; mit Theilnahme aber sehen wir, was noch vor 30 Jahren auf der deutschen Bühne in dieser Richtung beliebt gefunden werden konnte. Das „Frühstück auf Heidecksburg", dramatisirte Anekdote aus Alba's Leben von A—l, mag als eine Kleinigkeit unbesprochen hingehen; der „Scheibentoni" von Charlotte Birch-Pfeiffer aber ist, das originelle Vorspiel abgerechnet, in Anlage, Wendung und Sprache doch allzu roh, als daß er die Aufnahme in das „Jahrbuch" verdient hätte. Dem Charakterbilde der schönen Therese lassen wir zwar, als einem Urbilde naseweiser Mädchenlaune, Gerechtigkeit widerfahren; allein im Schauspiel selbst fehlt Sinn und Verstand doch auf eine allzu groteske Weise.*) 19.

---

*) Ein dritter und letzter Artikel folgt im Juli. D. Red.

Notizen.

Gegensatz der protestantischen und katholischen Kirche in Irland.

Folgende Stelle aus einem vor kurzem erschienenen Werke: „A fragment on the irish roman catholic church", von Sydney Smith, dessen kürzlich verstorbener Verf. insbesondere durch geistreiche Auffassung der englischen Zustände berühmt geworden, wird gerade in diesem Augenblicke nicht uninteressant sein, wo die letzten Verhandlungen im Parlamente über die Maynooth-Dotations-Bill gezeigt, welche Gesinnung das kirchlich bigote protestantische England gegen die andersgläubige Bevölkerung der Schwesterinsel hegt. „Das Einkommen", erzählt Sydney Smith, „der irisch-römisch-katholischen Kirche besteht in Halbpennys, Kartoffeln, Lumpen, Knochen und Fetzen von alten Kleidern und zwar irischen alten Kleidern. Ihr Gottesdienst findet oft in Scheunen oder im Freien statt in Ermangelung eines andern gottesdienstlichen Ortes. Ihre Religion ist die dreier Viertheile der Bevölkerung! Nicht weit davon in einem wohlbefensterten und bedachtem Hause wohnt ein gutbezahlter protestantischer Geistlicher, der vor Kirchstühlen und Betschämeln predigt und thatsächlich den Prediger in der Wüste darstellt; neben ihm sein Vicar, daneben der Küster und des Küsters Weib, alle voll Wuth gegen die Irrlehren des Papstthums und bereit ihr Leben hinzugeben für die großen, auf dem Reichstage zu Augsburg festgestellten Wahrheiten. In der Familie Leinster wird eine Geschichte erzählt, die den Titel führt: «Sie ist unwohl.» Ein protestantischer Geistlicher, dessen Kirche in der Umgegend des geradsinnigen und trefflichen Herzogs von Leinster lag, war einst bei demselben zu Gaste. Er hatte sich drei bis vier Tage dort bereits aufgehalten; als er sich nun Sonnabends Abends in sein Zimmer zurückziehen wollte, sagte der Herzog: «Wir sehen uns doch morgen beim Frühstück wieder?» «Wol nicht», entgegnete der Pfarrer, «Sie frühstücken etwas zu spät für mich; ich komme meiner Pflicht sehr pünktlich nach und Ihr Frühstück würde mich meinem kirchlichen Amte entziehen.» Dem Herzog genügte die sehr triftige Entschuldigung seines Gastes und sie sagten einander gute Nacht; der Herzog wahrscheinlich in dem Glauben, daß sein Schloß vor allem Unglück der Welt nun um so sicherer bewahrt sei, als unter seinem Dache ein so musterhafter Sohn der Kirche weile. Der Erste, dessen er jedoch am Morgen darauf ansichtig wird, als er ins Speisezimmer trat, war unser pflichtpünktlicher Pfarrer, der vertieft in Buttersemmeln eben ein Ei und ein tüchtiges Stück Schinken auf seinen Teller führte. «Ich freue mich, Sie hier zu finden, mein theuerster Pastor», sagte der Herzog; «aber wahrhaftig, ich bin ebenso erstaunt als erfreut.» «Oh, wissen Sie nicht, was geschehen ist», antwortete der Fromme beim Frühstück, «sie ist unwohl.» «Wer ist unwohl?» fragte der Herzog: «Sie sind nicht verheirathet, haben keine Schwester am Leben, ich bin erstaunt; sagen Sie mir wer ist unwohl?» «Nun die Sache ist die, Herr Herzog: meine Gemeinde besteht aus dem Vicar, dem Küster und des Küsters Weib. Nun befindet sich die letztere in sehr mislichem Gesundheitszustande; wohnt sie aber dem Gottesdienst nicht bei, so ist die Gemeinde nicht gehörig vertreten, und deshalb haben wir heute keine Kirche.»"

Die Furcht vor Übervölkerung.

Die Furcht und Klagen über drohende Übervölkerung und das Anwachsen großer Städte rühren nicht von heute her. Wie England sein baldiger Untergang schon vor langen Jahren aus seiner wachsenden Staatsschuld geweissagt wurde, als die letztere noch nicht ein Fünftheil ihrer jetzigen Größe betrug, so ist man in ähnlicher Weise vor dem Umfang und der wachsenden Bevölkerung Londons zu einer Zeit erschrocken und hat die verderblichsten Folgen daraus prophezeit, wo die Hauptstadt Englands nicht viel mehr als ein Drittheil ihrer jetzigen Einwohnerzahl in sich faßte. Bereits im Jahre 1592 hatten diese Besorgnisse das Erlassen von Gesetzen herbeigeführt, welche den Bau neuer Häuser in den beiden Städten London und Westminster und drei Meilen im Umkreise nur unter der Bedingung gestatteten, daß „sie für die Einwohner der bessern Classe eingerichtet" wären. Auch Karl I. veröffentlichte 1630 einen Erlaß, um die fortschreitende Vergrößerung von London aufzuhalten, aus Furcht, „daß die Einwohner zu einer solchen alles Maß übersteigenden Anzahl anwachsen würden, daß man sie weder mehr regieren noch ernähren könne". Rapin bedauerte in seiner ein halbes Jahrhundert später erscheinenden „History of England", daß man den bestehenden Gesetzen und Verordnungen gegen die weitere Ausdehnung der Hauptstadt nicht größere Achtung verschaffe, indem er den damals üblichen Gemeinplatz wiederholte, London sei der ungestalte große Kopf eines Leibes von mittelmäßiger Größe. So die Beschränktheit vor zwei Jahrhunderten, so heute die ähnliche Furcht vor dem Anwachsen der Reichthümer und der Genußmittel durch die Schöpfungen des Gewerbfleißes und des Verkehrs. Die Zeit wird kommen, wo man auf diese Furcht ebenso mitleidig herabsehen wird, wie wir es jetzt in Bezug auf die vor zwei Jahrhunderten gehegten Besorgnisse thun. 12.

Bibliographie.

Andeutungen zu einer Reform des Volksschulwesens, zunächst mit Beziehung auf das Großherzogthum Baden, mit vier Beilagen. Freiburg, Herder. Gr. 8. 15 Ngr.

Ansichten und Betrachtungen über die Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier, über J. Ronge und über die jetzigen kirchlichen Bewegungen. Im Sinne Vieler von einem Protestanten. Regensburg, Manz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bartsch, J., Carl Seidel. Sein Leben und Wirken. Berlin, Plahn. Gr. 8. 25 Ngr.

Beleuchtung der Frage: ob die Genehmigung einer sich allenfalls in Baiern bilden wollenden deutsch-katholischen Religionsgesellschaft staatsrechtlich zulässig sei? Von einem Juristen. Regensburg, Manz. 8. 2½ Ngr.

Bobrik, E., Handbuch der praktischen Seefahrtskunde mit einer vollständigen Sammlung logarithmischer, geographischer und astronomischer Tabellen, Karten, Abbildungen und geometrischer Figuren, und einem Wörterbuche der nautischen Kunstausdrücke in den verschiedenen europäischen Seesprachen. Zum Selbstunterrichte und für Lehrer mit besonders sorgfältiger Vorbereitung in der Mathematik, Physik und Geographie. Zwei Bände. Zürich, Literarisches Comptoir. Gr. 8. 12 Thlr.

Boritz, C., Die Höllenbrüder im Wienerwalde, oder der mitternächtliche Zweikampf in der Ahnengruft. Eine Rittergeschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 12. 22½ Ngr.

Militairische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde, historischen, wissenschaftlichen, kritischen und humoristischen Inhalts. Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen. 1ste Sammlung. 2te berichtigte Auflage. Gr. 8. Adorf, Verlagsbureau. 1 Thlr. 20 Ngr.

Brühl, M., Zum Osterfeste 1845. Einige pia vota in Glaubenssachen. Augsburg, Kollmann. 12. 5 Ngr.

Brunner, S., Der Nebeljungen Lied. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Castorph, L., Die Trierer Rock- und Glaubens-Revolution, oder: Souvenir für den Ex-Priester Herr Johannes Ronge und seine Verehrer. Achern. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Chownitz, J., Das ist der Lauf der Welt! Sittengemälde aus der Gegenwart. Zwei Theile. Mit einem Sendschreiben von P. de Kock. Manheim, Bensheimer. Kl. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ciocci, R., Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten der römischen Kirche im 19. Jahrhundert. 2te Auflage. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 15 Ngr.

Clemens, F., Geschichte der Jesuiten. Volksthümlich bearbeitet. Hamburg, Berendsohn. 16. 2½ Ngr.

Veröffentlichte geheime Correspondenz, oder die Redaction des Dortmunder Wochenblattes im Conflicte mit der katholischen Geistlichkeit. Dortmund, Krüger. 12. 1½ Ngr.

Düberg, C., Das Gemeinwesen aus Christus. Weissagung und Auslegung. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Die Ereignisse im Canton Luzern vom Christmonat 1844. Eine Appellation an die Eidgenossenschaft, im Namen der freisinnigen Partei des Cantons Luzern. Baden. Kl. 8. 10 Ngr.

Die nächtliche Erscheinung im Schlosse Mazzini. Aus dem Englischen. Zwei Theile. 3te Auflage. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Thlr. 8 Ngr.

Fornet, W., Der Biograph. Kurze aus Quellen geschöpfte Darstellung der Bildungsgeschichte und des Lebens solcher Personen, aller Zeiten und Länder, welche sich um Wissenschaft, Kunst, Literatur, Industrie und Leben überhaupt verdient gemacht haben. Ein Volks- und Lesebuch. Berlin, Rubach. Gr. 8. 15 Ngr.

Geißler, Teutschlands Verarmung, ihre Folgen und Abhülfe. 4ter Abdruck. Weißenfels, Gueß. Kl. 8. 3 Ngr.

Allgemeine preußische Gewerbe-Ordnung, nebst dem Entschädigungs-Gesetz vom 17. Januar 1845. Elberfeld, Bädeker. 8. 5 Ngr.

Gräffer, F., Kleine Wiener Memoiren. Historische Novellen, Genrescenen, Fresken, Skizzen, Persönlichkeiten und Sächlichkeiten, Anekdoten und Curiosa, Visionen und Notizen zur Geschichte und Charakteristik Wiens und der Wiener, in älterer und neuerer Zeit. Zwei Theile. Wien, Beck. Gr. 12. 1 Thlr. 25 Ngr.

Gutzkow, K., Gesammelte Werke. Vollständig umgearbeitete Ausgabe. 1ster und 2ter Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Hannickel, Findekind, oder der Schornsteinfeger von vornehmer Abkunft. Eine wahre Begebenheit. Zwei Bände. 2te verbesserte Auflage. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Heinrich, E., Beiträge zu der Lehre von der Abschätzung der Landgüter, zum Behuf des darauf zu bewilligenden Credites. Breslau, Korn. Gr. 8. 1 Thlr.

Henrion, Allgemeine Geschichte der katholischen Missionen vom 13. Jahrhundert bis auf die neueste Zeit. Nach dem Französischen bearbeitet von Wittmann. 1ste Lieferung. Augsburg, Kollmann, 12. 2½ Ngr.

Hermsdorf, E., Jahresberichte über die deutsche Gesetzgebung. 1ster Band. (Jahr 1844.) Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Hitzig, F., Zur ältesten Völker- und Menschengeschichte. 1ster Band: Urgeschichte und Mythologie der Philistäer. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

L'Hote, F. J. B., Hirtenbrief an die Mitglieder seiner Diözese. Ein neues Zeichen der Zeit. Schaffhausen, Brodtmann. 8. 4 Ngr.

Imgrund oder die wiederversöhnte Eidgenossenschaft auf dem Tage zu Stans 1481. Ein vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Freie, dichterische Bearbeitung von A. B. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 8. 12 Ngr.

Die Jesuiten und der Jesuitismus. Oder: Geschichte, Verfassung und Grundsätze der Gesellschaft Jesu, und Winke in Bezug auf die Bestrebungen des Ultramontanismus in unserer Zeit. Nordhausen, Fürst. 12. 10 Ngr.

Landmesser, F. W., Beleuchtung der „Lästerungen" des Prediger C. A. O. Tornwald, oder die protestantischen Organe wider die katholische Kirche. 1stes Heft. 2te verbesserte Auflage. Marienburg, Dormann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lasset den Ochsen — gehen! Ein Seitenstück zu Joh. Sporschil's „Lasset die Löwin in Frieden." Letzte Nachricht aus dem Thierreiche. Von keinem Löwenwärter. Leipzig, Pönicke und Sohn. 12. 3 Ngr.

Lefebvre, A., Geschichte der Cabinette Europas während des Consulats und des Kaiserthums 1800—1815, nach den Actenstücken im Archive der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris. Aus dem Französischen von A. Diezmann. 1ster Band: Vom 18. Brumaire bis zur Einführung des Kaiserthums. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lyrisches und Episches von einem Menschen. Berlin, Enslin. Kl. 8. 10 Ngr.

Meneval, Baron v., Napoleon und Marie Louise. Geschichtliche Erinnerungen. Aus dem Französischen von A. Diezmann. 2ter Band. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Reformator (?) Ronge oder des Teufels Lustspiel, aufgeführt in der Sitzung der sogenannten deutsch-katholischen Gemeinde zu Breslau. Zum Troste für alle ultramontanisch-jesuitisch-papistisch-propagandistisch-hierarchieisch-römisch gesinnten Dunkelmänner, oder in einem Worte, „Katholiken". Düsseldorf, Roschütz und Comp. Gr. 12. 1¼ Ngr.

Riedel, A. F., Geschichte der wiederhergestellten Klosterkirche und des ehemaligen Dominicaner-Mönchs-Klosters zu Neu-Ruppin. Herausgegeben von Kampe. Neu-Ruppin, Kühn. 4. 20 Ngr.

Riffel, C., Der Primat Petri und seiner Nachfolger auf dem apostolischen Stuhle zu Rom. Drei Predigten. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 6¼ Ngr.

— — Die Würde des katholischen Priesters als Gesandten Gottes und Stellvertreters Christi. Eine Primizpredigt. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 2 Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Der Reiter-Kampf und Sieg bei Haynau, am 26. Mai 1813. Neuhaldensleben, Eyraud. Kl. 8. 2 Ngr.

Seidel, H. A., Paulus. Geistliches Gedicht in zehn Gesängen. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stricker, W., Die Verbreitung des deutschen Volkes über die Erde. Ein Versuch. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 25 Ngr.

Stunden der Andacht für Greise. Neuhaldensleben, Eyraud. 8. 5 Ngr.

Stützle, J. N., Lorenz Benedikt Schlichting, weiland geistlicher Rath zu Dillingen, in seinem Leben und Wirken. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Tegner, E., Die Abendmahlskinder. Idylle. Nach dem schwedischen Originale und in dessen Versmaß übersetzt von G. Schilling. Stuttgart, Hallberger. 8. 15 Ngr.

Thun, J. M. Graf v., Der Slawismus in Böhmen. Prag, Calve. 8. 5 Ngr.

Tornwald, K. A. O., Der Protestant. 1. Nr. Erwiederung auf Herrn Pfarrer Landmesser's Beleuchtung der „Lästerungen des katholischen Wochenblattes auf die evangelische Kirche." Danzig, Kabus. 8. 6 Ngr.

Türckheim, J. v., Betrachtungen auf dem Gebiete der Verfassungs- und Staatenpolitik. Zwei Bände. Freiburg, Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Freimüthige Vertheidigung der römisch-katholischen Kirche gegen Widersacher und Abtrünnige. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Volks-Halle oder Zeitgemälde aus dem Volks-, Natur- und Kunstleben in Schrift und Bild. 1ster Band in zwölf Lieferungen. Nordhausen, Müller. 4. 2 Ngr.

Weber, B., Blüthen heiliger Liebe und Andacht. Gesammelt für Kenner und Liebhaber des innern Lebens. Aus den Schriften der Giovanna Maria vom Kreuze. Innsbruck, Wagner. Gr. 12. 10 Ngr.

Wegelin, D., Palästina, Bilder aus dem heiligen Lande, aufgezeichnet während seines Aufenthaltes in Jerusalem. Herausgegeben von H. Leemann. Zürich, Schultheß. 8. 26 Ngr.

Zoepfl, H., Antikritik der vom Hrn. Prof. K. Vollgraff herausgegebenen sogenannten kritischen Beleuchtung meiner Abhandlung „über das Verhältniß der Beschlüsse des deutschen Bundes zu Sachen der streitigen Gerichtsbarkeit". Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 12½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 152. —— 1. Juni 1845.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und beträgt der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Die Touristen im Orient.

Erster Artikel.

1. Orientalische Briefe. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Drei Bände. Berlin, A. Duncker. 1844. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Seit dem ersten Erscheinen dieser eleganten Briefe, mit denen wir einen flüchtigen Überblick der jüngsten Touristenliteratur über den Orient eröffnen wollen, ist bereits einige Zeit verstrichen. Dessenungeachtet glauben wir, daß dieses Werk noch keineswegs eine so allgemeine Verbreitung gefunden habe, daß wir der angenehmen Pflicht, in ausführlicherer Weise darauf aufmerksam zu machen, uns für überhoben halten könnten. Es ist dies besonders dem Umstande beizumessen, daß diese Schrift gleich unmittelbar nach ihrem Erscheinen von gewissen Seiten her auf eine äußerst schonungslose Weise verdächtigt und dem verletzendsten Spotte preisgegeben ist. So bietet sich uns denn hier die günstigste Gelegenheit, einen Theil der Schmähungen, mit denen man die verschiedener ansprechender Productionen wegen geschätzte Verf. überschüttet hat, von ihr abzuwehren und ihren Briefen die Stelle anzuweisen, welche denselben gebührt. Auf eine eigentliche Antikritik haben wir es hier um so weniger abgesehen, als dies durchaus zu nichts führen würde. Am angemessensten scheint es uns, die interessantesten Partien des Werks selbst reden zu lassen, indem wir uns vorbehalten, durch einige eingestreute Bemerkungen den eigentlichen Standpunkt, von dem aus vorliegende Briefe betrachtet werden müssen, anzudeuten.

Zwei Kritiker sind es vorzüglich, welche mit ungewohnter Heftigkeit über die eleganten Bände, welche wir zu besprechen haben, hergefallen sind, um sie mit der Lauge ihres Spottes zu tränken. Die Namen Beider sind bekannt, und was uns die Verpflichtung auferlegt, auf sie directen Bezug zu nehmen, ist der Umstand, daß Beide den Orient aus eigener Anschauung kennen, und ihr Wort bei dieser Angelegenheit also nicht ohne Gewicht zu sein scheint. Wagner, der treffliche Verf. der Briefe vom Schwarzen Meere, rühmlich bekannt auch außerdem durch sein Reisewerk über Algerien, welches in Frankreich sogar die verdienteste Anerkennung findet, hat nur gelegentlich, jedoch in höchst absprechender Weise über die Gräfin Hahn-Hahn den Stab gebrochen; Fallmerayer aber, der sich durch die Hartnäckigkeit, mit welcher er auf der Annahme beharrt, im modernen Hellenenthume wäre das slawische Blut das überwiegende Element, einen Namen gemacht hat, unterwirft ihr Werk einer ausführlichen Besprechung, in welcher sich bitterer Ingrimm Luft macht. Dabei verweilt er mit solchem Behagen bei den Schwächen und Makeln des Werks, trägt mit solchem Fleiße die Einzelheiten, welche er sich zur Zielscheibe seines Spottes ausersehen hat, zusammen, daß man eine gewisse Absichtlichkeit in der Art und Weise der Beurtheilung nicht verkennen kann. Ja, er begnügt sich sogar nicht mit der Analyse in der „Allgemeinen Zeitung", die einige Sensation gemacht hat *), sondern kommt selbst in den „Gelehrten Anzeigen" der münchener Akademie, also in einem Blatte, welches auf einen Kreis berechnet ist, mit dem die Gräfin Hahn-Hahn in keinerlei Verbindung steht, noch einmal darauf zurück. Was Fallmerayer, den wir seiner lebhaften, farbenreichen Schilderungen aus Trapezunt wegen schätzen, dazu vermocht hat, so lange bei einem Werke zu verweilen, welches er doch für äußerst unbedeutend und nichtssagend zu halten vorgibt, wissen wir nicht; denn aus persönlichen Rücksichten diese wiederholten Anfeindungen zu erklären, würde uns, wenn wir die achtungswerthe Stellung und den Charakter des Mannes erwägen, zu kleinlich scheinen.

Wenn man nun aber die ungünstigen Kritiken, auf die wir uns hier noch beziehen müssen, von ihren unpassenden Ausfällen und derben Späßen entkleiden, und auf den eigentlichen Sinn der langen Rede sehen will, so läuft das Ganze etwa auf den Vorwurf hinaus, man

*) Als Verfasser dieser Analyse in der „Allgemeinen Zeitung" ist uns ein Anderer als Fallmerayer genannt worden. D. Red.

lerne nicht genug Neues aus dem Reisewerke der Hahn-Hahn. Als wenn es bei ihrer Darstellung auf Bereicherung der wissenschaftlichen Forschung überhaupt abgesehen sei! Man fodere doch nicht immer ein und dasselbe von Allen und messe vielmehr Jeden nach seinem Maßstabe. Fallmerayer und Wagner haben freilich den Orient in ganz anderer Absicht und zu ganz verschiedenen Zwecken bereist. Der Eine vertiefte sich mehr in das Studium der Natur, in die Erforschung der Pflanzenwelt und der geologischen Bildungen, der Andere ging mehr den Spuren historischer Erinnerungen nach und befleißigte sich der Erkenntniß politischer Verhältnisse. Aber neben ihren Pfaden findet ja wol die Hahn-Hahn immer noch ein bescheidenes Plätzchen. Sie will ja keinen Aufschluß über wichtige historisch-politische Probleme bieten, wie sie alle strengwissenschaftlichen Angaben, welcher Art sie auch immer seien, fast ganz vermeidet. Sie ist sogar noch bescheidener und gesteht offen, daß sie sich der ausführlichen Schilderungen der Natur oder des Volkslebens enthalten will, weil ihre Reise zu flüchtig ist und ihre ganze Art sich nicht zu dergleichen Darstellungen eignet. Sie will nur die Eindrücke schildern, welche die schon oft beschriebenen Gegenstände in ihrer Seele gemacht haben, oder sie will, wie sie ebenso bezeichnend als elegant sagt (I, 56) wissen, „wie der Orient sich im Auge einer Tochter des Occidents abspiegelt". Freilich wird dabei die Wissenschaft leer ausgehen, aber die Verf. wird sich sicherlich trösten, wenn sie nur in den Kreisen, für welche ihr Werk vorzüglich berechnet ist, den gewünschten Anklang findet. Dann, könnte man freilich meinen, hätte sie sich aller historischen Angaben enthalten sollen, welche sie in ihrer Darstellung mit einfließen läßt. Ob sie überhaupt wohl daran gethan hat, aus allgemein zugänglichen Quellen Notizen verschiedener Art anzuziehen, welche zum Theil, wie Fallmerayer auf ebenso unermüdliche als ergötzliche Weise dargethan hat, nicht einmal ganz richtig sind, wollen wir dahingestellt sein lassen; wahrscheinlich aber hat sie diese flüchtigen historischen Skizzen, welche indeß nie über die Form bloßer Andeutungen hinausgehen, für eine angemessene Staffage gehalten. Vielleicht hat sie auch geglaubt, daß es dieser Anführungen bedürfe, um dem Leser für die Eindrücke, welche sie von den verschiedenen Gegenständen erhalten hat, empfänglich zu machen. Ebenso verhält es sich mit den philosophirenden und religiösen Reflexionen, welche sie ohne allen Anspruch auf tiefere Auffassung „au courant de la plume" mittheilt. Sie spricht sich in dieser Beziehung übrigens auch ausdrücklich aus, indem sie Bd. 1, S. 147, wo sie sich über ihre individuellen Religionsansichten nicht ohne eine gewisse Breite ausgelassen hat, mit folgenden Worten entschuldigt: „Das ist langweilig, aber ihr müßt es wissen, um euch vorzustellen, mit welchen Augen ich Nazareth betrachte."

Überhaupt war es so schwer gar nicht, den Maßstab zu diesem Werke in demselben selbst zu finden, auch wenn sich in ihren frühern Schriften dieser Art nicht Andeutungen genug vorfänden über die Art und Weise, wie die Gräfin Hahn-Hahn die Schilderungen ihrer eilfertigen Reisen aufgefaßt wissen will. Es schwebt uns bei dieser Veranlassung unter Anderm eine Stelle aus ihrem „Jenseits der Berge"*) (I, 16) vor, wo sie sich über ihre Reiselust und ihre Wanderungen selbst folgendermaßen ausspricht:

> Ich reise nicht um zu sehen und zu hören; nicht um zu bewundern und bewundert zu werden; nicht um mich zu bilden und Kenntnisse und Wissenschaft zu erwerben; nicht um zu Hause mündlich und schriftlich allerliebste Märchen von meinen Reisen zu liefern; nicht um Menschen, Sitten, Gebräuche des Auslandes als Stoff zu künftigen interessanten Medisancen einzusammeln: ich reise, um zu leben.

Sie reist also um zu leben oder, mit andern Worten, weil es ihr unabweisbares Bedürfniß ist. Daher sind die Bilder, welche sie von ihren Streifzügen zurückbringt, vielleicht flüchtig und mangelhaft, aber ganz ohne Interesse dürfen sie nicht genannt werden. Ja, es kann denselben sogar, abgesehen von der angenehmen Unterhaltung, welche sie gewähren, insofern selbst ein gewisser Nutzen nicht abgesprochen werden, als sie über manche Fragen — wie z. B. in Bezug auf die Türkei, wie wir weiter unten zeigen werden —, in den Kreisen, denen strengwissenschaftliche Werke in der Regel verschlossen, ganz vernünftige Ansichten verbreiten und zur Vernichtung mancher Vorurtheile mitarbeiten helfen. Und selbst wenn den „Orientalischen Briefen" diese Vorzüge nicht zukämen, so erfreue man sich wenigstens an der leichten, gefälligen Darstellung, an den ansprechenden Gemälden, welche die Verf. mit leichtem Pinsel entwirft, an der Frische, welche im ganzen Buche weht, und bedenke, daß man den bunten Schmetterling nicht schelten soll, wenn er auch nicht, gleich der emsigen Biene, Wachs und Honig zusammenträgt.

Weit entfernt also, vorliegende Schrift den frühern Reisewerken der geschätzten Verf. nachzustellen, erkennen wir darin sogar insofern einen wesentlichen Fortschritt, daß sie sich hier weniger in der Durchführung stereotyper Gedanken gefällt, als sie es wol in einigen ihrer frühern Werke zu thun die leidige Gewohnheit hatte. So coquettirt sie z. B. hier weniger als in ihren „Erinnerungen aus und an Frankreich" mit übelverstandenen aristokratischen Grundsätzen, und wenn sie auch hier und da ihrem Herzen in Bezug auf die Verhältnisse des Adels Luft macht (I, 19) und ihre Vorliebe für die Erblichkeit ausdrückt, „weil dieselbe eine gewisse Ruhe gibt" (I, 318), so drängt sich doch dies nie vor und thut der vorurtheilsfreien Stimmung, in welcher sie die Reise zurückgelegt hat, durchaus keinen Eintrag. Wenn sie von sich selbst sagt: „Blasirt bin ich nicht, obgleich ich gar viel Schö-

*) Von diesem Werke, welches zu den besten gehört, was aus der Feder der Gräfin Hahn-Hahn geflossen ist, haben wir vor kurzem eine zweite, vermehrte Auflage (2 Bde., Leipzig 1845) erhalten. Wir können den mannichfaltigen Inhalt des Buches, der in eigentliche Schilderungen und in liebliche Gaben der Reisenovellistik zerfällt, als bekannt voraussetzen und fügen nur noch hinzu, daß die Verf. diese neue Auflage mit einem anmuthigen Gedichte „Sklavin und Königin", welches in Neapel gedichtet und bereits in dem Taschenbuche „Italia" vom J. 1840 erschienen ist, bereichert hat.

nes und Merkwürdiges gesehen habe" (I, 14), so kann man ihr vollkommen beipflichten, und es zeugt wahrlich von keiner geringen Empfänglichkeit und Geistesfrische, wenn sie beim Beginn ihrer eigentlichen Wanderung, als sie von Wien aufbricht, von sich meint: „Frisch an Leib und Geist trete ich die Reise an, und traue mir Kraft genug zu, um mir für die Zukunft einen Schatz von Erinnerungen gegen einige Mühseligkeiten und Beschwerden der Gegenwart eintauschen zu können." (I, 61.)

Indem wir uns anschicken, an der Seite der Gräfin Hahn-Hahn die flüchtige Wanderung durch den Orient im Geiste mitzumachen, können wir füglich über die Schilderung ihrer Reise durch Schlesien, die eine Art von Vorspiel und Einleitung bildet, schneller hinweggehen. Nicht als ob es der Verf. nicht hier und da gelänge, schon oft beschriebenen Punkten noch neue Reize abzugewinnen; aber doch wollen wir lieber bei ihren Bildern aus dem Morgenlande verweilen als uns bei bekannten Gegenständen aufhalten. Sonst würden wir, um ein Beispiel ihrer Schilderungen zu geben, auf die pittoreske Ansicht von Landeck (I, 45) aufmerksam machen. Die vielbesprochenen Weberunruhen und andere industrielle Lieblingsthemata, werden, wenn man Das ausnimmt, was die Verf. über die schlesische Leinwand sagt (I, 40), nicht berührt. Überhaupt bewegt sich die Darstellung im Anfange mehr in den Kreisen des Naturgenusses und streift zuweilen wol auch auf das Gebiet der Kunstbetrachtungen hinüber, z. B. I, 7, wo die Rede auf den herrlichen Müller'schen Stich der Sixtinischen Madonna kommt. Es sind dies Episoden, die wir nicht so ohne weiteres verwerfen möchten, und welche wie die Erklärung, weshalb man jetzt Landschaften vorzüglich gut male (I, 27), zum Theil im engen Zusammenhange mit den eigentlichen Reisebeobachtungen stehen. Einigermaßen neu ist die Beschreibung der norwegischen Kapelle, welche der König von Preußen in Schlesien bei Brückenberg hat aufrichten lassen (I, 23, 24):

> Sie besteht ganz und gar aus Holz, und da dies durch die Zeit grau und unansehnlich geworden ist, so hat man es sauber abgehobelt und die Kirche, die freilich noch nicht fertig ist, sieht nicht viel anders aus als eine hölzerne Scheuer. Vier Pfeiler, die im Innern das Gebälk der flachen Decke tragen, haben rohes Schnitzwerk am Knauf. Das Ganze kommt mir vor wie die Arbeit der Wilden, und ist dabei in so kleinem Maßstab, daß man ihn spielerisch nennen möchte. Doppelt erscheint er so durch den schweren Glockenthurm, den man in Quadern neben diesem hölzernen Hüttchen errichtet. Schade, daß man es nicht in einem katholischen Lande zu einer kleinen Kapelle gemacht hat, die auf einsamer Bergesspitze oder in einsamer Felsschlucht ab und an den Wanderer zum Ausruhen von irdischen Sorgen lockt; dazu wäre es gerade recht gewesen, so klein, wild und verloren ist es.

Nach kurzem Aufenthalte in Wien nimmt die Reisende Abschied von der europäischen Gesellschaft und eilt im schnellen Fluge durch Ungarn dem Morgenlande zu. Sehr gefällig sind die Bilder, welche sie von der Donau entwirft, obgleich sie auch hier wieder ausführlicher Schilderungen sich enthält, für die sie, wie sie behauptet — „der Himmel behüte mich vor Beschreibungen!" (I, 355) — einmal kein befriedigendes Talent hat. Nicht ohne Anmuth ist das Bild, welches sie von der Donau selbst entwirft (I, 80, 81):

> Es ist eine recht merkwürdige Carrière, welche die Donau macht, als kleines Schwabenmädchen anzufangen und als eine majestätische Königin aufzuhören, um deren Nachbarschaft die mächtigsten Herrscher sich streiten, sodaß ihr Jeder wenigstens einen Arm geben oder den schleppenden Saum ihres Gewandes berühren will. Und trotz all der Courtoisie, mit der sie behandelt wird, kommt sie nie aus der Fassung, bleibt immer gelassen, und benimmt sich überall ohne Leidenschaft mit imponirender Ruhe, recht wie eine geborene Königin — es sollte. Ja, zum Herrschen ist sie geboren! in ihrer Jugend fand sie einen Liebsten, einen wunderschönen Jüngling, stolz und frisch und kräftig wie sie sind diese Söhne der Berge, mit so schäumenden grünen Wellen, daß sie den Smaragden gleichen, auf deren köstlichem Grün Goldfunken glitzern. Das tiroler Gebirg ist seine Wiege, und sie wiegt starke Herzen groß. Der Inn heißt dieser herrliche Jüngling. Brausend wirft er sich in ihre Arme und sie läßt es sich gefallen. Größer, mächtiger, rascher, warmblütiger als sie, verschwindet er dennoch in ihrer kühlen Umarmung, und nun, als sie weiß was sie vermag, wird sie erst recht dominirend. Ist das nicht eine Art von Libussa? Später hat sie wol noch manche Diener, die ihre Macht vergrößern, aber einen so leidenschaftlichen Liebsten hat sie nicht mehr.

Überall wird man erkennen, wie offen ihr Auge für die Natur und für Alles, was ihr begegnet, ist, wenn man sich auch freilich hier und da an einer weiblichen Naivetät, die ihr entschlüpft, des Gedankens nicht erwehren kann, daß sie zu eigentlichen, strengern Beobachtungen nicht allzu befähigt ist. So streift ihre Bewunderung über die schwimmenden Wassermühlen (I, 81) ans Komische. Mit glücklichem Takte enthält sie sich aber auch der Erörterung solcher Punkte, denen ihre Feder nicht recht gewachsen ist. So wird man Aufschluß über die Frage der Colonisation in Ungarn u. dergl. Punkte, welche in jüngsten Tagen in Bewegung gekommen sind, in den „Orientalischen Briefen" nicht finden. Die Verf. macht keinen Anspruch auf die Lösung so hochwichtiger Fragen. Dessenungeachtet weiß man aber nicht, ob nicht die Gegner der beabsichtigten Niederlassung deutscher Colonisten in Ungarn ihr Werk einst als Autorität citiren und ihr dadurch eine Ehre erzeugen werden, welche ihr wenigstens ebenso gut gebührt als dem nicht minder flüchtig reisenden Pirch, der es sich auch wol nicht hat träumen lassen, daß man auf seine Aussprüche bei der Beleuchtung einer wichtigen publicistischen Angelegenheit Gewicht legen werde. Außerdem glaube man aber nicht, daß die Darstellungen der Hahn-Hahn aller praktischen Beziehungen ermangeln. (Vgl. z. B. I, 67, wo sie auf Anlegung von Chausseen in Ungarn dringt.)

Die Moldau und Walachei, soweit sie diese Länder auf ihrer flüchtigen Fahrt Gelegenheit hatte kennen zu lernen, behagen ihr nicht allzu sehr. Besonders gefallen ihr die dressirten und modernisirten Walachen nicht, und das Bild, welches sie von ihnen mit zwei Pinselstrichen zeichnet, ist auch nicht allzu schmeichelhaft: „Ein Mittelding von Türk und Kosack, französisch gefirnißt: das scheint ein walachischer Gentleman zu sein." (I, 112.)

Nachdem sie den Boden der eigentlichen Türkei betreten hat, werden ihre Darstellungen ausführlicher und

erschöpfender. Sie spiegeln die Bilder ab, welche sich ihrem empfänglichen Sinne darbieten. In diesem Lande, welches geraume Zeit bereits in den diplomatischen Verhältnissen Europas eine so bedeutende Rolle spielt und lange schon die Quelle der verwickeltsten politischen Beziehungen abgibt, kann sie sich sogar nicht enthalten, einige Streifzüge auf das Gebiet der Politik zu machen, das im Allgemeinen für weibliche Federn geringen Reiz bietet. Was sie in dieser Beziehung über die Türkei, über die Stellung derselben den europäischen Staaten gegenüber und in Betreff der zerrütteten Verhältnisse dieses jämmerlichen Reichs sagt, verdient unsere vollkommene Beistimmung. Wir halten es um so mehr für unsere Pflicht dies hervorzuheben und die Aufmerksamkeit unserer Leser darauf hinzulenken, als gerade Wagner mit einem gewichtigen Machtworte der Verf. alle Befähigung, bei der Erörterung dieser ebenso schwierigen als einflußreichen Verhältnisse mitzureden, abgesprochen hat. Wenn wir nun aber nicht fürchten müßten, den Vorwurf zu großer Umständlichkeit auf uns zu ziehen, so würden wir uns anheischig machen, nachzuweisen, daß alles Das, was Wagner in einem trefflichen Aufsatze über die türkischen Zustände sagt, sich auch in vorliegendem Werke, dessen Erscheinen mit dem jener interessanten Mittheilungen des bekannten Reisenden vom Schwarzen Meere zusammenfällt, ausgesprochen findet. Es bieten sich in beiden Darstellungen sogar die auffallendsten Übereinstimmungen in den Ansichten über diese so oft geflissentlich im verzerrten Lichte dargestellten Verhältnisse. Wir wollen, indem wir dies behaupten, keineswegs das Verdienst Wagner's schmälern, aber hätte, wenn diese Übereinstimmung in den Ansichten feststeht — und es würde uns ein Leichtes sein, dies nachzuweisen —, es sich nicht mehr geziemt, von den Leistungen der Hahn-Hahn etwas weniger geringschätzend zu sprechen? Um wenigstens einigermaßen unsere Behauptung zu beweisen und um zugleich einige Proben von Dem zu liefern, was sie über die Türkei sagt, machen wir zunächst auf ihre Äußerungen über die Umgestaltung und Wiedergeburt dieses Landes aufmerksam (I, 88):

Aus diesem Opiumrausch fuhr er („der Türk") auf in unsern Zeiten, beschämt über sich selbst, geblendet von allem Fortschritt europäischer Cultur. Er wollte auch eintreten in die Reihen der Bewegung, er versucht es jetzt. Wer kann wissen, ob und wie es ihm gelinge? Ich glaube es nicht. Aus dem Kern entsteht die Frucht, nicht aus der Schale. Aus dem innerlichen Leben eines Volks, aus seinen sittlichen, religiösen und politischen Bedürfnissen gehen seine Umbildungen hervor. Aber was für ein Bedürfniß eines muselmännischen Volks kann der Neuerung zum Grunde liegen, daß man seinem Heere die bequeme morgenländische Tracht aus- und die unbequeme europäische Uniform anzieht?

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Schnelligkeit der englischen Presse.

Ein merkwürdiges Beispiel von der Schnelligkeit des Buchdrucks in unserer Zeit ist folgendes. Die Lords der Admiralität in England verordneten, daß der Schiffahrts-Almanach für 1845 noch einmal aufgelegt werden sollte, da die erste Auflage von 8500 Exemplaren vergriffen war, sodaß, wie es manchmal schon stattgefunden, Diejenigen, welche sich denselben verschaffen mußten und ihn nicht bei Zeiten bestellt hatten, den zehn- und zwölffachen Preis dafür zu zahlen genöthigt waren. Am 4. Februar erschien der Erlaß und am 24. Febr., also nach nur 17 dazwischenliegenden Werkeltagen, wurden vollständige Exemplare zum Buchbinder geschickt. Dieser Almanach enthält 616 große Octavseiten, wovon 572 mit Zahlentabellen gefüllt und das Übrige mit ganz kleiner Schrift gedruckt ist. Die Buchdrucker Clowes waren, der Zeitersparniß wegen, von den Behörden mit der vollständigen Revision betraut worden und nicht ein Bogen kam ins Schiffahrtsamt, um mit der alten Auflage verglichen zu werden, als bis der Druck des ganzen Werks beendet war. Die letzte Revision im Schiffahrtsamt wies noch 33 Fehler, also auf je 19 Blattseiten einen, nach, und davon war der größere Theil noch sehr unerheblich; 2 derselben bestanden in krummen Zeilen, 9 im Herausfallen einzelner Buchstaben oder Zeichen in der Presse, was selbst bei den sorgsamst gedruckten Werken vorkommt; 1 Fehler in dem Setzen eines Worts in Capitalschrift statt in Antiqua. Wahrlich ein schlagendes Beispiel der Macht der Buchdruckerei.

Die Literatur in Rußland.

Ein Berichterstatter des „Athenaeum" aus Petersburg meldete vor einigen Wochen, daß in Folge der vielen Verluste an Menschen und Geld, welche die Tscherkessenkriege veranlaßt, der Zar unpopulair zu werden anfange. „Auch wachen die Behörden", fährt er fort, „mit größtem Argwohn darüber, daß keine irgend ungünstige Nachricht von dort im Volke verlaute, sodaß selbst die sehr lahmen (lame, soll vielleicht heißen tame) und scharf censirten preußischen Zeitungen im Allgemeinen in diesem Lande verboten sind; in Folge dessen werden Bücher, wie die «Revelations of Russia» nur gegen Gold aufgewogen und ich weiß ein Beispiel, wo mehr als 500 Rubel, gegen 22 Pf. St. für das bloße Leihen eines Exemplars gezahlt worden sind." Man wird natürlich annehmen, daß unter einem solchen System das Schriftwesen nicht eben in Blüte steht; es gibt jedoch einige verdienstvolle Veröffentlichungen, worunter die „Wander-Bibliothek" (Bybliotheka dla Chatenie), eine in monatlichen Heften erscheinende Zeitschrift, einen ausgezeichneten Platz einnimmt; die Engländer können sich jedoch rühmen, daß die russische Literatur in London durch die Bemühungen der Vorstände des Britischen Museum beinahe ebenso zugänglich gemacht worden ist, wie in Rußland selbst, wo kaum einige öffentliche Büchersammlungen vorhanden und die meisten der vorhandenen dem Volk verschlossen sind. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 153. —— 2. Juni 1845.

Die Touristen im Orient.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 152.)

Nicht minder treffend ist, was an einer andern Stelle (I, 324, 325) über die türkische Herrschaft im Allgemeinen gesagt wird:

In dieser türkischen Herrschaft ist mehr ein zerstörendes als ein erhaltendes Princip, sodaß sie zwar für den Augenblick etwas hinstellen, doch ihm keine Dauer geben kann. Ihr Scepter ist wie der Stab einer bösen Fee: auch ohne böse Absicht thut er Schaden wohin er fällt. Die von ihm beherrschten Länder sind wie ausgesogen, wie vertrocknet im Quell des Lebens. An Menschen, an Erzeugnissen des Bodens, an Reichthum produciren sie nicht den zehnten Theil von Dem, was sie in andern Tagen hervorbrachten. Luft und Erdreich deterioriren sich, denn in ihnen sind böse Elemente, die sich augenblicklich breit machen, wenn der Mensch mit seinem Leben, seiner Sorgfalt, seiner aufmerksamen Pflege ihnen nicht entgegen wirkt. Kein überwältigender Feind, kein vernichtender Eroberer hat unter der türkischen Herrschaft seine Zelte hier aufgeschlagen, und doch sind diese Länder verwüstet wie von mörderischen Feinden.... Wenn nicht eine so stumpfe Despotie der Genius der Hohen Pforte wäre, so müßte doch wol irgend Einer auf den Gedanken gerathen, daß es hier noch andere Dinge zu versuchen und einzuführen gibt als die europäische Uniform der Soldaten und ihr europäisches Exerciren und Manoeuvriren, welches Alles nicht im mindesten dazu mit beiträgt, um sie kriegerisch und tapfer zu machen. Wo Landbau und Handel nicht getrieben, beschützt und gehoben werden, da fehlt einem Staat die rechte wie die linke Hand, sowol die welche einnimmt, als die welche ausgibt; denn alle andern Quellen und Hülfsmittel erschöpfen sich mit der Zeit.

Alle diese Punkte enthalten allerdings nichts Neues, aber im Grunde sagen sie ganz Dasselbe, was auch Wagner, nur mit größerer Bestimmtheit und tieferm Eingehen in die Einzelheiten, über jene Verhältnisse beibringt. Wenn man aber dessenungeachtet in gewissen Kreisen absichtlich die Augen über die trostlose Lage der Türkei verschließt, so macht es der Verf. nicht wenig Ehre, daß sie mit Unbefangenheit ihre Meinung ausspricht und sich um das Nasenrümpfen mancher hochgestellter Person nicht kümmert. Was sie über die Administration sagt, findet in den Mittheilungen des geistreichen Reisenden vom Schwarzen Meere volle Bestätigung, die sich sogar bis auf die einzelnen Züge erstreckt. Man vergleiche nur Das, was Wagner von den beunruhigenden Aushebungen der Truppen sagt, mit der Schilderung eines solchen Aufstandes (II, 340), wo die Verf. ihr Gesammturtheil über die türkische Verwaltung folgendermaßen zusammenfaßt:

Erscheinen die Beamten, um den Tribut einzufodern — Aufstand! und die Soldaten, um Rekruten auszuheben, oder besser gesagt einzufangen — Aufstand! Die türkische Staatsverwaltung beschränkt sich auf diese beiden Momente, und da das Volk weiter nichts von ihr hat, nicht Unterstützung, Hülfe, Vortheil, und sie also nur durch zwei ihm sehr lästige Verfahren kennen lernt: so widersetzt es sich gern.

Interessant ist die Legende von der Wiedereroberung Konstantinopels durch christliche Waffen, welche (I, 218) erzählt wird:

In dem Augenblicke, als Konstantinopel von den Türken eingenommen wurde, las ein frommer Priester Messe in der Aga Sofia. Die Schreckensbotschaft drang in die Kirche gerade als die Verwandlung der Hostie vor sich ging. Da betete der Priester mit heißer Inbrunst, Gott möge den heiligen Leib Christi vor Entweihungen schützen; und siehe! eine Wand umschloß plötzlich den Priester mit der Hostie, und Beide werden unversehrt wieder hervortreten an dem Tage, wo Konstantinopel von den Christen eingenommen wird.

Wann endlich dieser gläubige Priester den Augen der Gläubigen wieder erscheinen wird, wie lange sich das vermorschte Gebäude der Türkei, das schon längst zusammengebrochen wäre, wenn es nicht von eifersüchtigen Großmächten mit schlauer Berechnung zusammengehalten würde, endlich in Trümmer sinken wird, läßt sich nicht sagen; man kann sich aber, wenn man die fruchtlosen und unersprießlichen Bemühungen der europäischen Staatsmänner, dem „galvanisirten Leichname", wie man die Türkei genannt hat, wieder frisches, jugendliches Blut einzuhauchen, mit unbefangenem Auge betrachtet, nicht enthalten, in den Spott mit einzustimmen, der sich in Folgendem Luft macht (I, 90):

Und nun ist es (Belgrad) türkisch und bleibt auch wol türkisch. Die hohen Potentaten gönnen es ja lieber dem Türken als einer dem andern. Das nennen sie Politik und europäisches Gleichgewicht.

Wir haben uns, um die gekränkte Ehre der Verf. zu retten und um ihre Stimmfähigkeit bei der Besprechung wichtiger politischer Angelegenheiten einigermaßen darzuthun, etwas weit fortreißen lassen, sodaß wir Verzicht darauf leisten müssen, bei der eigentlichen Schilderung Konstantinopels und der Beschreibung des dortigen Lebens lange zu verweilen. Nur auf die gelungene

Skizze vom goldenen Horn und vom Totaleindruck, den Konstantinopel beim ersten Anblick macht, wollen wir im Vorbeigehen noch aufmerksam machen (I, 128). Über die häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse erfahren wir im Ganzen nicht sonderlich viel Neues. Dazu hat die Verf. zu kurze Zeit in der Hauptstadt des türkischen Reichs verweilt, und die Provinz hat sie fast gar nicht kennen gelernt. Diese Lücke wird aber auch durch das neulich in d. Bl. besprochene Werk von White, dem, was Mannichfaltigkeit und sorgsames Ausmalen der Einzelheiten betrifft, kein derartiges Werk an die Seite gestellt werden kann, vollkommen ausgefüllt. Nur wo die Hahn-Hahn von den türkischen Frauen redet (I, 160), da thut sich die eigenthümliche Geschicklichkeit der weiblichen Feder kund.

Wenn man die Summe Dessen, was wir hier als Proben der Art und Weise, wie von ihr die zerrütteten türkischen Verhältnisse aufgefaßt werden, überblickt, so wird man einer Frau, die sich ein so reifes Urtheil, wie es scheint ziemlich selbständig, gebildet hat, eine gewisse Anerkennung nicht versagen. Deshalb wird man ihr auch kleine Ausbrüche weiblicher Eitelkeit, welche sich ohnehin nur sehr selten, z. B. I, 301, wo sie sich freut, daß vor ihr noch keine Frau einen Reiseferman erhalten hat, gern nachsehen. Dahin rechnen wir auch das öfters (II, 140, 159) ausgesprochene Misvergnügen darüber, daß ihr nichts Ungewöhnliches begegnen will, was ihrer Reise allerdings einen viel fashionablern Anstrich verleihen würde.

Von den Mittheilungen, welche sie über ihre Reise der kleinasiatischen Küste entlang macht, hat uns besonders Folgendes gefallen (I, 307—309):

Von Patmos herüber schrieb der Lieblingsjünger Christi, Johannes, an die sieben christlichen Gemeinden Kleinasiens die sieben Sendschreiben, welche die Apokalypse einleiten. Da hat Smyrna eine schöne Ermunterung: „Sei getreu bis in den Tod und ich will dir die Krone des Lebens geben." Es ist wol ein blühendes und reiches Leben, das sich um Smyrna gelagert hat und ihm größern Glanz und Spielraum gönnt als diese halb vernichteten Gegenden kennen; doch „die Krone des Lebens" ist eine Verheißung, die hier unter der Herrschaft des Islam noch nicht die Zeit der Erfüllung gefunden hat. So ansehnlich und in blühendem Zustand wie Smyrna soll keine jener sechs andern Gemeinden sein, von denen einige als kleine Ortschaften, andere gar nicht mehr existiren, z. B. von Ephesus nur noch geringe Trümmer, und doch besaß es eins der Wunderwerke der alten Welt, den Tempel der Diana. Das ist nun Staub und Asche! Der Tempel ist verschwunden und die Gemeinde ist zerstoben, der Johannes schrieb: „Ich habe wider dich, daß du verlässest deine erste Liebe." Turkmanen haben da gehaust und Osmanen und die Mongolen unter Timur haben mehr als 30 Jahre ihre Zelte an dieser Stätte aufgeschlagen; dann fiel sie unter das türkische Joch, und nun ist sie ein ungesunder Morast, wo in dieser Zeit böse Fieber heimisch sind. Und das ist das klägliche Ende des alten und weltberühmten prangenden Ephesus!

Im Allgemeinen begnügt sich die Verf. hier nur mit flüchtigen Pinselstrichen; aber gerade hierin zeigt sie die große Gewandtheit ihrer Hand. Wie lieblich ist nicht das Bild, welches sie mit folgenden wenigen Worten vor uns hervorzuzaubern weiß: „Nur die Namen zu nennen Chios, Patmos, Samos, Rhodos — klingt das nicht wie ein lieblicher Accord? macht dir das nicht einen holdseligen Eindruck, als ob du einen Strauß von verschiedenfarbigen, duftenden Rosen in die Hand nähmest?" (I, 321.) Ansprechend ist auch die Schilderung von Rhodos (I, 343). Für solche Bilder, die uns von geschickter, aber anspruchsloser Hand geboten werden, hätten wir gern auf den Schluß des ersten Bandes verzichtet, der einen ziemlich dürftigen Abriß der Khalifengeschichte, ein trockenes Gerippe verwickelter Verhältnisse, enthält.

Der uns nicht allzu reichlich zugemessene Raum gestattet uns nicht, die muthige Reisende auf ihrer Wanderung von Beirut über den Libanon nach Balbek und über den Antilibanon nach Damaskus zu begleiten; auch der Bezugnahme auf ihre Schilderungen vom Karmel und dem dortigen Kloster müssen wir uns enthalten, und wir können dies um so eher, als gerade der betreffende Brief (XXVI) von einer weitverbreiteten Zeitung bei Veranlassung der Sammlung zu Gunsten jener geistlichen Stiftung mitgetheilt worden ist. Auch in Beziehung auf Nazareth und Jerusalem können wir uns kurz fassen, denn was die Verf. über diese denkwürdigen Orte sagt, stimmt so ziemlich mit Dem überein, was wir von andern Reisenden von ihnen erfahren haben. Zudem läßt ihre Schilderung von Jerusalem und dem heiligen Grabe ziemlich kalt, wenn man die glänzende, begeisterte Beschreibung Chateaubriand's gelesen hat, dessen bekanntes, prachtvoll geschriebenes „Itinéraire" sie, wie sie selbst gesteht (II, 316), nicht aus eigener Lecture kennt. Nur zuweilen bemächtigt sich ihrer die Begeisterung, mit der fast Alle, denen es vergönnt war, am Grabe des Heilandes zu knien, von jenen unvergeßlichen Stätten reden (II, 206):

Die heilige Stadt! heilig seit Jahrtausenden den verschiedensten Religionen und ihren Bekennern. Den Israeliten ist sie es als Stadt des alten Bundes, des Tempels Jehovah's, als ihr verlorenes, ewig beklagtes und geliebtes, dereinst wieder zu erwerbendes irdisches Eigenthum, wo im Thal Josaphat die Auferstehung der Todten stattfinden soll. Den Mohammedanern ist sie es in einem solchen Grade, daß sie keinen andern Namen als el Kuhds, die Heilige, für sie haben, denn hier auf Morija, wo einst Salomo's Tempel stand und jetzt die Sakhara-Moschee steht, fuhr Mohammed gen Himmel, hier wird er einst die Todten richten, und die gefürchtete Brücke el Sirat, der Prüfungsweg der Reinen und Unreinen, wird nicht breiter als ein Haar vom Morija zum Ölberg über die Schlucht des Kidron gespannt sein. Sie ist es den Christen —

Wir können uns endlich nicht enthalten, hier auch noch das kurze, vergleichende Bild von Jerusalem und Rom anzuführen, welches sich II, 314 findet:

Beide tragen so weite Trauermäntel über ihren schleppenden Purpurgewändern, daß neben ihnen jede Trauer oberflächlich und jede Größe gering erscheint. Aber Rom ist eine Ruine; malerisch, sanft melancholisch, schön, wie diese zu sein pflegen; Jerusalem ist eine Versteinerung, ist ein petrificirter Schutthaufen oder, wenn das anmuthiger klingt, eine zertrümmerte Niobe.

Neben Dem, was die Verf. von Jerusalem Schönes und Gutes sagt, bleiben auch die Schattenseiten nicht unberücksichtigt. Besonders trifft die verwahrloste Administration der Stadt (II, 247) die ganze Wucht ihres

Ladels. Nicht besonders günstig ist auch das Licht, welches sie über die Stellung und Wirksamkeit des vielbesprochenen englischen Bischofs verbreitet (II, 255).

Lobenswerth ist es, daß die Reisende in ihren Briefen des leidigen Generalisirens sich enthält und lieber die einzelnen Erlebnisse und die mannichfaltigen Eindrücke ihrer Wanderung im bunten Wechsel an uns vorüberführt. Indessen gelingt es ihr doch auch, die Physiognomie eines ganzen Landes mit einem Wurfe zu zeichnen; so z. B. II, 157, wo es heißt:

Im engsten Zusammenhange mit dem starren zähen Charakter des jüdischen Volks finde ich die Natur seines Landes; und in diesen zerklüfteten Höhlen, auf diesen nackten Bergen, wo das Auge sich melancholisch von der steinernen Erde zu dem fast immer wolkenlosen Himmel emporhebt, meine ich die schwermüthige, majestätische Wildheit seiner Propheten zu begreifen, die im tiefen Trauermantel, mit dem Flammenzeichen der Begeisterung über der Stirn zwischen dem Volk wandeln, welches die Verheißung Jehovah's nie vergißt, immer in Anspruch nimmt und doch nicht begreift.

Weniger passend finden wir es, wenn wir II, 108 vom Orient und S. 271 vom Beduinen insbesondere lesen, daß sie den Begriff des Individuums schärfer verträten als das Abendland. So heißt es auch leeres Stroh dreschen, wenn sie II, 127 an heiliger Stätte ihren Klagen über die Dürftigkeit und Nüchternheit des Protestantismus Luft macht. Weil der Protestantismus es verschmäht, durch Pracht und durch die Entfaltung glänzender Mittel auf die Sinne einzuwirken, darum ist sein Cultus noch nicht dürftig zu nennen, und wer nur ein gläubiges, nach himmlischer Erquickung verlangendes Herz mitbringt, der wird weder unsere Kirchen noch unsern ganzen Gottesdienst nüchtern finden. Die Leere und Nüchternheit, über die so viele Verächter desselben klagen, tragen sie meistens in ihrer eigenen Brust. Wahrlich das religiöse Gefühl Dessen, der am Grabe des Herrn viel nach den Wirkungen des äußern Gepränges frägt, kann unmöglich warm und innig sein.

Vielleicht hat sich die Verf. hier durch Nachbeten einer oft gebrauchten Phrase zu einer Plattheit verleiten lassen, welche wir ihr um so weniger hoch anrechnen wollen, da sie im Allgemeinen der Vorwurf nicht trifft, daß sie auf der von Andern breitgetretenen Straße geistlos fortwandle. Im Gegentheil legt sie sogar nicht selten gegen allgemein angenommene Ansichten und Urtheile, welche sich durch häufiges Nachsprechen eine gewisse Geltung verschafft haben, Protest ein. So will sie das übertriebene Lob, welches von den Reisenden gewöhnlichen Schlages der Lage von Zebdani am Libanon gespendet zu werden pflegt, nicht unterschreiben. So weicht sie auch in Betreff des Eindrucks, welchen die Wüste machen soll, beträchtlich von der Modeansicht ab, welche die Totalwirkung derselben sehr hoch in Anschlag bringt. Sie meint (II, 344), der größte Theil der Reisenden denke freudetrunken daran, sich auf dem Rücken eines Kameels in Gegenden, die nicht allzu häufig besucht sind, zu befinden, und dieses Gefühl verleihe dann der ganzen Gegend einen gewissen Reiz, der ihr ohne diese vielleicht unbewußte Berechnung nicht gebühre. Diese ganz psychologische Erklärung könnte gewiß auch den Maßstab abgeben für manchen ähnlichen herkömmlichen Touristen-Enthusiasmus. Überhaupt ist es anerkennungswerth, daß sie sich von dem wohlfeilen, phrasenhaften Jubel über Alles, was sie mit Augen sieht, hütet, der so manches Reisewerk geradezu ungenießbar macht. Sie äußert sich hierüber selbst (II, 74) dahin, daß sie sich nun einmal nicht in einem steten Begeisterungstaumel befinde.

(Der Beschluß folgt.)

J. C. Biernatzki's gesammelte Schriften. Erste vollständige Gesammtausgabe in acht Bänden. Altona, Hammerich. 1844. Gr. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Roman ist in neuerer Zeit das Gewand, das alle Theorien umnehmen, die sich eine praktische Geltung verschaffen wollen. Die jungdeutschen Ansichten wurden auf diese Weise verbreitet; die Sue'schen Productionen predigen die neueste socialistische Weisheit. Würden Wieland's „Musarion" und Lessing's „Nathan" heute geschrieben, sie würden auch als Romane eingekleidet sein. Ist es zu verwundern, daß auch die entgegengesetzte Tendenz zu diesem Mittel greift? Die religiösen Erzählungen Biernatzki's haben vielen Beifall gefunden. Es handelt sich in ihnen darum, nicht blos „den Kindern der Welt und den Frommen" zu gefallen, sondern die erstern in letztere umzuwandeln. Zu diesem Behuf muß zuerst mit ihnen in ihrer Sprache gesprochen werden. Das ästhetische Element ist in diesen Erzählungen nur der Honigrand des Gefäßes, in welchem dem Kinde der bittere Trank beigebracht werden soll. Der Verf. macht daraus kein Geheimniß. Er sagt in der Vorrede zu dem zuerst erschienenen Stücke, der „Liebe aus der Kindheit": „Man fodere nicht ästhetische Einheit von einer Schrift, die in theologische Untersuchungen solche Leser hineinführen will, die sich davon entwöhnt haben, einer strengwissenschaftlichen Durchführung ihre Aufmerksamkeit zu leihen, und denen darum eine anlockende Einfassung und freundliche Abwechslung geboten werden muß." Danach zu urtheilen, würden wir nach dieser Seite hin nicht viel zu erwarten haben. Auch ist das Interesse, welches hier in dieser Beziehung erweckt wird, ganz stoffartiger Natur. Namentlich in der am meisten bekannt gewordenen dieser Erzählungen, der „Hallig", ist die Schilderung der eigenthümlichen Localität, die der Verf. nach eigener, jahrelanger Beschauung beschreibt, und der bekannten für die Gegenden der Eider- und Elbmündung bis Hamburg hinauf so verderblichen Sturmnacht vom 3—4. Februar 1825 freilich anziehend genug, ohne daß wir darum das Werkchen mit dem Herausgeber als unsterblich bezeichnen möchten. Indessen verhält es sich mit dem ästhetischen Element in dieser Sammlung doch noch etwas anders. Wenn wir Dies und Jenes in der Lebensbeschreibung, die dieser Ausgabe vorangeschickt ist, in Betrachtung ziehen, so will es uns bedünken, als hätte die Anlegung dieses belletristischen „Modekindes" dem Verf. vielleicht nicht ganz so viel Überwindung gekostet, als man aus der obigen Stelle schließen könnte. Wir lesen, daß derselbe sich erst spät entschieden der Theologie gewidmet und bis dahin mancherlei, namentlich poetische Studien gemacht habe. So wäre es also eine ursprüngliche Neigung und Anlage, welcher er hier zur Beförderung eines guten Zweckes freien Lauf zu lassen sich berechtigt gefühlt hätte. Dies zur Erklärung des Umstandes, daß das ästhetische Element wirklich im Stande gewesen, die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen. Die einzelnen Novellen hier durchzugehen, könnte zu nichts führen; es müßte sich meistens um die religiöse Richtung, welche sich in denselben ausspricht, handeln, und dabei würde doch, da Dem, was auf wissenschaftliche Form keinen Anspruch

macht, auch nicht auf wissenschaftliche Weise begegnet werden kann, nicht viel herauskommen. Auch bekennen wir gern, daß die religiöse Gesinnung des Verf. der Art ist, daß wir, wenigstens nach der Seite des Gemüths hin, ihrer Ausbreitung ungern in den Weg treten würden. Wir empfehlen die Sammlung auch ferner allen Denen, die eine erbauliche Lecture lieben, vornehmlich aber den Frauen, denn auf Männer könnten manche in ihr ausgesprochene Ansichten, z. B. über die Werthlosigkeit menschlicher Wissenschaft und besonders der Philosophie, eine etwas zu erschlaffende Wirkung ausüben. Übrigens enthält diese Sammlung außer den schon bekannten Erzählungen Biernatzki's noch eine bisher ungedruckte, „Das Tagebuch des letzten Matrosen", welche freilich, insofern in ihr, um den Triumph der Religion über die sinnliche Liebe zu zeigen, von der letztern „glühende Schilderungen", wie der Herausgeber Bd. 1, Vorrede S. IX, sich ausdrückt, gegeben werden, nicht so durchaus für Frauen oder wenigstens für Mädchen bestimmt gewesen zu sein scheint, und lyrische Gedichte, die denen, welche in den Novellen hier und da vorkommen, ähnlich sind, sowie, was schon erwähnt worden, eine Biographie des Verstorbenen von seinem Halbbruder K. L. Biernatzki. 42.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Neuestes Drama von Ponsard.

Ponsard, der jugendliche Dichter, welcher durch einen glücklichen Griff außerordentlich schnell sich einen schönen Dichterruf gegründet hat, hält sich fern von den literarischen Coterien, welche in der Hauptstadt sich um den Thron der Mode streiten. Wie es scheint, hat er bei dem ungemeinen Aufsehen, welches seine „Lucrèce" erregte, bei allem Lobe, mit dem er überschüttet wurde, und bei dem Jubel, der von allen Seiten ihm entgegenschallte, sich nicht vom Taumel hinreißen lassen. Nachdem er die wohlverdienten Lorbern geärntet hatte, zog er sich wieder ins stille Leben der Provinz zurück, um sich an dem frischen Quell der Poesie, welcher im geräuschvollen Treiben der Hauptstadt nur zu leicht versiegt, wieder zu kräftigen und zu laben. Er that recht daran, daß er nicht gleich den dringenden Auffoderungen, mehr zu schaffen, mit denen man ihn bestürmte, Folge geleistet hat, sondern es vielmehr verzog, seine neuen Productionen langsam reifen zu lassen. Was konnte es ihm, der im schnellen Laufe den Gipfel des Parnasses erstürmt hatte, verschlagen, wenn ihn einige jener fingerfertigen Federhelden, die jeden Tag Meisterwerke aus ihrem Ärmel schütteln zu können wähnen, einen unproductiven, langsamen Kopf nannten? Wird nicht der Wust dieser Schmierer und Sudler längst der Vergessenheit anheimgefallen sein, wenn Ponsard's Name noch mit Achtung genannt wird? Nun ist aber der begabte Dichter endlich doch in Paris wieder erschienen, um den Vorwurf der Unproductivität und Sterilität durch die That zu widerlegen. Mit sich bringt er ein neues Drama, an dem er zwei volle Jahre gearbeitet hat und das er erst noch einer strengen Durchsicht und Feile unterwirft, bevor er es auf der Bühne zur Aufführung bringt. Es ist betitelt „Agnès de Meranie" und spielt in der Regierungsgeschichte des Königs Philipp II. August. Dieser König hatte seine Gemahlin Isemburg von Dänemark verstoßen, um sich mit Maria Agnes, der Tochter des Herzogs Berthold von Meran und Dalmatien, zu der er eine heftige Leidenschaft gefaßt hatte, zu vermählen. Der Bruder der Verstoßenen, Kanut, König von Dänemark, beschwerte sich beim Papste Cölestin III. zu wiederholten Malen, bis derselbe endlich im J. 1198 zwei Abgeordnete nach Frankreich schickte, welche beauftragt waren, von dem ganzen Verhältniß genaue Kenntniß zu nehmen. Die Legaten versammelten ein großes Concil zu Paris, welches aus Bischöfen und Äbten des Reichs zusammengesetzt war; aber diese Versammlung, welche theils durch Drohungen eingeschüchtert, theils auch bestochen war, wagte keinen Entschluß zu fassen. Sogar die Legaten traf der Argwohn, daß sie die Sache der Agnes begünstigten. Der Papst, welcher von Dänemark aus immer mehr bedrängt wurde, sah sich deshalb endlich veranlaßt, den Peter von Capua mit der Mission, die ganze Angelegenheit einer strengen Prüfung zu unterwerfen, zu beauftragen. Nachdem derselbe zu Dijon im December 1199, ohne auf die Vorstellungen des Königs zu achten, die Prälaten versammelt hatte, sprach er in Gegenwart und mit Genehmigung sämmtlicher Bischöfe das Interdict über Frankreich aus. Philipp's Wuth kannte keine Grenzen; sie ergoß sich über alle Unterthanen seines Reiches; vorzüglich waren die Geistlichen, von denen er glaubte, daß sie mit dem päpstlichen Legaten untergesteckt hätten, seinem Zorne preisgegeben. Er vertrieb die Bischöfe von ihren Sitzen, beunruhigte die Äbte und Prediger und bemächtigte sich aller ihrer Güter. Aber auch die Laien waren vor seiner Rache nicht sicher. Er bedrückte das Volk mit neuen lästigen Abgaben und nahm von den Einkünften der Adeligen den dritten Theil in Anspruch. Dadurch stieg die Erbitterung, welche er durch die unwürdige Behandlung seiner rechtmäßigen Gemahlin erregt hatte. Sieben Monate dauerte das Interdict mit ganzer Strenge und schon mußte Philipp fürchten, daß die allgemeine Erbitterung seiner Macht nachtheilig werden könnte, als er endlich beim Papste um friedliche Ausgleichung nachsuchte. Der König erklärte sich bereit, Isemburg wieder zu sich zu nehmen und sie als seine Gemahlin zu behalten, bis die eigentliche Scheidung in gebührender Form und mit Zuziehung der Legaten und Prälaten ausgesprochen sei. Der Papst ging auf diesen Vorschlag ein und es wurde deshalb eine Versammlung anberaumt, auf welcher Isemburg durch tüchtige, gewandte Männer vertreten war. Als der König sah, daß die ganze Angelegenheit eine für ihn ungünstige Wendung nahm, machte er sich eines Morgens auf, entführte seine frühere Gemahlin und erklärte, daß er dieselbe aufs neue als solche anerkenne. Noch vor Ende des Jahres 1200 starb auch die unglückliche Agnes, welche dem Könige mit treuester Liebe angehangen hatte. Sie hatte ihm zwei Kinder geschenkt, welche für Bastarde gelten mußten, wenn der Papst Innocenz III. sie nicht für legitim erklärt hätte. Die treue Liebe der Agnes, deren Herz vor Kummer brach über die Hindernisse, welche sich ihrer fortdauernden Vereinigung mit dem Könige in den Weg stellten, bildet den Kern und Mittelpunkt der Dichtung, mit der Ponsard sein zweites öffentliches Auftreten bezeichnen wird. Diejenigen, welche Einsicht von einzelnen Partien dieses Dramas haben nehmen können, behaupten, daß dasselbe, was Anlage, Inhalt und vorzüglich Sprache betreffe, der „Lucrèce" durchaus nicht nachstehe. 17.

Memoiren zur Geschichte des 16. Jahrhunderts.

Zu Paris sind vor kurzem in vier Bänden erschienen: „Mémoires authentiques de Jacques Nompar de Caumont, duc de la Force, maréchal de France; et de ses deux fils les marquis de Montpouillan et de Castelnaut." Diese Memoiren sind für die französische Geschichte, namentlich des 16. Jahrhunderts, um so wichtiger, da sie von historischen Documenten und früher nicht herausgegebenen Correspondenzen Heinrich's III., Heinrich's IV., Katharina's von Bourbon, Ludwig's XIII., der Maria von Medici, Condé's, Sully's, Villeroy's, Pontchartrain's, Bouillon's, Biron's, Montespan's, Du Plessis Mornay's, Schomberg's, Chatillon's, D'Effiat's, Fouquières', Richelieu's, Servien's und anderer berühmten Personen von der Saint-Barthélemi bis zur Fronde begleitet sind. Sie sind von einem Marquis de la Grange geordnet, mit einer Einleitung versehen und herausgegeben worden. Freunde der Geschichte werden manche neue Aufschlüsse über jene abscheuliche Periode darin finden. Den reichen Inhalt derselben können wir in einer kurzen Notiz nicht einmal andeuten. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 154. —— 3. Juni 1845.

Die Touristen im Orient.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 153.)

Nachdem die Gräfin Hahn-Hahn in Bezug auf die großartigen und bleibenden Eindrücke, welche sie sich von der Wüste versprochen hatte, ihren Irrthum erfahren, fürchtete sie schon, auch der Nil möchte in der Nähe und für die eigene Anschauung seine Bedeutsamkeit verlieren. Aber dem war nicht so. „Über die Wüste habe ich gründliche Enttäuschungen erfahren; aber der Nil hält Stich" (III, 30). Indem wir der Reisenden nach Ägypten folgen, wird man von vornherein zu wissen begehren, wie sich ihr Urtheil über Mehemet Ali, seine Verwaltung und seine schöpferischen Ideen gestaltet hat. Es ist nun einmal so an der Tagesordnung, daß die Touristen, welche das Land der Pyramiden gesehen haben, sich gleich mit dem ersten Satze entweder zu den Bewunderern dieses ungewöhnlichen Mannes oder ins Lager der Feinde stellen und also der ganzen Darstellung eine persönliche Wendung unterlegen. Die Schärfe des Gegensatzes im Feldgeschrei „Hie Welf! Hie Waibeling!" findet mit veränderten Namen auf die über Ägypten herrschenden Ansichten Geltung. Französische Schriftsteller schilderten anfangs die Verhältnisse dieses Landes stets im rosigsten Lichte: Alles war vortrefflich und Mehemet Ali ward als der Begründer der gänzlichen Wiedergeburt seines Reichs gepriesen; nun aber hat sich das Blättchen plötzlich gewendet, und die ehemaligen Bewunderer und Lobredner sind über Nacht in Tadler und Krittler umgeschlagen. In Deutschland ist das Verhältniß fast umgekehrt. Während man anfangs viel an seinen Maßregeln auszusetzen wußte und seinen Charakter einer höchst ungünstigen Beurtheilung unterwarf, sind nun plötzlich außer Pückler noch verschiedene Anhänger Mehemet Ali's aufgetreten, welche von ihm und seinen Bestrebungen viel Gutes und Liebes zu sagen wissen. Die Verf. protestirt nun zwar III, 165 ausdrücklich dagegen, wenn man es sich beikommen lassen sollte, ihr eine bestimmte vorgefaßte Meinung zu leihen:

Thue mir nur den Gefallen, nicht etwa zu sagen: Also du bist auch für Mehemet Ali. Ich bin nicht für, nicht gegen ihn, sondern vollkommen parteilos. Ich sehe und höre mit gleichem Auge und Ohr was man zu seinem Lobe, was man zu seinem Tadel anführen kann, und sage es. Mit den diplomatischen Agenten im Orient ist gar nicht über ihn zu sprechen, denn die meisten thun es, da die großen Mächte den Stab über ihn gebrochen haben, in so officiell stereotypen Phrasen, daß ich mich schwer des Gedankens erwehre, sie ständen genau so in ihren Instructionen.

Sie verwahrt sich also laut dagegen, als ob sie unter eine bestimmte Fahne rangire. Dessenungeachtet muß man aber denn doch gestehen, daß ihr Urtheil, wie man es sich nach Dem, was sie III, 43, 46, 161 u. a. mittheilt, bilden kann, sich im Ganzen überwiegend günstig gestaltet hat. Sie meint, daß Mehemet Ali allein die Bedürfnisse seines Volks erkannt und die Maßregeln ergriffen habe, deren es bedurfte, um denselben nachzukommen. Wenn er, um die befähigte aber erschlaffte Bevölkerung aus ihrer Indolenz aufzurütteln, mit harter Hand angriff, so lag dies in der Natur der Dinge: „Denn es galt einen Boden zu besäen, den nur ein schneidender Pflug durchfurcht." Wenn die Verf. auch zugibt, er besitze Menschenliebe nach europäischem Zuschnitt nicht, so nimmt sie ihren Günstling doch gegen den Vorwurf des Despotismus und der Tyrannei mit Wärme in Schutz. Besonders gut aber kommt Ibrahim-Pascha weg (III, 18, 31, 326), dem sie sehr gewogen ist. Wie es scheint, legt sie ihm ein nicht unbedeutendes administratives Talent bei, eine Ansicht, die für uns wenigstens ziemlich neu ist. Vielleicht stehen ihre Urtheile in dieser Beziehung sowie über Ägypten im Allgemeinen unbewußt etwas unter dem Einflusse des bekannten Franzosen Clot-Bei, der sich, wie man weiß, in einer höchst einflußreichen Stellung befindet, und der bei einigen neuen Einrichtungen, durch die man das Land zu heben versucht hat, die Hand im Spiel gehabt hat. Sie benutzt das Werk dieses kenntnißreichen und gewandten Mannes (III, 146), dessen persönliche Bekanntschaft ihr eine angenehme Erinnerung ist. Dessenungeachtet verschweigt sie aber im Allgemeinen nicht, daß sie kein Herz für orientalische Staatsverfassungen habe (III, 217).

Besonders angenehm scheint ihr der Aufenthalt in Kairo gewesen zu sein, und in der That macht Das, was sie III, 39, 52 über diese Stadt sagt, einen sehr günstigen Eindruck:

Fast am Ende jeder mäandrischen Wendung der Straßen, welche in dieser Art Alles übertreffen, was ich bisher gesehen, schießt so eine elegante Säule (Minaret) empor, wie aus gelb-

lichem Elfenbein geschnitzt, und manchmal mit abwechselnd weiß und rothen Steinstreifen bekleidet. Überhaupt Kairo und nur Kairo ist in meinen Augen die echt orientalische Stadt, mit ihren Formen und Anlagen an die Bilder aus „Tausend und Eine Nacht“ erinnernd, und mit ihrer Architektur ganz geboren vom arabischen Genius. Ihre Moscheen, ihre Grabmäler, ihre Fontainen, ja das sind die echten Geschwister der Alhambra! Konstantinopel, auf diesen Hügeln, an diesen Wassern, in dieser Lage auf der Grenze von Europa und Asien frappirt unerhört die Phantasie und ist im Ganzen so unglaublich blendend. Damaskus ist ein Fruchtgarten, in dessen Mitte sich ein Volk ländlich und einfach in schlechten Lehmhütten angesiedelt hat. Wie bisweilen in Wäldern, im Stamm einer alten kernigen Eiche ein freundliches Heiligenbild hängt, oder wie die Griechen in den plump geschnitzten Statuen ihrer Waldgötter kleine Bilder der Grazien verbergen: so verhält sich das Äußere jener Lehmkasten zu ihrem Innern, und letzteres überrascht doppelt; hilft aber der Stadt selbst weder zu einem Charakter von Originalität noch von malerischer Wirkung. Kairo aber ist die echte Khalifenstadt, die Erbin von Damaskus und Bagdad, die Stadt al-Mamun's und Saladin's, arabisch-sarazenisch bis ins Herz hinein, daher originell wenn es je eine war, und malerisch in ihren einzelnen Theilen und von einzelnen Punkten, wie eine so große Stadt, die in einer völligen Ebene liegt, es nur sein kann.

Weniger Gefallen findet die Verf. an der arabischen Bevölkerung Ägyptens; besonders macht sie ihre Habsucht und ihr ewiges Verlangen nach Bakschisch (Trinkgeld) sehr widerlich. In wie raffinirter Gestalt diese Untugend zuweilen in jenen Gegenden auftritt, davon erhalten wir (III, 91) ein recht schlagendes Beispiel. Indessen findet dieses ungünstige Urtheil in dem fast einstimmigen Zeugniß anderer Reisenden volle Bestätigung. Auch was hier über die Pyramiden gesagt wird, hat man schon oft gelesen. Dessenungeachtet wird man bei der ansprechenden Schilderung der berühmten Pyramide des Cheops (III, 82) mit Vergnügen verweilen. Auch die Katarakten, die sie gleichfalls gesehen hat, führt sie (III, 178, 184) unsern Blicken in lebhafter Zeichnung vor, obgleich man hier und da an die trefflichen Schilderungen von Prokesch erinnert wird, welche in Bezug auf künstlerische wie wissenschaftliche Anfoderungen zu den Mustern vollendeter Darstellung zu rechnen sind. Doch weshalb sich den Genuß durch fortwährendes Vergleichen und Zusammenstellen trüben und verbittern? Wozu Dem, das in seiner Art ganz gut und angenehm ist, seinen Werth dadurch streitig machen, daß man mit dem trübseligen Gedanken nachgehinkt kommt, es gäbe hier und dort wol etwas noch Gelungeneres und Untadelhafteres? Wer ein Werk wie die „Orientalischen Briefe“ in der rechten Stimmung genießen will, muß derlei Betrachtungsweisen von sich fern halten. Kritische Strenge würde ganz angemessen sein, wenn uns hier die flüchtigen Reiseeindrücke als reife Erörterungen oder tiefe Beobachtungen geboten würden. Da dem aber nicht ist, so muß man sich auch damit begnügen, mit der Lecture dieser anmuthigen Darstellungen einige Stunden angenehm auszufüllen und aus denselben manche gesunden Urtheile über orientalische Verhältnisse und lebendige Anschauungen vom Leben des Morgenlandes zu schöpfen. Die Verf. gesteht es ja selbst irgendwo in ihrem Werke, wenn wir nicht irren bei der Schilderung ihrer Donaufahrt, daß sie recht gut wisse, wie ihr Werk dadurch gewinnen könne an eigentlichem tiefern Gehalt, wenn sie sich dazu verstehen könnte, ihren Beobachtungen durch ein längeres Verarbeiten einen gewissen Zusammenhang zu geben. Allerdings würden wir dann eine Darstellung von dauerndern Werthe erhalten haben, aber doch muß man der Verf. beipflichten, wenn sie meint, daß auf diese Weise ihre Gabe an Frische und Lebhaftigkeit verloren haben würde. Begnügen wir uns und erfreuen wir uns deshalb lieber mit Dem, was uns geboten wird, und wenn dieses Werk in die Hand eines übelgelaunten, schwarzgalligen Splitterrichters fällt, so möge er es lieber ruhig bei Seite legen, als die zarten Blätter mit rauher Hand zerstücken.*)

G. F. Günther.

Handbuch der deutschen Prosa von Gottsched bis auf die neueste Zeit. Historisch geordnete Sammlung von Musterstücken aus den vorzüglichsten Prosaikern unter Berücksichtigung aller Gattungen der prosaischen Schreibart, nebst einem literarisch-ästhetischen Commentar. Von Heinrich Kurz. Erste Abtheilung: Gottsched bis Kant. Zürich, Meyer und Zeller. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 17½ Ngr.

Ein doppeltes Bedürfniß hat in neuerer Zeit mehre Sammelwerke hervorgerufen, in welchen der historische Entwickelungsgang unserer Literatur, unserer Poesie und Prosa in Beispielen anschaulich gemacht wird. Einerseits ist man immer mehr zu der Überzeugung gekommen, daß wieder eine Periode unserer Cultur- und Literaturentwickelung zu einem gewissen Abschlusse gekommen ist, und fühlt das Bedürfniß, sich sowol die Geschichte der ganzen frühern Entwickelung als auch insbesondere die der letzten — hoffentlich bis jetzt nur — reichsten und großartigsten Periode derselben in ihren bedeutendsten Erscheinungen im Zusammenhange zum Verständniß zu bringen. Die gegenwärtig so bewegte und vorzüglich auf die praktischen Interessen gewendete Zeit vergönnt es aber dem bloßen Freunde der Literatur nicht, sich überall aus den Quellen selbst Belehrung zu holen. Kaum hat er Zeit, die Schriften der ältern Koryphäen der Literatur, die er vielleicht früher mehr genossen als wahrhaft verstanden und gewürdigt hat, mit gereifterm Urtheile zu lesen; diejenigen Schriftsteller aber, die vor diesen und neben diesen erst das Streben jener Zeit im Zusammenhange begreifen lehren, bleiben ihm unbekannt. Durch literarhistorische Werke, wie Gervinus' „Nationalliteratur“ ist, oder gedrängtere Handbücher wie die von Koberstein und Schäfer, ist in dieser Beziehung schon vielfach geholfen, aber man will doch Das, was man aus solchen historischen und kritischen Betrachtungen gelernt hat, auch an den Productionen der Schriftsteller selbst nachfühlen und nachdenken, und dazu geben eben solche Sammlungen ein brauchbares Material. Auf der andern Seite ist es aber das Bedürfniß der Schule, die hinter den Foderungen des Lebens nicht zurückbleiben darf, welchem solche Sammlungen auf eine zweckmäßige Weise entsprechen. Nicht nur die Schüler haben darin einen passenden Commentar zu Dem, was sie in der Schule gehört haben, sondern auch die Lehrer selbst, welche sich bei ihrem häufig sehr kümmerlichen Einkommen nur das nöthigste Handwerkszeug zu ihrem Berufe anzuschaffen vermögen, können solcher Hülfsmittel zum Unterricht in der Literaturgeschichte nicht entbehren.

Diesem doppelten Bedürfnisse nun hat bekanntlich Wil-

*) Den zweiten Artikel im nächsten Monate. D. Red.

helm Wackernagel seit 1835 in den drei Bänden seines „Deutschen Lesebuch“ auf eine so umfassende und gründliche Weise entsprochen, daß man wol fragen darf, ob bis jetzt wenigstens andere Sammlungen dieser Art nothwendig gewesen sind. Für die ältere Zeit, für die alt- und mittelhochdeutsche Literatur scheint dem Ref. in der That durchaus gar kein Bedürfniß dazu vorhanden zu sein. Denn für die verhältnißmäßig immer noch kleine Zahl von Literaten, welche sich für diesen Theil unserer Literatur interessiren, hat Wackernagel durch die Auswahl passender Stücke, durch sorgfältigen Abdruck der besten Handschriften und Texte und durch ein brauchbares Glossar hinreichend gesorgt, sodaß z. B. Pischon's „Denkmäler der deutschen Sprache“ nur wegen der hochdeutschen Übersetzungen und Erläuterungen, die freilich nicht immer zuverlässig sind, neben jenem Werke Eingang finden konnten. Die neuhochdeutsche Literatur hingegen, besonders die des vorigen Jahrhunderts, hat in unserer Zeit ein so allgemeines Interesse erregt, daß auch anders mit Umsicht veranstaltete Sammlungen recht gut neben Wackernagel's Buche bestehen können, zumal da hier bei dem reichen Stoffe in mehren Sammlungen eine ganz verschiedene Auswahl von sich einander ergänzenden Stücken getroffen werden kann. Demnach scheint Ref. das oben erwähnte Unternehmen des Herrn Dr. Kurz, wie früher die poetische Literatur, so jetzt die Entwickelung der deutschen Prosa vom Anfange des vorigen Jahrhunderts an in charakteristischen Proben zur Anschauung zu bringen, vollkommen gerechtfertigt. Wir finden in dem vorliegenden ersten Bande nach Stil und Inhalt charakteristische Stücke von Gottsched, Bodmer, Breitinger, Liscow, Rabener, Gellert, Spalding, Klopstock, Winckelmann, Lessing, Mendelssohn, Abbt, Sulzer, Engel, Garve, Geßner, Fr. Karl von Moser, Justus Möser, Hamann, Claudius, Sturz, Wieland, Thümmel, Lavater, Hippel, Herder und Kant. Vergleicht man zuvörderst diese Namen mit denen, die wir bei Wackernagel finden, so ist Ref. vollkommen einverstanden, daß einzelne Stücke von Gottsched, Bodmer, Liscow, Spalding, Klopstock, Mendelssohn, Sulzer, Garve, Thümmel aufgenommen worden sind, welche Schriftsteller bei Wackernagel fehlen; der dafür nur Haller und Iselin hat, die wir bei Kurz ungern vermissen. Denn wenn auch Breitinger weit höher steht als Gottsched und Bodmer, so dürfen diese doch bei dem nicht unbedeutenden Einfluß, den sie zu ihrer Zeit hatten, nicht fehlen. Hat es doch Wackernagel im Vorwort zum zweiten Theile seines „Lesebuch“ selbst ausgesprochen, daß er den Gang der deutschen Literatur mit allen seinen Windungen und Seitenwegen uns hat vor Augen führen und nicht blos Das mittheilen wollen, was schön ist, und nach diesem Grundsatze durften die beiden oben erwähnten Kritiker nicht fehlen. Noch wichtiger für die Entwickelung der deutschen Prosa sind die Schriften der andern oben erwähnten vom Verf. ignorirten Schriftsteller, besonders die der Popularphilosophen. Den Liscow aber wegzulassen, den besten Prosaisten der dreißiger Jahre, der mit Recht ein Vorläufer Lessing's genannt werden kann, ist unverantwortlich. Verf. nennt ihn einen langweiligen Pasquillanten!

Kurz hat sich bemüht, möglichst vollständige Stücke, oder doch solche Fragmente zu geben, die für sich ein abgeschlossenes Ganzes bilden. Im Ganzen ist dieser Grundsatz richtig, denn es soll eine historische Sammlung, keine Anthologie einzelner Gedanken und Anschauungen sein. Aber er scheint hierin zu weit gegangen zu sein. Was soll z. B. fast der ganze „Laokoon“, der Jedem zugänglich ist. Hier wäre wie bei Wackernagel ein einzelnes Stück völlig genügend gewesen. Andererseits ließen sich aber namentlich bei den ältern Schriftstellern, bei denen die neuen Gedanken sich erst allmälig und stellenweise aus dem alten Wuste herausarbeiten, einzelne charakteristische Fragmente geben, in denen die Gesinnung und der Charakter der Schriftsteller viel entschiedener hervortritt als in manchen langen Aufsätzen derselben, welche mitgetheilt werden. So würde Ref. statt der langen sehr unerquicklichen Abhandlung Gottsched's von den poetischen Wörtern lieber einige Bruchstücke aus seinen Vorreden zur „Deutschen Schaubühne“ gegeben und den dadurch gewonnenen Raum zur Mittheilung eines Briefes der Frau Godsched aus ihrem Briefwechsel mit der Frau v. Runkel benuzt haben; denn diese dachte und schrieb viel besser deutsch als ihr Herr Gemahl.

Sonst sind die einzelnen Stücke nach des Ref. Dafürhalten umsichtig ausgewählt: es ist, wie bei Wackernagel, neben dem historischen und stilistischen Interesse auch darauf Rücksicht genommen worden, daß die Musterstücke durch Inhalt und Gesinnung bilden können. Man vergleiche z. B. die für die damalige politische Bildung sehr bemerkenswerthen Stücke aus Moser und Möser; man sehe, wie Lessing in seinen verschiedenen Richtungen durch den „Laokoon“, durch ein Stück aus der „Dramaturgie“, durch einen Brief gegen Götze und durch „Ernst und Falk“ vertreten ist. Denn daß Kurz kein Bruchstück aus den Dramen gibt wie Wackernagel, findet Ref. ganz in der Ordnung, theils weil solche Bruchstücke wenig nützen, theils auch weil die Dramen der poetischen Literatur angehören. Im Einzelnen ließe sich mit dem Verf. wol hier und da noch rechten, aber im Allgemeinen muß seine Umsicht in der Wahl des Stoffs anerkannt werden. So würde, um Einiges der Art zu erwähnen, Ref. von Liscow statt der „Vitrea fracta“, in welcher die Idee vortrefflich, ihre Ausführung aber nicht ganz genügend erscheint, eins der beiden kleinen charakteristischen Stücke: „Der als R. M. C. L—c—s H—rm—n B—ck—r sich entdeckende X. Y. Z.“, oder „Eines berühmten Medici u. s. w. Bericht über den Tod des Professor Philippi“ und einige charakteristische Fragmente aus seinen übrigen Schriften aufgenommen haben. Von Rabener hat Ref. den hübschen Brief an den Herrn v. Ferber ungern vermißt. Aus des ältern Moser Selbstbiographie hätte wol auch ein Bruchstück mitgetheilt werden können, z. B. (dritte Aufl., Bd. 1, S. 168) die Erzählung seiner Begegnung mit Friedrich Wilhelm I. in Königsberg. Von Wieland findet sich ein Bruchstück aus den „Abderiten“. Da hätte Ref. noch Einiges aus der frommen Periode Wieland's, aus den „Empfindungen eines Christen“ gewünscht, da diese Betrachtungen für die Zeit und für Wieland charakteristisch sind. Und aus demselben Grunde hätte neben den physiognomischen Bestrebungen Lavater's religiöse Richtung in passenden Beispielen dargestellt werden sollen. Daß übrigens der Herausgeber der Ungelehrten wegen, wie er sagt, die aus den ausländischen Schriftstellern angezogenen Stellen nur in deutschen Übersetzungen gegeben und, was er nicht sagt, wie Ref. aus einer Vergleichung des „Laokoon“ gesehen hat, Noten, welche für Ungelehrte nicht passen, wegläßt, läßt sich durchaus nicht rechtfertigen. Nach diesem Grundsatze hätte z. B. auch der Text des „Laokoon“ für den Ungelehrten verstümmelt werden müssen. Wer den „Laokoon“ lesen will, der muß der fremden Sprachen mächtig sein, oder muß sich mit Dem begnügen, was er davon versteht.

Doch genug der Bemerkungen über Das, was vorliegt. Möge Herr Dr. Kurz bald die zweite und dritte Abtheilung nachfolgen lassen. Die Auswahl wird hier immer schwieriger; möge der Verf. hier umsichtig und vorurtheilslos wählen. Denn was soll man in letzterer Beziehung von Wackernagel sagen, der Börne und Gutzkow völlig ignorirt, dagegen aus den „Walhallagenossen“ 21 Seiten mittheilt? Als 1759 eine philosophische Kritik eines Gedichts des großen Friedrich in den „Berliner Literaturbriefen“ erschienen war, wurde der Verf. derselben, Mendelssohn, vom Generalfiscal zur Verantwortung gezogen. Da sagte Mendelssohn: „Wer Verse macht, schiebt Kegel, und wer Kegel schiebt, er sei König oder Bauer, muß sich gefallen lassen, daß der Kegeljunge sagt, wie er schiebt.“ Die Sache war damit abgethan: der König erfuhr nichts davon.

K. G. Helbig.

Bibliographie.

Affenaer, Der Jesuit vor den Pariser Assisen. Nebst einer Einleitung. Berlin, Voß. Gr. 8. 5 Ngr.

Ainsworth, W. H., Schloß Chiverton. Aus dem Englischen von W. A. Lindau. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 15 Ngr.

Die Auflösung katholischer Pfarreien in Schlesien nach ihrem geschichtlichen Verlaufe dargestellt und nach Rechtsgrundsätzen beurtheilt. Zur Berichtigung eines sich hierauf beziehenden Artikels der augsburger Allgemeinen Zeitung. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 25 Ngr.

Aus der Kaserne. Memoiren eines östreichischen Militairs. Herausgegeben von S. Thurm. Zwei Bände. 2te Auflage. Leipzig, Grunow. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Becher, S., Die Ergebnisse des Handels und Zolleinkommens der österreichischen Monarchie im Jahre 1842. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 2 Thlr.

Belgien. Handbüchlein für Reisende, nach eigener Anschauung und den besten Hülfsquellen bearbeitet. Mit einer Reisekarte und Plänen. Coblenz, Bädeker. Kl. 8. 1 Thlr.

Binterim, A. J., Zeugnisse für die Echtheit des heiligen Rockes zu Trier, oder: Widerlegung der Schrift: Die zwanzig heiligen Röcke der Prof. D. D. Gildemeister und von Sybel. 1ste Lieferung. Düsseldorf, Roschütz und Comp. Gr. 12. 5 Ngr.

Biographien christlicher Frauen. 1stes Heft: Nonna und Makrina. Berlin, Bethge. Gr. 8. 2 Ngr.

Vertrauter Briefwechsel über den Vorzug des Apostels Petrus in der Kirche, zwischen einem evangelischen Lutheraner und einem Katholiken, veranlaßt durch ein Gespräch über den Primat des heiligen Petrus. Augsburg, Kollmann. Kl. 8. 5 Ngr.

Cassel, C., Woher? und Wohin? Zur Verständigung über jüdische Reformbestrebungen. Berlin, Hold. 8. 10 Ngr.

Daumer, G. F., Die Stimme der Wahrheit in den religiösen und confessionellen Kämpfen der Gegenwart. Nürnberg, Bauer und Raspe. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ebert, K. E., Gedichte. Vollständige Ausgabe in drei Büchern. 3te stark vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Elsner, J. G., Die Zukunft von Deutschlands Wollerzeugung und Wollhandel. Ein Buch für Landwirthe, Kameralisten und Kaufleute. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Fibelphantasien eines Dorfschulmeisters. Vom Verf. der „Scenen und Bilder aus dem Leben eines Schulmeisters." Plauen. 8. 5 Ngr.

Fischer, L. H., Des teutschen Volkes Noth und Klage. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 1 Thlr.

Franke's, A. H., Lebensregeln. Quedlinburg, Franke. 16. 2½ Ngr.

Funk, J. L., Zur Reform des Armenwesens. Eine Bitte. Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Die christlich-apostolisch-katholische Gemeinde Schneidemühl und „die mit ihr sind" oder die Neukatholischen vor dem Richterstuhl der heiligen Schrift. Vom Verf. der „sechs Fragen an die Deutschen römisch-katholischen Theils" (C. F. Theodul.) Erfurt, Otto. Gr. 8. 10 Ngr.

Gondon, J., Die religiöse Bewegung in England, oder die Fortschritte des Katholicismus und die Rückkehr der anglikanischen Kirche zur Einheit. Aus dem Französischen übersetzt. Mainz, Kunze. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Hahn, W., Die Verirrung und das wahre Ziel der religiös-kirchlichen Bewegungen unserer Zeit. Ein offenes Sendschreiben an Czerski, Ronge und an sämmtliche christkatholische Gemeinen. Berlin, Voß. Gr. 8. 5 Ngr.

Hecht, L., Der heilige Leibrock unsers Herrn Jesu Christi in der Pfarrkirche zu Argenteuil, und die durch ihn gewirkten Wunder. Nebst einer kurzen Geschichte des heiligen Rockes zu Trier. 3te verbesserte und mit Andachtsübungen vermehrte Ausgabe. Einsiedeln, Gebr. Benziger. 12. 10 Ngr.

Heeringen, G. v., Jack und John. Novelle in zwei Bänden. Leipzig, Mayer. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Heinroth, J. C. A., Lebens-Studien, oder: Mein Testament für Mit- und Nachwelt. Mit einer Vorrede von G. Hermann. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Der römische Katholicismus in Deutschland, in seiner Selbstauflösung begriffen, oder die katholische Kirchenreform in Deutschland. Mit einem Anhange: Lästerungen Preußens in officiellen Erlassen des Pabstes, „des Statthalters Christi auf Erden". Wesel, Bagel. 8. 4 Ngr.

Die Literatur in Bezug auf die Rockfahrt, Ronge und Schneidemühl. Jena, Luden. 8. 3 Ngr.

Merz, H., Die Jahrbücher der Gegenwart und ihre Helden. Wider die Herren DD. Schwegler, Vischer und Zeller in Tübingen. Stuttgart, Weise. Gr. 8. 7½ Ngr.

Nelly, St., Das Haus der Nichte. Novelle. Zwei Bände. Leipzig, Wienbrack. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Pistorius, H. A., Die Herren Steinbrecher, Verfasser der Scholien, und ABC. Zwei Gegner. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Reinhardt, L., Der Trier'sche Rock. Ein Tractätlein aus Mecklenburg. Hamburg. 8. 5 Ngr.

Die Religionswirren und der Mainzer Katechismus. Ein Beitrag zur Verständigung und Beruhigung. Mainz, Wirth. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Die Reliquien-Verehrung in der römisch-katholischen Kirche. Ein zeitgemäßes Wort. Von J. Anzenberger und J. A. Westermayer. Landshut, Krüll. Gr. 16. 3¾ Ngr.

Roqquerol, J. M., Novellen, Memoiren und Gedichte. Leipzig, Weygand. 8. 20 Ngr.

Sander, J., Die Redekunst. Eine Anleitung zum öffentlichen Vortrage für Volksvertreter, Stadtverordnete, Anwälte und Geschäftsleute. Nebst Beispielen aus deutschen, französischen und englischen Musterreden. Pesth, Verlagsmagazin. 8. 15 Ngr.

Scheller, Die Elbzölle und deren Einfluss auf den Elbverkehr. Eine Denkschrift des Magistrats und des Handelsstandes der Stadt Magdeburg. Magdeburg, Rubach. Gr. 4. 1 Thlr.

Schettler, F., Der Protestantismus des Hrn. Prof. Dr. L. Lange zu Jena, kritisch beleuchtet. Anbei einige aphoristische Andeutungen über den rechten Protestantismus. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Sporschil, J., Lasset die Löwin in Frieden! Eine Warnung an Neuerer, die sich Deutsch-Katholiken nennen. Leipzig. Gr. 8. 5 Ngr.

Teufelspillen, Geißelhiebe und kosmopolitische Hobelspäne vom Höllen-Provisor X. 1ste Dosis. Berlin, Schartmann. 8. 2½ Ngr.

Weidenbach, A. J., Die Grafen von Are, Hochstaden, Nurburg und Neuenare. Ein Beitrag zur rheinischen Geschichte. Nebst zwei Stammtafeln und einem Stahlstich. Bonn, Habicht. 8. 20 Ngr.

Wolff, O., Motivirte Zurückweisung alles dessen, was der Licentiat Buchmann in Neiße gegen mich vorgebracht hat. Grünberg, Weiß. Gr. 8. 2½ Ngr.

Evangelische Zeugnisse gegen Rom und das Papstthum. Eine Sammlung der besten älteren Streitschriften aus der evangelischen Kirche. Mit Beziehung auf die neuern kirchlichen Bewegungen herausgegeben und mit Einleitungen und Anmerkungen begleitet von J. L. Pasig. 1stes Heft: Luther's 95 Sätze nebst seiner Erklärung und Beweis derselben. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 15 Ngr.

Zum Bach, C. B., Das Geständniß vor dem Civilgerichte in seiner Unzertrennlichkeit nach Grundlinien des rationalen, gemeinen sowie des rheinländischen Rechts. Köln, J. und W. Boisserée. Gr. 8. 28 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 155. —— 4. Juni 1845.

Die französische Revolution. Eine Historie von Thomas Carlyle. Aus dem Englischen von P. Feddersen. Erster Theil: Die Bastille. Zweiter Theil: Die Constitution. Dritter Theil: Die Guillotine. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. 1844. Gr. 12. 5 Thlr.

In der neuesten Zeit haben zwei Briten die Geschichte der französischen Revolution geschrieben, Archibald Alison und Thomas Carlyle. Der Erstere, Rechtsgelehrter und Sachwalter, ein kenntnißreicher Mann, aufmerksamen und thätigen Geistes, hat das Erlebte durchforscht und erwogen und sich gedrungen gefühlt, dasselbe in zusammenhängender Folge, in wahrhafter, gerechter, lehrreicher Schilderung seinen Landsleuten vorzuführen. Sein Buch kann ein gebildet-populaires genannt werden, es zeigt überall eine allgemein menschliche Theilnahme, und wenn der Verfasser auch nicht den Engländer verleugnet, so geschieht dies doch nicht mehr als billig ist, sodaß wir dem Buche wol eine größere Verbreitung unter uns durch eine gute deutsche Übersetzung gewünscht haben. Denn die vor einigen Jahren im Verlage von O. Wigand in Leipzig begonnene Übersetzung war eine treulose Entstellung des englischen Originals um eigennütziger politischer Zwecke willen, und man mußte es bedauern, ein gutes Buch so gemisbraucht zu sehen. Der Schottländer Carlyle ist ganz das Gegentheil Alison's. Allerdings bedingt sich seine Theilnahme an den großartigen Ereignissen der französischen Revolution auch als die eines Bewohners Großbritanniens, aber seine Auffassung hat eine außerordentliche deutsche Beimischung, und das gründliche Studium deutscher Dichtkunst und Philosophie ist bei ihm gar nicht zu verkennen, wie denn Carlyle jetzt einer der größten, wenn nicht der größte Kenner der deutschen Literatur in den britischen Reichen ist. Seinen scharfen, selbständigen, mit Geschmack und Belesenheit ausgestatteten Geist verriethen zuerst seine Übersetzung des „Wilhelm Meister" und die „Kritischen Betrachtungen über die deutsche Literatur", dann die Artikel über Novalis, Jean Paul, Platen u. A. im „Edinburgh review" und die Aufsätze in „Fraser's magazine", einem toryistischen Blatte, dessen Redacteur er eine Zeit lang war und wo er keine Scheu vor Kühnheiten und einem Übermaße von Originalität zu haben brauchte. Er benutzte auch die ihm gebotene Gelegenheit und schrieb für dieses Blatt eine Satire „Sartor Resartus", die höchst geistreich war, aber gerade durch ihre Tiefe und Dunkelheit viele Leser abschreckte. In diese Zeit fällt auch seine treffliche Biographie Schiller's (1825), zu deren Übersetzung Goethe im J. 1830 ein Vorwort schrieb, das von einer Anzahl Briefe Carlyle's an Goethe begleitet war (Sämmtliche Werke, XLVI, 237—266). Wie nun den Deutschen hieraus die Innigkeit des Verhältnisses zwischen zwei so bedeutenden Männern ersichtlich geworden ist, so ward darauf in Carlyle's Vaterlande sein philosophischer Roman „Die Halsbandgeschichte" mit glänzenden Capiteln und grotesken Partien mit dem entschiedensten Beifalle aufgenommen, und ebenso die 1840 erschienene und in demselben Stil abgefaßte Geschichte der französischen Revolution, durch deren Übersetzung sich Hr. Feddersen wohl verdient gemacht hat.

Man erwarte nun aber nicht, hier eine vollständige Geschichte der französischen Revolution zu finden, ebenso wenig aber eine Reihe abgerissener Erzählungen, Lebensbilder oder Schaustellungen, ohne einen bestimmten Plan. Allerdings entbehrt das Buch jener lichtvollen Ordnung und jener anmuthigen Darstellung, durch welche Eigenschaften sich die englische Geschichtschreibung ausgezeichnet hat, aber dafür hat es andere Vorzüge. Denn wir finden hier eine philosophische Behandlung der Geschichte, die sich nicht in gährender Gelehrsamkeit zu phantastischen Bildern hinneigt, wie dies deutschen Historikern wol begegnet ist, und eine so treue Beobachtung des menschlichen Lebens, daß man sich mit hoher Befriedigung auf einen Standpunkt gestellt sieht, von dem aus wir das Gewühl der Leidenschaften und Parteien tief unter uns erblicken. Mögen nun immerhin auch manche Thatsachen fehlen und manche Ereignisse leicht skizzirt sein, mögen immerhin lyrische Ergüsse oder metaphysische Betrachtungen den Gang der Begebenheiten unterbrechen und namentlich die Eingangscapitel zu den einzelnen Büchern anfüllen, so wird man doch vollkommen für solche Abschweifungen durch den scharfen Überblick und den Reichthum mächtiger Ideen, welche von der größten Frische und Kraft des Denkens zeugen, entschädigt. Sollten wir durch ein Bild die Eindrücke schildern, welche in uns die Lesung des vorliegenden Buchs hervorgerufen hat,

so möchten wir sagen: Carlyle's Gedanken bilden geheimnißvolle Schatten in den aufsteigenden Wolken, glänzende Lichter, zuckende Blitze zertheilen den Nebel und beleuchten ferne, ungeahnte Landschaften, die der siegende Wolkenschleier wieder verhüllt. Denn auch Das ist ein Vorzug des Buchs und beweist die naturgemäße Art, in welcher Carlyle die Begebenheiten ansieht, daß er sich da beschränkt, wo menschliche Weisheit und Wissenschaft nicht ausreicht. Wir wollen ein Beispiel aus der Einleitung zur Geschichte der Girondisten hersetzen:

Aber übrigens verlange Keiner von der Geschichte, daß sie durch Ursache und Wirkung erkläre, wie fortan die Sache ging. Der Kampf zwischen Berg und Gironde und was auf ihn folgt ist ein Kampf von Fanatismus und Wundern, für Ursache und Wirkung nicht geeignet. Was man hört, ist ein Gewirre von Stimmen, wie von lauter Verrückten; wenig Articulirtes durch langes Horchen und Nachdenken zu vernehmen; nur Schlachtentumult, der Jubel des Triumphs, das Geschrei der Verzweiflung. Der Berg hat keine Memoiren hinterlassen, die Memoiren, die uns die Girondisten hinterließen, sind zu oft wenig anders als langgedehnte Exclamationen: Wehe mir und verwünscht seid ihr. Sobald die Geschichte philosophisch den Brand eines Feuerschiffs nachweisen kann, mag sie sich auch hieran wagen. Hier lag das Erdharz, dort lag der Schwefel, so liefen die Adern von Pulver, Terpentin und faulem Fett; Das, wäre sie neugierig genug, könnte die Geschichte theilweise wissen. Aber wie sie unter dem Verdeck aufeinander wirkten, wie eine Feuerlage in die andere spielte, jetzt, wo Alles wild durcheinander rann und die Flammen hoch über Mast und Segel emporschlugen: das sucht die Geschichte nicht zu erforschen.

Neben diesem Verdienste einer klugen Beschränkung, das in unserer Zeit, wo die Neugierde des Tags Alles wissen und bis in die innersten Verzweigungen verfolgen will, sehr hoch anzuschlagen, gebührt unserm Verf. das Lob einer besondern Unparteilichkeit, wo es die Thatsachen und Personen der französischen Revolution gilt. Aber auch die Unparteilichkeit ist eigenthümlicher Art. Carlyle besitzt nämlich diejenige Unparteilichkeit, die nicht spottet, nicht verleumdet, nicht lobt, sondern den Menschen für Das nimmt, was er ist, also in ihm keinen vollendeten Tugendhaften, aber auch keinen vollständigen Bösewicht sieht, überhaupt nur annimmt, daß ein Mensch aus einem Stücke gewesen ist. In dieser Vergessenheit seiner eigenen Persönlichkeit hat er uns öfters an Tacitus, Shakspeare und St.-Simon erinnert. Carlyle ist ferner weder Royalist noch Republikaner; er ist zwar kein Franzose wie Thiers oder Mignet, aber doch nicht ungerechter Feind der Nation und spricht selbst seine englischen Vorurtheile mit großer Mäßigung aus. So weiß er sich mit großer Geschicklichkeit jedes Charakters der hervorragenden Personen zu bemeistern, er zergliedert ihn, wendet ihn nach allen Seiten und zeigt dabei ebenso viele Verachtung als Barmherzigkeit und Menschenkenntniß. In einem solchen Lichte erscheinen vor den Lesern die berühmtesten Männer der Revolution, ein Necker, vor dem Carlyle keine Achtung hat; ein Mirabeau, von dem man, wenn er auch im trübsten Schlamm versunken war, sagen kann, daß er wie Magdalena viel liebte und zu dessen Beurtheilung die Formel noch nicht gefunden ist; ein Lafayette, der Held zweier Welten, ein sehr dünner, aber fester, ehrenwerther Mann; ein Polymetus Dumouriez, der Retter Frankreichs im Argonnerwalde; ein Bouillé, der Mann mit der ehernen Stirn, der, wenn er in den Tagen der Bastille an Broglie's Stelle gestanden hätte, vielleicht einen ganz andern Umschwung der Dinge herbeigeführt haben würde. Weder ein Pétion noch ein Marat finden an Carlyle einen Lobredner; bei Danton wird ebenso wenig verschwiegen, daß er viele Sünden gehabt und seinen eigenen wilden Weg ohne Umschauen gewandelt sei, als daß er Frankreich vor Braunschweig gerettet habe, er, „ein wahrer Mann, eine feurige Wirklichkeit, kein hohler Formalist". Charaktere wie Robespierre und Orléans werden nicht übertünicht, aber auch nicht verflucht, jedoch so genau betrachtet, so nach Gesichtszügen und Costume geprüft, daß sie der Leser in einer fast erschreckenden Wahrheit vor sich sieht. Ebenso der wilde Marquis de St.-Huruges, der nacheinander erst Bürger de St.-Huruges, hierauf St.-Huruges, zuletzt Huruges schlechtweg wird, nicht minder ein langer Graf d'Estáing, ein aufschneiderischer Rivarol, ein ceremonienreicher de Brézé; selbst Ludwig XVI. wird mit geringer Großmuth behandelt. Die fromme Ergebenheit seines Gemüths wird anerkannt, aber die träge Unentschlossenheit getadelt, der Königsmord nicht gerechtfertigt, aber darauf aufmerksam gemacht, daß die Furcht und der Schrecken vor dem Einrücken der Preußen und Östreicher in Frankreich die blutigsten Opfer (wie auch in den Septembertagen 1792) erheischt hätten und daß eine grausame bedenkliche Wahl da nicht stattfinden könnte, wo das eigene Leben bedroht gewesen wäre. Daß aber die Greuelthaten Jourdan's in Avignon, die Fusilladen und Noyaden, die Gräßlichkeiten im Vendéekriege und ähnliche Unthaten in ihrer ganzen Verwerflichkeit erscheinen, brauchen wir nicht erst zu bemerken. Aber auch hier ist Carlyle's Sprache gemäßigt und zurückhaltend, er will nicht in den Kellern und Höhlen wühlen, wo Thaten geschehen sein mögen, für welche die Sprache keinen Namen hat, und als er erwähnt, daß sich Neugierige beiderlei Geschlechts am 10. Aug. 1792 in den Hof der Tuilerien gedrängt hätten, um die nackenden Leichname zu sehen, setzt er hinzu: „Laßt es uns nicht." Sein sittliches Gefühl wendet sich mit starken Worten von Louvet's „Faublas" ab, es sei eine elende Kloake von einem Buche, auch Beaumarchais' „Figaro" habe nur wenig Gehalt und sei voll von dünnen, langgedehnten Intriguen. Dagegen sind St.-Pierre's „Paul et Virginia" musikalisch, poetisch, obgleich eigentlich krankhafter Natur, ein weit frischeres Leben athme aus Rousseau's Schriften und die Anhänglichkeit der jüngern Generation an sie sei sehr begreiflich.

In derselben Weise sind die wichtigen Vorgänge und wechselvollen Schicksale in den Jahren 1789—94, vom Beginne der Revolution bis zum Sturze Robespierre's, dargestellt werden. Es erinnert hier Vieles an jene wunderbare Gabe Shakspeare's, der für Alles Mitleid und Spott hat, Thränen für die zahllosen Leiden der Menschheit und heiteres Lächeln für die vielen Thorhei-

ten der Welt. Damit verbindet sich nun die originelle, höchst ergreifende, ja dramatische Schilderung solcher Momente, wo Alles so lebendig ist als ob es vor unserm Augen geschähe und der Verf. mit scharfem Blicke die anscheinend geringfügigsten Ereignisse zur Ausfüllung und Abrundung seiner Bilder zu benutzen verstanden hat. So trifft sein Spott ebenso gut die Verblendung des Oeil de Boeuf und die gedämpften Seigneurs der Emigration als die Mängel der ersten Constitution, die man wol machen, aber nicht so leicht Menschen finden konnte, die darunter leben wollten; er verhehlt nicht, daß die französische Nation sich am 14. Juli 1789 sehr über die Freiheit getäuscht hat, daß viel Lärm und Rauch dabei gewesen, und daß durch den strömenden Regen der Enthusiasmus mit allen Schwenkungen und Manoeuvres in traurige Unordnung gerathen sei; er spendet reichlichen Tadel den Vorbereitungen an Kleidern und Putzsachen zur Flucht der Königin Marie Antoinette aus Paris, und erzählt (mit einiger Übertreibung), wie die bei ihm auch sonst nicht gut angeschriebene Dame Campan unzählige Kleider für ihre Gebieterin habe anfertigen lassen. Nicht anders verfährt er mit den Girondisten und Jakobinern sowie mit den übrigen Parteien der Revolution, er zeigt weder Vorliebe für die einen noch für die andern, seine Geißel erreicht die Royalisten, die an den Stufen des Throns nicht zu sterben wußten, die Monarchen, welche gegen Frankreich protokollirten, manifestirten und mit Pergamentrollen die sansculottische Wirklichkeit besiegen wollten, und die Republikaner, welche, beauftragt, eine neue Zeit zu gründen, die Freiheit in der Wiege erwürgten, statt ihr zum Dasein zu verhelfen. Als Belege hierzu mögen die Abschnitte über Ludwig XV. und die zehn ersten Jahre Ludwig's XVI. dienen, das dritte und fünfte Buch des ersten Theils über das Parlament zu Paris und den dritten Stand, die Geschichte des Aufstandes in Nancy und der Fluchtreise nach Varennes (beide im zweiten Theile), wo namentlich in dem letztern Capitel die Mischung herzlichen Mitleids und herben Spotts eine wunderbare Einwirkung auf den Leser äußert, und aus dem dritten Theile die in Rembrandt'scher Beleuchtung gehaltenen Gemälde aus dem September 1792 und aus dem Thermidor 1794, nebst der meisterhaften Darstellung der Stöße und Gegenstöße, welche der Nationalconvent zu erfahren gehabt hatte. Wir können es uns nicht versagen, eine Stelle aus derselben einzurücken:

Der Convent kam zusammen, um die Constitution zu machen, und statt dessen hat er nichts thun müssen, als zerstören und verwirren, hat den Katholicismus, Aristokratismus verbrannt, die Vernunft verehrt und Salpeter gegraben, titanisch mit sich und der Welt gestritten. Ein Convent von der Guillotine decimirt; mehr als der zehnte Mann hat seinen Nacken unter die Axt legen müssen. Mitten unter Kirchenspolien hat man vor ihm Carmagnole getanzt und patriotische Lieder gesungen; die Verwundeten vom 10. August defilirten auf Handkarren und in der Mitternacht aller Dämonen tranken Egalité's Damen Limonade und das Gespenst Siéyes stieg auf die Tribune und sagte: Tod ohne Phrase. Ein Convent, der vor Wuth erglüht und auch erblaßt ist, der dasaß mit Pistolen in der Tasche, den Degen zog im Augenblicke der Hitze; bald in die vier Winde stürmend durch die Stimme eines Danton: Wach auf, Frankreich, und schlag die Tyrannen nieder; bald verstummt unter seinem Robespierre und dessen Klaglied nur erwidernd mit zweifelhaftem Murren. Ermordet, decimirt, erdolcht, erschossen, in Bädern, auf Straßen und Treppen, der eigentliche Kern des gewaltigen Chaos. Hat er nicht die Glocken um Mitternacht gehört? Er hat sich berathen, umringt von hunderttausend Bewaffneten mit Artillerieöfen und Pulverkarren. Er ist bestürmt, überschwemmt worden von schwarzen Sündfluten des Sansculottismus und hat den Schrei gellen hören: Brot und Seife. Denn er saß als das Centrum des Sansculottismus und hatte sein Zelt ausgebreitet auf dem wüsten Meere, wo es weder Pfad gibt, noch Landmarke, weder Boden noch Ufer. An innerm Muthe, an Geist, Treue und allgemeiner Kraft und Männlichkeit hat er vielleicht Parlamente im Durchschnitt nicht übertroffen; aber an Entschlossenheit des Wollens, an Merkwürdigkeit der Lage sucht er seines Gleichen.

Eine andere bedeutende Stelle ist die über die Herrschaft des Schreckens in Frankreich, zunächst gerichtet gegen Roux' wunderliche Behauptung in dem Vorworte zur „Histoire parlémentaire de la révolution française“, die schon Wachsmuth im Septemberhefte der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ vom J. 1840 gründlich widerlegt hat, es sei nämlich die französische Revolution eine Anstrengung auf Tod und Leben gewesen, um die christliche Religion zu realisiren. Carlyle fertigt jenen kurz ab und setzt sehr beredt auseinander, daß wir in der Schreckensherrschaft als der Vollendung der französischen Revolution vielmehr die Vernichtung von Allem sehen, was vernichtbar war.

Es ist, als wenn 25 Millionen, endlich bis zum Wahnsinn getrieben, gleichzeitig aufgestanden wären, um mit einem Laut, der durch alle Zeiten und Länder geht, zu sagen, daß die Unwahrheit dieses Lebens unerträglich geworden ist. O ihr Heucheleien und Scheinheiligkeiten, ihr königlichen Mäntel, priesterlichen Gewänder, ihr Credos, Formeln und Respectabilitäten, schön gemalte Gräber voll todter Gebeine — seht, ihr erscheint uns schon ganz und gar als eine Lüge. Und so heben wir, Einer und Alle, unsere 25 Millionen Hände empor und nehmen Himmel und Erde und auch die Hölle zu Zeugen, daß entweder wir oder ihr vernichtet werden müssen.

Doch muß sich der Leser nicht vorstellen, daß in dieser Schreckensherrschaft Alles schwarz war; weit davon entfernt! Wie viele Tischler und Maurer, Bäcker und Brauer, müssen ihrem alten Handwerke nachgehen, mag die Regierung eine des Schreckens sein oder der Freude! Hier in Paris sind nächtlich 23 Theater, man zählt nicht weniger als 60 Plätze zum Tanzen. Komödienschreiber fabriciren Stücke von streng republikanischem Charakter. Immer frische Novellen füllen wie ehedem die Leihbibliotheken. Der Agiopfuhl erreicht jetzt, in Zeiten des Papiergeldes, eine beispiellose, nie geahnte Höhe, haucht plötzliche Reichthümer aus wie Aladdin's Paläste. Der Schrecken ist wie ein schwarzer Grund, worauf sich die buntesten Scenen abmalen.

Aber neben dieser großartigen Ironie besitzt Carlyle auch ein reiches Maß von Liebe. Seine Liebe umfaßt die Menschenwürde und Menschengröße, den aufopfernden Heldenmuth, die Unerschrockenheit in Gefahren, die Freiheit von jeglichem Eigennutz: für solche Charaktere hat er Wünsche, ihr Leid bewegt ihn zum innigsten Mitgefühle. Daher nennt er Frau Roland „die königliche Bürgersfrau“, ihre krystallene Klarheit, ihre stille Vollendung, ihre stille Unbeugsamkeit macht sie zur edelsten

aller Französinnen, auf ihrem Todeswege erscheint sie einer Königin gleich, erhaben in ihrem klagelosen Schmerze. Daher steht ihm Bouillé am höchsten unter allen Royalisten, er ist fest wie Diamant, und bei den vielen Halbheiten des Hofes seines Entschlusses wenigstens gewiß, ebenso wol unter den meuterischen Regimentern zu Nancy als unter seinen treuen Reitern vor Varennes, um den König zu retten, von wo er nach des Gebieters Abreise nordwärts über die Grenze reitet „ins Ungewisse und in cimmerische Nacht, ohne viel zu sprechen und mit Gedanken, die man lieber verschweigt". Nicht minder als die royalistischen Gardes du Corps, die für ihre Königin in Versailles dem augenscheinlichen Tode trotzten, wird der Republikaner Beaurepaire wegen seines ehrenvollen Entschlusses in Verdun belobt und der Muth der französischen Soldaten, wie sie, grimmig gleich dem Feuer, ihr Tricolor in alle feindlichen Länder trugen und über die Coalitionen triumphirten, der Ungestüm ihrer Generale, eines Pichegru, Jourdan und Hoche, die sich ihre Patente aus dem Schlunde der Kanonen holen mußten, reißt das bewegte Gemüth Carlyle's zu den höchsten Lobpreisungen hin. Da ist keine Spur von Nationaleifersucht. Und der Bürgermuth des braven Malesherbes in seiner Vertheidigung Ludwig's XVI., wo „das ehrwürdige Haupt, mit seiner grauen Kraft, seiner schlichten Klugheit und Treue, von Rührung überwältigt, in Thränen zerfließt", wird von dem hochsinnigen Schotten nicht weniger beredt gepriesen als die stille Entschlossenheit der holden Charlotte Corday, deren Erscheinung so hell, so vollendet war, daß sie Jahrhunderte lang in Andenken bleiben wird. Vor allen aber gerecht und edel sind Carlyle's Worte, wo er der Königin Marie Antoinette gedenkt. Wie vor ihm sein berühmter Landsmann Burke und unter uns K. G. Jacob und Wachsmuth beklagt er die „holde Königin mit ihren raschen, klaren Blicken und Impulsen", daß sie nirgend weisen Rath fand, da sie selbst „zu oberflächlich und heftig" war, um Frankreich regieren zu können, und ruft ihr, als sie in ihrer Stattlichkeit, aber stolz, streng und in Schweigen duldend am 5. Mai 1789 an der Seite ihres Gemahls einhergeht, die Worte zu: „O es liegen Thränen für dich bereit: der bitterste Jammer, das weichste Schmelzen des Weibes, obgleich du das Herz einer Tochter der Kaiserin Maria Theresia hast. Du vom Schicksal Verdammte, schließ deine Augen vor der Zukunft." Und so erzählt er der Wahrheit gemäß von den ungerechten Schmähungen, die über ihr unschuldiges Haupt ausgegossen wurden, von dem Gastmahle in Versailles am 1. Oct. 1789, und von dem Erglühen neuer Hoffnungen; so schildert er uns den hohen Muth und die heldenmäßige Heiterkeit der auf das äußerste bedrohten Königin unter wüthendem Pöbel und rasenden Weibern, so zeigt er sie uns im Verkehre mit Mirabeau, mit Barnave, mit Dumouriez, und bemerkt sehr richtig, daß sich dies hohe kaiserliche Herz zu Allem, was eine wirkliche Höhe hatte, gleichsam instinctmäßig hingezogen fühlte; so endlich schildert er uns die einst glänzendste aller Königinnen verlassen vor Tinville's Schranken und begleitet mit männlicher Wehmuth die frühverblühte, entkrönte Witwe auf ihrem letzten Gange zum Blutgerüst.

(Der Beschluß folgt.)

The trapper's bride: a tale of the Rocky mountains; with the Rose of Ouisconsin. Indian tales, by *Percy B. St. John*. London 1845.

Unter diesem Titel hat der Verf. die englische Literatur mit zwei aus dem Leben in den Wildnissen von Nordamerika entnommenen, ungewöhnlich interessanten und originellen Erzählungen bereichert. Seine Befähigung dazu dankt er einem langen dortigen Aufenthalte und vielem Verkehre mit den Menschen, deren Thun und Treiben er schildert. Da stockt und knarrt nichts. Alles ist frisch, voll Leben und Bewegung, und solche Scenen können sich allerdings nur in solchen Wildnissen ereignen. Beide Erzählungen fallen überdies geschickt gegeneinander ab. In der ersten, „Des Fallenstellers Braut", ziehen zwei Männer dieses Gewerbs, Ephraim und Pierre, durch die wüsten Einöden der Felsgebirge auf ein Abenteuer aus, so keck und verwegen, daß gewiß nur amerikanische bakwoodsmen (Hinterwaldmänner?) es unternehmen können. Sie wollen den Cutaw-Indianern ihr schönstes Mädchen stehlen, und stehlen es auch. In der zweiten Erzählung, „Die Rose von Ouisconsin", ist der Knoten künstlicher geschürzt, es treten mehr Personen auf und ein reicheres Sittengemälde entrollt sich. Die Geschichte hat zwei Heldinnen, ein indianisches und ein europäisches Mädchen, beide in Gesinnung, in Art und Weise zu denken und zu handeln ebenso voneinander unterschieden wie durch Farbe und Blut. Ref. gibt unbedingt der Indianerin den Vorzug. Die rothe Rose von Ouisconsin ist ein edles, hochherziges Mädchen, die blasse Europäerin ein schwaches, wankendes Rohr. Um Beide sammelt sich die Handlung und das Interesse der Geschichte, auf welche natürlich hier weiter nicht eingegangen werden kann. 23.

Literarische Notizen aus England.

Es ist bisher nie recht erklärt worden, weshalb die Engländer bei dem allgemeinen Friedensschlusse, bei der überlegenen Stellung, die ihnen die Ereignisse des Kampfes gegen Napoleon im Großrathe der Mächte verschafft, in die Abtretung einer so wichtigen Besitzung wie die Insel Java gewilligt, an deren Organisirung und Verbesserung so viel Mühe und Kosten von den britischen Colonialbehörden verschwendet worden waren. Das jüngst erschienene Werk „The history of British-India. From 1805 to 1835", von H. Wilson (Bd. 1), gibt darüber einige Andeutungen, wonach zwar einestheils die britischen Minister und Unterhändler selbst den Werth und die unermeßliche Bedeutung dieses Besitzes nicht geahnt zu haben scheinen, andererseits aber vorzüglich ein mächtiger Einfluß von Seiten der Ostindischen Compagnie geltend gemacht worden wäre, um sich in einer der Krone zugehörigen Pflanzung eines künftigen mächtigen Nebenbuhlers zu entledigen, welcher den Monopolen der Ostindischen Compagnie gefährlich zu werden drohte.

Während der Parlamentssitzungen erscheint in London Bacher's „Parliamentary companion" in monatlichen Lieferungen. Es enthält eine Menge unterrichtender Artikel über die parlamentarischen Einrichtungen und die üblichen Formen; auch gibt es die Adressen der Parlamentsmitglieder. Für Ausländer, welche sich für die Verhandlungen des Parlaments interessiren und den Sitzungen beiwohnen wollen, kann es in vieler Hinsicht als nützlicher Wegweiser dienen. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 156. —— 5. Juni 1845.

Die französische Revolution. Eine Historie von Thomas Carlyle. Aus dem Englischen von P. Feddersen. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 155.)

Eine dritte Tugend des vorliegenden Buchs finden wir in einer seltenen Anschaulichkeit und Klarheit. Denn obschon wir uns für nicht ganz unbekannt mit der Literatur der französischen Revolution erachten, so vermögen wir doch nicht leicht ein Buch zu nennen, wo die einzelnen Züge, welche uns die Zeitgenossen aufbewahrt haben, in ähnlicher geschickter Weise benutzt sind als es von Carlyle geschehen ist. Er macht, wie wir schon bemerkt, durchaus nicht auf Vollständigkeit Anspruch, aber seine Skizzen und Bilder sind so durchsichtig hell, seine Worte so glänzend und glücklich gewählt, und die Inversionen so zweckmäßig angebracht, daß das Ganze eine dramatische Wirkung hervorbringt und wir aus derselben die eigenthümlichste Belehrung empfangen. Daher steht uns dies Buch weit höher als Mignet's auch in Deutschland vielgelesenes und mehrmals übersetztes Buch. Denn wiewol Mignet's Darstellungsweise gleichfalls auf das Charakteristische geht, so ist seine Arbeit doch unzureichend, weil ihr Stoff in dem beschränkten Raume von zwei Bänden sich nach keiner Seite hat entfalten können. Es gebricht ihr also einmal die Fülle und Lebensfrische des eigenthümlichen Besondern, ohne welche die geschichtlichen Erscheinungen als solche nicht in ihrer Wahrheit bestehen können, und zweitens mangelt seinen Urtheilen und Betrachtungen die gediegene Welterfahrung, die ein zwar talentvoller, aber bei der Abfassung seines Werks an Jahren noch sehr junger Mann wie Mignet durch geistreiches Streben nicht ersetzen konnte.

Unser Verf. ist nun mit den genauesten Vorstudien an sein Werk gegangen, er hat die ausführlichen Geschichtsbücher, die zahlreichen Denkschriften, Tagebücher und Reiseerinnerungen, vor allen das Hauptarchiv aller Revolutionshandlungen, den „Moniteur", fleißig benutzt und sich hierdurch die Unmittelbarkeit der Eindrücke zu erhalten gewußt. Ja, man sieht es dem ganzen Buche an, daß der Verf. sich eine Zeit lang ganz allein unter dem Einflusse dieser Atmosphäre befunden hat. Da nun aber nur die genaueste Kunde des Besondern und Einzelnen in dem tausendgliederig aufsteigenden Ganzen uns die Gegenstände näher zu bringen vermag, so ließ sich Carlyle die Benutzung von Schriften, wie Mercier's „Tableau de Paris", Dampmartin's „Evénements pendant la révolution française", Arthur Young's „Reisen in Frankreich", Moore's „Tagebücher", der Miß Williams „Briefe und Skizzen", Goethe's „Feldzug in der Champagne", Dulaure's „Histoire de Paris", und „Esquisses historiques" und ähnlicher ganz besonders angelegen sein. Die hierdurch gewonnenen Resultate sind in der That überraschend, und da ihn hierbei ein energischer und präciser Stil (der freilich in England ebenso wenig als in Deutschland classisch heißen kann) unterstützt, so erscheint eine jede Person oder Gruppe in dem großen Drama an ihrem rechten Orte und in der rechten Beleuchtung. Einen Beweis hierzu kann im ersten Theile das vierte Capitel im vierten Buche liefern, wo die Procession der Reichsstände geschildert ist. Da sehen wir unter der umstehenden Menge die blondgelockte, leichtfertige, feurig fühlende Amazone Theroigne, Jourdan, den Scharfrichter mit ziegelrothem Barte, das unfläthige, triefende Individuum, das nach Ruß und Viehmedicin riecht, Jean Paul Marat, den schmächtig gebauten Camille Desmoulins, mit den langen gekräuselten Locken, mit dem Gesicht schmuziger Gemeinheit, das aber wunderbar von Genie strahlt, als wenn eine Naphthalampe darin brennte, und andere der nachmaligen Berühmtheiten. Dann folgen die Deputirten. Da ist Mirabeau, eine feurig rauhe Gestalt, mit schwarzen Simsonlocken unter dem Klapphute, Robespierre mit dem vielfach durchmengten, galligen, fast seegrünen Antlitz, Barnave, ein junger, schlanker, beredter und heftiger Mann, Vater Gérard, der Deputirte von Rennes, fest in seiner Bauerntracht und in seinen dicken Schuhen; außer ihnen noch viele Andere. Mit derselben Lebendigkeit erblicken die Leser das „Scharlachweib" Dubarri, ein unreines, doch nicht boshaftes, nicht unbemitleidenswerthes Wesen, einen Grafen Artois mit den Hosen von einer neuen, fabelhaften Art, den Orleans Egalité an der Guillotine, mit seinem grünen Frack, der Weste von weißem Piqué, gelben hirschledernen Hosen und spiegelblanken Stiefeln, Drouet, den gewesenen Dragoner, den Postmeister zu Varennes, im langwallenden Schlafrock, den borstigen, fuchshaarigen Tallien in Toulon und an seiner Seite

die schöne, abenteuerliche Tabarrus in den hängenden Locken und der hellfarbigen Tunica. Wiederum sehen wir die Brigands aus dem Jahre 1789 vor uns, mit bleichen Gesichtern, schlichten Haaren, schmuzigen Lumpen und ungeheuern Knitteln, die schwarzgebräunte Masse der Marseiller, den Zug der pariser Weiber im October-wetter nach Versailles, gleich einem Schwarm wilder Störche, die Revolutionsarmeen in rothen Nachtmützen, tricolorner Weste, schwarzzottigen Hosen und Jacken, mit gewaltigen Säbeln, und an der Spitze der republikanischen Heere die Conventscommissaire, im runden Hut mit dreifarbiger Feder, mit wallendem dreifarbigen Taffetmantel, im eng anschließenden Frack, mit dreifarbiger Schärpe, Schwert und großen Stiefeln, mächtiger als Könige und Kaiser.

Wir könnten noch eine große Anzahl ähnlicher Stellen aufführen, beschränken uns jedoch des Raumes wegen nur noch einige längere Abschnitte zu nennen, die durch die Stärke des Ausdrucks und die Pracht der Farben zu den besten Stücken des Carlyle'schen Buchs gehören. Dahin zählen wir die Schilderung des schauerlichen Todes Ludwig's XV., die Erstürmung der Bastille, die Vorgänge im Ballhause zu Versailles, die Octobertage in derselben Stadt, den Krieg im Argonnerwalde, die Flucht der elf Girondisten, das Beisammenleben und die Gefahren in den Gefängnissen nnd mehre echt dramatische Schilderungen aus den Sitzungen der Nationalversammlungen, der pariser Municipalität und des Nationalconvents. Unter ihnen erscheint uns die Beschreibung der dritten Abstimmung über den Tod des Königs Ludwig XVI., eine der merkwürdigsten Scenen, die man in der Revolution gesehen hat, besonders gelungen und werth hier mitgetheilt zu werden:

Und so beginnt endlich um 8 Uhr Abends (es war der 16. Jan. 1793) die dritte gewaltige Abstimmung mit Namensaufruf. Zahlloser Patriotismus wogt beim trüben Lampenlichte in allen Corridors, drängt sich auf allen Galerien, finster des Ausgangs harrend. Versammlungsdiener rufen gellend jeden Einzelnen beim Namen und Departement auf, man muß auf die Tribune steigen und reden. Die Scene dauert mit wenigen kurzen Unterbrechungen von Mittwoch bis Sonntag Morgen. Die lange Nacht wird wieder Tag, die Blässe des Morgens verbreitet sich über alle Gesichter, und wieder sinken die Schatten des Winters und trübes Lampenlicht brennt; aber durch Tag und Nacht, durch den Wechsel der Stunden, steigt ein Deputirter nach dem andern auf die Stufen der Tribune, hält hier im hellern Licht inne, um sein Schicksalswort zu sprechen, und taucht dann wieder unter ins dunkle Gedränge. Wie Gespenster in der Mitternachtsstunde! Nie überwachte Präsident Vergniaud oder irgend ein irdischer Präsident eine solche Sitzung. Das Leben eines Königs und so Vieles, was davon abhängt, schwebt zitternd in der Wage. Deputirter auf Deputirter steigt hinauf, das Summen wird still, bis er gesprochen; Tod, Verbannung, Einkerkerung bis zum Frieden. Viele sagen Tod mit so behutsamen, wohl studirten Phrasen zur Erklärung, zur Bekräftigung, zur Empfehlung an die Gnade, als sie nur irgend aussinnen können. Viele sagen auch Verbannung, etwas weniger als Tod. Und doch, wenn der Leser denkt, daß das Ganze einen leichenartigen, traurigen oder nur ernsten Charakter trägt, so irrt er sehr. Die Saalwärter öffnen und schließen die Galerien für privilegirte Personen, für Maitressen Egalité's oder andere hochgeputzte Damen. Galante Deputirte kommen und gehen, tractiren mit Eis und Erfrischungen: die hochgeputzten Köpfe nicken zum Dank, einige von ihnen haben Karte und Nadel und stechen da Ja und Nein an, wie bei rouge et noir. Weiter oben herrscht Mutter Duchesse mit ihren ungeschminkten Amazonen, die sich nicht abhalten lassen von langen Hahns, wenn die Stimme nicht auf Tod lautet.

Alle diese und ähnliche Schilderungen werden durch genaue Kunde der Örtlichkeiten und unstreitig oft durch eigene Anschauung sehr gehoben. So finden sich die Leser heimisch auf dem glänzenden Longchamp, im unruhigen Palais-royal, im Ballhause zu Versailles mit seinen nackten Mauern und der ärmlich bedeckten Galerie für die Zuschauer, bei dem fröhlichen Bundesfeste in Lyon, auf dem vom buntfarbigsten Leben am 14. Juli 1789 erfüllten Marsfelde bei Paris, vor dem furchtbaren Eiskeller zu Avignon, in den schlüpferigen Pfaden und triefenden Wäldern der Champagne und bei den Phantasmagorien, Natur- und Vernunftfesten in der Hauptstadt Frankreichs.

Hiermit könnte nun unser Bericht der Hauptsache nach geschlossen sein. Aber bei einen so interessanten, lehrreichen Buche als das vorliegende ist glauben wir uns noch einige kurze Bemerkungen gestatten zu dürfen. Die erste bezieht sich auf die Sprache Carlyle's. Der Tadel, der ihn wegen der Verschiedenheit seines Stils von dem der bisher mustergültigen Historiker getroffen hat, kann bei einer Übersetzung keine längere Erörterung herbeiführen, wir dürfen aber nicht verschweigen, daß wir auch an manchen Ausdrücken, Bildern und Beiwörtern, wo die Originalität in Affectation ausgeartet ist, Anstoß genommen haben. Man braucht nicht Rigorist zu sein, um die Redensart „menschliche Geduld in ledernen, feuchten Hosen hat ihre Grenzen" von der Garde du Corps undeutsch und unschön zu finden: mit den Hosen macht sich aber Carlyle überhaupt, gegen den Ton der englischen Exclusiven, viel zu schaffen. Zusammensetzungen wie „Halsschnurcardinal" und ähnliche leidet unsere Sprache nicht, ebenso wenig kann man Bilder wie das bei Mirabeau's Tode, Beiwörter wie das „eiserne Birmingham", und Wortspiele wie das mit Jean-Bon und jambon würdig oder ansprechend finden. Der Übersetzer hätte solche Auswüchse tilgen sollen, wie er sich denn auch nicht blos darauf beschränken mußte, eine von Carlyle falsch verstandene Stelle Goethe's (Th. 3, S. 70) zu berichtigen, sondern auch die Pflicht hatte, die von dem Verf. höchst sonderbar und nicht selten zur Bezeichnung des nördlichen Deutschlands gebrauchten Ausdrücke „Cimmerien" und „cimmerischer Obscurantismus", entweder zu streichen oder mit einem zweckmäßigern zu vertauschen. Nicht minder auffallend ist es bei einem mit der deutschen Literatur so vertrauten Manne, als sich Carlyle ausgewiesen hat, den berüchtigten Anacharsis-Clootz als einen „Einwohner des preußischen Scythiens" aufgeführt zu finden.

Eine zweite Bemerkung soll unsern Dank gegen Hrn. Feddersen aussprechen, daß er durch die Übersetzung der Carlyle'schen Historie seine Landsleute mit einem so gro-

ßen Kenner ihrer Sprache und Literatur theils neu bekannt gemacht, theils sein Andenken in wohlverdiente Erinnerung gebracht hat. Denn derselbe hat nicht nur zuerst unter allen Geschichtschreibern Goethe's Nachrichten über den Feldzug in der Champagne benutzt und erwähnt seiner mit der größten Achtung als eines Mannes, der „in die Classe der sogenannten Unsterblichen gehört und der seit jener Zeit in dieser Eigenschaft mehr und mehr bemerklich geworden ist, sowie das Vergängliche immer mehr und mehr verschwindet", sondern er hat auch seine Erzählungen durch mehre Anspielungen auf Schiller's und Goethe's Gedichte und auf Tieck's Dramen so belebt, daß man mit allem Rechte auf deren vollständige Kenntniß schließen könnte, wenn dieselbe nicht schon anderwärts her zur Gnüge bekannt wäre.

Eine dritte Bemerkung gebührt der Sorgsamkeit des Verf. in Anführung und Betrachtung solcher Gegenstände, die man in einem Buche, das sich nicht als ein Lehr- oder Handbuch gibt, schwerlich erwartet haben dürfte. So finden wir sehr verständige Bemerkungen über die Ursachen des Attentats auf das Schloß in Versailles, über die Wichtigthuerei mit Aufschlüssen über Begebenheiten, die kein Augenzeuge gesehen hat, wie am 10. Aug. 1792, über die Unzuverlässigkeit vieler Memoiren, namentlich bei chronologischen Angaben, über die Zahl der in den Septembertagen zu Paris Erschlagenen, ja sogar auf drei Seiten eine ausführliche Erörterung über den neuen republikanischen Kalender. Ferner kann es auch der Wahrheitssinn des Verf., vielleicht auch die englische Nationalität, nicht unterlassen, die große Lüge Barrère's über den Untergang des französischen Schiffes Le Vengeur in der Schlacht bei Quessant am 1. Jun. 1794 nach amtlichen englischen Berichten an das Licht zu bringen. Das Schiff sank, wie auch Alison und Wachsmuth erzählen, nach tapferer Gegenwehr, der Capitain und über 200 von der Mannschaft entkamen auf britischen Booten, die übrige Ausschmückung ist lediglich in Barrère's Gehirn entstanden. Dagegen hat Carlyle selbst nur zwei historische Versehen begangen, das eine durch die unrichtige Anführung des Königs Friedrich I. von Preußen, der an sich einen Selbstmord begangen haben soll; das andere durch die Verwechselung des Spielbergs bei Olmütz mit der „Festung Spitzberg im Innern von Cimmerien an der Donau".

Bei dem noch immer so großen Interesse an den Ereignissen der französischen Revolution, die mit allem Reize andauernder Neuheit in unmittelbarer Lebensbetheiligung auf uns wirken, wird es auch dieser Historie nicht an Lesern unter uns fehlen. Denn sie hat besonders den Vortheil, daß die Geschichte uns in ihr noch als Gegenwart anspricht, daß wir fast immer Augenzeugen oder Opfer der Revolution zu hören meinen und mitten in den Wirbel der Begebenheiten gestellt sind, während Thiers' bekanntes Werk die Ordnung in der Unordnung und einen bis in das Gemetzel hinein regelmäßigen Gang nachzuweisen sich bestrebt hat. Aus diesem Grunde hat er auch bei der ältern Generation in Frankreich kein Glück gemacht und verdankt den großen Absatz seines Werks dem Beifall der jüngern Leute, die von dem Glanze der Revolution geblendet sein Werk wie Béranger's Lieder als ein Vermächtniß aufgenommen haben. Aber eben die fast unglaubliche Verbreitung verdächtigt die Unparteilichkeit, welche Carlyle mit größerm Rechte für sich in Anspruch nimmt. 20.

Weihnachtsnüsse. Zum Nachtisch fürs ganze Jahr. Von Heinrich Lößel. Berlin, Thome. 1844. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die Bewegungen, die Schwankungen, welche in dem Gebiete der christlichen Religionswissenschaft seit dem Zeitalter der Stiftung derselben nicht aufgehört haben, theilen sich jetzt sehr merklich dem Leben mit. Die christliche Kirche ist gegründet auf die Idee der Einheit; der Stifter der Kirche, Christus, vergleicht die Kirche mit einem Körper, worin der Geist Gottes waltet; er selbst nennt sich das Haupt, die einzelnen Gläubigen die Glieder dieses Körpers. In der dogmatischen Theorie entstand hieraus die Lehre von der Katholicität der Kirche. Die Reformatoren hielten den Begriff von der Einheit der Kirche fest, und um die eine, wahre Kirche in allen ihren Dimensionen abzugrenzen, setzten sie ihre symbolischen Schriften auf. Nun aber kam die protestantische Kirche dadurch in Widerspruch mit sich selbst, daß, während sie die Auctorität der symbolischen Bücher feststellte, der Einzelne doch das Rechte freier Forschung behalten sollte. Dieses Letzte ist das eigentlich protestantische Princip und hat das andere, das Princip der Stabilität, unterdrückt. So ist es denn geschehen, daß innerhalb der protestantischen Kirche sich die verschiedenartigste Auffassung des christlichen Lehrbegriffs findet, daß innerhalb der protestantischen Kirche schwer bestimmt werden kann, was echt christlich ist und was nicht.

Dieses Princip der Bewegung, des Protestantismus macht sich jetzt auch in der katholischen Kirche Luft; das Volk sogar legt an die Religion, an ihre Institutionen, ihre Formen das kritische Winkelmaß. Wir haben zwar keinen geringen Begriff von der Bildung des deutschen Volks; aber einverstanden können wir wahrlich nicht damit sein, wenn in der jetzt beliebten Weise die Dogmen der christlichen Kirche kritisirt werden und bestimmt wird, was ein Christenmensch denn nun fernerhin noch glauben soll, was nicht. Man hat so viel Wehe gerufen über eine Zeit, wo in Frankreich das Dasein Gottes decretirt wurde; etwas Anderes geschieht auch jetzt kaum in Deutschland von den Deutschkatholiken. Innerhalb der lutherischen Kirche ist es doch vorherrschend die Wissenschaft, die sich mit dem Lehrbegriff beschäftigt; aber in dieser neuen katholischen Fraction ist es vorherrschend der Bürgerstand, der zu Gericht sitzt; wenn der Ernst der Wissenschaft vor manchen Übergriff schützt, so öffnet der Übermuth philisterhafter Rechthaberei der schrankenlosesten Debatte und dem schrankenlosesten Zerwürfniß Thor und Thür.

Diesem Zerwürfniß setzt das oben angezeigte Buch einen kräftigen Damm entgegen. Der Verf. geht von einem richtigen Princip aus; nämlich wenn wir behaupten, wir sind Christen, so muß auch das christliche Bewußtsein, die christliche Gesinnung alle unsere Gedanken, Gefühle, Worte und Thaten, unser ganzes Leben zu einem harmonischen Ganzen gestalten. So kämpft der Verf. gegen die Mehrzahl der sich Christen Nennenden, der Maulchristen, wie Luther sagt, welche meinen, das Christenthum sei etwas allen übrigen geistigen und sinnlichen Besitzthümern Hinzugefügtes; allein nicht hinzugefügt, nicht äußerlich aufgeheftet, sondern im innersten Leben gegründet muß das Christenthum in jedem Einzelnen sein.

In welcher Weise dieses innere Christenthum das Leben bestimme, regiere, verherrliche, das zeigt das Buch sowol durch

Lehre als durch Beispiel. Aber ein trockenes Lehrbuch ist es nicht. Der Verf. ist nicht nur ein christlicher, er ist auch ein geistreicher Schriftsteller; er ist scharfsinnig, witzig, gewandt in Sokratischer Ironie wie in allegorischer und typischer Schrifterklärung, wodurch Chrisostomus und Origenes ausgezeichnet waren. Er würde, wenn er wollte, auch Novellen schreiben können und auf diesem Wege Tendenzen verbreiten, aber seinen Zweck glaubt er auf die bezeichnete Weise sicherer zu erreichen. Der Verf. lebt in einer großen Stadt; das Leben in einer solchen ist vorzüglich geeignet, die ernstesten Betrachtungen über Menschenleben hervorzurufen; aus der Kenntniß der großen Welt ging Johannes des Täufers Aufruf zur Buße hervor so gut wie Rousseau's Auffoderung, zur Natur zurückzukehren. Wer das Leben in großen Städten kennt, wer es gesehen hat, wie da Alles nur auf das Materielle gerichtet ist, wie da die Lüge, der Schein, die Inhumanität, die Wollust, die Bestialität sogar massenweise triumphirt, der kann es begreifen, daß edlere Naturen mit Feuer und Begeisterung das Kreuz umklammern. Wenn man in den großen Städten Deutschlands als ruhiger Beobachter die geringen Wirkungen überschlägt, welche das Christenthum hervorbringt, so könnte man zum Zweifler an der ewigen Kraft desselben werden; denn daß die Wirkungen des Christenthums sich weit tiefer, weit großartiger, weit durchschlagender offenbaren müssen als in Mäßigkeitsvereinen, Wohlthätigkeitsinstituten und Gustav-Adolf-Stiftungen, das ist doch sonnenklar. Daß die Prediger in großen Städten, so sehr sie auch bürgerlich angesehen sind, dessenungeachtet doch nur unglaublich wenig wirken, daß ihr Einfluß auf das Privat- und Familenleben gleich Null ist, daß die protestantischen Prediger gar keine Auctorität und Gewalt haben im Angesicht öffentlicher Skandale, notorischer Unsittlichkeit — das erkennt auch der Verf. unsers Buchs an, indem er sagt, die Geistlichkeit Berlins läßt sich nicht viel auf den Straßen sehen — wol ein Beweis mehr, daß der Geist da nicht zu Hause sein muß. Aber um so weniger kann es abgesprochen werden, daß es ordentlich erbaulich ist, einem Geistlichen auf seinen Wegen zu begegnen. Nämlich der zerstreute Blick, der plötzlich auf den Mann der Verborgenheit trifft, prallt sogleich wie ein zurückgeschlagener Festungsausfall in die Mauern zurück und weckt da das schlummernde Gewissen und alle oder doch viele von den heilsamen Gedanken auf, die sich an den Mann knüpfen, durch die sie als Weckstimmen von Gott an unser Herz gebracht werden. Ref. hat, und er hofft Viele mit ihm, die feste Überzeugung, daß die Aufgabe der christlichen Welt eine ganz andere sei als Ronge's Bestrebungen zu unterstützen; die wahre Aufgabe ist viel weniger eine theoretische als eine praktische; daß das christliche Leben gebessert werde, daß die vielen öffentlichen Skandale beschränkt, daß die Ehe heiliger und das Leben keuscher gehalten werde, daß die Außendinge in ihr wahres Verhältniß zu den geistigen Gütern gesetzt werden, dahin sollten alle Geistliche und alle Freunde des Christenthums wirken. Wenn also ein Autor wie der oben genannte Heinrich Lößel sich die Aufgabe setzt, das innerlich christliche Leben in den einzelnen Christen wie in der Gesammtheit der christlichen Gemeinde zu erwecken; wenn er durch Umschreibung, durch Erläuterung christlicher Wahrheiten und Lehrsätze die Gemüther von dem sinnlichen Genuß, von den materiellen Gedanken ablenken und auf das ewig Wahre, das ewig Bleibende hinwenden will: so ist das eine ebenso ehrenwerthe wie großartige That.

Über die Art, wie der Verf. seine Aufgabe durchführt, sind wir nicht immer mit ihm einverstanden. Er geht nämlich oft, gleich dem Origenes und andern Patribus, in der typischen und allegorischen Erklärung der heiligen Schriften zu weit; doch wird seine Art nie spielend, immer behält der Verf. seinen Zweck, christliche Gesinnung und christliche That zu befördern, fest im Auge. Wir bezeichneten schon oben den Verf. als geistreich. Dies Prädicat sichert seinem Buche Eingang sowol bei dem höher Gebildeten wie bei Dem, der das nicht ist, denn sein Geistreichsein ist nicht ein falsches Prunken und Prahlen mit schönen Floskeln, es ist nicht den Gegenständen blos aufgeheftet, sondern entspringt aus dem Gegenstande selbst, es besteht in der eigenthümlichen Geburt des Gedankens und der Vermählung desselben mit dem Worte; der Verf. ist weder ein falscher Wort- noch Gedankenkünstler, sondern begabt mit einer glücklichen Naturanlage für das Wahre, Schlagende, Überzeugende. Wenn das Christenthum in der Weise, wie der Verf. davon durchdrungen ist, das Denken, Empfinden und Handeln der Menschen durchdränge, so würde der Unterschied zwischen einem christlichen Volke und einem nichtchristlichen scharf ins Auge springen.

Ref. meint, dies Buch müsse ein rechtes christliches Hausbuch werden, nicht blos darin zu blättern, sondern darin zu lesen, nicht blos darin zu lesen, sondern in Gedanken daran zu leben. Die Bemerkungen, Winke und Lehren schließen sich alle eng ans Leben an, sie sind aus der unmittelbaren Gegenwart genommen. Wir Alle kennen sie, „Die berliner Bilderläden", „Die Verliebten im Thiergarten", „Die Keller- und Bodenbewohner", „Die Leichenwagen", „Die ersten Frühlingstage an der Sonnenseite der Linden", und welch sinnige Betrachtungen knüpft der Verf. daran. Derselbe gibt auch einige Proben seines humoristischen Talents, zum Beispiel in den Versen S. 444 Amo, amavi! Über die modernen Poeten und Theoretiker urtheilt er scharf treffend. Über Geibel sagt er:

Ich habe nichts dagegen,
Ich hab' auch nichts dafür.
Die Stadt ist hübsch gelegen,
Nur schad', der Berg fehlt ihr.

Von Freiligrath:

Ach ja, es war eine schöne Zeit,
Wo Mutter die Bilderbibel dir zeigte;
Ach, daß sie noch ein Mal sich über dich neigte,
Und lehrte dich nun, was sie bedeut'!

Von Herwegh:

An Witz fehlt's nicht — es fehlt an Geist;
Am Guten nicht — an Güte meist.
An Feuer nicht — jedoch an Licht:
Und schau, da fehlt's, wo das gebricht!

Dem Rückert thut der Verf. offenbar unrecht, wenn er sagt:

Ein Heller, der am Thaler fehlt,
Macht, daß man ihn nach Hellern zählt.

25.

Literarische Notizen aus England.

Unter dem Titel „Revelations of Spain in 1845, by an english resident" (2 Bde.) sind Aufklärungen über die neuesten politischen Ereignisse und Zustände in Spanien und seinen Colonien, von dem Falle Espartero's an bis zur Auflösung des Ministeriums Gonzalez Bravo gegeben. Das Buch ist der Hauptsache nach desselben Inhalts als die in Paris erschienene Schrift: „L'Espagne en 1843 et 1844; lettres sur les moeurs politiques et sur la dernière révolution de se pays" von J. Tanski, deren in Nr. 89 d. Bl. schon Erwähnung geschehen ist.

Der zweite Theil der von Sir Harris Nicolas angestellten Sammlung von Nelson's Briefen und Depeschen ist unter dem Titel „The Nelson letters and dispatches" soeben erschienen. Das ganze Werk wird etwa drei Bände enthalten.

Lord Campbell gibt unter dem Titel „The lives of the Lord Chancellors of England" (3 Bde.) eine Charakteristik aller Lordkanzler von England heraus, welche bis jetzt die Inhaber dieser Charge von den frühesten Zeiten an bis zur Revolution von 1688 behandelt. 8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 157. —— 6. Juni 1845.

Sieben lyrische Damen.

In den Acker der Vorwelt sind poetische Frauennotabilitäten viel dünner gesäet als in den der Jetztwelt. Wie strahlen die Namen Korinna und Sappho blendend hervor aus der Dämmerung hellenischer Urzeit! Wie sorgfältig hat man die Trümmer und Fragmente ihres pierischen Nachlasses gesammelt! Wie sehr bedauert man die Kargheit und Winzigkeit derselben! In unsern Tagen dagegen, wo jedes abgelaufene Mondscheinsäculum beinahe eine kleine Sappho oder Korinna (wär' es auch nur in der Einbildung dieser Damen selbst) hervorbringt und jedes sich einigermaßen fühlende weibliche Wesen sich vom Dunstkreise der Küche und Kinderstube emancipiren möchte, um im Gebiete der Literatur und Kunst sich Gold und Ruhm zu erringen, können die Künstlerinnen nicht mehr so hervorleuchten wie früherhin, weil ihre Anzahl zu groß und ihr Talent ein Gemeingut ihres ganzen Geschlechts geworden ist. Dabei müssen wir jedoch bemerken, daß die Damen, welche sich durch Ausübung der freien Künste in unsern Tagen auszeichnen und solcher, wodurch die Sinne ergötzt werden, beiweitem mehr Lorbern und Gold erwerben als Die, welche, mehr die innern Sinne in Anspruch nehmend, im Gebiete der Novellistik und Lyrik zu einem Sitze nahe am Throne des delphischen Gottes emporstreben. Man denke an den vergötterten Schuh einer Fanny Elsler oder Taglioni, an das Rauchfaß, welches unsere sonettirenden Dandies vor der Nase einer Pasta, Schröder-Devrient, Jenny Lind, Grisi schwingen und mit dessen dicken Wolken sie die Bescheidenheit dieser Damen elendiglich zu Tode geräuchert haben; zu geschweigen, was noch jetzt in dieser Art geschieht von Seiten des schaulustigen und zum Theil blasirten Publicums für die Athletin Seraphine Luftmann oder gar für die prügelselige Amazone von der pyrenäischen Halbinsel, Lola Montez! Fallen doch in jedem unserer heutigen Unterhaltungsblätter uns diese Namen, gedruckt mit gesperrten Lettern, in die Augen. Um mehre Grade kühler ist man dagegen in Bezug auf Das, was die emancipirten Frauen der Jetztwelt auf dem Felde der Novellen und des Romans geleistet haben, wo sie in der That eine (sit venia verbo!) kaninchenartige Fruchtbarkeit entwickeln. Denn außer Dem, was Therese Huber, Johanna Schopenhauer, Amalie Schoppe, Regina Frohberg oder später Frau von Paalzow, Gräfin Ida Hahn-Hahn und Andere dort geleistet haben, wird der jüngste literarische Markt schon wieder mit der Flut mehrer Frauenromane überschwemmt; aber auch hier scheint die kritische Welt überzeugt zu sein, daß der Strom der heutigen Frauenliteratur in dem Maße wie er an Breite zunimmt an Tiefe verliert und folglich an Theilnahme von Seiten des bessern Publicums. Am kühlsten ist jedoch das lesende Publicum in Bezug auf lyrische Frauenleistungen; kein Mensch beinahe verlangt Gedichte von ihnen, ja man blickt mit einem gewissen Mistrauen auf die Frauen, die, anstatt Strick-, Nähnadel und Küchenkelle in der Hand zu führen, die Feder halten und mit den Fingern Sylben zählen, vielleicht weil man dunkel fühlt, sie seien noch mehr aus ihrer Sphäre getreten als die Romanschreiberinnen, Virtuosinnen, Tänzerinnen und Schauspielerinnen. Vielleicht gibt es deshalb auch heutzutage viel weniger versemachende Damen. Das Jahr 1843 brachte, unsers Wissens, in Deutschland deren sechs; das Jahr 1844 gibt, wenigstens bis zur Mitte, deren nur vier, denn die fünfte hier erwähnte und besprochene Dichterin ist nicht blos eine Ausländerin, sondern gehört auch einer etwas frühern Zeit an.*)

Beginnen wir hier mit einer Parallele. Freilich ein bedenkliches, undankbares Geschäft. Es erfodert die Delicatesse eines Hofmanns (und wie selten hat die unser Einer) und die freimüthige Unerschrockenheit und Unparteilichkeit eines Paris. Es sei gewagt indessen. Die beiden lyrischen Damen, die wir hier nebeneinander stellen wollen, sind:

Luise von Ploennies**) und
Margarethe Adelmann.***)

Margarethe liebt zu reflectiren, zu schildern und das Wort wo möglich regelrecht zu gestalten, wie sich das besonders aus „Kindheit" (S. 17) ergibt, ein Stück, welches wir als Urtypus aller übrigen Lieder betrachten können; in Luisens Liedern dagegen drängt eine weiche Gefühlsträumerei die Reflexion gewöhnlich in den Hintergrund; sie redet und singt nicht, sie bildet mit dem Herzen und der Phantasie und den meisten Liedern sieht man es an, daß sie unwillkürlich hervorquellende Ergüsse fraulicher Gefühle sind; eben deshalb bleibt auch oft das Wort und seine Form hinter der Intensität der vollen Herzenswärme zurück. Weiblich sind sie Beide. Margarethe dedicirt ihre ganze Sammlung den deutschen Frauen, oder vielmehr „dem Lichtstrahl, der vom Sternenthrone herniederleuchtet in des Menschen Brust, und dem reinen Sinn", von welchem sie behauptet, der Himmel habe die Frauen bestimmt, ihn zu pflegen und ihn in stiller Brust kindlich anzubauen. Dabei hat sie eine dunkle Ahnung, daß es eigentlich der Frauen Sache und Beruf nicht sei, Verse zu machen und stellt sich gleich im ersten Liede, „Mein Bild", hinter die Ägide der apologetischen Strophen:

Nun was ist es denn hernach,
Wenn im einsamen Gemach
Auch ein Weib am Ofen sitzt,
Sich zur Freud' ein Bildchen schnitzt?
— — — — —
Klopft ein Freund an meine Thür,
Pochte bang das Herz schon mir,

*) Zwei sind später noch dazugekommen.

**) Gedichte von Luise von Ploennies. Darmstadt, Leske. 1844. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

***) Gedichte von Margarethe Adelmann. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schnell zog ich mein Bild zurück,
Fürchtend seinen schelen Blick.

— — — — —

Über eine Kleinigkeit
Faßt die Weiber gleich der Neid,
Ja selbst meine eig'ne Bas'
Rümpfte manchmal schon die Nas'.

Doch auch selber Männer lassen
Oft von Misgunst sich erfassen,
Kann der eine Bildchen schnitzen,
Wenn umsonst die andern schwitzen.

Nun, so stör' es mich nicht mehr!
Trag' ich's käuflich nicht umher,
So verberg' ich es auch nicht:
Zeigen mag es sein Gesicht.

Solch Bedenken kennt Luise nicht. Sie schnitzt ohne weiteres ihr Bildchen und nicht im einsamen Gemach. Mit einem gewissen kühnen Selbstgefühl sagt sie in der Einleitung:

Die Liebe ist der Frauen Poesie,
Ist das Mysterium ihres tiefsten Lebens,
Der Grundton ihrer Seelenharmonie,
Die höchste Blüte ihres Erdenstrebens.
Aus ihrer Lieb' blüht ihre Poesie,
Und die nicht liebte, lebte hier vergebens.
Nur von der Liebe Poesie durchdrungen
Hat Sappho einst den Lorberkranz errungen.

Von diesem Geist der Zuversicht erfüllt schließt sie:

Ob schwach der Ton, den mir ein Gott verleih',
Sei er doch nie mit eitlem Klang vertauschet;
D'rum, hell und rein sollst du, mein Lied, erklingen,
Wenn stark und tief die Barden Hymnen singen.

Emancipirt haben sie sich somit Beide; nur Margarethe mit bewußtem Streben nach diesem Ziel, Luise dagegen scheint ohne ihr Zuthun durch Hülfe des Genius frei geworden zu sein. Beide besingen den Rhein. Margarethe apostrophirt ihn (S. 37) in ziemlich gangbar allbekannten Phrasen; Luise haucht eine zarte Elegie über seine Fluten hin (S. 120) und knüpft große historische Erinnerungen an dieselben; ja sie besingt ihn noch einmal recht zart und innig (S. 256). Beide weihen der Nachtigall ein Lied. Margarethe ruft (S. 39) sie zur Milderung ihres Schmerzes herbei, Luise macht sie (S. 238) in einer Art von Paramythie zu einer Verkünderin der Unsterblichkeit. Überhaupt liebt Luise den weichen Ernst und betritt fast nie die Region des leichten Scherzes. Margarethe thut Letzteres viel. In der humoristischen Nänie „Die Wäsche" (S. 46) z. B. bewegt sie sich in derselben; aber, obwol sie ganz in fraulicher Anschauungs- und Empfindungsweise scherzt, fehlt doch die vis comica und die attische Feinheit. In „Sonnenschein" (S. 45) erhebt sie sich etwas höher als gewöhnlich, aber sie erreicht Luisens innige Erhabenheit keineswegs. Beide geben Balladen und Romanzen; Luise auch poetische Erzählungen, Sagen und Legenden. Margarethe beginnt mit einer selbsterfundenen Ritterromanze, in die sich ziemlich viel Gespreiztes, Alltägliches und selbst Triviales mischt, während Luise, den Stoff von des wirklichen Lebens Bühne nehmend, Frankreichs fast verhungerte Dichterin, Elise Mercoeur, zum ersten Gegenstande ihres epischen Liedes macht. So gewaltig und hinreißend, wie sie das tyrtäische Lied „Der Schmidt von Lübeck" (S. 178) hinsingt, kann Margarethe nirgend werden. Rankt sich doch ihr Interesse selbst um Fragen der Zeit und Wünsche der Gegenwart; so lesen wir unter der Aufschrift: „Auf der Eisenbahn" (S. 182) folgende Ergüsse:

Rascher Blitz, der hin mich trägt
Pfeilschnell, von der Glut bewegt,
Sausend durch des Tages Pracht,
Brausend durch die dunkle Nacht,
Donnernd über Stromesschäumen,
Blitzend an des Abgrunds Säumen,
Durch der Berge mächt'ge Grüfte,
Durch der Thäler nächt'ge Klüfte,
Durch der Saaten gold'ne Wogen,
Über stolze Brückenbogen,
Durch der Dörfer munter Leben,
Durch der Städte buntes Weben. —
Könnt', wie du, das freie Wort
Sausend zieh'n von Ort zu Ort!
Alle Herzen, die ihm schlagen,
Stürmisch so von dannen tragen,
So aus einem Land zum andern
Siegend die Gedanken wandern! —
Freies Wort, wer gründet Schienen,
Deinem Bahnzug stark zu dienen?

Etwas dem Ähnliches hat Margarethe nirgend in ihrem Buche aufzuweisen, auch nichts, was sich vergleichen ließe mit dem herzigen Liede „Warum schlägt so laut mein Herz" (S. 8) oder mit der blendenden Farbenpracht in „Tinctora thebaica". Nehmen wir nun noch in Erwägung, daß Luise in Hinsicht der Form der Vollendung sich naht und Margarethe Härten im Reim und manche rhythmische Verstöße sich zu Schulden kommen läßt, so kann es nicht fehlen, daß die Schale Jener auf der kritischen Wage sinkt und Dieser in die Höhe fliegt.

In der That ein Facit unserer kritischen Parallelrechnung, welches wir ungern niederschreiben, indessen ist Unparteilichkeit eine Cardinaltugend des Kunstrichters, Ref. hofft auch, daß gegenwärtige Preisvertheilung keinen trojanischen Krieg veranlassen wird. Übrigens wird er sich in Zukunft vor dem leidigen Parallelisiren hüten und es erscheint deshalb

Amalie von Wintzingerode *)

einzeln. Sie tritt bescheiden auf:

Wenn in den frischen, frühlingsgrünen Zweigen
Ein Vöglein regellos sein Liedchen pfeift,
Singt's auch nicht schön, man heißt es doch nicht schweigen,
Wenn frohen Sinnes man den Wald durchschweift.

Wer wollte, wer könnte das hier?! Der Himmel hat Amalien keine große, reiche Domaine im Reiche der Intelligenz zu verwalten gegeben, wol aber ein schönes, weiches, zufriedenes, in Gott versenktes Gemüth, und das ist auch eine schöne Himmelsgabe. Mit scharfem Auge liest sie im Buche der Natur. Die Bilder, die sie daraus copirt, sind treu und nirgend trägt sie die Farben zu dick auf; ja zuweilen identificirt sie sich mit der Natur. Ihr frommer, religiöser Sinn bringt jede Klage zum Schweigen; vergl. „Sehnsucht" (S. 105). Ihre Seelenkräfte stehen in einem harmonischen Verhältnisse, also daß der Verstand dem Phantasiefluge seine Grenzen anweist und die Glut der Gefühle mäßigt. Wie gut ist der „Rath" (S. 15):

Hast du Freude nicht gefunden,
Ist dir Lebensglück zerronnen,
Tauche deiner Seele Wunden
In des Wissens heil'gen Bronnen.

Menschenherz ist gleich dem Kinde,
Welches immer stärker weinet,
Wenn mit Trosteswort gelinde
Man den Schmerz zu stillen meinet.

Laß es unbeachtet scheinen,
Fließen schon die Thränen milder;
Willst du enden ganz das Weinen,
Zeig' ihm hübsche bunte Bilder.

So mußt du das Herz vergessen,
Wenn sein Spielwerk: Lebensfreude,
Ihm zerbrochen; unterdessen
Wird es still von seinem Leide.

*) Gedichte von Amalie von Wintzingerode. Göttingen, Dieterich. 1844. Gr. 12. 1 Thlr

In dem großen Bilderbuche,
Das genannt wird: Welt und Leben,
Dann die reichsten Blätter suche,
Sie dem Weinenden zu geben.

Auf die Bilder schön und sinnig
Mußt du seine Blicke lenken,
Ist's nicht gar zu eigensinnig,
Wird's sein selbst bald nicht mehr denken,

Wird mit neu erwachten Sinnen
Nur auf Jener Deutung hören,
Und sein Kummer wird zerrinnen
Vor den gottgeweihten Lehren.

Ebenso anmuthig reflectirt sie in „Lebensbedingung" (S. 34). Welche sanfte Wehmuth in „Bitte" (S. 3?), in „Klage" (S. 48), in „Entbehrtes Glück" (S. 129). Wie gefühlvoll ist „Ersatz" (S. 41), wie schön „Die Ferne" (S. 140), ein Lied, welches wir Tonsetzern zum Componiren empfehlen; wie verständig die Ansichten in „Poesie" (S. 151) und in dem folgenden Stücke „Die Dichter", und wie beherzigenswerth die Lehren, die sie (S. 155) den politischen Dichtern gibt; kurz, wer keine zu großen Ansprüche macht, wird gern auf die Töne dieses „Herzens voll Liedeslust und Liedesleben" lauschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die literarischen Soiréen der letzten beiden Jahrhunderte.

Wer bei der Betrachtung der literarischen Zustände Frankreichs nicht an der Oberfläche haften, sondern eindringen will in die Geheimnisse, deren Zusammenhang man nur hinter den Coulissen erfahren kann, darf durchaus die literarischen Gesellschaften oder Soiréen nicht unberücksichtigt lassen, welche in socialer wie in literarischer Beziehung in Frankreich besonders seit den letzten zwei Jahrhunderten eine bedeutende Rolle gespielt haben. Auch für Deutschland ist eine Würdigung der ästhetischen und literarischen Verbindungen, welche besonders im vorigen Jahrhundert ihr Netz über ganz Europa ausbreiteten, von wesentlichem Interesse. Leider sind die Vorarbeiten zu einer solchen Darstellung noch sehr unvollständig und noch kein Historiker hat dieses interessante Thema auf eine einigermaßen befriedigende Weise behandelt. Ein Werk wie die treffliche Schrift Wachsmuth's über Weimar wäre für die Geschichte der vielverzweigten, einflußreichen literarischen Gesellschaften in Frankreich von hohem Werthe. Welcher Reichthum der interessantesten Persönlichkeiten würde sich in einem solchen Bilde vereinigt finden! Wie manche Aufklärung könnte das Verständniß der ästhetischen Kritik aus diesem fortwährenden Widerstreite sich befehdender literarischer Coterien schöpfen! In Ermangelung einer genügenden Darstellung über diesen Gegenstand wollen wir einige interessante Notizen einem Aufsatze „Sur les soirées littéraires des deux derniers siècles" vom Abbé Badiche entnehmen. Diese Arbeit, welche sich in dem literarischen Journal „L'investigateur" (1844, November) befindet, gibt freilich nur eine Skizze dieses reichen und lebendigen Gemäldes, dem wir eine ähnliche Meisterhand wie die Wachsmuth's wünschen möchten.

Es ist bekannt, daß aus der Vereinigung verschiedener Literaten, welche bei Conrart zusammenkamen, die Académie française hervorgewachsen ist. Diese gelehrten Zusammenkünfte, welche gegen das Jahr 1629 ihren Ursprung nahmen, waren in Paris die ersten uns bekannten Gesellschaften, die man mit dem Namen literarischer Soiréen bezeichnen könnte. Neun Literaten: Godeau, der später Bischof von Grasse wurde, Gombauld, Chapelain, Conrart, Giry, Habert, Abbé de Cérisi, Serizay und Malleville, kamen wöchentlich zusammen, um sich über literarische Gegenstände zu unterhalten. Die weiten Wege, welche, da man kein bestimmtes Local hatte, mit diesen Vereinigungen verbunden waren, brachten endlich auf den Gedanken, die Wohnung Desjenigen, der am meisten in der Mitte wohnte, zum Vereinigungspunkte zu wählen. So kam es, daß das Haus Conrart's das Centrum dieser Zusammenkünfte wurde. Die einzelnen Mitglieder der Reunion hatten sich alle gegenseitig zu Stillschweigen in Bezug auf das Bestehen dieser Gesellschaft verpflichtet. Indessen wurde dasselbe nicht lange beobachtet, und so sah man sich endlich genöthigt, den Kreis zu erweitern und neue Mitglieder zuzulassen, bis endlich unter dem besondern Schutze Richelieu's die bescheidene Gesellschaft sich zur glänzenden Körperschaft einer Akademie umbildete. Etwa um die nämliche Zeit, gleichfalls während der Regierung Ludwig's XIII., veranstaltete Gaston, Herzog von Orleans, in seinem Palaste Gesellschaften, in denen besonders Vougelas und Voiture glänzten und wo gewisse Aufgaben und Themata behandelt wurden, welche der Herzog zuvor selbst angedeutet und bestimmt hatte. Nicht minder besucht von Gelehrten und Schöngeistern war das Haus Justel's, der mit allen einigermaßen berühmten Männern seiner Zeit in engem Verkehre stand. Aber viel wichtiger waren die Gesellschaften des Hôtel de Rambouillet, in dem lange Zeit Witz und Mode ihre Herrschersitze aufgeschlagen hatten. Katharine de Vivonne, Frau des Marquis von Rambouillet, und ihre vier Töchter, besonders die spätere Herzogin von Montosier, gaben von hier die Gesetze des guten Tons an. Villefore sagt in seiner Geschichte der Herzogin von Longueville vom Hôtel Rambouillet, es sei „le plus délicieux réduit qu'il y eût alors". Die hervorragendsten Notabilitäten, welche hier zusammenkamen, waren der Prinz von Condé, die Cardinäle Richelieu und Lavalette und die Literaten Baugelas, Godeau, Voiture, Mlle. de Scudéry, Mad. de Sévigné, der Graf von Rabutin-Chantal, Gomberville, Ménage, Gombauld und viele andere. Das Beispiel des Hôtel Rambouillet bewirkte, daß jedes vornehme Haus seine literarischen Clubs haben wollte, welche je nach der Stellung ihrer Besitzer eine verschiedene Färbung annahmen. Jeder Reiche und Vornehme wollte eine Art von Handel mit Witzworten und Schöngeisterei treiben oder, wie man es damals nannte, „avoir de petits bureaux du bel esprit". Wir können nur die vorzüglichsten literarischen Soiréen hier im Vorbeigehen erwähnen. Die Herzogin von Montpensier entschädigte sich für ihre politische Unthätigkeit, zu der sie durch die Umstände verdammt wurde, auf ihrem Landsitze zu Saint-Fargeau durch vielseitige Studien und durch zahlreiche Gesellschaften, in denen die schönen Künste an der Tagesordnung waren. Mlle. de la Vergne, die früh im Hôtel Rambouillet zu glänzen angefangen hatte, gewährte der gelehrten und gebildeten Welt, als sie Gräfin von Lafayette geworden war, in ihren Salons vielbesuchte Zusammenkünfte, in denen unter Andern auch der kindlich liebenswürdige Lafontaine gesehen wurde. Ségrais, welcher einer der am liebsten gesehenen Besucher dieser Gesellschaften war, lieh einigen Geistesproducten der liebenswürdigen Wirthin, wie z. B. den Romanen „Zaïde", und „La princesse de Clèves", seinen Namen, der einen guten Klang hatte. Auch Mad. de Sévigné hielt offenen Salon und der Herzog von Larochefoucauld erholte sich in den Gesellschaften, welche in seinem Hôtel stattfanden, von der Langweile des Hoflebens. Die Herzogin von Longueville, welche nach einem unnütz vergeudeten Leben sich der Frömmigkeit in die Arme warf, machte ihren Palast, der in der Nähe des Hôtel Rambouillet gelegen war, zu einem Sammelplatze der literarischen Welt.

In allen diesen Soiréen fanden sich neben Gelehrten und geistreichen Köpfen aller Art auch nichtssagende Hofleute, vornehme Figuranten und Statisten ein, welche die glänzenden Räume anfüllen halfen. Einen wissenschaftlichen Charakter hatten die Gesellschaften, welche jeden Dienstag bei Lefebvre de Chantereau zusammenkamen. Dieser Gelehrte war ein gründlicher Kenner der Chronologie und diese Wissenschaft wurde in seinem Hause besonders gepflegt. Ein Versammlungsort für die Mathematiker war die Wohnung Lapailleur's. Hier wur-

den von Bouillaud, Gassendi, Roberval, Desaigues, Pascal, Carcavi u. A. die schwierigen Fragen und Probleme dieser Wissenschaft besprochen. Auch beim Vater Pascal's fanden die Mathematiker stets gastliche Aufnahme. Es ist bekannt, wie in diesen Gesellschaften der junge Pascal, noch halb als Kind, alle Anwesenden durch seinen außerordentlich entwickelten Verstand in Erstaunen setzte. Ein mehr wissenschaftliches Gepräge hatten auch die Zusammenkünfte, welche im Hause von de Thou, dem Sohne, dem Erben der Papiere Dupuy's, stattfanden. Hier sah man den Abbé Ducolombier, Guyet, den Abbé Halou, de Valois, Sainte-Marthe, Dubouchet. Auch der Abbé Ménage, der sich durch seine wissenschaftlichen Leistungen mehr auszeichnete als in der geistlichen Carrière, wohnte diesen Versammlungen bei, und veranstaltete in seinem eigenen Hause ähnliche Gesellschaften, die er, weil sie jeden Mittwoch zusammenkamen, seine „Mercuriales" nannte. Der Sonnabend war der Gesellschaftstag der Mlle. de Scudéry, welche überall mit offenen Armen empfangen wurde und zu deren Soiréen Jeder es sich zur Ehre rechnete Zutritt zu erhalten. Wenn man zu allen diesen glänzenden oder bescheidenen Gesellschaften noch die Zusammenkünfte der neugebildeten Académie française, welche damals jeden Montag und Donnerstag im Hôtel des Präsidenten Séguier angesetzt waren, hinzurechnet, so sieht man, wie lebhaft, ungeachtet der politischen Bewegungen (man denke an die Importants und dann die Frondeurs), der gesellschaftliche Verkehr jener Zeit sein mußte.

Als ein vorzüglicher Stern, welcher an diesem Horizonte glänzte, muß noch Mlle. Lejars de Gournay, welche von Montaigne sagte, daß sie ihn als ihren zweiten Vater betrachte, erwähnt werden. Bei ihr vereinigten sich die ausgezeichnetsten Mitglieder der Französischen Akademie. Bei den grammatischen Discussionen, welche hier oft den Gegenstand der Unterhaltung bildeten, drang gewöhnlich die Ansicht dieser geistreichen Frau durch. Labablière verdankte es seinem literarischen Rufe und der Gelehrsamkeit und Liebenswürdigkeit seiner Frau, an der Lafontaine eine sorgsame Freundin fand, daß sein außerhalb des eigentlichen Paris gelegenes Hôtel „Folie Rambouillet" das Centrum eines eigenen schöngeistigen und wissenschaftlichen Kreises wurde. Als ausschließlich geistlichen Bestrebungen gewidmet waren die „Assemblées des mardis" zu Saint-Lazare bekannt, wo Bossuet, Rancé und andere ausgezeichnete Männer anregend auf die große Masse der jüngern Geistlichkeit einwirkten. Die sogenannten Conferenzen eines bekannten Kritikers waren berühmt oder berüchtigt, wie man will, und dürfen hier nicht übergangen werden. Über die Veranlassung, weshalb sie in Folge einer Bestimmung des Hofes aufhören mußten, sind die Memoirenschreiber in Zwiespalt. Nach der Angabe der Einen wären sie unterdrückt, weil hier die Lehren der gallicanischen Freiheiten zu unumwunden vertheidigt wurden, während gewichtige Autoritäten, wie z. B. de Bausset (Histoire de Bossuet), sich dahin erklären, daß eine gewisse Hinneigung zum Socinianismus, die sich in diesen Gesellschaften kundgethan hätte, der Grund des Einschreitens von Seiten des Hofes geworden wäre. In theologischer Beziehung verdienen die Soiréen der Herzogin von Longueville, wo die Anhänger des Port-Royal ihre Zusammenkünfte hielten, und die Gesellschaften des Abbé Fleury, des ausgezeichneten Kirchenhistorikers, noch erwähnt zu werden.

Etienne Pavillon, den Voltaire „le doux, mais faible Pavillon" nennt, lebte, nachdem er sich in der geistlichen Laufbahn ohne sonderlichen Erfolg versucht und auch die Last verschiedener Magistratsstellen abgeschüttelt hatte, dem Dienste der Künste und Wissenschaften und pflog mit allen Notabilitäten einen lebhaften gesellschaftlichen Verkehr. Auch in seinem Hause bildeten sich Reunionen an bestimmten Tagen.

Nachdem wir einen flüchtigen Überblick über die wichtigsten literarischen Soiréen des 17. Jahrhunderts gegeben haben, wenden wir uns zu denen der folgenden Zeit. Das gesellschaftliche Leben, in dem sich eine immer größere Regsamkeit entfaltete, nahm im 18. Jahrhunderte einen ganz andern Charakter an. Was die Zusammenkünfte der Gelehrten und Schöngeister an harmloser Heiterkeit verloren, gewannen sie an kritischem Geiste, der aber bald so sehr überhand nahm, daß die Grundlagen des Staats- und Gesellschaftslebens bald der Vernichtung preisgegeben waren. Bald gab es nichts Heiliges, nichts Ehrwürdiges, nichts Reines, was in diesen literarischen Soiréen, deren Anzahl im fortwährenden Steigen begriffen war, nicht in den Staub gezogen und der Verspottung übergeben wäre. Das Hervorbrechen dieses frivolen Tons, welcher endlich in offene Frechheit und Ruchlosigkeit ausartete, zeigte sich zuerst unter Anderm in den Gesellschaften des Herzogs von Maine, die von Malisieu sehr bezeichnend „les galères du bel esprit" genannt wurden. In diesen und ähnlichen Salons glänzte vorzüglich die bekannte Mad. de Staal, frühere Mlle. de Launay. Welche Zurückhaltung dürfte man bei Mad. de Tencin beobachten, welche das Klosterleben verließ, um sich in der größten Ausschweifung zu ergehen? Und doch waren ihre Gesellschaften von Allem, was Paris an hervorragenden Männern aufzuweisen hatte, besucht. Sie nannte selbst die Soiréen, welche sie gab, ihre Menagerie und die Gäste, unter denen man Fontenelle und Montesquieu bemerkte, ses bêtes. Nicht weniger leichtfertig ging es bei Mad. Dudeffant zu, deren früheres Leben auch nicht ohne Makel geblieben war. Nichtsdestoweniger ist es anzuerkennen, daß sowol Mad. de Tencin als Mad. Dudeffant manchen bedrückten Gelehrten unterstützte und manchem Verfolgten Schutz und Anerkennung verschaffte. Noch freigebiger war Mad. de Geoffrin, welche einen großen Theil ihres Reichthums auf eine sehr zarte Weise zum Gedeihen der Künste und Wissenschaften anwendete. Dafür hing eine große Schar von Künstlern und Gelehrten an ihr mit einer Begeisterung, welche in dem Lustspiel „Le bureau d'esprit" von Rutlidge ins Lächerliche gezogen wurde.

Am offensten und unverhülltesten trat der Geist der Verneinung in den Gesellschaften des Barons von Holbach hervor, in denen — wenn auch Marmontel in seinen Memoiren das Gegentheil behauptet — nichts geschont und für heilig gehalten wurde. Daher zogen sich denn Einige von Denen, die selbst erst in den ersten Reihen gestanden hatten, allmälig zurück. Alembert besuchte diese Gesellschaften, in denen der skeptische Geist des 18. Jahrhunderts concentrirt schien, immer weniger, Buffon blieb ganz aus und sogar J. J. Rousseau fand sich bewogen, offen mit Holbach zu brechen. Der lustige Abbé Galiani nannte den freigebigen Gastgeber, der es sich 40 Jahre lang zur Ehre rechnete, alle sogenannten philosophischen Köpfe von Paris zu bewirthen, „le premier maitre-d'hôtel de la philosophie".

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Vorbereitet wird die Publication eines interessanten Werkes, betitelt: „Physical description of New South Wales and Van Diemen's Land", von P. E. De Strzelecki, welches ein Resultat fünfjähriger persönlicher Beobachtungen des Verf., verbunden mit der Einsicht in verschiedene Parlamentspapiere und neuere Adressen des Präsidenten der Geographischen Gesellschaft ist. Desgleichen: „Sir James Mackintosh's miscellaneous works", welche, mit Einschluß seiner vielbesprochenen Beiträge zum „Edinburgh review" von seinem Sohne gesammelt und herausgegeben werden.

Der achte Band der neuen, verbesserten Auflage von Miß Strickland's „Lives of the queens of England", welcher jetzt erschienen, enthält: Henriette Maria, Gemahlin Karl's I. und Katharina von Braganza, Gemahlin Karl's II. 8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 158. —— 7. Juni 1845.

Sieben lyrische Damen.

(Fortsetzung aus Nr. 157.)

Die Vierte ist eine Anonyma, deren poetischer Nachlaß als eine Erinnerungsgabe *) erschienen ist. Das Vorwort sagt uns, daß Maria Clementine schon in früher Jugend Neigung zur Dichtkunst offenbarte, daß die Ahnung eines frühen Todes, zu der Ihrigen tiefer Betrübniß, schon in ihrem 21. Jahre in Erfüllung ging und daß sie in ihren letzten Lebenstagen den Wunsch geäußert habe, daß man ihren poetischen Nachlaß sammle und drucken lasse. Das haben denn auch die Hinterbliebenen gethan und so ist das Buch als Manuscript für Freunde in die Welt gegangen. Wäre dies nicht der Fall, so würden wir das Urtheil fällen, es seien uns hier die Versuche einer nicht talentlosen Anfängerin gegeben, die jedoch weder ein recht feines rhythmisches Ohr, noch hinlängliche Kenntniß der Metrik, noch Vielseitigkeit in ihrer ästhetischen Richtung hatte; indessen bringt das Gefühl des Mitleids und die Erwägung, daß die Verklärte über jedes irdische Urtheil jetzt erhaben ist, die Stimme der Kritik zum Schweigen. Aus den Gedichten ergibt sich, daß sie an einem gebrochenen Herzen, gebrochen durch die Untreue eines Geliebten, gestorben ist. Sie sind alle in die Farbe der Schwermuth und der Sehnsucht nach der Ruhe im Grabe getaucht, ja in „Vernichtung" spricht sie sogar den trostlosen Wunsch aus, aus dem Todesschlummer nimmer wieder zu erwachen; dieses ewige hoffnungslose Ringen mit dem Schmerze, dieses todtmüde Wanken auf dem Lebenswege in einer Zeit, wo den Sterblichen sonst die Rosen der Liebe und Freude umblühen, diese bis zur Irreligiösität sich steigernde Resignation, die allenfalls in „Bitten" (S. 124) sich milder und ergebener gestaltet, erwecken nicht blos das tiefste Mitleid mit dem unglücklichen Mädchen, sondern füllen auch des Lesers Seele oft mit einem peinlichen Gefühl. Übrigens findet sich eine bedeutende Anlage für Episches. „Die Macht der Liebe" (S. 19) ist nicht blos gut erfunden, sondern überrascht auch in einzelnen Zügen durch einen kühnen Phantasieflug, obwol das Ganze eine tiefmelancholische Färbung hat. Noch mehr zeichnet sich „Margaretha's Brautkleid" (S. 92) durch Eigenthümlichkeit in der Invention und schlagende Wirkung auf das Herz aus. In „Das Heimweh" (S. 96), einer Art von geistlicher Paramythie, offenbaren sich alle Grundzüge einer großartigen Imagination und es gibt eine Ahnung von Dem, was die Verklärte hätte leisten können, wenn die Täuschung schöner Hoffnungen ihr nicht das Herz mit Bitterkeit und Lebensüberdruß gefüllt hätte. Die Lecture des Ganzen aber hinterläßt dem Gemüthe ein gewisses, wehmüthiges Frohgefühl, daß des Todes sanfte Hand die Wunden dieses Herzens geheilt und frühe die Sehnsucht einer todtmüden Pilgerin gestillt hat.

*) Gedichte einer früh Verklärten in chronologischer Folge. Eine Erinnerungsgabe. Als Manuscript gedruckt. Trier, Troschel. 1844. 8. 1 Thlr.

Ganz das Gegentheil in Bezug auf diese Stimmung und Gemüthsrichtung findet sich bei

Elisabeth Kulmann *),

dem fünften Portrait in dieser Frauengalerie. Sie ist ebenfalls in der Blüte der Jahre dahingewelkt, aber sie war nicht lebensmüde und erfüllt mit Sehnsucht nach der Ruhe des Grabes wie Maria Clementine, sondern bebte vor dem Tode, als dem finstern Räuber der Freude und des Ruhms, scheu zurück. Sie ruft dem Tode zu:

Was fühlst du für Vergnügen,
In schreckender Gestalt
Dich einem Kind' zu zeigen,
Das schon zum Grabe wallt?

Was hab' ich denn genossen
(Nimmst du die Freude weg,
Die meinem Geist geworden)
Auf meinem Lebensweg?

Erst nahmst du mir die Brüder;
Dann Vater, unsern Hort;
Noth machte mir die Heimat
Fast zum Verbannungsort.

Hat mich nicht der Gedanke
Gequält, früh bräch' mein Herz?
Und mehr als eig'nes Leiden
Der guten Mutter Schmerz?

Zum mind'sten laß mich ruhig
Vollenden meine Bahn.
Hab' jemals einem Menschen
Ich was zu Leid gethan?

Ich sterbe jung und hoffte,
Ich würde alt, sehr alt,
Und sterb' ich heut' — ist morgen
Mein Namen schon verhallt.

Wir ließen diese Verse hier abdrucken, weil sie zugleich eine biographische Skizze dieses höchst genialen, und wir können sagen, zu früh gereiften Kindes enthalten. Doch zur Sache.

Elisabeth Kulmann wurde im J. 1808 zu Petersburg geboren. Ihr Vater, Boris Feodorowitsch Kulmann, war erst im Militair, dann im Civildienst beim Bergcorps mit dem Titel eines Collegienraths angestellt, starb aber bald und unbemittelt, mit Hinterlassung einer Witwe, zweier Töchter und sieben Söhne, von denen fünf auf dem Felde der Ehre im Befreiungskriege blieben. Die älteste Tochter war an einen Bergbeamten in den permischen Bergwerken, wo der Vater auch eine Zeit lang angestellt war, verheirathet. Elisabeth war das

*) Elisabeth Kulmann's sämmtliche Gedichte. Herausgegeben von Karl Friedrich von Großheinrich. Mit dem Bildniß und dem Denkmale der Dichterin. Dritte Auflage. Leipzig, O. Wigand. 1844. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

jüngste Kind. Ihre Biographie geht ihren sämmtlichen Gedichten voraus. Wir können nicht sagen, ob Hr. von Großheinrich oder Elisabeth's Lehrer, der hier in der That als ein sehr tüchtiger Pädagog erscheint, Verfasser ihrer Lebensbeschreibung ist. Eine besonders gedruckte Biographie von ihr ist zu Petersburg außerdem von Alexander Nikitenko erschienen. Elisabeth's Geist entwickelte sich so schnell und glänzend, daß man wol vermuthen konnte, er eile der bedächtig bildenden Zeit voraus und werde den Körper erdrücken. Schon das dreijährige Kind offenbarte mit einem Hange zum Wunderbaren und zur Schwärmerei eine scharfe Beobachtungsgabe und doch wieder eine Phantasie, welche die todte Natur mit tausend lebendigen wunderbaren Wesen bevölkerte; dabei waren Gefühl und Gedächtniß, die selten in menschlicher Seele zu harmonischem Verein sich gestalten, nicht leer ausgegangen. Ihre Mutter, der russischen und deutschen Sprache gleich mächtig, war ihre erste (vortreffliche) Lehrerin; zu bedauern ist nur, daß ihre beschränkte äußere Lage ihr nicht gestattete, viel an die Erziehung der Tochter zu wenden. Elisabeth's Lehrer erkannte in ihr eine Natur, die allenfalls ohne Anleitung sich entwickeln würde und bei deren Ausbildung man nur dahin wirken müsse, alle Hemmnisse wegzuschaffen. Er lehrte sie Buchstabenmalen, Rechtschreibung und Grammatik; diesen Lehrgegenständen folgte Geschichte und Erdkunde. In ihrem neunten Jahre führte er sie in das Reich der Dichtkunst, welches sie an Gellert's, Geßner's und Matthisson's Hand zuerst betrat. Zugleich empfing sie Unterricht in der französischen Sprache. Ungeachtet der Lehrer sich hütete, sie mit Metrik und Reim bekannt zu machen, schrieb sie doch insgeheim Verse; der erste dieser Versuche der neunjährigen Dichterin wird uns in „Morgengebet des Raben" (S. 35) mitgetheilt, er lautet:

Die Menschen jagen mich,
Wohin ich geh' von sich.
Geh', garst'ger Rabe, bist so schwarz
Wie eine Kohle und wie Harz.
Gott aber läßt mich nicht im Stich,
Und alle Tage nährt er mich.
Dem Menschen gibt er ein großes Stück,
Dem Schaf gibt er ein kleines Stück,
Und mir so viel als nöthig ist,
Daß ich satt sei zu jeder Frist.
Ich dank' von Herzen dir, mein Gott!
Daß du mir hilfst aus aller Noth.

Wie unvollkommen dieser Versuch sein mag, so offenbart er doch den Keim künftiger Leistungen. Das Italienische lernte sie auch in dieser Zeit und war schon nach drei Monaten im Stande, Tasso's „Befreites Jerusalem" zu lesen, welches ihr der Lehrer an ihrem zehnten Geburtstage, in einem Pfefferkuchen versteckt, verehrte, und dessen Stanzen sie bald ihrem Gedächtnisse aneignete. Von einem Freunde ihres Vaters, einem geborenen Engländer, erlernte sie die Sprache Albions, in welcher Milton ihr Held ward. Der Etatsrath Meder, ebenfalls ihres Vaters langjähriger Freund, wurde aus den permischen Bergwerken nach Petersburg berufen als Commandeur des Bergcorps. Er ließ Elisabeth mit seinen beiden Töchtern im Zeichnen, Tanzen und Fortepianospiel unterweisen, in der Physik aber, Botanik, Mineralogie und Mathematik gab er selbst den Kindern den nöthigen Unterricht. So sehr sie sich für diese Unterrichtsgegenstände interessirte, so kehrte sie doch immer am liebsten, wie mit unwiderstehlicher Gewalt gezogen, zur Dichtkunst zurück. Mit dem Reim wollte und konnte sie sich indessen anfänglich nicht recht befreunden, weil sie sich mehr zu antiken Metren hingezogen fühlte; wo sie ihn jedoch gebraucht, beherrscht er nie den Gedanken. Ihr Lehrer flößte ihr Abscheu vor jeder Nachahmung ein und suchte ihr zu zeigen, wie man in poetischen Schöpfungen originell werden könne. Er führte sie deshalb zunächst in die Sphäre der Naturdichtung. Gehen wir die ersten sieben Säle ihrer Gemäldesammlung durch, so finden wir, daß sie darin den größten Theil Dessen in Wort und Bild darzustellen bemüht war, worin ihrer Meinung nach Poesie besteht; sie schildert nämlich die sie umgebende Welt, oder vielmehr den Theil der Welt, der sich ihrem Auge in ihrer beschränkten Lage darstellt, also die sie umgebenden Thiere, Blumen und Pflanzen, und hier und da ihre eigene, offenbar nicht sehr günstige Lage. In den vier folgenden Sälen sehen wir sie aber schon einen Schritt weiter gehen. Sie durchbricht die sie umgebenden Schranken, erwählt sich die ganze Natur zum Wirkungskreise und ihr Vortrag nimmt einen höhern Flug; aber immer umgeht sie die Fesseln des Reims als eines Zwangs, welcher der Darstellung des Gedankens Eintrag thue. Unter den Sachen und Sächelchen aus dieser Zeit sind drei, die Goethe's Beifall erhielten. In ihrem dreizehnten Jahre trieb eine unwiderstehliche Wißbegierde sie zur Erlernung der lateinischen Sprache; bei ihrer Kenntniß des französischen und italienischen Idioms hatte sie sich dieselbe nach wenigen Monden zu eigen gemacht. Aber auch hierbei blieb sie nicht stehen. Das Lob Homer's, von ihrem Lehrer einst ausgesprochen, machte solchen Eindruck auf sie, daß sie vor Verlangen glühte, die Werke des blinden Sängers aus Chios in der Originalsprache lesen zu können. Der Lehrer willfahrte ihr auch darin. Abermals in drei Monaten konnte sie, da der Anfang mit dem Neuen Testament gemacht wurde, das Evangelium des Matthäus verstehen; dann erst folgte ein Unterricht in den Dialekten der griechischen Sprache, und der thätige und umsichtige Instructor verfaßte eine auf ihre eigene geistige Persönlichkeit berechnete Grammatik. Ein russischer Priester, schon früher ihr Wohlthäter, wurde von ihr an seinem Namenstage durch ein lateinisches Gedicht überrascht und lehrte sie aus Zuneigung zu ihr nicht blos die slawonische Sprache, sondern gab ihr auch Unterricht im Gesange. Als sie ihr dreizehntes Jahr vollendet hatte, war die prosaische Übersetzung Anakreon's in fünf und dessen metrische in ihre drei Lieblingssprachen, die russische, deutsche und italienische, vollendet, die Lecture Homer's schon weit vorgeschritten, Barthélemy's Reise des jüngern Anacharsis und Pausanias' Beschreibung von Griechenland ihr von Anfang bis zu Ende bekannt; doch kam zu eben dieser Zeit die Frage zur Sprache, was aus ihr werden solle; denn obwol es schien, als sei Elisabeth allein für die Kunst geschaffen, so hielt es die verständige Mutter doch für Pflicht, die Tochter auf Erwerbsmittel im bürgerlichen Leben hinzuweisen. Der Lehrer war dagegen der Meinung, Elisabeth sei zur Dichterin geboren, und um die Mutter zu überzeugen, daß dies also sei, sandte er durch einen Freund aus den bereits vorhandenen Gedichten seiner Schülerin 30 derselben an Goethe, und ein ähnliches Heft an Jean Paul nach Baireuth. Der Erstere ließ ihr sagen, er prophezeie ihr einen ehrenvollen Rang in der Literatur, sie möge in einer Sprache schreiben in welcher sie wolle. Etwas dem Ähnliches ließ ihr auch Letzterer in der ihm eigenen Ausdrucksweise sagen, wie denn auch späterhin Johann Heinrich Voß ein höchst günstiges Urtheil über ihr Übersetzertalent fällte. Die Kaiserin Elisabeth, der man ihren Anakreon zugesandt hatte, schickte ihr mit einem schmeichelhaften Schreiben ein kostbares Fermoir und gab ihr die drei letzten Lebensjahre hindurch überdies eine Pension von 200 Rubeln. Inmitten der Bestrebungen, im Homerischen Geiste zu dichten, lernte sie spielend die spanische, portugiesische und neugriechische Sprache. Da nun so ihr entschiedener Hang zu Wissenschaft, Sprachen und Kunst sich geoffenbart hatte, so beschlossen Mutter, Lehrer und Freunde, sie solle Erzieherin werden. Aber der Himmel fügte es anders. Am 7. November 1824 trat die furchtbare Ueberschwemmung Petersburgs ein. Angst, Schrecken, Kälte und Feuchtigkeit wirkten höchst nachtheilig auf ihren zart organisirten Körper. Sie erkrankte und ward wieder besser, erkrankte aufs neue, und wie ängstlich und sehnsüchtig sich die arme Psyche an ihrem kraftlosen Gefährten anklammern mochte, konnte er sie doch nicht länger als noch ein Jahr beherbergen. Elisabeth endete am 19. November 1825. Auf

ihrem Grabe hat die Huld der Kaiserin Alexandra Feodorowna ihr durch die Hand eines jungen italienischen Bildhauers ein Denkmal aus carrarischem Marmor errichten lassen. Eine lithographirte Abbildung ihres Denkmals findet sich in vorliegender Sammlung ihrer sämmtlichen Gedichte, sowie ihr sehr edles Profil, dem Titelblatt gegenüber, den Beschauer durch einen Zug stiller Wehmuth anspricht. Die Inschriften auf dem Sarkophage sind in den elf Sprachen, die sie theils verstand, theils sprach, abgefaßt. Wir setzen hier blos die lateinische her: „Prima Russicarum operam dedit idiomati graeco, undecim novit liguas, loquebatur octo, quamquam puella poetria eminens."

(Der Beschluß folgt.)

Die literarischen Soiréen der letzten beiden Jahrhunderte.

(Beschluß aus Nr. 157.)

In den Gesellschaften der Marquise de Châtelet, der Freundin Voltaire's, wurde über Sprachen, Mathematik, Philosophie gesprochen und die Marquise nahm an allen, auch den gelehrtesten Verhandlungen Theil. Alembert, welcher diesen Soiréen häufig beiwohnte, richtete später, als er Secretair der Akademie geworden war, in seinem eigenen Hause literarische Zusammenkünfte ein, die nicht immer frei von gelehrter Cameraderie blieben. Von allen diesen literarischen Reunionen, welche wir bisher haben die Revue passiren lassen, hat keine eine so unmittelbare Productivität entfaltet als die Gesellschaften der Mlle. Doublet de Persan. Diese Zusammenkünfte waren zugleich auch diejenigen, wo auf die Beobachtung gewisser Reglements mit der größten Strenge gehalten wurde. Jedes Mitglied hatte seinen bestimmten Platz und war gehalten, zu einer bestimmten Stunde sich einzustellen. Die Verhandlungen, welche gepflogen wurden, und die Tagesneuigkeiten, welche Jeder als einen schuldigen Tribut zur Unterhaltung beisteuern mußte, wurden in ein großes Buch eingetragen, das eine Art von Protokoll bildete. Aus demselben wurde das Material zu einem pikanten Journal geschöpft, welches unter dem Titel „Nouvelles à la main" das Publicum und die Polizei nicht wenig intriguirte. Vergebens spürte man dem Ursprunge dieser satirischen Zeitschrift nach und man vermuthete lange nicht, daß sie der erwähnten Gesellschaft, welche auch unter dem Namen Paroisse bezeichnet wurde, beigeschrieben werden müsse. Zu den vorzüglichsten Paroissiers, deren Katholicismus zum größten Theil auf schwachen Füßen stand, gehörten: der Abbé Legendre, Bruder der Mlle. Doublet, Piron, die beiden Brüder Lacurne de Sainte-Palaye, der Abbé Chauvelin, der Abbé Xaupi, Mairan, Mirabaud, d'Argental, Falconnet, der Abbé de Voisenon und vor Allen Bachoumont, der vertrauteste Freund der Mlle. Doublet, welcher die Seele der ganzen Gesellschaft bildete. Außer den „Nouvelles à la main" verdankte noch ein anderes Werk, die „Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la république des lettres en France" (36 Bde., von denen fünf von Bachoumont vom J. 1762 an redigirt wurden) diesen Soiréen ihre Entstehung.

In den Gesellschaften des Grafen Caylus und der Schauspielerin Guinault, welche beide im engen Verkehre standen, herrschte die schrankenloseste Frivolität. Nichtsdestoweniger nahmen an den Diners, welche Letztere gab (de diners du bout du banc), die angesehensten Leute des Hofes und die renommirtesten Schöngeister und Philosophen Theil. So finden wir namentlich den Chevalier d'Orléans, Grand-Prieur, Voltaire, Destouches, Duclos, Collé, Crébillon den Jüngern, den Abbé Voisenon, Maurepas angeführt.

Etwas anständiger ging es in den Soiréen einiger Finanzmänner her, unter denen wir vorzüglich La Poupelinière anführen. Dieser reiche und angesehene Mann unterstützte Künstler und Gelehrte mit freigebiger Hand und versuchte sich selbst mit Glück in poetischen Productionen. Rameau, Marmontel, Carle Vanloo, der geschickte Mechaniker Vaucanson standen mit ihm auf dem vertrautesten Fuße. Bekannter noch sind die Gesellschaften von Lalive d'Epinay; übrigens kann man in Bezug auf die Ermitage von Montmorency und die Verbindungen der Mad. d'Epinay die „Confessions" von J. J. Rousseau nachlesen. Ein anderer Financier, der durch die Pracht und Menge seiner Gesellschaften zu glänzen suchte, war Helvétius, der Verf. des „Esprit". Vier Winter hindurch war sein Haus das Rendezvous der gelehrten, vornehmen und schönen Welt. Man kann sich eine Vorstellung davon machen, von welcher Art die philosophischen Unterredungen sein mochten, welche bei diesem Manne, der die materialistische Anschauung auf die Spitze trieb, gehalten zu werden pflegten. Im innigen Zusammenhange mit den Versammlungen beim Baron v. Holbach standen die Gesellschaften, welche bei Raigeon, bei Diderot und andern Vorfechtern der „Encyclopédie" zusammenkamen. Ein Zweigverein, eine Art von Filial für die Encyklopädisten, war die „Société de l'entresol", welche ihren Sitz beim Abbé Alary hatte; indessen zeichnete sich diese Gesellschaft dadurch von einigen andern aus, daß man hier mit einer gewissen Vorliebe sich über politische Gegenstände aussprach.

Das Triumvirat von Favart, seiner geistreichen Frau und dem vielbesprochenen Abbé de Voisenon, der überall und nirgend war, hat einige Ähnlichkeit mit den literarischen Associationen unserer Tage. Hier wurde eine Reihe von Theaterstücken oder einzelner Couplets in vertrauter Gemeinschaft ausgearbeitet.

Die Gräfin von Beauharnais hatte frühzeitig eine deutlich ausgesprochene Neigung für die Literatur gezeigt, denn schon in ihrem zehnten Jahre hatte sie sich in einigen geselligen Kreisen durch ihre poetischen Versuche einen gewissen Ruf verschafft. Später, nach ihrer Vermählung, hatte sie Schöngeistern und sogenannten Philosophen ihr Haus geöffnet. Indessen blieben die Encyklopädisten, welche damals den Ton angaben, ihrer Nebenbuhlerin Mad. Geoffrin treu, und sie mußte sich mit Dorat, Mably, Bitaubé, Dussaulx, de Cubières begnügen. Indessen war sie auch mit ausgezeichneten Männern wie Bailly und Buffon verbunden.

Auch andere Damen, die weder ihre Geburt noch ihr Vermögen oder bürgerliche Stellung zu besondern Ansprüchen berechtigten, bewarben sich um die Ehre, welche der Mad. Geoffrin durch ihre vielbesuchten Salons zu Theil wurde. Die „Mémoires secrets" schildern uns die „Belle Damnée", wie Marmontel die Tänzerin Guimard nannte. Dieses Mädchen, welches ihre Schönheit und ihre Talente zur beliebtesten Theaterprinzessin machten, vereinigte, besonders während der Zeit, wo der Fürst von Soubise ihren Unterhalt bestritt, in ihrem prächtigen Hôtel Künstler, Gelehrte und Notabilitäten aller Art. Die „Souvenirs et portraits" des Herzogs von Lévis zeigen uns die Soiréen des Marschalls von Luxembourg in einem anständigern Lichte. Dieser große Herr hat dem Schutze, den er Rousseau angedeihen ließ, einen vortheilhaften Ruf zu verdanken. Sein Salon währte auch nach seinem Tode, der im J. 1764 stattfand, fort und seine Witwe unterstützte später noch manchen jungen Gelehrten und Künstler. Nicht minder anziehend waren die Soiréen der Herzogin v. Rohan, in denen der spätere Cardinal von Bernis seine ersten süßlichen Verse las und wo der Fürst von Kaunitz durch seine Anwesenheit Veranlassung zu politischen Gesprächen gab.

Die Soupers des Grafen von Boulain-Villiers hatten einen philosophischen Anstrich; auch im Hôtel de Sens wurde soupirt, aber das Gespräch drehte sich hier nur um die leichtere Literatur. Wir können hier nur im Vorbeigehen von den Projecten einer „Agence générale de correspondence pour les sciences et les arts", die von Pahin de Lablancherie ausgingen und die ihrem Urheber die Sarcasmen Rivarol's zuzogen, und von der Gründung des „Musée de Paris" spre-

chen, welche zum Theil wenigstens vom Abbé Cordier de Saint-Firmin ausging (1780). Letztere Anstalt wird von uns hier nur erwähnt, um ihrer Rivalität mit dem „Lycée de Paris" zu gedenken. Der berühmte literarische Club in London, der von Willis, Adisson und Andern gegründet war und das Journal „Spectator" herausgab, hatte Bassi auf den Gedanken gebracht, eine ähnliche Anstalt in Paris zu gründen. Nach mehren vorläufigen Versuchen trat endlich im J. 1784 das „Lycée de Paris" ins Leben, aus dem sich später das „Athénée" entwickelte. Dieses Etablissement erfreute sich während einiger Zeit einer grossen Ausdehnung, bis es allmälig in Folge einer maßlosen Concurrenz in Verfall gerieth, von dem es in neuerer Zeit vergebliche Versuche gemacht hat sich zu erheben.

Um die nämliche Zeit kamen überhaupt die sogenannten Clubs, die von England eingeführt wurden, in Aufnahme. Außer literarischen Gesellschaften unter diesem Namen und Clubs für alle möglichen Specialitäten wurde bald auch die Grundlage gelegt für politische Clubs, welche bekanntlich während der Revolutionszeit eine höchst bedeutsame Rolle gespielt haben. Überhaupt wurden das Staatsleben und politische Verhältnisse immer mehr und mehr Gegenstand der Unterhaltungen. Ein anderes Thema, welches vorzüglich im Hôtel des Herzogs von Choiseul abgehandelt wurde, bildeten die Jesuiten. In diesen Gesellschaften führte die übelberüchtigte Chanoinesse de Rimeront, Schwester des Herzogs, spätere Herzogin von Grammont, den Vorsitz. Einen andern edlern Charakter hatten die Soiréen im Hause Necker's, welche vorzüglich von der edlen Gemahlin des Ministers geleitet wurden. Zwar kamen hier außer dem ernsten Thomas und Buffon auch leichtfertige Schöngeister, wie Raynal und Grimm zusammen, aber der Ton, welcher hier herrschte, war frei von der schlüpferigen Frivolität, die sich wie eine ansteckende Krankheit mehr und mehr über alle Salons verbreitete. Hier glänzte in jugendlicher Unbefangenheit zuerst Mme. de Staël.

Der berüchtigte Lareynière, dessen Sonderbarkeiten zu seiner Zeit viel besprochen wurden, veranstaltete eine eigenthümliche Art von Gesellschaften, welche eigentlich in den Rahmen dieses Gemäldes nicht gehören. Es waren dies literarische Déjeuners, bei denen die sonderbarsten Bestimmungen in Bezug auf die Art und Weise der Zusammenkünfte geltend waren. So wurde unter andern Demjenigen die Leitung der Discussionen übertragen, welcher zuerst 17 Tassen Kaffee geleert hatte. Anständiger als diese Dejeuners, welche nicht selten in Nachtgelage ausarteten, waren die literarischen Soiréen der anmuthigen Mad. Lebrun. Diese Frau, welche durch ihre gelungenen Portraits ihrem Namen eine längere Dauer verschafft hat, bewohnte das Hôtel Lubert und veranstaltete daselbst eine Menge von literarischen und sonstigen Berühmtheiten. Die Lecture der Reise des Anacharsis, welche damals gerade in Aufnahme kam, gab in diesem Kreise einmal Veranlassung zur Feier einer Art von Festlichkeit, welche sich etwa als griechische Nacht bezeichnen ließe. Es wurde nämlich ein Gastmahl veranstaltet, zu dem nur die näherstehenden Bekannten Zutritt erhielten. Dieses Fest hatte einen ganz griechischen Zuschnitt. Alle Speisen und Getränke und die Decorationen des Zimmers waren nach griechischer Sitte zugerichtet, und die Gäste waren alle im Costume der alten Hellenen gekleidet. Dieses Mahl wurde in allen gesellschaftlichen Kreisen jener Zeit viel besprochen.

Bemerkenswerth ist endlich noch in geselliger Beziehung der Pavillon Belle-Chasse in der Abtei desselben Namens. Hier versammelte Mad. de Genlis, als sie Erzieherin der Kinder des Herzogs von Chartres geworden war, einen Kreis von Gelehrten, dessen Seele Alembert ausmachte.

Viele von diesen literarischen Gesellschaften wurden durch die sich schnell verbreitende „Société patriotique des amis de la constitution" verdrängt und gänzlich in den Schatten gestellt. Als aber der Sturm der Revolution alle gesellschaftlichen Schranken über den Haufen warf, hörten auch die literarischen Soiréen auf, welche eine längere Dauer gehabt hatten. Zu diesen letztern gehörte die „Société littéraire des neuf soeurs", in welcher Mad. de Beauharnais den Scepter der Grazie führte. Alle diese Trümmer einer frühern gesellschaftlichen Ordnung wurden aber endlich von dem allgemeinen Strome überflutet. Alle Gesellschaften nahmen die Farbe politischer Clubs an und die Jakobiner waren die herrschende Partei. Aus diesem Chaos können wir keine einzelnen Züge ausheben. Wir schließen hier den Überblick über die einflußreichsten literarischen Soiréen, welche in der Hauptstadt Frankreichs bald auf längere bald auf kürzere Zeit bestanden, indem wir uns vorbehalten, auf die Gesellschaften dieser Art, welche sich, nachdem die Ruhe endlich wiederhergestellt war, zu bilden anfingen, vielleicht später einmal zurückzukommen. 30.

Literarische Notizen.

Aussichten des Auswanderers in Australien.

Die deutsche Auswanderungslust oder besser gesagt der in Folge mangelnden Erwerbs immer häufiger eintretende Auswanderungszwang hat bekanntlich auch auf die Südsee und namentlich Australien den Blick geworfen. Vielleicht ist die Schilderung, welche ein Engländer, der sich mehre Jahre in dem gepriesenen Paradiese aufgehalten, von den Genüssen entwirft, die des Ansiedlers in diesem Lande warten, geeignet, unsere sanguinischen Landsleute etwas scheu zu machen und auf andere Zielpunkte ihr Auge zu richten. Jene Schilderung findet sich in den „Impressions of Australia Felix during four years residence in that colony", von Richard Howitt. Es heißt dort: „Ich will aus meinem Tagebuch das Resultat meiner Beobachtungen mittheilen: Wehe über das Ansiedeln in Australien! Die erste Kartoffelernte wird, wie es im vergangenen Jahre der Fall war, von den Wasserfluten vernichtet. Man hat aufs neue welche gelegt und sie sind wieder in schönen und grünen Reihen emporgewachsen, um durch Myriaden von fliegendem Ungeziefer aufgefressen zu werden, und was diesen entgangen, wird von Wolken von einer Art Grashüpfer, die an Gefräßigkeit den ärgsten Heuschrecken nichts nachgeben, aufgezehrt. Alles Grün verschwindet unter ihnen. Ganze Felder der schönsten Kohlköpfe sind auf diese Weise zerstört worden und nichts ist zurückgeblieben als Strünke, ausgehöhlt wie Eierbecher. Alles wird auf- oder so angefressen, daß es verwelken muß. Alles scheint in diesem Lande sich zum Verderb des Pflanzers vereinigt zu haben. Wo keine Wasserfluten, keine Fliegen und Grashüpfer, wird der Markt, unabhängig von dem gewöhnlichen Anbauer oder Bodenbesitzer, von den Kronländereien überfüllt. Du armer, bemitleidenswerther, kummergeplagter, fliegengebissener, flutverfolgter, grashüpferverzehrter australischer Ansiedler, was sollst du in diesem Lande machen? Du wirst weder von der Regierung anerkannt noch vom Himmel geduldet! Fort mit dir aus dem Lande!"

Gedichte eines englischen Arztes.

Ein englischer Arzt, Adam Chadwick, hat Gedichte unter dem Titel „Cain and Abel, an oratorio poem, minor pieces" erscheinen lassen, die in Betracht des darin enthaltenen vorbedachten Unsinns und der Abgeschmacktheit als ein merkwürdiges Muster der Verirrung des Berufs betrachtet werden können. Der Dichterling sucht seine Ursprünglichkeit dadurch zu beurkunden, daß er in kecker Sprachverrenkung Vor- und Umstandswörter zu seinem Pindarischen Fluge für überflüssig hält, und den Formwandlungen der Zeitwörter die gräulichste Gewalt anthut, ein Verfahren, das er, wie ein englischer Kritiker meint, von dem Receptschreiben mit seinen Abbreviaturen und Auslassungen auf seinen dichterischen Beruf übertragen zu haben scheint. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 159. —— 8. Juni 1845.

Sieben lyrische Damen.

(Beschluß aus Nr. 158.)

So materiell stark vorliegender Band von Elisabeth's sämmtlichen Gedichten ist, so enthält er doch nicht alle poetischen Erzeugnisse dieses genialen jungen Mädchens, welches sich, ganz gegen Sitte und Brauch seiner Schwestern, an der Milch der Alten groß getrunken und vorzugsweise am Nektarkelch Homerischer Begeisterung berauscht hatte. Zuerst finden wir eine Gemäldesammlung in 24 Sälen. Sie zeigt Arbeiten aus allen Epochen ihres dichterischen Lebens, viele Naturschilderungen und Bilder, die, reimlos wie sie sind, an Ossian erinnern, die sie selbst aber scherzend mit Teniers verglich, der, um leben zu können, alle Tage einige Bilder fertig machte und sie um einen geringen Preis losschlug. Alle diese Gedichte sind in deutscher Sprache geschrieben und bilden theilweis Hautreliefs, die zum Betasten reizen; doch hat die dreifüßige Jambenform für den Leser oft etwas Ermüdendes und Tautologisches. Charakteristisch ist der Erguß „Meine Schätze" (S. 177):

Wohl bist du eng' und niedrig
Und feucht und kalt, o Hütte!
Und oft, oft herrschen Mangel
Und Noth in deinem Innern;
Doch nie wirst du mich gegen
Mein Schicksal murren hören.
That ich's, mit Rechte würde
Man mich des Undanks zeihen.
Mir ward vom güt'gen Himmel
Beim Eintritt in das Leben
Zur Mitgift eine Gabe,
Wie nie vielleicht besessen
Die mächtigste der Feen.
Ist mir die Welt um mich her
Zur Last, mit einem Schritte
Bin ich im Land der Wunder.
So schnell als im Gemüthe
Ein Wunsch dem andern folget,
Seh' ich sie flugs sich alle
In namenloser Schöne
Verwirklichen. Du, Hütte,
Wirst zum Palast mit hundert
Glanzvollen Prunkgemächern:
Wohin mein Blick sich wendet,
Strahlt Silber ihm entgegen,
Und Gold und Edelstein,
Und Tische von Porphyre,
Und Urnen, deren Formen
Das Auge fesseln, Bilder
Von Stein und Farbe, wie sie
Noch nie der Kunst gelungen.
Mit edeln Herr'n und Frauen
Sitz' ich, erstaunt, zu Tische,
Geehrt wie ihres Gleichen
Und jedem Gast willkommen.
Nach aufgehob'ner Tafel
Reicht einer von den Gästen
Mir, bittend, eine Laute,
Und voll Begeist'rung sing' ich
Der lauschenden Umgebung
Von Heldenmuth und Hochsinn.
Der Held, gerührt vom Liede,
Bekennt, es seien Lieder
Unsterblicher als Thaten ....
Mir stehen alle Länder
Und Zeiten zu Gebote.
Schnell, wie in Träumen, wall' ich
Von einer hehren Scene,
Von einem schönen Zeitraum
Entzückensvoll zum andern,
Und weid' an allen Wundern
Der Vorwelt und der Mitwelt,
An allem Edlen, Schönen
Nach Lust mich zur Genüge!
Wie kleinlich scheint dann, Menschen,
Mir euer rastlos Streben
Nach Ehren, Schätzen, Freuden,
Die in dem Augenblicke,
Wo ihr sie nun erreicket,
Gleich nicht'gen Seifenblasen,
All ihren Reiz verlieren!

Nach dieser Gemäldeausstellung kommen „Poetische Versuche" in drei Abtheilungen. Die erste enthält Anakreon's Oden; sie waren erst in fünf, später in acht Sprachen verfaßt; hier haben wir sie natürlich deutsch. Die Übersetzerin hat, nach ihres Biographen Versicherung, in ihnen nichts geändert, und er fügt hinzu, es sei in der That an ihnen nichts zu verbessern gewesen, da sie ihre Vorgänger an vielen Stellen übertroffen habe, ein Urtheil, welches wir nicht unbedingt unterschreiben können. Ein Cyklus von Gedichten, „Der Blumenkranz", ist den Oden angehängt und ebenfalls, wie die Oden, der jetzigen Kaiserin von Rußland dedicirt. Die zweite und dritte Abtheilung bringt uns Producte, denen man es sämmtlich ansieht, daß sie dem Geiste und der Form griechischer Poesie entsprossen sind. „In ihren Naturpoesien (wir führen hier das Urtheil ihres Biographen an, welchem wir beistmmen) erblicken wir überall eine seltene Fülle, ja eine Überschwänglichkeit der Gedanken und der Sprache; in ihren griechischen Producten aber die größte Gewissenhaftigkeit in der Wahl der Gedanken und Worte; ja oft sehen wir mehr Gedanken als Worte, immer aber eine Art von Sparsamkeit im Gebrauche der sogenannten Zierathen der Kunst, eine Sparsamkeit, der man es jedoch ansieht, daß sie nicht die Folge der Armuth, sondern eines bereits ausgebildeten Geschmacks ist. Wie ihr Vorbild, Homer, sehen wir sie nicht durch Anhäufung der Bil-

der, sondern durch Auswahl der treffendsten und hervorstechendsten Züge ihre jedesmaligen Gegenstände schildern und auf diese Art ein unauslöschliches Bild desselben in die Seele ihrer Hörer prägen." Auch Johann Heinrich Voß, wie wir schon oben sagten, welchem der Lehrer eine Abschrift von Elisabeth's „Korinna" eingesandt hatte, urtheilt wörtlich über ihre Geschicklichkeit: „Man geräth in Versuchung, diese Gedichte für eine meisterhafte Übersetzung der Werke eines Dichters aus den glänzendsten Zeiten der griechischen Literatur zu halten, so sehr hat sich die Verf. in ihren Gegenstand hineinzudenken gewußt. Man findet auch nicht ein Wort, das uns in der Täuschung störte, daß wir nicht ein Werk des Alterthums läsen; man hat Mühe zu begreifen, daß ein so junges Frauenzimmer zu einer so tiefen und ausgebreiteten Kenntniß der Kunst und des Alterthums gelangen konnte."

Außerdem schrieb Elisabeth noch Folgendes, was in vorliegenden Gedichten nicht mit abgedruckt werden konnte: 1) die Übersetzung von Oserow's Trauerspielen; 2) eine Übertragung zweier Trauerspiele Alfieri's ins Deutsche und seines „Saul" ins Russische; 3) poetische Versuche in russischer und italienischer Sprache; 4) Übersetzung von Iriarte's Fabeln aus dem Spanischen, mehre Bruchstücke aus Camoens' „Lusiade", nebst 30 Oden von Manoel, Bruchstücke aus Milton's „Verlorenem Paradiese" und „Wiedergewonnenem Paradiese" und mehre Gedichte Metastasio's, Alles in deutscher Sprache; 5) ihre ausländischen, russischen und orientalischen Märchen, alle in russischer Sprache. Diese Märchen entstanden in ihrer dritten Bildungsperiode. Einige derselben, und zwar dem Umfange nach die kleinsten, sind ihre eigene Schöpfung, als: „Die Sternchen", „Älternliebe" und einige andere. Die dem Umfange nach längsten und dem Gehalte und der Behandlungsart nach schönsten, als: „Der Jasmin", „Die Biene" und „Die Zwillingsbrüder", bezeugen zur Genüge, mit welcher Leichtigkeit die jugendliche Dichterin fremde Gestalten annehmen konnte und mit welcher Treue sie Sitte und Gewohnheit fremder Völker darstellte. Endlich übersetzte sie 6) wenige Tage vor ihrem Tode neugriechische Volkslieder. Welche Begabung! Welche Thätigkeit! Welche Vielseitigkeit! Welche Begeisterung für das Wahre, Schöne und Heilige in dieser feinen Seele, gegen welche allerdings die vorgenannten vier Frauen tief in Schatten treten! Und was würde sie noch geleistet haben, wenn ihr vom Himmel gestattet worden wäre, auf der betretenen Bahn ferner fortzuschreiten! Aber es ist einmal so der Lauf der Natur: ein frühes Aufblühen, ein baldiges Verwelken; ein glänzender Aufschwung, ein nahes Niedersinken; ein frühes Erreichen des Lebensgipfels, ein rascher Eingriff der Hand des Todes, die den Emporgeklimmten jäh' in die dunkle Grabestiefe zieht!

Wir hatten diesen Aufsatz bereits geschlossen, als uns die Redaction d. Bl. noch nachträglich drei Schriften von lyrischen Damen zur Durchsicht und Besprechung zusandte. Darunter befindet sich das Buch einer Dichterin, deren wir schon oben, sie mit Margarethe Adelmann in Parallele stellend, ehrenvoll gedachten, nämlich der Luise von Ploennies, die zu Nutz und Vergnügen des deutschen ästhetischen Publicums, die duftigsten Blüten vom Baume der französischen und englischen Lyrik bricht und sammelt.*) Sie ordnet die von ihr mit Geschmack und Kunde übersetzten Stücke aus den Werken Victor Hugo's, Béranger's, Casimir Delavigne's, Macauley's, Landon's, Montgomery's, Chateaubriand's, Southey's, Thomas Moore's, M. Howitt's, Percival's, Larmartine's, der Delphine Gay, der Gräfin Blessington, Robert Burns', der Desbordes-Valmore, Th. Campbell's, der Felicia Hemans, Walter Scott's und einiger minder berühmter Franzosen und Engländer unter die Blumenrubriken: Lorbern, Orientalische Rosen, Cypressen, Reben, Rosen und Vergißmeinnicht, Lotos, Liebesblüten, Glockenblumen, Lilien und Mohn. Aber sie begnügt sich nicht damit, die Blumenbeete der Franzosen und Briten zu plündern und die zarten Senker auf deutschen Grund und Boden zu verpflanzen, sondern sie macht auf die politische Flora der Niederländer aufmerksam und fügt einige Blumen diesem Strauße bei. Daran hat sie sehr wohl gethan, denn wenn auch der unsterbliche Name eines Vondel den Meisten unter uns nicht bekannt ist, so haben wir doch keine Ahnung davon, welche poetischen Schätze im Boden der Niederlande, namentlich in Belgien, verborgen liegen. Einige derselben hat Luisens Hand gehoben; sie theilt uns hier in gelungenen Übersetzungen mit: „Hermann's Standbild" von Prudens van Duyse, einem flämischen Dichter; „Holland, der Sitz der Schifffahrt" von Helmers; „Die geheimnißvolle Lilie", Legende aus dem Flämischen von van Kerckhove, und zum Schluß die erste Scene aus Vondel's Meisterwerk „Lucifer", die durch ihre classische Schönheit um so mehr in Erstaunen setzen wird, wenn man bedenkt, daß dieser „Lucifer" vor zweiundeinemhalben Jahrhundert, kurz vor Milton's „Verlorenem Paradiese" geschrieben wurde. Es kann uns nicht anders als angenehm sein, daß die der holländischen Sprache und Literatur wohlkundige Winderin dieses Straußes in der Vorrede uns die Hoffnung macht, eine reichere Auswahl niederländischer Poesieblumen unserm Vaterlande darzubieten. Das Äußere des Buchs macht der Verlagshandlung Ehre, und dies nicht allein, sondern auch der Duft und Farbenglanz der hier zum Strauße gebundenen Blumen macht das Buch zu einem Geschenk für Damen besonders geeignet.

Die sechste lyrische Dame ist Fräulein

Luise von Lindenfels,

die in einfachen und ernsten Dichtungen**) ein mäßiges, in gar bescheidenem Costume auftretendes Bändchen hat erscheinen lassen. Die fromme Verf. hat dem frommen Verf. der bekannten „Morgen- und Abendopfer", Hrn. Witschel, im Drange sympathetischen Gefühls und im Bewußtsein geistiger Verwandtschaft, ihre Verse ehrfurchtsvoll gewidmet. Da sie nun wirklich witschelt, d. h. innerhalb des Gebiets des vulgairen Rationalismus, der aller echten religiösen Poesie abhold ist, sich in verständigen, nüchternen, oft sentimental geglätteten Gedanken und Bildern auf den Stelzen fünffüßiger Trochäen größtentheils ergeht, so überhebt sie uns der Mühe, den Geist ihrer Poesie zu charakterisiren; denn wer kennt Witschel nicht!? Ist er nicht der Mann aller religiös Halbgebildeten? Findet seine nüchterne und doch beredte Dialektik nicht den Weg in jedes Herz? Aber unsere Luise schmiegt sich nicht blos an diesen renommirten religiösen Dichter kindlich an, sondern sie tritt auch in manchen Nachbildungen in die Fußtapfen anderer Dichter, was sie in einer Nachrede zu beschönigen sucht. Eins ist uns bei dem poetischen Schaffen dieser Dame auffallend gewesen: ganz gegen sonstiges Frauentalent und gegen Frauensitte macht sie zu ihren Gedichten förmliche kleine Dispositionen, besonders in den Betrachtungen über die Wochentage und die zwölf Monde des Jahres, und wir meinen, es sei Schade, daß sie nun eben eine Dame und kein Mann sei, gewiß würde sie in letzterm Falle die Zierde eines philosophischen akademischen Lehrstuhls oder wenigstens ein berühmter Kanzelredner geworden sein. Die kleinen Pedantereien und prosaischen Elemente, die ihre Verse durchziehen, wären da wenigstens an ihrer Stelle gewesen.

Finis coronat opus! rufen wir befriedigt bei Nummer Sieben. Es ist das Werk der

Annette Freiin von Droste-Hülshof***),

eines wirklich durch die Macht des Genius emancipirten, hoch-

*) Ein fremder Strauß von Luise von Ploennies. Heidelberg, C. F. Winter. 1844. 12. 1 Thlr. 5 Ngr.

**) Bilder des Lebens und der Natur in einfachen, ernsten Dichtungen von Louise von Lindenfels. Sulzbach, v. Seidel. 1844. 12. 10 Ngr.

***) Gedichte von Annette Freiin von Droste-Hülshof. Stuttgart, Cotta. 1844. 8. 2 Thlr.

gebildeten, feinen weiblichen Wesens. Die Natur hat ihr das Privilegium, Verse zu machen, in die Wiege gelegt; durch Gottes Gnade ist sie emancipirt, was sie mit edlem Selbstgefühl auf S. 115 ihres auch materiell reichen Buches also ausspricht:

„Was meinem Kreise mich enttrieb,
Der Kammer friedlichem Gelasse?“
Das fragt ihr mich, als sei ein Dieb,
Ich eingebrochen am Parnasse.

So hört denn, hört, weil ihr gefragt:
Bei der Geburt bin ich geladen;
Mein Recht so weit der Himmel tagt,
Und meine Macht von Gottes Gnaden.

Die Zeit ruft ihr zu, es sei ihr Beruf, den Verirrten zurechtzuweisen, den Schlafenden zu wecken, den Stumpfen aufzuregen, den Kalten zu erwärmen; indem sie jedoch dieser Auffoderung Genüge leistet, überhebt sie sich nicht, will sie nicht kurzen Ruhm erjagen. Sie vergleicht sich in fraulicher Bescheidenheit einer Blume im Sande der Sahara, die

Farblos, des Duftes leer, nichts weiß,
Als nur den frommen Thau zu hüten,
Und dem Verschmachtenden ihn leis
In ihrem Kelche darzubieten.

Mag sich nun auch in diese poetische Confession und Selbstrecension eine kleine Dosis affectirter Demuth mischen, so wird ihr doch das eigensinnigste Recensentengemüth ein reiches Maß intellectueller und gemüthlicher Kraft nicht absprechen können, und wir müssen ihr nicht nur unter den Sieben des Jahres 1844 den Kranz reichen, sondern sie auch für die erste der jetzt lebenden deutschen lyrischen Dichterinnen erklären. Läsen wir nicht auf dem Titel: „Gedichte von Annette“, wir würden glauben, ein Mann habe diese Verse geschrieben; und zu solchem Glauben wird man nicht geführt durch die lateinische Ueberschrift einiger Gedichte, sondern mehr durch den Reichthum der Gedanken, durch die Tiefe der Reflexion, durch die Wahl der Bilder und die kräftig-männliche classische Sprache. Man lese z. B. S. 27 „An die Weltverbesserer“, und es wird Mühe machen, sich zu überzeugen, die Verse seien einer weiblichen Feder entströmt. Bei der Darstellung der Naturbilder taucht sie ihren Pinsel in einen Farbentopf, dessen Ingredienzien sie nur so künstlich mischen konnte. Man sehe in dieser Beziehung das Gedicht „Die Lerche“ (S. 37); hin und wieder erinnert sie an die von Walter Scott gearbeitete Scenerie des Hochlandes, sonst ist sie überall originell. Wir können uns nicht enthalten, von dieser Naturmalerei den Lesern eine Probe mitzutheilen. In dem Abschnitt „Haidebilder“ finden wir (S. 55) „Den Hünenstein“, woraus wir vier Strophen geben:

Seltsames Lager, das ich mir erkor!
Zur Rechten, Linken schwoll Gestein empor,
Gewalt'ge Blöcke, rohe Porphyrbrote;
Mir überm Haupte reckte sich der Bau.
Langhaar'ge Flechten rührten meine Brau,
Und mir zu Füßen schwankt' die Ginsterlode.

Ich wußte gleich, es war ein Hünengrab,
Und fester drückt' ich meine Stirn hinab,
Wollüstig saugend an des Grauens Süße,
Bis es mit eis'gen Krallen mich gepackt,
Bis wie ein Gletscher-Bronn des Blutes Takt
Aufquoll und hämmert unterm Mantelvließe.

Die Decke über mir, gesunken, schief,
An der so blaß gehärmt das Mondlicht schlief,
Wie eine Witwe an des Gatten Grabe;
Vom Hirtenfeuer Kohlenscheite sah'n
So leichenbrandig durch den Thimian,
Daß ich sie abwärts schnellte mit dem Stabe.

Husch, fuhr ein Kibitz schreiend aus dem Moos;
Ich lachte auf; doch trug wie bügellos
Mich Phantasie weit über Spalt und Barren.
Dem Wind' hab' ich gelauscht so scharf gespannt,
Als bring' er Kunde aus dem Geisterland,
Und immer mußt' ich an die Decke starren.

Aus diesen Strophen wird zugleich klar, mit welcher Sicherheit die Dichterin über den Sprachreichthum und den Reim gebietet. Mitunter freilich treibt sie ein allzu krauses Spiel mit dem letztern und mit Gauwörtern und veralteten obsoleten Ausdrücken, bei denen man Meister Adelung oder Campe zu Rathe ziehen muß. Und ob am Ende die Wörter, die ihr am geläufigsten sind, als: Schmehle, Mahr, Tobel, bauschen, Brahme, Schürge u. s. w., sämmtlich in jener Wörterbüchern stehen, ist noch die Frage.

Wie jedoch alles Menschenwerk seine Unvollkommenheiten und Mängel bekundet, was ja auch die liebenswürdige Dichterin bei ihrem frommen und demüthigen Sinne wohl wissen wird, so stellen sich auch an dem vorliegenden Werke deutscher Reim- und Dichtkunst einige Flecken und Mängel heraus, deren Anblick wir den Augen unserer Leser nicht entziehen mögen. Zuweilen ist sie unklar, der Sinn ihrer Worte wird räthselhaft und dadurch schwächt sie den Effect der besten Gedanken und schönsten Bilder. Wir wollen Den suchen, der den Schluß des Gedichts (S. 29) „Alte und neue Kinderzucht“ sogleich versteht! Freilich sind andere Stücke, z. B. (S. 131) „Das vierzehnjährige Herz“ und (S. 134) „Der Brief aus der Heimat“ durch piquante Schlußgedanken überraschend. Am wenigsten aber befriedigt Annette da, wo sie das epische Gebiet betritt. Der letzte Abschnitt der Sammlung trägt nämlich den Titel „Balladen“. Daraus wäre als gelungen hervorzuheben „Der Graue“ (S. 299), eine vortrefflich erzählte Gespenstergeschichte, und „Die Schwestern“ (S. 325), ein kleines Meisterstück in seiner Art, mit melancholischem Pinsel gemalt. Am Schlusse theilt sie vier poetische Erzählungen mit, deren letzte, „Die Schlacht am Loener Bruch“, auf historischem Grunde ruht, die aber bei allen schönen, lyrischen und descriptiven Stellen dennoch gänzlich verunglückt sind. Sie ist da gar nicht mehr die gewandte Dichterin, welche „Die junge Mutter“ (S. 182) und den herrlichen „Abschied von der Jugend“ (S. 207) gedichtet hat; sie wird zur redseligen Schwätzerin, die mit geläufiger Zunge Nebensachen und Kleinigkeiten beschreibt, das Hervorheben factischer Pointen gar nicht versteht und von Dem, was man epische Kürze nennt, keinen Begriff zu haben scheint. So zieht sich das Stück „Das Hospiz auf dem großen St.-Bernhard“ von S. 399—455 in endloser, ermüdender Breite dahin; nicht besser ist es mit „Des Arztes Vermächtniß“ (S. 457) und die Erzählung, in welcher uns in zwei Gesängen in der Form gereimter Jamben der Tod des Herzogs Christian von Braunschweig erzählt wird, laborirt ebenfalls an basenhafter, selbstgefälliger Geschwätzigkeit. Diese Rügen und Ausstellungen thun indessen der seltenen Begabtheit und Kunstfertigkeit der Freiin Annette nicht den geringsten Eintrag, und ihre ausgezeichnete Persönlichkeit trägt gewiß am meisten dazu bei, wenn der Leser nach diesem Referat über die hier besprochenen sieben lyrischen Damen das Urtheil fällt: es sei keine böse Sieben.

54.

Bibliographie.

Böckh, A., Manetho und die Hundssternperiode, ein Beitrag zur Geschichte der Pharaonen. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Bodemer, H., Über die Zustände der arbeitenden Klassen. Vortrag in der Versammlung deutscher Gewerbtreibender am 16. April 1845. Grimma, Verlagscomptoir. 8. 5 Ngr.

Böhmer, W., Die Glaubenslehre der christkatholischen Gemeinde zu Breslau. Bei fortgesetzter Berücksichtigung des schneidemühler Glaubensbekenntnisses biblisch gewürdigt. Breslau, Kern. Gr. 8. 5 Ngr.

Braun, A. C. H., Hauptstücke des öffentlich-mündlichen Strafverfahrens mit Staatsanwaltschaft nach französischer und holländischer Gesetzgebung. Rechenschaftsbericht über meine Reise im Sommer 1844. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 1 Thlr.

Bremer, Frederike, Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Aus dem Schwedischen. 3te verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 10 Ngr.

Dieß Buch gehört dem Volke. Herausgegeben von O. Lüning. 1ster Jahrgang. Bielefeld, Helmich. 8. 12½ Ngr.

Dumas, A., Königin Margot. Historischer Roman. Aus dem Französischen übersetzt von F. Heine. 1stes und 2tes Bändchen. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 10 Ngr.

Eisenmann, Beleuchtung des J. Meyerschen Planes einer deutschen Eisenbahnschienen-Compagnie. Erlangen, Enke. Gr. 8. 4 Ngr.

Engeln, J., Warum ist dem katholischen Christen das Oberhaupt der Kirche so heilig und so theuer? Münster, Theissing. Gr. 8. 2½ Ngr.

Erlinde. — A. u. d. T.: Der Mensch und die elementarische Natur. 3ter Beitrag. Stuttgart, Cotta. 4. 2 Thlr.

Der wiedererstandene Eulenspiegel. Herausgegeben von G. O. Marbach. Leipzig, O. Wigand. 8. 2½ Ngr.

Die Feier des 100ten Geburtstages Heinrich Pestalozzi's in Berlin am 12. Januar 1845. Vorfeier des 100jährigen Jubiläums seiner Geburt am 12. Januar 1846. Von Diesterweg, Kalisch und Maßmann. Aufruf zur Theilnahme an einer zu Pestalozzi's Gedächtniß, nach seinen Grundsätzen und Absichten zu errichtenden landwirthschaftlichen Armenanstalt eines „Neuhofs" — als Musteranstalt für Waisenerziehung. Berlin, Voß. Gr. 8. 15 Ngr.

Gasparin, Gräfin v., Die christliche Ehe. Für Frauen gebildeter Stände. Nach dem Französischen. Koblenz, Bädeker. Gr. 12. 25 Ngr.

Gay, Sophie, Eleonore. Aus dem Französischen übersetzt von Emilie Wille. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Goetz, R., Zweites und hoffentlich letztes Sendschreiben an den Hrn. Studienlehrer Maur. Moritz zu Aschaffenburg auf dessen zweite Schrift gegen Joh. Ronge. Annaberg, Rudolph und Dieterici. Gr. 8. 5 Ngr.

Die sittliche Hebung der untern Volksklassen. Mit besonderer Rücksicht auf das Landvolk und die Mäßigkeitsvereine. Königsberg, Tag und Koch. Gr. 8. 4 Ngr.

Heinichen, Vom Wiedersehen und der Fortdauer unserer Seele nach dem Tode, vom großen Jenseits und dem wahren christlichen Glauben ꝛc. 7te verbesserte Auflage. Quedlinburg, Ernst. 8. 10 Ngr.

Hesekiel, G., Schwaning oder die Jesuiten und ihre Ränke in unsern Tagen. Eine Zeitgeschichte. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Hieronymi, W., Die Orthodoxie gerüstet mit den Waffen der Vernunft, ein Widerspruch, als Zeiterscheinung hervortretend in der Schrift von Herm. Alex. Pistorius gegen Carl Bernh. König, und gewürdigt von einem unparteiischen Kampfzeugen. Braunschweig, Meyer sen. Gr. 8. 5 Ngr.

Holland. Handbüchlein für Reisende, nach eigener Anschauung und den besten Hülfsquellen bearbeitet. Mit einer Reisekarte und Plänen. 2te durchaus umgearbeitete Auflage. Koblenz, Bädeker. Kl. 8. 1 Thlr.

Hopf, A., Vernichtung und Tod dem Branntweins-Drachen. Gedichte. 2te Auflage. Berlin. 8. 2 Ngr.

Hußen's Blutrache unter der Kelchfahne von der Oder. Von einem norddeutschen Katholiken. Bremen, Geisler. 7½ Ngr.

Der Kelchraub der römischen Hierarchie. Eine kirchengeschichtliche Darstellung von einem norddeutschen Katholiken. Bremen, Geisler. Gr. 8. 5 Ngr.

König, C. B., Der rechte Standpunkt. 3te Fortsetzung. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 10 Ngr.

Kraft, F., Der Staat und die Ultramontanen. Ein rechtliches Bedenken über die kirchlichen Fragen unserer Zeit. Friedberg in d. W., Bindernagel. Gr. 8. 15 Ngr.

La Roche, L. A., Die Branntwein-Schrecknisse des 19. Jahrhunderts. Ausführlich beschrieben in 125 Gutachten deutscher Ärzte. Mit einem Vorworte von J. H. Böttcher. Nebst einem Anhange, enthaltend: I. Erörterung der Frage: ist das Berauschende im Branntwein wirklich Gift? II. Das National-Gutachten der deutschen Ärzte über den Branntweingenuß mit 1055 Unterschriften. Posen. 8. 20 Ngr.

Leben, Schicksale und trauriges Ende Francesco's, eines Mitgliedes von Fra Diavolo's berüchtigter Bande. Wien, Haas. 8. 15 Ngr.

Linde, J. A., van de, Die Pflegetochter oder der Anschlag auf Antwerpen. Historisch-romantisches Gemälde. Aus dem Holländischen von C. Wegener. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Der Mensch und die elementarische Natur. 1ster Beitrag. Stuttgart, Cotta. 4. 5 Ngr.

Müller, T., Beleuchtung des ABC-Büchleins: die vier ersten Gegenkönige, ein bescheidener Beitrag zur Berichtigung des Urtheils über den Cöthener Streit. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Reichenbach, M., Erzählungen und Novellen. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Rosenkranz, K., Die Abschaffung des Duellzwanges. Eine Ansprache an die Commilitonen der Albertina-Universität am 24. Januar 1845. Königsberg, Tag und Koch. Gr. 8. 6 Ngr.

Rudolf, J. M., Geschichte der Feldzüge und des Kriegsdienstes der Schweizer im Auslande. Seit Beendigung des Burgunderkriegs bis auf die gegenwärtige Zeit. 1ster Band. 1ste und 2te Lieferung. Baden 1844. Gr. 8. 20 Ngr.

Rudolphi, J., Scharfenstein. Erzählung. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Schartmann, C., Herzensgrüße. Gedichte und Stanzen fürs ernste und heitere Leben. Berlin, Schartmann. 32. 4 Ngr.

— — Liebesbrevier. Gefühlvollen Seelen gewidmet. Berlin, Schartmann. 32. 3 Ngr.

— — Die Rheinufer. Malerische Landschafts-Skizze. Berlin, Schartmann. 32. 10 Ngr.

— — Die sächsische Schweiz. Ein Gemälde nach dem Leben. Berlin, Schartmann. 32. 10 Ngr.

Scherrer, J., Gegengruß an Hrn. Pfarrer J. J. Bernet in St. Gallen. Zur Selbstverständigung. St. Gallen, Huber und Comp. 1844. 8. 3¾ Ngr.

Schlüter, A. A., Mittheilungen aus dem Leben Joh. Christoph Schlüters. Mit dem Bildnisse desselben. Münster, Theissing. Gr. 8. 25 Ngr.

Schmidt, K. A., Phantasie- und Feldblumen. Breslau, Schuhmann. 1844. 8. 1 Thlr.

Seinem Israel: eine kleine Frucht, gereift in der ersten Versammlung zur Bildung einer deutsch-katholischen Gemeinde in Berlin am 25. Januar 1845. Von einem Gaste. Berlin, Enslin. Gr. 4. 1 Ngr.

Spindler, C., Fridolin Schwertberger. Bürgerleben und Familienchronik aus einer süddeutschen Stadt. Vier Bände. Stuttgart, Hallberger. 1844. 8. 7 Thlr.

Strack, K., Des Volkes Noth und Rettung, oder: die Mäßigkeitsvereine nach ihrer Nothwendigkeit und ihren segensreichen Wirkungen: geschichtlich dargestellt für das Volk und seine Freunde. Friedberg in d. W., Bindernagel. Gr. 16. 8 Ngr.

Was hat der Zollverein zu thun, um der Sitz jedes Fortschritts zu werden. Nürnberg, Leuchs und Comp. 8. 5 Ngr.

Protestantisches Zugeständniß und protestantischer Widerspruch auf die zur Vertheidigung der Trierer Wallfahrt verfaßte Schrift des Hrn. ꝛc. Götz: „Der Protestantismus in seiner tiefsten Erniedrigung." Würzburg, Voigt und Mocker. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 160. —— 9. Juni 1845.

Karl von Holtei und die deutsche Bühne.

Vierzig Jahre von Karl von Holtei. Dritter und vierter Band. Berlin, Lesecabinet. 1844. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

In meinem Bericht über die ersten beiden Bände dieser Memoiren*) habe ich bereits den eigenthümlichen Werth wie das Lehrreiche dieser Selbstbekenntnisse, die mit einer oft wirklich genial zu nennenden Aufrichtigkeit geschrieben sind, zu bezeichnen gesucht. Holtei besitzt nun jene Wahrheitsliebe, die bei ihm fast als eine natürliche Gabe, als ein unbewußter Instinct erscheint und wodurch allein autobiographische Schriften in die Reihe der didaktischen und gemeinnützigen treten, in einem fast ausschweifenden Grade, wogegen man nichts haben kann, insofern diese Aufrichtigkeit ihn selbst betrifft und in der Form der Selbstverleugnung, wenn auch nicht immer der Bescheidenheit auftritt. Holtei sagt sich selbst die bittersten Wahrheiten; aber es liegt ihnen doch immer der Gedanke zum Grunde, daß er gerade kein ganz unwichtiger Mann sei, daß er im Gegentheil für die Welt einige Bedeutung habe, daß er seinem Publicum selbst in seinen Schwächen und Mängeln interessant erscheinen müsse. Im Ganzen gehört Holtei zu den genialen oder besser genialisirenden Männern, zu den in neuerer Zeit häufigen Künstlernaturen, die, mit großen Fähigkeiten und Fertigkeiten ausgerüstet, von einem unstillbaren poetischen Heißhunger und schöpferischem Drange gemartert, warmen, aber ziemlich unstäten Gefühls, beweglichen, aber wenig energischen Talents, liebenswürdig geschmeidigen, aber abenteuerlich flüchtigen Charakters, überall zu Hause und doch nirgend recht zu Hause sind, in ihren Productionen Spuren wirklichen Genies und doch im Ganzen wieder den Geist des Dilettantismus verrathen, wo sie auch erscheinen als anregende, belebende und heitere Talente willkommen genannt werden, und doch wieder nirgend so recht und auf die Dauer befriedigen, und als deren poesiereichste Production ihr Leben selbst erscheint. Sie sind glücklich zu nennen, wenn ein früher Tod sie mitten aus ihren jugendlichen Idealen und Illusionen hinwegrafft; überleben sie diese, so haben sie auch in der Regel sich selbst überlebt. Viele verkümmern dann häufig in den jämmerlichsten Verhältnissen; edlere und außerdem mit Menschen- und Selbstkenntniß und mit Reflexionsgabe ausgerüstete Naturen wie Karl v. Holtei, der sich außerdem durch einen durchgehenden Zug von Ehrlichkeit und Ehrenhaftigkeit auszeichnet, gewinnen Ruhe genug, aus den Trümmern ihres Lebens sich noch ein wohnliches Häuschen zu bauen und zur Warnung und Belehrung ihrer Mitmenschen die Denknisse und Erfahrnisse ihres Lebens aufzuschreiben.

*) Vgl. Nr. 319—321 d. Bl. f. 1844. D. Red.

In Betreff anderer Personen möchte Holtei's maßlose Aufrichtigkeit dagegen doch einigen Bedenken unterliegen und man hat sie auch hier und da streng getadelt. Wenn auch Holtei mit einigem scheinbaren Recht zu seiner Entschuldigung sagen kann, er habe sich ja selbst nicht geschont, wie komme er dazu, Andere zu schonen? so wäre es doch besser gewesen, er hätte hier und da die Mängel, Fehler und Lächerlichkeiten Derer, mit denen er in näherer oder fernerer, freundlicher oder feindlicher Berührung gestanden, wie heilig zu haltende Gräber mit Gras überwachsen lassen oder besser Blumen darauf gepflanzt, wie auf das Grab seiner ersten ihm unvergeßlichen Gattin.

Ein zweiter Einwand, den man gegen diese Selbstbekenntnisse erhoben hat, daß nämlich der Verf. keineswegs die wichtige Person sei, um das Publicum mit solchen bändereichen Memoiren zu behelligen, erscheint mir als durchaus unhaltbar. Es kommt bei solchen Selbstbekenntnissen weniger in Betracht, ob der Verf. ein Mann von großem überragenden Genie und Einfluß ist und in der menschlichen Gesellschaft eine bedeutende vielvermögende Stellung einnimmt, sondern ob er in seinen Schicksalen überhaupt die Schicksale einer ganzen Menschenclasse repräsentirt, ob sein Bildungsgang eigenthümlicher Art war, ob er in Conflicte wenn auch untergeordneter Art und mit Personen in Berührung gerieth, die von Interesse erscheinen und zur Lehre und Warnung dienen können, ob er mit einem Worte einen beachtenswerthen Beitrag zur Kunde der Menschen und der menschlichen Verhältnisse geliefert hat. Diesen Zweck erfüllen Karl v. Holtei's Memoiren vollkommen. Wenn auch einerseits der gesammte Geist der neuern Zeit den Einzelnen, der doch wieder zu keiner Zeit dem Allgemeinen gegenüber weniger bedeutet hat als jetzt, leicht zur Überschätzung seiner selbst verführt, so kann sich auch

das Individuum andererseits, insofern der reine Mensch an ihm zur Erscheinung kommt und in seinem Schicksal ein Bruchtheil des allgemeinen Menschenschicksals sich abspiegelt, gar nicht wichtig genug nehmen. Der schlichte einfache Mensch lernt für seine eigenen wenn auch beschränkten Verhältnisse aus den Memoiren eines einfachen Schulmeisters, eines Handwerkers, eines vagabundirenden Talents in der That mehr und zieht einen reellern Gewinn daraus als aus den Selbstbekenntnissen eines französischen Staatsmanns oder Generals, eines Diplomaten oder einer Herzogin. Nur muß der Schulmeister, der Handwerker, das vagabundirende Talent u. s. w. sich und seinen Verhältnissen nicht ein zu vornehmes Relief geben wollen und mit derselben Selbstverleugnung und Offenherzigkeit, wenn auch theilweise mit größerer Scheu und Behutsamkeit in Bezug auf Andere, womit freilich keine diplomatische Berechnung und Verschönerung gemeint ist, zu Werke gehen wie Karl v. Holtei gethan hat. Solcher Selbstbekenntnisse können wir nicht genug haben, und wol darf man ihnen die Fähigkeit zuschreiben, daß sie, unter der Bedingung echter Wahrheitsliebe und Menschenkenntniß, die Romanliteratur in ihrer wuchernden Überfülle allmälig beschränken dürfen. Denn der moderne Mensch verliert ersichtlich immer mehr den Glauben an den schönen Schein der Kunstproduction, wofür er sich immer mehr dem Wirklichen, dem Nützlichen und dem praktisch Brauchbaren zuwendet. Dies führe ich nur als etwas Thatsächliches an, ohne deshalb dem bloßem Nützlichkeitsprincip weiter das Wort zu reden und die Kunstproduction in der ihr eigenthümlichen Stellung und ihrem Werthe beeinträchtigen zu wollen. Wie tiefe Blicke uns Holtei in das bewußtlose, an Verirrungen, Unzweckmäßigkeiten und Fehlern aller Art überreiche deutsche Erziehungswesen wie in die offenbaren Mängel der durch die Philologen künstlich in ihrem alten Gange erhaltenen Gymnasien, deren höchstes Ziel eine einigermaßen Ciceronianisch periodisirte lateinische Stilübung ist, während man dem Erlöschen aller Selbständigkeit, alles eigentlich deutschen Denkens und Fühlens im Jüngling gleichgültig zusieht, in den beiden ersten Bänden seiner Memoiren eröffnet hat, ist bereits früher darzuthun versucht worden. Tiefe Blicke? Warum nicht? Der einfache gesunde Menschenverstand thut überall die tiefsten Blicke. Das Auge des Philologen, der sich auf Cicero und Plautus, das Auge des Juristen, der sich auf das römische Recht, das Auge des Theologen, der sich auf die althergebrachte Dogmatik und wer weiß was sonst noch stützt, sieht freilich die Dinge in einem ganz andern Lichte und in ganz anderer Gestalt, schwerlich aber in der natürlichen, echt volksmäßigen und daher organisch lebendigen. Allerdings weist man auf die großen Männer und Denker hin, die wir bei oder trotz der alten Methodik gehabt haben; aber diese Männer waren auch nie und nirgend die Männer des eigentlichen Schulkrams, sie waren immer und überall nur großartige Ausnahmen und wiegen vielleicht doch nicht den durch die alte Methode hervorgebrachten Allgemeinschaden auf. Man hat ja aber auch mit Ernst und im wahrhaft großen Sinne noch gar nicht versucht, was bei einer andern den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechenden Methode herauskommen könnte. Man ist so ängstlich, etwas Neues von unten aus aufzubauen, weil man sich scheut, das Alte niederzureißen; daher das fortdauernde Stützen, Flicken, Tünchen, Geraderichten, daher der unselige Zustand des Halben, des Zwitterhaften, nach keiner Seite hin Ganzen und Genügenden.

Doch ich habe es hier nicht mit unserm Erziehungs-, Schul- und Gymnasialwesen zu thun, über das ich mich hier ausspreche, wie sich die vielen Tausende in den Kreisen aussprechen, die von den Ansichten des Systems unabhängig sind; ich habe es mit Hrn. v. Holtei und seinen „Vierzig Jahren" zu thun. Wir begleiten hier den an Jahren reifern aber keineswegs reifen Holtei weiter auf die Universität, durch das Dick und Dünn der Theatermisère, durch Distel und Dorn der literarischen Existenz. Kaum finden wir noch so allgemein wichtige Partien wie die im ersten Bande über seine Erziehung zu Hause und in der Schule; doch wer sie braucht, kann hier noch Lehre und Warnung genug finden. Man kann hier lernen, daß ein zum Studiren nicht geeigneter poetisirender Dilettant, der nicht weiß was er will und soll, nicht auf die Universität gehen sollte; man kann hier lernen, wie klippen- und mühevoll die theatralische Laufbahn ist; man kann sich hier sagen lassen, daß man selbst, wenn es irgend zu umgehen ist, unter gewissen Umständen nicht heirathen möge; man kann sich hier belehren lassen, daß es mit den Flitterwochen des Lebens wie der Ehe eigentlich bei Licht besehen so gut wie nichts ist u. s. w.

Auf der breslauer Universität schloß sich Holtei aus demselben Grunde der Burschenschaft an, aus welchem er auf die Universität gegangen war; er wußte nämlich in beiden Fällen nicht was er wollte. Er rühmt die „deutschen Jünglinge", die Jünger des Turnerheilands Jahn, als wohlgesinnte, unverdorbene, kräftige Naturen, die es gut und redlich gemeint und mit ihrer Reorganisation der bisherigen Burschenschaft das Beste gewollt hätten; aber er tadelt, daß sie zu weise, zu altklug, zu didaktisch sich angestellt und von Tugend und Sittsamkeit Profession gemacht hätten, was jungen Leuten niemals gut anstehe. Im Gegensatze dazu entschuldigt er die Studentenroheit der alten Zeit mit dem oft genug gehörten Grundsatze, daß sich die Jugend austoben müsse. Dagegen hätten sich zu seiner Zeit, wie Holtei sagt, die Knaben wie altkluge Jünglinge gebehrdet und die Jünglinge wie grauköpfige Moralprediger docirt.

Es mag allerdings wahr sein, daß die deutschthümelnden Turner und Burschenschaften, wie damals allgemein gefühlt und geklagt wurde, gegen Diejenigen, welche nicht von ihrer Farbe und Tendenz waren, sich zu anmaßend und zu geringschätzig benahmen, daß das Klettern, Ringen, Springen und Schwingen und die äußerlichen Abzeichen: das lange wilde Haar, die nackte

Brust, der altdeutsche Turnerrock Vielen nur zu sehr für das Wesen der Sache galten, daß sie die Zeit und die Ordnung durch Mancherlei, was nicht in der Zeit lag noch in der Ordnung war, zu fördern suchten; aber der Kern war jedenfalls gesund, der Enthusiasmus zwar hyperpoetisch, aber rein und tugendhaft, die Gesinnung ehrenhaft und tüchtig, und es würde sich aus diesem Stoffe etwas Dauerndes und Nachhaltiges entwickelt haben, wenn man ihm zur Entwickelung und zum Abschleifen des Ungehörigen und Überflüssigen Zeit genug gegönnt hätte. Aber es ging wie in Deutschland so oft: man erlaubte, um wieder verbieten zu können. Dennoch wird man, wenn es sich um nationale deutsche Interessen handelt, immer wieder an jenen Geist appelliren müssen, aus dem die bezeichnete Richtung hervorgegangen war; und diese Berufung hat auch wirklich — wir fürchten jedoch, nur vorübergehend — bereits stattgefunden. Damals strebte man danach, dem deutschen Volke Männer und zwar deutsche Männer zu erziehen, und was noch an allgemein deutscher Gesinnung bei uns zu spüren ist, gehört auf Rechnung jener deutschgesinnten Zeit, deren Bestrebungen nicht selten mit offenbarem Undank belohnt worden sind.

Wie nun Alle, welche die Universität beziehen, ohne zu wissen was sie wollen, hörte Holtei Alles durcheinander: Vorlesungen über altdeutsche Kunst und Literatur, über Logik, über Literaturgeschichte, über neuere Geschichte, über Astronomie, über die Nibelungen, über den Plautus und „allerlei juristischen Kram, von dem ich", wie Holtei gesteht, „jetzt gar nichts mehr weiß". Meistentheils hörte er die Collegien jedoch nicht, „weil die Professoren einen so schlechten Vortrag hatten", und es ist wahr, daß der Vortrag derselben meist so übel und hölzern klingt wie die Klapper bei der Treibjagd, wodurch in Bezug auf augenblickliche Anregung und rednerische Eindringlichkeit der Werth auch der gediegensten Vorlesungen ebenso sehr beeinträchtigt wird wie der Werth eines Gedichts durch schülerhafte Declamation. Und doch grenzt es ans Wunderbare, daß selbst der zusammenhangloseste Collegienbesuch nicht ohne Früchte bleibt und daß die geistige Bildung selbst des faulsten Studenten eine gewisse prägnante Form erhält, die ihn für die Dauer auch von dem Kenntnißreichsten, welcher zufällig die Universität nicht besucht hat, unterscheiden wird.

Dagegen preist Holtei über Alles die anregenden, wundersamen und in ihrer Ideenfülle auf ein jugendliches Gemüth schier zauberhaft wirkenden, philosophisch-poetisirenden Herzensergießungen des liebenswürdigen Norwegers Steffens, der, ohne Deutsch zu können, dennoch einer der wenigen deutschen Redner war, welche er vernommen. Und Holtei fährt weiter fort:

Mein Auge hing an seinen Lippen und ich saugte mit frommer Andacht den Strom seiner Worte wonnetrunken ein. Unbeweglich, einem steinernen Bilde ähnlich, in dessen Innerm aber wildes Feuer glimmt, behauptete ich den stets errungenen Platz auf der zweiten Bank, ihm gerade gegenüber, und blieb manchmal noch wie erstarrt in Träumen sitzen, während die übrigen, nachdem er den Saal verlassen, schon längst aufgebrochen waren.

Auch theilt Holtei gelegentlich ein wohl versificirtes Sonett auf Henrich Steffens mit, welches jener Zeit seinen Ursprung verdankt. Holtei's Worte von dem mächtigen Einfluß, den Steffens durch seinen herzlichen Vortrag auf jugendliche Gemüther ausübt, kann ich aus eigener Erfahrung bestätigen. Kein Universitätslehrer verstand es so wie Steffens, den Zuhörer in Mitleidenschaft zu versetzen, selbst zu Thränen zu rühren und den Jüngling wieder in den Stand seiner ursprünglichen Kindheit zurückzuzaubern. Man befand sich da freilich in keinem hellerleuchteten Saale, wo die Lampen der Aufklärung von allen Seiten her ein Licht verbreiten, welches nirgend einen Schatten duldet; man befand sich da wie in einem alterthümlichen Gemache; durch kleine Fenster schleicht sich das Licht des Mondes in den weiten Raum und verbreitet eine zweifelhafte romantische Helle, in der sich die Gegenstände wol erkennen lassen, aber in monströsen Formen und riesenhaften ineinander zerfließenden Umrissen. Steffens hat durch seine anregenden Vorträge gewiß manchen Schriftsteller gemacht, so gewaltig er gegen die Schriftstellerei als Handwerk auch zu toben pflegte — ei alle diese klugen Herren würden in große Noth kommen, wenn sie eine wirklich praktische Abhülfe treffen und alle Diejenigen, welche ihr Brot jetzt in der Schriftstellerei finden, anderweit in anständiger und keinem Zweiten hinderlicher Weise beschäftigen und entschädigen sollten.

Mit einem Sprunge sind wir auf dem breslauer Theater. Karl v. Holtei, welcher zu den Ersten gehörte, die den Adel für den Schauspielerstand emancipirten und somit eine lang bestehende Schranke zwischen dem Adels- und Bürgerthume zu den vielen bereits gehobenen Schranken niederrissen, gibt als Mortimer seine erste Debutrolle. Die Schilderung seines Zustandes während der Darstellung ist wahrhaft classisch und meisterhaft. Er sagt:

Über mein Spiel weiß ich wenig zu sagen. Wie ich es mir ins Gedächtniß zurückzurufen vermag, ist es eben das eines steifen, ungelenken Anfängers gewesen, der einmal die rechte, einmal die linke Hand erhebt, einen Schritt vorwärts, einen Schritt zurück macht, und mit völlig unausgebildetem, jedes festen Grundtons ermangelndem Organ seine sicher auswendig gelernte Rolle nicht ohne Feuer, doch aber ohne geistiges Leben hersagt. Es war ein Zustand der nüchternsten Klarheit. Jede Spur von Angst war verschwunden, als ich zu sprechen begonnen. Ich hörte, ich vernahm mich selbst. Meine Stimme klang mir hohl und seelenlos. Meine Beine waren mir im Wege, die Arme baumelten mir wie Würste am Leibe herab. So lang ich zu reden hatte, blieb ich noch gefaßt. Wenn Maria begann und ich ihr zuhören sollte, war ich völlig rathlos. Die aufmerksame Stille des überfüllten Hauses war furchtbar. Sie wirkte narkotisch. Ich befand mich auf Augenblicke, auf halbe Minuten ganz und gar in dem Zustande, der einem festen Schlaf vorangeht und ich würde — so unglaublich das klingen mag — wahrscheinlich auf der Bühne stehend eingeschlafen sein, wenn mich das Stichwort nicht immer wieder erweckt hätte.

Durch Karl Schall's Betrieb wurde er trotzdem von etwa 300 Universitätsfreunden mit ermunterndem Applaus entlassen. Er fährt fort:

Und dennoch war ich gerichtet. Ich empfand es in meiner Brust. Ich war kein Schauspieler. Meine Rolle ging zu Ende. Mortimer stach sich todt, entkleidete sich — und Holtei verließ das Haus, während die letzten Acte ihren langsamen Weg nahmen. Zuerst begab ich mich zu meiner Pflegemutter, welche ihre Winterherberge bereits bezogen und nun, um 9 Uhr, mit ihrer Zofe in voller Gebetarbeit saß. Ein eigenes Genrebild: die alte betschwesterliche Frau, arme Witwe eines reichen Barons, früher Herrin eines glänzenden Hausstandes, fast blind, in dürftiger Umgebung, bei kümmerlichem Lampenlicht, von Gebetbüchern und Bibelspruchkasten eingeschlossen; vor ihr ein junger Mann, als Kind zu großem Besitz, vornehmer Stellung bestimmt, jetzt, als schon verunglückter Gaukler, sein bleiches Angesicht von halbverwischter Schminke geröthet und eifrig bemüht, ihr den Glanz eines Erfolgs zu rühmen, an den er selbst nicht glaubte! Es war eine garstige düstere Stunde, eine der trübsten in meinem trüben Leben. Mochte die Alte noch so albern erscheinen, dumm war sie nicht. Und das bewies sie auch hier, wo sie trotz meiner lebhaften Schilderung des lebhaften Beifalls, doch mit scharfem Urtheil ergriff, was daran unecht schien. Du hast halt die Studenten für dich, sagte sie.

Dies eine Probe von der einfachen Wahrheit, womit Holtei solche Zustände zu ergreifen und zu schildern weiß. Dahin gehörten in den frühern Bänden die Stellen, welche von der „Tante Lorel" handelten, und noch im Verlaufe dieses dritten Bandes die erschütternde Schilderung von dem Tode seiner Pflegemutter, die sich bereits selbst überlebt hatte.

Dennoch besaß Holtei die Kühnheit, noch einen Versuch in Dresden zu wagen, wo er in der ihm außerdem noch verhaßten Rolle des Juranits in Körner's „Zriny" auftrat. Man lachte ihn aus. Sein Zustand war in den darauf folgenden Tagen schrecklich. Er äußert:

In jeder Begrüßung sah ich Hohn, aus jedem Worte hörte ich Spott gegen mich; wo Zwei die Köpfe zusammensteckten, meinte ich, Juranits sei der Grund ihres Flüsterns.

So selbstsüchtig ist der Mensch sogar in der Verzweiflung und Selbstverachtung, daß er Alles, was um ihn her vorgeht, auf sich wie auf den letzten Grund aller Dinge und den Mittelpunkt alles menschlichen Daseins in dumpfer Bewußtlosigkeit zu beziehen gedrängt ist. Nur Tieck sprach ihm Trost zu. Holtei bedient sich hier des schönen poetischen Bildes: „Tieck's Lächeln spiegelte um meinen Gram, wie ein blaues Flämmchen um die Stelle, wo ein Schatz versunken ist."

Interessant ist eine Stelle über Tieck als Vorleser und der Vergleich desselben mit Karl Schall:

Das edle, schöne Gesicht, das geistvolle Auge, die goldreine kräftige Stimme bemächtigten sich meiner ganzen Seele. Ein Zweifel an der Meisterschaft, die ihm die Welt zuerkannte, hätte in mir nicht entstehen können. Aber ich mußte, mochte ich wollen oder nicht, stets an Schall denken, an Schall mit seiner kupferigen Nase, mit seinem Rhinozeros-Antlitz. Ich wagte mir nicht einzugestehen, daß ich Jenen für einen größern Künstler hielt als Tieck; daß Schall, von Manier frei, drastischer wirkte und ohne die Harmonie der vollkommenen Ausbildung in dieser wundersamen Kunst, ohne die Geschmeidigkeit der Form, wie sie bei Tieck nur das Resultat täglicher Übungen sein konnte, doch an genialen Zügen reicher, an Schöpfungen der augenblicklichen Eingebung vielseitiger war.

Von Karl Schall als Vorleser heißt es an einem andern Orte:

Seine lispelnde Zunge löste sich, aus der unheimlichen Fleischmasse drangen reine kräftige Töne, das kupferige Bardolfs-Gesicht schien sich zu verklären und die kleinen Augen glänzten in einem erwärmenden Feuer.

Was Holtei in der Vorlesung des Shakspeare'schen „Coriolan" geleistet — eine Leistung, die in Wien großen Enthusiasmus erregte — nennt er selbst, bescheiden genug, nur einen schwachen Nachhall von Schall's Meisterschaft.

Als Schauspieler in Breslau durchgefallen, verband sich Holtei, den das unruhige Blut immer wieder zu abenteuerlichen Fahrten trieb, mit seinem Freunde Julius Rahom, welcher sentimentale Lieder aufs trefflichste vorzutragen wußte, und zog mit ihm, öffentliche Vorstellungen auf Gesang und Declamation gebend, im Lande umher, nicht ohne Beifall und Publicum zu finden. Später wurden Beide durch die Verhältnisse getrennt; Holtei trat bei einer vagabundirenden Schauspielergesellschaft auf oder gab Declamationen auf eigene Faust, unter Anderm in Quedlinburg, wo er nur ein Billet absetzte und das Publicum daher aus Solchen bestand, denen Holtei freies Entrée gewährt hatte. Es war der göttliche Leichtsinn der Jugend, der in Holtei sprudelte, und er selbst feiert diesen jugendlichen Leichtsinn mit den schönen Worten:

Man klagt den Leichtsinn an. Der Leichtsinn des reifern Alters wird zum Verbrechen. Der Leichtsinn rüstiger Jugend hat etwas Großes, Herrliches. Er ist der Sieg der Natur über die Verhältnisse; er ist Triumph der Wahrheit über Heuchelei und Lüge.

Mit dem Tode seiner Pflegemutter, Holtei's dadurch errungener Selbständigkeit und seiner Verheirathung mit Luise Rogée schließt der dritte vielfach bewegte Band.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 161. —— 10. Juni 1845.

Karl von Holtei und die deutsche Bühne.

(Fortsetzung aus Nr. 160.)

Der vierte Band enthält sehr viel Ballast. Der Verf. gesteht selbst, daß seine nächsten und besten Freunde ihn der Geschwätzigkeit beschuldigt hätten; er bemüht sich auch, hier und da nur andeutungsweise zu verfahren, obschon bloße Andeutungen in Memoiren überhaupt nicht zuzulassen oder wenigstens nutz- und zwecklos sind; Vieles dagegen, was nur für Holtei speciell, aber nicht für ein größeres Publicum, wenigstens nicht mehr für das Publicum vom J. 1845 von Interesse ist, wird mit einer gar zu ermüdenden Ausführlichkeit erzählt, und nicht selten treten Personen in den Vordergrund, die als Gesellschaftsmenschen sehr lieb und anmuthig gewesen sein mögen, für uns und die Literatur aber vollkommen gleichgültige Personen sind. Nichtsdestoweniger behauptet auch dieser Band seinen Werth und zwar hauptsächlich durch die Darstellung der deutschen Theatermisère in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts, wo das Theater alle übrigen Interessen verschlang. Diese Region verliert sich hier und da in einen wirklichen Morast, und leider steckte Hr. v. Holtei mitten darin. Seine Beschuldigungen, womit er das Theaterwesen in Deutschland überhäuft, sind zwar zum Theil überaus schlagend, aber sie verlieren an Eindruck und Gewicht in Erwägung der wenig erheblichen Dienste, welche Holtei, bei aller ihm zu Gebote stehenden Gelegenheit, dem deutschen Theater geleistet hat, und nur zu oft scheint persönliche Gereiztheit und Verbitterung ihm die Galle geliefert zu haben, in die er seine Feder taucht. Wenn man den Geschmack unsers Publicums und die Stellung des deutschen Theaters zur Gesellschaft recht erwägt, so fühlt man sich freilich gedrängt, allen zu hohen und idealen Ansprüchen zu entsagen, aber es fragt sich, ob nicht die Holtei'-Iffland'sche Ansicht, daß das bürgerliche Drama der Kern der deutschen dramatischen Poesie sei, wovon nur ein ganz kleiner Schritt zu der geringfügigsten Bühnentendenz ist, viel, ja das Meiste dazu beitrug, dem Theater alle ästhetische Glorie und den poetischen Nachschimmer aus der Zeit unserer classischen Meister zu rauben.

Holtei ist selbst zu offenherzig und legt auf Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit einen zu großen Werth, als daß er von seinen Beurtheilern statt der unumwundensten Aufrichtigkeit nur Complimente, Beschönigungen und Huldigungen erwarten dürfte. Mit dem Maßstabe, womit man Andere mißt, möge man sich auch selbst wieder messen. Dies ist der ganz natürliche Gang, den die kritische Gerechtigkeit einzuschlagen hat. Ich will hier nun nicht von den dramatischen Productionen Holtei's sprechen, obschon sie, wie Holtei jetzt wol selbst zugeben wird, zwar nicht unverdienstlich, doch keineswegs der Art waren, ein tüchtiges dauerndes Repertoire zu bilden und der deutschen Bühne einen neuen gesunden Nahrungsstoff zuzuführen. Das deutsche Liederspiel hat er mit manchem schätzbaren Beitrag vermehrt, aber wo er einen höhern Anlauf nimmt, schlägt das ihn drängende Übermaß des Gefühls leicht in eine krankhafte, allzu weichliche Sentimentalität um, welcher nirgend ein kräftiger Contrast das nothwendige Gegengewicht bietet. Holtei klagt sich häufig selbst einer weichlichen Trägheit an, und es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß er, dem es weder an Talent und poetischer Fähigkeit noch an bühnlicher Praxis fehlte, bei größerm Fleiß das Repertoire des deutschen Theaters mit dauerhaftern Stücken bereichert haben würde. Als Producent hat also Holtei keinen nachhaltigen Einfluß auf die deutsche Bühne geäußert, obschon er, wie Alle, welche mit ihm und neben ihm zu dem babylonischen Thurm des deutschen Theaters Material lieferten und die allgemeine Verwirrung der deutschen Theatersprache zum unverständlichsten Gemisch steigern halfen, mit einiger vornehmen Geringschätzung auf die dramatischen Dichter der Gegenwart, auf Gutzkow, Laube, Mosen u. A. herabsehen mag, denen doch Niemand, der Vergleiche zu ziehen im Stande ist, ein höheres *literarisches* Bewußtsein abstreiten wird.

Wie aber war Holtei's praktisches Verhältniß zur Bühne, nach welchen Principien griff er in ihre Leitung ein? Holtei hatte gar kein Princip, er dilettirte und experimentirte nur, wie man aus seinen Selbstbekenntnissen deutlich erkennen kann. Wie gering er von der Bühne dachte, ergibt sich schon aus dem Umstande, daß er der breslauer Bühne durch die Vorstellungen einer Kunstreiterbande aufzuhelfen gesonnen war. Er ersann zu diesem Zwecke Pantomimen, welche namentlich einer Kunstreiterin, mit der er, obgleich verheirathet, ein ro-

mantisches Verhältniß unterhielt, Gelegenheit geben sollten, sich in ihrer „fast über allen Ausdruck edeln und erhabenen Gestalt und Haltung" zu zeigen. Hierüber zerfiel er mit den Mitgliedern der breslauer Bühne, die wie es mir scheint mit Recht zu diesen Pferdedarstellungen ihre Mitwirkung verweigerten. Holtei tobt auch jetzt noch arg gegen diese rebellischen Schauspieler, die, mögen sie auch zum größern Theile mittelmäßig gewesen sein, doch diese unwürdige Einmischung fremdartiger Elemente nicht dulden wollten. Ich für mein Theil fühle mich sehr gedrängt, in dieser Angelegenheit den breslauer Schauspielern und dem Professor Braniß, der vom ästhetischen Standpunkt aus gegen Holtei schrieb, vollkommen Recht zu geben und in Holtei's Verfahren einen Beweis zu finden, daß er, wenigstens damals, die Bühne von keinem höhern ästhetischen Standpunkte angesehen habe. Daß der Widerstand der Schauspieler bis zum Erbärmlichen ausartete, kann freilich nicht geleugnet werden, wenn man z. B. liest, daß eine breslauer Sängerin erklärte, sie könne in einem zu einem wohlthätigen Zwecke veranstalteten Concerte neben Frau v. Holtei nicht auftreten! Später hat man freilich auf mehr als einem deutschen Theater Kunstreiter, Jongleurs, Springer, sogenannte Herculesse und Herculessinnen und anderes sträfliches Gelichter auftreten lassen, auf denselben Bretern, wo vielleicht am nächstfolgenden Abend die classischen Tasso- oder Wallenstein-Jamben unserer größten dramatischen Dichter gehört werden sollten. Man sieht, daß das Holtei'sche Project doch nicht ohne Nachwirkung vorüberging. So wurde der Mischmasch immer mehr befördert, in den unsere Bühne ausartete und immer mehr noch auszuarten droht; so geschah es, daß der Schauspieler das Bewußtsein seiner Würde verlor, daß er sich selbst verächtlich einen „Gaukler", das Theater eine „Gauklerbude" zu nennen gemüßigt fand, während im vorigen Jahrhundert ein wiener Schauspieler den Wahlspruch hatte: „Das Theater ist so heilig als der Altar und die Probe wie die Sacristei."

Später wurde das Königsstädter Theater in Berlin gegründet. Diese Stiftung war, meiner vollkommensten Ueberzeugung nach, kein Gewinn für Berlin wie für das deutsche Theater und die deutsche dramatische Poesie überhaupt. Man versprach sich davon eine Volksbühne, ohne das gewöhnlichste Naturgesetz für die Entwickelung einer Volksbühne zu kennen, nach welchem sie nicht auf Actien gegründet werden kann, sondern frei aus und mit dem Volke und seinem Bedürfnisse erwachsen muß. In Berlin gibt es Gebildete und Pöbel, aber kein Volk, zwar einen treffenden, oft boshaften Witz, aber keinen Humor. Eine Volksbühne verlangt aber Volk und Humor, keinen Pöbel und keinen boshaften Witz; vielmehr sind letztre ihr durchaus feindselige und verderbliche Elemente, die das junge Pfropfreis vergiften und zerstören müssen. Das Königsstädter Theater hatte von vornherein keine Basis; es griff in der Verlegenheit nach der italienischen Oper, dem französischen Melodrama, der wiener Zauberposse. Der berliner Volkswitz brachte es höchstens zu dem „Eckensteher Nante", der geradeswegs aus einem berliner Destillationsladen entlaufen zu sein schien und nun auf der Bühne alle die schönen Gefühle auskramte, zu denen das Lieblingsgetränk der berliner Volkshefe allein begeistern kann. Dies ästhetisch betrachtet widerliche Stück mußte, trotz Beckmann's meisterhafter Darstellung, die Bildung beleidigen, obschon die heiligen Hallen der Königsstädter Bühne bei der Darstellung dieser Farce stets und zwar nicht blos vom Pöbel angefüllt waren; ja selbst die zartesten Damen wagten sich in diese dunstige Atmosphäre. Hierzu kam die Uneinigkeit der Verwaltungsmitglieder und der Actionnaire, an denen sich das alte Sprüchwort „Viele Köche verderben den Brei" erfüllte, wozu Holtei's Memoiren die Acten- und Beweisstücke liefern können.

Berlin hat unter allen deutschen Städten vorzugsweise die Aufgabe, die höhere Intelligenz und ästhetische Bildung zu vertreten. Seine geschichtliche Entwickelung, die Mischung seiner Elemente, seine Stellung zur Welt fodern es zu dieser Mission auf. Diese classische Richtung soll auch in seinem Theater repräsentirt sein, und es bedarf hierzu keiner „Antigone", obschon ich die Wiederaufnahme antiker Dramen nicht so entschieden misbilligen mag als es von Vielen geschehen ist. Das einfach Schöne behält immer seinen Werth, und der antike Geist liegt dem deutschen Wesen nicht so fern, daß er uns verwirren und zum Abfall von uns selbst verführen könnte. Vor dem tragischen Schicksal, welches in den Sophokles'schen Dramen waltet, mögen wir uns auch jetzt noch in Demuth und Ehrfurcht beugen. Die Aufführung der „Antigone", die auch Holtei nicht zulässig findet, obgleich er doch Kunstreiter auf der Bühne zulassen wollte, kann uns sogar lehren, daß uns im Ganzen und Großen ein ganz anderer Geist daraus entgegentritt, als aus den Vorlesungen eines Professors, der uns in die verschiedenen Lesarten und Deutungen einweiht, welche diese oder jene Stelle in der „Antigone" erfahren hat.

Es gibt zwar jetzt eine weit verbreitete auf das blos Moderne gestellte Bildung, welche vor dem natürlich Großen in sich selbst zusammenschauert, Shakspeare und unsere Classiker unbequem findet, die Productionen eines Taschenspielers und Magikers auf der Bühne eher erträgt als den „Hamlet" oder „Lear", eine anmuthige Ballettänzerin beklatscht und die „Antigone" auspfeifen möchte. Allerdings gibt es Einzelne, welche mit ihrer Verehrung alles Classischen gedankenlos coquettiren, aber selbst diese zur Schau getragene bewußtlos lärmende Abgötterei erscheint immer noch rühmlicher und edler als die zur Schau getragene Verachtung alles Classischen. Lustig war es wenigstens, wie man plötzlich die „Antigone" anpackte und vor den Richterstuhl der Tageskritik schleppte, um der ehrwürdigen Person den Ruin und die Sünden der deutschen Bühne aufzubürden. Unser Theater sieht aber schon so geflickt aus, daß es wahrlich weder schadet noch nützt, wenn man die Rumpelkammer aller Zeiten und Völker nach Lappen und Fetzen durchwühlt, um eine der vielen Blößen, die es sich gibt, mit einigem

Anstand bedecken zu können. Und die „Antigone" ist doch immer ein Prachtstück gegen die vielen armseligen Fleckchen und Läppchen, mit denen man ihre Blöße seit mehren Decennien behangen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Eine in Allen. Novelle vom Verfasser „Einer Alltagsgeschichte". Herausgegeben von Johann Ludwig Heiberg. Original-Übersetzung aus dem Dänischen. Glauchau, Cramer. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Das so oft und so mannichfaltig variirte Thema der ersten Liebe ist hier in durchaus eigenthümlicher Weise behandelt. Wir könnten versucht werden, das Buch einen modernen ins Dänische übersetzten Hugh von Trautwangen zu nennen, wenn es sich hier nicht um ein anderes, geistigeres Motiv handelte als in dem Fouqué'schen „Zauberring". Meistens finden wir in den Romanen das Glück der ersten Liebe von der Jugend unbegriffen, vom nüchternen Verstande bespöttelt, oder doch als überflüssig beiseit geschoben, von Gealterten als ein noch immer blühendes Traumbild in der stillen Brust getragen, oft als einen Schatz, der für alle Unbilden des Lebens, für alle begrabenen Hoffnungen Trost gewährt. Überall aber erscheint es, wie alles Schöne und Wahre auf dieser Erde, kaum erkannt und besessen, auch schon als Gegenstand der Sehnsucht, denn selbst Spott und Verneinen sind nur irre geleitete Sehnsucht. Die vorliegende Novelle hat sich nun die Aufgabe gestellt, eben diese Sehnsucht nach einem kaum besessenen Glücke in den verschiedenartigsten Verhältnissen darzustellen, selbst in Verirrungen und bedenklichen Abwegen nachzuweisen, indem sie uns einen ältlichen, etwas carikirten Herrn Trollig vorführt, der von einem Privatverhältnisse seiner Jugend zu einer diplomatischen Person den Titel „Legationsrath" davongetragen hat und bei bedeutendem Vermögen ein fast beständiges Wanderleben führt. Seine Bildung gehört jener glänzenden Periode vor der Revolution von 1789 an, die wegen ihres Leichtsinns, ihrer Frivolität, ihrer Auflösung aller Bande so berüchtigt ist. Eine affectirte Sentimentalität stand dem ächten Gefühl zur Seite und gegenüber, wie gegenwärtig eine meistens affectirte Kälte und Gleichgültigkeit dem rechten Maßhalten. Man betrachtete nicht eben mit strengem Auge unzulässige Liebesverbindungen; man hielt es mit Tom Jones gegen die Ehre des Mannes, ein Joseph einer Potiphar gegenüber zu sein. Gleichwol war jene chevalereske Libertinage in gewisser Weise edler in sich selbst eben durch den Schimmer der so oft verkannten, verachteten, belächelten Sentimentalität als das in neuerer Zeit Mode gewordene Geradezu einer Natürlichkeit, die genau betrachtet nur Rohelt ist, die, hinter Emancipationsfloskeln sich versteckend, die edle Jungfrau und Gattin zur Waare herabwürdigt, indem sie dieselben mit den Verächtlichsten ihres Geschlechts gleichstellt. Jene Sentimentalität, im Verein mit dem nie verhallenden Grundtone im Gefühle des Rechten und Guten, war es denn auch, die dem Legationsrath Trollig so manche Verwickelungen bereitete, die er dann stets wieder in nobler Weise zu lösen bemüht sein mußte. Wir wollen diese Verwickelungen nur kurz, nur in ihrem Beginn und Ausgang andeuten. Jenes schon erwähnte Privatverhältniß legt seiner Sorglichkeit Klara, die erkrankte Tochter des Principals, ein Kind von dreizehn Jahren, an die Brust, und Klara ist die „Eine in Allen". Überall sucht, überall sieht er nur sie; er bringt ihr jedes Opfer, aber auch Jenen, die seine Schwäche mit ihren Reizen bekleidet, und es kann nicht fehlen, daß unter diesen Opfern auch das der Ruhe, Kraft und Reinheit der Seele sich findet. In dieser Beziehung ist das bedeutendste und am besten behandelte Ereigniß mit der schönen, leidenschaftlichen Josepha hervorzuheben, die sich ihm in die Arme wirft und damit Ruhe, Glück und Leben in den Abgrund schleudert. Dieses Unheil erfährt er selbst erst in spätern Jahren unter Umständen, wo es einem jungen unedlen Manne nothwendig scheint, in ihm einen Verbrecher zu entlarven, und eben dieses Moment führt ihn wieder mit Klara zusammen. Beide sind alt geworden, und Klara war als Tochter, Gattin und Mutter kaum irgend einmal glücklich, immer aber blieb sie rein. Sie hat ihn geliebt, sie hat nie einen Andern geliebt als ihn. Aber in dem Schmerz und Wechsel vieler Jahre ist diese Liebe geläutert zu der Zärtlichkeit einer Schwester. Sie ist von Reue über seine Verirrungen, als deren Ursache sie sich selbst betrachtet, erfüllt; sie hat ihn in ihr Gewissen, in ihre innerste Seele aufgenommen, und mit Recht kann er am Schlusse des Buchs ausrufen: „O glückselig Der, welcher in seinem Alter die Geliebte der Jugend wieder findet als des Friedens Engel!" Es ist ein charakteristischer Zug voll tiefer Wahrheit, wenn wir hier sehen, wie das Weib wol ein Glück, nicht aber seine Bestimmung, seine heilige Liebe, verfehlt, während der Mann, rastlos nach dem Glücke des Lebens jagend, ein ganzes Leben verliert, eben weil er demselben keine Bestimmung zu geben wußte.

Gegen Anlage und Durchführung der Novelle ließe sich Manches einwenden; indessen wollen wir darüber mit dem Verf. nicht rechten, sondern nur bemerken, daß, wie wir bei mehren dänischen Novellisten wahrnehmen, auch hier der reiche, tiefe Stoff etwas materialistisch behandelt und dann an den positiven Glauben verwiesen wird. Das ist nun ganz gut und löblich, allein offenbar etwas zu wohlfeil und unbefriedigend. Daß ferner hier und da die Darstellung der Personen, ihrer Verhältnisse und Ansichten auf uns Deutsche den Eindruck macht, welchen wir dem Philiströsen beilegen, mag in der dänischen Sprache oder der Übersetzung liegen.

2. Der Mordverdacht. Eine Criminal-Geschichte. Nach dem Englischen von W. A. Lindau. Dresden, Arnold. 1844. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Unter diesem so unheimlichen als anlockenden Titel wird eine jener verwickelten Criminalgeschichten entfaltet, wie wir deren schon manche vom Kanal herüber empfangen haben. Der Erbe bedeutender Güter wird erschossen; ein der Mutter desselben missliebiger Verwandter, dessen Spielsucht das große Vermögen seiner Frau verschleudert hat, tritt in den Besitz. Mehre Personen, zunächst ein junger Deserteur, sind des Mords verdächtig, bis in dem Augenblicke, wo schon das Schuldig über seinem Haupte schwebt, ein neuer Zeuge den jetzigen Gutsbesitzer als Mörder bezeichnet. Zuletzt ergibt sich, daß eben der Unverdächtigste, nämlich der eigene Kammerdiener des Ermordeten, der Thäter war. Mit vielem Geschick sind die Fäden dieses Romans geknüpft und gelöst, sodaß, selbst bei mancher Breite, namentlich in den Dialogpartien, und ungeachtet einiger Wiederholungen, die Spannung des Lesers bis auf die letzten Seiten des Buchs erhalten wird. Es fiel übrigens keinem Menschen ein, die Kugel, welche den Tod gab, näher zu betrachten, wo sich, da sie in kein Pistol, deren einige vorkommen, passen konnte, sogleich ein Beweis für die Unschuld eines Pachtersohnes und des neuen Gutsbesitzers ergeben mußte, und das Verfahren abgekürzt sein würde. Doch wollen wir dieses Übersehen, da in dunkeln Criminalfällen dergleichen Unachtsamkeiten sich wol einmal zutragen, dem Verf. nicht gar hoch anrechnen, vielmehr an diesen Roman eine Betrachtung knüpfen, die sich bei englischen und französischen Romanen oft darbietet. Der vorliegende Roman führt uns in Schlösser, Häuser und Hütten, und stellt uns damit zugleich die verschiedenartigsten Menschen vor Augen. Wo wir aber auch sein mögen, finden wir uns zu Hause, indem wir gestehen müssen: „So ist es und nicht anders!" Diese Wahrheit der Darstellung ist offenbar die Frucht der Ruhe und Umsicht in Anlage und Entwickelung des Stoffes, zugleich aber auch der genauesten Kenntniß und deshalb klaren Würdigung aller Lebenserscheinungen. Daher die richtige Wahl und Benutzung der einfachsten Mittel; daher kein verfehlter Zweck, denn der Engländer weiß, was er will und verfolgt sein Ziel mit einer Beharrlichkeit, die es ihm nicht erlaubt, von der recht mitten

durch das Leben gehenden Straße abzuschweifen. Nur wo es noth thut, richtet er den Blick darüber hinaus, nicht um ins Blaue zu starren, nicht der schönen Aussicht zu lieb, sondern um nach Wind und Wetter, nach vorüberziehenden Reitern und Wagen zu sehen, ob sie ihn etwa fördern oder hindern. Er hält sich also fest an das Leben, er beherrscht es, und darin eben liegt der Reiz, der den deutschen Leser fesselt. Es ist daher nur bedingt wahr, daß der Deutsche auf Abstraction, auf Wissenschaftlichkeit angewiesen sei; es ist nur wahr in Beziehung auf die Schreibstuben. Das Volk will Gestalt und Leben: wer diese bietet, darf guter Aufnahme sich erfreuen und gewiß um so sicherer, wenn er ein Deutscher ist. Nur muß er seine Reflexionen und Abstractionen verkörpern und es dem Leser überlassen, ob er dergleichen aus dem Dargebotenen zu entwickeln fähig oder geneigt ist.

3. Carmela, oder die Wiedertaufe. Ein Roman von Theodor Mundt. Hanover, Kius. 1844. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unter den verschiedenen Erscheinungen im religiösen Leben hob der Verf. die neuerlich in Berlin auftauchenden Wiedertäufer heraus, verflocht damit einen betrügerischen Abenteurer aus England, die bekannte diebische Gräfin und einige Gestalten und Ideen der Jetztzeit. Diese Dinge sind im Allgemeinen einfach genug zusammen gereiht, gleichwol vermissen wir den eigentlich verbindenden Nerv, der sie, um mit den Revolutionsmännern von 1792 zu reden, zu der „einen und untheilbaren Republik" eines Romans, eines ansprechenden Kunstwerks voll Gestalt, Leben und Bewegung erhöbe. Schon der Titel leidet an Unsicherheit, indem er etwas Anderes erwarten läßt als das Buch gewährt: mag man ihn buchstäblich oder symbolisch nehmen, er findet so oder so keine volle Befriedigung. Carmela ist die Tochter eines Wappenstechers Lorenz, der die Zeichen der Zeit betrügerisch zu seinem Vortheil zu benutzen bemüht ist. Er hat das Leben in einer Strafanstalt schon einmal gründlich kennen lernen, das hindert jedoch nicht, in Berlin eine Wiedertäufergemeinde zu bilden, Geld von derselben zu ziehen, Reden zu halten und die Tochter zu allgemeiner Erbauung tanzen zu lassen. So trifft sie Sylvius, ein junger Arzt, der nicht ohne Gefahr das Glück hat, sie endlich als Lebensgefährtin heimzuführen. „Und du, sagt er zu ihr vor der Leiche ihres Vaters, die du von den unruhigen Ideen dieser Zeit ergriffen und hin und her getrieben wurdest, die du wiedertaufen wolltest die ganze Menschheit auf das Glück, glaube mir, glaube mir, daß die wahre und einzige Wiedertaufe der Zeit und des ganzen Menschengeschlechts die Liebe ist." Da hat also Sylvius erkannt, wie sehr schon der Apostel recht hatte, indem er sagte: „Wenn ich mit Menschen- oder mit Engelzungen redete" u. s. w. Wir hätten gewünscht, diese Idee wäre durch das ganze Buch klarer zur Erscheinung gebracht, wo dann freilich Vieles anders geworden, und wahrscheinlich ein wirklicher Roman gegeben sein würde, weniger in Reflexionen sich ergehend, vielmehr darstellend. Wir Deutschen aber, wird ja von vielen Seiten behauptet, wir Deutschen stehen nun einmal zum Leben wenig anders in Beziehung als durch Ideen, die wir, so gut es gehen will, als Vermittlerinnen benutzen, um nur nicht ganz und gar aus dem Leben wegzufallen. Sind wir nun Romanschriftsteller, so führen uns dergleichen Ideen leicht auf einen Standpunkt, von welchem aus das Leben in romantischer Vogelperspective erscheint. Aus dieser hohen Einsamkeit schimmern dann Romane hervor, die, wie der Buchhändler sagt, nicht gehen wollen, weil — sie nicht stehen können. Das lesebedürftige Publicum greift daher lieber zu Übersetzungen, und wenn englische und französische Verhältnisse ihm auch hier und da manches Fremdartige zeigen, so bieten sie doch häufig Lebenswahrheit, Saft und Blut, Mark und Knochen, die, wie Lessing schon im April 1768 sagte, unserer schönen Literatur noch sehr mangeln, und auch das Fremdartige wird als Bereicherung der Länder- und Völkerkunde gern hingenommen. Die deutschen Romanschriftsteller sollten daher diese Lernbegierde zum Besten des Vaterlandes benutzen. Es ist sehr reich an Leben auch außer dem Theater, dem Boudoir, dem Theezirkel, den Restaurationen und Ideen, von denen die meisten doch nur als Controverse von Pult zu Pult gehen, um wieder einem neuen Einfall Platz zu machen. Dergleichen Dinge sind auch wirklich zu wohlfeil geworden, als daß ein Schriftsteller sie noch aufgreifen sollte, um uns einige gute Gedanken, aber keinen Gedanken zu geben, der überall, wo er nur hervortritt, in, wir möchten sagen, greifbarer Gestalt erscheint, in jedem Worte dramatisch lebt. „Eintretende, welche die verschiedenartigsten Erscheinungen abgaben" — darf kein Roman sagen, denn das versteht sich so lange von selbst, als noch Plautinische Menächmen zu den Seltenheiten im Leben gehören. Wir wollen daher nicht diese Erscheinungen wie eine Contremarke am Eingang abgegeben wissen, sondern die Eintretenden wirklich *sehen*. Wir beklagen es so wenig, dem Buch eines ehrenwerthen Schriftstellers einige allgemeine Bemerkungen über das deutsche Romanwesen anreihen zu können, daß wir sie vielmehr als einen vom Buche, welches nach S. 224 das Leben zu einem Kunstwerk erhoben wissen will, gebotenen Gewinn betrachten. Freilich sagen sie nicht eben durchaus Neues, allein wir sind der Ansicht, eben gegenwärtig, wo der Sinn für den deutschen Roman sich lebendiger regt, könne nicht oft und dringend genug darauf hingewiesen werden, daß wir die bisher meistens eingenommenen Standpunkte verlassen müssen, um wahrhaft zu gestalten. Es ist nicht unsere Absicht, dem gegenwärtig von einigen Seiten geltend gemachten Ausspruche unbedingt zu huldigen, nach welchem der Wahrheit und dem Charakteristischen das Schöne untergeordnet sein soll; gleichwol wäre es doch immer als ein erfreuliches Zeichen anzuerkennen, wenn dieser Ausspruch unsere Romandichter etwas von der bekannten deutschen Wissenschaftlichkeit abzulenken und vom Pult auf die Gasse zu führen im Stande wäre. Zu der gewöhnlichen Lebenswahrheit fände sich immer schon die poetische, da jene bekanntlich ohne diese nicht zur Erscheinung zu bringen ist; das Charakteristische folgte nothwendig und am Ende bliebe das Schöne nicht mehr auf die Dienstbarkeit eines Adjectivs beschränkt, sondern zeigte sich wieder als Grundbedingung, als Lebenselement aller Kunst, und was Theodor Mundt, wie oben schon angemerkt wurde, S. 224 seines Buchs den Doctor Sylvius als frommen Wunsch niederschreiben läßt, fände dann seine Erfüllung. 18.

Literarische Notiz.

Geschichte der Burgen und Schlösser in Frankreich.

Es gibt zwar in Frankreich mehre ähnliche Sammlungen wie Gottschalk's „Ritterburgen", aber keine einzige derselben hat sich einer so allgemeinen Verbreitung zu erfreuen gehabt als dieses Werk. Gozlan's „Tourelles de France" ist zu weitschichtig angelegt und berücksichtigt zu wenig die eigentlichen pittoresken Partien, und Batout behandelt in seinem werthvollen Werke nur die wirklichen Lustschlösser der Könige. Außerdem mögen noch einige andere Schriftsteller von untergeordnetem Belange sich eine ähnliche Aufgabe gestellt haben wie Gottschalk, aber wie gesagt, es ist keinem einzigen derselben gelungen, eine allgemeinere Theilnahme zu finden. Jetzt macht sich nun ein sehr gewandter und geschmackvoller Erzähler, Alexandre de Lavergne, der in seinen beliebten Novellen ein gefälliges Darstellungstalent bekundet, an die Schilderung und Beschreibung der wichtigsten Schlösser und historischen Ruinen, welche Frankreich aufzuweisen hat. Das Werk, welches wir von ihm zu erwarten haben, führt den Titel „Châteaux et ruines historiques de France" und ist auf 30 Lieferungen berechnet. Man kann sich von diesem Werke eine große Mannichfaltigkeit und einen Reichthum an interessanten Einzelheiten versprechen, denn gewisse Theile von Frankreich, z. B. die Touraine, dieser Garten Frankreichs, und Bearn strotzen von Bauwerken dieser Art, an die zum Theil die romanhaftesten Erinnerungen geknüpft sind. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 162. —— 11. Juni 1845.

Karl von Holtei und die deutsche Bühne.

(Fortsetzung aus Nr. 161.)

Doch ich komme auf die Königsstädter Bühne zurück. Zur Zeit, als sie gegründet wurde, hatte die königliche Bühne noch immer ein nobles Aussehen; der Geist und die Schule Iffland's waren auf ihr würdig vertreten; man sah classische Stücke noch in genügender Vortrefflichkeit; Devrient, das Ehepaar Wolff, Madame Stich, Lemm, Beschort, Wauer, Krüger, Rebenstein und Andere bildeten ein Ensemble, wie man es sich nicht besser wünschen konnte; man besuchte das Theater noch wie einen Tempel der Kunst in geweihter Stimmung; man sprach mit einer gewissen Scheu von der Darstellung einer Shakspeare'schen Tragödie, worin Devrient durch seine Meisterschaft die Gemüther hingerissen hatte, von dem classischen Vortrag Goethe'scher Jamben durch die Stich, durch Lemm und P. A. Wolff. Man muß noch einen Abglanz jener Periode erlebt haben, um zu begreifen, daß die Bühne eine höhere als eine der bloßen Unterhaltung und Zerstreuung gewidmete Anstalt sein kann, daß ihre Aufgabe wichtig genug ist, um die Bessern und Edlern der Nation zu fesseln. Die Königsstädter Bühne in ihrer bunten Zusammenhangslosigkeit, in ihrem Bestreben, dem niedern Bedürfniß zu schmeicheln, störte die schöne Wirksamkeit der königlichen Bühne. Das Interesse wurde gespalten, der Geschmack theilte sich in zwei feindliche Lager oder wechselte vielmehr zwischen beiden rathlos hin und her; aber es fanden sich immer mehr Überläufer, welche das Publicum in der Königsstadt verstärkten, und es zeigte sich deutlich, daß es leichter ist, den Geschmack zu verderben als zu veredeln. Das Behagen am seichten Spaß verträgt sich nicht mit der Geschmacksreinheit, welche erfoderlich ist, um ein gediegenes Drama genießen zu können. Jeder Berliner gewöhnte sich erst seitdem daran, die edelsten Eindrücke, die er erhielt, zu travestiren. Selbst Gutgesinnte ließen sich durch die Vorspiegelung täuschen, daß man an der Königsstädter Bühne ein Volkstheater besitzen solle, und erkannten ihren Irrthum, als es zu spät war. Man hatte das Burgtheater und die Leopoldstädter Bühne zu Wien vor Augen, aber man sah nicht ein, daß hier das Verhältniß ein ganz anderes war und ist, daß jene Theater in naturgemäßer und gegenseitig sich abgrenzender Weise nebeneinander aufwuchsen, während die Königsstädter Bühne als ein Product künstlicher Berechnung, als ein Eindringling in eine abgeschlossene Intelligenz erschien, daß sie nicht Zeit hatte, sich ein Publicum heranzubilden, sondern hauptsächlich auf das Heer von Ueberläufern rechnen mußte, die nun beiden Bühnen abwechselnd dienen wollten und eigentlich keiner treu blieben. Man hätte ohne alle großen Ansprüche, ohne ein umfangreiches kostspieliges Personal allenfalls ein kleines Theater für kleine Stücke, für Vaudevilles und Liederspiele gründen können, aber die Königsstädter Bühne trug von vorn herein die Absicht zur Schau, auch durch große Opern, durch Decorationspracht und Maschinerie mit der königlichen Bühne zu concurriren und es dieser in jeder Hinsicht möglichst gleich zu thun. Trotzdem hat sich die Königsstädter Bühne, wie so Vieles in unserer Zeit, durch allerlei künstliche Mittel äußerlich gehalten; aber die Kräfte, die man auf die Existenz dieser Bühne verwendet hat, gingen der großen Bühne verloren und haben dem Geschmack der Berliner und der Poesie keinen Segen eingetragen. Endlich ist jeder Versuch, ein wirkliches volksthümliches Theater auf einfachern Grundlagen in Berlin zu errichten, seitdem so gut wie unmöglich gemacht.

So lange Holtei's erste Frau, geborene Rogée, Mitglied der königlichen Bühne war, schwärmte er für letztere in einem Grade, daß er selbst gesteht, er sei gegen die neue Königsstädter Bühne mit einer „Parteiwuth" erfüllt gewesen, „die an Verrücktheit grenzte", wie seine urkundlichen Worte lauten. Auch hat es Holtei mit seiner Begeisterung für die königliche Bühne wie mit seiner Abneigung gegen das Königsstädter Theater damals gewiß ehrlich gemeint. Holtei, eine enthusiastische Natur, aber von keinem dauerhaften consequenten Charakter, war stets nur das Geschöpf seiner Umgebungen, bald Schillerianer, bald Goethianer, bald Shakspearianer, bald Tieckianer, und alles Dies bunt durcheinander. Nach dem Tode seiner Frau sehen wir ihn plötzlich als Directionssecretair, Theaterdichter und aushülflichen Regisseur an dem von ihm anfangs so fanatisch gehaßten Königsstädter Theater. Er verwahrt sich bei dieser Gelegenheit mit Eifer gegen den Verdacht einer käuflichen Ueberläuferei. Dies hat indeß nichts zu sagen; wir haben in Deutsch-

land auffallendere Überläufereien als die von einer Bühne zur andern erlebt. Seit diesem Überlauf glaubt Holtei von dem neuen Institut „nicht hoch genug denken zu können". Auch diese innere Wandlung hat für uns nichts Befremdliches, sie ist durchaus in der weichen enthusiastischen Natur Holtei's begründet.

Übrigens wäre Holtei, dem hier das Glück, über dessen Ungunst er sich so häufig beklagt, aufs freundlichste entgegenkam, an dieser Bühne ganz an seiner Stelle gewesen, hätte er es über sich vermocht, seine Zeit mehr zusammenzuhalten und das Theater in der Königsstadt mit Liederspielen und Vaudevilles zu versorgen, eine Gattung, für die er ein so ungemein glückliches Talent besitzt. Aber seine dramatischen Leistungen beschränkten sich auf einige Prologe, Festspiele, umgearbeitete Operntexte, die Posse „Der Kalkbrenner" und das kleine, durch seine hübschen Lieder so populair gewordene Stück „Der alte Feldherr". Letzteres brachte ihm wenigstens die Genugthuung, daß der unvergeßliche Tzschoppe ihn als einen „unruhigen Kopf" bezeichnete, weil er darin einen „Rebellen" gefeiert hätte. Du lieber Himmel, mit welchen Augen man in Deutschland die Weltgeschichte anzusehen beliebt! Für diesen Ausbruch Tzschoppe'scher Loyalität lohnte es sich schon, den „Alten Feldherrn" geschrieben und diesem „Rebellen" Lieder in den Mund gelegt zu haben, die jetzt in Aller Munde und Ohren sind. Das Glück spielt oft seltsam; Holtei ist vielleicht so unsterblich wie Goethe, obschon die Holtei'sche Unsterblichkeit nur auf den beiden bekannten Liedern aus dem „Alten Feldherrn" beruht. Diese Lieder werden wenigstens existiren, so lange Polens Existenz ausgelöscht ist; man wird sie singen, wenn vielleicht Holtei's Name längst vergessen sein dürfte. Von sehr vielen jetzt in Journalen gefeierten Schriftstellern und Dichtern wird nicht einmal so viel übrigbleiben.

Freilich war Holtei gerade damals von seinen auswärtigen Angelegenheiten so sehr in Anspruch genommen, daß er sich mit seinem Ministerium für die innern Angelegenheiten der Königsstädter Bühne viel zu beschäftigen nicht Zeit genug hatte. Er sagt selbst:

> Alle Klagten, daß ich meine Zeit nicht besser verwandte, Neuigkeiten für unsere Bühne zu liefern, die bei der beschränkten Concession (warum hatte man aber die Bühne so weitläufig und complicirt angelegt) so nöthig gewesen wären; und Alle trugen dazu bei, mich zu zerstreuen und in den Strudel der berliner Geselligkeit zu ziehen. Mein Leben wurde täglich mehr und mehr ein äußerliches. — Ich schimpfte auf Angely und that doch nichts, ihn beiseite zu schieben.

Holtei theilte dies Loos mit vielen andern Schriftstellern und Poeten, die als renommirte Puppen oder überhaupt ihrer anregenden Intelligenz wegen in gesellschaftlichen Kreisen gern gesehen werden und leicht der Gefahr ausgesetzt sind, im zerstreuenden Wirbel der Geselligkeit unterzugehen. Niemand vergütet ihnen den Verlust ihrer Zeit, die Zersplitterung ihrer Productivität; man hält bei uns die Schriftstellerei und das Dichten für ein bloßes Spiel, höchstens für eine Arbeit, die sich so leicht wieder anknüpfen und fortsetzen läßt wie etwa ein Strumpf, woran irgend eine häusliche Jungfer strickt, den man in jedem Augenblick beiseite legen und in jedem Augenblick wieder beliebig in Arbeit nehmen kann. Hätte man nur ein Bedauern, eine Thräne des Mitleids übrig, wenn ein durch solche gesellschaftliche Zerstreuungen aufgeriebenes Talent zuletzt ganz verliedert! Unter diesen gesellschaftlichen Tendenzen hatte nun namentlich ein mit Unterhaltungsgaben so reichlich ausgestattetes Talent wie Holtei zu leiden. Hierin und in der Reue über so viele verlorene schöne Zeit sind auch die Misstimmungen begründet, denen sich Holtei in seinen Memoiren überläßt. Einen andern Grund zu diesen Misstimmungen gibt Holtei an, wenn er mit großer Offenherzigkeit gesteht:

> Das Härteste, was einem Menschen von Geist und Bildung widerfahren kann, bleibt meines Erachtens die Geringschätzung, die an ihm haftet, wenn er nichts weiter ist und nichts weiter sein will oder kann als der Mann seiner Frau. — Schlimm schon, wenn sie von dem Ertrage ihres Vermögens ihn ernährt, hundertmal schlimmer von dem Ertrage ihrer Talente. — Der Gemahl einer Schauspielerin, Sängerin, Tänzerin sein und weiter nichts, dagegen ist ein [illegible] Mann, denk' ich, zu beneiden.

Holtei gesteht, daß er oft gewünscht habe, in ärmlichster Behausung ein bloßer Abschreiber und zu maschinenmäßigen Thätigkeit genöthigt zu sein. Es hat regierende Herren gegeben, welche wünschten, sie als Pflüger in Schweiße ihres Angesichts ihr tägliches Brot verdienen zu können. Holtei wünschte mindestens doch ein Abschreiber zu sein. So wenig kann ein Schriftsteller von der Feder lassen!

Einigen Werth legt Holtei indeß darauf, daß er der Direction durch seine Verbindung mit Publicisten und literarischen Organen viel genützt habe. Es fragt sich nur, ob diese journalistische Thätigkeit dem deutschen Theater, der Dramaturgie und der höhern Entwickelung der dramatischen Poesie zu gut gekommen sei, was wir, bei dem kleinlichen und zänkischen Treiben der damaligen Theaterkritik, billig bezweifeln müssen. Vielmehr schreibt sich gerade aus jener Periode die Verfallenheit her, an welcher die Theaterkritik auch noch in unsern Tagen leidet. Ebenso fraglich ist es, ob Holtei auf seinen spätern theatralischen Irrfahrten und als Director des rigaer Theaters etwas die dramatische Poesie Förderndes geleistet habe. Selbst seine Vorlesungen dramatischer Stücke haben wie die Tieck'schen nicht wenig dazu beigetragen, einen guten Theil des Publicums, und zwar dessen gebildeten Kern, der Bühne untreu zu machen und überhaupt Vorlesungen ähnlicher Art, auch wol mit vertheilten Rollen, in Schwung zu bringen, sodaß man in der Meinung, zu Hause Alles besser und reiner zu haben, sich die Mühe des Theaterbesuchs ersparen will. Ich will hiermit dergleichen Privatunterhaltungen an sich nicht tadeln, man kann ihnen sogar manche gute Seite abgewinnen, namentlich erscheinen sie in Deutschland, wo das französische Gesetz geselliger Gleichheit und im Allgemeinen auch der Esprit zu einer ungezwungenen, alle Gesellschaftsmitglieder in Action und [illegible]

pfindung setzenden Conversation fehlt, als ein sehr löbliches und nobles Mittel, der Stimmung einen erhöhten Wärmegrad zu ertheilen; aber ich meine, daß diese Sitte die Theilnahme an der Bühne sehr abgeschwächt hat, indem man, wie es gewöhnlich in Deutschland geht, diese einseitige Unterhaltung zu wichtig und zu pedantisch nahm und sich in den Kopf setzte, ein geübter Vorleser gewähre einen reinern Genuß als ein Verein der tüchtigsten darstellenden Kräfte auf der Bühne. Dem Deutschen wird Alles und Jedes so leicht zur Lection und zur Schulaufgabe, Shakspeare zum Schulbuch und der Shakspeare-Interpret zum Schulmeister, der uns den Besuch der Stunden und unsern Fleiß attestirt.

Trotzdem hat Holtei das Seinige für die deutsche Bühne geleistet und zwar in diesen Memoiren selbst, welche schätzbare dramaturgische Bemerkungen, namentlich aber dankenswerthe Beiträge zur Kenntniß des deutschen Theaterelends vor und hinter den Coulissen ententhalten. Die Holtei'schen Offenbarungen über eine gewisse Periode des breslauer Theaters wie der beiden berliner Bühnen hier auszugsweise mitzutheilen, würde unzweifelhaft zu weit führen; dagegen mögen einige Betrachtungen, welche Holtei über die deutsche Bühne anstellt, mitgetheilt sein. Das letzte Drittel des vierten Bands beschäftigt sich mit Paris, welchem Holtei einen Besuch abstattete, und vorzugsweise mit den pariser Theatern, denen er seine besondere Aufmersamkeit schenkte. Bei dieser Gelegenheit macht sich der Ärger Holtei's über die heimischen Theaterverhältnisse folgendermaßen Luft:

Es muß auch einem königlichen Hoftheater erlaubt sein, jede Nachlässigkeit, jedes Versehen der Schauspieler mit furchtbarer, unerbittlicher Gewalt im Augenblick und auf frischer That zu bestrafen, und welches so seine Schauspieler erzieht. — In Frankreich zischt und pfeift man den beliebtesten Schauspieler aus, wenn er sich zweimal in einer Rolle verspricht. Aber unsere deutschen Hofschauspieler! — —

In Paris hängt es nicht von der Laune der Direction oder eines unartigen Häufleins im Parterre ab, den Stab zu brechen, sondern der Dichter begehrt seine drei Vorstellungen und das Publicum hat Zeit und Raum, sein Urtheil festzustellen und abzugeben. Die Schauspieler müssen dem Dichter gehorchen, und wehe ihnen, wenn sie sich weigern.

Was ist das für eine Noth, ehe sich einmal ein neues Werk (ich meine unserer Besten) durch alle Hindernisse, durch Hofrücksichten, durch Censurbedenken, die überall verschieden und nur in ihrer Spießbürgerlichkeit sich ähnlich sind, Bahn bricht!

Und unsere besten Schauspieler reisen herum und stören mit ihren Gastrollen die Repertoires und spielen im besten Falle ihre Solis ab, als Virtuosen, und lassen sich von Schriftstellern die Cour machen (warum geben sich die Schriftsteller dazu her?), um ein Versprechen zu geben, daß sie künftig einmal versprechen wollen, dies oder jenes Stück herumzubringen. Natürlich um für ihre Gastdarstellungen einen wohlwollenden Recensenten zu haben, den man mit schönen Redensarten ködert, um ihn an der Angel sich blutig zappeln zu lassen.)

Und die Hauptfragen der Zeit dürfen wir gar nicht berühren; denn was dort gestattet sein könnte, wäre da verboten, und was hier begeisterte, möchte dort verletzen, und wenn Braunschweig jubelte, könnte Nassau die Achsel zucken! — Laßt mich ungeschoren! Und wer Freude am Theater finden will, der reise nach Paris!

Dies Alles ist nun zwar ganz und gar nicht geistreich noch in wohlgesetzten und gut stilisirten Worten ausgedrückt, aber es hat das höhere Verdienst, wahr zu sein. Mit Recht hält er sich auch über die neuen „jede feinere Intention verschlingenden, das deutsche Schauspiel zerstörenden großen Schauspielhäuser" auf, und setzt hinzu: „Ehe wir nicht wieder kleinere Säle bekommen, wird all das Geschrei nach besserm Theatertreiben vergeblich sein." Es wird überhaupt vergeblich sein; im Gegentheil, man thut sich jetzt, und nicht blos beim Theater, etwas darauf zu gut, den billigsten Wünschen und Bittschriften nicht entgegenzukommen und allgemein gefühlte Mängel mit aller Kraft beizubehalten, um an einem wenig zu beneidenden Beispiel seine eigene Machtfülle, den Bittenden und Wünschenden aber ihre Ohnmacht darzuthun.

(Der Beschluß folgt.)

Die Märtyrer der Wissenschaft.

Freunde der Wissenschaft werden folgendes zu London erschienene Büchlein: „The martyrs of science; or the lives of Galilei, Tycho Brahe, and Kepler", von David Brewster, ihrer besondern Aufmerksamkeit werth finden. Diese drei Männer nehmen zwischen Kopernicus und Newton in den Annalen der Astronomie den ausgezeichnetsten Platz ein. Durch Erklärung der Phänomene von den Bewegungen der Planeten nach der Hypothese von der Unbeweglichkeit der Sonne und der doppelten Bewegung der Erde hatte Kopernicus den ersten Schritt zu der wahren Theorie des Weltalls gethan; aber er hatte die Excentricitäten und Nebenkreise (Epicykeln) des alten Glaubens nicht verworfen und das allgemein angenommene Dogma des Alterthums — die einförmige Bewegung in kreisförmigen Bahnen — blieb unangefochten. Um einen Schritt über den Punkt, zu dem Kopernicus gekommen war, zu thun, waren genauere Beobachtungen und deutlichere Begriffe von den Gesetzen der Bewegung nothwendig. Tycho Brahe brachte diese Beobachtungen zu Stande. Kepler forschte mit unendlichem Fleiß und Scharfsinn ihren Consequenzen nach und bewies aus denselben, daß die Bahnen der Planeten nicht kreisförmig, sondern elliptisch sind und daß die Bewegungen nicht einförmig sind, obgleich durch ein wegen seiner Einfachheit und Schönheit merkwürdiges Gesetz geregelt. Galilei richtete das Fernrohr gegen den Himmel, bekräftigte die Lehre des Kopernicus durch neue Beweise und bereitete durch Entdeckung der Gesetze der Bewegung den Weg für Newton's dynamische Theorien. Zu diesem Fortschritt von der formalen zu der physikalischen Astronomie trugen die genannten Männer fast allein bei; daher faßt die Geschichte ihrer Arbeiten die der Wissenschaft selbst in sich während einer der interessantesten Perioden ihres Vorwärtsschreitens. Aber wenn diese drei Individuen wegen ihrer Verdienste um die Astronomie vorzüglich ausgezeichnet sind, so sind sie auch nicht weniger merkwürdig durch ihre intellectuellen Eigenschaften und ihre Schicksale. Sie lebten in einem Zeitalter von ungewöhnlicher geistiger Thätigkeit, wo Europa aus tausendjähriger Erstarrung aufwachte. Zuerst in der chronologischen Ordnung kommt Tycho — der Prototyp eines Zeitalters im Zustande des Übergangs von Unwissenheit und Barbarei zur Kenntniß und Verfeinerung —, sich der Astronomie und der Astrologie, der Chemie und der Alchemie mit gleichem Eifer weihend, und in dessen Charakter Religion und Superstition, große Ansichten und verächtliche Leichtgläubigkeit sonderbar gemischt waren. Nächst ihm folgt Kepler, auch Astrolog, der aber, indem er diese Kunst übte, über ihre Eitelkeit und Werthlosigkeit spottete. Er gab sich den wildesten Träumereien in Bezug auf die Gesetze der planetarischen Bewegungen hin, unterwarf aber alle seine

Und dennoch war ich gerichtet. Ich empfand es in meiner Brust. Ich war kein Schauspieler. Meine Rolle ging zu Ende. Mortimer stach sich todt, entkleidete sich — und Holtei verließ das Haus, während die letzten Acte ihren langsamen Weg nahmen. Zuerst begab ich mich zu meiner Pflegemutter, welche ihre Winterherberge bereits bezogen und nun, um 9 Uhr, mit ihrer Zofe in voller Gebetarbeit saß. Ein eigenes Genrebild: die alte betschwesterliche Frau, arme Witwe eines reichen Barons, früher Herrin eines glänzenden Hausstandes, fast blind, in dürftiger Umgebung, bei kümmerlichem Lampenlicht, von Gebetbüchern und Bibelspruchkasten eingeschlossen; vor ihr ein junger Mann, als Kind zu großem Besitz, vornehmer Stellung bestimmt, jetzt, als schon verunglückter Gaukler, sein bleiches Angesicht von halbverwischter Schminke geröthet und eifrig bemüht, ihr den Glanz eines Erfolgs zu rühmen, an den er selbst nicht glaubte! Es war eine garstige düstere Stunde, eine der trübsten in meinem trüben Leben. Mochte die Alte noch so albern erscheinen, dumm war sie nicht. Und das bewies sie auch hier, wo sie trotz meiner lebhaften Schilderung des lebhaften Beifalls, doch mit scharfem Urtheil ergriff, was daran unecht schien. Du hast halt die Studenten für dich, sagte sie.

Dies eine Probe von der einfachen Wahrheit, womit Holtei solche Zustände zu ergreifen und zu schildern weiß. Dahin gehörten in den frühern Bänden die Stellen, welche von der „Tante Lorel" handelten, und noch im Verlaufe dieses dritten Bandes die erschütternde Schilderung von dem Tode seiner Pflegemutter, die sich bereits selbst überlebt hatte.

Dennoch besaß Holtei die Kühnheit, noch einen Versuch in Dresden zu wagen, wo er in der ihm außerdem noch verhaßten Rolle des Juranits in Körner's „Zriny" auftrat. Man lachte ihn aus. Sein Zustand war in den darauf folgenden Tagen schrecklich. Er äußert:

In jeder Begrüßung sah ich Hohn, aus jedem Worte hörte ich Spott gegen mich; wo Zwei die Köpfe zusammensteckten, meinte ich, Juranits sei der Grund ihres Flüsterns.

So selbstsüchtig ist der Mensch sogar in der Verzweiflung und Selbstverachtung, daß er Alles, was um ihn her vorgeht, auf sich wie auf den letzten Grund aller Dinge und den Mittelpunkt alles menschlichen Daseins in dumpfer Bewußtlosigkeit zu beziehen gedrängt ist. Nur Tieck sprach ihm Trost zu. Holtei bedient sich hier des schönen poetischen Bildes: „Tieck's Lächeln spiegelte um meinen Gram, wie ein blaues Flämmchen um die Stelle, wo ein Schatz versunken ist."

Interessant ist eine Stelle über Tieck als Vorleser und der Vergleich desselben mit Karl Schall:

Das edle, schöne Gesicht, das geistvolle Auge, die goldreine kräftige Stimme bemächtigten sich meiner ganzen Seele. Ein Zweifel an der Meisterschaft, die ihm die Welt zuerkannte, hätte in mir nicht entstehen können. Aber ich mußte, mochte ich wollen oder nicht, stets an Schall denken, an Schall mit seiner kupferigen Nase, mit seinem Rhinozeros-Antlitz. Ich wagte mir nicht einzugestehen, daß ich Jenen für einen größern Künstler hielt als Tieck; daß Schall, von Manier frei, drastischer wirkte und ohne die Harmonie der vollkommenen Ausbildung in dieser wundersamen Kunst, ohne die Geschmeidigkeit der Form, wie sie bei Tieck nur das Resultat täglicher Übungen sein konnte, doch an genialen Zügen reicher, an Schöpfungen der augenblicklichen Eingebung vielseitiger war.

Von Karl Schall als Vorleser heißt es an einem andern Orte:

Seine lispelnde Zunge löste sich, aus der unförmlichen Fleischmasse drangen reine kräftige Töne, das kupferige Rudolfs-Gesicht schien sich zu verklären und die kleinen Augen glänzten in einem erwärmenden Feuer.

Was Holtei in der Vorlesung des Shakspeare'schen „Coriolan" geleistet — eine Leistung, die in Wien großen Enthusiasmus erregte — nennt er selbst, bescheiden genug, nur einen schwachen Nachhall von Schall's Meisterschaft.

Als Schauspieler in Breslau durchgefallen, verband sich Holtei, den das unruhige Blut immer wieder zu abenteuerlichen Fahrten trieb, mit seinem Freunde Julius Rahom, welcher sentimentale Lieder auf ergötzliche vorzutragen wußte, und zog mit ihm, öffentliche Vorstellungen auf Gesang und Declamation gebend, im Lande umher, nicht ohne Beifall und Publicum zu finden. Später wurden Beide durch die Verhältnisse getrennt; Holtei trat bei einer vagabundirenden Schauspielergesellschaft auf oder gab Declamationen auf eigne Faust, unter Anderm in Quedlinburg, wo er nur ein Billet absetzte und das Publicum daher aus Solchen bestand, denen Holtei freies Entrée gewährt hatte. Es war der göttliche Leichtsinn der Jugend, der in Holtei sprudelte, und er selbst feiert diesen jugendlichen Leichtsinn mit den schönen Worten:

Man klagt den Leichtsinn an. Der Leichtsinn des reifen Alters wird zum Verbrechen. Der Leichtsinn rüstiger Jugend hat etwas Großes, Herrliches. Er ist der Sieg der Idee über die Verhältnisse; er ist Triumph der Wahrheit über Heuchelei und Lüge.

Mit dem Tode seiner Pflegemutter, Holtei's endlich errungener Selbständigkeit und seiner Verheirathung mit Luise Rogée schließt der dritte vielfach bewegte Band.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 161. —— 10. Juni 1845.

Karl von Holtei und die deutsche Bühne.

(Fortsetzung aus Nr. 160.)

Der vierte Band enthält sehr viel Ballast. Der Verf. gesteht selbst, daß seine nächsten und besten Freunde ihn der Geschwätzigkeit beschuldigt hätten; er bemüht sich auch, hier und da nur andeutungsweise zu verfahren, obschon bloße Andeutungen in Memoiren überhaupt nicht zuzulassen oder wenigstens nutz- und zwecklos sind; Vieles dagegen, was nur für Holtei speciell, aber nicht für ein größeres Publicum, wenigstens nicht mehr für das Publicum vom J. 1845 von Interesse ist, wird mit einer gar zu ermüdenden Ausführlichkeit erzählt, und nicht selten treten Personen in den Vordergrund, die als Gesellschaftsmenschen sehr lieb und anmuthig gewesen sein mögen, für uns und die Literatur aber vollkommen gleichgültige Personen sind. Nichtsdestoweniger behauptet auch dieser Band seinen Werth und zwar hauptsächlich durch die Darstellung der deutschen Thea- ermisère in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts, wo das Theater alle übrigen Interessen verschlang. Diese Region verliert sich hier und da in einen wirklichen Mo- ast, und leider steckte Hr. v. Holtei mitten darin. Seine Beschuldigungen, womit er das Theaterwesen in Deutsch- ınd überhäuft, sind zwar zum Theil überaus schlagend, ber sie verlieren an Eindruck und Gewicht in Erwä- ung der wenig erheblichen Dienste, welche Holtei, bei ller ihm zu Gebote stehenden Gelegenheit, dem deut- hen Theater geleistet hat, und nur zu oft scheint per- nliche Gereiztheit und Verbitterung ihm die Galle ge- efert zu haben, in die er seine Feder taucht. Wenn ıan den Geschmack unsers Publicums und die Stel- ıng des deutschen Theaters zur Gesellschaft recht erwägt, fühlt man sich freilich gedrängt, allen zu hohen und ealen Ansprüchen zu entsagen, aber es fragt sich, ob cht die Holtei'-Iffland'sche Ansicht, daß das bürger- he Drama der Kern der deutschen dramatischen Poesie , wovon nur ein ganz kleiner Schritt zu der gering- zigsten Bühnentendenz ist, viel, ja das Meiste dazu trug, dem Theater alle ästhetische Glorie und den tischen Nachschimmer aus der Zeit unserer classischen eister zu rauben.

Holtei ist selbst zu offenherzig und legt auf Wahr- tsliebe und Aufrichtigkeit einen zu großen Werth, als daß er von seinen Beurtheilern statt der unumwundensten Aufrichtigkeit nur Complimente, Beschönigungen und Huldigungen erwarten dürfte. Mit dem Maßstabe, womit man Andere mißt, möge man sich auch selbst wieder messen. Dies ist der ganz natürliche Gang, den die kritische Gerechtigkeit einzuschlagen hat. Ich will hier nun nicht von den dramatischen Productionen Holtei's sprechen, obschon sie, wie Holtei jetzt wol selbst zugeben wird, zwar nicht unverdienstlich, doch keineswegs der Art waren, ein tüchtiges dauerndes Repertoire zu bilden und der deutschen Bühne einen neuen gesunden Nahrungsstoff zuzuführen. Das deutsche Liederspiel hat er mit manchem schätzbaren Beitrag vermehrt, aber wo er einen höhern Anlauf nimmt, schlägt das ihn drängende Übermaß des Gefühls leicht in eine krankhafte, allzu weichliche Sentimentalität um, welcher nirgend ein kräftiger Contrast das nothwendige Gegengewicht bietet. Holtei klagt sich häufig selbst einer weichlichen Trägheit an, und es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß er, dem es weder an Talent und poetischer Fähigkeit noch an bühnlicher Praxis fehlte, bei größerm Fleiß das Repertoire des deutschen Theaters mit dauerhaftern Stücken bereichert haben würde. Als Producent hat also Holtei keinen nachhaltigen Einfluß auf die deutsche Bühne geäußert, obschon er, wie Alle, welche mit ihm und neben ihm zu dem babylonischen Thurm des deutschen Theaters Material lieferten und die allgemeine Verwirrung der deutschen Theatersprache zum unverständlichsten Gemisch steigern halfen, mit einiger vornehmen Geringschätzung auf die dramatischen Dichter der Gegenwart, auf Gutzkow, Laube, Mosen u. A. herabsehen mag, denen doch Niemand, der Vergleiche zu ziehen im Stande ist, ein höheres literarisches Bewußtsein abstreiten wird.

Wie aber war Holtei's praktisches Verhältniß zur Bühne, nach welchen Principien griff er in ihre Leitung ein? Holtei hatte gar kein Princip, er dilettirte und experimentirte nur, wie man aus seinen Selbstbekenntnissen deutlich erkennen kann. Wie gering er von der Bühne dachte, ergibt sich schon aus dem Umstande, daß er der breslauer Bühne durch die Vorstellungen einer Kunstreiterbande aufzuhelfen gesonnen war. Er ersann zu diesem Zwecke Pantomimen, welche namentlich einer Kunstreiterin, mit der er, obgleich verheirathet, ein ro-

mantisches Verhältniß unterhielt, Gelegenheit geben sollten, sich in ihrer „fast über allen Ausdruck edeln und erhabenen Gestalt und Haltung“ zu zeigen. Hierüber zerfiel er mit den Mitgliedern der breslauer Bühne, die wie es mir scheint mit Recht zu diesen Pferdedarstellungen ihre Mitwirkung verweigerten. Holtei tobt auch jetzt noch arg gegen diese rebellischen Schauspieler, die, mögen sie auch zum größern Theile mittelmäßig gewesen sein, doch diese unwürdige Einmischung fremdartiger Elemente nicht dulden wollten. Ich für mein Theil fühle mich sehr gedrängt, in dieser Angelegenheit den breslauer Schauspielern und dem Professor Braniß, der vom ästhetischen Standpunkt aus gegen Holtei schrieb, vollkommen Recht zu geben und in Holtei's Verfahren einen Beweis zu finden, daß er, wenigstens damals, die Bühne von keinem höhern ästhetischen Standpunkte angesehen habe. Daß der Widerstand der Schauspieler bis zum Erbärmlichen ausartete, kann freilich nicht geleugnet werden, wenn man z. B. liest, daß eine breslauer Sängerin erklärte, sie könne in einem zu einem wohlthätigen Zwecke veranstalteten Concerte neben Frau v. Holtei nicht auftreten! Später hat man freilich auf mehr als einem deutschen Theater Kunstreiter, Jongleurs, Springer, sogenannte Herculesse und Herculessinnen und anderes sträfliches Gelichter auftreten lassen, auf denselben Bretern, wo vielleicht am nächstfolgenden Abend die classischen Tasso- oder Wallenstein-Jamben unserer größten dramatischen Dichter gehört werden sollten. Man sieht, daß das Holtei'sche Project doch nicht ohne Nachwirkung vorüberging. So wurde der Mischmasch immer mehr befördert, in den unsere Bühne ausartete und immer mehr noch auszuarten droht; so geschah es, daß der Schauspieler das Bewußtsein seiner Würde verlor, daß er sich selbst verächtlich einen „Gaukler“, das Theater eine „Gauklerbude“ zu nennen gemüßigt fand, während im vorigen Jahrhundert ein wiener Schauspieler den Wahlspruch hatte: „Das Theater ist so heilig als der Altar und die Probe wie die Sacristei.“

Später wurde das Königsstädter Theater in Berlin gegründet. Diese Stiftung war, meiner vollkommensten Ueberzeugung nach, kein Gewinn für Berlin wie für das deutsche Theater und die deutsche dramatische Poesie überhaupt. Man versprach sich davon eine Volksbühne, ohne das gewöhnlichste Naturgesetz für die Entwickelung einer Volksbühne zu kennen, nach welchem sie nicht auf Actien gegründet werden kann, sondern frei aus und mit dem Volke und seinem Bedürfnisse erwachsen muß. In Berlin gibt es Gebildete und Pöbel, aber kein Volk, zwar einen treffenden, oft boshaften Witz, aber keinen Humor. Eine Volksbühne verlangt aber Volk und Humor, keinen Pöbel und keinen boshaften Witz; vielmehr sind letztere ihr durchaus feindselige und verderbliche Elemente, die das junge Pfropfreis vergiften und zerstören müssen. Das Königsstädter Theater hatte von vornherein keine Basis; es griff in der Verlegenheit nach der italienischen Oper, dem französischen Melodrama, der wiener Zauberposse. Der berliner Volkswitz brachte es höchstens zu dem „Eckensteher Nante“, der geradeswegs aus einem berliner Destillationsladen entlaufen zu sein schien und nun auf der Bühne alle die schönen Gefühle auskramte, zu denen das Lieblingsgetränk der berliner Volkshefe allein begeistern kann. Dies ästhetisch betrachtet widerliche Stück mußte, trotz Beckmann's meisterhafter Darstellung, die Bildung beleidigen, obschon die heiligen Hallen der Königsstädter Bühne bei der Darstellung dieser Farce stets und zwar nicht blos vom Pöbel angefüllt waren; ja selbst die zartesten Damen wagten sich in diese dunstige Atmosphäre. Hierzu kam die Uneinigkeit der Verwaltungsmitglieder und der Actionnaire, an denen sich das alte Sprüchwort „Viele Köche verderben den Brei“ erfüllte, wozu Holtei's Memoiren die Acten- und Beweisstücke liefern können.

Berlin hat unter allen deutschen Städten vorzugsweise die Aufgabe, die höhere Intelligenz und ästhetische Bildung zu vertreten. Seine geschichtliche Entwickelung, die Mischung seiner Elemente, seine Stellung zur Zeit fodern es zu dieser Mission auf. Diese classische Richtung soll auch in seinem Theater repräsentirt sein, und es bedarf hierzu keiner „Antigone“, obschon ich die Wiederaufnahme antiker Dramen nicht so entschieden mißbilligen mag als es von Vielen geschehen ist. Das antike Schöne behält immer seinen Werth, und der antike Geist liegt dem deutschen Wesen nicht so fern, daß er uns verwirren und zum Abfall von uns selbst verführen könnte. Vor dem tragischen Schicksal, welches in den Sophokles'schen Dramen waltet, mögen wir uns auch jetzt noch in Demuth und Ehrfurcht beugen. Die Aufführung der „Antigone“, die auch Holtei nicht zulässig findet, obgleich er doch Kunstreiter auf der Bühne auftreten lassen wollte, kann uns sogar lehren, daß uns im Ganzen und Großen ein ganz anderer Geist daraus entgegenweht, als aus den Vorlesungen eines Professors, der uns in die verschiedenen Lesarten und Deutungen einweiht, welche diese oder jene Stelle in der „Antigone“ erfahren hat.

Es gibt zwar jetzt eine weit verbreitete auf das Niveau der Moderne gestellte Bildung, welche vor dem natürlich Großen in sich selbst zusammenschauert, Shakspeare und unsere Classiker unbequem findet, die Productionen eines Taschenspielers und Magikers auf der Bühne eher erträgt als den „Hamlet“ oder „Lear“, eine mittelmäßige Ballettänzerin beklatscht und die „Antigone“ auspfeifen möchte. Allerdings gibt es Einzelne, welche mit ihrer Verehrung alles Classischen gedankenlos coquettiren, aber selbst diese zur Schau getragene bewußtlos lärmende Abgötterei erscheint immer noch rühmlicher und edler als die zur Schau getragene Verachtung alles Classischen. Lustig war es wenigstens, wie man plötzlich die „Antigone“ anpackte und vor den Richterstuhl der Tageskritik schleppte, um der ehrwürdigen Person den Ruin und die Schuld der deutschen Bühne aufzubürden. Unser Theater sieht aber schon so geflickt aus, daß es wahrlich weder schadet noch nützt, wenn man die Rumpelkammer alter Zeiten und Völker nach Lappen und Fetzen durchwühlt, um eine der vielen Blößen, die es sich gibt, mit einigen

Anstand bedecken zu können. Und die „Antigone“ ist doch immer ein Prachtstück gegen die vielen armseligen Fleckchen und Läppchen, mit denen man ihre Blöße seit mehren Decennien behangen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanliteratur.

1. Eine in Allen. Novelle vom Verfasser „Einer Alltagsgeschichte“. Herausgegeben von Johann Ludwig Heiberg. Original-Übersetzung aus dem Dänischen. Glauchau, Cramer. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Das so oft und so mannichfaltig variirte Thema der ersten Liebe ist hier in durchaus eigenthümlicher Weise behandelt. Wir könnten versucht werden, das Buch einen modernen ins Dänische übersetzten Hugh von Trautwangen zu nennen, wenn es sich hier nicht um ein anderes, geistigeres Motiv handelte als in dem Fouqué'schen „Zauberring“. Meistens finden wir in den Romanen das Glück der ersten Liebe von der Jugend nnbegriffen, vom nüchternen Verstande bespöttelt, oder doch als iberflüssig beiseit geschoben, von Gealterten als ein noch immer blühendes Traumbild in der stillen Brust getragen, oft als einen Schatz, der für alle Unbilden des Lebens, für alle begrabenen Hoffnungen Trost gewährt. Überall aber erscheint es, vie alles Schöne und Wahre auf dieser Erde, kaum erkannt nnd besessen, auch schon als Gegenstand der Sehnsucht, denn elbst Spott und Verneinen sind nur irre geleitete Sehnsucht. Die vorliegende Novelle hat sich nun die Aufgabe gestellt, eben iese Sehnsucht nach einem kaum besessenen Glücke in den verhiedenartigsten Verhältnissen darzustellen, selbst in Verirrungen und bedenklichen Abwegen nachzuweisen, indem sie uns inen ältlichen, etwas carikirten Herrn Trollig vorführt, der on einem Privatverhältnisse seiner Jugend zu einer diplomatihen Person den Titel „Legationsrath“ davongetragen hat und ei bedeutendem Vermögen ein fast beständiges Wanderleben ihrt. Seine Bildung gehört jener glänzenden Periode vor er Revolution von 1789 an, die wegen ihres Leichtsinns, rer Frivolität, ihrer Auflösung aller Bande so berüchtigt ist. ine affectirte Sentimentalität stand dem ächten Gefühl zur Seite und gegenüber, wie gegenwärtig eine meistens affectirte älte und Gleichgültigkeit dem rechten Maßhalten. Man beachtete nicht eben mit strengem Auge unzulässige Liebesverndungen; man hielt es mit Tom Jones gegen die Ehre des Rannes, ein Joseph einer Potiphar gegenüber zu sein. Gleichol war jene chevalereske Libertinage in gewisser Weise edler sich selbst eben durch den Schimmer der so oft verkannten, rachteten, belächelten Sentimentalität als das in neuerer eit Mode gewordene Geradezu einer Natürlichkeit, die genau trachtet nur Roheit ist, die, hinter Emancipationsfloskeln h versteckend, die edle Jungfrau und Gattin zur Waare herwürdigt, indem sie dieselben mit den Verächtlichsten ihres eschlechts gleichstellt. Jene Sentimentalität, im Verein mit m nie verhallenden Grundtone im Gefühle des Rechten und uten, war es denn auch, die dem Legationsrath Trollig so anche Verwickelungen bereitete, die er dann stets wieder in bler Weise zu lösen bemüht sein mußte. Wir wollen diese erwickelungen nur kurz, nur in ihrem Beginn und Ausgang deuten. Jenes schon erwähnte Privatverhältniß legt seiner rglichkeit Klara, die erkrankte Tochter des Principals, ein nd von dreizehn Jahren, an die Brust, und Klara ist die Eine in Allen“. Überall sucht, überall sieht er nur sie; er ngt ihr jedes Opfer, aber auch Jenen, die seine Schwäche ihren Reizen bekleidet, und es kann nicht fehlen, daß unter sen Opfern auch das der Ruhe, Kraft und Reinheit der ebe sich findet. In dieser Beziehung ist das bedeutendste und besten behandelte Ereigniß mit der schönen, leidenschaftlichen epha hervorzuheben, die sich ihm in die Arme wirft und it Ruhe, Glück und Leben in den Abgrund schleudert. eses Unheil erfährt er selbst erst in späten Jahren unter Umständen, wo es einem jungen unedlen Manne nothwendig scheint, in ihm einen Verbrecher zu entlarven, und eben dieses Moment führt ihn wieder mit Klara zusammen. Beide sind alt geworden, und Klara war als Tochter, Gattin und Mutter kaum irgend einmal glücklich, immer aber blieb sie rein. Sie hat ihn geliebt, sie hat nie einen Andern geliebt als ihn. Aber in dem Schmerz und Wechsel vieler Jahre ist diese Liebe geläutert zu der Zärtlichkeit einer Schwester. Sie ist von Reue über seine Verirrungen, als deren Ursache sie sich selbst betrachtet, erfüllt; sie hat ihn in ihr Gewissen, in ihre innerste Seele aufgenommen, und mit Recht kann er am Schlusse des Buchs ausrufen: „O glückselig Der, welcher in seinem Alter die Geliebte der Jugend wieder findet als des Friedens Engel!“ Es ist ein charakteristischer Zug voll tiefer Wahrheit, wenn wir hier sehen, wie das Weib wol ein Glück, nicht aber seine Bestimmung, seine heilige Liebe, verfehlt, während der Mann, rastlos nach dem Glücke des Lebens jagend, ein ganzes Leben verliert, eben weil er demselben keine Bestimmung zu geben wußte.

Gegen Anlage und Durchführung der Novelle ließe sich Manches einwenden; indessen wollen wir darüber mit dem Verf. nicht rechten, sondern nur bemerken, daß, wie wir bei mehren dänischen Novellisten wahrnehmen, auch hier der reiche, tiefe Stoff etwas materialistisch behandelt und dann an den positiven Glauben verwiesen wird. Das ist nun ganz gut und löblich, allein offenbar etwas zu wohlfeil und unbefriedigend. Daß ferner hier und da die Darstellung der Personen, ihrer Verhältnisse und Ansichten auf uns Deutsche den Eindruck macht, welchen wir dem Philiströsen beilegen, mag in der dänischen Sprache oder der Übersetzung liegen.

2. Der Mordverdacht. Eine Criminal-Geschichte. Nach dem Englischen von W. A. Lindau. Dresden, Arnold. 1844. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Unter diesem so unheimlichen als anlockenden Titel wird eine jener verwickelten Criminalgeschichten entfaltet, wie wir deren schon manche vom Kanal herüber empfangen haben. Der Erbe bedeutender Güter wird erschossen; ein der Mutter desselben misliebiger Verwandter, dessen Spielsucht das große Vermögen seiner Frau verschleudert hat, tritt in den Besitz. Mehre Personen, zunächst ein junger Deserteur, sind des Mords verdächtig, bis in dem Augenblicke, wo schon das Schuldig über seinem Haupte schwebt, ein neuer Zeuge den jetzigen Gutsbesitzer als Mörder bezeichnet. Zuletzt ergibt sich, daß eben der Unverdächtigste, nämlich der eigene Kammerdiener des Ermordeten, der Thäter war. Mit vielem Geschick sind die Fäden dieses Romans geknüpft und gelöst, sodaß, selbst bei mancher Breite, namentlich in den Dialogpartien, und ungeachtet einiger Wiederholungen, die Spannung des Lesers bis auf die letzten Seiten des Buchs erhalten wird. Es fiel übrigens keinem Menschen ein, die Kugel, welche den Tod gab, näher zu betrachten, wo sich, da sie in kein Pistol, deren einige vorkommen, passen konnte, sogleich ein Beweis für die Unschuld eines Pachtersohnes und des neuen Gutsbesitzers ergeben mußte, und das Verfahren abgekürzt sein würde. Doch wollen wir dieses Übersehen, da in dunkeln Criminalfällen dergleichen Unachtsamkeiten sich wol einmal zutragen, dem Verf. nicht gar hoch anrechnen, vielmehr an diesen Roman eine Betrachtung knüpfen, die sich bei englischen und französischen Romanen oft darbietet. Der vorliegende Roman führt uns in Schlösser, Häuser und Hütten, und stellt uns damit zugleich die verschiedenartigsten Menschen vor Augen. Wo wir aber auch sein mögen, finden wir uns zu Hause, indem wir gestehen müssen: „So ist es und nicht anders!“ Diese Wahrheit der Darstellung ist offenbar die Frucht der Ruhe und Umsicht in Anlage und Entwickelung des Stoffes, zugleich aber auch der genauesten Kenntniß und deshalb klaren Würdigung aller Lebenserscheinungen. Daher die richtige Wahl und Benutzung der einfachsten Mittel; daher kein verfehlter Zweck, denn der Engländer weiß, was er will und verfolgt sein Ziel mit einer Beharrlichkeit, die es ihm nicht erlaubt, von der recht mitten

durch das Leben gehenden Straße abzuschweifen. Nur wo es noth thut, richtet er den Blick darüber hinaus, nicht um ins Blaue zu starren, nicht der schönen Aussicht zu lieb, sondern um nach Wind und Wetter, nach vorüberziehenden Reitern und Wagen zu sehen, ob sie ihn etwa fördern oder hindern. Er hält sich also fest an das Leben, er beherrscht es, und darin eben liegt der Reiz, der den deutschen Leser fesselt. Es ist daher nur bedingt wahr, daß der Deutsche auf Abstraction, auf Wissenschaftlichkeit angewiesen sei; es ist nur wahr in Beziehung auf die Schreibstuben. Das Volk will Gestalt und Leben: wer diese bietet, darf guter Aufnahme sich erfreuen und gewiß um so sicherer, wenn er ein Deutscher ist. Nur muß er seine Reflexionen und Abstractionen verkörpern und es dem Leser überlassen, ob er dergleichen aus dem Dargebotenen zu entwickeln fähig oder geneigt ist.

3. Carmela, oder die Wiedertaufe. Ein Roman von Theodor Mundt. Hanover, Kius. 1844. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unter den verschiedenen Erscheinungen im religiösen Leben hob der Verf. die neuerlich in Berlin auftauchenden Wiedertäufer heraus, verflocht damit einen betrügerischen Abenteurer aus England, die bekannte diebische Gräfin und einige Gestalten und Ideen der Jetztzeit. Diese Dinge sind im Allgemeinen einfach genug zusammen gereiht, gleichwol vermissen wir den eigentlich verbindenden Nerv, der sie, um mit den Revolutionsmännern von 1792 zu reden, zu der „einen und untheilbaren Republik" eines Romans, eines ansprechenden Kunstwerks voll Gestalt, Leben und Bewegung erhöbe. Schon der Titel leidet an Unsicherheit, indem er etwas Anderes erwarten läßt als das Buch gewährt: mag man ihn buchstäblich oder symbolisch nehmen, er findet so oder so keine volle Befriedigung. Carmela ist die Tochter eines Wappenstechers Lorenz, der die Zeichen der Zeit betrügerisch zu seinem Vortheil zu benutzen bemüht ist. Er hat das Leben in einer Strafanstalt schon einmal gründlich kennen lernen, das hindert jedoch nicht, in Berlin eine Wiedertäufergemeinde zu bilden, Geld von derselben zu ziehen, Reden zu halten und die Tochter zu allgemeiner Erbauung tanzen zu lassen. So trifft sie Sylvius, ein junger Arzt, der nicht ohne Gefahr das Glück hat, sie endlich als Lebensgefährtin heimzuführen. „Und du, sagt er zu ihr vor der Leiche ihres Vaters, die du von den unruhigen Ideen dieser Zeit ergriffen und hin und her getrieben wurdest, die du wiedertaufen wolltest die ganze Menschheit auf das Glück, glaube mir, glaube mir, daß die wahre und einzige Wiedertaufe der Zeit und des ganzen Menschengeschlechts die Liebe ist." Da hat also Sylvius erkannt, wie sehr schon der Apostel recht hatte, indem er sagte: „Wenn ich mit Menschen- oder mit Engelzungen redete" u. s. w. Wir hätten gewünscht, diese Idee wäre durch das ganze Buch klarer zur Erscheinung gebracht, wo dann freilich Vieles anders geworden, und wahrscheinlich ein wirklicher Roman gegeben sein würde, weniger in Reflexionen sich ergehend, vielmehr darstellend. Wir Deutschen aber, wird ja von vielen Seiten behauptet, wir Deutschen stehen nun einmal zum Leben wenig anders in Beziehung als durch Ideen, die wir, so gut es gehen will, als Vermittlerinnen benutzen, um nur nicht ganz und gar aus dem Leben wegzufallen. Sind wir nun Romanschriftsteller, so führen uns dergleichen Ideen leicht auf einen Standpunkt, von welchem aus das Leben in romantischer Vogelperspective erscheint. Aus dieser hohen Einsamkeit schimmern dann Romane hervor, die, wie der Buchhändler sagt, nicht gehen wollen, weil — sie nicht stehen können. Das lesebedürftige Publicum greift daher lieber zu Übersetzungen, und wenn englische und französische Verhältnisse ihm auch hier und da manches Fremdartige zeigen, so bieten sie doch häufig Lebenswahrheit, Saft und Blut, Mark und Knochen, die, wie Lessing schon im April 1768 sagte, unserer schönen Literatur noch sehr mangeln, und auch das Fremdartige wird als Bereicherung der Länder- und Völkerkunde gern hingenommen. Die deutschen Romanschriftsteller sollten daher diese Lernbegierde zum Besten des Vaterlandes benutzen. Es ist sehr reich an Leben auch außer dem Theater, dem Boudoir, dem Theezirkel, den Restaurationen und Ideen, von denen die meisten doch nur als Controverse von Pult zu Pult gehen, um wieder einem neuen Einfall Platz zu machen. Dergleichen Dinge sind auch wirklich zu wohlfeil geworden, als daß ein Schriftsteller sie noch aufgreifen sollte, um uns einige gute Gedanken, aber keinen Gedanken zu geben, der überall, wo er nur hervortritt, in, wir möchten sagen, greifbarer Gestalt erscheint, in jedem Worte dramatisch lebt. „Eintretende, welche die verschiedenartigsten Erscheinungen abgaben" — darf kein Roman sagen, denn das versteht sich so lange von selbst, als noch Plautinische Menächmen zu den Seltenheiten im Leben gehören. Wir wollen daher nicht diese Erscheinungen wie eine Eintrittsmarke am Eingang abgegeben wissen, sondern die Eintretenden wirklich sehen. Wir beklagen es so wenig, dem Buch eines ehrenwerthen Schriftstellers einige allgemeine Bemerkungen über das deutsche Romanwesen anreihen zu können, daß wir sie vielmehr als einen vom Buche, welches nach S. 211 das Leben zu einem Kunstwerk erhoben wissen will, gebotenen Gewinn betrachten. Freilich sagen sie nicht eben durchaus Neues, allein wir sind der Ansicht, eben gegenwärtig, wo der Sinn für den deutschen Roman sich lebendiger regt, könne nicht oft und dringend genug darauf hingewiesen werden, daß wir die bisher meistens eingenommenen Standpunkte verlassen müssen, um wahrhaft zu gestalten. Es ist nicht unsere Absicht, dem gegenwärtig von einigen Seiten geltend gemachten Ausspruche unbedingt zu huldigen, nach welchem der Wahrheit und dem Charakteristischen das Schöne untergeordnet sein soll; gleichwol wäre es doch immer als ein erfreuliches Zeichen anzunehmen, wenn dieser Ausspruch unsere Romandichter etwas von der bekannten deutschen Wissenschaftlichkeit abzulenken und vom Pult auf die Gasse zu führen im Stande wäre. Zu der gewöhnlichen Lebenswahrheit fände sich immer schon die poetische, da jene bekanntlich ohne diese nicht zur Erscheinung zu bringen ist; das Charakteristische folgte nothwendig und am Ende bliebe das Schöne nicht mehr auf die Dienstbarkeit eines Adjectivs beschränkt, sondern zeigte sich wieder als Grundbedingung, als Lebenselement aller Kunst, und was Theodor Mundt, wie oben schon angemerkt wurde, S. 224 seines Buchs den Doctor [illegible] als frommen Wunsch niederschreiben läßt, fände dann ihre Erfüllung.

13.

Literarische Notiz.

Geschichte der Burgen und Schlösser in Frankreich.

Es gibt zwar in Frankreich mehre ähnliche Sammlungen wie Gottschalk's „Ritterburgen", aber keine einzige derselben hat sich einer so allgemeinen Verbreitung zu erfreuen gehabt als dieses Werk. Gozlan's „Tourelles de France" ist zu einschichtig angelegt und berücksichtigt zu wenig die eigentlichen pittoresken Partien, und Vatout behandelt in seinem verdienstvollen Werke nur die wirklichen Lustschlösser der Könige. Außerdem mögen noch einige andere Schriftsteller von untergeordnetem Belange sich eine ähnliche Aufgabe gestellt haben wie Gottschalk, aber wie gesagt, es ist keinem einzigen derselben gelungen, eine allgemeinere Theilnahme zu finden. Jetzt macht sich nun ein sehr gewandter und geschmackvoller Erzähler, Alexandre de Lavergne, der in seinen beliebten Novellen ein gefälliges Darstellungstalent bekundet, an die Schilderung und Beschreibung der wichtigsten Schlösser und historischen Ruinen, welche Frankreich aufzuweisen hat. Das Werk, welches wir von ihm zu erwarten haben, führt den Titel „Châteaux et ruines historiques de France" und ist auf 30 Lieferungen berechnet. Man kann sich von diesem Werke eine große Mannichfaltigkeit und einen Reichthum an interessanten Episoden versprechen, denn gewisse Theile von Frankreich, z. B. die Touraine, dieser Garten Frankreichs, und Bearn strotzen von Bauwerken dieser Art, an die zum Theil die romantischsten Erinnerungen geknüpft sind.

11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 162. —— 11. Juni 1845.

Karl von Holtei und die deutsche Bühne.

(Fortsetzung aus Nr. 161.)

Doch ich komme auf die Königsstädter Bühne zurück. Zur Zeit, als sie gegründet wurde, hatte die königliche Bühne noch immer ein nobles Aussehen; der Geist und die Schule Iffland's waren auf ihr würdig vertreten; man sah classische Stücke noch in genügender Vortrefflichkeit; Devrient, das Ehepaar Wolff, Madame Stich, Lemm, Beschort, Wauer, Krüger, Rebenstein und Andere bildeten ein Ensemble, wie man es sich nicht besser wünschen konnte; man besuchte das Theater noch wie einen Tempel der Kunst in geweihter Stimmung; man sprach mit einer gewissen Scheu von der Darstel- ung einer Shakspeare'schen Tragödie, worin Devrient urch seine Meisterschaft die Gemüther hingerissen hatte, on dem classischen Vortrag Goethe'scher Jamben durch ie Stich, durch Lemm und P. A. Wolff. Man muß och einen Abglanz jener Periode erlebt haben, um zu egreifen, daß die Bühne eine höhere als eine der bloßen nterhaltung und Zerstreuung gewidmete Anstalt sein inn, daß ihre Aufgabe wichtig genug ist, um die Besrn und Edlern der Nation zu fesseln. Die Königs- ädter Bühne in ihrer bunten Zusammenhangslosigkeit, ihrem Bestreben, dem niedern Bedürfniß zu schmei- eln, störte die schöne Wirksamkeit der königlichen Bühne. as Interesse wurde gespalten, der Geschmack theilte h in zwei feindliche Lager oder wechselte vielmehr zwi- en beiden rathlos hin und her; aber es fanden sich mer mehr Überläufer, welche das Publicum in der nigsstadt verstärkten, und es zeigte sich deutlich, daß leichter ist, den Geschmack zu verderben als zu ver- ln. Das Behagen am seichten Spaß verträgt sich ht mit der Geschmacksreinheit, welche erfoderlich ist, ein gediegenes Drama genießen zu können. Jeder rliner gewöhnte sich erst seitdem daran, die edelsten drücke, die er erhielt, zu travestiren. Selbst Gutge- te ließen sich durch die Vorspiegelung täuschen, daß an der Königsstädter Bühne ein Volkstheater be- folle, und erkannten ihren Irrthum, als es zu spät Man hatte das Burgtheater und die Leopoldstäd- Bühne zu Wien vor Augen, aber man sah nicht daß hier das Verhältniß ein ganz anderes war und daß jene Theater in naturgemäßer und gegenseitig sich abgrenzender Weise nebeneinander aufwuchsen, während die Königsstädter Bühne als ein Product künstlicher Berechnung, als ein Eindringling in eine abgeschlossene Intelligenz erschien, daß sie nicht Zeit hatte, sich ein Publicum heranzubilden, sondern hauptsächlich auf das Heer von Ueberläufern rechnen mußte, die nun beiden Bühnen abwechselnd dienen wollten und eigentlich keiner treu blieben. Man hätte ohne alle großen Ansprüche, ohne ein umfangreiches kostspieliges Personal allenfalls ein kleines Theater für kleine Stücke, für Vaudevilles und Liederspiele gründen können, aber die Königsstädter Bühne trug von vorn herein die Absicht zur Schau, auch durch große Opern, durch Decorationspracht und Maschinerie mit der königlichen Bühne zu concurriren und es dieser in jeder Hinsicht möglichst gleich zu thun. Trotzdem hat sich die Königsstädter Bühne, wie so Vieles in unserer Zeit, durch allerlei künstliche Mittel äußerlich gehalten; aber die Kräfte, die man auf die Existenz dieser Bühne verwendet hat, gingen der großen Bühne verloren und haben dem Geschmack der Berliner und der Poesie keinen Segen eingetragen. Endlich ist jeder Versuch, ein wirkliches volksthümliches Theater auf einfachern Grundlagen in Berlin zu errichten, seitdem so gut wie unmöglich gemacht.

So lange Holtei's erste Frau, geborene Rogée, Mitglied der königlichen Bühne war, schwärmte er für letztere in einem Grade, daß er selbst gesteht, er sei gegen die neue Königsstädter Bühne mit einer „Parteiwuth" erfüllt gewesen, „die an Verrücktheit grenzte", wie seine urkundlichen Worte lauten. Auch hat es Holtei mit seiner Begeisterung für die königliche Bühne wie mit seiner Abneigung gegen das Königsstädter Theater damals gewiß ehrlich gemeint. Holtei, eine enthusiastische Natur, aber von keinem dauerhaften consequenten Charakter, war stets nur das Geschöpf seiner Umgebungen, bald Schillerianer, bald Goethianer, bald Shakspearianer, bald Tieckianer, und alles Dies bunt durcheinander. Nach dem Tode seiner Frau sehen wir ihn plötzlich als Directionssecretair, Theaterdichter und aushülflichen Regisseur an dem von ihm anfangs so fanatisch gehaßten Königsstädter Theater. Er verwahrt sich bei dieser Gelegenheit mit Eifer gegen den Verdacht einer käuflichen Ueberläuferei. Dies hat indeß nichts zu sagen; wir haben in Deutsch-

land auffallendere Überläufereien als die von einer Bühne zur andern erlebt. Seit diesem Überlauf glaubt Holtei von dem neuen Institut „nicht hoch genug denken zu können". Auch diese innere Wandlung hat für uns nichts Befremdliches, sie ist durchaus in der weichen enthusiastischen Natur Holtei's begründet.

Übrigens wäre Holtei, dem hier das Glück, über dessen Ungunst er sich so häufig beklagt, aufs freundlichste entgegenkam, an dieser Bühne ganz an seiner Stelle gewesen, hätte er es über sich vermocht, seine Zeit mehr zusammenzuhalten und das Theater in der Königsstadt mit Liederspielen und Vaudevilles zu versorgen, eine Gattung, für die er ein so ungemein glückliches Talent besitzt. Aber seine dramatischen Leistungen beschränkten sich auf einige Prologe, Festspiele, umgearbeitete Operntexte, die Posse „Der Kalkbrenner" und das kleine, durch seine hübschen Lieder so populair gewordene Stück „Der alte Feldherr". Letzteres brachte ihm wenigstens die Genugthuung, daß der unvergeßliche Tzschoppe ihn als einen „unruhigen Kopf" bezeichnete, weil er darin einen „Rebellen" gefeiert hätte. Du lieber Himmel, mit welchen Augen man in Deutschland die Weltgeschichte anzusehen beliebt! Für diesen Ausbruch Tzschoppe'scher Loyalität lohnte es sich schon, den „Alten Feldherrn" geschrieben und diesem „Rebellen" Lieder in den Mund gelegt zu haben, die jetzt in Aller Munde und Ohren sind. Das Glück spielt oft seltsam; Holtei ist vielleicht so unsterblich wie Goethe, obschon die Holtei'sche Unsterblichkeit nur auf den beiden bekannten Liedern aus dem „Alten Feldherrn" beruht. Diese Lieder werden wenigstens existiren, so lange Polens Existenz ausgelöscht ist; man wird sie singen, wenn vielleicht Holtei's Name längst vergessen sein dürfte. Von sehr vielen jetzt in Journalen gefeierten Schriftstellern und Dichtern wird nicht einmal so viel übrigbleiben.

Freilich war Holtei gerade damals von seinen auswärtigen Angelegenheiten so sehr in Anspruch genommen, daß er sich mit seinem Ministerium für die innern Angelegenheiten der Königsstädter Bühne viel zu beschäftigen nicht Zeit genug hatte. Er sagt selbst:

> Alle klagten, daß ich meine Zeit nicht besser verwandte, Neuigkeiten für unsere Bühne zu liefern, die bei der beschränkten Concession (warum hatte man aber die Bühne so weitläufig und complicirt angelegt) so nöthig gewesen wären; und Alle trugen dazu bei, mich zu zerstreuen und in den Strudel der berliner Geselligkeit zu ziehen. Mein Leben wurde täglich mehr und mehr ein äußerliches. — Ich schimpfte auf Angely und that doch nichts, ihn beiseite zu schieben.

Holtei theilte dies Loos mit vielen andern Schriftstellern und Poeten, die als renommirte Puppen oder überhaupt ihrer anregenden Intelligenz wegen in gesellschaftlichen Kreisen gern gesehen werden und leicht der Gefahr ausgesetzt sind, im zerstreuenden Wirbel der Geselligkeit unterzugehen. Niemand vergütet ihnen den Verlust ihrer Zeit, die Zersplitterung ihrer Productivität; man hält bei uns die Schriftstellerei und das Dichten für ein bloßes Spiel, höchstens für eine Arbeit, die sich so leicht wieder anknüpfen und fortsetzen läßt wie etwa ein Strumpf, woran irgend eine häusliche Jungfer strickt, den man in jedem Augenblick beiseite legen und in jedem Augenblick wieder beliebig in Arbeit nehmen kann. Hätte man nur ein Bedauern, eine Thräne des Mitleids übrig, wenn ein durch solche gesellschaftliche Zerstreuungen aufgeriebenes Talent zuletzt ganz verliedert! Unter diesen gesellschaftlichen Tendenzen hatte nun namentlich ein mit Unterhaltungsgaben so reichlich ausgestattetes Talent wie Holtei zu leiden. Hierin und in der Reue über so viele verlorene schöne Zeit sind auch die Misstimmungen begründet, denen sich Holtei in seinen Memoiren überläßt. Einen andern Grund zu diesen Misstimmungen gibt Holtei an, wenn er mit großer Offenherzigkeit gesteht:

> Das Härteste, was einem Menschen von Geist und Bildung widerfahren kann, bleibt meines Erachtens die Geringschätzung, die an ihm haftet, wenn er nichts weiter ist und nichts weiter sein will oder kann als der Mann seiner Frau. — Schlimm schon, wenn sie von dem Ertrage ihres Vermögens ihn ernährt, hundertmal schlimmer von dem Ehrensolde ihrer Talente. — Der Gemahl einer Schauspielerin, Sängerin, Tänzerin sein und weiter nichts, dagegen ist ein Drehorgel-Mann, denk' ich, zu beneiden.

Holtei gesteht, daß er oft gewünscht habe, in ärmlichster Behausung ein bloßer Abschreiber und zur maschinenmäßigen Thätigkeit genöthigt zu sein. Es hat regierende Herren gegeben, welche wünschten, sich als Pflüger in Schweiße ihres Angesichts ihr tägliches Brot verdienen zu können. Holtei wünschte mindestens doch ein Abschreiber zu sein. So wenig kann ein Schriftsteller von der Feder lassen!

Einigen Werth legt Holtei indeß darauf, daß er der Direction durch seine Verbindung mit Publicisten und literarischen Organen viel genützt habe. Es fragt sich nur, ob diese journalistische Thätigkeit dem deutschen Theater, der Dramaturgie und der höhern Entwickelung der dramatischen Poesie zu gut gekommen sei, was wir, bei dem kleinlichen und zänkischen Treiben der damaligen Theaterkritik, billig bezweifeln müssen. Vielmehr schreibt sich gerade aus jener Periode die Verfallenheit her, an welcher die Theaterkritik auch noch in unsern Tagen leidet. Ebenso fraglich ist es, ob Holtei auf seinen spätern theatralischen Irrfahrten und als Director des rigaer Theaters etwas die dramatische Poesie Förderndes geleistet habe. Selbst seine Vorlesungen dramatischer Stücke haben wie die Tieck'schen nicht wenig dazu beigetragen, einen guten Theil des Publicums, und zwar dessen gebildeten Kern, der Bühne untreu zu machen und überhaupt Vorlesungen ähnlicher Art, auch wol mit vertheilten Rollen, in Schwung zu bringen, sodaß man in der Meinung, zu Hause Alles besser und reiner zu haben, sich die Mühe des Theaterbesuchs ersparen dürfte. Ich will hiermit dergleichen Privatunterhaltungen an sich nicht tadeln, man kann ihnen sogar manche gute Seite abgewinnen, namentlich erscheinen sie in Deutschland, wo das französische Gesetz geselliger Gleichheit und im Allgemeinen auch der Esprit zu einer ungezwungenen, alle Gesellschaftsmitglieder in Action und Mitem-

pfindung setzenden Conversation fehlt, als ein sehr löbliches und nobles Mittel, der Stimmung einen erhöhten Wärmegrad zu ertheilen; aber ich meine, daß diese Sitte die Theilnahme an der Bühne sehr abgeschwächt hat, indem man, wie es gewöhnlich in Deutschland geht, diese einseitige Unterhaltung zu wichtig und zu pedantisch nahm und sich in den Kopf setzte, ein geübter Vorleser gewähre einen reinern Genuß als ein Verein der tüchtigsten darstellenden Kräfte auf der Bühne. Dem Deutschen wird Alles und Jedes so leicht zur Lection und zur Schulaufgabe, Shakspeare zum Schulbuch und der Shakspeare-Interpret zum Schulmeister, der uns den Besuch der Stunden und unsern Fleiß attestirt.

Trotzdem hat Holtei das Seinige für die deutsche Bühne geleistet und zwar in diesen Memoiren selbst, welche schätzbare dramaturgische Bemerkungen, namentlich aber dankenswerthe Beiträge zur Kenntniß des deutschen Theaterelends vor und hinter den Coulissen ententhalten. Die Holtei'schen Offenbarungen über eine gewisse Periode des breslauer Theaters wie der beiden berliner Bühnen hier auszugsweise mitzutheilen, würde unzweifelhaft zu weit führen; dagegen mögen einige Betrachtungen, welche Holtei über die deutsche Bühne anstellt, mitgetheilt sein. Das letzte Drittel des vierten Bands beschäftigt sich mit Paris, welchem Holtei einen Besuch abstattete, und vorzugsweise mit den pariser Theatern, denen er seine besondere Aufmersamkeit schenkte. Bei dieser Gelegenheit macht sich der Ärger Holtei's über die heimischen Theaterverhältnisse folgendermaßen Luft:

Es muß auch einem königlichen Hoftheater erlaubt sein, jede Nachlässigkeit, jedes Versehen der Schauspieler mit furchtbarer, unerbittlicher Gewalt im Augenblick und auf frischer That zu bestrafen, und welches so seine Schauspieler erzieht. — In Frankreich zischt und pfeift man den beliebtesten Schauspieler aus, wenn er sich zweimal in einer Rolle verspricht. Aber unsere deutschen Hofschauspieler! — —

In Paris hängt es nicht von der Laune der Direction oder eines unartigen Häufleins im Parterre ab, den Stab zu brechen, sondern der Dichter begehrt seine drei Vorstellungen und das Publicum hat Zeit und Raum, sein Urtheil festzustellen und abzugeben. Die Schauspieler müssen dem Dichter gehorchen, und wehe ihnen, wenn sie sich weigern.

Was ist das für eine Noth, ehe sich einmal ein neues Werk (ich meine unserer Besten) durch alle Hindernisse, durch Hofrücksichten, durch Censurbedenken, die überall verschieden und nur in ihrer Spießbürgerlichkeit sich ähnlich sind, Bahn bricht!

Und unsere besten Schauspieler reisen herum und stören mit ihren Gastrollen die Repertoires und spielen im besten Falle ihre Solis ab, als Virtuosen, und lassen sich von Schriftstellern die Cour machen (warum geben sich die Schriftsteller dazu her?), um ein Versprechen zu geben, daß sie künftig einmal versprechen wollen, dies oder jenes Stück herumzubringen. (Natürlich um für ihre Gastdarstellungen einen wohlwollenden Recensenten zu haben, den man mit schönen Redensarten ködert, um ihn an der Angel sich blutig zappeln zu lassen.)

Und die Hauptfragen der Zeit dürfen wir gar nicht berühren; denn was dort gestattet sein könnte, wäre da verboten, und was hier begeisterte, möchte dort verletzen, und wenn Braunschweig jubelte, könnte Nassau die Achsel zucken! — Laßt mich ungeschoren! Und wer **Freude am Theater** finden will, der reise nach Paris!

Dies Alles ist nun zwar ganz und gar nicht geistreich noch in wohlgesetzten und gut stilisirten Worten ausgedrückt, aber es hat das höhere Verdienst, wahr zu sein. Mit Recht hält er sich auch über die neuen „jede feinere Intention verschlingenden, das deutsche Schauspiel zerstörenden großen Schauspielhäuser" auf, und setzt hinzu: „Ehe wir nicht wieder kleinere Säle bekommen, wird all das Geschrei nach besserm Theatertreiben vergeblich sein." Es wird überhaupt vergeblich sein; im Gegentheil, man thut sich jetzt, und nicht blos beim Theater, etwas darauf zu gut, den billigsten Wünschen und Bittschriften nicht entgegenzukommen und allgemein gefühlte Mängel mit aller Kraft beizubehalten, um an einem wenig zu beneidenden Beispiel seine eigene Machtfülle, den Bittenden und Wünschenden aber ihre Ohnmacht darzuthun.

(Der Beschluß folgt.)

Die Märtyrer der Wissenschaft.

Freunde der Wissenschaft werden folgendes zu London erschienene Büchlein: „The martyrs of science; or the lives of Galilei, Tycho Brahe, and Kepler", von David Brewster, ihrer besondern Aufmerksamkeit werth finden. Diese drei Männer nehmen zwischen Kopernicus und Newton in den Annalen der Astronomie den ausgezeichnetsten Platz ein. Durch Erklärung der Phänomene von den Bewegungen der Planeten nach der Hypothese von der Unbeweglichkeit der Sonne und der doppelten Bewegung der Erde hatte Kopernicus den ersten Schritt zu der wahren Theorie des Weltalls gethan; aber er hatte die Excentricitäten und Nebenkreise (Epicykeln) des alten Glaubens nicht verworfen und das allgemein angenommene Dogma des Alterthums — die einförmige Bewegung in kreisförmigen Bahnen — blieb unangefochten. Um einen Schritt über den Punkt, zu dem Kopernicus gekommen war, zu thun, waren genauere Beobachtungen und deutlichere Begriffe von den Gesetzen der Bewegung nothwendig. Tycho Brahe brachte diese Beobachtungen zu Stande. Kepler forschte mit unendlichem Fleiß und Scharfsinn ihren Consequenzen nach und bewies aus denselben, daß die Bahnen der Planeten nicht kreisförmig, sondern elliptisch sind und daß die Bewegungen nicht einförmig sind, obgleich durch ein wegen seiner Einfachheit und Schönheit merkwürdiges Gesetz geregelt. Galilei richtete das Fernrohr gegen den Himmel, bekräftigte die Lehre des Kopernicus durch neue Beweise und bereitete durch Entdeckung der Gesetze der Bewegung den Weg für Newton's dynamische Theorien. Zu diesem Fortschritt von der formalen zu der physikalischen Astronomie trugen die genannten Männer fast allein bei; daher faßt die Geschichte ihrer Arbeiten die der Wissenschaft selbst in sich während einer der interessantesten Perioden ihres Vorwärtsschreitens. Aber wenn diese drei Individuen wegen ihrer Verdienste um die Astronomie vorzüglich ausgezeichnet sind, so sind sie auch nicht weniger merkwürdig durch ihre intellectuellen Eigenschaften und ihre Schicksale. Sie lebten in einem Zeitalter von ungewöhnlicher geistiger Thätigkeit, wo Europa aus tausendjähriger Erstarrung aufwachte. Zuerst in der chronologischen Ordnung kommt Tycho — der Prototyp eines Zeitalters im Zustande des Übergangs von Unwissenheit und Barbarei zur Kenntniß und Verfeinerung —, sich der Astronomie und der Astrologie, der Chemie und der Alchemie mit gleichem Eifer weihend, und in dessen Charakter Religion und Superstition, große Ansichten und verächtliche Leichtgläubigkeit sonderbar gemischt waren. Nächst ihm folgt Kepler, auch Astrolog, der aber, indem er diese Kunst übte, über ihre Eitelkeit und Werthlosigkeit spottete. Er gab sich den wildesten Träumereien in Bezug auf die Gesetze der planetarischen Bewegungen hin, unterwarf aber alle seine

Phantasien der Probe des strengsten Calculs; er widerlegte seine eigenen Hypothesen, wenn er sie mit der Beobachtung unvereinbar fand, mit ebenso viel Geduld und Wohlgefallen als Andere anzuwenden pflegen, um die wichtigsten Theorien festzustellen; er speculirte so scharfsinnig über die Anziehungskraft, daß er Newton fast zuvorkam, stellte aber zugleich den Glauben auf, daß die Erdkugel ein ungeheures Thier sei und daß die Ebbe und Flut dadurch hervorgebracht werde, daß es Wasser durch seine Lippen ausspeit! Zuletzt kommt der ausgebildete und höfische Galilei an die Reihe: ein Polemiker, ein Schönredner und ein Weltmann; er behandelte die von der Kirche behaupteten physischen Dogmen mit Spott und Hohn und lebte doch auf dem Fuß vertrauter Freundschaft mit deren Würdeträgern; er stellte das wahre Weltsystem mit überwältigender Kraft des Beweises fest und widerrief seine Lehren aus Unterwürfigkeit gegen die geistliche Gewalt. Solche markirte Charaktere würden unter allen Umständen interessante Gegenstände biographischer Skizzen darbieten, aber im gegenwärtigen Fall wird das Interesse durch die Lebensverhältnisse und die Stellung der drei berühmten Männer der Wissenschaft sehr erhöht. Galilei's Verfolgung von der katholischen Kirche, weil er Lehren vertheidigte, die jetzt als die ausgemachtesten Wahrheiten in Physik und Astronomie betrachtet werden; die wirklichen oder eingebildeten Injurien, welche Tycho Brahe nöthigten, seine Sternwarte zu verlassen und sich selbst aus seinem Vaterlande zu verbannen; die Entbehrungen, die Armuth und Noth Kepler's, dessen Schicksal es war, den einen Tag den Gesetzen des Weltalls nachzuforschen und den nächsten Nativitäten zu stellen, um seinen Kindern Brot zu verschaffen: — diese Umstände, mit einem Wort, berechtigen sie, als Märtyrer der Wissenschaft betrachtet zu werden. Auch hat David Brewster in seiner hier erwähnten kurzen aber interessanten Denkschrift die Aufmerksamkeit seiner Leser mehr auf die persönliche als auf die wissenschaftliche Geschichte derselben gerichtet; denn obgleich er ihre Verdienste um die Wissenschaft deutlich an den Tag gelegt und im Ganzen genau abgeschätzt hat, so hat er doch nicht lange bei ihnen verweilt. Das vornehmste Interesse leitet das Buch aus den lebendigen Schilderungen her von den Charakteren der Männer, deren Arbeiten einen so bedeutenden Raum in der Geschichte der Wissenschaft einnehmen und deren Bemühungen, die Welt aufzuklären, von so vielen persönlichen Opfern begleitet waren. Es ist in einem angenehmen Stil geschrieben und reich an Zügen edler Gefühle und großmüthiger Sympathie; und was als Hauptverdienst in einem populairen Werk betrachtet werden kann, es stellt die Wissenschaft und ihre Bestrebungen unter einem anziehenden und würdigen Gesichtspunkte dar. 31.

Der Königssohn von C. Pabst. Münster, Wundermann. 1843. 8. 15 Ngr.

Dies Buch gehört in die Classe derer, die nach Recepten angefertigt werden. Man nehme ein Quantum blinden, d. h. unmotivirten Zufall, eine Dosis Verrätherei und Treulosigkeit, eine Portion Räuberhöhlenscenen und Kinderraub, einige Masken von Bösewichtern und ein Paar grausame, unschuldig scheinende Weiber: so entwickelt sich aus diesen Substanzen ein Ganzes, das in Leihbibliotheken unter dem Namen „ein schönes Buch" viel verlangt wird. Ein schönes Buch im Sinn der Leihbibliothekenleser ist das vorbezeichnete freilich noch nicht einmal, weil es nicht groß genug ist; es ist eigentlich nur ein Heft von 148 Seiten kleinstes Octav. Aber wenn der Hr. Verf. die Muster von Spieß, Cramer und Consorten fleißig studirt, so wird er mit der Zeit noch bändereiche Werke fabriciren lernen, die den Namen „ein schönes Buch" vollkommen verdienen werden. 25.

Bibliographie.

Auerbach, J. L., Das Verständniß der Zeit. Predigt am 12. April 1845 in dem deutsch-israelitischen Tempel zu Leipzig, Fritzsche. 8. 3 Ngr.

Beit, F., Über die Preis-Differenz des in der Hamburger Bank ein- und ausgehenden Silbers. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Bewegungen unserer Zeit auf dem Gebiete der evangelischen und katholischen Kirche. Nebst einem offenen Worte, gerichtet an Hrn. Joh. Sporschil, von M. A. Leipzig, Einhorn's Verlagsexpedition. 8. 12 Ngr.

Bock, C. W., Die ältesten Bewohner Ägyptens, von denen die Geschichte uns Nachricht gibt, deren Sprache und Hauptgottheiten; nebst der Analysis und Erklärung vierzig der wichtigsten altägyptischen Wörter; namentlich der Wörter Ägypten, Nil, Pharao, Labyrinth (Pyramide), Thuoti, Obelisk, Osiris, Isis, Serapis u. s. w., und einiger Hieroglyphen. Berlin, Asher und Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Campanella, Fliegende Blätter gegen die Jesuiten. III. Die geheimen Instructionen der Jesuiten. Berlin, Springer. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Elsner, Die reformirte Kirche. Ein Denkstein. Marienwerder, Baumann. 8. 5 Ngr.

Geisler, A., Die Entstehung der Liegnitzer christkatholischen Gemeinde und ihr erster öffentlicher Gottesdienst am 24. März 1845. Liegnitz, Strempel. 8. 4 Ngr.

Hoppe, R. L., Geschichte der Stadt Hannover. Hannover, Helwing. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Liebetrut gegen Ruland. Von einem katholischen Laien. Berlin, Eyssenhardt. 8. 4 Ngr.

Maron, H., Der religiöse Fortschritt unserer Zeit mit Beziehung der von Ronge und Czerski beregten Streitpunkte. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Noack, L., Der Religionsbegriff Hegel's. Ein Beitrag zur Kritik der Hegel'schen Religionsphilosophie. Darmstadt, Leske. 8. 10 Ngr.

Orsbach, J. v., Leben der heiligen Clara, der ersten Clarissen-Äbtissin. (1193—1253.) Aachen, Cremer. 1844. 12. $8\frac{3}{4}$ Ngr.

Pfaff, J. L., Den neuen deutsch-katholischen Gemeinden und ihren Führern Czerski und Ronge. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 2 Ngr.

Stahr, A., Theodor von Kobbe. Ein Denkstein. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. $11\frac{1}{4}$ Ngr.

Stern, S., Die gegenwärtige Bewegung im Judenthum, ihre Berechtigung und ihre Bedeutung. Berlin, Klemann. Kl. 8. 4 Ngr.

Weerth, C., Der Haushalt der Natur; mit vorzugsweiser Berücksichtigung der Stellung des Menschen in demselben. Lemgo, Meyer. 8. 1 Thlr.

Welter, A. K., Die Jagdgerechtigkeit gegenüber dem Grundbesitz in Westphalen, mit Rücksicht auf die Jagdtheilung. Münster, Theissing. Gr. 8. $17\frac{1}{2}$ Ngr.

Wessenberg, J. H. v., Die Parabeln und Gleichnisse des Herrn vom Reiche Gottes. Ein Volksbuch für alle Zeiten. 2te verbesserte Auflage. St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 8. 10 Ngr.

Wie den armen Waisen geholfen, dem Proletariat vorgebeugt werden kann. Eine ehrerbietige Vorstellung zunächst an die Väter und Vertreter der Stadt Berlin. Zum Andenken Pestalozzi's. Berlin, Bethge. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Willkomm, E., Weiße Sclaven oder die Leiden des Volkes. Ein Roman. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Die junge Wittwe in Norrland. Erzählung aus dem Schwedischen von der Verfasserin der Schwestern von E. Eichel. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 163. —— 12. Juni 1845.

Karl von Holtei und die deutsche Bühne.

(Beschluß aus Nr. 162.)

Obgleich ich mir in diesem Referat die Stellung Holtei's zur deutschen Bühne zum Hauptaugenmerk gemacht habe, kann ich doch nicht unterlassen, auf Einiges hinzudeuten, was gerade nicht in dieses specielle Capitel gehört. Zuvörderst kann man an einigen hier mitgetheilten Skandalgeschichten lernen, wie sehr sich die deutschen Schriftsteller zu jener Zeit wie auch später bemühten, ihren Stand herabzuwürdigen und sich an dem Pranger der öffentlichen Schande muthwillig selbst auszustellen. Besonders knüpft sich dieses Skandalwesen an den Namen Karl Schall, von dem Hr. v. Holtei troz aller Freundschaft und Hochachtung Geschichten aufdeckt, über die er besser den Mantel der christlichen Liebe hätte breiten sollen. Auf der andern Seite kann man freilich wieder nicht begreifen, wie Karl Schall, troz seiner Virtuosität als Vorleser, überhaupt dazu kommt, so in den Vordergrund gestellt zu werden. Dem Andenken seiner Freunde mag sein Name freilich „theuer und kostbar" sein, aber der Literatur und der Menschheit dürfte es ziemlich gleichgültig erscheinen, ob ein Karl Schall existirt hat oder nicht. Wenigstens gibt es Leute, an welche sich die Literaturgeschichte nur ungern erinnern lassen mag. Schall's Theater- und Recensentenskandale sind freilich in einiger Hinsicht interessant, indem sie beweisen, bis zu welcher Degradation das Verhältniß zwischen der Schauspielerei und der Theaterkritik in Deutschland erniedrigt werden kann. Schon in Breslau hatte Schall einem Regisseur in einer Recension vorgeworfen, daß dieser sich allzu sehr vor den Gardinenpredigten seiner Gattin fürchte, worüber der Regisseur so zornig wurde, daß er seinem Beleidiger auf dessen Zimmer einen Besuch abstattete. Der Regisseur behauptete nun öffentlich: er habe Schall, um das malerischste und bezeichnendste Wort zu wählen, durchgeprügelt, während Schall wiederum öffentlich behauptete, er habe sich des Angriffs glücklich erwehrt. Steffens, in der Aufwallung eines sentimentalen Enthusiasmus, warf sich dafür Schall an die Brust und versicherte ihn seines philosophischen Schutzes. Einen andern Skandal hatte Schall später in Berlin mit Saphir, worauf die Komödie einer Foderung erfolgte. Abermals legte sich die deutsche Philosophie in Gestalt des ehrwürdigen Hegel zwischen beide Kampfhähne und bewog den heldenmüthigen Schall, an Saphir einen Entschuldigungsbrief zu schreiben. Auf die richtige Bemerkung: man werde an seiner Courage zweifeln, erwiderte der ritterliche Karl Schall: „Wer das thut, daß ich es höre, dem schlage ich hinter die Ohren!" eine in Deutschland leider sehr gewöhnliche und dieses literarischen Falstaff's durchaus würdige Drohung.

Mit demselben Karl Schall wandte sich Holtei, wie er mit einer etwas befremdlichen Offenherzigkeit selbst gesteht, nachdem die Sontag Berlin verlassen, „andern Göttern zu, d. h. besuchte Häuser, die jetzt aus belebten Gegenden in versteckte Winkel verlegt zu Spelunken des schmuzigsten Jammers wurden." So machte er auch in Paris Studien bei einer gewissen Mädchenclasse und vernahm dann oft mit Erstaunen, wie lebhaft auch diese Geschöpfe von politischen Interessen und Fragen berührt und ergriffen waren und wie entschieden sie für oder gegen diese oder jene politische Notabilität Partei nahmen. Diese Mädchen hielten auch die Östreicher, worunter sie überhaupt die Deutschen verstanden, für brav, die Preußen aber für kosackisch. Die deutschen vornehmen Frauen sind in der auswärtigen Geographie freilich etwas besser, dagegen in den höhern Regionen der Vaterlandsliebe und Vaterlandskenntniß lange nicht so gut orientirt als diese an der Leiter der menschlichen Verhältnisse die unterste Sprosse einnehmenden Französinnen. Vaterland, Politik! wie selten geräth man selbst mit der geistreichsten deutschen Frau auf dies dem menschlichen Interesse so nahe liegende Capitel! Holtei legte sich auch eine petite femme, die frühere entretenue eines alten reichen deutschen Juden, zu. Sie war ihm eine gehorsame Magd, eine heitere Gesellschafterin, eine anmuthige Lehrerin, eine aufmerksame Schülerin, liebte ihn, wie Holtei sagt, aus purer Uneigennützigkeit, und es hätte nicht viel gefehlt, so würde Holtei seine petite femme nach Deutschland und zu den „kosackischen Preußen" mit herübergenommen haben. Überhaupt weiht Holtei mit der merkwürdigsten und ungenirtesten Gelassenheit seine Leser in seine zartesten Geheimnisse und intimsten Verhältnisse ein. Hier ist aber der Biograph im Unrecht, hier würde der Romandichter in sein Recht treten, oder Holtei müßte die künstlerische Grazie besitzen, welche

Goethe in ähnlichen Partien seiner Selbstbekenntnisse entwickelte. In diesen Episoden fehlt die warnende Stimme, welche sich sonst durch Holtei's Memoiren hindurchzieht. In seinem Verhalten zum Weibe bietet auch der vernünftigste Mann so leicht seine verwundbare Achillesferse dar, hier ist der Fleck, wo auch der stich- und kugelfesteste Held sterblich erscheint. Die kühlsten Vernunftschlüsse, mit denen sich der angebliche Held selbst ins Gewissen redet, die Aufwallungen von Spott und Ironie, womit er sich in seinen eigenen Augen lächerlich zu machen sucht, bringen seine Ohnmacht nur um so deutlicher zu Tage, und hierin ist auch wol der Grund zu suchen, warum die Männer in den von Weibern geschriebenen Romanen stets so schwach und nebulistisch, charakterlos und selbst albern erscheinen.

Noch erwähne ich seine Begegnung mit dem Maler Gérard in Paris, dem er als berliner Theaterdichter vorgestellt wurde, worauf Gérard fragte: ob Holtei eigene Stücke schreibe oder bloßer Übersetzer sei? Gewiß ein schlagender Beweis für den Miscredit, in welchen unsere dramatischen Originaldichter durch die Hundswuth der Deutschen zu übersetzen und ausländische Stücke zu verarbeiten leider gebracht worden sind. Eine persönliche durch seine Stellung zu der Königsstädter Bühne veranlaßte Begegnung mit dem verstorbenen Könige von Preußen gibt Holtei zu der Bemerkung Gelegenheit, daß in gewissen Schriften über Friedrich Wilhelm III. die Wohlgefälligkeit des Erzählers zu deutlich hervortrete und die ungleich interessantere Persönlichkeit des Königs durch die Persönlichkeit des Verfassers verdrängt werde; solche lange, wohlgestellte, salbungsreiche Kanzelreden könne der verstorbene König nicht gehalten haben. Merkwürdig! Holtei besuchte auf einer Durchreise durch Weimar den alten Goethe und scheint vor diesem König der deutschen Dichter innerlich mehr Angst empfunden zu haben als vor dem Könige der Preußen. Holtei hatte ja so viel von der abweisenden Kälte gehört, mit der Goethe so manchen vorschnellen Besuchenden eingeschüchtert und so manchen sonst arroganten Schwätzer in einen kleinlauten und verlegenen dummen Jungen umgewandelt hatte, womit ihm auch ganz Recht geschah. Goethe hatte etwas Anderes und Besseres zu thun als jedem naseweisen Schnüffler, der an ihn empfohlen war, sein Inneres preiszugeben. Goethe blieb auch gegen den ihn besuchenden Holtei kalt und vornehm, so lange dieser sich Mühe gab geistreich zu sein, bis eine Wendung des Gesprächs ihm Anlaß gab, sich seiner großen Verlegenheit zu entreißen und die echt Holtei'sche naive Liebenswürdigkeit an den Tag treten zu lassen. Goethe wurde ihm nun gnädig und lud ihn sogar zu Tisch. Später besuchte Holtei den alten Dichter in seinem kleinen Gartenhäuschen am Park, wo er noch zugänglicher und milder erschien. Goethe that hier die Äußerung:

Wir haben in diesem Gartenhäuschen tüchtige Jahre verlebt, und weil es denn mit uns sich auch dem Abschlusse nähert, so mag sich die Schlange in den Schwanz beißen, damit es ende, wo es begonnen.

Diese Äußerung erregte in Weimar überall, wo Holtei sie mittheilte, einige Aufmerksamkeit, da Goethe sonst in dem Rufe stand, dergleichen Anspielungen zu vermeiden; Holtei dagegen behauptet, daß Goethe oft und absichtlich auf das Unvermeidliche gekommen sei und bemerkt bei dieser Gelegenheit treffend:

Auch ein regierender Fürst muß manchmal entgelten, was nicht seine eigene Engherzigkeit, sondern lediglich rücksichtsvolle Parteilichkeit Derer verschuldet, die mit ihm umgehen dürfen.

Um Holtei noch einige Freunde zu gewinnen, führe ich folgende schöne Stelle über Schiller, dessen Antagonist Holtei früher gewesen, aus dem vorliegenden Buche wörtlich an:

Wenn man in die Jünglingsjahre tritt, wenn Geist und Herz ihren Frühling feiern und der Lenz des erwachenden seiner selbst bewußt werdenden Lebens über uns kommt, da saugen wir mit gieriger Brust Schiller's Blütenmai in uns und schwören bei seinem Namen. Dann tritt der Ernst des Daseins ein, der Jüngling reift zum Manne, und er fühlt sich stolz in dem Gedanken, von der Wonne seiner Jugend abgewendet vergessen zu können, was ihn entzückte. Auch seinen geliebten Schiller will er von sich weisen. Er wähnt ihm entwachsen zu sein, und was strenge Kritik ihm nur darbieten mochte, rafft er zusammen gegen die „Reflectionspoesie", gegen die „ideale und philosophirende Richtung", gegen die „Subjectivität" Schiller's. Und so entschillert er sich. So geht er keck und kühn weiter, undankbar gegen den Jugendfreund, den er nicht mehr zu brauchen glaubt. Aber das Leben hält ihm nicht, was es versprochen. Ekel, flach, schal und unersprießlich scheint ihm das Treiben dieser Welt. Alte verklungene Träume tauchen auf; die Sehnsucht nach vergangenem Glück wird zum Bedürfniß. Du wendest den Blick hinter dich — und siehe, da steht auch dein Schiller, dem du dich entwachsen wähntest; da steht er mit seinen duftigen Rosen, seinen blühenden Myrthenkränzen, seinem frisch grünenden Eichenlaub. Er ist es noch, er ist noch unverändert der heilige reine Sänger. Und du beugst in Demuth dein ergrauendes Haupt, daß er noch einmal dein Haar schmücke, wie er es vor dreißig Jahren that.

Aus dieser Autobiographie erkennt man übrigens, daß Holtei ganz Das geworden und geblieben ist, was angeborenes Temperament, Erziehung, Zeitverhältnisse und nächste Umgebungen zu sein ihn nöthigten. Es gibt zwar keinen Menschen, der nicht stolz genug wäre, sein Glück allein der eigenen Kraft beizumessen, aber auch Keinen, der, was ihm mislang und was er verfehlte, nicht mehr oder weniger dem bösen Willen Anderer und dem unüberwindlichen Widerstande der Verhältnisse zuschriebe, und so bleibt zuletzt doch Leopold Schefer's Ausspruch wahr: daß der Mensch ebenso sehr gelebt wird als sich selbst lebt.

H. Marggraff.

Vorwärts! Volkstaschenbuch für das Jahr 1845. Unter Mitwirkung mehrer freisinniger Schriftsteller Deutschlands herausgegeben von Robert Blum und Friedrich Steger. Dritter Jahrgang. Leipzig, Friese. 1845. 8. 20 Ngr.

Als wir vor zwei Jahren das erste Erscheinen dieses Volkstaschenbuchs begrüßten *) und die Hoffnung seines baldigen Wiedererscheinens aussprachen, konnten wir nicht vorhersehen, welche Schicksale dieses und so manches andere „Vorwärts!"

*) Vergl. 294 und 295 d. Bl. f. 1843. D. Red.

im deutschen Vaterlande treffen würden. Das Schicksal des Jahrgangs 1844 ist bekannt. Zur Entschädigung des Publicums ist nun der Jahrgang 1845 ohne Censur erschienen und, wie billig, beginnt er mit einem Kampfe gegen die Censur. Die von den Ministern, als Vertretern der Regierungen, beliebten Einreden: „Das Volk ist für die Preßfreiheit noch nicht reif“ und „die Nachtheile der Preßfreiheit überwiegen ihre Vortheile“ — diese Einreden werden durch die feierlichsten Erklärungen der nämlichen Minister und Staatsmänner, durch die unzweideutigsten Zeugnisse aller deutschen Fürsten aus dem Felde geschlagen. Und diese Methode ist nicht übel. Auf 10 Octavseiten lesen wir lauter von unzähligen Fürsten und Ministern in optima forma ausgestellte Atteste: daß in deutschen Landen Gehorsam gegen die Gesetze, Ergebenheit gegen die Regierungen geherrscht habe, daß die Regenten aufrichtig mit den Ständen zufrieden, ja sogar die Minister mit inniger Dankbarkeit gegen die Stände erfüllt seien; daß die Gesinnungen der Eintracht und des Vertrauens Fürsten und Völker wechselseitig durchdringen; es wird gerühmt die Treue und Hingebung, mit welcher die ständischen Vertreter den landesväterlichen Absichten entgegenkommen; wir lesen ferner in diesen Attesten, wie die Fürsten überzeugt sind von dem „redlichen, guten, treuen, verständigen, gesunden, klaren, festen, besonders ordnungs- und rechtsliebenden Sinne des Volkes“; wir finden endlich in einem Protokolle der hohen Bundesversammlung die schönen Worte: „Die Deutschen sind eine Nation, welche durch einen edlen Charakter und tiefen Sinn, wie durch ihre Achtung für gesetzliche Ordnung und Anhänglichkeit an ihre Fürsten in den entscheidendsten Momenten der vollen Bewunderung Europas würdig geblieben ist“.

Solche gütige Beurtheilungen könnten Einen stolz machen, zumal da man der vollen Bewunderung Europas versichert worden; aber dem schlichten Verstande will es nun und nimmermehr einleuchten, daß eine so vortreffliche, von Fürsten und Ministern hochgelobte Nation unreifer für die Preßfreiheit sein soll als Spanier und Portugiesen, nicht zu gedenken der Indier, Afghanen, Malaien und Neger in den englischen Colonien. Noch schwerer zu fassen ist diese Unreife, wenn man die ausdrücklichen Erklärungen, durch welche sich Fürsten und Minister ganz entschieden für Preßfreiheit aussprechen, in Betracht zieht. So z. B. sagte der König Max von Baiern: „Freiheit des Gewissens, Freiheit der Meinungen, Freiheit des Worts sind die unerlaßlichen Bedingungen einer guten Verfassung; es sind die Grundzüge der Verfassung, die wir aus unserm freien Entschlusse euch geben“ u. s. w. u. s. w.

Und doch haben wir keine Preßfreiheit! Der Geschichte wird es dereinst schwer fallen, so große Widersprüche zu lösen, als da sind: die anerkannte Vortrefflichkeit der deutschen Nation und ihre geistigen Fesselungen; die Heiligkeit fürstlicher Versprechungen und das Fortbestehen der Censur; den gerühmten Rechtssinn und die dermaligen Zustände!

Schreiten wir zu dem fernern Inhalt des Volkstaschenbuchs, so finden wir zunächst politische Gedichte vom Verfasser des „Armen Gaul“, von Deeg, Grahl, Jäde, Hoffmann von Fallersleben, Karl Grün, mehren Ostpreußen, Prutz, Schults, Wittig. Auch Johannes Ronge hat ein paar Beiträge geliefert. Es schildert seinen Seelenzustand vor der Trennung von „Romas Heuchelei“, seine Sehnsucht nach einem „Rettungsstrahl“. Er selbst hat diesen Strahl geschleudert, er hat sich selbst geholfen und das ist in seinem Falle, wie in vielen andern, die beste Hülfe. Den ästhetischen Werth seiner Gedichte muß man nicht bekritteln; genug, daß sie aus vollem Herzen geflossen und unverfälschte Wahrheit sind. Besondere Beachtung verdient in unsern baulustigen Zeiten eine vom Dichter des „Armen Gaul“ vorgetragene „Bitte“:

O großer Herr, der da ein Haus besitzet,
Worin Ihr, wie in einen heil'gen Schrein,
Die, welche groß der Vorwelt einst genützet,
Auf ewig schließet rühmlich ein! —
Wir bitten ganz ergebenst Euer Gnaden,
O bauet noch ein festes Haus von Stein
Und setzet Alle, die der Mitwelt schaden:
Setzt Euch und Eure Jesuiten d'rein.

In allen diesen politischen Gedichten regt sich eine frische Kraft und sie entsprechen durchgängig dem Losungsworte: „Vorwärts!“

Einem treuen und eifrigen Arbeiter für das Wohl des Volks begegnen wir in dem Verf. der „Volksschule für die Gegenwart“. Wander's Name ist bekannt; die Unerschrockenheit, mit der er seine Aufgabe zu erfüllen strebt, hat ihm mehrfach das Misfallen seiner Vorgesetzten zugezogen; im Disciplinarwege ist er zur Strafversetzung verurtheilt worden; neuerlich hat man sogar seine Papiere versiegelt und ihn selbst zur Haft gebracht — solche Leute machen schlechte Carrière. Dies hindert jedoch nicht, daß er in ganz Deutschland hochgeachtet und als ein Mann angesehen wird, der seinen Schulmeisterposten, ohne Nachtheil für die Sache, mit gar vielen vornehmen Educations- und Studienräthen vertauschen könnte. Was nun Wander in seinem Beitrage über die Volksschulen ausspricht, ist zwar nicht neu, kann es auch füglich nicht sein, da dies Thema seit einer Reihe von Jahren allseitig durchgearbeitet worden ist; gleichwol ist es ein Verdienst, immer wieder darauf zurückzukommen und nicht eher nachzulassen, bis das große Ziel erreicht ist. Fortwährende Erneuerung gerechter Foderungen ist um so nothwendiger, je weniger die Machthaber geneigt sind, dieselben aus freiem Antriebe zu erfüllen. Geht man damit um, die Dorfschulen von Corporalen verwalten zu lassen und den Geistlichen als ausschließlichen Herrn über die Schule zu setzen, so ist es an der Zeit, die Sache der Schule aufs kräftigste in Schutz zu nehmen, eine würdige Stellung für die Lehrer zu reclamiren und namentlich vor Einführung russischer Principien zu warnen. Alexander v. Krusenstern stellte in seinem Bericht an den Kaiser die interessante Frage: „Wodurch überwinden wir die deutsche Erziehung?“ und beantwortet sie folgendermaßen: „Dadurch, daß wir den Schullehrer einzig und allein der Einwirkung des Pfarrers übergeben, daß wir ihn von der Theilnahme anderer Lebensfactoren und Corporationen ausschließen; dadurch, daß wir ihm die Mittel versagen, sich um die Welt in ihrer Bewegung und Fortentwickelung zu bekümmern und mit den gebildeten Ständen Umgang zu pflegen.“ Der Mann spricht das Russische grammatisch richtig und im reinsten Dialekt; um so weniger verlangt aber das deutsche Volk nach Übersetzungen seiner Werke.

In seinem Aufsatze „Der Staatsdienst und die Wirkung der Ansichten vom Staat auf denselben“ wirft C. Th. Welcker nicht ohne Bitterkeit einen Blick auf das Treiben des Hof- — und Beamten- — und Policeistaats. Gegen solches Treiben, das leider noch an vielen Orten die Staatsmitglieder in feindliche Parteien spaltet, stellt Welcker den Grundsatz auf, daß die Regierung mit ihren Dienern in keinem Gegensatze stehen dürfe zu den Staatsbügern, daß vielmehr alle nur Glieder desselben lebendigen und organischen Gemeinwesens, Gründer, Werkzeuge und Theilnehmer des gemeinschaftlichen öffentlichen Wohls und Rechts sein sollen. Wie wenig dieser Grundsatz zur Geltung gelangt, wie häufig er geradezu verletzt wird, braucht nicht erst specificirt zu werden. Ebenso offen liegen die Folgen einer solchen Verkehrtheit zu Tage; die schlimmsten bestehen in der unnatürlich fortgesetzten Unmündigkeit des Volks und der steten Gefährdung der Gesetzesherrschaft, dieser sichersten Stütze der Volkswohlfahrt. Daß es in dieser Beziehung anders und besser sein kann als bei uns, lehrt ein Blick auf England.

Dieser Beitrag und noch einige andere sind zwar in einer populairen Sprache gehalten, setzen aber doch eine Bekanntschaft mit den behandelten Gegenständen voraus, wie man sie nicht zu häufig im Volke findet. Es muß schon ein Bauer

oder Handwerksmann von ungewöhnlicher Bildung sein, der das Alles mit Leichtigkeit und ohne Misverständniß auffaßt; das Bedürfniß nach solcher, die Principien entwickelnden Lecture ist noch nicht verbreitet genug in den gedachten Classen; die Ideen müssen sich mehr an Facta knüpfen, wenn sie das Interesse selten lesender Leute wecken sollen. Aus diesem Gesichtspunkte erscheinen ganz besonders passend für ein Volkstaschenbuch *Blum's* „Opfer des geheimen Gerichtsverfahrens". Erst vor kurzem begegneten wir in diesen Blättern einem Vertheidiger des schriftlichen Inquisitionsprocesses; der Berichterstatter über den „Neuen Pitaval" trat, gewiß mit eigener Überzeugung, ohne jedoch eine besonders überzeugende Kraft zu entwickeln, gegen die Schwurgerichte auf. Wir ergreifen die heutige Gelegenheit, einige Worte über diesen Gegenstand auszusprechen.

Nicht das Endurtheil ist in vielen Fällen das größte Unglück für den Gefangenen, sondern die Behandlung, die er während der Untersuchung zu dulden hat. Denn die Tortur ist nur dem Namen nach abgeschafft. Man denke sich einen gebildeten Mann, etwa einen Universitätsprofessor, dem geistige Thätigkeit ein Bedürfniß, der an die Bequemlichkeiten des Lebens, an die Pflege einer liebenden Familie gewöhnt ist. Ein solcher Mann wird bei der Regierung verdächtigt; Schergen überfallen ihn bei Nacht und bringen ihn in ein schlechtes Gefängniß. Abgeschlossen von der Außenwelt, hört und sieht er nichts mehr von den Seinigen, Bücher und Schreibmaterial sind ihm versagt, er wird strenger bewacht als Räuber und Diebe. In diesem elenden Zustande vergehen Wochen und Monate, nur von peinigenden Verhören wird die tödtliche Langeweile unterbrochen. Seine Aussagen befriedigen nicht und man bringt ihn in einen dunklern Kerker, gibt ihm noch schlechtere Kost und droht mit den strengsten Maßregeln. Das Alles steht in der Gewalt des Inquirenten. Eine solche Qual kann Jahrelang dauern; die Kerkerluft, der Mangel an Bewegung und die schlechte Nahrung richten auch die beste Gesundheit zu Grunde; die nagende Einsamkeit zerrüttet den Geist, bis er in völlige Stumpfheit versinkt, Gram und Angst über das ungewisse Schicksal der verwaisten Familie brechen dem Angeklagten das Herz. Ist das nicht Tortur? Und eine schlimmere als die des Mittelalters, denn gewiß ist es leichter, den körperlichen Schmerz von einigen Minuten auszuhalten, als die leibliche und geistige Marter Jahrelang zu ertragen. Dies aber ist die fluchwürdigste Seite des geheimen Criminalprocesses; denn alles Entsetzliche, was der Angeklagte während der Untersuchung leiden mußte, es bleibt ein Actengeheimniß und Keiner ist dafür verantwortlich. Oder wenn die gegen ihn begangenen Excesse einmal ausnahmsweise zur Oeffentlichkeit gelangen, so ist dem Unglücklichen nicht mehr zu helfen und dem betreffenden Inquirenten wird noch obendrein von seiner vorgesetzten Behörde bescheinigt, er habe nur „pflichtmäßig" verfahren. Daß untergeordnete Beamte sich auch da, wo öffentliches Verfahren stattfindet, Grausamkeiten gegen Angeklagte erlauben, ist allerdings vorgekommen; da aber der Letztere, sowie er vor das öffentliche Gericht tritt, seine Stimme über die erlittene Mishandlung erheben, die gewaltsam erpreßten Geständnisse widerrufen und seine Peiniger zur Strafe bringen kann, so versteht es sich von selbst, daß die Tortur hier seltener versucht, dann aber entdeckt und die Gültigkeit des erpreßten Geständnisses umgestoßen wird. Dies erscheint uns als einer der größten Vorzüge des öffentlichen Verfahrens. Daß es den Eifer des Vertheidigers belebt, daß seine Worte gehört werden müssen, ist eine nicht minder wichtige Garantie gegen Ungerechtigkeit. Beim schriftlichen Verfahren werden die Defensionen vom Richter in vielen Fällen kaum angesehen; er hat ja den Thatbestand in den Untersuchungsacten, das Advocatengeschwätz kann er füglich ignoriren. Auch findet man in vielen Proceßrelationen nur die Bescheinigung, daß die vom Gesetz vorgeschriebene Vertheidigung erfolgt ist, nicht aber was der Defensor zu Gunsten des Angeklagten vorgebracht hat. Und was thut das Richtercollegium, während der Referent sein Actenstück verliest? E. T. A. Hoffmann schrieb während der Sessionen häufig humoristische Briefe an seine Freunde. Andere, die mit Hoffmann sonst nichts gemein haben, decretiren zum Zeitvertreib in anderweitigen Sachen oder lesen Journale u. dergl., bis es zum Abstimmen kommt, wo dann Jeder „nach Pflicht und Gewissen" sein Votum über Ehre, Leben und Vermögen seiner Mitbürger abgibt. Auch dieser Unfug — der Ausdruck ist noch zu gelinde — kann beim öffentlichen Verfahren nicht aufkommen. Das sind mithin die drei größten Segnungen des offenen Gerichts: größerer Schutz des Angeklagten gegen Willkür und Grausamkeit während der Untersuchung, größere Wirksamkeit der Vertheidigung, größere Berufstreue der Richter.

Die von Blum vorgeführten Opfer des geheimen Gerichtsverfahrens liefern schlagende Beispiele von Parteilichkeit und strafbarer Befangenheit des Untersuchungsrichters, grober Mishandlung der Angeklagten und unschuldiger Verurtheilung derselben. Selbst an der gerühmten „Gründlichkeit" des deutschen Criminalprocesses wird man irre, wenn man die Geschichte vom armen Bäuerle liest. Dieser war als ein durchaus redlicher und gewissenhafter Mann bekannt; mit seiner Hände Arbeit ernährte er seine Familie und erwarb sich ein kleines Vermögen. Seine guten Eigenschaften hatten ihm die Stelle eines Bürgermeisters zu Jebenhausen in Würtemberg verschafft, ein Amt, das er vom Jahre 1807—23 tadellos verwaltete. Da findet sich plötzlich in der Gemeinderechnung ein Ausfall von 234 Gulden, welchen Bäuerle sich um so weniger erklären kann, als er sich bewußt ist, die Kasse stets wie ein unantastbares Heiligthum betrachtet zu haben. Ersetzen konnte er die Summe augenblicklich nicht und mußte also die Sache anzeigen. Er wird zur Untersuchung gezogen und durch das Urtheil des Gerichtshofs für den Donaukreis wegen nachlässiger und unordentlicher Amtsführung seines Postens entsetzt, zur Zahlung der fehlenden Summe und aller Untersuchungskosten und außerdem zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt. Bald darauf starb der Unglückliche, indem er noch auf dem Todtenbette seine Schuldlosigkeit betheuerte; die Seinigen hinterließ er im größten Elend. Einige Jahre nach Bäuerle's Tode werden die Gemeinderechnungen von Jebenhausen durch Oberbeamte officiell revidirt; nachdem dieselben ihr Geschäft beendigt hatten, blätterten sie gleichgültig auch in den alten Rechnungen. Vielleicht gedachten sie des armen elend verstorbenen Bäuerle, als sie an die von ihm herrührenden Berechnungen kamen und schenkten denselben einige Aufmerksamkeit. Da haftet ihr Blick fest auf den Papieren, sie erkennen unwidersprechlich klar, was ihnen im ersten Augenblicke auffiel: es ist ein *Rechnungsfehler*, der einen redlichen Mann um Ehre und Vermögen, um Glück und Ruhe, um Freude und Leben gebracht! Bäuerle hatte sogar, wie sich jetzt ergab, noch eine kleine Foderung an die Gemeinde. Derselbe Gerichtshof, der ihn verurtheilt hatte, entschied nun, daß „nachdem erhoben worden, daß der dem Angeschuldigten zur Last gelegte Rest auf einem Rechnungsverstoß beruhe und derselbe vielmehr damals noch ein Guthaben anzusprechen hatte, so wird das Erkenntniß vom 26. April 1828 aufgehoben". Auch wurde es den Erben überlassen, Entschädigung in Anspruch zu nehmen. Der Mann aber war und blieb todt, Entschädigung wurde entweder nicht gefodert oder war nicht beizutreiben, denn die Witwe starb in großer Dürftigkeit, die Kinder sind zerstreut in der Welt und dem harten Loose der Dienstbarkeit verfallen. Und weshalb all dieses Elend? Weil das *gründliche, sorgsam prüfende*, Alles erwägende geheime Verfahren die Rechnungen wahrscheinlich *gar nicht angesehen* hatte, auf welche hin es den Armen verdammte.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 164. —— 13. Juni 1845.

Neue Römische Briefe von einem Florentiner. Zwei Theile. — A. u. d. T.: Römische Briefe von einem Florentiner. Dritter und vierter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1844. Gr. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.

Diese „Neuen Römischen Briefe" schließen sich, wie der Doppeltitel besagt, den vor vier Jahren erschienenen „Römischen Briefen" desselben Verf. an*); sie bilden eine Folge und nothwendige Ergänzung derselben, sodaß diese vier Theile zusammengenommen ein umfassendes und in allem Wesentlichen vollständiges Bild römischer Welt, vergangener wie gegenwärtiger, enthalten, ein Bild, das sich über römische Grenzen hinaus zu einem allgemein italienischen erweitert, so oft der kundige und seines Stoffes durchaus mächtige Verf. diese Ausdehnung zum Behuf richtigerer Auffassung des Römischen, seines eigentlichen Gegenstandes, für nöthig erachtete. Jene ersten „Römischen Briefe" haben die Anerkennung gefunden, auf welche sie rechnen durften. Denn, wie wir in unserer damaligen Anzeige derselben in d. Bl. sagten, das Publicum ist jener herkömmlichen beschreibenden Literatur über Italien, die in endloser Wiederholung ewig dieselben, an der Oberfläche des Landes sich Allen darbietenden, ja unvermeidlich aufdringenden Gegenstände vorbringt, um sie je nach den subjectiven Eindrücken der Beschauer dilettantisch darzustellen, schon seit Jahren überdrüssig. Man fodert jetzt eine tiefer eingehende, objectiv gehaltene, instructivere Behandlung des Gegenstandes. Allerdings hat es zu keiner Zeit, auch nicht während jene eben bezeichnete geringfügige Literatur in vollstem Gange war, an sehr werthvollen Büchern über Rom gefehlt; dies aber sind ohne Ausnahme solche, deren Zweck ist, nur eine Seite des Ganzen zu behandeln. Ein Werk über das mittelalterliche und neuere Rom, das beschreibend und erzählend alle bedeutendern und für die Kenntniß erfoderlichen Momente umfaßte wie das vorliegende, ist uns nicht bekannt, da die voluminöse „Beschreibung der Stadt Rom" von Bunsen, Plattner, Gerhard u. s. w. vorzugsweise, ja ausschließlich für die antiquarisch und artistisch gelehrte Welt bestimmt ist. Unser Verf. hat den Kreis gebildeter Leser überhaupt im Auge gehabt, wie sich dies schon aus der Zueignung sowol der ersten als der letzten beiden Theile an zwei ihm befreundete Damen ankündigt. Seine Aufgabe war, den Leser, den sich auf Rom vorbereitenden Reisenden oder den dort anwesenden Fremden über die wichtigsten Punkte zu orientiren, auf die dominirenden Höhen zu führen, und ebenso das allgemein für jeden Empfänglichen und Sinnigen Interessante darzustellen, als für den Künstler, den Staatsmann, den Statistiker die ihnen wichtigsten Data aufzuzeichnen. Er docirt keine Geschichte und schreibt auch nicht, wie dies in neuern Zeiten wol geschieht, aus historischen Handbüchern Notizen aus, die für den Gelehrten überflüssig, dem Nichtgelehrten nutzlos und abschreckend, aller Welt aber ungenießbar sind; sondern die historischen Darstellungen, die sein Buch enthält, sind geeignet, das Leben, die Sitten, die Menschen der vergangenen Epochen zu schildern. Gewöhnlich sind es Denkmale der Kunst, der Thatkraft, des Fleißes, oder Bilder der Landschaft, an deren Betrachtung der Verf. seine historischen Skizzen anlehnt, dadurch sowol das Interesse jener Betrachtung als dieser Skizzen erhöhend. Wir zeichnen hier die Briefe über Vittoria Accorombona, über die Colonnesen, über die Campagna-Gegenden aus. Auch wo die Materien ihrer Natur nach trocken und umgrenzt sind, wie z. B. der Zustand des Grundeigenthums in Italien, erhält ihre Darstellung durch historische Rückblicke und Parallelen den Vorzug erweiterter Beziehungen. Stadtgeschichte, mittelalterliche Entwickelung, kirchliche Institute, Handel, Landbau, Volksunterricht, Monumente aller Art, Kunstleben, Literatur, die Schicksale der vornehmsten Familien Roms, die Feudalverhältnisse, Gesellschaft, Feste, Fremdenleben, Gegend, Straßen, Reiseeinrichtungen, Justiz, Pönitentiarsystem, Zustand der arbeitenden Classen, Luft, Klima, Wohnungen u. s. w. — alle diese Gegenstände sind sorgfältig, meist nach eigener Anschauung, immer nach sichern und zuverlässigen Quellen bearbeitet. Ein Hauptgesichtspunkt des Verf. mag gewesen sein, Urtheile zu berichtigen, Vorurtheile zu beseitigen. Hierfür gibt es kein zutreffenderes Mittel als unbefangenes, ruhiges Aufführen des thatsächlichen Bestandes der Dinge. Nächst der Gewissenhaftigkeit in seinen Angaben ist die Parteilosigkeit als größter Vorzug unsers Autors zu nennen. Das Verhältniß dieser

*) Vgl. hierüber Nr. 215 und 216 d. Bl. f. 1840. D. Red.

„Neuen Römischen Briefe" zu den genannten ältern gibt er im Vorworte selbst an:

Wenn ich mir damals die Aufgabe gestellt hatte, mit dem mittelalterlichen Rom und seinen Geschicken im Zusammenhange neuere Zeit und neuere Verhältnisse in administrativen, agronomischen, socialen und artistischen Beziehungen zu betrachten . . . so sind es diesmal mehr abgesonderte und specielle Gegenstände, die ich zur Erörterung und Darstellung gewählt habe.

Indeß findet man unter den „Neuen Briefen" einige, die wesentlich als Ergänzung und Fortsetzung der frühern anzusehen sind, so die über die römischen Adelsfamilien, über Industrie, Handel und Schiffahrt, über neuere Kunst u. s. w. Was die Darstellung betrifft, so scheinen uns die letzten Theile vor den ersten den Vorzug größerer Gewandtheit und Lebendigkeit zu haben.

Wenn wir unsere Anzeige mit Besprechung des ersten Briefes beginnen, so ist es um des besondern Interesses willen, das er für den allgemeinen Überblick darbietet, nicht aber, wie man meinen könnte, um so der Reihe nach sämmtliche Briefe durchzugehen, was uns bei dem reichen und zu den mannichfaltigsten Bemerkungen einladenden Inhalt derselben viel zu weit führen würde. Seiner oben beschriebenen Behandlungsweise treu, knüpft der Verf. an die Schilderung des Anblicks, den man von der Peterskuppel herab hat, einen kurzen Entwurf der Geschichte der Entstehung und Erweiterung der Stadttheile Roms, und an diese eine rasche Übersicht der Schicksale der Stadt und der Papstgewalt von den Zeiten der longobardischen Eroberung an. Der Meinungsstreit über die zwei bedeutsamsten Momente aus dieser frühesten Geschichte des neuen Italiens ist berührt; nämlich der über das Heil oder Unheil der päpstlichen Politik gegen die Longobarden, und der andere über den Vortheil oder Nachtheil der fränkischen Eroberung. An eine Einigung über diese Dinge ist nicht zu denken, am wenigsten in unsern Tagen. So wenig man leugnen kann, daß die gegenwärtige Zeit durch ihren größern Reichthum an Hülfsmitteln, durch ausgebildetere Kritik und endlich durch einen in politischen Dingen erfahrenern Blick zum Urtheil über die geschichtlichen Epochen der Vergangenheit befähigter sei als die vorangegangenen, so darf doch dabei nicht übersehen werden, wie ungünstig die politische und religiöse Spannung, in der wir leben, auf unsere historische Kritik einwirkt. Leidenschaft und Interesse der Parteien und Confessionen bemächtigen sich der Untersuchung auch über Gegenstände, deren geschichtliche Ferne sie wie es scheint vor solchen Berührungen schützen müßte. Kann man z. B. Manzoni's Erklärung des Räthsels, daß Rom von den Longobarden verschont geblieben, ohne die Empfindung lesen, daß sie von überschwänglicher Verehrung des Papstthums eingegeben worden? Nach unserer Ansicht sind alle Discussionen, ob dies oder jenes Geschichtsereigniß den Völkern zum Glück oder Unglück gereicht habe, unfruchtbar. Denn da die Politik nicht Logik ist, in welcher aus bestimmten Prämissen sich bestimmte Folgerungen auf rationellem Wege ergeben, so lassen sich aus nur supponirten Thatsachen niemals andere als nur muthmaßliche Resultate herleiten, und deshalb werden solche Erörterungen immer nur Übungen casuistischen Scharfsinns bleiben. Natürlich hat sich der Verf., seiner Aufgabe getreu, auf diese Fragen nicht näher eingelassen; doch, glauben wir, wäre ein bestimmteres Hervorheben der uranfänglichen Elemente, aus denen die Geschichte Italiens sich entwickelt, eine schärfere Zeichnung der Unterschiede und Gegensätze, aus deren Kampf Alles hervorgegangen, an dieser Stelle angemessen gewesen. Denn ohne Einsicht in die Verhältnisse des Römischen zum Germanischen, der einheimischen aus dem Alterthume herübergekommenen zu der fremden eingedrungenen Welt, der Gegensätze der Localitäten und Stämme, von Stadt und Land, von Bischof und Graf, von Patricier- und Feudaladel u. s. w., ist doch über die ganz besondere Eigenthümlichkeit und Art der italienischen Geschichte kein Aufschluß zu erlangen. Das Charakteristische in den Schicksalen Roms im frühen Mittelalter erklärt sich, nicht ganz, aber zum großen Theil, aus der Abwesenheit germanischer Bildungselemente; Papst, Geistlichkeit und besonders der Umstand, daß Rom von Anbeginn an von den großen allgemeinen Weltkämpfen gepackt und dadurch an selbständiger Ausbildung gehindert wurde, erklären das Übrige. Die Hauptsache bleibt aber immer jenes vorerwähnte Moment. Der Kampf zwischen römischer Stadtgemeinde und Papst enthält für sich allein nicht das Wort des Räthsels, da immer die Frage übrig bliebe, warum gerade dieser Kampf dort nicht zu einer großen städtischen Gestalt geführt hat, da doch aus ganz ähnlichen Kämpfen auf andern Punkten Italiens mächtige städtische Formen von großer politischer Bedeutung hervorgegangen. Der Vergleich mit Florenz ist unabweislich und drängt sich auch unserm Verf. auf. Schwerlich wird man irre gehen, wenn man die Entwickelung der florentinischen Geschichte darauf zurückführt, daß es der ursprünglich germanische Adel mit seinen Staatsbegriffen und Feudaltendenzen war, der dort alle nationalen Kräfte gegen sich aufrief und zu der Energie zusammendrängte, die ihnen den Sieg verschaffte. Diese Kämpfe hatten ein ganz anderes Ferment als die Parteiaufereien in und um Rom; es war eben ein Gegensatz von tiefgreifender Einwirkung, den Alle fühlten und begriffen, der Alle durchdrang, während die Reibungen der Adelsfactionen Roms zuletzt nur aus Familientrotz, Eifersucht und Herrschbegier hervorgingen, aber einer allgemeinen nationalen oder politischen Grundlage entbehrten. Die florentinische Geschichte ist in allen Beziehungen der concentrirteste und intensivste Ausdruck italienischen Lebens und Geistes überhaupt, und man verfährt daher sicherlich ganz recht, wenn man die Geschichten anderer Gebiete Italiens stets mit ihr vergleichend zusammenhält. Leider nur tritt sie in der Geschichte, d. h. in den Annalen, erst später auf, und kaum aufgetreten, erscheint sie in der Grundgestaltung der Hauptsache nach fertig. Die Vorgeschichte muß man errathen, aber es geht aus allen Angaben und Analogien deutlich für uns hervor, daß man Florenz

schon sehr früh als eine wesentlich aus römischen Elementen, aus Provinzialen gebildete Stadtgemeinde zu betrachten hat, mit municipalen Einrichtungen nach altrömischem Muster, weit ähnlicher hierin und verwandter den Städten des Exarchats als denen der Lombardei. Nur wenn man diese frühe Gestaltung vor Augen behält, frühe zünftige Genossenschaften, bischöfliche Jurisdiction, frühe enge kirchliche Beziehungen zum Papst und einen in Stadtämtern mächtigen Adel einheimischer Abstammung in Betracht nimmt, und zu dem Allen dann das Hinzutreten germanischer Beimischung in Rechnung bringt, nur dann scheint uns die rasch hervortretende Herrschaft und Gründung guelfischer Demokratie historisch erklärbar. In Rom waren die meisten der genannten Elemente ebenfalls vorhanden, aber es fehlte jene schon genannte Zuthat und zudem würde die Gegenwart einer Weltmacht wie die päpstliche das Emporkommen städtischen Gemeinwesens auch dann gehindert haben, wenn durch sie nicht die Gegenwart einer andern Weltmacht, die kaiserliche, so oft wäre herbeigezogen worden. Dennoch, wenn man sich ein einiges Italien als möglich vorstellt, so bleibt nach genauer Erwägung aller Verhältnisse doch immer Rom der alleinige Punkt, von welchem man sich auch im Mittelalter die Herrschaft über diese Einheit nur ausgehend denken kann, ja man möchte als große historische Wahrscheinlichkeit aussprechen, daß, wenn Rom zu irgend einer mächtigen städtischen Gestaltung, etwa wie Venedig, hätte gelangen können, ihm eben damit diese Gesammtherrschaft unter irgend einer Form zugefallen wäre. Allerdings gehören diese Gegenstände mehr in ein eigentliches Geschichtsbuch als in ein Werk, das die Bestimmung der „Römischen Briefe" hat; doch scheinen ohne die Angabe dieser allgemeinen Gesichtspunkte, gleichviel ob nach eben entwickelter oder nach ganz anderer Auffassung dargestellt, die Schlüssel zum Ganzen zu fehlen; es ist auch nicht leicht, den in solchen Ungeübten dafür zu interessiren, aber wir trauen dem Verf. zu, daß es ihm hätte gelingen können, auch diese abstractern Verhältnisse in einer dem Leser bequemen Weise abzuhandeln. Die Äußerung des Vorworts (S. xx) fällt auf, daß „nur Barbarossa und Napoleon im Sinne gehabt, das getrennte Italien zu vereinigen". Kann man nicht vielmehr behaupten, daß von Robert von Neapel an gerechnet bis auf Cesare Borgia herab es zu keiner Epoche an Solchen gefehlt habe, die dieses Ziel im Sinne gehabt?

(Die Fortsetzung folgt.)

Vorwärts! Volkstaschenbuch für das Jahr 1845. Unter Mitwirkung mehrer freisinniger Schriftsteller Deutschlands herausgegeben von Robert Blum und Friedrich Steger. Dritter Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 163.)

Um den politischen Fortschritt der Deutschen zu fördern, wird in dem nächstfolgenden Artikel von Jachmann auf „Die Nothwendigkeit einer Volksliteratur" hingewiesen und richtig bezeichnet, wie eine solche Literatur beschaffen sein müsse. Derselbe Verf. hält eine „Anrede an die Deutschen über Deutschlands Einheit". Alles was bisher von Seiten der Regierenden für die deutsche Einheit geschehen ist, als Walhalla, kölner Dom, frankfurter Bundestag, gemeinsame Militairverfassung, große Wachtparaden, Toaste auf „Kein Preußen, kein Österreich" u., scheint dem Verf. nicht das Rechte zu sein, worauf es ankommt. Als weit zweckmäßiger rühmt er: Gewährung der freien Presse und freier Verfassungen, Einführung eines allgemeinen Rechts, Errichtung einer deutschen Flotte. Es würde besondern Schwierigkeiten unterliegen, mit Bestimmtheit anzugeben, wie wir zu alle Dem kommen sollen, auch begnügt sich Hr. Jachmann, es nur mit diesen Worten anzudeuten:

„Das Äußerste und Letzte, wodurch alle Unterschiede aufgehoben werden, alle Schlagbäume fallen, alle Grenzsteine schwinden, wodurch alle kleinliche Eifersucht zwischen Deutschen und Deutschen aufhört, und sie wirklich und der That nach zu Einem großen und geachteten Volke von Brüdern heranwachsen, wodurch die unerlaßliche Gleichheit Aller entsteht, und so in Wahrheit die Einheit Deutschlands ins Leben tritt, nicht mehr ein Luftgebilde, eine leicht zerplatzende Seifenblase ist, dieses Äußerste und Letzte — überlasse ich eurem Nachdenken; ihr werdet es finden, wenn ihr den Gedanken festhaltet und beherziget, von dem ich ausging: Was ein Volk ernstlich will, das hat es!"

In einer mildern Sprache äußert sich Karl Hagen „Über das Verhältniß von Fürst und Volk" und keinem Fürsten würde die Lesung dieses Aufsatzes schädlich sein. Daß ein Regent, wie er hier gewünscht wird, in Deutschland und über Deutschland Alles vermöchte, springt in die Augen. Wenn es aber einen solchen gäbe, so möchte das vielleicht den 37 andern Souverainen nicht recht sein. Darum und um Zwist zu vermeiden, wollen wir es vor der Hand schon so lassen wie es ist.

Die Lebensbeschreibungen von Itzstein, Ronge und Todt (die beiden letztern von R. Blum, die erstere von F. Hecker verfaßt) gehören zu denjenigen Beiträgen, die recht eigentlich für ein Volkstaschenbuch passen. Die von F. Steger gelieferte „Geschichtliche Übersicht des Jahres 1844" gibt ein klares Bild der jüngsten Ereignisse in Deutschland. Natürlich ist es, daß bei dieser Darstellung die religiösen Bewegungen in den Vordergrund treten; ebenso natürlich, daß hier die Erhebung der deutsch-katholischen Kirche aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet wird als aus dem des Professors Hengstenberg, der mit seiner gewohnten christlichen Liebe und Milde in der „Evangelischen Kirchenzeitung" sagt: „Unter dem Namen Deutsch-Katholiken sammelt sich die ganze Rotte von Revolutionnairen aller Farben." Wenn noch irgend ein Zweifel wäre, welcher Geist diesen berliner Glaubenshelden beherrscht, so würde diese Zeile genügen, ihn kennen zu lernen; mit sehnsüchtigem Verlangen streben diese trefflichen Christen nach den Ketzergerichten einer schönen Vergangenheit zurück; ihr Gelüste möchte sich gar zu gern an der „revolutionnairen Rotte" kühlen. Doch wir haben hier mit brutaler Frömmigkeit nichts zu thun; wir lassen den evangelischen Jesuitismus, der mit dem Dreschflegel drein schlägt (während der römische unendlich feiner zu Werke geht), bei Seite und wenden uns lieber zu zwei Ehrenmännern, welche das Reich Gottes auf andere Weise zu fördern trachten.

„Preußen im Jahre 1845" und „Das königliche Wort Friedrich Wilhelm's III." von Johann Jacobi. Erinnerungen aus Preußens neuester Geschichte im Lapidarstyl, Durchführung des Satzes, daß die unzweideutige Klarheit des Gesetzes vom 22. Mai 1815 jedes Misverständniß unmöglich macht, Bemerkungen über Versprechen und Wortthalten. Ein weitläufiges Referat hierüber würde wahrscheinlich auf Hindernisse stoßen, ist auch überflüssig; denn wer sich irgend für die genannten Gegenstände interessirt, hat die separat gedruckten Schriftchen längst gelesen.

Ein hochachtungswerther Publicist, F. v. Florencourt, hat das Volkstaschenbuch mit einem Beitrage über die preußi-

schen Provinziallandtäge im Jahre 1845 bereichert. Eine sehr beherzigungswerthe Mahnung für die Machthaber; allein, wie die Sachen sich jetzt gestaltet haben, gehen die Worte freisinniger Schriftsteller an den Ohren der Regierenden spurlos vorüber — oder vielmehr sie werden von denselben nur gehört, um zu erspähen, inwiefern sie den Sprecher etwa zu einer Criminaluntersuchung reif machen. Indem wir dies niederschreiben, lesen wir, daß auch Florencourt wegen eines Aufsatzes über das Verbot der Bürgerversammlungen zur Untersuchung gezogen ist. Frecher Tadel der Regierung, Verspottung und Erregung des Misvergnügens ist ihm schuld gegeben. Den incriminirten Artikel kennen wir nicht; aber Alles, was wir bisher von Florencourt gelesen haben, war so durchaus würdig gehalten, so weit von aller Spottsucht und Frechheit entfernt, daß wir auch in diesem Falle nur die beste Vermuthung für ihn haben. Wollte man aber alle Diejenigen bestrafen, welche Misvergnügen im Volke erregen, so würden unsere Richter in unbeschreibliche Verlegenheit kommen. Es sei uns verstattet, das Urtheil, welches eine conservative Zeitung bei Erwähnung der gegen ihn verhängten Untersuchung über diesen Schriftsteller brachte, zu wiederholen:

„Obgleich von entschiedener constitutionneller Gesinnung und vielleicht einseitiger Gegner Dessen, was er Bureaukratie nennt, gehört v. Florencourt doch keineswegs zu jener Classe der preußischen Oppositionsmänner, welche mit ihrer Opposition an das Bestehende nicht anzuknüpfen wissen und nur ein abstractes, auf logischer Schulconstruction beruhendes Ziel im Auge haben. Jedenfalls ist er ein Mann von hohem Talent, unabhängiger, nicht parteiischer Gesinnung und edlem Wollen; kein gewöhnlicher Mensch; Idealist, aber nicht verbittert; rücksichtslos, aber niemals boshaft; dem Irrthume, der übertriebenen Vorstellung ausgesetzt, wie alle Menschen, aber gewiß nicht mit Absicht übertreibend oder gar verleumdend; von einem wahrhaften, sittlichen, religiösen Grundtone.“

In Betreff der preußischen Provinzialstände hält Hr. v. Florencourt dafür, daß die diesjährigen Landtage leicht zum letzten Male versammelt werden dürften; wahrscheinlich werde die gänzliche Unzeitgemäßheit dieser Verfassung sich auch auf praktischem Gebiete diesmal so entschieden herausstellen, wie es in der Überzeugung aller denkenden Menschen bereits längst der Fall gewesen. Das Aufhören der Provinzialstände könne auf zweierlei Art geschehen; entweder durch den Entschluß der Staatsregierung, ohne weiteres eine Reichsverfassung zu proclamiren, oder durch die Theilnahmlosigkeit des Volks, welches die erfolglosen Landtage nicht mehr beschicken würde. Doch wird noch eine dritte Möglichkeit statuirt und zwar die, welche am wahrscheinlichsten eintreten wird. Sie besteht darin, daß die Staatsregierung zwischen diesen beiden äußersten Extremen einen gewissen Mittelweg einzuschlagen versucht.

„Wahrscheinlich“, sagt Hr. v. Florencourt, „wird sie (die Regierung) einen Theil der Anträge auf weitere Ausbildung der Provinzialstände, z. B. vermehrte Repräsentation der Städte, Erleichterung der passiven Wählbarkeit ꝛc., bewilligen, um sich nicht einer entschiedenen Misstimmung auszusetzen. Auf dem folgenden Landtage wird sie dann wahrscheinlich wieder etwas nachgeben, wird z. B. den Ständen eine gewisse Controle beim Staatshaushalte zugestehen und so Schrit für Schrit den dringendsten Anfoderungen weichen. Jedenfalls wird diese Verfahrungsweise weniger unglücklich sein als ein kategorisches Zurückweisen aller Anträge. Aber warum man nicht lieber gleich auf den Standpunkt sich stellen will, von dem man vorhersieht, daß man ihn über kurz oder lang doch einnehmen muß, dafür lassen sich unserer Ansicht nach keine stichhaltigen Gründe anführen. Warum manches schöne Jahr mit unnützen Plänkeleien verlieren, wo so viele dringende Anfoderungen an die Gesetzgebung vorliegen, warum den Staat und die Gemüther so lange in einem provisorischen Zustande hinhalten, wenn man einen definitiven decretiren kann? Man wende doch nicht ein, daß man nichts übereilen müsse, und daß man der historischen Entwickelung (auch ein beliebtes Schulwort) nicht vorgreifen dürfe. Wenn die Verfassung lange Jahre hinter dem politischen Bildungszustande und hinter dem Bedürfnisse zurückgeblieben ist, so muß man allerdings eilen, um diesen Factoren wieder nachzukommen. Vorauseilen soll man ihnen allerdings nicht, aber auch nicht immer ein halbes Jahrhundert hinter ihnen herschleichen. Und was die historische Entwickelung betrifft, so ist das ein sehr richtiger Grundsatz, aber man muß ihn nur recht verstehen. Es ist gar nicht zu leugnen, daß der beste und gesundeste Weg, auf welchem ein Volk seine Verfassung sich ausbildet, der sogenannte historische ist. Und zwar ist dieser Proceß folgender. Sobald irgend ein einzelnes Bedürfniß sich geltend macht, so trifft der Staat die entsprechenden gesetzlichen Einrichtungen. Eine solche Einrichtung ist nur der Anfang eines vollständigen Systems, ohne daß die Zeitgenossen sich dieses vollendeten Systems schon bewußt sind. So schreitet der Staat, vom augenblicklichen Bedürfnisse getrieben, vom Einzelnen zum Einzelnen fort, in beständiger Wechselwirkung von Bewußtsein und That, und auf diese Weise bildet sich im Laufe der Zeiten eine Verfassung aus, wovon die erste Grundsteinlegung sich in die ältesten Zeiten verliert, und welche mit der jedesmaligen Bildung in den einzelnen Perioden gleichen Schritt gehalten hat. Eine solche ununterbrochene gesunde historische Bewegung ist aber auch nur da möglich, wo ununterbrochen gesundes Leben stattgefunden, und wo Ausscheidung des Alten und Ersetzung durch Neues keine Störung erlitten hatte. Diesen natürlichen Proceß aber durch eine künstliche Langsamkeit nachäffen zu wollen, wo zwischen gesetzgeberischer That und politischem Bewußtsein eine ungeheure Kluft geblieben ist, ein solches Beginn kann schwerlich historisch genannt werden, sondern schmeckt mehr nach Schule und Pedanterie. Historisch verfährt die Gesetzgebung immer nur dann, wenn sie mit dem Bedürfnisse der Gegenwart Schritt hält. Hat sie das verabsäumt, so muß sie einen Sprung machen, damit sie die gesunde historische Bahn wiedergewinne. Um aber zu ermessen, wie groß dieser Sprung sein müsse, damit er weder über den richtigen Punkt hinausschieße noch hinter demselben zurückbleibe, dazu gehört vor Allem, daß man mit Demuth und ehrlichem Wahrheitssinne den Geist zu erkennen strebe, daß man vorgefaßten Meinungen und Lieblingsillusionen, die man fälschlich für Überzeugung hält, mit Entschlossenheit und Großheit entsage, daß man nicht verlange, daß der Gang der Weltregierung sich nach unsern Liebhabereien richte, sondern umgekehrt, daß man sich als ihr Werkzeug, nicht aber als ihren Lehrmeister betrachte.“ 13.

Literarische Notizen aus England.

Zu den interessantesten neuerdings angekündigten Publicationen in England gehört die erste Collectivausgabe der „Letters of the Earl of Chesterfield“, welche eine Menge in den bekannten „Letters to his son“ noch nicht befindlicher Briefe zum erstenmal abgedruckt enthält und mit erläuternden Noten von Lord Mahon, dem Biographen des großen Condé, versehen ist. Die Sammlung umfaßt vier Bände, ebenso ausgestattet wie Bentley's Collectivausgabe der Briefe von Horace Walpole.

Den ersten Abdruck von Walpole's „Memoirs of the reign of Georg the third“ (2 Bde.) gibt Sir Denis le Marchant mit Noten heraus. Das piquante Darstellungstalent und die feine Beobachtungsgabe, welche Walpole's bisher bekannte historische Schriften, namentlich seine „Geschichte von König Georg's II. zehn letzten Lebensjahren“ und seine von Gibbon widerlegten „Zweifel über Richard III.“ auszeichnen, sichern auch diesen verspäteten Memoiren eine allgemeine Theilnahme. 8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 165. —— 14. Juni 1845.

Neue römische Briefe von einem Florentiner. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 164.)

In das Gebiet des Historischen sind außer dem eben besprochenen auch vornehmlich der elfte Brief (I, 299), der die Geschichte der beiden colonnesischen Frauen Vittoria Colonna und Giovanna d'Aragona, sodann der fünfundzwanzigste Brief (II, 273) über Vittoria Accorombona zu rechnen, wozu auch noch zwei andere Briefe kommen, davon der eine eine Episode aus der Geschichte der Savelli'schen Familie und der andere die Schicksale der letzten in Italien verstorbenen Stuarts erzählt, bei welchen, wie man weiß, der Name des Tragödiendichters Alfieri eine Rolle spielt. Jene beiden Frauen sind inmitten der Begebenheiten der an Wechselfällen, verhängnißvollen Wendungen und bedeutenden Persönlichkeiten überreichen Zeit Julius' II. und der Mediceischen Päpste anziehend dargestellt, die Gedichte der Vittoria, von denen einige der zartesten mitgetheilt werden, glücklich charakterisirt. Der Name der andern Vittoria ist unserm Publicum durch einen Roman bekannt worden, dem der Ruf seines gefeierten Verf. eine Aufmerksamkeit zugewendet hat, die sich indeß bald in Verstimmung verwandeln mußte, da das Buch einen richtigen ästhetischen Geschmack verletzend, sittlichem Gefühl widerstrebend befunden ward, der historische Sinn aber sich ganz misachtet sah. Man wird mit Interesse in unserm Buche den oben angeführten Brief über diese Vittoria lesen, deren Geschichte der Verf. nach einem in einer römischen Bibliothek aufbewahrten Manuscripte erzählt. Nicht minder dankenswerth sind die erwähnten ausführlichen Notizen über die letzten Stuarts, die man Mühe haben dürfte anderwärts in gleicher Vollständigkeit zusammenzufinden.

Der neuern poetischen Literatur der Italiener sind drei Briefe gewidmet. Mit gewohnter Sorgfalt hat der Verf. hier alle irgend erheblichen Productionen aufgeführt und eine Charakteristik der hervorragenden Dichter gegeben. Bei solchem auswärts wenig gekannten, selten richtig beurtheilten und doch für die Kenntniß der neuesten Bildung und Denkart der Italiener so wichtigen Gegenstande wäre eine größere Ausführlichkeit gerechtfertigt gewesen, selbst wenn sie sich nur auf Kosten einiger andern Materien, denen vielleicht im Buche zu viel Platz eingeräumt worden, hätte erreichen lassen. Auch kam es, wie uns scheint, hierbei weniger auf eine allgemeine literarische Kritik an als vielmehr auf das Hervorheben des besondern italienischen, für Italien und seinen Zustand bezeichnenden Geistes dieser Poesie. Dieser Geist ist nun aber von allen in neuerer Zeit hervortretenden Symptomen einer sich in Italien vorbereitenden Entwickelung das bedeutsamste und zugleich untrüglichste. Die revolutionnairen Regungen, die sich seit dem Frieden auf fast allen Punkten des Landes in jedem Jahrzehnd gezeigt haben und bis auf den gegenwärtigen Moment fortdauern, offenbaren nur, was an der Oberfläche, jene Poesie aber offenbart, was in der Tiefe des italienischen Sinnes und Denkens vorgeht. Wie es bei uns in Deutschland, wie es auch in Frankreich zum rechten Verständniß der Literatur unsers Jahrhunderts nothwendig ist, auf das 18. zurückzugehen, so in Italien. Die Selbsterkenntniß der Italiener, die nationale Reflexion auf sich selbst begann auch in Italien mit dem 18. Jahrhundert. Die rückschreitenden Perioden, sagt Goethe, äußern sich in der Literatur kritisch und negativ, und dies war auch der Charakter des genannten Jahrhunderts in diesem Lande; allerdings hört schon mit dem Beginn des 17. das eigentliche Leben italienischen Geistes auf; aber theils war in demselben die Erinnerung an ehemalige Herrlichkeit und Fülle noch in voller Lebendigkeit und das sinkende nationale Gefühl zu stützen fähig, theils war die imposante Rolle, welche damals noch Italien im Bereiche der gesammten Wissenschaft behauptete, wol vermögend, den Stolz der Nation aufrecht zu halten; das Zeitalter der Galilei und Torricelli, der Davila und Sarpi, der Borelli und Malpighi, der Vanini und Campanella und so vieler anderer Gelehrten und Erfinder von ausgebreitetster Wirksamkeit hatte Grund, groß von sich zu denken. Als nun aber jene Erinnerungen und diese Einwirkungen schwächer geworden waren, als das Alles beherrschende Bewußtsein über die politische Lage erwachte, und Italien inne wurde, daß es längst schon aufgehört hatte ein eigenes Leben zu haben, daß es längst zum Werkzeug fremden Willens, zum Schauplatz auswärtiger Machtübung, zum Object fremden Ehrgeizes herab-

gekommen war, und dem willkürlichen Schalten der grossen europäischen Mächte nichts entgegen zu setzen hatte, da entstand jene Scham und Bitterkeit, welche bis auf diesen Tag die dort herrschende Stimmung ist, deren literarischer und poetischer Ausdruck im 18. Jahrhundert die Ironie und der allegorische Witz war, während er im heutigen der Ingrimm, die trotzige Hoffnung, der tiefe leidenschaftliche Schmerz ist. Dieser letztere Ausdruck muß gegen jenen des vorigen Jahrhunderts als der höhere anerkannt werden. Es ist erlaubt und mag sogar Pflicht sein, den negativen, zerstörenden, auflösenden Geist dichterischer Erzeugnisse als einen einseitigen zu richten, sobald er in ganz individueller Erscheinung hervortritt, wie etwa bei Byron, Shelley. Bei solchen hat die höhere Kritik den Beruf, dem Zwiespalt und dem Zerwürfniß Versöhnung und Einigung entgegen zu halten. Muß aber, wie bei den neuern Italienern, dieser Geist als die mächtige Äußerung einer allgemeinen, nationalen, tief begründeten Gesammtstimmung erkannt werden, so scheint jene Kritik zurücktreten und einer umfassendern Würdigung Platz machen zu müssen. Von Giacomo Leopardi sagt unser Verf., es fehle ihm „das christliche Element, das Vermögen, sich frei zu machen von Dem, was ihn selbst bedrückt, und nach andern Seiten hin Welt und Leben wahr und gerecht aufzufassen". Was Leopardi bedrückte, das bedrückt ganz Italien, sein Schmerz ist gerecht, weil er ein allgemeiner ist; als solcher ist er die Seele seiner und der ganzen neuern italienischen Poesie. Jene gefoderte Erhebung in die Sphäre ewiger Wahrheit und Gerechtigkeit ist eine echt deutsche; es wäre eine Erhebung ins Allgemeine, durch welche der Nerv dieser Poesie gelähmt und die treibende Kraft zur That und Ermannung geschwächt würde; man kann gerecht sein und ist allgemein, oder man ist Italiener und dichtet im Feuer des Zorns und in der Glut der Schmerzen. In den Äther der Erkenntniß und des Glaubens erhoben, mag wol auch ein Italiener fähig sein, das Schicksal seines Landes als einen Act göttlicher Gerechtigkeit aufzufassen; aber dieser Äther ist nicht das Element, in welchem nationale Poesie lebt; und zudem, soll es Denen, die sich sagen müssen: Wir haben es verdient, beherrscht zu werden, nicht erlaubt sein, auch zu fragen: Was aber verdienen Die, die uns beherrschen? Hang up philosophy unless philosophy can make an Italy könnte die Antwort sein, welche der Italiener auf solche, an sich gehaltvolle aber zuviel zumuthende Mahnungen zu geben hätte. Diese neuern Dichtungen der Italiener machen in ihrer Gesammtheit eine Wirkung innerer Einheit, die besonders für uns Deutsche immerhin etwas Beschämendes hat. Wir sind in manchem wesentlichen Stück in ähnlicher Lage, haben ähnliche Empfindungen, vermögen es aber literarisch und poetisch doch nicht zu Erzeugnissen zu bringen, welche, gleich jenen, den Eindruck geistiger Gemeinschaft machten und die Überzeugung gäben, daß sie, von gleichartiger Gesinnung getragen, auf dem Grunde innern Einverständnisses ruhen. Es ist eben etwas Großes und Unersetzliches um alle traditionnelle nationale Bildung. Die Italiener haben nicht mehr, vielleicht weniger Volksgefühl als die Deutschen; aber sie haben die weit ältere Geistescultur voraus, eine Cultur, die vor schon 500 Jahren zu classisch vollendetem Ausdruck gelangt ist; sie besitzen den unsäglichen Vorzug, von altersher einen Parnaß zu haben, zu dem sie aufschauen, um den sie sich sammeln können. Sie sind politisch zersplittert wie wir; sind durch Stammesverschiedenheiten, Eifersucht, uralten Zwist und kleinlichen Localgeist auseinandergehalten; aber literarisch kommt ihnen jener unschätzbare Gewinn zu statten, eine über alle diese Differenzen hinausgehobene Gemeinschaft der Erinnerung an drei große Jahrhunderte, und aus denselben unvergängliche Geistesdenkmale zu gemeinsamen Vorbildern zu haben. Dies gibt ihren literarischen und poetischen Compositionen die Haltung der Form, die Sicherheit der Schule, den Stil: Vorzüge, die uns abgehen. Die Namen Manzoni, Grossi, Leopardi, Foscolo, Pellico, Niccolini, denen man auch die obwol ältern Monti und Pindemonte beirechnen kann, bilden eine geistige Gesammtheit, haben einen gemeinschaftlichen Grund nicht nur der Stimmung, des Tons, des Wollens, sondern der Bildung, des Studiums, der Muster. In Deutschland hat es nicht an Bestrebungen gefehlt Schulen zu bilden; da aber die oben angegebenen Bedingungen mangelten, so nahmen diese Versuche einen schwächlichen, oft auch, wie neueste Beispiele zeigen, kläglichen Ausgang; auch im besten Fall kam es immer nur höchstens zu einer Art geistigem Feudalverhältniß; ein Dichterfürst von nachdichtender Dienstmannschaft umgeben: Das ward dann freilich auch Schule genannt. Noch auffallender zeigt sich dieser hier besprochene Unterschied beider Literaturen und noch lehrreicher wird ihre Betrachtung, wenn man die poetischen Hervorbringungen beider Länder im 18. Jahrhundert miteinander vergleicht, auf welches man, wie gesagt, zu richtiger Auffassung der gegenwärtigen Erzeugnisse immer wird zurückgehen müssen. Damals dichtete und dachte man dort wie hier unbefangener, mehr in den engern Kreisen der Nation für sich, nicht wie heute in entwickelterer europäischer Beziehung; in jener Beschränktheit des Gesichts- und Wirkungskreises zeichneten sich denn auch die nationalen Eigenthümlichkeiten deutlicher, traten die Eigenheiten naiver hervor; solche Zeiträume sind daher die rechten Momente, welche die Kritik ergreifen und festhalten muß, um die charakteristischen Nationalzüge zu erkennen. Welche Richtungen nahm nun in jener Epoche die bessere Poesie in Deutschland? Sie kehrte sich von den nationalen Zuständen ab, flüchtete entweder in die Räume der freien bildnerischen Phantasie, oder eilte in entlegene Vergangenheit zurück, oder rettete sich in die Sphäre gläubiger Anschauungen. Was that sie dagegen in Italien? Sie hatte in dem erschlafften Zeitalter freilich nicht die heutige Energie herausfodernden Schmerzes, aber sie blieb doch auf dem Boden nationaler und unmittelbar gegenwärtiger Verhältnisse, und nahm nur die Maske der

Satire vor. Satire ist die Geistesfreiheit der Sklaven. Obgleich nun hiernach der deutsche Geist sich als der edlere erwies, obgleich wir auch in jenem Jahrhundert viel vor Italien voraushatten, unsere politische Lage nicht schlimmer war als die ihrige, ja sogar an große und erhebende Erscheinungen reicher, und unsere damalige wissenschaftliche Entwickelung überdies eine unvergleichlich größere Bedeutung hatte als die gleichzeitige ihrige, so hat dennoch ihre Muse in genanntem Zeitalter Werke hervorgebracht, die, was Schule, Stil, Durchbildung der Form, und daher Anspruch auf Dauer betrifft, den deutschen Erzeugnissen derselben Periode überlegen sind. Den umfassenden und vollendeten Schöpfungen der Parini und Casti haben wir nichts entgegenzusetzen. Der Verf. unsers Buchs, des 18. Jahrhunderts erwähnend, hebt die günstige Veränderung hervor, die im Laufe desselben für die wichtigsten Theile Italiens durch Herrschaftswechsel eingetreten. Ein „Florentiner", welcher den Gegensatz der Zeiten Peter Leopold's gegen die der letzten Mediceer vor Augen hat, ist berechtigt, für östreichische Oberhoheit günstig gestimmt zu sein, zumal wenn er sie mit spanischer vergleicht. Es wäre unverzeihlich, überhaupt den Vorzug späterer und gegenwärtiger östreichischer Verwaltung vor aller und jeder spanischen in Frage zu stellen; was aber die Zeiten nach dem Erbfolgekrieg betrifft, bis weit über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus, so möchte es besonders für die Lombardei schwer sein, den Gewinn nachzuweisen, den ihr der Regierungswechsel gebracht. War doch Karl VI. selbst ziemlich spanisch und unter Einfluß von Spaniern, wovon auch wir in Deutschland Manches zu erzählen wissen. Ein kürzlich bekannt gemachtes, von gutem Gewährsmann herrührendes Zeugniß unterrichtet uns über diese damalige östreichische Regierungsweise, mit welcher Nichtachtung gegen alles Italienische verfahren wurde, wie man die Italiener gegen die Fremden zurücksetzte und systematisch aus den Ämtern entfernte, wie alle Regierungskünste darauf gerichtet schienen, so große Summen als möglich aus Italien herauszuziehen, die wenige im Lande noch übrige Kraft und Wehrhaftigkeit durch Auflösung der einheimischen Regimenter und durch Verlockungen des italienischen Adels vollends zu tödten und überhaupt durch schmählichen Handel mit Stellen und Würden, durch ganz willkürliche Veräußerungen von Gebietstheilen und dergleichen mehr Alles zu entsittlichen. War die spanische Herrschaft erdrückend gewesen, so muß die anfängliche östreichische entnervend genannt werden. Es ist ungemein zu bedauern, daß die auch von unserm Verf. angeführte Einleitung des Cantù zu dem Gedicht des Parini Fragment geblieben ist und gerade da aufhörte, wo das Capitel über die Sitten in der Lombardei im Zeitalter dieses Dichters beginnen sollte. Was Cantù am Ende dieses Fragments sagt, müßte man allen Geschichtschreibern täglich wiederholt zurufen:

> Man sollte glauben, daß, um die Sitten eines Zeitalters kennen zu lernen, nichts erforderlich wäre als seine Geschichte zu befragen; aber die Geschichte stellt sich sehr hoch hinauf und sieht auf das Treiben der Sterblichen in ihren engern Kreisen vornehm herab; wenn sie euch nun eine Periode beschrieben hat, was wißt ihr dann davon? Hat sie euch gesagt, welchen Vortheil der Einzelne aus dem Ruhm seiner Fürsten zog? wie ein Individuum im Schoos seiner Familie lebte? wie weit die Gesetze ihn beschützten oder bedrückten? mit welchen Hoffnungen ein Vater seine Kinder aufzog? wie es um die Sitten, Gewerbe, um Rechts- und Sicherheitszustand, um das Nützliche, Wahre, Schöne, Heilige ausgesehen? Oh, unter alle Dem würde die historische Gravität leiden!

Man kann versichert sein, wenn dieser Schriftsteller nach solchem Schema gearbeitet hätte, sein Bild jenes Zeitalters wäre kein schmeichelhaftes geworden. Vergegenwärtigt man sich diesen damaligen Zustand Italiens, so wird es wahrlich schwer, anzugeben, von welchem Punkte, von welchen innern Elementen aus dies Land, in solcher Weise sich selbst und seinen Regierungen überlassen, irgend ein Heil der Erneuerung hätte erwarten dürfen. Wenn sich nun seit dem letzten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts dennoch die Hoffnung solchen Heils blicken läßt, wenn sichere Symptome der Wiedergeburt überall zum Vorschein kommen, welchen Einwirkungen ist das zuzuschreiben? Es sind doch wiederum die Franzosen. Unser Verf. hat ganz recht, wenn er, von Ugo Foscolo redend, sagt, den Irrthum dieses Italieners, daß Italiens Heil von Frankreich kommen könne und kommen werde, hätte die Geschichte der ganzen Vergangenheit nicht aufkommen lassen dürfen. Was französische Besitznahme, Herrschaft, Verwaltung ist, haben die Italiener sehr früh erfahren; das politische Elend schon des 14. Jahrhunderts haben in fast allen Theilen Italiens die Franzosen verschuldet und bis auf die jüngsten Zeiten dafür gesorgt, daß das Gedächtniß solcher Wirthschaft sich immer lebendig erhielt. Gallica arrogantia et fastu plena ne in Alexandro quidem aut Cesare ferenda schrieben schon damals italienische Historiker. Jener Irrthum also ist mit vollem Recht als solcher zu behandeln und zurückzuweisen, wenn von demjenigen Theile der Geschichte die Rede ist, von dessen Gravität eben Cantù spricht, von der Fürsten-, Feldherren-, Statthalter- und Diplomatengeschichte. Wendet man sich aber zu dem andern innern Theile derselben, zur Geschichte geistiger, politischer und socialer Einwirkungen, dann gewinnt das Capitel vom französischen Einfluß ein anderes Ansehen, und man darf wol fragen, wie viel Rühmliches der Verf. z. B. von der neuern Literatur Italiens möchte zu sagen gehabt haben, wenn man sich jenen Einfluß wegdenkt? Sollte es übrigens, wenn man die Geschichte zum Zeugniß wider die Franzosen aufruft, nicht um der „Gerechtigkeit und Wahrheit" willen rathsam sein, sich die Schicksale, welche Italien auch durch nicht französische Nationen von Alters her erlitten, vergleichend vorzuhalten, und des „Heils" nicht zu vergessen, das die Hohenstaufen, das Karl V., das die Spanier über Italien gebracht? Es sieht in der That aus, als hätten besonders wir Deutschen Ursache, uns bei Betrachtungen ähnlicher Art vor Befangenheit in Acht zu nehmen. Unsern Verf. indeß trifft

hier kein Vorwurf der Einseitigkeit; er erkennt (in dem Vorworte) an, daß der Widerwille der Lombarden wider die deutsche Herrschaft schon durch die Geschichte der frühesten Vergangenheit gerechtfertigt erscheine; er sieht in dieser Abneigung sogar noch das Wirken alten guelfischen Geistes. Fast scheint es, als beschwöre man Gespenster an das Licht der Gegenwart, wenn man noch heutigen Tages in Italien Guelfenthum erblicken will. Wunderte sich doch selbst Muratori, in einem Geschichtschreiber Bolognas, der um das J. 1596 schrieb, die Äußerung zu finden: die guelfisch-ghibellinischen Parteiungen seien zu seiner Zeit noch nicht ausgestorben. Dessenungeachtet hat unser Verf. nicht unrecht; man muß nur, was Guelfenthum sei, richtig aufzufassen vermögen. In dieser Beziehung ist überraschend, was der Marchese Gino Capponi in einem jüngst erschienenen vom Longobardenkrieg in Italien handelnden Aufsatz hat drucken lassen. Schärfer läßt sich der Gegensatz jener alten und tiefen Parteiungen nicht fassen. Er sagt:

Als durch den Sieg der Communen im Mittelalter ein italienisches Volk erwachte, fand es sich in zwei Theile auseinander gespalten; das Vaterland des einen war das antike Rom, das des andern war Germanien; beide sind einander noch in dem gegenwärtigen Italien fremd, und sie haben nichts miteinander gemein als — die gemeinschaftliche Sklaverei.

Das ist ein gewichtiges Zeugniß. Wir führen noch ein anderes, für uns hier interessantes Wort desselben Mannes an. Er erzählt:

Als ich in Deutschland war, machte mir einer der geistvollsten und gründlichsten Männer dort das gewöhnliche Compliment (der Marchese ist Florentiner), daß ich dem Vaterland des Dante angehöre, und bemerkte dazu, er begreife nicht, wie dies kleine Toscana so viel Großes hervorgebracht; germanisches Blut sei doch eben nicht in so großer Menge dort eingedrungen, es müßte denn durch die deutschen Frauen der toscanischen Markgrafen sein. Da ich in der markgräflichen Genealogie nicht sehr bewandert bin, so schwieg ich über den letztern Punkt und antwortete nur in meinem schlechten Deutsch, daß sich nach meiner Meinung in Toscana weniger germanisches Blut finde als in irgend einem andern Theile Italiens und daß aus diesem Umstande sowol alles Gute als alles Schlimme herzuleiten sei, was sich von unserer Provinz sagen lasse.

Das ist echtes neues Guelfenthum. Möge den Italienern gelingen, es auszubilden und zu politischer Erstarkung kommen zu lassen. Das so verstandene Guelfenthum ist die bewegende Seele der neuern italienischen Dichtkunst, zumal der dramatischen, und dieser Geist besonders ist es, der Niccolini's „Arnaldo da Brescia" erfüllt, von welchem unser Verf. Ausführlicheres mittheilt. Indem er von der in diesem Drama ausgesprochenen Gesinnung sagt, sie sei streng antighibellinisch und ebenso entschieden antiguelfisch, fügt er die wohlverstandene Einschränkung hinzu: „Wenn man nämlich Guelfenthum und Papstthum für gleichbedeutend hält." Das ganz Unzulässige der Vermengung beider muß einem geschichtskundigen Mann wie unserm Florentiner klar sein. Diese Tragödie Niccolini's läßt einen Blick in die Zukunft Italiens werfen.

Wie sich von selbst versteht, so bespricht der Verf. auch den neuern italienischen Roman, wobei er zuweilen mit ausnehmender Schonung zu Werke geht. Gegen Productionen z. B. wie die des d'Azeglio möchte man auch bei gemäßigter Kritik strenger verfahren dürfen; nach unserer Meinung wenigstens kann man nicht leicht etwas Unbeholfeneres und Kindischeres lesen als den „Ettore Fieramosca" dieses Autors. Mit Genugthuung haben wir dagegen die Bedeutung der beiden Werke „L'assedio di Firenze" und „Ginevra" des Ranieri anerkannt gefunden. Bevor wir diesen literarischen Abschnitt des Buchs verlassen, müssen wir noch unser Bedauern aussprechen, daß der Verf. nicht auch ein kurzes Capitel der Aufzählung der bedeutendsten wissenschaftlichen Notabilitäten des gegenwärtigen Italiens gewidmet hat; in einem Buche wie das seinige, das sich ungeachtet des Titels doch nicht auf Rom allein beschränkt, sondern bei Gegenständen von allgemeinem Interesse auf das gesammte Italien Bezug nimmt, durften Namen der größten Gelehrten des Landes, Namen wie Avellino, Melloni, Nobili, Amici und so vieler Andern nicht fehlen. Es ist unglaublich, wie wenige dem großen Publicum angehörige Auswärtige von der Existenz solcher in bedeutender Anzahl in Italien lebender und thätiger Gelehrten wissen, obgleich deren Namen unter ihren Fachgenossen durch ganz Europa in größtem Ruhm und Ansehen stehen. Die Schilderung der Persönlichkeit und der Verdienste eines Mannes, wie z. B. Borghesi, würde vermögend sein, die Ansicht manches in Italien reisenden und über Italiener vorschnell urtheilenden Fremden auf ganz andere Wege zu bringen und ihm die Pflicht des Respects aufzuerlegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Der Jansenist Nicole.

Zur Geschichte von Port-Royal und der Jansenisten überhaupt sind in der letzten Zeit zum Theil sehr wichtige Documente aufgefunden, durch deren Veröffentlichung sich wesentliche Ergänzungen für die Werke von Sainte-Beuve und Reuchlin bieten. Besonders hat Cousin eine glückliche Hand gehabt, und es sind von ihm sehr wichtige Papiere, welche sich auf Port-Royal beziehen, aufgefunden worden. Außer Dem, was bis jetzt schon in dieser Beziehung von ihm aus den Schachten der Bibliotheken und Archive zu Tage gefördert ist, stehen, wie wir hören, noch ähnliche interessante Gaben von ihm zu erwarten. Dadurch ist denn die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt wieder auf die Jansenisten gelenkt, um so mehr, da dieselben durch die jetzigen religiösen Wirren an Bedeutsamkeit für die Gegenwart gewonnen haben. So müssen wir es denn eine dankenswerthe Erscheinung nennen, wenn wir Sammlungen erhalten, in denen die wichtigsten Schriften unter den Vorfechtern der Jansenisten zusammengestellt sind. Dadurch gewinnt man einen Blick in das Wesen, die Stellung und Bedeutung ihrer Lehre. Wir haben in d. Bl. bereits eine Ausgabe der gesammelten Schriften philosophischen Inhalts von Arnauld, dessen Namen unter den vorzüglichsten Jansenisten prangt, erwähnt. An dieselbe schließt sich eine Sammlung der philosophischen und moralischen Werke des ihm befreundeten Nicole an, welche vor kurzem u. d. T. „Oeuvres philosophiques et morales de Nicole, comprenant un choix de ses essais et publiées avec des notes et une introduction par *Ch. Jourdain*" erschienen ist. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 166. — 15. Juni 1845.

Neue römische Briefe von einem Florentiner. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 165.)

Ein sehr interessanter Abschnitt ist der über das Collegium der Propaganda. Über Entstehung, Einrichtung, Ökonomie, Verwaltung, Zweck und Wirksamkeit, auch über das Personal dieses vielgenannten Instituts ist alles Erfoderliche sachkundig wie immer beigebracht. I, 91 heisst es:

Der Eifer, welcher in unserer Zeit für die Ausbreitung des Missionswesens an den Tag gelegt worden ist, und die Erfolge, welche das Bestreben gekrönt und zum Fortschreiten auf der betretenen Bahn aufgemuntert haben, stellen eine nicht geringe Vermehrung der Anstalten zur Erreichung eines so grossen Zwecks in Aussicht. Politische Conjuncturen sind solchen Bestrebungen günstig, und es braucht wol kaum angedeutet zu werden, daß die katholische Kirche von dem Ausgange des Kriegs mit China sich reiche Früchte versprechen darf. Daß sie so günstige Verhältnisse nicht ungenutzt lassen, daß sie die Thatkraft und Beharrlichkeit, die zwei ihrer hervorragendsten Eigenschaften sind, auch hier entwickeln wird, gepaart mit der Mäßigung und Besonnenheit, die ihr so herrliche Triumphe bereitet haben, dafür bürgt die Ausdauer, das Vertrauen, die Geduld, die Fertigkeit, das unverwandte Hinblicken auf das auch noch so ferne Ziel, womit sie in Tagen der Gefahr, des blutigen Drucks und der Verfolgung ihren mit Dornen besäeten Weg gewandelt ist, immer streitend und auch im Unterliegen siegend.

Man sieht, der Verf. ist ziemlich getreuer Katholik. Auf uns Andere macht es einen seltsamen Eindruck, wenn wir von dem blutigen Druck und der Verfolgung reden hören, welche die katholische Kirche zu erleiden gehabt. Doch diese Dinge gehen uns hier nichts an. Wir gestehen, daß wir für die christlichen Missionare und ihre Aufopferung die größte, protestantischen wie katholischen übrigens gleichmäßig gebührende Bewunderung haben, für das Gepränge aber und die eiteln, ja etwas kindischen Schaustellungen des Collegiums der Propaganda sehr wenig. Nehmen wir die protestantischen Missionare, sowol die von den evangelischen Vereinen ausgesandten als die auf eigenen Antrieb einzeln wirkenden zusammen, lassen wir sie einen Jeden die Sprache des Volks reden, unter welchem sie lehren, glaubt man, daß weniger Sprachen zu hören sein würden als beim jährlichen Propagandafeste in Rom? Uns scheint, daß die evangelischen Gesellschaften, eben weil sie des mächtigen Vortheils römischer Centralisation und hierarchischer Einheit entbehren, in ihrer thatkräftigen Beharrlichkeit mindestens ebenso großer Anerkennung würdig sind. Auch der übrigen in Rom meist zu Ende des 16. Jahrhunderts durch den Eifer der Jesuiten gegründeten deutschen, englischen und Nationalcollegien erwähnt der Verf. In den Zöglingen dieser Collegien bilden sich die Jesuiten in Rom selbst die Werkzeuge für ihre Plane auf das Ausland. Einem Deutschen, dem die Unabhängigkeit und Geistesfreiheit seines Landes am Herzen liegt, fällt es schwer, sich des peinlichsten Eindrucks zu erwehren, wenn er in Rom diese seine jungen Landsleute gewahrt, wie sie unter jesuitischen Händen geformt und von den Interessen einer uns fremden Welt umsponnen werden, um dann beschränkten Blicks und erstarrten Herzens in die Heimat zurückzukehren und daselbst, kalt und gleichgültig gegen das Gesammtwohl Deutschlands, ja den tiefsten nationalen Bestrebungen feindselig gesinnt, den Einfluß zu üben, den kirchliche Stellung und ihre enge Beziehung zu Rom ihnen geben, und der uns, zumal in jüngster Zeit, so fühlbar geworden. So viel uns bekannt, befinden sich unter den Zöglingen dieses deutschen Collegiums in Rom — die von den Römern ihrer rothen Tracht halber Krebse genannt werden, was leider auch noch in einer andern Bedeutung ein gut gewählter Spitzname ist — wenig oder gar keine Östreicher, aber viel Baiern, Preußen, Würtemberger u. s. w. Unsere Regierungen untersagen so oft ihren Unterthanen den Besuch dieser oder jener deutschen Universität; das Verbot, im Collegio germanico zu Rom zu studiren, würde uns weit besser gerechtfertigt und weit heilsamer erscheinen. Solche und ähnliche Gesichtspunkte und Ansichten können und wollen wir dem Verf. der „Römischen Briefe" nicht aufdrängen. Vielmehr sprechen wir aus, daß wir über Rom und römische Verhältnisse katholische Schriftsteller nichtkatholischen bei übrigens gleichen Bedingungen vorziehen. Was vollends unsern Autor betrifft, so ist sein Buch solcher Art, daß auch ein allen Ansprüchen der katholischen Kirche ganz abgeneigtes und empfindliches protestantisches Gemüth überall davon unverletzt bleibt; es ist zu den verschiedenen Vorzügen des Verf. zu rechnen, daß er mit stetiger Ruhe seinen Vorsatz, nur eben zu

berichten, darzustellen, zu zeichnen und zu orientiren, Momente hervorzuheben, unwandelbar im Auge behält. Stellen wie die oben angeführte gehören zu den seltenen Ausnahmen im Buche, und der einsichtige Leser, dem die Gesinnung des Schriftstellers doch niemals etwas Gleichgültiges sein kann, wird diese Ausnahmen nicht wegwünschen können. Dem confessionnellen Parteimann mistraut man mit Recht in allen Stücken, auch in solchen, die mit der Confession nichts zu schaffen haben; der Indifferente gewinnt Niemand; der Überzeugte aber gibt Bürgschaft für seine Gewissenhaftigkeit nach allen Seiten. So finden wir den Verf. in der Darstellung und Beurtheilung römischer Staatsverwaltung von aller Befangenheit frei. Welche Folgen die leider auch in Italien und besonders von der römischen Regierung befolgte Maxime gehabt hat, die ihr untergebenen Provinzen und Städte so viel als möglich aller administrativen Selbständigkeit zu berauben, darüber äußert er sich unverhohlen genug. Man kann über diesen Gegenstand noch viel schärfer urtheilen und dabei doch immer gerecht bleiben. Es wird unserer Zeit oft genug der Vorwurf gemacht, daß sie zum Erschrecken vergeßlich ist; sie läuft freilich rasch, die mächtigsten und nächsten Interessen drängen sich dicht an uns und nehmen uns in Besitz; wer hat jetzt Zeit, noch an die Bewegungen im Kirchenstaat von 1831 zu denken? Vergegenwärtigt man sich aber die Versprechungen, welche damals vom römischen Hofe den auswärtigen Mächten in Betreff municipaler und provinzialer Reformen ertheilt worden; erinnert man sich dazu, wie das damalige französische Ministerium Ancona als ein Pfand für diese Versprechungen dargestellt und damit die aufgeregten Kammern beschwichtigt hat, und erwägt dem Allen gegenüber die jetzige Lage der römischen Provinzen und Provinzialstädte, so sind dies Betrachtungen, die sich gewiß nicht dazu eignen, politisches Vertrauen nach irgend einer Seite hin zu stärken oder zu erzeugen. Immer muß wiederholt werden, daß alle Hoffnungen auf geistige, gewerbliche, industrielle, sittliche und politische Entwickelung im Kirchenstaate nichtig bleiben, so lange der Grundsatz, die Verwaltung nicht zu säcularisiren, aufrecht erhalten wird. Dieser Grundsatz aber ist kein willkürlicher, er geht mit folgerechter Nothwendigkeit aus dem Wesen des päpstlichen Regiments hervor. So lange demnach dies Wesen keine Umwandlung erfährt, so lange werden alle Grundübel Bestand haben, wird der Unterricht beschränkt, der Aberglaube herrschend, die Justiz käuflich, der Finanzzustand verwirrt, der Handel gehemmt bleiben, wird die Ertheilung der Stellen, der Privilegien, Patente, Unterstützungen von persönlichen Begünstigungen abhängig sein, das Staatsvermögen durch Pächter beeinträchtigt werden, die persönliche Freiheit ein Spiel der Willkür, die Sicherheit der Straßen gefährdet, die Bettelei im Gange, der herrlichste Boden unbenutzt, die Campagna verödet bleiben. Wollte man mit unsern nordischen oder besser germanischen Staatsbegriffen die Analyse der römischen Verwaltung vornehmen, so würde man ohne Zweifel herausbringen, daß die Grundpfeiler dieses Gebäudes folgende sind: Unwissenheit, Gewohnheit, Furcht, Materialismus, Pensionen, Wohlthätigkeitsanstalten, Lotterie. Der Einfluß z. B. des letztgenannten Instituts auf Bildung, Gesittung und Denkart des römischen Volks ist so außerordentlich mächtig, daß sich behaupten läßt, seine Aufhebung würde den Bestand aller Verhältnisse in Gefahr bringen. Man sagt nicht zu viel, wenn man ausspricht, daß die Phantasie der Römer von Lotteriezahlen beherrscht wird; sie führen die wichtigsten und bedeutungsvollsten Lebens- und Glaubensvorgänge auf diese Zahlen zurück, sie füllen ihr Gedächtniß damit an, und Büchen, deren unermeßlicher Verbreitung die Regierung kein Hinderniß in den Weg legt, geben ihnen täglich und stündlich Unterricht in dieser heillosen und heidnischen Kabbalistik. Ist diese einzige Thatsache nicht solchen Gewichts, daß jede Apologie des dortigen Regiments davon erdrückt werden muß? Diese und ähnliche Seiten behandelt unser Verf. mit großer Schonung; strenge Ansichten wie die unserigen liegen ihm fern, denn wie gesagt, seine Aufgabe ist, ein getreues Bild zu entwerfen, und somit alle Elemente zum Urtheil vorzulegen; das Urtheil selbst kann er um so ruhiger dem Leser überlassen.

(Der Beschluß folgt.)

Eine Fahrt nach Ostende von Heinrich Koenig. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1845. 8. 2 Thlr.

Erwarten wir von Heinrich Koenig keinen gewöhnlichen trockenen Reisebericht, wie ihn etwa die später erläuterten Kreuze und Doppelkreuze an dem Rande eines Wegweisers ergeben! Er ist Dichter; er genießt in der Anschauung, macht das Genossene zu seinem Eigenthum und schafft in der Reproduction. Er beschreibt eine Badereise — und wie ein frischer Quell strömen neue, junge Empfindungen und Gedanken in dem schön bekränzten Bette gefälliger Form daher und ergießen sich in die Brust des Lesers.

Deutschland kennt Heinrich Koenig's Schriften — er selbst hat von ihnen in Nr. 53—55 d. Bl., wo er die zweite Auflage seiner „Hohen Braut" einführt, in seiner anspruchslos anmuthigen Weise eine kurze Übersicht gegeben —, ich darf mich daher bei Besprechung dieses Buchs jeder Auseinandersetzung über seine leichte, liebliche Darstellungsart enthalten, die wie eine grüne, sonnige Wiese sich eben und heiter unter dem wandelnden Fuß des Lesers hinbreitet; in bunter Fülle sprießen überall die Gedanken als Blumen hervor und am Rande ihres Kelches hängt der zarte Thautropfen tiefern Gefühls, in welchem sich die Natur umher und der blaue Himmel spiegelt. Nur einige Andeutungen über den Inhalt!

In den Canevas einer Vergnügungsreise nach Ostende stickt der Verf. mit geschickter Hand seine Ansichten über deutsche Zeitfragen. Wer es mit dem Vaterlande gut meint, muß sich freuen, daß die tüchtigsten seiner Söhne jede Gelegenheit ergreifen, um sich selbst und ihre Brüder über die dunkeln Punkte in unserm äußern und innern Leben aufzuklären, die wie ebenso viele Alpe auf unserer Brust lasten und des schlummernden Volks Morgentraum beunruhigen. Das beste Mittel, den schauerlichen Alpdruck zu bannen, ist — lautes Sprechen. Wenden wir es an! Der Morgen ist für Deutschland ohnedies schon da; wir merken es an den unruhigen Bewegungen, in denen es sich im letzten Schlafe hin-

und verwirft. Gehen wir den Räthseln unserer Zeit herzhaft zu Leibe! und wir werden erwachen, uns die Augen reiben und — wissen, woran wir sind. Nur durch Gährung klärt sich der Wein, nur durch gegenseitiges Aussprechen die Meinung ab.

Schon in der Einleitung — „Auf der Hinfahrt", „Unter der Ebernburg" —, deren Mittelpunkt Ulrich von Hutten bildet, blicken die trüben Gedanken Heinrich Koenig's über das heutige Deutschland durch die geistreichen, piquanten Phrasen und Wendungen, die er wie einen zierlich gestickten Schleier darüber hingeworfen. Wie der Zephyr mit der Ecke des Mantels, so spielen seine witzigen Einfälle mit den modernen Formen des deutschen Lebens; lächelnd und scherzend lüften sie die Hülle und deuten verstohlen auf die bloßen Wunden am Vaterlandskörper.

Den Kern des Büchleins bildet das „Tagebuch aus Ostende" mit dem bescheidenen Motto:

Nicht immer neu kann der Gedanke sein;
Tritt er nur frisch in neue Kreise ein!

An die anziehenden Schilderungen des dortigen Badelebens, des belgischen Volkscharakters und localer Eindrücke knüpfen sich inhaltsschwere Gespräche und Betrachtungen über Zeitfragen von dem allgemeinsten Interesse, wie über den deutschen Staatsdienst und die nachtheiligen Consequenzen des ausgebildeten Beamtenwesens, über das Verhältniß des Staats zur Kirche, über das der Schule zur Kirche u. s. w. Die Hauptpulsader ist aber auch hier wieder Heinrich Koenig's Lieblingsthema, die religiöse Frage, sowol von ihrer theoretischen als von ihrer praktischen Seite betrachtet. Heinrich Koenig erkennt den Gang unserer heutigen Civilisation als eine Krankheit an, er gibt zu, daß ihre Entwickelung zu einem großen Übel führen müsse und fühlt es, daß sie nur aus dem innersten Organismus der Menschheit selbst gehoben werden könne. Aber wie? fragt er. Nach diesen Prämissen wird Jedermann die naheliegende Antwort erwarten: durch eine Reorganisation der menschlichen Gesellschaft nach einem andern Princip. Aber nein! Heinrich Koenig scheint auch sich Denen anzuschließen, die einen radicalen (gründlichen) Heilversuch für „unausführbar" halten. Er antwortet: „Das Wie eben wird, meiner Überzeugung nach, eine neue Offenbarung sein." Ihm schwebt die Erde, die ganze Welt in der Atmosphäre des Deismus. Gott wird sich der Menschheit durch ein Wunder offenbaren, wenn die Noth am größten ist. Diesen Gedanken führt Heinrich Koenig mehrfach weiter aus und weist auf die Offenbarungen durch Krischna, Moses und Christus zurück. Waren die von ihnen aufgestellten Gesetze aber wirklich unmittelbare Ausflüsse der Gottheit, von ihr gnädigst dargereichte Arzneien? oder läßt es sich nicht vielmehr nachweisen, daß sie die lange vorbereiteten, natürlichen Endpunkte einer organisch gegliederten Ideenreihe sind? Der Masse des Volks, welcher die Verbindungsglieder fehlten, erschienen sie freilich als etwas Einzelnstehendes, Plötzliches, als Wunder. Es mögen auch die Propheten selbst, die sich zuerst als Endpunkte dieser langen Kette fühlten, in denen die Geistesfrucht einer seit lange in Schmerzen kreisenden Zeit zuerst eine bestimmte, bewußte Form annahm, zum System wurde (das ist die geistige Geburt des Messias, im Gegensatz zur körperlichen, christlichen), sie mögen, erstaunt über die Größe des Resultats, das auf einmal abgerundet und klar in ihnen aufging und, beherrscht von der bescheidenen Ansicht ihrer Zeit über die geistige Kraft des Menschen, sich selbst unter dem Einflusse eines höhern Geistes geglaubt, sich für gottbegabte Menschen, ja für Söhne Gottes gehalten haben. Berechtigt uns das aber, die Heilung unserer Zeitkrankheit von einer göttlichen Offenbarung, von einem Wunder zu erwarten? Wir fühlen es Alle, ein neues Gesetz erwartet das kreisende Menschengeschlecht. Es wird zur Welt kommen; für Die, welche seine Vorbereitung und allmälige Entstehung verfolgen, die sie kennen, weil sie daran geholfen haben, auf natürlichem Wege; für Die, denen die Mittelglieder verhüllt bleiben, denen das Resultat allein plötzlich entgegentritt, als Offenbarung, als Wunder. Für jetzt besteht der Unterschied zwischen Beiden nur darin, daß die Erstern an der Vollendung des Gesetzes mitarbeiten, die Letztern die Hände in den Schoos legen und wartend gen Himmel schauen.

Doch, es ist hier wol nicht der Ort, die Religionsfrage selbst zu discutiren. Heinrich Koenig, der fleißige und redliche Mitarbeiter an dem großen Werke der geistigen Entpuppung der Menschheit, gehört in mehrfacher Beziehung zu den oben zuerst Genannten. Überhaupt besteht heute, was den Grund, den Gegenstand des Glaubens betrifft, unter Denkenden wol kaum mehr eine ernstliche Meinungsverschiedenheit; es handelt sich nur noch um die Auffassungsart, um die gemeinschaftliche Form, den umfangsgenügenden Ausdruck; Das war der λόγος des Evangeliums, und diesen Messias, der ihn uns bringt, erwarten wir auch heute noch. Wir sind die modernen Juden, das auserwählte Volk unserer Zeit. Überdies sind wir nicht berechtigt anzunehmen, daß die in dem „Tagebuch aus Ostende" aufgestellten Ansichten auch heute noch die von Heinrich Koenig vertretenen sind. Dasselbe stammt, wiewol erst kürzlich abgedruckt, aus der Mitte des Jahres 1842. Nicht als ob ich ihn für einen Mann hielte, der, wie die Schlange ihre Haut, alle drei Jahre seine Meinung wechselt! Nein! In den letzten drei Jahren aber ist Ungemeines geleistet und verwandelt worden. Die ganze Philosophie hat eine andere Richtung, die ganze Theologie eine andere Stellung und die ganze Literatur eine neue Aufgabe erhalten. Wie sollte, wo solche Felsen wanken, eine einzeln stehende Säule nicht etwas nachgeben! Die Menschheit hat seit einiger Zeit Riesenschritte gemacht, deren Schnelligkeit in den letzten Jahren progressionsmäßig wächst. Ein niederfallender Stein verdoppelt von Secunde zu Secunde die Größe des durchlaufenen Raums, je mehr er sich der Erde nähert. Wenn dieses Gesetz auf den geistigen Fortschritt Anwendung findet, so scheinen wir dem zunächst zu erreichenden Ziele, dem Resultate einer Reihe von Jahrhunderten, wieder ziemlich nahe zu sein. Wer nicht zurückbleiben will, muß die Bewegungen der Zeit in sich mitmachen.

Eins nur ist mir auffallend in dem vorliegenden Tagebuche. Heinrich Koenig bespricht darin wiederholt und ausführlich zwei heutige Tagesfragen: die Bestrebungen der deutschen Katholiken, sich von Rom, und die der deutschen Protestanten, sich von den beengenden Staatsfesseln frei zu machen. Da nun, so viel mir bekannt, im Jahre 1842 von beiden noch gar nicht die Rede und noch nirgend zur Besprechung derselben ein Anlaß gegeben war, so darf man annehmen, daß der Verf. sein Tagebüchlein ein wenig retouchirt und für die Bedürfnisse und Ansprüche der Gegenwart zurecht gestutzt habe. Wenn dies geschehen, würde dann nicht Heinrich König auch seine neu gewonnene Ansicht hineingelegt und durch sie die bereits überwundene möglichst ersetzt haben? Genug ich komme über diesen Zweifel nicht hinweg. Ich habe in dem Büchlein, das ich bespreche, zwischen den Zeilen gelesen, weil eine Stimme in mir rief: „Heinrich Koenig ist jetzt über den Standpunkt desselben hinaus!" Und zuletzt sehe ich mich doch genöthigt, mich an die gedruckten Worte zu halten.

Da ich einmal bei den Zweifeln bin, die sich meiner während der Lecture des Buches bemächtigt haben, so will ich gleich noch einige Punkte anführen, bei denen es mir nicht klar geworden, ob sie wörtlich oder ironisch zu verstehen seien. Diese sind: die Verdammung der neuern politischen Poesie der Deutschen; ferner der Versuch einer Rehabilitation Niklas Becker's und seines Rheinliedes, welchem letztern Heinrich Koenig noch eine Zukunft prophezeit; dann das Bekränzen des „allem Bauen und Erbaulichen holden" Königs von Baiern mit dem Dichterkranze, und endlich die Belehnung Kuranda's, Verf. von „Die letzte weiße Rose" mit einem „poetischen Herzen" und „schaffender Kraft".

Der Schluß des Tagebuchs enthüllt eine höchst anziehende Schilderung von Brügge und sehr unterhaltende Träume und Reflexionen über den kölner Dom, welche sich an

Puttmann's Broschüre: „Der Fortbau des kölner Doms" knüpfen. „Die Vollendung dieses Doms der Zukunft", ruft der Verf. begeistert aus, „wird mit der Vollendung unserer religiösen und politischen Einheit zusammenfallen!" Später aber fügt er hinzu: „Deutsche Einheit! man weiß nur nicht recht, was man sich dabei denken soll, denn man denkt sich doch dabei auch eine Einheit der Krone und begreift nicht, was aus den vielen regierenden Häuptern werden möchte. Gott behüte, daß wir auf einen Umsturz der Dinge sännen! Aber vergißt man denn ganz, daß wir an unsern Herrschern in der schönsten Bezeichnung «deutsche Landesväter» haben? Und was kann ein Vater nicht für seine Kinder und deren Wohl thun und lassen! Die Einsicht in dies Wohl freilich —!" Wie? hält es Heinrich Koenig in der That für möglich, daß ein gekröntes Haupt andern zu Liebe seine Krone niederlege? Im Widerspruch mit der hierin ausgesprochenen Idee redet der Verf. dann wieder in den folgenden Zeilen der politischen Zerstückelung Deutschlands recht poetisch das Wort. Er sagt: „Übrigens müssen wir bei politischer Einheit nicht an das Centralisationssystem denken. Die deutsche Nation ist es werth, etwas Apartes zu haben. Sie ist eine in Völkerdrusen krystallisirte Nation, ein in vielen Facetten glänzender Edelstein. Wir haben unser reiches Natural in Stammesunterschieden, in Länderverschiedenheiten zu entwickeln gesucht, und jeder unserer großen Eigenthümlichkeiten eine Krone aufgesetzt. Behalten wir diese Kronen bei! Es sei unser Stolz, eine kronenreiche Nation zu sein. Wenn wir aber schon die erhabenen Besonderheiten der Volksstämme krönen, welchen höhern Schmuck verdient nicht das allgemeine Deutschthum, die Majestät der ganzen Nation?" Nun, woran soll man sich halten? Um diese höchst schwierige Wahl aber ganz unmöglich zu machen, schließt der Verf. den Abschnitt gleich darauf mit den Worten: „Wie fest werd' ich jetzt schlafen, da ich all' mein albernes Zeug voraus weggeträumt habe!"

Das letzte Drittheil des Buchs, „Auf der Herfahrt" betitelt, besteht aus einer sehr hübschen Skizze von Antwerpen und einer allerliebsten Novelle „Liebe auf der Eisenbahn", ein graziöses Pendant zu den im Tagebuche enthaltenen „Freitagstündchen". Dieses leichte, luftige Genre ist so recht die natürliche Sphäre Heinrich Koenig's. Wahrheit und Dichtung sind darin von Grazie und Laune auf das lieblichste umwoben, Alles ist darin so durchsichtig natürlich und doch zugleich so künstlerisch symmetrisch geordnet, daß man nicht weiß, ob man den zarten empfänglichen Sinn oder die zarte bildende Hand mehr bewundern soll. Die zuerst genannte der beiden Novellen schließt selbst und das Buch mit dem Trinkspruche: „Möchte doch, wenn auf Eisenbahnen die Eintracht der deutschen Völker und die Liebe der Einzelnen sich immer mehr zusammenfindet, unserm herrlichen Vaterlande recht bald auch der alte deutsche Zopf ausgehen sammt dem wollenen Wickelbande!" Ich rufe dazu von Herzen: Amen! 44.

Literarische Notizen aus England.

Neues heraldisches Werk.

Von Rüxner's „Turnierbuch" bis herab auf das bekannte illustrirte Werk über die Wappen des preußischen Adels haben Werke, welche die kleinen Eitelkeiten des Menschen, die Sucht befriedigen, eine ganz absonderliche äußere Auszeichnung für sich zu haben, stamme dieselbe woher sie immer wolle, stets ihr mehr oder weniger ausgebreitetes Publicum gefunden. Hat die wachsende Aufklärung und das erwachende Bewußtsein von dem eigenen Wesen und der Würde des Menschen auch in der gebildeten Welt immer mehr von der ursprünglichen Kindlichkeit des Geschlechts hinweggenommen, so hat die eine Seite der kindlichen Anschauung, der kindische Hang an buntem, an und für sich nichtsnutzem Flitterwerk und Spielzeug bei der Masse seine volle Geltung erhalten. So werden denn wahrscheinlich auch die jüngst in England erschienenen „Curiosities of Heraldry. With illustrations from old english writers", von Mark Antony Lower, nicht nur unter den Wenigen, die Wappenkunde als Studium treiben, Beifall finden, sondern alle die großen und kleinen Kinder der vornehmen Welt, die stammbaumstolzen Mitglieder des Hochadels, die novi homines der Gentry, die wappen- wie geldlüsternen Demokraten Neuenglands, wie die politischen Bastarde des Jungen England im alten lustigen Mutterlande werden sich an diesem Trödel ergötzen, und ohne Zweifel wird sich auch eine gute mittelalterliche deutsche Haut finden, die der alten und neuen Adelssippe, den Cidevants und Adelsreunionisten das würzige Gericht zubereitet. Wie weit in diesem Fache die fleischgewordene Verkehrtheit und der Widersinn der Einbildungskraft geht, mag aus Dem erhellen, was Herr Lower als den Mythenkreis seiner Wissenschaft aus frühern englischen Heraldikern zum Besten gibt. Nach ihm beginnt die Wappenkunde schon von Erschaffung der Welt in dem Kampfe der Engel mit dem Lucifer. Morgan ertheilt dem ersten Menschenpaar, welchem selbst die alte Urkunde, die so viel auf Geschlechtsabkunft und geschlechtige Abzeichen hält, nur ein Feigenblatt zur Kleidung verliehen, besondere Wappen, dem Adam ein rothes, der Eva ein weißes Schild. Noah wird in dem „Book of St. Albans" ein Herr von adeligem Herkommen, „gentilman by Kynde" genannt, und in Leigh's „Accedens of armory" den jüdischen Helden vom „Herzog Josua" an bis auf David herab ein genau beschriebenes Geschlechtsabzeichen zugesprochen. Auch läßt er bei der Belagerung von Troja, „[illegible]24 Jahre vor der Fleischwerdung Christi", die Stammbäume einführen. Unter den vielen Wappendevisen, welche das Werk aufzählt, findet man manche interessante Einzelheit. So führten die Grafen von Charteris im Helmschmuck ihres Wappens einen ein Schwert schwingenden Arm mit dem Sinnspruche: „This is our charter", ein Emblem und Devise, die bis auf die neuesten Zeiten (exempla sunt odiosa) mancher Abkomme alter berühmter Dynastengeschlechter auf sein Schild gesetzt zu haben scheint.

Eine Handschrift Shakspeare's.

Die Shakespeare society hat eine im vorigen Herbst in einem alten Archiv zu Surrenden unter den Papieren Sir Edward Dering's aufgefundene Handschrift von Shakspeare's „Henry IV." im Drucke erscheinen lassen. Es führt den Titel: „Shakspeare's play of king Henry the fourth, printed from a contemporary manuscript. Edited by J. O. Halliwell. Printed for the Shakspeare society." Man kannte seit langer Zeit das Vorhandensein jener Handschrift im erwähnten Archiv, hielt sie aber in keiner Hinsicht von Bedeutung. Die Handschrift gehörte dem Ahnherrn des jetzigen Besitzers des genannten Archivs, Sir Edward Dering, welcher in den Bürgerkriegen unter Karl I. sowol als Parlamentsmitglied wie als Krieger eine Rolle spielte. Nachdem er von der königlichen Partei zu der des Parlaments übergegangen, soll er später in den geistlichen Stand getreten sein. Bekannt ist, daß er einen Band Reden über Dinge der Religion hinterlassen, auch bei seinen Parlamentsreden stets sich am liebsten über religiöse Dinge verbreitet. Aber es ist nichts so klar gesponnen, es kommt am Ende an die Sonnen. Der Herausgeber jener Handschrift, Halliwell, ist dahinter gekommen, daß dieser fromme Ritter sich damit beschäftigt hat, nicht nur Noten zum Text des angeführten Shakspeare'schen Stückes zu schreiben, sondern zum Zwecke der Aufführung desselben in seinem Schlosse, an der er, andern Andeutungen zufolge, wol selbst Theil genommen haben mochte, Veränderungen und Verbesserungen anzubringen. Der größte Werth der Handschrift besteht jedoch darin, daß sie die einzige ist, welche zu Shakspeare's Zeiten selbst niedergeschrieben wurde, obwol nach einer Anmerkung des der Sache nicht sehr kundigen Abschreibers demselben ein gedrucktes Exemplar dieses historischen Dramas vorlag. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 167. — 16. Juni 1845.

Neue römische Briefe von einem Florentiner. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 166.)

Freilich ist dieses Bild an sich schon und ohne alle kritische Zuthat beredt genug. In den ersten zwei Theilen, die diesen „Neuen römischen Briefen" vorausgegangen, ist der Organismus der päpstlichen Verwaltung, der Finanzzustand, Handel u. s. w. bereits geschildert worden; in den vorliegenden Theilen findet man dann für die Beurtheilung der landwirthschaftlichen Verhältnisse, des Zustandes der arbeitenden Classen, der Straf- und Correctionsanstalten, der Criminaljustiz und ihrer Handhabung alle erfoderlichen Elemente theils angegeben, theils ausführlicher dargestellt. Auch das Capitel über Handel und Industrie, in den ersten Theilen bereits abgehandelt, ist in diesen weiter geführt und ergänzt, und eine Skizze über die Lage des Grundbesitzes im Römischen und in andern Theilen Italiens entworfen. Hier kann man denn sehen und lernen, was päpstliche Staatsverwaltung ist. Die Verachtung derselben ist unter uns fast zur Trivialität geworden. Man folge dem in seinen Angaben, die aus den besten Quellen und aus eigener Beobachtung entnommen sind, stets zuverlässigen Verfasser und sehe zu, ob jene Meinung begründet ist oder nicht. Was in dem Buche (I, 393) bei Gelegenheit des Elementarunterrichts gesagt wird: „Es fehlt nicht an gutem Willen (Einzelner, müssen wir beschränkend hinzusetzen), an Geldmitteln, an Anstalten, wol aber an einer geregelten Leitung, an gemeinsamer Aufsicht und an Übereinstimmung im Plan", das läßt sich von allen römischen Einrichtungen und Unternehmungen sagen. Gehen wir mit dem Verf. die Gegenstände durch, die er der Reihe nach (I, 363—400) bespricht, den Getreidebau in der Campagna, Viehzucht, Weinbau, Ölcultur, Colonisirung, Armenwesen, Unterricht u. s. w., nirgend begegnen wir erfreulicher, nachhaltiger Entwickelung, consequentem Verfahren. Von dem Getreidebau wird nachgewiesen, daß er in steter Abnahme begriffen ist; daß im J. 1841 weniger als der dritte Theil des durch eine Verordnung vom J. 1783 festgestellten Quantums cultivirt worden. Man wundert sich vielleicht bei dieser Gelegenheit, von einer Regierung zu hören, welche den Umfang der Getreidecultur durch Reglements festsetzen will, und zwar in einem Landgebiete, in welchem sich weniger als irgendwo sonst über Arbeiterhände verfügen und über Menschenkräfte ein Anschlag machen läßt. Aber wie ein witziger Mann einmal gesagt hat, bei mancher Flucht bleibe nichts zu wünschen übrig als eingeholt zu werden, so läßt sich ähnlich von mancher römischen Verordnung sagen, daß ihr nichts Heilsameres begegnen könne als unausgeführt zu bleiben. Übrigens ist der Getreidebau in der Campagna ein Object von solcher Wichtigkeit, daß man behaupten kann, alle öffentlichen Zustände im Patrimonium würden eine günstige Wendung nehmen, wenn er in Flor käme. Der Weinbau? Bekanntlich steht es damit in den meisten Gegenden Italiens traurig — der Fleiß, die unermüdete Sorgfalt, welche diese Cultur erfodert, sind großentheils dem Charakter der italienischen Landleute fremd —, am traurigsten aber um Rom herum. Die Viehzucht? Sie ist die hauptsächliche Hülfsquelle der im Getreidebau unglücklichen Landwirthe; „aber von ihrer Vervollkommnung ist nicht die Rede, und während man anderwärts für die Veredlung der Schafracen so viel thut, sinkt der Werth der hiesigen Wolle immer tiefer." Am auffallendsten zeigt sich das Unzureichende aller auf Förderung der Culturthätigkeit gerichteten Bestrebungen an dem Umstande, daß, während kaum ein Gebiet vortheilhafter für den Ölbau gefunden werden kann als das römische, dennoch der Kirchenstaat mit einer sehr bedeutenden Summe dem benachbarten Neapel für Öl tributpflichtig ist, obgleich man nur ein Funfzehntheil des wüst liegenden Campagnalandes für diese Cultur gewinnen oder ihr einen Theil der auf ertraglosen Weinbau herkömmlich vergeudeten Mittel und Kräfte zuwenden dürfte, um ein so widersinniges Verhältniß aufgehoben zu sehen. So steht es mit der dortigen Bodencultur. Hören wir die Berichte des Verf. über die Unternehmungen, diesen Zustand durch Anlegung von Colonien zu bessern; sie sind sehr bezeichnend für die römische Nationalökonomie. Unter Pius VII. ließ sich eine Colonie von Bauern aus den Marken dicht bei Rom nieder, „löste sich aber bald wieder auf, nachdem einige von ihnen der bösen Luft erlegen waren". Dann kam es unter den Auspicien zweier Männer wie Coppi und Capaccini zur Zeit Leo's XII. zu einem andern

größern Project, welches auf Heranziehung von Kindern aus den Findel- und Armenhäusern berechnet war, aber „nach dem Tode dieses Papstes, mit dem so viele Entwürfe untergingen, in Vergessenheit gerieth". Nachher ward, abermals unter mächtigem Schutz, ein Versuch gemacht, verlassene Knaben zum Ackerbau anzuleiten, aber „der Sommer 1841 erwies sich ihnen so schädlich, daß u. s. w." Endlich ward, wie es anfänglich schien, unter den glücklichsten Vorbedeutungen ein letzter, ähnlicher Versuch mit einer großen Anzahl Knaben gemacht, aber „nach den neuesten Nachrichten über diese Anstalt sind ihre pecuniairen Verhältnisse in solche Unordnung gerathen, daß die Existenz des ganzen Instituts gefährdet ist". Wir schließen unsere Übersicht über diese im Buche umständlicher abgehandelten staatswirthschaftlichen Materien mit einem kurzen Auszuge aus den statistischen Angaben über Roms Bevölkerung. Im J. 1842 zählte die Stadt 167,121 Einwohner, worunter 5859 geistlichen Standes, 2652 Adelige und Grundbesitzer, 2158 den Wissenschaften Obliegende, 12,128 Dienstleute, 1913 zum Betteln Berechtigte. „Die Zahl der Hülfsbedürftigen, oder richtiger Hülfe Verlangenden nimmt nicht ab und die Bettelei findet Nahrung in Institutionen, die dem Princip nach schön und lobenswürdig sind, bei denen man aber oft fragen möchte, ob sie mehr Gutes stiften oder Böses. Dieser Bettelei abzuhelfen wäre eine Riesenarbeit, unmöglich wäre es nicht, dies hat die französische Verwaltung der J. 1809—14 dargethan." Der Verf. darf, wie gesagt, in allen seinen Angaben Anspruch auf volles Vertrauen machen, er stützt sich auf die bewährtesten Autoritäten, der durch nichts zu ersetzende Vortheil mehrjähriger eigener Anschauung kommt ihm zu statten. Die Abschnitte über Armenwesen, Volksunterricht, Kinderasyle, Sparkassen u. s. w. wird Jeder, den diese Gegenstände interessiren — und wen interessiren sie nicht, zumal in gegenwärtiger Zeit? — mit der Befriedigung lesen, welche die lichtvolle Darstellung eines besonnenen und unterrichteten Berichterstatters jederzeit gewährt.

Wir müssen auf das Buch selbst verweisen und wollen hervorhebend nur noch ein in die Kategorie der römischen Statistik einschlagendes Capitel der Aufmerksamkeit empfehlen, nämlich den siebenten Brief (I, 196), der von den Juden im Kirchenstaat und in Toscana handelt. Man findet darin die Lage dieses Volks im Mittelalter mit wenigen Zügen geschildert, und wird nicht ohne einige Verwunderung finden, daß es in Florenz eine Zeit gegeben, in welcher die Regierung, um dem auf eine unerhörte Höhe gestiegenen Wucher der christlichen Wechsler zu steuern, das Mittel ergriff, die Juden mit dem Monopol des Pfandleihgeschäfts zu bekleiden. Die Zeit des schimpflichen Drucks und der Demüthigung, worunter sie bis auf diesen Augenblick im Kirchenstaate leben, begann, wie so viel anderer Druck, mit der Regierung des fanatischen Paul (Caraffa). Seltsam, daß der Name dieses „vieillard furibond" sich in dem Gedächtniß der Menschen nicht ebenso eingeprägt erhalten hat als der manches andern auf die Schicksale der katholischen sowol als der protestantischen Kirche doch weit minder einflußreichen Papstes. Er also erließ gleich im Jahre seines Regierungsantritts eine Bulle, wodurch die Juden auf Rom und Ancona beschränkt und in besondere Quartiere dieser beiden Städte verwiesen, aller frühern Verkehrsprivilegien beraubt, mit erhöhtem Tribut belegt und des Rechts, Grundeigenthum zu erwerben, verlustig erklärt wurden. „Der Papst ging so weit, jüdischen Ärzten zu verbieten, Christen Hülfe zu leisten, selbst wenn sie darum ersucht wurden." Auch ward das Gebot, ein besonderes Abzeichen (ein gelber Hut für die Männer, ein gelber Schleier für die Frauen) zu tragen, erneuert. „Ein reicher Israelit äußerte, der Papst bezwecke damit nichts Anderes als eine Finanzspeculation, ein Seckel voll Zechinen werde sie schon loskaufen; er biete Seiner Heiligkeit 100,000 Scudi. Aber Seine Heiligkeit verstand keinen Spaß und ließ ihn öffentlich durchpeitschen. Die Herabwürdigung der Juden zu vollenden, verordnete derselbe Papst, daß man keinen von ihnen mit Signore anreden solle." Daß ihr Loos nach dem Tode Paul's, unter Päpsten, wie dessen nächste Nachfolger waren, sich nicht verbessert, wird man leicht denken können. Ausführliches ist über die öffentlichen Verhältnisse der Juden in Livorno, wo sie bekanntlich großer Freiheiten genießen, vom Verf. beigebracht. Wir hätten gewünscht, auch von ihm zu erfahren, welche Resultate aus dieser günstigen und schon seit so langer Zeit ihnen eingeräumten Stellung für ihre Gesittung, Denkweise und besonders für ihr Verhältniß zur bürgerlichen Gesellschaft sich ergeben haben. Ebenso bedauern wir, daß der Verf. seiner Darstellung nicht eine kurze Schilderung des Verhaltens der Römer gegen diese Juden des Ghetto beifügen wollen. Über dieses Verhalten fügen wir ein Wort bei, da es doch sehr charakteristisch ist; es ist kein Haß, *keine* Reibung und natürlich auch kein Neid vorhanden; es ist Verachtung, aber eine Verachtung, die man beinahe harmlos nennen könnte, weil sie so herkömmlich und ein- für allemal abgemachte Sache ist, daß es keinem Römer einfällt, die Gründe dafür irgend einem Nachdenken zu unterwerfen. Der Schmuz und das Elend des Ghetto erscheint den Römern als das ganz natürliche und angemessene Lebenselement der Verworfenen, sticht auch nicht eben auffallend von der Art und Weise der Existenz der ärmern Römer selbst ab. Als Kaufleute genießen die Juden ein gewisses Vertrauen, und wer gute Waaren, besonders Leinen- und Seidenzeuge, zu möglich billigen Preisen kaufen will, geht ins Ghetto. Verbotenes ist man ziemlich sicher immer bei ihnen vorräthig zu finden; sie geben den Käufern, auch den armen, leicht Credit, leihen ohne viel Umstände Geld und nehmen geringere Zinsen als die römischen Capitalisten, wodurch sie sich populair und unentbehrlich zu machen wissen, und auch der Regierung doch einige Rücksichten auferlegen. Was die Vorstellungen betrifft, welche der Römer aus dem Volke von ihrem Glauben, ihrem Cultus, ihren Satzungen und besonders von dem ihrer warten-

den jenseitigen Zustand hat, so geben sie ein Zeugniß von Geistesbarbarei und von der Macht pfäffischer Einflüsse, wie man es nicht stärker fodern kann. Dennoch, man sollte es nach dem soeben Mitgetheilten kaum denken, sind in religiöser Beziehung die Protestanten bei dem gemeinen Römer noch übler angeschrieben, gelten bei ihm noch für tiefer verdammt als die Juden: Sono peggio degli Ebrei, sie sind noch versunkener als die Hebräer, sagt er. Das ist freilich hart. Wir haben schon oben einmal Anlaß genommen, der Franzosen und ihres Einflusses in Italien zu gedenken. Wenn nun die Leser bei unserm Verf. finden: „Unter der französischen Regierung wurden die Juden der vormals päpstlichen Provinzen ihren übrigen dem Napoleonischen Scepter unterworfenen Glaubensgenossen gleichgestellt und sie konnten sich niederlassen, wo sie wollten; .... unter Leo XII. aber wurden alle ohne Ausnahme genöthigt, sich wieder einsperren zu lassen" — wenn sie dies lesen, können dabei möglicherweise Empfindungen zu Gunsten römischen Staatswesens in ihnen aufkommen?

Aber bei der Betrachtung Roms und der Römer handelt es sich nicht um unsere Begriffe und Foderungen vom Staatswesen. Wer diese Begriffe nicht fallen lassen kann, der bleibe fern von Rom, oder er verzichte darauf, es zu genießen, zu lieben, und vor Allem, es zu verstehen. Rom ist eine Sphäre ganz anderer Voraussetzungen, Bedingungen, Auffassungen. Diese zu entwickeln ist hier nicht unsere Aufgabe, und auch unser Autor hat sie als solche nicht zu der seinigen gemacht. Wer aber einige Abschnitte seines Buchs, sowol in den ersten beiden als in den letzten zwei Theilen aufmerksam durchliest, der wird in denselben alle wesentlichen Elemente zu richtigem Verständniß angegeben finden. Einer unserer deutschen Geschichtschreiber nennt das Glück beneidenswerth, das Denjenigen gegönnt ist, die innerhalb altherkömmlicher Verhältnisse und von Geschlecht zu Geschlecht liebgewordener Gewohnheiten geboren, von früher Kindheit sich von einer Allen gemeinsamen und von Allen befolgten Ordnung des Lebens umgeben sehen. Solches Glück ist den Römern beschieden. An der Reihe der mannichfaltigsten Gebräuche, der vielfältigsten religiösen Verrichtungen, periodischer Feste, symbolischer den Jahreslauf bezeichnenden Handlungen, die insgesammt zu den Interessen des persönlichen und häuslichen Daseins, zu allen großen und kleinen Affecten, Wünschen, Neigungen und Bedürfnissen die engste Beziehung haben, lebt der Römer, wenig von den Ereignissen der Geschichtswelt um ihn her betroffen und durch Unwissenheit glücklich beschirmt, seine Zeit dahin. Der Stolz des Völkernamens, den er trägt, ist noch in ihm lebendig, und dies ist einer der wenigen ideellen Züge, die bei ihm anzutreffen; sonst ist er ein Kind der sinnlichen Welt, abgeschlossener noch und trotziger als die übrigen Italiener auf seiner Particularität beharrend, und ohne Sinn für die Abstractionen der Freiheit, des Denkens, des Staats, der Kirche, der großen Gegensätze, die das geistig bewegte Europa beschäftigen. In den Umkreis dieser menschlich sinnlichen Welt muß man sich zu begeben und zu finden wissen, um gegen römisches Wesen gerecht werden zu können. Wie und mit welchem Glück unser Autor für die Feststellung dieser Gesichtspunkte und für die Förderung richtiger Auffassung thätig gewesen, dafür zeugen namentlich die Schilderungen, die er von den Volksvergnügungen, den kirchlichen Festen, von dem Leben der Adelsfamilien, des Bürgers, des Landmanns entwirft. Man sieht, es fehlt diesen „Neuen römischen Briefen" nicht an Materien des interessantesten Inhalts. Wir haben uns, um unsere Anzeige nicht allzu weit auszudehnen, auf die Besprechung nur einiger der hervorstechendern beschränken müssen. Ein so tüchtiges Buch über Rom darf sich der besten Aufnahme in den verschiedenartigsten Kreisen versichert halten. Der Zauber des Namens Italien hat noch nichts von seiner Macht verloren, und das Anziehendste des Anziehenden bleibt immer die Stadt, der Jedermann willig das Prädicat der „Ewigen" zugesteht, weil der Genius der Geschichte dafür zu sorgen scheint, daß das Interesse an ihr niemals versiege.

Als Anhang ist eine Chronologie der Päpste beigegeben, mit synchronistischer Hinweisung auf die wichtigern Weltereignisse, welche Zuthat ohne Zweifel den meisten Lesern willkommen sein wird. 62.

Elisabeth, die erste Kurfürstin von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern. Zur Nachfeier des 13. November 1842. Berlin, Mittler. 1844. Gr. 8. 10 Ngr.

Mit der vorliegenden Schrift ist eine im J. 1835 begonnene Schaustellung biographischer Skizzen der Kurfürstinnen aus dem brandenburgischen Fürstenhause beschlossen worden. Als Verfasser derselben dürfen wir wol den in mehren Fächern des Wissens mit Auszeichnung genannten Geheimrath Göschel in Berlin nennen und zur allgemeinen Charakteristik derselben anführen, daß sie in ihrer geistreichen Behandlung und in der anmuthigen Verknüpfung anscheinend nicht zusammengehöriger Dinge an die besten Aufsätze in desselben Verfassers „Zerstreuten Blättern aus den Hand- und Hülfsacten eines praktischen Juristen" erinnern. In der gegenwärtigen Biographie einer Fürstin, die unter dem Namen der schönen Else in der Mark Brandenburg eine fast sprüchwörtliche Tradition für sich hat, von deren geistigem Leben aber nur sehr wenige gleichzeitige Zeugnisse vorhanden sind, ist die Art besonders anziehend, in welcher der Verf. die verwandtschaftlichen Verhältnisse der Häuser Baiern und Brandenburg dargestellt hat, wo wir auch zu dem berühmten italienischen Geschlechte der Visconti geführt und von dem belesenen Kenner des Dante über die gegenseitigen Beziehungen auf das beste unterhalten werden. Elisabeth's Leben ist so ausführlich erzählt, als es die spärlichen Nachrichten zulassen; ihr schönes eheliches Verhältniß, ihre weibliche Anmuth und männliche Verstandesreife, ihr einsichtiges Walten in den fränkischen Stammlanden während der Abwesenheit ihres Gemahls, ihre thätige Verwendung bei dem Bischof von Würzburg für die Frau von Thüngen, und mehre andere Züge geben ein schönes Bild einer edeln fürstlichen Frau und trefflichen Landesmutter. In dem plessenburger Archiv, meint Hr. Göschel, müßte sich noch manches hierher Bezügliche finden. Aber wo sind jetzt die Urkunden desselben? Doch wol zu München im Centralarchiv, wo ihre Mittheilung gewiß nicht schwer zu erlangen wäre.

Als Elisabeth's Todestag wird der 13. November 1442 gegen alle gangbaren Schriften über die brandenburgische Geschichte, in denen sich das Jahr 1443 fortgepflanzt hat, festgestellt und auf eine sehr sinnige Weise damit der 13. November 1842 in Verbindung gesetzt als „der eines neuen Festes, welches, gleich dem alten, Baiern und Brandenburg, Isar und Spree, Donau und Elbe sammt Oder — und des Landes mehr — zu Dank und Gebet verbindet" (S. 32). Es ist nämlich der 13. November der Geburtstag der jetzigen Königin von Preußen.

Die kräftige Gestalt des weisen Friedrich I. gewahren wir mit Vergnügen an der Seite seiner Gemahlin. Und wie uns der Verf. die Ältern und Großältern Elisabeth's von väterlicher und mütterlicher Seite kennen gelehrt hat, so werden uns auch abwärts ihre Kinder vorgeführt. Am längsten hat der Verf. bei den Kurfürsten Friedrich II. und Albrecht Achilles verweilt und ihr Andenken in würdiger Reihe erneuert.

Eine kurze Nachricht gibt das Verzeichniß aller frühern derartigen Schriften des Hrn. Göschel, deren Erlös zu wohlthätigen Zwecken bestimmt ist. Eine Sammlung dieser Skizzen und anderer zur vaterländischen Geschichte gehörigen Aufsätze, wie der im J. 1829 geschriebenen Abhandlung über den preußischen rothen Adlerorden, würde recht zweckmäßig sein und manchem fast vergessenen Verdienste die gebührende Anerkennung verschaffen. 20.

Bibliographie.

Asher, C. W., Criminalistische Beobachtungen und Erfahrungen. Eine Vorlesung in der Gesellschaft für wissenschaftliche Vorträge in Berlin am 25 Januar 1845 gehalten. Mit einem Vorwort. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bretschneider, K. G., Predigt über die sich bildenden Gemeinden deutscher Katholiken, am Sonntag Cantate 1845. Gotha, Müller. Gr. 8. 3 Ngr.

Corvin, Historische Denkmale des christlichen Fanatismus. Leipzig, Gebauer. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Druidin. Erzählung aus dem 4. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung. Aachen, Cremer. 1844. 12. 7½ Ngr.

Einige Fragen an evangelische Christen, beantwortet von einem Bekenner der augsburgschen Confession. Grünberg, Levysohn. 12. 1 Ngr.

Erdmann, Über Duldsamkeit in Glaubenssachen. Predigt. Halle, Lippert und Schmidt. Gr. 8. 3 Ngr.

Erwiderung auf Hrn. Prof. Semper's Schrift: über den Bau evangelischer Kirchen. Vom Verf. der „Andeutungen über die Aufgabe der evangelischen Kirchenbaukunst." Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 2½ Ngr.

Geschichte des heiligen Rockes unseres Heilandes Jesu Christi. Nebst Gebeten und Betrachtungen zur Verehrung desselben und zum frommen Gebrauch der Christgläubigen. Mit einer Abbildung. 4te Auflage. Sitten. 16. 2 Ngr.

Geschichte der katholischen Missionen im Kaiserreiche China von ihrem Ursprunge an bis auf unsere Zeit. 1ster Theil. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. 8. 20 Ngr.

Grün, K., Neue Anekdota. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Habt Acht! oder: die katholische Kirche zu Annaberg und die Gefahren des Protestantismus. Ein Sendschreiben an seine Glaubensgenossen zur Prüfung und Beherzigung von einem Freunde des Lichts und der Wahrheit. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 10 Ngr.

Harnisch, W., Besteht noch eine urkundlich begründete evangelische Kirche? Zwei Schreiben; das eine an den Herrn Prediger Wislicenus, und das andere an den Herrn Pastor Uhlich. Magdeburg, Heinrichshofen. 8. 7½ Ngr.

Haßmann, H. C., Der Pietismus als der Urfeind aller wahren Religiosität insbesondere des Christenthums und der evangelisch-protestantischen Kirche, nebst spezieller Erörterung der neueren Angriffe jesuitisch-pietistischer Propaganden-Clubbs gegen die evangelisch-protestantische Kirche des Großherzogthums Hessen, psychologisch und historisch beleuchtet. 1stes Heft. Darmstadt, Diehl. 8. 5 Ngr.

Hergetius, F. A., Der Pabst, die Bischöfe und der Übergang zu einer allgemeinen christlichen Kirche. 3te Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 9 Ngr.

Holtzmann, A., Beiträge zur Erklärung der persischen Keilinschriften. 1stes Heft. Karlsruhe, Holtzmann. 8. 1 Thlr.

Jüngling, H., Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 3 Ngr.

Kreuz und Harfe. Aachen, Cremer. 12. 10 Ngr.

Das Leben der Hadumod, erster Äbtissin des Klosters Gandersheim; Tochter des Herzogs Liudolfs von Sachsen, beschrieben von ihrem Bruder Agius, in zwei Theilen, Prosa und Versen, aus dem Lateinischen übertragen von F. Rückert. Stuttgart, Liesching. 8. 17½ Ngr.

Leonhardi, P. F. W. Freih. v., Das Austrägalverfahren des deutschen Bundes. Eine historisch publicistische Monographie. 2ter Band. Frankfurt a. M., Boselli. Gr. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.

Ligeard, J., Streifzüge der Wahrheit gegen die Lüge. Fraustadt, Steiner. 8. 1½ Ngr.

Münch, M. C., Biographien ausgezeichneter, um die Menschheit verdienter Pädagogen. Augsburg, Schlosser. 8. 7½ Ngr.

Neander's, A., Antwortschreiben an den Hrn. M. Edw. H. Dewar zur Entgegnung auf dessen, durch eine Recension der Schrift „German Protestantism" etc. in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", October 1844, veranlaßtes Sendschreiben. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Des Württembergischen Prälaten F. C. Oetinger Selbstbiographie. Herausgegeben von J. Hamberger. Mit einem Vorworte von G. H. v. Schubert. Stuttgart, Liesching. 8. 15 Ngr.

Petersen, C., Zur Geschichte der Religion und Kunst bei den Griechen. Zwei öffentliche Vorträge. I. In welchem Verhältnisse zur Religion entwickelten sich die bildenden Künste? II. Welche Eigenthümlichkeit der Religion hat die bildenden Künste der Vollendung entgegengeführt? Hamburg, Meissner. Gr. 4. 15 Ngr.

Plautus, Die Menächmen, lateinisch und deutsch, mit einer Einleitung über die Charakterrolle des Parasiten. Herausgegeben von C. E. Geppert. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Die jüdischen Religionsphilosophen des Mittelalters, oder Übersetzungen der seit dem 10. Jahrhundert verfaßten Religionsphilosophien. Mitgetheilt von J. Fürst. 1ster Band. (Emunot We-Deot, oder Glaubenslehre und Philosophie von Saadja Fajjumi. Aus dem Hebräischen mit theilweiser Benutzung des Arabischen übersetzt von J. Fürst.) 1ste Lieferung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 20 Ngr.

Schwindl, J., Schneidemühl, oder Czerski's Glaubensbekenntniß mit Noten. Augsburg, Schlosser. 8. 3¾ Ngr.

Die erste Ausgabe der Tragödie Hamlet, von W. Shakespeare. London, gedruckt bei N. L. und John Trundell 1603. Übersetzt von A. Ruhe. Inowraclaw 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Siebenpfeiffer, Handbuch der Verfassung, Gerichtsordnung und gesammten Verwaltung der Pfalz. Fortgesetzt von Luttringshausen. 1stes Buch: Staatsrecht. Speyer, Reidhard. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Vill, F., Die Römerfahrt. Predigt. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 2 Ngr.

Ein Wort der Erinnerung an Dr. Georg Hartog Gerson. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Zwei öffentliche Zeugnisse aus Halle für ein vernunftgläubiges Christenthum und den Pfarrer Wislicenus. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 168. —— 17. Juni 1845.

Neueste Literatur über Skandinavien.

Zweiter Artikel.*)

2. Wanderungen im Norden. Bemerkungen auf einer Reise durch Esthland, Finnland, Schweden, Dänemark und die Insel Rügen nach Schlesien. Von Treumund Welp. Drei Bändchen. Braunschweig, Vieweg. 1844. 12. 4 Thlr.
3. Bilder aus dem Norden, gesammelt auf einer Reise nach Schweden und Dänemark. Von Theodor von Wedderkop. Zwei Theile. Oldenburg, Schulze. 1845. 12. 3 Thlr. 22½ Ngr.
4. In Skandinavien. Nordlichter von Eduard Boas. Leipzig, Herbig. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. Drei Königsstädte im Norden. Von Heinrich Laube. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1845. 8. 3 Thlr.

Zu einer guten Reisebeschreibung gehört etwas mehr als zu kommen, zu sehen und zu — tadeln. Es gibt eine gewisse Tadelsucht, die sich in unsern Tagen nur allzu sehr verbreitet zeigt, und die uns, wir gestehen es, in hohem Grade widerwärtig und verhaßt ist. Man kann die Dinge der Welt unter zweierlei Hauptgesichtspunkten auffassen, einmal als bloßen Gedankenstoff — absolut, theoretisch —, und zweitens in Rücksicht auf ihre Wirkungen und Erfolge — praktisch, thatsächlich. Beide Auffassungsarten haben ihre Geltung in sich. Für die erste bedarf es des Wissens, der Heranbildung zu kräftigem und logischem Denken; für die andere der Erfahrung und eines gewissen Reichthums an Beobachtungen; aus beiden Elementen fließt der beachtenswerthe Tadel ab. Nun gibt es aber auch eine Abart, eine Zwitterauffassung, welche einzelne Wahrnehmungen aus ihrer Reihe herauszerrt, sie der Theorie, dem speculirenden Gedanken unterwirft und dann darüber urtheilt; oder umgekehrt eine solche, welche einzelne, für richtig und überall zutreffend gehaltene Ideen auf die praktischen und thatsächlichen Zustände ohne weiteres zur Anwendung bringt, indem sie sie hiernach mißt; und diese Auffassungsart gibt die falschen Beobachtungen, den schiefen und unmotivirten Tadel.

Der Verf. der Schrift Nr. 2 gehört seiner ganzen Anlage und Bildung nach zu den Schriftstellern, welche sich an dieser mangelhaften Auffassung genügen lassen; es fehlt ihm offenbar an beiden Elementen der guten Beobachtung, am consequenten Denken wie an Erfahrung. Er sieht etwas, macht eine Wahrnehmung und paßt sie seiner Theorie an: stimmt sie mit ihr — gut; stimmt sie nicht — so tadelt er. Zu prüfen, worauf jene Beobachtung, dieser Zustand sich gründe, wie er im Zusammenhange stehe mit der Geschichte, den Naturanlagen, der Ausbildung dieses oder jenes Volks, fällt ihm nicht ein, und fiele es ihm ein, so fehlten ihm die Mittel des Wissens hierzu. Er gefällt sich im Tadel und bestärkt sich mehr und mehr in ihm eben durch sein System. Zuverlässiges erhalten wir daher wenig von ihm und wir haben seine Aussprüche daher mit größter Vorsicht hinzunehmen. Eine gewisse Gabe flüchtiger und beweglicher Darstellung wollen wir ihm nicht absprechen; an vielen Stellen ist er unterhaltend genug; allein an Begründung und Belehrung, an Zuverlässigkeit in seinen Beobachtungen mangelt es ihm und uns durchweg, und ein Vergleich seiner Reiseschilderungen mit solchen, wie Kohl's oder Mügge's über dieselben Gegenden jüngst gelieferten Arbeiten, selbst mit der Schrift Nr. 3 kann daher nur entschieden zu seinem Nachtheil ausfallen. Hierzu kommt nun eine oft lächerliche Anmaßung in Bezug auf vornehmes Wesen, Rang und Bedeutung. Man weiß wer er ist, und wenn man dies weiß, so müssen solche Stellen wie S. 64: „Zunächst wandte ich mich mit Unterhaltungsversuchen an Staatsrath F., der mir mit seiner Tochter durch Consul N. vorgestellt war" — über die Maßen curios klingen. Doch zu seinem Bericht.

Der Verf. verläßt Rußland, oder vielmehr Petersburg — denn viel mehr hat er von Rußland wol nicht gesehen, obwol er sich das Ansehen gibt, das ganze Reich durch und durch zu kennen —, weil er dort nicht frei genug „raisonniren" kann. Gut! Aber wir fürchten, seine Lust an motivlosem und unerwogenem Tadel bringt ihm auch anderwärts keinen Segen. In den Sudeten, die er nun bewohnt, mag Manches sein, das anders besser wäre; aber gewiß nicht so, wie er es gebessert wünschte. Er geht zu Schiff über Reval nach Åbo. Unterwegs macht eine russische Dame, die sonderbarerweise aus Schiller allein will perfect Deutsch sprechen gelernt haben, die Bemerkung, daß sich die Russen nur deshalb dem französischen Wesen so sehr

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 9—13 d. Bl. D. Red.

zuneigten, weil das Deutsche ihnen „aufgedrungen" worden sei. Der Russe, sagt sie, beugt sich der Gewalt, aber nur anscheinend! Wie logisch! Wenn wir uns „beugen", so geschieht dies immer nur anscheinend, niemals freiwillig. Die Sache ist aber anders. Der Russe widerstrebt dem germanischen Bildungsprincip aus Nothwendigkeit seiner ganz heterogen gebildeten Natur, die ihn eben zu dem französischen Wesen hinneigt. Wir lernen sodann das traurige Åbo kennen, mit seiner düstern, schweigenden Steinumgebung, seinen krautbewachsenen Dächern, seiner regsamen Matrosenbevölkerung und seiner Erinnerung an Erich XIV., der hier gefangen saß. Der Verf., in der Geschichte ein Neuling, nimmt sich dieses verrückten Königs an und meint, er sei verfolgt worden, weil er die Jesuiten ins Land gezogen! Trefflich! Und seine wahnsinnigen Mordthaten?! Er referirt, daß Åbo (sp. Ohbo) unter dem 69. Breitengrad liege und versichert, in der erstorbenen Natur bei 20° Hitze gefröstelt zu haben, während er sich unter dem 60° 35′ der Breite, und also nur ½° nördlicher als in Petersburg befand! So zuversichtlich legen solche Herren ihre Unwissenheit an den Tag! Von den Finnen berichtet er im Ganzen Gutes und meint, daß sie das russische Joch ungeduldig trügen. Wir glauben, sie denken nur an die russischen Ämter und das russische Geld und die pariser Deputirtenkammer kümmert sie wenig. Aber der Verf. sieht überall, was er sehen will — den stillen Grimm gegen ihre Zustände! Er meint sogar, um des Joches und der Kälte willen sängen die Nordländer ihre Lieder aus Moll — als wenn nicht auch Brasilien und Griechenland, Italien, Schottland und Portugal ihre Volkslieder aus Moll sängen! Alles Dies sind Proben schiefer Beobachtung, welcher Wissen und Erfahrung zugleich abgehen. Die Finnen hält er für die einzige Hoffnung der russischen Seemacht, da die Russen selbst nur gezwungen zur See dienen. Wir meinen, daß die russische Marine am Schwarzen Meere ihre Wurzel habe. Die Ueberfahrt nach Stockholm, die Scheerenfahrt durch lauter baumlose, große und kleine Klippen von geringer Erhebung, malt er als sehr langweilig, macht bei Warholm über Crusenstolpe, der dort gefangen ist, seine gewohnten Bemerkungen gegen die Beamtencamarilla — in Schweden? — und gibt alsdann eine recht gute und lebhafte Schilderung von der Einfahrt in den Golf des nordischen Neapels, d. h. Stockholms, indem er die Ufer umher mit denen der Elbe bei Meißen vergleicht und den wohlthuenden Eindruck des schönen Baumwuchses und der Belaubung hervorhebt. Von Stockholm selbst erhalten wir eine zweite Auflage der Schulze'schen Beschreibung, in der uns nur auffällt, daß der Mälarsee 1300, sage dreizehnhundert Inseln mit 80 Schlössern enthalten soll! Dieser Theil seiner Reiseschilderung, wenn auch die Geschichte Stockholms interessant genug ist, gehört einer trostlosen Büchermacherei an. Über die Kunstanstalten, die wissenschaftlichen Regungen, die Institute, die Literatur weiß der Verf. überhaupt wenig und Eigenes gar nicht zu sagen. Gründlicher Unterricht ist seine Sache nicht; er zieht es vor, umherzugaffen, von Preßfreiheit, Beamtenunfug und Volksdruck unverständige Tiraden niederzuschreiben, mit halbem Ohre Scandeln anzuhören, ohne Prüfung, wer der Erzähler sei, welchen Glauben die Erzählung verdiene, sie nach Herzensgelüst aufzustutzen, wiederzugeben und sich dann für einen bedeutenden, freisinnigen Autor zu halten. Wir haben oben bekannt, daß uns diese Art und Weise, welche nichts ergründet, Alles anregt, nichts beleuchtet, Alles verspottet und Alles tadelt, Alles besser versteht und doch nichts weiß und nichts besitzt — nicht einmal Aufrichtigkeit — ein Greuel ist. Fürwahr, wir haben, sollte man glauben, an Zeitungslügen und ihren Berichtigungen, an dieser Schmach der Tagespresse über und über genug, um nicht noch dreibändige Werke desselben trüben und mislichen Inhalts zu empfehlen. Der Verf. bereist sodann den Göthakanal, überall Anekdoten auflesend und sie, wohl oder übel, an den Mann bringend; zu einer neuen, bemerkenswerthen Beobachtung kommt es selten, was uns dann gelegentlich belehrt, daß das „Beobachten" so leicht nicht ist als Viele glauben.

Die Reise des Verf. in Schweden beschränkt sich auf die Kanalfahrt und die Durchschiffung der Seen von Stockholm nach Göthaborg, allerdings die bequemste und die belehrendste Reise, welche in diesem Lande zu machen ist. Über die Geschichte, den Betrieb und die Baukosten des großen Göthakanals, welcher die beiden Meere verbindet, excerpirt der Reisende seine Wegweiser. Die Frage, eine Lebensfrage Schwedens, schwebte von Bischof Braske, der zuerst den Gedanken anschlug, bis zu Karl XIII., also 300 Jahre lang; der von S. Bagge und Graf Platen vollendete Bau kostete dem mittellosen Lande über 9 Millionen, die er auch jetzt noch nicht verzinst, obwol er für Schweden durch Förderung der Cultur und Industrie indirect zu einer Wohlthat geworden ist. Die reichsten und civilisirtesten Provinzen des Landes liegen an diesem Kanal und den Seen, die er verbindet; eröffnet ist er seit dem October 1813, also mitten in der Zeit der Kriegsnoth. Durch ihn wurden 143 Meilen inländischer Seeufer und 12 Städte in Verbindung gebracht und 1837 passirten ihn 1110 Fahrzeuge; er gehört einer Actiengesellschaft. Die schönsten und malerischsten Punkte Schwedens werden von ihm aus leicht erreichbar; zuerst der inselreiche Roxen, dann der entzückende Boren, die Krone aller schwedischen Seen, mit dem Ulfohsa; hierauf der Wetternsee, 12 Meilen lang, mit Karlsborg und den größten industriellen Anlagen Schwedens umher; sodann der Wennernsee, 14 Meilen lang und bis 7 Meilen breit, tief und inselreich, aber von düstern Umgebungen; endlich Trollhätta mit seinen Wasserstürzen und dem bewunderungswürdigen Kanal; Kungself, dem alten Königssitz und Bohus und zuletzt Göthaborg, dem blühenden Klein-Venedig, das gegen hundert eigene Schiffe in See hat.

Von hier schifft der Reisende nach Kopenhagen, von dem er ein ziemlich gutes Bild liefert, in welchem wiederum der rege Bildungstrieb der Dänen eine bedeu-

tende Stelle einnimmt, durchwandert einen Theil des Landes, besucht das ärmliche Roeskilde, die alte Königsresidenz Leire, nur ein elendes Dorf, Lyngby, Frederiksdal u. s. w.; schifft hierauf nach Rügen, und beginnt von hieran, nachdem er die Insel von Seiten ihrer Natur gut, von Seiten der Moralität ihrer Bewohner sehr ins Schwarze gemalt hat, wiederum seine Jagd auf skandalöse Anekdoten, Verspottung der Zeitrichtungen, Geiselhiebe gegen Adel, Beamte, Kirchenthum und Gerichtswesen in Preußen. Er thut dies mit so sonnenklarer Absichtlichkeit und Liebe, mit so großer Unkunde der Verhältnisse, oft mit so schamloser Unwissenheit, stets mit so großer Voreingenommenheit und so großem Mangel an Prüfung, daß daraus für unsere Leser durchaus nichts zu lernen ist. Weil er schwatzen kann, ohne an seinen innern Widersprüchen den mindesten Anstoß zu nehmen, glaubt der arme Mann ein Autor zu sein; das Unlogische und der widerwärtige Ausdruck seines Tadels, seine schülerhafte Diction, stören ihn nicht im geringsten in diesem Glauben. Da der dritte Band ausschließlich nur solchen Diatriben, Postwagengesprächen, Abhandlungen über die schlesischen Weber, denen es an aller gesunden Vernunft fehlt, Eisenbahnberichten und Ausfällen gegen die Verwaltung, gewidmet ist, so übergehen wir denselben gänzlich, verweisen jedoch auf sein Urtheil über Berlin und die Berliner als eine Probe von dreister Anmaßung und von Unverstand.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englische Eisenbahnliteratur.

Ich erinnere mich nicht, unter den sehr bedeutenden Einflüssen des Eisenbahnwesens in England auf die dortigen bürgerlichen Verhältnisse die Wirkung erwähnt gefunden zu haben, die es auf die Literatur geäußert. Und doch haben die dortigen Eisenbahnen nicht etwa blos einen neuen Zweig der Literatur, sondern eine eigene, ihren alleinigen Interessen gewidmete, jedes einschlagende Departement deutlich und bestimmt vertretende Literatur ins Dasein gerufen, ernste Geschäftsbücher und Zeitschriften für das Publicum zum Nachschlagen und eine leichte Belletristik, welche die fashionable Welt bereits alltäglichen Gedichten und blasirten Romanen vorzieht. Es scheint mir daher, daß ein wenn auch nur flüchtiges Andeuten dieser neuen vielumfassenden Literatur nicht gerade unnütz heißen kann. Von den Büchern zum Nachschlagen verdient vor Allem Bradshaw's „Railway guide" Erwähnung — es genügt, das beste zu nennen —, ein schmächtiges, zierlich gebundenes Büchelchen mit sauber gestochenen Karten und leserlichen Tabellen, welche die Entfernungen aller Eisenbahnstationen in Großbritannien, die Zeit der Abfahrt und Ankunft und den jedesmaligen Fahrsatz der verschiedenen Wagenclassen anzeigen. Wird dieses nützliche Taschenbüchelchen fortgesetzt, so kann in einigen Jahren, wo alle Schienenwege in England vollendet sein sollen, Jemand in der Nähe von John o' Groat's ohne große Mühe die Stunde, ja die Minute seiner projectirten Ankunft an dem andern Ende der Insel, in Land's End in Cornwallis, berechnen. Aber auch jetzt schon, wie die neueste Ausgabe vorliegt, kann der Reisende von Newcastle am Tyne bei einem Gastwirth in Falmouth — ich empfehle Wynn's Hotel — um die und die Minute vor oder nach der und der Stunde sein Diner bestellen und gewiß sein, im Fall kein Unglück passirt, dort pünktlich einzutreffen in dem Momente, wo der Koch die leckern Falmouther Pilchards — eine Art Sardellen — aufschüsselt. Die Entfernung beträgt 460 englische Meilen. Der zwei Vortheile zu geschweigen, daß er vor der Abreise aus den Karten die Grafschaften, Städte und Dörfer, die er berühren und aus den Fahrsätzen den Kostenbetrag ersehen kann, der ihn ans Ziel bringen wird. Außerdem enthält das Büchelchen eine Menge Nachrichten in Betreff der Dampfboote, Landkutschen und Frachtfuhren.

Journale, die ausschließend Eisenbahnangelegenheiten verhandeln, sind gegenwärtig: „The railway journal", „The railway Times", „The railway record", „The irish railway gazette" und „The railway register". Letzteres erscheint monatlich, erstere wöchentlich. Die Redacteure sind insgesammt wissenschaftlich gebildete Männer und wo einestheils so wichtige Interessen in Frage kommen wie in diesen Blättern und die Presse in ihrer Censurfreiheit eine so wachsame Hüterin hat wie in England, spricht es Bände zum Lobe jener Redacteure, daß sie vor dem Forum der Öffentlichkeit noch keiner geflissentlichen Entstellung der Wahrheit oder irgend einer schmuzigen Parteilichkeit beschuldigt worden sind. Und doch liegt es in der Natur ihres Wirkens, daß keine andere Redaction größern Lockungen zur Unredlichkeit ausgesetzt sein kann. Ihr Einfluß ist unberechenbar. Das Publicum vertraut ihrer Autorität und es steht bei ihnen, unhaltbare Pläne, die blos Actienabsatz bezwecken und nie ins Leben treten sollen, herauszustreichen oder durch vorsichtiges Nachforschen und furchtlose Darstellung vor dem Ankaufe zu warnen. Als Mittel der Veröffentlichung aller Eisenbahnverhandlungen, sowol bei neuen als bei alten Bahnen, liegt es ihnen ob, die Leser mit den Thatsachen bekannt zu machen, auf welche ein richtiges Urtheil nicht allein hinsichtlich des Zustandes und Fortschreitens einzelner Bahnunternehmungen, sondern auch wegen eines Aggregats dieser gigantischen Interessen sich stützen läßt. Und da gereicht es den geachtetsten Gesellschaften zur höchsten Ehre, daß sie durch offenes Verfahren und Erstattung wöchentlicher Geschäftsberichte jenen Redactionen die Möglichkeit gewähren, ihre Aufgabe zu lösen. Das geschieht mittels der von jedem Eisenbahnblatte unter der Aufschrift „Official railway traffic returns" gelieferten Tabelle der für Passagiere und Güter gehabten Einnahme. Zu Behuf weitern Calculs steht daneben der Einnahmebetrag jeder entsprechenden Woche, seit die Bahn fahrbar ist, dann die Höhe des Anlagecapitals, des wöchentlichen Aufwandes und der zuletzt ausgefallenen Dividende, sodaß, wer Eisenbahnactien kaufen will, daraus den effectiven Werth derselben abnehmen und überdies ziemlich genau berechnen kann, ob er steigen oder fallen wird. Wollte jeder Käufer das thun und demgemäß handeln, könnte es keinen Actienschwindel geben. Von besonderm Nutzen in dieser Beziehung sind außerdem noch die „Notes on the traffic table", welche „The railway record" seinem Wochenberichte beifügt und die in gedrängter Kürze eine Übersicht von dem Zustande der fraglichen Bahn und ihrer Finanzen geben.

Wenn ich sagte, daß jene Zeitschriften ausschließend Eisenbahnangelegenheiten verhandeln, so ist dies wörtlich im strengsten Sinne wahr. Eine mir vorliegende Nummer hat 24 enggedruckte Quartseiten und darauf nicht eine Zeile andern Inhalts. Zehn Seiten sind mit Avertissements gefüllt; keins, das sich nicht auf Eisenbahnen bezieht: officielle Bekanntmachungen verschiedener Gesellschaften, Anzeigen patentirter Erfindungen für Eisenbahnmaschinerie, Adressen von Actienmäklern u. s. w. Die übrigen 14 Seiten enthalten nächst dem üblichen leitenden Artikel, der eine die Eisenbahnen berührende Tagesfrage erörtert, Berichte über stattgefundene Versammlungen, Briefe von unzufriedenen Reisenden und misvergnügten Actionnaires, Mittheilungen im Betreff auswärtiger Eisenbahnen, Eisenbahnpoliceiberichte und zwei Aufsätze über Verbesserung der Locomotiven. Was die erwähnten Lockungen zur Unredlichkeit anlangt, so kann ich zwei Belege nachweisen. Ziemlich jede englische Zeitung, ob sie in London oder in der Provinz erscheine, hat einen stehenden Artikel, überschrieben „Railway intelli-

genoe", wo der Redacteur Alles hineinzupacken pflegt, was er in Bezug auf Eisenbahnen für seine Leser von Interesse glaubt. Geschieht es nun, daß in der Nähe des fraglichen Zeitungsortes eine Bahn durchgehen soll, so wächst natürlich das Interesse an jenem Artikel und die Redaction sucht es nach Kräften zu befriedigen. Bei einer solchen Gelegenheit, erzählt ein parlamentarischer Comitébericht, geriethen zwei rivalisirende Gesellschaften durch das Organ zweier Zeitungen so aneinander, daß die eine es dienlich fand, von der Opposition ihres kräftigen Gegners sich loszukaufen. Der war zwar feil, machte aber einen hohen Preis und so trug sich etwas in der journalistischen Welt sehr Seltenes zu. Der Redacteur trat ab, um — von seinen Renten zu leben. Bei einer ähnlichen Veranlassung zeigte sich ein Redacteur in seinen leitenden Artikeln gegen eine neue Gesellschaft so feindlich, daß letztere davon Gefahr für ihr Unternehmen fürchtete und sich ebenfalls von ihm loszukaufen wünschte. Der war aber um keinen Preis feil. So wurde ein Oppositionsblatt gegründet. Das machte die Sache nur schlimmer. Was dieses zur Vertheidigung brachte, gab dem andern frischen Stoff zu siegreichen Angriffen. Nachdem alle Versuche gescheitert waren, sich seiner zu entledigen, ergriff die Gesellschaft ein letztes Mittel. Sie kaufte durch einen Dritten, hoch über den Werth des Blattes, das Eigenthums- und Verlagsrecht und stellte dann dem Redacteur die Alternative, abzugehen oder in ihrem Sinne zu schreiben. Er wählte das Erstere und ging. Daß eine für ihn veranstaltete Subscription seinen Verlust deckte, ist englisch. Daß aber die Directoren jener Gesellschaft die höchsten Summen zeichneten, charakterisirt den Engländer.

Auch die „London gazette", ein Amtsblatt oder, wenn man will, die „Englische Staatszeitung", ist jetzt beinahe ein Eisenbahnblatt. Da nämlich laut vorjähriger Parlamentsacte sowol alle projectirten Eisenbahnbauten darin angezeigt als die deren Zweckdienlichkeit oder sonst betreffenden Entscheidungen des „Government railway board" veröffentlicht werden müssen und in gegenwärtiger Parlamentssitzung 248 neue Bauten in Antrag gekommen sind, so wimmelt jetzt die „London gazette" von solchen „Notices" und „Decisions". Wie viel indessen auch in speciellen Eisenbahnjournalen und allen andern Zeitungen über Eisenbahnangelegenheiten geschrieben und gedruckt werde, es kann sich doch kaum mit den parlamentarischen Comitéberichten messen, jenen dickleibigen, blau gebundenen Folianten, die jedem Zeitungsschreiber, der sie besprechen soll, ein Schauder, und jedem enthusiastischen Statistiker eine Wonne sind. Ihr Entstehen ist dieses. Sobald die Zweckmäßigkeit eines Eisenbahnunternehmens in Zweifel gezogen und bestritten wird, ernennt das Unterhaus ein Comité zur Untersuchung. Das sind 8 oder 10 Parlamentsmitglieder, die Zeugen für und wider abhören und in den fraglichen Berichten ihr Gutachten geben. Oft dauern die Zeugenverhöre mehre Wochen. Jedes Wort wird nachgeschrieben, dann gedruckt, und das bildet die blau gebundenen Folianten. Außerdem wird das Gutachten noch besonders gedruckt, und „Addenda" und „Appendices" folgen. Weiß man nun, daß im vorjährigen Parlamente 45 solche Comités „gesessen" haben und berechnet man jeden der von ihnen gelieferten 45 Folianten in mäßigem Durchschnitte zu 1250 Seiten, so gibt das in einem Jahre puncto Eisenbahnspeculation und Opposition an 60,000 gedruckte Folioseiten. Und das ist noch nicht Alles, aus dem Samen solcher Folianten schießt zu den verschiedenartigsten Zwecken eine Unzahl von Flugschriften auf. Zähle sie, wer mag.

Sehr karg ist dagegen der historische Theil der englischen Eisenbahnliteratur bedacht. An Materialien fehlt es nicht, nur liegen sie verstreut und verzettelt und noch hat kein Sammler sie zu einem vollständigen Ganzen verarbeitet. Die leichte Literatur, d. h. die Behandlung der leichtern, mit Eisenbahnen in Rapport stehenden Stoffe, die sich der Gunst der fashionablen Welt erfreut, findet sich in einzelnen Zeitschriften und ist, jenes Beifalls ungeachtet, nicht viel werth. Ich habe nichts darin entdecken können als Repertorien allgemeiner Thatsachen und verlaufener Witze. Das Beste sind die Illustrationen, die Bilder, meist hübsche Holzschnitte. Deshalb fühle ich mich jedoch nicht berechtigt, den Raum d. Bl. mit Nomenclatur zu füllen.

Welchen Einfluß die Eisenbahnen auf die übrigen Zweige der Literatur haben werden, ist zur Zeit nicht abzusehen, dazu ist das Institut zu jung. Nur ein paar Vermuthungen. Seit Jahrhunderten hat die Marine den Dichtern zu Gleichnissen verholfen. Nun dürfte die Reihe an die Dampfmaschinen kommen, an die gleich lebenden Geschöpfen zürnenden, zischenden, dahinbrausenden Locomotiven. Die Novellisten werden sich der Eisenbahnzüge bemächtigen. Wo in aller Welt können sie ihre Personen so unerwartet und mit weniger Wahrscheinlichkeitsverstößen zusammenbringen als tête à tête in einem Waggon? Dann werden sie die Eisenbahnen zu mehr Entführungen benutzen. Entführungen hatten bisher ihre Schwierigkeiten, jetzt nichts leichter. Und braucht der Novellist eine Katastrophe, will er poetische Gerechtigkeit in Masse üben, so packt er seine sämmtlichen schlechten Charaktere in einen Waggon und läßt sie von einer entgegenkommenden Locomotive nach Belieben halb, drei Viertel oder ganz tödten. Daß dies keine leere Hypothese, erkenne ich eben aus den neuesten Nummern des „Dublin university magazine" an einer ersten Serie: „Tales of the trains, being some chapters of railroad romance." 23.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Einführung der Reformation in Genf.

Unter den „Vermischten Schriften" Mignet's befindet sich ein inhaltreiches, herrlich geschriebenes Fragment über die Einführung der Reformation in Genf, welches als Vorläufer einer umfassendern Arbeit über die Kirchenverbesserung von hohem Interesse ist. Für unwürdig, mit dieser trefflichen Abhandlung auch nur im entferntesten verglichen zu werden, müssen wir eine vor kurzem erschienene Schrift, „Histoire de l'établissement de la réforme à Genève", von Magnin, erklären. Es ist dies eine völlig unbrauchbare Arbeit, welche auf eine Herabsetzung der Männer, die sich um die Einführung der Reformation in Genf verdient gemacht haben, berechnet zu sein scheint. Nirgend finden wir unparteiisches oder auch nur einigermaßen genügendes Quellenstudium, nirgend auch nur guten Willen und Redlichkeit der Gesinnung. Die Quellen, aus denen der Verf. schöpft, sind Galiffe und James Fazy, aber Letzterm wird sogar noch der Vorwurf einer zu großen Vorliebe für Calvin gemacht. Das Endurtheil des Verf. lautet etwa dahin, daß die Einführung der Reformation in Genf in jeder Beziehung als ein höchst unglückliches und beklagenswerthes Ereigniß zu betrachten sei. Wir bezweifeln, daß der Verf. dieser verdienstlosen Schrift mit dem bekannten Literaturhistoriker gleichen Namens identisch sei, wenigstens würde es uns sehr schmerzlich berühren, wenn der Verf. der „Origines du théâtre moderne" und ähnlicher Werke auf so gemeine Irrwege gerathen wäre.

Die Religionsgebräuche der verschiedenen Nationen.

Durch die Berichte der Reisenden und besonders durch die Nachrichten der Missionare sind unsere Kenntnisse in Bezug auf die Religionsgebräuche der wilden Völkerschaften sehr erweitert, sodaß es sehr an der Zeit scheint, die verschiedenen hierauf bezüglichen Notizen übersichtlich zusammenzustellen. Eine solche ganz brauchbare Compilation erhalten wir in folgendem Werke, von dem bereits einige Lieferungen erschienen sind: „Histoire pittoresque des religions, doctrines, cérémonies et coutumes religieuses de tous les peuples du monde anciens et modernes", von Clavel. Das Ganze ist auf zwei Bände oder 30 Lieferungen berechnet. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 169. —— 18. Juni 1845.

Neueste Literatur über Skandinavien.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 168.)

Anderer Art als diese Buchmacherarbeit ist schon das dritte der oben angeführten Werke. Der Verf. begnügt sich nicht damit, uns triviale Postwagengespräche als eine ganz neue Staatsweisheit hinzugeben und matte Witze für Resultate der Forschung zu verkaufen wie sein Vorgänger; er geht darauf aus, uns annehmbarere Dienste darzubieten. Sein Auge ist offen für die Natur, sein Geist empfänglich für feinere Eindrücke, und da er nach mehren Richtungen hin ein achtbares Wissen mitbringt, so empfängt er und gibt Eindrücke und Beobachtungen wieder, welche diesen Namen verdienen. Ganz besonders ist es die Kunst im Allgemeinen und unter den Künsten die Musik, für welche er uns mit dankenswerthen Notizen versieht; dabei ist er ein Mann von Weltbildung, der für seine Darstellungen stets einen geschickten Ausdruck zur Hand hat, und in demselben Maße bescheiden und tolerant als sein Vorgänger anmaßend und tadelsüchtig auftrat. Die Sagenkreise der nordischen Geschichte, und diejenige Kunstäußerung, welche diesen alten Traditionen am nächsten steht, das Volkslied, beschäftigen ihn ganz vorzüglich, und wir sind ihm in dieser Beziehung für manche neue Wahrnehmung verpflichtet. Mit einem Wort, er hat etwas beobachtet und besitzt etwas, das der Mühe der Mittheilung werth war.

Zuerst besucht und schildert er Kopenhagen. Wir treffen hier auf Bemerkungen, ganz denen verwandt, die Mügge über Land und Leute gemacht hat: Bildungstrieb, große Popularität der der Nation angehörigen, berühmten Männer, die jedes Kind kennt, neben mancher Roheit, Neigung für journalistische Klopffechtereien, politisches Unbehagen und Dergleichen mehr. Die Kunstschätze der Stadt, welche der Däne wirklich für einen Volksschatz erkennt, in denen er sein Eigenthum mit Bewußtsein sieht, führt uns der Reisende im Detail vor. Er sagt:

> Hier finden wir wissenschaftliche und Kunstinstitute, die nicht abgeschlossen dastehen wie bei uns, sondern die ihre erleuchtenden und erwärmenden Strahlen überall hinsenden. Wir finden einen ausgebildeten Geschmack, durchgängige Wohlhabenheit, einen tief gewurzelten Nationalsinn; ein Volk, stets bereit zu rufen: Alle für Einen und Einer für Alle! — ein Volk, das aus eigener Fülle inwohnender Kraft sich zu seiner Civilisation emporgeschwungen hat, und das man seiner Pietät wegen liebgewinnen muß.

Dies schöne Lob belegt der Verf. mit der jüngsten Geschichte Dänemarks, dem Kampfe von 1801, und seiner heutigen Entwickelung. Die kleinen Schwächen und Lächerlichkeiten des dänischen Volkscharakters hat Holberg, besonders im „Peder Paars", der Welt zur Schau gestellt; sie haben durchweg einen liebenswürdigen Untergrund, Schwatzhaftigkeit und Kleinlichkeit, Titelsucht, Tischfreuden „i det Grönne" (im Grünen), Bequemlichkeit gehören dazu. Die Frauen findet er belebt, begabt, klug, liebenswürdig — „nur Hände und Füße könnten etwas kleiner sein". Redlich und zuverlässig ist das ganze Volk so sehr, daß wir Deutschen ihnen ebenso für „Windbeutel" gelten, als die Franzosen uns. Das Theater findet er vorzüglich; Nielsen, Ryge, die Heiberg, Rosenkilde und Petersen sind treffliche und nationale Dichter für die Bühne, vom ganzen Volke hochgestellt. Hierauf folgt eine reiche Sammlung statistischer Angaben über Volksmenge, Finanzen u. s. w., wonächst sich der Reisende nach Schweden, der Heimat seiner Kindheit, wendet. Zunächst fällt hier das soldatische Ansehen des großen Haufens sofort ins Auge und die fast übertriebene Höflichkeit, die sich mit diesem martialischen Ansehen seltsam verbindet, Beides gegenüber dem etwas tölpischen Wesen der Dänen um so greller hervorstechend. Das Liebkosende der schwedischen Rede, die beständige Wiederholung von zärtlichen Epitheten wie söta bror (süßer Bruder), kära du (du Lieber) u. s. w., ist bekannt. Malmoe und Lund geben mit ihren Alterthümern hiernächst zu anziehenden Schilderungen Stoff; die Sage vom Riesen Finn, die sich an den unvollendeten Dom von Lund knüpft, hat Tegnèr zu einem Gedicht verarbeitet, von dem der Verf. eine gelungene Übersetzung gibt. Die Zahl der Studenten in Lund beträgt in der Regel 500; sie sind im Ton und Verhalten den englischen Studenten näher als den deutschen verwandt und, wie der Verf. sagt, schon hier „Philister". Es ist eine eigenthümliche Bemerkung, daß der „deutsche Student" eine geistige Stellung einnimmt, die weder in den freien Reichen von England und Schweden, noch in den strengen Monarchien von Rußland und Italien, noch

in den Republiken von Amerika, noch irgend sonst wo wieder zu finden ist. „Die Natur compensirt Alles.“ In Lund lehren Geijer, der zugleich ein tüchtiger Musikkenner ist, Atterbom, der speculative Dichter, Afzelius; ehedem auch Schröder und Törneräs. Die Sagen und Lieder von Rosa lilla und Ritter Olof, welche sich an den Boden von Schonen knüpfen, theilt der Verf. vollständig mit und gibt uns auch die Melodie zu dem erstern. Allerliebst ist auch die Sage von Ljungby's Horn und Pfeife, die mit dem Maglisten in Verbindung steht.

Im zweiten Theil durchreisen wir mit dem Verf. die Provinz Bleking, den Sitz der nordischen Göttersage, den Balder und Freya mit ihren lieblichsten Blumen bestreuten, den Man und Aegir mit ihren holdesten Fluten bespülen, und der noch in der Gegenwart ein Land der Fülle und des Reizes darbietet. Hier tritt uns Schritt für Schritt die lieblichste Sage entgegen, bald von Habor und Schön Sigrild, die der Reisende in ihrer dichterischen Gestalt mittheilt, bald die von Klein-Karin, die der König in die Nägeltonne setzen und vom Berge herabrollen ließ, da sie ihn nicht lieben will — von der er uns Lied und Melodie, wie er sie hörte, gibt — und zahllose andere. Alle diese veranlassen ihn, uns die nordische Göttersage im Zusammenhange zu zeigen und wir sind ihm für die neue und anmuthige Form, in der dies geschieht, zu Dank verpflichtet. Der Verf. neigt sich hierbei mehr der naturhistorischen und poetischen Auffassung Grundtwig's als der geschichtlichen Geijer's zu, und wir stimmen ihm hierin vollkommen bei, mit dem Bekenntniß, daß seine hin und wieder versuchten Vermittelungen beider Ansichten uns fast immer befriedigt haben. An diese Göttersage knüpft er nun fortwährend die schönsten Volksdichtungen, häufig mit den dafür noch vorhandenen Melodien; unter diesen war es uns interessant, den echten Text und die echte Melodie des köstlichen Nöckenliedes anzutreffen, welche, wie uns Amalie Hellwig versichert hat, verloren gegangen sein sollten; beide stimmen mit dem Text und der Melodie der „Bardall“ ziemlich genau überein. Dem Walten der Sage kann sich in Schweden Niemand entziehen; sie begleitet uns auf Schritt und Tritt. Die Tage der Woche, die Sterne des Himmels erinnern an sie im Thisdag, Onsdag, Thorsdag, Fredag; im Thor's Wagn (große Bär), Loke's Brand (Sirius), Frigga's Spinnrocken (Orion); in den Namen fast aller Ortschaften: Asa, Ulleråker, Thorsborg, Baldernäs, Thorsklint, Thorshälla, Walhalla, Odinsåker, Freyeslunda, Odinsjö; in jenen riesigen Eschen und Vogelbeerbäumen (Thorshjalp), die in der Mythe eine so große Rolle spielen, und in tausend andern Denkzeichen einer poetischen Vergangenheit, die der reizenden Gegenwart überall einen niegekannten und fremdartigen Reiz verleiht. Die Namen der Kämpfer, die von den Göttern stammen, tönen in allen Liedern an unser Ohr; die Riesen, die Elfen, die Geister der Wasser und der Berge, Nöcken, Nissen, Tomte u. s. w. beleben, wie in Hellas, jeden Berg, jeden Quell, jeden Baum; dann folgt die große historische Sage, die sich der Göttermythe anschließt, und endlich die Erinnerung an die Könige und die Bürgerhelden, welche den Stolz des Volks ausmachen — fürwahr, wir müssen bekennen, Poesie und Gedicht ist in solcher Art die Grundlage des ganzen schwedischen Volkswesens wie keines andern Landes, und es ist die Frage, ob der Boden von Hellas mit dem poetischen Reichthum von Swithiod (Schweden) den Wettkampf eingehen kann. Näher steht die schwedische Mythe der Natur in jedem Fall als die hellenische, und sie verräth einen ernstern und tiefern Einblick in ihr geheimnißvolles Walten als jene; die römische aber hatte vollends diesen Anknüpfungspunkt fast gänzlich verloren. Mit Mühe widerstehen wir der Versuchung, den Faden zu verfolgen, den uns der Verf. zur Aufhellung der geheimnißreichen Poesie der Edden und der Sagas darreicht; allein aus der Fülle seiner köstlichen Sammlung von Volksliedern, die er überall einstreut, müssen wir wenigstens eins unsern Lesern darbringen. Es ist das wundervolle Lied von der „wunderbaren Harfe“. Der Neid einer Schwester tödtet die schönere Schwester und diese ersteht vom Flutentode als ewig tönende Harfe. Hier ist dies Lied:

Die wunderbare Harfe.

Ein Bauersmann wohnet am Meeresstrand,
— Leben ist schwer —
Er hatte zwei Töchter, rings bekannt.
— Halt' dich an die Junge. —*)

Die ält'ste war schwarz wie der Erde Schoos,
Die jüngste so weiß wie 'ne weiße Ros'.

Es faßte die Schwester der Schwester Hand:
„Komm, laß uns hinab zum Meeresstrand.“

„Und wäschest du Tage und Nächte dich,
So wirst du doch nimmer so weiß wie ich.“

Und als sie nun gingen am Strand einher,
Da stieß die ält'ste die jüngste ins Meer.

„Ach Schwester, lieb Schwester, ach hilf mir ans Land;
Ich will dir auch geben mein goldenes Band.“

„Dein goldenes Band nehm' ich freilich mir,
Doch nie wieder grünet die Erde dir.“

„Ach Schwester, lieb Schwester, ach reich' mir die Hand,
Ich geb' dir die Krone mit goldenem Rand.“

„Die goldene Krone nehm' ich freilich mir,
Doch nie wieder grünet die Erde dir.“

„Ach Schwester, lieb Schwester, ach hilf du mir,
Ich will meinen Bräut'gam geben dir.“

„Deinen Bräut'gam nehm' ich freilich mir,
Doch nie wieder grünet die Erde dir.“

„So grüße daheim meine Mutter gut,
Ich feire die Hochzeit in salziger Flut.
Und grüße mir auch den Bräut'gam mein,
Auf Meeresgrund wird mein Brautbett sein.“

Und an den Strand ein Spielmann kam,
Blickt hin aufs Meer, wo die Leiche schwamm.

Ans Land hebt er die Jungfrau sacht,
Aus ihr er sich dann eine Harfe macht.

---

*) Dies ist der stets wiederkehrende, mit dem Liede wie ein launiger Chor verknüpfte, sonst aber ganz zusammenhangslose Refrain der nordischen Volkslieder.

Der Jungfrau schneeweiße Brust er nahm —
Wie klinget die Harfe so wundersam!

Dann nahm er der Jungfrau Finger klein,
Und setzt in die Harfe als Schrauben sie ein.

Der Jungfrau goldgelbes Haar er nahm,
Daraus ihre Saiten die Harfe bekam.

Dann trug er die Harfe in den Hochzeitsaal,
Drin saßen die Gäste beim frohen Mahl.

Er greift in die Saiten hinein mit Macht,
Die Braut in dem Brautstuhl sitzt und lacht.

Und wieder er greift in die Saiten ein —
Da kleiden sie aus die Braut so fein.

Zum dritten Mal die Harfe erschallt —
— „Leben ist schwer" —

Da liegt sie im Brautbett bleich und kalt —
— „Halt dich an die Junge." —

Viele andere, auch das friesische Lied: „Die Königskinder", sind nicht minder schöne Proben der Volkspoesie und gern theilten wir auch die Räthsel des Gaster Blinde bei König Heidrick, wie sie noch in der Volkserinnerung fortleben, mit, mangelte es uns nicht an Raum.

Über Linköping erreicht der Reisende sodann das blühende Norrköping mit 12,000 Einwohnern, einen Hauptsitz schwedischer Industrie am Motalastrom, dem einzigen Ausguß des wunderbaren Wetternsees, welcher 40 Zuflüsse empfängt und dennoch niemals seinen Wasserspiegel erhebt. Dieser wundervolle See — der Schwede nannte ihn dieserhalb Wätur (Wesengeist), reich an unerklärlichen Erscheinungen, wird auf dem Dampfschiff durchschnitten. Am Ufer liegt Bräwik, der Platz der berühmten Bräwallaschlacht, Nordens Kampf um Troja. Den reichen Wechsel der Landschaft und ihre historischen Erinnerungen malt uns der Reisende mit begeistertem Pinsel; vor Allem gibt er aber ein treffliches Bild von der Erscheinung der Scheeren, jenes seltsamen Naturspiels unzähliger Inseln, Inselchen, Klippen und Riffe, das in seinem reizvollen Wechsel nur einmal auf der Erde vorhanden ist. Die Naturreize der Kanalreise durch Schweden, an Gegensätzen so reich und an Mannichfaltigkeit der Scenerie so unvergleichlich, finden an ihm einen begeisterten Darsteller, und in diese Bilder fließen Sage und Geschichte stets zwanglos und anmuthig über. Am Södertelgtakanal malt er uns Schloß Hönningsholm und gibt uns die Geschichte seiner Eigner, der Sture, die Geschichte der großen Märta Lejonhufwud — König Märta vom Volke genannt — in trefflichen Umrissen; im Mälar zeigt er uns die Insel Björkö, zur Zeit des heiligen Ansgarius die mächtigste Stadt Nordlands, die sich rühmte, 15,000 Krieger ins Feld zu stellen. Als Olaf der Heilige sie zerstörte, höhlten die Einwohner einen Baumstamm aus, füllten ihn mit ihren Kostbarkeiten, überließen ihn den Wellen und siedelten sich da an, wo der Baum ans Ufer stieß. So entstand Stockholm und erhielt seinen Namen.

Nachdem er uns so die Reize Smålands, Wermelands und Ostgothlands vorgeführt hat, bringt der Verf. ein farbenreiches Bild von der Hauptstadt dar, deren hinreißend schöne Lage und Umgebung er mit treffenden Zügen darstellt. Der „Thiergarten" von Stockholm gewährt allerdings eins der schönsten Natur- und Stadtbilder, die man aufsuchen kann; inzwischen zeigt sich doch, daß dem Verf. nicht viele Vergleichungspunkte zu Gebote stehen, was bei einem Reisebeschreiber allerdings für einen Mangel gelten muß. Er besucht auch Årsta, den Sommersitz Frederike Bremer's, ohnedies als der Punkt, von dem der große Gustav Adolf mit seinem kleinen Heere zur Befreiung Deutschlands auszog, berühmt, und schildert uns die Verfasserin der trefflichen „Alltagsbilder". Hiernächst wandert er nach Westen zum Besuch der Seen, des berühmten Kinnekullen, dem Eden der Schweden am Wennernsee, nach Linköping, Kalmar, Karlskrona, dann nach Trollhätta und endlich am Göthaelf entlang nach Göthaborg. Auch auf diesem Wege sammelt er wieder eine Menge köstlicher Volksgesänge (das Lied von Herr Hildebrand und Herzog Selfwardal) gibt uns reizende Naturscenen aus Westmanland und Dalekarlien, das um Balbernäs seine größten Reize versammelt, führt uns an den Claraelf, den Larsee und endlich, mit manchem köstlichen Umweg, zu den Trollhättafällen, von welchen ein klares und treffendes Bild geliefert wird. Göthaborg — Gothenburg — findet er des nordischen Charakters ganz entkleidet, wie denn ganz Westgothland von den fremden Touristen schon sehr europäisirt erscheint; hier gibt es Hotels anstatt der echten schwedischen „Gästegivergårds", welche eher Karavanseraien gleichen; Kellner statt der schwedischen „Junfru", Speisekarten, Ciceronis u. dgl. mehr. Die Mäßigkeit und die Dürftigkeit gehen hier schon in Wohlleben und Üppigkeit über, der Fremde erhält sein eigenes Zimmer mit Tapeten und Mahagonimeubles, und die Natur selbst büßt von ihrem individuell-nordischen Charakter ein. Schonen bildet den Übergang. Dort war Alles groß, majestätisch, aber wehmüthig in seiner lautlosen Stille, überirdisch; hier sind die Formen rund, voll, unpoetisch, aber in ihrer belebten Wirklichkeit reizend. So stellt sich auch der Mensch dar; der Däne ist Rationalist, der Schwede ein strenger Lutheraner; die Sprache des Erstern ist weich, schlaff, gebildet, seinem gewandten Gedanken zusagend; das Schwedische dagegen ist kräftig, edel, klingend, gesangvoll; der Däne liebt das Meer; der Schwede zieht seine Berge vor. Ihm gilt der Ruhm des Vaterlands, Jenem sein Vortheil; der Schwede liebt Glanz, Schmuck und Flitter, der Däne das Solide, Tüchtige; der Erste ist kurz und schweigsam, der Andere redselig und schnell mit seinem Vertrauen bei der Hand. Aus dieser Verschiedenheit ihrer Naturen erwuchs vielleicht ein vielhundertjähriger Nationalhaß, der jetzt eben erst einer geistigen Einigung zu weichen anfängt. Skandia hat sich als ein Volk von Brüdern erkannt. Hier schließt der Verf., indem er uns in seinem Schlusse noch einen wohlthuenden Blick in sein frommes und zufriedenes Gemüth thun läßt; denn „böse und gute Stunden", sagt unser liebenswürdiger Führer, „jedes Geschick meines Lebens erwies sich stets durch die

nachfolgende Erfahrung als eine Gnade, als ein Werk der ewigen Liebe."

So entlassen wir ihn denn mit Dank für seine anerkennenswerthe Leistung, die geeignet war, auch uns einen Theil seiner Begeisterung für Swithiod und seine Eigenthümlichkeiten einzuflößen. Dem Freunde der Volkspoesie und der „Sage" aber sei sein Buch noch ganz besonders empfohlen!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Des Drechslers Wanderschaft, für Jung und Alt erzählt von Daniel Hirtz. Strasburg, Treuttel und Würtz. 1844. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Erinnerungen aus dem Jugendleben eines Unbemittelten. Dresden, Walther. 1844. 12. 12½ Ngr.

Der selige J. Winckelmann hat einmal gesagt: „Gut schreiben ist das schwerste Menschenwerk." Er muß wol recht haben, denn es wird wirklich selten gut geschrieben. Das vorbezeichnete Buch gehört zu denen, die nur im mechanischen Sinne des Wortes geschrieben sind. Wir nahmen dasselbe mit einem günstigen Vorurtheile zur Hand; wir hofften, daß der Schuster Sachs oder der Bader Folz einen würdigen Nachfolger bekommen hätte, wenigstens in Ursprünglichkeit, Natürlichkeit, Kräftigkeit des Gedankens und des Worts. Allein diese Hoffnung ist durch das Buch nicht realisirt; es ist ein ganz gewöhnlicher, ganz ordinairer Reisebericht; es würde zu loben sein, wenn das Leben des Handwerksburschen darin als solches gemalt wäre; auch diesen Vorzug hat das Buch nicht einmal; Alles ist ganz farblos gehalten; lauter Notizen, die man in jedem Lehrbuch der Geographie gründlich findet; keine eigenthümliche Auffassung des Lebens, der Sitten, keine natürlich frappanten Äußerungen. So gibt das Buch blos ein Zeugniß von spießbürgerlicher Arroganz, die frech genug ist, sich überallhin zu versteigen. Wenn etwa dem Herrn Drechslermeister dies Blatt zu Gesicht kommen sollte, so möge derselbe folgende Mittheilung beherzigen und den Rath befolgen:

Vor etwa 60 Jahren fand vor Jena eine bedeutende Schlägerei statt zwischen Studenten und Handwerkern, unter denen die Drechsler die Haupthähne waren. Der Wirth der Schenke stiftete Frieden, stieg auf einen Tisch und rief: „Die Studenten" — „Sollen leben!" fielen die versöhnten Philister ein. Dann fuhr der Wirth im Toastausbringen fort und rief: „Die Drechsler" — da riefen alle Burschen „Sollen drechseln!"

Wenn in diesem soeben angezeigten Buche gar keine Keime zu finden sind für anderweite bessere Producte, so liegen deren in dem zweiten. Wir finden darin manche verständige Gedanken über Pädagogik, Religion und verwandte Gegenstände ausgesprochen, und die ausgesprochenen scheinen nicht die einzigen des Verfassers zu sein. Seinen Freunden ist das Buch gewiß ein willkommenes Geschenk, wenngleich es höhern Werth in der Literatur nicht beansprucht. 25.

Literarische Notizen aus England.

George Sand und die Gräfin Ida Hahn-Hahn.

Die Recension der „Gräfin Faustina" in englischer Bearbeitung veranlaßt einen englischen Kritiker, folgende Parallele zwischen der bekannten Verfasserin dieses Romans und der Madame Dudevant zu ziehen. „Aus mehren Stellen dieses Romans", äußert der Engländer, „läßt sich entnehmen, daß die Gräfin Hahn-Hahn zu jener Gesellschaft geistesüberspannter Weiber gehört, unter der Madame Dudevant den ersten Rang einnimmt. Aber nach ihren Schriften zu urtheilen, stehen Beide einander unendlich fern. Es ist unmöglich, die Erzählungen und Betrachtungen der französischen Dame zu lesen, selbst wo sie in der empörendsten Gestalt auftreten (und dieser Beiname ist für Manches darunter nicht zu stark), ohne auf das schmerzlichste von ihrer Aufrichtigkeit berührt zu werden. Ihr Geist ist ein starkmüthiger — vielleicht voll organischer Mängel, jedenfalls aber krankhaft verstimmt —, welcher kämpft und sich windet, um zu erlösen von Mühsal und Leiden. In diesem Augenblick erhebt sie Klage über gesellschaftliche Einrichtungen, in einem andern über religiöse Glaubenslehren, dann über staatliche Misstände; und unbewußt Dessen, daß ihr verzweifeltes Ringen wol eben so sehr ihren eigenen Verzerrungen zur Last fällt als der Ungerechtigkeit der Welt, macht sie rasende, aber ernstlich gemeinte Anstrengungen, sich von all den alpgleichen Zufällen loszumachen, die im Augenblicke am schwersten auf ihr lasten. Nicht so Madame Hahn-Hahn, soweit dies sich wenigstens aus dem Geiste ihrer Schriften ermessen läßt. Sie scheint uns mehr blasée — mehr ins Blaue hineinschreibend; mehr besorgt, sich in Stellungen zu zeigen, mehr gewillt, um des Eindrucks willen nach Auffallendem zu haschen. Besser lesen läßt sie sich vielleicht als die Sand; aber ihre geistige Spannkraft ist geringer, und ihr Bewußtsein weniger empfänglich. Ihr Roman ist jedenfalls bedeutend matter als irgend eine Erzählung der Sand, und er hinterläßt in uns keineswegs den Wunsch, fernere Bekanntschaft mit seinen Brüdern zu machen; auch verlassen wir ihn mit nur geringer Theilnahme für seine Verfasserin. Als Reisende strahlt sie am hellsten, eine Rolle, die heutzutage so unaufhörlich gespielt wird, daß, um ihr irgend einen Reiz zu verleihen, Einiges von jener stechenden und gewissenlosen Persönlichkeit, von jenem Entschluß, der Laune des Augenblicks zu folgen, der sich künstlerischer Vollendung so verderblich erweist, nothwendig sein mag, wie es bei den Schöpfungen der Romanschreiberei wol aufstößt." 12.

Der bekannte Lord Brougham veröffentlicht soeben: „Lives of men of letters and science, who flourished in the reign of George III." Das Buch enthält die Biographie von Voltaire, Robertson, Hume, Black, Cavendish, Rousseau, R. Simson, Priestley, La Place, Watt und Davy.

Alexander v. Humboldt's „Kosmos" ist auch bereits ins Englische übertragen. 8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 170. —— 19. Juni 1845.

Neueste Literatur über Skandinavien.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 169.)

Wir gelangen nun zu dem vierten der oben angezeigten Berichte über „Nordland", der wiederum seinen eigenen Charakter geltend macht. Während Nr. 2 außer trockenen und entlehnten Notizen nichts als tadelsüchtiges Geschwätz gab, Nr. 3 aber die malerischen und poetischen Seiten Nordlands vorzüglich ins Auge faßte, hält der Verf. von Nr. 4 durch seinen ganzen Bericht fortwährend den Charakter ernster Forschung und wissenschaftlicher Untersuchung fest, leitet uns zu Schlüssen an und krönt damit unsere bisherigen Betrachtungen, indem er sie zum Abschluß bringt. Unter den Dreien gebührt ihm der Preis. Besonders aber ist seine Übersicht der jüngsten schwedischen und dänischen Literaturentwickelung von uns mit Dank entgegenzunehmen.

Der Verf. verläßt die deutsche Erde in Stralsund, nachdem er von dem prosaischen und „feudalistischen" Pommern eben kein sehr heiteres Bild zurückgelassen hat. In einem halben Tage ist die Überfahrt nach Ystadt bewirkt, das sogleich mit den vollen charakteristischen Zügen Schwedens den Reisenden empfängt. Er setzt die Reise nach Stockholm fort, läßt uns in Upsala und Dalekarlien verweilen; führt uns hiernach dem Göthakanal entlang, zeigt uns Trollhätta und Götheborg und leitet uns dann nach Kopenhagen. Es sind also dieselben Provinzen, die wir auch mit seinen Vorgängern durchwanderten; Nord- und Mittelschweden hat keiner von allen Vieren betreten, und in der That kann nur ein positiver Forschungszweck, wie er diesen Reisenden eben fehlte, zum Besuch jener Theile von Nordland auffodern. Das blühende, das poetische, das uns verwandte Schweden concentrirt sich ganz in den Provinzen Ost- und Westgothland, Wermeland, Dalekarlien und Schonen.

Auch der Verf. durchschifft die Scheeren, welche Steffens die höchste Potenz einer poesielosen Gegend genannt hat. Der dritte Reisende gab uns ein anderes Bild von ihnen und der Verf. von Nr. 4 stimmt mehr mit ihm als mit Steffens überein. So mannichfaltig reflectirt die Natur dasselbe Bild in unserer Seele! Aber auch er nennt die Einfahrt in die Bucht von Stockholm ein wundervolles Pleorama, und seine flüchtige Skizze desselben belegt die Wahrheit seines Ausspruchs; eine kühnere Zusammenstellung von Feld, Meer, Wald und Residenz, als Stockholm darstellt, gibt es nicht, und Granitblöcke, Eichen, Wogen und Paläste haben in der That nirgend eine schönere Ehe gebildet als hier. Durch die Geschichte des Ritterhauses und eine Reihe von Aphorismen voll plastischer Gestalten führt er uns in die schwedische Geschichte und in das Volkswesen ein. Ein eigenes frisches und buntes Leben, sagt er, erzeugt die völlige Ständeausgleichung, die in Stockholm herrscht, die den „Plebs" verwischt, und in der sich Gelehrte, Adel, Geistliche und Militairs zu einer freien, fröhlichen, vergnügungssüchtigen Vereinigung zusammenfinden. Nur der sonst nicht gekannte „Pauperismus" fängt auch in dieser Hauptstadt an, sein Haupt emporzuheben, hier, wo ehedem Jeder sein hinreichendes Auskommen emsig erwarb. Die Putzsucht, die Gründlichkeit des Schweden im Essen und Trinken, das Ringen nach flüchtiger, oberflächlicher Bildung in den höhern Ständen, die Frauen und das stereotype schwedische „Ja so!" mit dem man eine ganze Unterhaltung ausfüllen kann; dann das Bellmannsfest — als alleinstehendes Beispiel von einem Volksfeste zur Erinnerung an seinen Dichter im heutigen Europa —, beschäftigen ihn lange. Mit diesem „einzigen" Volksfest, das er mit Liebe schildert, leitet der Verf. seine Abhandlung über Literatur und Sprache Schwedens ein. Wie Deutschland gewann auch Schweden erst mit der Reformation aus Runen und Volksliedern eine feste Schriftsprache. Dalin (gest. 1763) ward in ihr zum ersten Prosaisten; seine Poesien, lüstern und süßlich, ahmten französische Vorbilder nach. Ihm folgte ein König, Gustav III., zierlich, aber ohne Natur und Wärme in seinen Poesien. Frischer und wahrer zeigten sich schon Lindner und H. Kellgrén; darauf bereitete Bellmann die neue Poesie vor. Sodann ergriff die französische Revolution die Geister; D. A. Atterbom trat zuerst der Akademie entgegen, der Hauch der romantischen Poesie kam über Schweden und weckte überall Nachtigallen. Geijer stimmte seine Bardenlieder an; Sturm, Tannen und Wasserfälle rauschten und die Bäche der Mythen flossen reichlich. Tegnér, ein echter Lutheraner, aber von den „Lichtelfen" gefeit, gab den Schweden eine Poesie, die rauscht und blüht, duftet und schillert. Mit ihm ringen Wallin, Vitalis (Sköberg um den Preis. Beskow repräsentirt das Goethe'sch

Streben dem schwedischen Schiller gegenüber; er ist eine heroische Gestalt, ein Lebenskünstler und conservativ wie Goethe. Ihm entgegen ringen Mellin, frisch und kräftig, durch sein „Der letzte Kampf Schwedens" berühmt, Fr. Dahlgrén und Crusenstolpe, Ersterer Oppositionsmann, ohne feste Gestalt, Letzterer durch und durch Republikaner, äußerlich wie innerlich, um den Vorrang. Der biegsame Almqvist, phantasievoll und farbenreich und durch sein „Dornröschen" sehr populair, und die jüngern Geister, der Finnländer Runeberg, Böttiger und Nybom, die sich noch in den Fesseln einer richtungslosen Schwärmerei befinden, beleben den schwedischen Dichterhain, während Charlotte Nordenflycht, schon zu Gustav's III. Zeit, Christine Nyberg, die Dunkel, die Lenngrén, die Gräfin Cromhjelm, der berühmten Bremer, Em. Flygare und der Baronin Knorring voran in den Dichterhain der Frauen drangen. Für die Dichtkunst schwärmt in Schweden Alles, Volk, Salon, Jung und Alt; es blüht eine frische und schöne Jugendzeit für die Poesie in Nordland kräftiger als irgendwo.

Der Verf. gelangt hiernach durch eine helle, grüne Landschaft mit hochrothen kleinen Holzhäuschen, Klippen, Wald und Wiesen bunt zusammenwürfelt, nach Upsala. Überall Schweigen, tiefe, sanfte Melancholie — es ist das Land der Odinssage. Upsala hat ein ganz ländliches Ansehen; große und kleine Häuser aus Holzstämmen, mit Rasendächern, hellroth angestrichen, liegen meist regellos durcheinander; nur am Markt stehen alte Steinhäuser. Dom, Schloß und Bibliothek ragen auf drei Hügeln über der Stadt empor. Das Prachtstück der letztern, in einem hellen, geschmackvollen Raum, ist der „Silberne Codex" des Ulfilas, aus einem westfälischen Kloster durch Oxenstjerna im deutschen Kriege entführt; Upsala und Paris (Manesse) besitzen Deutschlands schönste Handschriften. Der Dom von Upsala ist wol das ausgezeichnetste gothische Gebäude Schwedens; obwol von Backsteinen erbaut und zum Theil von Feuer beschädigt, zeigt er noch jetzt eine große aber kalte Reinheit des Stils. Linné's berühmter „Hortus Upsaliensis" erscheint uns jetzt dürftig und mager; die Zeit hat ihn hinter sich gelassen. Die Studentenwelt von Upsala theilt sich in 14 Stationen, die ihre eigenen Wohn- und Lehrgebäude besitzen. Der Verf., der Hegelianer ist, gibt von den philosophischen Studien nähere Auskunft und berichtet, daß Atterbom mit einem eigenen gemischten System zwischen Schelling und Hegel schwebt, während Afzelius die Philosophie Hegel's rein und frisch darstellt. Ton und Haltung der Studentenwelt verräth etwas Schüchternes, und obgleich viel gesungen und viel „geredet" wird, so ist doch eine bescheidene Zurückhaltung herrschend. Die langen Ferien — sechs Monate — bewirken, daß die akademische Zeit viel länger währt als bei uns und daß Studirende von 30 Jahren keine Seltenheit sind. Die jüngste patriotische Zusammenkunft skandinavischer Studenten hält der Verf. für eine gemachte Demonstration ohne Wahrheit und Bedeutung. Er besucht sodann die Morawiese, wo die Könige Schwedens aus freier Volkswahl (!) hervorgingen, Alt-Upsala und die uralte Kirche Erik des Heiligen, und ihr gegenüber die drei kahlen von Menschenhänden aufgethürmten Grabhügel Odin's, Thor's und der Frigga. Hier ist der enge Schauplatz des größten Theils der schwedischen Götter- und Volksgeschichte.

Unser Reisende besucht sodann Dannemora, schildert Dalarna (Dalekarlien), skizzirt uns seine Geschichte und die drei großen Auszüge der Dalekarlier zur Wahrung der Freiheit, im J. 1434, 1521 und 1743; schildert uns den festen, kernhaften Dalekarlier und seine Frauen (Dalekullen) und kehrt dann nach Stockholm zurück.

Der nächste Abschnitt liefert eine überaus scharfe Kritik der Reisebeschreibung der Gräfin Hahn-Hahn, für eine so flüchtige Arbeit etwas zu ernst und mühevoll und nicht in gutem Geschmack gehalten. Das Capitel: „Kunst in Schweden", ist uns werthvoller. Die Arbeiten L'Archevêque's und seines Schülers Tol. Sergell, der wol eigentlich der Schöpfer seiner Monumente war; des Professors Göthe und seines Schülers Byström, den der Verf. einen „Vielschreiber in Marmor" nennt, welcher nur Automaten liefert; Fogelberg, welcher seinen Bildungen — Odin — Schönheit und Leben einhaucht; Quarnström, der einen herrlichen Uller lieferte, werden einzeln durchgegangen. Minder als die Bildhauerkunst blüht die Malerei; es fehlt nicht an guter Erfindung, aber an Farbe. Joh. Fahlkrantz (geb. 1774 in Dalekarlien), Schwedens erster Landschafter, ringt umsonst nach südlichem Colorit; Sandberg's Bilder tragen einen eisigen Ton zur Schau, nur seine Fresken im Dom von Upsala sind trefflich; Wickenberg und Södermark haben sich in Italien und Frankreich ausgebildet. Im Kupferstich sind Forsell und Graffman zu bedeutendem Ruf gelangt. Als Architekt ist Sundwall, der Erbauer der Bibliothek in Upsala, ausgezeichnet; als Componisten gelten Crusell, Lindblad, Nordblom, endlich Geijer, wenigstens im Liede, am meisten. Die dramatische Musik ist den Schweden unzugänglich.

Der Reisende beginnt sodann seine Kanalfahrt und malt uns dieselbe in frischen und anmuthigen Farben. Von Stätbacken durch den See Roxen, die merkwürdige Schleuse, welche die Schiffe mit 15 Stufen in den 136 Fuß höhern Roxen hebt, zeichnet er die anziehendsten Punkte der Reise, Norrköping, Munkeboda, den Ulfåsa, den Sitz der Folkunger. Wiederum heben Schleusen das Schiff in den Wettern, den der hohe Omberg beherrscht; dann steigt das Fahrzeug abermals an Schleusen empor und der Kanal, nun 308 Fuß über dem Spiegel der Ostsee, tritt in Westgothland ein. Von nun an senkt er sich, und die malerischen Uferberge des Wennersees, mit ernsten Tannenwäldern umringt, nehmen ihn auf, bis das Schiff bei Trollhätta endlich anlegt. Der Ort ist bergauf bergunter an das Felsenufer des Kanals wie festgeklebt. Wie zwei zischende, schäumende Riesenschlangen windet sich der Götha-Elf durch den Ort, wo Starkotts den Hergrimer Halstroll (Riese, Halbgeist) erschlug und dem Platze den Namen gab. Die Schilderung der Fälle, malerisch und wirkungsvoll, müssen wir hier übergehen, um den Verf. nach Götha-

berg, der zweiten Stadt des Reichs mit 20,000 Einwohnern, zu begleiten, durch eine schweigende, einsame Landschaft, in eine wohlgebaute aber ziemlich stille Handelsstadt. Die glückliche Fahrt durch das Kattegat auf einem norwegischen Dampfschiff benutzt der Verf., uns den Nationalcharakter der Norweger zu zeichnen; es ist etwas gewagt, ein solches Gemälde ohne Kenntniß des Landes nach einigen reisenden Exemplaren zu nehmen. Daß der Norweger jovial, leicht im Verkehr und von oft übermüthiger und stolzer Haltung gegen seinen glatten und geschmeidigen Nachbar, den Schweden, ist, wissen wir. Wir erreichen Dänemark, das buchenbewaldete, und Kopenhagen, den Hauptsitz der nordischen Kunst, dem der Verf. in dieser Beziehung etwas vom Charakter Roms (!) vindiciren möchte. Das Historische und Beschreibende seines Berichts müssen wir dem Leser selbst nachzusehen überlassen; in der Charakteristik des Dänen stimmt er mit Nr. 3 fast wörtlich überein. Er nennt den Dänen sanguinisch-phlegmatisch, indeß er dem Schweden ein cholerisch-melancholisches Temperament zuschreibt. „Die Dänen haben viel Humor und wenig Preßfreiheit, die Schweden viel Preßfreiheit und wenig Humor", sagt er; „jener ist witzig und schlagend, dieser äußert seinen Unmuth in finsterm Zorn."

Mit dem Deutschen hat der Däne wenig Ähnlichkeit, obwol er ihm in allen wissenschaftlichen Bezügen nahe steht; in den politischen neigt er sich zu seinen nordischen Brüdern; am meisten gleicht sein Nationalsinn dem des Italieners, dessen Leb- und Lachlust und dessen Kunstsinn er theilt. Die Verehrung der Dänen für Thorwaldsen ist unbegrenzt; nicht minder rege ist ihr Sinn für Poesie. „Die dänische Dichtkunst", sagt der Verf., „gleicht einem jungen Mädchen, das wir scheu und blaß gekannt haben, um das wir uns lange Zeit nicht bekümmerten und die uns nun als eine volle, feurige und schöne Jungfrau entgegentritt, in voller Blüte entfaltet und nur noch mit halbem Ohre nach unsern Schmeicheleien hinhörend." J. Baggesen, Friederike Bruun, ja selbst Öhlenschläger, welche ehemals die Brieftauben waren, die uns von dorther Nachricht brachten, sind längst vergessen — eine neue Welt der Poesie, von der wir nichts wissen, ist über Dänemark aufgegangen. Der jüngere Blicher, der feurige Grundtvig, S. Ingemann, so wunderbar innig und rein, Carsten Hauch, der kräftige Tragöde, gehören noch der ältern Schule mehr oder minder nahe an. Dann aber trat zuerst J. L. Heiberg, fein und kritisch wie Heine, in eine neue Bahn. Seine räthselhaften, wie aus einer andern Welt gekommenen Novellen sollen der Gräfin Gyllenborg — Heiberg's Mutter — zuzuschreiben sein; Beide, im Bunde mit Heiberg's Gattin, der berühmten Schauspielerin Luise Pätjes, mögen gemeinschaftlich in den „Hverdags-historier" die Feder führen. Winther, Holst, Hertz („Geisterbriefe"), H. C. Andersen, Paludan-Müller („Adam Homo"), St. Aubin, Karl Bernhard genannt, Kjerkegaard („Des Verführers Tagebuch") und andere Träger der neuen Literaturepoche der Dänen werden uns von dem Verf. biographisch und kritisch vorgeführt und geschildert. Er hat mit diesem Anhang eine dankenswerthe Übersicht von dem ungemein frischen und lebendigen Geiste und von den mannichfachen Richtungen geliefert, welche in dem stammverwandten Volke jenseit der Eider vielversprechend sich regen, und die wir so lange Zeit ganz unbeachtet gelassen zu haben gestehen müssen.

Wir schließen hier mit dem Wunsche, dem Verf. dieses reichhaltigen Reiseberichts recht bald wieder zu begegnen und mit dem Anerkenntniß, daß er uns ein ebenso lehrreicher als anmuthiger Führer gewesen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der „Punch" und die Frage des Oregongebiets.

Eins der effectvollsten Spottbilder, die der in diesem Genre unübertreffliche und geistreiche „Punch" in der letzten Zeit gebracht, ist die Darstellung Sir Robert Peel's und des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Polk, auf dem Waffenstelldichein in Begleitung ihrer Kampfzeugen sich begegnend. Im Vordergrund erblickt man die stattliche männliche Gestalt des englischen Premierministers, nach der Fashion geschmackvoll gekleidet mit schwarzem Halstuch, weißer langer Weste, das Augenglas zierlich daran herabhängend, mit stramm angezogenen, enganliegenden Inexpressibles, eine Rose im Knopfloch des Rockes, den Hut auf dem wohlgeordneten Haar von der linken Seite etwas in die Stirn hineingedrückt, die Rechte in die Seite gestützt, in der Linken nachlässig die Pistole niedersenkend, im Gesicht den Ausdruck einer unnachahmlichen Mischung von Überlegenheit, Entschlossenheit, Zuversicht und Hohn, die ganze Stellung unerschütterlichen Muth und Geringschätzung des Gegners athmend. Ihm zur rechten Seite zeigt Lord John Russell, „Johnny" (Hänschen), seinem neuen Freunde in dieser Sache kaum bis zur Brust reichend, kampfhahnähnlich aufpustend den Kopf zurückgeschlagen, mit ausgespreitzten Beinen sich etwas emporzückelnd, die rechte Faust geballt gegen die emporgeworfene Brust gepreßt, mit der andern leidenschaftlich den Rockschoos Sir Robert's fassend und ihm zurufend: „Serve him out Bobby!" Im Hintergrunde sieht man in einer ziemlich verwitterten, mehr ruppigen als schäbig aussehenden Figur, an der die Kleider wie an einer Vogelscheuche herumschlottern, den neuen Präsidenten der Union, den kriegslustigen Abgott der amerikanischen Demokratie, auf die ungekämmt und verworren herumfliegenden Haare, die der Angstschweiß etwas zum Triefen gebracht zu haben scheint, einen alten zerknitterten und verbogenen Filz gestülpt. Die Linke birgt er in der aufpauschenden Hosentasche, man weiß nicht, ob die geballte Faust, oder das krampfhafte Festhalten des Geldbeutels oder vielleicht gar das Verbergen der Sklavenpeitsche die Tasche aufbläht; in der Rechten hält er den eben von den Lippen genommenen, noch dampfenden Glimmstengel, wie aus Allem hervorgeht mehr als unschlüssig, ob er denselben wegwerfen und dagegen die ihm von seinem vor ihm stehenden Kampfhelfer angebotene Schußwaffe in Empfang nehmen soll oder nicht. In der Gestalt besagten Beistands mit den dicken Epauletten, dem hervorragenden Fettwanst, dem himmelanragenden Toupet und dem Chapeau bas erkennt man leicht den großen Staatsmann und politischen Escamoteur, der vor den Augen der Welt ein mit erdumwälzenden Entwürfen schwanger gehendes, siegestrunkenes Volk mit Handumwenden als Rechenpfennig in seine Tasche gleiten ließ. Er richtet an die trübselige Gestalt seines überseeischen Verbündeten mit eindringlicher und doch verbindlicher Miene die Auffoderung: „Courage mon président! visez au coeur!" die der Amerikaner mit den Worten erwidert: „Do yer think he's in arnest?" Die Unter-

schrift der oben geschilderten Zeichnung lautet: „Who's afraid, or the Oregon question." Die Wirkung ist wie gesagt drastisch, der Künstler hat sich selbst übertroffen.

Das obige Bild ist mit Ausnahme der im Originalausdruck angeführten Worte ohne erklärenden Text, es braucht keinen, da es in seinem vollendeten Ausdruck ganze Bände spricht. Ein zweites auf denselben Gegenstand bezügliches Zerrbild in Gestalt einer Vignette ist hingegen mit einer Auseinandersetzung versehen, die den Groll des Nationalgedankens in der Brust des Engländers über die bekannte Stelle der Botschaft des amerikanischen Präsidenten besser als Alles aufdeckt. Es heißt am angeführten Orte unter der Überschrift „Ein Wort ins Ohr Herrn Polk's" wie folgt: „Herr Polk, Präsident der Vereinigten Staaten, horcht auf einen Euch von Punch zugeflüsterten guten Rath wohl auf: Ihr habt kürzlich Euren Vorsatz verlauten lassen, vom Oregongebiet Besitz zu nehmen und dem britischen Löwen zum Trotz des Löwen Antheil Euch zuzueignen. Ihr habt dadurch besagtem Löwen Anlaß gegeben, seinen Schweif zu rollen und sein Gebrüll zu erheben. Horcht auf dieses Brüllen Herr Polk, merkt auf jenen Schweif! laßt Euch warnen und nehmt Euch in Acht! Steckt Euren Kopf nicht in des Löwen Rachen. Mit andern Worten, laßt Euch nicht in einen Kampf mit Großbritannien ein. Zum Ersten fehlt Euch Geld, um Pulver und Blei zu kaufen; Ihr habt keinen nationalen Vetter, noch irgend Wen, der Euch einen Stüber borgen möchte; denn wer auch nur einen Stüber wegleiht, erwartet mit Zuversicht ihn wiederzusehen. Zum Zweiten, Herr Polk, gibt es einen Umstand, den reiflich zu überlegen Euch wohl geziemte. Unter Euren höchst glorreichen Einrichtungen fällt die Sklaverei vor Allem in die Augen. Ihr habt eine große Negerbevölkerung. Das ist eine Thatsache, Herr, wie Eure Landsleute zu sagen pflegen: eine große Thatsache, Ihr werdet Euch kaum erkühnen, Eure Sklaven zu bewaffnen. Ihr dürft Euren Sklaven keine Waffen anvertrauen! Nicht gegen die Freunde der Freiheit würden sie diese Waffen kehren. Bildet Ihr Euch wol ein, sie würden für ihre Ketten und für ihre Treiber und zur Vertheidigung des Lynchgesetzes fechten? Rechnet Ihr darauf, daß sie sich um ihre Staupsäulen scharen und deren Farben treu bleiben — den Blutstriemen? Leuchtet es Euch nicht im Gegentheil ein, daß England ihnen ihre Freiheit in der Patrontasche mitbringen könnte? Wir werden nur wenig Leute nach Kentucky zu schicken brauchen, wenn wir nur Flinten genug dorthin senden. Bedenkt es wohl, Freiheit steht auf der britischen Flagge; es würde trübselig mit Euch stehen, wenn wir diese Flagge in Amerika aufhissen sollten. Ihr seid selbst ein Sklaveneigner, Herr Polk? Welche Wirkung würde eine Proclamation, so nach Art und Weise der O'Connell'schen, haben, die an Eure «erblichen Neger» gerichtet wäre. Denkt daran, Herr Polk. Nein Herr! Prahlt, renommirt, eisenfressert, bläht Euch auf, windbeutelt so viel Ihr Lust habt; ballt die Faust, streicht Euch den Bart, schneidet Gesichter, Ihr werdet uns baß ergötzen, uns besonders, sintemal Ihr uns dadurch Stoff zu Scherz und Spottbildern liefert. Mit einem Wort, schwatzt so lang und so großbrotig als es Euch gefällt über das Kriegserklären. Aber thut es ja nicht. Wagt Ihr's, so verlaßt Euch darauf, «es wird», wie Richard III. sagt, «ein schwarzer Tag für Jemanden werden!» und wer dieser Jemand sein wird, könnt Ihr wol ziemlich genau erkenntlich errathen." Der letztere geschraubte Ausdruck „pretty exactly considerably" scheint ein Spott auf die den Charakter der Yankee bezeichnende behutsame, umständliche und berechnende Sprechweise. 12.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Bossuet's Leistungen als Historiker.

Bossuet hat in Frankreich zuerst eine tiefere Geschichtschreibung begründet, die, wenn sie auch selbst noch nicht eine wahrhaft philosophische ist, sich derselben doch annähert. Seine Verdienste in dieser Beziehung sind unvergänglich und sein „Discours sur l'histoire universelle" hat, wenn man von einigen Schlacken absieht, welche auf Rechnung seiner Zeit zu setzen sind, für die Gegenwart noch seine volle Bedeutung. Es scheint deshalb keine verlorene Mühe, auf den „goldmundigen" Bischof von Meaux unsere Zeit mit kurzem Gedächtniß einmal wieder aufmerksam zu machen. Ein junger französischer Gelehrter hat dies in einer kürzlich erschienenen Schrift gethan, welche sich die Würdigung Bossuet's als Historiker zur Aufgabe stellt. Sie führt den Titel: „Études sur l'histoire universelle de Bossuet, considérée comme le résumé du génie, du caractère et des doctrines de ce grand homme", von F. Morel. Was uns an diesem gutgemeinten, verdienstlichen Werkchen unbedingt misfällt, ist der allzu panegyrische Ton, in dem das Ganze gehalten ist. Es kam hier offenbar weniger auf ein maßloses Lobpreisen als auf eine ruhige Auseinandersetzung des historischen Systems, welches der Darstellung Bossuet's zum Grunde liegt, und auf eine logische Entwickelung der leitenden Ideen des Werks an. Auf diese Weise hätte der Verf sich auch enthalten können, auf solche Flecken, welche am Charakter Bossuet's haften, näher einzugehen. Statt dessen unterzieht er sich der vergeblichen und erfolglosen Mühe, den „Schwan von Meaux", wie Bossuet genannt ist, überall und selbst da, wo leidenschaftliche Hitze gegen Andersdenkende ihn zu Ungerechtigkeiten hinriß, zu rechtfertigen. Wie konnte Morel, der überall eine weise Mäßigung zeigt, sich verleiten lassen, zu behaupten, Bossuet habe in seinem Streite mit Fénélon sich leidenschaftslos und duldsam gezeigt? Was Morel selbst betrifft, so ist derselbe zwar Katholik, aber ohne deshalb Maßregeln wie die Aufhebung des Edicts von Nantes zu billigen und gutzuheißen. Nur liegt es ihm auch bei dieser Frage wieder sehr am Herzen, Bossuet von jedem Verdachte der Parteilichkeit zu reinigen.

Chronik des Theaters.

Die Oper, das Ballet und das flimmernde Theaterleben überhaupt, dieses glänzende Elend, bietet für die Feder des Feuilletonisten einen unerschöpflichen Stoff. Es ist dies für Romane, Novellen und kleine Genrebilder der größten Mannichfaltigkeit eine Quelle, welche nie zu versiechen droht. So bringt denn jede Woche Schriften aller Art, in denen die frivolen Geheimnisse der Coulissen ausgeplaudert werden, und so unendlich oft auch dieses leichtfertige Thema behandelt wird, so scheint doch die Lüsternheit des Publicums niemals in Abnahme begriffen zu sein. Unter der großen Menge Dessen, was in dieser Beziehung die letzte Zeit gebracht hat, bemerken wir nur die „Chroniques secrètes et galantes de l'Opéra 1667—1844", von G. Touchard-Lafosse (2 Bde.), welche zum Nutzen und Frommen unserer Theaterfreunde wahrscheinlich baldigst ins Deutsche übersetzt werden. Tiefern Gehalt kann man weder dem Titel noch dem Namen des Verf. zufolge erwarten, der sich nach allen Richtungen hin als ein recht thätiger Buchmacher zeigt. Interessanter und brauchbarer, um einen allgemeinen Überblick über den Stand der dramatischen Kunst zu gewinnen, dürfte folgende periodische Schrift sein, welche in Monatsheften zu erscheinen angefangen hat: „Les théâtres de Paris, histoire anecdotique, critique, biographique et littéraire de tous les théâtres de la capitale", von Ch. d'Argé. Der Verf. hat seit 20 Jahren die Entwickelung der dramatischen Unternehmungen mit Aufmerksamkeit verfolgt und ist in verschiedenen Journalen, welche die Besprechung und Förderung dramaturgischer Interessen sich zur Aufgabe stellen, thätig gewesen. Sein Werk wird nicht blos auf die Befriedigung der großen Menge, welche sich an Mittheilungen aus dem freien Theaterleben kitzelt, berechnet sein, sondern es soll auch selbst literarischen Anfoderungen genügen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 171. —— 20. Juni 1845.

Neueste Literatur über Skandinavien.
Zweiter Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 170.)

Wir kommen endlich zur Ansicht des unter Nr. 5 angezeigten Werkes, das wiederum einen neuen Charakter ausspricht und einen neuen kritischen Maßstab in Anspruch nimmt. Laube's „Drei Königsstädte im Norden" gehören weder den inquisitive noch den sentimental journeys an, sie sind weder gründlich beschreibend noch gründlich sammelnd; sie fassen blos die ästhetischen und historischen Bezüge und die humoristischen Seiten einer Nordlandsreise auf. Es ist unstreitig viel Anmuthiges und Annehmbares, viel Anregendes, ja sogar viel Geistreiches darin enthalten; ob sie aber dennoch den literarischen Namen Laube's sehr zu erhöhen im Stande sind, müssen wir bescheiden bezweifeln. Der „Verstorbene" und Alexander Dumas, als Reiseschilderer, haben dem Verf. offenbar vorgeschwebt und zu lange, zu oft vorgeschwebt — es ist nicht selten, als läsen wir des Letztern „Italien". Derselbe Stil, dieselbe Nonchalance, dieselbe Flüchtigkeit —, die sich im Deutschen so übel ausnimmt. Worin hat es nur seinen Grund, daß die besten Poeten unsers „Heute", in der Prosa eine so üble Figur spielen? Daß unsere besten Prosaisten sich auf den Vers, auf die Poesie so schlecht verstehen? Wahrlich, es scheint als wenn Wilh. Müller und Immermann, ehrenhaften Andenkens, die letzten Deutschen gewesen seien, die zugleich Vers und Prosa schreiben konnten. Der französirende Stil Laube's in diesem Buche macht auf uns einen durchaus unangenehmen Eindruck. Wir wollen sehen, ob sein Inhalt diesen verwischt. Von einer vierwöchentlichen Sommerreise in Nordland ist freilich in dieser Beziehung wenig zu erwarten; indessen ein geistreicher Mann wie Laube ist sieht wol mit wenigen Blicken viel. Wir wollen sehen, was und wie er gesehen hat. Im Flackerlichte eines gewaltsamen Humors wird die Reise begonnen und beendet; wir erkennen auf das vollständigste, und selbst die blödeste Kritik kann sich dagegen nicht verblenden, daß der mannichfach begabte Verf. für diese Stilart durchaus keinen Beruf hat. Er thut uns wehe mit dieser Nacheiferung des „Verstorbenen" und der Franzosen; ja, was schlimmer ist, er gemahnt uns an das Sprüchwort der Letztern vom Deutschen, wenn er lustig sein will. Dies Urtheil gilt für das ganze Buch, das durchweg in einem Stil gehalten ist, der dem Verf. nicht kleidet und ihm nicht paßt. Warum denn haschen, wo nichts zu fangen ist? Warum nicht treubleiben, ein Jeder seiner Natur — und die des Verf. ist eine reflective und empfindungsvolle! Wozu die Spielerei mit dem Privatmann, mit Tattenbach, mit einer Laune, die nicht da ist; mit seiner Person, mit seinen kleinen Nöthen und seiner Reisegesellschaft und mit hundert Dingen, denen kein Geschmack abzuwinnen ist?

Genug, der Reisende berührt, von Stettin abgereist, Ystad, ringt sich durch Seenebel auf dem Svithiod in die Scheeren, gibt uns ein Geschichtsbreviarium von Gauthiod (Gothenland) und Svithiod (Schweden), belehrt uns, wie der „Bauer" sich auf dem Reichstage ausnehme, wo einer derselben jüngst den Antrag gestellt haben soll, der König möge Pfingsten vor Ostern verlegen, weil zwischen Ostern und Pfingsten immer „Futtermangel" eintrete; sagt uns, daß die Adelsfamilien sich auf dem Reichstage oft von Zolldienern und Polizeidienern vertreten ließen, kommt bei Gelegenheit einer Punschbowle auf die Calmarische Union, die, wie er glaubt, sich ehestens regeneriren werde, wenn Schleswig und Holstein erst von Dänemark losgerissen sein werden und Rußlands Maß voll ist; malt uns dann die stockholmer Scheeren, anfangs grau und reizlos, weiterhin immer frischer, belaubter, reizender; schildert die malerische Einfahrt in die Bucht des Mälar, die entzückende Lage der Hauptstadt, von der wir durch ihn ein sehr faßliches Bild erhalten, und landet endlich am Ritterholm. In jenem Bilde von Stockholm zeigt der Verf., daß er mit der Feder malen kann, und es ist schade, daß er diese schöne Kunst weiterhin nicht ernsthafter übt; denn, was wir in einer Reisebeschreibung doch vor allen Dingen suchen, ist — Wahrheit und Faßlichkeit der Naturbilder. In seiner Schilderung der Lage von Stockholm übertrifft er alle seine vier Vorgänger. Wir sehen den grünen, laubigen Meerespark vor uns, in dessen Hintergrund auf beglänzten Hügeln die Hauptstadt sich erhebt, Södermalm, Staden, Norrmalm, Ladugårdsland, Thiergarten, Laub, Fels, Meer und schlösserbedeckt,

im Mittelpunkt das erhabene Königsschloß, mastenumringt, daneben den einströmenden, mehre Fuß höher liegenden Mälarsee! Führe der Verf. so fort, er wäre ein malerischer Reisender geworden; allein er zog es vor, ein „Witzhaschender" zu sein, was wir aufrichtig bedauern. Die Schilderung der Stadt gibt nichts Hervorstechendes, Alles ist nur flüchtig angedeutet und voll überkühner und allzu schneller Consequenzen; am annehmbarsten ist, was wir von der Kirche und der Geistlichkeit, die noch manche katholische Tradition (z. B. die Kirchenstrafen und Büßungen) bewahrt hat, und von König Oskar erfahren, den der Verf. als ein Modell von Klugheit und als das Muster eines constitutionnellen Königs bezeichnet. Ein Gedanke, der bei Gelegenheit des Gemäldes von König Erich zur Sprache kommt, hat uns vorzüglich gefallen; der Verf. malt diesen geheimnißvollen, poetischen Erich als ein Genie, aber ohne Charakter. „Ein König", sagt er, „mit den größten Gaben, aber ohne Charakterkraft, ist ein Spielball der Geschicke; ein charaktervoller Herrscher mit weit geringern Gaben wird ihn übertreffen, wenn auch von Hunderten übertroffen. Einheit des Willens herrscht, nicht Vielheit der Absicht. In der Hand des Herrschers verwirrt sie und wir sehen, daß oft die begabtesten Könige die unglücklichsten sind" — weil ihnen nichts gelingt. Mit diesem König, besonders aber mit seinem Vater, dem großen Gustav I. Wasa, beschäftigt der Verf. sich fast die Hälfte des Bandes hindurch, er brauchte hierzu keine Reisekosten aufzuwenden; die willenskräftige Tyrannei Gustav's I. lehrte jede schwedische Geschichte genugsam kennen. Indessen schildert er uns Volk und Land in einzelnen Zügen, während er den Mälar aufwärts steuert, das Volk höflich, rührig, gewandt, materiellem Genuß fröhnend, aber liebenswürdig; die Landschaft klein, gebrochen, oft lieblich, der Himmel bleich und todt, das Ganze schweigsam, lautlos, melancholisch, patriarchalisch. In der Ritterholmskirche, bekanntlich dem Sanctuarium der schwedischen Geschichte, wo die Wasa und Bernadotte ruhen, fanden sich eine Mönchsschrift, jene Sybillinischen Blätter, welche den Schweden Unheil künden aus sechs Charaktereigenschaften: Eigennutz, geheimer Parteihaß, Verachtung der Gesetze, Sorglosigkeit, leichtsinniges Vertrauen für das Ausland, Neid gegen einheimisches Verdienst. Diese Züge — sie gelten noch! — die Geschichte der Sture, die Kanalfahrt, das Aufsteigen durch die Schleusen — anfangs so unterhaltend, später so langweilig —, die Gemälde der Seen und einiges Mythologische, für welches der Verf. jedoch wenig Sympathie verräth, füllen den Rest des ersten Bandes. Eins ist hierbei sehr auffallend: der Verf. ist Poet und reist offenbar en recherche von dichterischen Anregungen. Hat er denn aber nirgend die Töne und Stimmen der Volkspoesie vernommen, welche uns unter seinen Vorgängern (Nr. 3) so reich, so mächtig, so bedeutend entgegenführt? Wie bedauernswerth! Allein man sieht hieraus, daß man nur mit Nutzen für sich und Andere reisen kann, wenn man — nicht mit leerer Tasche reist. Das Ohr, das Auge offen und den Kopf voller Wissen — das gibt einen „vollständigen" Reisenden.

(Der Beschluß folgt.)

Spenden zur deutschen Literaturgeschichte von Hoffmann von Fallersleben. Erstes Bändchen: Aphorismen und Sprüchwörter aus dem 16. und 17. Jahrhundert, meist politischen Inhalts. Zweites Bändchen: Adam Puschmann, Barth. Ringwaldt, M. Opitz, Benj. Schmolck, Joh. Christ. Günther, Dan. Stoppe, Einige Vor-Opitzianer. Leipzig, Engelmann. 1845. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Alles hat seine Zeit. Als Hoffmann von Fallersleben seine „Unpolitischen Lieder" hatte drucken lassen, in der Zeit der politischen Aufregung nach 1840, da wurde er auf seinen Wanderungen von den Einen überall mit Enthusiasmus empfangen und geehrt, von den Andern, die freilich damals im öffentlichen Leben weniger hervortraten, ängstlich gemieden oder bitter gehaßt. Das ist jetzt, seitdem eine besonnenere Bewegung an die Stelle jener stürmischen Aufregung getreten ist, anders geworden. Die Freunde Hoffmann's, welche es verständig und ehrlich waren, haben jetzt wol keinen Enthusiasmus mehr für ihn und seine Poesie, aber abgesehen davon, daß sie fortwährend Dem, was er damals aussprach, als einem natürlichen Producte der damaligen Zeit seine Berechtigung zugestehen, achten sie, wie früher, die ehrliche, echt deutsche Gesinnung, die Gemüthlichkeit, die vielseitige Bildung dieses Mannes und lassen sich in diesem Urtheile nicht durch etwanige Unbequemlichkeit stören, welche er ihnen oder Andern durch sein eigenthümliches Wesen gemacht hat oder machen könnte. Seine ehrlichen Gegner aber sind von ihrer Angst, von ihrem Fanatismus auch zurückgekommen und fühlen es recht wohl, daß sie ihn verkannt haben. Freilich ist er darüber seines Amtes entsetzt worden und dürfte, wie die Verhältnisse noch jetzt sind, schwerlich sogleich restituirt werden. Hoffmann verliert aber nicht viel dabei. Er kann umherfahren, er kann ungehindert, wo und wie es ihm gefällt, sich im lieben Vaterlande umhertreiben und behält immer noch Zeit genug, ein hübsches Lied zu singen und aus seinen reichen literarisch-historischen Collectaneen Manches mitzutheilen, was als eine erfreuliche Gabe betrachtet werden kann. Und wenn er des Wanderns wird müde geworden sein, da wird man ihm schon wieder ein Plätzchen gönnen, wo er ausruhen kann. Da sind schon ganz andere Demagogen mit dem Umschwunge der Zeit sogar zu weichen und warmen Sitzen in Staat und Kirche und zu Ehren und Würden jeder Art gelangt. Doch solche Dinge begehrt Hoffmann gar nicht. Aber ein großes, ein schmähliches Unrecht wäre es, wenn man ihn zwingen wollte, sich zu den armen „Gabe gehrenden fahrenden Diet" zu gesellen, welche es, wenn auch im Dienste des Volks, nicht besser haben als die fahrenden Sänger des 13. und 14. Jahrhunderts im Dienste der Fürsten.

Die hierbei zu besprechenden „Spenden zur deutschen Literaturgeschichte" sind in zwei Bändchen gegeben. Das erste Bändchen enthält Aphorismen und Sprüchwörter aus dem 16. und 17. Jahrhundert aus den gnomologischen Sammlungen des Joh. Buchler (Köln 1602), des Fr. Petri (Hamburg 1605), des Burchard Gensschedel (Leipzig 1619), aus einem deutschen Stammbuch (1647), aus Christoph Lehmann's „Florilegium politicum", seit 1630 sehr oft gedruckt, aus Samuel von Butschky's Schriften (1666—79), aus Joh. Riemer's „Apophthegmatischer Vormund" (1687), und aus einer in Annaburg 1577 gedruckten Sprüchwörtersammlung, von der sich das einzige noch vorhandene Exemplar auf der königlichen

Bibliothek in Dresden befindet. Sind auch manche dieser Sprüche namentlich dem Literarhistoriker bekannt, so muß doch eine verständige Zusammenstellung der bessern Sprüche aus den nicht überall zugänglichen Sammlungen schon deshalb willkommen sein, weil sie uns ein treues Bild der biedern, körnigen Gesinnung und der gesunden, frischen Lebensansicht des deutschen Volks in einer Periode geben, wo der deutsche Bürger noch Selbstgefühl und Interesse am öffentlichen Leben hatte. Mit dem Dreißigjährigen Kriege und den schlesischen Dichtern trat die große Veränderung ein, durch welche das Volk auf lange Zeit kraft- und sinnlos gemacht und aus den Kreisen der geistigen und literarischen Entwickelung weggedrängt wurde. Erst jetzt fängt dasselbe an, sich wieder etwas zu regen und die lange schlummernden Kräfte zu entwickeln; es wird aber noch einige Zeit dauern, ehe es wieder zu einer nach Veränderung der Verhältnisse modificirten Bedeutung gelangt, welche demselben wieder eine größere Theilnahme an der geistigen Entwickelung gestatten wird. Bis dahin sollte man dasselbe wenigstens wieder mit der ältern Volksliteratur, insoweit sie noch Theilnahme finden kann, bekannter machen und unsere größtentheils sehr geist- und gewissenlosen Kalenderscribenten würden wohlthun, wenn sie statt ihrer oft sehr abgeschmackten Erzählungen und witzlosen Anekdoten in den Schatz der ältern Volksliteratur griffen und damit das Volk zu unterhalten und zu bilden strebten. Dies gäbe eine treffliche Grundlage für eine verständige Auffassung und wirksame Durcharbeitung der Ideen und Bestrebungen der Gegenwart in dieser Sphäre. Die von dem Herausgeber gesammelten Sprüche betreffen übrigens alle Lebensverhältnisse und sind zum kleinsten Theil politischen Inhalts, man müßte denn diesen Begriff in einer Ausdehnung fassen, in der er gewöhnlich nicht gefaßt wird. Es konnten demnach diese Worte auf dem Titel wegbleiben, eines solchen Köders bedarf diese Sammlung hoffentlich nicht.

Es bleibt Ref. noch übrig, einiges Einzelne vom ersten Bändchen zu bemerken. Der oben erwähnte Gensschedel klagt in der Vorrede zu seiner Spruchsammlung 1618 über „unzüchtige und garstige Bücher, die viel gelesen würden und von missigen Leuten durch des Teuffels List und Antreiben nur eigentlich dazu erfunden und erdacht wären, daß die liebe Jugend grobe, garstige, unflätige Zotten, auch seltzame Bossen, welche gewißlich anders nicht als vom Teuffel herkommen, daraus lernen möge". Er nennt als solche den „Eulenspiegel", „Schimpf und Ernst", den „Rollewagen" ꝛc. Man sieht daraus, wie schon damals theologische und pädagogische Bornirtheit — denn der Sammler war Theolog und Pädagog — gegen den derben aber gesunden Geschmack des Volks zu reagiren suchte. Die literarischen Nachweisungen über den berühmten Verfasser der „Speyerschen Chronik", Christoph Lehmann, aus Baur's Biographie (Frankfurt 1706) sind um so dankenswerther, da sich in literar-historischen Büchern (z. B. in Suden's Tabellen) und in Encyklopädien (wie noch in der neuesten Ausgabe des Lexikon von Pierer) ganz falsche Angaben finden. Lehmann, geb. 1568 in Finsterwalde in der Niederlausitz, studirte seit 1587 in Leipzig, wurde 1594 Conrector und 1599 Rathsschreiber in Speyer, später nach mancherlei Drangsalen während des Dreißigjährigen Kriegs 1637 Syndicus in Heilbronn, wo er 1638 starb. Besonders beachtenswerth ist aber die Wiedererweckung des Schlesiers Samuel von Butschky (geb. zu Breslau 1612, gest. als Landesältester des Fürstenthums Breslau und kaiserlicher Rath 1678), der in der Literaturgeschichte ganz vergessen worden ist. Eine edle und klare Gesinnung, ein tiefes, poetisches Gemüth und ein reiner Stil charakterisiren seine Schriften, aus denen Hoffmann eine Anzahl von Parabeln und Aphorismen mitgetheilt hat.

Das zweite Bändchen enthält fast durchweg interessante Beiträge zur Biographie und Charakteristik deutscher, vorzüglich schlesischer Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts. Dabei ist besonders erfreulich, wie verständig und gemüthlich und völlig frei von der Einseitigkeit, welche viele Koryphäen der Aufregung nach 1840 ergriffen hatte, Hoffmann die Eigenthümlichkeiten der von ihm geschilderten Schriftsteller in ihrer Zeit zu begreifen und zu würdigen versteht. Von Adam Puschmann (geb. in Görlitz 1532, gest. 1600, einem Schuster und Meistersänger, später Cantor in Görlitz und Förderer des Meistergesangs in Breslau), erfahren wir, wie er die Kunst seines Lehrers und Freundes, des Hans Sachs, theoretisch und praktisch geübt hat. Darauf folgt eine höchst ansprechende Schilderung des Lebens und poetischen Treibens des frommen und fröhlichen Lehrdichters Barthol. Ringwaldt, geb. 1530 zu Frankfurt a. d. O., gestorben wahrscheinlich 1598 als Pastor zu Langenfelde in der Neumark, dessen geistliche Lieder und didaktische Schriften (besonders „Die lautere Wahrheit" von 1585—98 zehnmal gedruckt) zu ihrer Zeit sehr beliebt waren. Findet man freilich auch manches Triviale und manches Sonderbare darin, wie z. B. wenn in der Darstellung der Hölle unter den Verdammten auch eine Jungfrau sich findet, die über ihren Stand etwas eitel und putzsüchtig gewesen und nur mit hübschen und jungen Männern getanzt, über die albernen Gesellen aber sich lustig gemacht habe, so verzeiht man doch einen solchen Rigorismus um so lieber, je milder er in der gemüthlichen Darstellung des Dichters hervortritt. In der darauf folgenden Skizze der frühern Entwickelung des Martin Opitz bis zu seinem 22. Jahre lernt man theils den von Jugend auf mächtigen Ehrgeiz des talentvollen Knaben kennen, der ihn später zum charakterlosen Herrendiener machte, wie er von Hoffmann an einem andern Orte und von Wuttke dargestellt worden ist, theils ersieht man, wie tief er bei allem Streben, der deutschen Poesie aufzuhelfen, in der Pedanterie und der Förmlichkeit seiner Zeit steckte. Dahin gehört auch seine lateinische Abhandlung über die Verachtung der deutschen Sprache. Doch darüber dürfen wir uns am wenigsten aufhalten, denn auch jetzt noch schreibt man bei uns nicht etwa blos philologische Abhandlungen, sondern auch über philosophische, naturhistorische, medicinische Gegenstände ꝛc. in lateinischer Sprache, aber meistens in einem so corrupten Latein, daß es in diesen Kreisen nächstens zu Grabe gehen muß, wobei die Wissenschaft nur gewinnen kann. Bemerkenswerth ist übrigens die Notiz (S. 66), daß Opitz bei seiner prosodischen Reform den im J. 1616 in Frankfurt gedruckten aber völlig verschwundenen Gedichten des Ernst Schwabe von der Heide viel verdanke, was Opitz bei seinem ersten Auftreten selbst angedeutet, später aber völlig ignorirt hat. Die nächstfolgenden Blätter sind der Biographie und einer kritischen Beurtheilung des frommen und anspruchlosen Liederdichters Benj. Schmolck gewidmet, der (geb. 1672 zu Brauchitschdorf im Fürstenthume Liegnitz, seit 1702 Prediger zu Schweidnitz), trotz der schändlichen Machinationen der Jesuiten sich und seine zahlreiche Gemeinde bis an seinen Tod 1737 ziemlich unangefochten zu erhalten wußte. Darauf folgt größtentheils nach Christoph Ernst Steinbach's (in der Vorrede Siebrand genannt) Biographie (Schlesien 1738) eine Darstellung des Lebens und der Dichtungen des genialen Günther. Wir vergegenwärtigen uns hier den talentvollsten Dichter seiner Zeit, der die reiche Welt seiner originellen Phantasie und seines tiefen Gemüths in entsprechender Form darzustellen suchte, ich sage darzustellen s u c h t e, denn eine verkehrte Richtung seiner Jugendbildung und eine unglückliche Liebe machten ihn liederlich; Hunger und Elend trieben ihn, ein feiler Gelegenheitsdichter zu werden, sodaß sich sein besseres Selbst und sein schönes Talent aus dem gemeinen Treiben immer nur stellenweise und nur auf kurze Zeit herausarbeiten konnte. Das muß man berücksichtigen, wenn man ihn richtig beurtheilen will. Viele ganz treffliche lyrische Gedichte und viele überraschend schöne Einzelheiten in allen seinen Erzeugnissen neben vielem Anstößigen, womit er seiner Zeit und seinen Verhältnissen den schuldigen Tribut abtragen mußte, berechtigen uns allerdings, ihn als den Dichter zu betrachten, der schon seiner Zeit vorgreifend die folgende neue Entwickelung der

mehr subjectiven deutschen Lyrik vorbereitete. Wenn es auch Hoffmann, der überhaupt oft nur Material zu einem zusammenfassenden Urtheile gibt, nicht ausdrücklich erwähnt, so erklärt doch die oben angeführte verkehrte Jugendbildung den Umschlag des Dichters völlig. Der Knabe war fromm, wohlanständig und im 14. Jahre schon so gelehrt, daß ihn der Rector des schweidnitzer Gymnasiums sogleich nach Prima nahm. Die Frömmigkeit und Gelehrsamkeit thut es aber nicht allein. Jetzt, wo sein Charakter gebildet werden sollte, wurde er verbildet. Der Unterricht während des sechsjährigen Aufenthalts in der obersten Classe des Gymnasiums konnte ihn unmöglich so lange befriedigen: er dichtete viel und wurde deshalb von den Lehrern und seinen Mitschülern verhätschelt. Dazu kam noch eine romantische Schülerliebe, die er bei solcher Verweichlichung des Charakters nicht wieder loswerden konnte, und dies waren die ersten Ursachen seiner Entartung. Es war nun kein Wunder, wenn er dann vom Glück und dem früher so liebevollen Vater verstoßen keine Kraft gewinnen konnte, sich auf die Dauer wieder aufzurichten. Ganz anders erscheint in der darauf folgenden Darstellung der neben und nach Günther zu seiner Zeit vielfach gefeierte Daniel Stoppe, der 1747 als Conrector in seiner Vaterstadt Hirschberg starb. Er war ein im Versemachen gewandter, aber ganz gemeiner und platter Gelegenheitsdichter, dessen großer Ruf von der Geschmacklosigkeit der damaligen Zeit das beste Zeugniß gibt. Daher hat Wackernagel ganz recht gethan, daß er zur Charakterisirung dieser Richtung ein paar Gedichte von ihm in sein Lesebuch aufgenommen hat. Zum Schlusse berichtet noch Hoffmann von einem ältern Plane, eine Geschichte der schlesischen Dichter zu schreiben, der jedoch bei dem Mangel an Hülfsmitteln nicht habe ausgeführt werden können, und gibt noch Notizen und Proben von einigen schlesischen Dichtern vor Opitz, nämlich von den Dichtern geistlicher Lieder Melchior Liebig, Peter Titus, Marcus Buntzel, Zach. Richter, Joach. Sartorius, Mart. Kinner, unter denen Sartorius, Cantor zu Schweidnitz, mit seinem 1591 gedruckten Psalter die meiste Beachtung verdient.

Doch Ref. bricht ab und wünscht, daß der Verf. seine Freunde bald mit einem dritten Bändchen solcher Spenden erfreuen möge. **K. G. Helbig.**

Literarische Notizen.

Balzac als Historiker.

Balzac ist ein verzogenes, verhätscheltes Kind der Presse, dessen Eigensinn und Launen immer unerträglicher werden. Man sieht an ihm recht, wie sehr die Journalistik einem Schriftsteller, welcher schon von Haus aus eine gute Portion Eitelkeit und Eigenliebe besitzt, den Kopf verrücken kann. Nicht genug, daß er durch die anmaßende und anspruchsvolle Bezeichnung „Comédie humaine", welche er auf den Titel seiner gesammelten Werke gesetzt hat, sich den Anschein gibt, als liefe durch seine zahllosen, zum Theil an und für sich schon sehr planlosen und verworrenen Romane eine tiefere, bedeutungsvollere leitende Idee, wirft er sich nun in die Brust, indem er an die Geschichte herantritt, als wolle er alle Räthsel und Geheimnisse dieses Heiligthums erklären und lösen. Schon der Titel einer seiner neuesten Productionen — wir wagen nicht zu sagen seiner neuesten, denn seine Romane schießen über Nacht empor wie Pilze — enthüllt diesen dünkelvollen Gedanken. Er lautet: „Catherine de Médicis expliquée: Le Martyr Calviniste." (3 Bde.) Daß im Grunde jede geschichtliche Darstellung sowie jeder historische Roman die Entwickelung bedeutender Charaktere bietet und enthalten muß, versteht sich von selbst, und Balzac brauchte deshalb mit seiner vermeintlichen „Erklärung" der Katharine von Medicis durchaus nicht zu prunken, abgesehen davon, daß er das Wort des Räthsels noch lange nicht gefunden hat. Im Gegentheil denken wir gleich den Beweis davon zu liefern, wie schief und verkehrt die historische Auffassung des aufgeblasenen Balzac durchweg ist. Bekanntlich hat sich dieser unerschöpfliche Romanschreiber lange Zeit darin gefallen, die Geheimnisse unbefriedigter und unverstandener Schönen zu ergründen. Durch ihn vorzüglich kamen die „Femmes de trente ans", für die man in Paris lange Zeit geschwärmt hat, recht eigentlich in die Mode. Dieses Thema ist aber nun erschöpft, und Balzac, der sich einmal die Gabe, im Herzen der Frauen zu lesen, im hohen Grade zutraut, macht sich an die Katharine von Medicis, als wäre sie eine femme incomprise, wie er sie in seinen frühern Romanen zum großen Entzücken der Grisetten und Rigoletten in Menge dargestellt hat. Wie es der Titel andeutet, hat bis auf ihn kein Schriftsteller, kein Forscher diese bedeutende Frau verstanden, keiner hat sie wenigstens zu deuten vermocht. Welches sind denn aber die neuen, weltbewegenden Gedanken, welche seinen Darstellungen zu Grunde liegen und in welchem Punkte weicht Balzac denn von Capefigue und ähnlichen Historikern, welche diese Katharine, unseligen Andenkens, im beschönigenden Lichte erscheinen lassen, so bedeutend ab? Was die tiefen Gedanken betrifft, welche Balzac aus der Geschichte herausgelesen haben will, so sehen wir uns vergeblich danach um, und was die letztere Frage betrifft, so weicht er von Capefigue und Consorten nur dadurch ab, daß er die Sache auf die Spitze treibt. Er rechtfertigt, er beschönigt Maßregeln wie das Blutbad der Bartholomäusnacht nicht, er verherrlicht, preist sie und weiß sich vor Freude darüber kaum zu lassen. Balzac dünkt sich gewiß recht wichtig, recht imposant, recht erhaben über kleinliche Rücksichten, wenn er die Schriftsteller verspottet, welche beschränkt genug sind, Ströme unschuldig vergossenen Blutes zu beklagen. Er meint, sich wol ein philosophisches Ansehen zu geben, wenn er in ruchlose Äußerungen ausbricht wie folgende: „Il y a malheureusement à toutes les époques des écrivains hypocrites prêts à pleurer deux cents coquins tués à propos." Deux cents coquins tués à propos ist wirklich so kolossal, daß es lächerlich wird. Natürlich mißt der Verf. dem Protestantismus und den Hugenotten alles Unglück bei, welches über Frankreich im Laufe der Jahrhunderte gekommen ist. Deshalb findet die Aufhebung des Edicts von Nantes nicht nur vollkommene Billigung, sondern Balzac meint sogar, wenn Ludwig XIV. bei dieser weisen Maßregel von den auswärtigen Mächten die gebührende Unterstützung gefunden hätte, so würde Frankreich jetzt nicht vom Protestantismus verzehrt sein (la France ne serait pas aujourdhui dévorée par le protestantisme). Wir zweifeln, ob sich Balzac Dessen bewußt gewesen ist, was er mit diesen thörichten Worten hat sagen wollen. Entweder hat er es um des bloßen Aufsehens willen gesagt, oder er hat sich bei diesen excentrischen Äußerungen durch eigennützige Speculationen leiten lassen. So könnte er die Absicht hegen, sich den bedrängten Ultramontanen, die um geschickte Federn in Verlegenheit sind, als preiswürdigen Vertheidiger anzuempfehlen. Die Sätze, die wir im Obigen angeführt haben, entbehren alles historischen Halts und bedürfen keiner Widerlegung. Wir betrachten das ganze Machwerk Balzac's nur als ein historisches Curiosum und als einen Beweis dafür, wie weit sich ein Schriftsteller von unbestreitbarem Talente, dem es aber nirgend um die Wahrheit zu thun ist, verirren kann. Im Übrigen läßt sich diese ganze historische Darstellung mit den bekannten Worten Voltaire's abfertigen: „C'est ainsi qu'on écrit l'histoire!"

17.

Eine Biographie Simpson's, des bekannten Entdeckers im nördlichen Eismeere, gibt unter dem Titel „The life and travels of Thomas Simpson" sein Bruder Alexander Simpson, Mitglied des Institut d'Afrique, heraus.

8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 172. —— 21. Juni 1845.

Neueste Literatur über Skandinavien.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 171.)

Der zweite Band bewegt sich in den bisherigen Elementen. Die Reise geht mit Dschußkarren — die bekannte Bauernpost — durch Wermland nach Christiania, der zweiten der uns versprochenen drei Königsstädte. Die Gesellschaft, zu welcher ein Schauspieler hinzutritt, und der Humor mit ihr, sind wieder die Hauptsache — die „Sachen" werden nebenher abgethan. Wir begreifen Laube nicht und hätten ihn für „deutscher" und „ernsthafter" gehalten als daß er an die Wirkung, an die literarische Bedeutung solcher Spielereien glauben mochte, er, der eine so ernsthafte deutsche Literaturgeschichte geschrieben hat! Schrieb er denn dies Buch für einen pariser Salon? Wir haben ja dergleichen nicht in Deutschland! Oder hat ihn die Redaction der „Eleganten Zeitung" um allen seinen deutschen Ernst gebracht? Beim Zeus, es wäre Schade! Genug, wir finden den Reisenden in Christiania wieder. Weitere Becken, weichere Formen, höhere Berge, wärmere Farbe — verkünden eine ganz abweichende Natur. Eng gesammelt am Fjord erscheint Christiania mild und klar vor dem Reisenden; schwarze, stets höher und höher ansteigende Waldberge umringen den Meerbusen, der wie ein See daliegt. Breite, freundliche Straßen, mittelgroße Bürgerhäuser, keinerlei Gedränge bezeichnen die Hauptstadt, in der Alles einfach, bürgerlich, solid, gemüthlich und gefällig auftritt. Der Reisende malt uns die Ansicht vom Eggeberg, besucht die nahen Stromfälle, den Hänafoß und was an malerischen Punkten sonst in der Nähe gelegen ist, und zeiht Mügge, welcher, nach ihm, die große Alpennatur nicht zu kennen scheint, einiger Übertreibung im Ausdruck, wiewol auch er anerkennt, daß die berühmten Wasserfälle Europas mit den norwegischen verglichen Bachfälle zu nennen sind, während der Glommen und der Haf-fossen in Strömen fallen. Das Übrige seiner Bemerkungen aus Norwegen ist fast ganz politischer Natur; von Volk und Land hat er eben nur ein Bruchstück gesehen, hinlänglich, um ihm ein scheinbares Recht zu Schlüssen und Urtheilen zu geben. Er sagt:

Ein zäher, den Vortheil kalt abwägender Bauernsinn, ein Sinn ohne Schwung wie ohne Illusion ist der herrschende im Lande, ein nüchterner, einfach rechnender Sinn. Wir sahen die Norweger im schönsten, für König Oskar günstigen Augenblick — die Nationalflagge war ihnen eben gewährt. Nun, zeigten sie sich erhoben, in irgend einer Richtung poetisch; dankbar, etwa wie wir, die wir immer zu viel thun, und in kindlicher Wallung die Dankbarkeit über den Werth der Gabe weit hinaustreiben? O, nein. Sie schüttelten dem König Oskar die Hand für die Gabe — und setzten hinzu: wir hatten sie aber zu fodern, und vergiß nicht, daß wir dir nichts gut schreiben, wenn du nicht fein mäßig, bescheiden und norwegisch dich bezeigst.

So sind sie, ohne Neigung für die hoffärtigen Schweden, wie sonst, Republikaner durch und durch, echte Bauern.

Der Verf. durchreist das öde, steinige, elende Bohuslän, den Jahrhunderte langen Zankapfel zwischen Schweden und Norwegen, der solchen Kampfes gar nicht werth zu sein scheint. In dieser Steinwüste überrascht die schöne Lage von Frederickshall. Hier nimmt man Abschied von Norwegen; der magere und ertraglose Einblick in dies reiche Bergland wird hier geschlossen, ohne daß den wesentlichsten Bedingungen, den naheliegendsten Förderungen irgend ein Genüge geschähe. Kein Wort z. B. von den politischen Parteien, von Journalistik, Kunst, Gesellschaft, Handelsgeist des Landes. Dagegen eine lange biographische Abhandlung über Karl XII., der vor Frederickshall fiel, und eine noch längere über sein edleres Vorbild, Gustav Adolf III. Schreibt der Verf. Geschichte, oder verhieß er uns drei Königsstädte? Solche Untreue gegen Versprechungen in Büchertiteln ist uns ungemein zuwider. Sie ist dem Autor selbst höchst schädlich. Seine Kritik der Geschichte des großen Gustav Adolf, Karl's XII. und des dritten Gustav ist nicht ohne Werth; allein wer sucht eine solche in den „Drei Königsstädten"? Nach dem Verf. ist König Gustav Adolf mit Unrecht verwegener Eroberungsplane bezüchtigt worden und wir glauben gern mit ihm, daß er während der zwei Jahre seines Wirkens und Siegens in Deutschland über seine Plane für die Zukunft gar nicht zum Selbstbewußtsein kam. Neu ist uns die Ansicht gewesen, daß er den Kurprinzen von Brandenburg, den großen Friedrich Wilhelm, den Sieger von Fehrbellin, zum Reichsoberhaupt ausersehen habe. Über seinen Tod theilt er, was verdienstlich ist, die schwedischen Berichte ausführlich mit. Ebenso anatomisirt er das Leben Karl's XII., den neun Jahre Glück-

lichen und neun Jahre Unglücklichen, gut; er weist die Bornirtheiten des unerklärlichsten aller Könige nach und schneidet ihm, etwas hart, alles Feldherrngenie ab. Wohl — aber, noch einmal, wer sucht dergleichen in den „Drei Königsstädten"? Überall zeigt sich, daß der Verf. durch seine landsmännische Reisegesellschaft und seine beständigen kleinen Reisesorgen an dem Hinabsteigen und der Versenkung in das Volk, dem sein Besuch galt, verhindert wurde. Wer mit Erfolg reisen will, muß allein reisen und sein Fortkommen muß ihm gleichgültig sein — der Verf. aber ist fern davon, ein Reisender wie Nr. 3, ein Reisender von echtem Schrot und Korn zu sein! Von Gustav Adolf wendet er sich plötzlich nach Trollhätta und den Göthaelfthal, dessen Natur er mit dem Plauenschen Grunde vergleicht und dem Elbthal; alles Dies gemischt mit etwas Charakteristik der Königin Christine und des Königs Gustav III., von dem Sheridan sagt, daß er wie kein anderer Fürst gerechtfertigt war, indem er die Verfassung seines Landes umstürzte.

Auf Kopenhagen und Dänemark werfen wir schließlich nur einen flüchtigen Abschiedsblick; der Verf. weiß davon keine Neuigkeit mitzutheilen als die, daß er dort war. Bei Kronburg, wo die unglückliche Königin Mathilde so schwere Tage verseufzte, befriedigt man die Reisenden noch jetzt durch die Vorzeigung eines Ophelienhains; von Kopenhagen erfahren wir nur, daß ein Mann alle höhere Bedeutung dieses Ortes an sich reißt, und daß die Dänen große Ehre von ihm haben — nämlich, wenn wir ihn für einen Dänen gelten lassen wollen, was nicht nothwendig ist. Dieser eine Mann ist Thorwaldsen. „Leichtsinn macht sicher", sagt der Verf. nicht ohne tiefe Bedeutung für sich selbst, und bald findet er Trost bei der besten Cigarre von der Welt, die ihm Papa Hiller am Jungfernstieg in Hamburg servirt.

Wir haben dies flüchtige Buch eines flüchtigen Reisenden, von dem neun Zehntheile füglich ohne Reiseunkosten geschrieben werden konnten, wie wir glauben, genügend charakterisirt; es hat uns trotz mancher geistreichen Stelle darin im Ganzen doch misfallen, um des Verf. willen, der seinen Ruhm dabei wenig gewahrt hat, und es hat uns wenig oder keine Ausbeute geliefert im Vergleich zu ernsthaften Arbeiten wie die Mügge's, oder auch wie Nr. 3 und 4 der oben angezeigten Reiseberichte. *) 19.

Nothstände in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Es thut mir immer in der Seele weh, wenn meine deutschen ehrlichen — nach andern Lesarten: dummen — Landsleute drüben sich einbilden, es sei ziemlich Alles hier so wie drüben, und sie könnten auf das gelernte Handwerk hier ohne Weiteres fortkommen. Ich habe mich, seit ich hier bin, in allen Gewerben umgesehen. Von vielen verstand ich etwas, von noch mehren aber nichts. Der Landbau zog vor Allem meine Aufmerksamkeit auf sich. Wenn man von Deutschland kommt und die schön angeackerten Fluren in der Erinnerung behält, so erstaunt man zuvörderst über die Wildheit, welche das bestbearbeitete Land hier dem Blicke bietet, und bald über die Liederlichkeit, mit welcher geackert worden ist. Ganze Haufen Steine liegen auf den Feldern, um einen großen Stein wird herumgeackert und der ganze Furchenzug über das Ackergebreite verdorben. Die Kartoffeln, das Wälschkorn und einige andere Früchte werden so weit gepflanzt, daß man mit dem Pfluge durch kann, was man auch zweimal thut, um das Unkraut zu vertilgen, und zwar übers Kreuz. Das Vieh läßt man auf den Weiden herumlaufen und den Mist das ganze Jahr hindurch verschleppen, obwol man ihn nöthig brauchte, denn in den östlichen Staaten ist nur sehr selten jenes berühmte westliche Bottomland von sechs zu zehn Fuß Dammerde zu finden; dagegen gibt es häufig Torfmoore und Sand, und fast überall sehr viele Steine, besonders Granit, der in großen und kleinen Trümmern über das ganze Land gestürzt ist. Man baut eine Tonne Gras auf dem Acre (200 Quadratruthen), während man weiß, daß ein gedüngter Acre drei Tonnen Heu liefert. Das Vieh läuft im Frühjahr halb verhungert umher; das Eis liegt handdick auf dessen Rücken; man buttert in vielen Gegenden nur im Sommer, weil man im Winter kaum Milch genug zum Kaffee von den Kühen erzielt. Die Schafe werden aus Mangel an Schutz oder vom Überfluß an Futter faul und die Wolle nur mittelmäßig. Nur das Pferd und das Schwein, jenes durch Sorgfalt, dieses durch Mangel an Sorgfalt, gedeihen schön.

Der neuangekommene Deutsche will Alles sofort besser machen. Er kauft sich 10—100 Acker und findet am Ende seinen Vortheil darin, es gerade so zu treiben wie die Andern. Mangel an Menschenhänden und noch mehr der hohe Preis der Arbeit verbieten ihm, es anders zu treiben. Er liest die Steine nicht vom Acker, er pflügt krumm, um Felsen auszuweichen, er läßt sein Vieh das ganze Jahr auf die Weide gehen, er pflanzt sein Korn und seine Kartoffeln weitläufig, er düngt sein Feld und seine Wiesen wenig oder nicht, und läßt ein Drittel für Weide, ein anderes in der Brache liegen, genug er thut gerade so viel als er kann ohne andere Hülfe.

Wie in dem Ackerbau, so ist es in den meisten andern Gewerben. Maurer und Zimmermann sind nicht an das Handwerkszeug der Amerikaner gewöhnt und glauben, es müsse Alles so gebaut werden, wie sie es zu Hause getrieben *haben*. Der Schneider und Schuhmacher, welche drüben um armseligen Lohn gute Waare lieferten, liefern hier um hohen Lohn das Gegentheil. Der Gerber liefert schlechtes Leder und der Schuhmacher thut das Seine, ihn gehörig in Nahrung zu setzen. Der Schneider hält sich nicht bei sorgsamer Ausarbeitung auf; wenn nur das Kleid von außen Ansehen hat, inwendig mag es gemacht sein wie es will. Sitzt und paßt es nicht, so kommt im gemeinen Leben nicht viel darauf an. Aber die deutsche Ehrlichkeit entwickelt sich nur selten im Schneiderthum; der Schuhmacher kann wenigstens gefällige Formen selbst ungeschlachten Füßen geben; aber der Schneider, ist er nicht ein Künstler, kann das nicht. In Paris und London prosperirt der deutsche Schneider, in Amerika habe ich noch keinen getroffen, der es zu etwas gebracht hätte.

Geht man nun gar zu den Gewerben, welche wesentlich und besser durch Maschinen betrieben werden, so sieht man den deutschen Professionisten fast überall zum Tagelöhner herabsinken. Drechsler und Tischler, wie arm seid ihr hier mit euerm Innungshochmuth! Fleischer, Bäcker und Müller und wie ihr sonst durch den Handwerkszwang zu Künstlern gestempelt werden mögt, was seid ihr hier? Sattler, Riemer, Tapezierer! alle euere Weisheit von Berlin und Wien wird hier lächerlich! Man arbeitet anders und wenn ihr es nicht lernt in den ersten 14 Tagen, schickt man euch fort. Und du Mann von der freien Presse, wie wird dir als Künstler, zu denen du dich drüben zählest, diese elende Arbeit behagen, welche man hier

*) Den dritten und letzten Artikel dieser Übersicht: „Schweden im Jahre 1843", von Theodor Mügge, theilen wir im nächsten Monat mit. D. Red.

mit einem geschmackvollen Äußern übertüncht? In wenigen Wochen fallen aus einem gebrauchten Buche die Lagen, denn Alles ist nur eingehängt, nichts geheftet, nichts planirt. Drucker und Setzer werden bestehen, sie sind in der That nicht leicht zu ersetzen, obgleich in den größern Druckereien aller Druck durch Maschinen gemacht wird, in den kleinen Druckereien der sogenannte „Job print“ einen gewandten Setzer und Drucker verlangt, einen, der auf „Accidentien“ zu laufen weiß.

Am lächerlichsten sind unsere Candidaten der Theologie daran. Lange treiben sie sich umher, ehe sie lernen, daß man hier predigen müsse wie die Leute es haben wollen und wie sie glauben, und nicht wie des Predigers tiefste, wissenschaftliche Überzeugung es verlangt. Ich habe viele geschickte Leute als erbärmliche Winkelschulmeister mit ihrem theologischen Hochmuth versauern sehen. Der drüben geschickte Jurist ist hier eine wahre Null. Jenes Recht, das kein Mensch versteht, oft der Jurist selbst nicht, jenen Proceß, den die Inquisition und das Pfaffengeschmeiß erfunden — wer will sie hier haben? Hin und wieder fragt man wol Einen, wie der römische Jurist Dieses oder Jenes ansehe; im Ganzen aber belächelt man sie. O du Stolz deutscher Nation, die du vom römischen Kaiserthum das römische Recht und vom römischen Pfaffenthum den väterlich-schiedsrichterlichen Proceß für dein gemeines deutsches Recht und deinen öffentlichen Accusationsproceß überkommen, wie jammervoll stehst du mit deiner Gelahrtheit da! Philosophen werden bisweilen gesucht, auch wol Philologen, denn diese kann man hier nicht bilden. Beide Artikel lassen sich ohne ernsten, anhaltenden Fleiß nicht fabriciren und dennoch gelingt es selten einem, zu einer Professur zu gelangen, und noch seltener erringt einer als Fremder eine ganz angenehme Stellung unter seinen Collegen.

Der Medicus — ja der Medicus, wenn er gehörig purgiren und vomiren gelernt hat, keck zugreift wo er nichts versteht, schneidet wo nichts zu schneiden ist, und stets gelehrte Namen über seine Unwissenheit breiten kann, der Medicus kann wol prosperiren, besonders etwas weiter westlich. Im Ganzen fängt man wol an, die oberflächlichen Yankeeärzte zu fürchten und sehnt sich in diesem Fache nach guter deutscher Schule, und doch prosperiren verhältnißmäßig nur die Charlatans! Die Gewissenlosen haben in der Gesellschaft, wie sie ist, in allen Fächern das Prä. Erst wenn der Humanismus zur Geltung kommen wird, kann dies einmal anders werden. Jetzt haben sie Gesetze und Rechte, „die ewige Krankheit!“ für sich. Auch der Arzt ist hier nur Geschäftsmann, nicht Beamter.

So treiben sich denn die Einwanderer, besonders die unverheiratheten unter ihnen, lange trost- und hoffnungslos umher. Die meisten ergreifen etwas Anderes als was sie daheim gelernt und zu treiben geträumt haben, und wozu sie vielleicht nie Beruf hatten. Der Familienvater sucht zu arbeiten; die Arbeit mag sein welche sie wolle, hier schändet sie den Mann nicht. Mancher Meister eines deutschen Handwerks hilft hier den Irländern „pioniren“. Aber gewiß kam er erst an den Rand des Hungertodes, ehe er sich dazu entschloß, dem Philisterstolze zu entsagen. Item, er erwirbt sein Brot. Aber die Ehelediigen — sie wandern und ziehen, sie probiren und wechseln, nichts sagt ihnen zu, durch nichts können sie schnell reich werden, bis sie der Zufall aufs Rechte führt. Kaufleute — d. h. Schwängel und Ladendiener, welche drüben auch zu nichts gelangen als zum Dütendrehen — findet man hier als Schulmeister, Pastoren, Ärzte, Lawyer, Aufwärter, Marqueurs ꝛc. fungiren. Sie können lesen, rechnen und schreiben und sobald sie die englische Sprache erfaßt, so schwingen sie sich empor. Die andern lernen Cigarren drehen, oder ergreifen ein Gewerbe, das sie zu Hause für brotlos angesehen haben würden, und machen ihr Glück damit. Selten treibt Einer, was er gelernt hat.

Ich war hier kaum vier Wochen, als sich Abenteurer aller Art um meine Bekanntschaft drängten. Jeder wollte hören, was ich eigentlich hier anfangen wolle, und allmälig fingen sie an, mir Propositionen zu machen. Ich war ganz Ohr! Die, welche sich für die Besten hielten, riethen mir, zu den Mormonen, zu Rapp, zu Bäumler, zu den Schäkern, oder zu irgend einer religiösen Sekte mit ihnen zu gehen. Die, welche verschmitzt waren, zeigten mir, wie mit wenig Capital ein großer Plan auszuführen sei und Millionen zu erwerben. Einer der besten Plane war, Dünger durch rasche Fermentation zu bereiten. Wäre es möglich, diesen Artikel gut und wohlfeil hier herzustellen, so dürfte dieses Geschäft wohl rentiren; allein die nach Vorschrift angestellten Versuche bewiesen, daß da, wo man Dünger gebraucht, die salzigen Moore nicht den rechten Torf und Vegetabilien hergeben, weil der salzige Dünger den an sich trockenen Boden nur noch trockener und durstiger macht, und wo der junge Boden noch Alles hergibt, fragt man nicht nach Dünger. Andere zeigten mir in den Äquatorregionen das Eldorado. Endlich aber kamen die Rechten.

Ich befand mich in Philadelphia eines Abends in einer Vorlesung über Fourier's System, nach deren Beendigung Jeder, der eine Bedenklichkeit hatte, sie aussprechen konnte. Ich erwähnte, daß mir die größte Schwierigkeit scheine, ein Capital, zum rechten Anfange groß genug, herbeizuschaffen. Dabei entfiel mir, daß nach Fourier's eigener Meinung das Geld ein sehr unnützes Verkehrsmittel sei, daß man aber gleichwol mit ihm anfangen, auf dessen Werth Alles reduciren und so mit sich selbst in Widerspruch gerathen müsse. Als die Unterhaltung geschlossen war, drängte sich ein Mann an mich, welcher sich für einen Bewunderer meiner Rede ausgab und mich einlud, den Rest des Abends auf seiner Stube zuzubringen. Hier fand ich noch einen andern, sehr schweigsamen Mann, beide Funfziger, beide Deutsche! Nach manchen gewandten Ausholungen des Erstern äußerte er, daß er wol den Weg wisse, ein Capital herbeizuschaffen, aber auch reich zu werden ohne Fourier, und er wolle mir einen Plan vertrauen, wenn ich ihm auf Ehrenwort versprechen wolle, zu schweigen. Ich entging dieser Falle, indem ich ihm offenbarte, daß ich einmal in meinem Leben eine solche Thorheit begangen, daß ich sie theuer bezahlt habe und mit dem Gelübde davon gegangen sei, nie wieder ein solcher Esel zu sein. Übrigens hätten sich meine Ohren an Alles gewöhnt und er habe auf Discretion zu rechnen. Er lobte meine Vorsicht und begann eine große Brieftasche zu öffnen, aus welcher er Staatsschuldscheine fast aller deutschen Nationen, wie er sich ausdrückte, hervorzog. Ich überschlug den Betrag auf etwa 10,000 Thaler. „Ei“, sagte ich, „wenn Sie ein solches Capital besitzen, so sind Sie vollkommen in der Lage, auf mehr zu sinnen; damit können Sie überall in der Union anständig leben.“ „Hm“, sagte er, „allein ich kann diese Papiere hier nicht wechseln, wollen Sie mir dieselben abkaufen?“ „Nein, mein Herr“, war meine bestimmte Antwort. „Ich gebe Ihnen die Hälfte als Ihren Antheil, wenn Sie dieselben verkaufen können.“ „Ei, warum wollen Sie die Hälfte wegwerfen?“ fragte ich. „Warum thun Sie das nicht selbst?“ „Hier habe ich dazu keine Connexion, und nach Deutschland kehre ich nicht zurück. Wollen Sie aber Deutschland bereisen, so stehen Ihnen Hunderttausende zu Gebote.“

Ich wurde begierig, nicht nach dem Gelde, sondern nach der Art, wie er es erworben, und nach der Bewandtniß, die es damit habe. Ich nahm den Vorschlag halb an und er fuhr fort: „Halten Sie es für recht, daß man dem deutschen Volke Papiergeld gibt? Die Spitzbuben, welche das thun, müssen dafür ihren Lohn erhalten. Hier können wir diese Papiere alle ungestraft nachmachen; dagegen ist es verboten, amerikanisches Papiergeld zu fabriciren. Wir haben uns genaue Platten gemacht und es fehlt uns jetzt ein gewandter Mann, der die Abdrücke in Deutschland versilbert. Bereits vor vier Jahren habe ich selbst eine Summe preußischer Staatsschuldscheine sicher untergebracht; allein ich mußte mich endlich zurückziehen, da es doch auffiel, daß ich zu viele große Papiere ausgab. Meine Reise war ein Flug von Holland durch die ganze Monarchie und bei der Auswechselung werden sie das Deficit wol gefunden haben.“

Ich bemerkte ihm, daß allerdings dergleichen im Publicum verlautet, daß aber auch die Form der Staatsschuldscheine verändert worden sein solle und daß man daher diese Papiere leicht erkennen werde.

„O dann gehen Sie nach Östreich, da ist das gelobte Land der falschen Papiere. Haben Sie sich einige Hundert Thaler gemacht, so kaufen Sie sich preußische und andere Papiere, senden sie uns zu und wir machen sie nach. Sie erhalten dann so viel Sie wollen nachgesendet und werden schon wissen, sie an den Mann zu bringen."

Mir war dies nicht genug. Ich wollte wissen, wie die Papiere sorgfältig nachgemacht werden könnten und sah damals das erste Daguerreotyp und den ersten galvanischen Apparat zur Nachahmung von Kupferplatten. Mich interessirten diese Dinge höchlich. Ich cultivirte die Bekanntschaft dieser Künstler einige Wochen länger und erfuhr, daß sie beide in Paris zuletzt sich aufgehalten, ihr Vermögen, das sie durch nachgemachte preußische Staatspapiere erworben, verspielt hatten und nun auf den zweiten Raubzug speculirten. Der eine, der schweigsame, war ein Chemiker, der Redner ein Künstler, so viel ich verstand ein Holzschneider. Ersterer war mit Herrn Daguerre genau bekannt, hatte Briefe von ihm, welche Fortgänge der Erfindung berichteten und sehr vertraut schienen. Auch der Jacobi'schen Erfindung war darin mehrfach und ausführlich Erwähnung gethan.

Ich sah bald, daß ich die Neugierde nicht weiter treiben dürfe. Die Herren wurden dringend, der Plan sollte sofort zur Ausführung gebracht werden und sie boten mir 1000 Dollars Reisegeld an. „Wer steht mir dafür", sagte ich, „daß Sie nicht auch falsches amerikanisches Papiergeld haben? Geben Sie mir einen guten Wechsel, der von einem hiesigen Hause indossirt ist, und ich werde mich gesichert halten." Auch diesen versprach man mir und in drei Tagen lagen zwei Wechsel von zwei Häusern in Neuyork vollzogen vor mir.

Mein Erstaunen über diese Frechheit war jetzt auf den höchsten Gipfel gesteigert. Ich sah sehr wohl, daß ich mit desperaten Leuten zu thun habe, und fragte mich ernstlich, ob ich nicht zu weit gegangen und wie ich mich aus dieser Schlinge ziehen könne. Ich ließ die Wechsel bis zum Tage meiner Abreise in ihrer Hand und reiste den andern Tag plötzlich von Philadelphia ab, indem ich vorgab, von meiner Frau üble Nachrichten erhalten zu haben.

Ungefähr einen Monat später wurden die besagten Künstler als Forger verhaftet und befinden sich seitdem in der Penitentiary. Der Holzschneider war ein Jude aus Berlin, der Chemiker ein Christ aus Wien.

Es sollte mich nicht wundern, wenn endlich einmal das schmachvolle System der deutschen Regierungen, Verbrecher aus den Gefängnissen hinweg in die Vereinigten Staaten zu senden, sich auf diese Weise rächte. Zwar tragen immer nur die Nationen, nicht die Beherrscher den Schaden, allein da Letztere die Erstern im Busen tragen, so fällt mindestens die Schmach mit auf sie zurück. Und dies würde eine souveraine Calamität sein.

Unter den mancherlei Abenteurern offenbart sich sehr oft eine Landsmannschaftlichkeit, welche bekanntlich die deutsche „Nationalität" vertritt und häufig zu groben Excessen führt. Die Nord- und die Süddeutschen feinden sich hier gröblich an. Der Hochmuth der Norddeutschen, der uns auch in Deutschland auffällt, tritt hier gegen die süddeutsche Plattheit auf; beide Ausgeburten deutscher Nationalität prügeln sich bisweilen tüchtig durch oder führen einander in Verlegenheiten. Der Gebildete hat stets zur größten Vorsicht seine Zuflucht zu nehmen. Als z. B. die Letztern den Antheil an Jordan erweckten, drang das Interesse nur wenig oder gar nicht in die Massen; ja man hörte sagen: weil Jordan ein Doctor und Professor sei, so nähmen die Gelehrten sich seiner an; wenn er ein armer Handwerksbursche wäre, würden sie sich nicht um ihn kümmern. Ein in Deutschland bereits vom Galgen gefallener Gnote war zu jener Zeit hierher gekommen, hatte seinen Brodherrn und dessen Gattin ermordet, beide beraubt, und es war ihm in Philadelphia der Proceß gemacht worden. Allerdings hatte die Jury ihn ohne ganz überzeugende Beweise der Schuld für schuldig erkannt. Es hieß, man habe so gesprochen, weil er ein Deutscher, ein Eingewanderter, ein Verlassener sei. Ein Advocat in Neuyork erließ öffentliche Aufrufe an die Deutschen zu Beiträgen, um die Mittel (d. h. seine Bezahlung) eines neuen Processes zu bestreiten. Diesen Mann nun — ich meine den Delinquenten Geisler — setzte die hochgefeierte Gnotenpartei dem Professor Jordan gegenüber und suchte das für Letztern erweckte Interesse zu einer Sammlung für dessen Proceß zu benutzen. Noch ehe die Sammlung geschlossen war, traf die Nachricht ein, daß Geisler Alles und auch den in Deutschland verübten Mord gestanden habe. Diese deutschen Gnoten fühlen aber nicht, wie ehrenrührig sie handeln; sie freuen sich der Chikane — das ist ja das Beste, was sie daheim gelernt haben und hier frei üben dürfen. Es würde mir so wohl thun, wenn ich berichten könnte, daß der deutsche Schmachknecht hier nicht hause; allein es ist nicht so, die deutsche Niederträchtigkeit, wie Ruge sie nennt, offenbart sich überall; sie ist ein Factum, welches ein Recht auf die Historie des Volks geltend macht.

Seit Rußland seine Idee des Panslawismus auch auf die Mark Brandenburg ausdehnt, darf man sich nicht wundern, daß drüben die Gemeinheit sich so breit macht. Man will, wie Opherus, nur dem größten Herrn unterthänig sein. Die Idee der Einheit ist die erhabene Idee des Monarchismus und Deismus. Der Deutsche weiß für Alles Rath zu schaffen; er denkt sich etwas bei seiner Unterthänigkeit, und ist beruhigt. Ebenso denkt er sich Gemeinheit und Allgemeinheit leicht als idealisch, denn die Mittel zum Zwecke sind oft dieselben zu beiden. Alles Dies kann nur der sociale Humanismus ändern. 64.

Literarische Notizen aus England.

Der Buchhändler Murray läßt eine illuminirte und illustrirte Ausgabe des „Book of common prayer", der englischen Kirchenagende, erscheinen. Sie wird nicht weniger als 700 künstlerisch ausgeführte Anfangsbuchstaben und 8 illuminirte Blätter nach Originalzeichnungen von Owen Jones enthalten. „Die Hülfsmittel der neuern Kunst und mechanischen Erfindung", äußert ein englisches Blatt darüber, „werden auf diese Weise zur Veröffentlichung schön ausgestatteter Werke zu einem mäßigen Preise für die Menge benutzt, welche Werke im Mittelalter in Folge der kostspieligen Herstellungskosten nur wenigen reichen Leuten zugänglich waren." Daß so viel Kunstsinn und Geschmack an ein altes Gebetbuch verschwendet werden muß, welches in der anglikanischen Kirche den alten starren Formeldienst und Glauben festbannt, wie dies bei uns die symbolischen Bücher thun! Die Kunst hätte in unsern Tagen wol andern Aufgaben zu genügen, als sich zur Dienerin und Anputzerin des alten kirchlichen Unsinns herzugeben. 12.

Wenn man bei den heutigen kirchlichen Streitigkeiten im übrigen Europa überall, wo die Autorität des Papstes angegriffen wird, erst mühsam die einzelnen Data gegen dieselbe zusammensucht und sorgfältig in Schlachtordnung aneinanderreiht, so ist England durch seinen drei Jahrhunderte lang dauernden Kampf der anglikanischen Kirche mit dem päpstlichen Stuhle im Stande, hierzu sogleich einen gewaltigen Kriegsapparat fertig zu liefern. Herr James Brogden, Magister am Trinity College in Cambridge und Herausgeber der „Illustrations of the liturgy and ritual", hat denselben aus den Werken hoher Geistlichen der anglikanischen Kirche ausgezogen, zusammengestellt und unter dem Titel „Catholic safeguards against the errors, corruptions and novelties of the church of Rome", (5 Bde.) veröffentlicht. 8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 173. —— 22. Juni 1845.

Schweizerische Geschichtschreibung.

1. Geschichte des Schweizerlandes von David Nüscheler. Erster Band. Hamburg, F. Perthes. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.
2. Die Feldzüge Karl's des Kühnen, Herzogs von Burgund und seiner Erben. Mit besonderm Bezug auf die Theilnahme der Schweizer an denselben Von Emanuel von Rodt. Erster Band. Mit Karten und Plänen. Schaffhausen, Hurter. 1842. Gr. 8. 3 Thlr.
3. Geschichte der helvetischen Republik. Von Anton von Tillier. Drei Bände. Bern, Fischer. 1843. Gr. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

In dem rühmlichen Eifer, mit welchem die Schweizer das Studium ihrer Specialgeschichte betreiben, könnte man fast eine Protestation gegen die Anfechtungen sehen, denen ihre Nationalität, besonders seit einigen Jahren, von Deutschland her ausgesetzt ist. Wenigstens wäre dies die angemessenste Art, dieselben, sofern sie ungerecht sind, abzuweisen, da ein Volk sein Recht auf Selbständigkeit nicht besser darthun und dessen Anerkennung erzwingen kann, als wenn es auf eine reiche Geschichte zeigt, die es erlebt hat, und keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, daß es im Bewußtsein dieser Geschichte kräftig fortlebt. Läge es uns ob, hier das Letztere zu untersuchen, so würden wir vielleicht zu Resultaten gelangen, mit welchen wir uns bei dem ausschließlichen schweizerischen Particularpatriotismus, wie er gegenwärtig im Schwange geht, wenig Dank verdienten; allein wir haben es blos mit der Vergangenheit zu thun, deren unbefangene Würdigung, je weiter die Zeit fortrückt, desto weniger von der Parteisucht erschwert wird.

Den Mittelpunkt der Bestrebungen, die sich in der Schweiz der Erforschung und Darstellung der Landesgeschichte zuwenden, bildet die allgemeine geschichtforschende Gesellschaft, an welche sich ähnliche Vereine in den einzelnen Cantonen anschließen, z. B. einer der thätigsten, die Société d'histoire de la Suisse romande für die französische Schweiz, die überhaupt für geistige Interessen regere Empfänglichkeit zu besitzen scheint als die deutsche. Ihr gehört der durch seine kritischen Untersuchungen über die Tellsage bekannte Hisely an, der gelehrte Freiherr Ghingins La Sarraz aus einer der ältesten Familien der Waadt, Monnard und Vulliemin, die J. v. Müller übertragen und fortsetzen, Anderer nicht zu gedenken. In der deutschen vertreten Hottinger, Kopp, Tillier, Meyer von Knonau, Pupikofer, neben denen noch Mehre genannt werden könnten, die historische Bildung in der würdigsten Weise. Wir können nicht verhehlen, daß wir erstaunt waren, keinen dieser Namen an einem Werke betheiligt zu sehen, welches in der von Perthes veranstalteten, von Heeren und Ukert herausgegebenen Sammlung einen Platz einnehmen soll; aus der Vorrede zur „Geschichte des Schweizerlandes" erfahren wir aber, daß der Verf. selbst so bescheiden ist zu erklären, seine Arbeit diene nur als Surrogat, bis ein besser Berufener die Lücke ausfülle. Diese Bescheidenheit ist um so lobenswerther, als Hr. Oberstlieutenant Nüscheler durch seinen Stand, seine Erfahrungen und Kenntnisse wohl befähigt erscheint, die Geschichte seines Vaterlands zu schreiben; wäre er es auch durch klaren, von politischen und religiösen Vorurtheilen ungetrübten Blick, durch die Gabe, sich auf den Standpunkt der Gegenwart stellen zu können — möchte er ihn gleich nicht überall einnehmen —, so müßten wir sie eine ganz überflüssige heißen. Die eben angedeuteten Mängel machen sich in dem vorliegenden ersten Bande, der bis 1316 geht, der Natur der Sache nach weniger bemerkbar; wir besorgen indessen, daß sie bei jeder folgenden Periode ihren ungünstigen Einfluß in immer steigendem Maße äußern werden. Wir wollen ein paar Stellen herausheben, welche uns für die Anschauungsweise des Verf. bezeichnend vorkommen. S. 228 heißt es:

> Wenn auch das fortgesetzte gründliche Studium der griechischen und römischen Literatur des vorchristlichen Alterthums wesentlich dazu beitrug, die in den frühern Jahrhunderten herrschende, dem germanischen Heidenthum entstammende Roheit allmälig zu mildern und über viele menschliche Verhältnisse eine wohlthätige Aufklärung zu verbreiten, so konnte dieses Studium damals schon (zur Zeit Arnold's von Brescia) von dem menschlichen Vorwitz zum Stützpunkte gemisbraucht werden, wenn derselbe jene Schranken zu überschreiten sich erkühnte, welche die göttliche Weisheit dem unerleuchteten, menschlichen Erkenntnißvermögen gesetzt hat.

S. 257:

> Das wichtigste Ereigniß aber in dem ereignißvollen Jahre 1218 bleibt die Geburt Rudolf's, als des großen Stammvaters des mächtigsten deutschen Kaiserhauses, dessen edeln Stamm die göttliche Vorsehung als Stütze des Glaubens und des Rechts bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

Beiläufig möge bemerkt werden, daß unsers Wissens die göttliche Vorsehung den Habsburg'schen Stamm hat

erlöschen lassen, denn die Herrscher Östreichs sind seit Franz I. so gut Lothringer als Hr. Nüscheler seines Vaters Sohn ist und dessen Familie, nicht die seiner Mutter, fortpflanzt. *) Eigenthümlich ist ferner, daß ein reformirter Schweizer, ein Mitbürger Zwingli's, diesen Stamm für die Stütze des Glaubens und des Rechts erklärt — da, wenn es nach dem Willen dieses Stammes gegangen wäre, Hr. Nüscheler selbst sich wol schwerlich seines Glaubens und seines Rechts zu erfreuen hätte und, statt ein reformirter Republikaner zu sein, ein katholischer Unterthan wäre.

Uebrigens hat Hr. Nüscheler bei Abfassung dieses ersten Bandes die vorhandenen Hülfsmittel fleißig benutzt und wenn auch nichts Neues an den Tag gefördert, doch ein ungeachtet des einigermaßen veralteten Stils brauchbares Handbuch geliefert. Daß er die einem solchen vorgezeichneten Grenzen in den folgenden Bänden, deren noch zwei zu erwarten sind, nicht überschreite, ist um so mehr zu wünschen, als er dort, wo er es versucht und den Thatsachen ihre höhere Bedeutung abgewinnen will, nicht glücklich ist. Zum Belege, bevor wir auf einen andern Gegenstand übergehen, noch ein Beispiel. S. 257 wird erzählt, Berchtold, Bischof von Lausanne, habe 1219, mit Genehmigung des Erzbischofs von Besançon, das Capitel und die Bürger zu Lausanne in den Chor der dortigen Kirche von Notre-Dame berufen und ihnen erklärt, daß er die kaiserliche Oberherrlichkeit nicht mehr anerkenne. Dazu bemerkt Hr. Nüscheler in einer Note: „Die Berufung auf den Erzbischof von Besançon ist deswegen beachtenswerth, weil solches eine Tendenz anzudeuten scheint, von dem römisch-deutschen Reiche sich abzusondern und der alt-römischen sequanischen Provinz sich anzuschließen." Diese Berufung deutete keineswegs etwas an, was sich erst 430 Jahre später, weder der Schweiz noch Deutschland zu besonderm Vortheil, erfüllte; sie ging ganz natürlich aus dem Metropolitanverbande hervor, in welchem sich das Bisthum Lausanne seit den frühesten Zeiten mit Besançon befand.

Hr. v. Rodt „vormals des souverainen Raths und des Appellationsgerichts der Stadt und Republik Bern", und, wenn wir nicht irren, Verfasser einer „Geschichte des bernerischen Kriegswesen", benutzt seine ehrenvolle Muße, um den Untergang des Reichs zu beschreiben, welches im Westen Deutschlands hätte werden sollen, was Polen im Osten — des Reichs, auf dessen Trümmern die Schweiz groß wurde. Seine Schilderungen gruppiren sich um eine der am meisten poetischen und populairsten Gestalten des sinkenden Mittelalters, um die Person Karl's des Kühnen, dessen Schicksalsgang so reich ist an Lehren, dessen Fall die alte Warnung einprägt, daß die Kraft, wenn der Geist sie nicht beherrscht und lenkt, zum Verderben führt.

Eine sehr gangbare Ansicht über das Verhältniß des Burgunderherzogs zu den Schweizern läßt diese, durch den ritterlichen Übermuth Karl's wiederholt gereizt, endlich zu ihren Morgensternen und Keulen greifen und in gerechter Nothwehr den stolzen Fürsten, andern zum abschreckenden Beispiele, um Krone und Leben bringen. In der Wirklichkeit jedoch verhielt es sich gerade umgekehrt. Da erscheint Karl nicht als der Angreifer, sondern als der Angegriffene; die Schweizer treibt ihre Beute- und Ländersucht ihm entgegen und der schlaue Ludwig XI., der sie als Katzenpfote benutzt. Dieser ist eigentlich die einzige handelnde Person des Dramas, insofern er nämlich allein weiß, was er will und es unbekümmert um die Verwerflichkeit der Mittel durchsetzt. Er haßt Karl, weil ihm dieser im Wege ist; noch mehr vielleicht, weil er in ihm den vollständigen Gegensatz seines eigenen Charakters erblickt. Daß er den Feind vernichten will, kann man ihm ebenso wenig übelnehmen als mit ihm über seine Moral rechten; er zwingt uns sogar als eine in ihrer Art große, in sich abgeschlossene Persönlichkeit Bewunderung ab. Mit seinen Werkzeugen, und als solche dienten ihm selbst seine Gegner, manövrirte er sicher berechnend wie mit den Figuren eines Schachbrets, und als er die Schweizer auf Karl den Kühnen hetzte, konnte ihm, der Intelligenz über rohen Kräften, der Sieg nicht fehlen. Karl flößt uns Mitleiden ein, weil in seinem Wesen bei aller Schroffheit die edeln Züge überwiegen; an den Schweizern aber bleibt bei der ganzen Geschichte nicht viel zu rühmen übrig als ihre bullenähnliche Tapferkeit. Der so weit es seine Bequemlichkeit zuläßt doppelzüngige und auf die Vergrößerung seiner Hausmacht bedachte Kaiser Friedrich IV. und der verschwenderische, rathlose, sich bald da bald dort andrängende Sigmund von Östreich kommen dabei als untergeordnete Intriganten weniger in Betracht.

Wenn wir auch durch die Thatsachen, die selbst das Werk des Hrn. v. Rodt, eines Schweizers und berner Patriciers, bestätigt, gezwungen werden, den Schweizern im Allgemeinen bei diesen Verwickelungen eine wenig ehrenvolle Rolle zuzutheilen, so müssen wir doch dieses Urtheil zu Gunsten der Berner etwas beschränken. Sie übersehen ihre Eidgenossen so weit als Ludwig sie alle; und einige ihrer Staatsmänner handelten in des Königs Sinn, nicht blos, weil sie von dessen Gold und glatten Worten verblendet waren, sondern weil sie die politische Bedeutung ihres Vaterlands erhöhen wollten und diesen Weg als den tauglichsten dazu ansahen. Insbesondere gebührt dieses Verdienst dem Schultheiß Nikolaus in Diesbach, der vor Blamont fiel; ihm am meisten hat die Schweiz zu verdanken, daß sie sich zum Range einer europäischen Macht erhob. Er war der Haupturheber des Bündnisses mit Frankreich, das bald an der Abneigung eines Theils seiner Landsleute, sich in fremde Händel zu mischen, gescheitert wäre; die Politik des gewandten, am französischen Hofe erzogenen Staatsmannes siegte über die deutsche Geradheit des edeln Bubenberg, und dieser mußte die Demüthigung erfahren, daß man ihn, bis Alles entschieden war, den Rath meiden hieß. Die Patricier von Bern waren des ritterlichen Karl

*) Diejenigen, welche wissen, wie wichtig es für Östreich ist, ob sich seine Regenten als Habsburger oder als Lothringer fühlen, werden obige Bemerkung nicht für überflüssige Sylbenstecherei halten.

würdige Gegner; in ihren Adern floß Heldenblut und mit Stolz kann der Deutsche auf diese Sprößlinge des gemeinsamen Stammes blicken.

Der erste Band der „Feldzüge Karl's des Kühnen" enthält erst das Vorspiel des Kampfes. Er ist durchgehends aus den Quellen geschöpft, darunter zahlreiche handschriftliche, und verdient um der anschaulichen Genauigkeit willen, mit der die wichtigsten Partien behandelt sind, alles Lob. Vorzüglich machen wir auf den Abschnitt aufmerksam, der Karl's Hof- und Heerwesen zur Darstellung bringt; mit vielem Interesse wird man auch den Proceß des burgundischen Landvogts Peter von Hagenbach lesen, an dem die Schweizer mit allen Feierlichkeiten des öffentlichen und mündlichen Rechtsverfahrens einen Justizmord begingen. Einige Härten im Stile stören, bis man sich an sie gewöhnt hat. Beigegeben ist ein Plan der Schlacht von Héricourt, zwei Karten: Die Mächte der burgundischen Kriege, und: Schauplatz der Feldzüge im Ober-Elsaß, der Franche Comté, der Waadt, Savoyen und an den Grenzen der Schweiz in den J. 1474—79 und 1492—93, die für ihren Zweck genügen, und drei Stammtafeln zur Erläuterung der genealogischen Verhältnisse des burgundischen Stammes.

Der letzte Abkömmling eines schon in den Burgunderkriegen mit Ehre genannten bernischen Patriciergeschlechts (Hans Tillier war Zeugmeister bei der Belagerung von Grandson), der Landamman Anton v. Tillier, Geschichtschreiber seines Vaterlands *), entwirft in dem unter Nr. 3 angezeigten Werke das Bild einer Epoche, in welche sich, so kurz sie auch dauerte, viele für die Entwickelung der Schweiz bedeutsame Ereignisse zusammendrängten. Seine Kindheit verlebte er unter den Stürmen, die den Untergang der alten Schweiz herbeiführten; als zehnjähriger Knabe sah er den schmählichen Einsturz des Gebäudes mit an, das man an deren Stelle errichtet hatte. Berichte der Zeitgenossen ergänzten diese Jugendeindrücke und die für diesen Zeitraum besonders reichhaltig fließenden Quellen boten alle wünschenswerthen Aufschlüsse dar. So entstand die „Geschichte der helvetischen Republik", ein auch für deutsche Leser anziehendes Werk, weil es die unmittelbaren Wirkungen der Revolution auf einen ihnen so nahe verwandten Stamm schildert.

Daß die alte Schweiz nicht mehr haltbar war, bewies am deutlichsten die Art, wie sie zusammenstürzte. Die Widerstandskräfte, welche sie dem Anstoß von außen entgegensetzte, waren so gering, daß es sich kaum bezweifeln läßt, ihre Lebenskräfte seien erschöpft und ihre Auflösung auch im natürlichen Laufe der Dinge nahe gewesen. So locker wie das Band war, welches die dreizehn Cantone untereinander zusammenhielt, so unsicher waren auch die Zustände im Innern der einzelnen Landschaften selbst. Die Cantone, wo sich die ursprüngliche demokratische Verfassung erhalten hatte — der eigentliche Kern der Schweiz —, befanden sich ungefähr noch auf der nämlichen Bildungsstufe, die sie zu Tell's Zeiten eingenommen hatten; in den andern beherrschten die Städte mit mehr oder weniger Willkür das Land, dessen Bewohner zu ihnen im Unterthansverhältnisse standen. In den Städten übten entweder die gesammte Bürgerschaft oder einige bevorrechtete Geschlechter die Gewalt; und diese regierungsfähigen Genossenschaften — Demokratien, zünftige Stadtgemeinden, Aristokratien — theilten sich wieder in die Oberherrlichkeit und den Ertrag der ihnen unterworfenen gemeinen Herrschaften, Vogteien und Ämter, was Alles, die zugewandten Orte mitgerechnet, das vielgestaltige Conglomerat der schweizerischen Eidgenossenschaft ausmachte. Durch die zuletzt erwähnten Verfassungen — also mit Ausnahme der kleinen katholischen Demokratien Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Zug, Appenzell die aller übrigen Cantone — wurden eine Menge Monopole, Privilegien und gehässige Beschränkungen aller Art sanctionirt, die auf den unterdrückten Classen desto schwerer lasteten, je weniger diese das Bewußtsein anfänglicher Gleichheit verloren hatten. Versuche, diese Fesseln abzuschütteln, die sich von Zeit zu Zeit wiederholten, wurden stets vereitelt und mit Strenge geahndet. Überschritten wir damit nicht die diesem Aufsatze zugemessenen Grenzen, so wäre es uns ein Leichtes, diese Behauptungen mit schlagenden Beispielen zu belegen. Welches die Durchschnittscivilisation der kleinen schweizerischen Demokratien im philosophischen Jahrhundert war, läßt sich daraus abnehmen, daß im J. 1782 in Glarus eine Hexe hingerichtet und auf die Einbringung eines (ausländischen) Zeitungsschreibers, der sich erkühnt hatte, Meine Gnädigen Herren und Obern durch Bekrittelung des Urtheils zu erzürnen, ein Preis von 100 Thalern gesetzt wurde. Die berner Patricier regierten zwar, verglichen mit den Junkern, Rathsherren und oligarchischen Duodezdespoten anderer Cantone, in großartigem Stile und ihre vom Regiment ausgeschlossenen Mitbürger und Unterthanen genossen einen ziemlich hohen Grad materieller Behäglichkeit, daneben hatten jedoch die gröbsten Misbräuche ihren ungestörten Fortgang; die nicht regierungsfähige Bürgerschaft ertrug grollend ihre Zurücksetzung und in der Waadt bezeigte man zuweilen Lust, den Bären in den See zu werfen. Die „Herren und Burger" der Stadt Zürich ließen noch im J. 1795 über einige volkreiche und wohlhabende Landgemeinden ein unbarmherziges Strafgericht ergehen, weil dieselben auf alte Freiheitsbriefe sich stützend die Aufhebung verschiedener unbilliger und drückender Beschränkungen verlangt hatten. Geist war überall kein Element, das in Betrachtung kam. Dem Privilegirten war er überflüssig, dem Nichtprivilegirten unnütz, beiden eher hinderlich als förderlich. In den Aristokratien galt er für gefährlich, in den Demokratien fürchtete man ihn nicht, weil man ihn nicht kannte. Wenn er sich ja manchmal zeigte, so schlug er dort in gelehrte Liebhabereien um und machte sich hier in Demagogenkniffen geltend.

So trugen denn — äußert sich der wohlwollende und

*) Geschichte des eidgenössischen Freistaates. Von A. v. Tillier.

scharfblickende Rengger, zur Zeit der helvetischen Republik Minister des Innern — unsere Verfassungen in ihren beiden Extremen das Meiste dazu bei, daß wir, umgeben von den gebildetsten Nationen, auf einer sehr mittelmäßigen Stufe von Cultur stehen blieben, und es mit den so herabgewürdigten Fürstenknechten, wie wir sie im Taumel der Selbsttäuschung nannten, lange nicht aufzunehmen vermochten. Nie aber ist unsere Blöße so aufgedeckt worden wie in der Revolutionszeit, wo sich die ausgezeichnetsten Männer von allen Parteien wechselsweise auf dem Schauplatze der öffentlichen Angelegenheiten versucht haben, ohne daß ein Talent zum Vorschein gekommen wäre, das, ich will nicht sagen, sich der Umstände hätte bemächtigen, sondern nur mit denselben Schritt halten können. Man hatte in unsern ehemaligen Einrichtungen so Manches der Combination und einer klugen Berechnung zugeschrieben, was einzig das Werk der Zeit war, die ihre eigene Weisheit hat, und bemerkte den Irrthum erst, als neue Lagen und Verhältnisse auch ungewohnte Mittel und Wege erheischten, und es, um das Schiff zu leiten, nicht mehr genügte, dasselbe dem Laufe eines regelmäßigen Stroms zu überlassen. (Rengger's „Kleine Schriften", herausgegeben von Kortüm, S. 24 fg.)

Bei allen diesen grell hervortretenden Schattenseiten fühlte sich jedoch das Volk in der alten Schweiz im Ganzen glücklich. Die Regenten waren sparsam, die Steuern niedrig; man brauchte keine Höflinge, wenig Beamte und keine Soldaten zu füttern, die Justiz war, wenn auch nicht musterhaft, wenigstens volksthümlich und in den meisten Fällen summarisch, und die Advocaten- und Schreiberwirthschaft hatte nicht wie in Deutschland alle Adern des öffentlichen Lebens unterbunden. Der Überschuß der Bevölkerung und die Taugenichtse fanden in fremde Militairdienste Abfluß; wer zu Hause blieb, hatte Brot, und wenn er sich mit den Herren gut zu stellen wußte, wurde ihm selbst ein Ämtchen zu Theil, das ihm in seinem Dorfe Ansehen verschaffte.

(Der Beschluß folgt.)

Die Religion der Römer. Von C. G. Zumpt. Berlin, Dümmler. 1845. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Wissenschaftliche Verein in Berlin hat in den beiden Jahren seines Bestehens bereits gute Früchte getragen, welche auch Auswärtige zur Belehrung und Unterhaltung genießen können, wie Casper's Vortrag über die Dauer des menschlichen Lebens, G. W. v. Raumer's Aufschlüsse über den Aufenthalt Gustav Adolf's in der Mark, Reumont's Nachrichten über die neue italienische Literatur und Curtius' Beschreibung der Akropolis in Athen beweisen können. Von Hrn. Zumpt haben wir bereits früher *) einer interessanten Abhandlung über das römische Haus gedacht und freuen uns, hier eine zweite Darbietung besprechen zu können, die in ihrer klaren, populairen Fassung den Dilettanten des Alterthums und den zuhörenden Frauen sich gewiß ebenso empfohlen hat als den Fachgelehrten durch die auf gründlichen Studien beruhenden Resultate, die auch in diesem Abdrucke durch zweckmäßige Anmerkungen und Beweisstellen eine willkommene Ausstattung empfangen haben. In fruchtbarer Kürze ist zuerst gezeigt, was der Ausdruck römische Religion bedeute und wie alle moralischen Eigenschaften der alten Völker in ihrer Religion oder in ihrer Cultur wurzelten, sowie daß die römischen Gottheiten von den griechischen ursprünglich und wesentlich verschieden gewesen sind, daß sie aber, als sie in Bildern dargestellt wurden, es sich mußten gefallen lassen, mit den entsprechenden griechischen Gottheiten zusammengestellt zu werden.

Die römische Religion ist nun weiter nach ihren drei Hauptelementen betrachtet. Das älteste derselben ist ein ländliches und häusliches, die Verehrung der segenspendenden Natur. Saturnus und seine Gemahlin Ops, die Lupercalien, die Terminalien, die Palilien, die Saturnalien werden hier als die Reste der alt-italischen Naturreligion besprochen. Das zweite Element ist, nachdem sich in Rom die Staatsreligion ausgebildet hatte, der religiös-politische Glaube an Jupiter, Mars und Quirinus und ihre Verehrung mit Furcht und Zittern. Das Priesterthum der Flamines dieser Götter, die Salier, die Augurn und der Dienst der vestalischen Jungfrauen sind die weitern Ausführungen dieses Cultus, von denen besonders der der Vestalinnen eine genauere Beschreibung erhalten hat. Der Kreis der genannten Götter wurde noch erweitert, als dem Jupiter eine Gemahlin und Tochter, Juno und Minerva, deren Verehrung aber nicht die der griechischen ähnlichen Gottheiten war, zugesellt wurden. Das dritte eigenthümlichste Element der römischen Religion ist die religiöse Verehrung praktisch-moralischer Begriffe, als der Fides, Concordia, Victoria, Pietas, Pudicitia und anderer. „Ich kann", sagt der Verf. sehr richtig, „diese entschiedene Neigung der Römer, sittliche Begriffe als göttliche Wesenheiten religiös zu verehren, weder tadeln noch prosaisch finden, da sie von der Erkenntniß ausgeht, daß das göttliche Wesen der Inbegriff aller sittlichen Vollkommenheiten ist. Eine Zeit, die im unmittelbaren Drange des Gemüths den Tugenden Altäre und Tempel weihte, muß ein lebendiges Bewußtsein davon gehabt haben, daß Tugend die Frucht der Religion, Religion die Wurzel der Tugend ist." (S. 23.) Hierbei wird nicht verschwiegen, wie sich in diesen Begriffscultus ein doppelt schädlicher Aberglaube eingeschlichen habe, einmal bei Anbetung schädlicher Kräfte der Natur zur Abwehr und zur Versöhnung, zweitens bei allzu großer Verehrung der Zufälligkeit im menschlichen Leben; denn keine der Begriffsgottheiten hatte in Rom so viele Tempel und Altäre als das Glück.

Der letzte Abschnitt handelt von dem Eindringen fremder Culte und der Aufnahme ausländischer Gottheiten, wobei aber doch noch immer ein bedeutender Unterschied zwischen den alten römischen Staatsgottheiten und den neuen aufgenommenen Göttern stattgefunden hat. „Die mir zugemessene Zeit", so lauten die Schlußworte, „erlaubt es mir nicht, den Untergang des Heidenthums und den Übergang der römischen Religion in eine neue höhere Ordnung der Dinge zu verfolgen. Weder der ägyptische Isisdienst, noch der persische Mithras (der Mittler zwischen Ormuzd und Ahriman, dem guten Princip des Lichts und dem bösen der Finsterniß), triumphirten über das römische Heidenthum. Auch das Judenthum konnte es nicht bezwingen. Erst das Christenthum siegte unzweifelhaft durch seine göttliche Lehre; aber nicht unwerth ernster Betrachtung dürften auch die Versuche des Heidenthums sein, das menschliche Leben durch die Religion zu leiten und zu veredeln." Sehr wahre Worte in einer Zeit, wo Manche gar zu gern die Tugenden der Heiden vom christlichen Standpunkte aus als glänzende Laster ansehen möchten. 20.

*) Vergl. Nr. 102 d. Bl. D. Red.

Literarische Notiz.

Die höchst interessanten neuerdings in Woodstock aufgefundenen Briefe und Depeschen Marlborough's, welche in die Jahre von 1702—12 fallen, hat Sir George Murray unter dem Titel „The Marlborough letters and despatches" (3 Bde.) herausgegeben. Nach der Versicherung mehrer englischen Journale geben sie sowol über den persönlichen Charakter Marlborough's als auch über die mit ihm zusammenhängenden Ereignisse seiner Zeit längst gewünschte Aufklärungen. 8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 174. —— 23. Juni 1845.

Schweizerische Geschichtschreibung.

(Beschluß aus Nr. 173.)

So geschah es, daß, als die Franzosen auf der Spitze ihrer Bayonnette Freiheit und Gleichheit brachten, nur Wenige sich dieses Geschenks freuten, Viele es verabscheuten, die Meisten es als aufgedrungen nur mit Widerwillen sich gefallen ließen. Bezeichnend für die Art und Weise, in welcher die helvetische Republik — eine unreife Zwangsgeburt — ins Leben trat, sind die Worte, mit denen Bodmer, einer der von der alten Regierung von Zürich verfolgten Patrioten, die Versammlung der in Aarau eingetroffenen Deputirten der zehn Cantone Aargau, Basel, Bern, Freiburg, Leman (Waadt), Luzern, Oberland, Schaffhausen, Solothurn und Zürich (wie man sieht, waren von den 13 alten Cantonen nur sieben repräsentirt und Bern schon in vier Theile auseinander gefallen) am 12. April 1798 eröffnete. Er trat als der Älteste der Abgesandten auf dem Rathhause daselbst an einen erhabenen Ort und sagte:

> Die Verwirrung der gegenwärtigen Versammlung ist ein echtes Sinnbild der allgemeinen Auflösung, in der unser helvetisches Vaterland sich befindet; mein Alter scheint mir einiges Recht zu geben, an euch, theuerste Mitbürger! den Antrag zu thun, euch, nach dem Auftrage, den wir vom helvetischen Volk erhalten haben, zu constituiren. Zu dem Ende fodere ich euch auf, einen Präsidenten und fünf Schreiber zu erwählen, und durch diese unsere Vollmachten untersuchen zu lassen.

Diese Verwirrung war ebenfalls ein echtes Sinnbild Derjenigen, welche während der ganzen Dauer der helvetischen Republik herrschen sollten. Ihr Gang war ein fortwährendes Schwanken, ein fruchtloses Ringen nach Selbständigkeit, wobei sie sich bald auf diese, bald auf jene Partei stützte und, wie ungeberdig sie auch manchmal den französischen Arm zurückwies, doch keinen andern Halt hatte als diesen und von ihm jede ihrer wichtigern Bewegungen vorgeschrieben bekam. In den fünf Jahren ihres Daseins zog sie mit ihrem Apparate von Directoren, Senatoren, Repräsentanten, Ausschüssen, Räthen, Commissionen, Schreibern und Phrasenmachern aller Art einer Heimatlosen gleich von einem Orte zum andern; zuerst nach Aarau, von dort nach Luzern, dann nach Bern, von hier nach Lausanne, endlich von da wieder nach Bern zurück und erschöpfte ihre Kräfte in nicht weniger als vier und, wenn man geringfügigere in Anschlag bringt, noch mehr Staatsveränderungen, die gewöhnlich den gleichzeitigen französischen nachgebildet waren. Das Zerstören war ihr mit Hülfe der Franzosen vortrefflich gelungen; zum Aufbauen blieb sie unfähig, ihrer Organisation, selbst einem Producte fremder Gewalt, fehlte das Zeugungsvermögen. Bei der überwiegenden Mehrheit des Volks wurde sie niemals populair; theils um ihrer eigenen Schwäche willen, theils weil man ihr Vieles zum Vorwurfe machte, wofür sie im Grunde nichts konnte. Ihr ausländischer Ursprung, die Raubsucht ihrer Beschützer, die neuen Benennungen, die hohen Gehalte, welche die Väter des Vaterlands sich selbst freigebig spendeten, das viele Reden, Schreiben, Decretiren, die Kriegsdrangsale zogen ihr Haß, Spott und Verachtung zu, die nur vor den französischen Bayonneten verstummten. Der Heldenglorie der schweizerischen Vendée hatte man keinen helvetisch-republikanischen Waffenruhm entgegenzusetzen, der Anhänglichkeit an die alten Namen, Gewohnheiten, Vorurtheile blos Ideen, die meistens erborgt waren, Patriotismus, der einen Rock nach französischer Mode trug, Begeisterung, die im Verdacht unreiner Motive stand. Es half nichts, daß man Dichter und Componisten auffoderte, die neue Freiheit zu verherrlichen — das Volk sang lieber Spottlieder, die zwar sehr unpoetisch, aber der derbe Ausdruck seiner Überzeugung waren. Die Franzosen hatten ihren Chenier, ihren Rouget de l'Isle, ihr Ça ira, ihre Marseillaise; die Aufgabe, es ihnen auch darin nachzuthun, übernahm für die Patrioten der helvetischen Republik der Bürgerrepräsentant Suter.*) Das von den Mitgliedern der gesetzgebenden Räthe Escher und Usteri während der ganzen Dauer der Republik unter verschiedenen Titeln herausgegebene Journal (eine Hauptquelle für die Geschichte derselben) brachte die ersten begeisterten Ergüsse seiner Freiheitsliebe, aus denen wir zur Probe, wie es damals mit der politischen Poesie in der Schweiz stand, ein paar Strophen hier einschalten:

*) Der nämliche Suter widersetzte sich in der Sitzung des helvetischen Großen Raths vom 2. Mai 1798 dem Antrage, den Röcken der Senatoren blausammetne Kragen zu geben, weil Sammet „bischöflich, aristokratisch" sei („Tagebuch der helvetischen Republik", Bd. 1, S. 79).

Die Hyder der Tyrannei im Gefolge des östreichischen Heeres.

(„Neues helvetisches Tagblatt", Bd. 1, Nr. 3, 26. Juli 1799 oder 8. Thermidor VII.)

Auf! Schweizer! auf! zerdrückt mit Heldenkraft die Hyder!
erwürgt die Tyrannie, die schäumend euch bedroht —
Sonst trauert die Natur, die Zeit, die Freiheit — Brüder
erwacht! steht auf! und schlagt den Höllendrachen todt.

Hymne an die Freiheit.

(A. a. O., Bd. 2, Nr. 7, 28. Sept. 1799. Der Dichter bemerkt am Schlusse „zur Beurtheilung für Kenner", die 1., 3. und 8. Strophe seien über Schiller's „Freude" parodirt.)

Dritte Strophe.

Freiheit heißt die starke Feder
In der ewigen Natur;
Freiheit, Freiheit treibt die Räder
In der großen Seelenuhr.
Götter lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Feuer aus des Geistes Räumen,
An dem Tyrannie verbrennt.

Chor.

Sterne, schwimmet froh im Äther!
Freue dich du Weltenchor!
An der Geister Sonnenthor
Spannet sie allein die Feder.

Diesen Stempel der Impotenz, mit welchem beinahe die gesammte Wirksamkeit der helvetischen Republik bezeichnet war, konnten die einzelnen selbst vorzüglichen Talente nicht verwischen, die durch die Umwälzung an die Spitze derselben gelangten. Mehre unter ihnen hatten früher an Fürstenhöfen bedeutende Rollen gespielt, wie Laharpe in Petersburg, Glaire in Warschau, der Prinzenhofmeister Secretan in den Niederlanden; einige waren in der Handelswelt, in gelehrten Kreisen, als Volksmänner zu Ruf und Ansehen gekommen; andere bewiesen später, in ruhigern Zeiten, Tauglichkeit zu Staatsgeschäften — allein an dem Sisyphussteine der helvetischen Republik mühten sie sich vergeblich ab, er rollte immer wieder in den Abgrund zurück.

Wir können hier dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten in der Schweiz während der Dauer der helvetischen Republik (vom April 1798 bis März 1803) ins Einzelne nicht folgen, um so weniger, als sich derselbe ziemlich genau nach dem in Frankreich eingeschlagenen modelte. Wie überall in Revolutionen gab es drei Parteien: die Anhänger des Alten (hier Föderalisten, Aristokraten, auch alte Föderalisten genannt), die des Neuen (Patrioten, Centralisten, Einheitsmänner) und die Gemäßigten, welche das Alte mit dem Neuen zu vermitteln suchten (neue oder republikanische Föderalisten, Republikaner, von den Gegnern principiers genannt) — und diese drei theilten sich abwechselnd in die Gewalt, bis endlich die von den Franzosen angefachte und genährte Verwirrung so hoch stieg, daß nichts sie lösen zu können schien als der Machtspruch eines Höhern. Den that der erste Consul, indem er der Schweiz die Mediationsacte gab. Aus den Verhandlungen, die derselben vorangingen und von Tillier noch in den Bereich seines Buchs gezogen werden, erhellt die genialische Beurtheilungskraft, mit der Napoleon die Zustände der Schweiz überblickte, aber auch die treulose Politik, mit der er sie zu seinem und Frankreichs Vortheil ausbeutete. *)

60.

Literatur über Spanien.

Das spanische Volk in seinen Ständen, Sitten und Gebräuchen, mit Episoden aus dem carlistischen Erbfolgekriege, nach eigener Anschauung und Quellen von A. Loning. Hanover, Hahn. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Titel und das hochtrabende Motto von Cervantes an der Stirn des Buchs: „Die Geschichtschreiber sollen und müssen wahrhaft, dürfen im geringsten nicht leidenschaftlich sein; weder Furcht, Interesse, Haß noch Zuneigung darf sie vom Wege der Wahrheit entfernen", erregen zum Nachtheile desselben die Erwartung, daß man ein historisches Werk in

---

*) Da das Interesse an Ölsner durch die Herausgabe seiner „Briefe an Stägemann" wieder neuerdings rege geworden ist, theilen wir hier eine auf dieselben sich beziehende Notiz mit, die wir dem „Neuen helvetischen Tagblatt" (Bd. 1, Nr. 64, 24. Aug. 1799) entlehnen. Es ist ein Stück Polemik Usteri's, der nachmals mit so vieler Auszeichnung dem Canton Zürich als Bürgermeister vorstand, gegen ein die Partei des gestürzten Directors Peter Ochs vertretendes Journal. „In Nr. 1449 des Pariserblattes («L'ami des loix»)", schreibt Usteri, „finde ich folgende Stelle: «Die Partei der Föderalisten in Helvetien ist sehr thätig; man versichert, sie bediene sich als ihres Agenten eines gewissen Ölsner, eines Schlesiers und großen Freundes des Senators Usteri, welcher die Seele dieser Partei ist. Der Bürger Ölsner bildet sich ein, bei dem fränkischen Directorium sehr wohl angeschrieben zu sein; allein dasselbe wird solchen kleinen Intriguen kein Gehör geben und unter seinen Gliedern wird die federartige Verfassung der Schweiz, die wieder zur oligarchischen Tyrannei führen würde, keine Anhänger finden. Der Bürger Ölsner kann also seine Projecte nur aufgeben.» Ich meinerseits finde mich durch die Stelle, die der «Ami des loix» mir anzuweisen beliebt, ungemein geschmeichelt, und will ihm zum Dank eine kleine Geschichte erzählen. Die alte Zürcher-Regierung hat vor vier Jahren schon meine Verhältnisse mit Ölsner gar sehr verdächtig gefunden. Dieser besuchte mich damals auf meinem kleinen Landhäuschen am Zürchersee und wir lebten einige der Freundschaft geweihte köstliche Herbstwochen zusammen. Mein Freund war nur wenige Tage bei mir, als wir eines Mittags vor einen der ehemaligen hochgeachteten Herren Statthalter gerufen und von diesem unterrichtet wurden: es wäre diesen Morgen in der Sitzung des Geheimraths von uns die Rede gewesen, und man wünsche zu wissen, was eigentlich Herr Ölsner bei mir thue; man könne nicht bergen, daß seine Ankunft aus Paris, die gerade mit der Ankunft verschiedener Ochsenhändler aus Schwaben zusammentreffe, dem Geheimrathe sehr verdächtig vorkomme. Mein Freund, der von Contrebande und Ochsenhandel ungefähr so viel verstund als ich (und wer mich kennt, der weiß, wie ganz entsetzlich wenig das ist), konnte sich, der gravitätischen Perücke, die vor uns über stund, ungeachtet, nicht enthalten, laut aufzulachen — und ich danke dem Himmel, daß unser damaliger Examinator einen der Grundsätze des helvetischen «Ami des loix» noch nicht kannte, in Kraft dessen, wer über eine absurde Zumuthung lacht, dadurch seine Schuld beweist; sonst würde ich es vergebens versucht haben, ihn zu überzeugen, daß mein Freund an der Ankunft der Ochsenhändler sehr unschuldig sei. Es gelang mir für eine Weile, aber am Ende war es den gnädigen Herren doch zu lang, Ölsner mußte Zürich verlassen; er hielt sich eine Weile in Bern auf, aber auch da war für den guten Mann kein langes Bleiben, und so vertrieben die ehemaligen Oligarchen ihren aufrichtigsten Freund und ließen sich nicht träumen, daß er vier Jahre später, wenn sie längst gefallen waren, als Agent des Senators Usteri für ihre Wiederherstellung beim fränkischen Directorium arbeiten würde."

wissenschaftlicher Fassung, ein Ergebniß aus der Combination von eigener Anschauung und gründlicher Quellenforschung vor sich habe. Kaum aber hat man die ersten Seiten gelesen, so erkennt man einen mit der Miene eines Historikers auf dem Felde der Reisebeschreibung einherschriftstellernden Laien, einen alten Krieger, der nicht etwa den Soldatenrock mit dem Schlafpelze eines deutschen Gelehrten vertauscht, vielmehr den letztern nur nachlässig über die Uniform geworfen hat. Mag er sich wenden wie er will, man sieht es doch, er hat sie noch immer an, sie guckt ihm auf allen Seiten unter dem Schlafrocke hervor. Die tapfere Hand hat so lange den Degen geführt, daß sie steif, hart und ungelenk zur Führung der Feder geworden; den Gedanken fühlt man die militairische Disciplin an und die Wendungen geschehen wie auf Commando. Hr. Loning ist etwa der Deutsche E. Balze (ein alter kaiserlicher Offizier, der unter Andern in dem Buche: „La vie militaire sous l'empire" sein Erlebtes sine ira et studio erzählt), jedoch mit einer beträchtlichen Zuthat von deutscher Pedanterie und Schwerfälligkeit. Um den Platz, welchen vorliegende Arbeit des Hrn. Loning ihrem literarischen und wissenschaftlichen Werthe nach einnimmt, recht deutlich zu bezeichnen, will ich zwei andere ebenfalls von Spanien handelnde Bücher mit wenigen Strichen charakterisiren und dann kurz zeigen, daß Hr. Loning in Auffassung und Behandlung desselben Gegenstandes zwischen diesen beiden stehe, daß er eine Übergangsstufe von dem Standpunkte des einen zu dem des andern bilde.

Das erste derselben ist der Bericht des englischen Generalmajors Lord Blayney über seine gezwungenen Reisen durch Spanien und Frankreich, die er in den Jahren 1810—14 als französischer Kriegsgefangener machte. Er besteht in einer bis zur Abgeschmacktheit geistlosen Aufzeichnung des in diesen Ländern persönlich Erlebten. Die hie und da angeknüpften Bemerkungen zeugen von einer hohen Unwissenheit in den Gebieten der Geographie und Geschichte, von einem gänzlichen Mangel an Logik und einer grenzenlosen Arroganz. Einige Unterhaltung gewährt jedoch dem Leser das Buch als ein ziemlich treuer Spiegel des Verf., der insofern etwas Originelles hat, als seine Lebensgewohnheiten eine Mischung aus den rücksichtslosen Roheiten der schlechtesten und den raffinirten Subtilitäten der sogenannten besten Gesellschaft sind. Übrigens konnte die sonderbare Schrift, selbst unmittelbar nach ihrem Erscheinen, wol nur wegen des darin oft und stark ausgesprochenen Franzosenhasses in ganz Europa Anklang und Übersetzer finden. Den beiweitem größten Theil des Buchs bildet die Reise durch Spanien. Was erfahren wir daraus über dieses Land? Daß Lord Blayney zwei Leidenschaften besitzt, nämlich für gutes Essen und für Pferde. Aus denselben gehen auch seine beiden einzigen Talente hervor, nämlich eine Suppe zu kochen und Pferde zu beschlagen. Das Erste erwarb ihm den Beifall aller französischen Offiziere im Königreich Granada, das Zweite zog ihm den Neid aller Hufschmiede der beiden Castilien zu. Niemand aber wird wol im Stande gewesen sein, bei Lesung des Buchs an dem Verf. desselben noch irgend ein anderes Talent zu entdecken. Wie einst sein berühmter Landsmann schrieb: „Die Philosophie ist mein Weib und die Poesie meine Geliebte", so könnte Lord Blayney von sich sagen: „Ein gutes Essen ist mein Weib und das Pferd meine Geliebte." Man muß es ihm aber nachsagen, er ist ein zärtlicher und galanter Ehemann. Er schreibt sorgfältig jeden Bissen auf, den er in den Mund steckt, er erzählt genau, wie oft er des Essens wegen mit Gastwirthen gezankt, ihre Schüsseln, Geschirre und Gerichte zum Fenster hinausgeworfen, die Dienerschaft deshalb ausgescholten oder auch dem nach der Mahlzeit eingeschlafenen Wirthe mit angebranntem Korke einen schwarzen Bart gemacht habe. Kurz, in welcher Gesellschaft, in welcher Stimmung, in welchem Lande er auch sein mag,

. . . . . . ce fier Breton
Ne perd jamais, au milieu des combats,
L'occasion de parler d'un repas.

Was er sonst noch gelegentlich hinzufügt, ist nicht viel mehr als die verschiedenartige Umschreibung eines guten Soldatenfluchs gegen seinen Nationalfeind — den Franzosen. Diese Art der Schilderung fremder Länder war einst sehr gewöhnlich. Unsere Zeit ist endlich darüber hinaus und das erwähnte Buch seit lange vergessen; in der Geschichte der Literatur wird es jedoch als scharf ausgeprägter Typus eines höchst verwerflichen Genre von Reisebeschreibungen immer merkwürdig bleiben.

Das zweite hier flüchtig zu skizzirende Buch heißt:

Spanien und Deutschland in geschichtlicher Vergleichung von Alexander Flegler. Erster Band. Winterthur, Steiner. 1845. Gr. 8. 2 Thlr.

Auch dieses ist das Ergebniß von Localeindrücken und gründlicher Quellenforschung. Beide aber hat der Verf. in sich verarbeitet, durch das Raisonnement miteinander verschmolzen und die daraus gewonnenen Resultate zu einem bestimmten Zwecke verwendet, auf ein scharf in die Augen springendes Ziel hingeleitet. Er will Spanien, wie es nun einmal ist, deutscher Auffassungsweise zugänglich machen, und stellt deshalb überall die spanischen unsern Verhältnissen und Zuständen gegenüber. Von beiden sucht er die Gründe auf und muß deshalb auf die Geschichte von Spanien und Deutschland zurückgehen, deren naturgemäße Entwickelung und durch die Umstände bedingte Fortbildung bis auf die Erscheinungen des heutigen Tags er miteinander parallelisirt. So gelingt es ihm, die politischen, moralischen und literarischen Verschiedenheiten zwischen beiden Nationen nicht nur scharf herauszustellen, sondern auch zu erklären. Von diesem höhern Standpunkte aus begreifen wir leicht die uns äußerlich fern liegenden Eigenthümlichkeiten einer fremden Nation; sie erscheinen uns als natürlich, wie wir unsere eigenen Eigenheiten als nothwendig erkennen. Denn, wir mögen uns stellen wie wir wollen, sobald wir uns an außer uns Liegendes machen, so werden unwillkürlich wir selbst immer der Maßstab unserer Beurtheilung. Wie Hr. Flegler die Beobachtungen aus persönlicher Anschauung in seine Betrachtungen hineingeflochten, ergibt sich hieraus von selbst; sie sind die Endpunkte seiner historischen Analyse. Die Entwickelung ist natürlich, die Darstellung klar, der Stil kräftig und der Auffassungsweise angemessen.

Die Mitte zwischen diesen beiden Büchern hält die vorliegende Arbeit des Hrn. A. Loning. Er steht nicht mehr ganz auf dem rein subjectiven Standpunkte des Lord Blayney, er hat seinen Stoff zu systematisiren gesucht, er hat ihn nach den Ständen abgetheilt, in die also gewonnenen vier großen Fächer das aufgespeicherte Material rubricirt und sich bemüht, den darin enthaltenen Einzelheiten dadurch einen Anschein von innerm Zusammenhange und von Unterordnung unter einen allgemeinen Gedanken zu geben, daß er hin und wieder einen Löffel voll generalisirender Sauce darüber gegossen. Wie aber generalisirt Hr. Loning? Etwa so: Ein reisender und seine Reise beschreibender Engländer erhielt in einem Gasthause von der rothhaarigen Wirthin eine unfreundliche Antwort. Sofort rief er seinem Secretair zu: „Notiren Sie, daß in dieser Stadt alle Frauen rothhaarig und bösartig sind!" Die Person des Hrn. Loning tritt überall hervor, doch nicht genug, um, wie bei einer bloßen Reisebeschreibung, das Hauptinteresse für sich in Anspruch zu nehmen, und zu viel, um dem Buche den Werth einer rein objectiven Darstellung vindiciren zu können. Hier und da verfällt der Verf. jedoch auch ausschließlich in ein oder das andere Genre; so lange er nur Reisebeschreiber ist, nur selbst Erlebtes einfach schildert, unterhält er wenigstens, ja, was die Militairangelegenheiten betrifft, belehrt er sogar zuweilen; sobald er aber an die (wie der Titel sagt) „nach Quellen" bearbeiteten Themata kommt, wie z. B. die Inquisition, die Mönche, das Theater und an andere wie die Stiergefechte, den Fandango, die Zigeuner, so sagt er darüber kaum so viel und dies Wenige kaum so gut als man seit dreißig Jahren in jedem „Buche zur Unterhaltung und Belehrung ar-

tiger Kinder" findet. Wagt er sich nun aber gar auf das Feld des eigenen, quellenlosen Raisonnements, so erweist sich dieses in der That sogleich nicht nur als quellenlos, sondern nicht selten auch als grund- und bodenlos. Das Buch steht nicht nur in seiner Auffassungsweise, sondern auch in Bezug auf seinen historischen Werth und endlich auch was Darstellungstalent und Stil betrifft, zwischen den beiden oben angeführten Schriften. Das Interessanteste darin sind die Mittheilungen über die spanischen Militairorden und die Episoden aus dem carlistischen Erbfolgekriege. Die letztern, ein Tagebuch des Verf., nehmen die zweite Hälfte des Bandes ein und tragen überall eine stark carlistische Färbung, da der Verf., wie er selbst sagt, des Don Carlos „gerechte Sache sechs Jahre mit Enthusiasmus vertheidigt hat". Dieser unterhaltende Theil der Arbeit würde, allein und ohne Prätension veröffentlicht, einen bessern Eindruck gemacht haben als das ganze Buch in seiner jetzigen Gestalt. 44.

Bibliographie.

Arnd, E., Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes, oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat. 2ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Fliegende Blätter für die Deutsch-Katholiken und ihre Freunde von einem aufgeklärten Laien. I. Das Papstthum. Darmstadt, Kern. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Clemens, F. J., Der heilige Rock zu Trier und die protestantische Kritik. Zur Würdigung der Schrift: „Der heilige Rock zu Trier und die zwanzig andern heiligen ungenähten Röcke. Eine historische Untersuchung von J. Gildemeister und H. v. Sybel." 2te unveränderte Auflage. Coblenz, Blum. Gr. 8. 10 Ngr.

Deutsch- oder Römisch-Katholisch? Das ist Beleuchtung der neuen religiösen Bewegung zu Schneidemühl in einem Dialoge. Von einem Freunde der Wahrheit. Leipzig, Jackowitz. 8. 2½ Ngr.

Döring, H., Beiträge zur Charakteristik Schiller's nebst einer biographischen Skizze seines Sohnes Ernst, Oberappellationsrath in Cöln. Altenburg, Pierer. Gr. 16. 1 Thlr.

Engels, F., Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Nach eigner Anschauung und authentischen Quellen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr.

Francke, E., Johannes Ronge im Lichte des Evangeliums. Ein Wort ans deutsche Volk. Glauchau, Cramer. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Gallerinn auf der Rieggersburg. Historischer Roman mit Urkunden. Von einem Steiermärker. Drei Theile. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 6 Thlr.

Versöhnende Gedanken über Religions-Differenzen in Form eines offenen Sendschreibens an sämmtliche Religionsparteigenossen, an alle Freunde und Feinde noch obschwebender Religionsreibungen, nebst einigen nachträglichen Worten über den durch die zwei katholischen Priester Ronge und Czerski im Schooße der römisch-katholischen Kirche erregten Zwiespalt. Von einem Freunde der Wahrheit. Darmstadt, Kern. 8. 6¼ Ngr.

Geschichte Andreas Hofer's, Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. Durchgehends aus Originalquellen, aus den militairischen Operationsplanen, sowie aus den Papieren des Freiherrn v. Hormayr, Hofer's, Speckbacher's, Wörndle's, Eisenstecken's, Ennemoser's, Sieberer's, Aschbacher's, Wallner's, der Gebr. Thalguter, des Kapuziners Joach. Haspinger's u. v. A. 2te durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. — A. u. d. T.: Das Land Tyrol und der Tyrolerkrieg von 1809. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Zwei Frauen. Zwei Bände. Berlin, A. Duncker. 8. 3 Thlr.

Henning, L. v., Zur Verständigung über die Preußische Verfassungsfrage. Auf Veranlassung der vom Hrn. Dr. Jacobi in Königsberg darüber veröffentlichten Denkschrift. Berlin, Besser. 8. 5 Ngr.

Julius, G., Die Jesuiten. Geschichte der Gründung, Ausbreitung und Entwickelung, Verfassung, Wirksamkeit der Gesellschaft Jesu. Mit Stahlstichen. 1stes Heft. Leipzig, Naumburg. Gr. 16. 5 Ngr.

Kämpfe und Triumphe der römischen Kirche. In siebenzehn Horen dargestellt. Leipzig, Reclam jun. 8. 22½ Ngr.

Lenz, C. G. H., Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation. Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes. 1stes Heft. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 9 Ngr.

Mahnung eines Katholiken an seine christlichen Mitbrüder. I. Die Trierer Rockschau und was damit zusammenhängt. II. Wichtige Aktenstücke über die Umtriebe der Jesuiten und Jesuitenpartei in Frankreich und Belgien, nebst einem Überblick über Anstrengungen und Erfolge derselben in der Schweiz. Minden, Wundermann. 8. 4 Ngr.

Ritter, H., Geschichte der Philosophie. 8ter Theil. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Rommel, C. v., Landgraf Philipp der Hochherzige und die Reformation. Offenes Sendschreiben an die Herausgeber der Münchener historisch-politischen Blätter. Darmstadt, Leske. 8. 2 Ngr.

Rongelieder. Die religiösen Ideen der Gegenwart. Stuttgart. Gr. 16. 10 Ngr.

Schmakowsky, W. J. v., Die päpstliche Würde in legitimer Form. Als Beitrag zur richtigen Würdigung der Stellung des Papstes in der christlichen Kirche. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 5 Ngr.

Schmidt, K. C. G., Der Sieg des Christenthums. Geschichte der Pflanzung und Verbreitung des Evangeliums durch die Missionen. Leipzig, Hinrichs. 8. 1 Thlr.

Smola, K. Freih. v., Das Leben des Feldmarschalls Prinzen Friedrich Franz Xavier zu Hohenzollern-Hechingen. Wien, Schaumburg und Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Schreiber, H., Das Princip der deutsch-katholischen Kirche. Jena, Frommann. Gr. 8. 2 Ngr.

Schweizer, A., Daß unrechtmäßige Mittel von der guten Sache verschmäht werden. Predigt nach den Ereignissen bei Luzern. Zürich, Orell, Füßli und Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Treumund, F., Die Geschichten des heiligen Rockes zu Trier. Ronge und Czersky, Wort und That, Gegenwart und Zukunft. Erzählt für den Bürger und Landmann. Mit vier Abbildungen. Leipzig, Pönicke und Sohn. Gr. 16. 5 Ngr.

Über den Gemeingeist und das Bürgerthum. Zwei Reden, gehalten in der Bürger-Versammlung zu Braunsberg am 7. April 1845 von **Kruge** und **Jacobson**. Braunsberg. Gr. 8. 4 Ngr.

Das Volk und sein Recht. Publicistische Abhandlungen, Tagesfragen, Übersichten und Kritiken von **Collmann**, **Delbrück**, **Eberty**, **Friedländer**, **Hinrichs**, **Körner**, **Lewald**, **Nauwerk**, **Oppenheim**, **Pütter**, **Steinhart**. 2ter Band. Halle, Lippert und Schmidt. Gr. 8. 28 Ngr.

Weiß, C., Über Grund, Wesen und Entwickelung des religiösen Glaubens. Ein Beitrag zur Würdigung der rationalen Ansicht vom Christenthum. Eisleben, Reichardt. 8. 1 Thlr.

Wissenschaft und Leben in Beziehung auf die Todesstrafe. Ein philosophisches Votum von **M. Carrière**; ein strafrechtliches und vom Standpunkte der Erfahrung abgegebenes Gutachten von **F. Röllner**. Darmstadt, Leske. 8. 10 Ngr.

Wittenberg und Rom. Präliminarien zum Frieden und zur Vereinigung nach Bibel, Vernunft und Erfahrung von einem protestantischen Laien. Neuhaldensleben, Eyraud. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 175. —— 24. Juni 1845.

Moses Mendelssohn.

Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften. Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben von G. B. Mendelssohn. Sieben Bände. Mit Mendelssohn's Bildniß. Leipzig, Brockhaus. 1843—45. Gr. 12. 6 Thlr.

Goethe macht irgendwo die Bemerkung, daß uns in der Religionsgeschichte immer nur von den dogmatischen Lehren hervorragender Männer berichtet werde, welches aber der Glaube und überhaupt der religiöse Zustand der Völker, also der Gemeinde selbst, gewesen sei, erfühlren wir nicht. Man könnte dies auf die Geschichte der Philosophie anwenden, in welcher es hergebracht ist, nur die Systeme einer geringen Anzahl ihrer Koryphäen darzustellen, ohne daß darauf eingegangen würde, inwieweit sich dieselben unter Mit- und Nachlebenden verbreitet haben. Zwar scheint der Fall hier ein anderer zu sein. Die Religionsgeschichte hat es nicht mit der Wahrheit an sich zu thun, sondern mit ihr, wie sie in Herz und Gemüth der Menschen aufgenommen ist, und es kann also nur Das eine Wichtigkeit für sie haben, was eine solche Aufnahme wirklich erfahren hat; in der Wissenschaft dagegen handelt es sich um die Wahrheiten selbst, und wie diese stattfänden, wenn sie auch von Niemandem gedacht würden, so haben sie eine historische Wirklichkeit erlangt, sobald sie auch nur ein Einziger erkannt hat. Die Kenntniß der Verbreitung derselben wäre also allenfalls nur für die allgemeine Culturgeschichte von Interesse. Allein abgesehen davon, daß es für den Charakter der Systeme bezeichnend ist, ob sie zur Zeit ihres Entstehens viele Anhänger gefunden haben oder nicht, lassen sich dieselben nicht einmal gründlich verstehen, wenn man sich nicht den jedesmaligen allgemeinen wissenschaftlichen Zustand, die geistigen Elemente, von denen sich der Urheber eines jeden von ihnen nähren konnte, oder die er zu überwinden hatte, vergegenwärtigen kann. Bisweilen scheint zwar dazu die Kenntniß der herkömmlichen Reihe der philosophischen Koryphäen auszureichen. Wenn man sich erinnert, daß Spinoza an Cartesius anknüpft, so kann man nicht nur auffassen, was er lehrt, sondern man begreift auch allenfalls, was er geleistet hat. Aber so einfach ist die Sache selten. Leibnitz' erste geistige Nahrung war weder Cartesius'sche noch Spinoza'sche Philosophie, sondern in seiner Jugend herrschte in Deutschland noch die Scholastik. Und wäre dies auch nicht der Fall gewesen, die Systeme wachsen nicht auseinander hervor, wie sie hinterher unsere construirende Geschichtsbetrachtung aufreiht. Wie jedes Genie, so folgt auch das philosophische immer einem neuen und eigenthümlichen Anfang, und dabei wird die Weltansicht seines nächsten ebenbürtigen Vorgängers gemeiniglich um so weniger sein Ausgangspunkt gewesen sein, als es sich, wenn es dieser jemals ganz hingegeben gewesen wäre, vermuthlich in seiner Geschlossenheit verfangen haben würde. Daher die Nothwendigkeit, sich, wo es sich um wahrhafte Würdigung einer wissenschaftlichen Persönlichkeit handelt, in so weitem Umfange wie möglich mit den kleinen Mittelgliedern der ihr vorangehenden Entwickelung bekannt zu machen.

Nicht leicht wird dies allgemeiner versäumt als in Betreff des Jahrhunderts, das zwischen Leibnitz und Kant in der Mitte liegt. Es ist bekannt, wie schnöde man in den neuern Geschichten der Philosophie selbst den Mann, der diese ganze Periode beherrscht, abzufertigen pflegt. Wolf's Philosophie soll wenig mehr als eine Verballhornisirung der Leibnitz'schen sein, und man glaubt sie abgethan zu haben, wenn man zeigt, daß ihr Urheber nicht nur keineswegs ein Vertrauter und Lieblingsschüler von Leibnitz gewesen sei, sondern auch von diesem einmal den ziemlich unzweideutigen Rath erhalten habe, sich lieber ganz auf Mathematik zu beschränken. Als ob nicht auch Fichte von Kant desavouirt worden wäre! Die Sache ist so leicht nicht abgemacht. Wolf mag von Leibnitz viel oder wenig entlehnt haben, so ist er doch jedenfalls von einem ganz andern Anfangspunkte ausgegangen, und so weit davon entfernt, sich auf verstandesmäßige Demonstration von Leibnitz' genialen Aperçus zu beschränken, daß er irgendwo ausdrücklich erklärt, Leibnitz' System fange da an, wo das seinige aufhöre, und was die Monaden betreffe, auf die jenes System gebaut sei, so seien diese ein Räthsel, dessen Auflösung er wol geben könne, aber zu seinem Vorhaben nicht brauche, und das er also auf seinem Werth oder Unwerth beruhen lasse. Auf diese Weise ist es erklärlich, daß er es eine Confusion nennt, daß Bülfinger mit einer Philosophia Leibnitzio-Wolfiana aufgezogen kam. Wenn man bedenkt, wie wenige von den Schriften Leibnitz',

aus denen wir die Lehre desselben schöpfen, Wolf in seinen Bildungsjahren vorlagen (er war 1679 geboren), so wird man wenigstens zugeben müssen, daß das Verhältniß zwischen den Lehren beider Männer eine genauere Untersuchung fodert als ihm bisher zu Theil geworden ist. So steht es mit dem Meister; die Schüler kennen wir kaum dem Namen nach.

Es ist nicht schwer einzusehen, woher es kommt, daß eine so nahe Vergangenheit uns so fremd geworden ist. Der Grund liegt aber in ihrer Nähe selbst. Eine Einseitigkeit, die man erst kürzlich überwunden hat, sucht man so viel wie möglich in die Ferne zu schieben, denn man muß bei jeder Annäherung an sie fürchten, aufs neue in sie zu verfallen. Daher bekämpfen sich überall die Richtungen mit der größten Erbitterung, welche einander im Grunde am nächsten stehen; es wird der Nachwelt bisweilen schwer, sich die Dissonanz unter ihnen anschaulich zu machen. Im vorliegenden Falle kommt der Charakter der philosophischen Wissenschaft hinzu, wie er sich seit Kant ausgebildet hat. Die Wolf'sche Metaphysik ist die Philosophie des gemeinen Bewußtseins. Kant dagegen warf die Brücke zwischen diesem und der Speculation hinter sich ab, und gründete die letztere auf einen eigenthümlichen Standpunkt. Dieser ist das Schiboleth der modernen Philosophie, das Gorgonenhaupt, durch dessen Vorhalten man Jeden, der sie nicht gelten lassen will, in ewiges Schweigen zu versenken glaubt, oder, wenn man will, der Helm des Hades, mit dem sich der Philosoph vor dem ungeweihten Haufen secretirt. Es ist hier nicht der Ort, darzustellen, wie fast jedes einzelne System diesen Helm allein zu besitzen und den Übrigen unsichtbar zu sein versichert. Genug, daß Alle darin einig sind, die Wolf'sche Weise zu philosophiren als etwas gänzlich Abgethanes zu betrachten.

Aber sollten wir denn, die Wichtigkeit des seit Kant gemachten Fortschritts zugegeben, zu solchem Hochmuthe wirklich berechtigt sein? Sollten wir nicht überhaupt etwas zu viel darauf reflectiren, wie wir es in neuerer Zeit „so herrlich weit gebracht?" Es wäre doch beschämend, wenn uns nun Jemand nachwiese, daß wir Dies oder Jenes als neue Entdeckung anpreisen, was sich, wenn auch in anderer Form, schon bei den strebenden Geistern jener Periode antreffen ließe. Man hat neuerlich Lessing schon mit zur Neuzeit gerechnet. Ist es denkbar, daß er so ganz allein gestanden hätte? Und davon abgesehen, fällt nicht die Jugendzeit der Männer, welche das jetzige Bewußtsein gegründet, Schelling's, Hegel's, der Romantiker, in die Zeit, da die Kant'sche Lehre sich nur erst allmälig durchkämpfte? Es wäre wunderbar, wenn sich nicht noch bei dieser selbst einige Einflüsse aus jener Periode nachweisen ließen. Und wenn wir eine geheime Angst fühlen, dergleichen zu entdecken, wenn überhaupt eine ruhige historische Würdigung der wissenschaftlichen Verdienste der Verstandesphilosophie bis jetzt kaum versucht worden ist, so ist das ja gerade das beste Zeichen, daß wir sie vielmehr noch nicht ganz überwunden haben.

Und wozu auch? Die Erde ist überall des Herrn. Je fester wir in den Grundlehren der heutigen Wissenschaft wurzeln, um desto schätzbarer müssen uns die Beiträge sein, welche sich zur Ergänzung oder weitern Ausführung vernachlässigter Partien in den Monumenten des vorigen Jahrhunderts vorfinden. Wir können wirklich von den verachteten Wolfianern immer noch Einiges lernen. In Einem aber können sie Manchen sogar zum Vorbilde dienen, das ist das unbefangene Forschen, das treue Streben, das, ohne weder rechts noch links zu sehen, ohne weder auf seine Rechtgläubigkeit, noch auf seine Freigeisterei, weder auf seinen Fortschritt noch auf seine Anknüpfung ans Gegebene zu reflectiren, nur immer gerade auf die Sache selbst losgeht, und sich damit getröstet, daß der Mensch es doch niemals weiter bringen könne, als, was ihm nach gewissenhafter Prüfung als das Richtigere erscheine, zu bekennen und zu befolgen.

In allen diesen Beziehungen kam Ref. die Gelegenheit sehr erwünscht, die vorliegende Sammlung genau durchzugehen. Sie enthält außer den bekannten Schriften und Briefen Mendelssohn's einige bis jetzt ungedruckte Aufsätze, einen vom Syndikus Sieveking in Hamburg dem Herausgeber mitgetheilten Briefwechsel Mendelsohn's mit Elise Reimarus, welcher für den Streit über Lessing's Spinozismus von Wichtigkeit ist, denn diese ist die „dritte Person", von der Jacobs spricht, eine Lebensbeschreibung Mendelssohn's von dessen Sohne Joseph, und eine „Einleitung in Mendelssohn's philosophische Schriften" von Brandis. Außerdem hat der Herausgeber für genaue Register, besonders der Briefwechsel, gesorgt, wie man sie in den neuern Ausgaben der Classiker, die doch mehr und mehr Gegenstand eines wissenschaftlichen Studiums werden, nirgend vermissen sollte, und unter dem Texte biographische und literar-historische Noten beigegeben, die, wenn sie in ihrer Vollständigkeit bisweilen Allzubekanntes wiedergeben sollten, dafür den Leser bei dem minder Geläufigen um so weniger im Stich lassen.

Es ist unglaublich, wie unbekannt Moses Mendelssohn bereits geworden ist. Wie Viele wissen von dem merkwürdigen Manne, der sich, nachdem er als Sohn eines jüdischen Schullehrers in seiner Jugend nur Hebräisch gelernt hatte, als der Erste aus seiner Nation zu einem deutschen Schriftsteller emporschwang, der unter den besten seiner Zeit genannt werden muß, wenig mehr, als daß er von Lessing hervorgezogen worden und mit diesem befreundet gewesen sei? Freilich ist die Weltgeschichte insofern kein Weltgericht, als sie sich nicht darum kümmern kann, wie leicht oder schwer es dem Einzelnen geworden, diese oder jene Stufe zu erklimmen. Sie sieht, ebenso wie der Staat und das bürgerliche Leben, nur auf den objectiven Werth des Geleisteten, wenn auch das Nachholen und Reproduciren in moralischer Hinsicht oft verdienstlicher ist als die eigene Production. Und daß Mendelssohn der erste Israelit gewesen, der das Deutsche seine Muttersprache nannte und seine Glaubensgenossen das Land ihrer Geburt als ihr Vaterland betrachten lehrte, scheint theils nur unter diese

Kategorie zu gehören, theils wird auch dieses Verdienst von Denen, um die er es sich erworben, nicht einstimmig als solches anerkannt. Indessen ist ihm gerade wegen dieses Punktes auch das christliche Deutschland zu Dank verpflichtet. Den Juden gab er ein neues Vaterland, den Andern suchte er zu Gemüthe zu führen, was ein Vaterland überhaupt sei. Der Gegenstand seines lebhaften jüdischen Nationalgefühls hatte sich verändert, aber das Gefühl war dasselbe geblieben, und dieses wünschte er auch in den übrigen Deutschen zu erwecken. Er sagt (Bd. 4, Abth. 1, S. 262):

Deutschland hat sich von seinen Nachbarn den verdienten Vorwurf zugezogen, daß es öfters für seine eigene Ehre allzu sorglos sei. Aus seinem volksinnigen Betragen zu urtheilen, sollte man fast vermuthen, es wisse den Werth der großen Geister nicht zu schätzen, die es in seinem eigenen Schoose hervorbringt. Leibnitz und Newton, deren unsterblicher Ruhm bis in die spätesten Zeiten dauern wird, lebten zu einerlei Zeit, und erweiterten die Grenzen der Wissenschaften gleichsam mit vereinigten Kräften. Der große Newton starb und es ist bekannt, mit welchem Glanze, mit welchen fast königlichen Ehrenbezeigungen sein Leichnam beigelegt worden sei. Der wenigstens ebenso große Leibnitz verschied, und ward nicht würdiger beerdigt als der schlechteste Einwohner einer Stadt, dessen Verlust man nicht weiter verspürte als an dem Tische, wo er gegessen hat. Ja was noch mehr ist, vielleicht hat Hr. v. Fontenelle diesem großen Deutschen eine würdigere Lobrede gehalten als alle seine Mitbürger, die noch dazu in gewissem Verstande seine Lehrlinge waren.

So mögen 1757 Wenige gesprochen haben. Eine ähnliche Äußerung findet sich bei ihm später (V, 407) über den Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, diesen merkwürdigen Mann, der durch seine Verhältnisse zu Abbt, Herder und Scharnhorst bei der deutschen Culturgeschichte so nahe betheiligt ist, obgleich sein Vaterland ihm einen seinem Geiste angemessenen Wirkungskreis nicht zu bieten vermochte.

Und dieser in aller Betrachtung wichtige Mann stirbt in Deutschland hin, ohne daß man seinem Andenken ein Denkmal stiftete, ohne daß von seinen Thaten und Handlungen sonderlich gesprochen wird! Wenn man hierüber Deutschland mit Recht der Gleichgültigkeit beschuldigt, so ist es nicht das gemeine Publicum, das endlich auch gegen Anklagen und Anschuldigungen gleichgültig wird; es ist der denkende Theil desselben, die Männer von Kopf und Herz, an denen Deutschland Gottlob! keinen Mangel hat: diese sollten sich keine solche Kaltsinnigkeit zu schulden kommen lassen. Könnte ich H(erder) oder Z(immermann), die den Grafen besser kennen müssen als ich, dazu aufmuntern, sein Leben oder seine hinterlassenen Schriften der Nachwelt aufzubehalten!

Schon hieraus geht für uns die Verpflichtung hervor, die Vorurtheile, welche auf Mendelssohn's eigenem Andenken lasten, so viel als möglich zu widerlegen. Von diesen möchte das ausgebreitetste sein, daß er ein bloßer Popularphilosoph, ein Verfechter des gesunden Menschenverstands sei. Dasselbe dürfte einen doppelten Grund haben, einen äußern und einen innern. Der erstere ist die Verbindung, in welcher Mendelssohn mit den Männern gestanden hat, welche wirklich diese Richtung vertraten. Er hat mit Nicolai die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" geschrieben, auch nach Lessing's Abgange die „Literaturbriefe" fortgesetzt, an der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" und sogar an Engel's „Philosoph für die Welt" mitgearbeitet, und ist endlich der geistige Vater jener jüdischen Literatur, welche die deistische und mathematische Sinnesrichtung ihrer Nation das Gebiet des Verstandes freilich selten überschreiten läßt. Wesentlicher ist der Umstand, daß, insofern die Philosophie von Kant, wie oben bemerkt worden ist, durchaus Philosophie des gemeinen Bewußtseins war, was von ihrer Seite außer den strengen Fesseln der Methode und über die Gegenstände des Lebens vorgebracht wurde, sich allerdings unmittelbar an den gemeinen Menschensinn wenden konnte. Aber Mendelssohn ist weit davon entfernt, diesem die Entscheidung in philosophischen Dingen anheimzustellen. Er erklärt sich im zwanzigsten Literaturbriefe entschieden gegen die Popularphilosophie:

Man trägt sich heutiges Tages mit der Grille, alle Wissenschaften leicht und ad captum, wie man es zu nennen beliebt, vorzutragen. Dadurch glaubt man die Wahrheit unter den Menschen auszubreiten und sie wenigstens nach allen Ausmessungen auszudehnen, wenn man ihren innern Werth nicht vermehren kann. — — Mich dünkt aber, es sei nichts so schädlich als eben dieser königliche Weg zu den Wissenschaften, den man hat finden wollen. — — Um die Beweise der angenommenen Sätze bekümmert man sich wenig, weil man überzeugt sein wollte; noch weniger aber dachte man an die Schwierigkeiten, die durch das beliebte System gehoben oder mit demselben verbunden sind. Die Wahrheit selbst ward durch die Art, wie man sie annahm, zum Vorurtheile. Lieber mag sie mit der größten Heftigkeit angefeindet werden, ehe sie sich unter der Gestalt eines Vorurtheils einen kalten Beifall erschleichen soll!

Auf ähnliche Weise charakterisirt er im Anfange zum „Phädon" (II, 126) Xenophon dadurch, daß er alle Spitzfindigkeiten der Dialektik vermieden habe, und seinen Lehrer und Freund dem gesunden und ungekünstelten Menschenverstande folgen lasse. Platon dagegen führe ihn durch alle Krümmungen und Irrgänge der Dialektik, und lasse ihn sich in Untersuchungen vertiefen, die weit über die Sphäre des gemeinen Menschenverstandes hinausliegen. Man dürfe aber nicht vergessen, daß er in dem vorliegenden Falle dem Plato und nicht dem Xenophon nachahme. Endlich in den „Morgenstunden" (II, 318) bestimmt er das Verhältniß des Gemeinsinns (sensus communis) zur Speculation genau. Ersterer habe nicht über die Wahrheit zu entscheiden, sondern sie sei in ihm nur unmittelbar gegeben. Nur komme die Speculation bisweilen mit ihm in Zwiespalt; dann entscheide zwischen ihnen die Vernunft, wobei dann gemeiniglich der Gemeinsinn recht bekommen werde; sei dies nicht der Fall, so müsse wenigstens deutlich erklärt werden, wie derselbe von der Wahrheit ab und auf Nebenwege habe kommen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leigh Hunt und sein „Klepper".

Wie die Ehrfurcht vor Spenser und Milton keinen Freund der englischen Literatur abhalten wird, Herrick und Carew zu lesen, so schließt gewiß auch die Bewunderung neuerer Dichter

ersten Ranges nicht die Beachtung der Dichter zweiten Ranges aus. Ich gebe von vorn herein zu, daß der in der Überschrift genannte Leigh Hunt nicht in der vordersten Dichterreihe steht, daß er hinter Byron zurücktreten muß. Engländer behaupten, auch hinter Wordsworth. Deutscher Sinn und Geschmack dürfte damit schon weniger übereinstimmen. Weil aber Hunt eingeräumtermaßen kleiner als Byron, bleibt er immer noch Dichter und hat Sachen geschrieben, die das Vergessenwerden nicht zu fürchten brauchen. Eine aus Schottland herüberschallende Stimme — im „Edinburgh review" — meint, er suche die charakteristischen Unterschiede der alten und neuen Schule zu vereinigen, indem er gleich jener frei nach dem Auge male und gleich dieser in seine Gemälde den Ausdruck verwandter Geistesregung bringe. Soll das heißen, daß seine Gedichte frisch und lebendig und zugleich voll einfacher und natürlicher Reflexion seien, so ist der Stimme nicht zu widersprechen. Außerdem verdient aber Hunt die Anerkenntniß, meist im bessern Sinne des Worts originell zu sein, einem oft behandelten Gegenstande neue Gesichtspunkte abzugewinnen und seine Portraits mit dem Stempel der Wahrheit zu bezeichnen. Dagegen verführt ihn seine gespannte Aufmerksamkeit auf seine nächste Umgebung zu einem Fehler. London ist seine Welt, und welche gewaltige Riesenstadt London auch sei, die Welt ist sie doch nicht. Das macht ihn bisweilen einseitig, oft local und schmälert die Schönheit seiner Dichtung.

Was mich zu dieser Bemerkung über den in Deutschland noch wenig gekannten Dichter veranlaßt, ist eine neue Auflage seines Gedichts: „The palfrey; a love story of old times" (London 1845). Eine versificirte Erzählung, die er selbst als Variante eines der alten französischen Gedichte bezeichnet, wie sie Chaucer vorausgingen, mit Zusätzen eigener Erfindung. Unter der Regierung des ersten Eduard lebte in Kensington — jetzt eine Vorstadt Londons — der alte Ritter Sir Guy de Paul und bei ihm seine schöne Tochter, die er zwar herzlich liebt, jedoch keineswegs mehr als seine Ländereien und seine Geldsäcke. Sie hingegen liebt einen braven, jungen Rittersmann, Sir William de la Barre, der zwar ein tapferes Herz und ein gutes Schwert, aber keine andere Vermögenshoffnung besitzt als die Erbschaft seines alten Ohm, Sir Grey. Dennoch wirbt er um das schöne Mädchen. „Geht zu Sir Grey", bescheidet der Vater, „und vermögt ihn, daß er zu mir komme und mir nachweise, wie er es mit dem Seinigen zu halten gedenkt, und hält er es damit, wie er sollte, kann's geschehen, ich geb' Euch meine Tochter." Sir Grey läßt sich bereden, reitet auf dem „Klepper" seines Neffen zu Sir Guy, sieht die holde Anna de Paul, verliebt sich in sie und erhält von ihrem Vater ihre Hand. Sie zur Hochzeit auf seine Burg zu geleiten, wählt er Sicherheitshalber eine Schar alter Männer zu seinem Gefolge und die Nacht zur Reise. Anna betet, spricht aber kein lautes Wort; weint, aber klagt nicht. Noch ist ihr ein Trost geblieben, „ein Trost im Gewande der Verzweiflung", sie sitzt auf dem Klepper ihres Wilhelm.

„Him it had borne, her now it bore;
And weeping sweet, though more and more
And praying for its master's bliss,
(Oh! no true love will scoff at this)
She stoop'd, and gave its neck a kiss."

Vorwärts reitet Sir Grey, neben ihm die junge Braut, hinter Beiden das graubärtige Gefolge. Und

„The palfrey goes, the palfrey goes,
Merrily still the palfrey goes;
He goes a path, he never chose,
Jet still full well the palfrey goes."

Inzwischen sitzt Sir William de la Barre einsam auf Hendon Hall, versenkt in Träumen der Freude und voll Sehnsucht der Botschaft harrend, sich die geliebte Braut zu holen. Eine Botschaft kommt, aber von Anna's Vater, meldend, daß Anna im Begriff, „aus eigenem Herzenswillen" sich seinem Ohm zu vermählen. Während der arme Ritter mit seiner Leidenschaft kämpft, tönt in stiller Mitternacht die Hausglocke. Keine Ahnung, wer sie gezogen. Sir Grey und sein Gefolge waren eingeschlummert. Auch Anna nickte. Ihr Klepper nicht. Er paßte auf die Wendung des Wegs nach dem Stalle seines Herrn und von den Schläfern unbemerkt und ganz allein schlägt er ihn ein.

„Goes neither to the right nor left,
But straight as honesty from theft,
Straight as the dainty to the tooth,
Straight as his lady's love and truth,
Straight for the point, the best of all,
Sir William's arms and Hendon Hall."

Die schöne Anna hatte die Glocke gezogen. Ihr Wilhelm erkennt ihre Stimme, stürzt ihr entgegen, und als der Morgen kommt, was thun? Die Liebenden stellen sich unter den Schutz des Königs und der Königin, werden gnädig aufgenommen und erreichen durch des Königs Vermittelung das Ziel ihrer Wünsche. Das Wie der Vermittelung ist eine „lustige List", welche Sir Grey sammt seinen Graubärten vor den versammelten Hof und auf Sir Guy's Gesicht wegen Verschacherung seiner Tochter brennende Schamröthe bringt. Die Einzelheiten sind höchst komisch, aber zur Mittheilung zu lang. Der Dichter hat in einigen etwas affectirten Zeilen sein Büchelchen der Königin Victoria gewidmet und die Königin ohne Affectation ihn mit einem Empfangsbekenntnisse von der Hand ihres Secretairs belohnt. 23.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 176. — 25. Juni 1845.

Moses Mendelssohn.

(Fortsetzung aus Nr. 175.)

Nicht zufrieden, in den Vorwurf in Betreff der Popularphilosophie einzustimmen, legt Gervinus dem guten Moses noch außerdem eine Tendenz bei, über welche sich der besonnene Mann nicht wenig entsetzt haben würde. Es möchte eins der größten Verdienste des Gervinus'schen Buchs sein, die Entwickelung jenes Naturalismus, dem wir die Wiedergewinnung einer nationalen Poesie verdanken, allseitig betrachtet und in die verschiedensten Phasen verfolgt zu haben. Eine solche will er nun auch in Mendelssohn's Richtung erblicken. Er stellt ihn (Bd. 4, S. 238 der zweiten Ausgabe) an die Spitze der Fragmentisten und Philosophieverächter jener Zeit, und behauptet, er habe, wie Garve, Hamann und hundert Andere dem Hange nachgebend, sich mit nichts Bestimmterm zu beschäftigen, überall herum dilettirt, wie er denn auch Abbt, da dieser zwischen Metaphysik, Geschichte, Moral und Politik geschwankt, für die Philosophie des Menschen gewonnen, ein vages Feld, das demselben Schwanken Raum gebe. Überhaupt vertrete er, als der moderne Sokrates, eine Philosophie des Lebens im Gegensatze zur Schulphilosophie.

Dies ist ein Irrthum. Man würde Unrecht thun, wollte man ihn Gervinus gar zu hoch anrechnen. Die eigentlich philosophischen Schriften Mendelssohn's zu lesen, lag wol allzusehr seitwärts von seiner Aufgabe. Auch werden wir weiterhin sehen, wie Mendelssohn's Thätigkeit der damaligen Literaturrichtung allerdings sehr zu gute kam. Allein so leicht ist die Sache doch nicht abgethan. Von jenen himmelstürmerischen Tendenzen war Mendelssohn weit entfernt. Er sagt im Anhange zum „Phädon":

Ich habe mir niemals in den Sinn kommen lassen, Epoche in der Weltweisheit zu machen, oder durch ein eigenes System berühmt zu werden. Wo ich eine betretene Bahn vor mir sehe, da suche ich keine neue zu brechen. Haben meine Vorgänger die Bedeutung eines Wortes festgesetzt, warum sollte ich davon abweichen? Haben sie eine Wahrheit ans Licht gebracht, warum sollte ich mich stellen, als wüßte ich es nicht? Der Vorwurf der Sektirerei schreckt mich nicht ab, von Andern mit dankbarem Herzen anzunehmen, was ich bei ihnen Brauchbares und Nützliches finde. Ich gestehe es, der Sektirgeist hat dem Fortgange der Weltweisheit sehr geschadet, aber er kann, meines Erachtens, von Liebe zur Wahrheit eher im Zaume gehalten werden als die Neuerungssucht.

Es ist unmöglich, hier alle Stellen anzuführen, in denen Mendelssohn zu erkennen gibt, daß die Schule, zu der er sich auf diese allerdings nicht knechtische Weise bekenne, die Wolf'sche sei. Er klagt im zwanzigsten Literaturbriefe, daß die Philosophie in Verfall gerathe.

Eine solche Wissenschaft, in welcher wir vor kurzem so wichtige Progressen gemacht, in welcher Deutschland die größten Männer aufzuweisen hatte; eine Wissenschaft, die dem unbestimmten Nationalcharakter der Deutschen etwas Eigenthümliches zu geben schien. — — Descartes hat die Scholastiker, Wolf den Descartes und die Verachtung aller Philosophie auch endlich den Wolf verdrängt. Unterdessen lebt Alles in einer allgemeinen Anarchie. Sie sollten mit Verwunderung unsere jungen Leute, die von der hohen Schule zurückkommen, von Philosophie reden hören. Sie beurtheilen Alles, lachen über Alles. Sie werden Ihnen dreist genug unter die Augen sagen, daß die beste Welt eine Grille, die Monaden ein Traum, oder ein Spaß des großen Leibnitz, Wolf ein alter Schwätzer und Baumgarten ein dunkler Grillenfänger sei, die albern genug waren, was Leibnitz scherzweise vorgebracht, in ein ernsthaftes System zu verwandeln. Diese plötzliche Veränderung dürfte Ihnen ein Räthsel scheinen. Wissen Sie also, daß einige kleine Broschüren — sie werden Ihnen nicht unbekannt sein, denn sie haben das Glück gehabt Preisschriften*) zu werden — unsern Weltweisen die Augen geöffnet. Sie haben das Sektirerjoch endlich abgeschüttelt; sie sind Eklektiker geworden, und schwören zu keiner Fahne, nicht einmal zur Fahne der Vernunft.

Von sich selbst aber sagt er im siebenunddreißigsten Briefe, er lese mit um so größerer Begierde die Zweifel und Einwürfe gegen die Wolf'sche Philosophie, je mehr er den vornehmsten Lehren derselben anhänge. Und im einundzwanzigsten wendet er eine Stelle aus der Vorrede Baumgarten's zu seiner „Metaphysik" auf sich an, in welcher dieser sich freut, daß er unter den Widersachern der Wolf'schen Philosophie erzogen worden (er besuchte in Halle Schule und Universität während Wolf's Verbannung), und somit die Gegengründe gegen sie fast eher als sie selbst kennen gelernt habe, denn nun habe er sie nicht aufs Gerathewohl und weil sie etwa gerade Mode gewesen, sondern nach sorgfältiger Prüfung angenommen. Daher weist auch Mendelssohn Abbt, mit welchem Gervinus

*) Dies geht auf die Preisaufgabe der Berliner Akademie über die Monaden, auf welche auch in Lessing's Lustspiel: „Der junge Gelehrte", angespielt wird; die Akademie krönte eine vermeinte Widerlegung dieser Lehre.

ihn in dieser Angelegenheit gänzlich Eines Sinnes sein läßt, wie dieser sich beklagt, daß er, während er Ontologie und Kosmologie gelesen, von den Begriffen substantia, substantiale und vis, auf der zuletzt Alles hinauslaufe, selbst wenig erbaut gewesen (V, 349), mit den Worten zurecht:

Ich bin kühn genug, zu versichern, daß sich Ihr Gewissen beruhigen kann, und daß Ihre Schüler für ihr geringes Geld Wahrheit genug von Ihnen bekommen.

Gervinus scheint eine naturalistische Gegnerschaft gegen systematische Philosophie in Mendelssohn's Falle daraus zu schließen, daß derselbe Autodidakt gewesen. Allein abgesehen davon, daß dies nur für seine christliche Bildung gilt, denn in rabbinischer Gelehrsamkeit sowie auch in der Philosophie des Moses Maimonides hatte er ausgezeichnete Unterweisung genossen, warum sollte denn die Autodidaxis nicht gerade auf die Aneignung eines Systems gerichtet sein können? Es gibt ja auch Autodidakten in der Mathematik, die doch ohne System nicht möglich ist. Zwar erklärt Mendelssohn selbst, wie Gervinus sagt, daß ihm systematischer Vortrag nicht möglich sei. Es sind damit wahrscheinlich die Worte der Vorrede zur ersten Ausgabe der „Philosophischen Schriften" (1761) gemeint:

Ich bekenne es, daß sich zu blos speculativen Untersuchungen kein Vortrag besser schickt als der strenge systematische. Ich traute mir aber das Vermögen oder die Fertigkeit nicht zu, meine Gedanken beständig an eine so strenge Ordnung zu binden.

In dieser Wendung der Bescheidenheit liegt wenigstens keine Opposition gegen systematischen Vortrag. Auch hat Mendelssohn in seiner letzten philosophischen Schrift, den „Morgenstunden", eine Art von mathematischer Methode angewendet. Aus diesem Allen geht zur Genüge hervor, daß, wenn Mendelssohn gerade mit den Führern der naturalistischen Partei, Hamann, Lavater und dem naturalistischen Philosophen par excellence, Jacobi, in Conflict gerathen ist, dies ganz anders aufzufassen sei, als wenn diese selbst sich etwa einmal untereinander nicht vertrugen; an Hamann tadelt er die Verworrenheit und Dunkelheit, und Jacobi, sagt er, verstehe er nicht, im gemeinsten Sinne des Worts.

Man mag mich Halbkopf oder seichten Denker schelten, ich verstehe die Sprache nicht, die bald zu transscendental, bald zu figürlich wird. Ich vermisse allenthalben deutliche Worterklärungen, Bestimmtheit der Begriffe; mir schwebt Alles wie in der Dämmerung mit schwankenden Umrissen vor den Augen.

Es ekelt ihn an, wie er an El. Reimarus schreibt, seinem Gegner erst alle Grundbegriffe der Philosophie, Substanz, Wahrheit, Ursache, objectives Dasein erklären zu müssen. Endlich fodert er trotz Jacobi für die Philosophie den Weg der Demonstration, und tröstet sich, wenn derselbe, wie dieser behauptet hatte, so ganz unausbleiblich zum Fatalismus führen müsse, mit Leibnitz und Wolf. („An die Freunde Lessing's", III, 26 u. 35.)

Mendelssohn ist also zunächst durchaus als Anhänger der Wolf'schen Philosophie zu betrachten. Und da sind nun freilich die bekannten Mängel dieser Philosophie bei ihm in reichem Maße anzutreffen. Die neuere Philosophie hat es für ihre Aufgabe erkannt, auf eine oder die andere Weise dem realen Zusammenhange der Dinge auf die Spur zu kommen und gleichsam bei ihrer Entwickelung auseinander und aus ihrem gemeinsamen Urgrunde als Zuschauerin gegenwärtig zu sein. Zu diesem Behufe sind sehr verschiedene Richtungen eingeschlagen worden, von denen man einige, welche auf Mystik und Theosophie hinauslaufen, wol geradezu als Irrwege bezeichnen kann; doch wird man zugeben müssen, daß mit dem eben Ausgesprochenen der Charakter Desjenigen umschrieben sei, was allein Speculation genannt zu werden verdient. In diesem Sinne ist nun die Wolf'sche Philosophie gänzlich unspeculativ. Der Sinn für tiefere Auffassung des Weltlebens fehlt ihr durchaus. Davon gibt gerade Mendelssohn in seinem „Phädon" eins der einleuchtendsten Beispiele, indem er aus dem Dialoge Platon's, nicht ohne Klage über die schlechte Metaphysik desselben, alles wirklich Speculative ausmerzt, und so das herrliche Werk, das im Ganzen der Platonischen Philosophie eine höchst bedeutende Stelle einnimmt, zu einer isolirten Untersuchung über die in solcher Allgemeinheit kaum philosophisch zu nennende Frage über die Unsterblichkeit der Seele verkehrt. Die Wolf'sche Philosophie kannte nichts Höheres als die Wahrheiten einzeln nacheinander zu beweisen. Mit selbstgemachten Begriffen, deren Geltung in der Wirklichkeit ohne Weiteres vorausgesetzt wird, sucht sie auf eine gewisse subjective Weise, man weiß nicht was, den Dingen gleichsam von hinten beizukommen. In keinem Punkte ist dieses Philosophiren der heutigen Speculation anstößiger, als wenn es Beweise für das Dasein Gottes aufstellen will. Denn sobald es auf die Enthüllung des realen Zusammenhangs der Dinge abgesehen ist, wird dieses offenbar in einer oder der andern Weise der Anfangspunkt von Allem, und selbst keiner Vermittelung weder fähig noch bedürftig sein. So ist die Wolf'sche Fassung des ontologischen Beweises, in dem die neuere Philosophie etwas ganz Anderes sieht als einen Beweis, geradezu berüchtigt geworden. Mendelssohn gibt ihr eine Wendung, welche noch etwas bettelhafter aussieht. Er gestaltet sie zum apagogischen Beweis um! Die Sache ist so ergötzlich, daß wir wenigstens einen Theil aus der Preisschrift „Abhandlung über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften" wörtlich (II, 34) anführen, denn die Weitläufigkeit des Vortrags gehört mit dazu.

Da das Dasein einer Sache überhaupt so schwer zu erklären ist, so lasset uns vom Nichtsein anfangen. Was nicht ist, muß entweder unmöglich oder blos möglich sein. Im erstern Falle müssen sich seine innern Bestimmungen widersprechen, das heißt, dasselbe Prädicat von demselben Vorwurfe zugleich bejahen und verneinen; im letztern aber werden sie zwar keinen Widerspruch enthalten, es wird sich aber aus denselben nicht begreifen lassen, warum das Ding vielmehr sein als nicht sein soll. Eins wird mit dem wesentlichen Theile desselben das Eine sowol bestehen können als das Andere, aus welchem Grunde das Ding möglich genannt wird. Das Dasein eines solchen Dinges gehört nicht zu seiner innern Möglichkeit, nicht zu seinem Wesen, auch nicht zu seinen Eigenschaften, und ist daher eine bloße Zufälligkeit (modus), deren Wirklichkeit nicht anders als aus einer andern Wirklichkeit begriffen werden kann. Denn eine Zufälligkeit ist eine Bestimmung, die aus der

blossen Möglichkeit weder folgt noch begriffen werden kann, deren Wirklichkeit sich nicht anders als aus eines Andern Wirklichkeit erklären läßt. Ein solches Dasein ist also abhängig, nicht selbständig. Dies bedarf keines weitern Beweises. Nun kann dem vollkommensten Wesen ein solches Dasein nicht zukommen, denn es würde seinem Wesen widersprechen, indem ein Jeder einsieht, daß ein unabhängiges Dasein eine größere Vollkommenheit hat als ein abhängiges; daher der Satz, das allervollkommenste Wesen hat ein zufälliges Dasein, einen offenbaren Widerspruch enthält u. s. w.

Das allervollkommenste Wesen kann also nicht blos möglich sein; unmöglich aber deshalb nicht, weil es dann einen Widerspruch enthalten müßte, ein solcher aber ein Mangel ist, dergleichen doch nicht von ihn ausgesagt werden kann. Bleibt also dem lieben Gott nichts Anderes übrig als wirklich zu sein.

Indessen schmachtet unser Schriftsteller nicht immer in diesen Fesseln. Er weiß die Lehren seiner Philosophie auch auf gründliche und lebendige Weise gegen die Tendenzen seiner Zeit zu richten. Es ist nicht ohne Geist, wenn er im „Phädon" Platon's Polemik gegen Philolaus, der die Seele für eine Harmonie erklärt, gegen die französischen Materialisten wendet, welche die geistigen Erscheinungen als ein bloßes Resultat zusammenstimmender physischer Ursachen betrachteten. Es setze, sagt er (II, 154), jede Verbindung immer schon ein Denken voraus. Ausdehnung und Bewegung selbst, die Eigenschaften der Materie seien Vorstellungen des denkenden Wesens von Dem, was außer ihm wirklich sei. Das Begreifen gehe allemal vor dem blos Begreiflichen her. Dies ist nicht Leibnitzisch: Nihil est in intellectu, quod non antea fallit in sensu, nisi ipse intellectus. Auf Dasselbe kommt die Abhandlung über die Unkörperlichkeit der menschlichen Seele hinaus, die vornehmlich gegen d'Alembert gerichtet ist. Ebenso treffend würdigt Mendelssohn im Sendschreiben an Lessing Rousseau's Lehre vom Naturstande. Sie beruhe, sagt er (I, 382), auf einem bloßen Misverständnisse, indem sie das Naturrecht statt aus unserer *wesentlichen Beschaffenheit* aus unserm der *Zeit nach* frühern Zustande ableiten wolle. In andern polemischen Bemühungen können wir ihm freilich nicht Recht geben. Dazu gehört seine Ansicht über Spinoza, die wie Alles, was man zu jener Zeit gegen denselben vorgebracht hat, vergessen sein würde, wenn er sie nicht vornehmlich in dem bekannten Streite mit Jacobi geäußert hätte. Mendelssohn begreift die Lehre Spinoza's durchaus nicht, und was er gegen sie einwendet, trifft nur die äußere Schale derselben. Und dennoch faßt er sie schon in seinen philosophischen „Gesprächen" (I, 193) unter einem Gesichtspunkt auf, welcher in Betracht mancher Einwürfe gegen das Hegel'sche System, in dem ja Viele nichts als einen strenger durchgeführten Spinozismus und Pantheismus sehen, noch jetzt von Interesse sein muß. Er sagt (I, 207):

Sie wissen, die Leibnitzianer legen der Welt gleichsam ein zweifaches Dasein bei. Sie hat, mit ihnen zu reden, vor dem Rathschlusse Gottes unter möglichen Welten in dem göttlichen Verstande existirt. Gott hat ihr, weil sie die beste ist, vor allen möglichen Welten den Vorzug gegeben und hat sie außer sich wirklich sein lassen. Nun blieb Spinoza bei der ersten Existenz stehen. Er glaubte, es wäre niemals eine Welt außer Gott wirklich geworden, und alle sichtbaren Dinge wären bis auf diese Stunde nicht außer Gott für sich bestehend, sondern immer noch selbst in dem göttlichen Verstande anzutreffen. Was nun die Leibnitzianer von dem Plane der Welt behaupten, das glaubte Spinoza von der sichtbaren behaupten zu können,

womit man, insofern uns diese Kategorien jetzt etwas fern liegen, vergleiche was in der „Abhandlung über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften" (II, 41) berichtet wird:

In dem Verstande Gottes ist Alles *Wissenschaft*, hängen alle mögliche Wahrheiten so zusammen wie die Sätze einer geometrischen Demonstration. In unserm Verstande ist zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit allezeit eine entsetzliche Kluft, indem wir niemals alle mögliche Bestimmungen eines Dinges verständlich erklären können, und daher das Dasein zufälliger Dinge nicht anders als aus der Erfahrung haben können. Ein unendlicher Verstand aber kann alle mögliche Bestimmungen wirklicher Dinge auf das allerdeutlichste erklären, und daher ihr Dasein, wenn ich vom Unendlichen menschlich reden darf, a priori beweisen. Daher hängen in ihm, vermöge des Satzes vom zureichenden Grunde, die Möglichkeiten und Wirklichkeiten auf das allergenaueste zusammen, und alle Wahrheiten machen ein einiges Ganze, eine einzige Wissenschaft, eine unendliche Demonstration aus, die der Allerhöchste mit Einem Blicke übersieht.

Daher antwortet er in den „Morgenstunden" (II, 352), wo er Lessing diese Ansicht vortragen läßt, demselben:

Wenn ich Sie recht verstehe, so geben Sie, im Namen Ihres Pantheisten, zwar einen außerweltlichen Gott zu, leugnen aber eine außergöttliche Welt, und machen Gott gleichsam zum unendlichen Egoisten.

Man sieht also, daß Hegel nicht der Erste gewesen, der Spinoza einen Akosmismus zugeschrieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Humoristische Studien von *Karl Alt*. Berlin, Plahn. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Buch gehört in die Zahl derjenigen, die ein Recht zu existiren haben; und das kann längst nicht von allen, die erscheinen, gesagt werden. Jedes neue Buch soll durch die Geisteseigenthümlichkeit seines Verfassers, oder durch die Materie selbst, oder durch Beides sich dies Recht gewinnen; der Geist des bezeichneten Verf. hat sich als ein selbstthätiger und selbständiger legitimirt. Der Verf. stellt sich unter die Zahl der Humoristen; darin gehört er auch, aber seine Eigenthümlichkeit neigt mehr zur Satire hin, ins Erhabene streift sein Humor selten, blos spielend, tändelnd, gesinnungslos und doch mit Gesinnung koquettirend ist er niemals; wie gesagt, er neigt zur Satire; auf diesem Gebiet würde Hr. Alt gewiß Bedeutendes leisten. Doch soll er nicht, wie Rabener, in einer ernsten und schweren Zeit sich nur leichte Gegenstände zum Vorwurfe wählen, sondern er sei ernst und streng wie der männliche Liscov. Und der Verf. dieser Studien hat die Gabe dazu, das sieht man zum Exempel aus der Partie seines Werkes, wo er über die Irrthümer der Menschheit spricht. Da sagt er, daß zahllose wissenschaftliche Irrthümer Zeugniß geben von dem Leichtsinn und der Indolenz der Gelehrten. Die Naturforscher halten in allen zehn Kreisen Deutschlands Olympische Spiele, holen sich in Reden, Diners und Bällen die schönsten Olivenzweige und in der Naturbeschreibung der bekanntesten Thiere kommen die größten Irrthümer vor; man nehme nur die große Lüge, daß der Krebs rückwärts geht. Wer kriecht, kommt immer vorwärts, von der Schnecke an bis zu

den größten Antichambre-Reptilien. Der Krebs bewegt sich mit seinem Schwanze voran, um nicht mit dem Kopfe anzustoßen. Er ist einer der feinsten Diplomaten, die nie den Kopf dahin wenden, wohin sie zu gelangen wünschen. Ist er an seinem Ziele, so wird er schon den Kopf auf den rechten Fleck zu wenden wissen. Wie konnte man ein Thier für dumm halten, das so lange Fühlhörner hat und seinen Magen wie sein Gewissen nach Belieben häutet? Lernen wir von ihm, vorwärts zu kommen, indem wir rückwärts zu gehen scheinen. Das muß die Losung des Tages bleiben.

In dieser Manier rede der Verf. nun weiter, das trifft, das schlägt, das haftet.

Damit Niemand glaube, das Buch habe durchweg einen düstern Charakter, so können wir versichern, daß der Hr. Verf. sich auch in leichter Weise angenehm bewegt. So sagt er einmal, der Verlobungsring bestehe gewöhnlich aus einer schuppigen Schlange, die sich in den Schwanz beißt; das ist das ägyptische Symbol der Ewigkeit. Bis zur Hochzeit, sagt er, ist die Liebe ewig und echt ägyptisch. Die Braut betet häufig ein Krokodil an und der Bräutigam eine Schlange. Die Liebe steigt, wie der Nil, bis über die Flitterwochen und bereitet die Fruchtbarkeit des Landes vor.

Wir schließen die kurze Beurtheilung dieses vortrefflichen Buchs mit der Bemerkung, der Hr. Verf. möge nicht einzelne Gedanken sammeln und dann zurechtstellen; das bleibt immer etwas Zurechtgemachtes, dem Licht und Schatten, die Flüssigkeit des Lebens fehlt; sein Werk ist am besten gelungen da, wo er seinen humoristischen Ergießungen ganz freien Lauf läßt. 25.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Verkümmerte Dichternaturen.

Man hat die Schilderung Freiligrath's vom „Fluche der Dichtkunst" übertrieben, den Ausdruck „Kainsstempel" zu hart finden wollen. Aber wie manche jugendliche Existenz ist vom innern Feuer der Poesie verzehrt, wie manches Talent hat sich aufgerieben auf der dornenvollen Laufbahn eines Dichters! Heil und Ruhm Denen, welche am glänzenden Ziele ankommen! Aber wie Viele gehen nicht, bevor sie es erlangt haben, auf verzweiflungsvolle Weise zu Grunde! Wie oft treibt ein finsteres Geschick sein Spiel mit Denen, welche sich dem Dienste der Dichtkunst weihen! Die Zahl der Märtyrer der Poesie ist groß, und doch wie selten erfährt man die Namen Derer, die in der Verborgenheit verschmachtet sind! Einen neuen Beitrag zur Geschichte der innern Seelenleiden angehender Dichter erhalten wir in einem Werkchen, welches dem Andenken einer unter Kummer und Schmerzen hingewelkten Dichterin gewidmet ist. Man ahnt an dem Titel: „Marie Laure, essais en prose et poésies, récueillis, publiés et précédés d'une notice biographique", von M. Th. de Banville, nicht, welche harte Kämpfe in einfachen Schilderungen an uns vorübergeführt werden. Im Grunde paßt freilich auf alle diese verkümmerten Dichternaturen Heine's:

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu."

Bei den ersten Schwingungen der Fittige ein schöner Taumel; auf theilnehmende Lobsprüche und Schmeicheleien, die anfangs von allen Seiten zufließen, werden übertriebene Hoffnungen gegründet, bis dieselben endlich vom rauhen Hauche der Wirklichkeit zertrümmert werden. Dann bemächtigt sich namenloser, unendlicher Jammer der jugendlichen Seele, äußere Sorgen treten noch hinzu und machen das Leben vollends zu einer traurigen Öde, in der die schwachen Triebe der Poesie endlich ganz verkümmern. Glücklich noch, wenn ein sanfter Tod dem Jammer bald ein Ziel setzt. Alle diese einzelnen Umstände finden wir auch im Leben dieser jungen Dichterin wieder. Aber niemals ist es uns so deutlich vor die Seele getreten, welches Unheil ermunternde, antreibende Urtheilssprüche, von Männern anerkannten Rufes herrührend, anzurichten im Stande sind. Vielleicht hätte die junge Dichterin, deren Vermächtniß wir hier erhalten, sich nicht so früh auf die schlüpferige, gefahrvolle Bahn des literarischen Ruhms gewagt, wenn ihr Chateaubriand nicht die vielverheißenden Worte geschrieben hätte: „J'ai lu, Madame, les trop beaux vers que vous voulez bien m'adresser". Wie verletzend mußten nicht nach solchen Lobsprüchen minder günstige oder wol gar übelwollende Kritiken wirken, wie peinigend mußte das Gefühl sein, wenn Marie Laure sich sagen mußte, daß, selbst nachdem Männer wie Chateaubriand mit vollen Händen Beifall gespendet hatten, doch zur Erlangung der Dichterkrone und einer gleißnerischen literarischen Berühmtheit wenig, zur Begründung einer erträglichen Existenz noch gar nichts geschehen sei. Wie demüthigend mußte es nun nicht sein, daß die Dichterin zu den nichtssagendsten, niedrigen literarischen Beschäftigungen greifen mußte, um nur einigermaßen die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens bestreiten zu können. Sie hatte, auf den Höhen der Poesie schwelgend, sich im reinen Äther schaukeln wollen, und mußte sich nun bequemen, ihr Dichterroß an den Pflug zu spannen. Darüber mußte ihre sinnige weibliche Seele zu Grunde gehen. Zwar gelang es ihr endlich, sich einige Gönner zu erwerben, welche Sorge tragen wollten, daß ihre Erzeugnisse wenigstens der Ehre des Druckes theilhaftig würden. Aber die Dichterin selbst war schon in ihrem innersten Wesen gebrochen und die Veröffentlichung ihrer Gedichte, welche dazu beitragen sollte, die Gebeugte aufzurichten, konnte nur dazu dienen, ihr ein Denkmal zu setzen. Was nun die literarischen Producte selbst betrifft, welche in diesem Werkchen niedergelegt sind, so erscheinen die prosaischen Stücke der Sammlung bei aller stylistischen Gewandtheit im Ganzen unbedeutend. Günstiger gestaltet sich das Urtheil in Bezug auf den poetischen Theil. Eine gewisse Innigkeit des Gefühls, eine sanfte Harmonie ist den Gedichten nicht abzusprechen. Durch alle Verse zieht sich ein klagender, melancholischer Grundton hindurch. Dadurch stellt sich nothwendig eine gewisse Monotonie ein. Überhaupt vermißt man Mannichfaltigkeit, Vielseitigkeit und Talent, sodaß selbst die nachsichtsvollste Kritik Marie Laure einer Elise Mercoeur, deren Lebensschicksal bekanntlich eine ähnliche Wendung nahm und von der Lamartine auch gesagt hatte „Cette jeune fille nous surpassera tous", nicht zur Seite stellen kann.

Geschichte der Päpste.

Der Ritter Artaud de Montor, der, wenn wir nicht irren, die Stelle eines französischen Gesandten beim päpstlichen Stuhle bekleidete, hat sich durch seine kunst- und literaturhistorischen Schriften sowie durch seine ausgezeichneten Leistungen auf dem Gebiete der Papstgeschichte rühmlichst bekannt gemacht. Wir erhalten jetzt von ihm ein neues Werk, betitelt „Considérations sur le règne des quinze premiers papes qui ont porté le nom de Grégoire". Dasselbe bildet eine Art von Einleitung zur Geschichte des Papstes Gregor's XVI. vom nämlichen Verf. Seine Biographie Leo's XII. wurde mit einem ähnlichen Rückblicke eröffnet. Wenn auch gerade kein tieferer Grund zu dieser Zusammenstellung vorhanden ist als die fast zufällige Ähnlichkeit der Namen, und wenn daher auch diese Anordnung von einer gewissen Willkürlichkeit nicht freizusprechen ist, so ist doch das Werk Artaud's eine dankenswerthe Gabe. Es beruht auf einem durchaus gründlichen Studium der besten Quellen und gibt für die interessante Geschichte des Papstthums manche schätzenswerthe Bemerkung. Die bezügliche Literatur hat in neuester Zeit auch durch folgendes Werk noch eine wirkliche Bereicherung erhalten: „Histoire de Léon X.", von Audin (2 Bde.). Der Verf. dieses tüchtigen Geschichtswerks hat sich durch seine Arbeiten über Calvin und Luther, denen freilich zum Theil wenigstens der Makel der Parteilichkeit anhaftet, bereits als Historiker einen Namen gemacht. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 177. —— 26. Juni 1845.

Moses Mendelssohn.

(Fortsetzung aus Nr. 176.)

In Folge dieser freiern Bewegung innerhalb der Schranken der Schule und der Berücksichtigung Dessen, was außerhalb derselben vorging, ist nun eben Mendelssohn für das historische Verständniß Kant's von Bedeutung. Bekanntlich hat dieser besonders in seinen mündlichen Vorträgen durchaus an die Wolf'schen Bestimmungen angeknüpft, und aus diesen durch successive Umbildung die seinigen entwickelt. Es müßte interessant sein, den Bildungsgang, den er solchergestalt zurückgelegt, so viel als möglich seinen einzelnen Stationen nach zu verfolgen. Hierzu möchten sich bei Mendelssohn einige Beiträge finden. Man fürchte nicht, wenn man auf solche Weise einzelne Elemente einer großen Entdeckung nachweist, den Ruhm des Entdeckers zu schmälern. Im Gegentheil wird das Verdienst desselben dadurch erst recht an das Licht gestellt, denn die Hauptsache war doch, jene Elemente auf Einen Punkt wirken zu lassen, und was die Andern von dem frühern Standpunkt aus vorgebracht hatten, zur Emancipation von demselben anzuwenden. Es läßt sich genau nachweisen, warum Mendelssohn, wie er selbst bekennt, die Kant'sche Lehre nie verstehen konnte. Es geht zwar aus der Stelle über die Priorität des Begreifenden vor dem Begreiflichen, die wir oben angeführt haben, hervor, daß er dem idealistischen Element der Leibnitz'schen Philosophie nicht unzugänglich war. Allein mit diesem selbst war es infolge der Hypothese der prästabilirten Harmonie nicht Ernst. Denn was wir vorstellen, ist zwar zufolge derselben zunächst nur Vorstellung unserer Seelenmonas, zugleich aber existirt es auch an und für sich, und so hindert nichts, sich blos an das letztere Moment zu halten, welches eben die Wolf'sche Philosophie lehrt und somit in den plattesten Realismus verfiel. Nichtsdestoweniger finden wir bei Mendelssohn Äußerungen, denen, um für Kantisch gelten zu können, nur die belebende Seele des durchgeführten transscendentalen Standpunkts fehlt. In der Preisschrift: „Abhandlung über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften", die Kant als Mitbewerber später gewiß gelesen haben wird, spricht Mendelssohn (II, 29) von dem Unterschied der beständigen und veränderlichen Erscheinungen, unter denen jene, wie er sagt, ihren Grund in der innern Beschaffenheit der menschlichen Sinne überhaupt hätten. Insofern zu denselben das Mathematische gehöre, so bleibe auch in dem System des Zweiflers oder des Idealisten nicht nur die rein theoretische, sondern auch die praktische und angewandte Mathematik in ihrem Werthe und behalte ihre unleugbare Gewißheit. Wer erkennt nicht darin Kant's Gegensatz von Schein und Erscheinung? Weiterhin (II, 115) heißt es ausdrücklich, die Ausdehnung sei keine Realität, sondern ein bloßes Phänomenon. Aus einer Stelle in den „Morgenstunden" (II, 353) sehen wir, wie Kant's nur regulatives Princip der Zweckmäßigkeit aus der Annahme der besten Welt entstanden ist. Die zufälligen Dinge, sagt Mendelssohn, lassen sich nur als Gegenstände des Billigungsvermögens aus dem nothwendigen Wesen ableiten. Denn wollte man sie aus dem Begriffe des letztern deduciren, so wären sie nicht zufällig, sondern vielmehr nothwendig, wie Alles, was aus einer nothwendigen Wahrheit auf nothwendige Weise folgt. Dagegen wird es als Zufälliges dadurch mit Nothwendigkeit abgeleitet, daß es irgendwo und irgendwann das Beste sei. Eine besonders merkwürdige Übereinstimmung mit Kant findet sich endlich bei Mendelssohn, der vier Jahre vor dem Erscheinen der „Kritik der Urtheilskraft" starb, in den „Morgenstunden" (S. 294):

Man pflegt gemeiniglich das Vermögen der Seele in Erkenntnißvermögen und Begehrungsvermögen einzutheilen, und die Empfindung der Lust und Unlust schon mit zum Begehrungsvermögen zu rechnen. Allein mich dünkt, zwischen dem Erkennen und Begehren liege das Billigen, der Beifall, das Wohlgefallen der Seele, welches noch eigentlich von Begierde weit entfernt ist. Wir betrachten die Schönheit der Natur und der Kunst, ohne die mindeste Regung von Begierde, mit Vergnügen und Wohlgefallen. Es scheint vielmehr ein besonderes Merkmal der Schönheit zu sein, daß sie mit ruhigem Wohlgefallen betrachtet wird; daß sie gefällt, wenn wir sie auch nicht besitzen, und von dem Verlangen, sie zu benutzen, auch noch so weit entfernt sind. Erst alsdann, wenn wir das Schöne in Beziehung auf uns betrachten, und den Besitz desselben als ein Gut ansehen, alsdann erst erwacht bei uns die Begierde, zu haben, an uns zu bringen, zu besitzen: eine Begierde, die von dem Genusse der Schönheit sehr weit unterschieden ist. Wie aber dieser Besitz sowie die Beziehung auf uns nicht immer stattfindet, und selbst da, wo sie stattfindet, den wahren Freund der Schönheit nicht immer zur Habsucht reizt, so ist auch die Empfindung des Schönen nicht immer mit Begierde verknüpft, und kann also für keine Äuße-

rung des Begehrungsvermögens gehalten werden. Wollte man allenfalls die Richtung, welche die Aufmerksamkeit durch das Wohlgefallen erhält, denselben Gegenstand ferner zu betrachten, wollte man diese eine Wirkung des Begehrungsvermögens nennen, so hätte ich im Grunde nichts dawidet. Indessen scheint es mir schicklicher, dieses Wohlgefallen und Misfallen der Seele, das zwar ein Keim der Begierde, aber noch nicht Begierde selbst ist, mit einem besondern Namen zu benennen und von der Gemüthsunruhe dieses Namens zu unterscheiden. Ich werde es in der Folge Billigungsvermögen nennen, um es dadurch sowol von der Erkenntniß der Wahrheit als von dem Verlangen nach dem Guten abzusondern. Es ist gleichsam der Übergang vom Erkennen zum Begehren, und verbindet diese beiden Vermögen durch die feinste Abstufung, die nur nach einem gewissen Abstande bemerkbar wird.

Allein es läßt sich ein Concidenzpunkt von noch größerer Wichtigkeit zwischen beiden Männern nachweisen. Daß Kant von den Engländern ausgegangen sei, pflegt so sehr der Hauptgesichtspunkt bei der historischen Ableitung seiner Lehren zu sein, daß wir eben darin einen Hauptgrund der oben gerügten Vernachlässigung seines Verhältnisses zu Wolf finden müssen. Auch Mendelssohn hatte die Absicht, Leibnitz mit Locke zu verbinden, wie er im sechsten der Briefe „Über die Empfindungen" (I, 128) deutlich an den Tag legt.

Das scheint nun freilich das Tollste zu sein, was sich denken läßt, und das Vorurtheil einer gänzlich unphilosophischen Oberflächlichkeit, das man gemeiniglich gegen Mendelssohn hegt, vollkommen zu rechtfertigen. Denn Locke's Lehre ist Sensualismus, diejenige von Leibnitz Intellectualismus, und das Wort des Letztern, das wir oben anführten, und das Mendelssohn seinem Inhalte nach reproducirt hatte, ist ausdrücklich wider den Erstern gesagt. Indessen handelt es sich hier auch nicht darum, die philosophischen Principien der beiden Antagonisten zu vermitteln, sondern nur für die Thatsächlichkeit, welche der Eine dieser Männer reiner aufgefaßt hatte, und deren einseitige Berücksichtigung der Grund der Einseitigkeit seiner Theorie war, in dem Systeme des Andern einen Ort zu finden.

Nach Leibnitz-Wolf'scher Ansicht ist alle Sinnlichkeit, sei sie Anschauung oder Empfindung, etwas blos Negatives, und beruht allein auf der dunkeln Vorstellung, welche sich die Seelenmonade von dem an sich Seienden macht, also auf einem Mangel derselben. Hieran begann Mendelssohn, weil in ihm durch Locke's Sensualismus ein Organ für das Sinnliche als solches geweckt war, zu zweifeln. Er bekennt (II, 46), Bedenken dagegen zu hegen, daß nur aus der Verwirrung der Realitäten die Erscheinungen entständen, welche wir von Körpern haben. In den „Morgenstunden" (II, 272) erläutert er sehr gut, daß nicht die Sinne als solche uns täuschen, sondern daß der Irrthum nur darin bestehe, daß wir einen gegebenen sinnlichen Eindruck durch den Gedanken falsch subsumiren. Das ist nicht unmittelbar gegen die Leibnitz'sche Lehre gerichtet, aber es widerlegt sie nichtsdestoweniger. Denn in dieser wird zwar nicht behauptet, daß die sinnlosen Anschauungen einzeln genommen Irrthümer seien, sondern nur, daß die ganze Sphäre der Anschauung eine der verworrenen Vorstellungen sei. Aber wenn Das, was wir so vorstellen, nur das durch den Gedanken zu erfassende Wahre sein soll, so läuft es der Sache nach im Grunde auf eine Reihe einzelner Irrthümer hinaus. Im Gegensatze dazu hielt also Mendelssohn das Sinnliche für etwas neben dem Gedanken ebenfalls Positives. So verband er Leibnitz mit Locke. Nun kam es aber doch darauf an, eine Einheit beider Gebiete zu gewinnen. Hier tritt die Subsumtion der Locke'schen Thatsache unter eine Kategorie der Leibnitz'schen Geistesphilosophie ein; die Anschauung wurde für eine positive Kraft der Seele erklärt. Mendelssohn sagt (II, 291), nachdem er den Verdacht des Idealismus zurückgewiesen:

> Wir sagen blos, die Vorstellung, die wir von materiellen Wesen als ausgedehnt, beweglich und undurchdringlich haben, sei keine Folge unserer Schwachheit und unseres Unvermögens; sie fließe vielmehr aus der positiven Kraft unserer Seele, sie sei allen denkenden Wesen gemein, und mithin nicht blos subjective, sondern objective Wahrheit.

Und eben diese Sonderung von Anschauung und Denken mit Entschiedenheit durchgeführt zu haben, ist eins der Hauptverdienste Kant's. Freilich ist auch in diesem Punkte leicht zu sehen, welcher von den beiden Männern in der Geschichte der Philosophie Epoche zu machen bestimmt war, und welcher nur auf den Rang eines Mittelgliedes Anspruch machen kann. Kant hatte die reine mathematische Anschauung von Raum und Zeit vor Augen, Mendelssohn combinirte oder vermengte mit derselben eine gewisse ästhetische.

(Der Beschluß folgt.)

Galerie schweizerischer Dichter.

Wenn auch politisch von Deutschland getrennt, hat die Schweiz doch nicht wie Holland auch ihren geistigen Zusammenhang mit uns verloren. Durch Sprache und geistige Bestrebungen mit dem Mutterland auf das innigste verbunden, ist es zu hoffen, daß auch einst die politische Scheidewand fallen wird, wenn infolge der täglich voranschreitenden politischen Entwickelung die Gründe wegfallen, welche heutzutage eine Vereinigung durchaus unmöglich machen. Schon aus diesem Grunde, weil wir in dem geistigen Verband, der unzweifelhaft zwischen Deutschland und der Schweiz existirt, die Gewähr einer künftigen, beiden Theilen heilsamen Vereinigung erblicken, begrüßen wir mit wahrer Freude jede Erscheinung, die uns geeignet scheint, das Band zwischen beiden Theilen des Gesammtvolks enger zu knüpfen, und zu solchen rechnen wir vor Allem alle wirklich poetischen Werke, weil sie mehr als alles Andere geeignet sind, in die Masse zu dringen und in den entferntesten Völkerschaften gegenseitige Liebe und Achtung zu erzeugen. So hat Schiller's „Tell" gewiß nicht wenig dazu beigetragen, in der Schweiz die längst erloschene Neigung zum deutschen Volke wieder zu entzünden, und auf der andern Seite haben Salis, Hebel u. A. in Deutschland wieder auf das beinahe vergessene Brudervolk aufmerksam gemacht.

Diese wenigen Worte werden hinreichen, um unsere Ansicht zu rechtfertigen, daß wir es für eine Hauptaufgabe der deutschen Journalistik halten, fortgesetzt auf das geistige Leben in der Schweiz hinzuweisen und mit allen bedeutenden Erscheinungen namentlich im Gebiete der Poesie bekannt zu machen; sie werden uns hoffentlich auch ein geneigtes Gehör bei unsern Lesern erwerben, denen wir nach und nach eine möglichst voll-

ständige Galerie der schweizerischen Dichter vorzuführen gedenken. Daß wir aus unserer Galerie alle Diejenigen ausschließen, welche, wenn auch Verse schreibend, doch nicht zu den Dichtern im wahren Sinne des Worts gerechnet werden können, versteht sich um so mehr von selbst, als diese auf keine Weise zu dem oben angedeuteten Resultate beitragen könnten.

1. Karl Rudolf Tanner.*)

Im J. 1842 erschien die vierte Auflage der „Heimatlichen Bilder und Lieder" dieses Dichters, und dennoch ist sein Name erst in der neuern Zeit in Deutschland bekannt geworden, zuerst durch die Proben, welche verschiedene Mustersammlungen von seinen Dichtungen mittheilten, dann auch durch einige literarhistorische Schriften. Wir wollen nicht untersuchen, woher es wol kommen mag, daß ein so begabter Dichter so lange Zeit in einem weitern Kreise unbekannt blieb; wir wollen uns vielmehr freuen, daß die Zeit ihm endlich Recht gegeben hat.

Tanner hat sich einer beim ersten Anblick scheinbar sehr beschränkten Form der lyrischen Poesie vorzugsweise gewidmet, derjenigen nämlich, welche in Deutschland auch durch den schwäbischen Dichter Karl Mayer mit entschiedenem Glücke behandelt wurde, und die von einigen Kritikern des sogenannten jungen Deutschlands häufig verspottet, wenigstens mit vornehmer Geringschätzung abgefertigt worden ist. Aber wenn hier von Beschränktheit die Rede sein kann, so liegt sie nicht in den Dichtern, sondern in den Kritikern, welche, um es gelind auszudrücken, wenigstens die poetische Geltung der Natur- und Lebensbilder Mayer's u. A. nicht begreifen konnten. Wie flach die Genannten überhaupt die Erscheinung auffaßten, läßt sich schon an dem berühmten, oft nachgesprochenen und auch von Laube in seiner Literaturgeschichte wiederholten Worte Gutzkow's nachweisen, daß es „für jene (schwäbischen) Naturdichter Weltschmerz sei, von Spaziergängen keine Gleichnisse mitzubringen". Dieser Ausspruch ist in der That nichts als eine Caricatur, die allerdings geistreich, aber nichtsdestoweniger eine Caricatur ist, weil sie unter dem Scheine, die Wahrheit zu sagen, dieselbe verzerrt, daher bei dem ersten Anblick Lachen erregt, bei näherer Prüfung jedoch in nichts zerfällt. Als ob die ganze Richtung jener Dichter darauf hinausginge, Gleichnisse zu suchen! Wer kein poetisches Gefühl hat, oder dasselbe mit Willen und bewußt in Nebel hüllt, kann allerdings zu solchem Ausspruche kommen; der vorurtheilsfreie Kritiker wird zu ganz anderm Resultate gelangen. Andere behaupten ferner, es sei schon an und für sich höchst langweilig, dergleichen Liederchen und Bilderchen in Masse aufgetischt zu erhalten; da verdränge ein Gedanke den andern, man könne vor lauter Bildern und Gleichnissen nicht zum ruhigen Genusse kommen. Laube fügt in absprechender Weise, und, was gewiß für den besondern Fall höchst bezeichnend ist, in einem schlechtgebildeten und halbverständlichen Satze hinzu, „diese Liederchen seien zwar allerliebst, allein sie müßten eben nur als ein Nachtisch von Schwaben geboten sein. Wollten sie allein eine volle Geltung, so thue man ihnen Unrecht; ebenso als wollte das Horn allein auf die Reise gehen und böhmische Musik machen". Diese Suffisance — wir dürfen wol ein undeutsches Wort gebrauchen, um einen undeutschen Begriff zu bezeichnen, während diese Tadler die deutschesten Anschauungen und Vorstellungen in französische Phrasen einkleiden —, mit welcher auf die Schwaben hingewiesen wird, zeugt schon von Beschränktheit, sie erinnert uns an den Schweizer Bluntschli (sonst eben kein Freund vom jungen Deutschland, aber es in Anmaßung überbietend, wie es dem geliebtesten Schüler des Propheten Rohmer wol geziemt), der keinen schlagendern Grund gegen des Communisten Weitling Evangelium auftreiben konnte als den, daß Weitling ein Schneider ist. Und dann erwidern wir auf die Bemerkung, daß wir gar nicht einsehen, warum das Horn nicht allein auf die Reise gehen solle, wenn es auch ohne Unterstützung anderer Instrumente zu gefallen versteht.

Doch wir wollen uns durch die Gleichnisse der Gleichnißfeinde nicht verleiten lassen, selbst in solchen zu reden. Wir wollen uns vielmehr in wenigen Worten dahin aussprechen, daß, wie in der äußern Welt, so auch in der poetischen, jede Erscheinung Anspruch auf selbständige und volle Geltung habe, und daß selbst das kleinste Gedicht entschiedenes Recht besitze, zu sein, wenn es nur ein Gedicht ist; daß jede Form, und wäre sie noch so beschränkt, Anspruch auf Anerkennung machen darf und kann, wenn sie nur eine wirklich künstlerische Form ist. Ob es möglich ist oder nicht, viele kleine Gedichte einer und derselben Art mit einem stets gleichen Wohlgefallen hintereinander zu lesen, das ist eine Frage, die gar nicht in Betracht kommt, da ja der Dichter durch die bloße Zusammenstellung in einem Bande nicht im mindesten auffodert, die einzelnen Gedichte als zusammengehörend und ein Ganzes bildend anzusehen. Es hat sich noch Niemand, so viel wir wissen, jemals einfallen lassen, zu behaupten, daß Martial's Epigramme, oder die der griechischen Anthologie, oder die Schiller'schen kein Recht auf volle Geltung hätten, wiewol auch diese noch nicht oft in Einer Sitzung gelesen worden sind. Und doch müßten sie nach Laube'schen Grundsätzen auf dieses Recht verzichten, wenn der Umfang des Gedichts — denn alle Widersprüche gehen am Ende doch nur darauf hinaus — dessen poetischen Werth bestimmen soll. Überhaupt haben weder Laube noch Gutzkow bei ihren absprechenden Urtheilen an die Epigrammenform und Gattung gedacht, sonst würden sie ohne Zweifel die Flachheit und Unzulänglichkeit ihres Ausspruchs eingesehen haben. Hätten sie die ihnen so verhaßten Liederchen eben nicht als Liederchen angesehen, was sie gar nicht sein wollen, sondern sie für Das genommen, was sie in der Wirklichkeit sind, für Epigramme, so wäre ihnen weder das Haschen nach Gleichnissen noch das böhmische Horn in den Sinn gekommen.

Freilich sind es Epigramme eigenthümlicher Art, die in Stoff und Absicht von Dem, was man gewöhnlich unter Epigramm versteht, wesentlich verschieden sind; aber dies kann den Dichtern nicht zum Vorwurf gereichen, es muß ihnen vielmehr dafür unser aufrichtigster Dank werden, daß sie die Gattung erweitert, ja so zu sagen eine neue Art derselben geschaffen haben. Während das gewöhnliche Epigramm darauf berechnet ist, unsere Aufmerksamkeit und Neugierde zu erregen, unsern Verstand durch scharfsinnige oder gar witzige Gedanken angenehm zu beschäftigen, nimmt diese neue Art unser Gemüth in Anspruch und sucht uns in eine lyrische, ja elegische Stimmung zu bringen. Wollten wir uns auf Laube's Definition von einem Gedichte berufen („Geschichte der deutschen Literatur", Bd. 3, S. 81), so würde es ein Leichtes sein, aus seinen eigenen Worten darzuthun, daß er, falls er consequent bleiben will, auch dieser Dichtungsart volle Geltung einräumen müsse. Doch fahren wir lieber in der begonnenen Beweisführung fort. Wenn die Gedichte Mayer's und der verwandten Dichter im Wesen von den gewöhnlichen Epigrammen sich unterscheiden, so stimmen sie dagegen formell — und darauf kommt es bei Bestimmung der Gattung allein an — mit ihnen vollkommen und in allen wesentlichen Punkten überein. Wie diese gehen sie von der Anschauung eines äußern Gegenstandes aus; wie diese suchen sie den tiefern verborgenen Sinn des angeschauten Objects zu enthüllen und diesen Sinn auf eine solche Weise auszusprechen, daß er den größtmöglichsten Effect auf den Leser hervorbringe.

Wenn wir auch bis jetzt immer nur von Karl Mayer und dessen Gedichten gesprochen haben, so geschah es doch nur, um den Standpunkt zu bezeichnen, den wir bei Beurtheilung der Tanner'schen Poesien für den einzig richtigen halten. Denn was von dem schwäbischen Dichter gesagt wurde, gilt auch in der vollsten Ausdehnung von dem schweizerischen, da beide Dichter in Auffassung und Darstellung des ihnen von der Na-

*) Heimatliche Bilder und Lieder von Karl Rudolf Tanner. Vierte vermehrte Auflage. Aarau, Sauerländer. 1842. 8. $17\frac{1}{2}$ Ngr.

tur und ihren Erscheinungen gebotenen Stoffes durchaus verwandt sind, sodaß man vielleicht geneigt sein möchte, den Einen für den Nachahmer des Andern zu halten, wenn nicht bewiesen werden könnte, daß Beide schon ihr Talent entwickelt und auf dem eingeschlagenen Wege schon Bedeutendes geleistet hatten, ehe sie voneinander hörten. Daß bei Tanner insbesondere die Bearbeitung des Naturepigramms eine nothwendige Folge seiner ganzen Bildung und Entwickelung war, erhellt auch aus der Vorrede zu seinen Gedichten, die überhaupt sehr interessant und gehaltreich ist und sowol den Dichter als seine Beziehungen zur Poesie und zu Poeten in lebenswarmen Zügen darstellt. Statt aber, wie wir zuerst gesonnen waren, die bedeutendsten Stellen aus derselben auszuschreiben, wollen wir lieber einige Gedichte mittheilen, weil es doch auf diese und nicht auf die Reflexionen des Dichters über sich selbst ankommt. Auch werden dadurch unsere Leser eher in den Stand gesetzt werden, über unsere oben entwickelte Ansicht ein Urtheil zu fällen.

Das Gerede der Wellen.

Eine Welle sagt zur andern:
Ach! wie rasch ist dieses Wandern!
Und die zweite sagt zur dritten:
Kurz gelebt ist kurz gelitten!

Tiefer im Lenze.

Und wie der Frühling reicher schwillt,
Verstummen meine Lieder;
Der Lenz, den nun der Lenz gestillt,
Legt sich zum Schlummer nieder.
Das Herz bedarf des Singens nicht,
Ist doch schon jeder Baum Gedicht.

Hinausblick in den Abend.

Abendglut am Bergeshaupt,
Rings von Wolkengold umhaubt,
Warum schließt im Hochwald dorten
Mir die Sonne schon die Pforten?

Mag des Lichtes Flug sich senken,
Sein will liebend ich gedenken;
Oft im Nachglanz erst erschlossen
Sprießt das Glück, das wir genossen.

Übrigens würde man Tanner's reiches Talent nur von einer, wenn auch von der vorzüglichsten Seite, daher immerhin zu beschränkt auffassen, wenn man ihn nur als Epigrammatist darstellen wollte. Er hat auch eigentliche Lieder gedichtet, die tief empfunden sind und wie überhaupt alle seine Productionen durch ihre wohllautende und einfache Sprache hohes Wohlgefallen erregen. Wir begnügen uns, Folgendes mitzutheilen:

Mutterglück.

Du weinest Kind an meiner Brust;
Sag an, du junges Licht,
Wer schon in deine erste Lust
Dir solche Dornen flicht,
Hier an der Treue sicherm Arm!
Am Mutterbusen liebewarm?

Doch weine nur! das Menschenherz
Ist einmal so bestellt,
Daß sich die Freude mit dem Schmerz
Im tiefsten Grund gesellt —
Daß oft im Glückesüberfluß
Die Wehmuth stille weinen muß.

Und wie die Mutter singt, erglänzt
Ihr Blick, die Wimper quillt,
Wie wenn es in den Thalen lenzt,
Der Weinstock überschwillt:
Die Thräne, die sich reich ergießt,
Ist Seligkeit, die innen sprießt.

Ganz besonders aber ist Tanner wegen seiner religiösen Lieder zu schätzen, welche freilich nicht kirchlich sind, aber von dem echtesten religiösen Gefühl zeugen und tief auf das Gemüth wirken, wie sie selbst aus der Tiefe des Gemüths hervorgegangen sind. Je schwieriger aber die poetische Darstellung religiöser Empfindungen ist, desto erfreulicher muß es sein, einem Dichter zu begegnen, der beinahe alle Hindernisse besiegt, die so zahlreich im Stoff und in jeder Subjectivität liegen. Wir erfahren aus der Vorrede, daß Tanner schon früh sich in Übertragungen alter lateinischer Kirchenlieder und Hymnen versucht hat. Zwar hat er in bescheidener Anerkennung einer vor Jahren erschienenen Recension dieser Versuche dieselben nicht wieder abdrucken lassen; allein wenn sie auch nicht so gelungen waren, wie man es von dem Verf. zu erwarten berechtigt war, so hatten doch diese Übungen — wir möchten lieber Studien sagen — den schönsten und segensreichsten Einfluß auf die eigenen Productionen, in denen wir gerade die echte Frömmigkeit und das wahre Gottesvertrauen wiederfinden, das aus jenen alten Liedern so kräftig in unser Herz dringt.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz aus England.

Sir Robert Peel und Benjamin d'Israeli.

Der letzte Kampf im Unterhaus über die Maynooth-Bill und besonders die Art, wie der literarische Vorkämpfer des jungen England, der Verfasser des „Coningsby", d'Israeli, an der staatsmännischen Weisheit Peel's zum Ritter zu werden suchte, lieferten den kleinen englischen Scherzblättern eine unerschöpfliche Quelle des Spottes und der Geißelung, wobei sie jedoch dem sogenannten „Rockumwender Peel" noch weit ärger mitspielten als dem sentimentalen Erfinder der neuen aristokratischen Socialtheorie. Unter Anderm schilderte der „Punch", das parlamentarische Zwiegefecht zwischen beiden Männern durch ein sinnreiches Spottbild veranschaulichend, den Charakter der Kämpfer folgendermaßen: „Der Premier, dessen Vatersnamen Peel, der aber sonst auch als Sir Robert, alias Pawky Bob bekannt, ist ein geprüfter Arm, der mannichfaltige Lorbern errungen, dann und wann aber auch eins versetzt erhalten hat. Im J. 1830 straußte er mit Lord John Russell, wobei «Hänschen» Sieger blieb; aber dafür schlug er 1842 den Bedford Zärtling. Man erzählt sich, er verdanke einen großen Theil seines Glückes dem Umstande, daß er seines Gegners Kriegsschulung sich angeeignet. Vermuthlich meint der Premier, daß «fas est et ab hoste doceri», wie der Dichter sagt. Seine Art zu fechten ist behutsam und arglistig. Er ist reich an schlauen Finten und seine Gewandtheit im Auspariren kann jedem Jüngling zum Muster dienen. Statt den Rock beim Fechten auszuziehen, hat er die ihm eigenthümliche Gewohnheit, ihn umzuwenden, welche dem Zeitwort to peel (aushülsen, aber auch plündern) eine neue Bedeutung gegeben. Er steht in seiner Meinung mehre Zoll höher als in der irgend Eines, aber in dieser Hinsicht wenigstens herrscht ungemeine Ähnlichkeit zwischen ihm und seinem Gegner. Der Letztere, Jung Benjaminchen, zubenamst d'Israeli, hat jüngst den Beinamen des Shrewsbury'schen Schlagtodts sich errungen, sowie den des «Coningsby» und des «jungen Engländers», während er von Einigen der «Mann der Zukunft» getauft wird. In einem Sinne des Wortes ist er längst der Phantasie bekannt, nämlich als dichtender Schriftsteller. Aber sein Ruf auf den Bänken von St. Stephens ist jüngerer Herkunft. Er war früher ein Herz und eine Seele mit dem Premier, obwol er jetzt seinem quondam Busenfreund den Krieg erklärt hat. Darin hat er aber wirklich Kampfmuth bewiesen, da er bisher stets unter die leichten Truppen zählte, während Peel zu der schweren Reiterei gehörte." 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 178. —— 27. Juni 1845.

Moses Mendelssohn.

(Beschluß aus Nr. 177.)

Es kann auffallen, daß der unter Druck und Armuth aufgewachsene und später ganz abstracten Studien ergebene Mann ein so lebhaftes ästhetisches Interesse, ja eine für jene Zeit bedeutende Begabung für ästhetische Kritik entwickelt. Brandis meint in seiner Einleitung zu dieser Sammlung (I, 85), diese Saite möge in ihm nur dadurch angeschlagen sein, daß er durch die Gewalt der Freundschaft in Lessing's Geistessphäre hineingezogen worden. Wäre dies die alleinige Ursache jener Erscheinung, so müßten auch die einzelnen Ansichten desselben auf ihn übergegangen sein, wovon sich doch auffallend wenig Spuren finden. Seine ästhetische Bildung im Einzelnen scheint großentheils durch die 1756 erschienenen Briefe Nicolai's über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften bestimmt zu sein, welche auch den Standpunkt der 1757 angefangenen „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" bedingten, auf dem beide Gründer derselben eigentlich immer stehen geblieben sind. Aber das ästhetische Interesse überhaupt hatte bei Mendelssohn einen tiefern Grund. Er selbst sagt in einem Briefe an Iselin (V, 437), nachdem er als sein Lieblingsstudium die Metaphysik der herrschenden Schule genannt:

> Die Trockenheit zu vermeiden, erlaubt sich mein Gemüth manchen Spaziergang in die anmuthigen Gefilde der schönen Wissenschaften, welche in der That mit der speculativen Weltweisheit in einer genauern Verbindung stehen als man insgemein zu glauben pflegt.

Aus dem Obigen geht hervor, worin diese Verbindung bestand: er fand im Ästhetischen das Sinnliche nur für sich auf eine oder die andere Weise geltend gemacht. Bekanntlich verdanken wir die Fixirung der Ästhetik als besonderer Wissenschaft dem Wolfianer Baumgarten. Mendelssohn hat diesem Theile des Gesammtsystems besondern Fleiß zugewendet. Aber er sieht sehr wohl ein, daß da, wo die Anschauung und Empfindung nur das Schlechtere sein soll als der Gedanke, von einer wahren Kunstlehre nicht die Rede sein könne. Er sagt (IV, 314):

> Uns dünkt, daß der Erfinder dieser Wissenschaft der Welt nicht Alles geliefert habe, was seine Erklärung des Wortes Ästhetik verspricht. Die Ästhetik soll eigentlich die Wissenschaft der schönen Erkenntniß überhaupt, die Theorie aller schönen Wissenschaften und Künste enthalten; alle Erklärungen und Lehrsätze derselben müssen daher so allgemein sein, daß sie ohne Zwang auf jede schöne Kunst insbesondere angewendet werden können. — — Allein man findet nichts Anderes erwähnt als die Schönheit der Gedanken. Der Figuren, Linien, Bewegungen, Töne und Farben wird mit keiner Sylbe gedacht; und die Lehren und Grundsätze sind so vorgetragen, als wenn diese letztern Schönheiten gar keinen Anspruch auf dieselben machen könnten. Die verschiedenen Grade des Stils, der ästhetische Reichthum, Größe und Würde, das sinnliche Leben u. s. w., sind nur in Absicht auf solche Schönheiten ausgeführt worden, welche mittels der Sprache ausgedrückt werden, und dieses sind die Poesie und die Beredtsamkeit. — — Kaum ist der natürlichen Zeichen mit einigen Worten gedacht, so fährt Hr. Meier schon fort, „weil die Rede das vornehmste Zeichen schöner Gedanken ist, so will ich blos die Grundregeln festsetzen, nach welchen die Schönheiten der Rede bestimmt werden müssen". Wir halten zwar die Rede für das vornehmste Zeichen der „Gedanken", aber nicht der „Schönheiten". Man übergeht unsers Erachtens den wichtigsten Theil der Semiotik, wenn man nicht auch ausführlich und fruchtbar von den natürlichen Zeichen der Schönheit, von ihrer Verbindung mit den willkürlichen, von ihren Grenzen in einer jeden Kunst u. s. w., insofern sie zur allgemeinen theoretischen Ästhetik gehören, handeln will.

Nach Mendelssohn's eigener Theorie besteht das Wesen des Ästhetischen darin, daß wir auf die Vorstellung reflectiren, insofern sie eben ein Product unserer Seele ist. Er sagt in der „Rhapsodie über die Empfindungen" (I, 239):

> Wir empfinden über die Einrichtung und Beschaffenheit einer Sache Lust oder Unlust, nachdem wir Realitäten oder Mängel an derselben wahrnehmen. In Beziehung auf das denkende Subject, auf die Seele hingegen, ist das Wahrnehmen und Erkennen der Merkmale sowie die Bezeugung des Wohlgefallens oder Misfallens an denselben etwas Sachliches, das in derselben gesetzt wird, eine bejahende Bestimmung, die der Seele zukommt; daher muß jede Vorstellung wenigstens in Beziehung auf das Subject als ein bejahendes Product des denkenden Wesens etwas Wohlgefallendes haben.

Er erklärt sodann hieraus das Reizende der Gefahr der Versuchung, sich von Thürmen und andern Höhen herabzustürzen u. dgl. Zu dieser Lehre waren nun zwar in jener Zeit manche Elemente vorhanden. Mendelssohn sagt selbst in einer Recension des bekannten Burke'schen Buchs über das Schöne und Erhabene, derselbe nehme für die Erklärung des letztern seine Zuflucht zu dem bekannten System, daß eine jede Beschäftigung der Nerven, die sie wirksam erhalte, ohne sie zu ermüden,

angenehm sei, welches man in der französischen Schrift „Théorie des sentimens agréables" ausgeführt finde. Allein die geistige Wendung der Sache verdankt er Niemand als Lessing. Dieser hatte ihm nämlich ein paar Monate vorher geschrieben (Lachmann's „Werke", XII, 72), das Vergnügen am Trauerspiel beruhe darauf, daß ich nicht selbst leide, sondern nur mitleide, wie eine gleichgestimmte Saite mittönt, mithin in einen Affect ohne Gegenstand versetzt werde, welcher mir, als Erhöhung meines Lebensgefühls, nur angenehm sein könne. Daß dies wirklich ursprünglich Lessing angehört, erhellt nicht nur daraus, daß, wie Mendelssohn dies in der „Rhapsodie über die Empfindungen" in Bezug auf die Tragödie selbst wiederholt (I, 249), sogar sein Stil Lessingisch wird, sondern auch daraus, daß er es nun keineswegs seiner ganzen Lehre zu Grunde legt, wozu es sich doch so sehr eignet.

In der That würde Mendelssohn, hätte er diesen Punkt festgehalten, zu der Lehre vom Schönen haben kommen müssen, welche Kant in der „Kritik der Urtheilskraft" vorträgt. So wird man es wenigstens natürlich finden, daß Schiller neben dieser letztern Mendelssohn's Briefe „Über die Empfindungen" — die überhaupt mit Unrecht als ein non plus ultra des Veralteten und Abgemachten betrachtet werden — und Desselben Abhandlung „Über das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften" hat lesen und benutzen können. So freilich bleibt die Sache eine blos psychologische Theorie, und es wird die rein ästhetische Lust von der sinnlichen nicht grundsätzlich gesondert; auch diese wird nämlich darauf zurückgeführt, daß wir uns unserer Realität bewußt werden; es heißt (I, 128) gegen eine unklare Stelle Wolf's, die sinnliche Lust entstehe nicht aus der Vorstellung einer Vollkommenheit außer uns, sondern der eigenen Vollkommenheit des Körpers, sie sei diese Vollkommenheit selbst. Daher wird dann auch das Ästhetische, der Weise jener Zeit gemäß, der Beförderung der Moralität dienstbar gemacht. Jedoch geschieht dies nicht auf die plumpe Weise, daß mittels der Kunstwerke bestimmte moralische Lehren in die Seele eingeschwärzt werden sollten. Mendelssohn geht dazu (II, 29, 61) von dem Unterschied der theoretischen und praktischen Überzeugung aus. Wer von der Wahrheit überzeugt ist, sagt er, kann sie zu eben der Zeit unmöglich in Zweifel ziehen, allein man kann von einer Verbindlichkeit theoretisch überzeugt sein und ihr dennoch zuwider handeln. Dieses Hinderniß der Tugend hilft die Kunst überwinden, indem sie sich an unsere anschauende Erkenntniß wendet, und uns eine Fertigkeit mittheilt, am Edeln Wohlgefallen zu finden. Auch hier ist eine Annäherung an Kant unverkennbar.

Wir haben versucht, Mendelssohn's Bedeutung in der Geschichte der Philosophie in allgemeinen Umrissen darzustellen. Erst nachdem dieses geschehen, und namentlich nachdem der Punkt angegeben ist, an welchem derselbe die Wolf'sche Lehre habe modificiren und erweitern wollen, können wir anschaulich machen, inwiefern seine Thätigkeit in die damalige Bewegung der deutschen Literatur eingreift.

Bei dem Streben nach Regeneration, welches in mehr oder weniger bewußter Gestalt die deutsche Literatur des ganzen 18. Jahrhunderts charakterisirt, war es natürlich, daß dieselbe sich zunächst an die englische anzulehnen versuchte. Denn diese zeigte sich frei von willkürlichem Regelzwange, naturwüchsig, nicht national, endlich dem Deutschen stammverwandt, und fortwährend in einer gewissen Entwickelung begriffen. Es kam aber auch noch ein besonderer Umstand hinzu, demzufolge sie ganz eigentlich dazu bestimmt schien, den Deutschen zum Muster zu dienen. Es war nämlich damals in ihr eine Richtung entstanden, die das Element der sinnlichen Anschauung, dessen dieselben nach der conventionellen und lehrhaften Periode der Nachahmung der Franzosen am meisten bedürftig waren, auch theoretisch geltend machte. Dies ist der Sensualismus. Seine Wirkung auf die ganze europäische Bildung ist unermeßlich. Aber wenn er sich in Frankreich mehr sittlich gestaltete, und den bekannten Materialismus ins Leben rief, blieb er in Deutschland rein literarisch und ästhetisch. Man begnügte sich damit als dem Gebiete, in welchem das Sinnliche auf eine Geltung Anspruch machen kann, die Kunst zu betrachten; nur als Schönheit sollte die Sinnlichkeit existiren dürfen. Zwar hatte man dabei nicht immer die rein objective Sinnlichkeit der Kunstanschauung im Auge; man machte die Poesie nicht blos insofern sinnlich, daß sie mehr Poesie würde, sondern sie mußte sich auch bisweilen dazu herleihen, die Tendenz auf eine gewisse pathologische Sinnlichkeit auszusprechen. Indessen sollte es doch, wenn nun Einer dergleichen ins Leben einführen wollte, gemeiniglich nicht so gemeint gewesen sein. Der Repräsentant dieser ganzen Entwickelungsstufe ist Wieland, und dieser schloß sich vorzüglich an den Grafen Shaftesbury an, der in England selbst der sensualistischen Denkart eine gewisse literarische Wendung gegeben hatte.

Für diese Richtung der deutschen Literatur hat Mendelssohn den theoretischen Ausdruck gefunden, indem er auf die oben dargestellte Weise, nämlich in Beziehung auf Ästhetik, die englischen Lehren, von denen jene Richtung eine Wirkung war, der deutschen Wissenschaft anzueignen suchte. Seine ersten schriftstellerischen Versuche waren von Shaftesbury angeregt, den ihm Lessing in die Hand gegeben hatte, und als Kritiker machte er sich besonders viel mit Wieland zu thun.

Wilhelm Danzel.

Galerie schweizerischer Dichter.

(Beschluß aus Nr. 177.)

2. Lieder eines Schweizers.

Ref. gehört weder zu Denen, welche die politische Poesie an und für sich für ein Unding halten, noch zu Denen, die da jedes Gedicht enthusiastisch bewundern, sobald es nur in einer schönen und ansprechenden Sprache diese oder jene politische Ansicht vertheidigt oder bekämpft. Ref. hat z. B. nie in den Jubel eingestimmt, der Herwegh's Liedern entgegentönte, obgleich er sich sehr über denselben freute, weil er den Jubel auf Das bezog, dem er doch eigentlich galt, nämlich auf das kräftige Wort des freigesinnten Mannes, der, wenn auch

mit Keckheit, doch in schöner Darstellung die Rechte und Wünsche seines Volks aussprach. Überhaupt hat vielleicht noch kein Buch so eigenthümlich gewirkt als Herwegh's Gedichte; es hat gar Manchen genöthigt, Zeugniß für die Wahrheit abzulegen, ohne daß er es sich bewußt war. Als Herwegh's Gedichte erschienen und sie in Deutschland so großen, ja begeisterten Anklang fanden, konnten die Gegner des freisinnigen Princips nicht umhin, von dieser seltsamen Erscheinung Kenntniß zu nehmen. Auch sie stimmten in den allgemeinen Jubel ein, was allerdings auffallen mußte. Sie sagten zwar, sie seien von dem großen Dichtertalent hingerissen worden; und so sehr sie der Inhalt auch wegen seiner Abscheulichkeit zurückgeschreckt habe, so seien sie doch von der seltenen Kraft der Poesie immer wieder angezogen worden. So ungefähr drückt sich, um nur Einen zu nennen, der k. k. Hofpoet Deinhardstein in einer Beurtheilung der Herwegh'schen Gedichte aus, die in den „Wiener Jahrbüchern" zu lesen ist. Aber wie? wenn der Hofpoet und die Andern alle, welche die nämliche Sprache führen, sich täuschten? wenn es die Kraft der Wahrheit wäre, die sie gegen ihren Willen anzieht und fesselt, und nicht die Kraft der Poesie? Daß diese es nicht ist und nicht sein kann, läßt sich leicht darthun, denn von wahrer Poesie ist bei Herwegh wenig zu finden; sein ganzes Verdienst besteht in Wahrheit der Gesinnung, in Kraft der Überzeugung und formell in einer schönen, wohllautenden, reinen und reichen Sprache. Aber von poetischer Anschauung und Auffassung, von jenem geistigen Hauch, der selbst die kleinsten Schöpfungen des wahren Dichters mit unnachahmlichem Reize beseelt, von jenem geheimnißvollen und unwiderstehlichen Zauber, der uns über die Welt erhebt und uns doch wieder mit der Welt versöhnt — mit Einem Worte, von jener schöpferischen Kraft des Dichters, die nicht genannt und nicht beschrieben werden kann, weil sie eben unbegreiflich ist wie jede Schöpfungskraft überhaupt —, von diesem Allen findet sich bei Herwegh keine Spur. In ihm ist nur rhetorische Kraft, eine Kraft, die unsern Verstand, niemals aber unser Herz fesseln, oder gar besiegen kann. Man denke sich mit diesem rhetorischen und, als solchem, gewiß großem Talente die Macht der Wahrheit und der Überzeugung verbunden, so ist es leicht erklärlich, wie Herwegh's Gedichte, selbst bei Abgang alles poetischen Lebens, so mächtigen Anklang finden konnten, wie es möglich war, daß selbst politische Gegner, ja sogar hohe Personen sich täuschen ließen, und unbewußt, wol auch gegen ihren Willen, ihre Knie vor der Stimme der Wahrheit und Freiheit beugten, während sie das poetische Talent zu verehren glaubten.

Obgleich die „Lieder eines Schweizers" in manchen Beziehungen mit denen Herwegh's verglichen werden können, so glauben wir doch nicht, daß auch sie eine ähnliche Täuschung hervorbringen werden; denn eine solche ist am Ende nur einmal möglich, weil der Getäuschte, wenn er seinen Irrthum einsieht, um so mehr auf seiner Hut sein wird; und dann kommt noch dazu, daß die vorliegenden Gedichte in ihrer größern Zahl gegen die falschen Priester gerichtet sind, die von jeher viel zu sehr darauf bedacht sind, ihre Gemüthsbewegungen zu verstecken und zu beherrschen, als daß es so leicht möglich wäre, einen schwachen Augenblick an ihnen zu finden. Die Lieder des Ungenannten sind zwar, was die Darstellung betrifft, den Herwegh'schen nicht an die Seite zu setzen; es fehlt ihnen aller blendende Glanz und die Farbenpracht, die jene so eigenthümlich charakterisiren; dagegen scheinen sie, ohne daß sie Anspruch auf volle Anerkennung machen könnten, tiefer im Gemüthe zu wurzeln als jene. Der Verf. hat, wie einzelne Beispiele beweisen, mehr wirklich poetische Begabung als Herwegh, bei dem man umsonst nach einem Gedichte suchen wird, das aus einer so wesentlich dichterischen Stimmung hervorgegangen wäre und eine solche auch wieder erzeugen könnte, wie z. B. die „Burgruine" des Verf. Auch ist dieser mehr männlich gesetzt als Herwegh; selbst da, wo er zürnt, wo er die schärfste Geißel der Satire schwingt, selbst da behält er eine Ruhe und Würde, die wohlthätig auf den Leser wirkt. Dazu kommt noch, daß er eine Jenem ganz unbekannte Kraft der Ironie entwickelt, die schon an und für sich von einem reichern geistigen Leben zeugt, eine Ironie, wie wir sie unter Anderm in mehren Gedichten von Anastasius Grün finden und die vorzüglich dadurch so poetisch wirkt, weil wir hinter ihr den tiefen Seelenschmerz erblicken und die schöne menschliche Thräne, in der sich die Liebe beurkundet.

Wenn wir aber auch nicht der Ansicht sind, daß die „Lieder eines Schweizers" poetisch genügen könnten, so kommen wir dadurch doch nicht in Widerspruch mit Dem, was wir in den einleitenden Worten versprochen haben, daß wir nämlich in unsere Galerie nur Solche aufnehmen wollten, welche wirklich poetisches Talent hätten. Ein solches ist hier allerdings vorhanden, nur hat es den Stoff noch nicht besiegt, was freilich nicht blos in der politischen Poesie, sondern in jeder Gattung der Kunst das Schwierigste ist. Aber Manche gelangen niemals dazu, was wir z. B. von Herwegh glauben, während Andere schon in ihren ersten Versuchen zeigen, daß sie nach dem Höhern streben. Zu diesen zählen wir unbedingt unsern schweizerischen Ungenannten, dem es nur und hauptsächlich an tieferer Einsicht in das Wesen der Kunst fehlt, der aber, um uns eines Goethe'schen Ausdrucks zu bedienen, durch redliches Bemühen zu dieser Einsicht gelangen wird, wozu wir ihm unablässiges Studium unserer großen Dichterkünstler dringend empfehlen. Herwegh hat, so jung er noch ist, unsers Bedünkens schon das Höchste gegeben, dessen er fähig ist — täuschen wir uns, so wollen wir unserm Volke aus aufrichtigstem Herzen Glück wünschen —; aber immer scheint es uns, als ob er schon jetzt nicht mehr im Stande wäre, sich auf der von ihm errungenen Höhe zu halten. Für den Verf. vorliegender Gedichte dagegen hoffen wir noch eine schöne und reiche Zukunft.

Es wäre unverzeihlich, wenn wir diese unsere Ansicht nicht auch durch Beweise begründen wollten; wir theilen daher zum Schlusse ein Gedicht des Verf. mit, das zu den bessern gehört und zugleich eins der kürzesten ist.

Kreuze.

Mir träumt', daß all' die Kreuze,
Die ihr habt aufgestellt,
Unwillig sich empörten
Auf einmal in der Welt.

Sie trugen nun den Besten,
Den Reinsten lang genug,
Den eure Hand vor Zeiten
An ihre Balken schlug.

In einer Nacht da schaudern
Sie jetzt aus tiefstem Grund,
Und krachend stürzen nieder
Die Bilder in der Rund'.

Kahl steh'n und leer die Kreuze
Und ragen himmelan; —
Habt ihr denn nichts, ihr Menschen,
Das ihr nun heftet dran?

Tragt einmal eure Götzen
Als Kreuzeslast herbei.
Doch wol die stärksten Balken,
Die brächen drunter entzwei.

65.

Bibliographie.

Auerbach, B., Schwarzwälder Dorfgeschichten. 2te durchgesehene Auflage. Manheim, Bassermann. Gr. 16. 3 Thlr. $3^{3}/_{4}$ Ngr.

Bauer, B., Deutschland und die französische Revolution. 2te Abtheilung: Die Politik der Revolution bis zum Frieden von Basel. Charlottenburg, Bauer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Besser, W. F., John Williams, der Apostel der Südsee. Ein Volksbuch. Berlin. Gr. 8. $17^{1}/_{2}$ Ngr.

Beyer, C., Wie haben wir uns als gute Protestanten gegen die deutsch-katholische Kirche zu verhalten? Zwei Predigten. Leipzig, Brauns. Gr. 8. 3 Ngr.

Bretschneider, C. G., Für die Deutsch-Katholiken. Ein Votum. Jena, Frommann. Gr. 8. 5 Ngr.

Cassel, S., Über die Rabbinerversammlung des Jahres 1850. Eine historische Abhandlung. Berlin, Buchhandlung des Berliner Lesecabinets. Gr. 8. 10 Ngr.

Collier, W., Staats- und Kirchengeschichte Irlands von der Zeit der Einführung des Christenthums bis auf die Gegenwart. Berlin, Thome. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Detmold, Anleitung zur Kunstkennerschaft oder Kunst in drei Stunden ein Kenner zu werden. Neuer Abdruck. Hanover, Hahn. Gr. 12. 15 Ngr.

Ein Diakonus auf dem Wege nach Rom. „Die evangelische Kirche und das Glaubensbekenntniß der christkatholischen Gemeinde in Breslau. Von D. Peters, Diakonus zu Liegnitz.“ Gewürdigt von einem evangelischen Christen. Liegnitz, Gerschel. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Düring, L., Über die Reliquienverehrung der katholischen Kirche. Predigt am 26. Januar 1845 zu Würzburg. Würzburg, Voigt und Mocker. Gr. 8. 2½ Ngr.

Düringsfeld, Ida v., Graf Chala. Berlin, Duncker. 8. 1 Thlr.

Ebeling, A., Gedichte. Heidelberg. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ehrenberg, H., Fahrten und Schicksale eines Deutschen in Texas. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Frank, P. P., Bunte Briefe über die Hermesische Frage. Siegen, Friedrich. 8. 15 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 4te Auflage. Berlin, Duncker. 8. 2 Thlr.

Geijer, E. G., Des Königs Gustav III. nachgelassene und funfzig Jahre nach seinem Tode geöffnete Papiere. Übersicht, Auszug und Vergleichung. Aus dem Schwedischen. 3ter Theil. 1ste Abtheilung. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 24 Ngr.

Die junge deutsch-katholische Gemeinde. Ein Wort zur Belehrung und Beruhigung. Bamberg, Züberlein. 8. 1¼ Ngr.

Glaser, J. C., Über die Bedeutung der Industrie und die Nothwendigkeit von Schutzmaßregeln. Berlin, Schroeder. 8. 20 Ngr.

Harkort, F., Bemerkungen über das Bedürfniß der Errichtung einer Actienbank für Westphalen. Dortmund, Krüger. 8. 5 Ngr.

Herloßsohn, F., Camera obscura. Novellen. 1ster Band. Altenburg, Pierer. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Hört! hört! Ein freies protestantisches Wort über die deutsch-katholische Bewegung nach ihrer geschichtlichen und kirchlichen Bedeutung. Leipzig, Reclam sen. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Jesuiten in Tirol. Von einem Tiroler. Heidelberg, Hoffmeister. Gr. 8. 6 Ngr.

Jureck, J. C., Erstes Sendschreiben an Hrn. Czerski, errömisch-katholischen Priester zu Schneidemühl. Lissa, Günther. 8. 5 Ngr.

Die deutsch-katholische Kirche und ihre Hohenpriester. Replik auf Ronge's Rechtfertigung. Eine Ostergabe für katholische Christen von M. R. Würzburg, Voigt und Mocker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Krüger, G., Aus Heinr. Siegm. Ezers, weiland evangelischen Pfarrers zu Brinnis, Nachlaß. Leipzig, Reclam sen. 8. 1 Thlr.

Kurnik, M., Ausgewählte Dramen, analytisch erläutert. 1stes Heft: Emilia Galotti. Breslau, Kohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Laube's, H., Dramatische Werke. 1ster Band: Monaldeschi. Tragödie in fünf Acten und einem Vorspiele. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Leo, G. E., Das fromme Leben Christ. Fürchtegott Gellert's. Für das Volk beschrieben. Dresden, Naumann. 8. 7½ Ngr.

Lewald's, A., Gesammelte Schriften. In einer Auswahl. 7ter bis 9ter Band. (Ein Menschenleben 7ter bis 9ter Theil.) Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr.

Lichtstrahlen aus der Gemüthswelt, zur Erweckung und Erquickung für Blinde, gesammelt von Adele Lindau. Mit einem Vorworte von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Dresden, Arnold. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Liskenne, C., Jesuiten und Fürstenmörder. Eine Enthüllung der größten Verbrechen und Gräuelthaten, welche von den Jesuiten in allen Ländern und zu allen Zeiten verübt wurden. Aus dem Französischen. 2te Auflage. Schwäbisch Hall, Haspel. 12. 26¼ Ngr.

Lohbauer, R., Der Feldzug in Russland 1812, nach den hundert Bildern Faber du Faur's. Historisch und ästhetisch erläutert. Mit einem Plane und einer Karte. Stuttgart, Autenrieth. Lex.-8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Marston, oder Geheimnisse eines Staatsmannes. Ins Deutsche übertragen von A. Kretzschmar. 2ter Theil. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 15 Ngr.

Möller, A. W., Die Herrlichkeit der evangelischen Kirche. Predigt. 5te Auflage. Münster, Wundermann. 8. 3 Ngr.

Mooyer, E. F., Die Einfälle der Normannen in die pyrenäische Halbinsel. Eine größtentheils aus dem Dänischen übersetzte Zusammenstellung der darüber vorhandenen Nachrichten. Münster, Wundermann. 1844. 8. 10 Ngr.

Müller, J., Die nächsten Aufgaben für die Fortbildung der deutsch-protestantischen Kirchenverfassung. Breslau, Max und Comp. 8. Gr. 8. 10 Ngr.

Müller, J. R., Verlangte Antwort auf die fünf Wislicenus'schen Fragen: „Glaubt ihr 1) an die zu Gibeon stillstehende Sonne? 2) an den redenden und Engel sehenden Esel Bileam's? 3) an den Befehl Gottes für die Israeliten, die Ägypter um ihre goldnen und silbernen Gefäße zu betrügen? 4) an den vor den Weisen aus dem Morgenlande hergehenden und endlich über einem Hause stillstehenden Stern? 5) an den Stater im Fischmaul?“ Nebst kurzer Musterung zweier verwandter Geister, nämlich der Herren Nagel und Uhlich. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Nothwendigkeit einer völligen Wiedergeburt der protestantischen Kirche. Ein freies Wort von einem Freunde der Wahrheit und des wahren Protestantismus. Leipzig, Schumann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die zweite Glauchauische Petition in Sachen betreffend die Verleihung einer freieren Kirchenverfassung. Glauchau, Cramer. Gr. 8. 1½ Ngr.

Pfeffer, C., Luther war vollkommen und das Lutherthum ist unverbesserlich. Blüthen evangelisch-lutherischer Rechtgläubigkeit, diesem vernunftsüchtigen Zeitalter zur Belebung des matt gewordenen Kirchenglaubens vorgelegt und gewidmet Hrn. Prof. Hengstenberg in Berlin, dem heldenmüthigen lutherischen Vorkämpfer gegen die deutsch-katholischen Gemeinden. 1stes Heft. Zunächst bestimmt zur Widerlegung des leider dermalen in zweiter Edition cursirenden Schriftleins „Römisch oder Deutsch.“ 2te Auflage. Leipzig, Goetz. Gr. 8. 5 Ngr.

Sallet's, F. v., Sämmtliche Schriften. 1ster Band: Laien-Evangelium. 3te Auflage. Breslau, Schulz. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schaubach, A., Die deutschen Alpen. Ein Handbuch für Reisende durch Tyrol, Österreich, Steyermark, Illyrien, Oberbayern und die anstoßenden Gebiete. 1ster Theil: Allgemeine Schilderung. Jena, Frommann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Scheinert, J., Die Erziehung des Volkes durch die Schule. 1ster Band. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Weichsel, F. F., Die Gutsherren und die Bauern auf dem Landtage. Leipzig, Schumann. Gr. 8. 12 Ngr.

Zeidler, L., Der spanische Feldzug des Bataillons Anhalt im Jahre 1810. Zerbst. 1844. 8. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 179. —— 28. Juni 1845.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

Zweiter Artikel.*)

Im vorigen Artikel haben wir das Christenthum als eins von den Hauptmomenten bezeichnet, welche das Alterthum zerstörten und zugleich eine neue Weltanschauung begründeten. Ein zweites Hauptmoment ist das Germanenthum. Dieses wirkte in derselben Richtung, nur von einer andern Seite her und mit andern Mitteln wie jenes. Während nämlich das Christenthum in geistiger Beziehung wirkte, ging die Wirkung des Germanenthums vorzugsweise auf die Politik; die socialen Zustände wurden von beiden Elementen in Vereinigung umgestaltet. Wie nahe beide einander berühren, ja, wie eine innige Verwandtschaft zwischen ihnen stattfindet, mag man aus Folgendem sehen. Waren in der antiken Welt die Naturgewalt, das äußere Leben, das Zurücktreten des Individuellen charakteristische Momente, so sehen wir in der christlichen Ansicht das innere Leben, die Welt des Gemüths, das Hervortreten des Individuellen, d. h. des Menschen als solchen, hervorgehoben. Das Germanenthum hat aber dieselben Momente, nämlich das Hervortreten des Individuellen des Gemüths. Nur zeigen sich im Germanenthum diese Momente sogleich auch äußerlich: nämlich in der Politik, in der Staatsverfassung, in der Geltendmachung des Familienlebens, in der höhern Bedeutung und socialen Stellung des Weibes. Durch diese letztere unterscheidet sich das Germanenthum ebenso wie die christliche Religion wesentlich von der antiken Weltansicht, wo, wie wir gesehen, das Weib entweder völlig oder fast als Sklavin, als Magd des Mannes betrachtet wird. Das individuelle Element aber in der Politik bei den Germanen schuf eine ganz andere Anschauung vom Staate, jene, welche während des Mittelalters gegolten, die durchaus verschieden war von dem Staate des Alterthums. Während nämlich in diesem die Staatsgewalt alles Andere sich unterordnete, und daher auch Individuum wie Familie gleichsam nichts ihr gegenüber war, so geht im Gegentheil die germanische Staatsidee von der Anerkennung des Individuums aus und kehrt immer wieder dahin zurück. Daher war vielleicht keine Nation mehr dazu berufen, die christliche Religion fortzubilden, für ihre Verbreitung zu wirken, als die Germanen. Keine bot aber auch in ihren socialen und politischen Einrichtungen so viel Anhaltepunkte für das Christenthum als sie. Dieses, im Wesentlichen die Religion der Liebe, fand die letztere auch bei den Germanen wieder; denn man kann wol sagen, erst dieses Volk kannte die Liebe, nämlich in der höhern Bedeutung des Worts, wo sie nicht blos ein sinnliches Wohlgefallen, sondern die innige Verschmelzung der Seelen bezeichnet, während das Alterthum, wo das Gemüth zurückgetreten, ihr eigentlich fremd war.

Die große welthistorische Bedeutung der Germanen verkennt aber der Verf. ebenso wie die des Christenthums. Er bespricht sie noch in der Geschichte der alten Welt, während sie doch ihrem ganzen Wesen nach einer neuen Epoche angehören. Auch hier wie bei Griechen und Römern hält er sich bei ihren rohen Sitten auf, bei den Unannehmlichkeiten ihres Lebens, ohne zu bedenken, daß unter der äußern rohen Schale schon der Kern ihres künftigen Wesens verborgen lag, das eine neue Epoche der Cultur hervorbringen sollte. Ja, er hat ganz falsche Vorstellungen von ihrer Eigenthümlichkeit. So will er (S. 362) aus ein paar Stellen des Cäsar und des Tacitus ableiten, daß bei den Germanen kein Eigenthum, kein Grundbesitz des Einzelnen stattgefunden hätte, während doch die politische Freiheit bekanntermaßen durch Grundbesitz bedingt war. Er hat keine Spur von der Auffassung einer Volksreligion. Er sieht in den Mythen der alten Deutschen nur Aberglauben! Er sagt sogar, daß die Priester in Deutschland allmächtig gewesen, weil man sie bei einigen Gelegenheiten, bei öffentlichen Veranlassungen gebraucht, während Jeder weiß, wie gering im Ganzen doch ihr Einfluß war. Er weiß nichts von der hohen Achtung, in welcher bei den Germanen das Weib stand, ja er meint, ohne irgend einen vernünftigen Grund dafür anzuführen, daß des Tacitus Worte über dieses Verhältniß poetisch ausgeschmückt seien; das einzige Beispiel, daß ein Fürst, und zwar aus Politik, zwei Weiber gehabt, soll ihm das Dasein einer Polygamie in Deutschland beweisen (S. 364). Daß die Frauen arbeiteten, nennt er eine geringschätzige Behandlung des Weibes! Daß sie in den Krieg mit zogen, um durch ihre persönliche Anwesenheit ihre Männer zum

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 139—142 d. Bl. D. Red.

Kampfe anzufeuern, tadelt er ebenfalls — das sei keine edle Weiblichkeit! Kurz, der Verf. zeigt auch bei dieser Gelegenheit wieder, daß er es nicht versteht, sich in fremde Zustände und in deren Motive zu versetzen! Dagegen ist die Darstellung der politischen Verfassung bei den Germanen gut. Die Ansicht jedoch, daß das Wort Graf von Grau herkomme, ist längst antiquirt.

So wenig als der Verf. die allmälige Auflösung des Alterthums mit innerer Nothwendigkeit darzuthun vermochte, so wenig versteht er es, die neue Epoche, das Mittelalter, in ihrer welthistorischen Berechtigung zu motiviren. Er fängt allerdings mit ihm einen neuen Band an, einen neuen Abschnitt, gleichsam als sei damit schon Alles geschehen. Aber der Culturhistoriker hat die Aufgabe, die allmälige Entwickeluug eines neuen Zeitgeistes, einer neuen Epoche, nachzuweisen: wie sie sich in den verschiedenen politischen, socialen und religiösen Einrichtungen manifestirt. Dergleichen Übergangsstufen sind am interessantesten, belehrendsten, aber freilich auch sehr schwer zu schildern; denn einestheils findet sich der Keim der neuen Weltansicht schon zu einer Zeit, als die bisherige im Ganzen noch in voller Kraft dasteht, anderntheils reichen Überbleibsel der alten überwundenen Richtung noch lange Zeit in die Epoche der neuen Weltanschauung hinein. Gerade so verhält es sich bei Alterthum und Mittelalter. Die mittelalterliche Richtung zeigt sich, wie ich oben schon angedeutet habe, in ihren ersten Keimen schon bei den griechischen Philosophen, in der allmäligen Auflösung der alten Culte, endlich bei Germanen und Christen, deren erste Erscheinung in eine Zeit fällt, wo das Alterthum mit seiner ganzen Anschauung noch überwiegend, herrschend war. Umgekehrt war die antike Ansicht um jene Zeit, mit welcher wir gewöhnlich das Mittelalter beginnen, keineswegs schon gänzlich überwunden, sondern sie reichte, im beständigen Kampfe mit den neuen Elementen, noch weit in das Mittelalter herein. Es zeigte sich dies schon darin, daß die römischen Einrichtungen, welche fast in der ganzen bekannten Welt eingeführt waren, doch wegen des höhern Grades von Cultur fortbestanden, auch nachdem das ganze römische Reich von den Germanen unterworfen war. Aber das heidnische Element in den Römern ging selbst in das Christenthum über, denn dieses vermochte, wie es schien, nur dadurch zur römischen Staatsreligion erhoben zu werden, daß es sich dem alten Cultus einigermaßen assimilirte. Daher tritt schon in den ersten Jahrhunderten die christliche Religion keineswegs mehr in ihrer ursprünglichen Reinheit auf, sondern vermischt mit einer Menge heidnischer Zusätze. Was das römische Heidenthum nicht hinzugethan, geschah dann bald von Seiten des germanischen; denn auch die Germanen gehörten, wie sehr sie auch ihrem ganzen Wesen nach eine neue Weltansicht repräsentiren, theilweise dennoch zum Alterthume; dahin gehörte ihre Religion und Mythologie, welche, wie gesagt, zum Theil auf das Christenthum übertragen wird; ferner die Ansicht vom Rechte der Stärke, weshalb sich auch bei ihnen die Sklaverei findet.

Man sieht daher eine Zeit gewaltiger Gährung als die nothwendige Wirkung von dem Übergange aus dem Alterthum in das Mittelalter, eine Zeit des Kampfes, des Ringens und Strebens, des Umsturzes, der scheinbaren Verwirrung, aus welcher aber zuletzt doch neue Gestaltungen heraustreten. Wie gesagt, es wäre die Aufgabe des Culturhistorikers gewesen, diese Dinge zu schildern: den Kampf der Ideen, der Weltansicht, der geistigen Richtungen. Das hat aber unser Verf. nicht gethan. Er begnügt sich damit, zu sagen, daß durch die Völkerwanderung eine große Verwirrung in die Welt gekommen; die furchtbaren Greuel zu schildern, die während dieser Zeit von den barbarischen germanischen Horden verübt worden, und anzugeben, daß eine totale Veränderung im Zustande der ganzen Welt eingetreten sei. Er geht dann sogleich zum Frankenreiche über, dessen sociale und politische Zustände er gut schildert. Von dem allerdings richtigen Gesichtspunkte ausgehend, daß in dem Mittelalter die Geschichte der Cultur sich nicht an einzelne Völker anknüpfen läßt, sondern daß alle insgesammt fast dieselbe geistige Richtung verfolgen, behandelt er dann einzelne Institute des Mittelalters, wie z. B. das Lehnswesen, das Klosterwesen, die Weltherrschaft des Papstthums, den Mohammedanismus, die Kreuzzüge, freien Städte, Landstände u. s. w. Allein er hat dabei übersehen, daß selbst diese einzelnen Momente während des Mittelalters eine Entwickelung haben, daß sie im Anfange der Epoche ganz anders aussehen wie am Ende, und daß es daher ganz unhistorisch ist, diese verschiedenen Zeiten untereinanderzuwerfen. Es thut hier um so mehr strenge Sonderung noth, als die Geschichte der einzelnen Institute mit der allgemeinen Geschichte zusammenhängt, und nur durch diese ihre Erklärung findet; denn die Epoche des Mittelalters selbst ist wiederum in verschiedene Zeiträume einzutheilen. Wir können im Allgemeinen drei große Abschnitte annehmen: der erste begreift die Zeit der Gährung, des Kampfes zwischen den antiken Elementen und den neuen Ideen und Richtungen; der zweite, etwa die Zeit der Kreuzzüge umfassend, schildert die Herrschaft der vorzugsweise als mittelalterlich angesehenen Anschauungsweise; der dritte endlich schildert die allmälige Auflösung des Mittelalters und die Vorbereitung einer neuen Zeit. Diese drei Abschnitte haben aber wiederum ihre Unterabtheilungen; denn vielleicht gibt es keine Epoche in der Geschichte, in welcher eine so große Masse verschiedener Ideen und Richtungen einander begegnen, bekämpfen, abstoßen und wieder anziehen als im Mittelalter; keine, in welcher die allmälige Entwickelung der Menschheit so anschaulich gemacht werden könnte, in welcher eine alte und eine neue Richtung so lange nebeneinander herlaufen, ineinander hinüberspielen, oder in welcher gerade die Zeit der Herrschaft einer gewissen Richtung zugleich der Anfang ihres Verfalls ist; aber auch keine, welche so sehr zur Billigkeit und zu wahrer historischer Unparteilichkeit führen könnte.

Versuchen wir, in kurzen Umrissen den Gang anzugeben, den die Menschheit während des Mittelalters ge-

nommen hat, und den nach unserm Dafürhalten der Geschichtschreiber der Menschheit ebenfalls nehmen muß, wenn er diese Epoche in ihrer Mannichfaltigkeit und welthistorischen Bedeutung erfassen will. Wir werden dabei öfter Gelegenheit haben, auf die schiefe Auffassung unsers Verf. hinzudeuten, aber auch Manches zu loben, was er richtig aufgefaßt hat.

Als die Germanen das römische Reich überwunden und sich in seine einzelnen Provinzen getheilt hatten, begegnete ihnen dasselbe Geschick wie den Römern: als eine rohe ungebildete Nation unterlagen sie den Genüssen römischer Verfeinerung und geriethen bald in einen Zustand furchtbarer Demoralisation. Dieser Zustand erhielt sich eine Zeitlang, weil die Römer selbst oder die Einwohner der verschiedenen römischen Provinzen seit langer Zeit noch viel entsittlichter waren; ferner weil das Christenthum, welches sonst einen Widerstand hätte leisten können, eben durch die Römer ebenfalls schon verfälscht und heruntergekommen war, indem es bereits weniger auf wahre Frömmigkeit, als nur auf äußere Werke der Buße sein Augenmerk richtete, was gerade dazu beitrug, die sittliche Roheit der Völker zu verstärken anstatt sie zu mildern. Dazu kamen nun noch die politischen Einrichtungen der germanischen Völker, insbesondere das Lehnswesen, insofern dieses im Staate das Recht des Stärkern zur Herrschaft erhob und dadurch allgemeine Anarchie und Verwirrung herbeiführte. Das Lehnswesen ist übrigens ein germanisches Institut, und folgte mit innerer Nothwendigkeit aus dem Wesen der germanischen Staatsauffassung; es ist nämlich nichts weiter als eine Fortsetzung des uralten deutschen Gefolgschaftswesens. Der Verf. hat daher unrecht, wenn er es (S. 52) vom Amte ableitet; daß auch das Amt ein Lehen wurde, war nur eine weitere Ausbildung der ganzen Einrichtung. Die Folgen des Lehnswesens, namentlich die übeln Wirkungen desselben, hat der Verf. recht gut auseinandergesetzt, aber den höhern weltgeschichtlichen Gesichtspunkt für dieses Institut hat er nicht angegeben. Offenbar ist das Lehnswesen nichts weiter als die consequente Durchführung des germanischen Staatsprincips, welches lediglich vom Individuum ausging und auf dasselbe wieder berechnet war. Wir enthalten uns, näher darauf einzugehen, weil wir dies schon an einem andern Orte gethan haben. Nur so viel wollen wir hier bemerken, daß das Lehnswesen bei allen übeln Wirkungen, die es gehabt hat, doch eine gute, und zwar eine keineswegs geringzuschätzende aufweisen konnte. Es bildete nämlich den Uebergang von der strengen Sonderung zwischen Freien und Sklaven zu der allgemeinen persönlichen Freiheit. Das Alterthum kannte nur jene strenge Sonderung, und davon war auch das germanische Alterthum nicht auszunehmen, wiewol daselbst allerdings außer den eigentlichen Leibeigenen bereits eine andere Classe von Unfreien existirte, die in beiweitem bessern Verhältnissen sich befanden als die römischen Sklaven. Das Lehnswesen verwischte aber allmälig den schroffen Unterschied zwischen Frei und Unfrei, indem es eine große Stufenreihe der verschiedenen Stände schuf, die keineswegs so streng voneinander geschieden waren, daß man nicht von dem einen zu dem nächst höhern emporsteigen konnte; wurden ja die Ministerialen, ursprünglich nichts als Dienstleute, Unfreie, in der Folge dem Adel zugerechnet! Unmöglich konnte die Menschheit von der Sklaverei ohne Weiteres zu allgemeiner persönlicher Freiheit übergehen, es mußte zwischen beiden eine Übergangsstufe geben, und diese war eben das Lehnswesen. Allerdings zeigten sich in der ersten Epoche des Mittelalters weniger diese guten Wirkungen als vielmehr nur die schlechten: die Unterdrückung der niedern Menschenclassen, öffentliche Unsicherheit, Auflösung des ganzen politischen Organismus, Anarchie.

Die ersten Zeiten des Mittelalters bieten also fast nur das Schauspiel einer allgemeinen Entsittlichung und Verwirrung dar, der ganze sociale Zustand drohte in Auflösung zu verfallen, schon waren einige Reiche untergegangen und auch die übrigen, äußerlich mächtigern, waren am Rande des Verderbens. Nun aber traten Gegenwirkungen ein, die den allgemeinen Verfall verhinderten, und diese entsprangen aus dem Schoose der Elemente des Mittelalters selbst. Zunächst sind es drei: die eigenthümliche Entwickelung, welche das Christenthum in Britannien genommen, das Papstthum und endlich die Kraft, welche sich in den rein deutschen Völkern erhalten hatte. Was die ersten beiden Momente betrifft, so wirkten diese zusammen, denn die britischen Apostel, die von der Insel auf das Festland kamen, um hier das christliche Bewußtsein von neuem zu läutern und zu stärken, setzten sich, wie namentlich Bonifacius, mit dem Papste in den lebhaftesten Verkehr. Das Papstthum selbst aber war, was man auch immerhin von seiner Machiavellistischen Politik sagen mag — auch der Verf. weiß in der beschränkt rationalistischen Weise nur Schlechtes von demselben zu sagen —, damals eine Wohlthat für die Menschheit; denn es hielt die christliche Kirche zusammen, und nur diese, in welcher eigentlich allein die Cultur und Geistesbildung repräsentirt war, vermochte die rohen germanischen Eroberer zu bändigen und überhaupt der physischen Gewalt einen gewissen Respect vor der Macht des Geistes einzuflößen. Immerhin mochte das damalige Christenthum gar viele Mängel an sich tragen, immerhin mochte die von der Mehrzahl des Klerus gepredigte Lehre mit wahrer Frömmigkeit keineswegs harmoniren; dennoch aber wirkte das Christenthum, wenn auch langsam, in veredelndem Sinne. Übrigens muß man bedenken, daß auch diese Religion eine Entwickelung zu durchlaufen hatte. Die eigentlichen deutschen Völker endlich hatten sich, während ihre Brüder in den eroberten Reichen einer allgemeinen Demoralisation zum Opfer zu fallen schienen, in ihrer ursprünglichen Kraft und Sittenreinheit erhalten, und brachten, als Mitglieder des fränkischen Reichs, in dasselbe neue veredelnde Säfte herein. Aus diesen Stämmen waren auch die ersten Karolinger, die durch ihre Tüchtigkeit das fränkische Reich wieder zu ordnen verstanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Boston.

Der Präsident der Harvard-Universität zu Cambridge, Hr. Josiah Quincy sen., hat seine Entlassung genommen. Er hat 16 Jahre lang den Posten mit Auszeichnung bekleidet und ist jetzt 73 Jahre alt. Er war ein sehr thätiger Verwaltungsbeamter, aber ein schlechter Erzieher. Man hat, wie man sagt, nie mehr Unzufriedenheit und Meuterei unter den Studirenden gehabt. Man gibt ihm ein Spionirsystem schuld u. dgl. Früher war er Maire von Boston und hat viel für die Verbesserung der Stadt gethan. Seine Austrocknungen großer Sümpfe und sein großes heizbares Centralmarkthaus, Quincy-Hall, werden seinen Namen bei der Nachwelt stets in Ehren erhalten. Er ist bekannt als Verfasser einer „History of the Harvard University" in zwei dicken Bänden. Unter den „Reichen" der Stadt war er sehr populair. Er hatte große Gewalt über Geldmittel zu Unterstützungen der Universität. Um den ärmern Studenten außer den nicht immer erreichbaren Stipendien Existenzmittel zu schaffen, schlug er unter Anderm vor, ein Capital von 10,000 Dollars zusammenzuschießen und davon Jedem, der es verdiene, auf sein bloßes Versprechen dereinstiger Rückzahlung, die nöthigen Summen zur Betreibung seiner Studien vorzuschießen. Bis jetzt hat dieses Institut noch keine Täuschung erfahren und wirkt sehr wohlthätig. Ebenso verdankt man seinem Bemühen das Entstehen einer Sternwarte in Cambridge, die lediglich aus Unterzeichnungen reicher Bürger gebildet und dotirt worden ist. Die Bibliothek hat ebenfalls auf diesem Wege große Summen erhalten; leider aber versteht man deren zweckmäßige Benutzung nicht, weil man den europäischen Büchermarkt nicht kennt, und glaubt, Vorschläge zu billiger Beschaffung von Büchern seien auf Betrügereien abgesehen oder zu lumpig. Man bezieht lieber über Hamburg mit schwerem Geld und mit 33 % Aufschlag, als direct von Leipzig. So wird das schöne Einkommen zu einem Drittel verschwendet. Man wünscht einen Nachfolger, der über allen kirchlichen Parteien steht; ein Zeichen der Zeit!

Gegenwärtig macht der Bericht des Dr. Howe, Vorstehers des Blindeninstituts in South Boston, einer Vorstadt von Boston, einiges Aufsehen, wie überhaupt alle Berichte einer gewissen Gattung von Schulmännern. Es ist nämlich ein Gefühl in Vielen da, daß etwas Besseres noththue, es weiß es aber Keiner anzufangen. Statt Pestalozzi zu studiren, läßt man sich die Verordnungen des Ministeriums des Cultus für Verbesserung der Schulen in Preußen vorlegen. Man studirt die Anstalten selbst nach den Einrichtungen, nicht nach den Motiven. Noch habe ich des ganzen Pestalozzi'schen Systems und Namens mit keiner Sylbe hier erwähnen hören. Das ist echt Yankeeisch! Oberflächlich Alles! Ebenso wird Niemand der Entwickler des Unterrichts der Blinden und Taubstummen in Europa erwähnen, aber was Dr. Howe thut, ist groß, ist neu, ist noch nicht dagewesen, und doch ist es nur Nachahmung. Besonders interessant ist dessen gut geschriebener Bericht über die Entwickelung eines Mädchens, Laura Bridgeman, und eines Knaben, welche Beide nicht nur blind, sondern auch taubstumm sind. Der Knabe ist noch ein Kind, das Mädchen aber jetzt 15 Jahre und körperlich sehr angenehm begabt; ihre Formen entwickeln sich üppig, und man ist sehr gespannt, was aus ihr werden wird. Der Bericht berührt die interessantesten Entwickelungsmomente bis jetzt, und ist gewiß werth, gelesen zu werden. Dr. Howe verräth übrigens durch den Bericht für jeden Kenner von Einrichtungen wichtiger Erziehungsinstitute die amerikanische Beschränktheit in dem Fache. Statt collegialisch zu erziehen, ist er der Hr. Director, der Alles leitet und anordnet, dem Jeder Rechenschaft geben muß, vor dem sich also Alle fürchten, den Keiner liebt und den im entscheidenden Augenblicke Alles verläßt — sogar sein eigener Witz. Dies ist der Fall in allen hiesigen Schulen. Man hat blos einen Schlendrian, keine Methode; man erzieht nach Leidenschaft und nicht nach humanen Grundsätzen; deshalb wird auch so wenig geleistet, und besonders ist das Volksschulwesen erbärmlich. Gewiß ist, daß man lesen und schreiben lernt, aber nur der mechanische Theil dieser Fertigkeit wird vortrefflich gelehrt; der geistige Gehalt ist sehr schwach und von aller Wissenschaftlichkeit entfernt. Thatsachen sind die elenden Textbücher oder Katechismen über alles Wissenswerthe, über welche hinaus kein Lehrer sich die geringsten Kenntnisse verschafft, oder Mühe gibt. Man läßt Fragen und Antworten lernen und hersagen. Höchst bequem! Wo es fehlt, greift man zum Stocke und schlägt so unbarmherzig zu, daß jetzt die Gesetzgebung von Massachusetts ein Gesetz gegeben hat, demzufolge die Schulmeister Bücher halten und Grund, Grad und Gegenstand der Züchtigung ausführlich bemerken müssen. Man begreift leicht, daß eine so bestialische Volkserziehung die Jugend verdirbt. Allein die alten Schulmeister lassen sich nicht werfen; sie behaupten vor dem Publicum das absurdeste Zeug, um zu beweisen, daß ihr System das beste und rechte sei. So z. B. halten sie sich über das Kopfrechnen auf, welches als Verbesserung des Unterrichts vorgeschlagen wurde. Davon kann man leicht abnehmen, was sie über andere Zweige des verbesserten Unterrichts vorbringen mögen. Hr. Howe hat sich nun zwar bedeutende Mühe gegeben, die verbesserten Methoden des Unterrichts in Deutschland, Frankreich und England für Blinde und Taubstumme kennen zu lernen und vielleicht glücklich zu bewähren und zu verbessern; allein in Hinsicht des Mechanismus der Erziehung ist er ein Yankee und weit hinter den mittelmäßigen europäischen Anstalten der Art zurück. Den Lehrern wird die Stellung, welche sie blos an ihn und nicht an die Gesammtheit der Lehrer weist, sehr erschwert und sie verlieren bald die Liebe zur Sache. Dabei ist das Ersparungssystem verkehrt, man gibt ihnen wie den Zöglingen eine elende Kost und macht sie dadurch krank. So leidet Alles an Gebrechen des Despotismus, die öffentlichen Schulen, die Blindenanstalt — und das mitten in der Republik. Während wir uns von diesen Formen losringen, ringt man sich hier hinein. Daneben sind die Gehalte der Lehrer elend: 200 Dollars; der des Directors 2000 Dollars. Nun freilich: wenn Einer König ist, müssen die Andern wie Knechte gehalten werden. Daneben nimmt Hr. Howe blos Leute an, die sich auch alle andere Arbeit aufbürden lassen, d. h. ihm abnehmen. Daher sind die Lehrer und Lehrerinnen alle überbeschäftigt und haben keine Zeit zu Erholungen und Besprechungen. Divide et impera! Man sieht zwar die Lehrer und Lehrerinnen sehr freundschaftlich verkehren; nur in demselben Augenblicke, in welchem die Direction sich zeigt, ist alle Vertraulichkeit verschwunden. Man muß freilich nicht Alles von einem tüchtigen Manne verlangen. Er hat viel Gutes gestiftet, so z. B. eine Arbeitsanstalt für Blinde über die Erziehung hinaus. Diese Idee ist vortrefflich.

Es treiben sich in der Union verschiedene liederliche Subjecte des deutschen Handelsstandes und der Universität umher. Einer der letzten besuchte mich neulich und sah Heine's neueste Gedichte bei mir liegen. „Der Kerl denkt auch, er hat etwas Neues erfunden! Das hat er Alles aus dem Burschenliede: «Ich ging einmal nach Passendorf» u. s. w. Alles Gute hat der Bursch längst erfunden." Dies sagte er mit so vielem Selbstbewußtsein, daß ich glaube, es verdiene aufbewahrt zu werden. Hrn. Heine wird jedoch der Verlust der Originalität nicht schmerzen. Ich übergehe meine Gedanken bei der Vergleichung mit jener Burschenpoesie und Heine's Frivolitäten. 64.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 180. —— 29. Juni 1845.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 179.)

In dieser Lage der Dinge erhob sich gegen die neuen Reiche und gegen die neue Weltansicht eine Opposition, welche von den gefährlichsten Folgen zu sein schien, nämlich der Mohammedanismus. Der Verf. hat ihn erst später behandelt; aber er hätte ihn gleich hier besprechen sollen, denn seiner ganzen welthistorischen Stellung nach gehört er hierher. Ich sehe in dieser neuen Religion antike und moderne Elemente eigenthümlich miteinander vermischt, wie ich in einem andern Aufsatze d. Bl.*) des Weitern dargethan habe. Der Mohammedanismus bildet daher einestheils die Reaction des antiken Elements, insofern er aus nationalen Elementen entstanden, anderntheils ist er doch wieder einfacher als die antiken Religionen, indem er Monotheismus ist, ja selbst einfacher als die christliche, welche schon eine Unzahl von Dogmen und äußern Gebräuchen aufgenommen hatte. Übrigens hat der Verf. den Islam von S. 152 an recht gut geschildert, es ist dieser Abschnitt einer der besten des ganzen Buchs. Die Kraft, welche ihm von Anbeginn inwohnte, die ungeheuere Verbreitung desselben in Asien, Afrika, dann sogar auch in Europa, in Italien, in Spanien, drohte nun dem Christenthume und den abendländischen Reichen den Untergang. Dieser wurde allerdings aufgehalten durch die Karolinger, aber eine fortwährende Einwirkung der Araber auf das christliche Europa ist von dieser Zeit an auf keine Weise zu verkennen. Einmal bewirkte die Gefahr, in welcher man fortwährend vor ihnen schwebte, daß die christlichen Nationen sich aufrafften, daß das christliche Bewußtsein wieder stärker ward dem Islam gegenüber; ja jene schwärmerische Religiosität, wie wir sie in den Kreuzzügen finden, hatte gerade durch den Kampf gegen die Moslemin ihre Nahrung gefunden; dann waren aber auch in friedlicher Beziehung die Araber von großem Einflusse, denn von ihnen erhielt das Abendland einen guten Theil wissenschaftlicher Bildung, wie namentlich die Aristotelische Philosophie.

Mit jenen Karolingern aber, die das Abendland retteten, beginnt offenbar eine neue Epoche. Sie fassen die zerstreuten, fast in Auflösung gerathenen Elemente der neuen Welt wieder zusammen, kräftigen, ordnen sie. Zunächst erscheinen sie als die Beschützer und Förderer des christlichen Elements, nicht nur in den schon dem Christenthume zugewandten Ländern, sondern auch in den noch heidnischen; wie denn z. B. Karl der Große überall, wohin sein Schwert drang, auch das Kreuz aufzurichten befahl. Sein Streben nach einer Universalmonarchie hing offenbar mit dem Geiste der neuen Weltanschauung zusammen, welche an die Stelle der schroffen Nationalitäten eine Religion, eine Denkweise zu setzen suchte. Auf der andern Seite ist aber auch das Nachwirken antiker Elemente in der Karolingischen Periode auf keine Weise zu verkennen; gerade in ihr haben wir wieder Gelegenheit, das Ringen und Kämpfen beider Weltanschauungen zu bemerken. Einmal nämlich zeigt sich das antike Element in dem Bestreben der Karolinger, dem Staate zur Einheit zu verhelfen, der Staatsgewalt im Gegensatze zu dem Lehnswesen eine größere Bedeutung zu verschaffen; demzufolge werden die Einrichtungen des germanischen Alterthums, wo es thunlich ist, wieder hervorgeholt; andererseits sollte das erneuerte Christenthum an die Würde der römischen Imperatoren erinnern. Selbst die Kirche, so sehr man sie auch begünstigte, sollte, ganz nach der Vorstellung des Alterthums, unter der Staatsgewalt stehen, und das offenbare Bestreben derselben, schon damals der weltlichen Macht gegenüber eine größere Bedeutung zu erringen, mislang. Endlich sehen wir den Einfluß des Alterthums in der erneuerten Wirksamkeit der alten Literatur und Kunst. In der Karolingischen Epoche war diese sehr bedeutend, die alten Classiker wurden mit Eifer studirt, die alten Kunstdenkmäler mit Staunen und Bewunderung betrachtet und beide zu Vorbildern genommen in den damaligen wissenschaftlichen und künstlerischen Productionen. Von diesen Dingen aber weiß unser Verf. nichts. Er raisonnirt nur über die geringe wissenschaftliche Bildung des Mittelalters im Allgemeinen, und vergißt dabei, wie immer, die Zeiten zu unterscheiden. Aber schon die Reste der byzantinischen Baudenkmale in unserm Vaterlande hätten ihn auf die fortwährende Einwirkung der antiken Cultur hinleiten können.

*) Vergl. Nr. 161 d. Bl. D. Red.

Von dieser Zeit an aber sehen wir das antike Element mehr und mehr zurückgedrängt; das mittelalterliche beginnt sich nach allen Richtungen hin immer freier und kühner zu entfalten, und ringt nach der äußersten Consequenz seines innersten Lebenswesens. Am längsten hielt die Denkweise der Karolingischen Periode noch in Deutschland an, wo einestheils die Kaiser sich bemühten, im Reiche Ordnung und Einheit zu bewahren, gegen die Auflösungsversuche des Lehnswesens anzukämpfen, wo zugleich aber die alte Literatur nachwirkte und die christliche Ansicht noch ziemlich verständig und besonnen war. Allein in den übrigen Ländern überwog das Lehnswesen sammt seinen Folgen, verfiel die Macht der Könige, lösten sich überhaupt die Staatseinrichtungen auf, und bekam ebendarum die Kirche, an ihrer Spitze der Papst, einen immer größern Einfluß, weil diese zusammenhielt, nach Einheit strebte. Dazu kam das allmälige Aufkommen einer neuen wissenschaftlichen Richtung, der Scholastik, welche im directen Gegensatze zu der humanistischen stand, in welcher gerade so die Ueberschwänglichkeit des Glaubens, das Vorherrschen innerlicher Anschauungen, Versenken in die Tiefen der christlichen Dogmen charakteristisch war, wie bei der alten Literatur die äußerste Klarheit der Gedanken und die vollendete Form der Darstellung. Wir dürfen dabei nicht übersehen, daß, wie zur ersten Zeit des Mittelalters, so auch in dieser, neue Anregungen des christlichen Bewußtseins erfolgten, und daß, namentlich in Spanien, das christliche Abendland schon in einem beständigen Kampfe mit seinen Feinden begriffen war, wodurch die religiöse Begeisterung fortwährend erweckt und gefördert ward.

So trat denn endlich die Menschheit in die zweite Periode des Mittelalters ein, in die Periode der Kreuzzüge. In dieser gelangt die mittelalterliche Richtung bis auf die höchste Spitze; alle Consequenzen, die in ihr liegen, kommen zur Entwickelung, werden bis zum Extreme durchgebildet; aber eben darum trägt diese Zeit in sich schon den Keim zum Verfalle der ganzen Richtung, bereiten sich in ihr neue Anschauungen vor. Man kann den eigentlichen Geist des Mittelalters auf folgende Momente zurückführen: 1) Herrschaft des Innerlichen über das Äußerliche; 2) Herrschaft der Kirche über den Staat; 3) Herrschaft des Individuellen im Staate über das Allgemeine — Lehnswesen, Vorwiegen der Aristokratie; 4) Herrschaft der allgemeinen Momente, der kosmopolitischen Richtungen über die nationalen Sonderheiten.

Was das Erste betrifft, so zeigte sich dieser Grundsatz in dem ganzen geistigen und socialen Leben, am prägnantesten tritt er vielleicht im Priestercölibat hervor und im Klosterwesen. Das letztere, in welchem das Fliehen vor der Welt und deren Genüssen repräsentirt wird, war allerdings schon bald nach den ersten Zeiten des Christenthums entstanden. Das erstere, wodurch die im Klosterwesen ausgedrückte Idee auf den ganzen Priesterstand übertragen ward, beginnt in seiner Allgemeinheit erst in der zweiten Periode des Mittelalters. Kein verständiger Mensch wird heutzutage an der Unnatürlichkeit und Verschrobenheit dieser zwei Institute mehr zweifeln; aber ebenso wenig können wir in Abrede stellen, daß sie doch die nothwendigen Consequenzen der mittelalterlichen Richtung waren, und daß sie durchgelebt werden mußten, ehe die Menschheit, von der Unzulänglichkeit derselben überzeugt, auf eine höhere Stufe gelangen konnte. Dieser höhere Gesichtspunkt mangelt dem Verf. bei seiner Besprechung des Klosterwesens; was aber die wirklichen Verhältnisse desselben betrifft, die angebliche Cultur, die von ihnen gepflegt worden sein soll, ferner die zahllosen Auswüchse, welche es bot, so müssen wir ihm vollkommen beistimmen. Namentlich auch in Dem, was er über die angebliche Erhaltung der alten Classiker von Seiten der Klöster sagt. In der That vertrug es sich keineswegs mit dem Geiste des Mönchthums, die heidnischen Schriftsteller zu erhalten, und wenn sich dieselben wirklich in den Klöstern hier und da erhielten, war es allerdings meistens Zufall.

Die Herrschaft der Kirche über den Staat folgte mit derselben Consequenz aus der mittelalterlichen Richtung; denn da im Mittelalter überhaupt das Innerliche, Geistige prädominirte, so war es sehr natürlich, daß der Repräsentant desselben, die christliche Kirche, es ebenfalls thun mußte, und die nothwendige Folge dieses Strebens war, daß sie auch die bisher herrschende Macht, die weltliche, unter sich zu bringen suchte. In der ersten Periode des Mittelalters war ihr dies noch nicht gelungen, aber gleich im Anfange der zweiten beginnt die Hierarchie jenen denkwürdigen Kampf mit der weltlichen Macht, welcher einen der Hauptmomente in der Geschichte des Mittelalters bezeichnet. Man kann nicht leugnen, die Kirche ist im Wesentlichen doch Siegerin geblieben, so oft sie auch von der physischen Gewalt unterdrückt zu werden schien — ein deutlicher Beweis, daß sie den Geist der Zeit für sich hatte. Übrigens muß man in der Geschichte des Papstthums ganz besonders die verschiedenen Perioden unterscheiden, denn die spätern sind offenbar als Reactionen gegen das Anstreben eines neuen Zeitgeistes zu betrachten, stehen mit diesem in Berührung, freilich nur in feindseliger, und erzeugten jene harten Bestimmungen, Institute und Dogmen, gegen welche dann die neue Weltanschauung in den Kampf trat. Der Verf. hat diesen Unterschied nicht gemacht, vielmehr wirft er auch hier die Zeiten untereinander und entzieht sonach dem Leser den Blick in die eigenthümliche Entwickelung der Menschheit in dieser Periode.

Was die politischen Zustände angeht, so ist das Charakteristische dieser zweiten Periode, daß das Lehnswesen allenthalben den Sieg davonträgt, infolge desselben der Adel als überwiegender bevorrechteter Stand dasteht, welcher die Macht des Königs überall beschränkt und fast auf Null reducirt. Doch wird auch der Adel von der herrschenden kirchlichen Weltanschauung inficirt, das bisherige rohe Waffenthum erhält ein neues, höheres, ideales Element, ein religiöses, und so entsteht denn das Ritterthum. Diese Erscheinung ist vielleicht eine der wohlthuendsten des ganzen Mittelalters, der Charakter

desselben erscheint hier vielleicht in der schönsten Färbung, das Germanenthum und die christliche Religion sind in ihm gewiß zu der schönsten Einheit verknüpft. Von diesem Institute erwähnt unser Verf. gar nichts, er weiß nur von den schlechten Folgen des Lehnswesens und dem Übermuthe der Aristokratie zu erzählen, aber eine Culturgeschichte hätte doch auch dem Ritterthum ihr Augenmerk zuwenden sollen.

Durch diese drei Momente wurde nun die Herrschaft der kosmopolitischen Richtung gegenüber der nationalen unterstützt; denn die Richtung auf das Innerliche wie die christliche Kirche konnte keine Nationalitäten anerkennen, die ganz andere Lebensbedingungen voraussetzten als jene Momente anerkannten, und der Adel, noch dazu seitdem das Ritterthum entstanden, betrachtete sich auch mehr als eine Kaste, die durch das ganze christliche Europa verbreitet sei, denn als das Glied einer Nation.

(Der Beschluß folgt.)

Romanliteratur.

1. Genial. Roman von Heribert Rau. Frankfurt, Öhler. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es sind erst wenige Jahre, daß wir dem Namen des Verf. in den Meßkatalogen begegnen, und schon hat er sich bethätigt durch Gedichte, Romane, Übersetzungen; sogar die Freimaurer haben zwei Bände Mysterien von ihm aufzuweisen; und da ihm eine gewisse Gewandtheit zugestanden werden muß, so haben wir wol noch Mancherlei von ihm zu erwarten. Diese Gewandtheit besteht nun zunächst in der Sorglosigkeit, Motive ein- und durchzuführen, um seine an sich ganz guten Ideen zur Erscheinung zu bringen und zu rechtfertigen. So ist es denn auch mit dem vorliegenden, seltsam genug betitelten Roman. Es soll gezeigt werden, daß Halbbildung, unterstützt von Eitelkeit und Reichthum, selbst bei dem guten Willen, sich in den Lebensfragen der Zeit nützlich zu machen, auf Abwege und an den Rand des Verderbens führe, und es ist nicht zu leugnen, daß, wie alt diese Wahrheit auch schon sein mag, es immer seinen guten Nutzen haben kann, sie von Zeit zu Zeit einmal wieder der Welt vor Augen zu stellen. Soll das nun in Form eines Romans geschehen, so bietet sich gewiß ein sehr großer Reichthum von Mitteln; allein ebendeshalb ist haushälterische Ruhe und Umsicht nur noch dringender nothwendig. Hier wird uns nun in Ferdinand ein junger Hamburger vorgeführt, dessen Vater, ein Actenmann, die eitle Mutter gewähren läßt, und diese hält dem einzigen Sohn alle möglichen Lehrer und neben einer stets offenen Börse Alles zugute. So finden wir denn den genialen Jüngling im Alsterpavillon mit einigen Schauspielern beschäftigt, Champagnerflaschen zu leeren und, Goethe's „Clavigo" als Brücke benutzend, in das weite Feld der Emancipationsfragen sich zu verlieren. Eine Cigarren rauchende Spanierin überrascht ihn durch ihr brillantes Deutsch und fesselt ihn durch Schönheit nicht minder als durch leuchtende Emancipationsprincipien. Wie die Spanierin dazu gekommen ist, bleibt ein ungelöstes Räthsel. Sie ist nun einmal so, eine Deutsche konnte der Verf. offenbar nicht gebrauchen, ebenso wenig eine Französin, weil alle Welt sonst an die Dudevant denken würde. Indessen zeigt sich doch Hoffnung, daß Ferdinand ein solider Mensch werde; denn er heirathet erst ein einfaches liebes Mädchen und, um der Welt nützlich zu werden, befaßt er sich sogar mit Redaction einer Zeitschrift. Da muß es sich fügen, daß Arabella, die Spanierin, zwei Kinder aus einem brennenden Hause rettet und Ferdinand hinzukommt, sie selbst der äußersten Lebensfahr zu entreißen, und von nun an ist er ihr verfallen. Nicht allein findet sich Anlaß, einen ganz neuen Beweis für die individuelle Fortdauer nach dem Tode darzulegen, sondern Ferdinand verläßt auch sein Weib, um mit Arabella nach Edinburg zu gehen, und hier erfahren wir ebenso Neues als Großartiges. Madrid, London, Paris, Brüssel, Rom, Kopenhagen und Edinburg haben weitverzweigte kosmopolitische Vereine zur Emancipation aller Unterdrückten, vorzüglich der Juden, der Sklaven, der Thiere. Arabella fügt ihnen noch durch weibliche Vereine die Emancipation der Frauen hinzu, hält aber in einer großen glänzenden Versammlung eine ebenso glänzende Rede für Emancipation der Juden! Dem Verf. scheint die damit bethätigte Ironie selbst nicht entgangen zu sein; doch liegen ihm die Juden überhaupt sehr am Herzen. Früher schon berührt er die Thatsache, daß die Juden in den meisten deutschen Freimaurerlogen nicht zugelassen werden; und allerdings ist es eigen, daß diese Logen, die keinen Unterschied der Religion zu kennen vorgeben, Das versagen, was jede deutsche Kirche gewährt. Indessen auch in Edinburg müssen sich die Juden mit jener glänzenden Rede begnügen, denn wir haben nun eine Fahrt ins Hochland zu machen, ein Bruchstück aus Ossian's „Karriktura" anzuhören und die unleidlichen Gesänge einer poetischen Lady, die mit ihrer Harfe, ihrem Schmuz und ihrer Hungertafel, wie früher schon ihren Gemahl, so nun auch Ferdinand und Arabella vertreibt. Sie besuchen ein anderes Schloß und gerathen hier in ein wüstes Jagdgetümmel, welchem die Herrin und ihre Tochter mit Leidenschaft sich hingeben. Arabella findet hier einen Naturforscher, dem sie ihre Liebe zuwendet, und Ferdinand's Eifersucht führt zu einem Pistolenduell — nicht mit dem Forscher, sondern mit Arabella. Seine Kugel durchbohrt ihr Herz, und nun haben seine Genialitäten ein Ende. Der hamburger Brand hat eben ausgewüthet, da wankt ein Bettler unter den Trümmern umher. Am Ende der Stadt sinkt er vor einem kleinen Hause erschöpft nieder; ein spielendes Kind wird von der Mutter gerufen, der Bettler ist Ferdinand, die Mutter sein Weib. Beide werden versöhnt und Ferdinand ist zu der Erkenntniß gekommen, „daß er die Welt verbessern wollte und nicht einmal sein eigener Herr war". Diese Erkenntniß folgt aber nicht eigentlich aus der Darstellung. Seine Genialität ist durchaus passiv und reducirt sich, neben einigen gelegentlichen Redensarten über das Capitel der Weltverbesserung, nur auf die alltägliche Erscheinung, daß ein junger Mensch sein Weib, sein stilles Glück um ein schönes, verschrobenes Mädchen verläßt. Der Verf. leidet an einer gewissen philosophisch-moralischen Überschwänglichkeit, die sein Ziel, seinen Zweck stets verrückt und ihn in Dingen umherschweifen läßt, die an sich recht gut und löblich sein können, nur eben da nicht, wo er sie vorführt. Eine ganz gute und meistens ziemlich passend benutzte dämonische Figur ist übrigens der reiche Kaufmann Heylig, den sein Geld und die Langweile überall umhertreiben; der aus Paris als Franzose, aus Petersburg als Russe, aus Pesth als Ungar wiederkommt und auf dieser weiten Welt nichts kennt als Geld und eine gute Speisekarte.

2. Wallenstein's erste Liebe. Historisch-romantisches Gemälde von C. Herloßsohn. Drei Bände. Hanover, Kius. 1844. Gr. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.

Über die Idee des historischen Romans ist schon manches Wort gesprochen, ohne daß wir in Deutschlands Literatur wesentlich in die Augen fallenden Nutzen davon gehabt hätten. Gewiß aber ist es auch eine nicht leichte Aufgabe, das Material, welches die Geschichte hergeben muß, mit der Erfindung dergestalt künstlerisch zu verschmelzen, daß das Ganze in Form und Wesen wie aus einem Guß erscheint. Ebendeshalb sind auch hier und da Stimmen laut geworden, welche trotz Walter Scott den historischen Roman als Zwittergattung, die nur anmaßend sich in das Bereich der Kunst zu drängen versuche, nicht wollen gelten lassen. Diesen Stimmen gegenüber steht die Lesewelt, noch immer mit Vorliebe einer Lecture anhängend, welche jedenfalls Realien bietet, wodurch der Schriftsteller selbst

im Zaum gehalten wird, wenn etwa seine Phantasie Neigung hätte, allzu weit vom Wege der Geschichte abzuschweifen. Das ist nun freilich eine ziemlich unmündige Ansicht, gleichwol blickt aus ihr die Wahrheit hervor. Es ist der dramatische Sinn, der im Menschen steckt und überall, also auch im Roman, Gestalt und Gehalt will. In dieser Beziehung steht das Lesepublicum höher als mancher deutsche Romanschriftsteller, der uns für Fleisch und Blut irgend ein philosophisches Thema mit angehängter Abhandlung darüber gibt. Mit einer solchen Abhandlung bleiben wir bei dem oben angezeigten Buche glücklich verschont, im Gegentheil, es ist viel Fleisch und Blut darin. Es kommt dem Buche zu statten, daß der Verf. als geborener Prager mit den Örtlichkeiten seines Romans wohlvertraut ist, auch hat er sich mit der Zeit und ihren Ereignissen vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges sowie mit den Persönlichkeiten befreundet; das Alles aber mit dem eigenen Material künstlerisch zu einem großen Gemälde anzuordnen und auszuführen, ist ihm nicht gelungen. Es ist eine gewisse Unruhe und Hast sichtbar, welche die reiche Masse des Stoffs möglichst rasch zu bewältigen bemüht sind und sich dabei nicht verhehlen können, daß das aufgesammelte Material in nur drei Bänden sich unmöglich genügend entwickeln lasse. Bei dem großen Reichthum von Personen, bei den bunten Verhältnissen und Begebenheiten ist es schwierig, mit wenigen Worten ein Bild vom Inhalte des Buchs zu geben; es sei daher genug, hier nur der Liebesverhältnisse zu gedenken. Marinka, eine als Kind von Zigeunern geraubte Tochter eines edlen Hauses, liebt den jungen Wallenstein, der, schon jetzt nach Macht und Reichthum strebend, eine viel ältere Dame heirathet, während er außerdem noch von der Glut einer frühern Geliebten verfolgt wird. Marinka's Schwester, Jaroslawa, liebt den edlen Los, Dieser aber Marinka. Daß in diese verschlungenen Verhältnisse die mächtigsten, die düstersten Leidenschaften, selbst mit Gift und Schwert, hineinschlagen, ist schon in der Zeit begründet. Das Bedenklichste, zugleich das Entsetzlichste bleibt jedoch immer Marinka's freiwilliges Ende. Sie dringt in das Gefängniß eines zum Tode Verurtheilten, bewegt Diesen, mit ihr die Kleider zu wechseln und sich durch Flucht zu retten, während sie das Schaffot besteigt. Wir wollen die Möglichkeit einer solchen Handlung nicht bezweifeln; allein sie so klar und genügend vorzubereiten, daß sie als Nothwendigkeit erscheint, ist gewiß sehr schwierig, und wir müssen bekennen, der Verf. hat uns von dieser Nothwendigkeit nicht überzeugt. Wie schon erwähnt, ist das Material des Buchs sehr reich und erzeugt einen steten Wechsel der verschiedenartigsten Situationen. Leser, welche keine großen Ansprüche machen, werden sich daher der Unterhaltung, welche das Buch bietet, gern hingeben, vorzüglich da ihnen der Wallenstein wenigstens durch Schiller bekannt ist und sie den tragischen Helden wol gern einmal in einer jüngern Lebensperiode erblicken.

3. Das Soldatenleben im Frieden. Von F. W. Hackländer. Stuttgart, Krabbe. 1844. 8. 10 Ngr.

Bruchstücken dieses Soldatenlebens sind wir früher schon einmal in irgend einer Zeitschrift begegnet, und wie schon diese durch Frische und Fröhlichkeit uns ansprachen, so finden wir nun hier in dem Ganzen Alles bestätigt, was damals nur als eine Art Vorbedeutung oder Ahnung an uns herantrat. Jene Frische und Fröhlichkeit, wie sie überhaupt der Jugend und noch dazu einem freiwilligen Artilleristen wohl ansteht, weht durch das ganze Buch, welches kaum einen andern Schmuck aufzuweisen hat, es wäre denn der der Ruhe und Wahrheit selbst in Darstellung der Ausgelassenheit. So begleiten wir denn mit wirklichem Behagen den jungen Menschen in die Kaserne, zum Exerciren, auf die Wache, in Arrest, zum Manoeuvre, ins Lazareth und zwischen alledem zu einigen ergötzlichen dummen Streichen, von welchen der im Hause des Obersten v. T. den meisten Lärm macht und den schönsten Ausgang hat. Dieser alte Oberst v. T. fesselt uns überall durch seine derbe Liebenswürdigkeit; es ist noch so ein alter deutscher Degenknopf, streng, ordnungsliebend bis ins Kleinlichste und dennoch nachsichtig, gerecht, gutmüthig. Er hat noch nicht vergessen, daß er auch einmal jung war, darum wird er von den Subalternen verehrt und geliebt, während manche der Offiziere ihm abhold sind. Unter diesen ist Hauptmann Feind die Hauptperson, ein echter Hauptmann, sofern ein solcher meint, er sei nur dazu da, Fehler zu sehen, zu rügen, zu strafen. Eine treffliche Figur ist Unteroffizier Dose, jeder Zoll ein Soldat, dabei trocken drollig in jeder Bewegung, jedem Wort und nebenher ein eingebildeter Poet. Aus dem Ganzen entnehmen wir nun, was freilich im Allgemeinen schon so ziemlich bekannt ist, hier aber in allen möglichen militairischen Situationen bündigst nachgewiesen wird, daß ein Soldat in Friedenszeiten im Grunde nur ein trostloses menschliches Wesen darstellt. Er ist an sich nichts als ein mathematischer Punkt, soll aber gleichwol jedes Stück Commisbrot, das er hinunterschluckt, streng nach dem Reglement in seinem Magen zurechtlegen, oder er kommt in Arrest. Er kann nicht einmal auf eine vernünftige Weise krank sein. Daß unter einer Masse Menschen, die ein streng bestimmter Zweck zusammenführt und worunter viele ziemlich roh eingestellt werden, sehr ernst auf Disciplin gehalten werden muß, ist begreiflich; gefällt sie sich aber in pedantischer Gamaschenknöpferei, die jeden gesunden Sinn herausfodert, so kann sie nicht allein unnütz und lächerlich, sondern selbst gefährlich werden. Da der Gamaschenplunder durch dieses Buch gehörig an die Sonne gehängt wird, so kann es sich zutragen, daß dasselbe nicht so leicht in den Kasernen Eingang findet, da es junge Köpfe zu Reglementswidrigkeiten verführen kann. 18.

Literarische Notizen aus England.

Eine Sammlung wissenschaftlicher Reisen.

In London erscheint „The world surveyed in the nineteenth century; or recent narratives of scientific and expeditions (chiefly undertaken by command of foreign governments)". Die Sammlung und Übersetzung wird von W. D. Cooley, einem dieser Aufgabe gewachsenen bekannten Gelehrten, veranstaltet. Der Herausgeber weist darauf hin, daß seit der Veröffentlichung von Humboldt's „Reisen in Amerika" die Aufmerksamkeit auswärtiger Regierungen lebhaft auf den Nutzen und die Wichtigkeit der Ausdehnung geographischer Erforschungen gelenkt worden ist und zahlreiche Expeditionen von Seiten Deutschlands, Frankreichs, Rußlands zu diesem Zwecke stattgefunden haben, wie andererseits einige sehr werthvolle Entdeckungen von Privatreisenden gemacht worden seien. Der erste Band dieser Sammlung enthält die Besteigung des Ararat vom Prof. F. Parrot.

Hohe Preise seltener Ausgaben von Shakspeare.

Seltene Ausgaben von Shakspeare werden in England zu immer steigenden Preisen verkauft und gekauft. Baron Bolland's Exemplar der „Venus und Adonis" von 1596 wurde kürzlich für 91½ Pf. St. wieder verkauft. George Chalmer's einziges Exemplar der schottischen Ausgabe dieses Gedichts von 1627 ward in derselben Bücherauction für 35 Pf. St. verkauft. Ein elendes aber vollständiges Exemplar der „Sonette" von 1609 erreichte den Preis von 34½ Pf. St., und ein unvollständiges Exemplar, wovon der Titel und die unerklärliche Zueignung fehlte, den von 24½ Pf. St. Ein beschmuztes und aufgeschnittenes Exemplar der ersten Folioausgabe wurde mit 31½ Pf. St., ein Bruchstück derselben Ausgabe mit 15 Pf. St. bezahlt. Die „Poems" von 1640 mit einem herrlichen Portrait Marshall's in Kupferstich gingen bis 15 Pf. hinauf, muthmaßlich der höchste Preis, der für diesen Band bis jetzt erlangt worden ist. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 181. —— 30. Juni 1845.

Betrachtungen über die Geschichte der Menschheit.

Zweiter Artikel.

(Beschluss aus Nr. 180.)

In den Kreuzzügen manifestirte sich nun dieser mittelalterliche Geist in jeder Beziehung auf das glänzendste. Die religiöse schwärmerische Richtung brach in ihnen zu großartiger That hindurch, die Herrschaft der Kirche bewährte sich darin, daß der Papst diese ganze Bewegung leitete; das ritterliche Waffenthum erscheint gänzlich in der Abhängigkeit von der höhern Idee, von der religiösen schwärmerischen, und so gänzlich hat diese, hat die christliche Kirche in ganz Europa überwogen, daß die verschiedensten Länder ihre Krieger zu einem und demselben Unternehmen stellten, daß vor dem großen Zwecke, den man im Auge hatte, und vor der Richtung, die ihn hervorgerufen, jeder nationale Unterschied verschwand. Der Verf. sieht natürlich seiner Richtung zufolge die Kreuzzüge mit andern Augen an, er betrachtet sie als Thorheit, als das Resultat grenzenlosesten Fanatismus, und zählt die übeln Folgen desselben auf, die er weit über die guten setzt. Er übersieht dabei, wie sowol in den Kreuzzügen wie in der ganzen Richtung, die sie hervorgerufen, schon die Keime zu einer neuen Weltansicht lagen, die sich naturgemäß entwickeln mußten. Zunächst nämlich trat in den Kreuzzügen das Bewußtsein der einzelnen Völker als solcher hervor, denn durch die gegenseitige Berührung derselben fühlten sie erst den Unterschied voneinander, machten sich ihre verschiedenen Eigenthümlichkeiten und Interessen geltend. In derselben Weise daher, wie die Römer durch das schroffste Geltendmachen des antiken Grundsatzes nationaler Sonderung zur Eroberung fast der ganzen Welt und dadurch zur Verbreitung der antinationalen universalen Richtung kamen, wirkten die Kreuzzüge, ursprünglich der Ausdruck der universalen kosmopolitischen Richtung, zur Erneuerung des Nationalbewußtseins. Das Ritterthum ferner, ursprünglich durch das Hinzutreten des religiösen kirchlichen Elements zu dem germanischen Waffenthume erzeugt, und zunächst vorzugsweise im Dienste von jenem, hatte eben dadurch eine idealere Richtung in den weltlichen Stand, zunächst freilich nur in die politisch bevorrechtete Classe, in den Adel, gebracht, und hierdurch überhaupt die Bildung, bisher fast ausschließlich das Monopol der Geistlichkeit, in einen weitern Kreis verbreitet. Als schönste Frucht dieser Erscheinung ist die ritterliche Poesie zu betrachten, welche anfangs noch einen religiösen Inhalt hatte, aber bald über diesen hinaus zu der Darstellung von Gemüthsrichtungen, von socialen, politischen Zuständen, und zuletzt sogar zur Bekämpfung hierarchischer Anmaßungen überging. Auch dieses Institut also, welches ursprünglich als ein Resultat des mittelalterlichen Geistes zu betrachten ist, war, naturgemäß weiter entwickelt, gerade zum Widerspiele desselben, zur Opposition gegen ihn umgeschlagen. Ebenso verhielt es sich mit der Herrschaft der Kirche über die weltliche Macht überhaupt; denn in diesen Kreuzzügen, welche zunächst die Kirche, der Papst hervorgerufen, in denen Fürsten und Könige anfänglich als dessen Vasallen erschienen, fühlten dieselben, an der Spitze so gewaltiger Heerhaufen, erst ihre Macht und ihre Bedeutung: noch während der Kreuzzüge, ja in Veranlassung derselben, erhoben sich Oppositionen der weltlichen Macht von allen Seiten. Endlich hatte durch sie die ganze geistige Richtung des Mittelalters, das Vorherrschen des Innerlichen, Religiösen, Schwärmerischen über das Aeußere, über Welt und Leben, einen Stoß erhalten; denn durch die Kreuzzüge wurden auf einmal die Blicke erweitert, es eröffnete sich eine neue Welt, es kamen durch die Bekanntschaft mit dem Orient neue Genüsse, neue Anschauungen in das Abendland; es erhielt erst durch sie der Handel einen neuen Schwung, hiermit das Bürgerthum, und hiermit eine neue politische, sociale und geistige Richtung.

Alle diese oppositionnellen Elemente treten schon während der zweiten Periode hervor, also zu einer Zeit, als im Allgemeinen die eigentlich mittelalterliche Richtung noch die vorherrschende war. Sie werden zwar besiegt, doch nur zum Theil, keineswegs unterdrückt. Es treten nun Reactionen ein, jetzt erst wird von der herrschenden Macht die bisher geltende Richtung bis in das schroffste Extrem ausgebildet; aber gerade dies ist nur das Mittel, um neue Oppositionen hervorzurufen. So geht denn die Menschheit, in sich bereits den Keim gewaltiger Gährung tragend, zu der dritten Periode über, welche, etwa von der Mitte des 13. Jahrhunderts beginnend, den interessanten Kampf zwischen den Ideen des Mittelalters

und der allmälig sich bildenden neuen Weltansicht darstellt. Aus diesem Kampfe heraus bilden sich neue Ordnungen und Zustände, die, von höherm Standpunkt aus betrachtet, immer als Sieg oder wenigstens als Zugeständniß für die neue Richtung angesehen werden können. Man kann diesen neuen Geist, wie ich anderwärts ausführlicher dargethan habe, als das Streben nach einer Vermittelung zwischen der antiken und der mittelalterlichen Weltansicht bezeichnen. Er zeigte sich einmal darin, die ausschließliche Herrschaft des Innerlichen über Welt und Natur in ihren Auswüchsen und Ungereimtheiten zu bekämpfen, und das rechte Verhältniß zwischen beiden herzustellen; in dem Ankämpfen des Staats gegen die Bevormundung der Hierarchie; in dem Streben, an die Stelle des anarchischen Feudalstaats geordnete Zustände zu setzen; in dem Versuche der niedern Menschenclassen, sich politische Geltung zu verschaffen; endlich in der Erneuerung der nationalen Richtung, jedoch mit der Idee der Menschheit.

Es würde zu weit führen, in diese Dinge näher einzugehen, außerdem haben wir schon an einem andern Orte ausführlicher darüber geschrieben. Wir begnügen uns, wieder zu unserm Verf. zurückzukehren und an seine Darstellung der Verhältnisse nach den Kreuzzügen einige Bemerkungen anzuknüpfen. Wie schon oft erwähnt, kennt er keinen Unterschied der Zeiten; er versteht nicht, die mannichfache Entwickelung der Menschheit in ihrem stufenweisen Gange anschaulich zu machen. Daher weiß er auch den gewaltigen Umschwung in allen Einrichtungen, im gesammten socialen Organismus nach den Kreuzzügen nicht zu motiviren. Doch sind die einzelnen Institute gut von ihm geschildert. So ist z. B. das Städtewesen (S. 181) recht schön dargestellt. Auch das Zunftwesen (S. 208) ist im Ganzen gut aufgefaßt; er erkennt die historische Nothwendigkeit desselben an, indem es eine geschlossene Vereinigung gegen die Aristokratie, der Repräsentant eines freien Bürgerthums gewesen sei. Dann kommt er freilich auch auf die Nachtheile in gewerblicher Hinsicht zu sprechen; er hat aber hierbei mehr die Zeit der Auswüchse im Auge und begeht offenbar einige Unrichtigkeiten. So sagt er z. B. (S. 213), daß die Handwerker in gemeinsamer Verständigung allein die Preise festsetzten. Das ist in dieser Allgemeinheit gefaßt nicht wahr, denn die städtische Policei hatte immer das Wohl der gesammten Bürgerschaft im Auge und sorgte gerade in dieser Beziehung dafür, daß sie von Einzelnen nicht übervortheilt würde. Auch hier versteht der Verf. nicht die Naturgemäßheit der Einrichtung, entstanden aus den Zeitbedürfnissen, aufzufassen und die Naturgemäßheit der Ausartung zu begreifen, als die übrigen Bedingungen hinweggefallen waren, die sie hervorgerufen hatten.

Auch der Abschnitt über die Landstände, Parlamente, (S. 215) ist recht gut. Nur hätte der allmälige Übergang aus den frühern staatlichen Verhältnissen in die Zeiten der Landstände, die etwa mit dem 14. Jahrhundert in ihrer eigentlichen Ausbildung dastehen, und die daher als das Resultat der neuen Richtung betrachtet werden müssen, besser motivirt sein sollen. Das Gerichtsverfahren (S. 232), welches er mit Recht als germanisch faßt, ist ebenfalls gut, nur versteht er wieder nicht, den eigenthümlichen Geist desselben zu fassen, wenn er (S. 234) als Misverstand hervorhebt, daß die Verfolgung des Verbrechers von Amts wegen nicht stattfand, sondern daß der Beschädigte zunächst als Kläger auftreten mußte. Gerade in dieser Bestimmung spricht sich das germanische individuelle Element aus, das mit dem Wesen des Mittelalters verwachsen ist, welches ein Einschreiten der öffentlichen Gewalt an sich nicht duldet, wenn sie nicht von dem Individuum darum angegangen ist. Er raisonnirt sodann über die Gottesurtheile als abergläubisch, anstatt sie aus dem gesammten Bildungszustand der Zeit zu erklären. Falsch erwähnt er (S. 235) die Tortur, als dem Mittelalter angehörig, während sie nur als Ausgeburt des misverstandenen römischen Rechts zu betrachten ist. Auch die Hexenprocesse gehören in eine spätere Periode. Das Fehderecht (S. 236) betrachtet er von dem Standpunkte unserer heutigen Policei. Er hätte dafür nachweisen sollen, wie eben dieses Recht nothwendig mit dem Geiste des deutschen Rechts zusammenhing. Den Übergang des Gerichtswesens vom öffentlichen und mündlichen Verfahren, welchen er S. 239 erwähnt, hätte er ebenfalls in anderer Verbindung vorbringen sollen; er war mit das Resultat der neuern Anschauungsweise und gehört in die neuere Geschichte. Die Inquisition (S. 239) ist an sich gut geschildert; doch gehört sie ebenfalls nicht in diese Verbindung, sie ist, wie die Bettelorden, als Reaction der Hierarchie gegen die ketzerischen Sekten, gegen das erste Auftreten der neuen Richtung aufzufassen. Von S. 246 an bespricht er die sonstigen moralischen, intellectuellen und materiellen Zustände. Er faßt aber hierbei auch nur die schlechten Seiten auf, den Aberglauben, der durch die Kirche genährt ward, die Unwissenschaftlichkeit u. s. w., und vergißt die schönern Seiten gänzlich. Er weiß nichts von der mittelalterlichen Poesie. Die gothische Baukunst erwähnt er wol und nennt ihre Schöpfungen grandios, weiß sie jedoch nicht zu erklären. Auch hierüber haben wir uns an einem andern Orte schon ausgesprochen. Den Schluß des Mittelalters bilden (S. 255) die Judenverfolgungen und Bemerkungen über den Talmud (S. 262), welche recht gut sind.

Im nächsten Artikel werden wir über seine Auffassung der neuen Zeit berichten.*) 53.

Peter der Große Alexjewitsch und seine Zeit. Nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von Wilhelm Binder. Reutlingen, Kalbfell-Kurtz. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Wenn Hr. v. Raumer in seinen „Briefen aus England" mit Recht von Rußland gesagt hat, daß die Russen ein Centrum hätten und daß dies der Kaiser sei, so verdient allerdings das Andenken des Mannes, der dem Lande zuerst in seiner

*) Den dritten Artikel liefern wir im nächsten Monat. D. Red.

Person ein solches Centrum gegeben hat, von Zeit zu Zeit in zweckmäßiger Weise aufgefrischt zu werden. In dieser Beziehung verdient also das Unternehmen des Hrn. Binder, der sich auf dem Titel zugleich als der Verfasser eines Werks über den Fürsten Metternich genannt hat, Lob, und wenn wir auf die Ausführung sehen, so steht es weit über Große's unlängst erschienener Compilation und über Posselt's bombastischem Buche über Peter I. und Leibnitz, das so gut wie gar keine Thatsachen enthält. Dagegen ist nun Hr. Binder bemüht gewesen, mit Fleiß und Genauigkeit das Leben Peter's I. zu erforschen und die Resultate seiner Untersuchungen in einer klaren, gefälligen Sprache dem deutschen Publicum darzubieten. Eigentlich Neues aus Archiven, ungedruckten Briefsammlungen, Tagebüchern und bis jetzt verborgenen Denkschriften hat er zwar nicht geliefert, wie wir denn auch die Benutzung mancher neuern Schrift, wie des Barthold'schen Aufsatzes über Anna Iwanowna im siebenten Jahrgange des Raumer'schen „Historischen Taschenbuchs" vermissen. Dagegen erfreut der Verf. seine Leser durch die geschickte Aufhellung mancher verworrener Verhältnisse, wo wir die Abschnitte über Peter's Sohn Alexei und des Vaters gegenseitiges Benehmen und den natürlichen Tod desselben — denn es gibt noch immer Leute, die sich darin gefallen, den russischen Zar als den Mörder seines eigenen Sohnes anzusehen — besonders auszeichnen; er hat ferner die wachsende Macht des russischen Reichs nach ihren verschiedenen Beziehungen gut aufgefaßt und Peter's kräftige Regierungsweise in das hellste Licht gesetzt; seine Beschreibungen von Kriegen und Schlachten sind deutlich und seine Charakteristiken der bedeutendsten Personen unter Peter's Regierung meistens unparteiisch, mit einem Worte, das Buch ist ein nützliches Lesebuch, das zur Belehrung und Unterhaltung gleichmäßig empfohlen werden kann.

Wir würden es auffallend finden, wenn Hr. Binder nicht als ein Verehrer und Bewunderer seines Helden aufgetreten wäre; denn wenn man nicht ein solcher ist und also ohne Liebe und Theilnahme bei seinem Gegenstande verweilt, so thäte man besser, man schriebe gar keine Biographie, die bei dem Mangel der genannten Eigenschaften nur ein kaltes, trockenes und reizloses Buch sein kann. Nun dürfte aber auch wol Niemand sich mit Peter's des Großen Leben beschäftigen, ohne für diese gewaltige, höchst bewegliche Natur eingenommen zu werden, für diesen Mann, der noch halb ein Barbar ist, aber mit der ganzen Leidenschaftlichkeit einer frischen, lernbegierigen Natur den Studien und Fortschritten der europäischen Nationen zugewandt war, voll von großen Entwürfen und unermüdlich, sie durchzusetzen. So ist es also auch Hrn. Binder ergangen; aber er hat sich dadurch nicht zu blinder Parteilichkeit hinreißen lassen, sondern spricht auch seinen Tadel über des Zaren ungezügelte Heftigkeit, Grausamkeit und sinnliche Ausschweifungen aus, wenngleich dies im Ganzen milder und schonender geschieht als es heutzutage Denen gefallen wird, die sich ein Geschäft daraus machen, alle Schattenseiten hochgestellter Männer aufzusuchen und jedes unverbürgte Gerücht über deren Privatverhältnisse auf das schleunigste zur Gewißheit zu erheben.

So wird denn auch unser Buch bei Denen keine Gnade finden, die von Rußland alles mögliche Schlimme für das übrige Europa fürchten, und sie werden es Hrn. Binder gewiß verargen, daß er so viele Mühe aufgewendet hat, den Gründer dieser Macht so sorgfältig zu schildern und daß er in der Einleitung sogar von Kaiser Nikolaus sagen konnte, er halte mit Weisheit und Beharrlichkeit die Wagschale des Weltgeschicks in seiner tapfern Rechten. Aber man sollte doch einmal aufhören, sich so vor Rußland zu fürchten. Rußland kann sich wol gegen das übrige Europa leicht vertheidigen, wenn es angegriffen wird; aber wenn es selbst das übrige Europa angreifen und sich eine Art von Oberherrschaft über dasselbe anmaßen wollte, so würde sich bald zeigen, wie unzulänglich dazu seine Macht sei. Es dürfen nur Östreich und Preußen recht fest zusammenhalten, so sind sie auch allein schon vermögend, einen Sicherheitsdamm gegen Rußland zu bilden. Aber auch ohne eine solche Vereinigung wird man Rußland nicht zu fürchten haben. Man zeige nur eine sichere Haltung und eine würdige Sprache gegen Rußland, wenn es sich in die innern Angelegenheiten der übrigen europäischen Staaten einmischen will, und man fodere nur Rußland ebenso wenig als das weit gefährlichere Frankreich zur Mitwirkung auf, um irgend ein besonderes Interesse durch diese Mitwirkung zu erzielen, dann braucht man sich gewiß nicht vor dem nordischen Kolosse zu fürchten, wenn wir auch nicht gerade mit Diderot behaupten wollen: „La Russie est un colosse aux pieds d'argile"; denn das ist mehr witzig als wahr. Auch Rußland hat unter Alexander's und Nikolaus' Regierung an moralischer Kraft gewonnen und namentlich unter dem letztern Kaiser eine weit bedeutendere Nationalität entwickelt als sie Peter begründen konnte, aber die andern europäischen Staaten haben ebenfalls ihre moralische Kraft gestärkt und sie mit dem Physischen und Materiellen in bessern Einklang gesetzt.

Sollten wir noch eine Bemerkung über Hrn. Binder's Buch hinzufügen, so würde sie die Unsitte der Einmischung französirender Ausdrücke betreffen, die bei deutschen Schriftstellern leider im Zunehmen zu sein scheint. Auch in den russischen und polnischen Eigennamen haben wir manche Fehler wahrgenommen. 20.

Organisation du travail par *Louis Blanc*. Nouvelle édition. Paris 1845.

Die große Frage der Berechtigung des vierten Standes zum Genusse der Vortheile unserer Civilisation (im Gegensatz zur Pflicht, die Nachtheile derselben zu tragen, welche ihr bisher fast ganz allein anheimgefallen) hängt wie eine schwere Gewitterwolke am Horizonte unseres Jahrhunderts. Frankreich beschäftigt sich am meisten mit ihrer praktischen Lösung. Der geistreiche, in Deutschland allgemein bekannte, in Frankreich populaire Verf. des vorliegenden Buches hat seine Kraft und seinen Einfluß dieser gewaltigen Aufgabe unserer Zeit zugewendet und sie durch seine Arbeit wenn auch nicht erledigt, so doch ihre Erledigung bedeutend gefördert. Nicht nur die Hinzufügung einer Einleitung und eines Anhanges, sondern auch die Umarbeitung des alten Textes haben aus der vorliegenden Ausgabe ein neues Buch gemacht. Man fühlt es dem Verf. an, seine innerste, wohlmeinende Überzeugung hat ihm die Feder geführt, sein dringender Wunsch, einem uns immer näher rückenden großen Übel vorzubeugen, hat ihn zu gründlicher Untersuchung des schwierigen Stoffs angespornt und sich von dem gehässigen Nimbus, den kurzsichtige Vorurtheile um denselben verbreitet haben, nicht zurückschrecken lassen. In der Einleitung spricht er den Grundgedanken, der auf dem Boden aller Bewegungen der Gegenwart ruht, offen aus. Er sagt: „Ja, die Freiheit ist es, die wir erobern wollen; aber die wahre Freiheit, die Freiheit für Alle, jene Freiheit, die man überall vergebens sucht, wo sich nicht die Gleichheit und die Bruderliebe, ihre unsterblichen Schwestern, finden. Die Frage, warum denn die Freiheit des wilden Zustandes für falsch gehalten und aufgehoben worden ist, würde jedes Kind richtig beantworten. Die Freiheit des wilden Zustandes war factisch nichts Anderes als eine schauderhafte Unterdrückung, weil sie die Ungleichheit der Kräfte nicht berücksichtigte, weil sie aus dem schwachen Menschen das Opfer des starken und aus dem ungeschickten die Beute des geschickten machte. In unserm heutigen socialen Zustande ersetzt die Ungleichheit der Entwickelungsmittel die Ungleichheit der Muskelkraft; statt des körperlichen Kampfes, Mann gegen Mann, haben wir den Kampf des Capitals mit dem Capital, statt des Misbrauchs der physischen Überlegenheit haben wir den Misbrauch einer conventionnellen Überlegenheit, statt des schwachen Menschen den unwissenden, statt des ungeschickten den armen. Wo ist denn da

die Freiheit?" Das Hauptkapitel des Buches ist das, welches die Frage aufstellt: „Wie kann man die Arbeit organisiren?" Er beantwortet sie: „Durch Beseitigung der Concurrenz." Alles Übrige ist nur Einleitung zu dieser Frage, Ausführung der Antwort und Widerlegung etwaniger Einwände gegen dieselbe. Das Buch schließt mit einem Actenstücke, welches die Ausführbarkeit der in demselben aufgestellten Grundsätze und gemachten Vorschläge praktisch darthut. Es ist die Berechnung des Hauses Leclaire für das Jahr 1843 mit seinen Arbeitern, welche, nach einer zwischen ihnen und dem Fabrikherrn getroffenen Übereinkunft, an dem Ertrage der Arbeit ihren verhältnißmäßigen Antheil haben. Das Resultat dieses Versuchs, die immer mehr um sich greifenden Ideen praktisch anzuwenden und ihre Ausführbarkeit zu prüfen, ist für alle Theile befriedigend ausgefallen.

Hinsichts der Form seiner Schriften scheint der Verf. sich mehr und mehr zu vervollkommnen. An Einfachheit, Klarheit, Schärfe und Präcision des Ausdrucks nähert er sich dem bisher hierin unerreichten Paul Louis Courrier. Der Gedanke liegt in den Worten so natürlich wie der Körper in der Haut, sodaß selbst jede Gefühlsregung, wie das Schwellen einer Ader, deutlich hervortritt. Das Buch in seiner jetzigen Gestalt darf in künstlerischer und praktischer Beziehung für eine bedeutende Erscheinung in der neuern französischen Literatur gehalten werden. Auch hat es bereits mehre andere Schriften hervorgerufen, unter denen hier nur „Conséquences de l'organisation du travail", von René Didier, und die Broschüre „A chacun selon son travail", von Simon Granger, dem Verf. der „Utopie administrative", erwähnt werden mögen. So wird denn an der Aufklärung dieses dunkeln Punktes der Civilisation eifrig gearbeitet, und wir dürfen uns der Hoffnung überlassen, die drohenden Gewitterwolken abgeleitet und sich unschädlich entladen zu sehen. 8.

Bibliographie.

Apelt, E. F., Die Epochen der Geschichte der Menschheit. Eine historisch-philosophische Skizze. 1ster Band. Jena, Hochhausen. Gr. 8. 2 Thlr.

Arndt's, E. M., Schriften für und an seine lieben Deutschen. Zum ersten Mal gesammelt und durch Neues vermehrt. Drei Theile. Leipzig, Weidmann. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Berghaus, H., Die Völker des Erdballs nach ihrer Abstammung und Verwandtschaft, und ihren Eigenthümlichkeiten in Regierungsform, Religion, Sitte und Tracht. Mit 150 naturgetreuen colorirten Abbildungen. 1ste Lieferung. Brüssel, Muquardt. Gr. Lex.-8. 10 Ngr.

Dumas, A., Der Graf von Monte-Christo. Aus dem Französischen übersetzt von A. Küster. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 15 Ngr.

Erinnerungen an Gustav Adolph und die Schlacht bei Lützen. 3te Auflage. Leipzig, Schreck. 8. 2½ Ngr.

Falkenberg, Amulius, König der Albaner. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dresden, Arnold. Gr. 8. 24 Ngr.

Gurowski, Graf A. v., Eine Tour durch Belgien im Jahre 1844. Aus dem Tagebuche des Verfassers. Heidelberg, Groos. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Halm, F., Der Sohn der Wildniß. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. 4te Auflage. Wien, Gerold. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Griseldis. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. 4te Auflage. Wien, Gerold. 8. 1 Thlr.

Sieben Jahre aus dem Leben eines sächsischen Artilleristen. Militairische Skizze. Von C. G. Herzog. Dresden, Arnold. Gr. 12. 6 Ngr.

James, J. P. R., Rosa d'Albert oder die unruhigen Zeiten. Ins Deutsche übertragen von F. Schott. Zwei Theile. Grimma, Verlagscomptoir. Kl. 8. 1 Thlr.

Karsten, G. H. J., Kurze Darstellung der wichtigsten unter den Lehren der römisch-katholischen Kirche, welche nicht in der heiligen Schrift begründet sind, sowie der vornehmsten Stellen der heiligen Schrift, aus welchen jene Lehren sich als unevangelisch erweisen. 2te Auflage. Züllichau, Sparfeder. 8. 2 Ngr.

Kell, J., Reformatorische Gedanken eines Christen über Lehre, Cultus, Verfassung und Geistlichkeit deutscher evangelischer Landeskirchen. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 16 Ngr.

— — Die Noth der Armen. Eine Volksschrift. Armen und Reichen gewidmet. Leipzig, Klinkhardt. 8. 10 Ngr.

Knispel, J., Die Fortbildungsschule, ein Mittel, der überhandnehmenden Unsittlichkeit entgegen zu arbeiten und die Schule zu einer wahren Vorbereitungsanstalt fürs Leben zu machen. Nebst umständlichen Berichten über die Errichtung und Einrichtung einer solchen Anstalt in der evangelischen Parochie Zauernick-Gunnerwitz. Görlitz, Heinze und Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Krafft, Vortrag gehalten bei der ersten öffentlichen Jahresfeier des Missionsvereins der evangelisch-reformirten Gemeinden zu Erlangen am 2. December 1844. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 3¾ Ngr.

— — Vortrag gehalten in der ersten öffentlichen Missionsstunde des Missionsvereins der evangelisch-reformirten Gemeinden zu Erlangen am 6. Mai 1844. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Plötz, J. v., Beiträge zur deutschen Bühne. 1ster und 2ter Band. München, Franz. Kl. 8. à 1 Thlr. 15 Ngr.

Reinhold, E., Geschichte der Philosophie nach den Hauptmomenten ihrer Entwickelung. Zwei Bände. 3te vermehrte und verbesserte Auflage. Jena, Mauke. Gr. 8. 5 Thlr.

Ronge und Uhlich. Oder die Union der protestantischen und katholischen Lichtfreunde. Eine Schrift für Protestanten und Katholiken die noch Augen haben zu sehen und Ohren zu hören. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Sonntagsmuße. Ein Buch für Frauen von der Verfasserin der Gedanken über die Liebenswürdigkeit der Frauen. Nürnberg, F. Campe. Kl. 8. 1 Thlr.

Stern, S., Die Aufgabe des Judenthums und des Juden in der Gegenwart. Acht Vorlesungen, gehalten in Berlin vom 15. Januar bis 12. März 1845. Berlin, Buchhandlung des Lesecabinets. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sternberg, A. v., Paul. Zwei Bände. Leipzig, Hahn. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die todte Tante. Novelle. Hanover, Hahn. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Thun, J. M. Graf v., Der Slawismus in Böhmen. Prag, Calve. 8. 5 Ngr.

Über den liturgischen Gebrauch der lateinischen Sprache in der römisch-katholischen Kirche. Mit besonderer Beziehung auf Ungarn. Aus dem Lateinischen übersetzt mit Anmerkungen von G. Julius. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Wagner, F. L. W., Roms Wirken in Deutschland, oder Schilderungen römisch-katholischer Zustände Deutschlands, nebst Paragraphen zu einer neuen Verfassungsurkunde der deutsch-katholischen Kirche von zwei katholischen Geistlichen. In Auszügen aus ihren Schriften allen guten Deutschen zur Beachtung vorgelegt. Darmstadt, Kern. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Wesen der orthodoxen Theologie, nachgewiesen an der jüngsten Schrift des Diakonus D. Peters in Liegnitz „Die evangelische Kirche und das Glaubensbekenntniß der Breslauer christ-katholischen Gemeinde." Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Worin besteht die wahre apostolisch-katholische Kirche und kann sie durch eine deutsch-katholische vermittelt werden? Den deutschen Katholiken zur Beruhigung, Kräftigung und Mahnung, den Protestanten zur Beherzigung. Leipzig, Hartung. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1845. № I.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

1844. December. Nr. 101—104.

Inhalt: * Zamoyski. — Die runden Thürme in Irland. — * Die Lancaster'schen Glockenspieler. — * Amoy. — Ein Hercules im Mittelalter. — Die Sanftmuth. — Meerwasser trinkbar zu machen. — * Clapperton. — Michel Angelo. — * Govaert Flinck, oder Dienst und Gegendienst. — Tejas. — Wie man sich conservirt. — Die preußische wissenschaftliche Expedition nach Ägypten. — Der Tafelberg. — * Napoleon's Todtenmaske. — Blücher's Übergang über den Rhein bei Kaub am 1. Januar 1814. — Die Eichhörnchenjagd bei den Syrjänen. — Liverpool und seine Docks. — Ein Versuch. — * Die Vogelwiese in Dresden. — Schemil, der Tscherkessenführer. — * Cellini. — Erfindungen. — * Chinesisches Papiergeld. — Die Vereine zum Schutze der entlassenen Sträflinge. — Sonst und Jetzt. — Die Halle des Königs Arthur. — **Miscellen.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 5 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** *rc.* gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Die **erste aus 10 Jahrgängen bestehende Folge** des Pfennig-Magazin wurde wie nachstehend **im Preise herabgesetzt:**

I.—X. Band (1833-42) zusammengenommen 10 Thlr.
I.—V. Band (1833-37) zusammengenommen 5 Thlr.
VI.—X. Band (1838-42) zusammengenommen 5 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.

Zu **herabgesetzten Preisen** sind fortwährend zu beziehen:

Pfennig-Magazin für Kinder. 5 Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.
National-Magazin. 1 Band. 20 Ngr.
Sonntags-Magazin. 3 Bände. 2 Thlr.

Die letztern beiden Werke zusammengenommen **nur 2 Thlr.**

Leipzig, im December 1844.

F. A. Brockhaus.

In unterzeichnetem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wickell, F. W., Geschichte des Kirchenrechts. 1sten Bandes 1ste Abtheilung. Gr. 8. Brosch. 1⅓ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr.

Der 2te Band befindet sich unter der Presse.

Wiel, G., und **C. Gräf**, Erbauungsbuch für christliche Dienstboten. Gr. 8. Brosch. Subscriptionspreis ½ Thlr. = 54 Kr.

Aulus Cornelius Celsus. Eine historische Monographie von Dr. C. **Kissel.** 1ste Abtheilung: Leben und Wirken des Celsus im Allgemeinen. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr.

Craßmann, Dr. **F. P.**, Denkschrift des evangelischen Prediger-Seminars zu Friedberg für das Jahr 1842. Gr. 8. Brosch. ⅔ Thlr. = 1 Fl. 12 Kr.

Die Jahrgänge 1838—41 kosten statt 3⁵⁄₁₂ Thlr. = 6 Fl. 9 Kr. im herabgesetzten Preise, wenn sie zusammen genommen werden, nur 1⅓ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr.

Dieffer, Dr. **E.**, Giessen und seine Umgebungen. Supplement zum Malerischen und romantischen Deutschland. Mit 6 Stahlstichen. 2te Auflage. Royaloctav. Brosch. ⅓ Thlr. = 30 Kr.

Hüffell, Dr. **L.**, Wesen und Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen. 4te umgearbeitete Auflage. 2 Bände. Gr. 8. 3⅓ Thlr. = 6 Fl.

——, Stunden christlicher Andacht. 2 Bände. Gr. 8. Mit 1 Titelstahlstich. Brosch. 2⅔ Thlr. = 4 Fl. 48 Kr.

Dasselbe Werk elegant gebunden 3 Thlr. = 5 Fl. 24 Kr.

Klipstein, Dr. **A. von**, Beiträge zur Kenntniss der östlichen Alpen. Mit geognostischen und petrefactologischen Tafeln. 1ste Abtheilung. Kleinfolio. Brosch. 4 Thlr. = 7 Fl. 12 Kr.

Desselben Werkes 2te Abtheilung. 4 Thlr. = 7 Fl. 12 Kr.

Klipstein, Dr. **A. von**, und **Kaup**, Beschreibung und Abbildung des Schädels des *Dinotherii gigantei*. Gr. 4. Mit 7 Foliotafeln Abbildungen. 5 Thlr. = 9 Fl.

Portrait des grossh. hess. Geheimraths und Professors **Dr. Egid von Löhr.** Auf Stein gezeichnet von *W. Trautschold*. Fol. 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr.

Soldan, C., Theoretisch-praktische Anleitung zum perspectivischen Zeichnen für angehende Lehrer, Gymnasien, Realschulen und technische Bildungsanstalten. Gr. 4. Mit 30 Foliotafeln. Subscriptionspreis ⅔ Thlr. = 4 Fl. 48 Kr.

Studenten-Commers. Componirt und auf Stein gezeichnet von *W. Trautschold*. Grösstes Imperialfolio. Abdrücke auf chinesischem Papier. 2⅔ Thlr. = 4 Fl. 48 Kr.

Gießen, im November 1844.

G. F. Heyer's Verlag.

Bei **G. Bethge** in **Berlin** ist erschienen:

Hoffmann, F., Lateinische Sprachlehre für Bürgerschulen und den Elementarunterricht überhaupt, mit beigefügten Übungsaufgaben. Erster Cursus: Formenlehre. Zweite Auflage. 5 Sgr.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Friedrich Schiller
als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter.

Ein gedrängter Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken

von

Karl Grün.

Gr. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

(Auch in fünf Heften à 16 Ngr. zu beziehen.)

Leipzig, im December 1844.

F. A. Brockhaus.

Neue Jugendschriften!

Durch alle Buchhandlungen sind zu beziehen:

Märchen und Erzählungen
für jugendliche Leserinnen.
Von **Adolphine**.
Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

Feld-, Wald- und Hausmärchen.
Von
Adele Schopenhauer.
Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Das Märchen
vom
gestiefelten Kater,
in den Bearbeitungen von
Straparola, Basile, Perrault und Ludwig Tieck.
Mit zwölf Radirungen
von **Otto Speckter.**
Kl. 4. Cart. 3 Thlr.

Die **Radirungen** besonders, mit erläuterndem Texte, werden für 2 Thlr. erlassen.

Leipzig, im December 1844.

F. A. Brockhaus.

In **Karl Gerold's** Verlag in **Wien** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Jahrbücher der Literatur.
Hundertsiebenter Band.
1844.
Juli. August. September.

Inhalt des hundertsiebenten Bandes.

Art. I. Neun den Orient betreffende englische und französische Reisewerke von James, Burnes, G. T. Vigne, W. Moorcroft und G. Trebeck, R. Perrin, Al. Burnes, J. Atkinson, V. Eyre, Lady Jule. — II. Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des östreichischen Kaiserstaates, vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. In treuen Abbildungen mit biographisch-historischen Notizen, von Joseph Bergmann. Erster Band. Wien 1844. — III. Le livre des rois par Abou'l Kasim Firdousi, publié, traduit et commenté par M. *Jules Mohl*. Paris 1842. Zweiter Band. — IV. Karl Ottfried Müller's Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexander's. Nach der Handschrift des Verfassers herausgegeben von Dr. Eduard Müller. Zwei Bände. Breslau 1841. — V. Geschichte des großen deutschen Krieges, vom Tode Gustav Adolf's an mit besonderer Rücksicht auf Frankreich, verfaßt von Barthold. Zwei Theile. Stuttgart 1842 und 1843. (Fortsetzung.) — VI. Fragmenta Historicorum Graecorum — Hecataei, Antiochi Philisti, Timaei Ephori, Theopompi, Philarchi, Clitodemi, Phanodemi, Androtionis, Demonis, Philochori, Istri — ediderunt *Car.* et *Theod. Mulleri*. Parisiis 1841. (Zweiter Artikel.) — VII. Geschichte der italienischen Poesie, von Dr. E. Ruth. Erster Theil. Leipzig 1844. — VIII. Essai historique sur l'origine des Hongrois, par *A. de Gérando*. Paris 1844. — IX. 1) Judith, eine Tragödie in fünf Acten von Friedr. Hebbel. Hamburg 1841. 2) Genoveva, eine Tragödie in fünf Acten von Friedr. Hebbel. Hamburg 1843. — X. Topographie Athens, von W. Martin Leake. Zweite Ausgabe. Übersetzt von J. G. Baiter und H. Sauppe. Zürich 1844. — XI. Hesperus. Gedicht in drei Gesängen von Theodor Stamm. Wien 1844.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. CVII.

Untersuchungen über die freien Walser in Graubünden und Vorarlberg. Mit einigen diese Gebiete betreffenden historischen Erläuterungen. Von Joseph Bergmann. — II. Die freien Walser in Vorarlberg. (Fortsetzung.)

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in Leipzig ist soeben erschienen:

Mickiewicz (Adam),
Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände.
Deutsche, mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe.
Dritter Theil.
Gr. 12. Geh. 1⅓ Thlr.

Die beiden ersten Theile dieses wichtigen Werks erschienen 1843 und kosten 5 Thlr.

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Handbuch
der
römischen Alterthümer.
Nach den Quellen bearbeitet
von
W. A. Becker,
Professor an der Universität in Leipzig.
Zweiter Band, erste Abtheilung.
Gr. 8. Preis 2 Thlr.

Der erste Band, 46 Bogen stark nebst vergleichendem Plane der Stadt und vier andern Tafeln, erschien im vorigen Jahre und kostet 3½ Thlr.

Leipzig, 1. December 1844.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Matthiä (A.), Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. 24 Ngr.

In demselben Verlage erschien:

Kannegießer (K. L.), Abriß der Geschichte der Philosophie. Gr. 8. 1837. 22 Ngr.

Heute wurde ausgegeben:

Conversations-Lexikon.

Neunte Auflage.

Siebenundvierzigstes Heft.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenp.; in der Ausgabe auf Schreibp. kostet der Band 2 Thlr., auf Velinp. 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Ex. 1 Freiexemplar.

Ankündigungen auf den Umschlägen der einzelnen Hefte des Conversations-Lexikon werden bei einer Auflage von 30,000 Ex. für den Raum einer Zeile mit 10 Ngr. berechnet.

Leipzig, 21. December 1844.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. H. Köhler** in **Stuttgart** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leben Wilhelm von Humboldt's

von

Gustav Schlesier.

Zweiter Theil. Erste Abtheilung.

Von 1798—1819.

Preis 1 Thlr. 22½ Ngr.

Inhalt:

Viertes Buch: Leben in Paris. Spanische Reisen. Wiedereintritt in den Staatsdienst. Römische Gesandtschaft.

Fünftes Buch: Antheil an der politischen Wiedergeburt des Staats. Auffrischung des geistigen Lebens und Reform der Erziehung. Gründung der Universität Berlin.

Sechstes Buch: Gesandtschaft zu Wien. Thätigkeit auf den Congressen zu Prag, Chatillon, Paris, Wien, Frankfurt und London. Sein Ministerium und seine Theilnahme an dem innern Kampfe Preußens bis zum Siege der Reaction.

Preis für ersten Bandes erste und zweite Abtheilung und zweiten Bandes erste Abtheilung 4 Thlr.

Die letzte etwa zwölf Bogen starke Abtheilung dieses Werkes befindet sich bereits unter der Presse.

Im Verlage der **Schulze**'schen Buchhandlung in **Oldenburg** ist soeben erschienen:

Bibliothekarische Unterhaltungen.

Herausgegeben von

Dr. **J. F. L. Th. Merzdorf.**

Gr. 8. 1 Thlr.

Inhalt: Geschichte der Bibliotheken im Herzogthume Oldenburg. — 1. Van den tein Boden Godes. 2. Befragte Landurtheile. 3. Bodini Heptaplomeres. 4. Speculum Jeddo. 5. Avicenna. 6. Kuchenmeisterei. 7. Weintare. 8. Milis Repertorium. 9. Biblia Latina. 10. Wandkalender. 11. Boccaccio genealogiae. 12. Aristotelis opera. 13. Baptista Mantuanus. 14. Minturnus de poeta. 15. H. Etienne apologie. 16. Firenzuola de la Beauté. 17. Pluvinel. 18. Gassendi vita Epicuri. 19. Blount censura. 20. Encyclopédie.

Bei Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Röhr's Reformationspredigt 1844.

Die vollkommene Einheit unserer Kirche im Wesentlichsten ihres christlichen Bekenntnisses.

Gr. 8. Geh. 4 Sgr.

Die erhabenen Ideen, welche der berühmte Verfasser in obiger Predigt ausspricht, finden ihre weitere Entwickelung in dessen

Grund- und Glaubenssätzen,

einem Werke, welches jeder Gebildete mit hohem Interesse lesen wird. Erschienen ist dasselbe in dritter Auflage 1843 bei Unterzeichnetem und kostet im Ladenpreise 26¼ Sgr.

Neustadt a. d. O., im December 1844.

J. K. G. Wagner.

In der **Herold**'schen Buchhandlung in **Hamburg** ist erschienen:

Schmaltz, Dr. M. F., Passionspredigten. 10tes Bändchen. Unter dem Titel: **Golgatha.** Gr. 8. Geh. ½ Thlr.

Letzteres vollendet die Bearbeitung der Passionszeit. Wir glauben aufmerksam machen zu dürfen, daß eine solche erschöpfende Behandlung derselben bis jetzt noch nicht existirte. Da der Vorrath der frühern Bände sehr gering, bitten wir etwaige Ergänzungen recht bald zu bestellen. Die einzelnen Titel der frühern Bände sowie der acht Jahrgänge Predigten sind auf dem Umschlage verzeichnet.

Neujahrsgeschenk.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Rébus-Almanach für 1845.

Enthaltend 50 Rébus aus der Illustrirten Zeitung besonders abgedruckt.

Elegant gebunden 1 Thlr.

J. J. Weber in **Leipzig.**

Durch alle Buch- und Kunsthandlungen ist von mir zu beziehen das **Bildniß** von

SCHWANTHALER.

Gestochen von Adrian Schleich.

Gr. 4. 10 Ngr.

In meinem Verlage erschienen ferner nachstehende Bildnisse und es sind davon fortwährend **gute Abdrücke für 10 Ngr.** zu erhalten: **Auber. Baggesen. Böttiger. Calderon. Canova. Cornelius. Dannecker.** Karl **Förster.** Jakob **Glatz. Goethe. Hamann.** Victor **Hugo.** Alexander v. **Humboldt. Immermann. Kosciuszko.** Gerhard v. **Kügelgen. Lamartine.** Karl Friedrich **Lessing.** Felix **Mendelssohn-Bartholdy. Meyerbeer.** Wilhelm **Müller. Oehlenschläger.** Jean Paul Friedrich **Richter. Schill.** Johanna **Schopenhauer.** Ernst **Schulze. Scott. Tegnér. Thorwaldsen.** Ludwig **Tieck. Uhland. Zedlitz. Zelter.**

Leipzig, im December 1844.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1845. № II.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Zeitschriften „**Blätter für literarische Unterhaltung**“ und „**Isis**“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre **1844**.

№ IV. October, November, December.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. X und XI des Literarischen Anzeigers; Nr. II, April, Mai und Juni, in Nr. XVIII; Nr. III., Juli, August und September, in Nr. XXIV.)

82. **Analekten für Frauenkrankheiten**, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Verein praktischer Ärzte. Fünften Bandes drittes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

83. **Die Lustspiele des Aristophanes.** Übersetzt und erläutert von **Hieronymus Müller.** In drei Bänden. Zweiter Band. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.
Inhalt: **Die Ritter; Der Frieden; Die Vögel; Lysistrate.**
Der erste Band erschien zu gleichem Preise 1843 und enthält außer einer allgemeinen Einleitung über die Entstehung, Entwickelung und Eigenthümlichkeit des griechischen Dramas: **Plutos; Die Wolken; Die Frösche.**

84. **Bericht vom Jahre 1844 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer.** Herausgegeben von **K. A. Espe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.
Die Berichte von 1835—43 haben denselben Preis.

85. **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Vollständig 500 Blatt in Quart in 120 Lieferungen. Fünfte bis vierzehnte Lieferung. Jede Lieferung 6 Ngr.

86. **Bremer (Frederike), Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden.** Aus dem Schwedischen. Vierte verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.
Von Frederike Bremer sind in derselben Ausgabe ebendaselbst erschienen:
Die Nachbarn. Vierte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr. — **Die Töchter des Präsidenten.** Dritte Auflage. 10 Ngr. — **Nina.** Zweite Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr. — **Die Familie H.** 10 Ngr. — **Kleinere Erzählungen.** 10 Ngr. — **Streit und Friede.** Zweite Auflage. 10 Ngr. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. 20 Ngr.

87. ***Dieffenbach (J. F.)*, Die operative Chirurgie.** Zwei Bände in 10—12 Heften. Drittes und viertes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr.

88. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpap. 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpap. 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpap. im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.
Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 40ster Theil. (Nachträge Eccart—Exter und F—Fabricius.)
Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 23ster Theil. (Jonium Mare—Irkutsk.)
Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier. 19ter Theil. (Peter—Peutelkofel.)
Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

89. **Gagern (H. C., Freiherr von), Der zweite Pariser Frieden.** Zwei Theile. — A. u. d. T.: **Mein Antheil an der Politik.** Fünfter Theil (in zwei Abtheilungen). Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.
Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage.
Kritik des Völkerrechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. 1840. Geh. 1 Thlr. 25 Ngr.

90. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon,** oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz.** Fünfte Lieferung. (Gesetzsammlung—Hermes.) Gr. 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.
Der erste bis siebente Band von Heinsius' Bücher-Lexikon kosten zusammengenommen im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch sind einzelne Bände zu verhältnißmäßig billigern Preisen zu haben. Der achte Band, herausgegeben von O. A. Schulz, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.

91. **Mendelssohn's (Moses) gesammelte Schriften.** Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben von Prof. **G. B. Mendelssohn.** In sieben Bänden. Fünfter Band. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.
Der erste bis vierte Band kosten 5 Thlr. 15 Ngr.

92. **Allgemeine Predigtsammlung aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner;** zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung. Herausgegeben von **Edwin Bauer.** Dritter Band. — A. u. d. T.: **Predigten über freie Texte** auf alle Sonn- und Festtage des Jahres, aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner u. s. w. Gr. 8. 2 Thlr.
Der erste Band enthält **Evangelienpredigten**, der zweite **Epistelpredigten** auf alle Sonn- und Festtage des Jahres; jeder Band kostet 2 Thlr.

93. **Raumer (K. von), Beschreibung der Erdoberfläche.** Eine Vorschule der Erdkunde. Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. 6 Ngr.
Von K. von Raumer erschien in demselben Verlage:
Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Zweite vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. 1835. 1 Thlr. 15 Ngr.
Palästina. Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Plane von Jerusalem, einer Karte der Umgegend von Sichem und dem Grundrisse der Kirche des heiligen Grabes. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 20 Ngr.
Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan. Beilage zu des Verfassers „Palästina“. Mit einer Karte. Gr. 8. 1837. 15 Ngr. Die Karte besonders kostet 8 Ngr.
Beiträge zur biblischen Geographie. Mit einem Höhendurchschnitt. Beilage zu des Verfassers „Palästina“. Gr. 8. 1843. 15 Ngr.

94. **Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. (Conversations-Lexikon.)** Neunte verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Dreiundvierzigstes bis Achtundvierzigstes Heft. (Schluß des sechsten Bandes.) Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.
Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft** in der Ausgabe auf Maschinenpapier; in der Ausgabe auf Schreibpapier kostet der **Band** 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.
Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Exemplare 1 Freiexemplar.
Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.

95. **Speckter (O.), Zwölf Radirungen zum Gestiefelten Kater.** Mit erläuterndem Text. Kl. 4. In Carton eingelegt. 2 Thlr.

Im Jahre 1843 erschien daselbst:

Das Märchen vom Gestiefelten Kater. In den Bearbeitungen von Straparola, Basile, Perrault und L. Tieck. Mit 12 Radirungen von O. Speckter. Kl. 4. Cart. 3 Thlr.

96. **Sue (Eugen), Der ewige Jude.** Aus dem Französischen übersetzt. Vierter bis sechster Theil. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten eine ausführliche Anzeige über eine neue Zeitschrift, welche mit dem Jahre 1845 unter dem Titel:

Deutsches Volksblatt.

Eine Monatschrift für das deutsche Volk.

Nebst einem Beiblatt: **Centralblatt**, ein Organ sämmtlicher deutscher Vereine für Volksbildung und ihrer Freunde, unter der Redaction von Pfarrer Dr. **Haas** im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheint.

Soeben erscheint in unserm Verlage:

Babrii Fabulae Jambicae

a Minoi de Mena in monte Athone nuper repertae. Ex recensione J. Fr. Boissonnadii passim refictae cum brevi adnotatione critica ediderunt

J. C. Orellius et J. G. Baiterus.

12. Brosch. 10 Ngr. (8 gGr.), oder 36 Kr.

Diese Ausgabe reiht sich in Druck und Format an unsere beliebten Duodezausgaben von **Plato** und **Sallust.**

Meyer & Zeller in **Zürich.**

Für Schuldirectoren.

Kraft, Dr. F. K., **Chrestomathia Ciceroniana**, oder ausgewählte Stücke aus Cicero's Schriften mit grammatischen und erklärenden Anmerkungen und einem vollständigen Register. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. ¾ Thlr.

Wir bitten alle geehrten Vorsteher von gelehrten Schulen diese sehr sorgfältig-verbesserte Ausgabe von neuem einer genauen Durchsicht werth zu halten.

Hamburg.

Herold'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Gefahren und Abwehren der Ruthardt'schen Methode

für den Unterricht in der lateinischen Sprache. Von Dr. J. R. Köne, Gymnasial-Oberlehrer zu Münster und Mitglied des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens. Gr. 8. Geh. 10 Sgr.

Der in der lateinischen Sprachwissenschaft rühmlich bekannte Herr Verfasser hat in obiger Schrift überzeugend dargethan, daß die Einführung der Ruthardt'schen Methode, weil dieselbe von keinem doctrinellen Principe ausgehe, sehr verderblich sein würde, und sodann auf einige in der alten Methode herrschende Übelstände hingewiesen und in deren Beseitigung eine feste Wehre wider die gefährliche Lehrart gefunden. Die vieljährigen, aus dem Leben der Schule geschöpften, für die alte und wider die vorgeblich neue Methode, in dieser Schrift vorgebrachten Erfahrungen sind so mannichfaltig und lehrreich, daß diese Schrift nicht allein jedem zunächst betheiligten Schulmanne, sondern auch den Ältern, deren Söhne das Gymnasium besuchen oder noch besuchen sollen, auf das dringendste empfohlen werden muß.

Münster, im December 1844.

Friedr. Regensberg.

In **Karl Gerold's** Verlag in **Wien** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Über die

Finanzen,

den

Staatscredit, die Staatsschuld,

die

finanziellen Hülfsquellen und das Steuersystem

Östreichs;

nebst

einigen Vergleichungen zwischen diesem Lande, Preußen und Frankreich.

Von

L. v. Tegoborski,

kaiserl. russischer Geheimrath im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten,

Verfasser des Werkes:

Ueber den öffentlichen Unterricht in Oestreich; von einem fremden Diplomaten.

Nach dem französischen Originale treu übersetzt von

F. L. B.;

zugleich aber mit wichtigen Berichtigungen und Zusätzen von Seiten des Verfassers bereichert.

Erster Band.

Gr. 8. Wien 1845. In Umschlag broschirt.

Erscheint in 2 Bänden. Preis für beide Bände 4 Thlr.

Die Verlagshandlung beeilt sich, das Erscheinen eines Werkes anzuzeigen, das nicht nur durch seinen hochwichtigen, bisher noch niemals so ausführlich besprochenen Gegenstand, sondern auch durch den Eifer Interesse erregen muß, mit dem bereits Stimmen aller Parteien dafür und dagegen in die Schranken traten, und das — ein gewiß seltener Fall — einen Übersetzer gefunden hat, welcher, der Äußerung seiner persönlichen Meinung sich überall entschlagend, die überaus zierliche Diction des Originals in ihrer ganzen Fülle wiederzugeben verstand, ohne dieser schweren Aufgabe auch nur die leiseste Nuance des Originals zu opfern.

In unserm Verlage erscheint eine Übersetzung von

Le médecin de soi-même etc. d'après la méthode de *M. F. V. Raspail*,

was wir zur Vermeidung von Collisionen hiermit anzeigen.

Leipzig, im December 1844.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

☞ **Vorzugsweise für den Selbstunterricht.**

Bei

BRAUMÜLLER & SEIDEL IN WIEN,

am Graben, im Hause der östreichischen Sparcasse, ist erschienen:

Vollständige

englische Sprachlehre,

die Syntaxis

in dreißig Lectionen eingetheilt, durch Beispiele erläutert

von

einer stufenweisen Reihe von Übungen mit genauer Betonung der vorkommenden englischen Wörter begleitet, und mit einem separirten Schlüssel versehen, wodurch jeder Schüler seine Fehler ohne Hülfe eines Lehrers selbst ausbessern kann.

Von

Karl Gaulis Clairmont,

o. ö. Professor der englischen Sprache und Literatur an der k. k. Universität und an der k. k. Theresianischen Ritterakademie in Wien.

Wien 1844. Gr. 8. In Umschlag broschirt.

Preis mit Schlüssel 1 Thlr. 12½ Ngr., ohne Schlüssel 1 Thlr. 7½ Ngr.

Handbuch

englischer Gespräche,

die gebräuchlichsten Ausdrücke der

Umgangssprache.

Mit Bezug auf die Gewohnheiten, Eigenheiten, Sitten und Verfassungen Englands. Eine Erklärung der englischen Poesie und ein Capitel über die Seeausdrücke enthaltend.

Von

Karl Gaulis Clairmont.

Wien 1844. Gr. 8. In Umschlag broschirt. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

In unterzeichnetem Verlage ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bickell, J. W., Geschichte des Kirchenrechts. 1sten Bandes 1ste Abtheilung. Gr. 8. Brosch. 1⅓ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr.

Der 2te Band befindet sich unter der Presse.

Magazin für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung. Herausgegeben von Dr. **C. v. Löhr.** Neue Folge. 2ten Bandes 4tes Heft. 8. Brosch. 20 Ngr. (16 gGr.) = 1 Fl. 12 Kr.

Portrait des grossh. hess. Geheimraths und Professors **Dr. Egid v. Löhr.** Auf Stein gezeichnet von *W. Trautschold.* Fol. 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr.

Die Prädicatsfrage. Eine Abhandlung aus dem Gebiete des deutschen Staatsrechts. Inhalt: Die Prädicatsfrage. — Die Herzoge von Sachsen. — Der Bundestag. Gr. 8. Brosch. 12½ Ngr. (10 gGr.) = 45 Kr.

Schäffer, W., Nachträgliche actenmäßige Mittheilungen über die politischen Untersuchungen im Großherzogthume Hessen, insbesondere diejenige gegen Pfarrer Dr. Weidig, eingeleitet durch allgemeine Betrachtungen über den Inquisitionsproceß in Vergleichung mit dem öffentlich-mündlichen Anklageverfahren. 5 Ngr. (4 gGr.) = 18 Kr.

Schmitthenner, Fr., Zwölf Bücher vom Staate oder systematische Encyklopädie der Staatswissenschaften. 1ster Band 1stes bis 5tes Buch: Grundlinien der Geschichte der Staatswissenschaften, der Ethnologie, des Naturrechts und der Nationalökonomie. 2te Auflage. Gr. 8. 3⅔ Thlr. = 6 Fl. 36 Kr.

————, Desselben Werkes 3ter Band. 7tes Buch: Grundlinien des allgemeinen oder idealen Staatsrechts. Gr. 8. Brosch. 3⅔ Thlr. = 6 Fl. 36 Kr.

Das unter der Presse befindliche Buch wird die Policeiwissenschaft umfassen, und dann folgen die Theorie der Cultur, Staatsrecht, Völkerrecht, Staatswirthschaft und Politik.

Gießen, im November 1844.

G. F. Heyer's Verlag.

Bei **G. Bethge** in Berlin ist erschienen:

Bonitz, Observationes criticae in Aristotelis quae feruntur Magna Moralia et Ethica Eudemia. 12½ Sgr.

————, Observationes criticae in Aristotelis libros Metaphysicos. 22½ Sgr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1845. № III.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Zeitschriften **„Blätter für literarische Unterhaltung“** und **„Isis“** beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1844 bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. **Adelmann (Margaretha), Gedichte.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

2. **Adolphine, Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen.** 16. Geh. 24 Ngr.

   Von der Verfasserin erschien früher daselbst:
   Lotosblätter. Drei Novellen. 8. 1835. 1 Thlr.
   Ideal und Wirklichkeit. 8. 1838. 1 Thlr. 8 Ngr.

3. **Aiken's (P. F.) Vergleichende Darstellung der Constitution Großbritanniens und der der Vereinigten Staaten von Amerika.** Bearbeitet von **K. J. Clement.** Mit einer Vorrede von **Franz Baltisch.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

   Von Franz Baltisch erschien 1832 ebendaselbst:
   Politische Freiheit. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr.

4. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Verein praktischer Ärzte. Erster bis fünfter Band. (20 Hefte.) 1837—44. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

5. **Aphorismen über Krieg, Kriegsübung und Kriegerstand.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

6. **Die Lustspiele des Aristophanes.** Übersetzt und erläutert von **Hieronymus Müller.** In drei Bänden. Erster und zweiter Band. Gr. 8. 1843—44. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 24 Ngr.

   Der erste Band enthält außer einer allgemeinen Einleitung über die Entstehung, Entwickelung und Eigenthümlichkeit des griechischen Dramas: **Plutos; Die Wolken; Die Frösche;** der zweite Band: **Die Ritter; Der Frieden; Die Vögel; Lysistrate.**

7. **Arnd (Ed.), Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes,** oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat. In drei Bänden. Erster Band. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

8. ***Benfey (Thdr.),* Über das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm.** Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

9. **Bericht vom Jahre 1844 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer.** Herausgegeben von **K. A. Espe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

   Die Berichte von 1835—43 haben denselben Preis.

10. **Betrachtungen über das neue sächsische Grundsteuer-Cataster** und die zu dessen Instandhaltung neuerdings getroffenen Veranstaltungen. Gr. 8. Geh. 8 Ngr.

11. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Erster bis achtunddreißigster Band. Gr. 12. 1841—44. Geh. 26 Thlr. 16 Ngr.

    Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

    I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Dritte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX.—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII.—XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso,** Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. Hitopadesa. Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI.—XXXVIII. **Calderon,** Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr.

12. **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** Vollständig 500 Blatt in Quart, in 120 Lieferungen. Erste bis vierzehnte Lieferung. Jede Lieferung 6 Ngr.

    Diese wissenschaftlich geordnete und auf das sorgfältigste ausgestattete **Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** schließt sich an alle die zahlreichen Originalausgaben, Nachdrücke und Nachbildungen des **Conversations-Lexikon** an, zunächst an die jetzt erscheinende **neunte Auflage** desselben, und bildet zugleich mit dem dazu gehörigen erläuternden Texte ein selbständiges Ganzes. — Vgl. Nr. 59.

13. **Blätter für literarische Unterhaltung.** (Herausgeber: **H. Brockhaus.**) Jahrgang 1844. 366 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

    Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

    Zu den Blättern für literarische Unterhaltung und der Isis (vgl. Nr. 39) gehört ein

    Literarischer Anzeiger,

    für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet.

    Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden besondere Anzeigen u. dgl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

14. **Brederlow (C. G. J.), Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur.** Ein Lesebuch für die erwachsene Jugend. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

15. **Bremer (Frederike), Ein Tagebuch.** Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

16. ——————, **Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden.** Aus dem Schwedischen. Vierte verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Die vollständige Ausgabe der Schriften von Frederike Bremer besteht aus zwölf Theilen und kostet 4 Thlr., jeder Theil 10 Ngr.

Einzeln sind zu erhalten:

I. II. **Die Nachbarn.** III. **Die Töchter des Präsidenten.** IV. V. **Das Haus.** VI. VII. **Nina.** VIII. **Die Familie H.** IX. **Kleinere Erzählungen.** X. **Streit und Friede.** XI. XII. **Ein Tagebuch.**

17. ***Busch (Dr. H. W.)*, Das Geschlechtsleben des Weibes** in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Fünf Bände. Gr. 8. 1839—44. 18 Thlr.

I. Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens. 1839. 3 Thlr. 25 Ngr.
II. Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette. 1840. 3 Thlr.
III. Von den Geschlechtskrankheiten des Weibes und deren Behandlung. Specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane. 1841. 4 Thlr.
IV. Von den Krankheiten der Geschlechtsverrichtungen des Weibes. 1843. 5 Thlr.
V. Von den Operationen in den Geschlechtskrankheiten des Weibes. 1844. 2 Thlr. 5 Ngr.

18. **Calderon de la Barca, Schauspiele.** Aus dem Spanischen übersetzt von **Adf. Martin.** Drei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Inhalt: Des Armen Wesen ist Anschläge. Alles ist Wahrheit und alles Lüge. Für heimliche Beleidigung heimliche Rache. Die drei größten Wunder. Liebe, Ehre, Macht. Apollo und Klymene. Leonid und Marfissa. Phaeton. Haß und Liebe.

Von der in demselben Verlage 1819—25 erschienenen Übersetzung Calderon'scher Schauspiele durch **E. F. G. O. von der Malsburg** sind noch einzelne Bände vorräthig, die zu dem Preise von 1 Thlr. der Band abgelassen werden.

Diese Bände enthalten nachstehende Stücke: I. Es ist besser als es war. Es ist schlimmer als es war. — II. Fürst, Freund, Frau. Wohl und Weh. — III. Echo und Narcissus. Der Gartenunhold. — IV. Die Seherin des Morgens. Die Morgenröthe in Copacavana. — VI. Graf Lucanor. Weine, Weib, und du wirst siegen.

19. ***Dieffenbach (J. F.)*, Die operative Chirurgie.** Zwei Bände in 10—12 Heften. Erstes bis viertes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr.

20. ***Dietrich (Fr. Ed. Ch.)*, Altnordisches Lesebuch.** Aus der skandinavischen Poesie und Prosa bis zum XIV. Jahrhundert zusammengestellt und mit übersichtlicher Grammatik und einem Glossar versehen. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

21. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **C. von Pfaffenrath** und **William Löbe.** Mit einem Beiblatte: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Jahrgang 1844. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Ngr.

Wird Freitags ausgegeben und es erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Insertionsgebühren** für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr. **Besondere Anzeigen** u. dgl. werden gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Durch alle solide Musikhandlungen zu beziehen!

Die **Tänze** und **Märsche** des in **Berlin** anwesenden k. k. östreichischen Kapellmeisters

Johann Gung'l

machen jetzt Furore, nämlich:

Mädchenträume, Walzer f. Orchester 1 Thlr. 22½ Sgr., f. Piano 12½ Sgr.
Ein Sträusschen, Walzer f. Orchester 1 Thlr. 15 Sgr., f. Piano 12½ Sgr.
Ungarischer Marsch f. Orchester 1 Thlr., f. Piano 5 Sgr.
Katharinen-Polka und **Souvenir-Polka** f. Orchester 1 Thlr., f. Piano à 5 Sgr.
Vorwärts! Marsch f. Orchester 22½ Sgr., f. Piano 5 Sgr.
Kriegerslust, *Oberländler*, *Sirenengalopp*, *Hyacinthen-Polka* und *Ungarischer Marsch*, von **Jos. Gung'l**, als Rondos für Piano von **Damke**, à 5—10 Sgr., empfehlen angelegentlichst; sie erwiesen sich beim Unterricht sehr nützlich.
Döhler, Th., 3 Polkas originales p. Piano, Op. 56, à 12½ Sgr.; p. l'Orchestre à 20 Sgr. Brillant-Polka p. Piano, Op. 50, 20 Sgr.
Conradi, 2 Zigeuner-Polkas f. Orchester à 25 Sgr., f. Piano à 5 Sgr. **Es lebe der König!** 2 Märsche f. Piano 5 Sgr., f. Orchester 1 Thlr.
Hertl, Modenspiegel-Walzer f. Orchester 1 Thlr., f. Piano 12½ Sgr.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

In dem Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** erscheint für 1845:

L'ÉCHO.

Journal des gens du Monde.

Jährlich 104 Nummern in Kleinfolio und gespaltenen Columnen. Abonnementspreis 5 Thlr. 10 Ngr.

Die beiweitem grössere Ausdehnung, welche die Verlagshandlung mit dem Jahr 1845 dieser Zeitschrift geben wird, ohne eine Preiserhöhung eintreten zu lassen, erlauben der Redaction mit grösserer Leichtigkeit den Plan festzuhalten und das Ziel zu erreichen, welches sie sich selbst in dem folgenden Programm stellte:

L'Echo, destiné *aux gens du monde* accueillera de préférence les meilleurs articles de *littérature* et de *beaux arts* des auteurs en vogue; les *nouvelles* et la *poésie moderne* y trouveront la place qui leur est due; nous rendrons compte des *pièces de théâtre*, des *ouvrages de peinture*, de *sculpture*, des *compositions musicales*, *etc. etc.*, qui méritent l'attention de nos lecteurs; nous reproduirons les *articles des bons écrivains politiques* et *des économistes* qui font autorité, les récits des *événements du jour* qui excitent plus particulièrement la curiosité publique, et les *esquisses biographiques des célébrités contemporaines*; la critique et l'analyse littéraires y entreront souvent, tant pour donner des aperçus des bons ouvrages français, que pour faire connaître le point de vue dont on juge en France les plus remarquables publications des auteurs allemands; nous ferons de nombreux *emprunts aux petits journaux satyriques* de Paris, dont les tableaux de moeurs et de genre sont souvent des chefs-d'oeuvre de verve et d'esprit; nous ferons assister nos lecteurs au spectacle de ces scènes judiciaires qui présentent quelquefois les plus haut intérêt dramatique.

Tout en exploitant plus spécialement la littérature périodique, notre journal donnera aussi des fragmens des meilleurs livres d'histoire, de politique, de philosophie, des épisodes de roman, etc.

Die ersten Nummern des neuen Jahrgangs enthalten unter Anderm: **„La cour de Berlin après la bataille d'Austerlitz"** und **„Les drames inconnus"**, Anfang des neuesten Romans von **Fréd. Soulié.**

gemessen verbessert von **D. Joh. Lindner.** Die 104te der alten, oder die 5te der neuen vermehrten und ganz umgearbeiteten und verbesserten Auflage. 8. 10 Ngr.

36. **Indische Gedichte.** In deutschen Nachbildungen von **Alb. Hoefer.** Erste und zweite Lese. Gr. 12. 1841—44. Geh. 2 Thlr.

37. **Hahn (Rdf.), Die Geschichte des Siebenjährigen Krieges.** Für das deutsche Volk bearbeitet. Mit den Bildnissen von Friedrich II. und Maria Theresia. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

38. **Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte,** vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von **Oken.** Jahrgang 1844. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

39. **Kaltschmidt (Jak. H.), Vollständiges Taschen-Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache,** nach den neuesten und besten Werken, dem Dictionnaire de l'Académie etc. bearbeitet. Zweite Auflage. — A. u. d. T.: Petit Dictionnaire complet français-allemand et allemand-français, composé d'après les meilleurs ouvrages, le Dictionnaire de l'Académie etc. Séconde édition. 16. Geh. 24 Ngr.

In demselben Verlage erschien von dem Verfasser:

Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch, zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. (9 Hefte.) Gr. 8. 1843. 2 Thlr. 12 Ngr.

40. **Kavalleristische Briefe,** die großen Kavallerieübungen bei Berlin im Herbst 1843 betreffend. Herausgegeben von **A. C. Mand.** Mit zwei Steintafeln. Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

41. **Koenig (H.), Veronika.** Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. — A. u. d. T.: **Deutsches Leben in deutschen Novellen.** Zweites und drittes Bändchen. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Das erste Bändchen dieser Sammlung: „**Regina. Eine Herzensgeschichte**", erschien 1842 und kostet 1 Thlr. 6 Ngr.

42. ——————, **Die hohe Braut.** Ein Roman. Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Von H. Koenig sind ferner ebendaselbst erschienen:

Die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 1836. Geh. 4 Thlr.
William's Dichten und Trachten. Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 8. 1839. Geh. 4 Thlr.
Die Bußfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 1836. Geh. 20 Ngr.

43. **Koester (Hs.), Heinrich der Vierte von Deutschland.** Eine Trilogie. 8. Geh. 2 Thlr.

Von dem Verfasser erschien 1842 ebendaselbst:

Schauspiele. 8. Geh. 2 Thlr.

44. **Lanz (K.), Correspondenz des Kaisers Karl V.** Aus dem königl. Archive und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt. Erster Band. Gr. 8. 4 Thlr.

45. **Lewald's (A.) gesammelte Schriften.** In einer Auswahl. Zwölf Bände. Erste und zweite Lieferung, oder erster bis sechster Band. — A. u. d. T.: **Ein Menschenleben.** Erster bis sechster Theil. Gr. 12. Geh. Jede Lieferung 3 Thlr.

46. **Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt vom Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand,*** als Geschäftsführer; Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***K. A. Hase,*** Hof- und Justizrath Prof. Dr. ***A. L. J. Michelsen,*** Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser,*** Prof. Dr. ***K. Snell,*** als Specialredactoren. Jahrgang 1844. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile und **besondere Beilagen** u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

47. **Marheineke (Ph. Kr.), Die Reform der Kirche durch den Staat.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien bereits in demselben Verlage:

Predigt zur Feier der tausendjährigen Selbständigkeit Deutschlands, am 6. August 1843 in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin vorgetragen. Gr. 12. 8 Ngr.

48. **Matthiä (A.), Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie.** Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. 24 Ngr.

49. **Mendelssohn's (Moses) gesammelte Schriften.** Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben von Prof. **G. B. Mendelssohn.** In sieben Bänden. Erster bis fünfter Band. Gr. 12. 1843—44. Geh. 7 Thlr. 3 Ngr.

I.—III. 3 Thlr.; IV. (in 2 Abth.) 2 Thlr. 15 Ngr.; V. 1 Thlr. 18 Ngr.

50. ***Most (G. F.),*** **Encyklopädie der gesammten Volksmedicin,** oder Lexikon der vorzüglichsten und wirksamsten Haus- und Volksarzneimittel aller Länder. Nach den besten Quellen und nach dreissigjährigen, im In- und Auslande selbst gemachten zahlreichen Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Volksleben gesammelt und herausgegeben. (7 Hefte.) Gr. 8. 1843—44. 3 Thlr. 15 Ngr.

Von dem Verfasser erschienen unter Andern bereits in demselben Verlage:

Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis. Zweite, stark vermehrte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1836—37. 10 Thlr.

Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Zwei Bände und ein Supplementband. Gr. 8. 1838—40. 11 Thlr. 20 Ngr.

Ueber Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetischer Hinsicht, nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 10 Ngr.

Denkwürdigkeiten aus der medicinischen und chirurgischen Praxis. Erster Theil. Gr. 8. 1842. 1 Thlr. 25 Ngr.

Ueber alte und neue Lehrsysteme im Allgemeinen und über Dr. J. L. Schönlein's neuestes natürliches System der Medicin insbesondere. Ein historisch-kritischer Versuch. Gr. 8. 1841. 1 Thlr. 25 Ngr.

51. **Müller (W.), Griechenlieder.** Neue vollständige Ausgabe. Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Von W. Müller ist ferner daselbst erschienen:

Vermischte Schriften. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von Gst. Schwab. Fünf Bändchen. Mit Müller's Bildniß. 16. 1836. 6 Thlr.

Gedichte. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von Gst. Schwab. Zwei Bändchen. 16. 1837. 2 Thlr. 20 Ngr.

Homerische Vorschule. Eine Einleitung in das Studium der Ilias und Odyssee. Zweite Auflage. Mit Einleitung und Anmerkungen von Detl. K. W. Baumgarten-Crusius. Gr. 8. 1836. 25 Ngr.

52. **Das Pfennig-Magazin** für Belehrung und Unterhaltung. Neue Folge. Zweiter Jahrgang. 1844. 52 Nummern. Nr. 53—104. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Der erste bis zehnte Jahrgang des Pfennig-Magazins kosten zusammengenommen statt 19 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge aber 1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge erster Jahrgang (1843) kostet 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

Letztere vier Bände zusammengenommen **nur 2 Thlr.**

In das Pfennig-Magazin werden **Ankündigungen** aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 5 Ngr. berechnet, **besondere Anzeigen** u. dgl. gegen Vergütung von ½ Thlr. für das Tausend beigelegt.

53. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **Jul. Ed. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Erster bis sechster Theil. Gr. 12. 1842—44. Geh. 11 Thlr. 24 Ngr.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis sechste jeder 2 Thlr.

(Der Beschluß folgt.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1845. № V.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Inschutznahme F. H. Jacobi's gegen Varnhagen von Ense.

„Liebreiches, ehrenvolles Andenken ist Alles, was wir den Todten zu geben vermögen.“ Mit diesem Ausdrucke einer gewinnenden Gefühlstimmung leitet V. v. E. einen Nachruf zum Gedächtnisse Adalbert's von Chamisso ein („Denkwürdigk. und verm. Schr.“, Bd. 6, S. 289). Wer wäre so ungebildet, daß die Anwendung solcher Worte nicht das günstigste Vorurtheil für einen ihm noch fern gebliebenen Schriftsteller erwecken sollte? Aber wer wird sich nicht auch auf das unangenehmste enttäuscht fühlen, wer nicht den Autor gerechter Rüge verfallen finden: wenn ihm bei demselben auf andern Seiten Züge entgegentreten, welche einen, humanen Gesinnungen geradezu widersprechenden Charakter ans Licht bringen? So ergangen ist es mir mit V. v. E., indem dieser, einen Besuch F. H. Jacobi's bei Goethe erzählend, denselben in einer gebrochenen, täuschenden Beleuchtung vorträgt, wodurch die Wahrheit verschoben und die Würde J.'s bis zum Kläglichen bloßgestellt wird. Da nun, so viel mir bekannt, bis jetzt sich noch Niemand des wehrlosen Todten in dieser Sache angenommen hat, so vergönne man es mir, dem Enkel, Wahrheit und Manen in Schutz zu nehmen. Die Sache ist diese. V. erzählt (Bd. 5, S. 219 a. a. O.) unter der Überschrift: „Was man an Freunden erlebt! Zwei Fälle.“, das Ereigniß mit folgenden Worten:

„Als F. H. Jacobi im Jahre 1805 nach München reiste, kam er auch nach Weimar und sprach bei Goethe ein, der ihn mit alter Freundschaft empfing und sich traulich mit ihm hinsetzte. Manches alte Thema wurde hervorgerufen, wobei schon Goethe einige Male über den Standpunkt und die Meinungen Jacobi's den Kopf schütteln mußte. Als sie aber allein geblieben waren, kam Jacobi mit der vertraulichen Anfrage, Goethe möchte ihm doch einmal unter vier Augen offen und wahr bekennen, was er mit seiner Eugenie eigentlich gewollt habe? Goethe war es, wie er nachher selbst gestand, als wenn man ihm einen Eimer kalt Wasser übergösse, er sah plötzlich eine nie zu füllende Kluft zwischen sich und Jenem, einen Abgrund ewigen Misverstehens, und dabei war das Begehren so dumm und albern! Doch faßte er sich, und um den Freund und Abend leidlich abzuthun, sagte er begütigend: «Lieber Jacobi, lassen wir das! Das würde uns für heute zu weit führen, ein andermal, wenn es sich so fügen will!» Und fing sogleich ein anderes Gespräch an.“

Also hätte Goethe J. auf- und preisgegeben, indem er einige Mal sehr den Kopf über dessen Standpunkt und Meinungen schütteln mußte, und sich über eine Frage desselben entsetzte. Ich aber, wenn ich das Zweite natürlich finde, so finde ich das Erste sogar außerordentlich begreiflich. Dieses erklärt sich so. Beide Männer, sowol als philosophische Köpfe wie als Menschen betrachtet, waren sehr verschieden voneinander. Goethe streute, kraft seiner universellen Genialität, zahllose einzelne philosophische Wahrheiten, voll klarer Tiefe, aus seinem Haupte aus; er unterscheidet sich aber von Jacobi wesentlich dadurch, daß dieser die wissenschaftliche Lösung metaphysischer, überhaupt philosophischer Probleme zu seiner Lebensaufgabe machte. G.'s Ansichten waren deistischer, wenn nicht gar pantheistischer Natur; J. trachtete für eine unmittelbare Anerkennung des Übersinnlichen einen wissenschaftlichen Ausdruck zu gewinnen; jener war ein Jupiter an Geist, aber dabei auch an Sinn für die „angenehme Gewohnheit des Daseins“; diesen nennen seine Zeitgenossen den zweiten Platon — Momente genug, um sich durchkreuzende Standpunkte und Meinungen zwischen Beiden ganz in der Ordnung zu finden. Auch darin ist Goethe Jupiter vergleichbar, daß er, von Durchbrüchen des innewohnenden Kraftgefühls zuweilen über die Grenzen der Besonnenheit hinausgerissen, wie Zeus aus dem Olymp, so er, ihn unwillkommen Berührende wol auch einmal herbe aus seinem Herzen hinausstieß: aber nicht, ohne daß es ihn hinterher gereuet hätte, oder er es nicht wieder gut zu machen gesucht haben sollte. So wird er gewiß (Herr Geheimrath von Müller in Weimar wird dies unter den Lebenden am besten beurtheilen können), trotz geistiger Dissonanzen, diejenigen achtungsvollen Rücksichten und Gesinnungen auch an jenem Abende aufrichtig bewahrt und bewährt haben, welche gegenseitig sich als bedeutend anerkennende Männer gerade am wenigsten einander zu versagen pflegen. G. hier eine blos gutmüthige Rücksichtnahme auf den guten Freund von ehemals unterzulegen, erscheint mir als eine Flachheit. Will nicht Hr. V. v. E. die Güte haben, J. in Folge lieber als Philosophen wissenschaftlich abzuthun, anstatt sich zum übertreibenden Theegeschichtenträger über ihn herzugeben? Was nun die, unter den obwaltenden persönlichen Beziehungen gar nicht so unverzeihliche Frage betrifft: so liegt in dem Frager ein neuer, authentischer Beweis: daß die Eugenie eine „nicht natürliche“ Tochter, eine Homuncula G.'s genannt werden sollte; es sei denn, es gelänge Hrn. V.'s Kritik, das Trauerspiel mit dem Scharfsinne, der Gewandtheit und dem Nachdrucke eines Lessing zu Ansehen zu bringen, eine Aufgabe, die sich der, Alles mit Hochbegabtheit und Leichtigkeit Behandelnde nicht zwei Mal bieten lassen dürfte. Daß nun das „liebreiche, ehrenvolle Andenken an die Todten“ nichts als glattrednerisches Katzengold, nichts als ein Bonbon für die persönlich Auserwählten Hrn. V.'s sei, an dessen Statt den Manen, vor dem Richterstuhle seiner hohen Würdigung unecht Befundener — Hohn, Spott und Epitheta der verunglimpfendsten Art servirt werden, sieht man deutlicher noch aus dem zweiten Falle, in welchem eine schon erbarmungslos gegeißelte Persönlichkeit den Hrn. V. Nahestehenden mit Fingern gezeigt wird, und zwar durch das beigeklammerte „1835“. Hier das Original:

„Nicht ganz so glimpflich“, heißt es, „wie Goethe Jacobi, fertigte ich eine, nach ihrer Meinung hochgebildete, alte Freundin ab, die sich mir als enthusiastische Verehrerin Rahel's zeigte, eifrig deren Briefe las, und diese nicht genug rühmen konnte. Endlich aber kam auch, ganz vertraulich, mit der Bitte um aufrichtige und wahre Auskunft, die gewichtige Frage, wie so denn Rahel so sehr unglücklich gewesen? was ihr denn begegnet sei, und wie man das zu deuten habe? Ich hatte einen wahren Schreck, als ich das hörte. Also nicht einmal das hatte der elende Sinn aus dem Buche herausgelesen? Ich sah mich im Zimmer um und sagte dann: «Ja sehen Sie, Verehrteste, Sie haben eine anständige Wohnung, noch ziemlich gute Möbel, Kleider für Ihren Stand und Ihr Alter passend, Sie geben und bekommen ehrbaren Besuch, einen kleinen Titel haben Sie auch, Ihre Stube ist warm, Thee und Butterbrod können Sie auch noch aufbringen, Bücher bekommen Sie geliehen und das Gespräch haben wir ja Alle umsonst, Sie sind mit dem Hergezählten vollkommen glücklich, wie könnten Sie unglücklich dabei sein? Nun hatte Rahel alles Dies auch, sogar ein bischen mehr, und hätte es in

noch weit höherm Maße haben können, auch in den äußerlich nothvollsten Zeiten; Sie haben ganz Recht, sich zu wundern, daß sie dennoch nicht glücklich war. Ich kann es mir auch gar nicht anders erklären, als daß es ihr auf alle die Armseligkeiten, mit denen man sich ein Lumpenleben zusammenflickt, nicht ankam, sondern ihr Herz und Sinn auf andere Arten des Daseins gerichtet war, von denen die Alltagsseelen gar nicht wissen.» Die Verehrteste behielt aber doch den Sieg, sie nahm meine Erklärung mit günstiger Freundlichkeit auf, glaubte, ich hätte ihr mehr gesagt als Andern, und wol gar ein wenig geschmeichelt! Ich habe mich seitdem bescheiden zurückgezogen! (1835.)"

Leipzig. **Victor Jacobi.**

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1844 bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. IV.)

54\. **Allgemeine Predigtsammlung aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner;** zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung. Herausgegeben von **Edwin Bauer.** Drei Bände. Gr. 8. 1841—44. 6 Thlr.

Der erste Band enthält **Evangelienpredigten**, der zweite **Epistelpredigten**, der dritte **Predigten über freie Texte** auf alle Sonn- und Festtage des Jahres. Jeder Band kostet 2 Thlr.

55\. **Allgemeine Preßzeitung.** Herausgegeben von Dr. **Alb. Berger.** 1844. Wöchentlich zwei Nummern. Gr. 4. 5 Thlr. 10 Ngr.

Wird Freitags ausgegeben.
Inserate in der **Preßzeitung** werden für den Raum einer gespaltenen Zeile mit 1½ Ngr., **besondere Beilagen** mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

56\. ***Puchelt (F. A. Bj.)*, Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen dargestellt.** Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Erster und zweiter Theil. Gr. 8. 1843—44. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

57\. **Raumer (K. von), Beschreibung der Erdoberfläche.** Eine Vorschule der Erdkunde. Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. 6 Ngr.

Von K. von Raumer erschien in demselben Verlage:
Lehrbuch der allgemeinen Geographie. Zweite vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. 1835. 1 Thlr. 15 Ngr.
Palästina. Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Plane von Jerusalem, einer Karte der Umgegend von Sichem und dem Grundrisse der Kirche des heiligen Grabes. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 20 Ngr.
Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan. Beilage zu des Verfassers „Palästina". Mit einer Karte. Gr. 8. 1837. 15 Ngr.
Die Karte besonders kostet 8 Ngr.
Beiträge zur biblischen Geographie. Mit einem Höhendurchschnitt. Beilage zu des Verfassers „Palästina". Gr. 8. 1843. 15 Ngr.

58\. **Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. (Conversations-Lexikon.)** Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Erstes bis achtundvierzigstes Heft, oder erster bis sechster Band. (A—Heilsordnung.) Gr. 8. 1843—44. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft** in der Ausgabe auf Maschinenpapier; der **Band** kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.
Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Exemplare 1 Freiexemplar.
Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.
Vgl. Nr. 12.

59\. **Rellstab (L.), Gesammelte Schriften.** Zwölf Bände. Gr. 12. Geh. 12 Thlr.

(Ist auch in vier Lieferungen zu beziehen, deren einzelne Bände jedoch nicht getrennt werden.)
Inhalt: 1812. Dritte Auflage. — Sagen und romantische Erzählungen. — Kunstnovellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie. — Vermischtes. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

60\. **Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.** Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von Hofrath und Oberbibliothekar Dr. ***E. Ghf. Gersdorf.*** Jahrgang 1844. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

Erscheint in wöchentlichen Heften von 2½—3 Bogen und wird Freitags ausgegeben.
Dieser Zeitschrift ist ein
Bibliographischer Anzeiger,
für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben und Ankündigungen in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, **besondere Anzeigen** u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

61\. **Romancero castellano** ó Colleccion de antiguos Romances populares de los Españoles, publicada con una introduccion y notas por ***G. B. Depping.*** Nueva Edicion con las notas de Don ***Antonio Alcala-Galiano.*** Dos Tomos. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

62\. **Neue römische Briefe von einem Florentiner.** Zwei Theile. — A. u. d. T.: Römische Briefe von einem Florentiner. Dritter und vierter Theil. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der erste und zweite Theil der „Römischen Briefe" (1841) kosten ebenfalls 4 Thlr. 15 Ngr.

63\. **Noch etwas über Rußland in Beziehung auf Custine und dessen Widerleger.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

64\. **Ruth (E.), Geschichte der italienischen Poesie.** In zwei Theilen. Erster Theil. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 24 Ngr.

65\. **Schopenhauer (Adele), Haus-, Wald- und Feldmärchen.** Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

66\. **Schopenhauer (Arthur), Die Welt als Wille und Vorstellung.** Zweite, durchgängig verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Der zweite Band dieses Werkes enthält die Ergänzungen zu der ersten Auflage und ist für die Besitzer derselben zu dem Preise von 2 Thlr. 20 Ngr. auch einzeln zu erhalten.

67\. **Schulze (E.), Die bezauberte Rose.** Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Siebente Auflage. 8. Cart. 1 Thlr. Ausgabe mit 7 Kupfern 2 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 2 Thlr. 15 Ngr.

Von E. Schulze ist ferner in demselben Verlage erschienen:
Sämmtliche poetische Werke. Neue Auflage. Vier Bände. 8. 1822. 6 Thlr. Mit 18 Kupfern 8 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 18 Thlr.
Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Neue Auflage. Zwei Bände. 8. 1822. 3 Thlr. Mit 8 Kupfern 4 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 9 Thlr.
Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1819. 1 Thlr.
Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. Gr. 12. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

68. **Schulz (W.), Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften.** Nebst einem Nachwort über die physische Constitution und Schädelbildung sowie über die letzte Krankheit Rumohr's von **C. Gst. Carus.** Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

69. **Speckter (O.), Zwölf Radirungen zum Gestiefelten Kater.** Mit erläuterndem Text. Kl. 4. In Carton. 2 Thlr.

Im Jahre 1843 erschien daselbst:

Das Märchen vom gestiefelten Kater. In den Bearbeitungen von Straparola, Basile, Perrault und L. Tieck. Mit 12 Radirungen von O. Speckter. Kl. 4. Cart. 3 Thlr.

70. **Sue (Eugen), Der ewige Jude.** Aus dem Französischen übersetzt. Erster bis sechster Theil. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

71. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Neue Folge. Sechster Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs, zehn Jahrgänge (1830—39), kostet zusammengenommen im herabgesetzten Preise 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 2 Thlr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

72. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze.** Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von ***Ch. Noback*** und ***F. Noback.*** Erstes bis sechstes Heft. (*Aachen-Nürnberg.*) Breit 8. 1842—44. Preis eines Heftes 15 Ngr.

73. **Tasso (Torquato), Auserlesene lyrische Gedichte.** Aus dem Italienischen übersetzt von K. Förster. Mit einer Einleitung: „Über Torquato Tasso als lyrischer Dichter." Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Früher erschien daselbst:

Tasso's (Torquato) Befreites Jerusalem. Übersetzt von Adf. F. K. Streckfuß. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 12. 1835. Früher 2 Thlr., jetzt 1 Thlr.

———, Dasselbe. (Erste Auflage.) Mit gegenüberstehendem Originaltext. Zwei Bände. Gr. 8. 1822. Früher 3 Thlr. 12 Ngr., jetzt 22 Ngr.

74. **Thurn (G. C.), Gedichte.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

75. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1845. Neue Folge. Siebenter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Schwanthaler's. 8. Eleg. cart. 2 Thlr.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831, 1834—38 vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Der erste und zweite Jahrgang der Neuen Folge (1839 und 1840) kosten jeder 1 Thlr. 15 Ngr., der dritte bis sechste Jahrgang (1841—44) jeder 1 Thlr. 20 Ngr.

76. **Venedey (J.), Irland.** Zwei Bände. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

77. ***Wicke (E. Kr.)*, Versuch einer Monographie des grossen Veitstanzes und der unwillkürlichen Muskelbewegung,** nebst Bemerkungen über den Taranteltanz und die Beriberi. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

78. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: Professor **F. Bülau.** Jahrgang 1844. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Die **Deutsche Allgemeine Zeitung** liefert in besondern Beilagen die Übersetzung von Eugen Sue's Roman **„Der ewige Jude"** immer gleich nach dem Erscheinen des französischen Originals im „Constitutionnel".

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Anzeigen aller Art finden in der **Deutschen Allgemeinen Zeitung** eine weite Verbreitung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt.

Preisherabsetzung.

Taschenbuch dramatischer Originalien.

Herausgegeben

von Dr. **Jos. Franck.**

Sechs Jahrgänge (1837—42).

Mit Bildnissen, scenischen Darstellungen und Beiträgen

von

Albini, Bauernfeld, Castelli, Franck, Gutzkow, Hagen, F. Halm, Holbein, Immermann, Lagusius, Maltitz, Pannasch, Reinhold, Vogel, Weichselbaumer und **Zahlhas.**

8. Elegant cartonnirt. Ladenpreis 17 Thlr.

Herabgesetzter Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Einzelne Jahrgänge 16 Ngr.

Geschichtswerk für Protestanten.

Bei **K. F. Köhler** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte

des

Evangelischen Protestantismus

in

Deutschland

für

denkende und prüfende Christen

von

Dr. Ch. G. Neudecker.

Erster Theil. Vom Eintritte der Reformation bis zum Ausbruche des Dreißigjährigen Kriegs.

Erster Band complet erstes bis viertes Heft. 46 Bogen. 1½ Thlr.

Bis jetzt fehlte uns ein Werk, das, auf die Quellen der Geschichte basirt, übersichtlich und in gedrängter klarer Darstellung die Geschichte der Entwickelung und Ausbildung des evangelischen Protestantismus und der Kirche gibt, worin wir uns bei jedem Zweifel, bei jedem Angriffe Rath und Belehrung holen können, das uns ferner mit historischer Treue das höchst interessante Gemälde des mit Beharrlichkeit geführten Kampfes unserer Vorfahren gegen die Übergriffe und Anmaßungen Roms gibt.

Das vorstehend angezeigte Werk wird diese Lücke ausfüllen, und für jeden gebildeten Protestanten ein sehr schätzbares, unentbehrliches geschichtliches Handbuch sein.

Der zweite Band, welcher das Werk schließt, erscheint 1845.

Soeben sind bei dem Unterzeichneten erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kölliker, Dr. A., Die Selbständigkeit und Abhängigkeit des sympathischen Nervensystems durch anatomische Beobachtungen erwiesen. 4. 15 Ngr., oder 54 Kr.

Zwicky, Dr. H., Die Metamorphose des Thrombus, mikroskopisch untersucht. Eine von der medicinischen Facultät in Zürich gekrönte **Preisschrift.** 4. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Heer, Dr. Oswald, Über die obersten Grenzen des thierischen und pflanzlichen Lebens in den Schweizeralpen. 4. Mit einer Tafel. 9 Ngr., oder 36 Kr.

Meyer & Zeller in ***Zürich.***

Bei Braumüller & Seidel in Wien ist soeben neu erschienen:

Darstellung
einer
sichern und schnellen
Heilmethode der Syphilis
durch
Jodpräparate
von
Georg Moïsisovics,
Doctor der Medizin und Chirurgie, Primarchirurgen am k. k. allgemeinen Krankenhause, mehrer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Wien 1845. Gr. 8. In Umschlag broschirt 2 Thlr.

Durch ungemein zahlreiche, oft schon binnen wenigen Wochen mit obigem Heilmittel vollkommen hergestellte Kranke aufgefodert, entschloss sich endlich der Verfasser, seine Heilmethode dem Publicum zu übergeben. Erst nachdem durch viele Krankheitsfälle, sowie durch untrügliche Augenzeugen belegte Erfahrungen diese Methode, selbst bei frühern Gegnern, glänzend bewährt, und bewiesen hatten, dass die mannichfach besorgten Nachtheile des Jods den zweckmässigen Gebrauch in keiner Weise treffen, erst dann entschloss sich der Verfasser zu vorliegender Darstellung. Wir zweifeln nicht, dass sie in der Syphilidologie aller Länder Epoche machen wird.

Das Werk zerfällt in drei Theile:

1) Pharmacologie der Jodpräparate. 2) Pathologie der Syphilis. 3) Gebrauchsweise der Jodpräparate in der Syphilis.

Zur Erläuterung der Art der Anwendung bei verschiedenen Formen und Complicationen folgen im Anhange eine Anzahl Krankengeschichten, die der Verfasser auf viele Hunderte hätte ausdehnen können, von denen eine überraschender als die andere ist, wenn es ihm nicht darum zu thun gewesen wäre, das Buch nicht zu sehr zu vertheuern. Durch den verhältnissmässigen billigen Preis ist daher die grossmöglichste Verbreitung und zugleich die Hülfe so vieler Leidenden möglich gemacht worden.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das
Criminalgericht in Bremen
vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gezogen
von
Johannes Rösing.
Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

Zum Besten der Familie des Professors Jordan.

Ebendaselbst erschien im Jahre 1843:

An Bremens gemeinen Mann. Von dessen Mitbürger **Johannes Rösing.** Gr. 12. Geh. 3 Ngr.

Bei Wilhelm Engelmann in Leipzig ist soeben erschienen:

Spenden
zur
deutschen Literaturgeschichte.
Von
Hoffmann von Fallersleben.

Erstes Bändchen.
Aphorismen und Sprichwörter aus dem 16. und 17. Jahrhundert, meist politischen Inhalts.
Broschirt. Preis 20 Ngr.

Zweites Bändchen.
Adam Puschmann, Bartholomäus Ringwaldt, Martin Opitz, Benjamin Schmolck, Johann Christian Günther, Daniel Stoppe, Einige Vor-Opitianer.
Broschirt. Preis 25 Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel
von
Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.

1844. № IV. October bis December.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar bis März enthaltend, befindet sich in Nr. XII des Literarischen Anzeigers für 1844; Nr. II, die Versendungen vom April bis Juni, in Nr. XXI; Nr. III, die Versendungen vom Juli bis September, in Nr. XXVIII.)

Écho de la littérature française. Quatrième année. 1844. Nos. 40—52. Gr. in-8. Preis des ganzen Jahrgangs 5⅓ Thlr.

Capefigue, François Ier et la renaissance 1515—47. 4 vols. In-8. Paris. 10 Thlr.

Edwards, Recherches sur les langues celtiques. Ouvrage présenté à l'académie des inscriptions et belles-lettres. In-8. Paris. 3⅜ Thlr.

de Féréal, Mystères de l'inquisition et autres sociétés secrètes d'Espagne. Ire livr. Gr. in-8. Paris. 3¾ Ngr. Wird in 50 Lieferungen erscheinen und über 200 Holzschnitte enthalten.

Niezapominajki. Noworocznik na rok 1845. Wydany przez **Karola Korwella.** Ozdobiony rycinami. 12. Warszawa. 3 Thlr.

Stolzman, Partyzantka czyli woyna dla ludów powstających najwłaściwsza. 8. Paryż. 2 Thlr.

Samlingar utgifna af svenska fornskrift-sällskapet. Första Delen. Häft I. Flores och Blanzeflor. 8. Stockholm. 1⅔ Thlr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1845. № VI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen für 1845 nachstehende

Zeitungen und Journale

und werden Bestellungen darauf bei allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen angenommen.

---

1) Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortliche Redaction: Professor F. Bülau.

Täglich eine Nummer. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben und liefert als Feuilleton in besondern Beilagen die Fortsetzung von Eugen Sue's Roman „Der ewige Jude" gleich nach dessen Erscheinen im Constitutionnel.

Anzeigen aller Art finden in der Deutschen Allgemeinen Zeitung eine weite Verbreitung. Insertionsgebühren betragen für den Raum einer dreispaltigen Zeile 2 Ngr.

---

2) Allgemeine Presszeitung.

Herausgegeben von Dr. A. Berger.

104 Nummern. Gr. 4. 5 Thlr. 10 Ngr.

Diese Zeitung erscheint wöchentlich in zwei Nummern. Inserate werden für den Raum einer gespaltenen Zeile mit 1½ Ngr., besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

---

3) Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. *F. Hand*, als Geschäftsführer; Geh. Kirchenrath Prof. Dr. *K. A. Hase*, Hof- und Justizrath Prof. Dr. *A. L. J. Michelsen*, Geh. Hofrath Prof. Dr. *D. G. Kieser*, Prof. Dr. *K. Snell*, als Specialredactoren.

Vierter Jahrgang. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Diese Zeitung erscheint wöchentlich in sechs Blättern, sie kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Anzeigen werden mit 1½ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile, besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

---

4) Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.

Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben vom Oberbibliothekar Dr. **E. G. Gersdorf.**

52 Nummern. Gr. 8. 12 Thlr.

Es erscheint wöchentlich eine Nummer von 2—3 Bogen. Dem Repertorium ist ein

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben und werden Inserate in demselben mit 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum berechnet, besondere Anzeigen u. dergl. gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

---

5) Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgeber: Heinrich Brockhaus.

Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Wöchentlich werden sieben Nummern ausgegeben, die Zeitschrift kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

6) ISIS.

Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von Oken.

12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den letztgenannten beiden Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet. Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden Anzeigen u. dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

7) **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.**

Unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe herausgegeben von **William Löbe.**
Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Sechster Jahrgang. 52 Nummern. 4. 20 Ngr.

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Insertionsgebühren** für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr.; besondere Beilagen werden gegen eine Vergütung von 3/4 Thlr. für das Tausend beigelegt.

---

8) **Deutsches Volksblatt.**

Eine Monatsschrift für das Volk und seine Freunde.
Nebst einem Beiblatt: **Centralblatt,** ein Organ aller deutschen Vereine für Volksbildung und ihrer Freunde.
Herausgegeben vom Pfarrer Dr. **Rob. Haas.**

Gr. 8. Preis des Volksblatts 24 Ngr. Preis des Centralblatts 1 Thlr. 15 Ngr.

Das **Deutsche Volksblatt** erscheint monatlich, in Heften zu 3 Bogen; vom **Centralblatt** erscheint vierteljährlich ein Heft zu 4 Bogen. **Insertionsgebühren** für den Raum einer Zeile 2 1/2 Ngr.; besondere Beilagen werden gegen Vergütung von 3/4 Thlr. für das Tausend beigelegt.

---

9) **Das Pfennig-Magazin**
für
Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Dritter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

In das **Pfennig-Magazin** werden Anzeigen aller Art aufgenommen und der Raum einer gespaltenen Zeile wird mit 5 Ngr. berechnet Besondere Beilagen werden gegen Vergütung von 3/4 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** erscheint:

L'Echo. Journal des gens du monde.

Nouvelle Série. Première Année. Hoch-4. 104 Nummern. Preis des Jahrgangs 5 Thlr. 10 Ngr.

Das **Echo** erscheint vom Jahre 1845 an in erweitertem Umfange wöchentlich in zwei Nummern und bietet eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik. **Inserate** werden mit 1 1/2 Ngr. für die Zeile berechnet und besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. beigelegt.

Bei **Wilhelm Engelmann** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Percy Bysshe Shelley's
poetische Werke
in Einem Bande.

Aus dem Englischen übertragen
von
Julius Seybt.
Mit Shelley's Bildniß.

Inhalt:
Shelley's Leben. — Königin Mab. Anmerkungen zur Königin Mab. — Alastor, oder der Geist der Einsamkeit. — Der entfesselte Prometheus. Lyrisches Drama in vier Acten. — Die Cenci. Trauerspiel in fünf Acten. Geschichte des Todes der Familie Cenci. — Hellas. Ein lyrisches Drama. — Oedipus Tyrannus, oder Dickfuß der Tyrann. Eine Tragödie in zwei Acten. — Rosalinde und Helene. Eine moderne Ekloge. — Julian und Maddalo. Ein Gespräch. — Die Empörung des Islam. Ein Gedicht in zwölf Gesängen. — Kleinere Gedichte: Jugendgedichte und Gedichte aus den Jahren 1816—22.

Preis: cartonnirt mit Titel 2 2/3 Thlr., in englischem Halbfranzband 3 Thlr.

Volks-Bibliothek.

Erster Band:
Joachim Nettelbeck, Bürger zu Colberg.
Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet, und herausgegeben von **J. Ch. L. Haken.**
Mit dem Bildnisse Nettelbeck's und einem Plane der Gegend um Colberg.
Zweite Auflage.
Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Mit der zweiten Auflage dieses trefflichen **Werkes** beginnt eine Sammlung, die durch Inhalt und billigen **Preis** den Namen **Volks-Bibliothek** rechtfertigen wird. **Nettelbeck's** Lebensbeschreibung, die in erster Auflage 3 Thlr. kostete, wird hier bei weit besserer Ausstattung dem Publicum für 1 Thlr. geboten, um dieses anerkannt gute Buch auch den weniger Bemittelten zugänglich zu machen.

☞ **Allen Vereinen zur Verbreitung guter Volksschriften wird diese Volks-Bibliothek zu gefälliger Beachtung empfohlen.**

Leipzig, im März 1845.

F. A. Brockhaus.

Hahnemann's Denkmal. *)

Der Centralverein homöopathischer Aerzte hat seinen frühern Beschluß, Hahnemann ein ehernes Denkmal zu setzen, bestätigt, und zwar in Cöthen, als derjenigen Stadt im deutschen Vaterlande, wo er zuerst freie Ausübung seiner segensreichen Kunst erlangte. Die Unterzeichneten sind von dem Vereine beauftragt, den bereits etwa 3500 Thlr. betragenden Fonds durch Sammlungen bis dahin zu vermehren, daß das Denkmal des großen Todten würdig werde und daß daneben eine die Homöopathie fördernde Stiftung errichtet werden könne.

Se. Hoheit der Aeltestregierende Herzog von Anhalt-Cöthen hat auf unser Ansuchen die Wahl eines passenden Platzes in den Anlagen nahe den Bahnhöfen huldreichst zu gestatten geruht.

Wir erneuern unsere Bitten um fernere Beiträge zu unserm Zwecke um so zuversichtlicher, da die Verdienste des Begründers der Homöopathie immer mehr Anerkennung finden und da die in Aussicht gestellte Gründung einer, die wichtige Entdeckung fördernden Stiftung auch diejenigen Verehrer Hahnemann's unserm Unternehmen befreunden wird, welche einem bleibenden, segenbringenden Institute vor einem Denkmale den Vorzug geben.

Nicht nur an alle die Aerzte, welche die heilbringenden Folgen seiner Lehren täglich beobachten, ergeht die dringende Bitte zu thätiger Mitwirkung und Sammlung von Beiträgen, sondern auch an die vielen durch die Homöopathie Genesenen hoffen wir uns nicht umsonst mit dem Gesuch um kleinere oder größere Gaben wenden zu dürfen. Wenn jeder derselben nur eine kleine Spende opferte, so würde unser Unternehmen reichlich gedeihen, so groß ist ihre Zahl. In einer Zeit, wo Denkmale für mindere Verdienste erstehen und gemeinnützige Unternehmungen viele freigebige Hände finden, wird man doch nicht undankbar sein und Den leer ausgehen lassen, dessen Sorgen, Mühen und Denken dem Wohle seiner kranken Mitmenschen galten und der durch seinen herrlichen Fund die Erlangung des höchsten irdischen Gutes, der Gesundheit, sichern half.

Alle homöopathischen Aerzte werden gern die Zusendung an uns übernehmen und auch Subscriptionen auf den wohlgetroffenen Stahlstich Hahnemann's zu 10 Sgr. an uns vermitteln, da der Erlös daraus ebenfalls zur Vermehrung des Fonds dienen soll.

Magdeburg in Preußen, im Januar 1845.

Monument d'Hahnemann.

Le congrès central des médecins homéopathiques, persistant dans le sentiment prononcé l'année passée, a résolu d'élever un monument d'airain à *Hahnemann*. Il le fera ériger à Coethen, ville d'Allemagne, où le grand réformateur de la médecine a d'abord obtenu le droit d'exercer librement son art bienfaisant. Les soussignés sont chargés d'augmenter le fonds, qui monte maintenant à 14,000 francs jusqu' à ce que la somme soit suffisante pour faire construire un monument digne du grand défunt et pour fonder encore un institut utile à l'homéopathie.

Son Altesse le duc d'Anhalt-Coethen a daigné permettre le choix d'une place convenable dans les promenades près des hôtels du chemin de fer.

Notre tâche étant double, et de faire honneur à la mémoire d'*Hahnemann*, et de répandre son importante découverte par une institution permanente, nous espérons satisfaire tant ceux qui sont pénétrés des grands mérites du fondateur de l'homéopathie que ces autres qui aiment mieux aider les progrès de la science et les services d'une oeuvre pie que de rendre seulement un hommage personnel.

Ce n'est pas aux seuls médecins que nous adressons notre demande, de contribuer au succès de notre dessein; ils y seront portés en observant tous les jours les fruits salutaires de la nouvelle doctrine. Mais nous espérons, que le grand nombre de ceux guéris par l'homéopathie fournira encore aux frais de notre entreprise. Il y en a tant, que le plus complet succès nous seroit assuré, si chacun voulait par une petite somme témoigner sa reconnaissance. De nos jours, où des monuments s'élèvent de toutes parts à de moindres mérites et où l'on donne à pleines mains pour les entreprises d'utilité publique, on n'oubliera pas celui, qui par son excellente découverte a éminemment contribué à nous assurer la santé, le plus grand bien de la vie.

Tous les médecins homéopathiques se chargeront volontiers de nous faire parvenir les sommes touchées et encore de recevoir les souscriptions pour le portrait ressemblant d'*Hahnemann* gravé en acier. Le prix en est de trente sous et le produit net de la vente va augmenter le fonds.

Rummel, *Dr. med.* **Weichsel**, *Just.-Comm.*

*) **Die Redactionen von Zeitschriften werden höflichst ersucht, durch Aufnahme dieses Aufrufs unser Unternehmen fördern zu helfen.**

Bei dem Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Topographie Athens.

Von *W. Martin Leake.* Zweite Ausgabe. Übersetzt von **J. G. Baiter** und **H. Sauppe.** 8. Mit acht Tafeln. 2 Thlr. 20 Ngr., oder 4 Fl. 48 Kr.

Ein für **jeden Philologen unentbehrliches Hülfsmittel** bei dem Studium der attischen Schriftsteller. Mehre kritische Blätter haben sich schon auf das günstigste über diese Uebersetzung ausgesprochen, so die Heidelberger Jahrbücher, 1844, 5, S. 724; Wiener Jahrbücher, CVII, S. 285; Gersdorf's Repertorium, 16, S. 216. **Wenn aber mehrfach berichtigende und ergänzende Anmerkungen vermißt worden sind, so bemerkt die Verlagshandlung, daß sie dem ursprünglichen Plane gemäß ein folgendes Bändchen Abhandlungen und Anmerkungen der Uebersetzer nachliefern wird, sobald ein genügender Absatz der Uebersetzung, für welchen aller Anschein vorhanden ist, es wünschenswerth und räthlich erscheinen läßt.**

Meyer & Zeller in Zürich.

Bei **E. Kummer** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Klencke, H., Versuche und Beobachtungen über den Verkörperungsproceß der Krankheiten im Blute und Gewebe, und über die Bedingungen und Heilzwecke bei einigen Arten des gewaltsam erzeugten Scheintodes. Zwei Abhandlungen. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Rabenhorst, L., Deutschlands Kryptogamen-Flora oder Handbuch zur Bestimmung der kryptogamischen Gewächse Deutschlands, der Schweiz, des Lombardisch Venetianischen Königreichs und Istriens. Zweiter Band. Erste Abtheilung. — Auch unter dem Titel: Die Lichenen Deutschlands. Gr. 8. Geh. 25 Ngr.

Stürmer, Th. v., Zur Vermittelung der Extreme in der Heilkunde. Fünfter Band. — Auch unter dem Titel: Zur Vermittelung der Extreme im Staatsleben durch die Heilkunde. Vergangenheit. Beiträge zur Psychologie der alten Staaten Europas. Erster Theil. Gr. 8. 2 Thlr.

Zur **Erklärung** der **Fremdwörter** ist zu empfehlen und in **Berlin** bei **Mittler**, in **Hanover** bei **Hahn**, in **Wien** bei **Gerold** (und in allen **Buchhandlungen**) zu haben:

Sammlung, Erklärung und Rechtschreibung von

(6000) fremden Wörtern,

welche in der Umgangssprache, in Zeitungen und Büchern oft vorkommen, um solche richtig zu verstehen und auszusprechen. Vom Doctor und Rector **Wiedemann.** (Neunte verbesserte Aufl.) Preis 12½ Sgr., oder 45 Kr.

☞ Selbst der Herr Professor Petri hat dieses Buch (wovon binnen kurzer Zeit 13,000 Exemplare abgesetzt wurden) als sehr brauchbar empfohlen; es enthält die Rechtschreibung und richtige Aussprache der im gemeinen Leben oft vorkommenden Fremdwörter, deren Sinn man häufig nicht versteht und unrichtig nachspricht.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

Physiologie des Nervensystems, vom ärztlichen Standpunkte dargestellt. Von Dr. **G. A. Spieß,** praktischem Arzte in Frankfurt a. M. Gr. 8. Fein Velinpapier. Geh. 2⅔ Thlr.

Wenn die Physiologie im Allgemeinen heutzutage eine der wichtigsten Grundlagen der Pathologie ist, und deren fortgesetztes Studium von keinem denkenden Arzte mehr übersehen werden darf, so ist es namentlich die Nervenphysiologie, welche die praktischen Ärzte vorzugsweise interessirt, und das Buch dürfte um so mehr Beachtung bei diesen finden, als es von dem Standpunkte des Arztes ausgeht.

Braunschweig, im Februar 1845.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das **12te Heft** der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1844.

Inhalt dieses Heftes:

I. Das Treffen bei Kobryn am 27. Juli 1812. — II. Der Feldzug 1703 in Italien. Dritter Abschnitt. — III. Scenen aus der Geschichte des k. k. Grenz-Scharfschützen-Corps 1793—95. (Siebzehn Scenen.) — IV. Literatur. — V. Neueste Militairveränderungen.

Auf den **Jahrgang 1845** dieser Zeitschrift wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes **Pränumeration** angenommen.

Auch sind von jetzt an die **neue Auflage** der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 in vier Bände vereinigt, welche für **einen** Jahrgang gelten, dann die übrigen **ältern Jahrgänge** bis einschließlich 1842 im **herabgesetzten Preise** — der **Jahrgang zu 5 Fl. Conv.-Mze.** — zu erhalten. Die Jahrgänge 1843 und 1844 aber bleiben in dem gewöhnlichen Preise, jeder zu 12 Fl. Conv.-Mze.

Es liegen bei allen Buchhandlungen jahrweise **Inhaltsverzeichnisse** der ganzen Zeitschrift zur beliebigen Einsicht bereit.

Sanskrit-Literatur.

Prabodha Chandrodaya

Krishna Misri Comoedia.

Edidit scholiisque instruxit

Hermannus Brockhaus.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das erste Heft dieser Ausgabe, den Sanskrit-Text enthaltend (1835), kostet 1 Thlr.; für die Besitzer desselben wird das zweite Heft, das soeben neu erscheint und die Scholien enthält, für 1 Thlr. 15 Ngr. einzeln geliefert.

Durch den Herausgeber erschien bereits in meinem Verlage:

Ueber den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben. Ein Vorschlag. Gr. 8. Geh. 1841. 20 Ngr.

Kathâ Sarit Sâgara. Die Märchensammlung des **Sri Somadeva Bhatta** aus Kaschmir. Sanskrit und deutsch herausgegeben. Gr. 8. 1839. Geh. 8 Thlr.

Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Leipzig, im März 1845.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1845. № VII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Zeitschriften „**Blätter für literarische Unterhaltung**“ und „**Isis**“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neue Unterhaltungsliteratur

aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gesammelte Schriften.

Forster's (Georg) sämmtliche Schriften. Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von G. G. Gervinus. Neun Bände. Gr. 12. Geh. 9 Thlr.

Kann auch in drei Lieferungen à 3 Thlr. bezogen werden.

Lewald's (A.) gesammelte Schriften. In einer Auswahl. Zwölf Bände. Erste und zweite Lieferung, oder erster bis sechster Band. — A. u. d. T.: **Ein Menschenleben.** Erster bis sechster Theil. Gr. 12. Geh. Jede Lieferung 3 Thlr.

Der siebente bis zwölfte Band werden im Jahre 1845 erscheinen.

Mendelssohn's (Moses) gesammelte Schriften. Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben von Dr. G. B. Mendelssohn. In sieben Bänden. Erster bis fünfter Band. Mit Mendelssohn's Bildniß. Gr. 12. Geh. 7 Thlr. 3 Ngr.

Die letzten beiden Bände dieser **ersten vollständigen Ausgabe der Werke Mendelssohn's**, welche außer den größern Schriften auch die einzelnen zum Theil anonym in verschiedenen Zeitschriften mitgetheilten Aufsätze sowie mehre noch ungedruckte Manuscripte enthält, werden ebenfalls binnen kurzem ausgegeben. Der erste Band enthält zugleich eine Biographie Mendelssohn's von dessen Sohne, Joseph Mendelssohn, und eine Einleitung zu seinen philosophischen Schriften vom Geh. Cabinetsrath Brandis.

Rellstab (L.), Gesammelte Schriften. Zwölf Bände. Gr. 12. Geh. Jede Lieferung 3 Thlr.

Ist auch in vier Lieferungen, deren Bände jedoch nicht getrennt werden, zu beziehen.

Inhalt: 1812. Dritte Auflage. — Sagen und romant'sche Erzählungen. — Kunstnovellen. — Novellen. — Auswahl aus der Reisebildergalerie. — Vermischtes. — Vermischte Schriften. — Dramatische Werke. — Gedichte.

Romane.

Koenig (H.), Regina. Eine Herzensgeschichte. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

———, **Veronika.** Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

———, **Die hohe Braut.** Ein Roman. Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 5 Thlr.

Von H. Koenig erschienen früher in demselben Verlage:

Die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

William's Dichten und Trachten. Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Sue (Eugen), Der ewige Jude. Aus dem Französischen übersetzt. Erster bis sechster Theil. 8. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Lyrisches und Dramatisches.

Adelmann (Margaretha), Gedichte. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eichner (R.), Des Sängers Grab. Ein modernes Epos. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Müller (W.), Griechenlieder. Neue vollständige Ausgabe. Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Ebendaselbst ist von W. Müller erschienen:

Vermischte Schriften. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von Gst. Schwab. Fünf Bändchen. Mit Müller's Bildniß. 16. 6 Thlr.

Gedichte. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von Gst. Schwab. Zwei Bändchen. 16. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schulze (E.), Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Siebente Auflage. 8. Cart. 1 Thlr. Ausgabe mit 7 Kupfern 2 Thlr.; Prachtsausgabe mit Kupfern 2 Thlr. 15 Ngr.

Von E. Schulze ist früher in demselben Verlage erschienen:

Sämmtliche poetische Werke. Neue Auflage. Vier Bände. 8. 6 Thlr. Mit 16 Kupfern 8 Thlr.; Prachtausgabe mit Kupfern 18 Thlr.

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Neue Auflage. Zwei Bände. 8. 3 Thlr. Mit 8 Kupfern 4 Thlr; Prachtausgabe mit Kupfern 9 Thlr.

Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. Geh. 1 Thlr.

Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Thurn (E.), Gedichte. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Koester (Hs.), Heinrich der Vierte von Deutschland. Eine Trilogie. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Von dem Verfasser erschien 1841 daselbst:

Schauspiele. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Taschenbücher.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von **F. von Raumer.** Neue Folge. Sechster Jahrgang. Gr. 12. 1845. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1845. Neue Folge. Siebenter Jahrgang. Mit dem Bildnisse L. Schwanthaler's. Gr. 12. Cart. 2 Thlr.

Jugendschriften.

Adolphine, Märchen und Erzählungen für jugendliche Leserinnen. Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

Das Märchen vom Gestiefelten Kater. In den Bearbeitungen von Straparola, Basile, Perrault und L. Tieck. Mit zwölf Radirungen von O. Speckter. Kl. 4. Cart. 3 Thlr.

Die Radirungen besonders mit erläuterndem Texte 2 Thlr.

Schopenhauer (Adele), Feld-, Wald- und Hausmärchen. Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Geschichtliches.

Arnd (Eb.), Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volkes, oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbereitet und unter deren Einfluß sie sich ausgebildet hat. Erster Band. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gagern (H. C., Freiherr von), Der zweite Pariser Frieden. Zwei Theile. — A. u. d. T.: **Mein Antheil an der Politik.** Fünfter Theil (in zwei Abtheilungen). Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.

Kohn (Adf.), Die Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Für das deutsche Volk bearbeitet. Mit den Bildnissen von Friedrich II. und Maria Theresia. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Lanz (K.), Correspondenz des Kaisers Karl V. Aus dem königl. Archive und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt. Erster Band. Gr. 8. 4 Thlr.

Literarhistorisches.

Brederlow (C. G. F.), Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Literatur. Ein Lesebuch für die erwachsene Jugend. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Grün (K.), Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter. Ein gedrängter Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken. (5 Hefte.) Gr. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gutzkow (K.), Aus der Zeit und dem Leben. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Von K. Gutzkow erschien im Jahre 1842 ebendaselbst:

Briefe aus Paris. Zwei Theile. Geh. 3 Thlr.

Romancero castellano, ó Coleccion de antiguos romances populares de los Españoles, publicada con una introduccion y notas por **G. B. Depping.** Nueva edicion con las notas de *Don Antonio Alcala-Galiano.* Dos tomos. Gr. 12. 4 Thlr.

Neue Römische Briefe von einem Florentiner. Zwei Theile. — A. u. d. T.: **Römische Briefe von einem Florentiner.** Dritter und vierter Theil. Gr. 12. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der „Römischen Briefe" erster und zweiter Theil erschien ebendaselbst 1840 und kostet 4 Thlr. 15 Ngr.

Ruth (E.), Geschichte der italienischen Poesie. Erster Theil. Gr. 8. 1844. 2 Thlr. 24 Ngr.

Der neue Pitaval, Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. **J. E. Hitzig** und Dr. **W. Häring (W. Alexis).** Erster bis sechster Theil. Gr. 12. Geh. 11 Thlr. 24 Ngr.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis sechste jeder 2 Thlr.

Uebersetzungen.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Gr. 12. Geh.

Von dieser Sammlung sind bis jetzt erschienen und werden zu den beigesetzten Preisen einzeln erlassen:

Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit übersetzt von **Hm. Brockhaus.** Zwei Theile. 1 Thlr. 18 Ngr.

Boccaccio (Giovanni), Das Dekameron. Aus dem Italienischen übersetzt von **K. Witte.** Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bremer (Frederike), Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. 12 Theile. 4 Thlr.

Die Nachbarn. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Vierte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Vierte verbesserte Auflage. 10 Ngr.

Nina. Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Vierte verbesserte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.

Die Familie H. 10 Ngr.

Kleinere Erzählungen. 10 Ngr.

Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen. Zweite verbesserte Auflage. 10 Ngr.

Ein Tagebuch. Zwei Theile. 20 Ngr.

Calderon de la Barca, Schauspiele. Aus dem Spanischen übersetzt von **Adf. Martin.** Drei Theile. 3 Thlr.

Die in diesen drei Theilen enthaltenen Stücke erscheinen hier zum ersten Male ins Deutsche übersetzt.

Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von **Ed. v. Bülow.** 1 Thlr. 6 Ngr.

Dante Alighieri, Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von **K. Förster.** 20 Ngr.

——————, **Lyrische Gedichte.** Übersetzt und erklärt von **K. L. Kannegießer** und **K. Witte.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 2 Thlr. 12 Ngr.

——————, **Die göttliche Komödie.** Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von **K. L. Kannegießer.** Vierte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß, den Planen der Hölle, des Fegefeuers und Paradieses und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die zu diesem Werke gehörigen Kupferbeilagen werden besonders für 16 Ngr. erlassen.

Gomes (João Baptista), Ignez de Castro. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach der siebenten verbesserten Auflage der portugiesischen Urschrift übersetzt von **A. Wittich.** Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. 20 Ngr.

Hitopadesa. Eine alte indische Fabelsammlung aus dem Sanskrit zum ersten Male in das Deutsche übersetzt von **Max Müller.** 20 Ngr.

Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von **Alb. Höfer.** Zwei Theile. 2 Thlr.

Gustav III. (König von Schweden), **Schauspiele.** Aus dem Schwedischen übersetzt von **K. Eichel.** 1 Thlr. 6 Ngr.

Prevost d'Exiles (Antoine François), Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier Des Grieux. Aus dem Französischen übersetzt von **Ed. v. Bülow.** 20 Ngr.

Sjöberg (Erik), Vitalis, Gedichte. Aus dem Schwedischen übersetzt von **K. L. Kannegießer.** 20 Ngr.

Tasso (Torquato), Auserlesene lyrische Gedichte. Übersetzt von **K. Förster.** Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tassoni (Alessandro), Der geraubte Eimer. Aus dem Italienischen übersetzt von **P. L. Kritz.** Mit einer die in dem Gedichte vorkommenden geographischen Örtlichkeiten darstellenden Karte. 1 Thlr. 9 Ngr.

Voltaire (François Marie Arouet de), Die Henriade. Aus dem Französischen im Versmaße des Originals übersetzt von **F. Schröder.** 1 Thlr.

Die Lustspiele des Aristophanes. Übersetzt und erläutert von **Hier. Müller.** In drei Bänden. Erster und zweiter Band. Gr. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 24 Ngr.

Der erste Band enthält außer einer allgemeinen Einleitung über die Entstehung, Entwickelung und Eigenthümlichkeit des griechischen Dramas die Lustspiele Plutos; Wolken; Frösche; der zweite Band: Die Ritter; Die Vögel; Der Frieden; Lysistrate.

Soeben erschien bei uns:

Der Jesuit.

Charaktergemälde aus dem ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts

von

C. Spindler.

Drei Bände. Dritte Auflage. 8. Brosch.

5 Thlr. 7½ Ngr. (5 Thlr. 6 gGr.), oder 9 Fl. Rh.

Stuttgart, im Februar 1845.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Bei **K. F. Köhler** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anleitung zum Studium
der
Botanik
enthaltend
die Organographie, Physiologie, Methodologie, Pflanzengeographie, eine Übersicht der fossilen Gewächse, der pharmaceutischen Botanik und der Geschichte der Botanik,
nach dem Französischen
von **Alph. de Candolle**
neu bearbeitet von
Staatsrath Prof. Dr. **Alex. von Bunge**
in Dorpat.
Zweite stark vermehrte Auflage mit 8 Tafeln Abbild.
52 Bogen. $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Dies reichhaltige und für das Studium sowie zum Selbstunterricht sehr praktisch abgefasste Werk erfreute sich allgemein einer so günstigen Aufnahme, dass nach wenig Jahren eine neue Auflage nöthig wurde, die der Herr Herausgeber mit vielen schätzbaren Verbesserungen und Zusätzen in Folge gemachter neuer Entdeckungen vermehrte.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:
Das **1ste Heft** der
Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1845.
Inhalt dieses Heftes:

I. Das Gefecht bei Boara an der Etsch am 8. December 1813. — II. Geschichte des k. k. Husarenregiments Nr. 1 Kaiser Ferdinand. — III. Der Feldzug 1712 in Spanien und Portugal. Erster Abschnitt. — IV. Die Schlacht bei Neresheim am 11. August 1796. Mit einem Plane. — V. Kriegsscenen aus der Geschichte des 48. Infanterieregiments Baron Gollner in den Feldzügen 1813 und 1814. 1) Schlacht bei Dresden. 2) Schlacht bei Leipzig. 3) Gefecht bei St.-Georges. 4) Schlacht am Mincio. — VI. Neueste Militairveränderungen.

Auf den **Jahrgang 1845** dieser Zeitschrift wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes **Pränumeration** mit 12 Fl. C.-M. angenommen.

In dem Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** erscheint:
L'ÉCHO.
Journal des gens du monde.
Nouvelle série. Première année. 1845.
Jährlich 104 Nummern in Kleinfolio und gespaltenen Columnen. Abonnementspreis 5 Thlr. 10 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen sind **Probenummern** dieser Zeitschrift gratis zu erhalten.

Die Mannichfaltigkeit des Inhalts lässt sich am besten aus nachstehender Übersicht der **Hauptartikel** in den ersten Monaten ersehen:

Sommaire: Avis. — Histoire contemporaine: La cour de Berlin après la bataille d'Austerlitz. Par **Armand Lefebvre**. — Esquisses et tableaux de moeurs: Etudiants et grisettes. Par **Alfred de Musset**. — Théâtre: Marie Stuart. Par **Henri Blanchard**. — Séance royale. Discours du roi en faveur du peuple français. — Monsieur Villemain. — M. Louis Tieck (Extrait du „Voyage au pays du Freyschutz"). Par **Henri Blaze**. — Les drames inconnus. Par **Frédéric Soulié**. — Mélanges scientifiques: La sensibilité chez les guillotinés. — Chronique judiciaire: Procès en séparation. — Mémoires de Lucien Bonaparte. Révolution de brumaire. — Bernadotte, roi de Suède. — Madame Flora Tristan. Par **Jules Janin**. — Une Anecdote sous Paul Ier. Par **Paul Ben**. — Les femmes à Taïti. Par **Edmond de Ginoux**. — Les caprices d'un Anglais. — Les salons en France et en Angleterre au XVIIIe siècle. Par **Philarète Chasles**. — Zurbano. — Bulletin bibliographique. — Nouvelles publications. — Annonces. — ***Feuilleton:*** Une grande dame sur les toits. — Ordonnance de police concernant les masques nobiliaires. — Une diner arabe. — Un brigand moldave. — Bals et soirées du grand monde à Paris. — Le salon de 1845. — La muse disciplinaire; etc. etc.

☞ Für angehende Eheleute ist sehr nützlich und in **allen Buchhandlungen Deutschlands** zu haben:
Dr. Albrecht,
Der Mensch und sein Geschlecht,
oder Belehrungen über die Erzeugung des Menschen, über Fortpflanzungstrieb, Befruchtung, Enthaltsamkeit und eheliche Geheimnisse. (Eine zur Erzeugung gesunder Kinder und Beibehaltung der Kräfte und Gesundheit nützliche Schrift.)
Dritte verbesserte Auflage. Preis 15 Sgr., oder 54 Kr.

Den
Umtausch früherer Auflagen
des
Conversations-Lexikon
gegen die neueste **neunte** betreffend.

Ich mache darauf aufmerksam, daß **der Termin zum Umtausch alter Auflagen des Conversations-Lexikon nur noch einige Zeit fortbestehen wird, da die hierfür bestimmte Anzahl Exemplare der neunten Auflage bald zu Ende geht.** Eine ausführliche Anzeige über die bei diesem Umtausch geltenden Bedingungen ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Von der jetzt erscheinenden
Neunten Auflage des Conversations-Lexikon
ist der **erste bis sechste Band** ausgegeben. Diese neue Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften und kostet jedes **Heft** auf Maschinenpapier 5 Ngr.; jeder **Band** 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

An die neunte Auflage schließt sich an:
Systematischer Bilder-Atlas
zum
Conversations-Lexikon.
Vollständig 500 Blatt in Quart, in 120 Lieferungen
zu dem Preise von 6 Ngr.

Achtzehn Lieferungen sind bereits ausgegeben und die Fortsetzung wird ohne Unterbrechung, monatlich wenigstens in zwei Lieferungen, erscheinen.

Leipzig, im März 1845.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1845. № VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Zeitschriften **„Blätter für literarische Unterhaltung“** und **„Isis“** beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Anna.

Ein Roman aus der nächsten Vergangenheit

von

Adele Schopenhauer.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Von der Verfasserin erschienen im Jahre 1844 ebendaselbst:

Feld-, Wald- und Hausmärchen. Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

Soeben erschien bei uns:

Das Vaterland.

Aus der Schrift:

Gedanken über Recht, Staat und Kirche

besonders abgedruckt

und mit Zusätzen und Anmerkungen begleitet

von

P. A. Pfizer.

8. Geh. 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Stuttgart, im März 1845.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Bei **Leopold Voss** in **Leipzig** zu haben:

Bulletin scientifique

de

l'Académie Imper. des sciences de St.-Pétersbourg.

Classe physico-mathématique. Tome III. Gr. in 4. 1844. 2 Thlr.

Classe historico-philologique. Tome II. Gr. in 4. 1844. 2 Thlr.

Auch sind vorräthig:

Bulletin scientifique de l'Académie Imp. des sciences. X Tomes. 1836—42. 15 Thlr.

— — Classe physico-math. Tom. I. II. 1842—43. à 2 Thlr.

— — Classe historico-philologique. T. I. 1842. 2 Thlr.

The Positions of second reformation.

Being a response to the universal rising of Germany, Switzerland etc. against Popedom. By *John Lkotsky*, Ph. Dr.

Eine weitere Auseinandersetzung des Inhalts dieses Buchs ist in nachstehendem Schriftchen enthalten: **Regeneration of society, the only corrective for the distress of nations, or an appeal to the English people in the cause of humanitary reform religious and political. London. Price 5 Sh.**

Zu Bestellungen empfehlen sich

Leipzig, im April 1845.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Eine deutsche Übersetzung unter dem Titel: **Die Positionen zweiter Reformation**, erscheint nächstens.

In **Berlin** bei **Mittler**, in **Hanover** bei **Hahn**, in **Wien** bei **Gerold** (und in allen Buchhandlungen) zu haben:

(Als ein sehr nützliches Bildungs-, Unterhaltungs- und Gesellschaftsbuch ist jedem Herrn mit Wahrheit zu empfehlen:)

Der Galanthomme

oder Anweisung

in Gesellschaften sich beliebt zu machen und sich die Gunst der Damen zu erwerben, enthaltend: 1) äußere und innere Bildung; 2) vom feinen Betragen in Damen-Gesellschaften; 3) Kunst zu gefallen; 4) Heirathsanträge; 5) Liebesbriefe und Liebesgedichte; 6) Neujahrs- und Geburtstagswünsche. Ferner: 7) Gesellschaftsspiele, Blumensprache, Stammbuchsaufsätze und Räthsel.

Ein Handbuch des guten Tons und der feinen Lebensart.

Vom Professor **F. S—t.** Dritte, 4000 Exemplare starke Auflage. Sauber broschirt mit 6 Tabellen.

Preis 25 Sgr., oder 1 Fl. 30 Kr.

Mögen sich dies gut ausgearbeitete Buch alle jungen Leute anschaffen, die sich das Wohlgefallen der Damen erwerben und die feinen Sitten und das elegante Betragen in Gesellschaften aneignen und ihre Bildung fördern wollen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch

der

Phrenologie

von

Gustav von Struve.

Mit sechs lithographirten Tafeln und Text-Abbildungen.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Ngr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Sechster Theil.

Mit einer lithographirten Tafel.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Der Tod des Prinzen von Condé. — Rudolf Kühnapfel. — Jonathan Wild. — Urban Grandier. — Rosenfeld. — Die beiden Christusfamilien zu Jöllenbeck. — Matheo von Casale. (Mit einer lithographirten Tafel.) — Burke und die Burkiten. — La Roncière und Marie Morell. — Maria Katharina Wächtler, geb. Wunsch.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis fünfte Theil jeder 2 Thlr.

Leipzig, im April 1845.

F. A. Brockhaus.

In **C. Gerold's** Verlagsbuchhandlung in **Wien** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jahrbücher der Literatur.

Hundertachter Band.

1 8 4 4.

October. November. December.

Inhalt des hundertachten Bandes.

Art. I. Fragmenta Historicorum Graecorum — Hecataei, Antiochi Philisti, Timaei Ephori, Theopompi, Phylarchi, Clitodemi, Phanodemi, Androtionis, Demonis, Philochori, Istri — ediderunt Car. et Theod. Mulleri. Parisiis 1841. (Zweiter Artikel, Schluß.) — Art. II. Geschichte des großen deutschen Krieges, vom Tode Gustav Adolf's an mit besonderer Rücksicht auf Frankreich, verfaßt von Barthold. Zwei Theile. Stuttgart 1842 und 1843. (Schluß.) — Art. III. Die Magyarische Sprache und die etymologische Sprachvergleichung. Von J. E. Klemm. Presburg und Pesth 1843. — Art. IV. Historical sketches of statesmen who flourished in the time of George III; to which is added remarks on party, and an appendix; first series, by *Henry Lord Brougham*. London 1839. Zwei Theile. — Art. V. Geschichte der bildenden Künste, von Karl Schnaase. Düsseldorf 1843. Zwei Theile. (Schluß.) — Art. VI. Zeitwarte des Gebetes in sieben Tageszeiten. Ein Gebetbuch arabisch und deutsch herausgegeben von Hammer-Purgstall. Wien 1844. — Art. VII. Geschichte des Hauses Habsburg, von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Erster bis achter Theil. Wien 1836—1844. — Art. VIII. Maria Magdalena. Ein bürgerliches Trauerspiel in drei Acten. Nebst einem Vorworte, betreffend das Verhältniß der dramatischen Kunst zur Zeit. Von Friedr. Hebbel. Hamburg 1844. — Art. IX. Des Sophokles Antigone, griechisch und deutsch; herausgegeben von August Böckh. Nebst zwei Abhandlungen über diese Tragödie im Ganzen und über einzelne Stellen derselben. Berlin 1843. — X. Die Lustspiele des Aristophanes. Uebersetzt und erläutert von Hieronymus Müller. Erster Band. Leipzig 1843.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. CVIII.

Untersuchungen über die freien Walser in Graubünden und Vorarlberg. Mit einigen diese Gebiete betreffenden historischen Erläuterungen. Von Joseph Bergmann. (Schluß.) — Zur Geschichte der Fürsten von Eggenberg. — Epigraphische Excurse. Von Custos J. G. Seidl. (Fortsetzung.) — Conversations-Lexikon für bildende Kunst. Illustrirt mit über 3000 Holzschnitten. Leipzig 1843. — Bauriß des Klosters St. Gallen vom Jahre 820. Im Facsimile herausgegeben und erläutert von Ferd. Keller. Zürich 1844. — Register.

Als ein vorzugsweise bedeutendes, viel belehrendes, dichterisches und nur zu lobendes Buch erwähnen die literarischen Blätter:

Die Epigonen.

Familienmemoiren in neun Büchern.

Herausgegeben von **K. Immermann.**

Drei Bände. 80 Bogen in 8. 1836. Auf feinem Maschinen-Velinpapier. In geschmackvollem Umschlage geheftet. Preis 6 Thlr.

In diesem Werke haben sich die Conflicte der Gegenwart in moralischen und gesellschaftlichen Beziehungen, in Kunst, Wissenschaft und Politik zu einem reichen Lebensbilde gestaltet. Wie einst in „Werther" und „Wilhelm Meister" die einseitigen Richtungen der Zeit sich dichterisch spiegelten und dadurch ihr eigenes Heilmittel und Correctiv wurden, so erhält unser späteres Zeitalter, die Zeit der Epigonen, hier ein Gegenbild, dem bei seiner psychologisch scharfen Auffassung und poetischen Milde ähnliche tiefe Wirkungen nicht fehlen werden.

In **neuer Auflage** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jenseits der Berge.

Von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweite, vermehrte Auflage.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Von der Verfasserin erschien ferner bei mir:

Gedichte. 8. 1835. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.
Neue Gedichte. 8. 1836. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.
Venezianische Nächte. 8. 1836. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, im April 1845.

F. A. Brockhaus.

Für 10 Sgr. oder 36 Kr. ist zur Unterhaltung wie auch zur Wiedererzählung die beliebte Schrift (in 4ter Auflage) in allen Buchhandlungen, in **Berlin** bei **Mittler**, in **Hannover** bei **Hahn**, in **Wien** bei **Gerold**, zu haben:

G. Fr. Rabener,

Knallerbsen,

oder:

Du sollst und mußt lachen.

Enthaltend (256) interessante Anekdoten.

Zur Aufheiterung in Gesellschaften — auf Reisen — Spaziergängen und bei Tafel.

Mit wahrem Vergnügen wird man in diesem witzreichen Buche lesen und bei Wiedererzählung desselben ein baucherschütterndes Lachen veranlassen.

Frederike Bremer's Schriften.

In **vierter Auflage** erscheint soeben bei mir:

Die Töchter des Präsidenten.

Erzählung einer Gouvernante.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

Die vollständige Ausgabe von **Frederike Bremer's** trefflichen Schriften besteht aus 12 Theilen und kostet 4 Thlr., jeder Theil 10 Ngr.

Einzeln sind zu erhalten: **Die Nachbarn.** Mit einer Vorrede der Verfasserin. Vierte verbesserte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Vierte verbesserte Auflage. — **Nina.** Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden.** Vierte verbesserte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede, oder einige Scenen in Norwegen.** Zweite verbesserte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile.

☞ **Alle künftig erscheinenden Schriften der Verfasserin werden in dieser wohlfeilen Ausgabe geliefert.**

Leipzig, im April 1845.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschienen und versendet die erste Lieferung des

Topographisch-statistisch-historischen

Lexikons von Deutschland,

einer vollständigen deutschen

Landes-, Volks- und Staatskunde.

Von

Dr. Eugen Huhn,

mehrer gelehrten und literarischen Gesellschaften und Vereine Mitglied.

Mit Ansichten, Städteplänen und Karten.

Dieses bedeutende,

für alle Stände berechnete Werk

erscheint in **sechs** Bänden **lieferungsweise**, jede Lieferung von etwa 50—64 Seiten Druck, mit artistischen Beilagen: **Karten** und **Städteplänen**, **Ansichten** merkwürdiger Orte und Naturscenen 2c. 2c.

Der Preis ist 7 Sgr. Pr. Cour. oder 24 Kr. Rhein.
für die Lieferung

und es sollen jeden Monat **drei** Hefte pünktlich versendet werden.

Unentbehrlich ist dies Werk

jedem **Geschäftsmann**, **Reisenden**, **Postbeamten**, den **Policeibehörden** und **Magistraten**, den **Zeitungslesern** und überhaupt **Jedem**, der sich über die **Verhältnisse** im deutschen Vaterlande die **genauesten** und **gründlichsten Kenntnisse** verschaffen will.

☞ Wer die Güte hat, bei seinen Bekannten sich der **Subscriptionssammlung** auf dieses nützliche Werk zu unterziehen, muß von **jeder Buchhandlung** auf je sechs Exemplare ein **siebentes frei**, oder einen verhältnißmäßigen **Rabatt** am Preis erhalten.

Hildburghausen, im April 1845.

Das Bibliographische Institut.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Zwölf Radirungen

zum

Gestiefelten Kater.

Von

OTTO SPECKTER.

Mit erläuterndem Texte.

Kl. 4. Cart. 2 Thlr.

Der Beifall, der diesen Radirungen in dem bei mir erschienenen „**Märchen vom gestiefelten Kater**" (1843, Preis 3 Thlr.) zu Theil geworden ist, veranlaßt mich, den Freunden derselben eine kleine Anzahl der **ersten Abdrücke** der Platten auf chinesischem Papier in einer besondern Ausgabe zu bieten.

Leipzig, im April 1845.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der Unterzeichneten erschien soeben:

Die Philosophie des Lebens der Natur

gegenüber

den bisherigen speculativen und Natur-Philosophien.

Allen wissenschaftlich Gebildeten gewidmet

von Heinrich Vogel.

Gr. 8. Geglättetes Velinpapier. Geh. Preis 1⅓ Thlr.

Braunschweig, im April 1845.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Sanskrit-Literatur.

Prabodha Chandrodaya

Krishna Misri Comoedia.

Edidit scholiisque instruxit

Hermannus Brockhaus.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das erste Heft dieser Ausgabe, den Sanskrit-Text enthaltend (1835), kostet 1 Thlr.; für die Besitzer desselben wird das zweite Heft, das soeben neu erscheint und die Scholien enthält, für 1 Thlr. 15 Ngr. einzeln geliefert.

Durch den Herausgeber erschien bereits in meinem Verlage:

Ueber den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben. Ein Vorschlag. Gr. 8. Geh. 1841. 20 Ngr.

Kathá Sarit Ságara. Die Märchensammlung des **Sri Somadeva Bhatta** aus Kaschmir. Sanskrit und deutsch herausgegeben. Gr. 8. 1839. Geh. 8 Thlr.

Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Leipzig, im April 1845.

F. A. Brockhaus.

Insertionen

aller Art werden in nachstehende im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** für 1845 erscheinende Zeitschriften und Anzeigeblätter aufgenommen:

1) Deutsche Allgemeine Zeitung.

Von derselben erscheint täglich, mit Einschluß der Sonn- und Festtage, eine Nummer. Die **Insertionsgebühren** betragen für die dreispaltige Zeile oder deren Raum 2 Ngr. Besondere Beilagen, Anzeigen u. dgl. werden der **Deutschen Allgemeinen Zeitung** nicht beigelegt.

2) Allgemeine Presszeitung.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern. **Insertionsgebühren** werden für die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Ngr., besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

3) Literarischer Anzeiger.

Derselbe erscheint in der Regel wöchentlich einmal und wird mit den Lieferungen der **Blätter für literarische Unterhaltung** sowie auch mit den Monatsheften der **Isis** von **Oken** ausgegeben. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden an **Insertionsgebühren** 2½ Ngr. berechnet, und besondere Anzeigen gegen eine Vergütung von 3 Thlrn. den **Blättern für literarische Unterhaltung**, der **Isis** aber gegen eine Gebühr von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt oder beigeheftet.

4) Bibliographischer Anzeiger.

Wird mit dem **Leipziger Repertorium für deutsche und ausländische Literatur** von **Gersdorf** ausgegeben, und **Inserate** in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr., besondere Anzeigen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

5) Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.

Diese Zeitung erscheint wöchentlich und werden **Anzeigen** für die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 1½ Ngr., besondere Beilagen, Antikritiken u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

6) Pfennig-Magazin.

Vom **Pfennig-Magazin** erscheint wöchentlich eine Nummer von 1 Bogen. **Ankündigungen** werden gegen 5 Ngr. Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum in den Spalten des Blattes abgedruckt, besondere Anzeigen gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

7) Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Dieselbe erscheint wöchentlich einmal nebst einem damit verbundenen **Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Ankündigungen** werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, besondere Beilagen derselben gegen eine Gebühr von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

8) Deutsches Volksblatt.

Von demselben erscheint monatlich eine Nummer von 3 Bogen. **Insertionsgebühren** für den Raum einer Zeile 2½ Ngr., besondere Beilagen werden mit ¾ Thlr. für das Tausend berechnet.

9) Conversations-Lexikon. Neunte Auflage.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden **Anzeigen** u. dgl. abgedruckt, und bei einer Auflage von 30,000 Exemplaren für den Raum einer Zeile 10 Ngr. berechnet.

Von dem im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** erscheinenden

10) Echo

werden wöchentlich zwei Nummern ausgegeben. **Ankündigungen** in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. beigelegt.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1845. № IX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche

an der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen

im Sommer-Semester 1845 gehalten werden sollen.

Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Übungen des exegetischen Seminariums der alt- und neutestamentlichen Abtheilung, die kleinen Propheten, christliche Moral. — Dr. Engelhardt: Übungen aus dem Gebiete der speciellen Dogmengeschichte, Kirchengeschichte. — Dr. Höfling: Übungen des homiletischen und katechetischen Seminariums, Liturgik oder Theorie des christlichen Cultus. — Dr. Thomasius: Entwickelungsgeschichte des kirchlichen Lehrbegriffs, praktische Exegese des Neuen Testaments, Colloquium über wichtige dogmatische Fragen. — Dr. Krafft: Eschatologie, Pastoraltheologie. — Dr. von Ammon: Übungen im Pastoralinstitut, Symbolik und Polemik.

Unter der Aufsicht und Leitung des königlichen Ephorus werden die angestellten vier Repetenten wissenschaftliche Repetitorien und Conversatorien in lateinischer Sprache für die Theologie Studirenden in vier Jahrescursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Pandektenrecht, ein Conversatorium. — Dr. Schmidtlein: Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, gemeinen und bairischen Criminalproceß, Differenzen des gemeinen und bairischen Criminalprocesses. — Dr. Laspeyres: deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, einzelne auserwählte Lehren des allgemeinen preußischen Landrechts, unter Vergleichung der bairischen, badischen und östreichischen Gesetzgebung. — Dr. Schelling: Referirkunst, Rechtsphilosophie, Theorie der summarischen Processe mit Einschluß des Concursprocesses, Repetitorium über Theorie des ordentlichen Civilprocesses. — Dr. Briegleb: gemeines und bairisches Kirchenrecht der Katholiken und Protestanten, Civil-Prakticum. — Dr. von Scheurl: bairisches Staatsrecht, Institutionen und Geschichte des römischen Rechts. — Dr. Gengler: Quellengeschichte und Alterthümer des deutschen öffentlichen und Privatrechts, Auslegung der Strafgesetze in Verbindung mit Interpretation ausgewählter Artikel der Carolina, bairisches Privatrecht. — Dr. Ordolff: Erbrecht, ausgewählte Lehren des römischen Civilrechts.

Medicinische Facultät.

Dr. Fleischmann: Examinatorium über anatomische und physiologische Gegenstände, allgemeine menschliche Anatomie, allgemeine und besondere Physiologie des Menschen. — Dr. Koch: allgemeine und beschreibende Botanik, botanische Excursionen, Cultur der Obstbäume. — Dr. Leupoldt: Anthropologie, Psychologie und Hygieine, Psychiatrie. — Dr. Roßhirt: geburtshülfliche Klinik, theoretische und praktische Geburtskunde. — Dr. von Siebold: Experimental-Physiologie und Histologie, vergleichende Anatomie, Repetitorium über zoologische Gegenstände in Verbindung mit Demonstrationen in der zoologischen Sammlung am Mikroskope. — Dr. Heyfelder: Augenheilkunde, Akiurgie, chirurgische Klinik, cursus operat. chir. — Dr. Canstatt: gerichtliche Medicin, Nerven- und Hautkrankheiten, medicinische Klinik und Poliklinik. — Dr. Trott: Semiotik, Toxikologie. — Dr. Fleischmann: über die feinere Structur der Gewebe im menschlichen und thierischen Körper und über den Gebrauch des Mikroskops, mit besonderer Beziehung auf Physiologie und Pathologie, Angiologie und Neurologie, Osteologie und Syndesmologie. — Dr. Ried: Geschichte der Chirurgie, Krankheiten der Knochen, Cursus der Augenoperationen an Thieraugen, Anweisung in der Anwendung des Heine'schen Osteotoms. — Dr. Will: Anatomie und Physiologie der Pflanzen, über einzelne Gegenstände aus der allgemeinen Naturgeschichte, zootomische Übungen in Verbindung mit Vorträgen über vergleichende Histologie. — Dr. Wintrich: Physikalische Diagnostik mit Übungen an gesunden und kranken Individuen, specielle pathologische Anatomie in Verbindung mit mikroskopischen Untersuchungen, Semiotik mit Demonstrationen am Krankenbette.

Philosophische Facultät.

Dr. Köppen: Geschichte der französischen Revolution von 1789, praktische Philosophie, Geschichte der Philosophie. — Dr. Kastner: encyklopädische Übersicht der gesammten Naturwissenschaft, Meteorologie, Experimentalphysik, Kritik der neuern Chemie mit besonderer Rücksicht auf Physiologie, Theorie der Pharmacochemie, Theorie der Agriculturchemie, Elementaranalyse, Verein für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger: Statistik, allgemeine Geschichte, allgemeine Länder- und Völkerkunde. — Dr. Döderlein: Übungen des philologischen Seminars, Ajax des Sophokles, Gymnasialpädagogik. — Dr. von Raumer: Mineralogie, Pädagogik. — Dr. von Staudt: Elementarmathematik, neuere Geometrie. — Dr. Fischer: Geschichte der Philosophie mit besonderer Rücksicht auf die speculativen Systeme der neuesten Zeit, philosophische Ethik, Idee der Persönlichkeit. — Dr. Drechsler: Einleitung in die kanonischen Bücher des Alten Testaments, Jesaia, arabische und syrische Sprache, Sanskrit. — Dr. Nägelsbach: Erklärung der Leptinea des Demosthenes, griechische Stilübungen, Hom. Il. XXII—XXIV, Cic. pro Sextio. — Dr. Weinlig: Nationalökonomie, Policei, Encyklopädie der Kameralwissenschaften. — Dr. Fabri: die Lehre vom Gelde, Technologie verbunden mit Excursionen, Nationalökonomie. — Dr. Winterling: Ästhetik, Shakspeare's Hamlet, englische und italienische Sprache. — Dr. Martius: Experimentalpharmacie, Anfertigung pharmaceutischer Präparate im chemischen Laboratorium, Examinatorium über Pharmacie. — Dr. von Schaden: Ästhetik, Psychologie und Anthropologie, über die letzten Entwickelungen der Geschichte. — Dr. Heyder: Religionsphilosophie, Ethik, Entwickelung der platonischen Philosophie und ihres Verhältnisses zur neuern. — Dr. von Raumer: Nibelungen, Reineke Voß.

Die Tanzkunst lehrt Hübsch, die Fecht- und Schwimmkunst Quehl.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2 Uhr, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3 Uhr, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte der Landwirthschaft im altenburgischen Osterlande.

Nach den besten Quellen bearbeitet

von

William Löbe.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Bei Gelegenheit der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Altenburg wurde dieser Schrift von dem Preisrichter-Collegium ein Preis von 50 Dukaten zugesprochen.

Von dem Verfasser erschien bereits in demselben Verlage:

Die altenburgische Landwirthschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenzweige und der agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.

Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker. Mit 20 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1842. 2 Thlr.

In **Berlin** bei **Mittler**, in **Hanover** bei **Hahn**, in **Wien** bei **Gerold** (und in **allen Buchhandlungen**) zu haben:

(Als ein schätzbares Buch ist zu empfehlen:)

☞ (500) beste

Hausarzneimittel

gegen alle Krankheiten der Menschen.

Als Husten — Schnupfen — Kopfweh — Magenschwäche — Magensäure — Magenkrampf — Diarrhöe — Hämorhoiden — träger Stuhlgang — Gicht — Rheumatismus — Engbrüstigkeit — Schlafsucht und gegen 45 andere Krankheiten; verbunden mit:

1) **Allgemeinen Gesundheitsregeln.**
2) **Die Kunst lange zu leben** (nach Hufeland).
3) **Die Wunderkräfte des kalten Wassers.**
4) **Mittel zur Stärkung des Magens** und
5) **Hufeland's Haus- und Reise-Apotheke.**

Sechste verbesserte Auflage. Preis 15 Sgr., oder 54 Kr.

Nicht leicht möchte es ein **nützlicheres Buch** als das obige geben, welches bei allen Krankheitsvorfällen **Rath** und **Hülfe** leistet. Da, wo die kräftigste Arznei vergebens angewandt wurde, haben die hier **vorgeschriebenen Hausmittel** die Krankheit geheilt. **Tausende** von Menschen haben diesem nützlichen Buche die Wiedererlangung ihrer Gesundheit zu verdanken.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das **3te Heft** der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1845.

Inhalt dieses Heftes:

I. **Der Feldzug 1712 in Spanien und Portugal.** Zweiter Abschnitt. — II. Der Feldzug 1704 in Italien. Erster Abschnitt. — III. Scenen aus der Geschichte des k. k. Husarenregiments König von Würtemberg (vorher Blankenstein-Husaren). — IV. Berichtigung. — V. Kriegsscenen: 1) Gefecht bei Gerpinnes am 17. Mai 1792. 2) Vorpostenscharmützel bei Somain am 28. Mai 1794. 3) Angriff einer österreichischen Patrouille auf den Feind bei Chiavenna am 8. Mai 1799. 4) Gefecht bei Pontremoli am 12. Mai 1799. 5) Episode aus dem Gefechte bei Novi am 6. November 1799. — VI. Neueste Militairveränderungen. — VII. Der Feldzug des Königs Ferdinand III. von Ungarn und Böhmen 1634 in Deutschland.

Auf den **Jahrgang 1845** dieser Zeitschrift wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes **Pränumeration** mit 12 Fl. C.-M. angenommen.

Interessante Neuigkeit.

Die

Nordsee-Mittelmeerbahn

und der

Main-Werra-Elbe-Kanal

von

Adolf Schaubach.

Mit einer Eisenbahn- und Kanalkarte von Deutschland.

Preis 10 Sgr., oder 36 Kr. Rhein.

Hildburghausen, im April 1845.

Das Bibliographische Institut.

Allgemeine Preßzeitung.

Herausgegeben von Dr. A. Berger.

Sechster Jahrgang 1845. Gr. 4. 5 Thlr. 10 Ngr.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 1¼ Ngr.; Beilagen werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

März. Nr. 18—25.

Inhalt: Widerlegung der hauptsächlichsten Gründe der Vertheidiger des Nachdrucks. Von A. W. Volkmann. (Schluß des ersten Artikels und zweiter Artikel.) — Die zweite badische Kammer über den Mathy'schen Antrag auf Herstellung des freien Gebrauchs der Presse. (Fortsetzung und Schluß.) — Separatvotum des Dr. H. Laube als Mitglied des Sachverständigenvereins für literarisches Eigenthum, die Nachdrucksfrage der Gedichte von Karl Beck betreffend. — Was heißt „wider den Staat, Religion und gute Sitten schreiben"? — Erkenntniß der leipziger Kreisdirection in Folge einer Censurbeschwerde des „Herold". — Schritte in England und Preußen zur Herstellung eines internationalen Verlagsrechts. — Berichtigung. Von Adv. W. Brandt. — Bemerkungen zu den „Bedenken gegen das Gutachten des leipziger Sachverständigenvereins". Von Alb. Berger. — Eine bescheidene Vorstellung. — Beiträge zur Kenntniß der hamburger, dänischen und schleswig-holsteinischen Preßzustände. — Alphabetisches Verzeichniß der im J. 1844 in deutscher Sprache erschienenen Schriften in Preß- und Nachdrucksangelegenheiten. — Erklärung auf das Gutachten der ersten Section des Sachverständigenvereins für literarisches Eigenthum zu Leipzig. Von Karl Beck. — Proceß gegen den Verfasser, Verleger und Drucker eines Werks wegen sechsfachen Preßvergehens. — Die Rechte der Componisten in Rußland. — **Nachrichten und Notizen; Bücherverbote; Literarische Anzeigen.**

Leipzig, im April 1845.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen ist **gratis** zu beziehen unser

Bulletin de la librairie française,

von welchem die erste Nummer des Jahrgangs 1845, die in den Monaten Januar und Februar erschienenen Neuigkeiten des französischen Buchhandels umfassend, eben ausgegeben wurde.

Durch dieses Bulletin wünschen wir unsern Geschäftsfreunden, welche gewohnt oder geneigt sind, von uns ihren Bedarf französischer Bücher zu beziehen, eine Übersicht der neuesten Erscheinungen zu geben. Einige erläuternde Worte, die wir oft den Titelangaben hinzufügten, werden ihnen hoffentlich dabei nicht unwillkommen sein.

Wir empfehlen bei dieser Veranlassung unser bedeutendes Lager neuerer und älterer Werke der französischen Literatur; Bestellungen werden von uns aufs pünktlichste ausgeführt und die billigsten Bedingungen gern gewährt.

Leipzig, im April 1845.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Soeben erschien bei uns:

Das Papstthum
und
die Päpste
von
C. J. Weber.

Drei Bände. Zweite Auflage.

7 Thlr. 7½ Ngr. (7 Thlr. 6 gGr.), oder 13 Fl. 3 Kr.

Stuttgart, im April 1845.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Bei **Leopold Voss** in **Leipzig** zu haben:

Beiträge zur alten Literatur
oder

Untersuchungen über Philo, Plinius I., Ptolomäus, Dionysius, Areopagita, Hephaestio, Porphyrius, Basilius, Olympiodor und Theodorus Metochita. Nach St.-Petersburger Handschriften nebst Copien einiger unedirten griechischen Inschriften
von
Eduard von Muralt.

Gr. 8. St.-Petersburg. 1844. 16 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

ISIS. Von Oken. Jahrgang 1845.
Zweites und drittes Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Der **Isis** und den **Blättern für literarische Unterhaltung** gemeinschaftlich ist ein

Literarischer Anzeiger,

und wird darin der Raum einer gespaltenen Zeile mit 2½ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen** etc. werden der **Isis** für 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im April 1845.

F. A. Brockhaus.

In **C. Gerold's** Verlagsbuchhandlung in **Wien** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Über die
Finanzen,
den
Staatscredit, die Staatsschuld,
die
finanziellen Hülfsquellen und das Steuersystem
Östreichs;
nebst
einigen Vergleichungen zwischen diesem Lande, Preußen und Frankreich.

Von
L. v. Tegoborski,
k. russ. Geheimrath im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Verfasser des Werkes:

Ueber den öffentlichen Unterricht in Oestreich;
von einem fremden Diplomaten.

Nach dem französischen Originale
treu übersetzt von
F. L. B.;

zugleich aber mit wichtigen Berichtigungen und Zusätzen von Seiten des Verfassers bereichert.

Erster Band.

Gr. 8. Wien 1845. In Umschlag broschirt.

Erscheint in 2 Bänden. Preis für beide Bände 4 Thlr.

Die Verlagshandlung beeilt sich, das Erscheinen eines Werkes anzuzeigen, das nicht nur durch seinen hochwichtigen, bisher noch niemals so ausführlich besprochenen Gegenstand, sondern auch durch den Eifer Interesse erregen muß, mit dem bereits Stimmen aller Parteien dafür und dagegen in die Schranken traten, und das — ein gewiß seltener Fall — einen Übersetzer gefunden hat, welcher, der Äußerung seiner persönlichen Meinung sich überall entschlagend, die überaus zierliche Diction des Originals in ihrer ganzen Fülle wiederzugeben verstand, ohne dieser schweren Aufgabe auch nur die leiseste Nuance des Originals zu opfern.

KALTSCHMIDT, J. H.,

PETIT DICTIONNAIRE COMPLET français-allemand et allemand-français, composé d'après les meilleurs ouvrages etc.	Vollständiges **Taschen-Wörterbuch** der deutschen und französischen Sprache, nach den neuesten und besten Werken bearbeitet.

Zweite Auflage.

16. Geh. 24 Ngr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Trotz der vielen ähnlichen Werke hat sich Kaltschmidt's Taschen-Wörterbuch einen so raschen Eingang verschafft, daß binnen Jahresfrist die **zweite Auflage** nöthig wurde — der beste Beweis, daß seine Vorzüge: **Wortreichthum, schöne typographische Ausstattung** und ein verhältnißmäßig **sehr billiger Preis**, die verdiente Anerkennung gefunden haben.

Für Bibliotheken, Theologen u. s. w.

Durch Ankauf einer Anzahl Exemplare sind wir in Stand gesetzt zu ermäßigtem Preise abzugeben:

Sancti Patris Gregorii Theologi
vulgo Nazianzeni
Opera omnia
post operam et studium monachorum ordinis Sancti Benedicti
e congregatione Sancti Mauri
(graece et latine)
edente et accurante
A. B. Caillau.
Tomus secundus.

Ein starker Band in Imperialfolio von XXIV und 1396 S.
Herabgesetzter Preis 18 **Thlr.**

Nachdem die Benedictiner im Jahre 1788 den ersten Band des Gregor von Nazianz herausgegeben hatten, alle Materialien für den zweiten Band bereit waren, machten die Aufhebung des Ordens und die damaligen Zeitereignisse dessen Erscheinen unmöglich. Erst im Jahre 1840 konnte man wieder an die Herausgabe dieses Bandes gehen, der nun vollständig vorliegt.

Die trefflichen, von den Benedictinern veranstalteten Ausgaben der Kirchenväter finden sich in allen Bibliotheken und sind stets gesucht; der zweite Band des Gregorius Nazianzenus wird daher Allen sehr willkommen sein, welche den ersten Band besitzen.

Leipzig, 2. April 1845.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Das Pfennig-Magazin
für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Dritter Jahrgang.
1845. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 5 Ngr.; Beilagen werden mit 3/4 Thlr. für das Tausend berechnet.

März. Nr. 113—117.

Inhalt: *Karl der Große. — Die Elefanten auf Ceylon. — *Die Portlandvase. — Die ausgezeichneten Verstorbenen des Jahres 1844. — Der Meddah. — *Der Dom zu Köln. — Die Reise nach Paris mit der Messagerie. — Zur Naturgeschichte des Hundes. — Das Johanneskloster im Bezirke Musch. — *Das Schloß von Dublin. — Länder- und Völkerkunde. — Ein indisches Märchen. — Die Perücke. — Leben und Sterben. — Rettung durch Holzpantoffeln. — Joachim Nettelbeck. — Der Great Britain. — *Erlangen. — Mittheilungen aus der Capcolonie. — Der gefällige Steuerbeamte. — Die Hölle. — *Die Rossebändiger des Baron Clodt v. Jürgensburg. — Irland. — Die Schlaguhr. — Algier. — *Felix Mendelssohn-Bartholdy. — Die Prämie. — Natur und Kunst. — *Friedrich August der Gerechte. — Der Mondstrahl. — Der Winter von 1845. — *Der Libanon. — Siegfried und Starkard. — Die Rettungshütte auf dem Arlberg. — *Kulis. — Die türkischen Buchhändler. — Naturgeschichtliches. — Eine englische Gerichtsscene. — Die Feier des Johannistags in Peru. — *Anekdote. — **Miscellen.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die erste aus 10 Jahrgängen bestehende Folge des Pfennig-Magazin wurde **im Preise herabgesetzt:**
I.—X. **Band** (1833-42) zusammengenommen 10 Thlr.
I.—V. **Band** (1833-37) **zusammengenommen** 5 Thlr.
VI.—X. **Band** (1838-42) **zusammengenommen** 5 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.

Zu **herabgesetzten Preisen** sind fortwährend zu beziehen:
Pfennig-Magazin für Kinder. 5 Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.
National-Magazin. 1 Band. 29 Ngr.
Sonntags-Magazin. 3 Bände. 2 Thlr.
Die letztern beiden Werke zusammengenommen **nur 2 Thlr.**

Leipzig, im April 1845.

F. A. Brockhaus.

In **Berlin** bei **Mittler**, in **Hanover** bei **Hahn**, in **Wien** bei **Gerold** (und in **allen Buchhandlungen**) ist zu haben:

Dr. Albrecht,
Hülfsbuch für Alle, die an
Schwäche der Geschlechtstheile
leiden. — Entwickelung ihrer Ursachen, ihre Erkenntniß und sicherste, beste und leichteste Heilmethode. Dritte ganz umgearbeitete, sehr verbesserte und mit mehren, durch neue Erfahrungen bewährten Hülfsmitteln versehene Auflage. Preis 10 Sgr., oder 36 Kr. Rhein.

In meinem Verlage ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte
der
Eroberung von Mexico
mit einer einleitenden Übersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez.
Von
William H. Prescott.

Aus dem Englischen übersetzt.

Zwei Bände.
Mit zwei lithographirten Tafeln.
Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Im Jahre 1843 erschien bei mir von Prescott durch denselben Übersetzer:
Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Leipzig, im April 1845.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1845. № X.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Zeitschriften „**Blätter für literarische Unterhaltung**“ und „**Isis**“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1845
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1845:

*1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: Professor **F. Bülau.** Jahrgang 1845. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Insertionsgebühren für den Raum einer dreispaltigen Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt.

In besondern Beilagen liefert die Deutsche Allgemeine Zeitung die Uebersetzung von Eugen Sue's neuestem Roman „Der ewige Jude“ immer gleich nach dem Erscheinen des französischen Originals im „Constitutionnel“.

---

*2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Herausgeber: **H. Brockhaus.** Jahrgang 1845. Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*3. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von **Oken.** Jahrgang 1845. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den unter Nr. 2 und 3 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden $2\frac{1}{2}$ Ngr. berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden besondere Anzeigen u. dgl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

---

*4. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **William Löbe.** Mit einem Beiblatte: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Jahrgang 1845. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Ngr.

Wird wöchentlich Freitags in 1 Bogen ausgegeben.

Insertionsgebühren für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen u. dgl. werden gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

*5. **Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. **F. Hand**, und Geh. Kirchenrath Prof. Dr. **K. A. Hase**, Hof- und Justizrath Prof. Dr. **A. L. I. Michelsen**, Geh. Hofrath Prof. Dr. **Dt. G. Kieser**, Prof. Dr. **K. Snell**, als Specialredactoren. Jahrgang 1845. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

Anzeigen werden mit $1\frac{1}{2}$ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

*6. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Dritter Jahrgang. 1845. 52 Nummern. Nr. 105—156. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Der erste bis zehnte Jahrgang des Pfennig-Magazin kosten zusammengenommen statt 19 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge erster und zweiter Jahrgang (1843 und 1844) kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. **Jetzt** 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. **Jetzt** 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. **Jetzt** 20 Ngr.

☞ Letztere vier Bände zusammengenommen **nur 2 Thlr.**

In das Pfennig-Magazin werden Ankündigungen aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 5 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

*7. **Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.** Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von Hofrath und Oberbibliothekar Dr. **E. Ghf. Gersdorf.** Jahrgang 1845. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

Erscheint in wöchentlichen Heften von $2\frac{1}{2}$—3 Bogen und wird Freitags ausgegeben.

Dieser Zeitschrift ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben und Ankündigungen in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

*8. **Allgemeine Preßzeitung.** Herausgegeben von Dr. **Alb. Berger.** 1845. Wöchentlich zwei Nummern. Gr. 4. Preis 5 Thlr. 10 Ngr.

Wird Freitags ausgegeben.

Inserate in derselben werden für den Raum einer gespaltenen Zeile mit $1\frac{1}{2}$ Ngr., besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

*9. **Deutsches Volksblatt.** Eine Monatschrift für das Volk und seine Freunde. Herausgegeben von Pfarrer Dr. **Alb. Haas.** Erster Jahrgang. 1845. 12 Hefte. Gr. 8. 24 Ngr.

Monatlich erscheint ein Heft von 3 Bogen. Demselben ist ein

Intelligenzblatt,

für Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr., besondere Beilagen werden für jedes Tausend mit ¾ Thlr. berechnet.

Als selbständiges Beiblatt zum Deutschen Volksblatt erscheint:

*10. **Centralblatt**, ein Organ sämmtlicher deutscher Vereine für Volksbildung und ihrer Freunde. Herausgegeben von Pfarrer **Dr. Rh. Haas.** Erster Jahrgang. 1845. 4 Hefte. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vierteljährlich ein Heft von 4 Bogen.

II. An Fortsetzungen erscheint:

*11. **Analekten für Frauenkrankheiten**, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Fünften Bandes viertes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

Der erste bis vierte Band, jeder in 4 Heften (1837—43), kosten 10 Thlr. 20 Ngr.

*12. **Die Lustspiele des Aristophanes**, übersetzt und erläutert von **Hier. Müller.** In drei Bänden. Dritter Band. Gr. 8. Geh.

Der erste Band (1843) enthält außer einer allgemeinen Einleitung über die Entstehung, Entwickelung und Eigenthümlichkeit des griechischen Dramas die Lustspiele „Plutos", „Wolken" und „Frösche"; der zweite Band (1844) „Die Ritter", „Der Frieden", „Die Vögel", „Lysistrate". Jeder Band kostet 1 Thlr. 24 Ngr.

*13. **Arnd (E.), Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volks**, oder Darstellung der wichtigsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat. Drei Bände. Zweiter und dritter Band. Gr. 8.

Der erste Band (1844) kostet 3 Thlr. 15 Ngr.

*14. **Bericht vom Jahre 1845** an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von **K. A. Espe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Die Berichte vom Jahre 1835—44 haben gleichen Preis.

*15. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Neununddreißigster Band und folgende. Gr. 12. Geh.

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer**, Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes**, Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 10 Ngr. — IV. **Dante**, Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer**, Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer**, Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer**, Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer**, Die Familie H. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles**, Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante**, Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni**, Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer**, Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer**, Streit und Friede. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire**, Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.**, Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg (Vitalis)**, Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio**, Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante**, Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer**, Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso**, Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa.** Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. **Indische Gedichte.** In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. **Calderon**, Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr.

*16. **Systematischer Bilderatlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie ꝛc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Funfzehnte Lieferung und folgende. Jede Lieferung 6 Ngr.

Vgl. Nr. 32.

*17. **Bremer (Frederike), Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. Dreizehntes und vierzehntes Bändchen. Gr. 12. Geh.

Vgl. Nr. 43.

*18. **Dieffenbach (J. F.), Die operative Chirurgie.** Zwei Bände in 10—12 Heften. Fünftes Heft und folgende. Gr. 8. Geh. Jedes Heft 1 Thlr.

Das erste bis vierte Heft (1844) kosten 4 Thlr.

*19. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften**, methodisch bearbeitet von einem Vereine von Ärzten, redigirt von **A. Moser.** Zweite Abtheilung und folgende. Gr. 12. Geh.

Diese Encyklopädie wird aus folgenden einzelnen Abtheilungen bestehen, deren jede ein selbständiges Lehrbuch bilden wird:

Anatomie; Pathologie und Therapie; Diagnostik und Semiotik; Physiologie; Medicinische Chemie und Physik; Geschichte der Medicin; Pathologische Anatomie; Materia medica; Heilquellenlehre; Chirurgie; Akiurgie; Gynaekologie; Kinderkrankheiten; Psychiatrik.

Die erste Abtheilung:

Handbuch der topographischen Anatomie, mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie, zum Gebrauch für Ärzte und Studirende. Von L. Roehmann.

erschien 1844 und kostet 3 Thlr. — Die zweite und dritte Abtheilung unter dem Titel:

Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie. Von L. Posner. Zwei Bände.

und

Die medicinische Diagnostik und Semiotik. Von A. Moser.

sind unter der Presse. — Vgl. Nr. 61 und 64.

*20. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Einundvierzigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von And. Gll. Hoffmann. Vierundzwanzigster Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier. Zwanzigster Theil und folgende.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

*21. **Ikonographische Encyklopädie**, oder bildliche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung der Herren: Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. *v. Ammon* in Dresden; Prof. Dr. *Dieffenbach* in Berlin; Leibarzt Dr. *Grossheim* in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. *Jüngken* in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. *Kluge* in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. *Trüstedt* in Berlin besorgt und herausgegeben von Dr. *F. Jak. Behrend.* 2te Abtheilung: Beinbrüche und Verrenkungen. Grossfolio.

Die erste Abtheilung, die 1839 erschien, führt den Titel:

Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem systematischem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geheimrath Prof. Dr. *Trüstedt* besorgt und herausgegeben von Dr. *F. Jak. Behrend.* 30 Tafeln Abbildungen und 28 Bogen Text. Sechs Lieferungen. Grossfolio. 12 Thlr. — Vgl. Nr. 46.

22. **Ennemoser (Jos.), Geschichte des thierischen Magnetismus.** Zweite, ganz umgearbeitete Auflage. Zweiter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil unter dem Titel: „Geschichte der Magie", erschien 1844 und kostet 4 Thlr. 15 Ngr.

*23. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon**, oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Sechste Lieferung und folgende. Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Die erste bis fünfte Lieferung (1842—44) kosten auf Druckpapier 4 Thlr. 5 Ngr., auf Schreibpapier 6 Thlr.

Der erste bis siebente Band von Heinsius' Bücher-Lexikon kosten zusammengenommen im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch sind einzelne Bände zu verhältnißmäßig billigern Preisen zu haben. Der achte Band, herausgegeben von O. A. Schulz, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Im Verlags-Magazin in Pesth ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

L'Eco d'Italia.

Eine Sammlung italienischer und deutscher Gespräche und Redensarten, welche im gesellschaftlichen Leben vorkommen, sowie auch der gebräuchlichsten Idiotismen und Sprichwörter. Nach Roteri, Moretti, Vergani und Moraud für Deutsche bearbeitet.

8. Brosch. 15 Ngr.

Graham's Gesundheitslehre.

Ein Handbuch zur Vervollkommnung der Gesundheit und Verlängerung des Lebens durch geordnete Diät und Lebensweise für Gesunde und Kränkliche.

Nach der fünften Originalausgabe bearbeitet und vermehrt von Dr. Naubert.

8. Broschirt. 25 Ngr.

Die Wunderkraft der Wärme,

oder: Populaire Winke sich vor Erkältung, Husten, Rheumatismen und Schwindsucht zu bewahren, und sich von diesen Krankheiten auf die leichteste Weise zu befreien, von Georg Lefevre, M. D.

Nach der zweiten Ausgabe des englischen Originals übersetzt und mit Anmerkungen versehen von einem praktischen Arzte.

8. Broschirt. 1 Thlr.

Soeben sind in der **Schlesinger**'schen Buch- u. Musikhandlung in **Berlin** erschienen und durch alle solide Musikhandlungen zu haben:

Berlioz, Die moderne Instrumentation und Orchestration. — Gr. Traité d'instrumentation. Lief. III — IV. à 1 Thlr.

Alkan, L'Amitié p. Piano. 1/4 Thlr.

Anhang zu allen Clavierschulen. Leichte und fortschreitende 4händige Pianofortestücke für den Unterricht, comp. von Cramer, Czerny, Döhler, Kalkbrenner, Kullak, Liszt, Moscheles, Prudent, Rosenhain, Thalberg. Lief. I. 1/3 Thlr. Lief. II — VIII. à 1/2 Thlr.

Auswahl Nr. 58. Wingakersflicka. Schwedisches Lied der Jenny Lind. 5 Sgr.

Dussek, La chasse p. Piano. 10 Sgr.

Curschmann, Ich schnitt es gern, f. Alt od. Bariton. 7 1/2 Sgr.

Czerny, 50 Tonleiter-Uebungen f. Piano zu 4 Händen. 3 Lief. Op. 751. à 1/2 Thlr. — 25 Etudes caractéristiques p. Piano. Op. 755. 4 Livr. à 3/4 Thlr. — Le Style. 25 Etudes de Salon p. Piano. Op. 756. 4 Livr. à 1 Thlr.

David, Félic., 3 Romances et Mélodies nouv. p. Soprano ou Tenore, franz. u. deutsch. à 5 Sgr. Le jour des morts — Der Tag, f. Bass. 10 Sgr.

Döhler, Carlotta-, Maria- et Elisa-Polka p. Piano. Op. 56. 3 Livr. à 12 1/2 Sgr., f. Orchester 1 Thlr.

Eckardt, Lieder f. Sopran od. Tenor v. Frl. Tuczek gesungen. 2/3 Thlr.

Gumbert, 5 Lieder f. Sopran od. Tenor. Op. 7. 2/3 Thlr. Das bettelnde Kind. Op. 8. 1/3 Thlr. In den Augen. Weil ich nicht anders kann. Für Alt od. Bariton. à 1/4 Thlr.

Gungl, Op. 6 — 10: Vive la danse! Walzer. Heiter auch in ernster Zeit! Walzer f. Pfte à 1/3 Thlr. Proteus-Polka, Faschingsstreiche-Galopp f. Piano à 5 Sgr. Beide f. Orchester 1 1/2 Thlr. Vorwärts! Marsch f. Orchester. 25 Sgr., f. Piano 5 Sgr.

Heller, Silvana, Pastorale p. Piano. Op. 48. 1/2 Thlr.

Hünten, Fr., Cornelia-Valse p. Piano. 10 Sgr.

Kalkbrenner, Causeries p. Piano. Op. 128. 1/4 Thlr.

Kullak, Carnaval de Venise p. Piano. Op. 9. 5/6 Thlr. — Grâce et Caprice p. Piano à 4 mains. Op. 25. 17 1/2 Sgr.

Krebs, Der Stern. Op. 137. f. Sopran u. Alt. 12 1/2 Sgr. 5 Lieder f. Alt od. Bariton. Op. 135. à 10 — 12 1/2 Sgr.

Lemcke, Ständchen f. Sopran od. Tenor. Op. 24. 10 Sgr.

Löhrss, Lied: Und wüssten's die Blumen. Op. 12. 10 Sgr.

Osborne, Menuet p. Piano. Op. 46. 5 Sgr.

Panseron, 25 Exercices et 25 Vocalises pour Mezzo-Soprano av. Piano. 4 Thlr.

Prudent, Scherzo p. Piano. Op. 19. 12 1/2 Sgr.

Reissiger, Männerchorgesänge u. Quartette für frohe Liedertäfler. 2te Sammlung. Op. 176. Hft. II. 25 Sgr. — 3e Trio brillant et non difficile p. Piano, Violon et Violoncelle. Op. 181. 1 3/4 Thlr.

Rosellen, Barcarolle p. Piano. Op. 54. 5 Sgr.

Schaeffer, Das Pfäfflein. Für Bariton od. Bass. 5 Sgr.

Thalberg, Nocturne p. Piano. Op. 51 bis. 1/3 Thlr. Romanza, p. Piano. 12 1/2 Sgr.

Truhn, Op. 69 — 75: An der Donau f. Sopran od. Tenor. 17 1/2 Sgr. L'Ombra — Der Schatten f. Bass. Scheiden und Leiden f. Alt od. Bariton. à 12 1/2 Sgr. Stille Lieder von Beck f. eine Singst. 2/3 Thlr. Volkslied: Die zwei Hasen. 5 Sgr.

Wolff, Rondo-Valse du Lazzarone p. Piano. Op. 106. 17 1/2 Sgr.

Belletristische Nova für gebildete Leser.

Bei **A. Wienbrack** in Leipzig sind soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Lorenz, W., Vor 51 Jahren und heute. Roman in zwei Theilen. 8. Brosch. 2 Thlr.

St.-Nelly, Das Haus der Nichte. Novelle. Zwei Theile. 8. Brosch. 2 1/2 Thlr.

Otto, Luise, Die Freunde. Roman. Drei Theile. 8. Brosch. 3 1/3 Thlr.

Penseroso, Treue und Untreue. Novelle. Zwei Theile. 8. Brosch. 2 1/2 Thlr.

Gustav vom See, Rancé. Roman. Drei Theile. 8. Brosch. 4 Thlr.

Die Schriften dieser bekannten wie beliebten Verfasser und Verfasserinnen haben überall so erfreulichen Anklang gefunden, daß weitere Lobsprüche überflüssig sein dürften. Wer die frühern Romane obiger Belletristiker gelesen, wird nach den neuen gern verlangen und sie kennen lernen wollen; ganz besonders mögen sämmtliche dem lesenden Publicum empfohlen sein.

Bei **Leopold Voss** in **Leipzig** zu haben:

Hydrographie

des russischen Reiches

oder

geographisch-statistisch-technische Beschreibung seiner floss- und schiffbaren Flüsse und Seen, seiner Küsten, innern Meere, Hafen und Anfuhrten. Ein von der k. Akademie der Wissenschaften eines Demidow'schen Preises gewürdigtes Werk.

Von

J. Ch. Stuckenberg.

In vier Bänden. Erster und zweiter Band.

Gr. 8. St.-Petersburg 1844. 3 Thlr. 15 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1845. № XI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Essai historique sur l'origine des Hongrois, par *A. De Gérando.* Paris 1844.

Es ist in Paris eine Broschüre über die Abkunft der Ungarn erschienen, welche den Herrn A. De Gérando zum Verfasser hat, der einen vor ihm in der Literatur bekannten Namen trägt. Jetzt, wo das Studium der historischen Kritik so viel Wichtigkeit erlangt hat, entspricht der Essai einem wahren Bedürfniß. Der Autor, der Ungarn bewohnte, hat die Volkssagen und Nationalgeschichtschreiber zu Rathe gezogen, er hat den Charakter und die Gesichtsbildung der Ungarn aufgefaßt und sich befugt gefühlt, den finnischen Ursprung, den man ihnen beilegen will, zu verwerfen. Nach seiner Rückkehr in Frankreich hat er durch wissenschaftliche Beweise seine Reiseeindrücke zu unterstützen gesucht. Dank den dortigen Bibliotheken, stunden ihm die alten arabischen, byzantinischen, deutschen, italienischen und französischen Geschichtschreiber zu Gebote — alle sprachen sich über den Ursprung der Ungarn übereinstimmend aus.

Alle diese Beweise mit Ordnung und Klarheit dargestellt, lassen im Geiste des Lesers keinen Zweifel zurück, um so mehr, da Herr De Gérando zuvor die historischen und philologischen Beweise der Verfechter des finnischen Ursprungs umstößt. Der gewissenhafte und unbefangene Leser wird erkennen, daß das ungarische Volk ein orientalisches sei, welches sich den Ottomanen nähert und das, ehe es sich am Kaukasus und später in Pannonien niederließ, den asiatischen Continent im Romadenzustande durchstreifte.

Wir weisen den Leser auf das Werk des Herrn De Gérando hin, das interessanter behandelt ist, als Bücher dieser Art gewöhnlich zu sein pflegen, und machen es uns jetzt zur Aufgabe auf eine bittere Kritik zu antworten, welche in Dr. E. G. Gersdorf's „Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur" (1844) erschienen ist.

Man muß wünschen, daß nicht ungerechte Verdammung den Vorläufer eines Buches mache und das unbefangene Urtheil des Publicums besteche.

Der Recensent, Herr Gabelentz, sagt: „Der Verfasser entwickelt durch historische Gründe, daß die Ungarn aus der Gegend zwischen der Wolga, dem Jaik und dem kaspischen Meer und nicht von den Quellen der Wolga, aus Finnland oder Lappland gekommen sein können", und fährt fort: „Letzteres wird schwerlich Jemand behaupten." Der Herr Kritiker sollte wissen, daß diese Idee sich von 1793 herschreibt, wie es Herr De Gérando im Anfange seines Buchs sagt. Joseph Hager in Wien stellte sie zuerst auf und sie fand so viele Anhänger, daß 1837 die Académie des inscriptions dem Herrn Dussieur einen Preis gab, der in seinem Werke über die Invasionen der Ungarn diesen Irrthum wieder vorbrachte. Ferner müssen wir bemerken, daß den deutschen Schriftstellern zufolge, die Herr De Gérando bekämpft, der lappländische Dialekt unter allen finnischen Dialekten derjenige ist, der sich am meisten der ungarischen Sprache nähert. Der Verf. hat daher weder seine Zeit verloren, noch einen Irrthum begangen, indem er die Idee eines lappländischen Ursprungs bekämpft.

Man kann den Herrn Recensenten fragen, welchen Beweis er zu geben meint, indem er von den Tscheremissen, Permiern und Mordwinen spricht. Er scheint sagen zu wollen, daß es einerseits gewisse nordfinnische Völkerschaften gibt, mit denen es ganz ungereimt wäre eine Verwandtschaft der Ungarn vorauszusetzen zu wollen und andererseits ostfinnische Völkerschaften, mit denen es möglich wäre die Ungarn in Verbindung zu bringen. Der Recensent muß wissen, daß die finnische Race ganz ausschließlich nordisch ist, daß ihr Name von dem skandinavischen fenn (Sumpf) kommt, weil das Vaterland dieser Race, Finnland, voll Sümpfe ist. Diese Race gehört daher ursprünglich einem nordischen Vaterlande an, wie es noch heutzutage der Charakter dieser Völker beweist, und um den Ungarn einen finnischen Ursprung geben zu wollen, müßte man ihren orientalischen Charakter verleugnen. Dieses beweist der Verf. von S. 50—62, was der Recensent indeß klüglich mit Stillschweigen übergeht.

Der Kritiker spricht noch von Groß-Ungarn, Kumanien u. s. w.; er zeigt die Lage dieser Länder an; er citirt Plan Carpin, alles dieses vielleicht, um den Verf. zu belehren; zum Unglück führt Herr De Gérando alle diese Stellen selbst S. 17 an, sodaß man sich fragt, ob der Kritiker nicht vergessen hat, daß er den Autor bekämpfen will. Der Recensent wirft dem Verf. vor, Klaproth nicht erwähnt zu haben. Wäre Herrn De Gérando der Aufsatz des Herrn Gabelentz bekannt geworden, so hätte er ihm gewiß aus Dankbarkeit für die kostbaren Belehrungen über Groß-Ungarn und Kumanien den Aufschluß gegeben, daß Klaproth nicht ungarisch konnte und daher keine Autorität ist, da der Verf. erklärt hat, daß er sich nur mit denjenigen Gegnern beschäftigen wird, die mit Einsicht von der ungarischen Sprache reden können, weshalb er Gyarmathi und Sajnovics anführt. Benachrichtigen wir zugleich den Recensenten, daß Klaproth's Mangel an Gewissenhaftigkeit anerkannt ist. Er hatte z. B. die Meinung angenommen, daß die Ungarn nicht am Kaukasus verweilt hätten, und als er die in arabischer Sprache geschriebene Geschichte Derbend's anführt, läßt er absichtlich die in diesem Werke enthaltenen Beweise ihres Durchzugs durch den Kaukasus aus, weshalb sich der Verf. ohne Zweifel berechtigt glaubte, ihn zu übergehen.

Es ist eine Stelle, wo der Kritiker den Verf. auf arge Weise misverstanden hat, dort nämlich, wo er sagt, der Autor behaupte, die ungarischen Gelehrten verstünden die im 7. Jahrhundert geschriebene Biographie der heiligen Margaretha. Zur Begründung dieser Anschuldigung gebraucht der Recensent Worte, die aus dem Werke des Herrn De Gérando entlehnt zu sein scheinen, sich aber dort durchaus nicht finden. Der Verf. sagt S. 49, dieses Buch sei im 13. Jahrhundert geschrieben worden, daher man sagen kann, in der Sprache des 7. Jahrhunderts, denn S. 13 erzählt der Verf., daß im Jahr 1240 von Ungarn ausgeschickte Mönche die Sprache derjenigen Ungarn verstanden, die am Kaspischen Meere zurückgeblieben waren und sich von ihren Brüdern im 7. Jahrhundert getrennt hatten. Man wird gestehen, daß der Sinn der Worte des Autors sehr von der Auslegung des Kritikers verschieden ist. Wir wollen hoffen, daß der Kritiker mehr aus Misverstand als Böswilligkeit dem Autor diese Ungereimtheit zugeschrieben habe.

Da wir entschlossen sind zu glauben, daß der Recensent nicht aus Böswilligkeit fehlt, müssen wir voraussetzen, daß er nicht sehr gut französisch verstehe. Der Autor sagt S. 22: „Gyarmathi, dans un ouvrage qui a été cité, donne une suite de pages contenant des mots hongrois et finnois avec la traduction latine en regard. Des dictionnaires comparatifs ont été publiés. Au moment où l'on ouvre ces livres, en voyant cette file imposante de colonnes, on est sur le point

de se croire convaincu. Mais' que doit-on penser quand, en les parcourant un instant, on trouve les mots suivants comme exemples de similitude:

Finnois	*Hongrois*	
suma	homály	ténèbres.
sade	eső	pluie. "

Wie man sieht, citirt der Autor zweierlei Werke, wo finnische und ungarische Wörter vorhanden sind; erstens das Werk Gyarmathi's, zweitens die vergleichenden Wörterbücher. Wo er die aus diesen Büchern genommenen Exempel anführt (au moment où l'on ouvre ces livres) versteht sich, daß er nicht von Gyarmathi, sondern von den vergleichenden Wörterbüchern redet, erstens weil sie zuletzt angeführt sind und zweitens weil er die Mehrzahl gebraucht. Was thut der Kritiker? Er läßt mit Geschrei vernehmen, daß in Gyarmathi diese Exempel nicht enthalten sind. Durch diese Veränderung erscheint der Autor, den bis jetzt Niemand eine Unredlichkeit zur Last legen konnte, als verwegener Erfinder.

Wir wollen den Kritiker auch in Hinsicht des Widerspruchs, den er am Anfang und am Ende des Werkes zu finden meint, beruhigen. Im ersten Paragraph sagt Herr De Gérando, daß die Ungarn am Jaik und dem Kaspischen Meere gewohnt haben; im sechsten Paragraph sucht er die Gegenden, die sie bis dahin in Asien inne gehabt haben, zu bezeichnen. „Hier werden auf einmal Wolga, Jaik und Kaspisches Meer vergessen", dieses ist nicht der Fall; nachdem der Autor versucht hat den Weg in Asien anzugeben, sagt er, daß ehe die Ungarn sich in Pannonien niederließen; sie Scythien und Lebedien eingenommen hatten. Wäre der Kritiker mit diesen Namen vertraut, so wüßte er, daß sie die Ufer des Jaik bezeichnen.

Man muß dem Herrn Recensenten doch recht dankbar sein, daß er die Wissenschaft so zu befördern sucht; in seinem edlen Eifer macht er eine Entdeckung, er hat nämlich gefunden, daß die Kumanen kein Zweig der Ungarn sind, er berichtet uns, daß sie noch im vorletzten Jahrhundert türkisch redeten. Wir sind froh, aus dem Irrthum gerissen zu werden, denn bis auf diese Stunde glaubten wir, daß die Kumanen nur einen von den Ungarn verschiedenen Accent hatten, wie noch heute die Szekler. Und wir hatten die Gutmüthigkeit uns auf die Diplome der Könige im Mittelalter zu berufen, die immer sagten: Cumani nostri. Es ist wahr, daß die alten ungarischen Geschichtschreiber erzählen, daß, nachdem die Ungarn und die Kumanen sich einst vor Kiew geschlagen, sie sich, wie für einen Augenblick verirrte Brüder, wieder versöhnten und vereint nach Ungarn zogen. Alle diese Beweise und andere, die geringe Geister anführen könnten, sind nichts im Vergleich mit den Betheuerungen des Herrn Gabelentz, und in unserer Freude, so neue Dinge zu erfahren, verzeihen wir ihm, daß er sich zur schlechtesten der Kritiken verleiten ließ, nämlich, zu einer mit Bitterkeit und ohne Sachkenntniß geschriebenen Beurtheilung, in der auf vielfache und positive Beweise durch einfache und mit nichts unterstützte Betheuerungen geantwortet wird.

F. R.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1845

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. X.)

*24. **Lanz (K.), Correspondenz Kaiser Karl's V.**, aus dem königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt. Drei Bände. Zweiter und dritter Band. Gr. 8.

Der erste Band (1844) kostet 4 Thlr.

*25. **Lewald's (A.) gesammelte Schriften.** In einer Auswahl. Zwölf Bände. Dritte und vierte Lieferung oder siebenter bis zwölfter Band. Gr. 12. Geh.

Die erste und zweite Lieferung (Band 1—6) unter dem Titel: „Ein Menschenleben. Erster bis sechster Theil" (1844) kostet 6 Thlr., jede Lieferung 3 Thlr.

*26. **Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften.** Nach den Originaldrucken und aus Handschriften herausgegeben vom Prof. Dr. G. B. Mendelssohn. In sieben Bänden. Sechster und siebenter Band. Gr. 12. Geh.

Der erste bis fünfte Band (1843—44) kosten 7 Thlr. 3 Ngr.

Diese erste vollständige Ausgabe der Werke Mendelssohn's gibt außer den größern Schriften noch die einzelnen zum Theil anonym in verschiedenen Zeitschriften mitgetheilten Aufsätze, sowie mehre noch ungedruckte Manuscripte. Der erste Band enthält zugleich eine Biographie Mendelssohn's von dessen Sohne Joseph Mendelssohn und eine Einleitung in Moses Mendelssohn's philosophische Schriften vom Geh. Cabinetsrath Brandis.

27. **Most (G. F.), Denkwürdigkeiten aus der medicinischen und chirurgischen Praxis.** Zweiter Band. Gr. 8. Geh.

Der erste Band (1841) kostet 1 Thlr. 21 Ngr.

Von G. F. Most erschien früher in demselben Verlage:

Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1836—37. 10 Thlr.

——, Supplement zur ersten Auflage, enthaltend die Verbesserungen und Zusätze der zweiten Auflage. Gr. 8. 1838. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinärärzte. Zwei Bände und ein Supplementband. Gr. 8. 1838—40. 11 Thlr. 20 Ngr.

Versuch einer kritischen Bearbeitung der Geschichte des Scharlachfiebers und seiner Epidemien von den ältesten bis auf unsere Zeiten. Zwei Bände. Gr. 8. 1826. 3 Thlr.

Ueber Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetischer Hinsicht, nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ueber alte und neue medicinische Lehrsysteme im Allgemeinen und über Dr. J. L. Schönlein's neuestes natürliches System der Medicin insbesondere. Ein historisch-kritischer Versuch. Gr. 8. 1841. 1 Thlr. 25 Ngr.

Encyklopädie der gesammten Volksmedicin, oder Lexikon der vorzüglichsten und wirksamsten Haus- und Volksarzneimittel aller Länder. Nach den besten Quellen und nach dreissigjährigen, im In- und Auslande selbst gemachten zahlreichen Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Volksleben gesammelt und herausgegeben. In sieben Heften. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

28. **Noback (K.), Lehrbuch der Waarenkunde.** In zwei Bänden. Drittes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.

Das erste und zweite Heft (1842) kosten 1 Thlr.

Ueber die Fortsetzung dieses Werkes wird nächstens eine besondere Anzeige erfolgen.

***29. Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. Ed. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Siebenter Theil und folgende. Gr. 12. Geh.

Inhalt des ersten Theils (1842, 1 Thlr. 24 Ngr.): Karl Ludwig Sand. Die Ermordung des Fualdes. Das Haus der Frau Web. Die Ermordung des Pater Thomas in Damaskus. James Hind, der royalistische Straßenräuber. Die Mörder als Reisegesellschaft. Donna Maria Vicenta de Mendieta. Die Frau des Parlamentsrath Tiquet. Der falsche Martin Guerre. Die vergifteten Mohrrüben.

Inhalt des zweiten Theils (1842, 2 Thlr.): Fonk und Hamacher. Die Marquise von Brinvillier. Die Geheimräthin Ursinus. Anna Margaretha Zwanziger. Gesche Margaretha Gottfried. Der Wirthschaftsschreiber Tarnow. Die Mörderinnen einer Hexe. Die beiden Nürnbergerinnen. Die Marquise de Gange.

Inhalt des dritten Theils 1843, (2 Thlr.): Struensee. Lesurques. Der Schwarzmüller. Der Marquis von Anglade. Jacques Lebrun. Der Mord des Lord William Russell. Nickel List und seine Gesellen. Barthelemy Roberts und seine Flibustier.

Inhalt des vierten Theils (1843, 2 Thlr.): Cinqmars. Admiral Byng. Der Pfarrer Riembauer. Der Magister Tinius. Eugen Aram. Der Mädchenschlächter. Die Kindesmörderin und die Scharfrichterin. Jean Calas. Jonathan Bradford. Der Ziegelbrenner als Mörder. Der Herr von Pivardiere. Klara Wendel, oder der Schultheiß Keller'sche Mord in Luzern.

Inhalt des fünften Theils (1844, 2 Thlr.): Warren Hastings. Der Sohn der Gräfin von St.-Geran. Ludwig Christian von Olnhausen. Mary Hendron und Margaret Pendergras. Zur Geschichte der englischen Highwaymen: 1) Spiggott und Philipps. 2) Hawkins und Simpson. 3) Ralph Wilson und William Barkwith. Exner. Der Doctor Castaing.

Inhalt des sechsten Theils (1844, 2 Thlr.): Der Tod des Prinzen von Condé. Rudolf Kühnapfel. Jonathan Wild. Urban Grandier. Rosenfeld. Die beiden Christusfamilien zu Jöllenbeck. Matheo von Casale. (Mit einer lithographirten Tafel.) Burke und die Burkiten. La Roncière und Marie Morell. Maria Katharina Wächtler, geb. Wunsch.

30. Puchelt (F. A. Bj.), Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen. Zweite, ganz umgearbeitete Auflage. In drei Theilen. Dritter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil (1843) kostet 1 Thlr. 12 Ngr., der zweite Theil (1844) 2 Thlr. 15 Ngr.

31. Raumer (F. von), Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Achter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.

Der erste bis siebente Band (1832—43) kosten auf Druckpapier 20 Thlr. 12 Ngr., auf Velinpapier 40 Thlr. 25 Ngr.

Außer diesem Werke sind noch folgende größere Schriften des Verfassers ebendaselbst erschienen:

Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Zwei Theile. Mit 8 lithographirten Tafeln. Gr. 12. 1831. 4 Thlr. 15 Ngr.

Polens Untergang. Zweite Auflage. Gr. 12. 1832. 20 Ngr.

Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Gr. 8. 1832. 1 Thlr. 8 Ngr.

Beiträge zur neuern Geschichte aus dem Britischen Museum und Reichsarchive. Gr. 12. I. Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart. Mit dem Bildnisse der Maria Stuart. 1836. 2 Thlr. 15 Ngr. — II. König Friedrich II. und seine Zeit (1740—69). 1836. 2 Thlr. 15 Ngr. — III—V. Europa vom Ende des Siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges (1763—83). Drei Bände. 1839. 6 Thlr. 20 Ngr.

Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes. Zwei Theile. Gr. 12. 1840. 4 Thlr.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände (in 24 Lieferungen). Gr. 8. 1841—42. 12 Thlr.; auf feinem Maschinenvelinpapier 24 Thlr. — Die Kupfer und Karten der ersten Auflage kosten 2 Thlr.

England. Zweite, verbesserte und mit einem Bande vermehrte Auflage. Drei Bände. Gr. 12. 1842. 6 Thlr. 15 Ngr.

Der dritte Band auch einzeln unter dem Titel:

England im Jahre 1841. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr. — Vgl. Nr. 68.

***32. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. — Conversations-Lexikon.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Original-Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Neunundvierzigstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenpapier; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

☞ Frühere Auflagen des Conv.-Lex. werden nur einige Zeit noch gegen diese neunte Auflage unter vortheilhaften Bedingungen umgetauscht, worüber eine ausführliche Anzeige in allen Buchhandlungen zu erhalten ist.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.

Wegen eines zu diesem Werke erscheinenden Bilder-Atlasses vgl. Nr. 16.

***33. Ross (L.), Inscriptiones graecae ineditae.** Fasc. III, insunt lapides insularum Meli, Therae, Casi, Carpathi, Rhodi, Symes, Chalces, Calymnae, Coi, Astypalaeae, Amorgi, Ji. Gr. in-4. Geh. 2 Thlr.

Fasc. I, insunt inscriptiones Arcadicae, Laconicae, Argivae, Corinthiae, Megaricae, Phocicae (1834), kostet 1 Thlr. 10 Ngr.

Fasc. II, insunt lapides insularum Andri, Ji, Teni, Syri, Amorgi, Myconi, Pari, Astypalaeae, Nisyri, Teli, Coi, Calymnae, Leri, Patmi, Sami, Lesbi, Therae, Anaphae et Peparethi (1842), kostet 2 Thlr.

34. Ruth (E.), Geschichte der italienischen Poesie. Zweiter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil (1844) kostet 2 Thlr. 24 Ngr.

***35. Sue (Eugen), Der ewige Jude.** Aus dem Französischen übersetzt. Siebenter Theil und folgende. 8. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

***36. Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Neue Folge. Siebenter Jahrgang. Gr. 12. Cart.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), und kostet im herabgesetzten Preise zusammengenommen 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrg. 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrg. 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der erste, dritte und vierte Jahrgang der Neuen Folge (1840, 1842, 1843) kosten jeder 2 Thlr., der zweite, fünfte und sechste Jahrgang (1841, 1844 und 1845) jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

***37. Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse**, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **Ch. Noback** und **F. Noback.** Siebentes Heft und folgende. Gr. 12. Preis eines Heftes 15 Ngr.

Das erste bis sechste Heft (1841—44) kosten 3 Thlr.

***38. Ulfilas.** Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt **H. C. de Gabelentz** et **J. Loebe.** Zweiten Bandes zweite Abtheilung, eine Grammatik der gothischen Sprache enthaltend. Gr. 4. Geh. Auf Druck- und Velinpapier.

Der erste Band (1836) kostet auf Druckpapier 5 Thlr. 15 Ngr., auf Velinpapier 6 Thlr. 22 Ngr.; die erste Abtheilung des zweiten Bandes, den Schluß des Textes und das Glossar enthaltend (1843), auf Druckpapier 4 Thlr. 15 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr. 8 Ngr.

***39. Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1846. Neue Folge. Achter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. 8. Cart.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831, 1834—38 vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Der erste und zweite Jahrgang der Neuen Folge (1839 und 1840) kosten jeder 1 Thlr. 15 Ngr., der dritte bis sechste Jahrgang (1841—44) jeder 1 Thlr. 20 Ngr., der siebente Jahrgang (1844) 2 Thlr.

***40. Waagen (Gst. F.), Kunstwerke und Künstler in Deutschland.** Zweiter Theil und folgende. Gr. 12. Geh.

Der erste Theil, auch unter dem besondern Titel: „Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken", erschien 1843 und kostet 1 Thlr. 15 Ngr.

Von dem Verfasser erschien auch daselbst:

Über die Stellung, welche der Baukunst, der Bildhauerei und Malerei unter den Mitteln menschlicher Bildung zukommt. Vortrag, gehalten am 18. März 1843 im Wissenschaftlichen Vereine zu Berlin. Gr. 12. 1843. 6 Ngr.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

***41. Bibliographisches Handbuch der philologischen Literatur der Deutschen** seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach **J. S. Ersch** in systematischer Ordnung bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von Dr. **Ch. Ant. Geissler.** Dritte Auflage. Gr. 8.

In ähnlicher Weise wie die Literatur der Philologie werden auch die andern Abtheilungen der Literatur nach Ersch's Handbuch neu bearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt erscheinen. Das Ganze wird nach dem neuen Plane in folgende 18 Abtheilungen zerfallen:

1. Philologie; 2. Philosophie; 3. Pädagogik; 4. Katholische Theologie, mit Einschluß der griechischen als Anhang; 5. Protestantische Theologie, mit Einschluß der jüdischen als Anhang; 6. Jurisprudenz; 7. Politik und Kameralwissenschaften; 8. Plastische Künste; 9. Aesthetik und schöne Redekünste; 10. Musik mit Einschluß der Tanz- und Schauspielkunst; 11. Medicin; 12. Mathematik; 13. Naturkunde; 14. Gewerbskunde, mit Einschluß der zeitvertreibenden Künste; 15. Kriegskunst und Gymnastik; 16. Historische Hülfswissenschaften; 17. Geschichte; 18. Vermischte Schriften.

Die zweite Ausgabe von Ersch's Handbuch (4 Bände in 8 Abtheilungen, 1822—40) kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier 6 Thlr., auf Schreibpapier 8 Thlr., auf Schreibpapier in 4. 12 Thlr. Die

einzelnen Abtheilungen werden zu nachstehenden ebenfalls ermäßigten Preisen erlassen:

Philologie, Philosophie und Pädagogik. 1822. 20 Ngr. — Theologie. 1822. 20 Ngr. — Jurisprudenz und Politik. 1823. 20 Ngr. — Medicin. 1822. 25 Ngr. — Mathematik, Natur- und Gewerbskunde. 1828. 1 Thlr. 20 Ngr. — Geschichte und deren Hülfswissenschaften. 1827. 1 Thlr. 10 Ngr. — Vermischte Schriften. 1837. 12 Ngr. — Schöne Künste. 1840. 1 Thlr. 10 Ngr.

*42. **Brandt (A. G. J. von), Die Offenbarung Johannes des Sehers erklärt.** Gr. 8.

*43. **Bremer (Frederike), Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Aus dem Schwedischen. Vierte verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

Die vollständige Ausgabe der Schriften von Frederike Bremer besteht aus 12 Theilen und kostet 4 Thlr., jeder Theil 10 Ngr.

Einzeln sind zu erhalten:

I. II. Die Nachbarn. III. Die Töchter des Präsidenten. IV. V. Nina. VI. VII. Das Haus. VIII. Die Familie H. IX. Kleinere Erzählungen. X. Streit und Friede. XI. XII. Ein Tagebuch.

Alle künftig erscheinenden Schriften der beliebten Verfasserin werden in dieser billigen Ausgabe geliefert.

*44. **Dante Alighieri's prosaische Schriften,** mit Ausnahme der Vita nuova. Aus dem Italienischen übersetzt von **K. L. Kannegießer.** Gr. 12. Geh.

Dante's Schriften sind jetzt vollständig in demselben Verlage erschienen, und einzeln zu erhalten:

Die göttliche Komödie. Uebersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer. Vierte, sehr veränderte Auflage. Mit Dante's Bildniß, geometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr. — Die hierzu gehörigen Kupferbeilagen kosten einzeln 16 Ngr.

Lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer und K. Witte. Zweite, vermehrte u. verbesserte Aufl. Zwei Theile. Gr. 12. 1842. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das neue Leben. Uebersetzt und erläutert von K. Förster. Gr. 12. 1841. Geh. 20 Ngr.

*45. **Deinhardstein (J. L. F.), Künstler-Dramen.** Zwei Bändchen. Gr. 12. Geh.

Inhalt: Pigault Lebrun. — Boccaccio. Zweite Auflage. — Salvator Rosa. Zweite Auflage. — Hans Sachs. Dritte Auflage. — Garrick in Bristol. Zweite Auflage.

*46. **Ikonographische Darstellung der Beinbrüche und Verrenkungen** in ihrem anatomisch-pathologischen und therapeutischen Verhältnisse, unter Mitwirkung des Geh. Med.-Rath Prof. Dr. **Kluge** bearbeitet und herausgegeben von Dr. **F. Jak. Behrend.** Enthaltend 40 Tafeln mit 34 Bogen Text. In Lieferungen. Gross-Folio.

Vergl. Nr. 21.

*47. **Denkmäler der Kunst des Mittelalters im südlichen Italien.** Gezeichnet von Anton Hallmann, Saverio Cavallari u. A. Herausgegeben und erklärt von **H. W. Schulz.** 150—160 Tafeln in Folio, mit dem erläuternden Text in Quart.

Die Verlagshandlung hofft von dem Herrn Herausgeber in den Stand gesetzt zu werden, die ersten Hefte dieses für die Kunstgeschichte des Mittelalters höchst wichtigen Werks im Laufe dieses Jahres ausgeben zu können.

*48. **Gedichte eines Österreichers.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

*49. **Gräfe (H.), Allgemeine Pädagogik in drei Büchern.** Gr. 8. Geh.

Erstes Buch: Der Mensch, seine Entwickelung und Bildung; zweites Buch: Erziehung; drittes Buch: Pädagogik.

50. **Grässe (J. G. Thdr.), Wörterbuch der gesammten Mythologie aller bekannten Völker der Erde,** nach den Originalquellen bearbeitet, mit den wichtigsten Beweisstellen und mit Uebersichten der wichtigsten Religionssysteme versehen. In Heften. Gr. 8.

*51. **Günsburg (F.), Studien zur pathologischen Gewebelehre.** Erster Band. — Auch unter dem Titel: **Die Krankheitsproducte nach ihrer Entwickelung, Zusammensetzung und Lagerung in den Geweben des menschlichen Körpers.** Mit drei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh.

*52. **Hahn-Hahn (Ida, Gräfin), Jenseits der Berge.** Zweite vermehrte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Von der Verfasserin ist in demselben Verlage erschienen:

Gedichte. 8. 1835. 1 Thlr. 15 Ngr.
Neue Gedichte. 8. 1836. 1 Thlr. 5 Ngr.
Venezianische Nächte. 8. 1836. 1 Thlr.

*53. **Lenz (C. G. H.), Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.** Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes. Zwei Bände in 6—8 Heften. Gr. 8.

(Der Beschluß folgt.)

In **Karl Gerold's** Verlagsbuchhandlung in **Wien** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Irrenheil- und Pflegeanstalten

Deutschlands, Frankreichs,

sammt der

Cretinen-Anstalt

auf dem

Abendberge in der Schweiz,

mit

eigenen Bemerkungen

herausgegeben von

Dr. Michael Viszánik,

Primararzt der k. k. Irrenheilanstalt zu Wien.

Mit einer lithographirten Tafel.

Gr. 8. Wien 1845. In Umschlag brosch. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der Herr Verfasser machte im verflossenen Jahre eigens eine Reise zu dem Zwecke, die auf dem Titel genannten Anstalten kennen zu lernen. Die Resultate dieser wissenschaftlichen Reise legt er in diesem Werke dem Publicum vor und verdient sich auf solche Weise in vollem Maasse den grössten Dank nicht nur der leidenden Menschheit, sondern insbesondere der Fachgenossen und der gebildeten Welt überhaupt. Als Primararzt einer der umfassendsten und vorzüglichsten Anstalten dieser Art, mit den gründlichsten und den reichsten Erfahrungen ausgestattet, zeigte sich der Herr Verfasser als ganz vorzüglich befähigt zu einer solchen Arbeit, wesshalb wir unbedenklich sein Werk nicht nur den Irrenärzten, sondern bei den Anfoderungen der Gegenwart allen Ärzten als unentbehrlich, den Staatsbeamten als höchst nützlich und dem gebildeten Publicum überhaupt als sehr lehrreich und interessant empfehlen zu dürfen glauben.

Zu haben bei **Leopold Voss** in **Leipzig:**

Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens.

Auf Kosten der k. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von

K. F. v. Baer* u. *Gr. v. Helmersen.

Zehntes Bändchen. Enthält: Nestor, eine historisch-kritische Untersuchung über den Anfang der russichen Chroniken von **M. Pogodin,** übersetzt unter Revision und Erweiterung des Verfassers von **F. Löwe.** Angehängt ist: Danilowitsch, über die lithauischen Chroniken, übersetzt von **F. Löwe.** Gr. 8. St.-Petersburg 1844. 1 Thlr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1845. № XII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Beleuchtung einer Beurtheilung in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft.

Wenn sich Unterzeichnete genöthigt sahen, in dem dritten Hefte ihres: „Repertorium der classischen Philologie und der auf sie sich beziehenden pädagogischen Schriften“, S. VI—IX, gegen eine Relation über das erste Heft desselben sich aufzulehnen, welche in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, 42. Bd., 3. Heft, erschienen war, so hatten sie es damals mit einem Referenten zu thun, der in Bezug auf unsere Zeitschrift so manche Irrthümer verbreitet, im Übrigen aber nicht die mindeste Absicht hatte, uns irgendwie Eintrag zu thun. Seit dieser Zeit sind drei andere Beurtheilungen über dieses Heft erschienen, von denen zwei in der „Pädagogischen Revue“ in sehr ruhigem und leidenschaftslosem Tone, eine dritte aber in der „Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft. Herausgegeben von Dr. Theodor Bergk und Dr. Julius Cäsar, Professoren zu Marburg“, 1845, Nr. 34, unterschrieben: „Im August 1844. Philalethes.“ in so leidenschaftlichem und von Parteisucht (Brotneid) durchdrungenem Tone geschrieben ist, daß wir nicht umhin können, sie einer kurzen Beleuchtung zu würdigen.

Der Begriff eines Repertoriums der classischen Philologie ist doch kein anderer, als der, daß es eine Schrift sei, in welcher der Philolog, mag er sich einem specielleren oder einem allgemeineren philologischen Studium ergeben haben, Hindeutungen auf die sämmtlichen Erscheinungen in diesem Gebiete vorfindet, damit ihm auf demselben nichts entgehe, was seinem Streben förderlich sein könnte. Daß dieser Begriff in Bezug auf seinen Umfang relativ sei, leuchtet von selbst ein, da es wol immer nur ein frommer Wunsch bleiben wird, die Ausführung dieses Begriffes in seiner Gesammtheit realisirt zu sehen. Auf einen besseren und leichteren Standpunct sind wir aber verwiesen, wenn wir von der Quantität absehen und fragen, wie ein derartiges Repertorium auszuführen sei, wenn jene Hindeutungen auf die philologischen Erscheinungen ihren Zweck erreichen sollen. Nothwendig wird uns Jeder, der unsere Bestrebungen in dieser Beziehung wohlwollend anerkennen will, beistimmen, daß jene Hindeutungen in einer übersichtlichen und wissenschaftlich geordneten Darstellung darzubieten seien. Davon scheint Hr. Philalethes keinen Begriff zu haben, wenn er im Eingang seiner Anzeige sagt: „Es ist gewiß das Bedürfniß schon längst empfunden worden, eine gedrängte Übersicht des in der Philologie und verwandten Disciplinen Geleisteten zu besitzen, und gerade die Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft hat sich dadurch, daß sie dies Bedürfniß in immer weiterer Ausdehnung zu befriedigen bemüht ist, ein wesentliches Verdienst erworben. Es könnte daher das schon vor längerer Zeit angekündigte und soeben erschienene Repertorium für überflüssig erachtet werden; dieser Ansicht sind jedoch offenbar die Herausgeber des Repertoriums nicht u. s. w.“ Welcher Schluß schon aus diesen Worten des Hrn. Philalethes in Bezug auf seine Ansicht von einem Repertorium der classischen Philologie und in Bezug auf seine Stellung zur geehrten Redaction der Z. f. d. A. zu ziehen sei, überlassen wir allen Denen, die von seiner Anzeige Notiz nehmen werden. Nur so viel sei uns erlaubt zu bemerken, daß Hr. Philalethes gleich von vorn herein den Beweis liefert, daß er befangen von Vorurtheilen und Rücksichten nicht als Philalethes sich zeigt, indem er unsern Leistungen, so gering sie auch sein mögen, nicht Das zuerkennt, was er ihnen zuerkennen mußte, nämlich die wissenschaftliche Übersicht, sondern, wie es scheint, als ein Mann, der absichtlich seinen Lesern das Wahre und Gute vorenthält, wodurch sich unser Repertorium vor andern ähnlichen Erscheinungen unterscheidet. Stellte sich diese Sympathie für die geehrte Redaction der Z. f. d. A. als bloße Parteisucht heraus, so wäre dies eine gewöhnliche Erscheinung, da sich aber in der ganzen Haltung, welche Hr. Philalethes zeigt, sichtbar Brotneid herausstellt, so bleibt diese Erscheinung ein psychologisches Problem; denn wer möchte wol gern daraus einen Schluß ziehen, der auf die geehrte Redaction d. Z. f. d. A. ein höchst betrübendes Licht werfen würde?

Der Stoff nun, der uns zur Herausgabe unseres Repertoriums dargeboten war, ließ sich füglich in drei Gattungen abtheilen, in neu erschienene Bücher, in Gelegenheitsschriften (Programme), in Zeitschriften. Die erste Gattung referiren wir nach Titel, Umfang, Preis und fügen dann eine Übersicht des bearbeiteten Materials hinzu, sowie wir auch den Zweck angeben, den die verehrten Herren Verfasser dieser Erscheinungen bei Bearbeitung derselben haben. Da unsere Zeitschrift ein Repertorium ist, so springt es in die Augen, daß wir über diese Grenze nicht hinausgehen können und daß wir uns nur erlauben dürfen, auf Gegenstände, welche man nach dem Titel eines Buches nicht in ihm erwartet oder welche gelegentlich berührt werden, gehörigen Ortes hinzudeuten. Hr. Philalethes nun, dem es überhaupt nicht um eine ernste Besprechung, sondern um einen leidenschaftlichen Erguß seines Herzens über das nun einmal erschienene und wo möglich mit einem Schlag wieder zu vernichtende ärgerliche Repertorium zu thun ist, läßt sich über diese Bücheranzeigen also aus: „Die Herausg. haben ferner auch die neuerschienenen Bücher in ihren Plan aufgenommen, begnügen sich aber damit, die Vorreden zu excerpiren, was sie füglich den Buchhändlerannoncen und den oberflächlichen Recensenten überlassen konnten.“ Wäre es Sache des Hrn. Philalethes gewesen, mit Ruhe und Besonnenheit dieses erste Heft unserer Zeitschrift anzusehen und abzuwarten, ob die Fortsetzung derselben ihn zu einer ruhigeren Betrachtung stimmen könne, — doch das konnte und wollte er nicht in dem edlen Gefühle, über einen noch nicht ganz versammelten und geordneten Feind zu triumphiren, — so würde er diesen Gegenstand, der den Haupttheil der Schrift bildet, nicht fast am Ende seiner Anzeige so recht eigentlich obiter angebracht, sondern ihn gleich Anfangs besprochen, und angedeutet haben, was in dieser Beziehung von uns zu erwarten gewesen, oder hauptsächlich in der Folge zu erwarten sei. Indeß kann man von einem Manne, dessen Augen von Parteisucht und Brotneid getrübt sind, nicht erwarten, daß er uns nützlich und förderlich sein könne und wolle. Ferner wäre es ihm bei einiger Gemüthsruhe wahrscheinlich gelungen, zwischen der Zweckangabe des Verfassers einer Schrift und einer Buchhändlerannonce, und zwischen Dem, der ein Buch zur Anzeige bringt, und Dem, der es recensirt, einen Unterschied zu machen. Hr. Philalethes sieht in seiner Leidenschaft nicht, welche Beleidigung er gegen jeden Verfasser irgend eines Buches ausspricht.

Die zweite Gattung von Erscheinungen betrifft die Gelegenheitsschriften (Programme). Auch über diese referiren wir in obiger Weise, fügen aber deshalb, weil sie weniger zugänglich sind, die Resultate bei und haben im dritten Hefte des Repertoriums an die Herren Philologen und Schulmänner auf

Anrathen des Hrn. Gymnasiall. Dr. Theiß die ergebenste Bitte gerichtet, kurz und bündig gehaltene Urtheile mit Namensunterschrift uns zuzusenden. Hr. Philalethes schließt in dieser Beziehung an den obigen Satz Folgendes an: „Dagegen sind die Programme gänzlich übergangen, aus dem Grunde, weil die Herausg. bei der in Dresden erscheinenden uns noch unbekannten «Programmenrevue, eine Zeitschrift für Schule und Wissenschaft» den philologischen Theil der Relation übernommen hätten; gerade hier hätte das Repertorium etwas leisten und bieten sollen, da auch die Z. f. d. A. in dieser Beziehung noch viel zu wünschen übrig läßt, was wir hiermit offen aussprechen und uns die geehrte Redaction nicht übel nehmen wird." Hier zeigt sich die Wahrheitsliebe des Hrn. Philalethes in ihrer höchsten Potenz. Wollte er eine wahrhafte und gerechte Relation über unser Repertorium machen, so mußte er doch die Vorrede, welche den Plan des Ganzen darlegt, gelesen haben, und da hätte er gefunden, daß wir Programme nicht ausschließen, daß wir um gütige Übersendung derselben bitten und andeuten, daß wir die bereits übersandten Programme erst dem zweiten Hefte einverleiben würden. Allein die Leidenschaft des Hrn. Philalethes erfinnt sich auch noch einen Grund, aus dem wir die Programme gänzlich übergangen hätten. Indem wir dieses causale Verhältniß dem Hrn. Philalethes selbst überlassen, berichtigen wir nur noch seine wieder aus Verblendung hervorgehende Meinung, als hätten wir den philologischen Theil der Relation in der eben erschienenen Programmen-Revue übernommen. Wir berichteten nämlich in der Vorrede zum ersten Hefte, S. IV, daß wir uns bei der Programmen-Revue betheiligt hätten. Hr. Philalethes würde sich nach diesem Specimen einer Relation vortrefflich zur Bearbeitung eines philologischen Repertoriums qualificiren und möchte daraus ersehen, mit welchem Sinne man eines Theils an eine solche Arbeit gehen müsse und welchen Ton man andern Theils bei Beurtheilung einer solchen Schrift anstimmen müsse.

Wir gehen nun auf die dritte Gattung philologischer Erscheinungen über, auf die Zeitschriften. Diese bieten theils selbstständige Abhandlungen, theils Recensionen, theils Anzeigen dar. Auf die Abhandlungen haben wir bisher blos deshalb nur durch Angabe des Themas hingedeutet, weil es uns nur darauf anzukommen schien, daß Der, welcher sich dafür interessirt, weiß, ob und wo dieses oder jenes Thema behandelt ist, da man sich trotz der Angabe des Umrisses und des Resultates einer Abhandlung des Studiums derselben nicht überheben kann und darf. Hr. Philalethes nun, der sich darüber so ausspricht: „Zuvörderst muß Ref. es als völlig verfehlt bezeichnen, daß die Herausgeber des Rep. von Aufsätzen zwar den Titel, aber nicht den Inhalt mittheilen, und doch ist es gerade hier wichtig, das wesentliche Resultat der Untersuchungen kurz angegeben zu finden;" hätte hierbei zugleich einen praktischen Blick auf unsere Arbeit werfen können, wenn er mit Ruhe und Wohlwollen an sie herangegangen wäre. Offenbar reizt oft die bloße Angabe des Themas vielmehr zum Studium einer solchen Abhandlung, als die Angabe des Resultats, woraus hervorgeht, daß wir hiermit den Zweck verbanden, jede Zeitschrift in ihrem Rechte zu lassen und zu deren fernerem Bestehen nach Kräften beizutragen. Hätte Hr. Philalethes diese unsere wohlwollende Absicht, die wir freilich noch nicht ausgesprochen haben, erkannt und erkennen wollen, so hätte seine Leidenschaft nicht die Waffe gegen sich selbst ergreifen lassen. Sollte nun die durch die fatale Existenz des Repertoriums gereizte Galle des Hrn. Philalethes in ihren natürlichen Zustand zurückgekehrt sein, so mögen ihm diese Bemerkungen als Anhaltepunct zu ferneren nützlichen Betrachtungen gegeben sein.

Hr. Philalethes fährt nun unmittelbar nach dem oben abgebrochenen Satze also fort: „Ref. hält dies für ungleich wichtiger, als eine genauere Relation über Recensionen, da es in den breiten Bettelsuppen, die unsere kritischen Blätter noch immer auftischen, oft sehr schwer hält, etwas Kernhaftes zu entdecken. Was nun aber die Auszüge aus Recensionen betrifft, so wäre es in der That besser gewesen, die Herausg. hätten sich meist mit einer ganz kurzen Relation begnügt, denn was für ein Gewinn entsteht daraus, wenn diese Herren aus einer Anzeige in der Berliner Literarischen, die hoffentlich bald eines seligen Todes versterben wird, aus dem Leipziger Repertorium, aus Heinrich Brockhaus' literarischen Unterhaltungen oder Hrn. Hofrath Bähr's Heidelberger Jahrbüchern ein meist-wörtliches Urtheil **in extenso** mittheilen, dessen man füglich entrathen kann; hier war, wenn überhaupt dergleichen Anzeigen berührt werden sollten, die Charakteristik mit zwei Worten abzuthun, und doch sind gerade hier die Herausg. am ausführlichsten." Diese Worte führen uns auf Besprechung der Recensionen. Sie bieten theils selbständige Ansichten, theils bloße Urtheile mit Belegen über eine vorhandene Erscheinung dar. Ist das Erstere der Fall, so deuten wir sie am gehörigen Orte an, findet das Letztere Statt, so heben wir Lob oder Tadel wo möglich mit den eigenen Worten des Verfassers hervor. Vergleichen wir nun unsere Ansicht mit der des Hrn. Philalethes, so scheint es uns zuvörderst, als wenn er nicht auf eigenen Füßen stehe, sondern, wie in seiner ganzen Anzeige, lediglich nur von der Z. f. d. A. abhänge, ja sich so mit ihr verschmolzen habe, als wenn er der Redacteur derselben sei und nun **pro ara et focis** kämpfe. Wir geben ihm noch einmal die Worte zu bedenken, welche er aus der Vorrede des ersten Heftes unseres Repertoriums referirt, ob es in dieser Beziehung mit einer kurzen Relation abgethan sei, ob die Kürze nicht oft Ungenauigkeit erzeuge und, fügen wir jetzt hinzu, ob sich diese leichte Manier über eine Recension zu referiren mit dem Rechte, was das recensirte Buch an den Referenten hat, vereinigen lasse. Doch so weit gehen die Gedanken des Hrn. Philalethes nicht, möchte er durch diese bloße Andeutung seinen Gedankenkreis zu erweitern suchen. Aber Hr. Philalethes geht noch weiter und zeigt deutlich genug, wie wenig er über den Plan eines philologischen Repertoriums nachgedacht habe. Er will, daß wir die Zeitschriften nach Auswahl benutzen sollen, schreibt uns auch diejenigen vor, die wir hätten übergehen sollen, bedenkt aber nicht, daß wir uns ganz parteilos verhalten müssen, da uns doch blos die Pflicht obliegt, alle Erscheinungen in der philologischen Literatur als etwas historisch Gegebenes zu betrachten und dieselben übersichtlich zu vertheilen, was wir auch dadurch beweisen, daß wir aus der Z. f. d. A. Alles referiren. Uns thut es nur hierbei leid, daß das fatale Repertorium die Veranlassung gegeben hat, daß sich Hr. Philalethes auch über andere Zeitschriften expectorirt, hätte er doch lieber gleich gerade heraus gestanden, daß es ihm lieber wäre, wenn außer der „Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft. Herausgegeben von u. s. w." gar keine Zeitschrift mehr existirte, welche die Interessen des Alterthums vertritt. Vielleicht sind wir der Geburt dieses großartigen Gedankens zu Hülfe gekommen. Leider gibt sich Hr. Philalethes in dem obigen Raisonnement nur zu sehr den Schein, als wenn er im Dienste der Z. f. d. A. stehe, was uns um so unangenehmer ist, je weniger wir Grund zu haben glauben, dieser verehrten Redaction ein Princip unterzulegen, nach dem sie durch gelegentliches Streben nach Unterdrückung einer ihr in einigen Beziehungen ähnlichen Erscheinung die Anzahl ihrer Anhänger zu verstärken suchte. Sind wir auch sehr entfernt, diesem nur zu nahe liegenden Gedanken in uns Raum zu geben, so sind wir doch zu redlich, als daß wir nicht offen gestehen sollten, daß die Aufnahme dieser Anzeige uns gegen die geehrte Redaction der Z. f. d. A. im hohen Grade mistrauisch gemacht habe und sind überzeugt, daß so mancher ruhige und parteilose Philolog im Stillen dieses unser Urtheil unterschreibt. Es erschien diese Anzeige anonym, mit dem Namen: „**Philalethes**", sodann ist sie unterschrieben: „**Im August 1844.**" Wollen wir uns auch aller Conjecturen in Bezug auf die mit dem Schein der Wahrheitsliebe sich brüstende Person, mit der wir es zu thun haben, enthalten, so müssen wir ihr doch wegen ihrer Zeitangabe mindestens den Vorwurf der Unbilligkeit machen. Im August 1844 soll diese Anzeige geschrieben sein, im März 1845 wird sie erst mitgetheilt. Während dieser Zeit war das zweite und dritte Heft unseres Repertoriums erschienen. Da diese Anzeige bis dahin noch nicht abgedruckt war, war es da nicht Pflicht des Hrn. Philalethes, zuzusehen, ob auch diese Hefte

so ausgefallen seien, wie nach seiner Meinung das erste ist? Nach dem Sinne, den wir für Billigkeit und Gerechtigkeit haben, mußte er seine Arbeit noch einmal überlegen und sie mit den folgenden Heften vergleichen, wenn es ihm anders darum zu thun war, ein Philalethes zu sein, oder er mußte diesen Titel nicht misbrauchen. Wer kann sich des Gedankens wehren, daß er seine Unbilligkeit fühlte und daß es ihm leid zu thun schien, daß er nicht auch wenigstens über das zweite Heft ein solches Urtheil fällen konnte? Oder kam Hr. Philalethes nicht auf diesen Gedanken, so war es, dünkt uns, Pflicht der geehrten Redaction der Z. f. d. A. ihn im Interesse ihrer Zeitschrift und der Wissenschaft zu bedeuten, welchen Standpunkt dieselbe unter den philologischen Zeitschriften einnehmen solle. Es wäre uns hier ein großes Feld von Consequenzen eröffnet, wir enthalten uns aber derselben aus Schonung für die eben genannte Redaction.

Gehen wir nun zu den einzelnen Ausstellungen über, welche Hr. Philalethes gemacht hat, so erlauben wir uns zunächst folgenden Satz aus der Vorrede zum ersten Hefte hierher zu setzen: „Wenn wir in diesem ersten Hefte das Princip in Betreff der Beurtheilungen vielleicht noch nicht consequent genug durchgeführt haben, so werden wir durch das zweite Heft darthun, daß wir uns nun desto größere Strenge und Gewissenhaftigkeit auferlegt haben, und werden fortfahren, diese Eigenschaften unserer Arbeit zu verleihen." Hätte Hr. Philalethes Sinn für Humanität und einen Begriff davon, wie schwierig die Zusammenstellung einer solchen Arbeit sei und wie leicht man unbewußt in Irrthümer verfallen könne, so würde er nicht blos die oben besprochenen Sätze mit mehr Besonnenheit niedergeschrieben, sondern auch bei Beurtheilung einzelner Fälle die Nachsicht, um die wir gebeten hatten, berücksichtigt und sein Urtheil entweder so vorsichtig geschrieben haben, wie es anderwärts geschehen ist, oder so lange geschwiegen haben, bis er die folgenden Hefte gesehen hatte. Doch wie kann man dies von einem Manne erwarten, der obige Eigenschaften beurkundet? Hr. Philalethes bemerkt zuvörderst, daß wir nicht selten uns damit begnügten, bei Recensionen ganz einfach den Namen des Rec. zu nennen, ohne auch nur ein Wort über die Art und Weise hinzuzusetzen. So viel wir wissen, ist das nur einmal in dem Falle, den er selbst aufführt, geschehen, während dies nur bei Anzeigen vorkommen kann, auf die eben nur zu verweisen ist, wenn sie kein Votum über die Qualität eines Buches abgeben. Nach dieser Ausstellung fährt Hr. Philalethes also fort: „Wie sich die Excerpte zu denen, welche die Z. f. d. A. enthält, verhalten, das wollen wir der Vergleichung der geehrten Leser selbst überlassen, aber am besten können wir die Leistungen der Herausg. da beurtheilen, wo sie (!) auf eigenen Füßen stehen, d. h. wo sie die Recensionen der Z. f. d. A. excerpiren." Diese Vergleichung wollen auch wir den verehrten Lesern unseres Repertoriums überlassen, erlauben uns aber zugleich, sie zu bitten, aus dem angeführten Satz selbst den Schluß zu ziehen, wer denn eigentlich der Verfasser dieser Anzeige sei. So ist der Leidenschaftliche gerade da, wo er nicht erkannt sein will und dürfte, doch immer sein eigener Verräther. Wenn nun Hr. Philalethes an die Z. f. d. A. sich hält, um durch sie zu erhärten, daß sich in der Art und Weise, wie die Excerpte abgefaßt seien, kein richtiger Takt zeige, so wollen wir in Bezug auf Einzelnheiten zuerst auf die neuesten Hefte unseres Repertoriums verweisen und dem Hrn. Philalethes zu bedenken geben, daß, wie jede Sache erst nach und nach einen bestimmten Typus erhält, so auch unsere Arbeit nach und nach ein Gepräge erhalten wird, durch das wir unsere verehrten Theilnehmer zufrieden zu stellen gedenken. Doch wir können nicht umhin, auch auf die Einzelnheiten einzugehen. Wenn sich Hr. Philalethes ereifert, daß wir Lersch antiquitates Vergilianae unter Geographie, Mythologie und Geschichte referirt haben, offenbar aus Versehen, so wird er sich nun beruhigen können, wenn er es im 3. Hefte unter Antiquitäten, S. 248, findet. Auch Hr. Prof. Bergk ist im 3. Hefte sein Recht widerfahren, indem er daselbst, S. 183, als Verfasser des Aufsatzes im Rheinischen Museum über die Kritik im Theognis genannt ist. Daß Simonides Amorginus kein Doppelgänger geblieben sei, zeigt auch das 3. Heft, S. 180. Zu Nutz und Frommen unserer Leser theilen wir ihnen mit, daß der scharfsichtige Hr. Philalethes gesehen hat, daß im 1. Heft, S. 35, Nägelsbach zu corrigiren und daß S. 16 unter Nr. 41 der Recensent Breitenbach zu setzen war. Auch über den Stil macht sich Hr. Philalethes lustig, denn S. 17 ist Baake's Ausgabe von Cicero's Büchern de legibus also beurtheilt: „Hr. B. schont den überlieferten Text als einen schon aus Cicero's Hand unvollkommen hervorgegangenen nicht sehr, tastet Manches mit Hyperkritik an und zeigt eine gewisse Ungewißheit." Hier war nicht der Stil, sondern die Relation zu tadeln; es soll heißen: „eine gewisse Unsicherheit in den Resultaten". Wenn wir nun das Urtheil des Hrn. Prof. K. Fr. Hermann über Kempfii observ. in Juv. S. 19 des Rep. referirt und es kürzer charakterisirt haben, als das Urtheil eines Recensenten in der Berl. Liter.-Zeit., jenes mit 6, dieses mit 11 Zeilen, wie Hr. Philalethes ganz richtig gezählt hat, so könnte diese bündige Zusammenfassung des Urtheils des Hrn. Prof. H. nur ein günstiges Vorurtheil erwecken, während die verehrten Leser zugleich sehen, daß es, da es in der Z. f. d. A. die Seiten 61—79 füllt, gründlich auf die Sache eingeht. Nicht anders verhält es sich mit Hrn. Prof. Bergk's Beurtheilung von Hrn. Dr. Schreiber's Marcellusschlacht bis Clastidium, S. 28 des Rep., S. 265—278 der Z. f. d. A., mit Hrn. Conr. Jahn's Relation in seinen Jahrbüchern, S. 206—211, mit Hrn. Prof. Rubino's Recension über Osenbrüggen, das altrömische Parricidium, S. 36 des Rep., S. 333—351 der Z. f. d. A. Doch hätte Hr. Philalethes Wahrheitssinn in Bezug auf unser Repertorium zeigen wollen, so hätte seinem scharfsinnigen Verstande auch nicht entgehen dürfen, daß nicht blos einer der Unterzeichneten, sondern beide an dieser Schrift gearbeitet haben und sie trotz aller Principien, in denen sie sich zu vereinständigen suchten, doch erst nach und nach eine gleiche Norm erreichen können. Ein sachverständiger und billig denkender Philolog wird alle diese einzelnen Ausstellungen des Hrn. Philalethes, die wir sämmtlich aufgeführt haben, zu beurtheilen wissen.

Sollen wir nun zum Schluß die Meinung, welche wir von dem Hrn. Philalethes in dem gegenwärtigen Falle erhalten haben, unsern Lesern mittheilen, so können wir nicht umhin, ihn als einen Mann zu bezeichnen, der physisch und geistig ein leidenschaftliches und übereiltes Wesen an sich trägt, vermöge dieses Wesens aber sich von der Liebe zur Wahrheit entfernt, über Kleinigkeiten das Ganze vergißt, und sich zu Schritten verleiten läßt, die er nachher, wenn er zu seiner besseren Natur zurückgekehrt ist, bereuen muß, wenn jene überhaupt noch Einfluß auf ihn haben kann. Was aber seinen Charakter als Mensch anlangt, so stellt sich derselbe bei dieser Angelegenheit allerdings nicht in dem schönsten Lichte dar, was uns um so mehr leid thut, als gerade Der, welcher sich den Studien des Alterthums ergeben hat, so vielfache Auffoderungen erhält, einen festen, ruhigen, humanen und namentlich vom Brotneide entfernten Sinn sich zu erwerben. Absichtlich gingen wir genau auf eine Beleuchtung dieser Anzeige ein, nicht als wenn wir glaubten, daß eine derartige Anzeige uns Eintrag thun könnte, denn das hieße an dem gesunden Sinne der Philologen und Schulmänner zweifeln wollen, sondern damit wir ein Schärflein dazu beitragen, daß der Verfasser künftig nicht wieder unternimmt etwaige ähnliche Erscheinungen mit dem Geifer seiner Leidenschaft besudeln zu wollen. Sollte es dem Verf. einfallen, auf unsere Beleuchtung etwas zu erwidern, so würde eine neue Erwiderung für uns ein neues interessantes Thema eröffnen, nämlich die Besprechung der Methode, nach der eine Anzeige und eine Recension anzufertigen sei, was wir jetzt unterließen, um unsern Lesern einen Ruhepunkt gewinnen zu lassen.

Leipzig, den 6. Mai 1845.

Dr. Gustav Mühlmann,
Dr. Eduard Jenicke,

Redactoren des Repertoriums der classischen Philologie.

Vom Jahre 1845 an erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Deutsches Volksblatt.

Herausgegeben
von Pfarrer Dr. Robert Haas.

Erster Jahrgang. 1845. Gr. 8. 24 Ngr.

Monatlich erscheint ein Heft von 3 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr.; Beilagen werden mit $\frac{3}{4}$ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Fünftes Heft. Mai.

Inhalt: Astronomischer, genealogischer und historischer Kalender auf den Monat Juni. — Mein Gruß an das deutsche Landvolk. Von Chr. Feldmann. — Die Ehefriedensstifter. Von Fr. Schrader. — Friede sei mit euch. Von Keck v. Schwarzbach. — Lichtstrahlen von Heinrich Zschokke. — Die Pflanzung des ersten Weinbergs. Von Dr. Hochstädter. — Der Weg zum Laster. Von Karl Walter. — Gastfreundschaft aus Herzensgrund. — Der pariser Schneider und sein ehemaliger oldenburger Landesfürst. — Die neuen Schulen. Vom Seminardirector Diesterweg. — Die schönsten deutschen Sprichwörter. Von Robert Haas. — Der Rathmann Dietrich und sein weiteres Wirken für das Wohl des Volkes. Vom Rentamtmann Preusker. — Ein Hahn in der Rolle des Teufels. Von Ludwig Prätorius. — Die Höllen. — Das Kind aus der Fabrik. — Mittel gegen das Aufblähen des Rindviehes und der Schafe durch Klee oder anderes Grünfutter. — Der bairische Verein gegen Thierquälerei. — Mannichfaltiges.

Leipzig, im Mai 1845.

F. A. Brockhaus.

Bei **Leopold Voss** in **Leipzig** zu haben:

MEMOIRES

de l'Académie Imp. des sciences de St.-Pétersbourg.
Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. T. IV. Gr. in 4. 1845. 6 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Sciences naturelles. T. V. Gr. in 4. 11 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Sciences politiques, histoire et philologie. T. VII. Gr. in 4. 1845. 4 Thlr. 15 Ngr.

Mémoires présentés par divers savants. T. IV. Gr. in 4. 1837. 6 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Recueil des actes des séances publiques. Séance d. 29. dec. 1843. (Partie 18me.) Gr. in 4. 1844. 1 Thlr.

In dem Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** erscheint:

L'ÉCHO,

Journal des gens du monde.

Nouvelle série. Première année. 1845.

Jährlich 104 Nummern in Kleinfolio und gespaltenen Columnen. Abonnementspreis 5 Thlr. 10 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen sind **Probenummern** dieser Zeitschrift gratis zu erhalten.

Die Mannichfaltigkeit des Inhalts lässt sich am besten aus nachstehender Übersicht der **Hauptartikel** in den Monaten *März* und *April* ersehen:

Sommaire: Les Drames inconnus. Par **Frédéric Soulié.** (Suite.) — Le port de Brest. A Mademoiselle Louise de la M... Par **Henri Nicolle.** — Des salons en France et en Angleterre au XVIIIe siècle Par **Philarète Chasles.** (Suite.) — Théâtre: Lady Seymour, de M. **Ch. Duveyrier.** — Chronique judiciaire. M. le marquis du Halley contre l'administration de l'Opéra. — Histoire contemporaine. Bataille de Marengo, le 14 juin 1800. Par **A. Thiers.** — Les vallées espagnoles dans les Pyrénées françaises. Le val d'Aran. Par **Xavier Durrieu.** — Un épisode sous la terreur. Par **Honoré de Balzac.** — La fille de Rome. — De l'histoire du consulat et de l'empire. Par **Ch. Merruau.** — Elisabeth. Par **Arsène Houssaye.** — Chronique judiciaire. Démence du fils adoptif de la reine Caroline. Demande en interdiction. Détails historiques. — Treize jours dans le désert. — Les Amazones de Java. — Le capitaine Vicovitch. — Une chasse aux nègres-marrons. Par **Th. Pavie.** — Chronique judiciaire. La liberté de critique au théâtre. Le droit du sifflet. — *La Rivière des morts à Canton.* — Esquisses et tableaux de moeurs. Les Grecs. Par **Pierre Durand.** — Des hallucinations. Par M. **Brierre de Boismont.** — Le temps que j'ai vécu. Par **Paul Legrand.** — Procès célèbres. Procès du marquis et de la marquise d'Anglade. Par **A. J.** — Un Duel au dix-septième siècle. — Mélanges. — Nouvelles publications. — Anecdotes. — Annonces. — ***Feuilleton***: Un nouvel enfant terrible. — Le vol au prince indien. — Un drame en mer. — Intimité royale, etc., etc.

Soeben ist erschienen:

Zeitschrift
für
deutsches Alterthum

Herausgegeben
von
M. Haupt.

Fünfter Band. Zweites Heft.

Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr.

Mit Beiträgen von *Bethmann*, *Dietrich*, *Jak.* und *W. Grimm*, *Ph. v. Karajan*, *Kuhn*, *W. Müller*, *Pfeiffer*, *W. Wackernagel* und dem Herausgeber.

Leipzig, den 10. Mai 1845.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Frederike Bremer's neuester Roman:

In Dalekarlien.

Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

wurde soeben versandt und ist in allen Buchhandlungen zu haben.

Die vollständige Ausgabe der Schriften von **Frederike Bremer** besteht aus 14 Theilen und kostet 4 Thlr. 20 Ngr. Einzeln sind zu erhalten:

Die Nachbarn. Vierte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr.
Nina. Zweite Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
Das Haus. Vierte Auflage. Zwei Theile. 20 Ngr.
Die Familie H. 10 Ngr.
Kleinere Erzählungen. 10 Ngr.
Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr.
Ein Tagebuch. Zwei Theile. 20 Ngr.

Leipzig, im Mai 1845.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1845. № XIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1845
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Beschluß aus Nr. XI.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

*54. **Löbe (William), Geschichte der Landwirthschaft im altenburgischen Osterlande.** Nach den besten Quellen bearbeitet. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Dieser Schrift wurde bei Gelegenheit der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Altenburg von dem Preisrichter-Collegium ein Preis von 50 Dukaten zugesprochen.

Von dem Verfasser erschien bereits in demselben Verlage:

Die altenburgische Landwirthschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenzweige und der agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.

Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker. Mit 20 lithographirten und illuminirten Tafeln. Gr. 8. 1842. 2 Thlr. — Vgl. Nr. 4.

*55. **Loebe (J.), Elementarbuch der lateinischen Sprache.** Gr. 8.

56. **Loebell (J. W.), Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen.** Erster Band und folgende. Gr. 8.

57. **Macchiavelli (Nicolo di Bernardo dei), Florentinische Geschichten.** Aus dem Italienischen übersetzt von **Alf. Reumont.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh.

*58. **Malfatti von Monteregio (Johann), Studien über Anarchie und Hierarchie des Wissens.** Mit besonderer Rücksicht auf die Medicin. Mit zwei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

59. **Mandl (L.), Handbuch der allgemeinen Anatomie,** angewendet auf die Physiologie und Pathologie. Nebst einer Einleitung über den Gebrauch des Mikroskops. Deutsche, nach dem französischen Original vom Verfasser besorgte, mit vielen Zusätzen versehene Ausgabe. Zwei Bände. Mit zehn Kupfertafeln. Gr. 8.

*60. **Martens (Charles de), Recueil manuel et pratique de traités,** conventions et autres actes diplomatiques sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers Etats souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Quatre volumes. Gr. 8. Geh.

Von Ch. de Martens erschien ferner in demselben Verlage:

Guide diplomatique. 2 vols. Gr. 8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.

Causes célèbres du droit des gens. 2 vols. Gr. 8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nouvelles causes célèbres du droit des gens. 2 vols. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

*61. **Moser (A.), Die medicinische Diagnostik und Semiotik,** oder die Lehre von der Erforschung nach der Bedeutung der Krankheitserkennungen bei den innern Krankheiten des Menschen. Gr. 12. Geh.

Vgl. Nr. 19.

*62. **Naumann (K. F.), Handbuch der Geognosie.** Zwei Bände. Mit 20 Tafeln und mehren in den Text eingedruckten Holzschnitten. Gr. 8. Geh.

Von dem Verfasser erschien bereits daselbst:

Lehrbuch der reinen und angewandten Krystallographie. Zwei Bände. Mit 39 Kupfertafeln. Gr. 8. 1830. 7 Thlr.

63. **Novellenschatz der Italiener.** In einer Auswahl übersetzt von **A. Keller.** Drei Theile. Gr. 12. Geh.

*64. **Posner (L.), Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie.** Zwei Bände. Gr. 12. Geh.

Vgl. Nr. 19.

*65. **Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia.** Edidit scholiisque instruxit **Hm. Brockhaus.** Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das erste Heft dieses Werks, den Sanskrittext enthaltend, erschien 1835 und kostet 1 Thlr.; das zweite Heft enthält die Scholien und wird zu dem Preise von 1 Thlr. 15 Ngr. auch einzeln ausgegeben.

Von dem Herausgeber erschienen früher in demselben Verlage:

Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathâ Sarit Sâgara des *Soma Deva.* Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.

Ueber den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben. Ein Vorschlag. Gr. 8. 1841. 20 Ngr.

Kathâ Sarit Sâgara. Die Märchensammlung des *Somadeva Bhatta* aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch herausgegeben. Gr. 8. 1839. 8 Thlr.

Die Märchensammlung des *Somadeva Bhatta* aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

*66. **Prescott (William Henry), Geschichte der Eroberung von Mexico** mit einer einleitenden Uebersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Mit zwei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Ebendaselbst erschien bereits durch denselben Uebersetzer:

Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Von W. H. Prescott. Aus dem Englischen. Zwei Bände. Gr. 8. 1843. 6 Thlr.

*67. **Rau (Heribert), Kaiser und Narr.** Historischer Roman. Drei Theile. Gr. 12. Geh.

*68. **Raumer (F. von), Die vereinigten Staaten von Nordamerika.** Zwei Theile. Mit einer Karte. Gr. 12. Geh.

Vgl. Nr. 31.

*69. **Rösing (Johannes), Das Criminalgericht zu Bremen** vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gezogen. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

Zum Besten der Familie des Professors Jordan.

Von dem Verfasser erschien 1843 daselbst:

An Bremens gemeinen Mann. Gr. 8. Geh. 3 Ngr.

70. **Sâma-Veda.** Die Hymnen des Sâma-Veda, im Original, mit der Accentuation der Handschriften, herausgegeben, ins Deutsche übersetzt, mit kritischen und exegetischen Anmerkungen, die Varianten des Rig-Veda und Mittheilungen aus den Commentaren des Sâjanâtschârja zum Rig-Veda und des Mehidhara zum Jadschur-Veda enthaltend, begleitet und mit einem Glossar versehen von **Thdr. Benfey.** Gr. 8. Geh.

Von dem Herausgeber erschien im Jahre 1844 daselbst: Ueber das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. Gr. 8. 2 Thlr.

71. **Schmid (Reinh.), Die Gesetze der Angelsachsen.** In der Ursprache mit Uebersetzung, Erläuterungen und einem antiquarischen Glossar. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8.

Von der ersten Auflage dieses Werkes, den Text nebst Uebersetzung enthaltend (1832), sind noch Exemplare zu dem Preise von 2 Thlr. 8 Ngr. zu erhalten.

*72. **Schnitzer (A.), Pathologie und Therapie der Geisteskrankheiten.** Zwei Bände. Gr. 8.

Im Jahre 1843 erschien in demselben Verlage: Handbuch der Kinderkrankheiten. Nach Mittheilungen bewährter Aerzte herausgegeben von *A. Schnitzer* und *B. Wolf.* Zwei Bände. Gr. 8. 6 Thlr.

73. **Scriptores rei herbariae** omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora. Curavit **G. A. Pritzel.** Gr. 8.

74. **Snell (K.), Einleitung in die Differential- und Integralrechnung.** Gr. 8.

Von dem Verfasser erschien früher daselbst: Lehrbuch der Geometrie. Mit 6 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1841. 1 Thlr. 5 Ngr.

*75. **Stamm (Theodor), Gedichte.** Gr. 8. Geh.

*76. **Stickel (G.), Orientalische Münzkunde.** Mit Steintafeln. Gr. 4. Geh.

*77. **Struve (G. von), Handbuch der Phrenologie.** Mit sechs lithographirten Tafeln und Textabbildungen. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Ngr.

78. **Die symbolischen Bücher der reformirten Kirche,** übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von **E. Gf. Adf. Böckel.** Gr. 8.

Diese Sammlung wird im Aeußern ganz mit der in demselben Verlage erschienenen „Concordia. Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, mit Einleitungen herausgegeben von F. A. Koethe" (1830, 1 Thlr. 15 Ngr.) übereinstimmen.

*79. **Tagebuch eines deutschen Künstlers in Italien.** Aus den nachgelassenen Papieren von **Erwin Speckter.** Drei Theile. Gr. 12. Geh.

*80. **Thienemann (F. A. L.), Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft. Mit 100 colorirten Abbildungen. Gr. 4. In Heften.

Dieses für die Ornithologie äußerst wichtige Werk wird in 10 Heften erscheinen, deren jedes 10 Tafeln und ungefähr 5 Bogen Text enthalten wird; das erste Heft ist unter der Presse.

*81. **Das Land Tyrol und der Tyrolerkrieg von 1809.** Zwei Theile. — Auch unter dem Titel: **Geschichte Andreas Hofer's;** Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. Durchgehends aus Originalquellen, aus den militairischen Operationsplanen, sowie aus den Papieren des Freiherrn von Hormayr, Hofer's, Speckbacher's, Wörndle's, Eisenstecken's, Ennemoser's, Sieberer's, Aschbacher's, Wallner's, der Gebrüder Thalguter, des Kapuziners Joachim Haspinger's und vieler Anderer. Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. Geh.

82. **Veinticinco Comedias de Lope Felix de Vega Carpio,** con su vida y notas criticas, escogidas y ordenatas por D. Eligo Baron de **Münch-Bellinghausen** y **D. Fernando José Wolf.** Gr. 12. Geh.

*83. **Venedey (Jak.), England.** Drei Theile. Gr. 12. Geh.

Ebendaselbst ist von dem Verfasser erschienen: Irland. Zwei Theile. Gr. 12. 1844. 4 Thlr.

*84. **Volks-Bibliothek.** Erster Band: Joachim Nettelbeck, Bürger zu Colberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet, und herausgegeben von **J. Ch. L. Haken.** Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Umgegend von Colberg. Zweite Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Mit der zweiten Auflage dieses trefflichen Werkes beginnt eine Sammlung, die durch Inhalt und billigen Preis den Namen **Volks-Bibliothek** rechtfertigen wird. Nettelbeck's Lebensbeschreibung, die in erster Auflage 3 Thlr. kostete, wird hier bei besserer Ausstattung dem Publicum für 1 Thlr. geboten, um dieses anerkannt gute Buch auch den weniger Bemittelten zugänglich zu machen.

☞ **Allen Vereinen zur Verbreitung guter Volksschriften wird diese Volks-Bibliothek zu geneigter Beachtung empfohlen.**

*85. **Wolf (J. W.), Deutsche Märchen und Sagen.** Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben. Mit zwei Tafeln. Gr. 12. Geh.

Von dem Verfasser erschien im Jahre 1843 daselbst: Niederländische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben. Mit einem Kupfer. Gr. 8. 3 Thlr.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** werden im Laufe des Jahres 1845 folgende Werke erscheinen:

*1. **L'Echo.** Journal des gens du monde. Nouvelle série. Première année. 1845. 104 Nrn. Klein-Folio. Preis des Jahrgangs 5 Thlr. 10 Ngr.

Eine erweiterte Fortsetzung des Echo de la littérature française, von dem 4 Jahrgänge in gr. 8. erschienen sind, welche eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik der letzten Jahre bilden. Um den Abonnenten auf das Echo in seiner neuen Gestalt auch die Anschaffung der ersten Serie zu erleichtern, werden alle 4 Jahrgänge für den sehr ermäßigten Preis von 6 Thlr. (anstatt 21 Thlr. 10 Ngr.) erlassen.

Die ersten Nrn. des Jahrgangs 1845 stehen auf Verlangen als Probeblätter zu Diensten.

Inserate werden mit $1\frac{1}{2}$ Ngr. für die Zeile berechnet, und besondere Anzeigen gegen Vergütung von 1 Thlr. beigelegt.

*2. **Annali** dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XVI. (1844.) In-8. — **Bulletino** dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1844. In-8. — **Monumenti inediti** dell' Instituto di corrispondenza archeologica pel' anno 1844. Folio. Roma. Pränumerations-Preis dieses Jahrgangs 14 Thlr.

Diese artistisch und wissenschaftlich werthvollen Schriften des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829, und können complet à 18 Thlr. per Jahrgang geliefert werden. Der Jahrgang 1843 wird noch zum Pränumerationspreis von 14 Thlr. gegeben.

---

*3. **Ahn (F.), Nouvelle méthode** pratique et facile pour apprendre la langue allemande. Deuxième partie. In-12.

Der erste Cursus dieses weitverbreiteten Schulbuchs erschien 1843 ($12\frac{1}{2}$ Ngr.), und die günstige Aufnahme desselben hat den Verfasser zur Bearbeitung eines zweiten Cursus bestimmt.

*4. **Avenarius (E., Landrath a. D.), Sammlung derjenigen Allerhöchsten Cabinets-Ordres,** welche nicht in die Gesetzsammlung aufgenommen worden, und der Rescripte der Ministerien des königl. preuß. Staats, in Bezug auf die innere Verwaltung. Aus den Jahren 1817 bis 1844 einschließlich. Zwei Theile. Gr. 8.

*5. **Bibliothèque choisie de la littérature française.** Mit biographischen und literarischen Einleitungen. Gr. 12. Geh..

Diese Sammlung, deren Herausgabe schon seit längerer Zeit beabsichtigt wurde, wird eine Auswahl der vorzüglichern Werke der französischen Literatur älterer, neuerer und neuester Zeit, und in letzterer Beziehung namentlich solche enthalten, deren Verlagsrecht wir für Deutschland erwarben. Näheres werden wir bei Erscheinen des ersten Bandes mittheilen.

6. **Le Cancionero de Juan Alfonso de Baena.** Collection d'anciens troubadours espagnols inédits, publiée par M. **Francisque Michel,** professeur de littérature étrangère à la faculté des lettres à Bordeaux. Avec un glossaire. Deux vols. Gr. 12. Geh.

*7. **Jedermann sein eigener Arzt.** Eine Anweisung zur Abwendung und Heilung der Krankheiten durch einfache und wohlfeile Mittel. Nach der Methode **F. V. Raspail's** vervollständigt von **H. Dubois** und **Joubert;** deutsch bearbeitet von **W. v. N.** Gr. 12. Geh.

*8. **Malczeski (Anton), Maria,** eine ukrainische Erzählung. Uebersetzt von **Kr. Roman Vogel.** Mit einer Biographie des Verfassers. Breit 12. Geh.

Im vorigen Jahre erschien in demselben Verlage eine sehr sorgfältig ausgestattete und mit einer biographisch-literarischen Einleitung von Severin

Goszczynski vermehrte Ausgabe des classischen Gedichts „Maria". Geh. 22½ Ngr.; in engl. Einband 1 Thlr.; Prachtband mit Goldschnitt 1 Thlr. 7½ Ngr.

*9. **Mickiewicz (Adam), Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände.** Gehalten im Collége de France in den Jahren von 1840—1844. Deutsche mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe. Vierter (letzter) Theil. Gr. 12. Geh.

Der erste Theil in zwei Abtheilungen (1843), kostet 2 Thlr. 20 Ngr., der zweite Theil ebenfalls in zwei Abtheilungen (1843) 2 Thlr. 10 Ngr., der dritte Theil (1844) 1 Thlr. 20 Ngr.

10. **Otterburg (S. J.), Pariser klinische Forschungen.** Erste Lieferung und folgende. Gr. 8. Geh.

11. **Vyasa, Das Mahâbhârata**, ein indisches Epos, in vollständiger deutscher Uebersetzung, mit erklärenden Anmerkungen etc. von **Theodor Goldstücker.** Etwa 4 Bände. Gr. 4.

Ueber die Herausgabe dieses wichtigen Werkes wird binnen kurzem ein besonderer Prospect das Nähere veröffentlichen.

Zu gefälliger Beachtung!

Ein bedeutendes Lager von Werken der ausländischen Literatur, namentlich der *französischen, englischen* und *italienischen*, sowie die vielseitigsten Verbindungen mit dem Auslande setzen uns in den Stand, alle uns ertheilten Aufträge zu den billigsten Preisen mit möglichster Schnelligkeit auszuführen; wir empfehlen uns daher Allen, die Bedarf davon haben, und sind stets bereit, nähere Auskunft über unsere Bedingungen u. s. w. zu ertheilen.

Eine regelmässige Übersicht der wichtigsten Erscheinungen der französischen Literatur gewährt unser

Bulletin bibliographique de la librairie française,

welches mit 1845 seinen neunten Jahrgang beginnt; alle zwei Monat erscheint eine Nummer, und ist dasselbe durch jede gute Buchhandlung *gratis* von uns zu erhalten.

Mit dem 1. Juli erscheinen im Verlage des Unterzeichneten:

Blätter

für die

Interessen der deutsch-katholischen Kirche.

Herausgegeben von **Robert Blum** in Leipzig.

Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in gr. 4. Preis von 26 Nummern 1 Thlr.

Wer die Wichtigkeit des Zeitungswesens in unsern Tagen erkennt — und welcher Gebildete erkennt dasselbe nicht? — der fühlt auch, welch mächtiges Förderungsmittel der täglich mächtiger fortschreitenden kirchlichen Bewegung durch eine **eigentliche Zeitung** zu Theil wird. Dieses Förderungsmittel beabsichtigen wir in den hier angekündigten „**Blättern**" herzustellen, die ein Mittelpunkt sein sollen, nicht allein für alle wichtigen Nachrichten über Erscheinungen und Begebenheiten, sondern auch für die Erörterung aller einschlagenden Fragen und die Übersicht der gesammten Literatur. Dadurch aber glauben wir ein Organ herzustellen, welches nicht allein für jeden Deutsch-Katholiken, sondern für **jeden Gebildeten**, der sich für die große Frage der Zeit interessirt, ein wirkliches Bedürfniß ist.

Altenburg, 22. Mai 1845.

Julius Helbig.

Soeben ist bei uns erschienen:

Kurzgefasstes exegetisches Handbuch zum Alten Testament.

Sechste Lieferung:

Buch der Richter und Ruth.

Von

Ernst Bertheau,

Prof. in Göttingen.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 4 Ngr.

Die frühern Lieferungen enthalten:

I. Lief.: Die zwölf kleinen Propheten, von Dr. *F. Hitzig.* 1 Thlr. 15 Ngr.
II. „ Hiob, von Dr. *L. Hirzel.* 1 Thlr.
III. „ Der Prophet Jeremia, von Dr. *F. Hitzig.* 1 Thlr. 20 Ngr.
IV. „ Die Bücher Samuel's, von Dr. *O. Thenius.* 1 Thlr. 7½ Ngr.
V. „ Jesaia, von Prof. Dr. *Knobel.* 1 Thlr. 25 Ngr.

Leipzig, den 20. Mai 1845.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Heute wurde ausgegeben:

Conversations-Lexikon.

Neunte Auflage.

Sechsundfunfzigstes Heft.

☞ **Mit diesem Hefte ist der siebente Band (Heim—Juwelen) geschlossen.**

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft** in der Ausgabe auf Maschinenp.; in der Ausgabe auf Schreibp. kostet der **Band** 2 Thlr., auf Velinp. 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Ex. 1 Freiexemplar.

Ankündigungen auf den Umschlägen der einzelnen Hefte des Conversations-Lexikon werden bei einer Auflage von 30,000 Ex. für den Raum einer Zeile mit 10 Ngr. berechnet.

Leipzig, 19. Mai 1845.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Alexander Duncker**, Königl. Hofbuchhändler in **Berlin**, ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neuester Roman
von

Ida Gräfin Hahn-Hahn
Zwei Frauen.

Zwei Theile. Sehr eleg. geh. 3 Thlr.

Neuester Roman der Verfasserin von **Schloß Goczyn**:

Ida von Düringsfeld
Graf Chala.

Sehr eleg. geh. 1 Thlr.

In
vierter Auflage
Geibel, E., Gedichte. Sehr. eleg. geh. 2 Thlr.

In
dritter Auflage
Baucher, F., **Methode der Reitkunst** nach neuen Grundsätzen. Mit 12 Abbildungen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Demnächst werden ausgegeben:

Barthold, F. W, Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jacob Casanova's Memoiren. Beiträge zur innern Geschichte des 18. Jahrhunderts. 8. Geh.

Hartmann von der Aue, Iwein mit dem Löwen. Übersetzt und erläutert von Wolff Graf von Baudissin. 8. Eleg. geh.

Hymnen für Kinder. Nach dem Englischen von Thekla von Gumpert. Illustrirt von L. Richter. 8. Geh.

Koch, Dr. Albert C., Die Riesenthiere der Urwelt. Mit 13 Abbildungen. Gr. 8. Geh.

Mentzel, E. D., Die Remontirung der preußischen Armee in ihrer historischen Entwickelung und jetzigen Gestaltung ꝛc. Mit höherer Genehmigung und Benutzung amtlicher Quellen. Gr. 8. Geh.

Narbel, Cathérine, Exercices de mémoire. Seconde Partie. 8. Geh.

Seydelmann's, Das Leben und Wirken. Mit Benutzung und Veröffentlichung des handschriftlichen Nachlasses und der Briefe desselben. Herausgegeben von H. Th. Rötscher. Gr. 8. Eleg. geh.

Wedell, R. von, Historisch-geographischer Hand-Atlas in 36 Karten nebst erläuterndem Text. Quer Imp.-Folio. Vierte Lieferung. 1⅓ Thlr.

Bereits versandt sind:

Bericht über die im höchsten Auftrage bewirkte Untersuchung einiger Theile des Mosquitolandes. Mit 2 Karten und 3 Abbildungen. Gr. 8. Geh. 1⅓ Thlr.

Sermons choisis de l'église française réfugiée de Berlin. Première Partie. Gr. 8. Geh. 1⅓ Thlr.

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das **5te Heft** der

Oesterreichischen militairischen Zeitschrift 1845.

Inhalt dieses Heftes:

I. Überfall auf Sury en Vaux am 21. Juli 1815. — II. Der Feldzug 1712 in Spanien und Portugal. Dritter Abschnitt. — III. Kriegsscenen. 1) Gefechte der kaiserlichen Vortruppen an der Nahe am 31. Mai und 1. Juni 1796. 2) Gefechte bei Kreuznach am 2., auf dem Hundsrück am 4., bei Neustadt am 7. Juni 1796. 3) Gefechte an der Rehbach am 14. und 15. Juni 1796. 4) Gefecht bei Mundenheim am 20. Juni 1796. — IV. Der Feldzug 1704 in Italien. (Schluß des ersten Abschnittes.) — V. Literatur. — VI. Kartenankündigung. — VII. Neueste Militairveränderungen.

Auf den **Jahrgang 1845** dieser Zeitschrift wird in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes **Pränumeration** mit 12 Fl. C.-M. angenommen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

ISIS. Von Oken. Jahrgang 1845. Fünftes Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Der **Isis** und den **Blättern für literarische Unterhaltung** gemeinschaftlich ist ein

Literarischer Anzeiger,

und wird darin der Raum einer gespaltenen Zeile mit 2½ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen ꝛc.** werden der **Isis** für 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im Mai 1845.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1845. № XIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erscheinenden Zeitschriften „**Blätter für literarische Unterhaltung**" und „**Isis**" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

verſendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre **1844.**

№ IV. October, November, December.

1. **Blätter für literarische Unterhaltung.** (Herausgeber: **H. Brockhaus.**) Jahrgang 1845. Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

2. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von **Oken.** Jahrgang 1845. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den unter Nr. 1 und 2 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden $2\frac{1}{2}$ Ngr. berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden besondere Anzeigen u. dgl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

3. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **William Löbe.** Mit einem Beiblatte: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Jahrgang 1845. 52 Nummern. 4. Preis des Jahrgangs 20 Ngr.

Wird wöchentlich Freitags in 1 Bogen ausgegeben. **Insertionsgebühren** für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr. **Besondere Anzeigen** u. dgl. werden gegen eine Vergütung von $\frac{3}{4}$ Thlr. für das Tausend beigelegt.

4. **Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand,*** und Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***K. A. Hase,*** Hof- und Justizrath Prof. Dr. ***A. L. J. Michelsen,*** Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser,*** Prof. Dr. ***K. Snell,*** als Specialredactoren. Jahrgang 1845. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

Anzeigen werden mit $1\frac{1}{2}$ Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile und besondere Beilagen u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

5. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Dritter Jahrgang. 1845. 52 Nummern. Nr. 105—156. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Der erste bis zehnte Jahrgang des Pfennig-Magazins kosten zusammengenommen statt 19 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge erster und zweiter Jahrgang (1843 und 1844) kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. **Jetzt** 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. **Jetzt** 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. **Jetzt** 20 Ngr.

☞ Letztere vier Bände zusammengenommen **nur 2 Thlr.**

In das Pfennig-Magazin werden Ankündigungen aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum werden 5 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von $\frac{3}{4}$ Thlr. für das Tausend beigelegt.

6. **Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.** Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von Hofrath und Oberbibliothekar Dr. ***E. Ghf. Gersdorf.*** Jahrgang 1845. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

Erscheint in wöchentlichen Heften von $2\frac{1}{2}$—3 Bogen und wird Freitags ausgegeben.

Dieser Zeitschrift ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben und Ankündigungen in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

7. **Allgemeine Preßzeitung.** Herausgegeben von Dr. **Alb. Berger.** 1845. Wöchentlich zwei Nummern. Gr. 4. Preis 5 Thlr. 10 Ngr.

Wird Freitags ausgegeben. — Inserate in derselben werden für den Raum einer gespaltenen Zeile mit $1\frac{1}{2}$ Ngr., besondere Beilagen mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

8. **Deutsches Volksblatt.** Eine Monatschrift für das Volk und seine Freunde. Herausgegeben von Pfarrer Dr. **Rb. Haas.** Erster Jahrgang. 1845. 12 Hefte. Gr. 8. 24 Ngr.

Monatlich erscheint ein Heft von 3 Bogen. Demselben ist ein

Intelligenzblatt,

für Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile $2\frac{1}{2}$ Ngr., besondere Beilagen werden für jedes Tausend mit $\frac{3}{4}$ Thlr. berechnet.

9. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: Professor **F. Bülau.** Jahrgang 1845. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Insertionsgebühren für den Raum einer dreispaltigen Zeile 2 Ngr. Besondere Anzeigen werden nicht beigelegt. — In besondern Beilagen liefert die Deutsche Allgemeine Zeitung die Übersetzung von Eugen Sue's neuestem Roman „Der ewige Jude" immer gleich nach dem Erscheinen des französischen Originals im „Constitutionnel".

---

10. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Verein praktischer Ärzte. Fünften Bandes viertes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

Der erste bis fünfte Band, jeder in 4 Heften (1837—45), kosten 13 Thlr. 10 Ngr.

11. **Bremer (Frederike), Die Töchter des Präsidenten.** Erzählung einer Gouvernante. Aus dem Schwedischen. Vierte verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

Die vollständige Ausgabe der Schriften von Frederike Bremer besteht aus 14 Theilen und kostet 4 Thlr. 20 Ngr., jeder Theil 10 Ngr.

Einzeln sind zu erhalten:

I. II. **Die Nachbarn.** III. **Die Töchter des Präsidenten.** IV. V. **Das Haus.** VI. VII. **Nina.** VIII. **Die Familie H.** IX. **Kleinere Erzählungen.** X. **Streit und Friede.** XI. XII. **Ein Tagebuch.** XIII. XIV. **In Dalekarlien.**

12. **Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. (Conversations-Lexikon.)** Neunte verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Neunundvierzigstes bis vierundfunfzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenpapier; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

☞ Frühere Auflagen des Conv.-Lex. werden nur einige Zeit noch gegen diese neunte Auflage unter vortheilhaften Bedingungen umgetauscht, worüber eine ausführliche Anzeige in allen Buchhandlungen zu erhalten ist.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.

13. ——— **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie ꝛc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Funfzehnte bis achtzehnte Lieferung. Jede Lieferung 6 Ngr.

14. ***Dieffenbach (J. F.)*, Die operative Chirurgie.** Zwei Bände in 10—12 Heften. Fünftes Heft. Gr. 8. Geh. Jedes Heft 1 Thlr.

Das erste bis vierte Heft (1844) kosten 4 Thlr.

15. **Gedichte eines Österreichers.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

16. **Hahn-Hahn (Ida Gräfin), Jenseits der Berge.** Zweite vermehrte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Von der Verfasserin ist in demselben Verlage erschienen:

Gedichte. 8. 1835. 1 Thlr. 15 Ngr.
Neue Gedichte. 8. 1836. 1 Thlr. 5 Ngr.
Venezianische Nächte. 8. 1836. 1 Thlr.

17. **Löbe (William), Geschichte der Landwirthschaft im altenburgischen Osterlande.** Nach den besten Quellen bearbeitet. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Dieser Schrift wurde bei Gelegenheit der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Altenburg von dem Preisrichter-Collegium ein Preis von 50 Dukaten zugesprochen.

Von dem Verfasser erschien bereits in demselben Verlage:

Die altenburgische Landwirthschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenzweige und der agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.

Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker. Mit 20 lithographirten und illuminirten Tafeln. Gr. 8. 1842. 2 Thlr.

18. ***Malfatti von Monteregio (Johann)*, Studien über Anarchie und Hierarchie des Wissens.** Mit besonderer Rücksicht auf die Medicin. Mit zwei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

19. **Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia.** Edidit scholiisque instruxit ***Hm. Brockhaus.*** Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das erste Heft dieses Werks, den Sanskrittext enthaltend, erschien 1835 und kostet 1 Thlr.; das zweite Heft enthält die Scholien und wird zu dem Preise von 1 Thlr. 15 Ngr. auch einzeln ausgegeben.

Von dem Herausgeber erschienen früher in demselben Verlage:

Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathâ Sarit Sâgara des ***Soma Deva.*** Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1835. 8 Ngr.

Kathâ Sarit Sagara. Die Märchensammlung des ***Somadeva Bhatta*** aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch herausgegeben. Gr. 8. 1839. 8 Thlr.

Über den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben. Ein Vorschlag. Gr. 8. 1841. 20 Ngr.

Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. 1844. 1 Thlr. 18 Ngr.

20. **Prescott (William Henry), Geschichte der Eroberung von Mexico** mit einer einleitenden Übersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Aus dem Englischen übersetzt. In zwei Bänden. Erster Band. Mit zwei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. Preis für beide Bände 6 Thlr.

Ebendaselbst erschien bereits durch denselben Übersetzer:

Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Von **W. H. Prescott.** Aus dem Englischen. Zwei Bände. Gr. 8. 1843. 6 Thlr.

21. **Rösing (Johannes), Das Criminalgericht zu Bremen** vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gezogen. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

Zum Besten der Familie des Professors Jordan.

Von dem Verfasser erschien 1843 daselbst:

An Bremens gemeinen Mann. Gr. 8. Geh. 3 Ngr.

22. ***Ross (L.)*, Inscriptiones graecae ineditae.** Fasc. III, insunt lapides insularum Meli, Therae, Casi, Carpathi, Rhodi, Symes, Chalces, Calymnae, Coi, Astypalaeae, Amorgi, Ji. Gr. 4. Geh. 2 Thlr.

Fasc. I, insunt inscriptiones Arcadicae, Laconicae, Argivae, Corinthiae, Megaricae, Phocicae (1834), kostet 1 Thlr. 10 Ngr.

Fasc. II, insunt lapides insularum Andri, Ji, Teni, Syri, Amorgi, Myconi, Pari, Astypalaeae, Nysyri, Teli, Coi, Calymnae, Leri, Patmi, Sami, Lesbi, Therae, Anaphae et Peparethi (1842), kostet 2 Thlr.

23. **Schopenhauer (Adele), Anna.** Ein Roman aus der nächsten Vergangenheit. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Von der Verfasserin erschien im Jahre 1844 daselbst:

Feld-, Wald- und Hausmärchen. Gr. 16. Geh. 24 Ngr.

24. **Struve (G. von), Handbuch der Phrenologie.** Mit sechs lithographirten Tafeln und Textabbildungen. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

25. **Sue (Eugen), Der ewige Jude.** Aus dem Französischen. Siebenter und achter Theil. 8. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

26. **Volks-Bibliothek.** Erster Band: **Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg.** Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgezeichnet, und herausgegeben von **J. Ch. Haken.** Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Umgegend von Kolberg. Zweite Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Nettelbeck's Lebensbeschreibung, die in erster Auflage 3 Thlr. kostete, wird hier bei besserer Ausstattung dem Publicum für 1 Thlr. geboten, um dieses anerkannt gute Buch auch den weniger Bemittelten zugänglich zu machen.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

1) **Zweiter Nachtrag zum Verlags-Katalog von F. A. Brockhaus in Leipzig** (bis Ende d. J. 1844).

2) **Bericht über die Verlags-Unternehmungen für 1845 von F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Aus dem Verlage von Herrn **Franz Nöldeke** in **Karlsruhe** ist mit Verlagsrecht an **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** übergegangen:

Le Sage's historisch-genealogisch-geographischer Atlas. Aus dem Französischen ins Deutsche übertragen und vermehrt von **Alx. von Dusch** und **J. Eyselein.** Gr. Royalfolio. Cart. 8 Thlr.

(Kann auch in 8 Lieferungen à 1 Thlr. bezogen werden.)

Im Verlage von **Ebner & Seubert** in **Stuttgart** ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Jahreshefte
des
Vereins für vaterländische Naturkunde
in
Würtemberg.

Herausgegeben von dessen Redactionscommission
Prof. Dr. **H. v. Mohl** in Tübingen, Prof. Dr. **Th. Plieninger**, Prof. Dr. **Fehling**, Dr. **W. Menzel**, Dr. **Ferd. Krauss** in Stuttgart.

Erster Jahrgang. Erstes Heft.

Gr. 8. Geh. 22½ Ngr. (18 gGr.), oder 1 Fl. 12 Kr.

Inhalt: Angelegenheiten des Vereins. — Über den gegenwärtigen Standpunkt der vaterländischen Naturkunde Würtembergs. Von Prof. Dr. *Th. Plieninger*. — Über die Zähne des Hirsches. Von Prof. Dr. *W. v. Rapp*. — Über die Ernährung des Fötus der Wiederkäuer. Von Demselben. — Über die Flora von Würtemberg. Von Prof. Dr. *H. v. Mohl*. — Eine neue Krätzmilbe (Sarcoptes Bovis). Von Med.-Rath *E. Hering*. — Über die Pferderaçen. Von Prof. *W. Baumeister*. — Beobachtungen über Zugvögel im Winter 1844—45.

Im Verlage von **C. Gerold**, Buchhändler in **Wien**, ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbücher der Literatur.

Hundertneunter Band.
1 8 4 5.
Januar. Februar. März.

Inhalt des hundertneunten Bandes.

Art. I. 1) Architecture arabe ou monuments du Kaïre mesurés et dessinés de 1818 à 1825 par *Pascal Coste*. Paris 1839. 2) Monuments arabes et moresques de Cordoue, Séville et Grenade, dessinés et mesurés en 1832 et 1833 par *Girault de Prangey*. 3) Essai sur l'architecture des Arabes et des Mores en Espagne, en Sicile et en Barbarie par *Prangey*. Paris 1841. 4) L'Alhambra, palais que les Génies ont doré comme un rêve et rempli d'harmonies; 1) plates elevations and sections of the Alhambra with the elaborate, 2) details of his beautifull specimen of moorish architecture from drawings on the spot in 1841. By *Jules Coury* and *Owen Jones* 1824. — Art. II. 1) *ΠΑΡΑΔΟΞΟΓΡΑΦΟΙ*. Scriptores Rerum Mirabilium Graeci. Insunt (Aristotelis) Mirabiles Auscultationes, Antigoni, Apollonii, Phlegontis Historiae Mirabiles, Michaelis Pselli Lectiones Mirabiles, Reliquorum Eiusdem Generis Scriptorum Deperditorum Fragmenta. Accedunt Phlegontis Macrobii et Olympiadum Reliquiae et Anonymi Tractatus de Mulieribus etc. Edidit Antonius Westermann. Londini 1839. 2) Alexandri M. Historiarum Scriptores Aetate Suppares. Vitas Enarravit, Librorum Fragmenta Collegit, Disposuit, Commentariis et Prolegomenis Illustravit Dr. Robertus Geier. Lipsiae 1844. (Dritter und letzter Artikel.) — Art. III. 1) Römische Briefe von einem Florentiner. 1837—38. Leipzig 1840. 2) Neue römische Briefe von einem Florentiner. Leipzig 1844. — Art. IV. Würtembergische Geschichte, von Christ. Friedrich Stälin. Erster Theil: Schwaben und Südfranken von der Urzeit bis 1080. Stuttgart und Tübingen 1841. — Art. V. Lieder der Sehnsucht nach den Alpen, von J. L. Pyrker. Stuttgart 1843. — Art. VI. Des Aeschylos gefesselter Prometheus. Griechisch und Deutsch mit Einleitung, Anmerkungen und dem gelösten Prometheus von G. F. Schoemann. Greifswald 1844. — Art. VII. Geschichte des Hauses Habsburg, von dem Fürsten E. M. Lichnowsky. Acht Bände. (Von K. Rudolf dem Ersten bis Kaiser Friedrich den Dritten.) Wien 1836—44. (Schluß.)

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. CIX.

Das Ambraser Liederbuch vom Jahre MDLXXXII. Ein Unicum. Von Joseph Bergmann. — Antonius Zara, ein östreichischer Philosoph im Zeitalter Bacon's. — Über die gegenwärtige katholische Bevölkerung Nordamerika's. — Pränumerations-Ankündigung.

Preis des Jahrgangs in vier Bänden 8 Thlr.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reise-Erinnerungen aus Belgien.

Von
Luise von Plönnies.

8. 23 Bogen. Geh. 2 Thlr.

Dies Werk will nicht allein eine Erzählung von Erlebten und Reflexionen darüber geben, sondern es ist vielmehr das Streben der Verfasserin dahin gerichtet, für zwei stammverwandte, kürzlich auch durch die materiellen Interessen näher verknüpfte Länder auch einen größern geistigen Verkehr zu vermitteln. Deshalb verweilt sie hauptsächlich bei der sogenannten flämischen Bewegung, welche dem germanischen Elemente in Belgien wieder zu seinem Rechte zu verhelfen sucht, schildert die Haupthelden der jungen aufkeimenden flämischen Literatur und gibt endlich in einem Anhange Proben ihrer Poesien. Je weniger bisher in Deutschland auf diese und doch so nah berührenden Bewegungen in Belgien geachtet worden, um so mehr empfiehlt sich dies Werk, den Ernst und die Begeisterung ihrer Führer kennen und achten zu lernen.

Duncker & Humblot in Berlin.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch der Chemie. Zum Theil auf Grundlage von Dr. Thomas Graham's „Elements of Chemistry" bearbeitet vom Prof. Dr. Fr. Jul. *Otto*. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Gr. 8. Drei Bände. Fein Velinpapier. Geh. Preis à Lieferung 15 Ngr. (12 gGr.)

Die neue Auflage des Graham-Otto'schen Lehrbuches der Chemie wird, wie die erste, in Doppellieferungen von 12 Bogen erscheinen. Ausgegeben sind Bd. I, Lief. 1—5, Bd. II, Lief. 1—4, und Bd. III, Lief. 1 und 2. Der Prospectus ist durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Braunschweig, im Juni 1845.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Arnd (Ed.),
Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volks, oder Darstellung der vornehmsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat.
Erster und zweiter Band.
Gr. 8. 7 Thlr.

Der dritte Band, welcher dieses Werk schließen wird, ist unter der Presse.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

